Julian der Abtrünnige

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 1

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Julian der Abtrünnige

Geschichtlicher Roman

Illustriert von Hugo L. Braune

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Dem Andenken

meines

teuern Lehrers, des Philosophen

Karl von Prantl.

Erstes Buch.

Die Jugend.

(337—355 n. Chr.)

„Wenn es, wie die Gelehrten sagen, vier Tugenden giebt: Mäßigkeit, Weisheit, Gerechtigkeit und Tapferkeit, so hat Julianus sie alle geübt.“

Ammianus Marcellinus (Augenzeuge), XXV. 4.

Begonnen 1877, vollendet 1893.

I.

In den Vorgemächern des Kaiserpalastes zu Nikomedia in der Provinz Pontus in Kleinasien drängte sich in später Stunde einer Frühlingsnacht — es war der zweiundzwanzigste Mai des Jahres dreihundertsiebenunddreißig nach Christi Geburt — bei dem trüben Licht duftender Öllampen eine gespannte, teils bange, teils hoffnungsgierige Schar: Bischöfe, Feldherren, Staatsmänner, Höflinge.

Manchmal traten Ärzte, Freigelassene, Sklaven aus dem durch mehrfache Vorhänge abgetrennten Innenraum, hastigen Fragen selten Beachtung, seltener Antwort gebend, aus dem Palast eilend mit allerlei Aufträgen, unerhörte Arzneimittel zu holen, zu bereiten. —

„Es geht rasch zu Ende,“ flüsterte, nach der Ausgangsthüre laufend, einer der Heilkünstler. „Nahm er die Taufe?“ forschte ein Bischof. Aber jener war schon vor der Thüre.

Gleich darauf aus dem Krankenzimmer schrilles Geschrei: — aber nicht der Trauer, nicht Totenklage. „Tot ist der Imperator, der große Constantinus. Heil, Heil und Sieg dem neuen Imperator, Constantius, dem Herrn der Erde.“ Bei dem Rufe warfen sich alle in dem Vorzimmer Versammelten nieder auf das Antlitz.

Alsbald erschien der Vorsteher des heiligen Schlafgemaches, der Präpositus sacri Cubiculi, und winkte mit erhobener Hand: „Hinweg!“ Sie verschwanden in Eile.

Begonnen 1877, vollendet 1893.

I.

In den Vorgemächern des Kaiserpalastes zu Nikomedia in der Provinz Pontus in Kleinasien drängte sich in später Stunde einer Frühlingsnacht — es war der zweiundzwanzigste Mai des Jahres dreihundertsiebenunddreißig nach Christi Geburt — bei dem trüben Licht duftender Öllampen eine gespannte, teils bange, teils hoffnungsgierige Schar: Bischöfe, Feldherren, Staatsmänner, Höflinge.

Manchmal traten Ärzte, Freigelassene, Sklaven aus dem durch mehrfache Vorhänge abgetrennten Innenraum, hastigen Fragen selten Beachtung, seltener Antwort gebend, aus dem Palast eilend mit allerlei Aufträgen, unerhörte Arzneimittel zu holen, zu bereiten. —

„Es geht rasch zu Ende," flüsterte, nach der Ausgangsthüre laufend, einer der Heilkünstler. „Nahm er die Taufe?" forschte ein Bischof. Aber jener war schon vor der Thüre.

Gleich darauf aus dem Krankenzimmer schrilles Geschrei: — aber nicht der Trauer, nicht Totenklage. „Tot ist der Imperator, der große Constantinus. Heil, Heil und Sieg dem neuen Imperator, Constantius, dem Herrn der Erde." Bei dem Rufe warfen sich alle in dem Vorzimmer Versammelten nieder auf das Antlitz.

Alsbald erschien der Vorsteher des heiligen Schlafgemaches, der Präpositus sacri Cubiculi, und winkte mit erhobener Hand: „Hinweg!" Sie verschwanden in Eile.

Nach einiger Zeit trat aus dem Sterbegemach ein junger Mann in Purpurgewanden, aschfahl von Antlitz, von rastlos unstetem Blick der tiefliegenden schwarzen Augen; er zitterte vor Erregung; sein Schritt wankte, er stützte sich schwer auf einen langen goldenen Stab: — es war der Stab der Weltbeherrschung; er hatte ihn eben aufgenommen. Das Haupt hing auf die Brust, die schmalen vorgebeugten Schultern schienen die Wucht der neuen Würde nicht tragen zu können; er sah starr vor sich nieder auf den Marmorestrich.

Ein Kriegstribun, in vollen Waffen gerüstet, war der erste, der ihm aus dem Innengemach folgte: er hielt eine Papyrusrolle in der Hand. Gleich hinter ihm wandelte der Bischof der Stadt bedachtsamen Schrittes in das Vorzimmer. „Bleibt es dabei, oh Imperator?“ fragte mit leisem Grauen der Gepanzerte.

Constantius sah nicht auf. „Hab' ich's zurückgenommen?“ fragte er entgegen: — scheinbar ruhig, aber seine Lippe zuckte. Er sah zweifelnd zu dem Präpositus hinüber: aber dieser hob warnend, fast drohend, den Finger.

„Herr, die Liste ist lang!“ sprach der Kriegsmann. „Deine drei Oheime? Also alle Brüder deines eben verewigten Vaters, darunter auch der Patricius Julius, dein eigner Schwiegervater, der Vater deiner verstorbenen Gemahlin? Und deine Vettern, — alle sieben? Sind zehn! Alle deine Verwandten? Sonder Ausnahme? Sie sind ...“ — „Feinde des Imperators,“ unterbrach dieser. — „Und der heiligen Kirche,“ fiel der Bischof vortretend ein. „Heimlich heidnisch oder, was noch schlimmer, ketzerisch gesonnen im Herzen. — Hilf doch, Eusebius!“ Da schritt der Präpositus in seinem goldstrotzenden Gewande dicht an den Tribun heran und herrschte ihm mit heiserer Stimme zu: „Kann ein Krieger nicht mehr ge-

horchen?" — „Auch die Frauen, die Mädchen?" — „Alle, die noch heiraten können," nickte der Imperator. „Sie sind so gefährlich wie die Männer." — „Oft rachsüchtiger und schlauer!" ergänzte Eusebius. Er war der oberste Eunuch des Palastes.

„Hier stehen aber auch drei Kinder! — Auch die? Deine beiden jungen Neffen? Deine kleine Nichte?" — „Was frägst du?" knirschte der Augustus, mit dem Fuß aufstampfend. „Alle, die mir jetzt oder künftig schaden können. Soll ich die Rächer heranwachsen lassen?"

Gleich darauf krachten die Hausthüren gar mancher Paläste zu Nikomedia von außen nach innen: Waffenklirren — roter Schein von Pechfackeln — Lärm — Widerspruch, hier und da Widerstand der Hausſklaven — gleich darauf Wehegeschrei von Sterbenden.

In das Haus des Patricius Julius, des einen Bruders des eben Verstorbenen, drang ein Centurio mit einer Schar von blonden barbarischen Söldnern. Der Hausherr selbst trat ihnen im Atrium rasch mit teilnahmvoller Sorge entgegen.

„Wie steht's mit unserem Herrscher, meinem Bruder?" — „Das frag' ihn selbst im Hades! Oder vielleicht im Himmel der Christen!" schrie der Centurio. „Mich sendet der neue Herr: dein Neffe Constantius, der schickt dir — durch mich — dies!" Er stieß ihn nieder; das kurze Römerschwert durchdrang die linken Rippen und fuhr im Rücken heraus. „Wo ist die Frau?" schrie der Wilde. „Wo das Mädchen?"

„Hier, Mörder!" rief eine ausnehmend schöne Frau von etwa vierzig Jahren, die ein kleines Mädchen an der Hand führte. „Laß uns mit ihm sterben!"

Der Legionar zückte das breite Schwert gegen sie: dabei sah er ihr in das Antlitz: so wunderbar schön waren diese Augen, — er senkte erschüttert für eine kurze Weile die Waffe, die vom Blute des Mannes troff.

Der wand sich sterbend und stöhnte noch einmal. Da vergingen der Gattin die Sinne: bewußtlos sank sie auf ihr Antlitz über der Leiche zusammen. Laut weinte und schrie das geängstete Kind.

Mit dem Fuß schob der Centurio die Ohnmächtige zur Seite und holte nochmal aus, sie vom Rücken zu durchbohren.

Da stürzten aus einem der Schlafräume zur Rechten zwei seiner Söldner hastig zurück: „Mache, daß du fortkommst,“ schrie der erste verstört, faßte ihn am Arm und drängte ihn gegen die Ausgangsthür. „Seid ihr fertig?“ fragte er. „Was ist euch? Wo sind die Köpfe? Zwei Knaben: Gallus heißt der eine, der andere . . .“ — „Gallus liegt im Sterben,“ antwortete der Söldner. „So sagte uns der Arzt, ein kleiner buckeliger . . .“ — „An den schwarzen Blattern, bestätigte uns ein Mönch, der dabei stand,“ ergänzte der zweite. — „Den Blattern?“ rief der Centurio. „Weh! Beim Styx! Die stecken an! Also der ältere — gefährlichere — stirbt. Und was ist's mit dem jüngeren, he, Bero, Alamannenbär?“ — „Der jüngere? Das ist ein Kind von kaum sechs Jahren. Ich morde keine Kinder,“ zürnte der Riese und schüttelte die roten wirr-zottigen Locken. „Willst du, — so thu's selbst. Ich nicht! Geh hinein! Er liegt schluchzend über den sterbenden Bruder hingestreckt. Geh', schlachte du ihn ab!“ — „Ich danke! Ich scheue jene schwarzen Beulen. Fort aus dem verpesteten Hause!“ „Alles, was schaden kann,“ sagte der Ober-Eunuch. „Kinder können doch nicht schaden. Auch nicht diese Kleine da! —

Weiter! — Die Liste ist gar lang und kurz die Maiennacht. Und die Sonne darf keinen mehr am Leben finden, so hieß es. Fort! — Hinaus!"

II.

In Kilikien nahe bei Tarsus ragte in einer abgelegenen öden Vorstadt aus düsteren Cypressen ein düsteres Gebäude: wie eine Feste umschlossen es hohe Steinmauern.

Und es war auch eine Feste: eine Wehrburg der Kirche, eine Klosterschule, in welcher Knaben und Jünglinge, streng abgesperrt von dem Lärm und von den Verführungen des Lebens, für den Priesterberuf vorgebildet wurden. Nicht alle hatten freiwillig diese Laufbahn gewählt: es waren viele Waisen darunter, meist Söhne von „Hochverrätern"; oder doch von — Hingerichteten.

An das schweigende Haus mit seinen schmalen, lichtarmen Gängen und den schmucklosen, einfenstrigen Zellen der Zöglinge stieß ein nicht minder freudlos anmutender Garten: entlang den altersgrauen Mauern starrten die dunkelgrünen finsteren Cypressen und in jedem Eck der rechtwinkeligen Umwallung schüttelte eine einsame Pinie, verträumt und traurig, das schwermütige Haupt.

Der Rasen des Gartens war von der heißen Sonne braun gebrannt. In der Mitte lag der verwitterte Steinbrunnen fast ausgetrocknet: er sollte einen Springquell vorstellen; aber nur ein kläglich dünner Wasserstrahl hob sich mit schwacher Regung ein paar Fuß aus dem schwarzen Marmorgrund, um alsbald wie todesmatt und lebensmüde, wie verzweifelnd geräuschlos wieder herabzugleiten.

Es war Hochsommerzeit. Mitleidlos brannte die grelle Mittagssonne senkrecht nieder auf die blendend weißen Sandwege, die den viereckigen Raum, ein Kreuz bildend, schnitten. Kein Busch, keine Blume ward hier geduldet; sie hätte auch verschmachten müssen; daher flog hier auch nie ein Falter, kein Vogel sang; die Schwalbe hielt im Zwitschern ein, flog sie über den öden Raum dahin; rings alles still bis auf das einförmige Gezirp der Cikade auf den in der Glut badenden wagrechten Ästen der Pinien.

Zwölf Jahre nach jener Mordnacht waren vergangen: da wandelten unermüdet, ununterbrochen, trotz der drückenden Hitze auf den schattenlosen Wegen, langsam, in immer gleichmäßigem Schritte dahin ein Mann in reifen Jahren und ein halbwüchsiger Jüngling: beide barhäuptig, bararmig und barfuß, beide in lange weißgraue Kutten als einziges Gewand gekleidet: die waren von Ziegenfell, das Haar nach innen gekehrt; ein dreifach geknoteter derber Strick hielt das rauhe Kleid über den Hüften zusammen.

Der Jüngling bemerkte, wie der zu seiner Rechten Schreitende schwer unter der sengenden Hitze litt: er atmete mit Anstrengung, er wischte wiederholt den Schweiß von der hohen, tief gefurchten Stirne. „Wie kann ich dir danken?“ sprach der jüngere, das dunkle seelenvolle Auge mit den lang schattenden schwarzen Wimpern zu jenem aufschlagend. „In Christo Geliebter, du mein Lehrer, mein einziger Freund auf Erden, du mein Ein und Alles! Mir legt der Abt die Buße auf und du — du teilst sie freiwillig mit mir! Nur um sie . . .“ — „Dir zu erleichtern, mein in dem Gotte geliebter Sohn! Eintausend Vaterunser sind dir auferlegt, hintereinander in der Sonnenglut zu beten, dann mir zu beichten und die von mir über dich zu verhängende weitere Buße zu leisten. Ich begleite dich, bis du die tausend Gebete zu Ende gesprochen: — ich

weiß, du wandelst leichter, schreite ich neben dir." — Dankbar drückte ihm der Jüngling die Hand. „Darf ich jetzt — nachdem ich die Strafe erlitten — fragen, weshalb ich bestraft ward? — Vorher ist es ja verboten." — Der andere nickte, ließ das durchdringende, fast unheimlich scharf blickende Auge auf ihm ruhen und strich ihm über das glänzend schwarze, ganz kurz geschorene Haar. „Jetzt darfst du fragen. Du wurdest gestraft wegen geistlicher Hoffart, o mein Julianus."

„Ich?" rief der Jüngling und blieb erschrocken stehen. „O, die Heiligen wissen, wie demütig ich bin im tiefsten Herzen, wie zerknirscht im Bewußtsein meines Unwertes, meiner Sündhaftigkeit. Was habe ich verbrochen?"

„Du hast, als du dich unbeachtet glaubtest in deiner Zelle, einen Stachelgürtel um die Lenden geschnürt." — Jähes Blut schoß in die wachsfahlen, eingesunkenen Wangen des jungen Büßers: die schmächtige, noch beinahe knabenhafte Gestalt bebte: „Wer hat . . .? Wie ist es möglich . . .? Ich war ganz allein." — „So wähntest du. Aber der Gott nicht nur, — auch der Abt sieht dich, wo dich niemand sieht." — Da wechselte der Ausdruck auf dem schmalen hageren Antlitz des Jünglings: zornig loderte nun sein dunkles Auge, die blauen Adern in den durchsichtigen, weißen Schläfen schwollen an: „Lysias, das ist elende Auflauerei."

Erschrocken sah sich Lysias um: er legte warnend den Zeigefinger der Linken auf den Mund.

Da lag der Jüngling schon, wie vom Blitze niedergestreckt, vor ihm im Staub, umfaßte seine Knie und flehte: „O vergieb, vergieb den Frevel: — die Todsünde des Zornes."

„Und die schlimmere des Zweifels, würde Abt Konon sagen," sprach Lysias, ihn erhebend. „Kann der Gott

dem heiligen Abt nicht enthüllen, was du im Verborgenen treibst? Es ist aber Überhebung, ist geistlicher Hochmut, durch heimliche Kasteiung mehr Ruhm als die Brüder vor dem Gott gewinnen wollen. Nun zu deiner Beichte. Aber bevor wir damit beginnen," — hier verschärfte sich wieder wie drohend der spähende Blick — „ich muß bis in die tiefsten Wurzeln deiner Gedanken, bis in die feinsten Keime deiner Neigungen dringen und deine ganze Vergangenheit überschauen, um dich, den Gewordenen, zu begreifen: — erzähle mir also von Anfang, von deiner frühesten Kindheit an die Geschichte deines jungen Lebens. Nur stückhaft, getrübt durch der Menschen Haß oder Vorliebe, kam mir manche Kunde davon zu in — in der Einsamkeit dieses Klosters," fügte er zögernd bei. — „Gern, mein Vater. — Aber du weilst noch nicht lang, — nicht häufig im Kloster. Wo . . .?" — Ein leichtes Gewölk zog über die tiefgefurchte Stirn des Mannes. „Laß das! Einstweilen nur so viel: ich reise oft nach Ägypten, meiner Heimat, zurück."

„Wohl in das Mutterkloster unseres Klosters: wie fast aller andern, welches Pachomius der Fromme auf jener Insel des Nilstroms, Tabennae . . .?" — „Nicht doch! Frage nicht! Dann — zu rechter Zeit — wirst du viel mehr aus meinem Munde vernehmen als du je ahnen könntest. — Beginne. Ich weiß also: Du bist der Sohn des Patricius Julius, der Neffe des großen Imperators Constantin, der Vetter unseres jetzigen Herrn, Constantius ..." — „Dem Gott langes Leben und Sieg verleihe," unterbrach der Jüngling, die magern schmalen Hände fromm zum Gebete faltend. Scharf prüfte dabei der ältere den Ausdruck seiner Mienen: er fand, — mit Überraschung — die Worte der vorgeschriebenen Formel wurden nicht formelhaft oder erzwungen, vielmehr mit tiefer Empfindung, aufrichtig, ge-

sprochen. „Noch in der Stunde des Todes des großen Herrschers," fuhr Lysias fort, „wurden alle seine Verwandten getötet, auf Befehl des neuen Herrn, Constantius."

„Dem Gott langes Leben und Sieg verleihe!" wiederholte Julian; aber diesmal furchte sich ihm wider Willen die weiße Stirn.

„Ausgenommen nur seine beiden Brüder, Constans und Constantinus, mit denen er sich, nach des Vaters Gebot, in das Reich teilen mußte. Zu ihrem Glücke weilten sie nicht in Nikomedia. Damals ward auch . . . hingerichtet dein Vater, obwohl er dem Constantius nicht nur Vatersbruder, — auch noch sonst verbunden war. Nicht?" fragte er lauernd.

„Gewiß! Er war meines Vaters Eidam, er ist nicht nur mein Vetter, auch mein Schwager: er war mit meiner kurz vorher verstorbenen Schwester vermählt, unser Imperator Constantius, dem Gott . . ." er brach kurz ab.

Lysias warf einen befriedigten Blick auf den innerlich Ergrimmten und fuhr fort: „Als nun das Ärgste geschehen war . . ."

„Als das Ärgste geschehen war," unterbrach Julian mit einem wohlgefälligen Lächeln, „da geschah erst das Ärgste —! Ist es eine Sünde, o Vater," er errötete sehr anmutig — „daß ich mich stark erfreue an solchem dialektischen Spiel?" — „Am Wortwitz? Eine Eitelkeit ist es, eine Schwäche, nicht gerade eine Sünde. Du bist überhaupt recht witzig, aber noch viel mehr eitel als witzig, o Julianus." — „O mein Lehrer!" — „Jawohl! Trotz aller Demut, zu der du dich — oft schwer! — zwingen mußt. Du gehst vernachlässigt einher — aber, wie Sokrates zu Antisthenes sprach: durch die Löcher deines Mantels strahlt deine Eitelkeit hindurch." — „Du hast Recht," flüsterte Julian und schlug die langen Wimpern nieder.

„Ich will es abthun.“ Er bückte sich, ihm die Hand zu küssen. — Lysias entzog sie. „Du wirst das nicht können, mein lieber Sohn. Es ist deine eigenste Eigenart. Aber hüte dich: man beherrscht die Menschen durch ihre Schoßsünde, ihre Lieblingsschwäche: dich wird man durch deine Eitelkeit beherrschen.“ — „Mich, den armen Mönch? Wer sollte das der Mühe wert finden?“ — Ein scharfer Blick schoß hier aus den leidenschaftlichen Augen des andern. „Wer? Nun, vielleicht ich, Julianus.“ — „Du scherzest! — Übrigens: — von dir will ich mich beherrschen lassen — immerdar!“ — „Willst du?“ fragte Lysias mit einem stechenden Blick. „Ich werde dich dieses Wortes dereinst gemahnen, Julian. — Aber fahre fort. Was war noch ärger als dieses Ärgste? Als diese . . . Morde?“

„Der Gebrauch, der Mißbrauch, den der Mörder von dem Erfolg machte, gegenüber den Seelen von uns drei Kindern, die er — noch! — verschonte, der Herzverhaßte!“ — Feuer loderte aus den Blicken des Jünglings. — „O vergieb, mein Vater, aber ich kann ihn noch immer nicht recht lieben, den Augustus! — Ich weiß ja: — „liebet eure Feinde — vergebet euren Schuldigern.“ Und so weiter! Ach, was er mir gethan — ich verzeih’ es ihm. Aber was er Gallus, was der heißgeliebten Mutter, der Schwester — das, Lysias — ich kann es nicht verzeihen! Strafe mich, versage mir den Südenerlaß — denn das ist meine schlimmste Beichte! — Aber ich kann nicht. Noch nicht!“

Und in überwältigender Qual des Gewissens warf er sich abermals seinem Beichtiger zu Füßen: in heißer Angst, flehentlich, sah er zu ihm empor.

Da zuckte der die Achseln, sah sich vorsichtig um und sprach dann ganz ruhig: „Wenn du nicht kannst, kannst

du nicht. — Ich thät's auch nicht. — 's ist wider die Natur. — Steh' auf."

In äußerster Überraschung, ja Bestürzung, sprang der Jüngling auf seine Füße und starrte ihn an. — „Was — was ist das? Das war kein christlich Wort." — „Aber ein wahres. — Still! — Kein Aufsehen! — Die Späher! Sie lauern da oben hinter den Fenstervorhängen auf uns herab. — Erzähle weiter." — Doch Julian konnte sich noch immer nicht erholen von seinem Staunen. — „Wahrheit außer der Kirche? Gegen die Kirche? Das giebt es nicht!" flüsterte er entsetzt vor sich hin. „Und du, du — bist ein Priester des Herrn?" — „Ein Priester bin ich. Ein Priester großer Herrn — und meines Herrn. Gedulde dich noch! — Sprich weiter. Ich befehl' es." Mit Anstrengung faßte, sammelte sich Julian: er konnte das suchende Auge nicht lösen von dem Antlitz des widerspruchvollen, rätselhaften Mannes.

„Wir waren, sobald die Krieger hinweggestürmt, von unserem Arzt und einem Mönch, einem Freund unseres Hauses, der in der Mordnacht den todkranken Bruder pflegen half, aus den blutbespritzten Gemächern in das Asyl einer Kirche geflüchtet worden. Von dort aus ließ der Imperator nach mehreren Tagen uns drei Geschwister in den Palast holen. Mit Gewalt riß uns der Kriegstribun der Prätorianer aus den Armen unserer Beschützer, der laut wehklagenden. Zum Tode, meinten die beiden, würden auch wir nun geschleppt. Mir war's gleichgültig, — ich weiß nicht warum. Obwohl ein Kind, war ich wie lebensmüde: ich beruhigte die Schwester Juliana, die sich ängstlich an mich klammerte, küßte sie auf die Augen — wir haben uns immer so lieb gehabt! — und sprach: „weine nicht, liebes Schwesterlein, wir sind Waisen: wir haben auf Erden keinen Freund. Denn auch die Mutter

ist wohl ermordet." Der gute Mönch sagte, sie ist aus dem Hause des Arztes, der die Bewußtlose gerettet hatte, von Kriegern mit Gewalt fortgeführt worden. Waisen aber sind am besten geborgen — im Grabe der Eltern. Denn dann sind sie nicht Waisen mehr."

„Ein sechsjähriger Knabe," staunte Lysias. „Widernatürlich frühreif."

„Aber Gallus, mein Bruder, sieben Jahre älter als ich, inzwischen genesen, tobte gegen den Tribun. Er schlug nach ihm, er wollte ihm das Schwert aus der Scheide reißen: mit Gewalt mußte der Mann den Zappelnden auf den gepanzerten Arm nehmen. In dem Vorhof der Basilika wurden wir in zwei Sänften gehoben, — ich mit Juliana — den schreienden Gallus nahm der Tribun in die andere. Die Läden der Sänften wurden sorgfältig geschlossen; das Volk auf den Straßen sollte nicht erfahren, wer da in das Palatium — zum Tode? — gebracht werde, auf daß es nicht versuche, uns zu befreien! Sechzig Prätorianer waren aufgeboten, drei Kinder vom Entspringen abzuhalten: — waffenklirrend umdrängten sie die Sänften, die Neugierigen, die herzuliefen, den Aufzug zu sehen, mit gefällten Speeren abwehrend.

In dem Palast angelangt, wurden wir vor den Imperator geführt. In dem von Gold und Elfenbein leuchtenden Saale saß er, umgeben von den Großen und von den Eunuchen des Hofes auf dem hohen Thron: blutrot der Thron, blutrot sein Mantel. Ich sah sein Antlitz zum erstenmal: das leichenfahle, hagere — stets von heftigem Zucken bewegt, — den unsteten Blick . . ."

„Genug! Ich kenne ihn."

„Mir schauderte: — all das Blutrot mahnte mich des Blutes der Meinen — die ja auch die Seinen gewesen! — das er in Strömen vergossen. „Schuldlos Blut färbt

wohl besonders stark?“ Das mußt' ich immer denken. Auf einen Wink des Ober-Eunuchen sollten wir vor dem Augustus auf die Knie niederfallen. Juliana gehorchte, auch ich, da ich mich nicht berühren lassen wollte, wie Gallus geschah, den sie an den Schultern niederdrückten. Nun ward uns verlesen — uns drei Kindern, o mein Vater! — unser Todesurteil. Mit Berufung auf Gottes Ausspruch, daß er die Schuld der Eltern rächt bis ins vierte Glied. Unsere Eltern seien wegen erheblichen Verdachtes des Hochverrats hingerichtet, wir hätten vermöge der vorbeugenden Gerechtigkeit das Gleiche verdient, des Vaters und der Mutter Vermögen sei dem Fiskus verfallen und bereits eingezogen. Wir wurden nun gefragt, ob wir alles verständen? Die Schwester und ich, wir nickten stumm. Gallus aber ballte die Faust wider den Imperator und schrie gegen den Thron hinauf: „Ja, ich versteh's! Herodes, blutiger Herodes! Kindermörder!“

„Der Augustus ward noch bleicher als er war — (bleicher als bleich. — Klingt das nicht zierlich?“)

„Schon wieder ein Wortspiel, o Julianus, du, eitler als eitel!“

„Aber Eusebius der Präpositus und Ober-Eunuch fuhr fort: — Constantius hatte kein Wort gesprochen, nur scheuen Auges von mir auf Gallus, von Gallus auf mich geblickt. — „Dem Tode seid ihr verfallen. Über euerm Nacken schwebt das Schwert des gefällten Urteils (ein schiefes Bild, nicht? Ich mußte das damals schon denken). Allein die Gnade des Imperators läßt es — noch! — unvollstreckt. Lebt, lebt weiter unter dem hangenden Schwert. Aber seid stets dessen gedenk: jeden Augenblick — ein Zucken der imperatorischen Wimper, und es fällt auf euere Nacken.“

„Gallus wollte erwidern: — er machte drohend einen Schritt gegen den Thron hin — da winkte der erschrockene

Imperator hastig mit dem Zipfel seines Purpurmantels: „Hinaus! hinaus!“ stieß er hervor mit hohler Stimme — es war sein erstes Wort — und hurtig schoben und drängten die Prätorianer uns an den Schultern aus dem Saal.

Draußen wurden wir sofort getrennt — umsonst barg ich die laut weinende Schwester an meiner Brust: — sie rissen sie aus meinen Armen! Ich sah sie, sah Gallus niemals wieder. Ich ward in geschlossener Sänfte aus der Stadt geführt, ans Meer, eingeschifft und zuerst nach Jonien, alsbald aber hierher nach Kilikien gebracht. Dort, an der Schwelle der Mauerpforte, empfing mich der heilige Abt und verkündete mir, der Imperator habe mir das Leben geschenkt nur unter der Bedingung, daß ich mich nie vermähle und daß ich ein Priester des Herrn werde. Mir war alles gleich, auch Tod oder Leben. Diese hohen finstern Mauern schienen mir Grabesmauern. Sind wir doch hier auch so gut wie begraben! Keine Kunde von der Außenwelt dringt in diese Stelle. Weiß ich doch nicht einmal, ob meine Mutter, meine Geschwister noch am Leben sind. Der heilige Abt verbot, zu fragen.

Nur durch deine Güte erfuhr ich auch ja von dem Wichtigsten, was in diesem Reiche der Römer geschehen ist in all diesen zwölf Jahren. In unserem Haus, dem der Constantier, lebt, scheint es, die Wolfsart von Romulus und Remus fort. Die drei Brüder, die Söhne und Erben des großen Constantin, Constantius, Constans und Constantin, die sich in das Reich geteilt, gerieten in Streit um die Beute, das heißt um das Erbe der in jener Mainacht Gemordeten: Constantin fiel, sinnlos vor Gier, nach Räuberart in das Gebiet des Constans ein und ward erschlagen wie ein Wolf im Walde. Zehn Jahre darauf trieb Constans durch seine Ungerechtigkeit einen tapfern Feldherrn, Magnentius, zur Verzweiflung, zur Empörung und fiel auf der

Flucht. Schwer, furchtbar, blutig hatten des letzten übrigen der drei Brüder, hatten des Constantius Heerführer zu ringen, bis sie Magnentius niedergekämpft hatten. So herrscht jetzt Constantius allein über den Weltkreis: von den fernsten Atropatenen östlich vom Tigris im fabelhaften Morgenland bis zu den Britannen, die in den Nebeln des Weltmeers verschwinden, und vom Mittellauf des Nils bis zu dem grausigen Rheinstrom, der manchmal, sagt man, zu festem Eis gefrieren soll: — weh, wer das schauen müßte. Aber welche Fülle der Macht! Fast zu gewaltig für einen Sterblichen. Kann Constantius . . .?

Er schwieg, in Sinnen versunken.

Lysias blieb stehen: „Hättest du Lust, ihm einen Teil dieser Bürde abzunehmen?“ Scharf, durchdringend prüfte er bei der Frage die Mienen des jungen Mönches. Dieser aber lächelte schwermütig: „Ich? Wie du spottest! Doch freilich: wäre ich nicht zum Dienste des Herrn bestimmt, — weißt du, was ich am liebsten werden möchte? Ein großer Feldherr. Im Dienste des Römerreichs Perser und Germanen und alle Barbaren hinwegscheuchen von den Grenzen in sieghafter Schlacht . . .“ — „Nun sprüht dein dunkles, sonst so träumerisches Auge Blitze! So gefällst du mir, o Julianus. Aber erzähle weiter. Wie erging es dir nun hier? Trotztest du nicht dem schimpflichen Zwange?“ — „O nein! Willenlos ließ ich alles mit mir geschehen. Doch geschah mir nichts Schlimmes — nichts Schlimmeres, als den anderen Knaben: lernen, beten, büßen, büßen, beten, lernen — so verstrichen mir die Jahre hier — so werden sie wohl verstreichen, bis ich sterbe — hoffentlich bald. Lernen, büßen, beten!“ Erschöpft hielt der kleine Schmalbrüstige inne.

„Ja,“ murmelte der andere vor sich hin. „Und was beten? Was büßen? Was lernen?“ — „Wie meinst du,

heiliger Vater?" — „Nenne mich nicht heilig. Nicht Menschen sind heilig, nur die . . ." — „Du sagtest: „was lernen!" Ja freilich! Es genügt mir wenig! Auf die Zweifel, die Fragen, die mich zu eifrigst umtreiben, Tag und Nacht, erhalt' ich Antwort weder von den Büchern, die wir auswendig lernen (— inwendig wäre besser, nicht?" — lächelte er, erfreut über die Wortwendung —) „noch mündlich von den Vätern. Eingebungen der Dämonen nennen sie meine quälendsten Fragen und verordnen mir dafür Bußen. — Ich frage gar nicht mehr! Und ich möchte doch so gern! — Brennend verlangt mich zum Beispiel zu wissen — mehr zu wissen als die heiligen Bücher sagen! — vom Werden und Wesen der Welt, des Lichtes, der Sonne da oben und der Sterne! O wer mir davon Kunde gäbe! Wo find' ich sie?" — „Hier," sagte Lysias, und nach einem vorsichtigen Blick nach den Fenstern des Klosters griff er in seine Kutte und zog zwei starke Papyrusrollen hervor. „Und hier. Rasch! Unter dein Gewand damit."

Aber Julian zögerte: erstaunt blickte er auf die Überschriften. „Platons Timäos! Und Plotin! Sie sind streng verboten. Bei Geißelung!" — „Fürchtest du dich, Julian? So gieb sie zurück." — „Nur mit meinem Leben! O Dank! Dank!" Und er wollte sich wieder in den Staub vor ihn werfen. Lysias hielt ihn ab. „Nicht doch! Man kniet nur vor jenen, die dem All das Licht gesandt haben und dir — mich." — „Und meine Beichte? — Und die Vergebung meiner Sünden?" — „Du trachtest nach dem Licht: — der Gott des Lichts, der oberste von allen, vergiebt dir — durch mich — alle Sünde. Denn nur Eins ist Sünde: nicht nach dem Lichte, nicht nach den . . . guten Gewalten trachten. Du bist nun reif, so viel zu hören. Bald mehr! Genug für heute! Es grüßt dich,

Julianus — durch mich — der göttlichste Gott." — Er strich ihm mit der Rechten über Stirn und Augen.

Und raschen Schrittes eilte er hinweg: verzückt schaute ihm der Jüngling nach.

III.

Tag für Tag wandelte nun der junge Mönch stundenlang allein mit Lysias, dem er von dem Abt besonders zur Ausbildung überwiesen war, in dem stillen Klostergarten, stundenlang vertieft in ernste Gespräche.

Julian ermüdete niemals, zu fragen — sein leuchtendes, schwärmerisches Auge hing ganz an den Lippen des Lehrers, und dieser ermüdete nicht, zu antworten. Freilich: seine Antworten genügten oft wenig dem scharfen, an Dialektik sich freuenden Geiste des Schülers: es schien, als ob der so weit überlegne, reife Mann gar oft den Frager nur in den Vorhof der Weisheit dringen lasse, die letzten Aufschlüsse noch zurückhalte. Dadurch geriet der Jüngling in einen Zustand rastlosen, nagenden, bohrenden Zweifels. Immer leidenschaftlicher ward sein Drang nach Erkenntnis entfacht; hätte Lysias es auf solche Steigerung angelegt, und zugleich darauf, den Grübler immer fester an den kargen Belehrer zu knüpfen, — er hätte es nicht schlauer angeben können.

Als Julian nach einigen Tagen ihm verstohlen die Schriften Platons und Plotins zurückgab, glühten die bleichen Wangen, seine magere Hand zitterte. „Dank! Heißen Dank! Aber mehr. Mehr! Alles!" flüsterte er. — „Du fieberst, mein Sohn!" sprach Lysias, die Rollen sorg-

fältig unter seinem Gewande verbergend. „Dein Auge glänzt: — deine Schläfe brennen: — doch deine Finger sind eiskalt. Wie hast du geschlafen?"

„Gar nicht. All' diese Nächte nicht! Immer, immer las ich's nochmal. — Ich weiß nun gar viel davon auswendig. Wie viel leichter, gieriger erfaßt mein Geist diese Wunder, diese Offenbarungen als die Offenbarung des heiligen Apostels Johannes. Wie wüst ist diese, wie...! Aber sprich endlich, Meister! Gar vieles in diesen Lehren — und oft gerade, was mich am glühendsten begeistert — widerstreitet der Lehre der Kirche. Ach ich flehe dich an — ich ringe so hart! — Was — was ist Wahrheit?" — „So fragten auch andere schon." — „Ja, Pontius Pilatus! der Mörder des Herrn!" rief Julian mit Grauen. „Aber doch . . .! Weiche mir nicht länger aus. Ich verzweifle in diesem Hin- und Herschwanken zwischen den Lehren der Kirche und den Gedanken im Timäos oder den Geheimnissen Plotins. Aber ach! Ich weiß ja gar nicht, wohin! Ich wage mich nicht weiter hinaus auf das offne Meer der Gedanken! Ich kann, ich will nicht den Anker lichten, den ich ein Jahrzehnt lang so tief in den Felsgrund der heiligen Kirche versenkt. Nur die Kirche hat die Wahrheit und das Heil. Ich kann nicht, ich werde niemals von ihr lassen." Er seufzte. Er stöhnte. Er sah schwärmerisch gen Himmel.

Lysias ließ lange den bohrenden Blick auf ihm ruhen.

„So? . . . Nun, es begreift sich. — Die Zucht war lang, scharf und unausgesetzt. Die werdende Seele des Kindes schon ward planmäßig umsponnen. — Es ist vielleicht besser so! Vielleicht irrte ich: — denn die Sterne irren nicht! Ich war zu rasch! — O mein Sohn, die Weltanschauung des Menschen ist gar nicht bloß das Ergebnis seiner Gedanken, — noch mehr der Erleuchtung durch die Himmlischen und durch die eignen Erlebnisse.

Und du — du hast noch nichts erlebt." — „Ich dächte doch!" erwiderte erschaudernd der Jüngling. „Allerdings, deines Hauses Ausmordung, das Todesurteil über drei Kinder, verhängt durch den frommen Imperator. Es ist ziemlich viel. Aber doch, scheint es, noch nicht genug! Wie lehrt die Kirche? „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Constantius ist nun zwar schon eine Giftfrucht sondergleichen . . ." — „Aber er ist nur Laie," warf Julianus ein.

„Wohl! Du sollst die Früchte an den Priestern kennen lernen. Erleben sollst du nun die Erkenntnis: — dann erst wieder weiter forschen, denken, Schlüsse ziehen." — „Aber — du selbst," rief Julian gequält, „du bist ja auch ein Priester der Kirche . . .?" — „Ein Priester bin ich, ich sagte es schon. Jedoch es giebt der Götter viele — wenigstens," verbesserte er rasch, „nach dem Glauben der Menschen! Und es giebt Grade der Erkenntnis viele — wie der Weihen."

„O Lysias! Glaubst du, daß es irgend eine Weisheit giebt, welche . . .? — Ich rede nicht von der Erkenntnis der Welt: diese genügt mir nicht, wie sie die Väter lehren! Ich kann nicht an den verhängnisreichen Apfelbiß im Paradiese glauben. Äpfel sind, so scheint's, ein Obst des Unheils (ist das nicht ein hübscher Witz?): denk' an die Troer und Achäer, an Eris und Paris. Aber giebt es irgend eine Lehre, die mehr die Tugend ihrer Bekenner fördert als die Selbstverleugnungslehre unserer heiligen Kirche? Sie entzückt mich, diese begeisternde Pflichtenlehre, diese Abtötung des Fleisches, wie sie Abt Konon übt, und diese Demut, dieser Verzicht auf alle Macht und Herrschaft selbst der höchsten Bischöfe. Nie will ich anders von den Pflichten denken als die Kirche lehrt: die Flucht aus der Welt, die Verachtung der Welt, die demütige Selbstverleugnung."

„Das also sind sie, die beiden „Früchte", die dir den größten Wert zu haben scheinen? Die Hauptbeweise für die Göttlichkeit der Kirchenlehre: die Fleischabtötung und die herrschaftverachtende Demut?"

„Gewiß, mein Meister! Die Selbstverleugnung! Die Vernichtung der fleischlichen Begier und die Vernichtung der Herrschgier. O wie hat jüngst der Abt Konon den jungen Theodoretos, den schönen kraftstrotzenden Griechen, geißeln lassen, weil der den Kopf umwandte, um dem üppigen vollbrüstigen Fischermädchen nachzugucken, wie es am Fasttag die Fische aus der Stadt dem Kloster gebracht hatte! Er selbst, der hohe Abt, schwang die Geißel, daß das Blut des nackten Knaben in Strömen auf den Estrich schoß. Welch heiliger Eifer! Als wär' es ihm Wollust, so glühte er. Und wie kasteiet er sich selbst! Nie einen Tropfen Wein bringt er über die heiligen Lippen. — Und dann: welche Demut sogar der höchsten Priester! Hast du vergessen, was neulich aus dem Briefe des Papstes Liberius verlesen ward? Wie der, dem schon nahezu alle Bischöfe eine Art von Ehrenvorrang einräumen, als dem Nachfolger Sankt Peters selbst, wie sich der Papst vor dem Imperator Constantius auf das Antlitz warf, am Eingang der Peterskirche, wie er sich „den Knecht der Knechte Gottes" nannte, „des Imperators niedrigsten Sklaven", wie dem Imperator allein alles Erdreich und auch die Kirche zu gehorchen habe? Und doch weiß ja der heilige Vater, daß er von Sankt Petrus den Schlüssel des Himmelreichs überkommen hat, zu binden und zu lösen für die Erde und für den Himmel. Wahrlich, eine Lehre, die solche Tugenden erzieht, ist göttlich! Was wollen dagegen Platon und Plotin! Haben sie die Heiden vor der Sünde bewahrt?"

„Gut, mein Sohn, an ihren Früchten, das heißt an ihren Priestern sollst du die Kirche erkennen. — Und zwar

nicht nur vom Hörensagen und nicht aus Briefen. — Es wird allmählich Zeit, daß du den Blick aus diesen Klostermauern hinaus in die Welt schweifen läßt: — in die Welt, wie sie ist, nicht wie sie dir geschildert wird. — Noch die Pfingsttage sollst du hier erleben. Dann werde ich den hochehrwürdigen Abt bitten, daß er dich mir als Begleiter mitgiebt auf eine Amtsreise. Freue dich, Julian! Du sollst die Welt sehen: du sollst Gut und Bös unterscheiden lernen."

Julian erschrak heftig: er fuhr zusammen. „O Meister! so sprach die Schlange."

„Gewiß! Hat sie gelogen? Nur wer das Böse kennen gelernt hat, kennt auch das Gute."

IV.

Das Pfingstfest war gekommen. Schon den Tag vorher hatte die Einleitung der frommen Feier begonnen: strengeres Fasten, häufigerer Gottesdienst, zahlreichere gemeinschaftliche Gebete und Gesänge. Geistliche und Mönche waren, oft aus weiter Ferne, herzugewandert, das hohe Fest in dem seiner Heiligkeit, seiner strengen Zucht wegen berühmten Kloster zu begehen. Es hieß „Hagion", „Heiligtum".

Julian traf in diesen Tagen die Reihenpflicht als Pförtner. Unermüdlich und ohne Klage saß er, wie die schlummerlose Nacht hindurch, so unter dem heißen Sonnenbrand des Mittags vor der Klosterpforte und waltete seines Amtes.

Da wankte auf der staubigen Straße vom Norden, vom Taurusgebirge her, in welchem die nackten Wände

steil in die Luft ragten, an seinem Stab abermals ein Pilger in brauner Mönchskutte heran. Obzwar noch rüstig an Jahren war er gebeugt in der Haltung: die Glut des Tages, die Mühe der Wanderung schienen schwer auf ihm zu lasten; gleichwohl ging er zu Fuß neben seinem Maultier her; er bückte sich oft, von dem Rand des Grabens die kargen Halme zu pflücken und sie dem Tiere darzureichen, das dann dankbar zu ihm aufblickte. Als er in Sehnähe kam, hielt der junge Pförtner die Hand vor die Augen, die blendenden Sonnenstrahlen auszuschließen: nun erkannte er offenbar den Wanderer: hurtig lief er ihm entgegen; sobald er ihn erreicht hatte, wollte er sich ihm zu Füßen werfen, aber der Ankömmling hielt ihn ab und zog ihn an die Brust:

„O Johannes, mein Vater, mein frommer Lehrer!" rief der Jüngling innig und bedeckte die hageren sonnengebräunten Hände des Pilgers mit Küssen. „Wie wohl thut es mir in der Seele, dich wiederzusehen! Allzulang bist du mir fern gewesen."

Der Pilger ließ die sanften blauen Augen lang auf den bleichen erregten Zügen des Mönches ruhen: „Ja, mein Julianus, ich glaube es ist gut, daß wir wieder einmal Blicke und Worte tauschen. Ich hatte starke Sehnsucht nach dir. Und schwere Träume ängstigten mich um dich. Ich sah dich Arglosen umringelt von einer giftigen Schlange, die ihre Kreise näher und näher um dich zog. Die Sorge um deine Seele trieb mich her. Ich finde dich verändert, sehr. — Gar wenig jugendlich siehst du aus! Eingefallen die Wangen, bleich — nur in der Mitte ein roter brennender Fleck — schwarze Schatten um die Augen: allzuhell glänzen die aus tiefen Höhlen heraus. Und warum — ich sah es wohl! — saßest du mitten im Sonnenbrand statt in dem Schatten des vorspringenden Eckturms?"

Der Pförtner schlug die Augen nieder: — Gluten schossen plötzlich in die wachsfahlen Wangen: der schmächtige Körper, der das Mittelmaß nicht erreichte, zitterte: er wankte. Der andere hielt ihn aufrecht an den Schultern. „Ich ahne! Du wolltest dich wieder einmal über das Gebot der Klosterzucht hinaus kasteien! Maßlose Abtötung, nein: Peinigung des Fleisches! Selbstauferlegte Buße!“ Julian barg das Angesicht an seinem Halse und weinte, weinte bitterlich. „Mein armer Sohn! Mein Liebling! Fasse dich! Was quält dich so?“ — „O laß mich weinen! Weinen an deiner treuen Brust. Ah, das thut wohl wie Gewitterregen nach verzehrendem Sonnenbrand. O, laß mich dir beichten.“ — „Nicht mir, mein Julian! Wer ist dein vom Abte verordneter Beichtiger?“ — „Lysias.“

Da erschrak der Alte und fuhr zusammen.

„Aber er erläßt mir alle Sünden, die ich beichte, ohne jede Buße. Er lächelt über das, was ich Sünde nenne. Auch über . . .“ Er verstummte.

Der Pilger strich ihm über die Stirne: „Auch wohl über den Zweifel,“ ergänzte er, „der dir immer wieder auftaucht? Mein armes Kind! Du mußt nicht zweifeln, darfst nicht grübeln. Glauben mußt du, oder elend sein.“ — „Woher weißt du . . .?“ — „Ich liebe dich, darum kenn' ich dich. Auch ich war einmal jung, war voll Fleischeslust, aber auch voll Lernbegier, war voll Hoffart weltlichen Wissens gegenüber den Lehren des Herrn, die freilich wider die Vernunft gehen, weil über die Vernunft. Darum eben müssen wir glauben. Verzage nicht, verzweifle nicht, weil du noch zweifelst, mein Sohn. Du wirst überwinden. Glaube mir: nicht durch die Bücher, nicht durch die Lehre, — durch das Leben allein wirst du unlösbar mit Christus verknüpft: man kann seinen Erlöser nicht ergrübeln, — erleben muß man ihn und seine Wahrheit!

— Vor jenem aber, dessen Namen du vorher genannt hast, vor jenem laß dich warnen. Er ist —"

Da traf von rückwärts her ein heftiger Faustschlag den Kopf des Pilgers, daß dessen Reisehut zur Erde flog. Lysias stand zornglühend zwischen den beiden. Sowie Julian ihn erkannte, senkte er den Arm, den er rasch zum vergeltenden Streich erhoben hatte. „Er ist dein geistlicher Oberer, du schweifender Mönch, wie dieses Knaben, des pflichtvergessenen Pförtners, der, dem kindischen Herzen folgend, dir entgegenlief, seinen Posten verlassend: dort stehen, von den andern Straßen her angelangt, viele Waller vor der heiligen Stätte — und der Pförtner . . .?"

Schon war Julian zurückgeflogen; er schloß auf und bat, demütig niederknieend, die dort Harrenden um Verzeihung.

Einstweilen hob Lysias drohend den Zeigefinger gegen den Ankömmling, und grimmig, bösartig, blitzte sein Auge wider ihn, als er rief: „Wag' es, mit mir um diese Seele zu ringen! Wag' es, nur noch einmal mit ihm allein zu flüstern, und er soll dich kennen lernen, du Mörder."

„Wo ist Johannes?" fragte Julian, sobald er die angelangten Gäste über den Hof an die innere Thüre geleitet und nun die Außenpforte wieder erreicht hatte."

„Umgekehrt." — „Ach! Warum?" klagte der Jüngling. — „Weil ich es befahl. Er ist Subdiakon: — ich bin Presbyter." — „Und warum schlugst du ihn? Und wann werd' ich ihn wiedersehn?" — „Niemals. So hoff' ich." — „Aber warum?" — „Du wagst zu fragen? Weil ich's nicht will. Das genüge dir, Knabe. Aber da ich so thöricht bin, dich zu lieben, dich unaussprechlich zu lieben, — will ich deine kecke Frage beantworten: weil er Gift ist

für deine Seele. Und weil er dich befleckt mit Blick und Wort. Die Schuld Kains belastet seine Seele. Und er — Er! — will dich vor mir warnen. Der Einfältige! Hat Er Antwort auf die brennenden Fragen, Erfüllung für den Wissensdrang deines Geistes? Was riet er dir?" — „Glauben." — „Dumpfes Hinnehmen! Der Narr! Der Schwärmer, dem das nagende Gewissen die Klarheit des Gedankens zerrüttet hat. Du zweifelst? Ich sage dir: Er ist ein Mörder. Ihm könntest du folgen? Zurück in die Nacht des blöden blinden Glaubens, in die Knechtung des Verstandes, statt mir, in die Freiheit des Gedankens und in das Licht? — Nein, du kannst nicht anders! — Mir mußt du folgen. — Warte nur noch bis dies Fest zu Ende. Die Ausgießung des Geistes, des heiligen! Jawohl! Auch auf dich soll er ausgegossen werden, der Geist meines Gottes — des Lichtgottes! — und erkennen wirst du bald an seinen Wirkungen den Geist jenes Gottes, dem Johannes dient."

V.

Endlich war der Abend auch des zweiten Pfingstfeiertages vorüber.

Mit Bewunderung hatte Julian zu dem Abte Konon emporgeblickt, der, ohne einen Bissen, ohne einen Tropfen Wein zu genießen, in allen diesen Tagen unermüdet der schweren Pflichten seines Amtes gewaltet hatte in Messe lesen, Predigten halten, Beichte hören, Psallieren, Umzüge führen, Pilger empfangen, ihre Wünsche und Fragen anhören, erledigen und beantworten. Und wann nun die andern Geistlichen, ermüdet, das Lager suchten, dann

brannte noch die einsame Ampel hoch in dem turmähnlichen Söller des obersten Stockwerks, wo der Abt dem Gebet, der Buße, der Forschung oblag. Und wann, lange nach Mitternacht, Julian wieder erwachte, — noch immer glühte da oben die Ampel, eine stille Bezeugerin des Fleißes, der Frömmigkeit, der Kasteiung.

Bald nach Mitternacht des Pfingstmontages ward Julian geweckt durch einen Luftzug, der über sein Strohlager auf dem Mosaikestrich hinstrich: die schmale Thür seiner schmalen Zelle war halb geöffnet: in dem bleichen Licht des Mondes, das durch die ein Fenster ersetzende Luke — hoch oben in der Mauer — hereinfiel, sah er eine dunkle Gestalt regungslos auf der Schwelle stehen. Der junge Mönch erschrak bis ins tiefste Herz hinein: unter nagenden Zweifeln, unter bohrenden Gewissensqualen war er endlich gegen Mitternacht eingeschlafen: — aber Zweifel und Qualen hatten ihn verfolgt bis in die wirren Träume.

„Hebe dich von hinnen," flüsterte er jetzt und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, „im Namen des dreieinigen Gottes: — weiche, Versucher, wie immer du heißest: Satanas oder Lucifer oder . . ."

„Lysias," tönte es da ebenso leise von der Thür her. „Steh' auf und folge mir. Aber still!" Schon stand Julian hinter ihm auf der Schwelle. Nun schritt er barfuß über die kalten Marmorplatten des langen Klosterganges. Den Jüngling fror.

Geräuschlos schloß Lysias die schwere Eisenthüre des Ganges auf: — sie waren im Garten. — Der Führer eilte auf dessen Gitterthor zu. „Das Kloster verlassen? — Zur Nacht?" stammelte Julian. „Wohin?" — „Zum Abt!" und Lysias schob den Riegel zurück.

„Der Abt? Da — hinter uns — hoch oben leuchtet

seine Lampe, einem schönen Sterne gleich. Seine Zelle ist . . ." — „Leer. Folge!" Nun ging es rasch hinein in das Olivenwäldchen, das sich vom Kloster gegen die Vorhügel des Gebirges hinzog. Alles still und einsam. Der Mond ward hin und wieder von ziehenden Wolken verdeckt.

Plötzlich schreckte der Jüngling zusammen, ein verhaltener Schrei entfuhr ihm: er griff mit beiden Händen nach dem Kopf. „Was war das? Was huschte über mein Haar? Ein Dämon!" — „Nein. Eine Eule. Der Vogel Athenas . . . will sagen," verbesserte er rasch, „der Weisheit. Ein gutes Wahrzeichen! Du bist auf dem Wege zur Erkenntnis. Vorwärts!"

Noch eine gute Strecke führte Lysias in den nun dichteren Wald hinein; er hatte alsbald den breiten Weg der alten Legionenstraße nach Tarsus verlassen und einen kaum wahrnehmbaren Steig seitab durch dichtes Gestrüpp eingeschlagen. Nur mit Mühe konnte Julian folgen: die scharfen Zweige der manneshohen Dornbüsche schlugen ihm ins Gesicht, daß seine Wangen bluteten, und rissen Löcher in seine Kutte Nun standen sie vor einem hoch in die Nachtluft ragenden Bau stolzer Halbbogen: es war die Wasserleitung, die in besseren Tagen Roms ein Imperator — Hadrian — erbaut hatte; aber lange schon war sie verfallen: große Steinplatten lagen auf der Erde, von Moos, von Steinbrech überwachsen. Lysias bückte sich und tastete suchend unter den Trümmern umher. Endlich griff er in die eiserne Handhabe einer gewaltigen Marmorplatte, die einem Brunnendeckel glich. Er wandte sich: Julian bog atemlos das Antlitz vor: „Jetzt schweige — was du auch sehen magst: — keinen Laut! Oder wir sind beide des Todes!" Er schob nun mit Anstrengung die Platte zur Seite: — eine Schlange huschte, aufgeschreckt, mit

Zischen davon: — ein paar Stufen wurden sichtbar. Lysias schritt einige dieser Staffeln hinab: — er winkte dem Jüngling, zu folgen Sie standen jetzt auf der aus Ziegelsteinen gemauerten Wölbung eines unterirdischen kellerähnlichen Raumes, aus welchem verworrenes Geräusch bis zu ihnen empordrang. Lysias kniete nieder, beugte das Antlitz und lugte durch einen schmalen Spalt in der Steinwölbung in die Tiefe, die offenbar früher das Wasserbecken für die Leitung gebildet hatte; aber jetzt mußte die ehemalige Brunnenstube trocken sein: denn durch den Spalt glänzte aus der Tiefe ein matter Lichtschimmer herauf.

Lysias nickte befriedigt, erhob sich, Platz zu schaffen, und wies Julian mit dem Zeigefinger die Ritze in dem Gestein. Der drückte nun das Gesicht darauf: sofort wollte er zurückschnellen: aber mit eiserner Faust zwang ihm der Priester den Nacken nieder.

Und Julian sah: — — mußte sehen! Er schloß das Auge: — allein nun vernahm er auch Worte! Und jetzt — unwillkürlich — spähte er auch wieder hinab —: da saßen und lagen in dem kreisrunden Becken bei dem Scheine von Ampeln und Fackeln auf weichen Polstern und Teppichen Konon der Abt mit etwa sechs seiner Mönche und ebensovielen der Pilger und Einsiedler, die Julian der Pförtner als Pfingstgäste eingelassen hatte. Zwischen ihnen aber, die Häupter an ihre Knie geschmiegt, ruhten etwa ebensoviele Mädchen und Weiber aus der nahen Stadt in schamloser Tracht. Der Abt wiegte auf seinem Schos die üppige Fischerdirne. Vor ihm, auf dem Teppich, wälzte sich, sinnlos betrunken, nackt bis auf einen Lendengürtel, Theodoret der junge Mönch. Lallend hielt er die leere Schale zu der Vollbusigen empor, die ihm laut lachend aus goldnem Krug einschänkte.

„Siehst du, Leaena," begann der Abt mit schwerer Zunge, „was der Junge, der Theodoret, für weiße Glieder hat? Er ist schöner als du. Er wird dich ablösen in meiner Gunst, wie Ganymed bei Vater Zeus Frau Hera verdrängt hat. Ich merkte es schon, als ich ihn geißelte. Ich dachte nicht damals, als ich ihn so hart züchtigte . . . " — „Aus eitel Eifersucht!" höhnte Leaena. — „Daß er sobald unseres Vertrauens sich würde wert erweisen. Ja, ja, Knabenschöne geht über Mädchenschöne." — „Nicht immer," lachte die Schwarzlockige. „Nicht vielen weich' ich. Nicht viele Jünglinge sind so schön. Zum Beispiel, sieht nicht der hagere Imperatorsvetter aus wie ein kranker Ziegenbock?" Schallendes Gelächter antwortete ihr, untermischt mit den Rufen: „Der Grübler!" — „Der Dummkopf!" — „Der fromme Narr!" — „Ich trug ihm auf," fuhr der Abt fort, „heute bis Mitternacht für mein Seelenheil zu beten. Er ist grenzenlos einfältig. Reiche den schwereren Wein hervor, dort aus dem Erdloche! Schänkt ein! Wir können nicht mehr warten." — „Auf wen?" fragte einer der Klostergäste. „Nun, auf den einzigen, der heute fehlt: — auf Lysias! — Horch! Was war das? Da oben? Was fiel da?" — „Nichts! Ein Stein bröckelte aus der Decke!" antwortete Leaena. Aber es war Julian gewesen, der, mit halb erstícktem Schrei, ohnmächtig mit dem Antlitz auf das Gewölbe niedergestürzt war.

———

VI.

In schwerem Fieber lag der junge Mönch auf seinem Stroh; an seiner Seite saß Lysias, mit einem in Essig getränkten Schwamm ihm die heißen Schläfe kühlend.

Schon sechs Tage waren vergangen, seit er den Taumelnden, halb stützend, halb tragend mit äußerster Anstrengung aus jener Tiefe zurückgebracht hatte in das Kloster. Hier war Julian sofort von heftiger Gehirnkrankheit ergriffen und dem Tode so nahe gebracht worden, daß der Klosterarzt ihn verloren gab. Nicht aber Lysias: der war Nacht und Tag nicht von seinem Lager gewichen, unermüdlich in seiner Pflege; eifersüchtig hatte er jeden andern fern gehalten von den Fieberreden des Kranken.

„Der Arzt giebt ihn auf," hatte er zu dem Abte gesagt, „so überlaß ihn meiner Heilkunst. Du weißt, ich kenne die geheimen Kräfte der Natur." — „Jawohl. Zwar schwerlich kommt dir solche Wissenschaft vom heiligen Geist. In Ägypten, in Corduene, in Persien und wo sonst du dich so lang umgetrieben, da walten noch die Dämonen. Aber mir kann's gleich sein, ob der verrückte Junge lebt oder stirbt. Und der Augustus wird sich auch trösten über des lieben Vetters Tod." So hatte Lysias freie Hand gehabt und die Horcher fern halten können.

„Stirbt er, so stirbt mir — ach, den Göttern! — eine große, vielleicht die letzte Hoffnung. Diesen Grübler und Schwärmer, diesen für alles, was er für edel hält, begeisterten, und dabei doch so eiteln Träumer kann man voraus berechnen in jeder Regung seines Geistes. — Und auf ihn verweisen alle sichersten Zeichen der Gestirne — auf ihn und . . . mein Haus! — Unberechenbar aber freilich ist der Zufall. So auch der Zufall, daß er mich

aus dem Munde des Abtes als — angeblichen — Genossen jener Lüste kennen lernte. Das hätte ihn fast getötet. Und das zwingt mich nun, ihm früher, als ich wollte . . . Er schlägt die Augen auf —! Der Puls — das Fieber, ist stark gefallen: — er wird leben! Für mich — und für . . . sie! — soll er leben! Und mehr noch: für die Olympier alle als ihr Retter und Rächer!"

Zwei Monate später wandelten Lysias und Julian miteinander durch die Straßen Roms. Der Genesene zeigte noch vielfach Spuren der Schwäche: oft griff er nach dem Arme seines Begleiters und stützte sich auf ihn zu kurzer Rast. Bewundernd ließ sich der Jüngling, der zum erstenmal die heilige Stadt betrat, von seinem erfahrenen Führer die wichtigsten Bauwerke, Denkmäler, Erinnerungsstätten weisen und erklären.

Prüfend ruhten dabei jene scharfen Augen auf ihm.

„Es ist seltsam mit dir," meinte Lysias, als er den jungen Mönch von dem Grabe Sankt Peters, wo der brünstig gebetet hatte, hinweggeleitete, zurück über den Tiber. „Woran denkst du? Schwerlich an die Ketten des Apostels, die du soeben geküßt hast. Wohin? Das ist nicht der Weg in das Haus unseres Gastfreundes auf dem Mons Pincius! Hier geht es ja . . ." — „Ei, auf das Forum! Nach dem Kapitol!" rief Julian begeistert und sein Auge leuchtete. „O laß mich heute noch einmal dorthin; — laß mich die Sonne sinken sehen vom Tarpejischen Felsen aus. Es drängt meinen Geist, drängt all' mein Wesen aufs Kapitol." — „Von Sankt Petrus zum Jupiter des Kapitols? Ein weiter Weg! Weiter noch für den Gedanken als für den Fuß! Wie du doch hin- und her-

schwankst — nicht mit den Beinen nur! So! Lehne dich nur an mich und raste!"

Julian drückte das Haupt an die Schultern des viel höher Gewachsenen. „Ist es ein Wunder, daß ich wanke und schwanke, hin- und hergezogen? Was hab' ich nicht erlebt seit zwei Monaten!" — „Nicht eben viel. Du hast die Heuchelei erkannt, die schlimmer als tierischen Begierden und Laster unter der Larve der Selbstabtötung, der Kasteiung des Fleisches. Du hast die Eine Frucht jener Lehren erkannt. Das Verbot des Natürlichen erzeugt das Widernatürliche. Das ist noch nicht viel. Und doch hättest du schier den Verstand darüber verloren — wie den Glauben." — „Zum Glück aber noch beide nicht! — Allein das Ärgste war, daß ich auch dich als einen Genossen jenes Treibens erkennen mußte. O was ich litt in jenen Tagen . . ." — „Bis ich dir erklären konnte . . . — lange Zeit warst du unfähig zu denken! nur Gebete plappertest du und sahest überall Dämonen und halb nackte Weiber! — daß ich, um jenen Abt und sein einflußreiches Kloster und gar viele diesem Verbündete zu Rom und am Hofe des Imperators zu beherrschen, zum Schein ihre Laster teilte und so auch ihre andern Geheimnisse und zumal ihren Einfluß bei dem Augustus." — „Ein gewaltig Opfer! Tugenden heucheln ist arg: — aber Laster heucheln muß noch schwerer sein."

„Der Zweck verlangt es. Dafür thät ich noch ganz andres!" Unheimlich funkelten die heiß blickenden grauen Augen. „Der Zweck! Ja, welcher Zweck? Wann endlich wirst du dich mir ganz enthüllen . . .?" — „Wann du ganz reif sein wirst, mich ganz zu begreifen. Es fehlt noch viel. Solange du mit Inbrunst die Lippen an jene Stücke alten Eisens pressest, die man dir für die Ketten des Fischers vom galiläischen Meer ausgiebt, der vielleicht

den Tiber nie gesehen, . . . solange gewiß nicht. — Sieh, mein Sohn, ich wiederhole: mit leichter Mühe könnte ich dir im Wege der Logik, der Philosophie die Unmöglichkeit der ganzen Kirchenlehre darthun." Julian schüttelte ernsthaft die dunkeln Locken, die ihm in diesen Monaten der Freiheit gewachsen waren. — „Du bezweifelst das? Gut, eben deshalb würde mein Sieg in dem Streit mit Gründen nichts helfen. Du würdest mir sagen: „ich kann dich nicht widerlegen, aber ich glaube doch." — „Wahrscheinlich! Gewiß! Ja!" — „Darum sollst du die Unwahrheit der Kirchenlehre nicht erlernen, nein: erleben." — „Oder ihre Wahrheit, lehrte Johannes!" dachte Julian bei sich, aber er sagte es nicht. — „Dann erst bist du reif für meine Offenbarungen und für meine Pläne. Ein gut Stück Kirchenlehre hat dir jene Nacht doch schon aus der Seele gerissen." — „Ja leider, leider!" klagte Julian, die Augen schmerzlich schließend. „Allein: — das ist Ein Kloster, fern in Kilikien. Hier an der Stätte, die nach Jerusalem die heiligste auf Erden, hier, nahe den Gräbern der Apostelfürsten, hier, wo der Nachfolger Sankt Peters wirkt und waltet, — hier wird sich diese Lehre rein und reinigend bewähren. Seit ich hier wandle, fühle ich meinen Glauben wieder erstarkt. — Das heißt, . . ." er stockte.

„Das heißt," fuhr Lysias an seiner Statt fort und schlug mit der Hand auf den Schild eines ehernen Julius Cäsar, zu dessen Füßen sie eben auf dem weiten, statuengeschmückten Platz vor dem Theater des Marcellus standen, „das heißt: — der da stört dich in deinem Glauben und jener da drüben" — er wies auf einen marmornen Trajan — „und dieser dort, der Germanenbesieger und Philosoph Marc Aurel: — ja, auch der Jupiter und der Mars des Kapitols und Hera und Pallas Athene und dort — der

Herrlichste von allen: Phöbos Apollo, der ewige Jüngling, der unbesiegte Sonnengott!“ Und aus des Mannes harten Augen leuchtete eine Begeisterung, wie sie der Jüngling nie an ihm gesehn. „Woher weißt du . . .?“ — staunte er.

„O, ich weiß noch mehr! Mir gaben die Götter, in den Seelen der Menschen zu lesen. Wohl zieht es dich zum Grabe Sankt Peters und zum Hause seines Nachfolgers. Aber stärker doch bewegen dir, seit du hier weilst, die jugendliche Seele die alten Helden und die alten Götter Roms. Ich wußte das voraus! Und sieh, das ist der zweite Grund, aus dem ich dich bei dem ersten Schritt in die Welt aus jenem Kloster gerade hierher geführt. Du sagst dir hier in schlummerlosen Nächten: „was ward aus Rom, da es den alten, großen, schönen, erhabenen Göttern diente, durch die Scipionen, Cäsar, Trajan, Hadrian? Die Herrin der Welt! Was ward aus Rom seit Constantin . . .? — Sein Name sei gepriesen! — Und Constantius der Liebling Christi,“ sprach er plötzlich ganz laut. „Gott verleih' ihm Sieg und langes Leben.“

„Was hast du auf einmal?“ — „Jener Priester, — er folgt uns schon lang — ist ein bezahlter Angeber, ein Späher des Ober-Eunuchen Eusebius. Ich kenne ihn. Aber er weiß nicht, daß ich ihn kenne und daß ich auch zu den Günstlingen des frommen Imperators zähle.“ — „Du?“ — „Was also,“ fuhr Lysias wild leidenschaftlich fort, „was ward aus Rom, seit Constantin, abgefallen von den Göttern unserer Väter, den Legionen die alten Siegesadler nahm und sie ersetzte durch . . .“ — „Das Labarum!“ unterbrach Julian ehrfürchtig. „Das heilige Zeichen des Kreuzes und den Anfang des Namens Christi.“ — „Ein Zeichen, das nichts von Romas alten Siegen weiß! Unter dem die Legionen geschlagen werden von Parthern und Persern

am Tigris, von Jazygen am Ister, von Franken und Alamannen . . ."

„Franken? Alamannen? Was sind denn das für Leute?" forschte der Jüngling, hochaufhorchend.

„Unter neuen Namen alte Feinde: Germanen des Rheins. — Gesteh' es nur, deine Träume sind, seit du hier weilst im Schatten des Kapitols, mehr von Waffen als von heiligen Ketten, mehr von Cäsar als von Christus erfüllt. — Deshalb gerade erbat ich mir vom Abt — du weißt jetzt, warum er gewähren muß, was ich ernstlich fordere! — dich, den kaum Genesenen, zum Begleiter, als er mich hierher an den römischen Bischof sandte. Dankst du mir nicht, daß ich dir das ewige Rom gezeigt?"

„Ach wie heiß! Eine ganze Welt ist mir hier neu aufgegangen: — mir schwindelt manchmal! Nicht all die Fülle von Gestalten kann ich bewältigen, die hier aus Tempeln und Palästen und Bildsäulen auf mich eindringt. Ich verstehe noch nicht alles."

„Wie solltest du! Haben sie dir doch im Kloster von der Geschichte der Hellenen und der Römer nur beigebracht, was dich mit Abscheu vor ihren Lastern erfüllen sollte. Was erfuhrst du von der Herrlichkeit ihrer Götter, ihrer Waffen, ihres Heldentums, ihrer Staatskunst, ihrer Welteroberung? Nichts. Aber Geduld! Bald sollst du Roms Geschichte von Männern lernen, nicht von Priestern." — „Dort? Im Kloster?" — „Nie sieht dich das Kloster wieder!" — „O Dank! Mir graut davor." — Da traf ihn ein lodernder Blick. „So heb' es auf. Und alle seinesgleichen." — „Lysias! Du redest irr. Ich!" — „Willst du es?" — „Ich wollt' es, wenn . . ." — „Willst du es?" — „Ja, ich will!" — „So wirst du's thun. — Denn wisse: du — Liebling der Götter, — wirst einst alles können, was du wollen wirst." — „Ich verstehe dich

nicht, Meister." — „Solange der Papst dein Meister ist, bin ich es nicht."

Julian schwieg eine Weile nachdenklich. „Wohin führst du mich?" fragte er dann erstaunt. „Du bogst längst ab von dem Wege nach dem Kapitol. Wir müssen weit darüber hinaus sein, im Osten der Stadt! Wohin gehen wir?" — „Zum heiligen Vater." — „Zu Liberius selbst?" rief der Jüngling, in Ehrfurcht erschauernd. Er blieb stehen. „Er soll so weise sein, so klug sein . . ." — „Wie die Schlangen. Aber nicht ganz so harmlos wie die Tauben. Übrigens hat sich der Galiläer geirrt: — wie bei jenem Feigenbaum, an dem er, — der Allwissende! — Feigen zu finden glaubte und nicht fand! — denn weder sind die Schlangen klug noch die Tauben sanft. Komm' hier hinab — diese Stufen." — „Und so demütig ist er, so fern von jedem weltlichen Gedanken, des Imperators treuester Unterthan." — „Halt! Stolpere nicht. Hier wird es dunkel. Da, halte dich an meine Hand." — „Wo sind wir?" — „Auf dem Esquilin, dem Speisemarkt der Livia, in der Krypta der neu vom Papst errichteten Basilika, der Liberiana, wie sie schon im Volke heißt. Hierher hat er mich beschieden. Er hat mir Wichtiges zu vertrauen, einen Auftrag. Und einen im Urkundenwesen, in Rechtsschriften gewandten Gehilfen sollte ich mitbringen. Du hast, unterwiesen von dem Abt, dem ehemaligen Juristen, die Verträge des Klosters verfaßt viele Jahre lang. So durfte ich dich wählen. Aber daß du der Vetter bist des Imperators, — dem Gott . . . nun, sagst du die Formel nicht mehr auf?" — „Nein! Ich mag nicht. Sie ist Lüge." — „Das verschweige sorgfältig." — „Die Vetterschaft ist weder Ruhm noch Glück! — Aber weshalb nicht im Sankt Peter? Weshalb dies Geheimnis?" — „Man soll nicht erfahren von unserm Verkehr. — Halt, wir sind am Ziel. Es hieß:

„Zwölf Stufen, dann zwölf Schritte nach rechts. Dann an dem Holzverschlag der Mauer eine vorspringende Scheibe …“ Hier ist sie! — „Diese einwärts drücken“ — sie giebt nach! — eine schmale Pforte thut sich auf: sieh: Licht schimmert uns entgegen: — folge mir, tritt ein.“

VII.

Sie standen in einem halbkreisförmigen Raum: er entsprach der Absis oben in der Basilika. Die Mosaiken an den Wänden waren bereits verdunkelt durch den Qualm einer Öllampe, welche hier nie erlöschen durfte. Die christlichen Symbole: der Fisch, das Lamm, der gute Hirt, kehrten in eintöniger Reihenfolge immer wieder.

Da rauschte der dunkelbraune Vorhang, der den Abschluß des Halbkreises verhüllte: und vor ihnen stand in reichem bischöflichen Ornat eine stattliche Gestalt. Die beiden sanken sofort in die Kniee: sie küßten den Saum des goldgestickten Gewandes. — „Erhebt euch, meine Söhne, und empfangt den Segen des Herrn,“ sprach der Papst mit wohllautender, gebietender und doch herzgewinnender, Vertrauen erweckender Stimme. Ehrfurchtvoll ruhten Julians Augen auf den bedeutenden, schönen und vom tiefsten Frieden geweihten Zügen des etwa sechzigjährigen Mannes. Wunschlos gegenüber allem Irdischen, nur auf das Himmlische gerichtet mußte diese Seele sein: das bezeugte das sanfte, wie verklärte Antlitz; die Farbe war zart rosa wie eines Mädchens Wangen.

„In Demut danke ich,“ begann die silbertönige Stimme aufs neue, „meinem ehrwürdigen Bruder, dem Abt Konon,

daß er, meinem Wunsche gemäß, gerade dich, o Presbyter Lysias, zur Ausrichtung eines Geschäftes mir zugesandt hat, das der armen Magd Christi, seiner heiligen Kirche, unter dem Segen des Höchsten, zum Heil ausschlagen soll, wie ich hoffe. Vernimm sogleich, um was es sich handelt. Dieser Knabe ist also verlässig?" — „Ich bürge für ihn." — „Das genügt. — Die Geheimnisse der heiligen Kirche werden nicht ungestraft ausgeplaudert. — Dafür ist gesorgt," fügte er langsam bei.

Da erschrak Julian heftig. Das war ein ganz anderer, ein scharfer Ton gewesen. Diese finstere Drohung schien nicht aus jener verklärten Seele aufgestiegen. Aber nun gleich wieder ganz sanft und friedlich geworden, ließ sich Liberius auf eine Art Thronsitz nieder, vor dessen Stufen die beiden Besucher ehrerbietig zu ihm emporblickten. Er begann jetzt in jenem weichen, demutvoll klagenden Tonfall, der so bezeichnend ist für die Sprache der Kirche. „Unleidlich ist es, in dem Herrn geliebte Brüder, daß nicht einmal in dieser Stadt, die der Herr gewürdigt hat, die Gebeine der Apostelfürsten zu umschließen, dessen Nachfolger das mindeste zu sagen hat. Der Papst, der das von Gott verliehene Recht hat, den ganzen Weltkreis zu beherrschen, muß wenigstens in dieser seiner Stadt gebieten, die sein Haus, in deren Weichbild, die nur sein Hausgarten ist. Von hier aus mögen meine Nachfolger dann den „orbis" erobern: ich beginne mit der „urbs": mir nur die Stadt, ihnen dann einst — die Welt."

„All das ist streng logisch," sprach Lysias, „ist von jener großartigen Unbeugsamkeit, Unerbittlichkeit des Gedankens, welche die Kirche allunüberwindlich macht, sobald man ihr den ersten Heischesatz eingeräumt hat. — Siehst du das ein, mein junger Freund?" Flammende Hitze war bei des Papstes Worten aufgestiegen in Julians bleiche

Wangen: staunend hatte er die großen dunkeln Augen auf den Redner geheftet: jetzt, auf die Frage des Lysias hin, wollte er seinem Widerspruch stürmisch Ausdruck geben: allein er bemerkte die scharf warnende Miene des Freundes. So bezwang er die heftige Wallung und brachte nur die verhaltnen Worte hervor: „Gewiß! Wenn man den Vordersatz zugiebt. Allein . . .“

„Du zweifelst, Knabe?“ herrschte ihn der Bischof an. — „Lerne glauben, ohne zu zweifeln: hören und gehorchen werde dir eins. Noch wenig gereift hat ihn deine Zucht, Lysias.“ — „Vergieb ihm! Er ist noch gar jung, noch ungebrochen der natürliche sündhafte Mensch in ihm. Die Vernunft . . .“ — „Diese Buhle des Satans!“ — „Zumal aber der weltliche Sinn hält ihn noch gefangen, die stolze Freude an Staat und Staatsgewalt. Ist er doch, wie ich dir schrieb, einem Geschlecht entstammt, das wiederholt hervorglänzte in der Geschichte dieses Römerreiches . . .“ — „Des heidnischen! Von allen Sünden und allen Dämonen beherrschten!“ — „Aber doch des Großartigsten,“ wagte Julian einzuwerfen, „was bisher Manneskraft und Heldenschaft geschaffen haben auf Erden.“

„Mag sein, kühner Weltling! — Denn die Kirche, die unvergleichbar großartigere, hat nicht sündige Menschenkraft, sie hat der heilige Geist geschaffen. Und — sehen wir davon ab! — welchen Wert haben im Vergleich mit der Kirche Recht und Staat und des Staates ganze sogenannte Herrlichkeit?“ — „Heiliger Vater,“ wagte der Jüngling schüchtern zu fragen, „haben nicht doch auch Staat und Vaterland ihre Berechtigung? — Von jeher haben die Menschen in dem Helden, der für sein Volk kämpft, ein Herrliches bewundert . . .“ — „Heidnische Menschen.“ — „Die Dichter und die Geschichtschreiber von Homer und Herodot bis auf unsere Tage . . .“ — „Fleischlich, weltlich

Gesinnte. Sie preisen die rohe blutige Gewalt." — „Aber die Pflege des Rechts durch seine Juristen ist doch der Stolz des römischen Volkes! Und sagt nicht selbst der Apostel Paulus: „alle Obrigkeit ist von Gott geordnet?"" — „Du wähnst in deiner Eitelkeit, mich in die Enge zu treiben, junger Mönch: — aber du zwingst mich nur, noch tiefer einzudringen, dein Irrsal an der Wurzel zu fassen und es dir ganz aus den Gedanken zu reißen. Recht und Staat! — Wohl: — der Apostel nennt auch sie von Gott geordnet, und jedermann soll unterthan sein der Obrigkeit, die nun einmal Gewalt über ihn hat. Allein sagt er etwa, daß dies erfreulich sei? Mitnichten!

Freilich: Recht und Staat und Obrigkeit sind notwendig. Unentbehrlich sind sie: — jawohl! — aber nicht ein notwendiges Gut wie Kirche und Glaube, nein, wie die Krücke dem Lahmen, wie die bittere — oft an sich giftige — Arznei dem Kranken oder — gut für die andern! — wie der Maulkorb dem beißenden Hund, wie die Fessel dem Tobsüchtigen, wie der Käfig dem reißenden Tier nicht zu seinem, zu der andern Vorteil aufgezwungen werden. Ein notwendig Übel sind Recht und Staat. Bevor der Lahme lahmte, bedurfte er der Krücke nicht, und gesundet er, — fort wirft er den verhaßten Notbehelf, der ihn an seine Entwürdigung gemahnt. Der Gesunde nimmt die ekle Arznei nicht und der Genesende speit sie aus seinem Munde."

„Und das soll — ähnlich — gelten von Recht und Staat?" — „Gewiß, du allzuweltlicher Mönch! Oh ich will sie dir zerschlagen, Recht und Staat und Heldentum, diese deine hohlen Götzen von Thon, daß du ihre Scherben mit Verachtung auf dem Boden von dir stößest." — „Darauf bin ich doch neugierig," dachte Julian, mit kochendem Unwillen im Herzen. — „Waren im Paradiese

Recht und Gericht und Staatsgewalt? Waren Krieger und Richter erforderlich, — ja nur denkbar! — solang der Mensch vollkommen war, wie Gott ihn geschaffen und gewollt? Sicher nicht! Erst durch den Sündenfall — also durch den Teufel — ist der Streit um Mein und Dein, ist der schwere Fluch der Arbeit — diese härteste Strafe, die, nach ausdrücklicher Erklärung der Bibel, Gott in seinem Zorn auf den Menschen gelegt — ist Gewaltthat und Krieg unter die Menschen gekommen. Erst jetzt schlug Kain den Abel, erst jetzt stritten Abraham und Lot um die Weidegründe. Erst jetzt — also durch den Teufel — wurden Richter unentbehrlich und Krieger. Gott hat sie zugelassen, nun ja, wie der Arzt mit Seufzen den Gelähmten nach der Krücke greifen sieht. Durch den Teufel ist die Sünde, und durch die Sünde sind Recht und Staat gekommen in die Welt, und mit dem Teufel zugleich werden Recht und Staat und Richter und Imperator und deine lieben „Helden" untergehen am jüngsten Tage in strafenden Flammen. Im Himmel — im vollkommenen Zustand — werden die Seligen wieder so wenig des Rechtes, des sündhaften Staates, bedürfen als weiland im Paradies. Fluch daher, wie über die Sünde selbst, so über Recht und Staat, ihre Nachkrankheiten! Ja, die Heiden, deren höchstes Gut das Vaterland, deren Licht die versündigte, verteufelte Vernunft, deren Heimat diese Erde, — die mögen auf Recht und Staat und Heldentum das Schwergewicht all' ihres Strebens legen. Aber gerade dies ist sündhaft, ist durch und durch sündhaft! Denn das Diesseits zieht vom Jenseits, das Fechten zieht vom Beten, das Richten vom Büßen ab. Des Christen Heimat ist nicht auf dieser Welt. Die Erde ist sein Kerker: er flieht, er haßt, er verachtet diese Weltlichkeit, die vom Fluch der Sünde, vom Teufel durchdrungen ist: — er wünscht sehn-

lich ihren baldigsten Untergang herbei mit allem Pomp und Stolz von Staat und Recht, mit Richterstab und Heldenschwert! — „Eigentum?“ Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin er konnte sein Haupt legen! „Strafrecht?“ Christus lehrt, wer dir den Mantel raubt, dem gieb das Wams dazu, wer dir die linke Wange schlug, dem biete die rechte zum Schlage dar. „Richtertum?“ „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Kein Christ darf einen Christen vor Gericht verklagen! Auf den Verbrecher soll den ersten Stein nur der Schuldlose werfen: also weder Richter noch Henker will Christus! All' das sind Ausgeburten der durch den Sündenfall verdunkelten Vernunft. Ich wiederhole: der Christ, der im Jenseits seine Heimat hat, darf, soll, kann kein Herz haben für die vergängliche, dem Untergang geweihte, versündete Welt und ihren Staat. Möge der bald mit dem Teufel zugleich in Flammen untergehen: es ist seine gerechte langverwirkte Strafe.“ Hier machte der Erzürnte eine lange Rederast. Er suchte offenbar nach einem Übergang und fand ihn nicht.

In Julian tobte der leidenschaftlichste Widerspruch: — aber das warnende Auge des Lysias hielt ihn in unwilligem Schweigen gebannt.

„Einstweilen aber,“ fuhr endlich der Bischof fort, „solang das Reich Gottes, das himmlische, nicht gekommen ist, solang die Kirche auf Erden den als ein Übel von Gott einstweilen noch geduldeten Staat neben sich ertragen muß, — einstweilen muß doch schon — in aller Demut! — dafür gesorgt sein, daß das Oberhaupt der Kirche nicht jenen sündhaften Weltlingen in Ohnmacht zu Füßen liegt. Es muß wenigstens der Anfang geschaffen werden auch einer weltlichen Herrschaft der Kirche, die erste Stufe muß gelegt werden zu einem stolzen Bau, auf dessen Spitze der

römische Bischof dereinst die oberste Gewalt, auch die weltliche Herrschaft — ich sagte es schon! — üben wird auf der ganzen Erde."

Hoch auf horchte Julianus. Der Papst bemerkte seinen fragenden Blick. „Ja, auch auf Erden! Was ich binde oder löse, soll auch auf Erden schon gebunden sein oder gelöst. Wie kann ich binden und lösen — auch auf Erden! — ohne irdische Macht? Jeder heidnische Centurio des Imperators hat mehr Befehlsgewalt in den Straßen Roms denn der Nachfolger Petri. Das muß anders werden."

Einen raschen warnenden Blick warf Lysias auf den jungen Mönch. „Ich staune doch!" sprach dieser. „Mit welcher Demut hast du, erhabener Vater, noch bei dem letzten Einritt des Imperators — man schrieb es uns in das Kloster! — dich den Knecht . . ."

„Ei, es ward mir schwer genug, das Haupt der Kirche, die da heilig ist, zu beugen vor dem unheiligen Haupte des unheiligen Staates. Aber noch — noch kann ich meine Ansprüche nicht den Laien zu erkennen geben: — denn noch kann ich sie nicht beweisen. Und um den Beweis zu beschaffen, — deshalb hab' ich dich, o Presbyter, die Schärfe deines im Urkundenwesen und im weltlichen Recht vielbewanderten Geistes berufen. Der gottselige Abt Konon hat dich mir auf das wärmste empfohlen. Und deshalb auch hab' ich diesen noch Unreifen zugelassen zu unserer Unterredung: auf deinen brieflichen Wunsch: — du rühmtest, er sei geschickt im Schreibwerk und mit der Sprache der Rechtsurkunden im Kloster wohl vertraut gemacht worden: — wohlan, hier mag der Anfänger seine Erstlingsleistung schaffen: — in dem Dienst der Kirche."

Mit äußerster Spannung hefteten sich die dunkeln Augen Julians an die schmalen, scharfgeschnittenen Lippen des Bischofs: er brachte kein Wort hervor.

An des Sprachlosen Statt sprach Lysias: „Er wird es sich zu höchster Ehre rechnen, auch im Unscheinbarsten dir, heiliger Vater, zu dienen. Vergieb sein seltsam Schweigen: die Ehrfurcht, die tiefe Scheu vor deiner hohen Würde bindet ihm die Zunge. — Wohlan, sprich es aus: was soll ich, was soll der Jüngling für dich thun?“ — „Eine Urkunde schreiben.“ — „Gern. Welcher Art?“ — „Eine Schenkungsurkunde. In aller Form Rechtens, — hört ihr? Scharf, genau, mit Einfügung aller Klauseln, die ein solches Rechtsgeschäft unanfechtbar machen für jedermann.“ — „Das soll geschehen. Allein weshalb wählst du hierfür nicht . . .?“ — „Einen weltlichen Rechtskundigen?“ lächelte der Bischof, „aus guten Gründen! — Es handelt sich um eine Schenkung des frommen Imperators Constantin, dem Gott nun im Himmel seine Verdienste um die Kirche in ewiger Seligkeit vergilt.“

Julian schoß eine Blutwelle in das Antlitz.

„Ihr werdet eine Urkunde aufsetzen, in welcher der Imperator zum Dank für die wunderbare Heilung von dem Aussatz meinem Vorgänger, dem wunderthätigen Sankt Silvester, und dem römischen Stuhl für ewige Zeiten zu eigen schenkte die Stadt Rom und das Weichbild von Rom im Umfang von so und so viel Miliarien (. . . das werd' ich noch nachtragen! . . .), mit allen Herrschaftsrechten der imperatorischen Gewalt: also mit dem Recht, eigne Truppen zu halten, Krieg zu führen, Verträge zu schließen, Frieden zu machen, Gerichtsbarkeit in Straf- und in bürgerlichen Sachen, Verwaltungshoheit, Münz-, Zoll- und Steuerrechte, Weg- und Brückenrecht: kurz, alle Hoheitsrechte, wie sie jetzt der Augustus übt.“

Ohne die Willensabsicht des Bischofs irgend zu verstehen, starrte Julian ihn an. Sogar Lysias faßte nicht

gleich den Inhalt dieses Auftrags. „Ich staune! Solch unberechenbar weites Zugeständnis hat der Imperator der Kirche . . .?"

„Ja, der Aussatz ist ein schweres Leiden und nur durch ein Wunder heilbar!" — „Und aufsetzen? Abschreiben meinst du wohl, heiliger Vater?" Unwillig erwiderte dieser: „Schwerfälliger! Wozu abschreiben? Das könnte ich doch selbst." — „Ich verstehe nicht ganz . . ." — „Verfassen sollst du die Schenkung. Der Imperator trug sich, ich weiß es — oder ich will lieber sagen: ich vermute es — mit ähnlichen Gedanken. Mein Vorgänger Silvester drang in ihn mit solchen Bitten. Der Tod Constantins kam der Erfüllung zuvor. Wohlan! Verbessern wir sehend den blinden Zufall zu frühen Sterbens! Ergänzen wir, was der Imperator wollte, wollen sollte, wollen mußte, — zum Heil seiner Seele und der Kirche. Ihr verfaßt den Rechtsinhalt der Schenkung. Seine Unterschrift . . . die werde ich besorgen: ich kann sie machen, nachmachen . . . so gut . . . wie er selbst . . . Aber was ist dem Knaben . . .?"

„Nichts! Nur eine Ohnmacht!" sprach Lysias, den Sinkenden in seinen Armen auffangend. Der stöhnte noch einmal leise. Dann vergingen ihm vollends die Sinne.

VIII.

Als der Jüngling die Augen wieder aufschlug, sah er sich in einem ihm unbekannten Gemach. „Wo bin ich?" fragte er Lysias, dessen Blick gespannt auf dem bleichen Antlitz ruhte.

„In Sicherheit vor den Menschen und nun — den Göttern sei Dank! — auch in Sicherheit vor dem Tode. Du rangest in diesen Tagen und Nächten schwer um dein Leben mit den Mächten der Finsternis. Aber die guten Götter des Lichtes und des Gedeihens haben mein Flehen erhört. Nachdem du heute — es ist der dritte Tag — das Bewußtsein voll wieder gefunden, ist die Krankheit gebrochen: es war ein Rückfall in das hitzige Fieber, das dich bei der Entlarvung der Mönche ergriffen hatte, erneut durch eine ähnliche Erregung. Du bist abermals genesen. Aber nun ist deines Bleibens nicht mehr in Rom. Du mußt fort — heute noch. Fliehen!"

„Fliehen! Warum? Vor wem?" — Unseliger! Hast du vergessen, was geschehen? Dort in der Krypta!" — „O nein!" entgegnete der Bleiche, sich schaudernd aufrichtend. „Der Papst! Die Urkunde — die Fälschung, die er forderte . . ." — „Still! Nicht so laut! Wer weiß, ob seine Lauscher nicht sogar bis hierher . . ." — „Was ist das für ein seltsamer Raum? Unter der Erde, wie es scheint. Nur ein schmaler Lichtstreif fällt von oben durch mächtige Gewölbquadern. Und welche Bilder sind rings eingehauen in die Wand! Sonnen! Viele Sonnen! Ein ägyptischer Krieger, nein, ein Gott mit einem Sonnenschild. Und dort . . . das ist Phöbos Apollo —! Wo bin ich?"

„In dem geheimen Gewölbe des Apollotempels nahe der Brücke Hadrians." — „Wie? Unter den zähesten Heiden? Ich staune."

„Du wirst bald noch stärker staunen. Versuche, ob du das Lager verlassen kannst. Siehst du! Es geht! So wird dich ein Maultier bei Einbruch der Dunkelheit davontragen, ehe deine Verfolger . . ." — „Aber wer verfolgt mich?" — „Der heilige Vater. Er hat Verdacht geschöpft, du seiest doch noch nicht ganz reif gewesen für seine Pläne.

Er ließ dich auf deinem Krankenlager im Haus unseres Gastfreundes, wohin ich dich brachte, scharf überwachen. Mit Mühe gelang mir's, nachdem ich durch vertraute alte Freunde dich hierher geflüchtet, seine Späher glauben zu machen, du seiest — in einem Fieberanfall — mir entsprungen. Ich verabschiedete mich bei dem heiligen Vater unter dem Vorwand, dich zu suchen. Du seist mir für jene Urkundenverfassung unentbehrlich." — „Was kann er wollen? Doch nicht mich morden?" — „Das ist nicht nötig. Aber auf immerdar für jedes Menschenauge verschwinden lassen in einem der vielen Klöster, über die er unbedingter gebeut als der Imperator über seine Kastelle. Schon Mancher ist so . . . verloschen, spurlos. Du aber sollst nicht, du Stern der Hoffnung für mich und für das Römerreich, ja für die Götter selbst, erlöschen in der Nacht eines Zellenkerkers." — „Nein! Jetzt will ich leben — wirken! Ich will ihnen zeigen, diesen Priestern ohne Vaterland, ohne Staat, — diesen wollüstigen Heuchlern, Lügnern, Fälschern . . ." — „Rege dich nicht auf. — Spare deine Kräfte. Du wirst sie brauchen. Denn dein Weg ist weit."

„Wohin . . .?" — „In die Freiheit." — „Aber . . . der Imperator? — Wird er nicht alsbald erfahren, daß ich nicht wieder in das Kloster . . .?"

„Bei dem Imperator, in dem ganzen Palast ist wieder einmal eingetreten einer jener plötzlichen rätselhaften Umschläge, die nicht eben selten sind. Wieder einmal ist zurückgedrängt der Einfluß seiner bösesten Geister: der Eunuchen und des Präpositus des Schlafgemachs, des elenden Eusebius, des bittersten Feindes deines Hauses. Der Imperator selbst hat befohlen, in vollem Wechsel der Gesinnung oder doch der Maßregeln, — niemand begreift die Ursache — daß du das Kloster vertauschen sollest mit der Stadt Macellum in Kleinasien." — „Also bin ich

frei!" jubelte der Jüngling. Dieser Gedanke schien ihm neue Kräfte zu geben: er sprang auf.

„Nicht nach des Tyrannen Meinung! Die Stadt ist eine Feste: und du wirst in ihren Mauern bewacht sein wie bisher in dem Klostergarten. Aber du sollst einen Lehrer erhalten: — für weltliche Dinge." — „O welche Freude!" — „Selbstverständlich einen eifrigsten Christen. Aber getrost. — Ich darf ihn dir auswählen; mir überließ das . . . nun, sagen wir: ein Ratgeber des Imperators." — „Und du wählst?" — „Mich selbst. — Allmählich bist du reif geworden, mehr zu vernehmen von meinem Gotte, ja nun darf ich es aussprechen: von meinen Göttern." — „O mein Vater! Ich folge dir, wohin du führst." — „Nur noch kurze Zeit! Alsbald wirst du mich führen. Mich und die Menschheit: zum Siege, zum Lichte, zum Siege des Lichts und aller großen Götter."

IX.

Sobald es völlig dunkel geworden, holte Lysias, der sich in die Stadt begeben hatte, den noch Wankenden ab aus seinem Versteck; beide warfen über die Mönchskutten lange Soldatenmäntel, die der Presbyter mitgebracht hatte. Durch menschenleere Gassen und Gäßlein führte der Ortskundige an das Pränestinische Thor im Osten der Stadt.

Der ägyptische Söldner, der hier Wache stand, senkte ehrerbietigst den Speer, als ihm Lysias ein Wort zuflüsterte, und ließ sie vorübergleiten.

Wenige Schritte vor der Umwallung lag seitwärts, rechts von der breiten Via Gabiana, ein ansehnliches

Grabmal in einem kleinen Haine von Pinien: die Obelisken zu beiden Seiten, die Sphinx als Wächterin davor, der Ibis als häufigstes Symbol wiesen auf das Land des Nils.

Lysias schlug in die Hand: da tönten leise Schritte aus dem Wäldchen: ein Neger in der Tracht des Morgenlandes führte ein Roß und ein Maultier auf die Straße, half schweigend den beiden aufsteigen und verschwand, nachdem er ehrfürchtig vor Lysias die Arme über der Brust gekreuzt hatte. Der trieb beide Tiere zu raschem Ritt, bis sie die Stadt eine gute Strecke hinter sich hatten. Kein Wort sprachen sie. Mit stillem Staunen sah der Jüngling auf den von solchen Geheimnissen umgebenen Meister. Nun zog der den Zügel und hielt: „Hier wollen wir kurze Rast halten, mein Sohn,“ mahnte er. „Steig ab und setze dich neben mich hier auf den Rasen und lehne den Rücken an diesen Meilenstein. Du bist noch recht schwach! Da, trinke von diesem Wein, du bedarfst der Stärkung. Ich binde die Tiere an jenen Ölbaum.“

Julian sah wie träumend um sich her, dann empor gen Himmel, wo ungezählte Sterne prachtvoll leuchteten. Alles däuchte ihm so rätselvoll.

Es war eine milde warme Septembernacht: der Mond stieg eben im Osten aus dem niederen Buschwald empor und übergoß die weite Ebene mit seinem feierlichen Licht. Alles still, nur zuweilen hoch in den Lüften eines ziehenden Wandervogels Ruf. Der Jüngling saß regungslos, wie ein Verzauberter.

„Schläfst du, mein armer Knabe?“ fragte Lysias, sich nun neben ihm niederlassend. — „Nein, Meister. Ich wache und staune. Und kann kein Ende finden des Staunens. Was hab ich erlebt, — wie bin ich verwandelt seit wenigen Monden! Wie Schuppen gleitet es von meinen Augen.

Aber am meisten staune ich über dich, du Mann der Wunder, der Geheimnisse. Sprich, bist du ein Zauberer, einer jener Magier deiner Heimat, dort am heiligen unerforschlichen Nil? Du hast bisher alle meine Fragen über dich, über die unfaßlichen Widersprüche in dir abgewiesen, hast mich stets auf die Zukunft verwiesen. Diese Zukunft, — wann endlich wird sie Gegenwart?"

Der Gefragte antwortete nicht gleich; er zog aus der Brusttasche der Kutte eine längliche Rolle, die mit Sternen, mit den Himmelszeichen, mit krausen, wirren Schnörkeln, mit Linien in verschiedenen Farben dicht überdeckt war; sinnend blickte er hinein, sah dann, leise rechnend, auf gen Himmel, folgte mit dem Finger auf dem Papyrus mehreren Strichen und hob nun erst an: „Ja, mein Sohn, jetzt kam die geweihte Stunde der Enthüllungen. Günstig stehen alle Sterne, alle Zeichen winken Heil: sieh, diese goldenen Striche enthalten dein Horoskop." — „Wie kommst du dazu, o Meister. Wer hat ...?" — „Ein Freund, ein Lehrer, wenn du willst, wenigstens in Sternkunde, — der zugleich ein treuer Freund deiner Eltern war — hat mir die Stellung der Gestirne im Augenblick deiner Geburt anvertraut, sobald ich ihm schrieb, daß ich dich in jenem Kloster gefunden. Denn du warst ja dort aller Welt verborgen. Nur jener blödgläubige Johannes — auch ein Bekannter deiner Eltern — hatte dich vor mir entdeckt." — „Und wer ist jener Freund meiner armen Eltern, der sich um den eingesperrten Waisenknaben kümmerte?"

„Das bleibt geheim. Er will, daß sein Name nie genannt wird. Auf dem unverbrüchlichen Geheimnis beruht seine Macht." — „Seine Macht? Welche Macht?" — „Die Macht, dir zu nützen, dich zu schützen. Ihm offenbar verdankst du den plötzlichen Umschlag ..." — „Also lebt er am Hofe?" — „Frage nicht weiter. — Aus deinem

Horoskop nun, o geliebter Sohn, ergab sich mir, was mich im tiefsten Kern erschütterte: daß dein Geschick und das meine, das meiner . . . meiner Familie unauflöslich miteinander verflochten sind.“ — „Das hat sich schon bewährt, mein Lehrer und Erretter,“ sprach Julian, dankbar seine Hand ergreifend und an die Lippen ziehend.

„Aber mehr noch: aus deinem Horoskop geht zweifellos hervor, daß du, ein Liebling der großen Götter, wie nur etwa noch Alexander oder Cäsar . . .“ — „Alexander oder Cäsar,“ wiederholte Julian in Bestürzung, weit die Augen aufreißend und in die Sterne schauend. „Berufen bist zu allergrößten Thaten: ja zu der größten, die gethan werden kann, — sagen deine Sterne.

Welche aber ist die größte aller möglichen Thaten?

Das konnte, mußte ich leicht mir selber sagen! Nachdem die Lehre jenes jüdischen Schwärmers die alten Götter aus ihrer Herrschaft vertrieben hat: — was ist die größte That? — Du wirst die Christenkirche stürzen und die Olympier rächen und erneuen.“

Da sprang Julian auf: „Aber ich glaube ja nicht an die Olympier.“ — „Glaubst du noch an Christus?“ — „Nein! Oder ja, ja doch! Nein! Ich . . . ich weiß es nicht. Mir schwindelt.“ Er sank wieder gegen den Meilenstein. „Ich kann nicht mehr denken.“

„Du sollst jetzt nicht denken. Das heißt: nicht über diese schwersten Dinge. Du sollst, du mußt erst bei mir denken lernen.“ — „O, mit welcher Heißgier werde ich jedes deiner Worte einschlürfen! Du bringst mir . . .“ — „Die Freiheit. Die Schönheit. Die Wahrheit.“ — „Aber verehrter, großer Meister — du selbst — wer bist du? Welches Rätsel, welche Widersprüche schließest du ein? Ich lerne dich kennen in jenem Kloster als Priester: — als Johannes übergeordnet, als Vertrauten des Abtes, der als

ein kirchlicher Eiferer gilt, als Vertrauten sogar des Papstes: — und zugleich bist du es, der mir die Augen öffnet, der mir den bisher so felsenfesten Glauben unterwühlt, der du die alten Götter verehrst. Und du hast Freunde am Hof! Du hast in Rom verborgene Freunde: — des Apollo-, des Osiristempels geheime Gewölbe sind dir zugänglich: — der Ägypter am Thor beugt sich vor dir: — stumme Neger dienen dir: — wer bist du, Lysias?"

„Ptolemäos heiße ich mit meinem wahren Namen. Das heilige Land des Nils ist meine Heimat. Väterlicherseits stamme ich ab von jenem großen Ptolemäos, der Alexanders Feldherr und Nachfolger in Ägypten war; aber die Mutter unseres Stammes ist eine Tochter der Pharaonen gewesen und alle meine Ahnen sind Söhne und Priester des Sonnengottes und des Zeus Ammon als dessen Sproß auch Alexander selbst sich fühlte. So haben meine Vorfahren seit unvordenklichen Tagen in Ägypten in königlichen, in priesterlichen, in halbgöttlichen Ehren gewaltet. Rom hat nach der Eroberung des Landes nur die weltliche Macht erworben und sie zum Heile, zur Wohlfahrt unseres Volkes verwendet: gar viel römisch Blut, Töchter der edelsten Geschlechter, haben sich dem Mannesstamm unseres Hauses zugemischt: so bin ich nicht minder Römer als Grieche und Ägypter. Die Größe Roms war auch unsere Größe: unsere priesterliche Herrschaft ward von Rom nie angetastet: vielmehr wurden Osiris und Isis und der unbesiegte Sonnengott am Tiber bald gefeiert wie am Nil. Als Oberpriester des ägyptischen Sonnengottes waren meine Ahnen — ja noch mein Vater! — neben dem Statthalter Roms, oft auch vor ihm in der Verehrung des Volkes, die ersten Männer des Landes! Da — da kam das Gräßliche. Das unertragbar Grausame! Kaum hatte Constantin die Kirchenlehre der

Schranken entledigt und ihr sich parteiisch zugeneigt, — da missbrauchten die Bischöfe, die Priester, die Mönche die ihnen gewährte Freiheit zur furchtbarsten Unterdrückung des alten Gottesdienstes. Das Blut der Heiden floß in Strömen, unsere Tempel, unsere heiligen Haine, die Bilder der Götter wurden zerstört, verbrannt, zerschlagen, die Tempelschätze geraubt, den Kirchen zugewendet.

In einem solchen rasenden Ausbruch der christlichen Wut zu Memphis ward mein Vater, — der Götterweise Bokcharis, als Oberpriester des gesamten Götterdienstes am Nil am meisten von ihnen gehaßt! — da er um keinen Preis die Taufe nehmen und nicht die verborgnen Tempelschätze ausliefern wollte, auf das grausamste gefoltert, dann, da er beharrlich blieb, ermordet, ebenso meine älteren Brüder: unseres Geschlechtes uralte Paläste wurden niedergerissen, ausgeplündert, all unser Vermögen geraubt. Mich, den zehnjährigen, rettete Tesnach, ein entfernter Verwandter, nur dadurch, daß er versprach, wie er selbst, unter Todesbedrohung, die Taufe genommen, nun so mich zum eifrigsten Christen zu erziehen, zum Priester weihen zu lassen. Und die strenge Überwachung des Bischofs zu Alexandria sorgte dafür, daß dies alles geschah — äußerlich. Aber mein Erzieher — ich danke es dir, o Verklärter! — erzog mich im geheimen in dem glühendsten Hasse gegen die Christen, die Mörder meines Vaters, die Räuber unseres Vermögens, die Verderber unserer Götter, die Schänder unserer Heiligtümer. Er weihte mich in alle Geheimlehren, in alle Weisheit und Wissenschaft Ägyptens ein. Wisse: alle heimlichen Verehrer der alten Götter standen und stehen in verborgenem innigen Zusammenhang: er war das Haupt dieses geheimen Bundes, dessen Glieder über alle drei Erdteile verstreut sind; und als er starb, schwor ich, als sein Nachfolger, in seine erkaltende Hand:

ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich an den tiefgehaßten Christen tausendfältig Rache, wilde, heiße, unersättliche Rache genommen und die alten Götter Ägyptens, Griechenlands und Roms wieder eingesetzt habe auf die goldenen Stühle ihrer Weltherrschaft!

Ich habe geschworen und ich werde es halten: Rache, Rache, fürchterliche Rache!

Und an Stelle der Bischöfe soll in Ägypten vom Kanopos bis Meroë wieder herrschen sein ehrwürdigstes, den Göttern entstammtes Priestergeschlecht: ich selbst und . . . mein Haus — und du, geliebter Sohn, den, einen Sproß des verhaßten Hauses der Constantier, die Sterne, nein, die Götter selbst, mir zugeführt haben, neben mir zu kämpfen, zu siegen, zu rächen und zu herrschen im Morgenland und Abendland. Sieh, da schoß am Himmel hin ein Stern: — die Götter winken Gewährung. Auf Julianus! In den Sattel! Deinem Ziel entgegen!"

X.

Jahre waren verstrichen seit jener eiligen Flucht aus Rom.

In Macellum, der alten, von dem Flusse Sarus umspülten Feste der Provinz Kappadokien, in dem Säulengang des Palatiums — es war ein entgötterter Tempel des Ares — wandelten in vertrautem Gespräch Lysias und Julian: statt der Mönchskutten trugen sie weltliche Gewandung. Der Jüngling war merklich verändert: er war der Mannheit erheblich entgegengereift. Die Spuren der wiederholten todesgefährlichen Krankheitsanfälle waren geschwunden: blieb die Gestalt auch zeitlebens eine schmäch-

tige, fast allzuzarte: — das Krankhafte in dem Ausdruck des Gesichtes war jetzt gewichen. Zwar ein suchendes Sehnen lag in den dunkeln schwärmerischen Augen; aber dies Sehnen schien, wenn ein Schmerz, ein süßer, ein geliebter Schmerz zu sein.

Dieser Zug, dieser Ausdruck war neu auf dem Antlitz des Jünglings und so stark ausgeprägt, daß er auch einem minder scharfen Beobachter als Lysias aufgefallen wäre. Dieser begann denn, alsbald nachdem sein prüfender Blick auf Julian geruht hatte: „Aus der Lyra deiner Seele, geliebter Sohn, zittert ein neuer Ton. Eine Saite, — eine neue Saite — ist darin aufgezogen . . ." — „O Meister!" erwiderte Julianus; es sollte eine Verneinung bedeuten: — aber dies mißlang: verlegen wandte er das Gesicht zur Seite: — er errötete; gar auffallend war in diesen sonst so bleichen Wangen das plötzliche, lebhafte Einschießen der Blutwellen.

„Du schweigst?" — „Ich staune!" rief Julian. „Oft schon hat mich deine Sehergabe in ehrfurchtvolle Scheu versetzt. Aber das ist doch das Wunderbarste! Wie — wodurch — vermagst du in meiner Seele zu lesen? Erleuchtet dich wirklich ein Strahl unserer Götter?" Lysias lächelte seltsam, ein wenig unheimlich: „Vielleicht wäre es ersprießlich für mich, — mehr noch für dich! — dich in solchem Glauben zu bestärken: du würdest mir dann immer folgen, blindlings folgen." — „Das werde ich ohnehin, mein großer Meister."

„Wer weiß! — Wodurch ich in deine Seele zu schauen vermag? Einmal, weil ich, seit bald einem halben Jahrhundert im Kampfe mit den Herrschern der Welt, in gar vieler Menschen Brust zu lesen gelernt habe: — vor allem aber, weil ich dich liebe, o Julianus, mit begeisterter Hoffnung auf Rächung und Rettung der Götter. — Sieh,

diese Liebe ist so zwingend, daß ich auch jetzt wieder, von weiter Ferne, aus Ägypten, zurückgekehrt, sofort zu dir eilte — noch bevor ich in mein eigen Haus eintrat. Dein neues Geheimnis ist mir kein Geheimnis: du liebst, o Julianus, liebst zum erstenmal."

„Und für ewig!" rief der Jüngling schwärmerisch: „Auch wann der unbesiegte Sonnengott meine Seele aus der Asche dieses Leibes, in anderer Hülle, in eine höhere Sphäre auf den goldenen Stern meiner Läuterung entrückt haben wird: — Alles an Julian mag er wandeln durch verklärendes Licht: — nicht dies Gefühl." — „Teurer Schwärmer! — Also: du sahst in diesen Wochen meiner Abwesenheit wiederholt ein Mädchen . . ." — „Eine Göttin!" — „Sie zog dich an: — ihre zarte Schönheit, gerade weil sie dich zu meiden schien." — „Wahr, alles wahr. Täglich, wann ich in die Bäder des Aurelianus ging, traf ich an der gleichen Stelle, unter dem Platanenhügel, eine schön geschmückte Sänfte, die, getragen von vier gleich gewandeten Sklaven, abbog nach dem Frauenbad der Amphitrite. Die Fenster waren durch Lattengitter geschlossen: — du weißt, man sieht dann von innen heraus, nicht aber hinein. Eines Tages strauchelte einer der vorderen Sklaven, er ließ die Tragestange los, die Sänfte drohte, seitwärts umzuschlagen: ich sprang herbei, riß sie empor, und stützte die Last, bis jener wieder zugriff: dabei war das Gitter in die untere Öffnung herabgeglitten und ich sah in der Sänfte —" — „Ein wunderschönes Mädchen." — „Dunkle, große, seelenvolle Augen..!" — „Dunkles, reichflutendes Haar, marmorweiße Züge. . ." — „O, spotte nicht! Denn — durch Zufall — trifft dein Erraten zu. Sie dankte anmutvoll: — wie lieblich klang die sanfte Stimme! Ich . . . ich erglühte und doch durchzog mich leise kalter Schauer. Ich wagte nicht, nach

ihrem Namen zu fragen: süße Scheu hielt mich ab. In den nächsten Tagen . . . welche Wonne durchrieselte mich, ward, sobald ich in die Nähe der Platanen kam, der Gitterladen herabgelassen, wir wechselten — im Vorüberwandeln — wenige hastige Worte: der Freigelassene, der die Sklaven führte, schien die Zwiesprache nicht gern zu sehen . . .“ — „Ein Freigelassener?“ unterbrach Lysias verwundert. „Und wie heißt . . . hast du den Namen nicht erfahren?“ — „Jawohl! Helena! „Herrin Helena“ redete sie das Gefolge an.“ Lysias nickte stumm. „Nun und das Ende?“ — „Das Ende war ihr plötzliches Verschwinden. Sie hat die Stadt verlassen.“ — „Du irrst,“ lächelte Lysias ruhig. — „Leider weiß ich es gewiß. Ich hatte mir ein Herz gefaßt . . . ich hatte beschlossen, den nächsten Morgen sie selbst — nicht die Sklaven: das widerstrebte mir — zu befragen um ihre Herkunft, ihre Eltern. Zu rechter Zeit war ich an Ort und Stelle: alsbald erschien auch die Sänfte, aber nicht nach dem Bade ward sie getragen! Unter unsern Platanen glitt das Gitter herab — eine weiße Hand winkte mir grüßend — ach den Abschiedsgruß! — Rechtsab bogen die Sklaven, nach dem Flusse zu, — in den Hafen eilten sie, vor meinen Augen bestieg die Unbekannte ein dort harrendes Schifflein. Das zog die Segel auf und war draußen in der blauen Ferne verschwunden, noch bevor ich den Marmordamm des Flußufers erreicht hatte.“ — „Unmöglich! Ganz unmöglich! Vergieb! Ich muß in mein Haus! Sofort.“ Und verwirrt, bestürzt, wie der Jüngling den fest in sich Geschlossenen nie gesehen, eilte Lysias aus dem Gemach. Zu Julians schmerzlichem Erstaunen ließ ihm der geliebte Lehrer gleich darauf sagen, obwohl gerade erst zurückgekehrt, rufe ihn ein wichtiges Geschäft sofort wieder ab in eine ferne Stadt von Asien, wo Glaubenskämpfe aus-

zubrechen drohten. Vergeblich eilte der Jüngling, Abschied zu nehmen, in die Wohnung des Geheimnisvollen: der war schon aufgebrochen mit seinem ganzen Haushalt.

XI.

Wenige Tage nach des Lysias plötzlicher Abreise nahte sich dem Nordthore von Macellum ein stattlicher Zug: glänzend gerüstete Reiter sprengten vorauf — die purpurfarbnen Helmbüsche bezeugten, daß sie der kaiserlichen Leibwache, den Domestici, angehörten. Darauf folgte eine festgeschlossene Sänfte von eigenartiger Gestalt und dunkler Färbung, umwogt von zahlreichen bunt gekleideten Sklaven, die sich in dem Tragen der Last ablösten, während den Schluß des Aufzuges abermals berittene kaiserliche Leibwächter in größerer Zahl bildeten.

Die Ankömmlinge hielten in dem Säulenhof des Palatiums: ein junger Mann steckte neugierig den Kopf aus der Sänfte; er versuchte, auszusteigen: jedoch der Befehlshaber der Wachen schob ihm die Hand von dem Griff der Thüre zurück: „Geduld! Ich weiß noch nicht, ob ich dich hier herauslassen darf. Der Eunuch des Imperators trug dessen versiegeltes Schreiben zu dem Präses von Kappadokien! — Schon kommt er aus dem Palatium zurück. — Nun, was soll hier geschehen?"

Der glänzend gekleidete Palast-Eunuch erwiderte: „Du darfst ihn hier aussteigen und sich in dem geschlossenen Hof ergehen lassen . . . mit . . . mit dem andern, den der Präses selbst herbeiholt: aber — bei Todesstrafe für uns alle! — keinen Schritt aus dem Thore dieses Hauses. Siehe, sie kommen."

Aus dem Inneren des Hauses traten in das Atrium zwei Männer: wachsam blieb der ältere stehen: „Wohlan, Julianus, du magst an jene Sänfte gehn.“ Staunend, mißtrauisch unterbrach Julian: „Ist es eine Sänfte? Ich dachte . . . ein Sarkophag! Ganz schwarz — und über der Thüre, grell gemalt, ein weißes Kreuz! Tote bringt man so.“

„Oder Gefangene,“ lächelte der Präses. „Aber diesmal ist der Insasse weder das eine noch das andre. Der Imperator in der unergründlichen Güte seines Herzens . . .“ — „Ja sie ist unergründlich! — Sogar unerfindlich!“ spottete Julian leise für sich. — „Hat verstattet, daß du den Reisenden . . .“ — „Er reist wohl in den Hades?“ — „Sprechen darfst, während die Reichspost dem Zuge frische Pferde zuführt. Ich lasse euch allein. Denn ich will nicht hören, was ihr sprecht. Am Ende müßte ich es verantworten!“ Er trat zurück in das Haus.

Als Julian vor der Sänfte stand, öffnete der Eunuch deren Thür: da sprang mit hastiger Bewegung ein Jüngling heraus, wenige Jahre älter denn Julian, und warf sich diesem in die Arme. „Julianus! mein Bruder!“ rief er jetzt. „Denn du mußt es sein! Man sagte mir, du würdest hier gefangen gehalten.“

„So bist du Gallus, mein Bruder? Du lebst!“

„Wie du siehst! und du . . .“ — „Unsere Mutter, ach die schöne Mutter, lebt sie?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Unsre Schwester . . . Juliana —?“ — „Sie lebt. Wenigstens noch vor kurzem . . .“ — „Wo lebt sie?“ — „Ich weiß nicht. Aber vor wenigen Monaten erhielt ich einen Gruß von ihr.“ — „Durch wen?“ — „Ich weiß nicht — durch eine vornehme Jungfrau, die weder den eignen Namen noch irgend andres sonst sagen wollte . . . oder durfte! Sie redete mich an — sie war sehr hold —

und sprach: „ich soll dich und deinen Bruder Julianus grüßen von eurer Schwester Juliana: sie liebt euch zärtlich. Ich wohnte lange mit ihr in dem gleichen Hause — oder in dem gleichen Gefängnis,“ — lächelte sie.“ — „Im Gefängnis!“ seufzte Julian. — „So rief auch ich, ergrimmend.“ — „Sprich nicht von Grimm gegen Constantius!“ mahnte Julian, sich erschrocken umblickend, „wenn du leben willst.“

Aber der Bruder fuhr trotzig fort: „oh, ich hoffe noch ganz anders zu sprechen! Und länger zu leben als . . .! Nun, die schöne Fremde sah meinen Schmerz und beschwichtete lächelnd: „Das Gefängnis war nur ein Kloster.“ — „Schlimmer als ein Kerker!“ knirschte Julian. Nun traf die Reihe des Staunens den andern Bruder. „Was? Wie sprichst du über Klöster?“ — „Still! Schweig! Erzähle von Juliana — von dir — wie lebtet ihr all' diese Jahre?“ — „Von der Schwester weiß ich im übrigen so wenig wie du —! Die Fremde sagte nur noch, sie sei eine Zeit lang — zur Strafe — in das gleiche Kloster verwiesen gewesen, in welchem Juliana schon lange gelebt habe: — wahrscheinlich all' diese Jahre seit unserer Trennung.“ — „Ich bin schon dankbar, daß sie noch lebt.“

„Ich nicht! Wem dankbar? Etwa dem blutigen Tyrannen . . .?“ — „Schweig, bei Phöbos Apollo! Oder sprich leiser.“

„O dürft' ich es ihm in die Ohren schreien, wie ich ihn hasse! Sollen wir ihm danken, daß er nicht auch ein Mädchen gemordet hat? Er, der alle Männer des großen Constantinischen Hauses bis auf uns beide ausgerottet? Sie verschont er: bedroht sie doch nicht seinen Thron. Und was haben wir alle andres verbrochen, als daß wir seine nächsten Verwandten sind? Hat er Juliana doch auch so schwer getroffen als er konnte, ohne sie zu töten: er hat

ihr das Leben nur geschenkt unter der Bedingung der Ehelosigkeit: er zittert — wie vor uns — vor ihrem möglichen Gemahl." — „Ehelosigkeit!" wiederholte sinnend Julian. „Bis vor kurzem hielt ich sie nicht für ein Unheil." Er errötete und brach ab. „Und die Arme, Schutzlose — sie versprach alles, was man, unter Drohungen gegen sie und uns beide für den Fall der Weigerung, von ihr verlangte. Solch abgezwungen Gelübde ist freilich nichtig . . ." — „Ich weiß doch nicht," meinte Julian. „Die Schwester wird sich daran gebunden glauben." — „Das wollt' ich ihr schon ausreden." — „Aber du selbst, lieber Bruder, wo, wie hast du all' die Jahre gelebt?" — „In Castra nigra, einem alten Burgnest fern am Halys, in strengster Überwachung, abgesperrt von aller Welt. Nur durch Zufall — oder vielmehr durch treue Freundschaft gegen unser Haus — erfuhr ich vor einigen Jahren, daß du lebest und ein gar frommer, schwärmerischer Christ seist." — „Ich war es! — — Aber durch wen vernahmst du von mir?" — „Erinnerst du dich wohl an einen Mönch, einen Büßer, Johannes, der zuweilen auf seiner unablässigen Pilgerfahrt zwischen Rom und Jerusalem im Haus unserer Eltern zu Nikomedia gastete und rastete?"

„Gewiß! War er doch zugegen in jener blutigen Nacht. Er, zusammen mit einem kleinen buckeligen Arzt, — dessen Namen hab' ich vergessen! — hat die Mutter, hat uns drei Kinder gerettet. War er doch in den Jahren, die ich in Jonien verlebte, bevor ich in das heilige Kloster — das verfluchte! — gebracht wurde, der Lehrer meiner Knabenzeit. Ach, mit Schmerz würde er erkennen, wie weit sich seither der Schüler von seinem Lehrer entfernt hat! Ich sah ihn zuletzt — vor Jahren — zu Pfingsten ..." — „Das sagte er mir, als er, der Treue, in unermüd-

lichem Forschen und Suchen entdeckt hatte, daß auch ich noch lebe und in welchem Versteck. Und er erzählte mir viel von dir und deinem edeln, frommen Geist. Wie strahlten dabei die sanften Augen vor Stolz auf dich! Du würdest noch einmal eine Säule der Kirche, meinte er. — Und vielleicht lebe auch unsere schöne Mutter noch. So glaube ein geheimer Freund unseres Hauses am Hofe.“ — „Der muß freilich sehr geheim sein,“ lächelte Julianus bitter. „So geheim, daß man gar nichts von seiner Freundschaft spürt . . .“ — „Du irrst! Johannes beteuert: daß damals der Mutter, der Schwester, unser beider Leben gerettet worden, — vielmehr als ihm selbst sei das jenem Ungenannten zu danken.“ — „An dieser Selbstverleugnung erkenne ich Johannes.“ — „Und dieser geheime Beschützer — nie dürfe er mir ihn nennen! — habe ihm unsern Aufenthalt verraten, auch anvertraut, daß aus den eingezogenen Gütern unserer Mutter in Jonien jährlich ein — freilich geringer! — Betrag auf Befehl des Imperators abgeführt werde in eine ihm unbekannte Stadt Galatiens: — zu Gunsten einer Witwe. Johannes hält es nicht für unwahrscheinlich, das sei unsere Mutter.“ — „Was sollte den Imperator zu solcher Gnade bewogen haben?“ Gallus zuckte die Achseln: „Johannes wußte nicht! Vielleicht doch eine Regung des Gewissens oder ein Aberglaube: der Tyrann soll ja so furchtsam sein.“

„Oh, unsere Mutter, die geliebte, die heiß geliebte! Noch seh' ich sie vor mir stehen, die schönste der Frauen. Ach, ihre Augen! Diese wunderbaren Augen! Wie drang ihr sanfter Blick in die Seele! Ob sie noch leuchten in ihrem weichen Glanz? — Und wie gelang es damals wohl Johannes und jenem andern, — ich meine, es war ein Arzt, der Bucklige? — uns alle zu retten? Johannes schüttelte den Kopf, befragte ich ihn.“ — „Auch mir schwieg

er beharrlich hierüber. „Der andere that alles!“ erwiderte er ablehnend. — Aber sieh, die Pferde sind gewechselt. Da schreitet schon mein Kerkermeister heran. Wir müssen scheiden.“

„Ach, auf wie lange, geliebter Bruder?“ — „Vielleicht auf immerdar!“ — „Soll ich dich nur gefunden haben, dich wieder zu verlieren? Nein, ich lasse dich nicht!“ Und zärtlich hielt Julian den Bruder umschlossen.

„Scheidet!“ sprach der Centurio, näher tretend. „Ich habe strengste Befehle.“ — „Aber sag' uns wenigstens,“ rief Julian tief bewegt, „wohin führst du meinen Bruder?“ — „Ich darf es jetzt sagen: zum Imperator selbst.“ — „Zum Tod also!“ rief Gallus.

Der Centurio zuckte die Achseln, aber der ernste Ausdruck seiner Mienen verriet, daß er keinen Zweifel hege; er schob seinen Gefangenen in die vor ihm niedergesetzte Sänfte. „Leb wohl, Bruder!“ rief Julianus ihm nach. Vor des Jammernden Augen ward die Thüre der Sänfte zugeschlagen: — fort ging in rascheſtem Lauf der hastende Zug.

XII.

Julian, aus der Thüre des Hauses tretend, verfolgte ihn mit den Schritten, dann mit den Augen, solang er vermochte, bis das Gewölk weißen Kalkstaubes auf der Legionenstraße alles verhüllte.

Nun versank er in schmerzlich trauerndes Sinnen; er ließ sich auf eine Steinbank neben einem der Grabmäler nieder, wie sie auf beiden Seiten der Straße zahlreich

ragten; eine dunkle Cypresse neigte über ihm die Wipfel im Abendwind. Lange saß er so und brütete und grübelte, weshalb die Götter — so dachte und sprach der Schüler des Lysias nun! — die Verfolgung der Unschuld durch das Böse zulassen? „Warum siegt das Schlechte, warum leidet das Gute? — Er fand keine Antwort.

Da weckte ihn aus seinen Träumen der Hufschlag eilender Rosse, die von der Stadt her nahten.

Ein Häuflein von Reitern, ähnlich dem der Entführer des Bruders, hielt vor dem Palatium: — Julian sah es durch das offene Thor — der Führer sprang ab, verschwand in dem Hofraum und erschien alsbald wieder, geleitet von dem Präses; die beiden schritten, aus dem Thor auf die Straße eilend, auf Julian zu, der sich von der Bank erhoben hatte und, Ernstes ahnend, ihnen entgegenging. „Dies ist der, den du suchest," sprach der Präses. „Wie?" staunte unwillig der Centurio, der, ganz gerüstet, in seinen Waffen klirrte — „du läßt den Gefangenen so weit auf der Straße sich entfernen?"

„Sorge nicht! Ein Späher war ihm gefolgt: — dort hinter dem Grabmal zur Rechten kauert er. Auch sperrt die Straße weiter unten ein scharf bewachtes Brückenthor. Er konnte nicht entrinnen." — „Weh mir, vermochte ich nicht, ihn zu bringen!" Nun trat er auf den Jüngling zu und legte gebieterisch die gepanzerte Rechte auf seine Schulter.

„Augenblicklich, o Julianus, hast du mir zu folgen. — Nein, nicht erst in das Palatium zurück! — Wie du gehst und stehst, so lautet der Befehl." — „Wessen?" — „Des Imperators selbst." — „Wohin?" — „Das wirst du bald erkennen! — Aber komm, ich muß deine Ergreifung melden." Und er zog ihn am Arme mit sich fort in die Stadt hinein, wo in der Mitte der Reiter ein

Ungewaffneter auf prächtig gezäuntem Rosse saß, in goldstrotzenden, reich gestickten Gewanden.

Wie der Mann sich vorbeugte mit seltsamem Grinsen, erschrak Julian ob der abstoßenden Häßlichkeit des gelben, gedunsen feisten Gesichtes, dessen Wangen schlaff herabhingen wie Fettlappen; unheimlich blinzelten die kleinen hellen Augen.

„Hier ist mein Gefangener, oh Illustris," meldete der Centurio mit kriegerischem Gruße. „So?" raunte der Vornehme mit dünner Stimme: „du also bist Julian, der Sohn des Verbrechers Julius?" — „Des Opfers von Verbrechern, willst du sagen. — Und wer bist du?" So zornig lautete die Frage, — der Illustris fuhr zusammen im Sattel: „Ich?" sprach er dann giftig. „Ich bin — merke dir den Namen! — Eusebius, der Vorsteher des geheiligten Cubiculums." — „Ah, der Ober-Eunuch! Der Vollstrecker — Verzeihung! — der Einbläser der Blutbefehle des Augustus! Man sagt, der Imperator sei nicht ganz ohne Einfluß bei dir, Eusebius." — „Schweig doch!" warnte wohlwollend der Präses, hinzutretend. „Vergieb ihm, oh Illustris. Der Knabe kann einen Witz nicht verhalten, und müßte er daran sterben."

Tod bedeutete der böse Blick, den Eusebius auf den Kecken warf. „Dazu," zischte er aus den Zähnen, „war diese Bosheit gar nicht mehr nötig."

„Wohin — wohin schickst du mich?" — „Ich schicke dich deinem Bruder nach!" — „Und was haben wir verbrochen?" — „Das frag' im Jenseits den Imperator, sobald er dort eintrifft, — was spät geschehen möge. Oder noch auf Erden. Die Eingeweide von — nun, gewisse Eingeweide, die haben vor euch beiden schlimmen Brüdern gewarnt." — „Dann darf ich wohl nicht zu Pferd ...? Richtig: da steht sie ja schon in der Mitte der Reiter, die

Sänfte — ganz schwarz — über der Thür ein Silberkreuz — einem Sarge täuschend ähnlich. Genug! Gallus, — ich folge dir!"

XIII.

Des Todes jeden Augenblick gewärtig, lag der Gefangene in den Kissen der Sänfte, stumm, ohne Klage, ergeben in sein Geschick.

Das rührte ganz allmählich das Herz des rotbärtigen Centurio, dem Eusebius, der gefürchtete Blutmensch, von dem Brückenthor von Macellum ab eine andere Richtung einschlagend, die Ausführung des imperatorischen Auftrags überwiesen hatte.

„Bei Tius und Donar," sagte er zu seinem neben ihm reitenden Stammgenossen, „mich erbarmt es um den Buben! Schad' um das junge Blut. Er ist heldentapfer. Sieben Tage schleppen wir ihn nun herum: er weiß es längst, daß es zum sichern Tode geht, und er fürchtet sich wirklich nicht. Lieber laufe ich sieben Stunden Sturm gegen ein persisches Felsennest unter einem Hagel von Pfeilen, als daß ich sieben Tage jeden Augenblick für meinen letzten halte. Es ist eine ausgesuchte Grausamkeit." Und er schüttelte die zottigen, rotgelben Haare unter seinem Helm, den ein braunes Bärenhaupt überragte mit dem als Mantel auf die Schultern herabhängenden Fell. — „Still, Berung," mahnte der andre. „Wir sind hier nicht daheim im sichern Neckarwalde. Des Imperators Späher horchen überall." — „Meinetwegen, Vetter Eburwin. Ich habe nur meinen Arm, nicht meine Gedanken in Sold gegeben. Und dem Imperator möcht ich einmal ein paar von diesen Gedanken

sagen! — Nun, jetzt hat er's bald überstanden. Schon sind dort, trotz dem Abenddunkel, die Türme der Feste Vetera sichtbar; dort: da soll ich ihn vor den Richter stellen, der soll die Thatsache untersuchen und, . . . nun, Eusebius hat diesen Richter ausgesucht! Man hat noch nie erlebt, daß ein von Eusebius Angeklagter seinen Richter lebend verlassen hat." — „Anklage!" meinte Eburwin. „Möchte wissen, worauf sie geht? Der bleiche, zarte Träumer sieht nicht aus wie ein Verbrecher."

„Sein Verbrechen ist seine Geburt. Sein Bruder soll ja schon mit dem Beil enthauptet sein zu Tyana. So erzählte mir gestern ein Bote der Reichspost, der uns kreuzte. Aber halt: wir stehen bereits vor den Wällen des Kastells. Siehe da, man erwartet uns schon: Fackeln nahen aus dem finstern Eisenthor. Der dort in der Mitte, mit den senatorischen Abzeichen, das ist gewiß der Richter. Schau, die Amtsdiener neben ihm schleppen schwere Fesseln. Und dort — der baumlange Neger — wirklich, der trägt schon auf der Schulter das Richtbeil. Rasch ist die Rechtspflege des Imperators, das muß man sagen! Und der arme Junge, der nicht ahnt, lebend im Sarge, in seiner geschlossenen Truhe, wie nah ihm das Ende! Er soll's doch vorher wissen. Ich mag nicht, daß er mir vor seinen Feinden feig zusammenbricht vor Schrecken."

Er trieb seinen mächtigen Gaul dicht an die Sänfte, hob deren Gitter auf und flüsterte hinein: „Nun, mein junger Held ohne Helm und ohne Schwert, nun gilt's, dich zusammennehmen. Beiß die Zähne übereinander und furche die Brauen: das hilft immer ein wenig, den Schmerz verhalten. Ich glaube — aber, fasse dich jetzt! — du bist nun bald erlöst: schau hin, du wirst jene Fackeln nicht mehr zu Ende brennen sehen." — „Dank, Germane!" erwiderte der Jüngling mit ruhiger fester Stimme. „Sprich,

glaubst du an einen Gott?“ — „Das will ich meinen! An viele herrliche Götter glaube ich!“ — „So auch ich. Aber der oberste ist der Gott des Lichts, der auch meines Lebens Licht angezündet hat. Klaglos, dankbar geb' ich ihm sein Geschenk zurück, verlangt er's wieder. Nicht der Imperator, Phöbos Apollon hat es mir gegeben — und nicht der Imperator, Phöbos Apollon ruft mich ab zu höherem Licht. Ich folg' ihm gern.“

„Der stirbt so wacker, Eburwin, als dürfte er nach Walhall fahren. — Da kommt der Richter. „Geschwader! Rechts schwenkt ab! . . . So! Halt!“

Die Fackeln näherten sich nun, in der Mitte der Richter, der Sänfte, deren vier Träger ihre Last auf die Straße niedergleiten ließen. Schon schritt der Richter mit finstrer Miene an die Thüre, sie zu öffnen, als plötzlich von der Stadt her lautes Rufen erscholl und der donnernde Hufschlag eines einzelnen Reiters, der über die eiserne Zugbrücke herausjagte.

„Platz! Platz! Gebt Raum für einen Eilboten des Imperators! Haltet ein mit der Hinrichtung! Beide Brüder sind frei. Gallus ist zum Cäsar des Morgenlandes ernannt. Richter, gieb den Gefangnen frei! Julianus darf — nach seinem früher geäußerten Wunsche — die hohe Schule zu Athen besuchen. Beide Brüder sollen sich der höchsten Gunst versichert halten.“ So rief der Reiter von seinem schweißbedeckten Roß herab, eine Urkunde in der Hand vorweisend.

Der Richter nahm das Schreiben entgegen, erkannte das imperatorische Siegel, küßte es ehrerbietig, durchflog den Inhalt, bückte sich tief vor der mittlerweile geöffneten Thüre der Sänfte und bat: „Möge es meinem allergnädigsten Herrn, dem Vetter des göttlichen Constantius, dem Bruder des Cäsars Gallus, gefallen, für heute Nacht in meinem

schlichten Haus abzusteigen und es durch die Spur seiner Fußtritte für ewige Zeiten zu verherrlichen! Ich bin dein Sklave, o Herr! Tritt in die Freiheit über meinen Nacken hin."

Und er kniete nieder, das Haupt vorbeugend. Julian sprang — an ihm vorbei — hinaus. — „Wie heißest du, Germane?" fragte er zu dem Hengst des roten Riesen hinauf. — „Berung heiß ich, Beros Sohn!" — „Ich danke dir, Berung. Gieb mir die Hand. Siehst du, Phöbos Apollo, mein Gott, an den ich glaube, hat mich gerettet." — „Nein! Das hat dir Wodan, der waltende Wunschgott, gethan!" — „Nein, mein Sohn," rief eine weiche Stimme, „dich hat gerettet in seiner Gnade Christus der Herr!" Und der Bote ließ sich halb ohnmächtig von dem Sattel in Julians Arme gleiten.

„Wie?" staunte der. „Du — Johannes, — du der Bote des Imperators? Welch ein Wunder!" — „Ja, mein geliebter Sohn: Christus der Herr, er thut noch Wunder für die Seinen. Er — er allein hat dich gerettet vor dem sichern, nahen Tode! Vergiß es nie im Leben."

Und bewußtlos sank der Alte auf die Erde nieder vor Julian.

XIV.

Jahr und Tag waren verstrichen.

Da wandelte zu Heliopolis in Ägypten in seinem Arbeitsgemach Lysias langsam auf und nieder, ganz vertieft in ein langes Schreiben Julians, das also lautete: „Seinem geliebten Lehrer und Befreier Lysias der dankverpflichtete Schüler Julian."

„Dankverpflichtet. Wie kühl! Wie abgemessen! Also nicht: „Dank begeistert." Wie der Schuldner widerwillig des Gläubigers gedenkt."

„Zwar ist es noch nicht gar zu lange her, daß ich dir hier, in dem Athen unseres göttlichen Platon, an den Ufern des Ilissos wandelnd, im Schatten der Platanen meine „Geschicke," was mehr ist, meine Gedanken — die „geschickten" wie die „ungeschickten" (ist das nicht hübsch? Wie nennt man diese Wendung?) mitgeteilt habe, da du, meinem Rufe folgend, als Lehrer eines nur wenig mehr Gelehrigen, hierher gekommen warst. Allein ich fühle: nur unvollständig — ich weiß nicht, weshalb? — konnte ich mich damals dir erschließen. Oder vielleicht besser: wann ich mich erschließen wollte, ergriffst du den Schlüssel und schlossest mir Mund und Seele, selbst den suchenden Blick des Auges zu. Es steht ein Ungreifbares, Unsichtbares zwischen uns. Das will ich vertreiben. Denn es wäre schwarzer Undank, käme ich ferner und ferner ab von dir — von dir, dem ich alles schulde: — die Freiheit, das Licht, das Höchste: Phöbos Apollo selbst.

Aber freilich: — gerade er ist es: — Phöbos Apollo, — der, wie es scheint, uns scheidet. Denn anders als dir erscheint er mir, seitdem ich, gelöst von der Übergewalt deines reiferen Geistes und von anderen Lehrern belehrt . . ."

„Aha, das ist's, das ist's," knirschte Lysias, den Papyrus in der Faust zerknitternd. „Verdrängt haben sie mich aus seinem Gemüt, diese glaubenslosen Sophisten und Rhetoren! Aber ich will sie wieder haben, diese Seele. Nicht für mich wahrlich, für die großen Götter, die nicht zu ergrübelnden: ich muß ihn wieder gewinnen, mit jedem Mittel. Und ihr wißt es, Phöbos Apollo und Vater Zeus und Athene, nicht bloß um meiner Herrschaft willen, auch nicht

nur für das Glück des geliebten Kindes führe ich diesen Kampf. Aber mein muß er bleiben — oder ach! wieder werden — Julianus, der Beherrscher der Welt, der Sternen verkündete Wiederhersteller der Götter und meiner Herrschgewalt am Nil. Und auch was für mein Kind die Sterne gelobt: — „Julian und Helena, das Doppelgestirn der Herrschaft und der Liebe!" — wahr muß es werden: oder die Sterne hätten gelogen. Und dann wären auch die Götter Lüge, — ebenso wie die Wunder des verhaßten Jungfrauensohnes: — unertragbar zu denken!"

Er stand nun an dem Fenster, das in den Garten blickte: leise Klänge einer Lyra drangen zuweilen aus einer halboffnen, um den Springquell gebauten Marmorgrotte. „Armes Kind," seufzte er.

„Aber zurück zu seinem Briefe."

„Als ich plötzlich von der schon betretenen Schwelle des Hades zurückgerissen ward durch den von dir so ungerecht gehaßten Johannes" (—„noch immer hängt er an dem Schwachkopf!" —) „und mich hierher versetzt sah in diese den Göttern und allen Musen geheiligte Stadt, da badete meine Seele in Entzücken. Eitel wie ich leider bin," — („zu meinem Glück, so dachte ich früher": erseufzte der Leser, „aber nun beherrschen ihn andere — nicht mehr ich! — durch diese Schwäche) — schmeichelte es mir wohl auch, daß dieses liebenswürdige Völklein der Athenäer — es sind die erfreulichsten der Menschen! — seine Freude an dem Sproß des Herrscherhauses hatte und hat, der so eifrig ihren Lehrern lauschte und lauscht. Sie loben meine Leutseligkeit: ist es mir doch Herzensbedürfnis, jedem Menschen, dem ich begegne, Freundliches zu erweisen: sie ehren mich auf den Straßen, in den Bädern mit frohem Zuruf — oh ihr Götter — vernimmt das Constantius (— und was vernimmt es nicht, sein unge-

heures Ohr? —), kann ein einz'ger solcher Zuruf mir das Leben kosten! Und die Gefahr, angegeben, verklagt zu werden bei Hof, umgiebt mich hier stets und überall: einer meiner Mitschüler, Gregor (— er soll aus Nazianz stammen und ist die giftigste Kröte von einem Menschen, die mir im Leben vorgekommen! —), schrieb neulich schon an unsern gemeinschaftlichen Lehrer Aidesius: „Welch' Unheil erzieht sich der Imperator an diesem Menschen, der in kindischer Eitelkeit mit dem Philosophenmantel prunkt und sehr wenig zu glauben scheint!" (Wie dankbar bin ich dir auch dafür, daß du mich diese altägyptische Geheimschrift gelehrt hast, in der ich sogar über Constantius die Wahrheit schreiben kann, ohne alsbald daran zu sterben!)

Allein jene Freude der Eitelkeit ist ein Kleines gegen die berauschende Geisteswonne, in der ich schwimme, seit ich nicht nur die Fesseln der traurigen Lehre des Galiläers von mir gestreift, — das ist dein Verdienst (— das mich für immer zu deinem Dankesschuldner macht —), seitdem ich an des Zerstörten Stelle ein voll befriedigendes Neues gefunden. Und sieh, o teurer Lehrer — (aber zürne nicht! —), das ist, was ich an dir, an deiner Lehre vermißte: zerstören konntest du, nichts auferbauen."

„So?" rief Lysias zornig! „Undankbarer!"

„Denn was du botest (— o vergieb! —), . . . es waren doch nur die alten Götter" — („giebt es Herrlicheres?" grollte Lysias) — „des kindlichen, gedankenlosen Volksglaubens, nur ein ganz klein wenig von den grobsinnlichsten Fabeln gereinigt. Aber alle Olympier, so, wie sie die Dichter gesungen, nur ein wenig gesäubert von Ehebruch und Vatermord, sollte ich verehren! Und auch dein Phöbos Apollo, — immer blieb er noch der Sohn des Zeus und der Latona, der Tochter eines Titanen, und dein Zeus soll bald in Schwanengestalt, bald als

Stier gebuhlt haben. Wenn ich das glauben soll, warum nicht auch, daß der Esel Bileams einen Vortrag gehalten habe? (Ich habe hier in Athen manchen Vortrag von Professoren gehört, der mir jene Eselsgeschichte ganz glaubhaft scheinen läßt.")

„Der Unselige! Er wagt es in frechem Witzeln den wüsten Aberglauben der Hebräer dem Glauben an unsere Götter zu vergleichen!"

„Das ist wohl der letzte Grund, der uns bei deinem so heiß von mir erbetenen Besuch hier nicht zu rechtem Einklang gelangen ließ. Aber seither (— etwa acht Monde sind verstrichen —) habe ich ganz gewaltige Fortschritte gemacht: leider führt mich jeder Schritt — ich sage wahrlich nicht: über dich empor — wohl aber weit, weit hinweg von dir. Höre nur! Ich habe — mit des Imperators Verstattung — nicht nur Byzanz besucht und die dortigen Lehrschulen der Sophisten Nikokles, Himerius, Proäresius und des Philosophen Chrysanthius, nein: — höre nur und frohlocke mit mir! — selbst Nikomedia . . ."

„Wie? o wehe mir! Die Stadt des Maximus, der alle großen Götter in eitel Symbole verflüchtigt! Ach, ihr Götter und Lysias und Helena: — sollen wir ihn denn ganz verloren haben?"

„Du kannst dir vorstellen, welch' schmerzliche Gefühle in mir aufstiegen, da ich die Stadt, die Straße, das Haus wiedersah, wo meine Eltern, all' die Unsern ausgemordet wurden. Gram, Grimm und Groll erwachten aufs neue in mir. Aber bald ward all' dies, ja alles Irdische verdrängt durch Einen Namen, durch Einen Mann: durch Maximus, den weisen, den großen Lehrer, den Kenner — was sage ich! — den Vertrauten der Götter, der wahren, nicht der Fabelwesen Homers und deines Glaubens. „Maximus" ist wahrlich „der Größte": ja, oft scheint er mir

kein Sterblicher zu sein! nein, ein unsterblicher Gott an Weisheit in Menschengestalt!

Zwar sollte ich ihn und seinen Freund Libanius nicht hören dürfen in ihren Vorträgen! Constantius hatte es ausdrücklich verboten. Allein ich sparte mir gar manchen Solidus ab an meinem Taschengeld für Speise und Trank (— es war keine Entbehrung: denn mit dem wenigsten an Nahrung komme ich aus, mager wie die Cikade, die Günstlingin der Götter —): dafür gewann ich einen Schnellschreiber, daß er mir jedes Wort, das der Meister sprach, nachschrieb und spornstreichs überbrachte. So ward dem Imperator gegeben was des Imperators, ganz nach des Galiläers Gebot. Und dann war mir ja nicht verboten, außer den Lehrstunden mit ihm zu verkehren. O mein Lysias! Welche Welt erschloß sich mir da! Eine neue herrliche, unausdenkbar große! Seine Weisheit verhält sich (— zürne nicht! —) zu deinem wenig geläuterten Glauben an den Zeus, der ein Schwan, und an den Apis, der ein Stier, wie etwa du dich vor Jahren zu meinem Wahnglauben an die Wunder des Moses und des Gekreuzigten verhieltest."

„O hört es nicht, ihr großen Götter!" zürnte Lysias.

„Aber schreiben nicht kann ich dir das alles: tagelang, wochen-, mondelang müssen wir darüber verhandeln. Es genüge einstweilen, zu sagen, daß Maximus, dann der greise, ehrwürdige Aidesius von Pergamus mich in die eleusinischen Geheimnisse einweihten, die du mir vorenthieltst, weil sie dem alten Glauben an die Götter, wie du ihn lehrst, allerdings nicht entsprechen. Denn manches lösen sie in Sinnbilder auf, was du beharrlich als wirklich geschehen festhältst. Aber mich ziehen diese symbolischen mystischen Deutungen unwiderstehlich an. Klar, lichterhellt ist mir nun die Welt, sind mir die Götter und

die Geschicke der Menschen. Ich schwimme, ich bade, ich tauche unter in der Seligkeit der Erkenntnis. O warum bin ich ein machtloser Unterthan, ob dessen Nacken stets das Beil des Argwohns schwebt, — warum bin ich nicht Imperator, diese Erkenntnis vom Thron herab den Römern zu verkünden an Stelle der hebräischen, und (— o vergieb mir! —) deiner wenig höheren olympischen Fabeln! Nicht zwingen wollt' ich sie: — höchstens ein wenig — ganz sänftiglich! — drücken auf den rechten Weg: mit gelinder, ganz gelinder, mit gängelnder Gewalt, — mit der des Spottes zumal. Vielleicht würden mir anfangs auch die Verehrer der alten Götter nicht eben leicht folgen können: aber es siegt das Licht, es siegt Phöbos Apollo, der unbesiegte Sonnengott (der jedoch nicht wie der deine, o teurer Meister, im Ehebruch erzeugt und auf dem schwimmenden Inselchen Delos geboren ist)."

In finsterem Groll ließ der Priester das Schreiben sinken. „O verzeiht ihm, Vater Zeus und Latona und du selber, Phöbos Apollo. Er verhöhnt euch, er, der euch rächen sollte!" Dann las er weiter. „Außer Maximus, dem ich fortan allein als meinem Lehrer folgen werde, lernte ich, wie bemerkt, Libanius kennen, den ausgezeichneten Rhetor: auch ihn hat mir der Imperator versperren wollen: auch zu seiner Weisheit drang ich durch einen Regen von Gold, wie dein Zeus zu der schönen Danae gelangte. (Sage, glaubst du das nun alles wirklich? Schon eher glaube ich sein Abenteuer mit Europa als Stier: stiermäßige Vorzüge sollen ja manchen Weibern lockend scheinen! sagt man. Ich weiß freilich davon nichts.)

Auch Libanius verdanke ich gar viel des Großen, Herrlichen. Er lobt mich stark und das gefällt mir stark. (Diese Wiederholung des Eigenschaftsworts ist nicht Nach-

lässigkeit, ist Absicht: ich meine, das macht sich hübsch: nicht? [Bemerkst du auch die vielen Zwischensätze? Das ist jetzt feinster Stil in Nikomedia. Ich suche auch darin Maximus und Libanius nachzueifern.]) Aber glaube nicht, o Lysias (in Wahrheit mein „Lysias" d. h. mein „Erlöser"), daß ich nur in Büchern, im Grübeln gelebt habe all' diese Monde.

Mein Leib, meine Gesundheit, meine Kraft sind merklich erstarkt: sie drängen von selbst zu allen Übungen des Gymnasiums, zu der Palästra, zur Erlernung aller Waffenkünste: du solltest mich den Germanenspeer mit dem Schwerte beiseite schlagen, den Perserpfeil mit dem kleinen Reiterschild auffangen sehen! Die Gymnasiarchen sagen, ich sei tollkühn: aber ich bin es nicht: denn ich weiß, über mir hält Phöbos Apollo den Strahlenschild, der aller Feinde Augen blendet. Und unglaublich, meinen sie, sei, was mein zarter Körper an Behendigkeit, an Ausdauer leiste. Aber es ist leicht zu erklären: geringe Speise genügt mir: — pfui über den, der sich den Wanst mit mehr Speise belastet, als er ganz unerläßlich bedarf! — ich huldige nicht dem Bacchus, obwohl ich edeln Wein zu würdigen weiß, und mit Ekel, mit Abscheu wende ich mich ab von dem Dienst der Aphrodite, wie ihn die Jugendgenossen treiben. Nein, würde mir je das Glück der Ehe, — rein, wie meine jungfräuliche Braut, würde ich das rosenbekränzte Lager besteigen und nie ein ander Weib berühren. Aber ach! Die Göttin, die mir damals zu Macellum flüchtig erschien, — sie hat sich niemals wieder gezeigt: und nur ihr Gemahl werd' ich, — keiner andern."

„Das wollen wir sehen!" rief Lysias zornig, von der Ruhebank aufspringend. „Die Sterne sind andrer Meinung, du, abgefallen von den Göttern und von mir. Aber wer war jene Unselige, die all' meine Pläne vereitelte. Die

gegen die Sterne sich vermaß? Das thut man nicht ungestraft!"

„Und doch ist mir hier im götterbegnadeten Athen auch der Reiz des Weiblichen wieder genaht."

„Was? Wie? Eine zweite Nebenbuhlerin?"

„In den Vorträgen, die wir nach Aufgaben unserer Lehrer in der Rhetorenschule zu halten hatten, erschienen bei hohen Festen — so zur Feier der Thronbesteigung des Imperators — auch vornehme Frauen und Mädchen: viele Schöne sah ich. — Eine besonders, deren kluges Auge oft so feinverstehend auf mir zu ruhen schien: — sie war reich geschmückt: — ich erfuhr ihren Namen nicht. Aber sie kam nur, wann ich den Vortrag hatte."

„Endlich fand ich hier am Ilissos auch zum erstenmal im Leben der Freundschaft unvergleichlich Gut."

Bittrer Groll zuckte um des Lysias Mund.

„Denn dich, o Meister, entrücken das Alter, die überlegene Reife und mein Dank hoch oberhalb des gleichen Bodens, auf dem Freunde stehen müssen. Aber hier in den Ringkampfspielen des Gymnasiums lernte ich einen Jüngling kennen, wenig älter als ich, aus altedelm römischem Hause, der hat in schöner warmaufwallender Freundschaft mein ganzes Herz gewonnen.

Es wird dich besonders freuen, daß er, ebenso wie vor ihm sein Vater, der Comes Varronianus, sein ganzes Haus, die Taufe und die Lehre des Galiläers schroff ablehnt, stolz der Abstammung von Ares gedenkend. Er ist stärker und gewandter als ich, so daß ich meine ganze Kraft zusammennehmen muß, in dem Fünfkampf ihm nicht zu erliegen: erlieg' ich ihm doch zuweilen, dankt er's seiner überlegenen Ruhe und meinem flackerigen Ungestüm. Er dämpft meine Eitelkeit sehr heilsam durch solche Siege und meine Hitze durch seine kühle Ruhe. Dazu aber kommt

ein Großes: ein Krieger, aus kriegsberühmtem Haus — Jovianus heißt er — bekämpft er mit Recht und mit dem Feuereifer mehr noch seines Beispiels als seiner Rede meine einseitige Vertiefung in Philosophie und frommes Ergrübeln der Götter; — wie er mich zum Waffenkampf heranzieht und mich zwingt, hier mein Alleräußerstes an Kraftanstrengung zu leisten, so nötigt er mich auch in die große Heldengeschichte unseres Reiches hinein. Es regt sich in mir ein kriegerischer Sinn! Die Geschichte der römischen Kriege — (ebensoviel Siege, bis die Adler dem Labarum weichen mußten!) ganz besonders aber Bücher über Feldherrnkunst lesen, erforschen wir abends und nachts bei der Lampe bis die Sterne bleichen: die Siege Cäsars über Gallier und Germanen, die Siege Trajans über Perser, Daker und Geten, Marc Aurels über die Barbaren am Ister, und jetzt die Feldherrnkünste Frontins arbeiten wir durch, daß uns die jungen Stirnen brennen. Ach, wer auch einmal im Ernst dem Speer des Germanen, dem Pfeil des Parthers trotzen dürfte! Heißer als die Rose der Liebe, die ich nicht kenne, verlange ich den Lorbeer des Helden: — auch ihn werd' ich nie kennen lernen. Wie beneide ich meinen Bruder Gallus! Nicht darum, daß er nun hoch und herrlich in Antiochia als Cäsar, als Beherrscher des Morgenlandes, schalten und walten darf: — der Imperator hatte ihn (wie mich!) wirklich damals hinrichten lassen wollen: man sagt, geängstigt durch Weissagungen von Gefahren, die ihm von seinen Vettern drohten: Eusebius, der Oberste der Eunuchen, von jeher ein Feind unseres Hauses, soll ihm das durch einen Chaldäer aus den Eingeweiden geschlachteter Germanen haben weissagen lassen. Auf einmal erfolgte abermals (— wie zur Zeit unseres Aufenthaltes in Rom —) ein Umschlag: Eusebius ward in den Hintergrund gedrängt, man weiß

nicht, durch wen oder wie, auch Johannes konnte oder durfte es mir nicht erklären: der Imperator ließ jenen Weissager selbst schlachten und seine Eingeweide den Hunden vorwerfen, und nun ward Gallus plötzlich statt um einen Kopf kürzer um eines Kopfes Höhe länger (ist das nicht hübsch gesagt?) und zum Cäsar gemacht mit dem Auftrag, den Orient zu verwalten. Freiwillig und aus Güte handelte Constantius freilich nicht: sondern gezwungen von der Notwendigkeit, seine ganze Sorge dem Abendlande zuzuwenden, das ihm ein Anmaßer zum großen Teil entrissen hatte. Nun dieser Feind vernichtet ist, mag es den Imperator vielleicht schon wieder lebhaft reuen, einen Vetter verschont und erhöht zu haben. Aber nicht diese Erhöhung neid' ich dem geliebten Bruder, o nein! Nur das Schwert, das er gegen Parther und Perser schwingen darf, diese alten Erzfeinde des Römerreiches, die ich für viel gefährlicher und hassenswerter erachte als Jazygen am Ister und Germanen am Rhein (von denen ich freilich erst jetzt aus Cäsar, Livius und Tacitus einiges lerne!). Ich begreife Gallus nicht, der solange säumt, die Perser zurückzutreiben aus den Grenzlanden, die sie dem schwachen zagen Constantius abgetrotzt. Oh ein Perserkrieg! Im Perserkriege fechten dürfen, siegen, fallen: — das wäre fast noch herrlicher als den Lehren meines großen Maximus lauschen!

Während ich dies schreibe, dringen beunruhigende Gerüchte über Gallus an mein Ohr. Jovian, der Vielgetreue, hörte in den Bädern der Hygiäa erzählen, ein Schiffer habe im Piräus die Nachricht verbreitet, in Asien sei ein Aufstand ausgebrochen, Blut sei geflossen auf den Straßen von Antiochia: aber ob eine Empörung gegen den Imperator oder gegen Gallus, das war nicht zu ermitteln.

Zum Schlusse bitte ich dich herzlich: vergieb mir, wenn irgend ein Wort in diesem Brief dich gekränkt haben sollte: du weißt, das lag mir fern. Würd' ich doch mein Herzblut für dich vergießen, für meinen Befreier aus dem Geistesgefängnis, aus den Fesseln des Galiläers. Aber still stehen auf dem Wege nach der Erkenntnis, das kann ich nicht, auch nicht dir zu Liebe! Hast du selbst doch mich gelehrt: „die einzige Sünde ist, sich vor dem Licht verschließen, nicht nach dem Lichte trachten." Lieb ist mir Platon, lieb Lysias, aber lieber die Wahrheit. Ich schließe mit dem Wunsch: komm: komm bald hierher nach Athen in meine Arme und suche und finde deinen Julian, in vielem verändert, — aber nicht in der dankbaren Liebe zu Lysias, seinem Erlöser."

XV.

Mit zornig gefurchten Brauen ließ der Leser das Blatt sinken und setzte sich auf die Ruhebank.

„Weh, weh um meine Hoffnungen! Weh um meine Macht, mein Priestertum und um meine Götter! Nun entreißt mir mein Werkzeug jener mystische Schwärmer, mir, dem Reiche, den Göttern selbst. Aber nein!" Hier erhob er sich ungestüm wieder von dem Sitze. „Ich will, ich darf nicht verzagen und verzichten. Laß sehen, ob ich diese Seele wie Christus und Johannes so nicht auch jenem Träumer entreiße. Aber nun muß gehandelt werden. Jetzt, Helena, hilf — hilf den Göttern, dem Vater und vor allem dir selbst." —

Und er rief einen Freigelassenen herbei und befahl:

„Ich bitte meine Tochter, — sie weilt in der Marmorgrotte — hierher in die Bibliothek zu kommen.“

Alsbald erschien ein anmutiges junges Mädchen in ganz weißer Gewandung, sie trug eine goldene Lyra im linken Arm; das dunkelbraune Haar, die sanften dunkeln Augen hoben sich in schöner Wirkung ab von der blendend weißen Farbe des Nackens und der Stirne; ihr einziger Schmuck war eine um das Haar gewundene Epheuranke und eine goldene Spange, die auf der linken Schulter das langfaltige Gewand zusammenhielt; lieblich tönte ihre Stimme und ein wenig traurig, als sie sprach: „Du hast befohlen, mein hoher Vater.“

„Mein Kind, ernste, lebenentscheidende Dinge haben wir zu verhandeln in dieser Stunde. Lies diesen Brief. Er ist . . .“ — „Ich kenne die Schriftzüge. Er ist von ihm — von Julian.“ — „Lies in Ruhe, ungestört, allein Ich gehe einstweilen in das Heiligtum. — Ich bete zu den Göttern um Erleuchtung, um Offenbarung.“ — —

Als der Priester nach geraumer Zeit wieder eintrat, war seine Haltung fest: die Ruhe, die der gefaßte Entschluß mit sich bringt, war über ihn gekommen. Aber die Jungfrau fand er in Thränen; vergeblich versuchte sie, die Augen vor seinem Blicke zu bergen; er setzte sich zu ihr auf das Ruhebett und hob mit sanfter Gewalt das blasse schmale Gesichtchen in die Höhe. „Weine nicht, verzage nicht, du von Kind an den Göttern Geweihte, du, des obersten Gottes Priesterin. Jetzt gilt es, den Mut, die Kraft bewähren, welche die Himmlischen ihren treuesten Dienern verleihen. Hoffe, Helena!“ — „O mein Vater,“ erwiderte die sanfte Stimme, „was ist da noch zu hoffen? Er hat dich verlassen, er hat deine Götter verlassen. Und

daß er mich, die er nie gesehen, nie lieben wird, das stand mir schon fest, als er damals zu Macellum, wie du mir erzählt, für jene Unbekannte erglühte. Ich beschwor dich schon damals, jede Hoffnung, jeden Gedanken aufzugeben, der mich ins Spiel brächte. Du meintest damals, zwar für den Augenblick soll er mich nun gar nicht, wie du geplant hattest, kennen lernen, solange noch jenes Bild ihm teuer sei, ihn so ganz beherrsche. Allein du sagtest, wenn er jene nicht wieder sieht, wenn Jahr und Tag darüber hingegangen, dann wird sein wundes, liebebedürftiges Herz einer neuen, einer hoffnungsfrohen Neigung offen stehen. Ich schwieg, ich gehorchte dir — wie immer —, aber ich hoffte nicht mehr. Dieser Brief bezeugt es, — er hat die Erstgeliebte nicht vergessen: und ob es deine Wünsche kreuzt, — mich beglückt es, daß er so edel, so zart und so treu ist, wie ich ihn mir — nach deinem so oft wiederholten Lobe — gedacht. Du hast schon dem Kinde diesen Jüngling so gerühmt, hast mich so unabänderlich seine Braut genannt, daß ich Thörin leise anfing, ihn zu lieben, noch bevor ich ihn je gesehen. Und als ich ihn nun in Macellum, wohin du mich entboten, damit er mich kennen und lieben lerne, täglich sah von unserem Haus aus, ihm unbemerkt, — da hast du freilich erreicht, daß ich ihn wirklich liebte, — aber er mich? Nie! Vater, hoher, weiser Vater — gesteh' es endlich dir selbst: — du hast dich oder vielmehr die Sterne haben dich getäuscht."

„Unmöglich! Dann lögen die Sterne, die Götter selbst, dann wäre nicht nur das tiefste Geheimnis meiner Lehre, dann wäre der ganze Glaube an die Götter und die Sterne eitel Selbsttäuschung. Vernimm: einer meiner Freunde, — ich darf ihn nicht nennen, seine Macht, sein Einfluß beruht darauf, daß niemand ihn nennt, weder

tadelnd noch lobend — der größte Sternkundige der Zeit, hat gleich nach deiner Geburt festgestellt, daß dein Geschick geheimnisvoll verknüpft sei mit dem Julians, dessen Geburtsstern er am gleichen Tage sechs Jahre vorher befragt: Julian und Helena werden, ein Doppelgestirn: des Glückes und der Herrschaft sein — Julian wird die höchsten Thaten, ja die höchste That im Römerreich verrichten Das aber kann nur Eins bedeuten: er wird die Herrschaft der Götter erneuen, sie rächen an den mir tief, heiß, grimmig verhaßten Christen. Und alles, was ich selbst, was die Magier, die Sterndeuter Ägyptens, Chaldäas, Persiens, die ich befragte nach Julians Horoskop, erforscht haben, alles bestätigt diese Weissagung. Dies gab meinem fast entmutigten Hoffen, Streben, Trachten neue Kraft. Man hatte mich gezwungen, Christenpriester zu werden ..."

„Ach, mein Vater, zur Lüge gezwungen! Ich hab' es nie begriffen, daß du dich dazu zwingen ließest. Es muß eine furchtbare Qual sein."

„Es ist Mittel zum Zweck der Rache, der Herrschaft. Es war das beste, das einzige Mittel. Nur so konnte ich die Pläne, die Anschläge der Kirchenparteien kennen lernen: oft und oft habe ich sie vereitelt, bald die eine, bald die andere, bald Athanasianer, bald Arianer unterstützend. So wirkte ich über zwei Jahrzehnte, bald im Morgen- bald im Abendland, vor den Augen der Imperatoren und der Bischöfe ein eifriger Christ: die Aufsicht über mehrere Klöster und Kirchenschulen und Einsiedler und Büßer — wie über jenen dumpfsinnigen Musterchristen Johannes! — wurden mir übertragen: ich lernte ihre Stärke und ihre Schwächen, ihre fanatischen Tugenden wie ihre Laster, ihre Heuchelei, ihre Herrschgier kennen. Während ich im Abendlande ketzerische Christenpriester zur Anzeige brachte, versenkte ich mich im Morgenland in den

alten Schulen und Priesterschaften des Zeus Ammon, des Apollo Helios, des Mithras, des Osiris, immer tiefer, immer begeisterter in den Glauben der Väter. Es gelang mir, — durch Hilfe meines unnennbaren Freundes am Hofe — das Kloster zu entdecken, in dem der Knabe gefangen gehalten und geistig gemordet ward, dem die „höchste That", das heißt also die Herstellung der Götter, und — deine Hand von den Sternen bestimmt ist. Nachdem ich ihn aus dem Kloster und aus dem Kirchenglauben befreit hatte, wollte ich dort zu Macellum das Band knüpfen, das euch vereinen sollte. Heimlich ließ ich dich kommen: durch Zufall, — nicht durch meine Veranstaltung, durch meine Zuführung — solltet ihr euch kennen lernen. Ich trug dir auf, während meiner notgedrungenen Abreise zum Abte Konon, der Verdacht geschöpft hatte und mit Anklage bei Constantius, beim Papste drohte, jene Bäder der Amphitrite zu besuchen gerade zu der Stunde, in der ich den Jüngling gegenüber in dem Männerbade wußte. Du sahest ihn auch ein paarmal: — das genügte . . ."

Die schönen Wangen erröteten: „Es genügte . . . für mich! Ja, ich gewann ihn lieb den schlanken, blassen, verträumt blickenden Schwärmer mit den sehnenden Augen unter den langen dunkeln Wimpern. Und ich wußte ja, . . . du hattest es jahrelang gelehrt! . . . daß er mein von den Sternen vorbestimmter Bräutigam sei. Aber," lächelte sie wehmütig, „die Sterne haben, scheint es, nur voraus gewußt, daß ich ihn lieb gewinnen würde: — ohne ihn je gesprochen zu haben. Er dagegen blieb frei: — er hat mich nie gesehen. Denn wenige Tage nachdem ich ihn aus verschlossener Sänfte erschaut, entdeckte er jene Unbekannte: — nur für sie hatte er seither Augen. Und als du zurückkamst, da . . . "

„Da führte ich dich sogleich weit fort aus der Stadt. Nachdem ich — aus seinem Mund! — erfahren, daß eine andre Helena — wie hatte mich dieser Name doch in dem Glauben bestärkt, mein Plan sei gelungen! — daß eine andre Helena, welche die Götter verderben mögen ...“

„O mein Vater! Er liebt sie!“

„Ebendeswegen! Daß ein anderes Mädchenbild nun seine Seele mit der ganzen Macht erster Liebe erfülle, da erkannte ich, jede Aussicht für dich war verloren, lernte er in diesem Augenblick dich kennen. Deshalb mußtest du ihm — damals! — sofort und für lange entrückt werden. Aber seitdem ist lange Zeit verstrichen — und keine erste Liebe bleibt die letzte.“

„Er liebt sie noch immer.“

„So glaubt er! Allein laß doch sehen, ob jenes Traumbild standhält, sieht er nun dich: — du bist sehr schön, bist viel schöner geworden als du damals warst! Und jedenfalls: — es ist hohe Zeit, daß meine Gewalt über ihn wieder erstarke. Allzulange haben mich dringende Sorgen in Armenien, in Corduene, zu Samara, fern gehalten, wo ich die entmutigten Götterfreunde, die von den Bischöfen und den Beamten des Constantius hart verfolgten, wieder emporraffen, versammeln, im Ausharren bekräftigen mußte. Jetzt aber: — er selbst lädt mich ja zum zweitenmal nach Athen. Wohlan: ich folge seinem Rufe: — aber nicht allein. Jetzt soll er dich sehen, dich kennen lernen, du holdes Geschöpf: — ich meine, es braucht nicht erst den Zwang der Sterne, nur den sanften Reiz deiner Augen, ihn dir unlösbar zu verbinden ... Horch! Was ist das? Laute Stimmen im Atrium. Ein eilender Schritt naht ...“

Da ward der Vorhang des Gemaches zurückgeschlagen, ein staubbedeckter Bote stürmte herein. „Vergieb, o Herr,

diesen Ungestüm. Allein mein Gebieter Julian befahl, ... dir ... dir allein ..." — „Sprich nur, dies ist meine Tochter." — „Ich soll dich warnen! Dir melden: verwische, verleugne jede Spur des Zusammenhangs mit Julian! Vor allem: komm nicht nach Athen, du findest ihn nicht mehr dort." — „Wo ist Julian?" — „Ach, Herr, ich weiß nicht! In Gefangenschaft! Vielleicht schon tot!" — „Ruhig, Helena, mein Kind! Warum? Weshalb?" — „So weiß man hier noch von nichts? Der Cäsar Gallus, des Herren Bruder, hat sich zu Antiochia wider den Imperator empört, er ist überwältigt oder überlistet: gefangen ward er zu Constantius geschleppt. Dieser hält Julian für mitschuldig der Empörung und ach! vor meinen Augen ward der teure Herr unter der Anklage des Hochverrats verhaftet, um vor den Imperator — nach Mailand — geführt zu werden. Kaum konnte er mir noch den Auftrag an dich zuraunen. Ach, er ist verloren, wie Gallus, der bereits auf Befehl des Imperators erdrosselt ist."

Mit einem erstickten Weheschrei sank Helena auf das Ruhebett.

XVI.

In nächtiger Stunde stand in dem hohen turmähnlichen Solarium des Palastes zu Mailand in goldübersäten Purpurgewanden ein kleiner unansehnlicher Mann.

Unruhig hastete er in dem schmalen Gelaß auf und nieder, die unsteten Augen bald empor zu den Sternen des wolkenlosen Himmels der Herbstnacht gerichtet, bald versenkt in die seltsam verschnörkelten Zeichen der Himmels-

karten und der sterndeuterischen Papyrus, die, von einer duftausströmenden Ampel beleuchtet, auf dem Citrustisch ausgebreitet lagen. Nun schob er ärgerlich eine dieser Rollen zurück, mit unsicherer Bewegung der zitternden Hand, so daß sie über den Rand des runden Tisches auf den Mosaikestrich glitt. Unwillig stieß er sie mit dem Fuß zur Seite. „Ach, was thun?“ seufzte der Einsame. „Woran glauben? Wem glauben? — Außer den heiligen Büchern selbstverständlich,“ fügte er rasch mit einem scheuen Blick der matten kleinen Augen nach oben bei. — „Aber die heiligen Bücher, — wie wenig doch reden und raten sie von den Dingen dieser Welt! Wie soll ein Mann danach regieren? „Liebet eure Feinde, vergeltet Böses mit Gutem! Sagt immer die Wahrheit!“ O Sohn Gottes (und vielleicht wesenseins mit Gott, denn man kann doch nicht wissen! —) du hattest leicht so sprechen! Du hattest nicht — außer ungezählten Barbaren an den Grenzen — ungezählte Verschwörer und heimliche Empörer in deinem eignen Haus, unter deinen Verwandten unschädlich zu machen.

O ja, es mag schon etwas geben, was den Mann in allen Zweifeln fortreißt — von selbst — zum richtigen Entschluß: die wilde Kampfgier des Alamannen, der fromme Glaube des Büßers, die Vaterlandsbegeisterung des Römers: — nicht meines Römers mehr — des Römers längst vergangner Zeiten! Aber ich? Ich Armer! Nichts auf der Welt reißt mich fort. Das ist mein Unglück! Wär's auch einmal zu einer plumpen Thorheit: — andre Herrscher haben sie auch begangen und dann gut gemacht durch eine Klugheit oder vielleicht auch nur durch neue besser glückende Thorheit: das wohl öfter als durch höhere Einsicht. Aber ich! Ach, ich glaube an keinen mehr. Und am allerwenigsten — an mich selber.“

„Habe nie einen Freund," riet der große Vater· — „du könntest seinem Einfluß folgen."

„Nun hab' ich keinen Freund: — ängstlich erstickte ich jedes Vertrauen — auch das knospende in meine Gemahlin: — keinen Freund — aber siebzig, hundert Günstlinge! Die steigen und fallen: — absichtlich wechsle ich rasch, auf daß keiner Einfluß gewinne. Ach, haben sie nicht alle Einfluß? Siebzig Schmeichler statt Eines Freundes; — was ist schlimmer?

Und wie mit den Menschen, steht's mit den Sternen, den Sternbüchern, den Träumen, den Traumbüchern: — alle widerstreiten einander! Ach, wer an sich selbst glauben könnte! Nur an sich, ganz an sich! Er brauchte wohl sonst an niemand zu glauben. Aber solche Menschen giebt's wohl nicht. Ihnen würde die Welt gehören. — Da schoß ein Stern! Was bedeutet das? In dieser Stunde? In dieser Richtung — hart an dem Jupiter vorbei? — Oh, es ist ja Sünde, sagt der Bischof, der arianische, von Alexandria, auf Sterne und Träume zu achten. Aber verkündete nicht der Stern den Weisen aus Morgenland des Heilands Geburt? Und deuteten nicht von jeher Propheten und Heilige Zeichen am Himmel und auf der Erde? Nur richtig deuten, — das ist die Sache!

O, wenn ich doch nur mich selber fragen könnte, — statt die Priester, die Höflinge, die Sterne zu befragen. Aber poche ich an meine Brust, — so klingt es hohl. Da ist nichts drin. Kein Zwang! Zum Guten nicht und nicht zum Bösen. Nur die Furcht, die immer wache Furcht, ein andrer, nicht klüger, nur wilder, heißer als ich, — ein Mann, der handeln muß, könnte aus Thorheit und aus Glück mir Diadem und Leben rauben. Was soll ich thun? Diese Frage ist die Qual meines Daseins."

Er stieß in seinem unsichern Umhereilen an einen

niedrigen Armstuhl, auf dem ein Purpurmantel lag. Stuhl und Mantel fielen. Hastig riß er den Mantel in die Höhe. „Böses Zeichen! Böses Zeichen! — Gerade jetzt, da ich die Entscheidung treffen soll! — Wen fragen? Wem vertrauen? — Dem Bischof dieser Stadt? Ah, er lernt durch meine Beichte schon allzuviel von meinen geheimsten Gedanken, und da ich ihm manches verschweige, ist seine Freisprechung obenein gar nicht gültig. Er will, ich soll öffentlich den Arianismus verwerfen! Wie kann ich denn das, da ich heimlich an ihn glaube? Mein amtlicher Sterndeuter Abras, mein Chaldäer? Ei, er weissagt immer Glück, weil das gefällt. Trifft dann Unglück ein — wie gewöhnlich! — hat er immer eine pfiffige Ausrede. Pfiffig! Das kann ich nicht leiden — an andern! Selbst bin ich's gern, — wär's gern noch mehr," und die kleinen Augen blinzelten. „Aber die Pfiffigkeit hilft nicht. Die Pfiffigkeit der Weltgeschichte ist überlegen: — sie führt den Pfiffigen zum Gegenteil seiner Pläne. — Ich wollte pfiffig die Katholiken demütigen in Athanasius — und Athanasius demütigt mich! — Wer ist nicht pfiffig? Wer ist klug und dabei gut —? Ich — wahrlich nicht! Gut bin ich schon gar nicht, möchte es gar nicht sein: denn Güte ist Dummheit. Klug? — Ich möchte es so gerne sein! Aber, ich bin viel zu pfiffig, einfach klug zu sein: — Klug und gut? — wer ist das? Ohne Zweifel Eusebia, meine Gemahlin. Auch schön ist sie. Und jung. Und warm. Und höchst liebenswürdig: — leider kann ich von all diesen vier Tugenden keinen Gebrauch machen! — Wie sehnt sie sich nach einem Kinde! Ich . . . weniger. Töchter sind fast unnütz: ihre Männer sind ehrgeizig. — Und Söhne! Hinrichten ließ der große Vater den Sohn, welcher der tüchtigste war von uns Söhnen allen. Vielleicht gerade deshalb!

Aber ich grüble und grüble uud die Zeit verrinnt! Und der Sterndeuter hat doch gesagt, daß unter der heutigen Stellung der Gestirne der Entschluß am günstigsten ausfallen werde. Also — noch heute Nacht!

Wen fragen? Vor allen würde ich befragen: den schlimmsten, schärfsten, giftigsten — Eusebius. Er muß es mit mir gut meinen, so bösartig er ist gegen alle Menschen: — denn er hat so viele Feinde, er weiß, — nicht eine Stunde länger lassen sie ihn leben, sobald ich Leben oder Macht verlor. — Aber ich kann ihn nicht fragen: — er ist mir jetzt unerreichbar. Dann die gütevollste: das heißt Eusebia — und den Klügsten oder doch Sternkundigsten: Philippus, zugleich der einzige Arzt, dem ich vertraue. Aber Vorsicht! Widerstreiten sich Eusebia und Philippus, dann . . . nichts! Stimmen sie zusammen, — so verschieden geartet, sie so weltunklug, er so weltklug — so soll mir — ohne daß sie's ahnen! — dies das Zeichen des Richtigen sein.

Vergebt, o Vater Christi und du o Christus — (vielleicht selbst mit Gott Eins!), auch du, heiliger Geist, — daß ich nach Zeichen suche, aber ihr oder eure Priesterschaft erlaubt es ja doch selbst, daß man in zufällig aufgeschlagenen Bibelsprüchen die Zukunft erforscht. Ist es aber doch eine Sünde, nun, so beicht' ich sie ja und mach' sie gut — die arianische Basilika zu Ravenna bedarf eines neuen Altars. Ich gelob' ihn — falls ihr darauf besteht! — obwohl die Einnahmen knapp geworden! — oder ich will ihn — später — geloben.

Ach!" seufzte er, Halt machend vor einem runden Metallspiegel, der in das Getäfel von veilchenfarben geflecktem synnadischem Marmor eingelassen war, „nun hab' ich mich heiß und müde gedacht. „Empfange nie einen Menschen, auch deine Nächsten nicht," mahnte der Vater, „in abge-

spannter Haltung. Sie müssen stets auch äußerlich verspüren, daß du der Gewaltigere bist.“ Ha, ihm ward das leicht — mit seinen sechs Fuß Höhe und seiner breiten Heldenbrust.“

Unzufrieden betrachtete er sein Bild in dem Spiegel: „Ich sehe nicht aus, daß sich andere vor mir fürchten. Ich sehe immer aus, als fürchte ich die andern. Und leider ist das wahr. Ich habe mich in Schweiß gegangen, gegrübelt. Aber jetzt — jetzt nimm dich zusammen, Constantius, Sohn des großen Constantin. Ach, wehe den Söhnen großer Väter.“

Und er strich sich mit einem duftenden, dunkelroten Seidentuch, das er aus der Brusttasche des weißen purpurgesäumten goldgestickten Hausgewands zog, die feuchten Tropfen von der flachen Stirn, fuhr sich mit der Hand durch die spärlichen sandfarbnen Haare, zog den Silbergürtel fester an, und richtete sich aus der gebückten vorgebeugten Haltung mit Anstrengung auf: — dann erst schlug er den Vorhang des Eingangs zurück.

Auf der Schwelle lag, den Rücken an den Marmorpfosten gelehnt, die Beine lang ausgestreckt, ein riesiger, vollgerüsteter Krieger, den Speer senkrecht in der Faust: das rote Blondhaar, das ihm dicht aus der Sturmhaube mit dem Bärenhaupte hervorquoll, das blitzende blaue Auge bekundeten die Abstammung des Leibwächters, der sich nun, klirrend in seinen Waffen, erhob.

„Geh, Berung, bedeute dem Ostiarius im zweiten Vorsaal, er möge die Befohlenen hereinführen. — Sind sie erschienen, so lege dich außer Hörweite. Oder . . . du verstehst nicht griechisch?“ — Der Riese schüttelte das gewaltige Haupt. — „So bleibe, wo du lagst!“ Er ließ den Vorhang wieder fallen: so sah er nicht die mißmutige, verächtliche Miene, mit welcher der Germane ihm nachgeblickt

hatte. — „Bei Donar und Tius, ist mein Vertragsjahr abgelaufen, — nicht einen Tag länger bleib' ich," brummte er, wie er, seinen Auftrag zu erfüllen, dem Vorsaal zuschritt. „Leid thut mir's, daß ich — gegen Vater Veros Warnung! — je in diese Dienste trat. Der erzählte, Weiber und Kinder hätte er einmal morden sollen, that's aber nicht. Und dieser Imperator . . . der fürchtet sich ja! Tag und Nacht fürchtet er sich. Ich diene keinem Feigling. Und niemals mehr Arbeit mit dem Speer: nur Gefangne geleiten oder auf dieser Schwelle wachen, wie ein Hofhund. Wundert mich, er legt mich nicht an eine Kette. Mich ekelt's an."

XVII.

Einstweilen war der Augustus in seinem Gemach vor eine große schwarze Tafel von Ebenholz getreten, die auf einer Staffelei lehnte: sie war mit Sternzeichen und mit Zahlen übersäet, in Farben verschiedenartiger Kreide: grübelnd verfolgte er mit dem Auge, dann mit dem Zeigefinger der Rechten eine vielfach verschlungene Linie, die in hellem Gelb gehalten war; seltsam, unheimlich Lächeln zuckte um die schmalen Lippen, als er vor sich hin sprach: „Nun, Vetterlein, wollen wir sehen. Du ahnest in deinen philosophischen Grübeleien nicht, daß an dem Ausgang dieser Stunde dein Leben hängt. Denn erweisest du dich nicht als mein Werkzeug, — so wirst du gebrochen: eine Waffe gegen mich sollst du nicht werden. Ich zerschmettere alles, was gegen mich ist. Du bist morgen Cäsar oder — nichts! Ah, da sind sie!"

Er wandte sich: in das Gemach schritt seine jugendschöne

Gemahlin, eine schlanke, anmutvolle Gestalt in einfachem, rosenfarbenem Gewand. Das edle, nur allzubleiche Gesicht, der gütevolle Blick des lichtblauen Auges trug einen Zug von verhaltenem stummem Leid.

Ihr folgte ein kleiner Mann in grauem Haar: sein langer weißer Bart wallte auf ein dunkelbraunes Gewand; der Ausdruck des auffallend schönen Antlitzes war in hohem Maße vergeistigt; und durchdringend, in die Seele bohrend wie ein Blitz, traf der Blick dieser hellgrauen Augen, wann er die langen Wimpern, die er meist gesenkt trug, plötzlich aufschlug. Um den feingeschnittenen Mund spielte oft ein Lächeln, das, halb wehmütig, halb gutmütig spottend, auf hohe geistige Überlegenheit und reichste Welterfahrung schließen ließ. Wer den Mann zuerst sah, mußte beklagen, daß ein so hochbedeutender Kopf auf einem verkrüppelten Rumpfe ruhte: denn ein häßlicher Höcker entstellte den zwerghaften Leib.

Ehrfürchtig begrüßten beide den Herrscher.

„Es ist gleich Mitternacht," begann der, „ich stellte die Sanduhr, als der Sklave die elfte Stunde ausrief. Verzeih', Eusebia, daß ich dich so spät in der Nacht noch . . . aber die Sterne und ihr Gang sind nun einmal bei Tage nicht verfolgbar. Setze dich dort, nein, da hin, unter die Ampel. (Ich will jede Bewegung in ihrem Antlitz sehen," sprach er zu sich selbst.) „Und du, Philippus, sieh nach, rechne, ob es an der Zeit ist."

Der Kleine trat an die schwarze Tafel, rechnete ein wenig und sprach sich verbeugend, „es ist an der Zeit, hohe Zeit sogar."

„Hei, du weißt gar nicht," lachte Constantius heiser, „wie sehr du da die Wahrheit sagst! Vernehmt also — dort liegen die Berichte aus Vienne, aus Autun, aus Rheims: fast ganz Gallien ist verloren, ist in der Gewalt der Barbaren."

„Das wolle Gott nicht," rief die Imperatrix, lebhaft aufspringend. Der Bucklige aber nickte stumm vor sich hin. — „Gott hat es leider schon gewollt," grinste der Augustus. — „Gott wohl weniger," entgegnete der Sternkundige, „als du selbst." — „Ich? Was wagst du zu sagen?" fuhr ihn Constantius an. — „Die Wahrheit, wie immer, wenn ich sie weiß. Wer hat die Alamannen selbst ins Land gerufen, jenen ungetümen König Chnodomar, den germanischen Herkules, wie unsere verzagenden Kohorten ihn nennen? Wer hat ihm . . .?" — „Ich," erwiderte der Imperator unwillig. „Du vergissest: es galt, dem Tyrannen Magnentius und dessen Bruder Decentius Gallien zu entreißen. Da riet Eusebius . . ." — „Die Barbaren ins Land zu rufen! Vergebens warnte hier diese vieledle Frau, umsonst sagte ich voraus, — dazu bedurfte es nicht erst der Sterne! — sie würden wohl kommen, aber nicht mehr gehen. Du folgtest dem Eunuchen, weil . . ." — „Weil dem Eunuchen Constantius am höchsten gilt: dir — ja selbst meiner Gemahlin hier! — der Staat." — „Ich dachte," schloß Philippus mit einem blitzenden Blick seiner durchdringenden Augen, „auch dem Imperator gilt der Staat mehr als der Imperator. Vergieb den Irrtum, o Herr! Ich werd' ihn nie wieder begehen." Ärgerlich biß der die schmale Unterlippe, wie er pflegte, wann er keine Erwiderung fand. „Da — hört nur!" — begann er wieder — „oder lest, — lest selbst." Er schritt auf den mit Briefen bedeckten Rundtisch zu und reichte den beiden eine Anzahl von längeren Schreiben und viele kurze „Noticiä".

Die bleichen Wangen der schönen Frau erblaßten noch mehr, wie sie las.

„Wie?" seufzte Philippus? „Was seh' ich? Fünfundvierzig Städte Galliens in den Händen der Alamannen

und Franken! Straßburg, Speier, Worms, Trier, Tongern! Entsetzlich! Nun, zum Glück ist doch noch unser das alte, das stärkste Bollwerk unserer Macht am Rhein: — Köln." — „O nein, auch Köln . . ." Wider Willen war dem Imperator dies Wort entfahren. „Was? Wie!" riefen Eusebia und der Arzt wie aus einem Munde, beide sprangen auf. „Auch Köln verloren?" — „Dann ist alles, ist Gallien ganz dahin!" klagte Philippus. „Nein, nein, nicht doch!" entgegnete Constantius ärgerlich. „Ich . . . ich habe mich nur versprochen . . ." Und hastig zerriß er in ganz kleine Stücklein eine kurze Papyrusrolle, die er vorher aufgerollt und der Augusta hatte reichen wollen. „Dank den Sternen!" sprach Philippus. „Es ist auch so schon schlimm genug. Aber war auch Köln gefallen, dann fand sich kein Feldherr im ganzen Reich, der es unternommen hätte, den Rhein wieder zu erobern. Köln bedeutet ein Heer von vielen Legionen und . . ." Gereizt, verdrießlich fiel Constantius ein. „Genug, genug von Köln . . .! Nun also! Was thun? Was thun? Entweder ich breche selbst auf nach Gallien noch diese Nacht . . ." — „Wohl, welch männlicher Entschluß!" rief Eusebia mit einem erfreuten Blick auf den Gemahl. „Ganz unmöglich!" fiel der Arzt ein. „Deine Gesundheit, o Herr! Dein kostbares Leben!" — „Es ist wahr," meinte Constantius, plötzlich leise hüstelnd. „Es ist unersetzbar." — „Wenigstens für ihn," dachte der andre. „Oder," fuhr der Imperator fort, „ich entsende einen Vertreter. Aber wen?" — „Einen bewährten Feldherrn, den besten, den du hast!" rief die Imperatrix. „So?" höhnte Constantius giftig. „Daß er sich nach Besiegung der Barbaren alsbald auch gegen mich als den besten bewährt? Nein, nein! Ich danke! Ich habe genug an der Empörung des Magnentius. Das war ja ein recht bewährter Feldherr! Welche Mühe hatten wir, den Schurken

zu vernichten!" — „Hm," nickte der Alte. „Aber einen Nicht-Feldherrn kannst du auch nicht senden. Sonst . ." — „Sonst steigen die Germanen nächstens zu uns über die Alpen!" — „Es müßte auch ein Staatsmann sein: denn es gilt nicht nur zu schlagen in Gallien, auch zu regieren." — „Ein Staatsmann! Ja, der den Staat retten kann, aber nicht den Staat retten will für sich —" — „Vielmehr für dich." — „Für den Staat selbst, denk' ich," sprach Eusebia ruhig. „Das ist ja wohl dasselbe, hoff' ich," meinte Constantius mit einem unzufriednen Blick auf seine Gemahlin. „Da ist der tapfere Malarich," fuhr diese eifrig fort.

„Ein Germane! Daß er am Ende gemeinsame Sache macht mit seinen Stammgenossen?" — „So wähle," riet Philippus, „den erfahrenen Ursicinus." — „Ein Fremder!" meinte der Imperator. „Es wäre gut, müßte es kein Fremder sein! Das grausame Geschick hat gewollt, daß des Constantinus großes Haus — fast — ausgestorben ist." — „Das Geschick!" dachte Philippus. „Er hat es ausgemordet. — Welche Umwege er einschlägt, uns auf den Namen zu führen, der ihm vorschwebt! Wir sollen ihn zuerst nennen; aber wir werden uns hüten."

„Fast," wiederholte der Imperator, lauernd. Er hielt inne. Aber umsonst: seine beiden Hörer beharrten im Schweigen. Sie vermieden es auch, sich anzusehen: denn jene kleinen listigen Augen blitzten unablässig zwischen ihnen hin und her. „Nun läg' es ja nahe," fuhr er ausholend fort, unwillig über solche Zurückhaltung, „nun läg' es ja nahe, zu denken eben . . . an den einzigen, der nunmehr noch . . . Was giebt es?" Er schrak zusammen und tastete nach dem Dolch, den er unter der seidenen Tunika verborgen trug. „Wer wagt es, mich zu stören?"

XVIII.

Der alamannische Leibwächter meldete: „Der Präpositus sacri cubiculi bittet . . . Du habest befohlen, sobald er eingetroffen . . ." — „Jawohl, jawohl! Herein mit ihm! — Zur rechten Stunde." Wie nun Constantius sich dem Eintretenden entgegen wandte, suchten sich und fanden sich die Augen der Imperatrix und des Arztes: Eusebia seufzte tief, Philippus legte blitzschnell den linken Zeigefinger an den Mund.

„Da bist du endlich, Eusebius. Laß nur die Proskynese! Beginne deinen Bericht. Du weißt, man darf keine Geheimnisse haben vor Gattin und Arzt," lächelte er verschmitzt. Der oberste der Eunuchen — die aufgedunsene, fettliche Gestalt schlotterte in den weiten, lose hängenden Gewändern, — verneigte sich tief vor der schönen Frau und warf dann einen giftigen Blick auf Philippus. „Deine Befehle, o Herr, sind genau und erfolgreich erfüllt. Wie immer, wenn du deinen Sklaven Eusebius mit solchen betraust. Du befahlst auch, ich solle mich sofort nach meiner Rückkehr melden, — deshalb allein wag' ich es, hier zu stehen. Eben stieg ich aus der Sänfte." („Gerade recht komme ich freilich noch, scheint mir," dachte er bei sich. Hoffentlich noch „gerade recht".)

„Berichte mir nun genau. Die beiden — auch ich — wissen bisher nur durch deine schriftliche Meldung . . . das Gelingen: — aber nichts Näheres. Rede!" — „Leider," begann der Präpositus, „kann ich nicht reden, ohne anzuklagen." „Das ist stets so bei dir," lächelte Constantius. — „Ohne Ratgeber anzuklagen, denen du, o Herr, immer wieder mehr folgest als deinem treuesten Sklaven, obwohl

ihr Rat sich wiederholt als verderblich erwiesen hat. Darf ich dich erinnern, wie du — vor Jahren — plötzlich Befehl gabst, deinen Vetter Julian fürder nicht, wie du ehedem weise beschlossen hattest, in jenem Kloster zum Mönch zu erziehen, sondern ihn durch Unterricht in weltlichem Wissen für den Staatsdienst vorzubereiten?" — „Gewiß. Hatt' ich es zu bereuen?" Eusebius zuckte die Achseln· „Warte das Ende ab. — Wer war es doch, der dir damals jenen Rat erteilte? Dieser Philippus da!" „Nicht ich: durch mich die Sterne," warf dieser ein. „Wahrlich," fuhr Eusebius fort, „beneidenswert ein Mann, der zugleich den Sternen am Himmel und zugleich den Eingeweiden des Imperators ihre Geheimnisse ablauscht." „Höre," schalt Constantius, „diesen Spott solltest du sparen. Das Höckermännlein da hat mich wiederholt von Tod drohender Krankheit geheilt, hat durch seine Gegengifte aus meinen Eingeweiden das Gift entfernt, das . . ." — „Nie darin war! Oder durch die Fürbitten der Priester des Herrn und all' deiner Unterthanen bei Gott schon unschädlich gemacht war." Da sprach Philippus — und das überlegene Lächeln des feingeschnittenen Mundes stand ihm schön: „Oh Eusebius, schlägst du meine Arzneien so gering und die Fürbitten so hoch an?" — „Gewiß." — „Wohlan! So mache ich dir einen Vorschlag. Du und deine molossische Dogge, ihr nehmt beide vierzig Unzen Schierling; deinem Hunde gebe ich sofort Gegengift, für dich leistet sofort der Imperator, der ja zu höchst in Gottes Gnade steht, und leisten alle Bischöfe des Reiches Fürbitte und versprechen dein Gewicht in Gold der heiligen Kirche: — dann wollen wir sehen, welcher Patient den andern überlebt."

Betroffen schwieg Eusebius; der Imperator aber konnte ein höhnisch Lächeln nicht ganz unterdrücken, als er ver-

weisend sprach: „Ei, ei, Philippe! Man sagt, die Jünger Galens sind schlechte Jünger Christi.“

„Mag sein! Aber ich habe meinen Meister nie verraten, wie der oberste der Jünger den seinen: ich muß nicht erröten, kräht der Hahn.“

Jedoch Eusebius fuhr fort: „Und erinnere dich weiter. Endlich war es mir gelungen, dich zu überzeugen, daß jene Befreiung Julians aus dem Kloster ein Fehler gewesen: meine Späher hatten uns hinterbracht, daß Julian heimlich Rom besucht hat, daß jener Priester Lysias nicht ganz unverdächtig scheint.“

„Lysias!“ rief Philippus. „Niemand liebt heißer das Römerreich.“

„Daß Julians Bruder Gallus drohende Reden von Rache gegen dich ausgestoßen hat. — Du hattest Befehl gegeben, beide Brüder zu verhaften, beide vor dich zu führen: das heißt . . .“ „Das heißt: schon auf der Reise zu ermorden,“ ergänzte Philippus.

„Was aber geschah? Plötzlich — ein Mönch Johannes tauchte wieder einmal im Palatium auf, — sehr verdächtig, weil ein Freund jenes Hauses . . .“ „Dann ist der Imperator der verdächtigste Mann im Reiche,“ warf der Arzt ein, „denn er ist beider Brüder Vetter und hatte in erster Ehe beider Brüder Schwester sich vermählt.“ — „Ein vertrauter Jugendfreund dieses Philippus da! Was geschieht? Sie flüstern zusammen: Philippus befrägt die Sterne . . .“ „Auf mein Geheiß!“ nickte der Augustus. — „Und das Ergebnis seiner Sternenweisheit ist: du begnadigst die Schuldigen, du entlässest den jüngeren, reich beschenkt . . . —“ „Aus einem winzigen Teile des eingezogenen Vermögens seiner Eltern!“ schaltete Philippus ein. — „In volle Freiheit . . . —“ „Das heißt: stets von deinen Spähern überwacht“ . . . ergänzte der Alte.

„Nach Athen. — Dort zieht der Jüngling alsbald die Augen des Volkes auf sich . . .“ — „Durch seinen Fleiß, seine Bescheidenheit, sein leutseliges Wesen.“ — „Jawohl,“ wollte die Augusta eifrig rufen: aber ein warnender Blick des Arztes hielt sie noch rechtzeitig zurück. — „Er besucht Byzanz, er verkehrt in Nikomedia mit Feinden der heiligen Kirche, mit argen Spöttern, mit kecken Sophisten. Einstweilen aber . . . der andere Bruder, sieben Jahre älter, offen, ungestüm, — ihn machst du vollends zum Cäsar und räumst ihm die Verwaltung des Morgenlandes ein.“ „Konnte ich etwa zugleich,“ fuhr ihn der Imperator heftig an, „diesen verfluchten Magnentius in Aquileja bekämpfen und zugleich in Antiochia die Perser im Auge behalten? He, konnt' ich das?“ — „Und wählst zu deinem Vertreter von allen Sterblichen den Gefährlichsten. Wahrlich, glänzend hat sich die Weisheit des Sterngucker bewährt, der diesen Rat erteilt hat, während deine Ungnade mich auf Monate von deinem Hof verbannte.“

„Auf deine wunderschöne Villa in den Sabinerbergen,“ meinte Constantius. „Kein hartes Exil! Sie ist prachtvoller eingerichtet als dieser mein Palast. Tauschen wir, Präposite?“

„Alles, was ich habe, ist ohnehin dein, o Herr. — Aber bald verrät sich der unbändige Trotz, der racheburstige Haß des neuen Cäsars: er verfolgt deine treuesten Beamten, er läßt die dir ergebensten Heerführer hinrichten, und als du endlich auf die Anklagen deiner Treuen hin von deiner Seite vertraute Männer entsendest, den Frevler zur Rechenschaft zu ziehen, da ruft der Tyrann seine Leibwachen unter die Waffen, ruft den Pöbel von Antiochia zum offnen Widerstand auf, deine beiden Sendboten werden ergriffen, unter hundert Wunden durch die Straßen der Stadt geschleift und endlich in die Fluten des Orontes geworfen.

Nun droht dir der Abfall des ganzen Morgenlandes. Gallus, ein neuer, ein gefährlicherer Magnentius, rüstet den Bürgerkrieg. Da — endlich! — erinnerst du dich deines getreusten Sklaven und entsendest mich nach Antiochia, mich allein, ohne Geld, ohne Waffen, ohne Heer, — denn du hattest keines . . . —"

„Ich möchte dich wohl ein Reitergeschwader befehligen sehen, oh Eusebius," warf der Bucklige ein. „Deine Beine, die sich von selbst unter dem Bauche des Gaules zusammenschließen, würden deinen Sitz festigen."

„Allein also reise ich in die Höhle des Untiers, das heißt: nach Antiochia. Und wirklich gelingt es mir, den Anmaßer ohne Kampf zu überwinden. Ich bewege ihn, unter Zusicherung deiner Verzeihung und Huld . . ." — „Wieviel Meineide hat dich das — unter Brüdern — gekostet?" fragte Philippus. „Hast du ihm wirklich geschworen?" forschte Constantius mit scheuem Blick. — „Der Bischof von Antiochia lieh mir selbst zu diesem Eid einen Nagel vom Kreuze Christi und entband mich im Voraus von der Sünde!"

Da atmete der Herrscher tief beruhigt auf.

„So beredete ich den Thoren, seine schon aufgebotnen Scharen zu entlassen und mit mir zu dir zu reisen. Anfangs zwar führte er noch eine so starke Bedeckung durch seine Anhänger mit, daß ich mehr sein Gefangener war als er der meine. In Byzanz hielt er noch als Cäsar des Morgenlandes die Cirkusspiele ab. Aber allmählich gelang es mir, ihn immer sicherer zu machen . . . immer mehrere seiner Gewaffneten ließ er unterwegs zurück . . . Hätten ihn nicht alle Götter verlassen (— wollte sagen: alle Heiligen!) — er hätte merken müssen, wie er, gleich einem großen Fisch in einer Spitzreuse, immer mehr in die Enge geriet, immer mehr die Möglichkeit des Rückzugs,

der freien Entschließung verlor. Kam er doch bei jedem Schritt immer weiter fort von den Grundlagen seiner Macht und immer tiefer in das Gebiet deiner Herrschaft. In Adrianopel teilte ich ihm deinen eben eingelaufenen Befehl mit . . ." — „Ich habe gar keinen dorthin geschickt." — „— Vergieb, ich erriet deinen Willen! — daß er hier sein ganzes Gefolge zurückzulassen habe." „Und der Thor gehorchte?" fragte Philippus. — „Ich übergab ihm des Imperators eignen Siegelring als Pfand der Sicherheit. In nur wenigen Wagen der Reichspost, ohne alle Krieger des Gallus, fuhren wir von Adrianopel weiter. Ich setzte mich nun zu ihm in das zweisitzige Gespann — sein Entkommen zu verhüten — gegen seinen Einspruch. Nun merkte er nachgerade, daß ich nicht sein Ehrengeleiter, daß ich sein Bewacher war. Er ward nun bald wütig, bald niedergeschlagen. Oftmals rief er: „Oh Julianus, räche mich!" „Endlich, zu Petovio in Pannonien, fand ich es sicher genug, auch den Schein des Ehrengeleits abzuwerfen: hier stand ja Barbatio . . ." „Der Schurke," murmelte Philippus.

„Dein treuer Diener mit starker Schar sarmatischer Söldner. Ihm übergab ich noch am Abend unserer Ankunft den Gefangenen; die Abzeichen der Cäsarenwürde rissen ihm die wilden Sarmaten vom Leibe, wir brachten ihn dann noch nach Pola in Istrien, wo ich als Ankläger und Richter auftrat . . ."

„Nicht auch gleich als Henker?" fragte Philippus.

„All' das ist bei Hochverrat dasselbe, naseweiser Arzt! Die Hände auf den Rücken gebunden ward er von mir angeklagt, gerichtet, verurteilt und vor meinen Augen von den Sarmaten erdrosselt in weniger als einer viertel Stunde."

Eusebia erschauerte: „Mörder!" hauchte sie vor sich

hin. „Ich fürchte mich vor ihm." — „Ich bin zufrieden mit dir, Präpositus. Von dieser Stunde an bist du Patricius." „Und gegen dieses Gift weiß ich kein Gegengift," seufzte der Arzt halblaut. Aber Eusebius hatte es verstanden. „Warte, Giftmischer," flüsterte er ihm rasch zu. „O Herr, welche Gnade," rief er laut, sich auf das Antlitz niederwerfend. — Schwer ward es dem Dickgedunsenen, sich wieder zu erheben. — „Aber mein Werk ist erst halb gethan: laß mich den Lohn voll verdienen. Noch lebt der jüngere Bruder . . ." — „Wie?" rief die Frau, einen warnenden Blick des Sterndeuters nicht beachtend vor heftiger Erregung, — „willst du den Schuldlosen morden wie den Schuldigen?" Mißtrauisch sah Constantius auf seine Gattin: „Schuldlos? Woher weißt du das?"

Sie erschrak, sie fuhr zusammen, heißes Rot schoß in die bleichen Wangen.

Aber Philippus kam ihr zu Hilfe. „Frage, o Herr, lieber den jüngsten Patricius deines Reiches, woher er die Schuld des Jünglings kennt? Worin sie besteht außer darin, daß er der Lieblingsbruder deiner verstorbenen Gemahlin war? Und erkennst du denn immer noch nicht, daß dieser Höfling planmäßig darauf ausgeht — seit der ersten Nacht deiner Herrschaft, jener Nacht in Nikomedia, in welcher blutiger Maientau fiel, wie das geängstete Volk flüstert — alle deine von der Natur, vom Blut oder sagen wir von Gott dir gegebenen Stützen — die Glieder deines Hauses — zu vernichten, auf daß du, deiner von der Natur gegebenen Helfer beraubt, solch Widernatürlicher bedarfst wie der oberste der Eunuchen ist? Ja, blicke nur Tod und Verderben, Patricius. Zum Basilisken, der durch den Blick tötet, kann dich doch sogar der Imperator nicht machen." „Hui," lächelte der, „du bist sehr kühn,

Mann der Sterne. Ich für meinen Teil möchte es nicht wagen, meinen Günstling so zu reizen." — „Was soll der fürchten, Herr, der den Tod nicht fürchtet? Glaubst du, es ist ein besonderes Vergnügen, als dein Unterthan und obenein noch als dein Arzt und als dein Sterndeuter zu leben? Nicht den Sternen, deinem Unstern folgst du: — diesem da." Constantius lachte. Aber Eusebius meinte grimmig: „So mach' doch dem ein Ende! Du kennst ja der Gifte so viele. Stirb! Oder höre wenigstens auf, Arzt und Sterndeuter des Herrn zu sein." — „Nein, o Patricissimus. Ich habe dem großen Constantinus versprochen, — zwar ohne Eid auf alte Nägel! — über diesen seinen Sohn — bald nach dessen Geburt — zu wachen, mit allen Kräften meines Geistes für seine Gesundheit und sein Heil zu sorgen. Und ich halte das. Weil ich's versprochen. Und weil ich es liebe, dieses arme, rasch sinkende Reich der Römer. Nicht aus Liebe zu Constantius: — denn er ist nicht liebenswürdig, — außer" — fügte er bei — „für Eusebia."

Diese errötete wieder und schlug die Augen nieder.

Der Imperator aber lachte abermals: „Hört, ihr beiden, ihr solltet euch gegenseitig aushelfen: Eusebius hat zu viel der Lobes-Süßigkeit, Philippus zu viel der Grobheit-Bitterkeit für mich! — Aber genug nun von beiden. Eusebius, Gallien ist in Barbarenhand."

„Ich erfuhr es unterwegs."

„Schau, schau, er ist durch seine Kundschafter trefflich bedient, wo immer er weilt. Besser als ich! Wen soll ich senden es wieder zu erobern?" — „Barbatio, den Magister Militum für Illyricum." „Den Schlächter von Petovio," rief die Imperatrix. „Und deinen Neffen, o Patricius," fügte Philippus bei. Constantius hatte die Stirne gerunzelt: „Nein, das schlage dir aus dem

Sinn, Unersättlicher. — Du machtest deine Verwandten gern zu Halbgöttern, wenn du könntest. Wen soll ich senden, gütige Augusta?"

Da erhob sich diese von dem Sitz, und dem Gemahl voll ins Auge sehend, sprach sie, diesmal ohne zu erröten:

„Julianus, deinen letzten Vetter."

„Ha," fuhr Eusebius auf wie von einem Pfeil getroffen. „Den Bruder des Gallus, den Rächer?"

„Wird dir bange, Mörder?" fragte der Herrscher, plötzlich ganz verwandelt. „Er ist hochbegabt," fuhr Eusebia lebhaft fort, „tugendhaft, unbefleckt von jedem Laster, ja frei auch von den bloßen Thorheiten der Jugend . . ." „Kennst du ihn?" forschte Constantius. „Er gilt dafür," fiel Philippus ein. „Ihn kennen! Wie konnte man ihn kennen lernen, da du ihn immer eingesperrt hieltst, erst im Kloster, dann in jener alten Burg? Als dein einziger noch lebender Verwandter hat er ein Recht auf deine Beachtung. Und du hast einiges gut zu machen, sollt' ich meinen, an seinem Geschlecht."

Unwillig erwiderte Constantius: „Mein Arzt, mein Sterndeuter bist du, nicht mein Beichtiger." „Ich staune," rief Eusebius, „wie man so verblendet sein kann! Wer . . . wer empfiehlt diesen unheimlich tugendhaften Jüngling? Wer?" „Die Sterne," antwortete Philippus feierlich. „Längst schon, in der Stunde, ja im Augenblick seiner Geburt habe ich ihm das Horoskop gestellt." „Woher konntest du diesen Augenblick wissen?" fragte Eusebia erstaunt.

„Ich war ein Freund seiner Mutter, — der spurlos Verschwundenen," seufzte er mit einem Blick des Vorwurfs und der Forschung auf den Augustus; aber der wandte rasch die Augen ab.

„Ich weilte an ihrem Lager, als sie den Knaben gebar, wie später in jener Mordnacht, da sie ihn — für immer, wie es scheint! — verlor: — ihn, den andern Knaben, die Tochter, den Gemahl! Sowie das Kind das Licht der Welt erblickt hatte, eilte ich auf meinen Sternenturm. Schon damals sah ich große Geschicke für ihn voraus. Seither hab' ich oft und oft über ihn die Sterne befragt: — sie versicherten mir, daß er noch lebe in all' den Jahren, da der Imperator mir verboten hatte, ihn nach Julian und den Seinen zu befragen! Und heute, jetzt in dieser Stunde, da der Jüngling sein vierundzwanzigstes Lebensjahr vollendet, der wichtigsten Verbindung seiner Sterne, heute, jetzt befrag' ich sie in Gegenwart des Herrschers. Dazu hat er mich herbeschieden."

„Immer noch solch Vertrauen, nach der Erfahrung mit Gallus!" grollte Eusebius.

„Schweig!" herrschte ihn Constantius an. „Die Menschen — auch die Patricier! — lügen und betrügen: meine Gemahlin, Philippus und seine Sterne haben mich noch nie getäuscht. Alles ist noch eingetroffen, was er vorhergesagt hat." „Ja, er ist ein ungewöhnlich kluger Kopf," meinte der Eunuch. — „Philippus war es, dessen Aussprüche mich wiederholt bestimmten, die Verfolgung des Knaben einzustellen." — „Aber in Gallus hat er sich doch geirrt." — „Nein, ich irrte mich. Philippus riet nur, einen meiner beiden Vettern zum Cäsar zu erheben, er nannte nicht Gallus: der Erfolg hat gelehrt: — ich griff fehl. Philippus hat in den Sternen gelesen: Julians Geschick, sein Glück und Glanz sind auf das engste mit meinem, mit des Römerreiches Glück und Glanz verknüpft: — er ist dazu bestimmt, mir noch näher verbunden zu werden, als Geburt und meine erste Ehe ihn mir verbunden haben. Hohe, tapfre Feldherrnschaft und kluge Staatskunst schlum-

mern in dem träumerischen Grübler und Schwärmer, so sagen die Sterne.“

„Ja,“ fiel Philippus mit Feuer ein, „noch mehr: die Sterne sagen, dieser Jüngling wird dem Römerreich verlorne Provinzen wieder gewinnen, er wird jenseit eines breiten Stroms in Barbarenlanden halb unbekannte Völker unterwerfen, er wird die größte That vollbringen. Er wird . . .“

Die Imperatrix suchte seinen Eifer mit einem mahnenden Blick zu dämpfen: denn sie bemerkte, wie ihres Gatten Züge sich verfinsterten, wie er drohend den Lobredner beobachtete, wie er die Unterlippe biß: aber der Seher achtet es nicht: er war an die schwarze Tafel getreten und verfolgte mit dem Zeigefinger eifrig die vielfach geschlungene gelbe Linie. „Er wird,“ fuhr er fort, „nach dem Imperator, neben dem Imperator — nach einer großen, schweren Gefahr — der mächtigste Mann werden. Wenn er als Cäsar ausgesandt wird, dann . . .“

Da trat der Herrscher hastig zu Eusebius und raunte diesem zu: „Der thörichte Sternseher! Er ahnt nicht, daß er mich mit jedem dieser Worte abmahnt. Julian ist unterwegs hierher. „Nein, das wolle Gott nicht!“ rief Eusebius entsetzt.“ — „Sorge, daß er nicht lebend das Palatium verläßt. Seine Mutter ist heimlich aus Aquileja, seine Schwester heimlich aus Syrakus hierher gebracht, sie weilen in dem Palast der Gärten vor der Stadt; ich wollte volle Versöhnung. Aber nun, . . . nach dieser Weissagung! — Sowie sein Haupt gefallen, werden beide wieder, getrennt, in ihre Verbannungen zurückgesandt.“

Ein Siegeslächeln ging über die Züge des Patricius, wie er sich tief verbeugte. „Nur in die Sterne selbst muß ich noch einmal sehen,“ fuhr Philippus fort und stieg

hastig die Staffeln hinan zu dem Gerüst, das dicht an die Öffnung in der Saaldecke reichte.

Gespannt achteten auf ihn sechs Augen: er blickte scharf, schweigend nach oben.

Plötzlich schrie er laut auf· „O weh, wehe mir! Was hab' ich gethan? Nein, mein Imperator, thue nicht, thue ja nicht, was ich riet. Ich Unseliger!“ Und er sank, in Schmerzen stöhnend, auf das Knie.

„Rede! Ich befehl' es!“ gebot Constantius, rasch die Stufen hinaneilend und ihn an der Schulter rüttelnd. „Gestehe, was hast du gesehen?“ — „Ach! Wenn er nach Gallien geht . . . ein früher Tod . . .! Er wird Gallien zurückgewinnen . . . aber der Cäsar Julian kehrt nie . . . nie aus Gallien zurück. Du wirst ihn nie mehr wiedersehen.“ „Wirklich? Wirklich und wahrhaftig?“ fragte der Herrscher, gierig ihm ins Antlitz starrend. — „So gewiß da oben die Sterne stehen!“ „Wirklich?“ frohlockte der Augustus. „Der Cäsar kehrt aus Gallien nie zurück? Wohlan! Vernehmt es, aber schweigt noch davon: — es ist mein Wille — unabänderlich: — Julianus ist zum Cäsar ernannt. Julianus wird nach Gallien entsendet.“

XIX.

Der weite Garten des Palatiums zu Mailand, an dem rechten Ufer des Flüßleins Olona anmutig hingelehnt, wäre schöner gewesen, hätte nicht die schon in der ersten Zeit der Imperatoren zur Herrschaft gelangte Überfeinerung und übertriebene Künstelei von der Natur allzuwenig übriggelassen.

Bäume und Gebüsche waren mit der Schere in allerlei unmögliche Formen verunstaltet: neben die geometrischen und astrologischen Figuren dieser mißhandelten Gewächse waren in den letzten Jahrzehnten allerlei christliche Zeichen getreten: das Kreuz, die Dornenkrone, das Lamm, die Taube, der Fisch. Die Wege waren mit einem Sande bestreut, der alle Farben, nur nicht die des Sandes, zeigte.

Trotz der spätherbstlichen Jahreszeit — es war zu Anfang des Novembers — erhielten die vorherrschenden immergrünen Gewächse noch einen Schein des Sommers.

In dem, dem Palatium gegenüberliegenden Hintergrunde des Gartens wölbte sich eine Grotte über eine Quelle.

Die Quelle war künstlich — durch Wasserleitung aus dem Flüßchen hergeführt — und die Grotte war künstlich: — aus allerlei buntem Gestein, das nirgend in der Welt zusammen vorkam, zu grellster Farbenwirkung zusammengesetzt. Den Weg zu der Grotte umhegten auf beiden Seiten Buchshecken, die von der Schere der Kunst am leichtesten und am schonungslosesten mißhandelt wurden.

Den Gang wandelten auf und nieder zwei jugendliche Frauengestalten, ein Weib und ein Mädchen: beide schön, aber beide nicht den Eindruck blühender Gesundheit ausstrahlend. An der Imperatrix Arm hing ein Mädchen, wenig jünger und noch zarter als die schmächtige Frau. Thränen füllten die Augen der Jungfrau, wie sie zu der etwas höher Gewachsenen emporsah.

„Wie gütig du bist, oh Eusebia. Wie dankt dir meine wogende Seele! Ach, nach so vielen Wechselfällen, hin und her geworfen von dem Wellenspiel, dem unheimlichen, dieses Hofes, fand ich in dir das einzige Herz, das die arme Schwester des Imperators liebt, dem sie vertrauen darf." — ‚Ein hartes Wort, du Empörerin, gegen deinen

Bruder, meinen Gemahl!“ Die Frau lächelte dazu, aber es war kein glücklich Lächeln. Das Mädchen blieb stehen: „O Teure, Constantius . . . kann nur sich selbst lieben: könnte er andre lieben, — er müßte doch vor allem dich lieben. Aber . . .“

„Er liebt mich nicht,“ sprach die Augusta, ruhig weiter schreitend. „Vielleicht hätte er unser Kind geliebt, falls uns der Himmel eins geschenkt hätte. — Aber wer weiß!“ fuhr sie fort, traurig, wie mit sich selbst redend. „Ein Mädchen hätte er gehaßt, weil es kein Erbe, den Sohn, weil er ein Erbe, ein Nachfolger, vielleicht ein Liebling des Volkes gewesen wäre. — Sieh, du Kleine, gerade weil ich selbst nie das Glück der Liebe, der Ehe genossen, deshalb erfreut es mich so tief, dir, geliebte Schwester, zum Glück der Liebe zu verhelfen.“ — „Wie gut du bist!“ Sie bogen nun in die Grotte ein und ließen sich auf die halbrunde Bank im Hintergrund des Steingewölbes nieder.

„Sieh, Helena,“ fuhr die Herrscherin fort, zärtlich das dunkelbraune Haar von der Jungfrau Schläfe hinter das feine Ohr streichend, „Herzensschwester, sind wir doch beinahe — aber zum Glücke nur beinahe! — Schwestern geworden in — in — der Neigung zu Einem Manne.“ „Wie? Oh Eusebia!“ rief das Mädchen und sprang auf. Aber mit trübem Lächeln zog die junge Frau sie wieder zu sich hernieder und schlang beschwichtend den Arm um ihre Schulter. „Beruhige dich! Es hat keine Gefahr.“ — „O doch! Wenn er ahnt, daß du ihn liebst, du Vielschöne!“ — „Aber ich liebe ihn ja gar nicht. Und er? Er weiß wohl nicht, daß ich lebe: — am wenigsten, daß ich seine Base und seine — Beherrscherin bin. Vor mehr als einem Jahre war's. Lange bevor dein Bruder — oder vielmehr seine Günstlinge oder sagen wir: seine Staatskunst — ihn bewogen hatten, mich Arme auf seinen

Thron zu befehlen, als Nachfolgerin seiner ersten Gattin, der Schwester Julians, die schon vor dem Tod des großen Constantin gestorben war. Damals erwachte in mir, — ich lebte harmlos in meinem Vaterhause zu Korinth — allmählich der Drang, mehr von der Hellenen Dichtung und Weltweisheit zu erfahren als unter der strengen Aufsicht des Bischofs, meines Großohms, in unserem Hause von den Mädchenlehrern gelehrt werden durfte: die wußten vielleicht auch nicht mehr, als sie lehrten. Mein geliebter Vater . . . er that alles, was er mir an den Augen absehen konnte . . ."

„Diesen schönen Augen!"

„Er, seine Zärtlichkeit, bemühte sich, mir die früh verlorne Mutter zu ersetzen. Gern erfüllte er mir auch diesen Wunsch und brachte mich nach Athen, wo wir viele Monate in dem Haus eines Verwandten, eines Lehrers an der Hochschule, lebten. Ich sog eifrig und beglückt ein, was mir an Schönheit und an Wissen geboten ward. Der Vater sah das mit Freuden und eines Tages nahm er mich mit in die Stoa Hadrians, wo die berühmtesten Philosophen Vorträge halten, zuweilen auch für Frauen und Mädchen. Aber hier sprachen nicht nur die Lehrer: sie gaben oft auch ihren hervorragendsten Schülern Streitfragen zur Besprechung auf: die jungen Leute mußten dann in Rede und Gegenrede ihre Meinungen vertreten. Laß mich nur gestehen: ich verstand im Anfang nicht allzuviel! Zumal nicht aus der Alten Munde. Vielleicht, weil ich auf die nicht genug acht gab! Aber einer ihrer jungen Schüler" — sie stockte und errötete leicht —: „er war nicht eigentlich schön: andere neben ihm sahen viel stattlicher aus: — aber der eine hatte so tiefe Augen! Und seine Stimme war so seelenvoll! Auch was er vertrat, gefiel mir gut, soweit ich es verstand. Kurz, ich gewann ihn lieb: um

seiner Augen, seiner Stimme, seiner edlen, feinen Weise, um seiner Begeisterung willen. Ich fehlte nie, wann er sprach. Oft senkte ich die Wimpern, nur seiner Stimme zu lauschen. Und oft versenkte ich den Blick in seine dunkeln Augen, ohne dann — leider! — auf seine gelehrten Worte zu achten. Viele Monde währte das. Da starb mein geliebter Vater und plötzlich ward mir geboten, Gemahlin des Imperators zu werden! Denn unser Geschlecht ist das vornehmste, reichste, angesehenste im Peloponnes, wo die Constantier noch nicht gar tiefe Wurzeln geschlagen haben. Ich mußte gehorchen. Ich verließ Athen. Den Jüngling sah ich niemals wieder. Er hieß . . . Julian."

„Ah!"

„Beruhige dich, wiederhole ich! Es war nichts als ein Wohlgefallen, ein Wohlgefallen nur der Seele: — nie ein Wunsch und auch Constantius ahnt nicht . . ."

„O Gott, es wäre Julians Tod!"

„Und als du unschuldvolles, ahnungsloses Kind, — du kennst nicht die Welt und nicht die Hölle: das heißt diesen Hof! — als du mir nun in rührendem Vertrauen erzähltest, wie dich das Bild jenes Unbekannten aus dem Haine von Macellum nie mehr verlassen will, da erkundete ich — und brachte es, durch Hilfe des treuen Philippus und — noch eines Freundes — bald heraus: dein Unbekannter sei mein . . . Bekannter, sei des Imperators Vetter, Julian. Da gelobte ich mir: — auch er, meintest du, ja recht gewiß behauptetest du's! habe auf dich geblickt mit Augen der Liebe! — diese beiden jungen, hilflosen, von der furchtbaren Macht dieses Hofes abhängigen Menschen sollen glücklich werden. — Glücklich machen, o Helena, ist auch eine Art, glücklich sein."

„Für Engel und für Heilige," flüsterte die Jungfrau und küßte der Freundin schmale, unruhig zuckende Hand.

„Und wirklich gelang es mir, ein wenig Schutzengel zu spielen für Julian und für dich. Dir vereitelte ich eine dichte Reihe von Verheiratungen,“ lächelte sie, „die dir drohten.“ „Dank! Dank! Freilich,“ lachte das Mädchen, „trug mir meine Weigerung ein paarmal den Zorn des Bruders ein. Wiederholt glaubte er meinen Willen zwingen zu können, indem er mich zur Strafe von dem Hofe — den du damals noch nicht schmücktest! — verbannte in ferne Burgen, in Klöster. Und auch — Ihn hast du beschützt!“ — „Nicht ich allein hätte das vermocht: aber er hat zwei Freunde, die ihn schon früher, auch jetzt, vor mir — und ohne mich — wiederholt beschirmt haben und die mir ihn vor kurzem retten halfen, als nach der Empörung des Gallus das Schwert des Verderbens an einem Haar über seinem Nacken hing. Constantius hatte befohlen, ihn von Athen hinweg in einer jener geschlossenen, schwarzen Sänften abzuholen: — du weißt, man pflegt sie nur mit dem Sarkophag zu vertauschen. Zum Glück Julians konnte dein Bruder diesmal nicht Eusebius aussenden mit diesem Auftrag: der hatte noch mit Gallus zu thun. Einstweilen war am Hof die Nachricht eingetroffen, daß eine Provinz — Gallien — schwer von den Barbaren bedrängt sei. Der Imperator schwankte hin und her. Er wußte nicht, wen dorthin schicken. Da faßten ich und ein andrer — einer der beiden Freunde Julians — den kühnen Gedanken . . . ich darf noch nicht mehr verraten: aber der Jüngling wird hier in dem Palast etwas ganz andres finden als den ihm zugedachten Tod; zum Beispiel: dich, du holdes Kind.“

„Dank, Dank! Aber sage mir: — wenn du darfst! — Du hast ihn doch nur so kurze Zeit gesehen, gesprochen . . .“ — „Gesprochen? Nie!“ — „Woher hast du so Eindringendes über ihn erfahren?“

„Ich sagte dir ja: er hat zwei Freunde.“ — „Hier

am Hof?" — „Ja einen. Und noch einen: in der Ferne." — „Am Hof. Ich ahne: — den Edelsten, Weisesten . . .! Und noch einen in der Ferne. Einen der Mächtigen in den Provinzen?" „O nein! Es ist der Unscheinbarsten einer im Reiche. Ein Büßermönch. Der hat mir viel von Julian erzählt, er kennt ihn von Jugend auf. Und er liebt ihn wie ein Vater. Und mein trefflicher mutiger Vater hat den ihm befreundeten Mönch beschützt, als der Mönch — und noch Einer! — in jener blutigen Nacht zu Nikomedia" — sie schauderte leise — „die wenigen Überlebenden aus Julians Hause gerettet hatte . . . Der Mönch ist ein Jugendfreund des Arztes, des Sternweisen. Was aber ihn von Anfang an mit solcher Liebe an Julian wie an Gallus knüpfte, — ich weiß es nicht zu erklären. Hier liegen dunkle Geheimnisse. Einmal, als ich ihn geradezu darum befragte, geriet der arme Johannes in gewaltigste Erregung, Thränen brachen ihm aus den müden Augen und er beschwor mich, niemals darauf zurückzukommen. Aber du — fast möcht' ich dich beneiden! — du weißt ja viel, vielmehr von Julian als ich: — durch seine Schwester, mit welcher du im Kloster in Kleinasien, in dem sie verbannt, abgeschlossen, vergessen von der Welt lebte, mondelang eine Art von leichter Ungehorsams-Haft teiltest."

„Ja, es war eine gute Zeit: herzlich lieb gewann ich die schöne sinnige Juliana. Nur ist sie so viel frommeren Sinnes denn ich: — bewundernd sah ich auf zu ihrem glühenden Glauben. Und ich ahnte damals wahrlich nicht, daß ich den von ihr so warm geliebten Bruder, — und doch waren sie beide Kinder, da sie auseinander gerissen wurden! — ja daß ich bald ihre beiden Brüder — durch Zufall — sehen würde. Zuerst traf ich auf Gallus: ich konnte ihn erfreuen durch die Nachricht, daß die Schwester lebe. Dann sah ich Julian selbst in Macellum, wo ich einige Wochen

rastete auf der Rückreise an den Hof, nachdem der Bruder mir den jüngsten Ungehorsam gegen ihn und das neueste „Nein" — für einen persischen Prinzen! — verziehen hatte. Die Sänfteträger, meine Sklaven, kannten ihn und nannten mir meinen halbgefangenen Vetter. Ach, Eusebia, er ist nicht schön —: du sagst es — aber dies Auge! Und diese Stirn! Und der Adel, die Reinheit der Seele in diesem Antlitz! Wer ihn einmal gesehen, — nie kann er diese Züge vergessen." „Du hast Recht," hauchte die blasse Frau, leis', aber tief erseufzend. — „Wie wird sich Juliana freuen, darf ich sie hier begrüßen! Denn du sagtest, sie komme hierher. O wie schön wird uns zu Dritt dann das Zusammenleben erblühn! — Welche Jahre der Freuden liegen vor uns!" „Wer weiß," sprach die junge Frau ernst. „Ich glaube nicht ..." — „Wie meinst du das?"

„Ich meine: wir sollen ... oder doch ich soll nicht auf lange Zukunft hinausblicken. Nicht allen Menschen ist ein langes Leben zu wünschen. — Aber," hob sie nun an, sich zur Heiterkeit anstrengend, „auch sonst ... wer weiß! — Vielleicht freuen wir uns zu früh. Denn — wir machen ja die Rechnung ohne den Wirt." — „Du fürchtest ... mein Bruder? — Er könnte schwanken. Seine Gnade könnte ...?" — „Auch das vielleicht. Allein es ist noch ein anderes ... Er ..." Sie hielt inne und sann ernstlich nach. — „Was ist, o teure Freundin? Was hehlst du mir?" — „Ich darf dir ... zur Stunde ... noch nicht alles sagen. Der Imperator behielt mich heute Nacht zu geheimer Zwiesprach zurück, nachdem er die beiden Männer entlassen. Er vertraute mir noch andere Pläne an ..." Sie verstummte: sie prüfte das Antlitz des jungen Mädchens. „Wie ahnungslos!" dachte sie. „Darf ich sie mit einer Hoffnung zu den Sternen heben, die dann, versagend, sie plötzlich stürzen läßt?"

„Was sinnest du so Ernstes, Eusebia?"

„Mein Kind,“ sprach diese, ihr über das dunkle Haar streichend, „glaubst du . . . du sprachst von Blicken der Liebe Julians: . . . aber glaubst du . . .? Mehr als ein Jahr verstrich, seitdem . . . er trat dann in die Welt hinein: — er hat seither wohl gar manche andere gesehen . . .“ „Oh Eusebia!“ rief das Mädchen tief erschrocken. „Oder wenn nun der Imperator“ — hier achtete sie scharf auf die Wirkung ihrer Worte — „als Bedingung der Begnadigung — ihm auferlegt, die Tochter irgend eines vornehmen Hauses heimzuführen? Glaubst du, daß . . .? Was soll er dann thun?“ — „Sie zur Gattin nehmen und mich vergessen! Mich ewigem Sehnen überlassen!“ rief Helena und warf sich, laut aufschluchzend, an der Freundin Brust.

Beschwichtend streichelte die junge Frau ihr die Wange: „Stille! Fasse dich, thörichtes Kind. Ich zweifle ja nicht an seiner Beständigkeit . . .“ — „So innig liebt sie ihn?“ sprach sie zu sich selbst. „Nun, desto glücklicher wird sie ihn machen. Schäme dich, Eusebia.“

XX.

Die Freundinnen wurden nun aufgestört durch nahende Schritte.

Alsbald traten in die Grotte Hand in Hand Philippus und Johannes, der Büßer-Mönch. Nach ehrfurchtvoller Begrüßung der Frauen begann der Arzt: „Du hast mir befohlen, Augusta, dir alles zu berichten, was ich über das Eintreffen unseres Schützlings erfahren kann. Er ist nun in Bälde zu erwarten: ein Eilbote, vorausgesandt von Julians bisherigem Wächter, meldete soeben deinem Gemahl,

daß der Gefangene — als solcher gilt er noch immer — vor Sonnenuntergang eintreffen wird. Es ist Befehl gegeben, ihn sofort in das Palatium und vor den Imperator zu führen. Gestern noch sollte er dort . . ." er stockte mit einem fragenden Seitenblick auf Helena. „Ohne Sorge," ermutigte die Frau mit ihrem herzgewinnenden Lächeln. „Die Freundin ist eingeweiht: sie ist auch seine Freundin. — Willkommen, frommer Vater. Was führt dich her?" fragte sie, zu Johannes gewendet. — „Wie schon oft: die Sorge um ihn, um Julian, hohe Herrin. Ich erfuhr zu Rom, wo ich einige Wochen des Büßens, abgeschlossen von der Welt, am Grabe der Apostelfürsten gebetet hatte, von dem Untergang des unseligen Gallus. Ich ahnte, daß dieser Schlag auch den Bruder treffen werde und ich eilte hierher zu dem altbewährten Rater und Retter, zu Philippus, dem besten Freund des unglücklichen Hauses des Julius." „Nach dir, o Johannes!" entgegnete dieser. „Ganz verzweifelt pochte der Gute vor einer Stunde an meine Thür. Nun, ich konnte ihn trösten." Und er klopfte ihm freundlich die Schulter.

„Dank, Dank euch beiden!" sprach Helena, jedem der Männer eine Hand hinreichend. Die Imperatrix erhob sich: „Laßt uns nun ein wenig wandeln, — dort unter den schönen Cypressen. Es ist wohl noch manches zu bereden." Sie winkte den Arzt näher an sich heran und schritt mit ihm den beiden andern voran. „O Philippus!" sprach sie leise, „mein Herz ist schwer und traurig. Wohl haben die Sterne und du ihn vor dem nahen schimpflichen Tode gerettet. Allein wehe um ihn, — wenn deine Weissagung sich erfüllt! Zwar hat sie, — ich merkte es wohl! — sie allein meinen Gemahl umgestimmt. Aber ach: — schicken wir ihn nach Gallien, so schicken wir ihn ja, wie du voraussiehst, in frühen Tod."

„Ja, Herrin," seufzte Philippus. „Es ist so, — es wird so sein. Aber sieh, nach meiner Meinung von der Welt und von dem Wert des Lebens ist diese Entschließung doch das größere Glück für ihn. Nicht nur, weil sie allein ihn dem Henker entriß, — auch über die Gefahr des heutigen Tages hinaus. Ein junger Römer, ein Sproß des Herrscherhauses, edel von Sinnesart, schwungvollen Geistes, wie alle berichten, wird er nicht frühen Tod willkommen heißen? — Den Heldentod: — nachdem er das Römerreich aus schwerer Gefahr gerettet, eine verlorene, eine unentbehrliche Provinz zurückgewonnen, unsterblichen Heldenruhm errungen hat? Oh Augusta, — ich glaube, auch du denkst so und hoffentlich, — nein gewiß! — auch er. Wen die Götter lieben, dem senden sie das Glück, in der Schöne der Jugend zu sterben. Als Jüngling stirbt Achilleus, als Jüngling Alexandros. Gönnen wir unserem Schützling das schöne Los. — Schönheit, ach Schönheit!" Er blieb stehen und blickte in Begeisterung zu der Frau neben ihm empor. „Oh Eusebia, du, von den Wogen der Schönheit umflutet, — du weißt es nicht, wie schmerzlich sie der Häßliche entbehrt." „Nun," lächelte die, „wenn das dir ein Stachel ist, — diesen kann ich dir aus der wunden Seele ziehen. Es ist ja wahr, deine Gestalt ist . . ." — „Verkrüppelt." — „Aber, wenn du es denn gerne hörst, du eitler Sternweiser: — dein Antlitz ist sehr schön: ich freue mich an deinem Auge, das selbst einem Sterne gleicht, an deinen edeln Zügen, so oft ich sie betrachte."

„Du bist mitleidig, Eusebia," seufzte der Höckerige. „Aber auch dein Mitleid thut wohl. Jetzt — jetzt sind viele Jahrzehnte drüber hingegangen. Ich habe längst entsagt. Aber wie furchtbar litt ich einst unter dieser meiner Entstellung! Denn auch ich war einmal jung,

Eusebia, und heiß schlug das Herz in dem verkrüppelten Leibe. Und nun sich sagen müssen: „hätte nicht die Amme dich als Kind auf die Erde stürzen lassen, — du könntest — an Geist und Kraft fehlt es dir nicht! — mit allen Nebenbuhlern und allen Mitbewerbern kühnlich in die Schranken treten und ringen um . . . um den höchsten Preis. So aber, ein elender Krüppel, mußt du zur Seite stehen und zuschauen, hoffnungslos, wie andre Jünglinge das schönste, edelste Geschöpf umwerben. — Oh, es war zum Verzweifeln!" Er blieb stehen und atmete schwer. „Armer Freund," sprach die Frau und legte leise die Hand auf sein graues Haar. „Und wer — wer war das Weib, für das du bis heute solche Wärme des Gefühls bewahrt hast? Lebt es noch?" „Ach, ich weiß es ja nicht!" klagte der Traurige. „So vieles verraten mir die Sterne: — aber von ihr schweigen sie mir, wie die Menschen. Sie ist verschwunden, spurlos! Seit achtzehn Jahren! Denn wisse nun, edle Frau — ja du sollst es wissen, du sollst erkennen, daß meine Liebe, meine Sorge für Julian nur der Selbstsucht entsprossen ist: — Julianus ist der Sohn meiner heißgeliebten Irene Basilina."

„Armer Freund! Aber wie — wie ist all das gekommen, wie hat es geendet? Wie griff das in dein Leben ein?" — „In meines — und das von andern. Siehst du ihn da — in diesem Gang neben uns — mit Helena wandeln, den Mönch, den Einsiedler, den Büßer Johannes? Auch daß Er das Mönchsgewand trägt mit dem Stachelgürtel des Büßers, — auch das haben die Sterne durch Irene gefügt." — „Was werde ich hören?" — „Vor mehr als dreißig Jahren lebten in Rom zwei Brüder aus dem vornehmen Hause der Manlier, Marcus und Cajus: die Jünglinge waren mir, dem etwa Gleichaltrigen, nahe befreundet, und nahe befreundet auch waren

unsere beiden Geschlechter den edeln Fulviern. Die Tochter dieses Hauses war die schöne, die unvergleichliche Irene Basilina; ach ihre Augen! Ihresgleichen gab es nie auf Erden, — den Augen der Gazelle vergleichbar in ihrem sanften feuchten Glanz! Wir alle — auch ich, der hoffnungslose Krüppel! — wie meine beiden Freunde, — ach, wie alle Jünglinge Roms — waren von Liebe ergriffen zu der Wunderbaren. Sie aber hielt alle in gleicher kühler Ferne: keinen zeichnete sie aus vor den andern.

Eines Abends hatten die Manlier mich und einige andere zu sich gebeten zum Schmause. Auf den Befehl des Marcus, des ungestümen, heißblütigen jüngern Bruders, trugen die Sklaven die Schüsseln auf, obwohl Cajus noch fehlte. Schon hatte der feurige Wein von Sicilien mehrfach gekreist; ungeduldig schalt Marcus auf den Bruder, der noch immer fehlte; argwöhnisch erzählte er, Fulvius, der Vater, habe Cajus — allein, nicht auch ihn! — auf mehrere Tage in seine Villa bei Tibur zu Gast geladen, als der Vermißte eintrat, strahlender Miene: er hielt eine goldene Spange in der Hand und rief frohlockend: „Wünschet mir Glück, Bruder und Freunde! Denket nur: in diesen Tagen, vor meinem Abschied von den Fulviern, trug ich der Herrlichen die Ode vor, die ich auf die Reize der schönen Villa, dies liebliche Gebäude des Anio gedichtet: — die Strophen gefielen der Jungfrau so sehr, daß sie, ihre Mutter um Erlaubnis bittend, diese Spange von ihrem Mantel löste und mir schenkte. Wer ward je so von ihr ausgezeichnet? Ich bin der Glücklichste der Menschen."

„Aber nicht mehr lang!" schrie rasend vor Eifersucht sein Bruder, riß mit Riesenkraft die centnerschwere bronzene Amphora vom Boden auf, hob sie mit beiden Händen

in die Höhe und sprang damit auf den Bruder los, ihm den Schädel zu zerschmettern."

„Entsetzlich!" — „Der, in seiner Todesangst, raffte vom Seitentisch das spitze lange Messer, mit dem die Sklaven den Braten zerlegt hatten, hielt es zur Abwehr gerade vor sich hin. Blindlings rannte der Wütende hinein. Die Klinge durchbohrte das Herz, die Amphora entfiel den Händen, aufschreiend stürzte er nieder, mit einem gräßlichen Fluche den Bruder verwünschend, den er über und über mit seinem Blute bespritzte: noch einmal ballte er die Faust gegen ihn: — dann starb er. Von Stunde an entsagte der unselige Brudermörder — wider Willen! — der Welt, in der ihm bei seiner reichen Begabung und Bildung, seiner Schönheit, seiner Abkunft aus vornehmem, vielbegütertem Hause jede höchste Stufe ersteigbar war: der große Constantin hatte ihn — wegen seiner Tapferkeit in dem Gotischen Kriege — ausgezeichnet, ihn in die Schar seiner besten Schola aufgenommen. Ohne Abschied von den verzweifelnden Eltern, von mir — von ihr — verschwand er spurlos auf lange, lange Zeit. Bald darauf ward die schöne Irene — „Schönauge", „Euopis", hieß sie in ganz Rom, — die Gemahlin des ausgezeichneten Julius, des edeln Bruders des großen Constantin.

Julius, von jeher mein Gönner, bestand nun darauf, daß ich der Arzt, der nächste Freund seines Hauses ward. So sah ich die einst Geliebte — ach die heute noch Geliebte! — gar oft: meine schwache Kunst durfte ihr und den Ihrigen zuweilen nützen. Ich begleitete sie von Rom nach Nikomedia, als Constantin seinem Bruder ein hohes Amt in jener Stadt, in jener Provinz übertrug. Da — kurze Zeit vor dem Thronwechsel — pochte an meine Thür ein Mönch, ein Einsiedler, ein Büßer: ich erkannte ihn nicht. Wer sollte den glänzenden, jugendschönen, heiter

weltlich gesinnten Krieger Cajus wieder erkennen in dem niedrigen, von Demut und Reue gebeugten, fast greisenhaften Büßer, der sich Bruder Johannes nannte! Es war eine jammervolle Wandlung — auch des Geistes. Vergessenheit nicht nur, ... nein, Haß und Verachtung hatte der Reue-Kranke zugewandt aller weltlichen Lust nicht bloß, nein, auch aller weltlichen Wissenschaft und Kunst, aller Freude an Waffenwerk und Staat: — all' das galt und gilt ihm als sündhaft, bös, teuflisch oder doch als gefährlichste Versuchung. Nur Selbstverleugnung, Reue, Buße, Zerknirschung, Feindesliebe erfüllen ihn. Wahrlich, ich bin nicht ein Freund des jetzt alleinherrschenden Glaubens: und manches auch in Bruder Johannes erscheint mir krank. Aber das ist wahr: an diesem Unseligen hat der Christenglaube Wunder gewirkt: er hätte in Selbstmord, in Wahnsinn geendet, hätte ihn nicht die Lehre von der äußersten Selbstüberwindung, von der alles verzeihenden Feindesliebe, von dem Leben nur für andere, erfüllt und gerettet.

Ich brachte nun den frommen Büßer — nach heftigem Widerstreben — dazu, die Jugendgeliebte mit mir aufzusuchen, sich ihres Eheglücks, ihrer blühenden Kinder — zwei Knaben und ein Mädchen — zu erfreuen. Ich glaube, er gab mir nach, weil er sich zwingen wollte, sich ihres Glückes mit einem andern zu freuen. Und wie freute er sich, wie hat er sich als rettender Freund bewährt in all' diesen Jahren! In jener Mordnacht pflegte er den schwerkranken — wir glaubten: den sterbenden — Gallus: ganz wie ich, der dazu verpflichtete Arzt, trotzte er den ansteckenden Beulen. Und als nun der Mord des Hausherrn geschehen, als nur durch Zufall die Mutter mit den Kindern verschont geblieben war, — da war er es, der diese vier rettete — mit äußerster Gefahr des Lebens. Denn jeder war mit dem Tode bedroht, der sich

eines der geächteten Häupter annahm." — „Aber nicht er allein konnte das. Der Augustus hat mir mitgeteilt: du vor allem hast ihm damals jene weitere Blutschuld erspart. Ich glaube, er dankt es dir im stillen." — „Nun ja, ich flüchtete — mit Hilfe deines Vaters! — die Mutter, die bewußtlose, in das Haus meiner Schwester, wie Johannes die drei Kinder in dem Asyl einer Basilika barg. Damit war — nach dem jetzt anerkannten Recht der Kirche — wenigstens das Leben der schuldlosen Kinder gerettet und drei Tage Zeit waren gewonnen, nach welchen die blutige Mordgier eines Eusebius nicht mehr allein den neuen „Herrscher" — beherrschte. Zwar ward die Zuflucht von den Spähern des Eunuchen entdeckt und nach Ablauf der Schutzfrist von drei Tagen mußte Johannes die Geborgenen herausgeben den heischenden Prätorianern — aber ihr Leben wenigstens war — dem Rechte nach — gesichert. Die drei Geschwister wurden dann auseinander gerissen: keines wußte, jahrelang, ob die andern noch lebten: auch die Beamten des Staates, des Hofes wußten deren Versteck nicht. Ebensowenig den Verbleib der unglücklichen Mutter, die, während ich in den Palast befohlen ward, den zornigsten Verweis des Imperators entgegenzunehmen und die Einziehung der Hälfte meines Vermögens, von einem Centurio aus den Armen meiner Schwester gerissen worden war und seither verschollen ist. Ob sie wohl noch das Licht der Sterne schauen, die wunderbaren Augen?" Erschüttert hielt er inne, keuchend hob sich ihm die schwer atmende Brust.

Die blasse Frau erfaßte seine beiden Hände: „Philippus, du bist — ach du bist, wie wir alle sein sollten, ob wir an Christus glauben, ob an Jupiter. Aber sage mir, wie konntest du — eine solche Seele! — dich erhalten an diesem Hof, wo Eusebius walten und die

Seinen?" — „Dein Gatte glaubte zu entdecken, daß ich ihm als Arzt unentbehrlich sei. Es gelang mir, seine wirklich schwache Gesundheit zu kräftigen, von gefährlichen Krankheiten ihn herzustellen: ich hatte seinem großen Vater, dem Gönner und Wohlthäter unseres Hauses, versprochen, — er hatte groß Vertrauen in meine Heilkunst, — dem Sohne treu zu dienen. Bald vertraute Constantius nicht nur meiner Kräuterkunde, — auch meiner Kenntnis der Lehren, der Weissagungen der Gestirne. Und so blieb ich, weil ich's versprochen habe und weil ich glaube, daß es gut ist für dies geliebte Reich der Römer, daß an diesem Hof Ein Mann ist, der stets die Wahrheit redet."

„Der Imperator erträgt sie nur von dir und mir."

„Und doch — wie wenig vermag ich über ihn! Meinen Bitten gelang es nie, diese achtzehn Jahre hindurch, über den Aufenthalt der vier Verschwundenen von ihm etwas zu erfahren. Durch andere — durch den Mönch, der unermüdlich in allen drei Erdteilen nach ihnen suchte, durch einen Schüler in der Sternkunde, Lysias, erkundete ich einzelnes. Vergebens bat ich den Herrscher, die noch Lebenden von ihnen zu vereinen, daß sie gemeinsam leichter ihr Schicksal tragen möchten. „Und gemeinsam wirksamer Rachepläne und Verschwörungen einfädeln?" Diese Gegenfrage war all mein Bescheid. Ob wohl die Mutter, die Schwester noch lebt?"

„Die Schwester lebte noch vor kurzem; das erfuhr ich gestern von Helena, die sie in Kleinasien in einem Kloster traf."

„Dank den Sternen! Aber die Mutter? Ich darf nicht ruhen und rasten, um sie zu sorgen! Nicht nur die alte, nie erloschene Liebe drängt mich dazu: — ein feierlicher Eid, den Johannes und ich in jener grausen Stunde

an der Leiche des gemordeten Freundes schworen, nie im Leben abzulassen, den vier Unseligen Stab und Stütze zu sein. Aber sieh, Johannes winkt: es ist Zeit für ihn, abermals zu büßen: er muß noch in die Basilika: er rutscht dort auf den Knieen um den Altar, ich weiß nicht, wie viele Male. — Es ist doch ein wunderbar Gemisch, das drei Jahrhunderte aus den schlichten Worten jenes armen edeln Judenjünglings zusammengebraut haben! Immer, wenn man das Ganze verwerfen, verwünschen möchte, erlebt man — neben Früchten des Wahnsinns! — Wunder gewirkt durch diese Lehre, die uns fast zwingen, an ihre Göttlichkeit zu glauben. Warum auch nicht? Die große Weltseele lebt in uns allen: — weshalb soll sie nicht in jenem unvergleichlichen Nazarener in reicherer Fülle und edlerer Reinheit gelebt haben als in uns andern? Platon heißt der Göttliche: — warum nicht Christus?"

„O schweige, Philippus. Bitte, verstöre mir nicht die Ruhe der Gedanken! Wecke mir nicht die Zweifel, die ich mit Mühe beschwichtet habe. Ich bin des Constantius Gemahlin: — ach so vieles scheidet unsere Seelen! — laß uns nicht auch im Glauben geschieden sein. Du aber, — mir ist — mir ist, o weiser Freund, du hast allen Glauben verloren!"

„Ja; den an die Götter, die alten und die neuen; und — was noch trauriger zu sagen —, auch den an die Menschen, zumal an die Alten!" — „O du Beklagenswerter! Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht glaubte! Die Menschen zwar: — ach nur an wenige glaube ich noch, seit man mich zwang, die Menschen zu beherrschen! Aber mein Gottesglaube! Sieh, Philippus, unser Haus hat früh der Lehre Christi sich zugewandt, — lange bevor diese zur herrschenden erhoben ward: deshalb halt' ich auch an dieser Lehre und an Christi heiligem Bilde fest, mag

seine Kirche — ich seh' es ja selbst, mit widerstrebenden Augen! — verunreinigt sein, seit sie herrscht." — „Sie kann nur verfolgt sein oder verfolgen, scheint's." — „O, sprich nicht so. Ich ..." Da faßte der alte Mann ihre schmale, durchsichtige Hand und sprach: „Du edle, gute Frau! Wohl dir, daß du glaubst, daß du glauben kannst! Dir ward darin das beste, das beneidenswerteste Los. Und nie und nimmer werde ich je den Zweifel wecken in einer Seele, die der volle Friede des Glaubens beseligt: es wäre Frevel. Weiß ich denn, ob meine Weisheit, die mich befriedigt, befriedigen muß — weil ich nichts Besseres habe! — die bittere Weisheit des völligen Entsagens — eine andere Seele nicht zur Verzweiflung treibt?" Er seufzte tief und fuhr mit der Linken über die Stirne, so weiß wie Elfenbein. „Armer Freund!" klagte die Frau, seinen Händedruck erwidernd, „an gar nichts glauben! Es muß dir ja das Herz abstoßen." — „Doch nicht! Ich glaube ja wirklich an die Sterne: ich glaube, daß sie dem, der reinen Herzens ihre Geheimnisse erforscht, die Wahrheit verkünden." — „Und das ist alles? Und du glaubst nicht an die hilfreich leitende, allgütige Vorsehung?" — „Kind! — hohe Frau, wollte ich sagen — lassen wir das!" — „Und du glaubst auch nicht (— denn ich ahne wohl, was du insgeheim einwendest: — den so häufigen Sieg des Bösen über das Gute auf Erden!) an die ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Tode? Du schweigst. Ich beklage sie: — aber großartig ist sie, diese Kraft der Entsagung."

„Nicht doch," wehrte er ab. „Ich kann mich darin gar nicht messen mit einem andern: — und noch dazu mit einem Jüngling! — und schlimmer noch: — gar mit einem Barbaren." Er versank ein wenig in Sinnen; dann fuhr er fort: „Denke nur, da war ein junger Germane — als Geisel an den Hof des großen Constantin

gesandt — als Knabe von fünfzehn Jahren. Jener gewaltige Herrscher — die Menschen erkannte er, das muß wahr sein! — entdeckte reiche Gaben in dem Jungen: er gewann ihn lieb: er ließ ihn zusammen mit Söhnen der vornehmsten Senatorenhäuser erziehen: in Rom, in Memphis, in Athen, in Byzanz, in Nikomedia, in alle christliche, heidnische und mystische Weisheit einweihen. Wohl achtzehn Jahre lang. Später kam er wieder an den Hof, wo ich ihn genau kennen lernte, bis er vor kurzem — ein reifer Mann — nach Haus entlassen ward. Der ist von allen Männern, die ich je gesehen, der merkwürdigste." — „Warum? — „Ja, denke dir nur! Ich glaube doch noch an die Sterne, — ohne diesen süßen Trost hielt ich's nicht aus. Dieser Germane aber sprach, als wir nach vielen langen Nächten des dialektischen Ringens voneinander Abschied nahmen: „so siehst du also, teurer Meister, ich muß auch deines Trosts entraten. Ich glaube auch an die Sterne nicht." „Unseliger," rief ich, „an was dann glaubst du?" „An die Notwendigkeit. An mein Volk. Und an mein Schwert," sprach er, gab mir die Hand und ging. Ich hab' ihn nie wieder gesehen. Möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist. Ob ihn das Leben nicht gebrochen hat, diesen stolzgemuten Heldensinn, der, ganz stützenlos, nur auf sich selber steht?"

„Gut für deinen jungen Freund, daß er nicht zu andern an diesem Hofe so gesprochen hat. — So was kann ich, mag ich gar nicht denken!" — „Ja, dein Gatte sorgt jetzt so eifrig für das ewige Seelenheil seiner Unterthanen, daß er darüber ihre verzweifelnden Klagen über ihr — freilich nur lebenslängliches! — Unheil unter seiner Herrschaft überhört. Und wenn er doch nur endlich einmal wüßte, ob das Christentum die einzige Wahrheit auf katholisch oder auf arianisch ist? Auch mich hat er damit

gequält. Aber ich erwiderte grob, meine Sterne und mich möge er in Ruhe lassen: wir verständen nichts von „o" und „oi"." „Ich gestehe," lächelte die blasse Frau, „ich auch nicht." — „Wirst's schon noch lernen müssen, arm Töchterchen — erhabne Augusta, wollt' ich sagen. — Und zu seinem Unglück neigt dein Herr neuerdings sehr dem arianischen oi zu, statt dem alleinseligmachenden katholischen o. Mir ist's ganz unglaublich gleichgültig, wie du weißt. Aber . . ." — „Nun?" — „— Da lebt — fern in Alexandria — ein Mann, — ich kenne ihn genau, seit zwanzig Jahren, — der verteidigt nun einmal aus heiligster Überzeugung das katholische o. Wenn Constantius mit dem ernsthaft anbindet, — er hat schon ein wenig angefangen! — dann ist er verloren. Dazu brauche ich nicht in die Sterne zu gucken." — „Und wie heißt dieser Gewaltige?" — „Athanasius, der „Unsterbliche". Merk dir den Namen. Denn wahrlich: er wird unsterblich sein. Aber Johannes winkt: — ich folge. Leb wohl, gütigste der Frauen."

XXI.

Die Sonne neigte nun zum Untergang: rötliches Dämmerlicht flutete über die Ebene des fernen Po und ließ die Türme und Wallmauern von Mailand wie von Purpur übergossen erstrahlen: da hielt ein kleiner Reiterzug, armenische Söldner waren es, vor dem südöstlichen Thor, der Porta Romana. Während der Anführer mit der Thorwache verhandelte, spornte ein Unbewaffneter — nur trug er, statt des Reisehutes, einen Helm, — sein Roß an

die halboffne schwarze Sänfte, die in der Mitte des Zuges geführt wurde.

„Wir sind am Ziel, Julian," rief der Reiter, ein stattlicher Jüngling, der ein paar Jahre älter schien als der Gefangene. „Da vorn begrüßen dich die Zinnen von Mailand."

„Blutigrot ist ihr Gruß, moriturum salutant!" erwiderte Julian, den Kopf aus dem Fenster der Sänfte vorstreckend. „Zum letztenmale wohl sehe ich ihn scheiden, den schönsten der Götter. Und Abschied nehmen nun auch wir, o mein Jovian. Wie soll ich dir danken für all' deine Freundschaft, deine todesmutige Treue! Fast mit Gewalt ertrotztest du's, den Verhafteten aus Athen, mitten aus deinen, aus unsern strategischen Studien herausgerissen, bis hierher begleiten zu dürfen. Weh um deine künftige Laufbahn! Du hast dich den Mächtigen verdächtig gemacht. — Aber kehre jetzt wenigstens um: — tritt nicht freiwillig in die Höhle des . . ."

„Löwen — willst du doch nicht sagen? Wo wäre da der Löwen-Mut und die Löwen-Großmut? Nein, Freund Julian. Der Himmel hat mir nicht den kleinsten Teil deines Geistes gegeben: — aber du sollst es erleben: es giebt noch ein treues Herz: — es giebt altrömische Freundschaft. Das Thor geht auf. Rasch hinein."

Damit spornte er sein Pferd und sprengte hinter dem Befehlshaber über die Fallbrücke. Die Sänfte folgte. „Wie heißt es doch in meinem Drama Euridike," sprach Julian: „Das Thor des Hades schließt sich rasselnd hinter mir, doch hohe Götter walten in dem Hades auch."

„Kein übler Vers und auch kein übler Trost."

Zu derselben Zeit ging der Imperator mit hastigen ungleichen Schritten in seinem Gemach auf und nieder.

„Jetzt — jetzt muß er herein sein. Jetzt hab' ich ihn! Wer weiß, ob es nicht doch klüger wäre, den Rächer für immer unschädlich zu machen. Freilich: Gallien und die Barbaren und Philippus mit seinen Sternen! Jedenfalls entscheide ich mich erst, nachdem ich den Knaben von Angesicht gesehen. Und durch Geiseln will ich seine Treue binden, die seinem Herzen nahe stehen. Sie sind doch schon angelangt?“

Er trat auf die Schwelle des Gemaches: hier wachte statt des riesigen Alamannen ein Neger aus der libyschen Wüste; der hockte auf den Fersen und betete zu einem Götzen, der auf ein Straußenei gemalt war; fast nackt trug er nur einen scharlachroten Schurz um die Lenden, in dessen Gurt ein langes, geschweiftes Messer stak. Des Constantius Züge verfinsterten sich bei dem Anblick: „Ah, ein schwarzer Hund heut' statt eines weißen? Hm, ja! Den Germanen hat Eusebius dem Henker überantwortet.“ Er winkte dem Neger: der sprang auf und kreuzte demütig die Arme über der nackten Brust. — Der Augustus fragte: „Die beiden Frauen . . . sind sie eingetroffen?“ — „Schon heute früh, o großer Herr der Erde.“ — „Und getrennt untergebracht?“ — „Wie du befahlst, o herrlicher Leu. Die ältere, die aus Aquileja kam, in den Bädern Diokletians; die jüngere, die aus Syrakus, in dem Garten deiner Villa am Lambrus.“

„Gut. Befehle ich, den Mann zu verhaften, den ich jetzt erwarte, werden die beiden Frauen sofort zurückgeführt in ihre Verbannungen. Anderenfalls bescheidest du sie hierher in den Palast, aber in die Gemächer meiner Gemahlin. Da ertönt der silbene Hammer im Vorsaal. Mein Vetter kommt. Du untersuchst seine Gewänder: — er ist gefähr-

lich — hörst du? Sehr! — Nicht das kleinste Messer, nicht eine Nagelfeile duldest du bei ihm. — Eile ihm entgegen . . ."

Alsbald standen sich der Imperator und sein Gefangener gegenüber.

Julian blieb hart an der Schwelle stehen, Constantius hatte sich auf einen erhöhten Sitz niedergelassen: das Gemach war durch mehrere Flammen duftenden Öles auf Schalen hoher Kandelaber wie durch Tageslicht erhellt: „Das also ist der Träger der römischen Herrlichkeit": — war Julians Gedanke — „er ist ihr nicht gewachsen."

Constantius aber dachte: „Dieser bleiche Knabe — mit den schwärmerischen Augen — er ist nicht gefährlich." Nach längerem Schweigen begann der Imperator: „Vetter Julian, was erwartest du hier zu finden?" — „Den Tod." — „Hast du ihn verdient?" — „So wenig wie mein Vater." — „Und dein Bruder? Hat der nicht den Tod verdient?" — „Leider: ja." — „Das gefällt mir, dieses Ja. — Wäre ich nur für mich vorsichtig, hättest du Ursache zu fürchten. Aber ich bin Gott" — er schlug das Zeichen des Kreuzes — „verantwortlich für dies Reich der Römer. Ich bedarf dein: — nicht ich, vielmehr das Reich der Römer: — willst du ihm dienen?" — „Ja, treu bis in den Tod." — „Willst du auch mir treu dienen?" — „Dem Reich und dir." — „Das gefällt mir, Vetter. (Er ist von kindlicher Einfalt," dachte er beruhigt.) „Höre. Ich brauche einen Vertreter in Rat und Schlacht. Unverwandte Vertreter: sind gefährlich — wir haben's erlebt! Ich wählte darum deinen Bruder: — wir haben's erlebt, was davon kam. Wenn ich nun dir vertraue, wirst du — wie er — mein Vertrauen mißbrauchen?" — „Nein." — „Wohlan. Ich will es mit dir wagen. Gallien ist . . . ist . . . stark

bedroht: vier ... fünf Städte sind in der Hand der Germanen." — „O Schmach und Schande!" — „Hm, auch dieser edle Zorn gefällt mir." (Brächte doch auch ich solch' thöricht Aufflammen zuwege," dachte er.) „Willst du ausziehen, Gallien dem Römerreich zu erhalten?" Begeistert schritt der Jüngling drei Schritte vor. „Ich ...?" — „Bleib'! Bleib', wo du stehst! Nicht näher! Nun, willst du?"

Gluten stiegen in Julians bleiches Antlitz, als er zögernd wiederholte: „Ich? — Ich bin kein Feldherr!" „Ah," meinte Constantius mit Behagen, „ich seh's: du fürchtest die Germanen." — „Beim Helios — nein." „Bei — bei — wem — schwörst du, Unseliger?" schrie Constantius aufspringend. — „Vergieb ... beim Genius Roms!" — „Auch noch sehr heidnisch. — Also du willst...?" — „Ich ... ich weiß nicht, was ich können werde. Aber ich habe den besten Willen: nichts steht mir höher als dies Reich der Römer und sein Wohl: das darfst du glauben." Bei diesen Worten verschönte sich das jugendliche Antlitz: die dunkeln Augen leuchteten.

„Schwöre mir, Gallien nicht zu verlassen, solang ein einziger Barbar unbesiegt in Gallien lebt."

„Ich schwöre." — „Gut: ich glaube dir, Julian. (Der Knabe ist ein Schwärmer durch und durch!) Aber nicht deinem Wort allein: — ich werde dich zu binden wissen. Was weißt du von ... von deiner Mutter ... deiner Schwester?" Da fuhr Julian flammend auf: „Unmenschlich ist's von dir, diese Frage zu thun." — Wohlgefällig nickte der Imperator: „Hm, du liebst sie also heiß! Sie — oder ihr Andenken. Nun wisse: deine Schwester lebt." — „Ich hörte davon." — „So? So? Ei sieh! — Nun: auch deine Mutter lebt." — „O Constantius, Dank! Welche Gnade! Welche Güte." Und überwältigt von Rührung sank er auf die Knie: Thränen brachen aus seinen Augen.

(„Er weint: — er ist ganz ungefährlich.) Mehr noch: ich habe beide kommen lassen aus ihren bisherigen Ver . . Verweilungen. Sie sind hier.“ — „Hier? Ich darf sie sehen! O Constantius! Laß mich . .“

„Gemach! Das Wiedersehn und die Freiheit von euch dreien ist der Preis für Verpflichtungen, die du übernehmen wirst. Du gehst nach Gallien, sobald ich es befehle.“ — „Mit Freude!“ — „Du übernimmst es, die Provinz den Barbaren zu entreißen mit den Mitteln, die du dort antreffen wirst.“ — „Herr, welche sind das? Wie viele Legionen, welche Gelder, welche Vorräte? Welche Städte sind verloren, welche noch unser?“ — „Hm, diese Fragen mißfallen mir sehr! Wie? Du willst schon markten, feilschen? Reut dich dein Ja?“ — „Nein doch. Aber Köln vor allem, Köln ist doch nicht noch gefallen? Wenn das wäre, . . . könnte ich's nicht übernehmen. So viel habe sogar ich schon von Feldherrnschaft für Gallien gelernt. Wie steht's mit Köln?“

Constantius schien die Frage zu überhören: er hastete unmutig in dem Gemach auf und nieder.

Aber Julian beharrte: „Köln ist doch noch unser?“ „Ja, ja doch!“ fuhr ihn der Augustus heftig an. „Ich würde ja selbst gehen, die Aufgabe zu lösen: ist sie doch gar leicht. Allein mich und alle Kräfte des Reichs rufen die Sarmaten an den Ister, die Perser an den Euphrat. Nicht Einen Mann mehr, als in Gallien stehen, darfst du von mir verlangen. Willst du Gallien damit retten oder den Barbaren überlassen für immer?“ — „Niemals! Was ist es auch, das ich wage? Mein Leben? Es gehört dem Reich. Mein Name, mein Ruhm als Feldherr? Ach, ich habe keinen zu verlieren. Meine Eitelkeit? — Die zu verlieren wäre ein Gewinn. Es sei!“ — „Gut. Aber nicht nur als Feldherrn: — als Herrscher brauche ich dich

in Gallien. Ist die verwüstete Provinz den Barbaren entrissen, muß sie wieder bewohnbar gemacht werden. Cäsar mußt du werden."

„Wie Gallus," dachte Julian.

„Wie Gallus, denkst du jetzt. Ja, laß dich seinen blutigen Schatten warnen. Bleibe treu! Bedenke —" hier schritt er plötzlich dicht an ihn heran und sah ihm mit drohendem, grausamem Blick ins Auge: „Bedenk' es wohl: deine Mutter und deine Schwester sind in meiner Hand: — wertvolle Geiseln!" Er trat nun zwischen die Vorhänge und winkte dem Neger: „Rufe die Frauen, die draußen harren."

Julian fuhr auf: „Du . . . du bist furchtbar, Imperator!"

„Vergiß das nie! Die Furcht vor dem Imperator," höhnte er, „ist der Weisheit Anfang: — wenigstens für seine Unterthanen. — Und höre noch eins. Als Cäsar sollen die Provinzialen nur einen Mann verehren, der dem Herrscher möglichst nahe verbunden ist. Nun bist du zwar mein Vetter. Aber das genügt nicht. Du warst auch mein Schwager: jedoch dies Band zerriß schon längst der Tod. Es soll neu geknüpft werden. Meine Schwester soll deine Gemahlin werden." Julian fuhr auf. „Nein, o nein! Nein. Nie!" Grimmig zischte Constantius ihn an: „Nein? Du wagst es? Bist du rasend? Die höchste Ehre der Welt? Und ein Wink von dieser Hand und dein Kopf schmückt die Zinnen dieser Feste. Und du wagst es . . .?" Julian hörte gar die Drohung nicht. Er hatte die Augen geschlossen und beschwor, nach innen blickend in seine Seele, ein Mädchenbild herauf, das hier ruhte wie unter silberner Flut: „Helena!" sprach er zu sich selbst. „Helena! Darf ich? Dich lieb' ich! Keine andre je! Darf ich, diese Liebe im Herzen, einer andern

Gatte werden? Ich müßte ihr sagen, daß nur das Reich, der Staat . . . Aber nein! Nein! Keine Spaltung zwischen Ehe und Liebe. Hilf mir, Helios, mein Gott! Keine Unwahrheit! Lieber den Tod als des Herzens Lüge. — Nein," sprach er laut, aus seinem Brüten auffahrend.

„Nein, wagst du zu sagen . . .? Unseliger, so sei denn . . . Schweig! — Da — da sind sie." Julian rührte sich nicht. Das Haupt auf die Brust gesenkt blieb er reglos stehen, die Augen zu Boden geschlagen. „So seid ihr einig, Dank dem Himmel?" fragte eine sanfte Stimme. Die Imperatrix schwebte freudig bewegt über die Schwelle. „Aber nein, so scheint es! Der Augustus zürnt! — wie finster er blickt! Hilf mir, o hilf, Helena, ihn versöhnen." Bei dem Namen Helena fuhr Julian aus seinem Brüten: er wandte sich: er sah die beiden Frauen.

Da schrak er zusammen: das Blut schoß ihm in die Wangen: er taumelte: er stützte sich auf die nächste Halbsäule, welche eine Büste Constantins trug.

„Bei — bei allen Göttern! Imperator," fragte er, „wer . . .? wer? . . . welche von beiden ist deine — Schwester?" Bevor Constantius antworten konnte, faßte die Imperatrix die Jungfrau an der Hand und führte sie raschen Schrittes dem Jüngling zu: „Diese da," lächelte sie traurig, aber mit herzgewinnender Anmut. „Habe nur keine Angst vor der andern! — Diese da, Julianus, ist deine Braut. Willst du nun des Imperators Schwager werden?" — „Und . . . und —" lächelte die Jungfrau verschämt, „und mein Gatte?" Da senkte Julianus das Knie vor den beiden Frauen: „O Helena!" rief er. „Ja, der Gott, der große Gott thut noch Wunder."

XXII.

Wohl war der Herrscher mächtig erstaunt gewesen über den plötzlichen Umschlag in dem Entschlusse seines Vetters: nicht ohne Mißtrauen erfuhr er, daß die beiden füreinander Bestimmten sich bereits kannten: sein Argwohn erwachte aufs neue. Jedoch seine Gemahlin erinnerte ihn, daß ja in keines andern als in seinem Kopf — nicht in ihrem oder in des Sterndeuters Ratschlägen — zuerst der Gedanke an diese Verbindung aufgetaucht sei. So beruhigte er sich denn wieder und gestattete auch, daß noch an diesem Abend Julian die Mutter und die Schwester zugeführt werden durften. Dem neuen Cäsar wurde ein ganzer Flügel des Palastes zur Wohnung angewiesen: Constantius selbst geleitete ihn dorthin mit Gemahlin und Schwester.

Als sie den viereckigen Zwischenhof durchschritten, bemerkte Julian ein halbes Dutzend Leibwächter, aus deren Mitte riesengroß ein Gefangener ragte: das Licht der Pechfakeln fiel auf sein blondrotes zottiges Haupt. „Berung!" rief Julian stehen bleibend, „Freund Berung! Wohin gehst du?" — „Wohin ich dich einmal führen sollte: — zum Tod. Leb wohl." „Dein Freund?" forschte höchst argwöhnisch der Augustus. „Der germanische Bär?" — „Er war sehr gutherzig gegen mich auf dem Wege aus Macellum. Was hat er verbrochen?" — „Er hat seinen Soldvertrag gekündet und dann, beim Wein, im Rausche gesagt: — Späher hinterbrachten es dem Wächter über meine Sicherheit — er lebe lieber unter den Bären des Neckarwaldes als unter den Füchsen dieses Palastes." Julian lächelte: „Und deshalb sterben? Im Wein ist Wahrheit."

Eusebia erschrak: „Gott! Welche Keckheit des Wortes. Man sieht, der junge Philosoph hat nie am Hofe gelebt."

Constantius maß den Kühnen mit hoch erstauntem Blick: „Es ist Majestätsbeleidigung, o — Cäsar!“ sprach er auf griechisch. — „Aber: Wahrheit? Wir wollen sehen, ob der Germane wirklich Wahrhaftigkeit hat. Gieb acht, wie er sogleich ums liebe Leben lügen wird. — Sprich,“ fragte er nun wieder auf lateinisch, — „vielleicht kannst du den Hals retten: — du hast unter den Füchsen des Palastes gewiß nur meine Diener gemeint, — nicht mich?“ — „Dich vor allen, Herr.“ Constantius starrte vor Staunen: er kämpfte sichtlich mit sich selbst.

„Das ist Mannesart! Oh Imperator,“ — rief da Julian — „gewähre deinem Cäsar seine erste Bitte: — schenke mir dies verwirkte Leben.“

„Es sei!“ erwiderte Constantius weiterschreitend, „nimm ihn mit zu seinen Bären. Hoffentlich fressen sie ihn.“ Er winkte, die Leibwächter nahmen dem Gebundenen die Ketten ab. — „Siehst du,“ sprach Julian leise zu ihm, der sich an ihn herandrängte und treuherzig ihm die Rechte bot, „siehst du, auch dich hat gerettet mein Gott! Weißt du noch, wie er heißt? . .“ — „Der waltende Wodan.“ „Unverbesserlicher!“ lachte Julian und folgte den voranschreitenden Frauen.

Constantius vermied es, der ersten Begegnung Julians mit den Seinen anzuwohnen; er verstattete, daß der treue Jovian, der ängstlich vor dem Außenthore des Palastes auf die Entscheidung harrte, daß, auf den Wunsch der Imperatrix, auch Philippus und der Mönch Johannes herbeigerufen würden, und kehrte in sein Gemach zurück, Eusebius eine Abschiedsunterredung zu bewilligen: denn dieser hatte Urlaub auf unbestimmte Zeit verlangt: „zur Herstellung seiner durch die Aufregungen der letzten Zeit erschütterten Gesundheit,“ wie es in der Gesuchschrift hieß.

Die beiden Frauen und die beiden Freunde erklärten nun dem immer noch staunenden Julian die Vorgeschichte, die Zusammenhänge dieser plötzlichen Wandlungen. —

Daß nur die Weissagung von Julians frühem Tod in dem wieder eroberten Gallien den schwankenden Imperator entschieden habe, verschwiegen Eusebia und der Sternweise selbstverständlich dem in Glück und Liebe schwebenden und schwelgenden Brautpaar ebenso wie Jovian. Nach einer Unterbrechung des Gesprächs ergriff Johannes, der bis dahin nur selten ein Wort zur Erklärung eingeworfen, sich demütig zurückgehalten hatte, die Hand Julians und sprach, den tief eindringenden Blick auf ihn gerichtet: „es ist edel von dir, geliebter Sohn, daß du dich soweit überwindest, dem Mann zu dienen, dessen Hand das Blut der Deinen vergossen hat. Siehst du, so erfüllest du das Gebot des Herrn: „vergeltet Böses mit Gutem!“ — Du bist ein Christ der That! Dafür wird dir mancher Zweifel am Glauben vergeben werden. Denn ach, ich glaube, du — der Schüler eines Lysias, eines Maximus, — du zweifelst ein wenig?“

Um Julians feingeschnittene Lippen spielte ein leises Lächeln: „Ja, Vater Johannes, ich glaube auch, ich zweifle ein wenig; und ich verdiene dein Lob nicht. Keineswegs der Christ, — der Römer in mir hat den Widerwillen überwunden, diesem — Augustus zu dienen. Und auch überwunden die Sehnsucht nach den Hainen und Hallen der Akademie, nach den Lehrern, die in Nikomedia und die am Ilissos wandeln, das Verlangen nach den Papyrusrollen in den Bibliotheken der Stoen: denn wer am Becher der Weisheit zu nippen begann, wenn auch, wie ich, nur am Rande, — den verzehrt der Durst nach reicherem Wissen. Ach, wie viel hätte ich noch zu lernen, zu forschen! Und nun reißt mich der Tubaschall hinaus aufs Schlacht-

feld, in verbrannte Städte, in die Speere der Barbaren. Werd' ich jemals wieder die Muße finden, einem Maximus, einem Libanius zu lauschen?"

„Nun," meinte Jovian lächelnd, „diese Wahl blieb dir, glaub' ich, erspart. Du konntest von dem Imperator hinweg nur nach Gallien gehen oder auf das Blutgerüst, nicht aber nach Athen zurück. Und es ist nun genug der Forschung, Cäsar Julian: nun gilt es Feldherrnschaft." Und des jungen Mannes schönes Antlitz leuchtete bei diesen Worten.

Julian schlang den Arm um seine Schulter: „Dank, mein Jovian! Du bist mein guter Genius. Die Götter selbst — o schilt mich nicht, Johannes! — haben dich mir als solchen verkündet. Hört mich, ihr edeln Frauen! In der letzten Nacht warf ich mich hin und her in der engen Sänfte und konnte lange nicht Schlaf finden. Unablässig beschäftigte mich der Gedanke, was denn, falls ich am Leben bliebe, mein Beruf, was mein Geschick sein werde? Mächtig zog es mein Herz zu den geliebten Lehrern, zu den Büchern zurück. Erst kurz vor Sonnenaufgang schlief ich ein. Und nun kam mir ein Traum — gerade in der Zeit, da die Träume am wahrhaftigsten . . ." „In Christus geliebter Sohn," klagte Johannes, „das ist heidnischer Wahnglaube." „In allen Göttern (— was mehr ist —) geliebter Vater," lächelte Julian, „und jener vielgepriesene Judenjunge, der Frau Potifar so sehr gefiel, hat der nicht einem Herrscher geweissagt aus seinen Kuh-Träumen? Oder ist Jehovah ein anderer als Gott Vater? Du verstummst! Nichts für ungut! — Aber ein bißchen Spott ist oft mein einziger Trost, bei so viel aufgezwungener Heuchelei."

Da seufzte die Imperatrix tief.

„Nun wohlan, der behelmte Genius Romas — ich

konnte seine Gesichtszüge im Gewölk kaum erkennen — schwebte auf mich zu, mit der Linken hob er einen Legionsadler in die Höhe, mit der Rechten reichte er mir ein Schwert und sprach: „mir gehörst du, Julianus! Du bist ein Römer. Kämpf' und siege."

Ich erwachte, — ich fuhr empor: — ich sah noch seinen Helmkamm schimmern im Morgengold: es war der Helm Jovians, der sich vom Rosse zu mir niederbog: — und seine Züge waren die des Genius. — Oh ihr teueren Frauen, ihr treuen Freunde! Glücklicher als ich kann kein Sterblicher sein. Ich soll Mutter und Schwester neu geschenkt erhalten, ich habe eine geliebte Braut und treue Freunde."

„Und eine Beschützerin," sprach Philippus, — auf die Imperatrix deutend, die noch bleicher schien als sonst — „ohne die du jetzt gar nichts hättest, o Cäsar Julian, als ein Grab." —

Eusebia winkte ihm, zu schweigen: „Sein Glück — euer Glück vielmehr! — ist mein reichster Lohn: — ist mein Glück. Freue dich, Cäsar: wir alle, die wir's wohl meinen mit dir, sind ernst, allzuernst für deine Jugend, für deine Neigung zum Witz. Dies junge Geschöpf da, deine Helena, ist unter einem fröhlichen Stern geboren: — ihre Heiterkeit wird dir ein Labsal sein. Sieh nur, wie sie so strahlend lächeln kann, und silberhell ertönt ihr Lachen."

Einstweilen trat Philippus zu Johannes und flüsterte: „o Freund, und wir? — Wir sollen die Geliebte wieder sehen! Nach so viel Jahren! Mir pocht das Herz zum springen. Ob sie noch schön ist?" — „Schweig, Philippus! Nicht solche Worte! Willst du auch in mir die alte Sünde wecken? An ihr Seelenheil denke! Wie mögen all' die Jahre, die Einsamkeit, die ungerechte Strafe ohne Schuld,

auf ihren Glauben gewirkt haben? Ob ihr Gemüt der Haß verbittert, vom Gottvertrauen abgelenkt hat?" „Es wäre kein Wunder," meinte der Arzt. „Aber still —! Draußen im Hofe wird eine Sänfte niedergesetzt! Sie kommen! — Irene soll ich wieder sehen." Er zitterte heftig. Der Mönch senkte die Augen und betete: „Und führe uns nicht in Versuchung."

XXIII.

Nur kurze Zeit vorher waren Mutter und Tochter nach so vieljähriger Trennung einander wiedergegeben worden, und kaum hatte sich ihre stürmische Erregung in zärtlichen, ängstlichen Fragen, in Thränen des Schmerzes und der Rührung, ausgedrückt, als sie aufgefordert wurden, sich aus der Villa in den Palast, zu dem Sohn, dem Bruder zu begeben, dem neuen Cäsar, und dem verlobten Schwager des Imperators.

Auf ihre staunenden Fragen über den Zusammenhang all' dieser sich überstürzenden Dinge — den Untergang des Gallus hatten sie schon in ihren Verbannungen erfahren — wußten die Eunuchen, die sie einluden, die Sänfte zu besteigen, keinen Bescheid zu geben: sie waren auf Raten und Vermuten angewiesen.

„Mein geliebter Knabe! Ach nein: nicht mehr Knabe," sprach die Mutter. „Er war stets unter den Söhnen mein Liebling — ich kann's nicht leugnen — Gallus war so unbändig. Julian hing an mir mit so zärtlicher Liebe! Wie er wohl aussehen mag? Er war gar klein und schmächtig für sein Alter."

„O nein! Er ist gewiß groß und stark und männlich

geworden," rief das schöne junge Mädchen. Die Schwester schmückten die günstigen Dinge an Julians Erscheinung: das dunkle Lockenhaar, die Augen, der feine Mund; und sie war frei von den unvorteilhaften: der spitzen Nase, dem spitzen Kinn, den tiefen Augenhöhlen und den vorstehenden Knochen der allzuhagern Wangen. „O wie liebte auch ich ihn! Dachte ich an ihn in all' der Zeit, sah ich ihn stets als schönen jungen Helden. Du wirst es sehen, Mutter, er muß der stattlich Schönste von allen sein. O, wie sehne ich mich, an seinem Herzen zu ruhen! Die Sänfte hält. O Mutter, Mutter, laß mich vorauseilen. Ich kann die Sehnsucht nicht mehr zügeln."

Auf stieß sie die Thüre der Sänfte, flog die Stufen zu dem Palasteingang hinan schlug den schwerfaltigen Vorhang zurück, eilte atemlos in den taghell erleuchteten Raum, ließ, ohne ein Wort, die Blicke über die Anwesenden gleiten und rief nun jauchzend: „Julian! Mein Bruder! Geliebter, herrlicher Bruder!" Und mit ausgebreiteten Armen eilte sie auf den etwas weiterstehenden schönen Jüngling zu, der errötend zurückwich.

„Guten Geschmack hast du, Schwesterlein," lachte Julian, sie auffangend. „Aber du mußt dich schon mit mir begnügen: — der da ist mein Freund Jovian."

Das Mädchen verstummte vor Scham und lieblicher Verwirrung, Helena kam ihr zu Hilfe: „Die neue Schwester aber, hoff' ich, kennst du noch, die Mitgefangne," lächelte sie und umarmte Juliana.

„Jedoch die Mutter? Wo bleibt die Mutter?" rief Julian und flog auf den Eingangsvorhang zu.

Plötzlich blieb er wie gebannt stehen: mit großen Augen starrte er vor sich hin, die Arme in stummem Staunen erhebend. Denn wunderbar in der That war der Anblick dieser Frau. Hochaufgerichtet, ihren Sohn überragend, blieb

die Matrone, von der Stirne bis zu den Knöcheln in ein dunkelgraues Trauergewand gehüllt, dicht am Eingang stehen: das edle Antlitz war zu beiden Seiten umflutet von einem breitwallenden Strome silberweißen Haares, das aus der ganz eng anliegenden Mantelkapuze vorn auf ihre Brust niederquoll.

Das Wunderbarste aber an der wunderbaren Erscheinung waren die großen, dunkelbraunen Augen, die in bläulichem Weiß schwimmend, mit ihrem unbestimmten Blick nicht an irgend einem Erdending zu haften, in das Unendliche, in das Unirdische, das Jenseitige suchend, zu schauen schienen.

So, die Rechte auf einen hohen schwarzen Stab gestützt, blieb die hehre Gestalt unbeweglich stehen und fragte mit tiefer, nur leise zitternder Stimme: „Wo ist Julian, wo ist mein lieber Sohn?“ „Mutter!“ rief der aus tiefstem Grund der Seele und sank ehrfürchtig vor ihr nieder, ihre Kniee umfassend. Feierliches Schweigen waltete nun in dem weiten Saal.

Endlich sprach die immer noch aus der Maßen schöne Matrone, den Blick der verklärt schimmernden Augen tief in seine Seele senkend: „Ja, — Dank sei dem dreieinigen Gott! — er ist mir rein geblieben: in diesen Augen leuchtet unbefleckter Glanz. Die Sünde der Welt hat ihn mir nie berührt. Lieber wär er mir gestorben. Aber er lebt! Er lebt, Dank dem Herrn, der alle seine Wege seinen Engeln befohlen hatte. Über schuppige Häupter der Drachen und über giftige Schlangen ist er gewandelt — unversehrt! Der Herr hat große Wunder an ihm gethan. Dir, o Herr, dreieiniger Gott, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist — dir weih' ich sein Haupt und sein Leben ganz und gar. Dem Erlöser und seiner Botschaft des Heils, die

allein mich vor Verzweiflung, vor Wahnsinn, vor der Verfluchung Gottes und der Welt behütet hat in den Schrecken jener Mordnacht, in der verzehrenden Qual meiner einsamen Sehnsucht! — Christus dem Herrn, in dem allein das Heil ist, weihe ich den Sohn, diesen Sohn von tausend Schmerzen! — Ihr andern aber alle, wer ihr auch seid, ob die Höchsten der Zeitlichkeit und die Weisesten, — beugt, ich beschwöre euch, beugt eure Knie in den Staub vor Gott und sprechet mit mir: „Dank sei dir, Herr Jesus Christus, Gottes eingeborner Sohn! Dank sei dir! Lob und Preis in Ewigkeit, der du durch deiner Güte und Barmherzigkeit und Allmacht Wunder diese Stunde hast herbeigeführt. Lob und Preis sei dir und Anbetung in Ewigkeit. Amen!"

Da erhob die Frau, hoch sich reckend, den Stab, auf den sie sich gestützt hatte; nun zeigte sich: der Griff des schwarzen Schaftes war ein silbernes Kreuz: hell blitzte es, augenblendend, in dem Licht der Fackeln.

Und alle, alle — bis auf einen — sanken bei ihrer Beschwörung in die Kniee, die drei Frauen und Johannes zuerst: der flüsterte vor sich hin: „daß ist eine Heilige auf Erden." Auch Philippus folgte — zögernd —: „Wahnsinn ist es," dachte der, „aber göttlicher Wahnsinn wie der Sibylle."

Nur Julian blieb stehen: er zitterte am ganzen Leibe: scheu wandte er den Blick von der Mutter ab: er wollte entfliehen.

Da sprang Jovianus auf, faßte ihn fest an der Schulter, zog ihn nieder und, selbst wieder auf die Knie sinkend, raunte er ihm zu: „Die Mutter! Julian, um ihrer Seelenruhe willen! Die Mutter!" „Heucheln? Lügen?" knirschte der. — „Schone die Mutter!"

Und er zwang den Widerstrebenden zu sich nieder; die Matrone hatte die Zögerung nicht bemerkt: denn mit ver-

zückten, weit geöffneten Augen hatte sie nach oben geblickt, sprachlos, achtlos ihrer Umgebung. Jetzt legte sie die Hand dem vor ihr knieenden Sohn auf das Haupt und schloß feierlich: „Segne ihn, Christus, sein Erlöser und Gott! Ich und mein Haus: — wir wollen dir dienen. Leben wir, so leben wir dir, sterben wir, so sterben wir dir, darum wir leben oder sterben, — dein sind wir, Jesus Christus. Amen.“ Feierliche, weihevolle Stille folgte diesen in höchster Begeisterung gesprochenen Worten. —

Aber doch lag ein gewisser dumpfer Druck über allen: die Matrone hatte so plötzlich, so gewaltig, ja gewaltsam den auf ganz anderes gerichteten Gedanken der drei Frauen und der drei weltlichen Männer eine Richtnng aufgezwungen, die dem Augenblicke ferne lag: Julian trat der Schweiß auf die zu Boden gesenkte Stirn.

Der erste, der aufsprang, war Jovianus: „Auf!“ rief er und schlug dem Freunde, der, in wehvollem Zwiespalt ringend, vor sich hinstarrte, auf die Schulter. „Hörst du die Tuba draußen schmettern durch die Nacht? Es ist der Sammelruf der Legionen, Cäsar Julian,“ rief er. „Sie giebt dem ganzen Heer das Zeichen zur Versammlung morgen früh vor den Thoren der Stadt: als Cäsar wirst du feierlich begrüßt. Dann zur Hochzeit.“

„Jawohl,“ fiel Philippus sich erhebend ein, „unter guten Sternen: unter Eusebias Augen!“

Und dann,“ schloß Julian, sich kräftig ermannend und hoch aufrichtend, „dann sofort nach Gallien auf: — und wehe den Barbaren!“

Zweites Buch.

Der Cäsar.

v. 355—361 n. Chr.

. . . . . „Tapferster Führer der Heere.
Hoch als Gesetzbegründer berühmt; mit dem Arm und dem Rate
Treuer Wahrer des Vaterlands, nicht aber des Glaubens,
Abgefallen von Gott, doch getreu bis zum Tode dem Reiche.“

Prudentius, christlicher Dichter des V. Jahrhunderts.

„Ein größeres Werk beginne ich, eine höhere Ordnung der Dinge tritt mir entgegen mit Julian. Der Geist einer erhabneren Natur hat diesen Jüngling geleitet von der Wiege bis zum letzten Lebenshauch. In Frieden und Krieg ward alles durch ihn so plötzlich gebessert, daß er, klug wie Vespasian, an Güte als ein zweiter Titus geschätzt ward, in ruhmreicher Kriegsthat Trajan, in Milde Antonin, in klarer, tiefer Geistesforschung Marc Aurel vergleichbar."

Ammianus Marcellinus XV. 9, XVI. 1.

Vorbemerkung.

Die Gestalt des Serapion ist geschichtlich begründet: ein germanischer Königssohn ward unter dem Namen Serapion in die ägyptischen Geheimlehren eingeweiht und kämpfte dann bei Straßburg gegen Julian. Ein philosophischer Brief Julians an „Serapion" ist erhalten. Vergl. Ammianus Marcellinus, rerum gestarum ed. Eyssenhardt. Berolini 1871. Libri XVI. 12, p. 85.

1.

Wo der Rheinstrom, der gewaltige, an Breite fast einem See vergleichbar, sich oberhalb der Batavischen Insel in zwei Arme spaltet, da saßen damals auf beiden Ufern in dem von Urwald und Ursumpf durchzogenen Lande die salischen Franken: jene Bátáver, die dereinst unter Claudius Civilis sich in dem Freiheitskampf gegen Rom erhoben, hatten einen Hauptbestandteil gestellt zu dieser Gruppe von Völkern, die sich seit vier, fünf Menschenaltern unter jenem Namen der „Freien“ zusammengeschlossen.

Auf dem batavischen Eiland, ziemlich nahe der Abzweigung des „Rheines“, d. h. des nördlichen Armes von dem südlichen: der „Waal“, krönte, einen Pfeilschuß weit von dem Strom, den höchsten Hügel das stattliche Gehöft eines Gaukönigs.

Einige Zeit, bevor der neue Cäsar auszog, in dem unbekannten Lande eine unbekannte Aufgabe zu lösen, war in der Halle dieses Königshofes eine Anzahl von Gaukönigen und Edelingen der salfränkischen Völkerschaften zur Beratung versammelt: aber auch weither gereiste Gäste — aus anderen Germanenstämmen — waren erschienen.

Den Hochsitz nahm der Herr des Hauses ein, der greise König Nebisgast, dem das in einer breiten Woge bis auf die Schultern wallende silberweiße Haar und der lange gleichfarbige Bart hochehrwürdiges Ansehen gaben; da sein

Augenlicht schwach war, half ihm sein auf der Bank gegenüber sitzender Sohn, wann der Alte mit unsicherer Hand nach dem Becher auf dem Rundtisch tastete: liebevoll folgte des jungen Mannes Auge jeder Bewegung des Vaters.

Die andern Fürsten, die Gäste, saßen auf den halbkreisförmigen Bänken, die rings um den Trinktisch gereiht waren; die aufwartenden Knechte waren entlassen: denn wichtige Beschlüsse sollten nunmehr gefaßt werden.

Den Ehrenplatz zur Rechten des Hauswirtes erfüllte eine riesige Gestalt, ein gewaltiger Mann von etwa vierzig Jahren, von dessen Mantel, dem schwarzen Fell des Urstieres, der brandrote Rauschebart sich grell abhob; der Eichentisch dröhnte, als der Riese den schweren in Erz getriebenen doppelhenkeligen Mischkrug darauf niederschlug. — „Bei Tius und beim roten Donar," rief er, „schänk wieder ein, Merowech. Zu winzig ist der Walen größter Krug für alamannischen Durst."

Der Königssohn lächelte, wie er mit dem leer getrunkenen hohen Krug aus einem weitbauchigen Thongefäß, das auf dem Estrich stand, den stark, ja streng duftenden tief dunkelroten Wein schöpfte: „Und doch, König Chnodomar, diente dies dein Becherlein da dem Imperator Constantin als gewaltigster Mischkrug: darin ward der Wein mit Wasser gemischt für neun Gäste."

„Bah, waren eben Walen, wenige Wichte, leibarme Lotter," rief der Alamanne, den mächtigen Krug wieder mit beiden Händen zu dem bärtigen Munde führend. „Aber guten Haustrunk führst du, Bataver! Wo hast ihn her?" — „Der Imperator Constantius sandte ihn dem Vater — zugleich mit mir, als er mich freigab." „Wie lange," fragte der Gast, der neben Chnodomar saß, — der suebische auf dem Oberhaupt zusammengeknotete Haarwirbel bezeichnete auch ihn als Alamannen — „wie lange, Merowech, warst

du gefangen bei den Römern?“ „Nicht doch gefangen, König Ur,“ erwiderte da der Vater des Gefragten unwillig. „Von freien Stücken gab ich den Knaben — fünfzehn Jahre zählte er — dem großen Constantinus hin als Unterpfand des Friedens. Dieser Friede allein rettete mein Volk. Allbezwingend stand der Augustus in meinem Gau: jeder Widerstand war unmöglich, ausmorden hätten uns die Legionen können in wenigen Tagen: der Friede ward uns gewährt gegen Vergeiselung von einigen Söhnen der Edeln und — von des Königs Sohn. Ich gab ihn hin, den blondgelockten: — ich entbehrte seither des Sonnenstrahls in der Halle. Meine Augen wurden trüb und die Mutter hat ihn nicht mehr wieder hereinhüpfen sehen über die Schwelle. Aber dieser Preis hat meinem Volke den Frieden erkauft, den unentbehrlichen, für fast zwanzig Jahre. Wir Bataver hatten Ruhe, während all’ unsere Nachbarn, die zur Unzeit wider den großen Imperator sich erhoben, unter den Schwertern der Übermacht bluteten. All’ diese Jahre hab’ ich den einzigen Sohn vermißt, wie einen Toten. Erst seit kurzem hab’ ich ihn wieder.“ Und er weidete die müden Augen an dem Anblick der jungen Heldengestalt.

„Nun,“ lachte Chnodomar, tief in den Mischkrug blickend, „er ist ihm aber gut bekommen, dieser römische Tod, dem Buben. Der schlaue Fuchs, Constantius, den du den großen Imperator nennst, — möge er zwischen Schwertern und Schlangen im Eisstrom Hels sich wälzen! — hat ihn erziehen lassen mit vornehmsten Edelingen seines Reichs. Latein und Griechisch hat er gelernt und die Bücher von dem gekreuzigten Sohn Allvaters und, wie man sagt, alle Geheimlehren der Zauberer Ägyptens. Zum Priester eines ägyptischen Gottes ward er geweiht und einen ägyptischen Namen hat er deshalb geführt: — wie klang’s doch noch?“ — „Serapio heiß’ ich den Römern, nach Serapis, dem größten

Gotte der Ägypter" „Ja, er lernte auch dessen Weihen und Geheimnisse," sprach der Vater mit Stolz. „Aber ein batavischer, ein salischer Held ist er geblieben," rief ein Graubart, der neben dem Königssohne saß und schlug ihn auf die Schulter. „Merowech" haben wir dich nach einem großen Ahnen, nach des Claudius Civilis Sohn, genannt bei der Wasserweihe, der Namensgebung. Nach jenem Merowech, der, des sterbenden Vaters Auftrag gemäß, die zersplitterten Gaue unserer Völkerschaften zusammenschloß unter dem großen Namen der „Franken" — anfangs geheim, den lauernden Römern verborgen, bis endlich, — vor einem Großhundert von Wintern etwa — der fünfte Sproß von jenem Merowech der Franken Namen laut verkündete: und hell wie Donnerkrach fuhr er bis Rom!" „Ja, 's ist richtig," bestätigte der alte König, nachrechnend. „Ich bin im achten Glied, mein Merowech im neunten verenkelt jenem Claudius Civilis." „Wir Sugambern," fuhr der Graubärtige fort, und sein blaues Auge blitzte mit noch jugendlichem Feuer, „wir vor allen Söhnen Wodans haben den ältesten Span mit Rom: unsere Ahnen zuerst hat Rom auseinandergerissen, einen Teil vertrieben, den andern hierher verpflanzt, mit Gewalt, aus der alten Heimat und verknechtet: aber die Rache verjährt nicht. Und darum sage ich: ihr Könige der Franken, thut nach dem Vorschlag der everkühnen Alamannen! Seht diesen König Chnodomar: — dem Donnergotte gleicht er, seinem Ahn. Schon haben sie halb Gallien erobert: brecht den Frieden, den Rom uns aufgezwungen, schließt Bündnis mit den Alamannen und teilt euch mit ihnen in das gallische Land. Tot liegt lange schon der Imperator Constantin, vor dem euch bangte. Schwache Hände nahmen ihn auf, seinen goldnen Stab. An der Donau mit den Jazygen, fern in Asien mit den Persern kämpfen die Legionen: das Land vom Rhein bis

an die Loire liegt schutzlos: es gehört dem Starken Greift zu! Siegvater will's euch schenken." Und er hob das Wisenthorn, das, auf silbernem Fußgestell ruhend, vor ihm stand und that einen tiefen Zug.

„Nicht also, Mälo, Mälfrids Sohn," begann sein Nachbar zur Linken, den Kopf mit dem schwarzbraunen kurzkrausen Gelock schüttelnd. „Ich warne! Wie oft haben — nicht wir freilich! — aber unsere Nachbarn im Norden und Osten, den Frieden gebrochen, den sie mit Rom geschlossen. Plündernd und raubend brachen sie ein, der blinden Gier folgend. Aber kurz war jedesmal die Freude! Mochten die Räuber im Anfang mit Glück geheert haben, — alsbald kamen immer wieder die Legionen unter ihrer Adlern, den unbezwinglichen —" „Die sind jetzt abge schafft," warf Merowech kurz dazwischen. — „Und unter unbesiegbaren Feldherrn." „Hohohohöh," lachte Chnodomar, daß die Halle dröhnte. „Nun, schließlich sind sie doch noch immer Sieger geblieben, die Cäsaren. Und" — hier stieg ihm heiß das Blut in das Antlitz — „eins vergeßt ihr immer, ihr Ungestümen. Ihr sitzt in euren Wäldern und Sümpfen, ihr andern, ihr —" „Ihr Barbaren, willst du sagen," ergänzte Merowech ruhig. „Ihr Ärmeren — darf ich sagen. Rücken die Kohorten heran, den so oft wiederholten Treubruch zu strafen, ihr weicht in Wald und Sumpf . . ." „Wohin der Legionar nicht gern nachdringt," lachte Mälo. — „Weiber, Kinder, Vieh und die geringwertige Fahrnis nehmt ihr mit in den meilentiefen Wald. Wenig schadet's euch, wirft der Centurio die Fackel in das leere Holzgehöft. Bald zieht der Südling ab, weichend vor den kalten Regenschauern eures Herbstes schon, und derselbe Wald, dessen Verhack und Verhau euch Zuflucht geboten, bietet euch die Balken, das neue Gehöft emporzuzimmern. — Wir aber, wir haben etwas zu ver-

lieren zu Köln an unsern schönen römischen Steinhäusern, an unserer reichen Habe . . ." „Und an Wohlleben. Aber nicht an Freiheit, die habt ihr längst verloren," lachte Chnodomar. „Freiheit!" meinte achselzuckend der Ubier. „Ihr habt die Freiheit, zu darben und zu frieren." „Und zu leben, wie wir wollen," rief Mälo. „Oder vielmehr: wie wir müssen," sprach Merowech nachdrucksam. „Nach unseres Stammes, unserer Ahnen uns vererbter, uns unsagbar teurer Art. Freiheit ist, meine ich," schloß er nachdenklich, „seine Eigenart ausleben können. Die Gallier sind zu Römern geworden. Und ihr zum Teil." — „Ist Römerart schlechter? Meine Mutter war Römerin." — „Meine nicht, Dank den Göttern." „Was will das sagen?" fuhr der Ubier hitzig auf, die Hand am Schwert. „Das soll sagen, o Spurius," erwiderte Merowech gelassen: „die Fehler meines Volkes sind mir lieber als die Vorzüge der Fremden. Ich habe in diesen achtzehn Jahren gar vieler Völker Söhne und Sitten gesehen zu Rom, zu Byzanz, zu Antiochia, zu Alexandria: nichts fand ich, was mir besser gefiel als Germanenart. Klüger sind manche, nicht edler und nicht stärker. Die Welt aber gehört nicht den Schlauesten: den Stärksten und den Edelsten. Und das sind wir." „Heilô!" rief Chnodomar und trank ihm zu. „Der kann reden wie fechten. Er führt das Wort wie den Speer." „Denken kann er vor allem," meinte der Ubier. „Und das hat er von den Römern und Griechen, von ihren Philosophen gelernt. Und die Welt? — Noch gehört sie dem Imperator. Also muß der wohl der Stärkste und Edelste sein." „Constantius!" lächelte Merowech. „Das glaubt er selbst nicht von sich. Und wem die Welt gehört, — das wird sich noch darweisen." „Nun," lachte Chnodomar dröhnend, „das schöne Stück Welt zum Beispiel, das Gallien heißt, das

gehört ihm schon nicht mehr, sondern zum großen Teil uns! — und bald, wenn ihr uns helfen und dann die Beute teilen wollt, was noch daran fehlt, das Ganze euch und uns." „Hm," murrte der vierte der Gäste, der bisher geschwiegen, ein hagerer Mann mit finsterem Ausdruck des Gesichtes. „Euch helfen — mit euch teilen! Das ist es gerade, was wir nicht wollen, wir Chatten. Uralter Grenzstreit scheidet unsere Gaue von euch, ihr gewalttreibenden Alamannen. Und Blutrache habe ich noch zu suchen an einem eurer Königsgeschlechter: vor drei Menschenaltern fiel einer meiner Ahnen durch alamannischen Jähzorn."

„Und wie viele deiner Gesippen, Adgandester, fielen durch das Schwert der Legionen?" fragte Merowech. „Oder verbluteten, gefangen, im Cirkus, zerrissen von wilden Tieren? Ich meine doch, unter den gefangenen Königen und Edeln, die der fromme Constantin zu Trier in der Arena von Bären zerreißen ließ, war dein eigener Vater? Hast du das vergessen?"

„In dem Eisstrom Hels will ich schwimmen," fuhr der Chatte auf, „vergeß' ich's jemals. Aber die Römer sind Fremdlinge. Bitterer trennt unter Volksverwandten der Haß: die Alamannen sind Wodans Söhne wie wir. Lieber den Uferfranken als den Alamannen, diesen schlimmen Nachbarn, neigen wir zu. Wenig freute es mich, die hier zu treffen in der Halle der Franken. Helfen? Teilen! Ich mag nicht! Kämpft es allein aus, ihr Alamannen, mit den Römern. Dem Sieger nehmen wir dann, wir Chatten und ihr Salier, das Ganze ab." Haßvolle Blicke schoß er auf die beiden Alamannenkönige.

„Nun," lachte Chnodomar, „aufrichtig wenigstens ist deine Staatskunst, Chatte. Gerade so aufrichtig sei meine Abwehr: auf dem gemeinsamen Heimritt schlag' ich dich tot."

„Staatskunst!“ rief Merowech, laut klagend. „Ja, das ist sie, unsere uralte Staatskunst der Thorheit, des Neides, der Zwietracht, des Nachbarnhasses und des Stämmezwists! Soll's denn so fortgehn in alle Zukunft? Was hatte die Römer unbezwinglich gemacht diese Jahrhunderte lang? Der Eine Wille, der sie alle lenkte. Was erschüttert jetzt ihre Macht und neigt sie zu Fall? Die Zwietracht, der Neid der Cäsaren!“

„So rätst auch du, mein lieber Sohn,“ forschte bedächtig der alte König, „wir sollen den Frieden mit Rom brechen, sollen den kühnen Alamannen uns verbünden? Bedenk' es wohl! Genauer als wir alle kennst ja du die Stärke Roms! Dich reißt auch nicht Raubgier und Kampfeslust dahin, wie andere Jünglinge: — du bist ein junger Weiser mir zurückgekehrt. Was du sonst gelernt hast, von Bischöfen, von Priestern des Apollon, des Serapis, des Moses, — ich weiß es ja nicht! Aber eins hast du nun gelernt: Rom, seine Größe und seine Krankheiten. Und dich selbst beherrschen hast du gelernt . . .“ „Und andere durchschauen und dadurch auch beherrschen,“ bestätigte Mälo nickend. „All' das nur wenig,“ sprach Merowech, die langen Locken schüttelnd. „Aber eins hab' ich gelernt: — mein Volk lieben über alles mit heißer Liebe und mit ganzer Seele.“ „Seltsam,“ spottete Spurius. „Stand das in den Schriftrollen der Serapispriester zu lesen?“ — „Nein, Ubier. Und auch nicht in dem heiligen Buche der Christen. Da steht gar nichts von der Liebe zu dem eignen Volk. Der Sohn des Judengottes sah sein Volk doch schwer leiden unter dem Joche Roms: — nicht Ein Wort hat er darüber gesagt: „er gab — und ließ! — dem Imperator was des Imperators war,“ — auch seine verknechteten Stammgenossen. Nein. Nicht Bücher haben mich das gelehrt, den Knaben, der,

fern der Heimat, zum Jüngling, zum Mann heranwuchs: — sondern die Not des Herzens. Und des Herzens Stolz. — Seht, ich war so jung! Und die Verführung lockte so stark. Von allen Seiten. Ich meine nicht die Verführung zu den Lastern, den unglaublichen, die auf meine Jugend eindrangen. Nein: die Verführung zu dem Abfall von mir selbst: von meiner Eigenart. Ich sah täglich, wie andere, Römer und Barbaren, die nicht stärker, tapferer, klüger waren als ich, rasch emporstiegen. Gold, Ehren, Macht, schöne Weiber, Genuß jeder Art erlangten sie, indem sie — sich selbst aufgaben, so falsch und selbstisch und tückisch und kriechend und lügend und — nach erlangtem Sieg — so tödlich grausam wurden, wie — nun, wie der Imperator Constantius selbst und seine Bischöfe und Patricier. Und oft flüsterte es in mir: „mach's doch wie die und du bringst es weiter als sie alle! Lüge! Spinne Ränke! Verführe die Weiber deiner Feinde und deiner Freunde, beider Geheimnisse zu erkunden. Schmeichle und heuchle! Nimm die Taufe — vor allem! — und du kannst alles werden, was dein Herz begehrt in diesem Reich, an diesem Hof!"

Aber da trat das Bild der Heimat, unseres Hauses, unseres Volkes vor meine Seele und — ich schämte mich abzufallen von meines Volkes altvererbter Edelart. Ich sah den Vater in dem Silberhaar, der in Krieg und Frieden nur für die Seinen lebte. Ich sah der Mutter gütevolles Antlitz und ihr fraulich Walten im Gehöft. Ich sah die schöne Schwester in dem Goldgelock, die Braut des Nordlandkönigs, und verglich die Keusche, rein wie der Morgentau, mit den römischen Mädchen, in der Knospe vor dem Aufblühn schon verderbt. Ich sah die Volksgenossen tagen im Ding unter der alten Esche, ein Wort fester bindend als in Rom alle Eide auf heilige

Knochen und als ellenlange Vertragsurkunden. Ich dachte, — nein, ich fühlte anfangs nur, — wie bei uns das alles schlicht war, treu, rein, ehrenfest, wahrhaftig, ob rauh, ja roh und zuweilen blutig wild: und siehe, mich ekelte des Glanzes um mich her: — morsches faules Holz, das da leuchtet vor eitel Fäulnis! Und ich sagte zu mir unter den Eunuchen zu Mailand und unter den gemalten Freundinnen der Patricier und unter den meuchelmörderischen Großen des Palastes und unter den näselnden Christenpriestern und unter den gaukelnden Magiern Ägyptens: „Nein, Merowech, Nebisgasts Sohn," sprach ich zu mir, „du wirst nicht wie diese. Du bleibst ein Franke, bleibst deines Volkes Sohn und dessen wert." Siehst du, Spurius Romanus, so hat mich mein Volk — mein Volk allein! — gerettet vor der Fäulnis. Soll ich's nicht lieben? Soll ich ihm nicht vergelten? Ich hab's geschworen: auch ich rette mein Volk. Oder ich sterbe."

II.

Große Stille folgte diesen Worten.

Der alte König reckte die zitternde Hand über den Tisch und drückte schweigend die Rechte seines Sohnes. Auch der zungengewandte Ubier war verstummt. Erst nach einer Weile fand er wieder Worte. „Nun gut, ich will das nicht schelten: lieb' ich doch auch meiner Mutter auf mich vererbte Römerart. — Allein — vergieb, o Königssohn! — ich sehe nicht die Gefahr, aus der du dein Volk erretten willst, wie du sagst. Kein Mensch bedroht euch, haltet ihr den oft beschworenen Bund mit Rom. Des

Imperators Schild beschirmet seine Treuen." „Er braucht die Schilde dringend, mein' ich, für sich selbst," lachte Chnodomar und trank. „Du allein im Volk der Bataver," fuhr der Kölner fort, „siehst Gefahren. Aber nur du beschwörst sie herauf. Denn nur du drängst zum Kriege. Sieben Gaue sind's der Bataver: wo sind die Könige der andern sechs? Gewiß doch lud auch sie wie uns Nebisgast in seine Halle. Warum kamen sie nicht? Ich sehe nicht Labeo und nicht Briganticus, nicht Chramn und nicht Guntchramn, nicht Truchtbrecht noch Grimmbrand? Wo sind sie?"

Mehr traurig als zornig furchte der alte König die Stirn: „Du höhnst, „Agrippinenser": — so nennt ihr euch ja gern. Du höhnst mit Recht. Labeo und Briganticus, Halbrömer wie du, hassen meine nahe verwandte Sippe mit dem gleichen Hasse wie vor dreihundert Wintern ihre Ahnen Claudius Civilis, meinen Ahn, gehaßt. Aber auch die andern vier . . ." „Unvermischt Germanenblut," meinte Spurius spöttisch. „Jawohl," fiel Merowech ein, „und echt germanische Thorheit bewahren sie. Weil meines Vaters Gau der volkreichste, hassen und beneiden sie uns." Aber Spurius schüttelte den Kopf: „'s ist nicht nur das! Sie wissen recht gut, kömmt es zum Krieg, — Merowech wird auch von ihren Gauleuten zum Herzog gekoren: — Merowech müssen auch sie dann folgen." „Jawohl," rief Mälo schmerzlich, „das ist's!" „Ja," schloß Merowech. „Lieber dem Fremden, dem Römer dienen als dem Stammgenossen sich fügen auch nur ein weniges. Siehst du, Spurius, hörst du, Adgandester: — das ist die Eine Gefahr, die furchtbare, die unser Volk bedroht: der uralte Neid, die Eifersucht, die trotzige Selbstgenügsamkeit, die Unbotmäßigkeit. Nicht in bald vier Jahrhunderten haben sie's gemerkt, daß diese Sinnesart sie

alle miteinander zu Grunde richtet. Nur die Not, die Not gemeinsamen Krieges, kann sie heilen von dem Erblaster der zwieträchtigen Eifersucht.“ „Und der Führer in diesem Kriege,“ sprach Adgandester kalt, „heißt — das versteht sich — Merowech. Denn das ist der Weg zur Macht.“ „O Chattenfürst,“ erwiderte dieser mit Schmerz, „glaubst du wirklich, dieser Weg ist ein lockender? Die Spuren wahrlich schrecken ab! Hast du vergessen den Lohn, der dem großen Cherusker geworden? Noch singen und sagen von ihm die Harfner in den Hallen. Wie Gott Paltar, — früh traf ihn der Mordstahl der eignen Gesippen — des eignen Ohms! — beim Mahle. Und mein eigner hoher Ahn, Claudius Civilis, was war sein Ende? Verlassen, verraten, geächtet von dem eignen Volk, das er befreien wollte, das er schon befreit hatte, als Zwietracht und Neid sein Werk wieder zerstörten, verbannt, flüchtig im fernen Cheruskerland, am Grab Armins, hat er die große Seele ausgehaucht. Glaubst du, solche Beispiele sind verführend?“ „Nun also!“ entgegnete der Kölner. „So halte Ruhe! In solche Gefahren kann einen Sehenden nur Eines reißen: die Ruhmsucht.“

„Meinst du, Beklagenswerter? Da sprachst du’s aus: du hast kein Volk mehr, hast kein Vaterland. Nicht Ruhmsucht wahrlich, — die hätt’ ich im Dienste Roms viel großartiger befriedigen können! — die heiße Liebe zu diesem meinem armen Volk reißt mich dahin. Ja, hört es beide, ihr Zweifler: ich lebe gern, ich freue mich meiner Kraft, ich hoffe noch Schönes, Großes zu gewinnen in Krieg und Frieden: ich weiß, wie tief mein Tod den greisen Vater beugen würde, — vielleicht bis in den Hügel“ — er streifte den Alten mit warmem Blick: „aber ohne Besinnen, von diesem Trinkhorn weg, spring’ ich in den Tod, nützt mein Sterben irgend diesem Volk der Franken.“

„Heilô, Heil dir, Held Merowech! Ein wacker Wort!" So riefen da Chnodomar, Ur und Mälo. Aber der Vater schwieg: nur sein Auge leuchtete hell auf.

Nach einer Weile begann der Ubier: „Meinst du's so gut mit diesem deinem Volk, so treib' es nicht in den Krieg mit Rom, bloß um es an Gehorsam gegen dich oder auch — ich will sagen — an Eintracht zu gewöhnen. Zu blutig ist der Kaufpreis."

„Er wäre es nicht: denn er ist das einzige Mittel. Aber wenn du das denn wirklich gar nicht fassen kannst, — so höre: — nicht nur der Wunsch, die Sehnsucht nach jenem Ziel: der Einung, wenigstens unserer paar Gaue — an mehr ist ja nicht zu denken! — bitter, mit Händen greifbar, aufdringsam wie die Überschwemmung und unvermeidbar, drängt, zwingt, stürzt uns in den Krieg gegen Rom — eine ganz andere Not —"

„Ich bin begierig, dies Schreckgespenst kennen zu lernen."

„Du nennst es bei Namen: es ist ein Schreckgespenst: es ist der Hunger. Jawohl, des Hungers fürchterliche Not! Du lächelst — denn du denkst — wie immer — nur an dich. Du sitzest in deinem schönen säulengetragenen Marmorhaus am flutenden Rhein, hinter den sichern, hohen Mauern der Colonia Agrippina und schlürfst behaglich aus korinthischem Becher den sicilischen Wein. Deine Sklaven und Sklavinnen arbeiten für dich, verkaufen für dich und schütten den Kaufpreis vor dich hin, während du, auf weichen Polstern gebettet, der syrischen Flötenspielerin lauschest, oder der Tänzerin zuschaust aus Amathus."

„Warte nur, du Hälbling," warf der grimme Ur dazwischen, „wir wollen dich unsanft aufstören zwischen deinen Singerinnen und Hüpferinnen."

„Ihr götterverhaßten Römlinge!" grollte Chnodomar.

„Noch sind wir euch den Lohn dafür schuldig, daß ihr weiland Civilis Treue geschworen und damit eure falsche Stadt, die schon zur Niederreißung verurteilt war, erhalten habt: bald darauf habt ihr eine halbe Tausendschaft der tapfersten Überrheiner des Civilis durch ein üppiges Gelage in eurer Arena in Rausch und Schlaf hinein betäubt, dann die Thüren gesperrt, Feuer hineingeworfen und eure Gäste im Rauch erstickt, in den Flammen verbrannt. Aber ihr seid immer die frommen Agrippinenser, die eifrigsten Götterverehrer. Nun wartet! Wir wollen ja sehen, wer stärker, Jupiter und Mars, oder Wodan und Tius."

„Jedoch da draußen," fuhr Merowech fort, „da drüben, rechts vom Rhein, wenige Meilen nordöstlich, im Urwald und Ursumpf, da wächst, unablässig quellend, jedes Jahr eine Menge germanischen Volks heran, das schon lange, schon seit zwei Jahrhunderten fast nicht mehr Land genug hat, Brot daraus zu ziehen, nicht mehr Weide genug findet, sein Vieh zu erhalten! Zu schmal, viel zu schmal, schon seit vielen Menschenaltern, ist für unseres Volkes gewaltig wachsenden Leib geworden das schmale Land, wie es — vor mehr als einem halben Jahrtausend! — für die damaligen Siedler genügend gefunden war. Aber dich kümmert's nicht: — du hast genug und übergenug im üppigen Köln: mögen die überm Rhein drüben verhungern."

„Das sollen sie aber nicht, so lang ich lebe!" schrie Chnodomar, „und so lang sie nur auf dem Schild über den Rhein zu schwimmen haben, um im reichen, schönen Gallien alles zu finden: Wein und dunkeläugige Weiber und römischen Goldschmuck und Ruhm und Siegeslust dazu und —" „Um all' das nicht, o Alamannenheld," unterbrach Merowech, „würde ich es verantworten, das Frankenvolk über den Rhein zu führen und in den Krieg mit Rom: — denn blutig wird er! — Nur weil wir

müssen, weil wir keine Wahl haben, — nur deshalb folg ich dir, Chnodomar, falls der Vater es verstattet und das Gauding zustimmt."

Heilô, wackrer Junge," rief der riesige König. „Wenn du nur kömmst und dreinschlägst, — warum du's thust, — das gilt mir gleich. Hier meine Hand und nieder mit den Römern!"

III.

„Julianus der Cäsar wider Willen an seinen geliebten Lehrer Lysias.

Mein letzter Brief, o Lysias, berichtete dir in das ferne Land am Nil die wunderbaren Wandelungen, die der Gott, der allein alles schaut, das Künftige wie das Vergangene, und die von ihm durchsonnte (durchsonnt, von Helios gesagt, ist gut, nicht?) Gegenwart in meinen Geschicken bewirkt hat bis zu jenem Abend, da ich, statt des Todes, die Cäsarwürde, eine geliebte Braut, die Mutter, die Schwester und den Auftrag erhielt, das Unmögliche zu thun: das heißt: fast ohne Mittel Gallien den Barbaren zu entreißen.

Noch in derselben Nacht drängte mich die Dankbarkeit, dir zu schreiben. Denn wahrlich, nie werd' ich's vergessen: — ohne dich wäre ich wohl in jenem Kloster verrückt geworden, oder ein Christenmönch geblieben (— was dasselbe ist). Am folgenden Tage ward ich aus dem Palast abgeholt von einer glänzenden Reiterschar. Einstweilen waren, durch Eilboten herbeigerufen, die Besatzungen der nächsten Festen und Städte nach Mailand zusammengeströmt. Dazu kamen die Leibwächter, die Palastwachen, die

Prätorianer und die zahlreichen andern Kriegerscharen in dieser Stadt: sie hatten ihren festlichen Waffenschmuck angelegt und all' diese vielen Tausende bildeten einen gewaltigen Halbkreis auf dem Blachfeld, das sich im Nordwesten der Stadt, von dem Kastell aus, gegen den Fluß Olonna hin erstreckt.

Wie schlug mir vor stolzer Freude, vor römischer kriegerischer Begeisterung das Herz, als ich, zur Linken des Augustus, umringt und umrasselt von den Reitern seiner Leibwache — parthische Söldner, Kataphraktarii, ganz gepanzert, Mann und Roß in klirrenden Schuppenringen — im hellen Schein der Herbstsonne in die Mitte dieses kleinen Römerheeres sprengte! Ich ritt ein feuriges, spanisches, in Afrika gezüchtetes Weißroß („Argos“ heißt das schöne Tier) — die Imperatrix hat es mir geschenkt! Ich hatte Mühe, die kaum gelernte Reitkunst (— Jovian hatte schon in Athen darauf bestanden —) nicht zu vergessen, sie richtig anzuwenden bei so glühender Erregung. Am liebsten wär' ich gleich von da mit diesen Reitern in die Speere der Alamannen gestürmt! Aber es kam anders, ganz anders!

Es verdroß mich, daß ich, dem Beispiel des Imperators folgend, von meinem prächtigen Renner steigen und hinter Constantius eine Art Rednerbühne oder Richterbühne (oder vielleicht am richtigsten: „Schaubühne“ dachte ich boshaft!) auf vielen Stufen erklettern mußte, von deren purpurbehangner Brüstung herab mein Vetter alsbald eine Rede an die Heerscharen hielt, die mir wie fast alle Reden, die ich bisher (außer den meinen!) gehört, zu wenig gerundet, dagegen (zumal von Galiläerpriestern) zu länglich schien. Er sprach von den Gefahren, die das Reich bedrohen, von der Notwendigkeit, für das Abendland, zunächst für Gallien einen „Cäsar“ zu bestellen (erste Klammer: ja freilich:

einen Julius Cäsar brauchte Gallien, das Land abermals einem Ariovist und seinen Germanen zu entreißen: und Julian ist kein Julius Cäsar [zweite Klammer: es ist jetzt, nach neuester Sitte, sogar in Athen und Nikomedia verstattet, solche Doppelzwischensätze zu machen], ausgenommen mein Griechisch: diesen Cäsarbrief hätte der Sieger von Pharsalus nicht so ausgediftelt griechisch schreiben können! hat er doch nie zu des Libanius Füßen gesessen) und er frage sie, ob sie nicht die knospenden Tugenden (das gefiel mir: „knospende Tugenden" ist neu!) des Neffen des großen Constantin zu diesem Zweck mit dem Purpur belohnen und zugleich anspornen wollten (aber ich bitte dich, Lysias! kann man Knospen „spornen")?

Ich fühlte, daß ich über und über errötete von wegen meiner sprossenden Tugenden, und doch (— Helena [die Frauen waren uns in Sänften (und in „Sänfte" d. h. in Sanftmut: ist das nicht hübsch?) gefolgt] meinte später, so schön sei ich noch nie gewesen, was freilich nicht eben viel besagen will —) (um diese eingeschachtelten Zwischensätze dürfte mich Libanius selbst beneiden!) sagte ich mir: die (mehr als) zehntausend Menschen, deren (mehr als) zwanzigtausend Augen auf mich gerichtet sind, Menschen von Atropatene bis zum Piktenwall und die plötzlich in ein ohrenzerreißendes Geschrei: „Sieg und Heil dem Cäsar Julian!" ausbrachen, — diese armen Thoren würden auf Vorschlag des Augustus den Eunuchen Eusebius mit seinen (— nun sagen wir: nicht mehr sprossenden, sondern ausgetilgten —) Tugenden mit gleichem Gebrülle begrüßt haben.

Und am Schlusse der imperatorischen Rede schlugen die Tausende von Kriegern ihre ehernen Schilde gegen die Kniee: — sehr unrömisch, wirst du sagen, allein du vergissest, die meisten unserer „römischen" Krieger sind seit lange schon Barbaren. — Und Philippus, dein Lehrer,

erklärte mir später, das sei ein Zeichen ihres Beifalls: hätten sie mit den Spitzen ihrer Speere auf die Schilde geschlagen, so wäre das der Ausdruck ihres Zorns gewesen. Und dann, meinte er, hätten die Speerspitzen auch vielleicht, wie er sich stark medicinisch ausdrückte, unsere Bäuche auf deren Inhalt untersuchen mögen. Nun, bei mir hätten sie nicht viel gefunden: am ganzen Galiläertum gefällt mir am besten — das Fasten.

Wenn aber ein Imperator, der nicht sprechen kann — (und Constantius kann es nicht: während Julian, sein Cäsar, es wirklich kann:) einmal angefangen hat, zu sprechen, dann hört er sobald nicht wieder auf (und er hat den Vorteil, daß ihm kein Hörer widersprechen, ja nicht einmal davonlaufen kann, wie wir Hörer langweiligen Lehrern thaten im lieben Athen).

Kaum hatten die Krieger ausgeschrieen, da wandte sich der Augustus gegen mich Armen und hielt eine Rede — gegen mich oder an mich. Er ermahnte mich, durch Heldenthaten den Namen Cäsar zu verdienen: (ziemlich überflüssig: ermahne du den jungen Enterich, durch eifrige Bemühung ein junger Adler zu werden: [mein Fleisch ist schwach, aber mein Geist ist noch schwächer: — ein hübsches Wort der Bescheidenheit: aber ich glaube nicht daran!]) Daran hing er einen langen Redeschweif, besetzt mit klingenden Schellen, sein Vertrauen in mich werde nie enden in Äonen (es handelt sich für ihn doch höchstens noch um vierzig Jahre!) „und durch die weitesten Entfernungen von Thule bis zum Atlas nicht abgeschwächt werden" (das hat er abgeschrieben aus einem paphlagonischen Philosophen Eugenius, den ich auch gelesen habe: aber der Imperator hat die Redensart falsch angewendet, er hat sie von der „Sehnsucht" auf das „Vertrauen" übertragen!).

Nun ward mir von den Vestiarien der Purpurmantel

umgeworfen. Da fiel mir das Wort meines göttlichen Homeros ein: „Jetzt ergriff ihn der purpurne Tod und die mächtige Moira“: denn nun hatte mich wirklich das Schicksal des Purpurs ergriffen: der Weltgeschichte fühlt' ich mich verfallen. Dabei vergehen mir Witze und Zwischensätze! Furchtbarer Ernst steigt auf in mir: vorher war mein Name gleichgültig: nun muß er für kommende Jahrhunderte Abscheu oder Lob — vielleicht beides? — bedeuten.

Jenes Vertrauen von Thule bis zum Atlas sollte mir gleich nach der Rückkehr in den Palast bewiesen werden.

Leider durfte ich nicht zurückreiten: um unsere Eintracht vor Heer und Volk zur Schau zu stellen, mußte ich mit dem Imperator in einem achtspännigen Siegeswagen (fehlte nur der Sieg!) zurückfahren: er küßte mich auf Stirn und beide Wangen (ich schauderte, des Vaters denkend und des Bruders!) und zärtlich — namentlich aber recht augenfällig — hielt er — auf der ganzen langen Fahrt! — den linken Arm um meine Schulter geschlungen. Ich dachte Roms und Helenas und — trugs.

Im Palast angelangt, hoffte ich, nun werde die Vermählungsfeier beginnen. Ich irrte. Ich ward von Jovian, der herbeieilte, mir die Hand zu drücken, auf Befehl des Herrschers getrennt und von einer Ehrenwache von maurischen Söldnern, die mir recht unheimlich vorkam, und sechs Priestern, die mir die Sache nicht erfreulicher machten, viele, viele Stufen abwärts in ein gruftähnliches Gewölbe geleitet. Dunkel, abschüssig war der Weg: als führe er in den Styx. Ich mußte, um gewisse Besorgnisse zu verscheuchen, mir vorsagen, daß, falls man mich „gallisieren“ wollte, das heißt behandeln wie meinen armen Bruder (hübsch, nicht? aber doch fast herzlos? Ich will's nie wiederholen, aber einmal mußt' ich's sagen), man mich

nicht kurz vorher — wie das Allerheiligste in der Kirche — allen Leuten zur Anbetung gezeigt haben würde.

Ich schritt also die feuchten Stufen hinab, so fröhlich als thunlich, und befand mich alsbald in einem katakombengleichen Heiligtum, in welchem die Galiläer vor Constantin ihre verbotenen Andachten verrichtet hatten — (man erwäge: welche Frechheit! Im Palast des Augustus selbst, wo oben die Todesstrafen für solche Versammlungen geschrieben wurden. Angenehme Unterthanen, dachte ich bei mir).

Alsbald begannen die zahlreich hier versammelten Priester, vereint mit meinen Begleitern, einen ihrer Gesänge, die stets wie Grabeslieder tönen. — Sowie sie verstummten, sprang eine schmale Mauerpforte auf und vor mir stand der Imperator, gefolgt von den Bischöfen von Mailand und von Ravenna und allen Großen seines Hofes.

Ich mach' es kurz, kürzer als die beiden Bischöfe, die mich aufforderten, Constantius den Eid unverbrüchlicher Treue zu schwören, solang er oder ich lebe. Bräche ich ihm im mindesten die Treue, so solle mich im Leben das Leiden des Naëmans des Syrers schlagen (das heißt der Aussatz), und der Fluch Datams und Abiras. Und für das Jenseits ward mir eine Reihe wenig erwünschter Badebehandlungen durch die großen Teufel und viele kleinen Teufelchen in einem Schwefelpfuhl in sichere Aussicht gestellt.

Ohne Bedenken leistete ich den Eid auf eine große Truhe: denn Helios, der mein Herz durchleuchtet, weiß: nichts liegt mir ferner als Empörung und Verrat. Nachdem ich geschworen, fragte mich der Bischof von Mailand: „weißt du auch, wer in dieser Truhe Zeuge deines Eides war, o Cäsar?“ Ich erklärte, ich könne, obwohl nun

Cäsar, nicht durch Kirchentruhen-Deckel sehen: aber es ahne mir etwas Heiliges. „Sankt Apollinaris, dessen Zahn, und Sankt Jakobus, dessen kleiner Finger hier verwahrt werden.“ Ich wußte wirklich nicht, was darauf sagen, weil mir beide Altertümer gleichgültig waren und zwar, wenn echt, ebenso wie in dem wahrscheinlicheren Fall. So begnügte ich mich mit einer Verneigung vor Zahn und Zeh und Bischof und sagte nur: „Schön.“ Darauf verschwanden die Priester mit Zahn und Zeh und ich hoffte: nun geht es wieder aufwärts aus der dumpfen Gruft, in der mich der Weihrauch zu ersticken drohte: mich verlangte es sehr nach Luft, nach Helios und — Helena. Aber weit gefehlt!

Als alle Priester bis auf einen sich entfernt hatten, trat Constantius auf mich zu mit einem so unheimlich drohenden, so Grausames verkündenden Blick, daß ich erschrak: — ich leugne es nicht. Und langsam und leise begann er: „Cäsar Julian, manche deiner unbedachten Ausrufe, — Schwurformeln! — gestern haben mir den Verdacht geweckt (der ist ein Leiseschläfer, dacht ich), du hängst nicht so fest an dem heiligen Glauben als für dein Seelenheil notwendig. Hüte dich! Dein Seelenheil zwar ist *deine* Sache. Aber wehe dir, tritt je dein Zweifel an dem Alleinseligmachenden hervor für andere wahrnehmbar. Mein Cäsar glaubt oder — stirbt. Aber ich muß sicher gehn. Dein Eid auf jene Heiligtümer schützt mich nicht, falls du nicht an sie glaubst. Wenig erschüttert warst du, — ich sah's — als du erfuhrst, worauf du geschworen. Deshalb sollst du mir — vor diesen Zeugen — noch schwören auf das, was allen Menschen, was dir vor andern heilig ist. Höre.“

Hier trat er nah an mich heran und grinste: „Deine Schwester, deine Mutter sind, du weißt es, meine Geiseln

nicht kurz vorher — wie das Allerheiligste in der Kirche — allen Leuten zur Anbetung gezeigt haben würde.

Ich schritt also die feuchten Stufen hinab, so fröhlich als thunlich, und befand mich alsbald in einem katakombengleichen Heiligtum, in welchem die Galiläer vor Constantin ihre verbotenen Andachten verrichtet hatten — (man erwäge: welche Frechheit! Im Palast des Augustus selbst, wo oben die Todesstrafen für solche Versammlungen geschrieben wurden. Angenehme Unterthanen, dachte ich bei mir).

Alsbald begannen die zahlreich hier versammelten Priester, vereint mit meinen Begleitern, einen ihrer Gesänge, die stets wie Grabeslieder tönen. — Sowie sie verstummten, sprang eine schmale Mauerpforte auf und vor mir stand der Imperator, gefolgt von den Bischöfen von Mailand und von Ravenna und allen Großen seines Hofes.

Ich mach' es kurz, kürzer als die beiden Bischöfe, die mich aufforderten, Constantius den Eid unverbrüchlicher Treue zu schwören, solang er oder ich lebe. Bräche ich ihm im mindesten die Treue, so solle mich im Leben das Leiden des Naëmans des Syrers schlagen (das heißt der Aussatz), und der Fluch Datams und Abiras. Und für das Jenseits ward mir eine Reihe wenig erwünschter Badebehandlungen durch die großen Teufel und viele kleinen Teufelchen in einem Schwefelpfuhl in sichere Aussicht gestellt.

Ohne Bedenken leistete ich den Eid auf eine große Truhe: denn Helios, der mein Herz durchleuchtet, weiß: nichts liegt mir ferner als Empörung und Verrat. Nachdem ich geschworen, fragte mich der Bischof von Mailand: „weißt du auch, wer in dieser Truhe Zeuge deines Eides war, o Cäsar?“ Ich erklärte, ich könne, obwohl nun

Cäsar, nicht durch Kirchentruhen-Deckel sehen: aber es ahne mir etwas Heiliges. „Sankt Apollinaris, dessen Zahn, und Sankt Jakobus, dessen kleiner Finger hier verwahrt werden.“ Ich wußte wirklich nicht, was darauf sagen, weil mir beide Altertümer gleichgültig waren und zwar, wenn echt, ebenso wie in dem wahrscheinlicheren Fall. So begnügte ich mich mit einer Verneigung vor Zahn und Zeh und Bischof und sagte nur: „Schön.“ Darauf verschwanden die Priester mit Zahn und Zeh und ich hoffte: nun geht es wieder aufwärts aus der dumpfen Gruft, in der mich der Weihrauch zu ersticken drohte: mich verlangte es sehr nach Luft, nach Helios und — Helena. Aber weit gefehlt!

Als alle Priester bis auf einen sich entfernt hatten, trat Constantius auf mich zu mit einem so unheimlich drohenden, so Grausames verkündenden Blick, daß ich erschrak: — ich leugne es nicht. Und langsam und leise begann er: „Cäsar Julian, manche deiner unbedachten Ausrufe, — Schwurformeln! — gestern haben mir den Verdacht geweckt (der ist ein Leiseschläfer, dacht ich), du hängst nicht so fest an dem heiligen Glauben als für dein Seelenheil notwendig. Hüte dich! Dein Seelenheil zwar ist d e i n e Sache. Aber wehe dir, tritt je dein Zweifel an dem Alleinseligmachenden hervor für andere wahrnehmbar. Mein Cäsar glaubt oder — stirbt. Aber ich muß sicher gehn. Dein Eid auf jene Heiligtümer schützt mich nicht, falls du nicht an sie glaubst. Wenig erschüttert warst du, — ich sah's — als du erfuhrst, worauf du geschworen. Deshalb sollst du mir — vor diesen Zeugen — noch schwören auf das, was allen Menschen, was dir vor andern heilig ist. Höre.“

Hier trat er nah an mich heran und grinste: „Deine Schwester, deine Mutter sind, du weißt es, meine Geiseln

für dich. Nie laß' ich sie aus meiner Hand. Ich weiß, du liebst deine Mutter, denn ich hab's gesehen heute, wie dein Blick auf ihren Augen ruhte. Wohlan, schwöre mir Treue bei den Augen deiner Mutter. Schwöre, sie mögen erblinden, brichst du mir dein Wort." Ich fuhr zurück und schüttelte seine Hand ab, die auf meiner Schulter lag. „Nie! Niemals!" „So?" schrie er. „So? Also du sinnst doch auf Verrat? Denn sonst könntest du ja schwören! Du bist entlarvt zu rechter Zeit. Aber du sollst nicht vollenden, was du planst. Geht, ruft Eusebius zurück! Der Cäsar ist verhaftet." Ich überlegte: die Pflicht gegen Rom, — Gallien! — die Barbaren! — Helena! Und ich wußte ja und weiß: nie, nie, nimmermehr werde ich die Hand des Empörers ausstrecken nach dem Diadem: Helios ist mein Zeuge. Also gefährde ich die Wunderaugen nicht . . . „Halt," rief ich, „Imperator. Ich schwöre: Ich schwöre dir Treue bei den Augen meiner Mutter! Nie streck' ich die Hand aus nach dem Purpur. Ich schwör's."

„Gut", sprach Constantius: „er hat's geschworen. Sie soll erblinden, schwur er, bricht er die Treue: ihr alle habt's gehört. Du aber wisse": — und nun zischelte er in mein Ohr — „ich verlasse mich nicht nur auf die unsichre Rache Gottes, mehr noch auf meine eigne: die ist sicher! Deine Mutter bleibt in meiner Faust: brichst du die Treue und blendet sie nicht Gott, — ich schwör's bei Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligem Geist: — so blend' ich sie, ich, Constantius."

Ich hasse ihn von tiefstem Grund der Seele.

IV.

Nachgerade bemerke ich, daß dieser Brief an dich, o teurer Lehrer meiner Thorheit (d. h. nicht meine Thorheit, deine Weisheit hast du mich gelehrt!), allmählich zu einer Art von Tagebuch sich auswächst. Wohlan: es schadet nicht. — Ich werde fortfahren, meine Thaten (ach! bisher mehr Leiden), Eindrücke und Urteile so zusammenzustellen und dir gelegentlich die Blätter zu senden: es wird mir, meine ich, zur heilsamen Selbst-Klarmachung gereichen, zu einer Beichte: wohl wird es dabei nicht ganz abgehen ohne die Sünde der Eitelkeit in der Art der Beichte selbst. — Aber du, der du mich zuerst auf diese Schos-Sünde aufmerksam gemacht, du mußt billig die Befriedigung genießen, auch hierin recht gehabt zu haben. Abthun kann ich die süße Schwäche nicht.

Am Mittag jenes Tages vermählte mich der Imperator in Gegenwart des Bischofs von Mailand der geliebten Braut in der Basilika des heiligen Apollinaris. Alle diese galiläischen Dinge muß ich über mich ergehen lassen: — freilich schilt mich mein Gewissen einen argen Heuchler. Aber was thun? Sage ich offen der Kirche ab, ist nicht nur mein Leben wieder in Gefahr und mein Glück, das heißt meine Ehe, — auch der Seelenfriede meiner heißgeliebten Mutter — ich werde, wenn nicht getötet, wieder in ein Kloster gesteckt und — bekehrt. Und unterdessen geht das Reich oder doch mindestens Gallien für immer verloren! Dringend schreit der Rhein, schreit das Abendreich nach einem Retter: Constantius rettet's nicht, das weiß ich, seit ich ihn gesehen. Ob ich es rette —? Das weiß nur der

Gott. Aber er, der Allsehende, hat nun einmal mich an diese Arbeit gerufen: — ich darf sie nicht wegwerfen, indem ich den Galiläer offen verleugne. Und unter der Hand kann ich doch recht viel thun für jene, die den alten Göttern — deinen Göttern — treu geblieben. Freilich, o teurer Lysias, sind deine Götter durchaus nicht die meinen mehr. Aber mir näher, lieber sind sie doch tausendmal als die Heiligen.

Also ein wenig Heuchelei? Ach ja! Es beißt mich oft in die Seele. Aber es geht nicht anders! „Erst Rom," sagt mein tapfrer Freund Jovian, „dann alles Weitere." Er ist nicht für Wissen und Forschen angelegt, mein Jovian, aber er trifft mit seinem gesunden Verstand und wackern Herzen stets das Richtige. Das heißt: oft das an sich Unrichtige, das aber für die dringende Not das einzig Zweckmäßige ist.

Wie soll ich dir das Glück schildern, das ich in meinem geliebten jungen Weibe fand, in Helena! Mein Freund Philippus (— auch dein Lehrer, wie ich höre: — er ist wohl der nie genannte Freund am Hof gewesen! —) sagt, er habe längst in den Sternen gelesen, eine Helena werde mein Weib und mein Glück sein. Auch du hast mir einmal (vielleicht durch ihn belehrt) höchstes Glück geweissagt durch ein Weib „Helena!" Sie ist so ungleich ihrem Bruder — Dank den Göttern! — Und auch so heiter! In den düstern Sorgen, die gleich nach meiner Abreise von Mailand nach Gallien über mich hereinbrachen, war ihre unverzagte Fröhlichkeit mein einziger Stern: die holde Thörin glaubt, mir könne nichts mißlingen! Und denke nur, obwohl sie — selbstverständlich! — in strengster Zucht der Kirchenlehre aufgezogen ward, gelang es mir doch bereits, sie — die Schwester des Constantius! — von jenen Banden

leicht und leis zu lösen. Freilich, glaube ich, hat das mehr ihre Liebe zu mir als meine Überredungskunst bewirkt.

Oh, es ist mir zu gönnen, daß diese Eine Seele mich nicht auch bedrängt, das Unglaubliche zu glauben, wie ach — die nach ihr Geliebteste. Auch meine schöne Schwester folgt mehr der verehrten Mutter als mir. Doch geb ich Juliana noch nicht ganz verloren: sie schwankt.

Und Freund Jovian? In allen andern Dingen hab' ich an ihm eine Stütze: aber hierin — in dem mir Heiligsten! — nicht. Zwar er und sein ganzes Haus ist, wie ich dir schrieb, nicht getauft. Aber der liebe Mensch! — Von allem darf ich ihm reden: — nur nicht von den Offenbarungen der Mystik und den Fragen der Philosophie. „Es reizt mich nicht," so lehnt er ab. „Es ist mir gleich! Ich habe weder Fähigkeit noch Bedürfnis, das Unwißbare zu wissen. Ich bin ein Römer und ein Kriegsmann: was ich als solcher zu thun habe, sagen mir Herz und Verstand. — Mehr begehr ich nicht zu wissen." Mit diesem prächtigen Nichtswisser, ja „Nichtswissenwoller" erörtere du Maximus gegen Aidesius!

Allein bald nach dem Aufbruch von Mailand blieb mir kaum mehr Zeit für die Liebe und Helena, geschweige für Forschen und Grübeln!

Auf die Vermählungsfeier in der Basilika folgte ein Gastmahl im Palatium, das den Fehler hatte, viel zu lang zu währen! Wie meine Mutter weinte vor Rührung auch die gütige Eusebia, der ich so viel — beinahe alles! — verdanke. Endlich, endlich war ich allein mit der Geliebten, mit meiner jungen Gattin! O Lysias! — — Ich hatte ja nie ein Weib berührt! Fremd war mir geblieben der

Gott, der unter allen am süßesten beseligt: nun kenn' ich ihn: Eros ist sein Name!

Übrigens sollte ich noch in derselben Nacht erfahren, daß ich nun zwar des Imperators Cäsar geworden, aber sein Gefangener geblieben war. Es drängte mich gegen Morgen, nachdem das holde Weib an meiner Seite sanft entschlummert war, mein von heißem Dank gegen den Gott erfülltes Herz auszuströmen unter den leuchtenden Sternen, meinen Beschirmern. Leise öffnete ich die Thüre des Thalamos und wollte hinausschreiten aus der Vorhalle in den offnen Hof des Palastes: siehe, da stieß ich auf zwei maurische Speerträger, die dicht vor der Hofthüre Wache hielten: — eine „Ehrenwache" erklärten sie zu sein, die mir die Gnade des Herrschers gewährt habe. Und so ist es geblieben bis auf diesen Augenblick, da ich dir hier in Vienne schreibe. Auf Schritt und Tritt umlauern mich die Späher, die „Agentes in rebus" des Augustus; kaum daß sie mich allein in das Bad steigen lassen, und mein Tod wäre dieser Brief — denn ich bin überzeugt, alle Sendungen von mir und an mich werden geöffnet und gelesen, — könnte ich mich nicht unserer lieben Geheimschrift bedienen. Auch auf Jovian erstreckt sich jene Ehre unausgesetzter Beobachtung, und Philippus konnte nie ohne Zeugen mit mir sprechen; eher noch in seiner Ungefährlichkeit der Mönch Johannes, den du mit höchst ungerechtem Hasse verfolgst; er hängt so treu an der Mutter und mir: ich zweifle nicht, er würde willig für uns sterben.

Man wollte mir einen ganzen Hofstaat aufnötigen: — ich dankte für eine solche Legion von Belauschern — und nahm nur drei Diener, darunter einen prächtigen Germanen, der mir nachläuft wie ein zahmer Bär, und mich, glaub' ich, auch wie ein solcher verteidigen würde mit seinen bärenstarken Pranken; dann einen Arzt, Oribasius, den

mir Philippus aus der Zahl seiner Schüler wählte: (— also wird er mich nur berufsgemäß, nicht absichtlich vergiften —) endlich einen Buchsklaven, den mir die Augusta schenkte, zusammen mit einer ganzen kostbaren Bücherei. Welch' feine Seele hat Helios in die Hülle dieses allzuzarten Leibes gesenkt! Denke dir nur mein Erstaunen, als ich in der von ihr übersandten Sammlung alle meine Lieblingsbücher, alle diejenigen Schriftsteller fand, die ich in meinen Vorträgen zu Athen angeführt hatte. Ich erinnerte mich, sobald ich Eusebia erblickte, daß diese seelenvollen Augen in jenen Vorträgen so eindringlich, so ausdruckreich zu mir emporgeblickt hatten. Sie ist so gütig, so liebevoll besorgt um mich wie eine Schwester. Warum wohl die Götter jene duftige, anmutvolle Blüte an einen Constantius ausgeliefert haben? Nun, in ihrer Umwandlung nach dem Tode wird sie auf einem besseren Gestirn ein gerechteres Los finden!

Der Imperator geleitete mich selbst bis Pavia mit einem kleinen Heer, wohl um sich zu vergewissern, daß ich auch wirklich nach Gallien gehe! Er schrieb mir sogar die Tagesordnung vor, nach der ich zu leben habe — die Stunden des Kirchenbesuches sind nicht vergessen! — Ja, selbst den Speisezettel für meine Tafel hat er verfaßt. Aber er kann nicht verhindern, daß ich in den Basiliken zu Phöbos Apollo bete und daß ich die meisten Gerichte unberührt lasse. Schon hab' ich alle Köche fortgejagt und teile die einfache Speise meiner Kriegsleute.

Ebenso genau wie Fisch und Braten schrieb mir der Augustus mein Thun und Lassen in Gallien vor, wem von den Beamten ich vertrauen dürfe, — es sind recht wenige und gerade die, vor denen der kluge treue Philippus mich warnt! — und die vielen, welche ich „beobachten“ lassen solle, um über sie geheime „Berichte“, das heißt

Anklagen an den Hof zu senden. Mich wundert nur, daß er mir nicht in Mailand in seiner Schreibtafel vorzeichnete, wo und wann ich die Alamannen, wann und wo und wie ich die Franken anzugreifen und zu schlagen habe.

V.

Und wie sieht es aus in diesem Gallien, das ich den Barbaren wieder abnehmen soll? Ach, Helios möchte schaudernd sein Auge abwenden von dem Elend in dem Lande! Und wer hat dies Elend verschuldet? Zum größten Teile Constantius. Er hat in seiner Wut und Hast, vor allem seine persönlichen Gegner niederzuwerfen, er selbst — der Imperator! — hat, um Decentius, den Bruder des Anmaßers Magnentius, zu vernichten, Könige und abenteuerische Gefolgsherren der Alamannen und der Franken in das Land gerufen: er hat ihnen noch obendrein Geld bezahlt und andre Geschenke gespendet dafür, auf daß sie, ihrem eignen Herzenswunsch folgend, den Rhein überschritten, ja, er hat ihnen sogar (— sagt man! —) urkundlich das Recht eingeräumt, alles Land in Gallien, das sie besetzen könnten, für immer zu behalten, wenn sie nur Decentius beseitigt hätten. Auf diese Urkunde beruft sich, hör' ich, der wildeste dieser Könige, der ungetüme Chnodomar: aber daran kann ich doch nicht glauben! Alsbald behandelten die Barbaren, nachdem des Constantius' Anhänger sie selbst über den Rhein geführt, alle Römer ohne Unterschied, auch die zu Constantius hielten, als Feinde. Und unaufhaltsam, wie die See nach durchbrochenem Deich, ergossen sich diese Germanen weithin über

alles Land: fünfundvierzig starke Festen, — nicht vier oder fünf, wie man mir vorgetäuscht hatte! — deren wehrhafte Mauern zugleich blühende Städte umschlossen, sind von ihnen erobert und, sofern römische Steinhäuser zu verbrennen sind, niedergebrannt. Von Rhein, Maas und Mosel landeinwärts haben sie über siebzehn Stunden weit das Land besetzt und mehr als dreimal so viel, — vierundfünfzig — Stunden weit erstrecken sich ihre Streifzüge über das schutzlose Land! Die reichen Grundherren zuerst flohen von ihren Villen in die festen Städte, bald folgten Colonen und Sklaven mit dem noch geretteten Vieh. Schon zwei Jahre lang vermag die in den engen Stadtfestungen zusammengedrängte Bevölkerung nur noch von jenem Getreide zu leben, das sie innerhalb der Wälle baut auf den Stätten niedergerissener Häuser. Die spärlichen Besatzungen aber, seit Jahren ohne Sold, ohne Vorräte, ohne Erneuerung von Waffen und Ausrüstung, weigern ihren Befehlshabern offen den Gehorsam, wollen diese sie vors Thor hinausführen gegen die Barbaren, bei deren Nähe, ja bei deren Namen schon sie zittern. — Und all' das soll ich bessern, — ich Flavius Claudius Julianus! — unter den Götterfreunden zwar der erste, unter den Philosophen und Dialektikern nicht der letzte, aber unter den Feldherren und Staatsmännern der unauffindlichste (ist hübsch, „unauffindlichst“, nicht?).

Hier unterbrach mich der treue Jovian: allzulange schon, meint er, mühe ich mit Schreiben: — aber die Mühe ist süß: ich diktiere meinem holden Weibe, das unsere Geheimschrift rasch erlernt hat, ein Stück dieser Briefe, während ich ein andres selbst schreibe. Ist es Eitelkeit, daß ich selbst das mitteile? Wahrscheinlich. Ach, der wirk-

liche Cäsar beschäftigte lesend und schreibend drei Schreiber zugleich! Ob ich es wohl auch hierin noch ihm gleich thun werde? wie in der — befohlnen — Eroberung des Rheins? — Ich habe Jovian zu meinem Präfectus Prätorio für Gallien ernannt: — freilich müssen wir's erst haben. Er rief mich ab in den Hof des Palatiums zu Vienne, in dessen Lesegemach ich dies schreibe: er behauptet, in den andern Leibesübungen, zu denen er mich, den oft Widerstrebenden, schon in Athen herangezogen, gehe es so leidlich; aber meine Beine seien noch allzu ungelenk im Springen! (Allerdings ist meine Zunge viel gelenker im Reden.) Und so zwingt er denn seinen Herrn und Cäsar täglich, mit der Sprungstange weiter und weiter zu hüpfen. Im Schloßhof liegt weicher Schnee (— es ist Januar —): das ist ein Glück. Denn eben fiel ich sausend auf meine sehr uncäsarische spitze Nase. O Plato, Plato, welche Beschäftigung für einen Philosophen!

Aber zurück zu Gallien und meinen unlösbaren Aufgaben.

Schon auf dem Wege hierher, in der That am ersten Tag nach meinem Aufbruch von Pavia, zu Turin — am zweiten Dezember — erfuhr ich durch eilende Boten, welche die verzagenden Städte Galliens Hilfe heischend an den Hof gesandt, daß auch Köln, das alte stolze Hauptbollwerk unserer Macht am Rhein, gefallen war! — Ein wahrer Donnerschlag von einer Nachricht! — Mein Herr, der Imperator, hatte das, wie sich nun ergab, genau gewußt: allein er hatte es nicht für nötig erachtet, mir diese Kleinigkeit mitzuteilen: wahrscheinlich aus gütiger mitleidiger Schonung. Ja, er trieb die (— wie soll ich sagen? —) die christliche Selbstverleugnung so weit, daß er mich ganz

ruhig anhörte, als ich ihm auseinandersetzte, unerachtet des Verlustes so vieler fester Plätze an die Barbaren sei ich entschlossen, den Auftrag der Befreiung Galliens anzunehmen, da ja Köln noch unser sei. Und er lächelte beifällig, als ich ihm tags darauf nun meinen Feldzugsplan entwickelte: (— ja, meinen: allein, ohne Jovian, hatte ich ihn entworfen. Jovian hat ihn nachträglich voll gebilligt: „es ist wieder Eitelkeit," denkst du jetzt, o Lysias, „daß er mir beides schreibt!" —) der stützte sich ganz auf jene Feste: von dort aus konnte ich zugleich die Franken im Norden und die Alamannen im Süden beobachten, bedrohen, ihre etwa geplante Vereinigung auseinanderhalten, sie vereinzelt angreifen und schlagen. Die Art seines Lächelns hierbei fiel mir zwar ein wenig auf: es war so listig überlegen: aber errötend sagte ich mir, der soviel Reifere mache sich ein wenig lustig über die junge Feldherrnschaft seines Cäsars. Jetzt freilich weiß ich, was das imperatorische Lächeln bedeutete: es verlachte die Leichtgläubigkeit des Harmlosen, der an Worte glaubt, die er am Hofe hört.

Mein Augustus wußte genau, daß Alamannen und Franken sich vereint hatten, daß Chnodomar, ein König der Alamannen, und ein batavischer Königssohn miteinander Köln belagert, erstürmt und halb verbrannt hatten, zur Strafe dafür, daß die doch germanische — ubische — Bevölkerung neben der römischen Besatzung auf den Wällen gegen die Stammgenossen gefochten hatte. Der Führer der römisch Gesinnten, Spurius Romanus, fiel in dem erbrochnen Thor, durch das Schwert des Alamannen.

Der Verlust Kölns war der Zusammensturz all' meiner Pläne, fast auch meiner Hoffnungen. In dem ersten Schmerz — (und vielleicht auch Zorn!) — wollte ich meinem klugen Herrn den Feldherrnauftrag und die Cäsarenschaft vor die Füße werfen. Hatte ich doch nichts dadurch

erreicht, als den sichern Untergang in einem Unternehmen, das — jetzt — von jedem Verständigen mir als That der Eitelkeit, der Thorheit angerechnet werden muß.

Zwar sagte ich mir, daß ich rühmlicher durch den Speer der Germanen falle als — wie Gallus — vom Henker erdrosselt. Und in dem Abschiedsblicke meines Herrn lag so was wie der Gedanke: „Der muß mir Gallien schaffen oder ich schicke ihn zu Gallus in den Hades!"

„O Lysias!" Wenn du einen leibschwachen, ungeübten Jüngling, der in gebundener Zurückgezogenheit bisher sein Haus nicht verlassen, plötzlich auf den Kampfplatz der olympischen Spiele stellst, ihm zurufend: „nun zeige dich in allen Wettkämpfen dem versammelten Volke, vor allen deinen Landsleuten, für welche du wettstreiten sollst, zugleich aber auch den Barbaren, die du in Schreck und Furcht vor dir versetzen sollst": würdest du dessen Seele nicht völlig niederschlagen und vor dem Kampf kampfunfähig machen? Dies war meine Lage. Aber eine große Seele verzagt nicht und beugt sich nicht: — und nicht klein gab mir Helios die Seele!

Ich widerstrebte bald dem Verzweifeln. Und auch Jovianus kam zu Hilfe. „Ich bin kein Philosoph," sprach der in seiner schlichten, nüchternen Weise, „und kein Sterndeuter und kein Schwärmer für deinen Homeros: ich bin durchaus prosaisch und hausbacken." (Helios weiß, daß Jovian nie lügt, also auch nicht in diesen Worten!) „Aber aus deinem Homer hab' ich mir einen Spruch gemerkt: „Ein Wahrzeichen nur gilt: — für die Heimat kämpfen und sterben." Du mußt nach Gallien gehen. Wahrscheinlich bist du dann verloren. Aber gehst du nicht, ist Gallien gewiß verloren. Rom ruft. Du mußt." Ich sah es ein, zerriß den heftigen Brief, den ich an den Augustus geschrieben (Schade darum: er war ein kleines

Meisterstück mehr noch des Zornes als des Stils!), und setzte die Reise fort nach Gallien und — in den Untergang.

Denn was soll ich, der ich die vierundzwanzig Jahre meines Lebens fast nur in Klöstern, Schulen, Büchereien zugebracht, in Theologie, Mystik, Philosophie, Rhetorik, Dialektik, der ich nie das geringste Amt bekleidet, nie eine Zehntelkohorte befehligt, erst seit einem Jahre fechten und reiten gelernt und allerdings viel Kriegsgeschichte und Kriegskunst getrieben habe — in Büchern! — was soll ich ausrichten als Feldherr und als Staatsmann? Es ist, als sagt man einem Mann, „spring in diese verdeckte Grube: dann sollst du Cäsar heißen," in der Grube aber harren des Waffenlosen ungezählte Bären. — Und man wußte recht wohl, in welche Grube man mich springen hieß.

VI.

Richte ich aber — durch der Götter unverdiente Gnade! — etwas aus, so wird es erst recht sicher mein Verderben. Die Spuren schrecken.

Da war mein Vorgänger in Gallien, Silvanus, trotz seines römischen Namens ein Franke, der sich bis zum Befehlshaber unsres Fußvolks emporgeschwungen: er verteidigte erfolgreich den Niederrhein gegen seine eigenen Landsleute, treu, tapfer, klug. Aber seine Neider am Hofe, Eusebius und die andern Eunuchen, ertrugen nicht seine Tüchtigkeit und seine Erfolge. Sie fälschten Briefe von Silvanus — nur die Unterschrift war echt: den hochverräterischen Inhalt hatten sie auf die leeren Blätter geschrieben. Sein Untergang ward am Hof beschlossen. Er

erfuhr es. Nun, da er seine Verurteilung — ohne Gehör! — vernahm, wollte er zunächst entfliehen: aber er sah sich rings umgarnt, die Wege bewacht. Jetzt erst ließ sich der treue Mann, der nie gestrauchelt hatte, nur um sein Leben zu retten, zu der That fortreißen, an die er nie gedacht: zur Empörung! Fünf Tage vorher hatte er noch gehorsam den Sold an die Truppen bezahlt und sie aufs neue für Constantius vereidigt. Jetzt erst, aus Verzweiflung, griff der Arme nach dem Diadem: denn ein Mann, der bei Constantius auch nur einmal verdächtigt worden, ist ja verloren: — nur der Purpur konnte ihn retten. Seine Legionen riefen ihn in dem damals noch römischen Köln zum Imperator aus: — er duldete es! Tief verwerfe ich das, mit Abscheu! Nie, nie werde ich, nur um mein Leben zu schützen, die Treue brechen! Erst Rom, dann alles andre. Was gilt ein Julian — aber freilich auch was gilt ein Constantius! — gegen Rom!

Ich verurteile ihn also aufs schärfste: — aber ich beklage ihn doch. In Ermangelung eines Purpurmantels wurden die Purpurwimpel und Fahnentücher von den Drachen der Reitergeschwader, den Standarten und Vexilla herabgerissen, zusammengenäht und ihm über die Schultern geworfen. Wie barbarisch, wie unrömisch! Wie bezeichnend für diese ganze unrömische Hast und Not! Unheilvoller Drachenpurpur, nicht erretten, verderben solltest du den Armen! Mit derselben Tücke, mit welcher der Augustus vor kurzem meinen unseligen Bruder umgarnt und vernichtet hat, entsandte er, zuerst Unkenntnis des Geschehenen, dann Vergebung heuchelnd, an Silvanus einen Vertrauten, der die Tücke so weit trieb, sich selbst scheinbar der Empörung anzuschließen, bis er nach achtundzwanzig Tagen einen Haufen sarmatischer Söldner bestochen hatte, vor Sonnenaufgang in den Palast zu Köln zu dringen, die

fränkischen Gefolgen des Silvanus niederzuhauen und diesen selbst in einer Galiläerkapelle, wo er die allen Galiläern heilige Zuflucht gewonnen hatte, mit vielen Streichen zu ermorden. Auf die Beschwerde des Priesters erwiderte der fromme Imperator: erstens seien jene Söldner nicht getauft und zweitens sei die Kapelle vorher entweiht, also nicht mehr Zufluchtsort gewesen, da einmal ketzerischer Gottesdienst der Sabellianer darin gehalten worden sei. O Lysias, was alles muß der große reine Helios schauen! Nie, niemals, nie würde ich den Frevel des Eidbruchs — selbst gegen einen Constantius! — auf meine reine Seele laden, auch wenn es das einzige Mittel wäre, mein Leben zu retten. Lieber dreimal sterben!

Aber die Tücke des Augustus und seines Werkzeugs ist doch noch ärger als die Verzweiflungsthat des Germanen. Und das Allerschlimmste ist: — jene Falschheit findet Billigung auch bei Männern, die ich zu unsern besten zählen muß, so tief ist Manneswackerheit bei uns gesunken!

Da ist ein tüchtiger Grieche aus Antiochia, Ammianus Marcellinus: ich lernte ihn nahe kennen zu Athen und zu Byzanz: — er ist ein trefflicher Kriegstribun, schreibt aber in seinen Mußestunden an einer Geschichte nicht bloß der Vergangenheit Roms, — auch unserer Tage, ein beklagenswerter Schriftsteller! — Der Mann gefällt mir durchaus, ist kein Schmeichler (— derb hielt er mir, fast wie du, meine Eitelkeit vor —): der erzählt mir zu Turin haarklein jene Ränke des Imperators, jene Verstellung des vertrauten Sendlings — (Ursicinus heißt er und ist auch ein tüchtiger Kriegsmann) und nicht ein Wort der Mißbilligung fügt er bei! Nicht aus Feigheit oder Klugheit: er schalt sehr offen vor mir über den Augustus — nein, offenbar, weil er verlernt hat, schlechte Mittel zu verwerfen, wenn sie nur fruchten. Und er dient gerade unter Ursicinus weiter. Und

das ist der Besten einer! O wehe dem, der gezwungen ist, über solche Römer und Griechen zu herrschen! Dank allen Göttern, daß ich nicht ein Sohn des großen Constantinus bin und nie dazu verdammt sein kann, Imperator dieses gesunknen Römerreichs zu heißen!

In der Verwirrung, die nach der Ermordung des Silvanus unter unsern Truppen zu Köln einriß, gelang es den Germanen, diese Hauptfeste zu bezwingen. Früher gab der Germanen Zwietracht uns den Sieg: soll sich das umkehren? Verhüte es Zeus, der Erretter, und die städtebeschirmende Pallas!

VII.

Von Turin brach ich nun also weiter auf, Gallien zu erobern mit — dreihundertundsechzig Kriegern.

Du siehst, — kaum für ein Jahr ist die Zahl berechnet, falls ich täglich einen verliere! Doch sind es tüchtige Leute: — leider muß ich sagen: meist Germanen, deren Dienstfrist abgelaufen war und die gern die Gelegenheit ergriffen, über die Alpen in die Nähe ihrer Heimat zu gelangen. Viele gewann mir Berung, mein alamannischer Bär. Auf meine zweifelnde Frage erwiderte er: „Herr, solang ihr Schwerteid währt (— sie schwören auf ihre Schwerter, die sie, die Spitze nach oben, in die Erde stoßen —), sind sie dir treu bis zum Tod: am Tage darauf fechten sie vielleicht neben ihren Gaugenossen wider dich.“

„Und du?“ fragte ich. „Wie lange währt dein Schwerteid?“ „Ich habe dir den Bluteid geschworen. Ich diene dir solang das Leben währt, das ich dir danke.“ (Ich hab' ihn vom Tod durch Henkershand gerettet: — er

war ein wenig zu freimütig für den Hof.) Aus dieser verlässigen Schar will ich mir eine Leibwache bilden, so eine Art Gefolgschaft, wie sie bei den Germanen vorkommt, durch Tapferkeit, Ehre und Treue ausgezeichnet. Man muß auch von seinen Feinden lernen. Und man muß sie kennen, um sie mit Erfolg zu bekämpfen.

Ich lese nun zum erstenmal und gar eifrig in des Tacitus Büchlein von den Germanen. Es gefällt mir aber nicht. Ich glaube, er überschätzt sie, diese ungeschlachten Barbaren. Nicht ihr Dreinschlagen, aber die Möglichkeit, daß sie etwas schaffen, zumal einen Staat. Der Mann, der da schreiben konnte, „da die Geschicke des Römerreichs schon drohend heranschreiten, kann uns nur noch die Zwietracht dieser Völker retten“ — schaute zu trüb in seine Gegenwart und in Roms Zukunft. Zweihundertfünfzig Jahre sind seitdem hingegangen über unser Reich: — es steht immer noch! Ja, wenn es gelänge, die alten Götter wieder auf die alten Altäre zu stellen, und so den alten Römergeist wieder zu beleben, — ich glaube, unser Reich erhielte ewigen Bestand. Weissagend scheint mir jenes schöne Wort des venusinischen Sängers: Auch Rom wird — wie sein Lied — nur leben:

> „So lange noch
> Schreitet hinauf zu dem Kapitol
> Der Pontifex mit der schweigenden Jungfrau.“

Nicht die Barbaren werden Rom zerstören, nur die Römer. Die entrömerten Römer! Entrömert aber sind die Quiriten, die nicht mehr in Latium, nicht in der von ihnen beherrschten Welt, sondern in dem Christenhimmel ihre wahre Heimat erblicken zu müssen, nicht überzeugt, nur überpredigt worden sind. („Überpredigt“ ist . . . nun du weißt schon, was ich meine. [Oder weißt du's nicht?] Nicht ganz übel!)

Diese Germanen mögen Schlachten gewinnen und Beute, aber sie suchen ja bei uns nur Ruhm und Raub, und eilen mit beiden, wann gewonnen, in ihre Waldsümpfe zurück, untereinander selbst um beide zu raufen. Ja, wenn sie einmal denken lernten, sich einen und uns — dauernd — näher rücken, in unsrem Lande bleibend, dann . . .! So aber, wie sie sind, acht' ich sie nur ihren Bären gleich und . . .

Eben kommt ein Eilbote mit einem Schreiben vom Augustus. Er frägt, ob ich denn noch immer nicht gesiegt, nicht wenigstens Köln wiedergewonnen habe? O ihr Götter! Und ich sitze noch in Vienne, überlegend, wieviel Helme ich in ganz Gallien zähle? Und wo überall sie verstreut sein mögen? Constantius hielt einstweilen einen Triumpheinzug in Rom. Wahrscheinlich wegen der Siege, die ich noch erfechten soll. — Philippus schreibt, der Triumphator saß allein in einem prachtvollen Siegeswagen, erstrahlend von Gold und Edelgestein. Regungslos, wie eine Bildsäule saß er, keine Bewegung der Hand machte, keine Miene verzog er. Das Volk hielt ihn für einen leblosen Götzen, wie sie im Morgenland umhergefahren werden. Seine zarte Gemahlin mußte ihm nachfahren; aber auch meine Mutter und Schwester führt er überall mit sich als seine „Gäste": — als seine Geiseln!

Zum Andenken an seinen Besuch ließ er einen einhundertfünfzehn Fuß hohen Obelisk aus Granit vom Nil, in den Tiber geschleppt, aufrichten im Cirkus. Mit der Kraftanstrengung, die hierzu vergeudet ward, konnte man alle Sturmböcke vernichten, mit denen der Perserkönig Sapor die Mauern unserer Grenzfesten in Asien erschüttert. Denn — o Schmach und Schande dem römischen Namen! — der Perser dringt ungestraft in unser Land im Osten wie der Germane im Westen. Neun Schlachten hat Constantius,

seit er herrscht, Sapor, „dem König der Könige, der Sonne und des Mondes Bruder", geliefert: alle neun sind römische Niederlagen! Und was ist die Rache des frommen Imperators? Eine scheußliche Nachricht geht mir zu! In einem Reitergefecht ward Artasana, ein Sohn des Königs Sapor, gefangen von unserer Übermacht nach tapferster Gegenwehr. Constantius, der gottselige Galiläer, befahl — wider alles Völkerrecht! — den verwundeten Königssohn, einen herrlichen Jüngling, nackt vor dem ganzen Heer zu geißeln, zu foltern, dann an einem Galgen aufzuhängen! Das heißt die Rache der Götter herabbeschwören! Ich fürchte sehr, sie wird nicht ausbleiben. O warum kann ich nicht dahin fliegen, wo die Gefahr am größten? Drei unsrer wichtigsten Burgen: Amida, — für den Tigris, was Köln für den Rhein! — Singara und Bezabde sind schwer bedroht.

Constantius hat mich zum Konsul für dies kommende Jahr ernannt und mir die konsularischen Abzeichen übersandt. O wär' ich ein Konsul wie die Scipionen!

Allmählich lerne ich die Feldherren und die Beamten kennen, über die ich in Gallien zu verfügen habe: ich beschied sie der Reihe nach hierher: das heißt, diejenigen, die ihre von den Barbaren bedrohten Städte verlassen können.

O Lysias! Was für Menschen!

Ein paar Haudegen ohne Gedanken: alle, die denken können, denken nur an sich. Und ich entdecke bei jeder Gelegenheit, daß der Imperator in seinem Mißtrauen gegen mich sie alle angewiesen hat, bei jedem meiner Befehle nach ihrem Gutdünken zunächst Berufung an den fernen Herrscher einzulegen. Zum siebentenmal ward mir eine

solche Vollmacht vorgelegt. Und ich Ohnmächtiger, also Gebundener: — ich heiße „Cäsar“ — —!

Eine große Freude — mehr: einen weissagenden Gruß der Götter habe ich erlebt! Bei dem Antritt des Konsulats hielt ich feierlichen Umzug in der Stadt, Gold- und Silbermünzen ausstreuend unter das Volk. (Es gelang mir, den Gottesdienst in der Basilika zu vermeiden: sie ist baufällig und ich schützte Besorgnis vor. Ach, wieviel Lügen wird mir Helios noch verzeihen müssen, weil ich sie in seinem Dienste log! Aber das Lügen, das Heucheln frißt zerstörend an der Mannes-Wackerheit.)

In dem Gedränge fiel eine alte Frau zu Boden. Ich sah's, sprang aus dem Wagen, hob sie auf: sie war blind, nahm ich nun wahr. „Dank, lieber Herr, danke dir, Phöbos Apollo, den ich nicht mehr schauen kann,“ sprach die Greisin. „Sage mir, du Gütiger, — denn deine Stimme ist freundlich und gütewarm, — was ist heut' für ein Fest in der Stadt der allobrogischen Juno? Ach, ich weiß nicht mehr, was in der Welt geschieht! Mein Mann war Priester des Apollo in einem Weihtum bei Paris: er ward uns entrissen, — verschwand mir, — weil er sich der Schließung und Entweihung durch den Bischof widersetzte, damals ward auch mein Sohn von dem Centurio erschlagen: mich haben sie hierher verbannt, weil ich dabei auf den Imperator schalt. Sprich, warum drängt sich das Volk?“ „Höre nur, Mütterchen,“ antwortete ich, „was sie rufen.“ „Heil Julianus, dem Konsul, dem Cäsar.“ Da fuhr die Alte in die Höhe und sprach wie verzückt, wie eine Pythia: „Cäsar Julian? Cäsar Julian? Meine Mutter hat geweissagt: — ein Cäsar Julian, ein zweiter Julius Cäsar, wird die Barbaren schlagen. Und er wird

die Altäre der Götter herstellen. Cäsar Julian: ich hab' ihn erlebt. Nun will ich gerne sterben." „Sie ist verrückt seit Jahren," sprach, höflich entschuldigend, ein Diakon zu mir. „Vergieb ihr die Gotteslästerung, o Herr!" — Damit drängten sie mich wieder in meinen Wagen. Ich sandte ihr durch Berung einige Goldstücke. Aus den Wahnsinnigen aber sprechen höhere Mächte.

O wie heiß verlangt mein Herz, die Barbaren zu schlagen! Dieses Omen nehm ich an. Und das andere? Nun, solange ich Cäsar heiße, sollen in meinem Gallien wenigstens die Götter und ihre Verehrer nicht verfolgt werden. Ich seh's voraus: — deshalb allein schon werd' ich nicht lange Cäsar heißen. Aber schützen, dulden darf ich doch. Verfolgen um des Glaubens willen würd' ich nie, hätt' ich die Macht eines wahren Cäsars. Wie scheußlich solche Verfolgung, — ich hab's zu tief gefühlt, um selbst dieser Schuld jemals fähig zu sein.

Oh ich Thor! Ich bangte um Amida im fernen Asien — und ach! „schon brannte einstweilen mein nächster Nachbar Ukalegon," singt der Sänger von Mantua: — ich meine, Autun ganz nah in „meinem" (!) Gallien.

Ein Schwarm von Germanen, Alamannen, geführt von Chnodomar, dem „roten Stier" — so nennen ihn die zitternden Provinzialen, — drang mitten im Winter (— diese Bären scheinen nie zu frieren! —) ohne Widerstand zu finden, vom Rhein, von Basel her über Besançon und Dijon bis Autun. Die Stadt hat nur eine verfallene Mauer und eine zaghafte Besatzung. Man sagt, sie verhandelt schon! Und ich! Ich sitze hier in Vienne, ratlos, hilflos, heerlos! Kein Geld, keine Vorräte! keine Waffen! Mit dreihundertsechzig Hellenen, die ich mitgebracht, und

tausend, die ich vorgefunden. Ach, die Götter haben Rom aufgegeben, weil Rom die Götter aufgegeben hat!

Nein! Nein! Die Götter des Sieges haben denen noch nicht den Rücken gewandt, die treu an ihnen hangen. Ein Eilbote aus dem geretteten Autun! Chnodomar der Gefürchtete hatte, des Falles der Stadt gewiß, die Belagerer verlassen mit seiner Gefolgschaft, weiter ins Land hinein zu stoßen. Wirklich wollte der Befehlshaber die Thore öffnen. Aber alte ausgediente Krieger, die in ziemlicher Menge dort angesiedelt sind, tapfere Latiner und zähe Illyrier, widersetzten sich dem feigen Entschluß: ein grauhaariger Centurio — Marcus Cornelius heißt der Wackere — ergriff den Befehl, brachte dem Mars Repulsor ein Opfer in dem lange versperrt gewesenen Kapitol der Stadt, befragte die Götterzeichen und, da sie günstig ausfielen, brach er in der Nacht aus den Thoren und schlug die überraschten Barbaren in die Flucht. Mars Repulsor sei gepriesen!

Ich bringe ihm morgen — heimlich — ein Dankesopfer, sobald ich aus dem öffentlichen Sonntagsgottesdienst in der Basilika zurück bin.

Nur meine holde Helena habe ich bisher zu den Göttern bekehrt: sie hilft mir den Altar bekränzen. Jovian ist gleichgültig.

VIII.

Wie leicht wäre es, wie verlockend leicht für einen Freund der Götter, die junge Herrschaft der Kirche wieder zu stürzen, die ja fast nur aus allerlei äußeren Gründen von Constantin vorbereitet, von seinen Söhnen rasch emporgezimmert ist! Die ehrlich Überzeugten — gewiß giebt es deren viele — wiegen nicht schwer: denn es sind meist ungebildete Leute.

Es wäre gar nicht notwendig, mit Gewaltmitteln vorzugehen, was ich verabscheue. Nein! Es würde schon genügen, die zahllosen Spaltungen geschickt zu benutzen, die innerhalb des neuen Glaubens ausgebrochen sind: auf das grimmigste befehden sich die frommen Leutchen untereinander. als „Häretiker", als Schismatiker und verfluchen sich gegenseitig um die Wette als vom Satan und den Dämonen Besessene.

Ich bin nun selbst in diesen Streit hineingezogen: — ich! — Du kannst dir denken, mit welcher Wollust des verhaltenen Hohnes ich mir alle die Haarspaltereien der Lehren vortragen lasse, von denen die ewige Seligkeit abhängt, und wie ich bald mehr der einen, bald der andern Richtung zuzuneigen mich anstelle.

In Mailand schon ward ich hineingezwungen in diese Dinge: — aus Pflicht der Dankbarkeit. Der Imperator, lange schwankend, ist nun entschieden auf die Seite der arianischen Lehre getreten, die sich von der rechtgläubigen buchstäblich nur durch „ein Jota" unterscheidet: — an diesem Buchstaben hängt wieder einmal für uns alle das ewige Heil. Die Arianer lehren, Christus ist nur wesensähnlich Gott dem Vater — homoi-ousios, die Katholischen: er ist ihm wesenseins — homo-ousios. Darüber ist nun

ein Kampf entbrannt, der in allen drei Erdteilen mit allen Mitteln (— auch mit Mord — so heißt es) geführt wird. Im Morgenland soll ein ausgezeichneter Mann, ein hervorragender Vorkämpfer der Katholischen, Athanasius, hart verfolgt werden unter Zulassung, ja auf Befehl des Augustus. Ich möchte wohl mehr von diesem Athanasius erfahren: was man mir von ihm — schon zu Mailand und Turin — erzählt, reizt mich: ich möchte mich mit diesem Geist und Mannesmut im Kampfe messen.

Hei, wär' ich nur Imperator! (Neulich hab ich's mit Unrecht von mir weggewünscht.) Nur deshalb möcht' ich's sein. Ich wollte ihn schon bezwingen, diesen Athanasius, den sie den XIII. Apostel nennen und einen zweiten Paulus, — den gewaltigsten Geisteshelden, der bisher dem Galiläer erstanden. Nicht mit roher Gewalt, wie Constantius und seine arianischen Bischöfe — nein, nur mit den Waffen der Gedanken möcht' ich ihn überwinden — ihn und alle katholischen Lehrer wie seine häretischen Widersacher. In Mailand war mein alter Beschützer Johannes bei dem Augustus schwer verklagt, er habe kühnlich für Athanasius gesprochen und den Mahnungen des arianischen Bischofs zu Alexandria, des Verdrängers des Athanasius, getrotzt. Constantius wollte den mutigen Mönch in irgend einem Kloster verschwinden lassen: ich erfuhr es durch unsern gemeinsamen Freund Philippus, und meine und der Augusta Fürbitte retteten den tapfern Schwärmer (wie unrecht thust du ihm!) noch einmal. Doch war er von uns allen dreien nicht zu dem Versprechen zu bewegen, künftig zu schweigen. Ganz heldenhaft sprach der schwächliche Alte: „Ich werde nie schweigen, wann es gilt, Zeugnis abzulegen für Christus den Herrn.“ So was gefällt mir! Aber recht eigensinnig ist er doch schon, Freund Johannes. — Hier nun in Vienne, wo man wirklich lieber an Alamannen

Von Turin brach Julian auf, Gallien zu erobern — mit dreihundertſechzig Kriegern. (Seite 184)

ein Kampf entbrannt, der in allen drei Erdteilen mit allen Mitteln (— auch mit Mord — so heißt es) geführt wird. Im Morgenland soll ein ausgezeichneter Mann, ein hervorragender Vorkämpfer der Katholischen, Athanasius, hart verfolgt werden unter Zulassung, ja auf Befehl des Augustus. Ich möchte wohl mehr von diesem Athanasius erfahren: was man mir von ihm — schon zu Mailand und Turin — erzählt, reizt mich: ich möchte mich mit diesem Geist und Mannesmut im Kampfe messen.

Hei, wär' ich nur Imperator! (Neulich hab ich's mit Unrecht von mir weggewünscht.) Nur deshalb möcht' ich's sein. Ich wollte ihn schon bezwingen, diesen Athanasius, den sie den XIII. Apostel nennen und einen zweiten Paulus, — den gewaltigsten Geisteshelden, der bisher dem Galiläer erstanden. Nicht mit roher Gewalt, wie Constantius und seine arianischen Bischöfe — nein, nur mit den Waffen der Gedanken möcht' ich ihn überwinden — ihn und alle katholischen Lehrer wie seine häretischen Widersacher. In Mailand war mein alter Beschützer Johannes bei dem Augustus schwer verklagt, er habe kühnlich für Athanasius gesprochen und den Mahnungen des arianischen Bischofs zu Alexandria, des Verdrängers des Athanasius, getrotzt. Constantius wollte den mutigen Mönch in irgend einem Kloster verschwinden lassen: ich erfuhr es durch unsern gemeinsamen Freund Philippus, und meine und der Augusta Fürbitte retteten den tapfern Schwärmer (wie unrecht thust du ihm!) noch einmal. Doch war er von uns allen dreien nicht zu dem Versprechen zu bewegen, künftig zu schweigen. Ganz heldenhaft sprach der schwächliche Alte: „Ich werde nie schweigen, wann es gilt, Zeugnis abzulegen für Christus den Herrn." So was gefällt mir! Aber recht eigensinnig ist er doch schon, Freund Johannes. — Hier nun in Vienne, wo man wirklich lieber an Alamannen

Von Turin brach Julian auf, Gallien zu erobern — mit dreihundertsechzig Kriegern. (Seite 184)

und Franken denken sollte als an Arianer, Ebioniten und Sabellianer (— das sind andre christliche Sekten —), hier bestürmen mich die Bischöfe und Priester der streitenden Bekenntnisse, ich möge doch die reine Lehre schützen. Und das heißt jedesmal: die Andersgläubigen verfolgen: „Denn,“ — sprach der katholische Bischof von Arles zu mir: „die wahre Religion darf und kann nicht eine falsche neben sich dulden.“

Ein scheußlicher Satz — er riecht nach Blut: mir graute. Zum Glücke fiel mir der schöne Spruch eines ihrer Besten ein, des Tertullian, der lautet: „Die Religion darf nicht aufgezwungen, freiwillig muß sie angenommen werden.“ Aber das strenge Haupt schüttelnd erwiderte der Bischof: „Die Irrgläubigen müssen von Staats wegen bestraft werden, daß entweder sie selbst gebessert oder doch andre abgeschreckt werden durch dies Beispiel.“

„Abgeschreckt vielleicht von der Wahrheit hinweg,“ wagte ich zu erwidern. „Und wer sagt, was Wahrheit, was Irrtum?“ — „Die Kirche.“ — „Es giebt viele nebeneinander: — welches ist die rechte?“ — „Es giebt nur Eine!“ — „Welche?“ — „Natürlich die meine.“

Heiliger Aristoteles! Welche Logik! — Das beste ist, während ich den Auseinandersetzungen zuhöre, ob der heilige Geist nur vom Vater ausgehe oder auch vom Sohne, und ob die „Perichoresis“, die »circum in cessio« d. h. die alle drei Personen der Dreieinigkeit durchdringende Geisteseinheit nur die Eigenschaften oder auch das Wesen der drei göttlichen Personen umfasse, und bald dem einen, bald dem andern Recht gebend zunicke, habe ich Zeit zu überlegen, wie wohl die Stelle in Plotin über den ersten Ursprung aller Dinge (II. 3) richtig auszulegen oder ob der neue Sturmbock, den ich erfunden habe, nicht zu schwerbeweglich, oder ob mein Quästor Florentius nur ein

Dummkopf oder ein Schurke, endlich, ob die sehnlich erwartete Getreidezufuhr aus Britannien für meine Festen noch immer nicht unterwegs ist? Freilich begegnete mir gestern, weil ich nicht genug acht gegeben, daß ich die Lehre der Semi-Arianer billigte, die ich vorgestern verworfen hatte.

Eben geht mir ein Gesetz des Imperators zu, das kurz und deutlich befiehlt: alle Tempel allerorten sind sofort zu verschließen und sorgfältig zu bewahren, daß niemand Eintritt finde: jedes den Göttern dargebrachte Opfer ist mit Todesstrafe und Vermögenseinziehung bedroht. Und in Rom ist bereits eine solche Hinrichtung vollstreckt worden. Freilich hatte der Opferer in den Eingeweiden des Tieres die Zukunft des Reiches erforschen wollen. Das ist Hochverrat! Ja die gleiche Strafe — der Tod! — bedroht ausdrücklich jeden Statthalter einer Provinz, der jene Thaten ungeahndet läßt. Und ich muß das verkünden! Aber die Furcht des Tyrannen vor den Göttern, die er leugnet, verrät sich darin, daß er ihnen das Reden verbietet: allen Orakeln ist Schweigen auferlegt und niemand darf sie mehr befragen.

Wochen und Monate sind verstrichen, seit ich diese letzten Zeilen schrieb.

Der Winter, das Frühjahr verging mir in unablässiger Arbeit „um die Trümmer der Provinz zu sammeln“ (wie ich neulich [ich glaube nicht übel] meinem neuen Freund Ammianus Marcellinus schrieb [du begreifst: ein Cäsar muß sich gut stellen mit einem Manne, der die Geschichte der Gegenwart schreibt. Aber dieser Grieche ist ehrlich bis zur Grobheit. Er wird mich nie zu viel, eher zu wenig

loben, gerade, weil er mich ein wenig liebt. Das merke ich denn doch]), die Beamten für Krieg und Frieden prüfen, schlechte durch gute ersetzen, die Steuerlast mildern, unter der die Provinzialen wie überbürdete Lasttiere erliegen (sie flüchten aus unsern Sädten zu den Barbaren, sie fürchten weniger Chnodomar als den römischen Steuerboten), die ganze in Stocken geratene Verwaltung wieder in Bewegung setzen, zugleich Nachricht von den Feinden und ihren Absichten erkunden, die schwachen Besatzungen der bedrohten Städte verstärken, die überall verzettelten, ach oft durch die Flucht verschlagenen Truppenteile zusammenziehen, ermutigen, mit Römergeist wieder erfüllen, Waffen, Vorräte beischaffen, einen neuen Feldzugsplan entwerfen: — all' das nahm diese Monate in Anspruch.

Endlich war ich fertig: das heißt vielmehr, wie der nüchterne und wahrhaftige Jovian trocken bemerkte: „du hältst es nicht mehr aus, seitdem die Wege wieder gangbar und die Barbaren auf diesen Wegen sind. Fertig! Du bist es so wenig wie vor sechs Monaten, wenn man darunter versteht: dem Feind gewachsen, ausreichend gerüstet. Aber gleichviel: fertig in solchem Sinne wirst du nie, solange des Imperators Geiz und Mißtrauen dir alle Unterstützung von außerhalb Galliens verweigert. Du sollst das halbverlorne Gallien mit Galliens Mitteln allein wieder gewinnen. Also drauf los! Es ist gleichgültig, wann man das Unmögliche beginnt.“ Er hat recht, wie immer. Er ist der gesunde Menschenverstand, und ich? Vielleicht Höheres: — aber verständig gewiß nicht. Wohl: die Götter helfen edler Thorheit gern.

So nahm ich denn schmerzlich Abschied von meiner holden Helena! Sie muß in dem sichern Vienne zurückbleiben. Denn mein Helmbusch verschwindet jetzt unter einem Gewölk von Gefahren jeder Art: — ich weiß nicht,

ob und wann und wo er nochmal auftaucht. Bange beschleicht mir oft das Herz die Ahnung, ich sehe die „Holdanlächelnde“ — denn sie lächelt so oft und so lieblich! — niemals wieder. Ach auch sie geht ja einer schweren Stunde entgegen: mit welcher Seligkeit erwarte ich ihr Kind! Noch ungeboren hab' ich es schon dem höchsten Gott geweiht, der es mir gab! „Heliodoros“ oder „Heliodora“ — wird es heißen. (Oh, ich fürchte, die Heiterkeit, die Helena in mein kämpfedunkles Leben wirft, — wird das einzige Helle darin bleiben.) Sie zeigte der Imperatrix ihre holde Hoffnung an. Constantius schickte einen seiner eignen Ärzte, leider nicht Philippus! Aber ich lasse auch den bewährten Oribasius bei ihr. Und so nahm ich schmerzlich Abschied von Helena und von Vienne. In einer Stunde breche ich auf: es geht gegen die Barbaren! Endlich! Welche Wonne!

IX.

Ich schreibe dies am Tage meiner Ankunft in Autun: der wackern Stadt, die sich der Belagerer aus Kraft ihrer eignen Bürger erwehrt, hatte ich längst die Aufmunterung (die Ehre, wie die Schmeichler sagen würden, aber ich habe keine —) meines Besuches zugedacht. Außer meinen dreihundertsechzig Gefährten — ich habe sie alle beritten gemacht — habe ich an Fußvolk nur eine schwache Legion Ballistarier. Denn ach! wir führen Ballisten mit, Festen und Städte zu belagern, die vier Jahrhunderte hindurch römisch gewesen sind.

Mein Weg ging den Rhone aufwärts, auf unserer alten

Legionenstraße, über Lyon, Mâcon, bis Châlons, dann über die Saône nach Autun, wo ich heute — am 23. Juni — eintraf.

Hier war vor den Thoren der Feste, — um mich besonders zu erfreuen! die ganze Geistlichkeit aufgestellt: — dahinter die Kurialen der Stadt, die Kollegien und dann erst die Gewaffneten: ich sprang vom Pferd, schob den süß lächelnden Presbyter zur Seite, drang durch die Decurionen und rief: „Wo ist Marcus Cornelius, der Erretter, daß ich ihn umarme?“ Tiefe Stille: — sichtbare Verlegenheit: — man weicht vor meinem Blick zurück. Endlich tritt, mit glänzenden Ehrenscheiben die Rüstung bedeckt, an mich heran ein Kriegstribun (— wie ich später erfuhr, der elende Befehlshaber, der sich und die Stadt hatte den Barbaren ergeben wollen! —) und hüstelte: „jener freche Alte, meinst du, großer Cäsar, der gegen die kriegermäßige Unterordnung in seiner Oberen Zuständigkeit eingriff und — ohne meine Ermächtigung — gegen die Belagerer einen Ausfall machte? Der höchst heilige Presbyter dort hat ihn bei dem Augustus angezeigt, daß er den auf hohen Befehl geschlossenen Tempel des Mars wieder geöffnet, ein Opfer darin dargebracht, aus den Eingeweiden des Opfertieres den Sieg geweissagt und diesen Sieg — offenbar durch Hilfe der Dämonen! — ohne jede Vollmacht! — frecher Weise dann auch wirklich erfochten hat. In Ketten ward der Frevler abgeführt und vor den Imperator gestellt, der ihn zu lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken von Sardinien begnadigt hat.“ O wie gern hätt' ich dem Elenden die Reitgerte über das aufgeblasene Gesicht gezogen! Jovianus fiel mir in den schon erhobnen Arm. Ich entsetzte den Tribun und schickte ihn gefangen an Constantius unter der Anklage der Feigheit vor dem Feind.

Ein glücklich Zeichen traf mich (du wirst gleich sehen, wie fein das ausgedrückt ist: denn das Zeichen traf mich, nicht ich das Zeichen!), als ich einritt in die Stadt: die Bewohner hatten das Südthor, mich ehrend zu begrüßen, mit allerlei Laubgewinden geschmückt: gerade wie ich unter das Thor ritt, fiel der schönste Kranz — ein Lorbeerkranz! — hinab und traf meinen Helm, mich schön umrahmend. Freudig riefen sie mir zu: „so von dem Himmel fällt dir der Sieg!“ Ich hütete mich wohl, den Kranz zu entfernen. Denn frommer Sinn weiß: ja, unverdient von den Göttern geschenkt, fallen auf unser Haupt Glück und Ruhm!

Hier wird nun aber guter Rat teuer. Ich, angehender Feldherr, habe keine genauen Straßenkarten auftreiben können von Gallien: das heißt von dem nordöstlichen. Und die Landeskundigen streiten vor mir über den nächsten und zugleich sichersten Weg, der mich nach Norden zu den Barbaren führt. Ich soll entscheiden! Und ich weiß davon so wenig, wie von den zehn verlornen Stämmen der Hebräer! — Die einen wollen, wir sollen über Arbor ziehen, die andern, über Sedelaucus und Cora. Ich werd's überlegen.

Ich wandle gern unerkannt, nur von Jovian begleitet, durch die Straßen der Stadt oder meines Lagers. Das Sagum, der Kriegsmantel, mit der bis an die Augen gezogenen Kapuze, macht mich unkenntlich. Dann lausche ich im Schatten der Häuser oder der Zelte den Gesprächen der Leute an dem Wachtfeuer. Viel hör' ich so, was ich als Cäsar nie erführe. Auch manche nicht schmeichelhafte Wahrheit. Die Eitelkeit könnte man sich dabei abgewöhnen, litte man an ihr (— du lächelst! — daher füg' ich bei:

„oder wäre diese Krankheit heilbar": in mir wohl nicht!). Die Krieger lachen über mich: über mein häufiges Redenhalten, über mein mangelhaftes Reiten (wartet nur, ihr sollt nicht mehr lachen, reite ich euch allen voran, in die Keilhaufen der Alamannen!), über meine lauten Selbstgespräche. Große Götter, ich bin doch ohne Zweifel der gebildetste Mensch meines Umgangs. Soll ich mich nicht gern mit mir selbst unterhalten: — schon zur Erholung von den Predigten der Priester? Aber sie loben mich auch — um manches. (Es ist Selbstüberwindung, daß ich hiervon schweige!) Gestern abend nun hört ich einen unter dem Helm ergrauten Adlerträger am qualmenden Wachtfeuer sagen: — sie sahen mich nicht hinter der Statue der Diana Epona: —

„Bah, ich habe schon unter dem großen Constantin hier gefochten, ich kenne die Waldwege, der junge Cäsar kennt sie nicht. Die beiden großen Legionenstraßen sind — ganz gewiß! — von den Alamannen gesperrt: sowohl die über Arbor, als die über Cora. Wir sind viel zu schwach, sie im Stirnangriff aus den Verhacken zu vertreiben, mit welchen sie diese Wege unterbunden haben werden: das verstehen sie, die Racker. Haushohe Mauern von lauter gefällten Stämmen, mit Zapfen in Löchern verbunden: dazwischen durch, und von oben herunter sausen Pfeile und Wurflanzen! Ich stürme lieber eine persische Felsenburg! — Also da kommen wir nicht durch. Aber vor kurzem hat Silvanus — ich diente unter dem Tapfern und rühme mich dessen! — den Weg durch die Wälder zur Linken von hier nach Auxerre mit acht Kohorten zurückgelegt: — der Pfad ist viel kürzer, viel! Freilich ist man verloren, gerät man in den Waldsumpf. Aber Silvanus der Franke sprach: „Ich wag's. Mir weist die Wege der wegwaltende Wodan." Und wirklich drang er mit uns

durch, überraschte die Feinde und siegte! Aber was der kriegserprobte Franke wagen durfte unter seinem alten Siegesgott, das wagt — der Gott des Kreuzes ist kein Gott des Schwertes! — der junge Cäsar nicht." „Du irrst", rief ich und trat hervor. „Ich wage es. Denn auch mich führt hoch in den Sternen ein Gott des Siegs. Und du, Aquilifer, sollst mich auf Erden führen." Ich ergriff den Erstaunten, nahm ihn mit in meine Wohnung auf dem kleinen Kapitol der Stadt (— es ist doch herrlich, daß wir in unsern guten Tagen in jeder Barbarenstadt das Kapitol von Rom wiederholt haben! —), ließ mir die Richtung des Wegs genau erklären, und morgen mit Sonnenaufgang geht es in die Wälder. Ob wohl Germanen darin schweifen? O schicke sie mir bald, unbesiegter Sonnengott!

X.

Sieg! Sieg! Er hat sie mir geschickt, der große Gott! Mein erstes Gefecht — zugleich mein erster Sieg!

Meine Seele frohlockt! Wie glücklich bin ich! Ein Pfeil hat meine Wange gestreift. Ich habe selbst das Schwert geschwungen! — Ich habe einen Germanen im offnen Kampf erlegt! O Mars und Jupiter und all' ihr Götter! O Lysias, dürft' ich dich jetzt umarmen. Oder — lieber noch — Helena! — an die ein Eilbote noch von der blutigen Waldwiese aus abflog. Aber so wird kein Bericht daraus! Also hübsch ruhig: „mit klarer Gliederung des Stoffes," befahl Libanius seinen Schülern.

Ich zog also Ende Juni mit meiner schwachen Schar von Autun durch die Wälder, geführt von meinem Freunde,

dem Fahnenträger Voconius. Ja, ich darf ihn Freund nennen, den echten Latiner, den Sohn der samnitischen Berge! Auf meine Frage, — nach unserem ersten Gespräch über die Wege — ob er die alten Götter vorziehe oder den neuen, erwiderte er: „Ich verstehe das nicht, o Cäsar. Es ist mir auch ziemlich gleichgültig. Ich weiß nur: solange ich den Adler trug, pflegten wir die andern zu hauen, seit ich das Labarum tragen muß, pflegen wir gehauen zu werden. Das erstere gefiel mir besser.“ Ich drückte ihm die Hand; ein Geldgeschenk lehnte er ab. Da sagte ich, „wir wollen fortab Freunde sein, Aulus Voconius.“ Und wir sind es geworden.

Mein Freund Voconius leitete also unseren kleinen Zug durch Wälder und Sümpfe gen Nordwesten auf Auxerre. Sowie wir in die tiefen Waldungen einbogen, die nur schmale Pfade durchschnitten, spürten wir alsbald vor uns und auf beiden Flanken die Nähe der Barbaren, — wir wußten zunächst nicht, ob Alamannen oder Franken — die uns vorsichtig umkreisten, gelegentlich aus dem Dickicht ihre Pfeile und Wurfspeere auf unsern dicht geschlossenen Zug entsendend. — Denn ich hielt meine schwache Schar in tiefen Gliedern dicht zusammen, gedeckt auf allen vier Seiten durch leichte Reiter, die, bei jedem Anfall zu uns zurücksprengend, uns vor Überraschung schützen mußten.

Aber heute mittag hätten sie uns doch beinahe überrumpelt! Wir zogen in wildverwachsenem Gestrüpp dahin: rechts Sumpf, links eine Kette mittelhoher, dunkel bewaldeter Hügel. Auf einmal ward es da links lebendig: so rasch, wie ich noch nie habe Menschen laufen oder reiten sehen, warfen sich von jenen Hügeln herab auf unsere linke Flankendeckung zahllose Barbaren: nicht sie erhoben den Schlacht-, meine überraschten Reiter erhoben den Schreckensruf.

Im nächsten Augenblick waren die Bestürzten auch schon mitten in dem Zug unseres Fußvolks, Verwirrung in unsere Reihen tragend, sie durchbrechend. Und gleich darauf waren die Barbaren da! — Auf Speerwurfweite! Auch ihre Fußkämpfer schon! Diese Schnelligkeit erklärt sich nur dadurch, daß erlesene Jünglinge, lange hierin geübt, die linke Hand in die Mähne des Rosses gekrallt, neben dem Reiter herlaufen, so rasch wie dieser vorwärts fliegt. Es war ein prachtvoller Anblick!

Ich hatte wahrlich anderes zu denken, als an die Schönheit solcher Bewegung: aber den unverbesserlichen „Theoretiker“ — so schilt mich Jovian! — fesselte das nie gesehene Schauspiel und (ich schäme mich solch abgrundtiefer Eitelkeit!) es freute mich unbändig, daß ich sofort auswendig, wörtlich, die Stelle des Tacitus hersagen konnte — Germania, Abschnitt 6 steht sie (auch das weiß ich auswendig!), in der er diese Mischung von Reitern und Fußkämpfern bei den Germanen schildert!

Aber blitzschnell war der Einfall, und kurz die Freude! Denn schon waren sie dicht vor mir, diese Gegenstände meiner Freuden! Ein Pfeil ritzte mir die linke Wange: ich spürte es nicht am Schmerz, nur am Blut, das niederströmte. Und neben mir sah ich bereits meine Ballistarier vor dem ungestümen Anprall von links her ausweichend nach rechts: das heißt in den Sumpf, in dem wir alle sicher verloren waren! „Zangengleich“: dieser treffliche Ausdruck Frontins fiel mir ein in diesem bedenklichen Augenblick: ich befahl unserem Zug, Halt zu machen (die kleine Lücke in der Mitte überließ ich einstweilen den Göttern!), mit dem vorderen und dem hinteren Teil unserer Linie nach links einzuschwenken, so die Barbaren „zangengleich“ von beiden Seiten fassend.

Gott des Sieges! Es half! Mein erster Einfall —

aus einem Schulbuch gelernt —! er glückte! Die Barbaren, plötzlich zugleich von Norden und von Süden angegriffen — von West nach Ost hatten sie uns auf unserem Zuge nach Norden angefallen — glaubten wohl, wir hätten, ihnen unvermerkt, Verstärkungen herangezogen und begannen zu weichen. Aber nicht das Häuflein, das jenen ersten Stoß erfolgreich geführt hatte: hartnäckig hielten die Stand!

Ich sah Jovians Roß neben mir stürzen, ein Fußkämpfer, angeklammert an eines Reiters Hengst, hatte dem Gaul das Kurzschwert in den Bug gestoßen: der Freund lag hilflos unter seinem Tier: der germanische Reiter wollte ihn mit dem Speere durchbohren. „Halt," schrie ich auf lateinisch, den Stoß mit dem Schild auffangend, „Halt, Germane: Kämpfen, nicht Wehrlose morden." Augenblicklich wandte der Gescholtene sich und sein Roß gegen mich (— sie haben leider Zeit genug gehabt, Latein, in unserem Land, auf unsere Kosten, zu lernen! —) und holte mit dem langen Speere gegen mich aus: aber mein kurzes Römerschwert kam ihm zuvor: ich stieß es ihm in die Achselhöhle des erhobenen Armes: er schrie und stürzte nach links herab. Da schwang sich der Fußkämpfer auf das leere sattellose Roß und floh. Jovian hatte sich einstweilen unter seinem toten Gaul herausgearbeitet und reichte mir die Hand: „Siehst du, wie gut du reiten und fechten gelernt hast? Der Philosoph hat den Kriegsmann gerettet: umgekehrt war's wahrscheinlicher."

Der Gefallene war ein Führer gewesen: entmutigt wichen die Seinen. Wir machten fünf verwundete Gefangene: von ihnen erfuhren wir, es waren gemischt Alamannen und Franken — Bataver — gewesen, was also das sehr Unerfreuliche beweist, daß wenigstens Teile der solange treuen Bataver sich unseren Feinden angeschlossen

haben. Das ist schlimm: sie gelten — durch alte römische Schulung — als die gefährlichsten der Franken.

Prachtvolle Menschen sind es, diese Germanen! Ich habe solche Kraft und Riesengröße, freilich auch solche Wildheit nie getroffen. Sie hatten zwanzig Tote — es sind die ersten Toten, die mein Auge sah: feierlich ernst ist der Eindruck — der der Vernichtung! — Man könnte fast an der Unsterblichkeit zweifeln, sieht man sie so liegen, mit dem gebrochenen Auge, wäre sie nicht so haarscharf von Maximus bewiesen. Wie könnte doch ein Teil der Weltseele sterben! —

Jovian hat eine leichte Quetschung der Hüfte davongetragen: es freut mich, ihn pflegen zu dürfen. —

Merkwürdige Menschen, diese Germanen! Ich stelle sie im ganzen nicht viel über die tapfern und stolzen Ungetüme ihrer Wälder: Bär, Elch, Eber, Edelhirsch, Wisent. Aber zuweilen überraschen sie durch ein Feingefühl, das ich ihnen nicht zugetraut hätte. Dieser Berung da hängt an mir mit der Treue eines klugen, starken Hundes. Ich weiß, er läßt sich todschlagen für mich, blindlings! Ich meinte nun, er würde ebenso blindlings für mich alles totschlagen, was ich wünsche. Aber ich irrte. Als wir neulich zuerst aufbrachen gegen die Feinde, rief ich ihm scherzend zu: „nun, den ersten Alamannenkopf liefert Berung ein. Er ist der Nächstberufene."

Der Treue sah mich an mit vorwurfsvollem Blick: — aber er schwieg vor den andern. Über eine Weile spornte er sein Rößlein an das meine und flüsterte: „Herr, lieber Herr, das war nur ein Scherz — ein recht grausamer dazu! — von dir, das mit dem Alamannenkopf?" — Und so ausdrucksvoll trafen mich die treuherzigen grauen Augen: — ich schämte mich sofort meiner Herzlosigkeit, doch verstellte ich mich noch und sprach: „Ei, warum?

Seit Jahrhunderten kämpfen unter unsern Fahnen Germanen gegen Germanen und wahrlich nicht am schlechtesten: warum soll's auf einmal anders sein? Verlegen schwieg er eine Weile, denn mein Satz war unanfechtbar. Dann begann er leise, halb mit sich selbst redend· „Weiß nicht, weiß nicht woher: — aber ich kann nicht. Sieh, in den langen Jahren, da ich in der Fremde unter Fremden diente, — es ging mir nicht schlecht, ich hatte die Fülle von allem, des ich begehrte — aber es verlangte mich oft in der Nacht, wann ich einsam auf Wache stand in Asien oder in Afrika oder in Mailand, nach den Meinen: — nach dem Klang unserer Sprache. Ich trug den Sternen da oben Neid, daß sie zu dieser Stund' auf den stillen Neckarwald herabschauen durften, wo unter den uralten Eichen unser schlicht Gehöft von dunkelbraunem Holze liegt. Ich hätte meinen Monatssold gegeben, wieder einmal einem Mann meines Volkes in die Augen sehen zu dürfen. Und nun, da ich sie wiedersehe, nun soll ich ihr Blut vergießen? Nein! Mögen's andre thun: — ich thu's nicht mehr. Und immer mehrere von uns verspüren doch, daß wir zusammengehören, wir Alamannen. Schon mehrere haben sich ausbedungen, gegen jeden Feind Roms zu fechten, nur nicht gegen den eigenen Stamm. Soll ich vielleicht die Fackel werfen in meiner Sippe uralten Erbhof?

Gegen Franken und Sachsen wie gegen Perser und Mauren will ich für dich fechten, Herr: aber nicht gegen die Meinen, die Alamannen! Gern will ich auch gegen sie dein Leben decken, mit der eigenen Brust — gern will ich dir auch gegen sie folgen in die Schlacht: — aber nur, dich zu schützen, nicht, das Blut der Meinen zu vergießen. Bitte, Herr!" Ich schüttelte ihm die Hand und nickte. Der Barbar fühlt feiner als ich. Weh uns, erstarkte dieses Gefühl in ihnen! Aber es hat keine Not! Und

den Franken, den Sachsen streckt er ja noch frohgemut nieder. Er hat sein Wort gehalten, mich mit dem eigenen Leib zu decken: ich sah es nicht, aber Jovian, wie er zwei Wurfspeere dicht vor meiner Brust auffing mit seinem Schilde. — Keine Trutzwaffe trug er mit in den Kampf.

XI.

Ich schrieb das Vorstehende noch auf dem Gefechtsfeld. Jetzt berichte ich aus Troyes. Denke nur, welche Schmach! Als ich vor den Thoren dieser Feste ankam — es dunkelte die Nacht herauf — wollten sie mich durchaus nicht einlassen, diese Tapfern. Die Furcht vor den Barbaren hat seit Jahren alles so erfüllt, daß die Leutchen an römische Scharen, die im freien Feld erscheinen, gar nicht mehr glauben wollen. Und als ich von einem römischen Siege sprach, hielten sie es erst recht für gelogen! Wir seien verkappte, in römische Rüstungen gekleidete Barbaren. Zuletzt erkannten sie den alten Voconius und ließen endlich den Cäsar, nachdem er eine Stunde im Regen zu ihnen die Wälle hinauf gescholten, in ihre bange Stadt. Der Bischof wollte mich vor allem in die Basilika führen, Gott für den Sieg zu danken. Ich sagte, ich hätte schon gedankt und verlange mehr nach einem Bade. —

Die starke Feste zitterte vor den Barbaren! Und doch barg sie das Hauptheer, mit welchem ich ganz Gallien zurückerobern soll: den Magister Militum Marcellus und fast zehntausend Helme! Ich nahm sie am folgenden Tage für mich in Pflicht: — bei den Rippen des heiligen Marcus und einem Eckzahn der heiligen Magdalena ließ

sie der Bischof schwören (man darf nicht mehr schwören bei dem Genius des Constantius: er hat wohl auch keinen! 's ist gleich: wenn sie's nur halten!) — „o Phöbos Apollon," dachte ich während der langen Schwurformel. Ich schämte mich vor „dem Gott mit dem silbernen Bogen"!

(Übrigens: wie viele Eckzähne hat denn der Mensch höchstens, auch im Zustande der Heiligkeit? Ich habe von der heiligen Magdalena schon etwa sieben bewundert.)

Sehr viel für meine Aussichten in Gallien kommt nun selbstverständlich auf diesen Marcellus an, meinen ersten Heerführer. Bis jetzt hab' ich nur Feigheit, Frömmigkeit und Kriecherei an ihm entdeckt.

Heute endlich wieder einmal Briefe von Helena, von Mutter, Schwester und von Philippus. Helena, die Holde, die Heitere, erträgt auch ihr dermaliges nicht leichtes Los mit liebenswürdiger Freudigkeit. Allein, nach so wenigen Monaten des süßesten Glückes, nur von Dienerinnen nach des Imperators Wahl umgeben (— streng hat er die Bitten seiner Gattin, meiner Mutter und Schwester abgewiesen, zu der Einsamen reisen zu dürfen —), mich in allerlei Fährnissen wissend, einer schweren Stunde entgegenbangend, verzagt sie doch keinen Augenblick. Im Gegenteil, sie tröstet mich mit fröhlichen Scherzen. Sie schildert mir, wie unser Heliodor aussehen wird. — Denn es steht ihr fest: es ist ein Knabe. Geliebtes Geschöpf! Wie gern eilte ich an ihr Lager. Aber mich rufen Chnodomar und andere Ungetüme.

Meine Mutter! Wie zärtlich, aber auch wie eindringlich ermahnt sie mich, täglich so und so oft zu Christus zu beten — um des Heiles meiner Seele willen: sie bete Tag und Nacht für mich. Ach, es ist gut für sie, daß ich

heucheln muß, solang Constantius lebt. Wie würde die innig Verehrte leiden, erführe sie meinen Haß gegen den Galiläer! Die Schwester schreibt auch gar so fromm! Seltsam! Jovian begnügte sich, die Briefe der andern nur vorgelesen zu hören: als ich ihm aber sagte, Juliana sende ihm einen Gruß, griff er hastig nach dem Papyrus und mußte es selbst lesen!

Philippus schreibt Wichtiges vom Hof, vom Staat. Der Gute meint, das Bedeutsamste sei, was mich betreffe: er irrt, erst der Staat, dann Julian. Er meldet ganz bestürzt, hätte ich jemals die Aussicht gehabt, falls Constantius söhnelos vor mir sterbe, den Thron zu besteigen (— der Allschauende Helios sah nie einen solchen Gedanken in dem geheimsten Winkel meiner Seele! —), meine Unvorsichtigkeit in Beschützung der Verehrer der Götter habe sie für immer zerstört. Und worin bestand diese Unvorsichtigkeit?

In jeder größeren Stadt Galliens, in der ich auf der Reise längeren Aufenthalt nahm —: so in Grenoble, in Valence, in Vienne brachten die Behörden und die Galiläerpriester vor mein Tribunal Anklagen wider allerlei Verbrecher, die in den Wirren der letzten Zeiten unverfolgt geblieben waren: Mörder, Räuber, Diebe in Menge. Ich ließ sie verhaften, die Untersuchung einleiten. Aber der Diakon zu Grenoble verklagte eine junge Mutter, daß sie kurz vor ihrer Entbindung der Juno Lucina Milch und Mehl geopfert; der Presbyter von Valence verlangte, ich solle einen Greis in Ketten legen, der dem Hermes dem Seelengeleitenden einen Hahn gelobt, falls der Gott ihm leichten Tod gewähre, und der Bischof von Vienne heischte die schärfste Bestrafung eines jungen Bildhauers aus Korinth — (ach, sie haben keine Arbeit mehr, die Hände, die dereinst die schönen Götter gebildet! —), der Nachts in den von

dem Bischof längst verschlossenen und versiegelten Tempel der Venus drang und hier die wunderschöne Statue der Göttin (— es soll ein Werk des Praxiteles sein! —) bekränzte und zeichnete. Der Schein seiner Fackel verriet ihn. Er ward ergriffen und gefangen gesetzt. Unter dem Vorwand, Augenschein einnehmen zu müssen, ließ ich mir das sofort wieder verriegelte und versiegelte Fanum öffnen: o Lysias, welche Reinheit, welche Heiligkeit ist doch dem Schönen eigen! Tief erschüttert stand ich vor der herrlichen Göttin. Der Bischof, der mich scharf beobachtete, merkte wohl etwas! Er verlangte dringend Bestrafung des jungen Artemidor und beschwor mich, das dämonische Bild, das ja sogar mich zu verwirren scheine, zerschlagen zu lassen. Ich wies das zurück: aber ich versprach ihm, seine Stadt von der gefährlichen „Dämonin“ zu befreien und ließ die schöne Göttin nach Arles bringen, wo ein Freund Jovians ein Landhaus eignet. Möge fortab die „Venus von Arles“ der Stadt Segen bringen! Artemidor führte ich verhaftet — zu seiner Sicherheit! — ein paar Tagemärsche mit mir fort, erfreute mich herzlich des liebenswürdigen Jünglings und entließ ihn reichbeschenkt nach Marseille zur beneidenswerten Einschiffung in seine schöne Heimat. Ob ich je das edle Antlitz wieder schaue?

Auch die Anklageschriften gegen die beiden andern ließ ich verschwinden in den Fluten des Rhone. Aber die drei Priester ruhten nicht: sie verklagten mich bei dem Augustus wegen Beschützung der Götzendiener. Er hat noch nicht beschlossen, gegen mich einzuschreiten; aber sein Argwohn ist schwer gereizt. Grimmig fuhr er Philippus an: „Siehst du, dein Schützling, wie er sich anläßt? Ihr habt wohl schon Träume geträumt, die ihn auf dem Throne sahen? Aber wartet nur! Nie, nie wird er den Purpur tragen, dafür ist gesorgt! Ich habe meinen Nachfolger bereits

gewählt, — da Eusebia mir keinen gönnen will. Demnächst laß ich Senat und Heer auf einen Mann vereidigen, der sich nicht bedenken wird, am Tage meiner Thronbesteigung jenen Freund der Götter zu den Dämonen der Hölle zu senden. Da mag dein Philosoph Imperator über die Teufel werden." Es beunruhigt mich nicht: ich weiß es ja, daß ich sterben muß, um emporzusteigen zu dem Vater des ewigen Lichtes. Und bald wird es sein. Die Lieblinge der Götter (— zu denen zähl' ich, das fühl' ich täglich mehr, je klarer ich sie erkenne —) sterben früh.

Das Wichtigste aus des Philippus Briefen ist die Rückberufung des Eusebius, der glücklich in den Hintergrund gedrängt schien. Die Freude hat nicht lange gewährt. Und warum zurückgerufen? Wie geht es her in diesem Reich der Römer!

Ein Feldherr, Macer, der in Rhätien am Inn die eingedrungenen Juthungen abwehrt, erhält einen Brief von seiner Frau aus Florenz, ein Bienenschwarm habe sich an seinem Haus angesetzt. Das bedeute etwas Großes: — den Purpur. Und das unselige, unsinnige Weib fleht nun den Gemahl an, er möge sie doch ja nicht, nachdem er Constantius getötet, um der schönen Imperatrix Eusebia willen verstoßen. Die Sklavin, die das schreibt, verkauft eine Abschrift an Eusebius, den Präpositus. Dieser erwirbt sich das hohe Verdienst, dem Augustus die „gefährliche Verschwörung" aufzudecken, Macer und dessen Gattin werden enthauptet, zahlreiche völlig Unschuldige gefoltert, und der Obereunuch, der wieder einmal dem Imperator Leben und Thron gerettet hat, wird in höchsten Ehren zurückgerufen.

Philippus schreibt am Schluß eine mir noch unverständliche Zeile: „Lies Horaz, Satiren, erstes Buch, vierte Satire, Vers 85, und handle danach."

Der Buchsklave bringt eben meinen Horaz, das Ge-

schenk Eusebias . . . ich schlage nach: Hic Niger est — hunc tu, Romane, caveto[1]). Was kann er meinen? All' ihr Götter! Niger ist der Name des Arztes, den Constantius gesandt. — Philippus warnt sichtlich vor ihm. Und mein Weib, mein Kind hilflos, schutzlos in dieses Arztes Hand! Ich — ich fliege zurück, sie zu behüten . . .

Nein, ich darf ja nicht! Darf auch nicht scheinbar weichen vor den Barbaren, und seh' ich Helena niemals wieder! Jovian hat Recht: „Ein Wahrzeichen nur gilt: für dies Reich der Römer zu kämpfen." Aber einen Eilboten entsende ich mit Warnung in Geheimschrift. Ach und welch' grausam Geschick! Ich darf nicht einmal hier bleiben, Antwort erwartend: weiter und weiter ab von der Geliebten führt mich die Pflicht des Krieges. Wohin zunächst? Das ist mein wohlgehütetes Geheimnis. Morgen breche ich auf von hier nach Reims und . . ."

Ein Brief von ihr: o Weh und Schmerz und bittrer Gram der Seele! Mein Bote an Helena kreuzte sich mit der schwarzen Nachricht, die eben von ihr eintrifft. Unser Heliodor — diese holde Hoffnung! — ist zerstört. Meine Geliebte war frisch und gesund gewesen, schreibt sie, bis Niger sie in Behandlung nahm, — obwohl ihr gar nichts fehlte. Viele, viele Tränke mußte sie nehmen wider Willen auf Nigers, das heißt auf des Imperators Befehl. Nun ist das Ende der „Behandlung" da! Zu früh, nur um gleich zu sterben, ward unser Heliodor geboren. Ach, nur wenige Augenblicke sah er den Strahl des Gottes, der ihn uns geschenkt. Niger ist spurlos verschwunden, sobald der Knabe starb. Nun, Constantius wird wissen, wohin. Tief gebeugt von eigenem Weh sucht das herrliche Geschöpf,

---

[1]) „Freund, ein solcher ist schwarz (niger): vor solchem hüte dich, Römer."

mich aufzurichten. O mein Heliodor! Wie hatte ich dich erziehen wollen, den Göttern und dem Römerreich zum Dienst! Ah, die Barbaren sollen mir's entgelten!

XII.

Ich fand im Heere den Glauben verbreitet, unser Zug gelte zunächst den Franken: den Sugambern und dem empörten Gau der Bataver: waren doch von dort, vom Niederrhein her die jüngsten Vorstöße erfolgt. Ich bestärkte diesen Glauben. Allein sowie das Heer marschfertig, befahl ich statt nach Norden — gegen den Kohlenwald, — vielmehr gen Nordosten auf Metz zu ziehen: Überraschung, Täuschung über sein wahres Ziel war ein großes Stück der Feldherrnschaft des einzig wahren Cäsars. Nicht den Franken, — den Alamannen am Oberrhein galt mein nächster Angriff: und er gelang vollkommen, Dank eben der Überraschung. Von Metz drang ich in Eilmärschen — ach immer weiter weg von Helena! — gen Osten über Dieuze nach Saarburg.

Heiß brannte die Mittagstunde des Julitags: nur mit Mühe brachte ich den stockenden Zug vorwärts, äußerste Stille hatte ich eingeschärft und Jovian mit leicht berittenen Bogenschützen vorausgeschickt auf Spähe: bald jagten diese zurück und meldeten, daß die Alamannen, in der erschlaffenden Hitze des Mittags, alle Vorsicht, jeden Gedanken einer Gefahr aufgegeben hatten. Ihre Waffen im Lager zurücklassend, lagerten sie am Flüßlein Saar. Viele badeten und plätscherten in den Fluten; andere tranken den erbeuteten Wein aus ihren Sturmhauben; manche auch

strählten ihr langes gelbes Haar und färbten es rötlicher (— das scheinen sie zu lieben —) mit einer scharfen Seife aus Talg und Buchenasche. Welcher Anblick, diese Sorglosigkeit, für einen römischen Feldherrn! Ich gab das Angriffszeichen durch die Reitertrompeten. „Zangengleich" wieder faßte ich sie, meine Scharen teilend, zugleich von Nordost einschwenkend und von Nordwest. Vereint warfen wir die Überraschten von Nord nach Süden in ihr Lager hinein und sofort — nach Süden — wieder hinaus. Sie hatten gar nicht Zeit gehabt, zu ihren Waffen zu gelangen, geschweige sich zu scharen: nur Flüche, Verwünschungen, nicht Speere hatten sie uns entgegenzuschleudern. Groß war das Blutbad: — gerächt ist Heliodor!

Aber Vorsicht thut not in diesem Lande, dessen Festen: Speier, Selz, Straßburg, Brumat nicht mehr unser, vom Feinde besetzt, oder doch der Mauern entkleidet sind. Mein Heer wie die Barbaren glaubten, ich würde nun den erlangten Vorteil in der gleichen Richtung gegen Straßburg hin verfolgen. Aber das Verfahren von Troyes wiederholend, ließ ich die Alamannen los und befahl, nun ebenso plötzlich die Franken anzufallen: ich zog auf Köln. Da ritt Jovian an mich heran und schüttelte mir die Hand: er lobt mich nicht oft, nicht stark (— ich kann viel davon vertragen —) und sprach: „Philosöphchen, du bist ein geborner Feldherr." „Wäre erfreulich," erwiderte ich. „Ein geborner Reiter bin ich offenbar (— immer noch! —) nicht: zweimal fiel ich gestern vom Gaul." Dieser Zug gegen den Niederrhein ist so gefährlich wie der vorige gegen die Alamannen: auf dem ganzen Weg von Straßburg bis Köln blieb in unsern Händen nur noch Remagen bei Koblenz.

Die erste Schlappe! Empfindlich genug! Gerade im letzten Augenblicke noch abgehalten, Dank sei Mars Stator und Jovian, eine Niederlage zu werden. Das Wetter ist umgeschlagen. Regengüsse fluten Tag und Nacht hernieder, dichte Nebel steigen auf aus den sumpfigen Altwassern dieses mächtigen Stromes. Man sieht kaum den nächsten Mann im Glied. Gegen Abend ging's; ich hoffte, vor Einbruch der Nacht noch Köln zu erreichen, das, wie meine Späher berichteten, unglaublichermaßen nicht besetzt ist. „Eine barbarische Feldherrnschaft," dachte ich in meinem jungen Siegesstolz, an der Spitze des Zuges reitend. Ich vermißte schwer das Gespräch Jovians, der gebeten hatte die Mitte führen zu dürfen. „Fürchtest du," lächelte ich, „die Franken mehr als die Alamannen?" „Am meisten fürchte ich deine Leichtherzigkeit, Griechlein," erwiderte er derb, aber nicht mit Unrecht, und ritt zurück. Sonderbar! Dasselbe Wort „Leichtherzig" hat mir neulich der wackere Ammian geschrieben. So dachte ich noch, als plötzlich von unserer Nachhut her ein schreckliches Geschrei sich erhob, das alles eher als ein Siegesgeschrei war. Ich hatte Marcellus die Nachhut — zwei Legionen — überwiesen, weil ich Widerstand nur vorn oder von der linken Flanke her vermutete: rechts deckte uns der Rhein, an dessen Ufer hart hin die alte Legionenstraße zieht. Aber die Franken (— denn diese waren es! —) hatten uns umgangen und brachen nun vom Rücken her, durch den Nebel verschleiert bis zum Anprall, in unsern Zug. Marcellus floh sogleich nach vorn; schon wurden seine Schwerbewaffneten in großer Zahl von der steilen Böschung herab in den Strom gestoßen: nicht viel fehlte und wenigstens die Nachhut war verloren. Da — im rechten Augenblick — erschien Jovian mit Verstärkungen aus der Mitte und stellte die Schlacht. Die Nacht brach ein: die Bar-

baren wichen, aber wir haben viele Leute in dem Fluß verloren und nur Einen — verwundeten — Gefangenen gemacht. Er sagte aus, es waren die Bataver, geführt von einem ihrer Königssöhne. Der Angriff war meisterhaft geplant.

Köln war wirklich unbesetzt. Begreif's, wer kann!

Zaghaft, mit sichtlich geringem Vertrauen auf unser Verbleiben in ihren halbzerstörten Mauern, krochen die Bürger von Köln aus ihren Häusern, aus ihren Kellern hervor.

All' ihr Götter, welch' ein Anblick, diese verwüstete Stadt! Und also aus eitel Mutwillen haben die Barbaren Köln genommen und — dann verlassen? Ich versicherte den Kurialen, solang ich lebe in Gallien, werde Köln nicht wieder erobert werden, und befahl sofort meinem ganzen Heer, noch in der Nacht, während die Kohorten Wein und Speise erhielten, bei Fackelschein die nur oberflächlich abgebrochnen Wälle wieder herzustellen. Die Leute murrten: denn Marcellus hatte schlaffe Mannszucht gehalten. Da ergriff ich selbst einen Spaten und sprach: „den ersten Spatenstich thue ich, euer Cäsar, und dem ersten, der sich weigert, spalte ich mit diesem Spaten den Schädel." Sie stutzten, aber sie gehorchten alle sofort. Mir scheint, auch das Befehlen-Können ist eine Gabe der Götter.

Nachträglich erfahre ich Näheres von dem Angriff jenes Batavers. Er hatte es sehr, sehr schlimm gemeint. Gleichzeitig mit seinem Stoß in unsern Rücken sollten vier andere Könige der batavischen Gaue uns von der Stirn und von der linken Flanke fassen. Jene vier waren von ihm (Merowech heißt er: man muß den Namen merken!) nach langem Verhandeln gewonnen gewesen, neben ihm

gegen uns loszuschlagen. Aber im letzten Augenblick blieben sie aus — ohne ihm abzusagen. Alle vier. Warum? Auch ihre Scharen hatten Merowech zum „Herzog“, d. h. zum Oberanführer verlangt. Da erwachte die alte Eifersucht und die vier Könige traten zu uns zurück. Nur ein Sugambernkönig hielt Wort und stieß zu Merowechs Schar. Der Graukopf griff grimmig immer und immer wieder an, bis sie ihn endlich mit vielen Wunden davontrugen. Jovian hätte ihn gefangen, hieb ihn nicht Merowech heraus. Jene vier schickten jetzt Gesandte nach Köln und erbaten Frieden und Verzeihung. Beides gewährte ich von Herzen gern! Denn in diesem barbarisch rauhen Lande — es regnet und stürmt ohne Unterlaß! — noch einen Herbstfeldzug bis an das germanische Meer, — das mute ich zwar mir, aber nicht meinem Heere zu.

So verbrachte ich denn diese Monate mit der Wiederbefestigung Kölns und andrer verödeter Städte und ging über Trier zurück nach Sens an der Yonne, wo ich die Winterquartiere beziehen will und wohin ich mein geliebtes Weib von Vienne her entboten habe. Welch ein Wiedersehen! Welche Freuden! Welche Liebe! Und welches Weh!

Aber will das Bittre in mir überwiegen, dann ruf' ich mir das Bild der trauernden Roma vor Augen, der ich doch ein wenig von langjähriger Not und Schmach abgenommen habe von den Schultern. Freilich, es war nur ein Anfang: viel ist noch zu thun. Der unbesiegte Sonnengott führe mich weiter. Stammen wir Constantier doch von dem großen Germanenbesieger Claudius: vielleicht hat sich von seinem Geist, von seinem Glück etwas auf mich vererbt.

Erst hier — im tiefsten Winter! — erhalte ich endlich

eine Antwort von dir oder doch eine Bescheinigung, daß du meine Brief- ja Tagebuchsendungen erhalten hast.

Allerdings, ich sandte sie anfangs nach Nikomedia. Nicht konnt' ich ahnen, daß du dich aus Besorgnis für deine Sicherheit fern in dein geliebtes Wunderland Ägypten zurückgezogen: und gewiß, wenn Eusebius, wie dir (nach deinem Briefe) Philippus und der edle Johannes (der deinem Hasse mit Liebe vergilt) heimlich mitgeteilt haben, Verdacht geschöpft hat, deinem Galiläerpriestertum nicht recht traut und die Wahrheit ahnt: — dann konntest du nicht rasch genug in die Verborgenheit verschwinden, dein mir so teures Haupt zu retten. —

Aber, o geliebter Lehrer, deine kurzen Zeilen kann ich nicht eine Antwort nennen auf die so umfangreichen nicht nur, auch, sollte ich meinen, so inhaltreichen Ergüsse meines heißen, jungen, vertrauensvollen Herzens. Wem sollte ich rückhaltlos vertrauen, wenn nicht dir? So habe ich dir denn auch das süße Glück, das ich in meinem geliebten Weibe gefunden, fast verschämt, — aber jubelnd verkündet und die Hoffnung auf unser Kind und das bittre Weh um unsern Heliodor! Und vorgesteckt hatte ich mir, dir auch weiter zu berichten von dem Glück meiner Liebe, meiner Ehe, nachdem ich — nach so vielen Monden! — das süße Weib hier wieder an die Brust schließen durfte: (ach sie hat sich nicht erholt, — ich meine die Gesundheit nicht wieder erlangt: nur den rührend heitern Sinn, mit dem sie mich tröstet!) Aber ich kann dir, Lysias, nach deinen Äußerungen nicht mehr schreiben über Helena. Es steht etwas Fremdes, mir Unverständliches zwischen meinem verehrten Meister und mir. Du beglückwünschest mich zu meiner Errettung, zu meiner Erhebung zum Cäsar: aber mit keinem Wort zu meinem höchsten Glück: zu Helena.

Ja, du schreibst rätselhaft: „deine Vermählung ist viel-

leicht geschehen gegen den Willen der Götter und den Gang der Sterne." O Lysias, ist das denkbar? Und von unsrem Kinde schreibst du grausam: „fälschlich hast du den Knaben Heliodor genannt. Nicht Helios hat ihn dir gegeben noch die andern Götter, sonst lebte er dir noch. Die Götter schützen ihre Gaben. Constantius und der blinde Zufall haben dich zum Vater jenes Kindes gemacht." Lysias, es gehört die ganze Dankbarkeit meines Geistes gegen dich dazu, daß ich dir das verzeihe. Aber die Galiläer sollen sich nicht berühmen, daß sie allein den Grundsatz aufstellen, Böses mit Gutem zu vergelten:

Laß adlermutig schweifen deine Liebe
Bis dicht hinan an die Unmöglichkeit:
Kannst du des Freundes Thun nicht mehr begreifen, —
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

Am liebsten beriefe ich dich hierher zu mir: sähen wir uns Auge in Auge, — das Gespenst, das zwischen uns aufgetaucht, würde rasch verschwinden. Allein wenn nicht schon auf der Reise hierher, würdest du sicher in meinem Lager den Spähern des Eusebius in die Hände fallen: sie wimmeln hier.

XIII.

Ich bin nun mit den Vorbereitungen für den nächsten Feldzug eifrig beschäftigt: — ich arbeite Nacht und Tag: — ich schlafe nur zwei Stunden. Denn die geliebten Bücher verlangen nun auch wieder ihr Recht. Und immer und überall, auf dem Marsch, in den Sümpfen des Rheinlandes, während der Berechnung der Vorräte, die ich brauche, der Mannschaften, die ich neu ausheben muß, auf dem Tribunal,

während ich Rechtsfälle entscheide, drängen sich mir in die Gedanken die großen Fragen über das Verhältnis der Götter (— nicht der sogenannten, der Volksgötter: vergieb, ich weiß, das verletzt dich: aber volle Offenheit muß unter uns walten —) zu der großen Weltseele, dem obersten, dem — dem Wesen nach — einzigen Gott.

Inwiefern ist es mehr als blöder Aberglaube des Volkes, daß so viele Götter, Göttinnen, Dämonen verehrt werden? Sind sie nicht bloße Symbole? Oder sind sie doch Erscheinungen, Darlebungen, Bethätigungen jenes obersten Gottes? Ich habe viel darüber geschrieben: — ich ringe danach, meine allmählich sich klärenden Anschauungen in ein abgeschlossenes Lehrsystem zu bringen. Zunächst für mich selbst: dann aber, — wie gern möcht' ich als Schriftsteller mir den Lorbeer verdienen! — Höher als den meiner Schlachten würd' ich ihn anschlagen. Ach wenn in Athen bei den Buchhändlern zur Ansicht offen läge: „das neue Werk des Claudius Julianus über das Wesen der Götter!" Aber mein erster Käufer würde sein — Constantius; und mein letzter! denn die Abschriften würden sofort verbrannt und der Cäsar wanderte wohl wieder in ein Kloster.

Helena sagt, auch in den zwei Stunden meines Schlafes spreche ich unaufhörlich von der Weltseele, von Helios und von Phöbos Apollo. (Sind diese beiden Eins oder zu scheiden?)

Seit dreißig Tagen hab' ich nicht eine Zeile an diesem Tagebuch schreiben können. Unsanft genug ward ich in der Nacht, nachdem ich gerad' das letzte aufgezeichnet, aus meinen philosophischen Träumen aufgeweckt. Der treue Berung pochte mit dem Schwertknauf an die Thür unseres Schlafgemaches und rief: „auf, Herr, zu den Waffen! Der Feind steht vor den Thoren."

Ich fuhr auf — ich ergriff das Schwert — ich wollte Helm und Schild fassen: — aber da schlug schon solcher Kampflärm von dem nahen Wall her an mein Ohr, daß ich mit einem Scheidewort an Helena davonstürmte. Ich wollte es nicht glauben: — aber es war so! Die Franken stürmten gegen die morschen Mauern!

Ich eilte auf den Eckturm des Ostthors, wo der Lärm am wildesten toste. In Menge kletterten die halb nackten Barbaren auf gefällten Bäumen, denen die Äste belassen waren und die schräg an der Mauer lehnten (— eine einfache Art von Sturmleitern! —), gegen die Zinnen hinauf. Mancher erstieg die Mauerkrone: mit den Schildstacheln stießen sie die Unsern hinab. Dabei schlug um mich her ein wahrer Hagel von Geschossen ein. Viele meiner Leute sanken neben mir. Da auf einmal fühlte ich von hinten her den Helm auf mein Haupt gedrückt: — hinter mir — von unsern Pechfackeln grell rot beleuchtet — stand lächelnd Helena: — sie reichte mir auch den Schild. O welche Wonne durchströmte da mein Herz! Vor aller Augen umarmte ich die Errötende und drängte sie die schmale Mauertreppe hinab aus dem Bereich der Geschosse.

Mit alleräußerster Anstrengung nur ward der Überfall abgeschlagen. Aber die Barbaren wichen nicht: — sie blieben! Dreißig Tage belagerten sie uns, mitten im schärfsten Winter, aber, wie gesagt, diese Bären frieren nicht! — Jeden Tag stürmten sie. Nicht einen Augenblick kam ich von den Mauern all' diese Zeit. Ich schlief, vom Mantel bedeckt, hinter den Zacken der Zinnen. Und keine Möglichkeit, durch einen zornigen Ausfall die Frechen zu verscheuchen! Dazu war ich viel zu schwach. Ich knirschte vor Zorn, auf die Abwehr beschränkt zu sein. Um der Verpflegung willen hatte ich die Schildner und die fremden Hilfsvölker in andere Orte verlegen müssen. Das hatten

die Franken erkundschaftet: so hofften sie, die Stadt zu bewältigen, den Cäsar selbst zu fangen. Merowech hat den Streich ersonnen und den Befehl geführt. Am dreißigsten Tag soll er verwundet worden sein: da trugen ihn, den Widerstrebenden, die Seinigen entmutigt mit sich davon und zogen ab.

Mich aber haben diese dreißig Tage gelehrt, was der Wille, der Geist auch schwächlichem Leib abzuzwingen vermag: das ist nur möglich, weil dieser Geist ein Funke der großen Weltensonne, ein Stück der ewigen Weltseele selbst ist.

Allein wie war es geschehen, daß die Kecklinge über die gefrornen Flüsse unvermerkt, ohne daß ich eine Warnung erhielt, so weit von Rhein und Mosel nach Westen vordringen konnten? Mehr noch: — daß in dreißig Tagen, da die Kunde von dieser Belagerung ganz Gallien durchdrang, nicht Ein Versuch gemacht wurde, mir Entsatz zu bringen? Das war nur möglich durch niederträchtigen Verrat des Marcellus, der mit starker Macht ganz nahe in Estissac liegt: jedoch er hielt sich diese dreißig Tage still in seinen sichern Mauern! Er soll gesagt haben: „Der Imperator wird sein Sens gern verlieren, verliert er dabei auch seinen Cäsar.“ Aber das ist mir zu stark! Ich verlange von Constantius die Absetzung des Elenden. Marcellus ist, meiner Anklage durch Verleumdungen zuvorzukommen, bereits an den Hof geeilt. Jovian bat, ihn in dieser Sache nach Mailand zu entsenden. Ich will's gewähren. Sobald wird es hier nun noch nichts zu fechten geben. Und ich weiß: er geht gern dorthin, wo er meine Mutter und — meine Schwester wieder sieht, die schöne, schlanke, dunkeläugige. Längst habe ich die zarte Neigung entdeckt, die Juliana und der Wackere — schon in Mailand — noch vor sich selbst scheu und schämig zu verbergen suchen.

Arme Herzen! Nie erfüllt sich euer Wunsch! Constantius wird nie einem so tüchtigen Kriegsmann die Hand einer Constantierin gewähren: solches Verdienst und eine solche Verbindung zusammen würden — nach des Augustus Denkweise von den Menschen — eine unwiderstehliche Versuchung bilden, nach dem Purpur zu greifen. Aber ich gönne ihnen gern die Freude des Wiedersehens.

Ach wie wenig habe ich doch durch meinen vorjährigen Feldzug erreicht! Schon im Februar ergossen und jetzt im März ergießen sich abermals Scharen von Germanen über das zitternde Land! Ich weiß gar nicht, was ihnen den Mut zu dieser Unverschämtheit geben kann?

Sollten sie den wahnsinnigen Gedanken gefaßt haben, wir würden sie jemals dauernd in Gallien dulden? Der soll ihnen ausgetrieben werden, so wahr ich Cäsar heiße! Jetzt, nach vierhundert Jahren, sollten wir wieder so weit sein, wie da der echte Cäsar gegen jenen Ariovist auszog? Nein, schlimmer sind wir daran. Ariovist hatte Gallien nur den Galliern, Chnodomar und Genossen haben es den Römern entrissen! Sie schickten mir Gesandte, die mich drohend aufforderten, das durch ihre Schwerter gewonnene Gebiet in Gallien nicht anzutasten! Aber wartet! Bei Mars dem Rächer hab' ich es geschworen: ruft mich nicht vorher der Imperator ab oder der Tod, — ich weiche nicht aus diesem Lande, bis kein Germane unbezwungen mehr darinnen lebt!

Ich schreibe dies aus Reims. Zu meinem Erstaunen hat der Augustus meinen Feldzugsplan für das nächste Frühjahr gebilligt, der — wieder einmal — die Feinde „zangengleich" umfassen will. Ja, er hat versprochen,

fünfundzwanzigtausend Mann unter dem Magister peditum Barbatio von Basel her den Alamannen in ihre Südflanke zu schicken, während ich (nach einem ruhe- und rastlos zu Sens verbrachten Winter von hier aus sie in der Stirn fassen will. In dem nun durch neue Schanzen gesicherten Sens ließ ich Helena, die immer Mutige, zurück.

Gesichert! Was ist noch sicher in diesem Reich der Römer! Während zwei römische Heere wider die Alamannen ziehen, hat eine Schar von Räubern die Keckheit, mitten zwischen beiden durchzubrechen und vom Rheine her bis Lyon vorzustoßen, zwölf Stunden weit, ohne Widerstand zu finden! Gerade noch gelang es, die Thore von Lyon ihnen vor der Nase zuzuwerfen und die starke Feste zu behaupten. Aber das ganze Flachland plünderten sie aus. Ich knirschte vor Zorn. Auf allen drei möglichen Straßen ihres Rückzugs eilte ich von Reims hinweg nach Südosten, ihnen zuvorzukommen, ihnen den Rückweg abzuschneiden: es gelang mir und dem zurückgekehrten Jovian, auf beiden Wegen die Räuber abzufangen und zu töten. Barbatio jedoch ließ die dritte Schar entkommen, die den Weg durch sein Gebiet nahm: er rief den Tribun, den ich ihn dorthin zu entsenden aufgefordert hatte, sofort wieder ab! — Bosheit oder Dummheit?

Und diese Räuber, wer waren sie? Das ist das traurigste an der Sache! Nicht Germanen: — Römer, römische Unterthanen wenigstens, Colonen, kleine Bauern, arme Kerle, welche zu vielen, vielen Tausenden die römischen Steuerheischer von Haus und Hof, in die Wälder, in die Sümpfe, zu den Barbaren vertrieben haben seit Jahrzehnten, und die nun in der Verzweiflung der Not mit unsern Feinden gemeinsame Sache machen! Das muß

anders werden: oder dies reiche schöne Land entvölkert sich von Römern, bevölkert sich mit Germanen. Sobald ich mit den Barbaren fertig bin, zieh' ich gegen unsere Beamten zu Felde. Blutsauger sind sie, erbarmungslose. Quos ego!

XIV.

Ende Juli, im Lager am Rhein zwischen Basel und Straßburg.

Die Zeiten sind dahin, da eine römische Flotte diesen Strom beherrschte! Nicht einmal ein paar Schiffe hab' ich, den Alamannen auf den zahlreichen Rheinauen ihren Übermut heimzuzahlen. Da drüben stecken sie, auf den dicht bebuschten schmalen Eilanden, verhöhnen mich und die Meinen, zeigen wir uns nah am Ufer, durch wüstes Schimpfgeschrei, das ich zum Glück nicht verstehe, und durch höchst unflätige Gebärden, die so deutlich sind, daß ich sie wohl verstehen muß: sie drehen dem Liebling der Götter, dem Cäsar und Konsul, den alleruntersten Teil ihres Rückens zu — den Mantel werfen sie vorher ab! — und patschen darauf mit beiden Händen! Nun wartet, ich will euch patschen helfen! Ich habe von Barbatio wenigstens sieben aus den zahlreichen Schiffen erbeten, die er zum Zweck des Flußübergangs bei Basel versammelt hält.

Ja, jetzt wissen wir's: Barbatio handelt nicht aus Dummheit, — nein: aus Bosheit, Verrat, aus Liebedienerei bei dem Imperator, der immer Angst hat, ich könne zu stark, zu rasch, zu viel siegen. Verbrannt hat er

die Schiffe lieber, als daß er sie mir gegeben, unter dem Vorwand, sie nicht in die Hand der Feinde fallen lassen zu wollen, verbrannt auch die Vorräte, die ich mir hatte nachkommen lassen, soweit er sie nicht für sich nahm. Marcellus, Barbatio . . . wie wird der dritte Schurke heißen?

Aber den ungezognen Eiland-Leuten hab' ich doch vergolten!

Ein Bataver in unserm Dienst (— die Germanen sind schon bald unsere besten Kräfte, den Göttern sei's geklagt! —), Bainobaud, Tribun der Cornuti, fand eine Furt (— diese Bataver sind ein Wassergeschlecht! —), und in mondloser Nacht, teils durchwatend, teils auf den untergebundnen Schilden schwimmend, erreichte er mit den Seinen die nächste Aue, schlachtete hier alles Leben, das er fand, auch Kinder, Weiber, Greise, wie man das Vieh abschlachtet, fand kleine Nachen angebunden, fuhr in diesen auf die andern Eilande, löschte auch hier jede Spur von Leben aus und kehrte mit reicher Beute zurück.

Anfangs graute mir, wie das Geschrei der Geschlachteten durch die Nacht herüberscholl und ihre Schilfhütten so grell rot emporflackerten: — aber der Krieg erzieht rasch dazu, das Notwendige zu thun. Sie haben mich geärgert (— meine Eitelkeit verletzt, wirst du sagen —) mit ihrem Hohn. Sie patschen nicht mehr. Es gefällt mir nicht, was ich da geschrieben habe. Es ist grausam; und kleinlich. Aber es mag stehen bleiben — mir zur Warnung! Steckt auch solches in mir? Gieb acht, Julian, auf dich und reinige deine Seele vor den Göttern!

Merkwürdige Leute, diese Germanen! Als ich in Sorge war, woher — nachdem Barbatio meine Vorräte vernichtet! — Getreide nehmen für die Besatzungen in den wiederhergestellten Kastellen und für meine Feldtruppen, meldeten mir die Landleute, die Alamannen hätten, soweit sie vorgedrungen, überall die Felder musterhaft bestellt, wie's fleißige Ackerbauer nur in der sichersten Heimat thun! Diese Landräuber, Landläufer, Landwüster! Ja, glauben sie denn, hier zu Hause zu sein? So holten denn nun meine Truppen das Korn, das diese pflugfleißigen Räuber bestellt: freilich war Blut meist der Kaufpreis.

Meine Feldtruppen! Ja, denn nun geht es in das Feld zu einem großen, wie ich hoffe, entscheidenden Siege. Es gilt, den Rhein wieder römisch zu machen: — er ist durchaus nicht so grausig, wie ich einst gewähnt. Und jetzt, im August, denkt der vielhörnige Gott wahrlich nicht an Eis und an Gefrieren, wie wir in Asien ihn uns immer vorstellten. — Ich wandte mich nach Zabern, nordwestlich von Straßburg, ein wichtiges Kastell, das die Alamannen wiederholt angestürmt (etwas anstürmen ist hübsch, nicht?) — es sperrt den Weg ins Innere — und endlich eingeäschert hatten: sie ließen es leer liegen, wie Köln! — Rasch setzte ich die nie gründlich zerstörten Werke wieder in Stand und schaffte das Alamannengetreide hinein, mir für den Fall des Rückzugs (den aber Mars Gradivus verhüten wird und Pallas Athene!) Zuflucht und Unterhalt zu sichern.

Von hier aus führ' ich den entscheidenden Stoß auf die Feinde, die sich — aus dem innern Germanien herzugeströmt in großer Zahl, sagt man — Straßburg gegenüber auf dem rechten Rheinufer sammeln. Es sollen über dreißigtausend Mann sein. — Ich zähle nicht zehntausend

Helme. Gleichwohl wag' ich den Abzug ins freie Feld, trifft nur von Barbatio Nachricht ein (— fünf Boten sandt' ich ohne Antwort nach ihm aus! —), daß er endlich mit seinen fünfundzwanzigtausend Mann von Basel aufgebrochen ist und auf Straßburg zieht, dem Feind in den Rücken. So fassen wir sie zusammen in Übermacht, von zwei Seiten, und dann wehe den Barbaren!

Heute habe ich meine persisch-parthischen Eisenreiter, die ich aus allen Besatzungen an mich zog, gemustert. Prachtvoll sehen sie aus! Vom Kopf bis zur Sohle stecken die Leute in einem enggefügten Erzgeschuppe, das den Kopf als Sturmhaube, den Hals, den Nacken, die Brust als Panzer, Arme und Beine wie Arm- und Beinschienen deckt: die Zehen sogar stecken darin wie in einem Strumpf. Und ganz ebenso schützt das Roß von den Ohren bis zu den Fesseln ein solches Schuppenhemd: decken sie nun mit dem langen schmalen Schild die Zügelseite und führen in der Rechten den eisenbeschlagnen Speer, so sehen sie in der That unverwundbar aus, wie eherne Reiterstandbilder. Ihr Führer, ein vertriebener persischer Fürst, schon lang in unserm Dienst, bemerkte, mit welchem Staunen ich seine Leute betrachtete. „Ja," rief er mir zu, „du magst wohl schmunzeln, o Cäsar! Solange Darandanes an der Spitze dieser seiner Erzklumpen steht, wirft alle Wut Germaniens deine Schlachtreihe nicht um." Und in der That — er und die Seinen sehen danach aus.

Constantius schickt mir einen neuen Magister Militum, Severus. Das ist ein alter Haudegen, graubärtig, grob, aber ehrlich dabei — wie es scheint. Es giebt freilich

auch eine Grobheit, die als Maske vor das Antlitz der Falschheit gebunden wird. Aber Jovian urteilt günstig über ihn: — das wiegt schwer.

Ah, auch die häßlichste der Göttinnen, auch Eris, kann Zeus zu seiner Söhne Heil verwenden. Meine Macht war doch eigentlich allzuwinzig, mit ihr was andres vorzunehmen, als sie zu verstecken: — dazu freilich machte sie eben ihre Niedlichkeit recht geschickt. Auf einmal wird mir, ganz unerwartet, starker Zuzug gebracht: Eris ward meine Helferin. Sie flog zu den Batavern auf der großen Insel des Rheins und erbitterte die Herzen von vier Gaukönigen dieser Völkerschaft mit so leidenschaftlichem Eifersuchtshaß gegen jenen Merowech und seinen Ruhm bei Alamannen wie bei Franken, daß sie freiwillig — denn ich konnte sie wahrlich nicht zwingen! — mir die Mannschaften ihrer Gaue zuführen: — über viertausend Speere, ausgezeichnete Krieger, germanische Kraftfrische mit langjähriger römischer Waffenübung verbindend: es ist eine Freude, diese Kerle zu sehen.

Die Bataver gelten von je (— bereits bald vier Jahrhunderte lang —) als die allervorzüglichsten unter den germanischen Söldnern. Schon seit Drusus haben sie gar manchen Strom in allen drei Erdteilen in unserem Dienst durchschwommen, gar manches römische Siegesfeld mit ihrem Blute gerötet. Es ist eine allgefürchtete Schar. Sie haben untereinander ein Gelübde, jeden Waffengenossen ihres Stammes aus äußerster Todesgefahr zu retten mit Wagung des eigenen Lebens. Ich werde sie womöglich gerade auf jenen Merowech loslassen: „immer Germanen gegen Germanen,“ lehrte Tiberius. „Diamant schneidet Diamant, und wer immer fällt: — Rom gewinnt dabei.“ Diese

dummdreisten Helden haben nur einen starken Fehler: es giebt ihrer zu viele.

Die Namen aber meiner vier neuen Freunde klingen so barbarisch, wie ihre Bären- und Wisent- und Büffelfelle aussehen: man zerbricht sich den Mund damit: „Chramn“ und „Guntchramn“, „Truchtbrecht“ und „Grimmbrand“. Gräßlich! Wie Gekrächz der Sumpfvögel. — So! Geschrieben habe ich's: — auszusprechen brauch ich's nicht. Ich nenne sie kurzweg: Bär, Wolf, Eber, Wisent. Sie lachen dazu, sie hören's gern. Sie fühlen sich offenbar geschmeichelt. Eben baten sie mich, sie doch ja ihrem Stammgenossen gegenüberzustellen. Ich gewährte es als besondere Belohnung! (Ich bin nicht feige. Aber daß ich alsdann nicht dieser Merowech bin, ist mir doch eine behagliche Empfindung.) „Warum eigentlich,“ fragte ich sie, „hasset ihr ihn so lebhaft, diesen Königssohn?“ Lange fanden sie vor Staunen über diesen Einfall gar keine Antwort. Endlich rief das Wisenttier unwirsch: „Welche Frage! Ist er doch unser Landsmann!“

XV.

Merkwürdige Menschen, ich muß es immer wieder sagen, sind es, diese Germanen. Es ist nicht klug aus ihnen zu werden. Oft mein' ich fast, es stecke etwas Zukunftvolles in ihnen: — denn es ist doch nicht bloß bärenhafte Kraft und tolldreister Mut, — es ist auch eine sonderbare Art von Klugheit und Findigkeit in ihnen, was mich oft ebenso überrascht, als finge ein edles Roß, ein kluger Jagdhund plötzlich zu reden an. Es könnte einem Römer zuweilen

bange werden: — wenn wirklich diese ungezählten Waldmenschen sich einmal zu etwas anderem erheben würden als zum Raufen (ersten Ranges!), Saufen (ebenso), Singen (gräulich, wie Geheul der Wölfe)? Aber bald beruhige ich mich wieder. Sie bringen's nie und nimmer zu etwas anderem als zu jenen beiden Dingen (die sie allerdings unübertrefflich leisten)! Kinder sind es! Kinder von sieben Schuh mit den Kräften von Giganten: — aber Kinder! — Vorab unfähig für alle Zukunft jedes methodischen Denkens, jeder Philosophie! Hahaha! Ein philosophierender Germane! Das ist ein Gedanke, wie wenn ein Auerstier auf Lerchenflügeln zur Sonne fliegen sollte!

Nun hab' ich sie also wirklich mit Augen sehen müssen die römische Schmach (— nein, eine Schande nur des Constantius! —), an die ich immer noch nicht hatte glauben wollen: Chnodomar und seine Raubbrüder schicken mir — in der Urschrift! — die Briefe des Imperators, in denen er ihnen als seinen Bundesgenossen im Kampfe gegen Decentius feierlich, mit dem Siegel des Reiches, alles Land auf dem linken Rheinufer abtritt, das sie zu besetzen vermögen würden. Darauf gestützt verlangen sie von mir Räumung des ganzen, von mir wiedergewonnenen Gebiets und Rückzug bis hinter die Seine. Nicht mehr Rom sei, sie seien rechtmäßige, durch Vertrag anerkannte Herren des ganzen linken Rheinufers: andernfalls Krieg bis zur Vernichtung! Ich bat die Gesandten (— diese Barbaren sprechen Latein! —), mir die drei Briefe, die sie mir vorgelesen, in die Hand zu geben: ich konnte es wirklich nicht glauben. Als ich es aber nun las, da durchzuckte mich Zorn, Scham und (— von den Göttern gesandt —) ein

Blitz der Klugheit zugleich: ich zerriß alle drei, — die gefährlichen Beweismittel ihres Rechts und unserer Schande.

Hei, fuhren sie auf, die Ungetüme des Schwarzwalds! Einer riß das Kurzschwert heraus und brüllte: „Du brichst das Recht der Völker!“ „Ihr seid keine Völker: — Räuberhorden seid ihr,“ entgegnete ich. Er hätte mich um ein kleines erschlagen, aber meine Wachen entwaffneten den Wilden und seine zwei Genossen. Ich behalte sie gefangen: — wenigstens bis nach der Schlacht: sie sollen nicht den Ihrigen die Schwäche meiner Scharen, die sie gesehen, verraten. Nach meinem Sieg mögen sie laufen; ’s ist wider das Völkerrecht, ’s ist wahr. Aber der große Julius that andern Germanen dasselbe — lies nur nach im Gallischen Krieg (Buch IV. 13) steht’s — mit gutem Erfolg. Allein auch um Zeit zu gewinnen, um den Angriff der Barbaren hinauszuzögern, behielt ich die Gesandten zurück: denn jetzt ist mir jeder Tag, ja jede Stunde des Aufschubes Gewinn: es gilt, die noch ganz ungenügenden Befestigungen dieses Kastells zu vervollständigen, unsrer einzigen Zuflucht im Fall eines Unglücks. Und ich halte sie auch wirklich nur für Räuber, nicht für einen kriegführenden Staat. Die Germanen sind — ich schrieb es schon — des Staates unfähig: — zu unserem Glück!

Oh all ihr Götter! Welcher Donnerschlag! Welches Unglück! Mein letzter Bote floh zurück: — die andern sind gefangen. Barbatios Heer steht nicht mehr im Feld! Er hat sich am gallischen Wall nördlich von Kolmar überfallen und schlagen und weit bis über Augst hinaus jagen lassen: Gepäck, Lasttiere, Troßknechte, viele Tausend Krieger sind verloren. Und die römische Ehre! Und was hat er zuletzt gethan? Die immer noch zwanzigtausend Mann,

die ihm geblieben, hat er um den Genfersee herum in die „Winterquartiere" verteilt — bei dieser Augusthitze! — Er selbst eilte zum Imperator, mich der Unfähigkeit, des tolldreisten Wagemuts zu zeihen, meine Abberufung zu verlangen.

Was nun thun? Mich in diesem engen, schlecht neu geflickten Nest einschließen, hier von den Barbaren mich belagern lassen? Unmöglich! Kein Entsatz ist zu hoffen. Wenn nicht dem Sturmangriff, erlieg' ich dem Hunger. Zurückgehen? Wie weit? Wohin? Nach Reims im Norden? Nach Troyes im Süden? 's ist überall dasselbe! Überall werde ich von Übermacht belagert, und ehe Entsatz kommt — von Constantius! — durch Schwert oder Mangel bezwungen. Und einstweilen all' das Land wieder aufgeben, das ich schon zurückgewonnen hatte, die verzweifelnden Provinzialen abermals den Barbaren überlassen? Jede Hoffnung, die ich in ihnen entfacht, auf Rettung, auf die Wiedererhebung Roms auslöschen auf immerdar?

Aber andrerseits mit dreizehntausend bunt zusammengewürfelten Truppen eine fast dreifache Übermacht der gefürchteten Barbaren im freien Feld aufsuchen? Falle ich, fällt Gallien. Es ist die schwerste Wahl meines Lebens.

Damals, in Mailand, hieß es nur: „soll Julian Cäsar werden oder sterben?" Jetzt heißt es: „soll Gallien gerettet oder verloren sein?" Das kann nur ich allein entscheiden.

Auch Jovians Rat mag ich nicht hören. Aus den Tiefen meiner eignen Brust muß ich diese Entscheidung schöpfen.

Es ist sternenklare Nacht; allein — schweigend — will ich hinauswandeln vor die Thore!

Schaut auf mich herab, oh ihr Sterne, die ihr selbst

ja leuchtende Götter seid! Hört mein Flehen, mein brünstiges Gebet, oh all ihr andern Götter! Ich kann euch nicht Opfer schlachten, nicht Altäre kränzen. Arm, hilflos, verlassen steh ich hier und rufe eure Gnade an: — erleuchtet mich! Schickt mir in dieser Nacht ein Zeichen, ein Traumgesicht. Thut es um des Reiches willen, nicht für mich! Obzwar ich glaube, — ich fühl' es mit glühender Inbrunst — nie hat noch auf Erden eine Seele so fromm zu dem Göttlichen emporgeschaut wie ich. Höret mich! Helfet mir! Erleuchtet mich, gnädige Götter!"

XVI.

An dem Tage, da Julian zu Zabern diese Worte in sein Brief-Tagebuch schrieb, ging es gar laut, lärmend und lustig her in dem Lager, das die Alamannen nach Vollendung ihres Rheinübergangs, südwestlich von Straßburg, an der Mündung der nach Zabern führenden Legionenstraße aufgeschlagen hatten. Es bestand zum größten Teil aus Laubhütten, wie sie die Germanen aus Zweigen und dünnen Stämmen rasch und geschickt herzustellen verstanden; nur selten waren Zelte — römische Beutestücke — verwendet.

In der stattlichsten dieser Leinwandüberspannungen — der Purpursaum des oberen Überhangs bezeugte, daß das Gezelt ehedem dem Gegen-Imperator Magnentius gehört hatte — saßen um einen kostbaren runden Citrustisch, der aus der nächsten römischen Villa herangeschleppt war, die sieben verbündeten Könige der Alamannen und Merowech, der batavische Königssohn.

Jene Fürsten waren verschieden an Macht, je nachdem sie an der Spitze einer ganzen Völkerschaft oder nur mehrerer einzelner Gaue oder gar nur eines einzigen Gaues standen. Der mächtigste war der Riese Chnodomar, der den ganzen Elsaß von Mülhausen im Süden bis über den heiligen Bannwald von Hagenau im Norden hinaus beherrschte: um seines starken Heerbannes und seiner in vieljährigen Kämpfen gegen Rom erprobten Heldenschaft willen war er zum „Herzog" d. h. zum Oberfeldherrn für diesen Feldzug gekoren worden.

Von den übrigen walteten Ur, Ursicin und Vestralp im mittleren Baden und in Württemberg bis über die junge Donau hinüber und bis zu den Linzgauern am Norduser des Bodensees, Suomar und Hortari in den Thälern des Schwarzwalds, Agenarich vom Schwarzwald bis gegen Konstanz.

Die gewaltigen Kriegergestalten machten den Eindruck bärenhafter Kraft, wie sie in der volksmäßigen Tracht die gewaltigen Arme und Beine unverhüllt zeigten: nur hier und da hatte ein römisches Beutestück die heimische Gewandung und Rüstung vervollständigt oder geschmückt: aber der Mantel, vom Felle des Auerstiers oder des Wisent, das Bärenfell, die aneinander genähten Wildschuren der Eber oder der Wölfe fehlten keinem; und nicht das über die Sturmhaube gezogene Haupt eines solchen Untiers, dem man die Hörner, den aufgerissenen Rachen, die weißen Hauer belassen hatte. Seltsam nahmen sich darunter auf der Ringbrünne die römischen runden Ehrenscheiben aus, die aus erbeuteten Rüstungen vornehmer Officiere gebrochen waren.

Auf dem Tische dampfte in der Hohlfläche eines kostbaren römischen Silberschildes — Decentius, dem Bruder des Magnentius, hatte ihn Chnodomar selbst vom Arm gestreift, nachdem er ihm mit Einem Schwerthieb Helm und

Schädel gespalten — ein Eber, unzerteilt am Spieße gebraten. Mit ihren Dolchmessern schnitten die Schmausenden sich lange Streifen von dem saftigen Braten, an der Teller Statt sich breiter knuspriger Brotscheiben bedienend. Und unablässig kreisten die germanischen Trinkhörner neben den römischen Bechern, Schalen und Pokalen aus Silber, Gold und künstlich gearbeitetem Erz.

Mit schweigendem Grollen sah Merowech zu, wie das Mahl, mehr noch das Trinkgelage sich ins Endlose zu dehnen schien; er seufzte verhohlen in Ungeduld und versuchte mehrmals, den Strom laut lärmender Rede zu unterbrechen: vergeblich! Da kam wieder einmal der tiefste Becher — in Gestalt eines goldenen Turmes: Edelsteine bedeckten oben die Zinnen — an Agenarich, der dem Riesen Chnodomar an Länge wenig nachgab.

Mit fast schon lallender Zunge begann er, die großen weit offnen blauen Augen im Kreise umhergehen lassend: „Schmausen ist gut, Trinken ist besser, Kämpfen das Beste, Siegen das Herrlichste. Wohlan, ich hab' nun bald genug — meine ich — getrunken. Nun kommt das Kämpfen, das Siegen. Gieb mir mal deinen Dolch, Bestralp. So!" Und er ritzte sich den linken Vorderarm, daß das Blut reichlich hervorschoß, ließ es in den goldenen Turmbecher vor ihm rinnen und fuhr fort: „hört mein Gelübde beim Becher: — Bragi trink ich ihn zu! Ich siege in der nächsten Schlacht: — ich durchbreche der Römer eherne Schildreihe, wie ich hier diese Brotrinde zerbreche zwischen meinen Fingern. Oder ich falle, wo ich stehe. Im Rausch hab ich's gelobt: — doch nüchtern werd' ich's halten." Damit trank er den Becher aus. Nun ließ er den dicken zottigen Kopf auf die beiden nackten Arme niedergleiten, die er über den Tisch verschränkt hatte, und gleich darauf entschlief er mit lautem Schnarchen.

Die andern lachten, Merowech wollte auffahren von seinem Sitz: aber eben schob ihm König Vestralp, der ihm zunächst saß, den Pokal zu. „Willst nicht auch du einen Becherspruch thun, ein Bragi-Gelübde, junger Held?" fragte er.

Merowech rückte den Goldturm ruhig weiter auf dem Tisch: „Ich brauche keine Götter als Zeugen meiner Vorsätze: ich führe sie aus. — Auch die unausgesprochnen." Zorngemut sah er vor sich hin: — die meergrauen Augen leuchteten seltsam.

„Nun, ich merke," sprach Ur, sein Nachbar zur Rechten, „du hast bereits einen grimmen Vorsatz gefaßt. Ich für meinen Teil, ich eide hier über dem Becher —: Wodan und Tius und Bragi hören mein Wort! — ich weiche nicht aus der Schlacht, solang ich diesen Arm heben kann." Und er that einen tiefen Zug. „Auch ich!" rief Ursicin, ihm den Pokal wegreißend und hastig trinkend. „Und ich!" „Und ich!" „Und ich!" fielen die andern ein, jenem Beispiel folgend. „Und du, Merowech?" fragte Chnodomar. „Du schweigst?"

„Ja, denn das versteht sich von selbst."

„Ein wacker Wort. Aber du trägst doch, mein' ich, einen Beschluß umher zwischen diesen zornig gefurchten Brauen," meinte Chnodomar. „Was ist's? Wem gilt er?" „Bainobaud," stieß Merowech zwischen den Zähnen hervor. „Dem Weiberwürger, dem Kinderschlächter. Es gilt ja immer noch als erlaubt, daß Alamanne gegen Alamannen, Franke gegen Franken in römischem Dienst die Waffe führt. Aber jener Blutige hat nicht gekämpft, — gewürgt. Wehrlose Stammgenossen geschlachtet hat er für Rom. Erreich' ich ihn ... Genug!" Er ballte die Faust um den Schwertgriff. Dann hob er an: „Vergönnt nun auch mir, dem obzwar so viel Jüngeren, ein Wort des Rates."

„Was ist da noch zu raten?" rief Agenarich, aus dem Halbschlaf emporfahrend. „Wir gehen hin und erwürgen sie zwischen unsern Armen."

Aber Chnodomar winkte. „Laßt ihn reden! Er kennt sie gut, die Welschen." „Besser als wir alle," bestätigte Suomar. „Bah, aber allzuhoch schlägt er sie immer noch an! Denkt an die lustige Hasenjagd auf Barbatio," lachte Hortari.

„Der Cäsar ist aber nicht Barbatio," erwiderte Merowech.

„Waren nicht Barbatios Scharen — an ihren weggeworfenen Schilden haben wir's erkannt — sogar die besten Legionen, dieselben, die uns früher heiße Arbeit gemacht?" fragte Vestralp. „Der Siegesgott ist gewichen von den Römern," rief Ursicin.

„Er hat ihnen aber, scheint's, als Vertreter, diesen Julian geschickt. Denn es ist ein neuer Geist in die römische Kriegführung gefahren, seit dieser Jüngling sie leitet, den sie den „Philosophen" schelten. Ich meine, ihr müßtet's merken. Jene Überraschungen! Erst gegen euch: — dann gegen Köln. Wiederholt scheitern unsre Angriffe — im Augenblick des Siegs — an seiner Entschlossenheit!"

„Ja, und mein Bruder Mederich, der tapfre," rief Chnodomar, „so stark und groß beinah wie ich, fällt im ersten Gefecht im Zweikampf durch diesen Knirps! Blutrache schulde ich ihm: ich bleibe aber nichts schuldig, am wenigsten Blut. Ihn vor allen, dieses Männlein, such' ich in der nächsten Schlacht: aus all' seinen Schuppengepanzerten greif ich mir ihn heraus — mit der Hand! — wie der Geier das Küchlein — und trag' ihn wagrecht auf den Armen an den nächsten Baum an der Straße und zerschlag' ihm an dem Stamm das überkluge Gehirn, daß es weithin umherspritzt." Die andern lachten.

„Erst haben,“ warnte Merowech. „Nachdem er mich bei Köln empfindlich abgewehrt, wollt' ich ihn mir fangen. Es lüstete mich, diesen offenbar ungewöhnlichen Menschen kennen zu lernen. (— Ich hätte ihn mancherlei zu fragen! An was der wohl glauben mag? —) Deshalbmein Überfall von Autun. Ich bekam ihn nicht. Noch ein paar Tage und die Feste fiel. Da ward ich verwundet. Bewußtlos trugen mich die Meinen fort. Jedenfalls: Vorsicht thut not. Es geht nicht, gegenüber diesem Feinspinner, mit dem bloßen Drauflosschlagen; durch manche Mauer kommt man, mit dem Kopf anrennend, trägt diesen Kopf ein Stiernacken wie Chnodomars. Ein Netz aus Seidenfäden, das immer nachgiebt, — rennst du nicht entzwei. Ich riet gleich nach seinem ersten Erfolg zu äußerster Vorsicht. Umsonst. Ihr ließt euch kläglich überfallen dort an der Saar. Nach Barbatios Vertreibung drang ich darauf, sofort den ahnungslosen Cäsar anzugreifen: das war der rechte Augenblick für rasche That. Aber nein! Ihr mußtet erst den Sieg in fünfunddreißigtausend Räuschen feiern. Wie altgebräuchlich.“

„Der Neumond war erst abzuwarten,“ entgegnete Chnodomar. „Die Götter gewähren keinen Sieg vor dem Neumond,“ meinte der alte Ur, den langen weißen Bart streichend.

„Die Götter sind wohl nicht so abergläubisch wie wir, König. Auch wollen sie oft gezwungen sein: Kühnheit — zur rechten Zeit — zwingt ihnen die Gunst ab. Im Erfolg ist's fast gerade so,“ lächelte er fein, „als ob es gar keiner Götter bedürfte. Griffen wir damals sofort an, so war der junge Herr verloren: Zabern lag noch in Trümmern. Er hatte nicht auf sechs Tage Mundvorrat. Aber die Götter, der Neumond und euer Durst beschlossen anders! — Nun riet ich, wenigstens Straßburg, dessen

Besatzung er schleunig an sich gerissen, als er Barbatios Flucht erfuhr, zu besetzen, für den Fall unsers Rückzugs . . ." „Den giebt es nicht," rief König Agenarich mit schwerer Zunge. („Du könntest Recht haben! — wider dein Verständnis!) . . . um uns Deckung, Aufnahme zu sichern. Aber nein! Das schien euch unnötige Vorsicht. Ich bat, wenigstens die Hälfte meiner Schar hineinlegen zu dürfen . . ."

„Behüte," lärmte König Ursicin, gutmütig mit der Faust drohend, „du feiner Franke! Ihr seid immer so schlau! Und meint, wir grobhirnigen Alamannen sind so dumm, nix zu merken. Schon lange trachtet ihr von euern Sümpfen unten im Niederland immer weiter, hübsch langsam immer weiter den schönen Rheinstrom aufwärts. Das taugte euch wohl, bis nach Straßburg hinaufzugreifen, am Oberrhein euch einzunisten? Nix da, Freund Franke." „Bleibt ihr nur hübsch da unten," stimmte Suomar bei. „Ist der letzte Römer in Gallien erschlagen, dann kommen wir zusammen irgendwo, zum Beispiel in Köln, und würfeln sie aus, die römische Erbschaft, wieviel der Alamanne, wieviel der Franke kriegen soll davon."

Merowech maß ihn mit langem Blick. „Mag sein. Vielleicht würfeln unsere Stämme wirklich einstmals um die Obmacht. Aber der Tisch, auf dem diese Würfel rollen, wird darüber blutigrot werden. — Mit allem abgewiesen, riet ich dann auf das dringendste, ja ich beschwor euch, wenigstens so rasch wie möglich unsere ganze Macht auf das linke Ufer zu werfen und, unter vorsichtiger Besetzung der kleinen verlassenen Kastelle, so schnell wie thunlich den Cäsar anzugreifen, etwa gerade, wie er aus Zabern heraustreten will, ihn im Gefecht von diesem seinem einzigen Rückhalt abzuschneiden, jedenfalls aber die Schlacht zu schlagen so weit vom Rhein entfernt wie möglich. Denn im Fall eines Unglücks . . ."

„Es wird kein Unglück geben!“ lächelte Chnodomar ruhig vor sich hin.

„Ihr aber verlachtet den Rat des „Vorsichtlings“. In unglaublicher Saumsal verlort ihr die kostbaren Tage: jede Stunde verstärkt Zabern, verstärkt durch herangezogne Besatzungen das Römerheer, vermehrt seine Vorräte. Und ihr verliegt euch! Ihr, sonst so ungestüm aufs blinde Losschlagen erpicht! Aber freilich! Nun mußten die fünfunddreißigtausend Räusche erst wieder ausgeschlafen werden.“

Gutmütig lachten die Gescholtenen.

„Endlich — endlich! — setzt ihr euch in Bewegung. Aber ohne Überstürzung, wahrlich! Drei Tage und drei Nächte braucht ihr, — unter unaufhörlichem Trinken, euern Göttern zutrinkend und allen fünfunddreißigtausend Menschen, unter Johlen, Schreien, Vordrängen der einen, Zögern und Zurückfluten der andern — bis ihr endlich auf Kähnen und Flößen übergesetzt habt. Das Beste thaten die Reiter, das heißt die Rosse. Denn diese tranken nur Wasser und schwammen hinüber. Und nun, auf dem linken Ufer angelangt, anstatt pfeilschnell den Feind zu überfallen, schlagt ihr abermals ein Lager! Nicht zur Sicherung, das wäre weise: — nein! Nur um darin — ihr laßt es unbefestigt! — abermals ein Fest zu feiern: das große Fest des Rheinübergangs. Freunde, ihr vertrinkt all' eure Siegesaussichten. Und auch jetzt noch kein Aufbruch! Bedenkt doch: schlagen wir die Schlacht so nah dem Rhein und verlieren sie . . .“ „Unsinn!“ lachte Agenarich und schlief wieder ein. „Laßt ihn nur reden,“ beschwichtigte Chnodomar. „Ich sage dann Ein Wort, — das alles erledigt.“ — „Auf dies Wort bin ich gespannt! — Dann führt unsere Flucht mitten hinein in denselben breiten, tiefen, reißenden Strom, den ungehemmt zu überschreiten wir einhundertvierundvierzig Stunden brauchten.

Nun denkt euch die verfolgenden Römer auf dem Nacken: ihre parthischen Pfeilschützen auf den raschen numidischen Rossen! Vernichtung heißt das Ende."

„Höre, Bataver," schrie Vestralp, „ich weiß: du bist nicht furchtsam. Aber deine Rede war es." „Warum müssen wir denn durchaus geschlagen werden?" fragte Hortari unwillig. „Wird dir bang," lachte Ursicin, „kehr' um zu Vater Nebisgast. Wir brauchen dich nicht und nicht deine tausend Speere."

„Ruhig, Vetter!" mahnte Chnodomar. „Laß ihn," sprach Merowech. „Rauschrede reizt nicht." „Sage nur, wo du hinaus willst mit deiner langen Rede?" forschte Ur. „Hast sonst nicht viele Worte," meinte Suomar.

„Hier waren sie nötig. Denn sie trugen viele Gedanken." „Ja, was sollen wir denn nun thun?" fragte ungeduldig Vestralp. „Endlich, endlich aufbrechen! Muß man Alamannen, die Söhne des kampfwütigen Tius, immer wieder zur Schlacht mahnen? Nun habt ihr abermals vor dem Aufbruch ein großes Opfer- (soll heißen Trink-) fest verkündet um Sieg —, Stunden gehen abermals verloren, ein halber Tag vielleicht. Und jede Stunde — ich sagte es —! ist kostbar. Ich beschwöre euch: gebt das Opfer auf! Brecht sofort auf!" „Man weiß," grollte der alte Ur, „du hältst nicht viel auf Opfer, Salier!" „Opfert so lang ihr wollt: — aber nach dem Sieg! Dankopfer wären mir als einem Gott viel angenehmer als Bittopfer: jene setzen eine sehr anständige Empfindung voraus, Bittopfer nur die Selbstsucht des Verlangens und die Hoffnung, den Gott zu bestechen." — „Das versteh' ich nicht," brummte Vestralp. — „Das will ich hoffen! — Also noch einmal: — macht gut, was noch gut zu machen ist nach euern vielen, vielen Fehlern. Gebt jenes Opfermahl auf, brecht noch in der Nacht auf." „Unnötige Sorge!" schloß nun Chno-

domar, mit der wuchtigen Rechten winkend. „Junger Freund, ich ließ dich ausreden. Denn du redest klug und so oft ich dir folgte . . .“ — „Das war selten.“ — „Kam Gutes davon. Aber diesmal! — Vernehmt es, Freunde.“ Er stand auf und feierlicher Ernst, gläubige Begeisterung verschönte, veredelte die sonst fast allzuderben Züge des Riesen. „Ich halte den Sieg in der Hand so fest, so sicher wie dieses Horn, das ich auf Donar, meinen Ahn, erhebe.

Vor drei Nächten war's: lange fand ich keinen Schlaf: — Merowech's kluge, scharf treibende Worte hatten mich erschüttert: ich gestand mir: ja, viel Zeit war vergeudet. Unruhig wälzt' ich mich auf meinem Büffelfell. Endlich schlief ich ein. Und siehe: alsbald erschien mir Donar, mein Ahn — so deutlich, nur viel schöner als sein Holzbild im heiligen Hag: — herrlich leuchtete, wie flüssig Feuer, sein roter Bart, hoch hob er den Hammer in der mächtigen Faust und er sprach:

„Seliger Sohn! Getrost, getreuer!
Sicher ist dir der Sieg.
So gewiß wirst du siegen,
So gewiß wie ich walte in Walhall,
Siegvaters Sohn,
Und throne in Thrudhvang.
So gewiß und wahrhaftig
Ich schimmernd hier dir erscheine.
Suche du siegessicher ihn selbst in der Schlacht,
Den zappligen Cäsar, das winzige Wichtlein.
Räche, du Recke, das Blut des Bruders!
Dein schweres Schwert schwinge: —
Nie springt dir's noch splittert's, —
Zerschlag' ihm den schimmernden Schild:
Durch den Harnisch hindurch mit ungeheurem Hiebe
Hau' ihm ins Herz. Rückwärts rasselt er röchelnd vom Roß,
Dir zu reichem Ruhm und Donar, deinem asischen Ahn.“

Verzückt schwieg der König: wie verklärt sah sein hellblaues schönes Auge nach oben: — er hob in stummer Andacht des Dankes das Horn empor.

Da ergriff unschilderbare Begeisterung auch die andern Könige. Sie sprangen von den Sitzen, hoben die Hörner in die Höhe, oder rissen die Schwerter aus den Gürteln, oder drückten sich die Hände, drängten sich um Chnodomar und suchten nach seiner riesigen Rechten.

Auch Merowech erhob sich: „Nun bleibt es also bei dem Fest. Selbstverständlich! Ich bitte den Oberfeldherrn nur um eine Erlaubnis. Mit meiner Schar — allein — sofort aufbrechen zu dürfen." — „Wohin?" — „Dem Feind entgegen." — „Du meinst, er kommt gegen uns?" — „Ja. Wenn er nicht noch thörichter ist als wir." — „Warum?" — „Der junge Cäsar hat keine Wahl: er muß uns aufsuchen. Und er wird es, wenn ich ihn richtig beurteile." — „Weißt du, woher er kommt?" — „Ich glaube." — „Woher?" — „Er kommt geradeswegs die alte Römerstraße von Zabern her gegen uns. Ich werde sehen, was sich etwa noch thun läßt. Lebt wohl, ihr Könige. Trinkt nicht länger, als die Frömmigkeit unerläßlich fordert." Er griff nach Mantel und Speer und ging.

„Die Götter! Die Götter!" grollte er, aus dem Zelte tretend. „Diese unnützen Herrschaften! Diese Vielgeschäftigen! Wenn sie sich doch um ihre Dinge kümmern und meine Schlachten mir allein überlassen möchten! Ob wohl auch der junge Philosoph in Zabern in dieser Stunde von seinen Heiligen Erleuchtung erhofft? Möchten sie ihm doch ähnliche Dummheiten anraten und offenbaren wie seine Götter unserem tapfern Herzog! Allein, das ist kaum zu hoffen. Denn jedes Gläubigen Götter gleichen auffallend stets dem Gläubigen selbst. — Jetzt aber aufs Pferd! Entgegen der Entscheidung!"

XVII.

Der Nordgau der Bataver stellte ungefähr elfhundert Speere; außer diesen hatte sich eine Gefolgschaft von achtzig Helmen um den jungen Königssohn geschart, der sie beritten gemacht und auch vielen seiner Heerbannleute Rosse geschenkt hatte. So verfügte er über beinahe dreihundert Reiter, neben etwa neunhundert Fußkämpfern. Sofort nach seinem Abschied von den Königen, noch in der Nacht, zog er mit seiner kleinen Schar aus dem laut lärmenden Lager gen Nordwesten.

Es war die letzte Nacht des Vollmonds: — am nächsten Tage trat der Neumond ein. Der Jüngling atmete auf, sowie er aus dem tosenden Lager und dessen ungleichen Beleuchtungen — bald rotes Reisigfeuer, unter weißem Qualme grell vorbrechend, daneben die dunkeln Schatten der Zweighütten — herausgeritten war in die feierlich schweigende Stille des weiten Blachfeldes, gleichmäßig übergossen von dem bleichen geisterhaften Licht des Mondes.

Weit voraus ritt der Königssohn, die Legionenstraße gegen Zabern zu. Er war in tiefes Sinnen verloren. „Wie viele hab' ich schon ihre Weisheit auskramen hören über jenes bleiche Gestirn! Unsere weisen Frauen, — keltische Druidinnen, — die Priester der Selene, — christliche Kirchengelehrte, — chaldäische, ägyptische Sternkundige! Wie viele Lehrsätze oder Märchen! Jeder glaubt an seinen Lieblingswahn. Und noch wohl ihm, glaubt er an einen solchen!

Wahrheit aber? „Was ist Wahrheit?“ fragte jener vielgescholtene Pilatus. Und doch: — ich weiß noch heute keine klügere Frage. — Wahrheit ist aber, daß ich hier

reite, mein gut Rößlein unter mir, den raschen Rappen, mein gut Schwert an der Seite: — Wahrheit ist, daß ich es heiß liebe, dies thörichte, verblendete, undankbare Volk der Franken. Wahrheit ist, daß uns der Römer ans Leben will. Und Wahrheit endlich, daß sich darüber alles in mir aufbäumt: Liebe und Haß und Stolz und Trotz. Und daß mein ganzer Mensch dagegen schreit: „nein, Römer, du sollst nicht — so lang ich atme!“ Das ist Wahrheit. — Und das ist mir genug. Hui drauf!“ Und er gab dem Gaul den Sporn und trabte schärfer aus.

Nach Mitternacht, gegen Sonnenaufgang, schien der Westwind das Gewölk zusammenballen zu wollen: aber der von der lechzenden Erde erwartete Regen blieb aus. Wohl zuckte es unaufhörlich in der Ferne, im Nordwesten, dort, wo Zabern lag: aber nur ein einziger roter Blitz ward, kurz vor Tagesanbruch, begleitet von einem mächtigen, weit durch die Himmel hinrollenden Donner, der sich des grollenden Mahnens nicht ersättigen zu können schien.

„Habt ihr's gehört?“ sprachen die Reiter des Königssohns untereinander. „Das bedeutet was, nicht, o Herr?“ fragte ihn der jüngste des Gefolges, näher an den Führer heranreitend. „Es bedeutet was, wenn Vater Donar redet. Nicht?“ Merowech zuckte die Achseln. „Leider redet er so undeutlich. Hast du verstanden, was er sagen wollte?“

„Nein. Aber: etwas muß es doch bedeuten, wenn es donnert?“ — „Gewiß. Daß es geblitzt hat. — — Halt, siehst du! Bald wär' dein Pferd gestolpert über diese Wegwurzel, fiel ich ihm nicht in den Zügel und riß es auf. Siehst du, jung Friedibert, das kommt davon! Achte

auf deinen Weg auf Erden, nicht auf das, was so hoch über dir am Himmel umher lärmt."

Alsbald ging sie in glühenden Morgenwolken hinter ihm auf, die Sonne des siebzehnten August, blutigrote Strahlen werfend auf das Lager der Alamannen da unten in der Niederung gegen den Rhein.

Unwillkürlich kamen bei dem Anblick des leuchtend auftauchenden Sonnenballs dem germanischen Schüler der griechischen Poesie ein paar griechische Verse aus einem jüngeren mystischen Dichter:

„O Helios" (sprach er vor sich hin), „du unbesiegter Sonnengott
So rein, so fleckenlos gehst heut' du wieder auf!
Was magst du alles schauen müssen heute noch?
Was mag dein letzter Strahl erspäh'n, wann du sinkst?
Vielleicht auch mich, oh unbesiegter Sonnengott,
Siehst du mit dir hinunter zu den Schatten gehn."

„Horch," flüsterte einer der nächsten Reiter Friedibert zu. „Der Herr singt Zauberlieder — gewiß Siegessprüche! — der Sonne entgegen." — „Mag sein. Er hat daheim in der Halle Rollen mit krausen Runen: daraus liest er zuweilen. Das klingt dann ähnlich. Aber sonst hält er nicht viel auf Zauber. Ich hab' ihn auch noch nie opfern sehn."

Das vollreife Getreide wogte, die schweren Ähren senkend, im Morgenwind, auf den Feldern zu beiden Seiten der breiten Legionenstraße. Leichte gerippte Morgenwolken zogen von West nach Ost, zart Rosa überhaucht; aus einzelnen fernen Gehöften stieg kräuselnd der Rauch. Und die Lerche hob sich trillernd aus dem taufeuchten Korn. Sie war so feierlich, die Landschaft im Morgenlicht!

Merowech befahl nun seinen Reitern, ihm in scharfem Trab zu folgen und dem Fußvolk so rasch als thunlich nachzurücken. Einen seltsamen Gegensatz zu der friedlichen Stimmung des Gefildes und der Stunde bildete die waffenblitzende Reiterschar, die da rasselnd, klappernd und klirrend dahin sprengte, die Gefolgschaft, lauter erlesene Leute, in bester Ausrüstung dicht hinter dem Gefolgsherrn. Der gleißte nicht in glänzender Waffenpracht, seine eherne dunkle Sturmhaube zierte kein Helmschmuck: zwei mächtige Rabenflügel, die ihm der Vater beim Abschied darauf gesteckt, hatte er gleich nach dem Abreiten abgelegt; „ich bin mir mein eigner Wodan," sprach er dabei. Das lang wallende dunkelblonde Königshaar der Merowingen rollte ihm auf die jugendlichen Schultern. Die glanzlose vortrefflich gearbeitete Brünne von spanischem Erz war ein Beutestück aus dem Lager Barbatios. Darunter hervor reichte das blaue Wollwamms bis an die Knie; der leichte runde Reiterschild wies auf dem Buckel die merowingische Hausmarke, die Rune M über dem aus dem Meer sich hebenden Drachen.

Den Speer trug er über dem Rücken geschnallt an einem Lederriemen, denn er brauchte jetzt die Rechte: er las, sobald sie bei steigendem Weg aus dem Trab in Schritt übergingen. Er forschte in einer halb verbrannten römischen Straßenkarte, die er in der Asche Straßburgs gefunden.

„Kein Zweifel," sagte er zu sich selbst. „Hier muß er kommen. Ohne Straße, querfeldein, durch Korn und Gestrüpp und Sumpf zieht kein Römerheer. Wenn es nicht muß. Zwei Legionenstraßen hat er zur Verfügung. Die längere, fast siebenundzwanzig römische Meilen, etwa elf Stunden, über Brumat in weitem Ausholen nach Ost. Dann diese kürzere, einundzwanzig römische Meilen, nur wenig mehr als acht Stunden, geradeswegs von Nordwest

nach Südost. Er muß diese hier wählen. Auf jener würde er Gefahr laufen, von uns in der Flanke gefaßt, von seinem einzigen Rückhalt — Zabern — abgeschnitten zu werden. Also hier ihm entgegen! Und dem Gelände abgewonnen, was sich von Vorteilen noch etwa gewinnen läßt. Ich erinnere mich einer Stelle, dort, hinter der Wasserleitung nach Straßburg . . ."

Er pfiff hell: da folgte ihm lustig, wie er wieder antrabte, die ganze Schar. Bald war der Musaubach erreicht, den die Legionenstraße in einem Hochbau überschritt. Hier ließ er halten, schickte Boten seinem Fußvolk entgegen und andere bis in das Lager zurück, die dringend zum eilenden Anmarsch treiben sollten. Er selbst flog mit wenigen Begleitern die Höhe hinan, die heute Hürtigheim trägt.

Von hier war die Straße nach Zabern, zuerst in ihrer Senkung, dann in ihrem Anstieg bis Küttolsheim etwa eine Meile weit deutlich zu überschauen: nichts konnte von Zabern her hier unvermerkt herankommen. Nach längerer Umschau befahl er Friedibert und vier anderen seiner best Berittnen hier zu halten, scharf auszuspähen und das erste Auftauchen des Feindes eiligst zu melden. „Ich selbst," sprach er zu der Spähe-Wacht, „ich jage zurück zu dem Herzog, ihm zu raten, wie er da unten, hinter uns, die Scharen verteilen möge. Denn da unten — in jenem Gelände!" — er deutete weit mit dem Speere — „wird die Schlacht gewonnen und verloren."

XVIII.

Beim frühesten Morgendämmer hatte Julian in sein Brief-Tagebuch eingetragen: „Ich schreibe das zu Zabern, am siebzehnten August, im zwanzigsten Jahre der Herrschaft des Imperators Constantius, unter dem Konsulat des Flavius Constantius Augustus und des Cäsars Flavius Claudius Julianus.

O Lysias! Wie groß sind sie, meine Götter! Wie voller Gnade! Und wie sichtbarlich helfen sie ihrem erkorenen Liebling, der reinen Herzens sie verehrt!

Schweren Herzens hatte ich das einsame Lager gesucht: — ratlos, sorgenvoll. Aber gegen Morgen, da die Träume am untrüglichsten sind, sah ich deutlich aus Wolken vor mir aufsteigen das ragende Kapitol, wie ich's einst, von dir geführt, voll Ehrfurcht, erschaut.

Siehe, plötzlich erhob sich von seinem Thron der herrliche Jupiter, den gewaltigen Adler auf der linken Faust, und, die ambrosischen Locken majestätisch gegen mich schüttelnd, hauptnickend, sprach er: „Folge, mein Sohn, meinem Adler. Er kennt den Weg zum Sieg!" — Mit diesen Worten schwang er, wie man den Falken abwirft, den mächtigen Vogel hoch durch die Wolken über mich hinweg, dem Feind entgegen in das offne Land: kreischend flog der Aar: er warf aus dem gewaltigen Griff den zackigen Blitz auf die heranwogenden Helme der Barbaren. Und zugleich — zum Zeichen, daß das mehr als ein eitler Wahn des Traumes! — erkrachte hell und laut ein Donnerschlag — ein einziger —: ich fuhr auf aus dem Schlaf: wirklich! Es donnerte noch nach im Gewölk um Zabern.

Dank dir, kapitolinischer Jupiter! Ich glaube dir! Ich folge dir! Auf und dem Feind entgegen! — Ist dies

mein letzter Brief auf Erden, — vorher schrieb ich noch an Helena, an Mutter und Schwester, — so nimm, o Lysias, nochmal meinen Dank für dein Erlösungswerk an mir."

Bei Sonnenaufgang — etwa um fünf Uhr — führte Julian sein kleines Heer, nur dreizehntausend Mann, aus dem Südthor von Zabern in der That auf jene von Merowech erratene Straße.

Die Hälfte seiner berittenen Leibwächter schickte er unter Jovian als Vorhut zur Aufklärung voraus. Zu beiden Seiten der Legionen zogen auf der breiten Straße in langer dünner Linie rechts die Panzerreiter und die berittenen numidischen Pfeilschützen, links die batavischen Hilfstruppen. Auf die letzte Legion, die der Primani mit den gewaltigen Wurfmaschinen, folgten, den Schluß bildend, der Troß, die Wagen mit dem Gepäck.

Nach mehr als fünfstündigem Marsche machte sich die Hitze des Augusttages stark spürbar bei den schwer gerüsteten Legionaren. Es war gegen halb elf Uhr geworden, als das Heer die Hochfläche oberhalb Winzenheim — ungefähr zwei Kilometer vor dem Platze, wo heute Küttolsheim liegt — erreicht hatte: zu diesen etwa sechzehn Kilometern von Zabern her hatte der langsame Zug mehr als fünf Stunden gebraucht.

Hier ließ der Cäsar Halt machen. Er wollte die Seinen auf die Probe stellen, bevor er die Entscheidung suchte, ihre Stimmung prüfen. Bedenklich schien es, die Leute, die schon jetzt sichtlich stark angestrengt waren, nach weiterem Marsch — unter steigender Hitze — an den Feind zu bringen. Erwiesen sie sich als müde, als kampfunlustig, wollte er hier bleiben, Graben ziehen, Lagerwall

errichten und entweder morgen mit noch frischen Truppen angreifen oder, so gedeckt, mit Zabern als Aufnahmefeste nah im Rücken, den Anprall der Barbaren abwarten.

Noch hatte der Feind, den er vor sich in der Niederung erwarten durfte, seinen Anmarsch nicht vermerkt. Sowie er aber von dieser Höhe in den Quellgrund der Suffel hinabrückte, deckte er seine Linie, auf Meilen weit sichtbar, auf und führte den sofortigen Zusammenstoß herbei. Vorher wollte er sich also nochmals des Geistes seiner Truppen vergewissern.

Er ließ sie einen Halbkreis bilden, die Befehlshaber vortreten und sprach nun zu ihnen herab von seinem edeln Silberschimmel, der, überdrüssig des Aufenthalts, mit dem Vorderhuf die Erde schlug und vorwärts, vorwärts drängte in schlecht verhaltner Ungeduld — wie sein Reiter. Der machte allerlei geltend, um es widerlegt zu erhalten. Er sprach von dem nahen Mittag, von den schlechten Wegen — neben der Legionenstraße, die, am Ende des heißen Tages, die Marschmüden in dunkler mondloser Nacht erwarten würden, von dem Wassermangel in dem durch die Sonnenglut aufgerissenen Boden, von dem ungleichen Kampf der Nüchternen gegen Feinde, die ausgeruht, gespeist und getränkt sein würden. Daher schlage er vor, heute hier zu rasten im Schutz von Graben und Wall und abwechselnden Nachtposten und, nach Schlaf und Speisung, am nächsten Morgen erst aufzubrechen.

Aber die kunstvolle Rede, in welcher der junge Rhetor dem versammelten Heer diesen Vorschlag machte, erreichte nicht ihren Zweck: — oder vielleicht gerade? — Ungestüm, lärmend, brausend verlangten sie, vorwärts geführt zu werden, sofort zu schlagen. „Führ' uns, Cäsar Julian, wir fürchten unter dir nicht die Dämonen der Hölle: — denn mit dir ist Christus der Herr.“ So rief ein Jüng-

ling mit dunkeln Schwärmeraugen und schlug das Kreuz über seiner Schuppenbrünne. Julian merkte sich den Mann.

„Wir haben sie noch jedesmal geschlagen, Cäsar, so lang ich dir diese Frage vorauftrage," sprach der alte Voconius, und hob das purpurwimpelige Vexillum. „Mit dir ist der Sieg!" „Mit dir ist der Sieg!" schrien die Tausende.

Da schoß, aufgeschreckt von dem Lärm, ein mächtiger Adler, der bisher, vom Sonnendunst verhüllt, unvermerkt hoch oben seine Kreise gezogen, plötzlich mit lautem Kreischen und raschem Schwingenschlag zur Rechten des Heeres pfeilschnell gegen Südosten, gegen die Alamannen hin.

„Hört ihr den Adler? Sehet ihr ihn? Der Legionen alten Führer zum Sieg?" rief Julian begeistert. „Heute Nacht im Traume schon sah ich ihn fliegen. Das Omen nehm ich an!" fügte er — unbedacht — hinzu: „Es sei, wie ihr und der Adler gewählt habt! Vorwärts! Die Waffen auf! Zu Pferd! Und wehe den Barbaren!"

„Und wehe den Barbaren!" scholl es viel tausendstimmig wider.

Sofort ergriffen die Leute die zusammengeschichteten Schilde und Speere, traten in Reih' und Glied, oder schwangen sich in die Sättel und vorwärts ging es nun in rascherem, lebhafterem Schritt als zuvor.

Julian ließ einen Zug Fußvolk der Cornuti an sich vorüber schreiten. Er bemerkte, daß jener junge Christ halblaut vor sich hinsang. Er ritt an ihn heran: „du singst, mein Freund! Das gefällt mir. Auch die Spartaner zogen singend in die Schlacht." — „Davon weiß ich nichts,

o Herr.“ — „Was singst du?“ — „Den achtzehnten Psalm. Horch, wie schön er lautet: „Herzlich lieb hab' ich dich, Gott, du meine Stärke. Herr, mein Fels, meine Burg, mein Beschirmer, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Turm meines Heils und mein Schutz.“

Julian schwieg eine Weile neben ihm hinreitend, dann begann er: „ganz wohlgemut also ziehst du in den Kampf. Fürchtest du nicht den Tod?“ — „Wie sollte ich, Herr? Christus, mein Erlöser, lebt: — so werde auch ich leben. Das ist unser Trost: und falle ich, so rufe ich noch: „Tod, wo ist dein Stachel?“ Weiß ich doch gewißlich, daß der Herr Christus wird niedersteigen aus den Wolken und mich wird aufwecken von den Toten, gleichwie er ist auferstanden von den Toten und aufgefahren gen Himmel. Aber diesmal, mein ich,“ fuhr er lebhafter fort — „diesmal wird mir noch nichts geschehen.“ — „Und weshalb, mein Freund?“ — „Ich glaube, der Engel des Herrn muß mich beschützen, bis ich den Vater frei gekauft.“ — „Ist er gefangen von den Barbaren?“ — „Viel schlimmer, lieber Herr: von dem Steuereintreiber.“ Julian seufzte für sich. „Das muß sich der Cäsar sagen lassen.“ — „Der Vater konnte die Kopfsteuer — nicht Grundsteuer! denn wir zählen zu den geringen Leuten in Avignon — nicht aufbringen. Da ward er in das Schuldgefängnis des Fiskus geworfen. Ich stand in Arbeit auf einem Weingut der Kirche zu Nîmes. Als ich's erfuhr, ließ ich mich anwerben bei den Cornuti. Schon habe ich fast die Schuldsumme beisammen: — nur noch der Sold von zwei Monaten fehlt. Solange wird mich der Engel des Herrn beschützen: — ist's doch das vierte Gebot, dem ich gehorche. So meinte der gute Presbyter der Kirche, der mir aus seiner Armut ein groß Stück Geld schenkte. Und . . .“ — „Nun und?“ — „Er schrieb mir auf Perga-

ment einen kräftigen Segen: — den Segen des Tobias. Horch, was er besagt: — „Der Engel Raphael sprach — unerkannt — zu dem alten Tobias: „ich werde deinen Sohn gesund hin und wieder herführen.“ Und der Vater sprach: „ziehet hin. Gott sei mit euch auf eurem Weg und der Engel des Herrn geleite euch.“ Und weil er ver-

traute und glaubte führte er den Sohn ihm heil zurück, Raphael, einer der sieben Engel, die da stehen vor dem Antlitz des Herrn.“ — „Auch ich glaube fest an den Herrn: so wird auch mich sein Engel dem Vater unversehrt wiederbringen. Siehst du, hier, unter dem Panzer, auf dem Herzen, trag' ich das breite Blatt: so ist meine Brust geborgen vor der Barbaren Speer.“ „Welch frommer Glaube!“ sprach Julian gerührt. „Beneidenswert! — Wenn es nur nicht so dumpf wäre. Höre Freund! . . .

wie heißt du?" — „Renatus." — „Höre also, Renatus, vertraue immerhin auf deinen Zettel. Aber versäume doch nicht, dich gehörig mit dem Schild zu decken!" Und er sprengte voran, einem Reiter entgegen, der von der Vorhut zurückeilte: es war Jovian. „Sie sind da, die Alamannen! Von der Krone der Höhe da vorn sah ich auf einem sanft ansteigenden Hügel fünf Reiter. Scharf hoben sie sich ab von dem hellen Himmel. Sobald sie unser ansichtig wurden, jagten sie davon, thalab, nach Südosten. Wir sprengten nun den Hügel hinauf: — und vor uns, zu beiden Seiten der Straße, weit gestreckt nach Nordost und Südwest, sahen wir die Stellungen der Barbaren. Es glänzt das weite Thal von ihren Waffen!"

XIX.

Und so war es.

Denn endlich hatten sich, Merowechs wiederholten dringenden Boten nachgebend, die sieben Könige in Bewegung gesetzt und ihre Scharen aus dem Lager bis hierher, zu beiden Seiten der Legionenstraße, geführt, links (westlich) bis zu dem heutigen Ittenheim, rechts (östlich) bis zu dem heutigen Oberhausbergen: sie sperrten also dem Feind den Vormarsch auf der alten Römerstraße: die Schlacht ward ein Kampf um diese Straße.

Vergeblich hatte der Franke den Herzog gebeten, die Vortruppen, die schon weitergeeilt waren, noch vorher sie der Feind erblicke, zurückzurufen, damit eine Überraschung aus dem Hinterhalte nicht vereitelt werde, die er plante. Chnodomar meinte trotzig: „freiwillig gehen meine Buben

nicht zurück; auch wär's ein übles Anzeichen im Angesicht der Feinde: denn schau' hin: nun werden sie voll sichtbar in der Ferne!"

Die Könige mit ihren Gefolgschaften — meistens Reitern — und Merowech hielten auf der Mitte der Hochstraße, von hier aus, wo es nötig oder günstig schien, einzugreifen. Ihre ganze übrige Reiterei stellten sie auf den linken (— westlichen —) Flügel links von der Straße, wo die weiten sich abflachenden Felder zum Ansprengen einzuladen schienen. Im Mitteltreffen hielten sie durch Fußvolk die Römerstraße und die nächsten Landstreifen dicht besetzt: der rechte Flügel dehnte sich von der Straße nach rechts östlich gegen Oberhausbergen zu. Hier zog die römische Wasserleitung in hohem Bogen über den tiefen Einschnitt des Musaubachs: dichtes, mannshohes Schilf wucherte da, dem Blick undurchdringbar.

Dort traf der Königssohn für sein Fußvolk einige Anordnungen, für die er sich vom Oberfeldherrn freie Hand erbeten hatte. Auf die Hochstraße zurückgekehrt, warf er einen langen besorgten Blick auf die römischen Rückhaltscharen, die da — weit hinten! — in sichrer Ferne, dicht gehäuft, drohten: er schüttelte traurig die Locken.

Da durchleuchtete ihn ein Gedanke: — „wie die Knaben muß man sie überlisten — zu ihrem eignen Vorteil!" Er ritt an Chnodomar und die andern Könige heran und rief ihnen mit spöttischem Munde zu: „Traun, großen Ruhm wird es euch eintragen in den Hallen der Alamannen und ihrer Nachbarn, verlautet es, daß jeder von euch sieben sich nur in den Kampf wagte, gedeckt und beschirmt von seiner ganzen Gefolgschaft, jeder von hundert Schilden! Der Römer kann euch vorsichtig-tapfern Helden ja gar nicht an den Leib. Schämt euch! Selbst ist der Mann. Da seht! Ich halte die Hälfte meiner ganzen Schar — fast

ein halb Tausend — da hinten unter dem Schatten des kleinen Gehölzes gelagert, dort links, neben der Straße. Aber freilich: — ich bin nur ein Königssohn, kein König selbst: um mich ist nicht viel Schade!" „Beim Strahle Donars," wetterte Chnodomar. „Das lassen wir uns nicht sagen von dem Nestling da! Ich — ich lasse auch die Hälfte meiner Gefolgschaft hier zurück!" — „Und ich!" — „Und ich!" „Und ich!" wiederholten die stolzgemuten Herzen und gaben ihren Leuten zu Roß und zu Fuß die gleichen Befehle. So sammelten sich rückwärts der germanischen Aufstellung im Schatten einiger Baumgruppen südwestlich der Straße etwa zweitausend Mann.

Nicht zufrieden mit diesem Gelingen bemühte sich Merowech, bei dem Oberfeldherrn weitere Ratschläge durchzusetzen: allein er stieß auf unbeugsamen Widerstand.

„Begnüge dich mit dem, junger Held," lachte der Riese, den dichten roten Rauschebart zu beiden Seiten vom Munde streichend, „was du mir abgeschwätzt hast — für — für da drüben," er deutete mit dem Schwert nach rechts — „dort, hinter der Wasserleitung. Ich hätt' auch das nicht gethan. Nur dir zu Liebe gab ich nach: — du verstehst dich auf römische Kampflisten. Und es mag ja nicht übel sein, solche auch mal gegen sie zu verwenden. Aber die Hauptsache — die bleibt der Stoß — der Stoß gradaus — des Keils! Wie der mächtige Wisent, der König des Waldes, daher rennt, erst den Staub aufwerfend mit dem Vorderfuß, dann die Flanken peitschend mit dem buschigen Schweif, und nun den mächtigen Kopf, den wuchtigen Nacken, dessen Mähne kein Pfeil durchdringt, gesenkt und mit feurig rollenden Augen geradeaus stürmt wider den Feind, alles vor sich niederstoßend, und sogar Donars tapfern Freund, den starken Bären, der sich drohend aufrichtet, auf die krummen Hörner ladend und hoch in die

Luft schleudernd: — so allein kenn' ich und lieb' ich den Angriff. So hab' ich gar oft in offner Schlacht die Römer des Decentius geschlagen, so ohne Widerstand ganz Gallien durchstürmt. Hat ihn uns nicht Wodan selbst, der Siegesgott, gelehrt, den Keilhaufen, den „Eberrüssel“ und seinen all' durchdringenden Stoß? Fern sei es, des Gottes altbewährte Weisheit zu vertauschen mit welschem Witz. Was Rückhalt! Was Aufnahme! Wir müssen siegen auf den ersten Anlauf!“

Seufzend blickte Merowech immer wieder in die weite Ferne, wo die aufsteigende Bodenwelle erkennen ließ, daß hinter dem ersten und zweiten römischen Treffen, in weitem Abstand, ein drittes — es schien sogar ein viertes! — dicht geballt zurückgehalten stand.

„Und wenn wir nicht siegen mit dem ersten Anlauf,“ sprach er ernst, „dann bleibt nur Eins übrig: auf dem Fleck sterben. Denn für nichts hast du gesorgt, o Herzog! Keine Rückzugslinie, keine aufgesparte Nachhut, kein befestigtes Lager! Vielmehr hinter uns der breite, tiefe Rhein, ohne Brücke — ohne Schiffe. — So geht die Verzweiflung in die Schlacht.“

„Oder die Siegesgewißheit. — Sieh, Jüngling, ich weiß es, Furcht hat an deinen Reden nicht teil, aber allzuviel römisch geschulte Vorsicht. — Sie ist überflüssig: heute wenigstens! Gedenke meines Traumgesichts! Ich breche mir Bahn bis zu dem Cäsar-Knaben und dann — ein Hieb mit diesem Schwert! und der Cäsar und all' seine Feldherrnkunst sind verloren.“

Der Salier beschied sich, zu schweigen. Wie er auf der Straße vorwärts ritt, trieb Friedibert sein Rößlein munter an ihn heran und sah ihm vergnügt in die Augen: „Das hat dir Wodan selber eingeblasen, Herr,“ meinte

er und sein offnes Antlitz lachte. „Die werden Augen machen.“

„Nicht so vergnügte wie du, hoff' ich. Du bist ja heut ganz übermütig, Bub. Schon wie du den Hügel herabflogst und die Feinde meldetest, konntest du kaum sprechen vor eitel Lustbarkeit. Was hast du denn, daß du gar so froh bist?“

„Ah, Herr,“ lachte der hübsche Jüngling, sich leicht in den Bügeln hebend und den sprossenden Flaumbart streichend. „Ich weiß auch nicht. Mich freut halt mein Leben so! Alles freut mich! Vor allem, daß ich lebe — und so tief die liebe Luft einschnaufen kann: — so tief! — Dann, daß ich auf diesem guten weißen Rößlein sitze, das mir mein lieber Gefolgsherr geschenkt hat vermöge seiner Milde.“ — „Hast dir's wacker verdient, dort vor Köln.“ — „Dann aber am meisten: daß ich schon so viel Römerbeute zusammengebracht habe... Es fehlen mir nur noch zwanzig Solidi ...“ — „Woran?“ — „Nun, an der Loskaufsumme für Gerlind, das schöne Mädel, die Magd von Mälo dem Sugamber. Ihre Mutter war unfrei: — so ist sie's auch. So kann ich sie nicht heimführen. Aber Mälo hat versprochen, sie frei zu lassen für hundert Solidi. Achtzig hab ich beisammen . . .“ — „Ich schenke dir die zwanzig.“ — „Dank, Herr! Werden's gut brauchen können zum Anfang der Hauswirtschaft. Aber ich hole mir heute mehr Beute von erschlagnen Welschen als für zwanzig Solidi.“ Merowech warf einen liebewarmen Blick auf ihn. „Nun, treib's nur nicht zu tolldreist! Auch Römerspeere treffen.“ — „Bah, aber mich nicht. Heute nicht! Da schau' her, lieber Herr,“ er schlug das Wams auseinander, — eine Brünne hatte er nicht — da ward ein schmaler Streifen gelben Leders sichtbar mit einigen braun eingebrannten Runen. „Siehst du? Die graue Gudrun,

der Kleinen Großmutter, ein bergaltes Weib, das noch die starken alten Sprüche kennt, hat mir den Waffensegen da drauf gebrannt:

„Spring' ab, spitzer Speer,
Schwing' ab, Schwert!
In Frôs Frieden
Fährt Friedibert."

Hei, mit diesem starken Zauber über der Brust werd' ich dem Cäsar seinen Panzer mit dieser Hand von den Schultern lösen: er ist reich mit silbernen und goldenen Scheiben geschmückt: — ich sah ihn auf den Wällen von Autun." — „Gut Heil zum Beutegriff! Aber vergiß mir nicht den Rundschwung der Klinge, den ich dich gelehrt. Er wehrt Wurf, Stoß und Hieb." — „Mich schützen —? Das ist heute Frôs Sache. Ich greife an! Horch, da — fern — im Norden, — die ehernen Töne?" — „Das ist die Tuba Cäsar Julians. Sie kommen."

XX.

Nachdem Julian von jener Höhe aus, die vorher die feindliche Spähe-Wache eingenommen, die Aufstellung der Barbaren auf und zu beiden Seiten der Legionenstraße übersehen hatte, erließ er kurz Befehl über die Verteilung seiner Scharen. Sie ergab sich ziemlich von selbst: Festhaltung der Straße in der Mitte durch Fußvolk und einige Reiter, die Masse der Reiterei auf seinen rechten (— westlichen —) Flügel, der feindlichen Reiterei gegenüber, das Fußvolk in Menge auf seinen linken (— östlichen —) Flügel, wo das Gelände mehr unterbrochen, unübersichtlich, schien.

Jedoch nicht umsonst hatte er eifrig die Geschichte römischer Niederlagen und römischer Siege gegenüber Germanen durchforscht: er wußte, daß erst Marius die Legionen dem Stoß des germanischen Keils hatte widerstehen gelehrt; er wußte, daß „die Taktik der Reserven" alle Siege der Römer über diese ungestümen Feinde entschieden hatte. Und er handelte danach. Kaltblütig, eine römische Straßenkarte in der Hand, erteilte er den um ihn versammelten Heerführern seine Weisungen; jeder stob davon, sobald er seinen Auftrag erhalten. „Dich, Jovian, bitte ich, heute um mich zu bleiben, mit einer erlesenen Reiterschar. Nimm zu meinen dreihundert Leibwächtern noch dreihundert Panzerreiter: — mit ihnen wollen wir — du oder ich — dahin fliegen, wohin die Not uns ruft. Allgegenwärtig sein auf dem Schlachtfeld, — wie der Gott der Galiläer in der ganzen Welt — das wäre nun das Erwünschte."

Die Schlacht begann. Es war gegen zwei Uhr mittags. Nach jener Rast auf der Höhe hatten die Römer etwa noch zwei Stunden Wegs zurückgelegt. — Auf dem linken römischen Flügel rückte Severus, der unter dem Helm ergraute Magister Militum, an Partherpfeile, sarmatische Wurf-Holzkeulen und germanische Speere gleich gewöhnt, mit dem Fußvolk links seitwärts der Straße auf die feuchte Niederung zu, die damals der Musaubach fast zu einem Sumpfe machte: dichtes, hohes Schilf wucherte hier.

Schon waren die ersten Reihen, ohne auf einen Feind zu treffen, an den breiten Bogenpfeilern der römischen Wasserleitung vorbei und in die Anfänge des Schilfichts gelangt, — nur in der Ferne vor sich erblickten sie Speerspitzen der Feinde — als plötzlich überall aus dem Schilf und Röhricht batavisches Fußvolk hervorsprang und die

Marschkolonne von der linken Flanke und von vorn anfiel unter gellendem Kampfgeschrei.

Es war der Hinterhalt, den da, nordöstlich von dem heutigen Dorfe Musau, Merowech gelegt hatte.

Der Erfolg war stark: zwar verlor der kampferprobte Alte nicht die Ruhe: — unerschrocken befahl er Halt, gebot seinen Leuten, „Schildkröten" zu bilden, das heißt, wie sie gingen und standen, zu zweien, dreien oder mehreren sich, Rücken an Rücken gedrängt, gegenseitig zu decken und unter dem Schilddach die Speere gefällt vorzustrecken. Und der ruhige Befehl ward ruhig ausgeführt. Aber von Vordringen war doch gar keine Rede mehr: auf ängstliche Verteidigung war dieser Flügel angewiesen. Und schon näherten sich die feindlichen Speerspitzen von vorn her.

Julian sah's von der hohen Straße aus deutlich. Er befahl Jovian, so rasch als möglich eintausend Mann Schildner aus dem zweiten Treffen zu holen und den Bedrängten als Verstärkung zuzuführen. Er selbst sprengte mit zweihundert seiner Reiter von der Straße herab auf den bedrohten Flügel zu: dabei geriet er, durch die Zwischenräume des Fußvolks vorjagend bis in die vorderste Reihe, in den dichten Hagel der Pfeile und Wurfspeere der Barbaren.

„Wie?" rief er dem vordersten Schildkrötenhäuflein zu? „Jetzt stockt ihr und stutzt? Wer hat so ungeduldig verlangt, sofort an die Barbaren gebracht zu werden? Gerade ihr, ihr keltischen Petulantes! Vor anderen laut schrieet ihr! Jetzt habt ihr euren Wunsch! Nun thut danach."

Als er erkannt war, begrüßte ihn freudiger Zuruf; zugleich hatten seine Reiter die nächsten vereinzelten Feinde über den Haufen geritten: alsbald führte Jovian die Verstärkung von tausend Mann, in streng geschlossenen Gliedern, vor. — die Barbaren wurden hier langsam zurückgedrängt.

Aber nicht weit: auch sie erhielten Verstärkung vom Rücken: es kam zum stehenden Gefecht.

Merowech wie die Könige hatten diese Dinge ebenfalls auf der hohen Straße von ihren Rossen herunter wahrgenommen: eben bat jener den Herzog, ihm zu erlauben, mit seinen Reitern den Römern des Severus dort in die rechte Flanke zu brechen, als aus dem ganzen alamannischen Fußvolk auf der Straße und weiterhin nach Osten ein wildes, drohendes Geschrei an sein Ohr schlug.

„Ich verstehe nicht! Was wollen sie?" fragte er Chnodomar. „Etwas sehr dummes," antwortete der unwirsch. „Aber wir müssen's thun." Und, wuchtig in seinen Waffen rasselnd, willfährig, gehorsam, wie ein gescholtener Knabe, sprang er von dem mächtigen Gaul, einem prachtvollen Brandfuchshengst. Und zum äußersten Erstaunen Merowechs folgten alle sechs Könige seinem Beispiel; ebenso die Reiter ihrer Gefolgschaften. „Seid ihr von Sinnen?" rief der Bataver. „Jetzt absteigen? Jetzt — da . . ." „Sei still, und steig' auch ab, sollen dir nicht Alamannenspeere unsanft an den Kopf fliegen," riet Chnodomar. „Die Gemeinfreien — 's ist ihr alt stolz Recht! — verlangen, daß, da die Stunde sehr heiß wird, die Könige und Edeln von den Rossen steigen und — neben den Gemeinfreien — zu Fuß kämpfen. Damit wir nicht etwa rasch entreiten, geht es schief." — „Und das thut ihr? Und ihr fügt euch?" — „Es ist Ehrenpflicht. König und Edler darf nichts Besseres haben wollen als die Freien."

„Unsinn ist's," rief Merowech, mit dem Schwert einen Wurfspeer zur Seite schlagend, den ein grollender Alamanne auf den unfolgsamen Reiter geschleudert hatte. „Jetzt brauchen wir die Rosse. Vorwärts, meine Bataver! Links ab! Sprengt ein!" Und an der Spitze seiner Reiter jagte er von der Römerstraße links ab gegen den rechten

römischen Flügel, die Schuppenreiter. Denn er hatte sich einstweilen, rechtshin spähend, überzeugt, daß dort, bei der Wasserleitung, die Germanen der Hilfe nicht mehr bedurften: — das Gefecht stand dort.

Das Beispiel, das die kleine batavische Schar in ihrem kühnen Einsprengen auf die gesamte römische Reiterei gab, riß unwiderstehlich auch die Masse der alamannischen Reiter fort, den Verwegenen zu folgen. Gemischt mit behenden Fußkämpfern, die sich an die Mähnen der Rosse klammerten, ging es sausend gegen die in Eisen starrenden römischen Panzerreiter, die Klibanarii, Kataphraktarii.

Und unwiderstehlich auch riß der Anblick dieses Reiterangriffs ihres linken Flügels die germanischen Fußkämpfer in der Mitte auf der Straße mit fort: — ohne den Befehl Chnodomars abzuwarten, drang nun das ganze Mitteltreffen, in Keilhaufen geordnet, wider das gerade gegenüberstehende römische Fußvolk vor. Hier — in der Mitte — kam es nun zu grimmem, für die Alamannen stark verlustreichem Ringen Mann gegen Mann. Wie stets thaten auch diesmal für die Römer in solchem Nahe-Kampfe das Beste ihre meisterhaft ersonnenen und vollendet gearbeiteten Schutzwaffen: der eherne Helm, — der ausgezeichnet feste eherne oder stierlederne, rings mit Erz beschlagene Schild, — der Panzer aus spanischem Erz, — all' das zusammen eine kleine Burg für sich, die mit den schlechten Waffen der Barbaren mit alleräußerster Kraftanstrengung kaum zu durchbrechen war: hinter diesem Schutz focht der Legionar wie hinter einer Befestigung; und während der halbnackte Germane alle Kraft darauf verwenden mußte, mit dem plumpen Hiebschwert von oben her erst jenen ehernen Wall von Helm und Schild zu durchtrümmern, um nur an den Leib des Gegners zu gelangen, verwertete dieser jede Blöße des Angreifers, mit

dem kurzen, breiten, mörderischen Römerschwert durch den dünnen Schild von Weidengeflecht hindurch den weißen Leib des blonden Riesen zu treffen.

Dicht stiegen auf der trocknen Straße die Staubwolken des heißen Augusttags empor. Um jene Schildmauer zu zerreißen, um Lücken, Ungleichheiten in das feste Gefüge zu bringen, warfen sich manche der germanischen Fußkämpfer auf ein Knie und suchten, unter den feindlichen Schilden hindurchgreifend, den kürzer gewachsenen Römer um die Hüften zu fassen und im Ringkampf durch die überlegne Kraft nach rückwärts zu Boden zu werfen; auch Schild gegen Schild stemmten sie wohl, wie Hirsche oder Böcke sich mit Geweih oder Gehörne zurückzuschieben ringen: — aber scharf drang dann der spitze eherne Schildstachel des Legionars in Arm oder Rippe.

Der linke Flügel der Römer, von Julian selbst geführt, gewann jetzt Raum, drang vor, über das Schilficht hinaus, den immer erneuten Ansturm ungeordneter Keilhaufen zurückwerfend, mit der überlegnen Wucht der Waffen klirrend eindringend, vorbohrend in den dichten Feind.

Einstweilen aber hatte auf dem rechten römischen Flügel der Angriff Merowechs mit seiner kleinen Schar und der ihm nachjagenden alamannischen Reiterei die Panzerreiter getroffen. Anfangs richteten sie nichts aus: ihre leichteren Pferde prallten zurück bei dem Zusammenstoß mit jenen Erzkolossen, die unverwundbar schienen.

Allein nun, nach dem ersten Zusammenstoß, gab Merowech mit erhobenem Schild ein Zeichen: etwa die Hälfte seiner Bataver sprang ab — ihre Rößlein blieben wie angewurzelt stehen: — jetzt drängten sich die Behenden auf der linken, speerlosen Seite der Panzerreiter an deren Rosse, rissen das Kurzschwert aus dem Wehrgurt und stießen es den Gäulen durch das Gefüge der Schuppen

von unten nach oben in die Weichen. Rasselnd brachen die Tiere zusammen und begruben die schweren Reiter unter sich, die sich nicht mehr aufraffen konnten, erstickt von der Wucht der eignen Waffen. Fünf, acht, zehn, — schon war es das ganze erste Glied! — zwölf der ehernen Ungetüme waren so gestürzt: — in die Lücken drangen immer zahlreicher die abgesessenen Bataver. Schon wankte das zweite Glied.

Da warf sich Darandanes, hoch den krumm geschweiften Säbel schwingend, grimmig auf den nächsten der Reiter: — es war Merowech. Umsonst schleuderte der den Wurfspeer aus nächster Nähe: mitten auf der Brust prallte er ab von dem undurchdringlichen Panzer: aber, von dem kräftigen Stoß erschüttert, fuhr der Perser zurück, gegen den hohen Rückenbug seines Sattels: im Augenblick war der Königssohn heran und stieß ihm das Kurzschwert gerade unter dem Kinn, wo das Schuppenhemd endete, in die Kehle. Klirrend, rasselnd in seinen Waffen, stürzte der Sterbende seitlings aus dem Sattel; er blieb im schaufelbreiten Steigbügel hängen, das erschrockne Pferd jagte in wilden Sätzen querfeldein, den Reiter in seiner gold- und silberglänzenden, allbekannten Rüstung dahinschleifend über Stock und Stein. Der Fall des allgeliebten Führers, sein grausiges Geschick erfüllte seine Reiter mit Entsetzen: mit wildem Geheul warfen sie die Gäule herum und, sinnlos vor Schreck, entscharten sie sich, in wilder Flucht davonjagend in blindem Rennen, größtenteils rückwärts, die berittenen numidischen Bogenschützen, die ihnen gerade hatten zu Hilfe kommen wollen, durchbrechend und mit sich fortreißend. Vier andere Geschwader von ihnen flohen seitwärts, auf die Straße hinauf, und über diese hinweg, auf den linken römischen Flügel los. Auf der Straße ritten sie einen Zug ihres eignen Fußvolkes über

den Haufen und jagten weiter auf andre Reihen, auf die „Cornuti“ und „Braccati“. Schon wankten auch diese unter der Wucht des ehernen Anpralls: — sie bildeten den Kern des römischen Mitteltreffens: lösten sie sich auf, war die Schlacht verloren.

Hier, in diesem Augenblick höchster Gefahr, erschien mitten unter seinem Fußvolk auf der Hochstraße — der Cäsar. Er war mit Jovian und seinen zweihundert Reitern aus der Vorderreihe des linken Flügels zurückgeritten, da er diesen unter Severus in langsamem Vordringen sah und seine Beobachtungsstelle im Mitteltreffen wieder einnehmen wollte. Jedoch halbwegs bis zur Straße gelangt, erreichte ihn schon das wilde Geschrei der fliehenden Panzerreiter, der Zornruf des überrittenen Fußvolks, der Kriegsruf und die hallenden Hörner der verfolgenden Germanen: schon sprengten ihm auch die vordersten der Flüchtlinge entgegen. „Flieh!“ schrieen sie ihm zu, „flieh, o Cäsar!“ Der nächste, auf den er stieß, war der Träger der Standarte: die zeigte einen goldnen Drachen mit zwei lang flatternden Purpurwimpeln. „Rette dich,“ schrie der Mann, „Darandanes ist gefallen: alles ist verloren.“ — „Nichts ist verloren als dein Mut,“ rief Julian, riß ihm die Fahne aus der Hand und jagte, sie hoch schwingend, auf die Straße zu den „Cornuti“ und „Braccati“.

Hier drohte jetzt die allergrößte Gefahr: denn endlich, nach langem Ringen, hatten nun Chnodomar und das alamannische Fußvolk in der Mitte das erste Treffen des römischen Fußvolks zwar nicht durchbrechen oder werfen können, aber doch zum langsamen Zurückweichen auf das zweite Treffen, eben diese „Cornuti“, „die Behörnten“, — sie trugen kurze Hörnlein auf den Helmen — und „Braccati“ — Kelten, mit buntgewürfelten Hosen — gebracht: gerieten diese jetzt, statt das erste Treffen auf-

zunehmen, in Auflösung, so war auch die zweite Aufstellung des Cäsars verloren.

Aber es gelang ihm, sie beisammenzuhalten. In kurzen feurigen Worten rief er sie auf, auszuhalten: seien sie doch erprobte Kerntruppen des Heeres: sie sollten, wie so oft, die wankende Schlacht stellen. „Seid ihr doch, ihr Behörnten, selbst meist Germanen: Quaden und Markomenen vom Ister, Sachsen und Friesen von der See. Und ihr, Buntbehoste, tapfre Kelten aus Aremorica, ihr kämpft ja hier für euer eignes Heimatland: dies Gallien. Auf! Laßt die Weichenden hindurch. — Hinter eurem Schild und Mut werden sie sich und ihre Ehre wieder finden: — auf, ihr Germanen in römischem Dienst, stimmt ihn nun an, euren gefürchteten Schildgesang!"

Und also geschah's. Jene Scharen, germanische Kraft mit römischer Kriegszucht vereinend, ließen die fliehenden Reiter, darauf das langsam weichende Fußvolk des ersten Treffens hindurchfluten, schlossen sich dann wieder und bildeten ein nur nach hinten offnes Viereck, den Angriff der Germanen von drei Seiten abwehrend.

Denn nun warf Merowech von Westen her seine Reiter auf sie, während Chnodomar und die Könige geradeaus von der Straße her anstürmten und sich auch schon anschickten, die römische Mitte von Osten her zu fassen. Aber die tapfern Cornuti auf der Straßenmitte hielten die hohlen Schilde vor den Mund und riefen ihren andringenden germanischen Vettern den germanischen Schlachtgesang entgegen:

„Halle, du hohler,
Schirmender Schild,
Schalle du schrecklich, — Schlachtgesang!
Mit uns alle
Asen von Asgardh!
Wodan, du wilder, wüte für uns!

Schlage mit Schrecken
Freißlich die Feinde —
Sende, Siegvater,
Deinen Söhnen den Sieg!"

Sie waren es schon gewöhnt, — seit gar vielen Schlachten — diese Söldner, daß ihnen auf solches Anrufen, fast ganz ähnlich dem eigenen, der Schildgesang ihrer Feinde entgegenklang.

Und also tönte das Kampflied der Alamannen:

„Fülle uns völlig,
Asischer Ahnherr,
Tius, mit trümmerndem Trotz!
Lenk' uns die Lanze
Durch Harnisch und Helm,
Brich durch die breiten
Brünnen ihr Bahn, —
Schärfe die Schwerter uns,
Spitze die Speere,
Send' uns den Sieg."

XXI.

Aber bald verstummte der Gesang der angreifenden Alamannen. Der Zorn, der Grimm erstickte ihnen die Lust dazu: denn abermals fielen sie in dichten Haufen! Hatten sie den weit überlegnen Waffen doch wieder nur die nackte Brust, den Speer, oft ohne Metallspitze nur im Glimmfeuer hart gebrannt, und freilich auch ihr todesfreudiges, blind anstürmendes Heldentum entgegenzuwerfen. Der ungleiche, verlustreiche Kampf reizte ihren Zorn zu furchtbarer, wild aufflammender Wut. Sie übertraf jetzt, was man sonst an Germanen gewohnt war: ihr langes

Haar, nach suebischer Sitte gegen den Wirbel emporgekämmt und in einen Büschel zusammengebunden, schien sich zu sträuben, aus ihren Augen sprühte der blaue Zorn.

Immer und immer wieder führten Chnodomar und die Könige, zu Fuß kämpfend an der Spitze des Keils, neue Haufen gegen den Lanzenrechen, der ihnen aus der Schildmauer entgegenstarrte. Unablässig sprengte Merowech mit den Reitern immer wieder von der Westseite her an; so viele der Rosse auch, getroffen von den mörderischen Pila, welche die zweite und die dritte Reihe der Feinde über ihr erstes Glied hinwegschleuderten, die Böschung der Hochstraße hinab in den Graben und auf das Getreidefeld stürzten.

Julian hielt neben Jovian in der Mitte des Vierecks. „So was," flüsterte er dem Freund ins Ohr, „so was von Wildheit, von Todesmut hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich meine, unsere Braccati da vorn erschlaffen. Sie halten es nicht mehr lange aus. Dann —"

„Dann ist's zu Ende. Denn, reite ich auch sofort ab: — ich habe nicht mehr Zeit, unsere letzten Treffen heranzuholen." — „Die Bataver, meinst du? Dahinten!" — „Jawohl! Wir würden sie jetzt brauchen. Du hast sie — zum Schutz des Gepäcks — zu weit zurück aufgestellt." — „Sie sollten — mit der Legion der Primani — der allerletzte Rückhalt sein: — für den äußersten Fall, für die letzte Not . . ." — „Ich glaube, die kommt eben jetzt. Sie übersehen ja unsere Lage von ihrer erhöhten Stellung aus: — o wenn sie doch auf den Einfall kämen, ungerufen herbeizueilen!" — „Ich hab' es ihnen aber streng verboten. Sie dürfen nicht." — „Gieb acht, Julian! Sieh dort hin! Links! Da bricht's!" Wirklich, es brach! Die unablässig mit Schwert und Streitaxt geführten Hiebe hatten endlich bei den keltischen Braccati in die erste Reihe

der Schilde eine Lücke gerissen: zwar hatten sie Mannschaften aus dem zweiten Gliede sofort gefüllt: aber auch diese waren alsbald teils verwundet, teils gefallen. Aus dem dritten — letzten! — Glied traten nun vier Mann vor.

Ein riesenlanger Alamanne, reicher als die meisten gewaffnet, sah's, daß hinter diesen kein viertes Glied mehr stand. Unermüdbar hatte er mit einem Steinhammer Schild auf Schild, Helmkamm auf Helmkamm vor sich nieder gehämmert: jetzt, bei einem neuen furchtbaren Hieb, brach ihm der Schaft in der Faust. Mit einem Fluch warf er das wertlose Holz zur Seite und reckte sich hochauf: „ei, Donar und Tius, ist's noch nicht genug? Gleich kann ich nicht mehr! Ich blute schon lang aus beißenden Wunden, — weiß nicht, wie vielen! Ich mach' ein Ende —: ich schwur's! — ich halt's! — Gebt Raum, Genossen! Und dann brecht ein, wo ich euch ein Loch mache."

Ruhig, gemessenen Schrittes ging er nun etwas zurück, guten Anlauf zu nehmen. Dann rannte er, völlig waffenlos, mit lautem: „Jetzt habt acht!" auf die Reihe der Braccati los, setzte mit gewaltigem Sprung über die beiden Vordersten im ersten Gliede hinweg, so daß er hinter ihnen zu Boden kam, wandte sich blitzschnell, packte je einen mit dem Arm um die Mitte und warf sich mit ihnen, mit dem Antlitz nach vorn, auf die Erde. Im Augenblick war der Liegende von den Speeren der Nebenmänner durchbohrt. Aber im selben Augenblick waren auch schon mit dem Ruf: „Heil König Agenarich!" — zwei, vier, sechs Alamannen in die klaffende Lücke gesprungen und stießen nun seitwärts mit den Kurzschwertern die nächsten nieder. — —

Die Reihe der Braccati war gesprengt.

Und zu gleicher Zeit hatte Merowech beim fünften Anreiten von Westen her endlich sein blutend Roß in die vorderste Reihe der Cornuti getrieben, sie auseinander

zwängend. Wohl fiel sofort das edle Tier, von beiden Seiten von Speeren getroffen: aber wie er aufsprang, rief ihm eine junge Stimme von rückwärts her zu: „All heil, lieber Herr, hier ein frisch Rößlein.“ Und Friedibert schob ihn von seinem Gaul herab eines der vielen reiterlosen Pferde zu. Sofort saß der Königssohn wieder und hieb auf die nun ebenfalls durchbrochne Reihe der Cornuti ein. Noch einmal schlossen diese kampfverwetterten Söldner sich zusammen. Hoch hielt Voconius, der Fahnenträger, sein zerfetztes Zeichen: im rechten Arm verwundet nahm er es in die linke Hand, schwang es in die Luft und rief: „und doch siegt der Cäsar!“ Einer ihrer Befehlshaber, bisher im dritten Gliede stehend, erkannte die hohe Gefahr des Augenblicks: er raffte Schild und Speer eines vor ihm Sinkenden auf und sprang über ihn hinweg in die vorderste Reihe: „Steht, Cornuti,“ rief er, „man stirbt nur einmal.“

Da riß ihm ein Wurfspeer den hochgeschweiften Römerhelm mit den Wangendecken vom Kopf: eine Flut rotblonden Haars floß auf seine Schulter.

„Bainobaud! Kinderschlächter! Hab' ich dich!“ rief Merowech, spornte den Hengst gegen ihn und spaltete ihm mit einem zornigen Streich Haupt, Antlitz, Kinn und Hals. Der fiel: seine Nächstkämpfer wandten sich entsetzt zur Flucht.

XXII.

Nun war das Verderben dem jungen Cäsar sehr, sehr nah gerückt.

Zwar noch in ziemlich leidlicher Ordnung, aber doch

Noch einmal ward des Jünglings hohe schlanke Gestalt weithin sichtbar — dann verschwand er spurlos im blutigen Staube.
(Seite 277)

zwängend. Wohl fiel sofort das edle Tier, von beiden Seiten von Speeren getroffen: aber wie er aufsprang, rief ihm eine junge Stimme von rückwärts her zu: „All heil, lieber Herr, hier ein frisch Rößlein.“ Und Friedibert schob ihn von seinem Gaul herab eines der vielen reiterlosen Pferde zu. Sofort saß der Königssohn wieder und hieb auf die nun ebenfalls durchbrochne Reihe der Cornuti ein. Noch einmal schlossen diese kampfverwetterten Söldner sich zusammen. Hoch hielt Voconius, der Fahnenträger, sein zerfetztes Zeichen: im rechten Arm verwundet nahm er es in die linke Hand, schwang es in die Luft und rief: „und doch siegt der Cäsar!“ Einer ihrer Befehlshaber, bisher im dritten Gliede stehend, erkannte die hohe Gefahr des Augenblicks: er raffte Schild und Speer eines vor ihm Sinkenden auf und sprang über ihn hinweg in die vorderste Reihe: „Steht, Cornuti,“ rief er, „man stirbt nur einmal.“

Da riß ihm ein Wurfspeer den hochgeschweiften Römerhelm mit den Wangendecken vom Kopf: eine Flut rotblonden Haars floß auf seine Schulter.

„Bainobaud! Kinderschlächter! Hab' ich dich!“ rief Merowech, spornte den Hengst gegen ihn und spaltete ihm mit einem zornigen Streich Haupt, Antlitz, Kinn und Hals. Der fiel: seine Nächstkämpfer wandten sich entsetzt zur Flucht.

XXII.

Nun war das Verderben dem jungen Cäsar sehr, sehr nah gerückt.

Zwar noch in ziemlich leidlicher Ordnung, aber doch

Noch einmal ward des Jünglings hohe schlanke Gestalt weithin sichtbar — dann verschwand er spurlos im blutigen Staube.
(Seite 277)

ohne Möglichkeit, wieder festen Fuß zu fassen, wichen rascher die Braccati, langsamer auch die Cornuti die Römerstraße zurück, hart gedrängt von den Germanen, die, nach so furchtbarem Ringen, nun sich der Rache an den Weichenden ersättigen wollten.

„Rette dich, Julian," rief Jovian dem Freunde zu. „Ich halte die Verfolger auf! Der Cäsar darf nicht fallen in Barbarenhand." „Das wird er nicht," erwiderte ruhig Julian, das Schwert ziehend. „Aber noch leb' ich: noch hoff' ich auf den unbesiegten Sonnengott. Jetzt" — er wandte die Augen auf die Sonne, die sich gemach zu Golde neigte, „jetzt zeige, daß du, der einzig wahre Gott, lebst und siegst. — Schicke — schicke du, o Helios, — es ist zu spät, sie zu rufen! — schicke mir die „Bataver."

Kaum hatte er das Wort gehaucht, — da erdröhnte weithin das Gefild von dem Jauchzen der hartbedrängten Römer: „Die Bataver! Die Bataver! Mit ihren Königen! Wir sind gerettet! Dank Christus! Dank den Göttern! Die Bataver! Die Bataver!" Und so war es. In dröhnendem Sturmschritt, mit dem lauten germanischen Kampfruf — dem eignen Namen: „Bataver! Bataver!" — mit fliegenden Fahnen kamen diese über viertausend Mann frischer Truppen — erlesne Kernscharen — wie eine Sturmflut von Erz die Legionenstraße herab. Das weichende, halb aufgelöste zweite Treffen der Römer fand hinter ihnen Aufnahme, Sammlung, Rettung.

Klirrend, die ehernen Schilde dicht aneinandergedrängt, mit weit vorgehaltnen Speeren, stießen die Bataver auf die nachsetzenden Alamannen. Diese, die gewaltigen Leiber von dem stundenlangen Kämpfen in der glühenden Augustsonne erschöpft, vom hoch aufwirbelnden Staub erstickt, vom brennenden Durste gepeinigt, die meisten bereits ver-

wundet, stockten und stutzten, als sie die unverbrauchte Kraft der germanischen Vettern traf

Einen Augenblick hielten sie noch: dann, im Gefühl der Ohnmacht — nach solchen Anstrengungen! — gegenüber diesen neuen Angreifern, brachen sie in ein wildes dumpfes Geschrei der Verzweiflung aus, wandten sich und — flohen! Das Fußvolk auf der von alamannischen Leichen besäten Straße, die Reiter über die Getreide- und Stoppelfelder westlich der Straße.

Merowech, mit fortgerissen, suchte, etwas weiter im Rücken wieder auf die Straße reitend, den Herzog. Er fand ihn und mehrere der Könige, wie sie, immer noch zu Fuß, sich vergeblich dem Schwall der Zurückflutenden entgegenwarfen.

„Es ist nicht möglich," rief der Herzog zu Merowech hinauf, „daß es so zu Ende geht. Mein Traum! Er muß sich erfüllen! Es kann noch nicht alles verloren sein." — „Ist's auch nicht," entgegnete der. „Komm! Noch Einen Angriff. Den letzten freilich. Weiche noch etwas weiter zurück. Wo eure Pferde stehen und die Hälfte eurer Gefolgschaften. Und noch ein paar hundert Mann Fußvolk von mir. Ich hab' sie heimlich aufgespart für das Allerletzte. Darum hielt ich auch eure halben Gefolgschaften zurück. Aber nun aufs Pferd! Jetzt werden die gestrengen Gemeinfreien euch wohl verstatten, — ihnen voran zu reiten: — — in den Tod." „Das danke dir Wodan, du Prachtbub!" rief der Riese, der nun erst alles begriff. Willig folgte er und eilig dem Jüngling nach rückwärts.

Inzwischen waren die Reiter der Bataver bei Julian und Jovian eingetroffen: allen vorauf die vier Könige mit ihren Gefolgschaften, — dröhnenden Sturmschritts folgte

ihr Fußvolk. „Das war Hilfe im rechten Augenblick," rief Julian, dem nächsten König die mächtige Faust schüttelnd. „Gerade noch recht hat euch ein Gott herbeigeführt: — der stärkste Gott!"

„Jawohl, Loge, der Gott des Hasses," erwiderte Chramn, grimmig den Graubart streichend. „Wo steckt er denn, der schöne Paltar, der junge Held, dessen Klugheit und Tapferkeit die erprobter Könige verdunkeln will? Hei, wir sahen wohl von da oben, daß ihr hart zu ringen hattet in der Stirnseite gegen die Alamannen. Aber ich hätte doch nicht gewagt, — gegen deine strengen Befehle! — unsere Stellung zu verlassen: — da ersah ich deutlich — der Haß hat helle Augen! — unter den Reitern, die immer wieder eure Flanke anfielen, das verhaßte Feldzeichen der Merowingen: den Meerdrachen! — Und ja, ich glaubte in dem Führer auf dem Schwarzroß die hochaufgeschossene Gestalt dieses hoffärtigen Klüglings zu erkennen. Ich sagte es den Freunden, die stimmten bei: „Er ist's," schrieen wir plötzlich alle Vier: und ohne daß ein Befehl dazu gegeben war, stürmten alle, wir Könige voraus, und die Unsern hinter uns, die Straße herab, den Verhaßten zu treffen. Wo ist er nun? Entflohn, der Feigling?" Er hielt die Hand vor die Augen und spähte weithin vor sich.

In diesem Augenblick erteilte Julian leise den neben ihm haltenden Jovian einen Befehl; sofort jagte der, mit nur zwei Reitern der Leibwache, südwestlich von der Straße ab und auf den Flügel des Severus zu.

„Beim Speere Wodans," rief da Chramn und ließ die Hand von den Augen gleiten. „Da kommt er nochmal angeritten, der Merowing!" „Nun, ihr die Eidverbundenen, alle auf ihn!" schrie Guntchramn. „Er soll nicht lebend vom Fleck!" drohte Truchtbrecht.

„Er, der besser sein will als seinesgleichen,“ schloß Grimmbrand.

Und jetzt kam er, der letzte, der furchtbarste Stoß, die äußerste Anstrengung der Germanen: es war fast sieben Uhr: die Sonne sank: fünf Stunden hindurch hatten sie in unablässigem Angriff ihr Bestes versucht.

Nun führten Chnodomar, Merowech und die noch unverwundet übrigen von den sieben Königen jene von dem Bataver künstlich aufgesparte frische Schar und dahinter so viele von den erschöpften, fieberheißen, wunden Flüchtlingen, als sie wieder hatten zum Stehen bringen können, zum letzten Sturm auf die Römer heran. Vorauf die Führer zu Pferd, dicht hinter ihnen ihr berittenes Gefolge, und die Reiter, die wenigen, die noch übrig waren nach jenen unaufhörlichen Angriffen. Hinter den Reitern, dicht geschlossen, die Keilhaufen des Fußvolks, die frischen Mannschaften vorn, die ermüdeten am Schluß, jeder Keil mit zwei Mann beginnend, dann drei, vier, fünf Mann, zuletzt zwölf oder so viel die Breite der Straße irgend verstattete, in einer Reihe, dahinter ein neuer Keilhaufe, in gleichem Anschwellen nach rückwärts.

Unwiderstehlich — so schien es — brausten die Reiter heran. Aber die Massen des Fußvolks hatten einen allzulangen Weg, einen allzubeschwerlichen, zurückzulegen: die Leichenhügel sperrten ihre Schritte: langsam nur, obwohl sie liefen, kamen sie vorwärts: — erst lange nach den Reitern erreichten sie den Feind. Merowech und Chnodomar sprengten neben einander allen voran.

Sobald jenen die Könige der Bataver erblickten, jagten sie alle vier auf ihn los: „Nieder der Merowing!“ riefen sie. Zwei ihrer Wurfspeere flogen: den einen fing Merowech mit dem Schild, den zweiten schlug er mit einem neuen

Speere zur Seite, den er gleich darauf dem nächsten Feind zur Rechten in die Brust rannte: es war Chramn: der schrie vor Wut und taumelte vom Gaul. Allein schon schwang auf des Jünglings Schildseite, über seiner Sturmhaube, Guntchramn das kurze Beil: scharf ersah's Friedibert, der hart hinter dem Herrn hielt: er gab seinem Hengst die Sporen, daß er fast senkrecht stieg, und warf das Tier so wuchtig auf den Feind, daß Reiter und Roß zusammenbrachen und, sich überschlagend, die Böschung der Straße hinabrollten. „Dank, Friedibert!" rief der Königssohn.

Nun waren Truchtbrecht und Grimmbrand heran.

Merowech warf dem ersten den Speer gerade in die Stirn, daß er rücklings aus dem Sattel flog: aber der vierte Gegner schlug ihm einen sausenden Schwerthieb durch die zerklirrende Sturmhaube tief in den Schädel, zugleich traf ein Wurfspeer sein Pferd in den Hals: hoch sprang das Tier: noch einmal ward des Jünglings hohe schlanke Gestalt weithin sichtbar Feind und Freund: im Abendgolde glänzten nochmal die flatternden goldnen Haare: — dann verschwand er spurlos im blutigen Staube: — und über ihn ging der Reiterkampf dahin.

„Herr, lieber Herr," rief Friedibert, sprang vom Sattel und wollte dem Gefolgsherrn aufhelfen. Aber ein römischer Fußkämpfer schritt gerade auf ihn zu, weit ausholend mit dem Wurfspeer: sofort zielte und warf auch Friedibert. Keiner der beiden dachte an Deckung. „Christus siegt!" rief der dunkeläugige Römer. „Frô befreundet mich!" rief der Germane. Beide trafen: lautlos stürzten beide, den Speer des Gegners in der Brust.

Mit einem Schrei des Grimms hatte Chnodomar den Freund fallen sehen, rasch warf er sich auf den letzten der vier Bataverkönige: — ein zorniger Schwerthieb und Helm und Haupt waren ihm gespalten. „Hei, sie schneidet

noch die gute Klinge Donars!“ jubelte der Herzog. „Wo ist Julian? Wo steckt der Cäsar-Knabe?“ Und mit ungeheuren Hieben alles vor sich niederstreckend, Reiter wie Fußkämpfer, brach er sich Bahn. Der Zauber Donars schien sich zu erwahren: auf jeden Streich des Schwertes fiel ein Feind. Niemand mochte ihm Stand halten: so brach er, von Vestralp, Suomar und Hortari gefolgt, durch die erste, zweite, dritte Reihe der batavischen Söldner.

Hinter der dritten hielt Julian, in der Mitte seiner berittnen Leibwächter. Er hob sich hoch in den Bügeln und spähte angestrengt nach links aus, wohin er Jovian entsandt hatte. So merkte er nicht, wie der furchtbare König auf seinem mächtigen Kampfhengst ihm näher und näher drang, bis plötzlich ganz nah an sein Ohr schlug — auf lateinisch — die grimmige Frage: „Wo ist der Knabe Julian?“

Der treue Berung hielt den Schild über seinen Herrn, aber ein Wurfspeer brachte sein Pferd zu Fall. Gleichzeitig flogen, von Chnodomar durchspalten, der erste und der zweite von Julians Leibwächtern vom Roß, die ihn von dem Rasenden noch trennten. Der Riese erkannte nun den Cäsar an dem prachtvollen Helm, dessen roter Busch, mit Goldfäden durchflochten, im Abendlichte leuchtete: „Donar schlägt dich!“ schrie Chnodomar und schmetterte einen furchtbaren Hieb auf Julian, den dieser, rasch sich wendend, gerade noch mit dem Schild auffing.

Da . . . da sprang das Schwert Chnodomars klirrend entzwei! —

Er hielt den Griff mit einer Handbreit von Klinge in der Faust. Unbeschreiblich war das Gefühl, war die Bestürzung, die Betäubung des armen Getäuschten. Er wollte es nicht glauben. Er starrte auf das zerbrochne

Schwert: er hielt sich's dicht vor die Augen: „ah — es ist — es ist unmöglich!" — stöhnte er.

Im selben Augenblick traf ihn — aus weiter Ferne — eine römische Wurflanze gerade vor die Stirn: die Spitze zwar bog sich krumm an der ehernen Sturmhaube, die er unter der Mähnenschur des Auerstieres trug: aber der Stoß auf das Gehirn war so mächtig, daß er den Zügel fallen ließ — nicht aber den nutzlosen Schwertstumpf! — und rückwärts taumelte. Da faßten König Vestralp von rechts, König Suomar von links seine Zügel, rissen den Hengst herum und flüchteten den Wankenden aus dem Getümmel.

Dieser Anblick entschied vollends das Geschick des letzten Reiterangriffs und des jetzt erst eintreffenden Fußvolks der Alamannen.

XXIII.

Übermenschliches hatten sie geleistet länger als fünf Stunden. Aber nun war es zu Ende. Atemlos, mit erschöpfter Kraft, keuchend, lechzend vor Staub und Durst, waren sie, — nach allzulangem Sturmlaufen und Sturmschreien! — endlich vor dem festgegliederten Viereck der Bataver angelangt.

Gegen diese Kernschar führten sie nun ihren verzweifelten Stoß: grimmig nahmen sie den ungleichen Kampf auch gegen diese ganz frischen Truppen auf: der Rückhalt unverbrauchter Kräfte, die Merowechs einfache List aufgespart, betrug noch nicht zweitausend Speere. Und doch stürmten auch diese Keilhaufen heran, „als wollten sie" — so schreibt, nach Angabe von Augenzeugen, Ammian, — „in

einem Anfall von Raserei alles Widerstehende vernichten." Die Römer kannten ihn, diesen »furor teutonicus«: es war der kampfeswütige Wodan, der Gott ihres eigenen Heldenzorns, den die Germanen in solchen Augenblicken in sich spürten. Hinter den Rossen der Könige und ihrer Gefolgen drängten jetzt die Haufen des Fußvolks heran: furchtbar war der Zusammenstoß mit den dichtgeschlossenen Gliedern der Bataver. In brausendem Anlauf, wie in einem Ausfall, dem Fußvolk vorauf, hatte sich die kleine Reiterschar der Könige mit ihren Gefolgen in todesmutigem, opferreichem Vorstoß in den ersten Rechen von Speeren der Feinde geworfen. Und wirklich hatten sie ihn durchbrochen und auch das zweite Glied noch! — Jubelnd folgten die Gemeinfreien den todesstolzen Führern: an solchen Thaten erkannte das Volk mit Begeisterung das Mark seiner Könige, das den Göttern entstammte. Sieg jauchzend stürmten sie weiter auf der breiten Straße vor.

Aber ach, weit — allzuweit! — hatten sie nochmal zu rennen. Mit klugem, kühlem Bedacht hatte Julian die Hauptmacht der Bataver weit — sechs Minuten Weges weit — hinter ihrer ersten Aufstellung zurückgehalten, ihr wildes Vorwärtsdrängen zügelnd. „Bleibt und erwartet sie hier, stehenden Fußes. Werfen sie wirklich eure Vorschar, sollen sie sich elend außer Atem laufen, bis sie an euch gelangen. — Und seht da, schon rückt — von dem Gepäck her — unsere letzte Verstärkung heran: die Legion der Primani. Sie führt die schweren Wurfgeschütze mit: über eure Köpfe hinweg sollen ihre Balken auf die Feinde schmettern. Laß sehen, ob der müde Keil auch noch diesen ehernen Turm über den Haufen rennt!"

Wirklich traf nun hinter den Batavern ein noch unversehrt die ganze „Legion der Primani" — illyrische und norditalische Veteranen, vertraut mit der Bedienung der

mörderischen Wurfgeschütze, der „Ballisten" und „Wildesel" und „Skorpione".

Hageldicht sausten aus den hinteren Gliedern im Bogenschuß die balkendicken Wurfgeschosse, dann neben den langen Speeren auch kurze Rohrpfeile mit eisernen Schnäbeln. Kein Geschoß ging da fehl in den dicht gedrängten Haufen der Germanen, während im Handgemeng Klinge an Klinge schlug, die Panzer unter den Schwert- und Beilhieben klafften.

Und auch dies Handgemeng gedieh wieder den Germanen zu furchtbaren Verlusten.

Wohl schien es zunächst ein Kampf ebenbürtiger Gegner: aber waren die Alamannen größer und kräftiger als die „Primani", so waren diese besser geschult und geübt: waren jene heißgrimmig und ungestüm, so blieben diese kühl und vorsichtig: trotzten jene auf ihre Körperkraft, waren diese an geübtem Verstand überlegen. Gar mancher Alamanne, sank er endlich vor Ermüdung zusammen, schlug noch im Knieen auf den Feind los. Aber kaltblütig, wie im Cirkusspiel der wohl geübte Gladiator dem Gegner sich gewandt entwindet, deckten sich die Legionare mit dem Schild, und durchbohrten blitzschnell den zornhitzigen Germanen mit dem für solchen Nahekampf unvergleichlichen dolchartigen Römerschwert.

Wie schon oft und oft der germanische Angriffskeil das erste und auch das zweite römische Treffen noch unwiderstehlich getroffen hatte, dann aber, nach blutigen Einbußen, atemlos und geschwächt an dem weit zurückgehaltenen dritten Treffen der Römer anprallte, dies nicht werfen konnte, sondern hier zum Stehen kam und, damit seine wirksamste Gewalt verlierend, bald auch im Rücken und in den Flanken von den wieder gesammelten Vordertreffen gefaßt, völlig unfähig, zu schwenken, umzingelt ward, und,

ohne die Möglichkeit eines geordneten Rückzugs, ohne Aufnahme durch einen Rückhalt, nur noch auf dem Fleck sterben oder in ordnungsloser Flucht irgendwohin in Verzweiflung ausbrechen konnte, — so erging es nun auch diesem letzten Keilstoß.

Der wütige Ansturm war gestockt, damit das Gefährlichste von den Römern bestanden: mit wachsender Siegeszuversicht streckten sie nun jeden vordersten Angreifer nieder: zwar stiegen über die Leichen der Erschlagenen, über die dichte Schicht der Verwundeten hinweg unerschrocken die nächsten Reihen des Keils: aber längst waren die Vordersten, Kühnsten, Besten gefallen, die Könige verwundet, die edeln Gefolgsherren lagen in dichten Reihen ihrer Gefolgen. Schmerz, Verzweiflung ergriff die Gemeinfreien um die haufenweise hier tot, röchelnd, sterbend liegenden Führer: das Übersteigen über so viele Helden lähmte sie mit Entsetzen. Sie sahen Merowech, Chnodomar, Ur, Ursicin, Hortari tot oder verwundet stürzen. — —

Und nun — nun vollends schmetterte in ihrem Rücken der wohlbekannte Ton der römischen Tuba!

Jovian hatte im Auftrag des Cäsars die ganze Nachhut des linken römischen Flügels abgerufen von der Verfolgung der hier langsam weichenden Alamannen und führte sie in geschlossenen Reihen von Norden und Westen her dem verzweifelt ringenden Keil in Flanke und Rücken.

Da war alles aus!

Da kam der Augenblick des rettungslosen Untergangs auch für diesen germanischen Keil: erschöpft bis aufs äußerste, jeder Hoffnung bar, jeder Führerschaft entratend, stoben sie in blinder, besinnungsloser, zielloser Flucht davon, nach rückwärts, nach dem Rheine zu — und so in das sichere Verderben!

Die Legion der Primani, dieser „eherne Turm“, bisher

unbeweglich, setzte sich nun in furchtbare Bewegung, öffnete die Vorderglieder, ließ die Hinterreihen durch, zog sie auch auf beiden Flanken vor, faßte so die Weichenden in breitester Front und überflügelte sie von beiden Seiten. Vom Rücken her fielen Jovianus und Severus die Durcheinanderwogenden an.

Endlich hatte sich auch die römische Reiterei von ihrer Bestürzung erholt und hieb, von Julian herbeigerufen, zu beiden Seiten der Straße nach.

Wie schwimmende Matrosen eines gescheiterten Schiffes, der Wut der verfolgenden See zu entkommen, flohen die Alamannen nach jeder freien Richtung auseinander. Aber bald sperrten die hoch aufgetürmten Schichten ihrer eigenen Erschlagenen den Fliehenden den Weg: ohne Widerstand töteten die Verfolger vom Rücken her die von Schreck Betäubten. War das Schwert krumm gebogen, stießen sie die Barbaren mit ihren eigenen massenhaft umherliegenden Speeren nieder. Keinem um Gnade Flehenden ward das Leben geschenkt: die Sieger waren von Mordlust, von Rachgier wie berauscht; die Balken der Wurfgeschütze rissen vielen Flüchtlingen von hinten her die Köpfe ab, daß sie nur noch an der Kehlhaut mit dem Rumpfe zusammenhingen. Hunderte waren auf dem vom Blut der Waffenbrüder schlüpfrigen Boden ausgeglitten und, unverwundet, von den Haufen der über sie Hinstürzenden erstickt. Immer eifriger, jauchzend vor Mordgier, setzten die Römer nach, auf schimmernde Helme und Schilde mit Füßen stampfend und niederstreckend, was sie erreichten, bis die Schneiden erstumpften unter den zahllosen Hieben.

Der Cäsar führte selbst die Verfolgung an der Spitze seiner Reiter bis an den Rhein. In diesem suchten die zu Tode Gehetzten letzte Rettung und Zuflucht: zu vielen Tausenden warfen sie sich hinein; manche gelangten, indem

sie sich auf ihre Schilde legten, in schräger Richtung schwimmend, ans rechte Ufer. Aber viel, viel mehr, verwundet, todesmüde, überhitzt, kämpften umsonst gegen die Gewalt des Stroms und wurden von den Fluten verschlungen; andere klammerten sich an rüstigere Schwimmer und zogen sie mit hinunter in den feuchten Tod.

Die berittenen numidischen Bogenschützen der Römer aber sprengten eine starke Strecke stromabwärts, stellten sich dann in langer, langer Reihe dicht am Fluß, die Vorderfüße der Gäule im Wasser, auf, und, selbst so sicher wie bei einer Theatervorstellung nach aufgezogenem Vorhang die Zuschauer, schossen sie, wie auf schwimmende Scheiben, auf jeden der wehrlosen Schwimmer, der an ihnen vorbeiglitt, und durchbohrten ihnen den Rücken mit den kaltblütig und ruhig gezielten Pfeilen. Schäumend, gerötet von Blut, staunte der Strom über den ungewohnten Zuwachs.

Eine Weile sah Julian dies Scheibenschießen mit an: dann rief er die Reiter ab: „Es ist genug,“ sprach er, „für Rache, Ruhm und Rom! Zurück aufs Schlachtfeld! Laßt uns — in frommer Scheu — die Toten begraben: — die Feinde wie die Freunde. Nicht sie dem Raubgevögel des Himmels überlassen! Das ist ein Greuel vor den . . . vor den guten Gewalten!“

Vorübergebraust, der Straße entlang von Nordwest her, waren die Ausgänge des Kampfes.

Fliehende und Verfolger hatten sich schon weit gegen Südosten zu hinweggewälzt, entfernt von der Stätte des blutigsten Ringens, da, wo der letzte Angriff Merowechs und des Fußvolks Chnodomars die batavischen Söldner und die Primani getroffen hatte. Haufenweis lagen hier die Erschlagenen, die schwer Verwundeten umher.

Der junge Friedibert lehnte sterbend das blonde Haupt auf den Bug seines toten Gaules. Er hielt die linke Hand auf die Wunde gepreßt, aber das Blut quoll doch unablässig zwischen den zuckenden Fingern durch. Es quälte ihn brennender Durst: er stöhnte vor sich hin: „o, nur noch einen Trunk! — Ach aus dem Felsquell, dort, daheim im Moselwald! — Oder einen Schluck Wein! Ich verschmachte."

Da antwortete ihm eine matte Stimme: gerade ihm gegenüber, mit dem Kopf gen Norden, lag über zwei tote Römer hingestreckt Renatus: „wenn du trinken willst," sprach der Christ — „da — in meiner Lederflasche — ist ein Rest Wein: — ich brächte ihn dir — aber ich . . . ich kann mich nicht erheben: — ich bin zu schwach." Friedibert richtete sich ein wenig auf: er erkannte seinen Gegner. — „Du? . . . du bist es? — Dein Speer traf scharf! — Willst du mir wirklich . . .?" — „Komm nur her. Da — unter meinem Rücken hängt die Flasche." Mit letzter Kraft schob sich Friedibert an ihn heran, holte die runde Flasche hinter dem Rücken des Wunden, der sich etwas in die Höhe hob, hervor, öffnete und setzte an: „Nein," sprach er, wieder absetzend. „Erst du . . . nur den Rest für mich." Und er beugte sich über Renatus, legte ihm den linken Arm unter das Haupt, das der nicht erheben konnte, und flößte ihm den Wein in den Mund ein, bis dieser den Kopf totmüde sinken ließ. Dann trank er selbst das Übrige, gierig jeden Tropfen schlürfend. „Danke dir, Römer! Das war köstlich! Möge es dir Wodan in Walhall vergelten: — ich fahre zu ihm! — Siehst du? Dort von der sinkenden Sonne her schwebt es heran wie weißes Nebelgewölk. Das ist . . . die Walküre! Oder ist es Gerlind? Ich . . . folge ihr."

Und er reckte sich lang: — sein Antlitz sank auf des

Römers Brust: — ein Blutstrom brach ihm aus dem Mund: — er war tot; wie ein Freund umfaßte er dessen Brust mit beiden Armen. Der atmete schwer. Aber noch im Todesröcheln sprach er betend vor sich hin: „Christus lebt. Christus siegt. Liebet eure Feinde, thuet wohl denen, die ... Mein Erlöser nimm meine Seele, in deine Hände empfehl' ... — und ach! meinen armen Vater!" Und er starb. Brust an Brust lagen die beiden, im Tode versöhnt.

Aber nicht überall ging es so friedlich zu Ende auf dem Schlachtfeld. Die römischen Troßknechte, großenteils Sklaven, hatten, sobald sie von weitem die Flucht der Feinde wahrgenommen, in hellen Haufen die im Rücken der Primani aufgefahrnen Gepäckwagen verlassen und sich über das Kampfgebiet verstreut, die Toten, Freund und Feind, plündernd, ausraubend, auch wohl gelegentlich einem Verwundeten, der sich nicht berauben lassen wollte, mit raschem Messerstoß den Garaus machend. Sogar bis in die Nähe des Cäsars hin hatte sich solch Raub- und Mordgesindel gewagt: — wiederholt hatten seine Leibwächter die Scheusale aufgescheucht bei ihrer Arbeit. Jetzt ritt Julian, nachdem er die letzten fliehenden Feinde in dem Rhein oder in der weiten dunstigen Ferne hatte verschwinden sehen, langsam über das Schlachtfeld zurück. Er hatte befohlen, Zelte aufzuschlagen, um hier zu übernachten.

Wie er sich der Stelle näherte, wo auch Friedibert und Renatus lagen, sah er von weitem, wie zwei verdächtige Gestalten sich an den hier massenhaft gehäuften Gefallenen zu schaffen machten. Er glaubte zu sehen: aus der Mitte der am Boden Liegenden fuhr — wie zur Abwehr — ein weißer Arm empor. Mit lautem Zornruf sprengte der

Cäsar, gefolgt von Jovian, auf die Gruppe zu: die Plünderer flohen.

Julian, nun zur Stelle, hielt den Zügel an: vor ihm lag, den Kopf auf dem Bug des toten Rosses, ein junger, schöner Germane; das lange blonde Haar vom getrockneten Blut zusammengeklebt: der Jüngling riß die Augen weit auf: er sah gerade nach Westen in die soeben versinkende Sonne, die ihre letzten Strahlen noch schräg aufwärts warf. Teilnehmend beugte sich der Cäsar über die vornehme Gestalt, die hier zuckte. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Germane, der an ihm vorbei immer in die Sonne blickte, — offenbar im Wundfieber — in griechischer Sprache die Worte sprach: „O Helios, unbesiegter Sonnengott! — So nimm mich denn mit dir hinab!"

„Was ist das?" rief Julian, sprang vom Pferd und richtete das schwer atmende Haupt sanft empor. „Ein Grieche? Helios — meinen Helios! — ruft er an? Auf, Freund! Helios hat dich gehört! Sein treuester Priester kniet bei dir! Du sollst nicht sterben!"

XXIV.

An Lysias, seinen teueren Lehrer, Flavius Claudius Julianus (den die Seinen „Alamannicus" nennen, was doch nur dem Imperator zukommt).

Sieg! Sieg! Jo triumphe, mein Lysias! Hier schicke ich dir — neben diesem Brief, gesondert — die genaue Schilderung meines großen Sieges über die Alamannen, den mir — nahe Straßburg — die gnädigen Götter

geschenkt haben. Es ist ein Teil meiner Kommentarien: denn ich habe beschlossen, dem göttlichen Julius auch darin nachzueifern, daß ich meine „gallischen Feldzüge" selbst beschreibe. Der Lorbeer des Feldherrn genügt mir bei weitem nicht! Viel, unendlich mehr reizt mich der des Schriftstellers! Ja, ich bilde mir viel mehr ein auf diese Schilderung meines Sieges, als auf den Sieg selbst. Noch in späten Jahrhunderten sollen die Feldherren und die Gelehrten sich um mich streiten, sollen jene mich als Helden, diese als Schriftsteller höher stellen, und die staunende Menschheit soll sagen: „mancher war groß mit dem Schwert, mancher groß mit dem Griffel: — so groß wie Julianus mit beiden war keiner."

Du merkst dieser Sprache lebhafteste Bewegung an: ja, es ist wahr! Dieser wunderbare Erfolg, den mir handgreiflich die Götter wie verkündet, so verwirklicht haben, erhebt mein ganzes Wesen in nie gekannte Höhen stolzester Zuversicht: ja, ohne Zweifel weiß ich fortan: ich bin der erlesene Liebling der Götter, zu Großem ausersehen. Hab' ich das doch schon erreicht mit sechsundzwanzig Jahren! Größeres noch würde ich planen und erreichen: — nicht nur der Rhein, auch der Tigris harrt seines Befreiers und — die Götterwelt ihres Erneuerers auf Erden! Aber für immer schließt mich von solch' kühnem Aufflug zur höchsten Sonnenhöhe des Ruhmes aus — Constantius und mein Eid der Treue, der furchtbare, den ich niemals brechen werde.

Und falls er vor mir sterben sollte — er kränkelt viel, schreibt Philippus — ist mein Nachfolger schon im geheimen ernannt: Senat, Papst, Episkopat, alle Feldherren aller Heere außerhalb Galliens, die Präsidenten der Provinzen außer Gallien sind bereits im geheimen gewonnen für den neuen Imperator. Philippus konnte den Namen

nicht erforschen (man flüstert, es sei ein Verwandter des Eusebius).

Also auf den Thron und alles, was sich von ihm aus bis an die Sterne emporbauen läßt, muß ich ja verzichten: — Helios weiß, ich habe nie danach getrachtet! — Aber was ein bloßer Cäsar erreichen kann, — das will und werde ich erreichen, dem Staate zum Heil und ganz ebenso — (es liegt mir wahrlich nicht minder am Herzen: das vertraue ich aber nur dir) — mir zum unauslöschlichen Nachruhm!

In dem stolzen Gefühl, ja in dem Rausche des errungenen Sieges — des größten, der seit vielen Jahrzehnten über Germanen erfochten worden ist! — ließen sich manche meiner Scharen zu einer Unbedachtheit hinreißen, die mir das Leben kosten konnte, erstickte ich sie nicht rasch im Keime schon.

Als die Verfolgung eingestellt war und ich vom Rheine her auf das Schlachtfeld zurückritt, wo ich das Heer den Abendschmaus nehmen und übernachten hieß (nachdem ich vorsichtig, Frontins Mahnung eingedenk: die Stunden gleich nach dem Siege seien die gefährlichsten, weithin Ketten von Wachtposten gezogen hatte) — stieß ich auf die wackeren Primani. Diese (nicht barbarische Söldner), römische Kernscharen, in deren Mitte ich den letzten verzweifelten Anfall des »furor teutonicus« ausgehalten hatte, begrüßten mich mit dem unheilvollen Zuruf „Macte Imperator! Macte Auguste.“ Ich erschrak bis ins Mark: — viel mehr erschrak ich, als da der rote Riese mich mit seinem furchtbaren Schwertstreich schier vom Gaule schmetterte. Erfährt Constantius durch ein Lüftchen nur einen Hauch von diesen vielen tausend Rufen, so bin ich verloren und Helena und

unser Glück und all' mein junger Ruhm und seine Zukunftshoffnung.

In ungeheucheltem Entsetzen (— das wirkt doch immer mehr als die beste rhetorische Mache! —) winkte ich mit beiden Händen hastig den lieben Thoren ab und laut rufend (— ja schreiend, auf daß es alle Späher des Constantius hören mußten! —) wies ich den Unfug zurück und beteuerte, ich verabscheue solches. Ja, ich schwor, daß ich dergleichen niemals wünschen, hoffen, dulden werde. Ich schwor es — leider! — bei „Christus dem Herrn!" — Vergieb mir, Helios, unbesiegter Gott! Nun rufen sie mir, wann ich an ihnen vorüberreite, mit halb verhaltner Stimme zu „Alamannice!": — auch das dürfte der Augustus nicht hören. Nur ihm sind solche Siegernamen vorbehalten. Daher heißt er „Gothicus, Sarmaticus, Parthicus, Persicus, obwohl . . . — nun Helios, der All-Sehende wird wissen, warum. Ich weiß es nicht."

Einen hochwertvollen Gefangenen haben wir! Jovian hat ihn soeben eingebracht: Chnodomar, den Oberfeldherrn der gegen uns Verbündeten. Der Gewaltige auf seinem roten Hengst war bei seinem letzten Reiterangriff bis zu mir durchgedrungen: ich fiel fast vom Roß unter der Wucht des auf meinen Schild geführten Streiches: — aber Pallas die Beschilderin hat mich gerettet: an ihrer Meduse auf dem Buckel meines Schildes brach des Riesen Schwert. Gleichzeitig ward er, scheint's, verwundet. Seine Gefährten retteten ihn aus dem Getümmel. Sie flüchteten, wie die meisten, dem Rheine zu, sie suchten nach Kähnen: — auf dem Schild den Strom durchschwimmen konnte der Betäubte nicht. Während sie am Ufer hinritten, umsonst nach Schiffen suchend, den sumpfigen Altwassern ausweichend,

stürzte sein Pferd auf schlüpfrigem Moorgrund und begrub den wuchtigen Körper im Fall. Er raffte sich auf und eilte nun, an dem Übergang über den Fluß verzweifelnd, die sumpfige Niederung meidend, auf einen nahen bewaldeten Hügel zu, hier Verborgenheit zu suchen. Allein im letzten Abendschimmer erkannte die hohe, seine Gefährten überragende Gestalt in der Verfolgung anderer Haufen der kluge Jovian. Sofort setzte er dem fliehenden König nach, umstellte das Gehölz mit einer ganzen Kohorte und machte sich auf einen harten Strauß gefaßt. Denn er wußte, die Gefolgen würden Leben und Freiheit ihres königlichen Herrn bis aufs äußerste verteidigen. — Aber es kam anders: nach kurzer Frist, als sich die Unsern anschickten, in das dunkle Waldesinnere zu dringen, trat der König, zu Fuß, daraus hervor, langsamen Schrittes, das trotzige Haupt auf die Brust gesenkt, ganz ohne Waffen, nur sein Schwert, eine Handbreit hinter dem Griff abgebrochen, hielt er krampfhaft in der Rechten.

So schritt er auf Jovianus zu: „genug!“ — brachte er mühsam hervor — „es ist aus! Alles aus! Es giebt keine Götter, es giebt auch keinen Donar. Es ist alles gleich. Führe mich zu dem Cäsar.“

Während Jovian noch staunte über diese Sinneswandelung bei dem fürchterlichen Schlacht-Riesen, traten auch die Gefolgen aus dem Waldversteck hervor: ihr Herr habe ihnen verboten, zu fechten, sie wollten sein Schicksal teilen: sie legten die Waffen nieder und ließen sich willig binden. Seltsame Leute, diese Germanen, nicht? „Sie nennen's Treue,“ sagt Tacitus in ähnlichem Fall von ihnen.

Wie groß war mein Erstaunen, als in mein Feldherrnzelt, wo mich meine Befehlshaber glückwünschend umringten, Jovian beim Fackelschein seinen gewaltigen Gefangenen führte! Ich sprach ihn freundlich an, versicherte ihn seines

Lebens, wenn ich ihn auch dem Imperator zusenden müsse nach Rom. Gleich, ohne eine Miene zu verziehen, ohne ein Wort hörte er mich an: endlich betrachtete er noch einmal mit starrem Blick den Schwertstumpf in seiner Faust und warf ihn dann auf den Teppich zu meinen Füßen: „es ist aus. Alles ist gleich. Es giebt keine Götter, auch Donar ist nicht. — Laßt mich schlafen . . . schlafen!“ Und mit einer müden Handbewegung griff er an die Stirn, wo ich nun eine mächtige, blutunterlaufene Beule wahrnahm. Er schloß die Augen, als wolle er im Stehen einschlafen.

Ich entließ ihn; ich höre, er schläft fast ununterbrochen; wacht er auf, so stöhnt er: „es ist alles gleich auf Erden; es giebt keine Götter,“ wendet sich auf die andere Seite und — schläft weiter; »morbus veternus«, „Schlafsucht“, nannte es achselzuckend Oribasius, den ich zu ihm sandte, ein träumerisches Brüten. In einigen Tagen schick' ich ihn, zusammen mit den wertvollsten Stücken aus der Beute, an den Imperator. Sonst haben wir nicht viele Gefangene gemacht: von den übrigen Königen ist einer gefallen: die fünf andern sind, schwer verwundet, entkommen; keiner wich vom Schlachtfeld, sagen die Gefangenen, solang er den Arm heben konnte; die Unsrigen schwelgten im Schlachten, daß mir graute. Sechstausend tote Feinde haben wir auf dem Schlachtfelde gezählt und fromm bestattet: unzählbar sind die Haufen, die der Fluß verschlang. Unser Verlust ist erstaunlich gering: in dem fünfstündigen Kampfe nur zweihundertsechsundvierzig Tote: — dank unsern undurchdringbaren Schutzwaffen! — und etwa neunhundert Verwundete.

XXV.

Ich kam einige Tage, ja Wochen nicht zum Schreiben, das heißt an dich: denn an die geliebte Frau (— ach, daß ich auch jetzt nicht in ihre Arme fliegen darf! —), an den Imperator, an Ammian hatte ich zu schreiben vollauf. Aber nun habe ich dir etwas höchst Wunderbares zu berichten!

Denke nur: auf dem Schlachtfeld habe ich gefunden und gewonnen ein staunenswertes Kleinod: einen Freund! Nicht einen Römer — einen Barbaren! — Aber was sage ich? Einen Barbaren, der an Begabung des Geistes nicht nur, der an philosophischer, an religions-wissenschaftlicher Bildung die meisten Römer, ja sogar Griechen übertrifft!

Ein philosophierender Germane! — Vor kurzem lachte ich noch über die ungeheuerliche Vorstellung. Aber ich lache nicht mehr: ich staune! — Ja, es wird mir seltsam zu Sinn. Ich erfahre so vieles durch meinen lieben Gefangenen über seine Stammgenossen, ihre Wandlungen in den letzten Menschenaltern, über die Gründe ihrer Handlungsweise, über ihre Pläne für die Zukunft, daß ich gar manches von meinen Ansichten über sie, von meinen Würdigungen ihrer Art und ihrer Bedeutung für uns umgestalten muß. Ich habe sie doch — vielleicht! — unterschätzt, diese Barbaren!

Du frägst zweifelnd, wer dieser Wundermann sei? Wie er heiße? Ja, schon mit dem Namen beginnt das Wunder.

„Merowech“ oder „Serapio“ heißt er. Mit fünfzehn Jahren gab der Vater, ein Gaukönig der Bataver (entstammt von jenem Claudius Civilis), den Knaben als Geisel Constantin: der gewann ihn lieb, ließ ihn mit römischen Senatorensöhnen erziehen in aller Philosophie

und Mystik und aller Wissenschaft der Galiläer, der Griechen, der Ägypter. Der Jüngling, voll Eifer für diese Dinge, ward (— lange vor mir —) zu Nikomedia Hörer, vertrauter Schüler des großen Aedesius, des Maximus. Eingeweiht in die heiligen Mysterien am Nil, die ihn lange fesselten, nahm er, zwanzig Jahre alt, — Serapis zu Ehren — den Namen „Serapion“ an.

Allein dieser merkwürdige Geist (— mir ist dergleichen noch nicht vorgekommen: — das muß echt germanisch sein! —) fühlte sich zuletzt wie nicht durch die Lehre des Galiläers und die kindlichen (vergieb!) alten Götter, so auch nicht durch alle Philosophen Griechenlands und nicht durch die Mystik befriedigt: auch die ägyptischen Geheimlehren warf er zur Seite. Und die letzten Jahre hat er unter unsern Fahnen gefochten, bald gegen Perser und Parther am Tigris, bald gegen Sarmaten und Jazygen am Ister: nur gegen seine Stammgenossen — die Franken — nicht fechten zu müssen hatte er sich ausbedungen.

So lernte er auch römische Kriegführung und Feldherrnschaft: — zu unserem schweren Schaden! Denn heimgekehrt zu dem alten Vater riß er seinen Gau (— den einzigen von den batavischen —) zum Kampfe gegen uns fort und ward neben, ja vor dem kraftvollen, aber plumpen Chnodomar die Seele, der leitende Geist der Kriegführung gegen mich. Schon bei Köln, dann bei Sens machte er mir gewaltig zu schaffen: und hätten neulich bei Straßburg die Germanen gesiegt (— zweimal sah es ganz danach aus! —), so wäre das ausschließend sein Verdienst gewesen.

Nach der Schlacht konnte ich dem Verwundeten das Leben retten: — Mörder wollten ihn töten und berauben. — Daß er in der Sprache Homers fiebernde Worte an „Helios“ richtete: — das hat ihn gerettet. Er ist nun mein Heliodor, mir von Helios geschenkt.

Oribasius gelang es, ihn herzustellen. Aber ich selbst pflegte ihn mit liebender Hand — der schöne, kluge Jüngling (er ist aber sieben Jahre älter — und um noch viel mehr Jahre weiser denn ich) zog mich lebhaft an. Und so geschah's, daß in den vielen, vielen Stunden, die ich diese Monate an seinem Lager verbrachte, der Cäsar und der germanische Königssohn eine Freundschaft schlossen, — so innig, so schön, so edel durchgeistet, wie sie den Cäsar noch mit Griechen und Römern nie verband.

Du bist ja mein Lehrer und so viel älter: so scheidest du, wie ein höheres Wesen, aus der Reihe der Vergleichbaren. Jovian, der Wackere, Gutherzige, erträgt meine neue Freundschaft ohne Eifersucht: er fühlt, er begreift: mich verbindet mit diesem germanischen Zweifler der Hang zu Forschungen (zu „Grübeleien", wie Jovian schilt), die er weder teilt noch beneidet. „Was ich dir bin," meinte er neulich treuherzig, mir die Hand reichend, „kann dir kein andrer sein. — Und was dir Serapion ist, — nicht Jovian." So vertragen wir uns alle drei ganz prächtig.

Serapion empfindet — nur allzu überschwänglich! — mir gegenüber die Schuld des geretteten Lebens: — oft kommt er darauf zurück! Er verlangt immer und immer wieder, mir zu danken. Neulich nun nahm ich ihn beim Wort. Ich müßte ihn . . . (— streng genommen: — denn er ist, wenn nicht mein vornehmster, mein wichtigster Gefangener —) ich müßte ihn wie jenen Chnodomar dem Imperator einsenden. Selbstverständlich thu' ich es nicht. Denn entdeckt man dort am Hofe dieses Mannes hervorragende Bedeutung, so hilft ihm meine Fürsprache recht wenig: — sie schadet ihm nur: — er verschwindet!

Andrerseits kann ich ihn nicht frei zu den Seinen entlassen, wie er wohl wünschte. Denn er selbst räumt ein, dann werde er wieder fortgerissen werden zu dem Kampf

gegen uns, den er für notwendig hält, nicht für Übermut seiner Stammgenossen. Wir sannen lange hin und her, wir stritten, wir suchten gemeinsam nach einem Ausweg. Denn diesen Mann von seinem Volke losreißen für immer, ihn ganz zum römischen Waffendienst verpflichten wie viele tausend andrer Germanen, — das ist unmöglich: ich seh' es ein.

Endlich kam er eines Tages — an dem ersten, da er das Lager verlassen konnte — zu mir und sprach: „Laß uns einen Vertrag schließen. Und dieser Jovian hier" — er brachte ihn mit — „soll dein Bürge sein: du oder dein Imperator ihr könntet mich ja töten. Ich bin als kriegsgefangen euer Sklave. Ich schulde dir also etwas für das geschenkte Leben. Wohlan: ich verspreche, solang du Gallien verteidigst, o Julian, nicht gegen euch zu kämpfen. Ja, ich will dir überall hin folgen, dir dienen mit Rat und Schwert: — aber nicht gegen Germanen."

„Oho!" sagte ich lächelnd, „du gehst noch weiter als Berung." — „Versteh' mich recht. Es mag die Zeit kommen, da wir Franken wieder mit Alamannen oder Sachsen ringen müssen." — „Um was?" — „Um Gallien." — „Nicht übel! Um mein Gallien." — „Ebendeshalb. — Vor allem muß es euch abgenommen sein: dann mag das Schwert über eure Erbschaft entscheiden! Aber das hat, fürcht' ich, noch gute Wege. Und — ich schmeichle keinem, auch dir nicht, eitler, lobdurstiger Freund — aber so lange du Gallien verteidigst, — ich hab' es gelernt! — ist für die Meinen keine Hoffnung. Ruft jedoch dich, — gegen den ich nicht fechten kann, darf, will, der Imperator ab . . ." „Oder der Tod," fiel ich ein . . . — „Dann will ich, muß ich meinem Volke wieder Führer sein auf seinem notwendigen Wege: — dem nach Gallien. Schließ' ab, o Freund Julian, unter dieser Bedingung. Denn wisse wohl: unter

keiner andern kannst du mich halten. Du hast erklärt, du kannst es nicht verantworten, mich frei zu geben: — wohlan, ich gab dir mein Wort, nicht zu entfliehen zu den Meinigen. Aber wenn ich nicht weiß, ich darf dereinst wieder für mein Volk kämpfen, dann kann ich, — du weißt, Julian, ich brauche nie leere Worte! — aber dann werd' ich das Leben — als dein Gefangener! — nicht ertragen. Nicht nur die Franken sind frei: — auch die Toten."

Und so furchtbar ernst meinte er es — (ich sah's den abgrundtiefen hellgrauen Augen an: sonderbare Augen haben sie zuweilen, diese Germanen!) — und so krampfhaft zuckte seine Hand nach dem Griff seines Dolches, daß ich im tiefsten Herzen erschrak und, eifrig einschlagend, den Vertrag schloß, wie er ihn verlangte. Jovian war Zeuge und Bürge. „Überschwenglichkeiten," brummte er. „Ich hätt's nicht gethan als Cäsar. Nicht aus Eifersucht red' ich so. Aus Vorsicht. Denn das ist der gefährlichste Barbar, den ich je gesehen." — „Das geb' ich zu. Aber was thun? Ihn dem Augustus ausliefern: — das verbietet die Freundschaft. Ihn frei geben: — das verbietet die Pflicht gegen das Reich. Und auch die Selbstsucht redet mit: ich kann die teuere Gewohnheit dieses Umgangs nicht aufgeben, dieses von mir und von allen Hellenen und Römern so grundverschiedenen Geistes nicht mehr entraten. Dieser Salier, an Bildung und Wissen und Denkfertigkeit mir gleich, an Lebensreife und Lebenserfahrung mir weit überlegen, an Geist und Begabung mir ebenbürtig (— vielleicht in Wahrheit sogar überlegen: aber das einzugestehen sträubt sich die liebe Selbstgefälligkeit doch noch lebhaft! —), er zwingt mich durch seine ganz eigenartige Denkweise, durch seinen kühnen Zweifel, der vor den Philosophemen — auch vor denen des unver-

gleichlichen Plotinus und Maximus! — so wenig die Waffe senkt, wie vor Moses oder dem Galiläer oder deinen holden Fabelgöttern, — er nötigt mich, Sätze neu zu prüfen und gegen seinen Widerspruch zu verteidigen, zu beweisen, die mir als längst bewiesen galten, die er aber mit seiner grundstürzenden Bezweiflung erbarmungslos lächelnd über den Haufen wirft.

Nein, schon um diesen außerordentlichen Geist dem Dienste meines Gottes zu gewinnen, darf ich ihn nicht aus meiner Nähe lassen. Jovian freilich meint kopfschüttelnd: „an dem verliert ihr beide, dein Gott und du, das Spiel. Ich verstehe dich bloß nicht: — habe auch kein Bedürfnis danach, ich möchte viel lieber etwas glauben können! — der aber versteht und — widerlegt dich."

So seltsame Gespräche führen im Feldlager am barbarisch gewordnen Rhein, den ich erst wieder römisch mache, ein Cäsar, ein gefangener Barbar und ein römischer Kriegstribun.

XXVI.

Fürchte nicht, o Mann der Götter und der friedlichen Weisheit, ich werde dich ermüden durch gleich ausführliche Berichte über meine auf den großen Tag von Straßburg folgenden Kriegsthaten: — den genauen für einen Kriegsmann berechneten Bericht erhält mein wackerer Ammian, für meine Unsterblichkeit zu sorgen: du sollst nur das Wichtigste vernehmen.

Gleich nach dem Sieg entließ ich jene Gesandten, die so hochfärtiger Botschaft Träger gewesen. Sie staunten nicht wenig über den eingetretenen Umschwung und schalten

nicht leise über meine Verletzung des Völkerrechts! Allein sie kennen den Namen des Gottes nicht, den sie anrufen müßten, mich zu strafen: Mars des Rächers. Und gegen ihre germanischen Götter, deren schrecklich barbarisch klingende Namen sie im Munde führen, schützt mich mein Herr, der unbesiegte Helios. Jene Götter mögen ja leben: — aber es sind höchstens Dämonen, dem Lichtgott zum Dienste geordnet.

Ich darf nicht (— ach ich darf noch immer nicht! —) zu Helena fliegen, mir den süßesten Dank (— viel wertvoller als den Lorbeer! —) zu holen in ihren Armen. Aber dies Eisen des Sieges, das so heiß ist, muß geschmiedet werden. Ich muß über den Rhein!

Noch auf dem blutigen Schlachtfeld faßte ich den Entschluß: vielmehr ich hatte ihn — für den Fall des Siegs — schon vorher gefaßt. Wie der große Cäsar nach Vernichtung Ariovists und seiner Sueben den Glanz und den Schrecken der römischen Waffen über jenen Strom trug — so muß auch sein kleiner (obwohl ich mir einbilde: mein Germanensieg ist nicht geringwertiger als der seine) Namensvetter thun. Freilich: ein bittrer Schmerz drängt sich auf bei dem Vergleich: er trug die Adler in ein von uns nie betretenes Land: ich mache einen Besuch in einem Gebiet, das fast drei Jahrhunderte hindurch von uns beherrscht war!

Doch ich gebe die Hoffnung nicht auf (— so verwegen sie scheint! —), die Herrschaft Roms wieder auszudehnen bis an den alten Limes, den wir erst vor hundert Jahren eingebüßt. Serapio freilich lächelt seltsam bei solchen Reden. Er versprach mir, seinen Zweifel, seinen Widerspruch auch gegen diesen Plan meiner Träume, wie er sagt, eingehend zu begründen. Ich bin gespannt. — Aber

gespannt bin ich auch, wie es wohl jenseits des gewaltigen Stromes aussehen mag, der breit wie ein See hin flutet. Wer mir in jenem Kloster gesagt hätte, ich würde je den Rhein im Rücken haben!

Ich stehe auf dem rechten Ufer des Rheins.

Ich besetzte gleich nach dem Siege Straßburg aufs neue, zog von da auf Mainz und überschritt hier den Strom auf Schiffsbrücken. Es ist vielleicht schmeichelhaft für den Cäsar (— und deshalb wohl schreibt er es hier! —), aber wenig rühmlich und wenig Zukunftvertrauen erweckend für das Heer und das Reich der Römer, daß ich nicht den Übergang einfach befehlen konnte. Vielmehr meldeten meine Unterführer, der Widerwille meines Heeres gegen den Rheinübergang sei so stark, die Abneigung, die Germanen (— trotz des eben erfochtenen Sieges! —) drüben in ihren Wäldern aufzusuchen, so heftig, daß ich offne Meuterei zu befürchten habe, beschränke ich mich auf den bloßen Befehl.

Und wohl verstanden: — das sind Römer! Denn die batavischen Hilfsscharen verlangten gleich nach der Schlacht, entlassen zu werden: drei ihrer vier Könige sind gefallen: der vierte, schwer verwundet, führt die Leute heim, die seltsamer Weise an dem Siege keine rechte Freude haben. Sie umringten den gefangenen Serapio, wo sie ihn fanden im Lager, und sagten ihm in meiner Gegenwart, sie hätten viel lieber unter ihm als unter ihren Königen gegen ihn gefochten! Jene Könige hätten sie überredet, fortgerissen: in ihrem Fall erblickten sie die Entscheidung der Götter. Wahrlich, ich fürchte, ließe ich Serapio frei, die verwaisten Gaue der Bataver wählten ihn sofort zu ihrem König. Drum soll er hübsch bei mir bleiben. Es ist mir lieber,

er schlägt und löst auf meine Beweise und Schlüsse als meine Cornuti und Braccati.

Also auf dem rechten Rheinufer! Ein stolzes Gefühl. (Ach wie traurig, daß ein Cäsar darauf stolz sein darf!) Aber nur durch Bitten und Schmeichelreden brachte ich die Truppen dahin, mir zu folgen.

Sie entblödeten sich nicht, mir in das Gesicht zu sagen (— und sie meinten wohl gar dabei, das müsse mich freuen und ehren! —), nur mir, meiner Person zu Liebe, weil ich mich ihrer wie ein Bruder annehme, und aus Freude und Stolz auf den großen Sieg, thäten sie nach meinem Wunsch. Und auf meine unwillige Entgegnung, meine Erinnerung an ihren Eid, erwiderten sie lachend: „ach, Eid! Wir wissen gar nicht mehr, bei welchen Göttern wir geschworen haben, ob bei Jupiter und Mars und dem Genius des Imperators oder bei dem Gekreuzigten. Und um viel kleinerer Ursach willen als ein Rheinübergang und ein Zug in die Schrecken der germanischen Wälder hat schon gar manches Heer in der letzten Zeit seinen Feldherrn erschlagen, einen gefügigeren gewählt und ihn wohl auch zum Imperator ausgerufen: — was du ja verschmähst.“ Da verstummte ich und war froh, daß sie mir überhaupt über den Rhein folgten!

Die Gaue der Alamannen, in welche wir zunächst eindrangen, waren äußerst überrascht und erzürnt, daß ich sie feindlich behandle. Sie erklärten mir durch Gesandte, sie hätten sich jenen sieben Königen nicht angeschlossen gehabt. (Wie kann ich das wissen? Soll ich die Verfassungen dieser Barbaren erforschen?) Jetzt habe aber mein Angriff auch die bisher Friedlichen gegen uns entrüstet und alle Nachbargaue seien zur Abwehr bereit.

Ich gestehe, das war bei meiner geringen Macht keine erfreuliche Aussicht. Ich hatte auch nicht viel Erfolg. Zwar drang ich etwa noch vier Stunden landeinwärts vor, ließ auch den Rhein entlang stromaufwärts und stromabwärts zur Nacht auf Booten Streifscharen landen, die alles verheerten und verbrannten. Doch gelang es nicht, die in ihre Wälder entweichenden Barbaren zu erreichen. Im Gegenteil! Beinahe hätten sie mich erwischt!

Ich erzähle dir das kleine Abenteuer, das ja gut ablief, weil dir der Hergang zeigen mag, wie so ganz ich die Herzen meiner Leute gewonnen habe: — trotz ihrer Zuchtlosigkeit, ihres Ungehorsams. Tot schlagen lassen sie sich willig für mich: — nur gehorchen wollen sie mir nicht!

Ich ritt — es ging gegen die Dämmerung: — die Vögel sangen ihr Abendlied — meiner Vorhut ziemlich weit voraus, von wenigen Leibwächtern begleitet, über die Wiese, hart am Saum des Waldes hin. Die nächsten Truppen hinter mir waren germanische Söldner (— leider meine besten Leute! —), aber auch ein paar Griechen und Römer darunter, eine besondere Schar erlesenen Fußvolks. Plötzlich sprang aus dem dichten Gebüsch, aus dem dunkeln Unterholz des Waldes ein Rudel der Barbaren und drang mit wildem Ungestüm auf mich ein, aber schweigend, ohne ihr sonst so beliebtes Kampfgebrüll zu erheben, um nicht dadurch meine nächsten Truppen heranzurufen. Ich geriet in heiße Gefahr: — sie hatten mich erkannt oder doch an der reichen Rüstung einen der obersten Führer erraten, und suchten sich unabschüttelbar Bahn zu mir zu brechen durch die Reihen meiner Leibwächter. Schon waren mehrere von diesen gestürzt.

Da erkannten meine starke Bedrängnis vier junge Krieger von jener mir von weitem folgenden Schar: Centurionen und Rottenführer: ein Grieche, ein Friese, ein

Markomanne und ein Quade. „Das Kleeblatt" nennt man im Lager die Unzertrennlichen, die jeden Kampf, jede Rast und jedes Gelage zu teilen pflegen: der flaumbärtige blonde Friese sah's zuerst, rannte den andern voran und sprang an meine Seite: „zu Hilfe, Gárizo!" schrie er. „Halte ihm den Schild vor, Ekkard! Rasch, Hippokrenikos, nieder den Kecken da links!" „Komme schon, Sigiboto, mein Bub!" erwiderte Gárizo, der breite Markomanne. „Bin schon da!" rief der Quade Ekkard. „Da liegt er schon, der lange Lümmel!" frohlockte der Grieche, die dunkelbraunen Locken schüttelnd. Und noch ein paar Hiebe der Wackeren und die Feinde flohen in den Wald zurück.

„Dank euch, meine Freunde!" rief ich vom Roß herab. „Dank? Dreimal sterben wir für dich!" scholl es zurück. Und ich glaub' es ihnen aufs Wort. Ihr ganzer Lohn bestand darin, daß ich sie, als wir nun bald Lager schlugen, zum Nachtmahl in mein Zelt lud und sie aus meinem eignen Becher den feinsten Massiker trinken ließ, den ich mitführte. Ich hätte sie gekränkt durch Geldgeschenke. Aber dieses „Kleeblatts" bin ich nun noch sicherer als zuvor.

XXVII.

Wie staunte ich, als ich am folgenden Tage die ersten alamannischen Dörfer erreichte! Das sind nicht mehr die rohen Blockhäuser, die Holzhütten aus übereinanderge- schichteten Baumstämmen, wie Tacitus und die andern sie schildern: nein, nach römischer Bauweise, aus Stein auf- geführt, neben alten römischen Villen und offenbar nach deren Vorbild zierlich errichtet und ausgeschmückt. Immer mehr setzen sie mich in Verwunderung, diese Barbaren.

Sollten sie am Ende doch fähig sein — nicht nur erlesene einzelne, wie Serapio — nein, die Menge des Volkes sich Stücke unsrer Bildung anzueignen? Nicht bloß in unsrem Land, in unsrem Waffendienst, nein, bei sich zu Hause? Das wäre ja wie das Auftauchen einer ganz neuen Welt neben uns! Ich mag's nicht glauben!

Ich versuchte, tiefer einzudringen: aber ich ward zurückgewiesen, nicht von einem Heer, — von dem Wald der Germanen. Wir gelangten an einem nebelnassen, regnichten Tage bei grimmer Kälte — es ist doch ein greulicher Himmel über dieses barbarische Land gespannt! — auf schlechten Wegen vor einen sumpfigen, finsteren Wald. Ich gestehe: er flößte mir Grauen ein, dieser erste germanische Urwald, den ich zu sehen bekam. Lange hielt ich zaudernd an: ein paar Gefangene, in jenen Dörfern überrascht, sagten uns, der ganze Wald wimmle von den Kriegern der Barbaren: in unterirdischen Gängen und Höhlen, in vielverzweigten Waldgräben lägen ihre Scharen versteckt, bereit, an günstiger Stelle vorzubrechen. Meine Leute stutzten: sie wollten mir nicht in den Wald hinein.

Mit Mühe bewog ich sie endlich, einzudringen: aber alsbald fanden wir die wenigen schmalen Pfade, die durch das undurchdringliche Gestrüpp, die seltnen Furten, die durch die abgrundtiefen schwarzen Sumpfwasser führten, gesperrt durch ungeheure Verhacke und Verhaue, bestehend in gewaltigen Stämmen von Eichen, Eschen, Tannen: und oben, in den Wipfeln der umstehenden Bäume, kaum sichtbar im Dunkel des Waldichts, nisteten versteckt zahllose Bogen- und Speerschützen, die wie vom Himmel herunter Pfeile und Lanzen auf uns hageln ließen. Ich befahl den Rückzug: meine Leute wollten nicht weiter hinein in das Undurchschaubare.

Als ich es nach der Heimkehr Serapio, der in Mainz zurückgeblieben war, erzählte, lächelte er so eigen und meinte: „der Wald hat wieder einmal seine Söhne gerettet, wie schon so oft seit den Tagen des großen Cäsar. Es macht dir keine Schande, daß du wichest vor dem Germanenwald — wie er.“

Übrigens stellte ich ein altes Kastell Trajans, östlich von Mainz, am linken Ufer des Mainflusses, wieder her, und legte Besatzung hinein: zum erstenmal wieder seit so langer Zeit eine römische Feste auf dem rechten Ufer des Rheines! Lassen mir mein Gott und mein Imperator noch einige Jahre das Leben und Gallien, — so stelle ich all' unsre Zwingburgen da drüben wieder her. Nun aber kehrte ich — schon bedeckte Schnee die fernen Höhen — nach Mainz zurück, Serapion ein längst gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Alsbald nachdem ihn das Wundfieber verlassen, hatte er mit meiner Verstattung Boten an seinen greisen Vater, König Nebisgast, nach der batavischen Insel abgesandt, ihm zu berichten, der Sohn lebe und sei in guten Händen. Die Boten kehrten nicht zurück: — vielleicht abgefangen von feindlichen Batavern. Da gelobte ich dem Freund, ihn sobald als thunlich selbst in die Heimat, zu dem Vater zu führen: verlangt es doch auch das Reich, daß ich jenen Teil der Franken kennen lerne und uns dauernd verbinde. So segelte ich denn von Mainz aus mit Serapio und geringer Schar den Rhein hinab, landete auf der Nordspitze des batavischen Eilands und erreichte alsbald den Gau des alten Königs, der keinen Widerstand leisten konnte: sein Sohn und das Aufgebot seines Gaues waren ja gefangen, gefallen, zersprengt.

Er lud mich durch Gesandte in seine Königshalle: — einfach genug ist sie und nur, weil es die Heimat ist,

kann ein Serapio diese braunen, rauchverdunkelten Eichenstämme einem römischen Marmorpalatium vorziehen. Ich hatte den Sohn gebeten, mir eine Freude nicht zu verderben, die ich mir für mein Gemüt ausgesonnen hatte; keine Nachricht über Serapios Geschick war an den alten König gelangt. Als ich nun den Saal des schlichten Gehöfts betrat, ergriff es mich tief in der Seele, wie der alte Mann in silberweißem langem Gelock, wie es ihre Könige tragen, mir entgegentrat, gastfreundlich zwar, die Schale Weins mir reichend, aber in würdevoller, echt königlicher Haltung, das Haupt stolz aufrecht, obwohl das edle Antlitz die Züge tiefer Trauer trug. Ich trank ihm zu, versicherte ihn des Friedens, um den er bat, verlangte aber Geiseln für die Einhaltung des Vertrages: nämlich drei Edelinge seines Gaues. Seufzend erwiderte der Alte, so viele würden wohl noch übrig sein nach ihren blutigen Verlusten, und er werde nach ihnen senden.

„Gut" (fuhr ich fort und es ward mir schwer, gegenüber dem ehrwürdigen Alten die Rolle der Verstellung durchzuführen). „Aber das kann mir nicht genügen. Ich weiß, wer Schuld daran trug, daß dein Gau (— allein unter denen deines Volkes! —) gegen uns kämpfte. Du hast einen Sohn, sagt man, einen einzigen. Das soll ein hervorragender Held sein."

Da zuckte es über das alte Gesicht, daß ich beinahe nicht fortfahren konnte. Aber ich nahm mich zusammen und fügte bei: „Jedoch auch sehr gefährlich, unser schlimmster Feind. Den Frieden kann ich nur gewähren, stellt König Nebisgast auch seinen Sohn als Geisel."

Da brach der Greis in wildes Schluchzen aus; er hob die beiden zitternden Hände gegen mich empor und klagte: „o Cäsar Julian, — laß ab von dieser Forderung! Ach, die Götter wissen es, ich kann sie nicht erfüllen! Nimm

mich gefangen, töte mich! Wohl hatte ich einen Sohn, von Wodans Geist durchweht —, edel und stolz und stark und kühn! Ach! Ich habe ihn nicht mehr, meinen Merowech. In jenem grausen Würgen deines Sieges sahen ihn die Seinen blutend vom Rosse stürzen: — er ist gefallen! Schon lange liegt er bestattet auf jenem blutigen Feld."

Da hielt ich mich nicht mehr: ich faßte des Alten zitternde Hände und rief, selbst in Thränen ausbrechend: „du irrst, König! Er lebt, dein Sohn! Hier steht er vor der Thüre deiner Halle. Schon liegt er an deiner Brust!" Und ich ging hinaus und nahm meine Begleiter mit und ließ sie allein, den Vater und den Sohn. —

So hat noch nie das Auge eines Menschen mir geleuchtet, wie dieses greisen Vaters Blick, als ich nach geraumer Weile wieder eintrat. Serapio mag mich wohl über Gebühr gelobt haben. Beim Abschied versprach ich dem Alten, der Sohn solle, solang ich in Gallien bleibe, und unser Vertrag also in Kraft bestehe, jedes Jahr den Vater besuchen dürfen: ruft mich der Tod oder der Imperator (oder dieser durch jenen) ab, ist Serapion ohnehin frei.

Du wirst es kindlich schelten, o Lysias: aber der Augenblick, da ich diesem herrlichen Vater diesen herrlichen Sohn in die Arme führen konnte, — er zählt zu den schönsten meines Lebens. Beglücken können, — o, wie herrlich ist's! Darin den Göttern nacheifern: — wie schön!

XXVIII.

Ich schreibe dies (— viele Wochen später —) aus Paris.

Lutetia Parisiorum heißt das kleine Nest, das, ursprünglich auf eine Insel der Seine beschränkt, allmählich auch auf beiden Ufern des Flusses einige Häuslein, ja auf dem Südufer sogar schon ein paar Straßen erwachsen sah. Hier, auf dem Südufer, liegt auch das stattliche Palatium, das schon der Vater des großen Constantin erbaut hat mit allem Zubehör von warmen und kalten Bädern, nmgeben von einem weiten hainartigen Garten; hart östlich zieht an dem Palast die große Legionenstraße vorbei, die auf zwei schmalen Holzbrücken vom Nordufer über die schmale Insel und auf das Südufer führt. Besonders sicher scheint sich aber der Herrscher nicht gefühlt zu haben in dem neuen Bau: denn er hat ihn mit hohen Mauern umgeben und den einzigen Zugang sowohl in den Vorhof wie in das Palatium selbst mit je einer starken Eisenthüre gesperrt. Die Umgebung des Städtleins ist übrigens nicht ganz ohne Reiz: mannigfach gewunden schlängelt sich der Strom und ringsum rauschen dichte Wälder. Erbaut sind die Häuser aus einem weichen, leicht gestaltbaren Thon oder Lehm, der dann in der Luft rasch hart werden soll.

Ich wählte das unansehnliche schmutzige Nest (— andere gallische sind viel reicher! —) zum Winterquartier, wegen der Sicherheit gegen Angriffe der Barbaren, die (— noch immer —!) im Land umherschwärmen: die hochummauerte Inselfeste ist leicht zu verteidigen, auch mit geringer Mannschaft. Und dann wegen der Lage in der Nähe sowohl

der Alamannen als der Franken, um im Frühjahr nach meiner Wahl jene oder diese rasch angreifen zu können.

Frech sind sie, diese freien Franken, sehr frech! Mitten im Winter wagte ein Haufe von tausend Mann Saliern einen Plünderungszug über Köln und Jülich bis Reims! Auf dem Rückweg von mir verfolgt, warfen sie sich in zwei unserer alten verlassenen Lagerschanzen an der Maas und wehrten sich hier vierundfünfzig Tage, bis sie der Hunger zur Ergebung zwang. Ihre Hoffnung war gewesen, über den gefrornen Fluß zu entkommen: aber ich ließ von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang ununterbrochen Kähne auf dem Flusse kreuzen, die Eisbildung zu verhindern. Wohl wollten meine Illyrier diesen seltsamen Dienst weigern, aber als ich selbst in eins der Boote sprang und so lang das Ruder führte, bis mir nach Mitternacht ein Ohr erfror, da schämten sie sich und gehorchten. Was so ein Cäsar nicht alles lernen, ein Philosoph nicht alles verrichten muß! Wer mir in Nikomedia vom Rudern in Eiswasser gesprochen hätte! Aber auch wer mir im Kloster Hagion von dem Glücke gesprochen hätte, das ich jetzt in den Armen meiner Helena finde!

O Lysias, du mußt, du mußt endlich zu mir kommen, schon um Zeuge solches Glücks zu sein. Wie kann ein Mann jemals ein Weib nach dem ersten Weibe lieben? Lieben: — das ist Ewigkeit! Das ist eine Gnade, die Aphrodite Urania einmal gewährt und nicht wieder. Hätte ich das unsagbare Unglück, Helena zu überleben, — nie könnte ich doch ein ander Weib berühren.

Du errätst aus diesen glühenden Worten, daß wir vereinigt sind. Ja, ich habe Freund Serapio den vertrauensreichen Ehrenauftrag erteilt, meine Gattin — mit gehöriger Bedeckung — zu Vienne abzuholen und sicher nach Paris zu geleiten, wo sie in dem kleinen Palatium

ganz gut untergebracht ist. Ich ließ den vorgefundenen hübschen Garten (— immergrüne Sträucher, ferner Reben und sogar Feigen, wenn mit Stroh zugedeckt, erfrieren nicht immer hier im Winter —) noch erweitern, ich stellte die verfallene Wasserleitung und die Wärmeleitung für die Bäder her: mein liebes, nur allzuzartes Weib wird, denk' ich, einen Winter in dieser barbarischen Stadt der Pariser doch ohne allzuviel Beschwerden überdauern. Schöne Götterbilder aus Marmor und Erz stehen zahlreich im Garten um uns her. Die fromme Verfolgung hat diesen abgelegnen Seinewinkel noch nicht durchstöbert.

Merkwürdig ist, wie meine scheue Frau, die sich vor Männern ängstlich in sich zusammenschließt, für diesen Bataver so offen, so mitteilsam ist. Er erweckt Vertrauen, das ist wahr. Und die Hauptsache ist: sie hat die Ahnung für das Reine in dem Mann. Ich bin überzeugt, dieser kraftstrotzende Germane mit seinen dreiunddreißig Jahren, von denen er mehr als die Hälfte in dem Pfuhl der Laster, das heißt (abgesehen vom Kloster Hagion!) in den größten Städten unsers Reichs verlebt hat, ist so keusch wie ich. Sie fühlt das. Sie hält viel auf ihn. Neulich vor dem Einschlafen sprach sie zu mir: „nicht wahr, der Franke hat versprochen, nie mehr gegen dich zu kämpfen? O das ist eine große Beruhigung."

„Glaubst du, er ist mir überlegen?" fragte ich, nicht ohne leisen Groll. — „Das nicht. Aber er ist so viel ruhiger, in sich geschlossener als du! Du — du bist — Jovian sagte es gestern — du bist zu geistreich." Hm, kann man wirklich auch allzu geistreich sein?

O mein Lehrer, was ist die wichtigste, die unentbehrlichste Eigenschaft für einen Cäsar: — wenigstens für einen Cäsar des Constantius?

Nicht Geist wahrlich: — die geistloseste der Tugenden: die Geduld! Fünf Monate sind nun verstrichen seit jenem heißen Augusttag: daß ich auf irgend ein Wort der Anerkennung wartete von dem Imperator, wirst du verzeihlich finden. Bis heute kam noch keins. Ich mußte aber schon wiederholt (— zu seinem Geburtstag und zum Tag seines Regierungsantritts —) Lobreden auf Constantius verfassen, und bevor ich sie sprechen durfte, die Handschrift einsenden zur Prüfung, ob er auch genug darin gelobt sei. Nein, es sei nicht genug, schrieb mir sie zurücksendend ein Hofeunuch, ein echter Professor der Schmeichelkunst; und er bemerkte am Rande, ich habe ja vergessen, zu rühmen, daß der Augustus niemals öffentlich sich die Nase schneuze noch ausspucke, und daß er nie vor dem Volk anderswohin als geradeaus blicke und daß er nie lache, ausgenommen „ein heiliges Lächeln: —“ über Kirchenbauten. — Und dabei schreibt mir Ammian — vorsichtig, in Geheimschrift: „er ist schrecklicher, als Caligula, Domitian und Commodus.“ Und den muß ich loben, lobe ich. Ach! — Wird es mir zu ekelhaft, schreibe ich mitten hinein in die Rede einige Hexameter aus der Ilias: die sind immer und überall schön!

(Vierzehn Tage später.)

Eine Freude, Lysias, eine Freude, fast so stolz wie der Sieg bei Straßburg selbst! Ammian, der wackere, wünscht mir Glück und schickt mir (in Abschrift wenigstens Eines Satzes), was er über mich und meine Siege in sein Geschichtswerk aufnehmen wird: „nicht aus dem Kriegszelt, — aus den stillen Schatten der Akademie plötzlich auf das Schlachtfeld gerissen, hat dieser Jüngling die Germanen niedergeworfen, den Rhein gebändigt und der kampfschnaubenden Könige Blut vergossen oder sie in Ketten

geschlagen.“ Horch, das klingt wie Tubaton der Weltgeschichte, der Unsterblichkeit! In gierigen Zügen saug' ich's ein . . .!

(Zwanzig Tage später.)

Aber er, der Imperator, mein Schwager, für den ich die Schlacht und Gallien gewann? Noch immer nicht ein Wort! Dankbarkeit ist nicht die Schwäche der Herrscher. Im Gegenteil. Was meldet Philippus vom Hofe? „Das Siegerlein“ nennen mich spöttisch die Eunuchen, weil ich nun ihm wirklich, so oft ich schrieb, von Siegen zu melden hatte.

Ja viel Ärgeres! Während Constantius in dieser Zeit recht mäßige Erfolge gegen Sarmaten am Ister davontrug, — was that er? In den amtlichen Berichten, die er nach seiner Rückkehr aus dem Palatium zu Mailand in alle Provinzen entsendet (— von Lorbeerzweigen sind die Rollen umwunden, welche die Statthalter in den Provinzhauptstädten öffentlich verlesen müssen! —): lügt er amtlich, Er habe, Er in Person, ein Heer der Perser am Tigris geschlagen — (er war an jenem Tage zu Byzanz!—). Er habe in der vordersten Reihe gefochten, er habe den um Gnade flehenden König der Armenier von seinem Fußfall erhoben. Ja, in unser Lager zu Paris gelangte (durch Versehen) ein Bericht, für andere Heere und Provinzen bestimmt (— ich hätte aber dann die Verbreitung nicht verhindern dürfen bei Todesstrafe, so lächerlich er den Herrscher machte —): Er, Constantius, habe unsere Aufstellung bei Straßburg geordnet. Er sei unter den Cornuti gestanden, Er habe die Reiter der Barbaren kopfüber in die Flucht geschlagen, Ihm sei am Abend der Schlacht der gefangene Chnodomar vorgeführt worden. Vierzig

Tagereisen war Constantius an jenem Abend fern von Chnodomar! —

Ich kam dazu, wie die Cornuti in den Straßen von Paris und bei ihren Wachtfeuern jenseit der Seine die Primani diese Dinge sich vorlasen, unter solchen Schmähungen auf den „Lügenimperator“, unter solchen Verherrlichungen meiner, daß ich schleunig den Soldatenmantel über dem Kopf zusammenschlug, davoneilte und die Lügenberichte unter der Hand an mich bringen ließ, sie nach Mailand zurückzuschicken!

Schon wieder schlug — vereinzelt — der wahnsinnige, der frevelschwere, der schreckliche Ruf an mein Ohr: »Macte, Juliane Imperator!« Das klingt wie Frohlocken der Furien über Eidbruch.

Ach, Constantius ist schwer zu ertragen! Die Provinz Gallien von den Barbaren zu befreien, ist mir gelungen. Jetzt muß ich sie aus ihrer tieferen Not erretten, aus ihrer Finanznot. Die Provinzialen verzweifeln.

Und nun schickte mir der Augustus seinen Geheimschreiber Gaudentius als „außerordentlichen Oberfinanzverwalter“, um die neu gewonnene Provinz neu zu besteuern! Dieser Blutsauger verlangte fortab verdoppelte Kopf- und Grundsteuer! Ich, der Feldherr, warf seine Rechnungen zornig auf den Boden und erklärte, — ich, der Feldherr! — ich brauche gar nicht so viel (Geld und) Soldaten, als er mir aufdringen wolle. Das ist, glaub' ich, neu in der Weltgeschichte. Darauf erhielt ich einen feierlichen Verweis vom Imperator, — sein erstes Wort an mich seit Straßburg! — weil ich meine Zuständigkeit überschritten! Doch erreichte ich, daß mir die Provinz Belgica — gleichsam als Versuchsfeld — allein zur Steuererhebung überwiesen ward: ich setzte die Kopfsteuer von vierundzwanzig auf

sieben Goldstücke herab und die Folge meines gerechten Verfahrens war, daß alle Steuern noch vor der Fälligkeit bezahlt wurden. Die Bürger von Beauvais widmeten mir einen goldnen Rebenkranz: — ich ließ ihn einschmelzen und den Erlös unter jenen Armen verteilen, die früher aus den nun geschlossenen Göttertempeln gespeist wurden.

XXIX.

Ach! Ich bin so glücklich, Lysias! Was bedeutet die undankbare Mißgunst des Imperators gegenüber dem tiefen, herzbeseligenden Glück, das mir seine holde Schwester gewährt. Und der Verkehr mit einem Freunde wie dieser Serapio, mit dem ich alle Fragen der Weltweisheit durchstreiten kann! (Denn allerdings ist er fast in jeder anderer Meinung als ich!) Und das Vertrauen auf einen Freund wie dieser Jovian, auf dessen Pflichttreue ich mehr fast als auf die eigene bauen darf! (Denn er hat mehr Ruhe und Stete, obzwar weniger Begeisterung!) Und dann bleiben doch auch allnächtlich ein paar Stunden für die geliebten Bücher. Maximus und Libanius und Priscus senden mir bis hierher, bis in den Schnee dieser schmutzigen Kelteninsel von Paris, ihre Schriften. Der ganze Tag freilich und ein großer Teil der Nacht geht über den Geschäften, ach den Sorgen des Staates dahin. Aber ich brauche nur zwei Stunden Schlaf, wie auch Essen und Trinken mich nicht beschwert oder aufhält. Während des Mittagmahls — nicht eine halbe Stunde darf es währen! — laß ich mir Plotin vorlesen.

Aber Plotin löst nicht meine Hauptfrage: soll ich die

beiden unerläßlichen Feldzüge des nächsten Jahres erst beginnen, nachdem ich die Vorräte aus Südgallien bezogen? (Constantius verlangt nur Steuern, sendet aber weder Geld noch Korn!) Dann muß ich warten bis Anfang Juli! Und alle diese Völkerschaften der Alamannen und der Franken haben Zeit, zusammenzulaufen. Oder soll ich losschlagen, ohne die Vorräte abzuwarten? Dann muß ich es darauf hin wagen, das Heer durch Beute in Feindesland zu ernähren: denn auf mehr als zwanzig Tage kann ich dem Mann Mundvorrat nicht aufbürden. Ich schwanke, ich zweifle . . .

Heute kam eine andere, ja die Lebensfrage für Gallien, für das ganze Abendland zur Entscheidung. Die Allermeisten (— und zweifellos die Besten! —) meiner Truppen sind germanische und keltische Söldner, dazu kommen Veteranen, eigentlich ausgediente Krieger jeder Abstammung, die für sich, für Weib und Kind ein Gütchen in Gallien erhalten haben, das ihre Familie und etwa ein Knecht bebauen, während sie noch einige Monate Dienst leisten, aber vom Spätherbst bis Frühsommer zu ihren Penaten entlassen werden. Für fast alle diese Leute lief im vorigen Monat ihre Vertragszeit ab. Ohne sie bin ich wehrlos: von den sechzehntausend Mann in ganz Gallien — nach neuen Aushebungen, — über die ich jetzt (nach Abzug der Bataver, die ihre Könige verloren haben) gebiete, sind zwölftausend solche Söldner oder freiwillig nach Vertrag noch dienende Veteranen.

Wohlan, nun hatten sich alle diese meine Besten: Primani, Cornuti, Braccati, Petulantes, Schildner, alle germanischen und gallischen Söldner verständigt, in neue Dienstverträge nur einzutreten, wenn ich ihnen im Namen des Augustus versprach, daß sie nur zur Verteidigung

Galliens verwandt, niemals aber über die Alpen nach Italien oder über die Pyrenäen nach Spanien oder gar in irgend eine entlegnere Provinz geführt werden würden.

Das Verlangen ist voll begreiflich und voll begründet. Die Germanen unter ihnen wollen nach Ablauf ihrer Dienstzeit übern Rhein zu ihren Stammesgenossen. Diese Söldner fechten ohne weiteres wie gegen ihre germanischen Volksgenossen überhaupt, so meist auch gegen ihre eignen Stammesgenossen: und das wird ihnen von diesen selbst nicht verdacht: keineswegs aber wollen sie in unserm Dienst für immer auf- und untergehn: haben sie unter unsern Fahnen Abenteuer, Genuß, Beute, Ruhm genug gewonnen, kehren sie zu den Ihrigen zurück: nicht für immer wollen sie sich von der Heimat trennen, nicht durch die Alpen, die Meere, die Strudel unserer staatlichen Wirren den Rückweg in den Heimatgau sich versperren lassen. Schon gar mancher Germane ward so, von uns geschult, später ein desto gefährlicherer Führer der Seinen gegen uns: von jenem Arminius, dem römischen Ritter, an und von Claudius Civilis — bis: unwillkürlich wollte ich schreiben: bis auf Merowech-Serapio, seinen späten Urenkel. — Der aber nicht nur, schon auch andere unvergleichbar tiefer Stehende fangen an, in ihren Dienstverträgen den Kampf wenigstens gegen die eignen Stammesgenossen abzulehnen. Wenn das zunimmt . . .?

Die Kelten unter ihnen wollen ihr Gallien verteidigen, aber nicht verlassen; desgleichen die angesiedelten Veteranen, die ihr Gütlein und ihre Familien gegen die wilden germanischen Einfälle schützen, aber nicht dies Gallien räumen wollen, das ihnen wahre zweite Heimat geworden.

Obgleich ich nun gar nicht anders konnte als Ja sagen (— denn weder vermochte ich die Leute zu zwingen, zu bleiben — mit viertausend gegen zwölftausend! — noch,

sie zu entbehren —), versicherte ich mich doch, vorsichtig (— wie mich der Imperator hat werden lassen! —), seiner ausdrücklichen urkundlichen Ermächtigung. Vor kurzem traf sie ein — mit dem Reichssiegel gesiegelt. Ich beschied nun die ganze Menge der Ausgedienten (— sofern sie aus den bedrohten Kastellen berufen werden konnten —) hierher nach Paris (— es kamen über zehntausend Mann —) und schloß den neuen Vertrag mit ihnen ab.

Ich sage dir: das war eine gar feierliche Handlung, mit allen Formen des Rechts und gar manchen Götterglaubens gefestigt. Weit westlich von meinem kleinen Palatium, aber wie dieses südlich des Flusses, dehnt sich eine beträchtliche Ebene, deren Waldbestand großenteils beseitigt ist, Lehmgruben Platz zu machen. Hierher beschied ich die Scharen, nach ihren Kohorten geordnet. Es war ein heller, warmer Tag im März: schon flogen die ersten Falter: die Sonne, die auch in diesem Lande manchmal wirklich recht freundlich blicken kann, hatte schon seit Wochen den schnell geschmolzenen Boden getrocknet.

Hell glitzerte sie an diesem Frühlingsmorgen auf die Waffen der Krieger; das Herz im Leibe lachte mir: auch auf meiner bleichen Helena Wangen, die mich in offner Sänfte begleitete, riefen die Lenzluft, der Sonnenschein, der prächtige Anblick der mich mit Freudenrufen begrüßenden Scharen, ein flüchtig Rot. Ich ließ die Führer zu mir bescheiden, las ihnen das Schreiben des Augustus vor, zeigte ihnen seine Unterschrift, sein Siegel, ließ es ihnen durch Dolmetscher in das Keltische, dann in die Mundarten der Alamannen, Franken, Thüringe, Quaden, Markomannen, Sachsen und Friesen übersetzen. (Denn diese Germanen verstehen nicht oder nur schlecht untereinander ihre greulichen Mundarten, die wie das Gekrächze von Sumpfgevögel klingen.)

Nachdem sie es verstanden (es mußte ihnen dreimal verlesen werden, das feierliche Versprechen, daß sie nie gegen ihren Willen aus Gallien könnten abbefehligt werden!), forderte ich sie auf, nun dem Imperator aufs neue den Eid zu leisten, wie jeder wollte, auf ein Jahr oder auf mehrere. Das thaten sie denn; ihre Führer sprachen ihnen die Schwurformel vor und die Leute wiederholten sie auf griechisch, auf lateinisch (— die meisten —) andere auf keltisch und in jenen unsprechbaren germanischen Sprachen. Sie schworen dann bei Christus, bei Zeus, bei Jupiter, bei den keltischen Göttern Hesus und Teutates und bei den — ganz unmöglich! — benannten der Germanen.

Das war nun recht lehrreich zu betrachten; und ich flüsterte meiner holden Helena zu: „was mag Helios empfinden, sieht er und hört er mit an, wie diese Tausende, statt nur bei seinem Namen, bei so vielen Dämonen und bei dem Galiläer-Eide thun?"

Aber es sollte für mich bei solch lehrhafter Betrachtung nicht bleiben. Als die Scharen die Eide geleistet hatten, traten ihre Führer wieder an mich heran, der ich mein Pferd schon wenden wollte (— denn mich reute die vergeudete [— „verschworene" möchte ich sagen: wie „vertrunkene", „verspielte": oder ist es doch zu gesucht? —] Zeit und mich rief es zu Plotin und Maximus —). Und sie sprachen ehrerbietig, aber bestimmt: „Wir haben geschworen: nun schwöre du."

Ich stutzte. Aber der Führer der Cornuti (— Bainobauds Nachfolger — ein Franke, Nevitta [ein ausgezeichneter Krieger —]) sprach: „dich kennen wir, o Cäsar. Wenig kennen wir den Imperator Constantius. Ich zweifle nicht gerade an seinem Wort . . ." — „Schweig, Unseliger!" rief ich erschrocken. — „Aber" — fuhr der Tollkühne fort — „wir wollen **dein** Wort: des Mannes, den wir kennen.

Und da man unsrem einfachen Worte, das wir Germanen immer halten, nicht geglaubt, uns Eide abverlangt hat, so verlangen auch wir Eide. Denn worttreuer und tapfrer als die Germanen ist kein Volk auf Erden."

(Diese Hochmütlinge! Wie das in den Kerlen steckt, altvererbt! Mir fiel der Bericht des Tacitus ein, nach welchem, fast mit den gleichen Worten, Gesandte der Friesen zu Rom unter Nero sprechen; mein wackrer Nevitta hat gewiß nie Tacitus gelesen: — und er braucht den gleichen Ausdruck wie jene Germanen vor dreihundert Jahren!)

So blieb mir nichts übrig, als ihnen den Willen zu thun: und so schwor ich denn (— wieder einmal! —) bei dem Galiläer und bei Zeus und Jupiter und bei allen verlangten Göttern der Kelten und Germanen. Ja, die Quaden und Markomannen rissen ihre Schwerter heraus, stießen sie mit den Griffen in die Erde und baten, ich möge eine Schwertspitze berühren und dabei schwören. Ich that's. „Nun bist du," riefen sie mit sonderbarem Vergnügen, „bist du im Falle des Eidbruches unsern Schwertern verfallen!" Diese Aussicht schien sie lebhaft zu erfreuen; mehr als mich!

Darauf kamen Söldner aus dem Sachsen- und Friesenstamme von der Schar der Cornuti und meinten treuherzig (— einer ihrer Führer, Sigiboto, verdolmetschte es mir —): sie verehrten mich seit dem Tage bei Straßburg so hoch, daß sie mich würdigten, ihr Blutsbruder zu werden: ich solle ihnen, wie sie mir, Blutsbrüderschaft schwören, indem wir unser Blut in Wein mischten und tränken. Ich dankte lebhaft für die Ehre. Welche Frechheit! Welche Überhebung dieser Barbaren! Als ich es entrüstet Serapio, der zu Hause geblieben war, erzählte, zuckte er die Achseln und sprach mit jenem seltsam stolzen Lächeln, dessen Grund ich noch nicht ergründet habe („Grund ergründen" ist

hübsch, nicht?): „Das war ein Fehler, Julian. Du mußtest dir diese stahlharten Männer unlöslich verpflichten durch Eingehen auf ihren dich ehrenden Vorschlag." „Aber ...!" rief ich. — „Ein Cäsar sein Blut mischen mit unebenbürtigen Barbaren? So meinst du: das ist dein Gedanke. Und dieser Gedanke ist, so hoffe ich! — deine Thorheit. Und diese deine Thorheit, die Unterschätzung unserer Eigenart, ist — vielleicht! — euer Verderben und unsere Rettung. Vielleicht: sage ich: denn erst der Ausgang wird es lehren. Wir beiden werden's nicht erleben!" Und er verstummte, wie schon so oft, kam das Gespräch auf diese Fragen. Er verbirgt hier schwer wiegende Gedanken. Aber bei nächster Gelegenheit zwinge ich ihn, sie auszusprechen.

XXX.

Erst nach vielen Wochen komme ich wieder zu diesen Blättern. Ich faßte zu Paris von den beiden möglichen Entschlüssen den kühneren: abermals »non sine Dîs animosus infans«. Denn abermals erschien mir (— wie nun schon wiederholt! —) nach endlich gewonnenem Schlaf im Traum der Genius Roms und mahnte zu sofortigem Angriff: mit Zweifeln war ich eingeschlafen, entschlossen wachte ich auf und befahl den Aufbruch, ohne das Eintreffen der Vorräte abzuwarten.

Ich wandte mich zunächst gegen Gaue salischer Franken, die es gewagt haben, auf altrömischem Boden, in Toxandria, sich niederzulassen, südlich der Waal, östlich der Schelde gegen die Maas hin. In Tongern trafen mich ihre Gesandten, die Frieden beantragten und ver-

sprachen unter der einzigen Bedingung, daß wir sie in ihrer neuen Heimat beließen.

Das ist eben das nicht zu Ertragende, das Abzuwehrende! Diese Barbaren beanspruchen, daß wir sie in dem von ihnen besetzten Land als heimatberechtigt anerkennen! Ich behielt diesmal ihre Gesandten nicht gefangen (— gar zu oft darf man den großen Cäsar nicht wiederholen! —), aber ich hielt sie lange hin, versetzte sie in den Glauben, ich werde nicht weiter von Tongern aus vorrücken, und entließ sie reich beschenkt.

Jedoch gleichzeitig, ihren langsamen Schritt überholend, griff ich — zu Schiff und mit der Reiterei — ihre Gaue an, lange bevor die Gesandten zu diesen gelangen konnten, und schlug sie wie ein Donnerkeil im Wettersturm zu Boden. Ich zwang einen Teil der Eingedrungenen, die Chamaven, zur Rückkehr über den Strom.

Jedoch nun erlebte ich ein hoch Wunderbares mit den übrigen in unser Land gedrungenen Franken salischen Namens. Als ich auch von ihnen Räumung unseres Gebietes verlangte, erklärten ihre Gesandten, sie könnten das nicht! Denn nicht freiwillig, gezwungen hätten sie ihre alten Sitze verlassen und sich auf unserem Boden eine neue Heimat gesucht: sie könnten nicht zurück: sie müßten leben oder sterben, wo sie ständen: sie seien aus ihrem alten Lande verdrängt von anderen Germanen, den dem Sachsenstamm angehörigen Chauken. Die Männer sprachen in so offenbarem Ernst und ihre Worte erinnerten so lebhaft an manchen Gedanken, den Serapio früher kurz angedeutet hatte, daß ich nicht einfach zur Gewalt greifen wollte (— verzweifelt entschlossen sahen diese Leute aus! —), sondern sie auf meine spätere Entscheidung verwies: ich wollte Serapio, der, unbewaffnet, mich begleitet, befragen.

Am Abend beschied ich ihn und Jovian in mein Zelt

zu einer Unterredung. Die ward eine der inhaltschwersten meines Lebens.

Ich begann, nachdem die Sklaven den nie üppigen Schmaus des Cäsars hinausgetragen, ziemlich gereizt gegen Freund Serapio: „Ihr wißt euch so viel, ihr Germanen, mit eurer Treue! Und doch muß ich sagen: ich kenne in der ganzen Geschichte Roms kein Volk, das uns so unzähligemale die Verträge gebrochen hat wie ihr Germanen."

Da wurde der Ausdruck von Serapios Antlitz noch schärfer, noch ernster als gewöhnlich: er richtete sich hoch auf und sah mir durchdringend in die Augen.

„Ist es doch so!" fuhr ich fort. „Seit Drusus und Germanicus, seit länger als dreihundert Jahren: — immer und immer wieder brecht ihr die so oft errichteten Friedensverträge. Offenbar ist es die echt barbarische Abenteuer- und Beute-Lust, — vor allem aber (— denn ich will dich nicht verletzen! —) jene Lust am Kampf als solchem, also das „Heldenhafte", wie du's nennst, was euch, nach unzähligen blutigen Erfahrungen, immer und immer wieder über unsere Grenzen und in die Schwerter unserer Legionen treibt. Soll das denn niemals enden? Wenn ich dich heute frei ließe, würdest du abermals versuchen, dein Volk zum Kampfe gegen uns fortzureißen?"

Serapio schwieg geraume Weile: dann entgegnete er langsam, fast feierlich: „Cäsar Julian, es ist wohl besser, wir verschieben dies Gespräch." — „Warum?" — „Weil du vielleicht noch nicht reif bist, die Wahrheit hierüber zu erfassen. Und noch nicht fähig, sie zu ertragen." — „Germane!" — „Siehst du? Schon wirst du heftig: — noch ehe du die Wahrheit gehört hast." — „Vergieb! Meine Ruhe soll dir beweisen, daß ich für deine Wahrheiten reif bin. Sprich!" — „Du willst es — so sei's. — Merke dir den Tag, Cäsar: es sind die Iden des Juni-

Monds.“ — „Das trifft sich gut. Ein Freund — Philippus — hat in den Sternen gelesen, die Iden werden für mich wiederholt ein wichtiger Tag sein.“ — „Mir ist lieb, daß dieser Jovianus da zuhört. Er ist gerechter, weil ruhiger als du. Er soll Richter sein zwischen uns. Obwohl ein Römer, ist er nicht ungerecht.“ „Ich danke,“ mußte ich lächeln. „Wir sind das größte Rechtsvolk der Welt.“ — „Recht und Gerechtigkeit sind oft zweierlei. — Nun, Freund und Cäsar, höre. Ihr Römer seid das großartigste und das scheußlichste Volk der Weltgeschichte.“ Ich fuhr auf: Jovian drückte mich leise nieder. „Das großartigste: durch folgestrengstes Streben nach Macht. Das scheußlichste: durch maßloseste Selbstsucht hierbei. „Verteidigung durch den Angriff“: das ist euer fürchterlicher Grundsatz, der euch über euer Italien hinaus nach Spanien, nach Afrika und Asien, nach Gallien, nach Germanien, nach Britannien, geführt hat, als eure müden Adler noch fliegen konnten. Was hat euch zum Kampf mit uns gebracht? — Nicht wir haben euch aufgesucht oder angegriffen! Ihr habt, um Gallien zu erobern, Ariovist aus dem von ihm nach Kriegsrecht gewonnenen Lande vertrieben. Ihr habt, um den Rhein zu verteidigen, unser Land bis zur Elbe unterwerfen wollen. Und ihr hättet's erreicht, — kam nicht ein großer Überlister über euch: — Armin. Hat doch eurer Größten und Besten einer, Cornelius Tacitus, gesagt: „die Götter haben nun einmal den Erdkreis dem Römervolk gegeben und das Römervolk hat zu entscheiden, wieviel davon andern zu belassen ist.“ Mit einem solchen Volk giebt es keinen Frieden. Ihr müßt alle Völker unterwerfen, oder es muß den andern gelingen, euch zu zerschlagen.“ Er sagte das alles ganz ruhig vor sich hin, als führe er einen mathematischen Beweis, während ich vor Erregung bebte: nur das Blitzen seines meergrauen

Auges verriet, daß die höchste (— vielleicht die einzige! —) Leidenschaft seines Wesens in ihm loderte, daß er als Vertreter seines Volkes mit dem Vertreter des Erbfeindes stritt. Jovian gelang es, mich in Ruhe zu halten. „Lange nun ist es euch gelungen mit uns, wie mit all' eueren Nachbarn in den drei Erdteilen vorher: durch eure Bildung, eure Waffen- und Geldübermacht, vor allem durch eueren Staatsgedanken und dessen großartige Durchführung: — bald mit edelster Heldenschaft und Aufopferung und bald mit jedem scheußlichsten Mittel der Arglist — »artes« nannte solche Ränke euer Tiberius! — habt ihr uns unterworfen oder zum Dienste verlockt. Endlich aber drangen doch Alamannen und Franken bis an, bis über den Rhein, andere Germanen über die Donau. Nun sagst du: „unter unaufhörlichen Treubrüchen gegenüber den Verträgen." Ja, es ist wahr. Aber ebensogut könntest du der Meerflut den Vertrag aufzwingen, nicht mehr gegen die Küste zu branden, als den Germanen, in den von euch abgesteckten Grenzen zu bleiben."

„Warum? Seid ihr denn wilde Tiere," brach ich los, „die auf Raub ausgehen müssen oder verhungern? Das ist es ja eben! Die barbarische Raubgier, Kampfgier, die euch treibt."

„Nein, Cäsar Julian. Merk' es dir, was ich dir heute sage: die Geschicke unsrer beiden Völker hängen davon ab: nicht Abenteuerlust, nicht Raubgier, nicht Kampffreude." — Hier erhob er sich und wandte mir das Antlitz zu mit einem Ausdruck, der ihn dämonisch verschönte: uns treibt die mächtigste der Göttinnen: die Not!"

So gewaltig war der Eindruck seiner Worte: — wir beiden Römer verstummten und sahen mit einem leisen Grauen zu diesem grimmentschlossenen Mann empor.

XXXI.

Ich wagte endlich zweifelnd den Kopf zu schütteln.

„Jawohl, die Not," wiederholte er feierlich. „Mag sein, daß hin und wieder jene Wagelust ein Häuflein von jungen Kriegern, eine Gefolgschaft zu einer Raubfahrt verführt: — das ist ein Nichts. Damit erobert man nicht römische Provinzen und wirft nicht eure Weltmacht über Rhein und Donau zurück. Nein, Cäsar Julian: sind es doch von den Kimbern an bis auf unsere Tage wirklich ganze Völker, mit Weibern und Kindern, mit Greisen und Kranken, mit Unfreien und Herden und allem Hausrat auf den rinderbespannten Wagen, die, immer und immer wieder, den von euch aufgezwungenen Vertrag brechend, an und über eure Grenzen fluten: — in das seit Jahrhunderten sichere, jedesmal vorauszusehende Verderben. Wähnst du wirklich, nachdem ungezählte Millionen von uns auf den Schlachtfeldern gefallen, auch Weiber und Kinder als Sklaven von euch fortgeschleppt, andere in euern Arenen verblutet oder als Colonen über alle euere Provinzen verstreut worden sind, — glaubst du wirklich, fast Jahr für Jahr wirft bloße Abenteuerlust diese Hunderttausende — auch von Wehrunfähigen! — immer wieder an eure Grenzen mit der sichersten Aussicht, zu zerschellen, zu versprühen wie die brandende Welle am Fels? Nein, das kann nur die einzige Göttin, die einzige Macht der Welt: die Notwendigkeit!"

Ich war sehr ernst geworden und Jovian suchte meinen Blick mit einem Seufzer. „Aber — welche Notwendigkeit, welche Not?" brachte ich hervor, tief ergriffen von des Mannes Erregung und von dem neuen Einblick in diese Bewegungen. „Hungersnot. — Wohl ist das Land weit,

das wir bewohnen, und solange die Ahnen als Weidehirten es durchzogen, nährte es die ganze Volkszahl. Wir mußten aber seßhaft werden, seßhaft, nicht wie früher, nur im Vorüberziehen, den Acker bestellen, von der ehernen Mauer eurer Legionen festgehalten an Rhein und Donau. Und nun geschah eine ganz gewaltige Mehrung des Volkes, seit zu dem Ertrag von Viehzucht und Jagd die Kornfrucht trat."

Besorgt sprach Jovian: „du hast Recht; unsere Feldherrn, unsere Schriftsteller staunen, wie nach den blutigsten Verlusten aus euern Wäldern immer und immer wieder neue Tausende hervorquellen." — „Unheimlich, grauenerregend ist solche Unerschöpflichkeit," rief ich, nicht ohne leise Furcht. „Woher diese unglaubliche Fruchtbarkeit?"

„Sie ist die Folge der Keuschheit unseres Volkes. Spät, mit dreißig Jahren etwa, berührt der Jüngling zuerst ein Weib: — sein Eheweib! — Daher ist sie unerschöpflich, die keusch gesparte Jugendkraft. Bei euch hat schon Augustus Geldbelohnungen für Eheschließung und für Zeugung ehelicher Kinder ausgesetzt. Ich fürchte," spottete er, „ein Kind, das gezeugt wird, aus Berechnung jener Vermögensvorteile, — ich fürchte, das empfängt kein Heldenmark."

„Ihr habt aber doch Raum vom Rhein bis an die Mündungen des Ister!"

„Wohl: allein Wald und Sumpf, die fast alles Land rechts vom Rhein bedecken, gewähren der unaufhörlich wachsenden Menge nicht Nahrung: und wir haben weder Kenntnisse noch Geduld noch Gerät, all' das Ödland in Bauland zu verwandeln; so ist's die Landnot, die Brotnot, die uns treibt. „Land, Land, Land, um es zu bebauen!" schreien wir seit den Tagen der Kimbern und der Teutonen — vierhundert Jahre lang! — euch zu, „dagegen wollen

wir kämpfen gegen all' eure Feinde." Und eure Antwort? „Eure Brüder, die Teutonen," höhnte Marius den Kimbern zu, „haben schon so viel Land als sie brauchen: — ein Grab." Und selbst ein Tacitus sagt achselzuckend: „die Erde gehört nun einmal dem Römervolk: — seht zu, wo ihr bleibt." „Gut denn; wir werden zusehn!" knirschte er grimmig. „Darum, ich wiederhole, giebt es mit euch keinen Frieden, solang solche Hybris euch erfüllt. Darum müssen wir notwendig, wie Welle auf Welle an das Ufer rauscht, über alle aufgezwungnen Verträge hinweg immer wieder in euere Provinzen brechen: bis wir untergegangen sind, oder ihr uns so viel Land einräumt als wir brauchen. Deshalb, o Cäsar, die Rätsel, die du immer nicht lösen konntest: deshalb bauen Alamannen und Franken die Äcker in Gallien: nicht ausplündern wollen, besitzen und besiedeln müssen wir's. Deshalb setzen wir uns nicht in die Städte (in denen ihr auch uns, wie in Mäusefallen, fangen würdet, wie weiland die Gallier): denn in den Städten können wir nicht Korn bauen, um davon zu leben: deshalb fandest du uns nicht siedeln in Köln, Straßburg, Zabern. Nicht Räuber, — Einwanderer sind wir. Nicht freiwillig, notgezwungen kommen wir zu euch, wie der Schiffbrüchige, den die Welle ans Gestade wirft."

Er schwieg nun. In großen Schritten durchmaß er das Zelt, die gewaltige Bewegung niederkämpfend: er glühte im Innern: aber außen blieb er fest und ruhig wie Felsgestein.

Ich staunte ihn sprachlos an, diesen fränkischen Königssohn. „Und der Ausgang?" fragte Jovian, sehr ernst blickend. „Ist unberechenbar," erwiderte Serapio. „Viel, sehr viel spricht für euren Sieg: — am lautesten unsere Fehler. Solang der batavische Gaukönig lieber dem Römer sich unterwirft als dem batavischen Stammgenossen,

so lang der Chatte Mainz lieber dem Cäsar gönnt als dem Alamannen, solange wird es gehen, — nun, . . . wie es bei Straßburg ging! Aber" — er richtete sich hoch auf — „es kann auch anders kommen. Und deshalb, nur deshalb allein leb' ich noch, o Freund Julian: ich lebe von der Hoffnung für mein Volk: die Franken. Die andern gehen mich — noch! — nichts an. Stürbe diese Hoffnung in meiner Brust: — ich würde sie nicht überleben.

Sieh, als ich, in der Genesung begriffen unter deiner gütevollen Pflege, — die Christen sogar müßten dich loben für diese Feindesliebe — allmählich dein ganzes hohes Geisteswesen erkannte, auch deine Staatsmannskunst bewundern lernte, wie ich an jenem heißen Augusttag — zu meinem Schaden! — deine Feldherrnschaft erprobt hatte, — da kam mir einmal — aber es war noch im Wundfieber! — der Gedanke: „stirb, Merowech, da drüben hängt ja dein Schwert: — stirb. Dieser Cäsar ist zu groß: — an ihm muß dein Volk scheitern."

Ich horchte hoch auf (— das weißt du, o Lysias, von dem Lobbegierigen: — Lob aus dem Munde dieses Feindes! —). Aber er fuhr fort: „Jedoch bald kam die Klarheit. „Nein," sagte ich mir, „kein einzelner — und sei er noch so geistbegabt — kann den Ausschlag geben in dem weltgeschichtlichen Ringen zweier Völker." Wer ist stärker, frischer, zukunftreicher? Rom oder das blonde Volk thörichter Helden da drüben in den dunkeln Wäldern?

Ich glaube! wir! So jauchzte mein — selber thöricht — Herz frohlockend auf und ich sprach zu mir: „feig wär' es, dein Volk aufzugeben, solang es hoffen kann. Der Eid, den der sterbende Claudius Civilis am Hügel seines — meines! — großen Ahnherrn Armin seinem Sohne, meinem Namensgenossen, Merowech, abnahm, den wir alle

wiederholt haben, von Geschlecht zu Geschlecht; — er bindet mich an das Leben, solang mein Volk lebt. Mein Volk, das heißt, der Stolz auf mein Volk hat mich gesund und rein erhalten in der Krankheit und dem Schmutz eurer verpesteten Städte: ich schulde ihm Dank. Und ich liebe sie so heiß, diese einfältigen Helden mit den Riesenleibern und den unberatnen Knabenherzen, die jede Begeisterung fortreißt: bald in den herrlichsten Heldentod, bald in die zweckloseste Dummheit. Ja, viel, viel lieber sind mir meines Volkes Fehler als euere Vorzüge. Mein Volk ist mein alles!"

Wieder schwiegen wir beide, tief ergriffen. Nicht ohne Neid sah ich auf den Mann, der das so wahrhaftig von sich sagen konnte! „Mein alles," dachte ich, „ist mir das Römerreich — nicht. O nein! Die Götter, das Wissen von den Göttern, mein Ruhm (ach, ja gar sehr!) und Helena . . ." Da riß mich's fort: „Freund," sprach ich nachdrucksam! „hast du nie ein holdes Weib geliebt?"

Er stockte plötzlich in seinem erregten Auf- und Niederwandeln. Er blieb dicht vor mir stehen und kreuzte die Arme über der breiten Brust; dann begann er: „man spricht nicht von solchem. Aber — da es zu dem andern gehört, — mögt ihr — als die einzigen — es wissen. Ja, vor acht Jahren war's. In Attika. Da blühte eine Jungfrau! — Unsagbar schön. So denk ich mir eure Artemis. Auch sie war mir gut: — glaub' ich. Ihr Vater hätte sie mir nicht geweigert. Ich aber bezwang mein Herz und schwieg: und schied."

„Warum?" fragte Jovian hastig. Dann errötete er. — „Ich will kein Mischgeschlecht erzeugen. Sollen wir Germanen allmählich verrömern wie die Gallier? Die Könige wenigstens der Franken sollen nicht Hälblinge sein. — Es that sehr weh. Ich trug's für mein Volk.

— Genug. — Ich kann nicht mehr. — Ich muß in die Luft — in die Einsamkeit — unter die Sterne . . ." Und rasch war er aus dem Zelt verschwunden.

Ich aber fand keinen Schlaf in jener Nacht. Eine ganze Welt neuer Sorgen war mir aufgestiegen bei den Worten des Franken. Ist es so, wie er sagt? Sind diese Germanen mehr als staatsunfähige Räuber? Das wäre dann die Hauptfrage unserer Zukunft. Bah, ich kann's — das heißt: ich will's nicht glauben. Sowenig die alten Götter tot sind, sowenig starb der Beruf Roms zur Weltherrschaft.

Ein einziger begeisterter Mann könnte die gestürzten Götter, könnte die gehemmte Weltherrschaft Roms wieder herstellen. Weh, daß Constantius der Imperator das nicht kann, und daß Julianus, der Cäsar, das nicht darf!

Aber einprägen will ich mir diese Iden des Juni. Und den überwältigenden Eindruck dieses Germanen. Und nie mehr in „griechischer Leichtherzigkeit" die Germanengefahr unterschätzen. — Als Jovian sich verabschiedete, fragte ich ihn: „würdest du ein geliebtes Weib aus solchen Gründen aufgeben?" Er errötete wieder: nach einer Weile sprach er fast traurig: „ich fürchte: nein. Solche Leidenschaft, — es ist wie Wahnsinn: aber heiliger! — für unser Volk habe ich nicht. Ach, wir sind kein Volk. Wir sind nur ein Reich: aber kaum mehr ein römisches. Dieser sonst so kühle Germane! ich beneide ihn um solche Glut. — Mag sie auch Thorheit sein und eitle Hoffnung." Oh ihr Götter! Hätte ich nur auf ein paar Jahre die Macht in Händen! Ich wollte alles, alles wenden. Ein Mann genügt, auch ein Volk wieder zu schaffen, unter der Gunst der geretteten Götter!

XXXII.

Ach, Jovian hat Recht! Wir sind kein „Volk“, kaum noch ein „Reich“ von Römern. Meine Scharen, aus allen Völkern der drei Erdteile zusammengewürfelt, fechten wacker, aber sie sind keine „Römer“, kein Volksheer: sie haben keine Vaterlandsbegeisterung mehr und keine Zucht der Pflicht. Ich weiß, sie lieben mich, weil ich sie zum Siege führe und menschlich behandle: — und doch meutern sie schon wieder: — wie damals zu Mainz!

Voconius und Berung, die des Heeres Vertrauen haben wie das meine, melden: einen andern Feldherrn hätten die Grollenden jetzt erschlagen: — mich mögen sie leiden: deshalb schimpfen sie nur. Aber zum Gehorsam reicht ihre Liebe zu mir nicht aus. Römische Legionen! Und ich heiße „Cäsar“. O, vergöttlichter Julius, welche Schmach für deinen Namen!

Überzeugt durch die Worte Serapios bewilligte ich den Saliern ihre Bitte, in dem nun einmal von ihnen besetzten Lande wohnen bleiben zu dürfen, selbstverständlich unter Anerkennung der Oberhoheit Roms: ich wollte sie nicht durch ein Nein zu einem Kampfe der Verzweiflung treiben. Auch jene sächsischen Chauken, erfuhr ich, sind nicht aus Mutwillen in die alten Sitze der Salier eingedrungen, sondern wegen mangels an Land, an Ackerboden, an Korn hat die Volksversammlung beschlossen, der dritte Teil all' ihrer Sippen, durch Runenlosung, also durch der Götter Auswahl, bestimmt, müsse, Raum für die andern zu schaffen, auswandern mit Weib und Kind und Habe und sich, ein heiliger Lenz des Volkes, eine neue Heimat suchen. So wird Serapios Zeugnis über die Landnot bewahrheitet.

Um aber die bedrohte Grenze zu sichern, ließ ich drei durch die Barbaren zerstörte Kastelle nahe dem Ufer der Maas wieder herstellen durch Teile meines Heeres, die während dieser Arbeit vom Waffendienst entbunden wurden. Eine dieser neuen Festen, die Erbauung machte schwere Mühe! — habe ich zu Ehren des ruhmreichen Helden Herakles „Heraklea“ genannt! Ach! Er war ein Halbgott und eine hehre Göttin verfolgte ihn, die nicht — log. Ich bin nur ein Mensch und mich verfolgt — Constantius!“

Und mir trotzen meine eignen Krieger! Hatten die Leute schon über die Schanzarbeit gemurrt, so gerieten sie in gefährlichste Erregung, als ich ihnen die Hälfte der mitgeführten Mundvorräte abnehmen mußte, die Besatzungen in den hergestellten Festen zu ernähren. Ich hatte gehofft, wie im Vorjahr das Getreide verwerten zu können, das die Germanen auch hier gar fleißig gebaut haben: aber ich hatte den naßkalten Himmelstrich der Sumpf- und Waldlandschaften hier nicht erwogen: des Korns die Fülle stand auf den Feldern: aber es war noch nicht reif.

So geriet es in einige Verlegenheit, das „leichtherzige Griechlein“. Aber die Undankbaren! — Drohend erhoben sie sich gegen mich. Ging ich durch die Gassen des Lagers, schimpften sie mir nach: „Asiate!“ „Griechlein!“ „Dummkopf im Philosophenmantel.“ (Letzteres verdroß mich bitter!) „Verhungern läßt uns deine Weisheit.“ „Haben wir doch, seit du in Gallien bist, niemals — gar nie! — den längst schuldigen Sold erhalten. Vom Raube, vom Feinde müssen wir leben!“

Ach das ist leider wahr! Ich habe kein Geld und Constantius sendet keins. Was ich unerläßlich brauchte, hab' ich den Provinzialen abgebettelt mehr als abgedrungen. Diese Armen dauern mich ja am meisten. Soll ich ihnen

abzwingen, was ihnen die Barbaren noch gelassen haben? O Reich der Römer, wie krank bist du, wie arm! Die reichsten Länder der Erde sind dein und du hast nicht Korn, nicht Geld, deine Bauern hungern wie deine Krieger. Und ich, der ich die Heilmittel für dich kenne, ich darf nicht dein Arzt sein!

Ich bin überzeugt, Constantius läßt uns hier absichtlich darben. Er will nicht, daß meine Leute zufrieden seien, an mir mit Liebe hängen. Mein Heer ist das einzige, dem er auch die üblichen Jahresgeschenke nicht gespendet hat. Und jetzt weiß ich auch, weshalb er mir als außerordentlichen Finanzbevollmächtigten jenen Geheimschreiber Gaudentius geschickt hat: mich zu überwachen, daß ich nicht die Liebe des Heeres allzusehr gewinnen könne durch Geschenke. Oh ihr Götter, ihr wißt es, daß von euch allen den geringsten Verkehr mit mir pflegt Plutos, — der des Reichtums!

Neulich spürte ich (— ich sah es nicht: denn ein Spiegel zählt weder zu eines Philosophen noch zu eines Feldherrn Hausgerät —) beim Schließen des Panzers am Halse, daß mein Bart allzulang und wirr gewachsen war in diesen Wochen. Nach einer alten Lagersitte bat ich den längst dienenden Fahnenträger — (es war Voconius —), mir ihn statt mit dem Scheermesser mit dem Dolch abzuschneiden, und dann reichte ich ihm dafür — ebenfalls nach eingewurzelter Feldzugsitte — vor den Waffengenossen die Hand und ein kleines Geldgeschenk.

Sofort erklärte Gaudentius, der zugegen war, er müsse solches Buhlen um die Gunst der Krieger und solche Geldvergeudung mißbilligend dem Imperator melden! Die Gunst der Krieger, die mich mit Schimpfworten verfolgen! Mit Mühe gelang es meinen Bitten, meinen Beschwörungen,

sie wieder zu besänftigen. Jene Scheltrufe? Ich that, als hätte ich sie nicht gehört. (Aber sie ärgerten mich stark.)

Für meine armen Legionen hat man nicht soviel Geld, ihren Sold zu bezahlen: — aber von den Barbaren schimpflich zu erkaufen, was Rom früher von ihnen zu erzwingen stark genug war, — dafür sollte mit vollen Händen verschwendet werden.

Für die Verpflegung unserer Besatzungen am Rhein sind wir angewiesen auf die Getreidezufuhr aus Britannien von den Rheinmündungen her. Die Franken sperrten uns diesen Verkehr: sie beherrschten den Strom! Da wollte ihnen Gaudentius zweitausend Pfund Silber (— offenbare Schatzung! —) zahlen für die Erlaubnis unserer Schiffahrt bis in die See. Diesen schmählichen Handel aber vereitelte ich! Ich erzwang unseren Schiffen freie Fahrt: mit sechshundert Segeln (— meist nur kleinen Frachtschiffen! —) fuhr ich den Strom zu Thal, von denen ich vierhundert in den letzten zehn Monaten selbst hatte bauen lassen — (du siehst, ich habe fleißig geschafft: Helena, den Göttern, Maximus, und meinem Schlaf brach ich an den ihnen gebührenden Stunden ab). Dazu verwandte ich jenes Silber.

Nun habe ich auch die britannische Insel gleichsam wieder entdeckt: wenigstens für Rom war sie seit Jahren wie vom Meere verschlungen: jeder Zusammenhang war uns durch Franken und Sachsen, die den Übergang beherrschten, abgeschnitten. Jetzt kamen zuerst wieder Nachrichten aus der Insel zu uns: aber welche Nachrichten! Klagen der Verzweiflung! Die Römer dort können sich der Einfälle der räuberischen Kelten, — der Pikten und Skoten, — nicht mehr erwehren, die längst über die gegen sie

errichtete Piktenmauer eingebrochen sind. Nicht nur hoch im Norden York, selbst Colchester und sogar London sind bedroht. Ach, an allen Grenzen dieses götterverlassenen Reiches hüpfen die Barbaren über die alten Schutzwehren! O wer überall helfen dürfte: in Amida, in London, wie in Köln. Es reizte mich gar mächtig, dem großen Julius auch darin nachzuahmen, selbst auf jenem Nebel-Eiland zu landen: wie schön würde das klingen: „die Themse wie den Rhein hat Julianus wieder zu römischen Flüssen gemacht.“ Allein Jovian hielt mich zurück: er hat Recht: „zuerst das Notwendige, dann das Glänzende,“ sagte er. Ich bin noch in Gallien nicht zu entbehren. So schickte ich mit schmerzender Entsagung den Waffenmeister Lupicin mit herulischen Söldnern und zwei römischen Abteilungen von Boulogne nach Dover, vor allem London Hilfe zu bringen.

Ein blutiges Abenteuer, ein echt germanisches, mitten im Lager des Cäsars! Ja, wer sich Wölfe hält, darf sich nicht wundern, daß sie beißen: wie andere Geschöpfe, so auch die Mitwölfe in ihres Herren Dienst.

Gegen die meist zur Nacht unternommenen Streifzüge der Chauken und der Chamaven waren dem römischen Gebiet schon vor meinem Eintreffen seltsame Verteidiger erstanden: wider jene Räuber „Gegenräuber“. Ein Franke, ein Sugamber, Charietto, hatte früher vielfach an solchen Raubzügen gegen uns sich beteiligt: dann aber ward er von seinen Stammgenossen wegen irgend einer Unthat auf Antrag ihres alten Königs Mälo friedlos gelegt und floh als Überläufer zu uns. Der riesenstarke und listige Räuber rächte sich: er versteckte sich mit ein paar Raubgesellen, zumal einem Genossen solcher Friedlosigkeit, einem Chamaven, Chercho, in den dichtesten Wäldern, beschlich nachts die

Dörfer oder Höfe, oder auch die Lager seiner germanischen Stammgenossen, schnitt den Schlafenden, auch Weibern und Kindern, die Köpfe ab und brachte sie nach Trier oder Köln, wo er von den römischen Beamten für jeden Kopf einen Solidus erhielt.

Ich kann nicht sagen, daß mir diese Art von Kriegführung sonderlich gefiel. Aber der Krieg und die Not machen hart. Ich nahm die wilde Schar in Dienst (— die Zahl wuchs nun rasch an —) und verwandte sie, wie der Jäger die Wolfs- und Eberhunde, die er in das für Menschen undurchdringliche Dickicht treibt und so die Bestien hier aufstöbern und auf der andern Seite sich entgegen hetzen läßt. So benutzte ich geraume Zeit diese Kerle, aus den ihnen vertrauten Sümpfen und Wäldern die darin verborgnen Germanen von Nordwest her meinen auf der Südwestseite harrenden Kohorten entgegentreiben zu lassen; jenes nächtliche Kopfabschneiden verbot ich ihnen.

Eines Morgens waren Charietto und Chercho verschwunden aus ihrem Zelt. Sie kamen nicht zurück. An ihrer Statt erschien Serapio bei mir, leicht am Arme verwundet. „Sie sind tot," — sagte er — „beide. Ich ahnte, daß sie, trotz deinem Verbot, ihr scheußliches Handwerk fortsetzten. Denn Gaudentius kauft noch immer — heimlich — Germanenköpfe. Ich ging ihnen entgegen in den Wald. — Richtig! Bald kamen sie daher mit vier abgeschnittenen Köpfen, darunter dem eines Weibes. Ich schalt sie Neidinge, mitten unter ihrem Troß, und schlug sie tot. Die andern flohen."

„Höre, Freund," fuhr ich auf, „wer hat dich zum Richter bestellt über römische Söldner?" „Söldner? Schützt der Priester des Sonnengotts den Nachtmord?" fragte er dagegen und schritt hinaus.

Aus Rom kommt soeben ins Lager seltsame Kunde. Noch hat der Tag von Straßburg sich nicht gejährt: — und der riesige König Chnodomar ist tot!

Der Imperator hatte ihn eingebannt zu Rom in den Zelten der Fremden auf dem cälischen Hügel. Der Gefangene ist, schreibt man von dort, nie mehr ganz aufgewacht aus jenem dumpfen Brüten, aus jener Betäubung, in der er mir den Schwertstumpf vor die Füße warf. Er schwieg und schwieg auf alle Fragen. Nur manchmal stöhnte er tief auf, schüttelte das rote Gelock und seufzte: „es ist alles nichts! es ist alles gleich. Es sind keine Götter. Auch Donar ist nicht." Armer Mann, der nicht an Götter glauben kann! Lieber würde ich sofort sterben. Die Ärzte nannten seine Krankheit „Greisenkrankheit". Aber er zählte etwa vierzig Jahre. Es war wohl eher schwermütige Verzweiflung.

Wieder eine Reihe Todes- und andere Unrechtsurteile hat Constantius gefällt. Die Furcht für seinen Thron als Mutter und der Haß gegen die alten Götter als Vater erzeugen miteinander in seiner Seele die Verfolgungswut gegen die Befragung der Götterzeichen.

Seine überall horchenden Lauscher berichten ihm: ein Präfekt ließ sich von einem Zeichendeuter erklären, was ein Wiesel bedeutet habe, das ihm über den Weg gelaufen? Der Mann gesteht die Frage und wird geköpft. Ein Tribun befrägt einen andern Wahrsager, was der wiederholte Pfiff der Spitzmäuschen ihm verkünde? Der Wahrsager wird gefoltert, der Tribun wird erdrosselt. Ein greiser Kaufherr leidet an der Gicht: er läßt sich von einem (alten) Weiblein den geschwollenen Zeh besprechen nach einer (noch ältern!) alt-etruskischen Formel. Der Greis

wird gehängt, das Weiblein lebend verbrannt. Warum all das? Weil bei diesen Befragungen auch nach der Zeit des Todes des Augustus und nach dem Namen seines Nachfolgers geforscht werden konnte! Das genügt! Eine Frau, von ihrem Buhlen angestiftet, bezichtet ihren Ehemann, er verberge heimlich einen Purpurmantel im Hause: — der Mann wird wegen Verdachtes der Empörung hingerichtet: hinterher gesteht das Weib die Lüge. In Perigeux verklagt ein rachsüchtiger Sklave seinen Herrn, er habe sich zwar nicht aus purpurfarbnem Stoff, aber ganz nach dem Schnitt der Chlamys des Augustus einen Mantel fertigen lassen für festliche Gelage, wie sie dort mit reichem Aufwand üblich sind: dem Aquitanier wird das Leben geschenkt, aber das Vermögen eingezogen. Und ihr duldet das alles im Reich Marc Aurels, ihr unsterblichen Götter? Ein solcher . . . Mann darf herrschen über Rom? Neulich nannte er sich selbst — anstatt wie seine Vorgänger, etwa: „meine Hoheit“ — vielmehr: „meine Ewigkeit“, »Aeternitas mea!« „Herr der ganzen Erde.“ Ist das nicht Hybris, welche die Nemesis heraufbeschwört? Ewig! Nicht einmal alle Götter sind ewig, nur der oberste.

Aber ich hasse auch die so beliebte Verurteilung, das heißt Ausplünderung von reichen Leuten, unter dem Vorwande des Hochverrates: Constantius schenkt ihnen dann wohl zuweilen das Leben, nimmt ihnen aber alle Lebensmittel. Neulich verklagt bei mir ein solcher Angeber (— Delphidius heißt er —) den reichen Statthalter der Narbonnensis. Da er dem Leugnenden nichts beweisen kann, weise ich die Klage ab. „Ei, aber Cäsar,“ ruft er ärgerlich, „wenn es genügt, zu leugnen, wird man keinen mehr verurteilen können.“ „Und wenn es genügt, anzuklagen, wird man keinen mehr freisprechen können,“ erwiderte ich und sprang auf von dem Tribunal.

Philippus schickt mir da (— als Nachschrift auf einem kleinen Zettel —) eine seltsame Warnung: er habe (wieder einmal!) die Sterne nach meiner Zukunft befragt: ich solle nie „Phrygia“ betreten, dort drohe mir Todesgefahr. Nun, es sieht nicht danach aus, daß ich je vom Rhein an den Mäandros komme. Die Todesgefahr liegt mir hier erheblich näher!

XXXIII.

Wieder ein paar Wochen ohne Ruhe zum Schreiben!

In starken Märschen (— denn abermals galt es Überraschung! —) eilte ich vom Unterlauf des Rheines bis Mainz und überschritt hier den Strom: drohenden Bewegungen der Alamannen zuvorzukommen und das linke Rheinufer durch Wiederbeherrschung des rechten zu sichern: — dieses ist das einzige sichre Mittel und — echt cäsarisch! Auch drängt mich noch eine besondere Pflicht über den Rhein zu jenen Alamannenkönigen. Seit Jahren haben sie, während der Wehrlosigkeit unserer Grenzen, zahllose Gefangene aus unsern Villen, Dörfern, Städten fortgeführt: — zumal geschickte Arbeiter in allen Handwerken, die sie als Lehrmeister verwenden.

Das soll nicht sein. Das Wenigste, was ein Unterthan des Reichs verlangen kann, ist doch, daß er nicht fortgeschleppt wird wie ein Rind von Bären. Und dann — je mehr diese Barbaren lernen, desto gefährlicher werden sie: — nicht als Feinde nur, als immer mehr Genuß und Bildung verlangende Nachbarn.

So habe ich in diesen Monaten mir möglichst genaue Verzeichnisse aller aus unserem Gebiet gefangen Fort-

geschleppten anfertigen lassen von den Behörden des Orts und den geretteten Familiengliedern. Alle müssen mir die Barbaren herausgeben! Ach in vielen wachen Nächten (— neben Libanius und Maximus! —) las ich in diesen schmach- und trauervollen Listen! Und mein glückliches Gedächtnis (— in diesem Fall „unglücklich!" —) prägte mir genau die Namen ein, auch wie viele und welche auf jeden der feindlichen Könige fallen.

Serapion entließ ich hier auf Besuch zu seinem Vater, unter dem Versprechen, sich in Paris wieder zu stellen, sobald ich dort die Winterquartiere beziehen würde.

Mein Vordringen geriet unerwartet ins Stocken: — aus unglaublichem Grunde! Der Führer der Vorhut, Severus, ein alter Kriegsmann (noch bei Straßburg hat er sich gut bewährt), verfiel in Furcht: nicht vor den Heeren, aber vor den Wäldern der Germanen. Ich gestehe, sie haben etwas Grauenerregendes — ich dringe auch nicht gern hinein: Helios erscheint wie unmächtig in diesen dunkelgrünen Schatten der dicht ineinandergewachsenen Wipfel. Aber was thut Severus? Er zwingt (— unter Todesdrohungen —) die landeskundigen Wegweiser, die ich ihm mitgegeben und die ihn raschen Schritts ins Innere führten, auszusagen, sie könnten nicht weiter: sie wüßten nicht mehr Weg noch Steg!

So erlahmte das Vordringen bis ich eintraf, den Trug entdeckte, den baumscheuen alten Helden mit einem scharfen Verweis nach Paris sandte (— setz' ich ihn ab, schickt mir der Imperator gewiß keinen bessern! —), und nun selbst die Vorhut in die unheimlichen Sumpfwälder führte. Denn die Germanen lieben es, ihr Rodland, das sie durch Axt und Feuer dem Wald abgerungen, das ihre Einödhöfe oder Dörfer und das Korn trägt (sowie die Wiesen des gelichteten Waldes, wo sie ihre Herden weiden), mit einem

schwer durchdringlichen Gürtel von Urwald und Ursumpf zu umgeben: in diesem Grenzwald sperren und verteidigen sie jeden Zugang durch Verhack und Verhau: ist aber dieser Landhag durchbrochen, sind sie ziemlich wehrlos.

So wie wir eingedrungen, flohen sie — nach Nordosten — weiter. Meine Leute, erbittert über die Beschwerden dieser Märsche durch Waldsumpf und Sumpfwald, hausten arg mit der Fackel: Saaten und Gehöfte und Dörfer verbrannten sie, einzelne Menschen, die sich verspätet hatten, Greise, Weiber, Kinder hieben sie ohne Erbarmen nieder, was sie von Vieh erreichen konnten, schlachteten sie (— nicht aus Hunger: wir haben nun zum Überfluß! —) aus Bosheit, um die Barbaren nach Kräften zu schädigen.

Ich kann's nicht hindern, kann nicht überall sein. Auf meine Mahnung zur Menschlichkeit antworten sie mit Lachen, die frömmsten d h. gebeteifrigsten Galiläer nicht minder als meine sterneanbetenden numidischen Schützen zu Roß. Bellona ist die schrecklichste der Göttinnen!

Die furchtbaren Leiden ihrer Gauleute mürbten endlich die harten Herzen der grimmsten zwei Alamannenkönige, die bei Straßburg gegen uns gefochten und blutend das Feld verlassen hatten: König Suomar und König Hortari erschienen selbst in meinem Lager, baten um Frieden und unterwarfen sich. Prächtige Männer, auch in dieser Lage noch ihrem Stolze nichts vergebend: „der Ungunst der Götter weichen wir," sagten sie, „um der Not unseres Volkes willen."

Als ich ihnen (— sie verstehen trefflich Latein! —) erwiderte, ihre Götter seien eben nur Dämonen, schwächer als — die meinigen (wagte ich zu sagen, obwohl Gaudentius lauernd zur Seite stand), schüttelten sie trotzig die gelben Mähnen und Suomar rief: „Nichts ist gewaltiger als

unsere Götter.“ „Ausgenommen das Schicksal,“ schloß Hortari ernst.

Seltsam! Ich staunte. Also bei diesen Barbaren im Neckarsumpf die gleiche Vorstellung wie bei Homer: eine Schicksalsnotwendigkeit, mächtiger als der Wille der Götter. Woher mag das kommen? Welche Fragen der Philosophie, der Religionsgeheimnisse drängen sich mir auf mitten im alamannischen Grenzwald!

„Und die Götter zürnen uns offenbar,“ — begann Suomar aufs neue. „Oder das Schicksal hat — gegen Wodans und Tius' Wunsch — uns Unsieg zugewogen. Die Nornen woben es so: auch sie weben, wie sie müssen, nicht wie sie wollen. — — Was verlangst du, o Cäsar?“

Diese Frage riß mich aus meinem religionsphilosophischen Staunen in die Pflicht des Dienstes zurück: ich befahl: „ihr habt fortan die Besatzungen zu verpflegen in den von mir erneuten Kastellen auf dem rechten Ufer, habt in Wagenfuhren Baumstämme und Steine beizuschaffen für die Verstärkungsbauten.“ — Sie nickten schweigend. Ah, das war mir ein Augenblick übermenschlicher Lust.

Ich, das Philosophlein Julian, habe diese knirschenden Waldkönige gezwungen, — wie Probus, der neun Germanenkönige knieen sah vor seinem Zelt — wie in den größten Tagen Roms, an den Zwingburgen selbst zu bauen, an den Ketten selbst zu schmieden, die ihnen Land und Leute in Fesseln schlagen sollen!

Suomar seufzte schwer. Hortari schlug ihm tröstend auf die Schulter: „es währt nicht lang,“ sprach er. Aber so viel Alamannisch hab' ich verstehen gelernt: zornig fuhr ich den Tröster an: „jetzt schon sinnst du auf Treubruch?“

Doch unerschrocken erwiderte der Germane: „nicht doch. Aber du stirbst, wir sterben: unser Volk stirbt nicht. Stark ist ein Vertrag, stärker ist die Not. So gewiß der Neckar

in den Rhein geht und der Rhein ins Meer, so gewiß gewinnen wir wieder, was du uns jetzt abgezwungen."

Der Gedanke, die Unheilsweissagung Serapios!

Auch aus dem Munde dieses Barbaren, der nicht lesen, nicht schreiben kann! Also ist das kein Geheimnis Erlesener unter ihnen? — Die Ungeschulten, die Rohen glauben an diese ihre sieghafte Zukunft? Schlimm! — Zornig fuhr ich ihn an: „Schlecht steht es dem besiegten Barbaren an, der hier in meinem Zelt um Frieden betteln muß, zu drohen! Warum wähnst du, ihr werdet siegen?" „Das wähnen wir nicht," sprach der andre, Suomar. „Das wissen nur die Götter." „Oder das Schicksal," schloß Hortari. „Vielleicht gehen wir unter, vielleicht ihr. Aber Friede wird nicht zwischen uns. Wir gewinnen das Land, das wir brauchen und das ihr uns vorenthaltet, oder wir verhungern."

Wieder dies Wort! Ein Kampf ums Leben: — auf Tod und Leben also. — Ärgerlich riß ich mich los von diesen bedräuenden Gedanken. „Außer jener ersten Bedingung lege ich euch noch auf: Herausgabe aller Gefangnen, die ihr fortgeführt." — „Es sind viele, o Cäsar." — „Ebendeshalb." — „Die uns Königen gehören, können wir frei geben. Aber die unsern Heermännern als Beute zugefallen . . ."

„Alle!" herrschte ich sie an. „Und damit ihr's wißt: es sind 5783!" Sie staunten: ich winkte Jovian; er zog viele Papyrusrollen aus meiner Schildpattkiste. „Auch ich habe Götter," rief ich, „und meine Götter zürnen mir nicht und haben kein Schicksal über sich. Wohlan, sie haben mir die Namen aller der Unglücklichen offenbart, die ihr geraubt. Gebt sie heraus."

Betroffen starrten die Barbaren vor sich hin.

„Du, Suomar, zum Beispiel," fuhr ich fort (— aus-

wendig, ohne in die Liste zu blicken — dank meinem guten Gedächtnis! —), „du giebst heraus die Leute, die du aus der Villa des Summus Barbatus zu Altrip geraubt, nicht nur ihn, auch Felicitas, sein junges Gemahl." Der Barbar fuhr zusammen. „Deine Götter —" stammelte er — „wissen viel —" — „Alles. Und das meiste vertrauen sie mir. Du, Hortari, bringst Forestarius, den Grammaticus, zurück nach Mainz mit Angelica, seiner anmutreichen Tochter. Fort! Und gehorcht."

XXXIV.

Ich schreibe nun wieder aus diesem Lehmnest Paris, in dessen Gassen man im Kot versinkt, sobald es geregnet hat. Aber ich habe ihn doch lieb gewonnen, diesen stillen Winkel an der Seine! — Hab' ich doch hier zuerst ungestört und lange mit meinem geliebten Weibe gelebt und erfreue mich dessen nun wieder. Es ist nicht zu sagen, wie glücklich wir sind! Nur ängstigt mich im geheimen ihre allzuzarte Gesundheit. Sie kann sich nicht erholen von den Arzneien jenes Niger.

Die Truppen habe ich in ihre gewohnten Winterquartiere verteilt und Jovian abermals nach Italien gesandt mit Anträgen an den Imperator, mit Briefen an die edle Eusebia, an Mutter und Schwester, denen jene durch ihre Güte die Haft erleichtert, in der sie als Geiseln meiner Treue am Hofe festgehalten werden. Nie erfüllt Constantius des treuen Jovianus Liebeswünsche: Und ich, der Bruder, der Cäsar, habe nicht einmal soviel Macht, die Hand der Schwester in die des Freundes zu legen!

Allerdings, auch die Mutter würde dem Ungetauften die Tochter nicht geben: hier würde mir ein schmerzlicher Kampf drohen: denn nie würde ich dulden, daß Jovian die Taufe nehme! Ich bin so stolz auf sein altvererbtes unbeflecktes Heidentum! („Hellenisten“ nenne ich lieber die Verehrer der Götter.) Allein dieser Streit zwischen Mutter und Freund bleibt mir erspart: — solange Constantius lebt.

Seinem Worte getreu ist Serapio wieder eingetroffen. Wie lieb ich diesen seltsamen Barbaren, der mit Helena und mir die freien Abendstunden (— die einzigen, die ich der Arbeit entziehe —) in der Ilias liest oder über die Lehren des Maximus oder über die Mysterien des Osiris mit mir streitet. Er hält mit seinen letzten Ansichten über die höchsten Fragen gern zurück: doch verhehlt er nicht: sie widersprechen stark den meinen. Neulich, als ich ihn drängte, mehr zu sagen, lächelte er fein und sprach: „ich bin erst vierunddreißig Jahre, Julianus. Ich bin noch nicht über alles im reinen mit mir.“

Der Spötter! Ich zähle freilich erst siebenundzwanzig! Aber schon seit drei oder doch seit zwei Jahren bin ich fertig mit allem! Unumstößlich stehen mir meine Lehren fest. O dürfte ich einmal in einem großen Redekampf vor allem Volk orthodoxe Galiläer — „Athanasianer“ werden sie von den Ketzern genannt — Arianer, Semi-Arianer, Donatisten, Juden und auch dich, o Lysias, mit deinen kindlichen Göttergeschichten widerlegen! Mit Serapio streiten ist dagegen kein Vergnügen: er ist so skeptisch, so kritisch! Er verlangt von mir Beweise für Dinge, die sich mir ganz von selbst verstehen.

Jovian ist zurück. Er berichtet Trauriges: die Tage der herrlichen Eusebia sind gezählt! Philippus hat erklärt, all' seine Wissenschaft könne dies zarte Leben nur noch auf kurze Zeit erhalten. Sie weiß es und sie trägt wie ihre Leiden so die Gewißheit baldigen Todes mit wunderbarer Kraft und Ergebung. Sie betet viel zusammen mit meiner Mutter: — auch meine Schwester gleitet, wie ich fürchte, wieder tiefer und tiefer herab von der Höhe, zu der ich sie erhoben hatte durch meine Briefe: herab zu dem Glauben der Mutter, der Freundin. Diese sind ihr nah, sie sprechen, sie wirken durch Blick und Stimme: ich bin fern und muß schreiben! Und habe doch nicht die Zeit, auch noch die Schwester durch lange, häufige Briefe bei dem wahren Gotte festzuhalten.

Traurig ist mein Los hierin: Jovian schweigt zu meinen Lehren, Serapio bestreitet sie gründlich, die Mutter ist überzeugte, überfromme, ja leidenschaftliche Galiläerin, die Schwester vielleicht auf dem Weg, es zu werden: — du, o Lysias, schweigst zürnend, weil ich deine Volksgötter nicht anbeten kann. So steh' ich ganz allein! — Nur Helena, meine geliebte Helena versteht mich ganz und teilt alle meine Ansichten. Freilich meinte neulich mit fröhlichem Lächeln die holde Thörin: „ich fürchte, glaubtest du an den Galiläer oder an Teutates oder an Jehovah, — ich teilte auch diesen Glauben mit dir.“ Nicht sehr philosophisch und nicht gerade ein Beweis für die Stärke meiner Beweise! Aber für die Innigkeit ihrer Liebe: und das ist mehr!

O Lysias, klage, weine mit mir: Eusebia, die gütevolle, der ich alles danke: Leben, Freiheit, Helena, Ruhm und Ehre, — alles (ausgenommen die Erlösung von der Kirche, die ich dir schulde) — die edle Frau, sie ist nicht mehr!

Ihr Herz war krank, berichtet Philippus, unheilbar krank. Sie schrieb mir durch den treuen Arzt: sie diktierte ihm das Schreiben wenige Stunden vor ihrem Tode. „Mein Freund! Wann du diesen Brief — den ersten und den letzten von Eusebia! — erhältst, hat deine Freundin ausgelebt, das will sagen ausgelitten. Doch nein! Das war ungerecht, undankbar. Nicht ganz freudlos doch war mein Leben: ich durfte dich und Helena beglücken. Dies — und die Stunden jener Vorträge, die du in dem uns beiden so teuren Athen hieltest — das sind die Freuden meines Lebens gewesen: wahrlich, sie genügen. — Es schmerzt mich, daß du von dem Leben nach dem Tod anders denkst als ich, wie ich aus deinen Lehrbriefen an Juliana ersehe. Ich kann dir darin nicht folgen. Aber auch du glaubst ja an die Erinnerung unserer Seelen an dies Erdenleben: auch du glaubst, daß verwandte Seelen sich wieder finden und, nicht mehr getrennt von den Schranken des Erdenlebens, selig sein werden. In diesem Glauben rufe ich dir zu: „auf selig Wiedersehn, mein Freund Julian."

Was ist es doch, das so ergreifend zu mir spricht aus diesen sehnsuchtvollen Worten? Sie rührten mich zu Thränen. Ich fragte Helena: „was ist es, welch zart Geheimnis, das hier zu mir redet?" Weinend barg sie das schmale Gesicht an meiner Brust. „Ein zart Geheimnis! Du sagst es, ohne zu wissen, wie wahr du sprichst. Du ahnst es nicht, das Geheimnis, das die Freundin ins Grab mitgenommen. Und ich — ich werde es nie verraten." Ich versprach ihr, nie danach zu fragen.

In der edlen Imperatrix verlor ich auch meine beste Fürsprache und Verteidigung am Hofe: das vorletzte Band, das mich mit Constantius verknüpft. Nun bleibt, uns

zusammenzuhalten, nur noch Helena. Sie aber kann nicht in seinem Palatium meine Sache führen. Seit dem Tode meiner Beschirmerin schlagen, wie ich durch vertraute Boten des Philippus vernehme, meine Feinde, Eusebius und die übrigen Eunuchen, dann Marcellus, Florentius, Barbatio, einen noch viel lauteren, heftigeren Ton der Schmähung wider mich an. Diese Schmeichelkünstler verhöhnen, der Eifersucht und dem Neide des Augustus zu gefallen, auf das frechste all' meine Thaten, meine Erfolge, ja schon die Häufigkeit meiner Berichte. Und doch wissen sie sehr wohl, daß ich diese vielen Berichte einsenden muß (— über jede Kleinigkeit, wie ein Büttel dem Richter! —) auf strengen Befehl des Imperators, dessen ewig waches Mißtrauen stets von meinen Schritten unterrichtet sein will.

„Ekelhaft," schreien sie in dem Palaste, „werde dieses „Siegerlein", der Affe im Cäsarengewand, der geschwätzige „Maulwurf" (ich habe noch nie einen Maulwurf plaudern hören!), „dieser griechische Schulmeister, dieser Philosoph mit dem langen Ziegenbart, dieser Stubengelehrte, dieser Weichling (ich lasse während dieses strengen Winters [— die Seine trägt Lastwagen —] nur Helenas Gemächer erwärmen, nicht mein Arbeitszimmer), der jeden seiner Schritte übertreibend ausschmücke mit zierlichen Redensarten" (ich kann doch meinem Lehrer Libanius keine Schande machen, und nun ja: mein Stil ist mir wertvoller als meine ganze Feldherrnschaft; ein Brief, den ich neulich an die Bürgerschaft meines geliebten Athen schrieb, gilt mir höher als meine Rheinübergänge).

XXXV.

Der Winter ging dahin unter unablässiger Arbeit. Sie zehrt an mir: ich bin gereizt, aufgeregt. Den Schlaf, den ich so oft mit Gewalt vertrieben, — ich finde ihn nun auch nicht mehr für die zwei Stunden, da ich ihn suche.

Ich wehrte überall dem übermäßigen Steuerdruck, ich setzte die Kopfsteuer — die Steuer der Armen! — stark herab, ich verfolgte die Beamten, die sich durch Erpressungen oder Unterschlagungen bereichert hatten, ich saß selbst zu Gericht und entschied in wichtigen Klagesachen. Aber auch für den nächsten Feldzug sorgte ich wieder vor: denn es ist kein Ende abzusehen mit diesen Germanen! Es ist als hätten sie sich verabredet, Serapios Worte zu beweisen.

Im Mai nahm ich zu Paris Abschied von der geliebten Frau, die, immer lächelnd, versuchte, auch diesmal zu lächeln, mich über Schmerz und Sorge hinwegzutäuschen: es gelang ihr schlecht: zuletzt warf sie sich in einem Strom von Thränen in meine Arme. Sie wird immer unirdischer! Schon auf Erden streift sie die Leibeshülle ab. Ich ließ Oribasius bei ihr, den weisen Arzt, und — Serapio. Der versprach mir, über sie zu wachen: — Keiner wacht treuer.

Für die Zufuhr — der Vorräte aus Britannien — hatte ich ja nun gesorgt: in der That, zu Ende des Winters trafen die ersten Sendungen von dorther wieder ein. Voraussehend hatte ich in Bonn, in Andernach, in Bingen, in Neuß, dann in Doorenburg, in Kleve, in Xanten die halb zerstörten Mauern wieder ausgeflickt und überall hier Vorratsspeicher angelegt. Die Barbarenkönige der Umgegend schafften nach dem vorjährigen Vertrage auf den eignen Wagen die Steine und das Holz herbei, und die Truppen zeigten besten Willen, bei der sonst unbeliebten

Bauarbeit zu helfen. Stämme von mehr als fünfzig Fuß schleppten sie auf den Schultern heran. „Das thun wir dir zu Liebe, Cäsar," riefen sie mir zu, „nicht für den Imperator und nicht aus Pflicht, nicht für den Sold, den wir fast nie erhalten."

Nach diesen Sicherungen unternahm ich meinen dritten Rheinübergang: aber nicht von Mainz aus, wie alle meine Feldherrn — auch Jovian — rieten.

Warum? Ach aus einem für die Mannszucht meines Heeres sehr beschämenden Grunde! Unser Erfolg bei dem Eindringen in die feindlichen Gaue setzt voraus, daß die im Vorjahr unterworfnen Könige Suomar und Hortari in unsrem Rücken Frieden halten, den sie bisher treu gewahrt. Nun liegen ihre Gaue gerade gegenüber Mainz. Ich aber — ich kann nicht einstehen für die Mannszucht meiner Scharen!

Sie lieben mich, sie vergöttern mich, aber sie gehorchen mir nicht! Giebt es zu plündern, giebt es weißarmige, goldlockige Germaninnen zu rauben — sie thun's vor meinen Augen und lachen meines Zorns. Ich finde nicht genug Gehorsame, die Unbotmäßigen strafen zu können. Und laß ich's auf das Äußerste ankommen, — bei aller Liebe schlagen sie mich tot. Sollen die Barbaren Treue gehalten haben und das Heer des Cäsars treulos über sie herfallen? Soll ich diese Könige in meinem Rücken zu ergrimmten Rächern machen? Nein!

Weit unterhalb von Mainz setzte ich zur Nacht über den Strom in vierzig Gondeln (— einst für Lustfahrten der römischen Villae bestimmt: es ist jetzt für Römer keine Lust mehr, hier zu gondeln!), nur dreihundert Leichtbewaffnete: ich gebot, die Ruder einzuziehen und die Nachen treiben zu lassen, um uns nicht durch das Plätschern im Wasser zu verraten, während ich in dem Lager der

Hauptmacht auf dem linken Ufer große Feuer anzünden ließ.

Der Streich gelang vollständig: die Barbaren am rechten Ufer behielten merksam diese Feuer im Auge, während ich ungehindert mit meiner Streifschar landete. Es war zwei Uhr morgens. Bis zu dieser späten Stunde waren, nach echter Germanensitte, bei den Trinkhörnern bei einem der Uferkönige viele benachbarte Fürsten zusammengeblieben. Auf dem Heimweg stießen die Ahnungslosen (— Wachen hatten sie wieder einmal nicht ausgestellt, Dank Ate! —) auf unsere Schar: die Könige entkamen durch die Aufopferung ihrer Gefolgen: aber der Schreck vor uns fuhr weithin durch ihr Land: die zur Verteidigung des Rheines Versammelten flohen auseinander: nun holte ich auf einer Schiffsbrücke die Hauptmacht nach und zog tief ins Land der Alamannen hinein, sengend und brennend, Getreide und Gehöfte zerstörend, bis zu deren Grenze mit den Burgunden zwischen Jaxt und Kocher, da, wo einst die Marksteine *unserer* Herrschaft standen: — Überbleibsel unserer alten Grenzschutzwehr fand ich noch vor. Ach, und hier umkehren müssen, statt die alten Grenzen herzustellen! Umkehren, weil ich nur Cäsar bin! Es ist bitter. Höre nur und ergrimme gleich mir!

Ich erfuhr durch Kundschafter und Gefangene, daß in dieser Gegend nur noch drei Alamannenkönige unbesiegt seien: zwei minder mächtige, Makrian und Hariobaud: dann aber der mächtigste, listigste, gefährlichste von allen (— er stand lange in römischem Dienst in Italien —): Vadomar im Südwesten des Alamannenlandes. Diesen Vadomar beschloß ich nun selbstverständlich anzugreifen und mit seiner Unterwerfung mein ganzes Siegeswerk zu krönen: hatte ich auch ihm in seinem eignen Land den Frieden aufgezwungen, war jeder Widerstand gebrochen.

Die Wegweiser waren gewonnen: das Heer hatte Befehl, am andern Morgen aufzubrechen gegen König Vadomar.

Am Abend vorher erschienen im Lager Makrian und Hariobaud, sich unbedingt zu unterwerfen. Und — er selbst: Vadomar! — Aber durchaus nicht, um sich zu unterwerfen! Im Gegenteil! Er übergab mir (— zu meinem stärksten Staunen! —) vertraute, ja vertrauteste Briefe — des Imperators! Ausdrücklich nimmt ihn Constantius in seinen Schutz und ermächtigt ihn, gegen jeden etwa drohenden Angriff des übereifrigen Cäsars Julian durch diesen Brief sich als Freund des Imperators auszuweisen und gegen jede Gefahr zu sichern.

Das ist doch von allen bisherigen Stücken und Tücken des feigen, falschen Tyrannen (— ich muß es einmal schreiben! —) das äußerste! — Aus Eifersucht auf meine Erfolge schließt er heimlich (— hinter meinem Rücken! —) Verträge mit dem schlimmsten dieser Könige, die zu bekämpfen er mich ausgesandt! Ich soll nicht siegen, nicht zu viel, nicht völlig siegen! Und so mußte ich diesen Vadomar, einen Meister der Arglist, — dem Feuergott der Germanen (ich habe den Namen vergessen!) vergleichen sie ihn, seine Freunde und Feinde! — den mußte ich frei und ohne jede Demütigung oder Belastung abziehen lassen, mußte ihm versprechen, mein Heer, das hart an den Marken seines Gaues stand, diesen nicht beschreiten zu lassen! Umkehren mußte ich, statt den Sieg zu vollenden, schimpflich umkehren, vor einem Briefe des Beherrschers des Römerreichs! Mein Zorn ist groß! Mich dem Spotte dieses Barbaren preisgeben! Nie vergeß' ich die höhnende Miene, mit der er beim Abschied fragte, ob er den Imperator recht freundlich von mir grüßen dürfe? Er schreibe ihm morgen, und werde melden, wie gehorsam ich Kehrt gemacht habe. O Constantius, wie haß' ich dich! . . .

Nachdem ich Endzweck und Abschluß meines Feldzugs vereitelt sah, kehrte ich nach Mainz zurück. Hier fand ich Briefe von Mutter und Schwester, die berichten, wie sie einer schweren Seegefahr entgangen: die fromme Mutter sah dabei den Galiläer leibhaftig auf den empörten Wogen wandeln, die sich unter seinen Füßen glätteten. Der Imperator beabsichtigte, von den ligurischen Häfen aus mit einer kleinen Flotte an meinem Gallien vorbei nach Spanien zu segeln, wo Unruhen ausgebrochen sind, die er selbst dämpfen wollte: die verzweifelnden Bauern schlugen die Steuereintreiber tot und scharten sich zu Räuberbanden zusammen.

Schon hatte er Abschied von den Meinen genommen in Mailand und war nach der ligurischen Küste vorausgeeilt, als sie plötzlich durch eilende Boten aufgefordert wurden, ihm zu folgen: er lade sie ein, die Seereise nach Barcelona mitzumachen, die den leidenden Augen meiner Mutter gut gedeihen werde.

Constantius als Augenarzt! Offenbar wollte er sich der Geiseln meiner Treue fest versichert halten: vielleicht weil er nach seinem Aufbruch erst erfuhr, daß ich auf dem Wege zu jenem Vadomar begriffen war und alsbald dessen Freundschaft mit dem Augustus entdecken müsse. Er hat es wohl geahnt, wie mich dieser Verrat erbittern werde. Und er hält mich (— mich, Julian, den Priester des Helios! —) für fähig, jemals Eid und Treue zu brechen! Wie kann er so entehrend von mir denken, so ganz Unmögliches, so Schändliches?

Da ließ er sich denn schleunigst seine Geiseln nachkommen. Aber auf der Höhe von Marseille ward das kleine Geschwader in der Nacht von einem furchtbaren Sturm, von widerstreitenden Winden überfallen und völlig zerstreut. Zwei Trieren sanken vor den Augen der

Meinigen. Das Schiff des Augustus sahen sie im grellen Scheine zuckender Blitze zurückgetrieben nach Osten gegen Italien zu, während ihr Steuermann ihr kleines, leck gewordnes Schifflein, dem Versinken nahe, mit letzter Anstrengung noch in den Hafen von Marseille rettete. Ich habe den Göttern, die des Meeres walten, Poseidon und Amphitrite, reiche Dankopfer gelobt: — sobald ich an das Meer gelange, werd' ich goldne Kleinode den Fluten darbringen, sie zu den Göttern hinunterzutragen.

Wohl wird der Augustus, sowie er erfährt, wohin seine Gäste verschlagen worden, alsbald ihre Rückkehr zu ihm befehlen. Aber er will ja demnächst nach Asien gegen die Perser ziehen. So hat es wohl eine Weile gute Wege. Auch in der gnädigen Errettung der Meinen aus solcher Gefahr sehe ich, dankbar und fromm, die besondere Gunst der Götter.

XXXVI.

O nein! O nein! Es ist Wahn, es ist eitel Selbsttäuschung! Ich bin den Waltenden nichts! Wie könnten sie sonst mit so grausamem Wehe mich schlagen! Ach, Lysias, ich bin in die tiefste Seele getroffen: mein geliebtes Weib, meine Helena, mein Liebstes auf Erden — ist tot! Gestern traf Serapio hier in Mainz ein mit der Trauernachricht aus Paris. Sie schwand dahin wie eine holde Himmelsblüte, die der allzu rauhen Luft der Erde nicht gewachsen war. O, was hab' ich verloren! Alles, alles — ausgenommen die Götter und das Reich. Ihnen werd' ich meine Pflicht erfüllen bis ans Ende. Allein die Freude an dieser Erfüllung, die Freude am Leben, die Freude an

allem, — zumal an mir selbst — ist dahin! Ihr konnte, ihr mußte ich alles vertrauen: mit jeder Sorge, besonders aber mit jedem Triumph eilte ich zu ihr!

Es ist ja wahr (— du hast es schon dem Knaben vorgehalten —): ich bin eitel, Eitelkeit ist wohl mein schlimmster Fehler: — aber die Götter wissen es: — Helenas Lob oder doch ihr stiller Beifall war mir weitaus der liebste Lohn. Viel mehr als der laute Beifall des Heeres, die Lobesbriefe selbst des Maximus und des Libanius beglückte mich das holde Lächeln, der freudige Blick, womit mich bei der Rückkehr aus glücklichem Feldzug im stillen Gemach die Geliebte empfing. Ach, die Welt ward mir kalt und dunkel, seit sie starb! —

Kampflos, schmerzlos, klaglos erlosch sie: wie eine Ampel, den Göttern geweiht, der die Nahrung, das heilige Öl, ausging. Mein Name war der letzte Hauch aus ihren Lippen. Serapio fing ihn auf und brachte ihn zu mir.

Dieser Barbar! Wie zartsinnig, wie feinfühlig, wie tieffühlig, wie treu mitempfindend hat er mir die Kunde gebracht, die Ausbrüche meines wilden Schmerzes aufgenommen und allmählich leise, leise gemildert.

„Erinnre dich,“ sprach er ernst nach vielen Stunden, die er mich weinend verbringen ließ, „erinnre dich jetzt des schönen Glaubens, der sie und dich vereint. Kann ich ihn nicht teilen, muß ich ihn euch doch fast neiden. Sobald auch dich der Tod ereilt, werdet ihr, ihr nächstverwandten, liebevereinten Seelen, zusammen mit der Seele eures Heliodor, auf einem schöneren Stern ewig unscheidbar leben, nur immer zu höherer Seligkeit aufsteigend durch immer näheres Empordringen zu der Gegenwart des höchsten Gottes. Ihr seid Eins in eurem Gotte. Wahrlich: deine Helena hat ja auch von allen Wesen allein deinen ganzen Gottglauben und Götterglauben geteilt. Giebt es

innigere Wesensgemeinschaft? Sie — und du — ihr seid Eins geworden."

Kein Priester aller Religionen, kein Philosoph vermöchte mich mit so tiefem Trost zu trösten, wie dieser germanische Königssohn. Näher als je trat er meinem Herzen. Ich lieb' ihn wie einen Bruder.

„Bruder!" Ach, das sollte mir Constantius, ihr Bruder, sein! Aber wehe: ich fühle es, der Tod seiner Schwester hat scharf und schnell auch das letzte Band zwischen uns zerrissen. Aus Rücksicht auf sie hatte ich meinen Groll, meinen Haß, meine Verachtung gegen ihn gezügelt! — Dieser Zügel barst: ich werfe den zerrissenen fort. — —

Verfolgt mich doch der Glaubenswahnsinn dieses Mustergaliläers bis in mein Allerheiligstes hinein: bis in meine Liebe, meine Ehe, meinen verzweiflungsvollen Schmerz um die Verlorene, bis in meine Trauer- und Ehrenbezeigung für die Geliebte! Selbstverständlich würde ich, nach dem frommen schönen Brauch unserer Ahnen, den holden Leib den reinen Flammen übergeben und die heilige Asche, schön bekränzt, in schöner Urne an schöner, geweihter Stätte aufbewahrt haben. Allein sehr weise hielten mich Serapion und Jovian von solchem Vorhaben ab: auf das strengste, bei schwersten Strafen verbietet Constantius das Verbrennen der Leichen; der Zwangsglaube, der uns auferlegt ist, haftet an ein paar Worten der Bibel, die von „Erde" und „Staub" reden, aus welchen der Mensch gebildet sei, zu welchen er zurückkehren müsse. Wenn nun aber ein Mensch zufällig verbrennt, kann ihn dann der allmächtige Gott nicht auferwecken im Fleische? Und die Kirche selbst? Verbrennt sie nicht lebendige Menschen? Freilich, nur Ketzer! —

Immerhin: meine Absetzung und Besserung in einem Kloster (— die fürcht ich am meisten! —) wäre die sichere Folge, verletzte ich, der Cäsar, so offen des Imperators

Verbot an der Leiche seiner eignen Schwester. So bleibt mir nur übrig, der teueren Toten, deren Einbalsamierung Serapion, aller ägyptischen Weisheitskünste kundig, angeordnet hat, ohne Verbrennung die würdigste Ruhestätte zu bereiten.

Ich kehre nach Paris zurück: es zieht mich heiße Sehnsucht, schmerz-heiße, zu der Leiche meines Weibes — ach, all meines Glückes. Was ich nun noch erreiche im Leben, — den Ehrgeiz, den Stolz, die Eitelkeit mag es erfreuen, — das Herz bleibt traurig leer, nur von der Erinnerung erfüllt. Ich darf dieser Sehnsucht folgen und zurückkehren: die Truppen sind schon in die Winterlager entlassen. — Ach, wie reizvoll war das Lächeln, mit dem sie mich empfing, kehrte ich aus dem Feldzug sieggekrönt zu ihr zurück! Und jetzt! Erst auf dem Stern unserer Verklärung werd' ich dies Lächeln wieder sehn!

In Paris angelangt, eilte ich, sowie ich aus dem Sattel gesprungen war, in die Krypta der Basilika auf der Seine-Insel, wo der Priester die Teuere beigesetzt hat.

O Lysias, laß mich schweigen von dem Schmerz, der mich durchzuckte, wie ich den gewölbten Deckel von dem dunkelroten Porphyrsarge hob, wie ich, ach! nicht mehr ihr Antlitz, — das ganz veränderte der starren Leiche erschaute! Könnten die heißesten Thränen die Toten auferwecken, — sie wandelte wieder neben mir im Lichte des Helios. — Jede freie Stunde — ich habe deren nicht viele! — verwende ich, darauf zu sinnen, wie ich die geliebten Reste an einem Orte bergen kann und in einer Ausschmückung, die ihr und mir mehr entsprechen. Jetzt muß ich jedesmal mit Lüge und Heuchelei durch mir tief verhaßte Umgebungen schreiten, zu meinem Heiligtum zu gelangen: der Ostiarius,

der Exorcista, die Subdiakone, die Diakone, der Priester, empfangen mich auf der Freitreppe der Basilika und führen mich, teils mir schmeichelnd, teils mich belauernd und dazwischen durch Gebete näselnd oder Lieder ableiernd, durch die Thüre in das Schiff, das von dem süßlichen, mir so tief verhaßten Weihrauchqualm immerdar erfüllt ist. Dann muß ich im Vorüberschreiten vor dem Hauptaltar Halt machen, niederknieen und ein paar Knochen des Martyrs Stephanus, dann ein paar Schritte weiter einer Haarlocke der heiligen Anna meine heuchlerische Verehrung zollen, bevor sie mich durch das schmale Treppenpförtlein auf die Stufen schreiten lassen, die zu meiner Heiligen hinunter führen in das dumpfe, schaurige Gewölbe. So muß ich mir jedesmal den Zutritt zu ihr erkaufen durch den Eingangszoll der häßlichsten Heuchelei. Ich ertrag' es nicht länger!

Serapio fand Rat. Dieser feinherzige Barbar merkte, wie ich unter jenen Lügen, unter den abscheulichen Eindrücken litt. Eines Mittags, — mild schien die Herbstsonne aus dem wolkenlosen Himmel, — wollte er mich zu einem Spazierritt abholen.

Erstaunt wies ich auf den Berg von Briefen, von Eingaben jeder Art auf den Tischen um mich her: „es ist noch nicht Zeit, zu feiern," sprach ich.

„Komm nur mit," flüsterte er, näher tretend aus der Reihe von Schreibern, denen ich diktierte, während ich selbst die geheimeren Dinge schrieb. „Es wird dich nicht gereuen. Es gilt ihr, — ihrer Ruhestätte. Dort kann sie nicht bleiben." Ich sprang auf, folgte ihm in den Hof des Palastes, wo er bereits Argos, meinen Silberschimmel, hatte aufzäumen lassen, und ritt alsbald, seiner Führung folgend, auf dem linken, dem südlichen Ufer flußabwärts

aus der Stadt und der Vorstadt, wo nur wenige Lehmhütten der ärmsten Bevölkerung stehen.

Bald hatten uns die raschen Rosse weit weg von allen Menschen und deren Spuren getragen in den stillen Frieden eines dichten Buchenwaldes, der das ganze Ufer des Stromes bedeckt: prächtig leuchteten die vom Reif braunrot gefärbten Blätter in dem hellen Mittags-Sonnenlicht. Es war hier so still, so friedlich, so feierlich.

Nachdem wir geraume Zeit in den Wald hineingeritten auf einer wenig befahrenen Bauernstraße, sprang Serapio vom Pferd und führte es am Zaum in einen engen, stark verwachsenen Seitenfußpfad, den ich nicht wahrgenommen hatte; er bat mich, zu folgen. Nach tausend Schritten etwa endete plötzlich der schmale Pfad in eine kreisförmige Wiesenfläche, von der offenbar ehedem die Bäume waren entfernt worden: nun hatten sich auf dem vernachlässigten Raum wieder ein paar junge dünne Wildlingstämme erhoben.

Den Mittelpunkt der Rundung bildete ein kleiner Tempelbau, ein ländliches Fanum, wie sie in Gallien gar häufig den aus gallischen und römischen Gottheiten gemischten, und so neu benannten Göttern und Göttinnen errichtet sind. Dies hier ward durch die außen an dem Gemäuer angebrachten vorspringenden Bilder — den Jünglingskopf in dem Strahlenkranz und den von vier Rossen nach oben getragenen Wagen — als ein Heiligtum des Helios, das heißt des römisch gallischen Apollo Grannus bezeugt.

Es schien ganz verlassen und verödet, das kleine Weihtum: mancher Ziegel war abgebröckelt von den Seitenwänden und lag im hochwuchernden Grase. Gar einsam war es und still: — wie es die Waldnymphen lieben.

Der Freund aber band unsere Pferde an den nächsten Bäumen fest, trat dann vor die verschlossene Thür und

schlug in die Hände, einmal, zweimal. Da ward von innen ein Schlüssel in das verrostete Schloß gesteckt, es knarrten die Angeln der Pforte, sie ward nach außen aufgestoßen: und vor uns stand ein Greis in zerschlissenem, abgetragenem, weißem Wollkleid, dessen hin und wieder noch erhaltene verblichene Goldfäden das ehemalige Priestergewand andeuteten. Groß war mein Staunen, als der Alte sprach: „Willkommen, du Sohn und Liebling des Helios! Lang harr' ich deiner hier." — „Wer bist du?" — „Ein Priester des Helios. Und der Gatte jenes Weibes, das sie als wahnsinnig zu Vienne einsperrten, weil sie ein alt Orakel aussprach: daß nämlich ein zweiter Julius Cäsar, eine Wiederkehr des ersten, aber genannt „Cäsar Julian", Gallien zum zweitenmal erobern und dann die Götter herstellen werde. Das Orakel ist altvererbt in meinem Geschlecht: von mir erfuhr es die Arme, die sie, nachdem sie dich begrüßt hatte, als von höllischen Dämonen besessen, so lange durch Exorcismen heilten, bis sie tot umfiel."

Ich seufzte tief, fuhr mit der Hand über die Augen; die blieben trocken: ach, ich kann nicht mehr weinen; das thut am meisten weh. Ich drückte seine Rechte. „Armer," sprach ich, „aber wie — wie kommst du hierher? Wie lebst du hier?" — „Ich war ehedem Priester in diesem Heiligtum, das die ganze Gegend fromm verehrte; ich hatte noch sechs Genossen. Als die Tempel geschlossen wurden, da — da haben drei von ihnen die Weihe von Christus-Priestern genommen. Sie lesen jetzt die Messe zu Paris. — Ein vierter, der es auch gethan hatte, ward vor Reue wahnsinnig und sprang in den Strom da drüben. Zwei jüngere — ach! einer war mein Sohn, der andere mein Neffe — setzten sich zur Wehre, als die Boten des Bischofs und des Präfekten mich an meinem Barte von dem Altare zerrten, den ich mit beiden Armen umfangen hielt und

nicht lassen wollte. Der Centurio, ein maurischer Söldling, erschlug sie beide und warf mich aus dem Tempel. Mein armes Weib, das dabei den Imperator schmähte, ward von mir getrennt und nach Vienne geschleppt. Aber die Bauern der Nachbarschaft hangen noch heimlich an dem alten, seit der Ahnen Zeiten ihnen teuern Ort. Sie nahmen mich auf in ihre Lehmhütten und einer nach dem andern verpflegt mich. Dafür erschließe ich ihnen manchmal heimlich das Heiligtum und bete mit ihnen zu Apollo Grannus. — Tritt ein: — sieh, es ist noch immer schön, trotz der Verwüstung durch den Mauren." —

Ich trat ein, klopfenden Herzens: der Alte rührte mich tief. „Aber," sprach ich, „wenn sie dich ergreifen? — der Bischof, die Beamten?" — „Sie sollen zwar nicht hinrichten um des Götterdienstes willen: — aber sie würden mich mißhandeln, bis ich sterbe. So gehe ich nur um etwas früher zu Helios empor." Wir standen nun in dem kleinen achteckigen Raum. Er war ganz leer: ausgeplündert, die Weihgeschenke geraubt, die goldnen und silbernen Ringe, die um die Säulen gereiht gewesen, sichtbar mit Axthieben abgesprengt, den vorspringenden Götterbildern an den Wänden Nasen, Arme, Köpfe abgehackt. Ich bebte vor Zorn!

„Das ist ja unschön," sprach Serapio, „unfriedlich. „Aber man kann es leicht herstellen. Und seit ich zuerst vor ein paar Tagen auf einem einsamen gedankenvollen Waldritt diese Stätte entdeckt, stand mir der Gedanke fest: hier, in diesem Frieden seiner Götter, an die er sie — die Schwester des Constantius! — zu glauben gelehrt hat, — ein großes Wunder wahrlich der Liebe! — hier muß sie ruhen, nicht in jener dunkeln, dumpfen Krypta. Aber vollends ergriff mich der Gedanke, als ich dies entdeckte."

Mit diesen Worten ergriff er eine in die Wand ein-

gelassene Eisenstange und stieß sie nach oben: sofort schlug das gewölbte eherne Dach des kleinen Weihturms zur Seite und der ganze Innenraum ward erfüllt, durchleuchtet von dem strahlendsten Sonnenlicht.

Entzückt, begeistert schaute ich nach oben: „Strahl des Helios, schönstes Licht!“ rief ich, des großen Sophokles gedenk. „Ja, Freund meiner Seele, hier soll sie ruhen. Nicht in der Nacht des Galiläergrabes. Hier soll ihr Sarkophag stehen, umflutet, geküßt von unserem Helios! Serapio, mein Bruder, ich danke dir. Wie kannst du so völlig mich, meine Wünsche so ganz verstehen: — mehr als alle andern?“ — „Vielleicht, weil ich dich liebe, — o du thörichter Schwärmer Julianus — mehr als alle andern. Lieben aber heißt: verstehen: verstehen nicht mit dem Verstand: mit der Seele.“

Nach dem Palatium zurückgekehrt, erklärte ich den Priestern der Basilika, die Leiche könne wegen der Feuchtigkeit in der Krypta nicht bleiben. Ich habe jenes Waldheiligtum entdeckt, es zu einem christlichen Oratorium bestimmt (— Helios verzeihe mir diese Notlüge! —), befehle aber schon jetzt, vor der Weihung desselben, die Übertragung des Sarkophags. —

Wie leuchtete der Porphyrsarg der Toten, als ob er das unauslöschliche Leben in seinem Innern bezeugen wolle, wie ihn dort der volle Sonnenguß von oben traf!

Aber noch eine große, mein ganzes Herz erfüllende Freude habe ich mir — die letzte Ehre der Geliebten — angethan. Sie verschmähte jeden Schmuck: die Gattin des Cäsars trug nicht Gold noch Silber noch Perlen noch Edelstein. Sie war so stolz-bescheiden, so vornehm-schlicht.

Aber nach dem Sieg bei Straßburg erbeuteten wir in dem verlassenen Lager der Alamannen ein seltsam Geschmeide: eine siebenfache Hals- und Brustkette von jenem Stein, den wir „Elektron“ nennen, die Germanen aber „Brennstein“, „Bernstein“, „Meergold“. Das gefiel ihr: „weil,“ sagte sie, „mein Gatte, der Germanenbesieger, diesen echt germanischen Schmuck als Siegeszeichen heimgebracht hat.“

Und sie legte die siebenreihige Kette von tief dunkelgoldnem Meergold gern um den weißschimmernden Nacken. Es ist eine gar eigenartige Zusammenstellung: Serapio sagt, sehr selten auch bei ihnen seien so große, gleichmäßig runde Stücke, in der Mitte die größten, nach beiden Seiten der Kettenschnur sich verjüngend. Ich hatte mir vorgenommen, da sie Freude nur an diesem Schmuckstein hatte, ihr ein gleich schönes Diadem für ihre weiße Stirn zu verschaffen. Nach vieler Mühe war mir's gelungen: teils aus erbeutetem, teils aus erkauftem Schmuck hatte ich während meines letzten Feldzugs eine solche Zahl schöner Kugelstücke des „Meergoldes“ zusammengebracht, daß ein geschickter römischer Kunstschmied zu Mainz ein herrliches Diadem von fünf Reihen daraus fertigen konnte.

Ach, nicht mehr auf der Lebenden Stirn kann ich es drücken! Aber wunderbar war die Lichtwirkung, die blendende, als ich, nach der Übertragung der Toten in jenes Weihtum, ihr, unter bittern Thränen, die siebenreihige Kette um den Hals schlang und das fünfreihige Diadem drückte auf das dunkelbraune Haar und auf die Binde von weißer Seide, mit Perlen gestickt: wie nun durch das aufgestoßene Dach der warme Kuß des Helios auf sie fiel: — da leuchtete und funkelte alles an ihr, als wollte sie sagen: „im Licht verklärt sehen wir uns wieder.“

Jede Stunde, die ich dem Reich abbrechen darf, verbring ich hier: — in diesem meinem höchsten Heiligtum auf Erden.

XXXVII.

O weh um das Reich der Römer! O weh um mich! O wär ich nie geboren! Nie Cäsar dieses Reiches geworden! Das Verderben bricht herein! Über das Reich, über Gallien vor allem, — mein Gallien! — wenn ich gehorche. Und über mich jedenfalls, ob ich gehorche, wie ich soll, muß, aber nicht kann, oder widerstrebe, wie ich nicht soll, nicht darf, und aber ach! auch nicht kann. Völlige Verzweiflung! Kein Ausweg! Untergang Galliens, des ganzen Abendlands, und — nebenher — auch Untergang des Cäsars Julian! Oh um einen alamannischen Speer in der Brust!

Das ist die Sprache eines Wahnsinnigen, denkst du, o Lysias? Mag sein! In dem fürchterlichsten Widerstreit der Pflichten tritt Verschuldung ein: — unmeidbare Verschuldung. Wohl dem, den vorher Wahnsinn umnachtet: — nicht, wie Orestes, nachdem er die schicksalnotwendige Unthat begangen hat.

Was geschehen ist? Constantius verlangt mein ganzes Heer! — oder doch alles, was mein Heer zu einem Heere macht — aus Gallien hinweg nach Asien gegen die Perser! Es ist wahr! unsere Grenze, nein, unsere Ehre vor allem fordert dort eine Verstärkung unserer Macht, nachdem Constantius und seine Feldherrn in jenen Landschaften abermals die demütigendsten Niederlagen erlitten haben. Aber das Reich ist weit: zahlreich sind seine

Provinzen, in denen ganz unbeschäftigte Heere stehen. Leicht könnte man in Europa aus Italien, aus Spanien, aus Illyricum, aus Rätien, aus Dalmatien, aus Istrien, aus Griechenland, dann aus ganz Afrika, wo tiefer Friede herrscht, aus Vorder- und Mittelasien, die viel näher der Persergrenze stehenden Heere dorthin ziehen: — aber nein, aus Gallien, dem kaum wieder gewonnenen, vom Rhein, dem stets noch stark gefährdeten, hinweg, soll mein Heer gerissen werden.

Constantius verlangt die Knochen und die Muskeln aus dem Leibe meiner Scharen: alle die, ausgedient, nach erneutem Vertrage dienen, ferner alle germanischen Söldner, also die Heruler, die Sachsen und Friesen, die Markomannen und Quaden, sodann alle gallischen Truppen: also zum Beispiel die Petulantes und die Braccati; dann die Schildener, ferner die Cornuti, und außerdem noch aus jeder Legion die dreihundert besten Leute, die sein Gesandter sich aussuchen wird! Das heißt der Zahl nach drei Fünftel, dem Werte nach die Kernkraft meiner Macht! Geschieht dies, so bin ich durchaus unfähig, Gallien zu behaupten: ich muß den Rhein, die Loire, den Rhone, die Garonne aufgeben und, ohne Hoffnung, versuchen, an den Alpenpässen, die nach Italien führen, die Germanen von Mailand, von Ravenna, von Rom abzuhalten. Gallien — mein Gallien! — ist der Rache der nun sofort wieder sieghaften Besiegten preisgegeben. Ich falle, Schwert in Hand, irgendwo zwischen Rhone und Turin.

Helios der Allsehende ist mein Zeuge: nicht das bewegt mich! Ob ich in Gallien im Siege, ob in Italien auf der Flucht, in der Niederlage, nach Verlust all' meines jungen Ruhmes ende, — es ist mir (— ich will nicht sagen: gleichgültig; denn das wäre gelogen: aber es ist mir —) wahrlich! nicht die Hauptsache, es ist nicht der Grund der

Verzweiflung, die mich ergriffen hat. Rom, Rom, das Reich, Gallien: — das ist's!

Und nun das Furchtbarste: ich kann ihm ja gar nicht gehorchen, dem Befehl des Unheils, wie ich soll und muß, wie Pflicht und Ehre und Eid von mir verlangen! Denn — wehe, wehe! — Constantius bricht ja selbst seinen, ja meinen Eid bricht er durch diesen Befehl.

Feierlich hat er gerade diesen germanischen und keltischen und den Veteranenscharen versprochen (— und ich Unseliger mußte es beschwören! —), daß sie nie wider ihren Willen aus Gallien sollten geführt werden. Ich weiß aber gewiß und genau: nicht tausend, nein, nicht hundert gehen freiwillig. Und nun soll ich sie zwingen? Ich, mit nicht dreitausend gegen vierzehntausend? Und ich, gegen jenen Eid, den Helios, hell vom Himmel scheinend, bezeugt hat?

O Lysias, Lehrer meiner Knabenzeit! O Maximus und Aedesius und Libanius, ihr Lehrer meiner Reifung! Hier versagt alles, alles. Glaube und Wissenschaft und göttliche Geheimnisse und menschliche Forschung! In dem unlösbaren Widerstreit von Pflichten verbleibt dem Römer nur das Einzige: der Stoß des Römerschwerts ins Römerherz.

Auch der Freunde Rat würde nicht frommen, könnte ich ihn einholen: aber Jovian habe ich lange vorher nach Marseille entsandt, Mutter und Schwester zu mir zu geleiten, Serapion in die Heimat: ich bin ganz allein mit meiner Aufgabe, mit meinem verderbenschwangern Ehrenbruch vor den Truppen: aber auch die Freunde könnten doch nur raten: „Thue deine Pflicht und stirb darüber!"

Leb' wohl, Lysias! Habe nochmals Dank für deine Erlösung von dem Erlöser. Das sind die letzten Worte, die ich schreibe. Des Imperators Wille ist unwiderruflich: — er will mich vernichten, er will der Welt, der Welt-

geschichte zeigen, daß meine Berühmung, Gallien wiedergewonnen zu haben, eitel Lüge war: ich soll hier, aller Mittel des Widerstandes beraubt, zu Grunde gehen vor den Barbaren, elend, schimpflich besiegt; seine Eifersucht auf meinen Feldherrnlorbeer ist der Grund dieses Befehls: so deutete auch Philippus an in einem Papyrusstreiflein, das ein Bote, in seinem Haare verborgen, mir überbrachte: es besagt: „Gaudentius und Marcellus, Florentius und Barbatio, die schärfsten Betreiber dieser Beschlüsse, waren deine Ankläger, deine Neider waren die Zeugen, und dein höchster Neider war dein Richter; der Büttel, der dir die Verurteilung überbringt, ist ein Vetter des Eusebius, des Eunuchen, der wieder uns alle, die am Hof leben, — ohne Ausnahme! — beherrscht.“

Schon, hör' ich, sind unbestimmte Gerüchte von der befohlenen Fortschleppung nach Asien unter die Truppen gelangt. Kann ich's doch auch nicht mehr lange verschweigen! So sterbe ich, so verderbe ich unausweichbar. Ich muß dem Imperator gehorchen: — das verlangen Ehre, Pflicht, der Eid, die Augen der Mutter! Aber ehe mich die eignen Krieger um meinen Eidbruch gegen sie ermorden oder die sieghaft verfolgenden Alamannen auf der Flucht erschlagen, — eher fall ich in jenem stillen Heiligtum im Buchenwald — unter des Helios Strahl — ins eigne Schwert an ihrem Sarge!

Ein Geheimnis — noch! — ist der Befehl des Imperators vor dem Heere. — Ein Notarius und Tribunus brachte mir die versiegelte Urkunde: — wehe, wehe, wann es kein Geheimnis mehr ist. Ich zittere vor der Stunde: nicht um meines Lebens willen, das sicher verloren ist, wenn ich, wie ich muß, Gehorsam verlange: nein, um der

Schmach willen, daß abermals ein römisch Heer ohne Zweifel in offne Meuterei ausbrechen wird. Ich beschwor daher den Notarius, wenigstens von den Mannschaften abzustehen, denen der Augustus (— und in seinem Namen ich — Unseliger! —) noch vor wenigen Monaten feierlich und eidlich zugesichert, sie nicht aus Gallien hinweg zu zwingen.

Da ich merkte, daß Eid und Ehre nicht schwer wogen bei dem Vetter des Eusebius (— er zuckte nur die Achseln! —), schärfte ich ein, nie wieder würden sich jene unsrem Heere ganz unentbehrlichen Veteranen und Barbaren anwerben lassen, sähen sie sich solchem Wortbruch ausgesetzt: es sei also das Wort halten diesmal („ausnahmsweise", konnte ich mich nicht enthalten, beizufügen) — sogar für den Imperator und seine Räte auch das einzig Vorteilhafte. Aber da kam ich schön an! „Der Imperator steht wie über dem Gesetz so über Wort und Eid," sprach der Höfling stolz. „Sein Wille ist höchstes Gesetz. Ich werde mir demnächst die Leute aussuchen. Denn bei Frühlingsanfang schon sollen sie in Italien eingeschifft werden nach Asien, gegen die Perser und Parther zu ziehen."

Es bleibt mir nichts übrig, als zu gehorchen, das Verderben mit sehenden Augen selbst zum raschen Heranzug gegen mich zu befehligen! Denn nichts andres unterschrieb ich, als ich die Befehle unterschrieb an alle mir abverlangten Truppenteile, aus ihren Winterlagern sofort aufzubrechen und gen Süden — auf die cottischen und Seealpen — zu ziehen. Der Zweck, das Ziel des erstaunsamen Marsches (— weit von den Germanen hinweg, auf Italien zu! —) wird nicht lange verborgen bleiben.

Richtig! Schon ist es hier in Paris unvertuschbar geworden. Schon ist es durchgesickert! Nun ballen sich die Wolken rasch zusammen. Schreite ich durch die Zeltgassen beider Lager auf den beiden Ufern, begrüßen mich nicht mehr wie sonst fröhliche, auch wohl derb fröhliche, neckende Zurufe: eisiges Schweigen waltet bei den Germanen! Aus den keltischen Zelten aber tönt mir wohl ein: „Wort halten“ oder Schlimmeres nach in der Dunkelheit.

XXXVIII.

Es bricht! Es kommt! Selbstverständlich zuerst bei den Kelten, den Galliern. Die sind am raschesten mit der Zunge, dem Wort, dem Witz, dem Aufbrausen.

Der alte Voconius brachte mir (— mit tief ernster Miene —) bereits in aller Frühe (— ach, ich schlafe jetzt kaum noch eine Stunde! —) einen abgerissenen Papyrusfetzen: ein Stück einer Schmähschrift: lateinisch, aber mit zahllosen Gallicismen. Vor dem Fahnengestell der gallischen Petulantes hat man bei Tagesanbruch die Hetzschrift gefunden: — in vielen Blättern sei sie auch sonst im nördlichen Lager verstreut worden. Darauf stand geschrieben: ... „So werden wir also — gegen den Vertrag! — wie Missethäter und Sträflinge an die äußersten Winkel der Erde im unbekannten Morgenland verschleppt. Unsere Weiber und Kinder aber hier im schönen, lieben, gallischen Heimatland müssen dann wieder den Alamannen Frondienste thun, aus deren Herrschaft wir sie in mörderischen Schlachten mit unsrem Blut befreit haben.“

Was sollte ich thun? Ableugnen, was ich demnächst

selbst verkünden, erzwingen muß? Da fiel mir ein, wie leicht diese Gallier durch eine Höflichkeit, durch eine Artigkeit in der Form, durch eine freundliche Zuvorkommenheit im Verkehr zu gewinnen sind: es ist ja ein wenig kindisch, aber liebenswürdig an dem leichtlebigen Völkchen, das mir viel näher steht als jene bärenhaften Germanen, auf die ich entweder mit Geringwertung sehe oder (zumal, wann ich mit Serapio gestritten) auch wohl mit einem leisen Grauen — wie vor der unergründlichen Meerflut.

Also mir kam der Einfall, ihrer Eitelkeit („durch ihre Hauptschwäche beherrscht man die Menschen", lehrtest du im unheiligen „Heiligtum") zu schmeicheln und ich ließ (— noch nicht öffentlich, denn ich schiebe den Losbruch hinaus —) unter der Hand verbreiten: sollten Verheiratete aufgeboten werden, so würden sie ihre Frauen und Kinder mitnehmen dürfen und zwar in den wunderfeinen, großen, zwölfsitzigen Gesellschaftswagen des Staates (— bespannt mit fünf Pferden! —), deren Polster zu diesem Zweck frisch überzogen, deren Wände und Dächer neu mit rot und gelb würden übermalt werden. Und wirklich! Es half ein wenig! Zumal die Bürger von Paris und deren Frauen bewiesen ihren gallischen Volksgenossen in eifrigem Geschwätz am Brunnen, darin liege eine auszeichnende Höflichkeit und sie würden — so — selbst ganz gern mitfahren! — Aber wohl nicht bis an den Tigris!

Jedoch das Wichtigste ist: auf welchen Straßen denn sollen die mir abverlangten Truppen, die nördlich und östlich von Paris lagern (— selbstverständlich sind das wegen der Germanengefahr die meisten: entlang dem Rhein —), auf welchen Straßen sollen sie nach dem Südwesten ziehen? Wohlweislich enthalte ich mich gegenüber

einer Maßregel, die ich durchaus verwerfe, nach Kräften jeder Einmischung in die Ausführung. Aber erstaunt war ich doch eine Weile, als der Tribunus und Notarius entschied: „Alle diese Scharen — über neuntausend — sollen über Paris geleitet werden."

Warum? Bei einzelnen ist es ja allerdings der nächste Weg: so für die aus Arras, aus Tournay. Aber für die allermeisten ist es ein Umweg nach Westen, ein überflüssiger. Warum also?

Es ist niederträchtig! Warum? Nur um mich zu verderben! Oribasius, mein griechischer Arzt, ward in das Haus des Archidiakons berufen, dessen Schwester schwer erkrankt ist: — sie wohnen auf unserer Insel an dem schmalen Steg, der auf das Norduser des Flusses führt.

Der Priester ist nicht mein Gönner: er wittert Heidentum an mir. Die Übertragung Helénas nach jenem Weihtum war ihm nicht genehm. Während nun der Arzt an dem Bette der Kranken wachte, führten in dem Vorgemach, nur durch den Vorhang getrennt, der Priester und — der Notarius eine Unterredung, auf Griechisch und leise: aber trotzdem verstand sie der Treue. Nachdem der Diakon über meine Frömmigkeit wenig günstig ausgesagt, fragte er besorgt, ängstlich, warum man Paris — mein Lager — zum Sammelort all jener Truppen ausgesucht habe? „Wenn sie nun meutern," meinte er furchtsam, „die Basilika verbrennen, den Cäsar erschlagen?" Da erwiderte der Notarius: ebendeswegen. Die Basilika baut der Imperator prächtiger wieder auf: — seinen Vetter Julianus aber weckt er sicher nicht wieder auf, auch wenn er es könnte. Fallen soll er, dieser gallische Cäsar. Schimpflich fallen, ermordet von demselben Heer, dessen Abgott

zu sein seine Eitelkeit prahlte. Gewiß bricht hier der Aufstand aus, wenn neuntausend aufs höchste erbitterte Soldaten sich ihrer Macht bewußt werden. Uns trifft es nicht, heiliger Bruder: du hast ihnen nichts geschworen, und ich? Ei, ich verschwinde rechtzeitig nach Italien!"

Also deshalb! Eine mir gegrabene Grube! Unter Thränen berichtete es mir der Gute. Er beschwor mich, zu fliehen. Wohin? Vor mir selbst? Ich habe befohlen, daß alle von Norden und Osten heranziehenden Truppen in Zelten — im Anschluß an mein Lager auf dem rechten Flußufer — untergebracht werden sollen Sind die letzten eingetroffen, dann werde ich, mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel meines Geistes, sie dahin bringen, dem Gebot des Augustus zu gehorchen. Wo nicht, so sterb' ich auf dem Fleck. Ihre Wut wird mir alsdann den Stoß des eignen Schwerts ersparen. Morgen früh — es sind die Iden des Dezembers! — treffen die letzten Scharen ein. Die Sonne versinkt in winterlich Gewölk: ich sehe ihr Scheiden wohl zum letztenmal: Leb wohl, Helios, leb wohl, Lysias!"

XXXIX.

Julian hatte teils richtig, teils unrichtig geahnt.

Grau und trüb brach der Dezembermorgen an. Am Abend vorher und noch in der Nacht waren auf allen Legionenstraßen von Westen, von Ost und von Norden her die plötzlich aus ihren Winterlagern, auch die ausgedienten aus ihren Häusern, von ihren Familien hinweg aufgescheuchten Truppen auf dem Norduser der Seine eingetroffen, und in rasch errichteten Holzbaracken — die Zelte reichten

bei weitem nicht aus — oder gar nur unter dem freien Himmel der Winternacht auf der hartgefrornen Erde untergebracht worden.

Vielfach war der völlig unerwartete Marschbefehl auf Ungehorsam gestoßen. Wohin — in dieser Jahreszeit — wollte man sie führen? Gegen die Barbaren? Aber diese drohten doch höchstens vom Rheine her. Und nun nach Paris? War dort der Cäsar bedroht? Dem wollten sie ja gern zu Hilfe eilen! Jedoch das konnten seine Boten nicht geltend machen. Die unablässige Anspornung zur Eile durch die Anführer erbitterte die murrenden Leute noch schärfer: „mit fliegender Geißel," schalten sie, „wie Tiere, die man zur Schlachtbank treibt, jagt man uns vorwärts: wohin? Wozu?"

Und nicht nur die Krieger, nein, überall in ganz Gallien, soweit früher die Herrschaft oder die Streifzüge der Barbaren sich erstreckt hatten, wehklagten die Einwohner, die Bauern, die Colonen, die Bürger in den Städten, die sich der wiedergewonnenen Sicherheit erfreut hatten, auf das bitterste: nun sähen sie Leben, Freiheit, Habe wieder den rachefrohen Barbaren schutzlos preisgegeben.

Bei Paris angelangt, erfuhren nun die einzelnen Scharen, sowie sie eintrafen, die Wahrheit, die hier nicht mehr verborgen werden konnte.

Und jeder Haufe ward sofort angesteckt, ergriffen von der gärenden Erregung. Die Mitteilung ergrimmte die, welche sie hastig den Waffenbrüdern zuflüsterten, ja schon zuschrieen, mit erneutem Zorn und riß die Neulinge mit fort. Ja, manche Reiter warfen sich aufs Roß und jagten auf den finstern Straßen zurück, den Heranziehenden schon unterwegs die empörende Nachricht entgegenzutragen. Die Leute, obwohl übermüdet durch die Eilmärsche, fanden in dieser Nacht keinen Schlaf: der Lärm, die Erregung stieg

von Stunde zu Stunde. Laut erklärten gar viele, sie würden nicht gehorchen. Ergraute Krieger warfen zornig die Waffen auf die Erde. Verwünschungen gegen den Imperator, Drohrufe auch gegen den Cäsar wurden laut.

Sobald es hell geworden, sprengte Julian, umgeben von einer kleinen Zahl seiner Leibwächter, aus dem Palatium (dem heutigen Palais des Thermes) die Legionenstraße (die heutige Rue Saint Jacques) hinan in die nördliche Vorstadt und das vor ihr liegende, vom Wald entblößte weite Blachfeld, wo die Pariser Ackerbürger ihr Korn bauten und wo nun die Truppen lagerten.

Bei seinem Erscheinen ward er mit Freude, mit Hoffnung, mit Zuversicht begrüßt: die zornigen Rufe verstummten: einer der abgesessenen Panzerreiter sprang vom kalten Strohlager auf, lief auf ihn zu und, ihm treuherzig die Hand hinhaltend, rief er mit lauter Stimme: „nun seid getrost, ihr Waffenbrüder! Da ist er, der Cäsar Julian! Gedenkt ihr noch, wie er uns gerettet hat dort bei Straßburg, da Darandanes gefallen war und wir dachten, alles ist verloren? Getrost, er wird uns auch aus dieser Gefahr erretten."

Gerührt schüttelte ihm Julian die Rechte, aber doch nur gepreßt, verlegen, im Bewußtsein der Unfähigkeit, ihre Wünsche zu erfüllen, antwortete er: „Wackerer Maurus! du . . ." „Er kennt mich noch!" rief der Mann erfreut.

„Gewiß! Du warst ja in der Reihe der Fliehenden der erste, der auf meine Mahnung die Fassung und sich selber wiederfand und Kehrt machte gegen den Feind. Du wirst auch heute wieder vor andern das Rechte finden. — Und siehe da, du Garizo, langer Markomanne, mit der goldtreuen Seele, du Centurio der Cornuti, was macht der Fuß? Ein schwerer Wagen ging dir drüber — nach dem Sieg! Und du, Hippokrenikos, heißblütiger Fahnen-

träger damals der Primani? Und du Sigiboto, blonder Friese, und du, zorngemuter Ekkard, narbenreicher Sohn des Gaugrafen der Quaden: — da ist ja „das Kleeblatt" vollständig! Nun willkommen alle vier! Wo so wackre Krieger beisammen sind, muß auch das Wackre geschehen." —

Und er ritt weiter. Aber das war den Unzufriednen doch all' zu wenig: von ihm hatten sie Abhilfe bestimmt erwartet: sollte sie ausbleiben? Die freudigen Zurufe verstummten: — in den hinteren Reihen begann das Murren aufs neue.

Jedoch nun schlug die Stimmung rasch wieder um, — liebten sie ihn doch und hatten sie doch auf ihn alle Hoffnung gesetzt! — als er allen Befehlshabern und Anführern gebot, auf das große Viereck in Mitte des Lagers, das Prätorium, vorzutreten und als er sie hier alle — mehr als tausend Köpfe! — als seine Gäste zu der Hauptmahlzeit — um die sechste Stunde nach Mittag — in das Palatium einlud, indem er beifügte, dort solle jeder freimütig ihm eine Bitte vortragen: er werde sie gern erfüllen, wenn er könne. Brausender Beifall der Geladenen dankte ihm: aber alsbald auch der Mannschaften, sowie diese seine Worte erfuhren: sie deuteten das zuversichtlich nach ihren Wünschen und unter feurigen Nachrufen sprengte er zurück in die Stadt.

Freudige Zustimmung, ja begeisterter Jubel kehrte nun in dem Lager ein, in das der Cäsar zahlreiche Fuhren von Wein, Brot und Fleisch als sein „Gastgeschenk" sandte.

Hoch ging's nun her um die Fässer: aus ihren Sturmhauben tranken die Germanen wieder den süffigen Wein, die kleineren Kelten und Römer mit den Ellbogen, auch wohl mit Faustschlag und Speerschaft zurückdrängend und unermüdlich schreiend: „Heil, hoher Held! Jubelt und jauchzet Julian!" — „Oho," schalt da erbittert ein

gallischer Bogenschütz aus Nantes, „ihr groben Germanen! Nun, Garizo, hast du noch immer nicht genug? Aber freilich, in deinen sieben Fuß langen Leib geht Unendliches hinein, bis er voll ist.“ Die andern Gallier lachten: — sie lachten gar gern über jeden Witz, ob gut, ob schlecht. Langsam, gemächlich — es eilte ihm selten! — wandte sich der Lange zu dem Spötter und sprach, tief zu ihm hinunter, bedächtig: „Kleiner, sei still. Sonst trag ich dich auf diesem Arm ins Bettchen. Übrigens — da — trink!“ — „Mag nichts von dir geschenkt. Und euer Cäsar? Traut ihm nur nicht zu viel! Ich glaub's nicht, daß er uns hilft. Was meinst du, Bojorix?“ — „Ich glaub's auch nicht,“ rief sein Clangenoß. „Obwohl er uns geeidet hat. Aber bricht er den Eid, ... Vetter Mandubrates, beim großen Teutates! — mit diesem Speer erstech' ich ihn.“ — „So nahe kommst du ihm gar nicht hinter seinen Leibwächtern! Doch mein Pfeil! — Ich treff' die Fledermaus im Schwirreflug. Sollen wir verderben — gegen seinen Schwur! — fern vom lieben Heimatgau — fern von den heiligen Misteln auf den Eichen: — bei Hesus und Epona! Er soll nicht leben!“

XL.

Alle Räume des Palatiums, auch die recht ansehnlichen (heute noch erhaltnen) der Kalt- und Warmbäder waren in Anspruch genommen für Julians zahlreiche Gäste, die zum Teil nach antiker Sitte lagen, zum Teil nach barbarischer saßen an den Speisetischen.

Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit machte der Cäsar

den Wirt. Sie kam ihm vom Herzen er wollte alles aufwenden, die erregten Gemüter zu besänftigen, sie seine Versprechungen vergessen oder deren Verletzung verzeihen zu machen, sie im Gehorsam gegen den Willen des Imperators zu erhalten. Es war ihm Bedürfnis der Seele, sie zu gewinnen.

Und er hatte die Gabe, zu gewinnen durch Worte, durch liebenswürdige, witzige Einfälle, durch freundliches Lächeln des fein geschnittnen Mundes. — Und er wußte, daß er diese Gabe besaß. Und es freute ihn, sie zu verwerten: — heute wie noch nie. Galt es doch, nicht weniger als alles zu retten.

Er lag zu Tische mit den obersten Anführern in dem geschmackvoll geschmückten geräumigen Speisesaal. Der Vater des großen Constantin hatte noch in den Reliefs der Wände aus schönem, gelbem, numidischem Marmor Göttergestalten geduldet: so sahen denn Bacchus, Demeter, Pomona, Abundantia, weinfrohe Satyrn und nicht allzu spröde Nymphen hernieder auf die Gäste, welche an Wodan, an Teutates, an Jupiter, an Zeus, an Osiris, jedoch größtenteils an Christus glaubten.

Julians Rede stockte nie; er scherzte, er witzelte — manchmal ein wenig gesucht: so daß es die ungelehrten Feldhauptleute nicht verstanden; aber sie ließen's sich nicht merken und lachten laut, trank er ihnen so freundlich zu.

Doch er sprang auch gar oft auf, nahm selbst einem Sklaven die Silberschüssel mit dem Bratfleisch aus der Hand und schob einem bevorzugten Gast einen guten Bissen zu. Ja, zuletzt, kurz vordem die Tische abgetragen wurden, schritt er an jede Tafel heran, sprach mit jedem seiner Gäste, erkundigte sich — er wußte fast aller Namen! — nach seinem Ergehen seit ihrer letzten Begegnung, forderte sie auf, ihre persönlichen Wünsche vorzutragen, und ver-

sprach meist schleunige Erfüllung. So schritt er, hoch die epheubekränzte Schale hebend auf einen Tisch zu, an dem das Kleeblatt saß.

„Nun, Ekkard, Grafensproß, seit dem letzten Hieb auf den Kopf dort in Toxandria keinen mehr?" — „Hat keiner mehr Raum, mein Feldherr. Aber für dich laß ich ihn mir spalten." — „Behalt' ihn hübsch beisammen: — ist besser für uns beide. — Und du, Sigiboto, freier Friese, Urlaub erbatest du, endlich die blonde Braut heimzuführen in eurem Nebelland da im Norden. Schwer miß' ich dein tapfer Schwert. Aber . . . es eilt wohl sehr?" — „Wüßtest du wie schön Elna ist, — du würdest nicht fragen, mein Herzog." — „Nun so geh. Und da — bring ihr, als Julians Hochzeitsgeschenk, hier diesen Ring: es ist eine schöne Heidengöttin da auf der Gemme, Heras, der Ehegöttin edles Haupt. Stört es dich? Bist du Christ?" — „Heide bin ich vom Wirbel bis zur Sohle. Und deshalb treu. Und ich gehe nicht in Urlaub — jetzt, — da du, so scheint es fast, der Treuen alsbald sehr bedürfen wirst." Julian winkte ihm, zu schweigen und schritt weiter zu einem Tisch, um welchen ältere Führer römischer Abstammung auf Triklinien lagen. Als aber hier Severus, der oberste im Befehl nach dem Cäsar, den er gutmütig wieder zu Gnaden aufgenommen hatte, sich einfallen ließ, auszusprechen, was sie alle erfüllte, als er anhub: „du frägst gütevoll nach den Wünschen einzelner, o Cäsar: — aber es ist ein Wunsch, ein Verlangen, das uns alle erfüllt, nicht nur uns, die Führer, nein — die zehntausend, die da draußen . . ." Da flüsterte ihm Julian rasch ins Ohr: „Schweig, oder ich schicke dich in einen Wald." Verblüfft, verschämt verstummte sofort der Wortführer des allgemeinen Wunsches.

Julian aber rief mit lauttönender Stimme: „der all-

gemeine Wunsch des ganzen Heeres ist (— das wollte der Treffliche sagen): Heil dem Imperator Constantius! Heil ihm, Sieg und langes Leben! Und vor allem: treu gehorsame Kriegsleute. Ihr seid entlassen, tapfre Herrn und Freunde." Und rasch war der Wirt — spurlos — verschwunden in seinen innern Gemächern. Berung, der Alamanne, verriegelte hurtig hinter ihm die Thüre: er hatte keine Antwort abgewartet, auch nicht den Heilruf für den Imperator.

Dieser Ruf: — er blieb aus. Keine Stimme erhob sich. Schweigend, kopfschüttelnd brachen die Gäste auf und gingen oder ritten durch die Winternacht in das Lager.

Sklaven des Wirtes und hierzu befehligte Mannschaften leuchteten mit Pechfackeln, deren rotes Licht ein dichter Nebel großenteils verschlang; auch der Mond vermochte nicht, das graue Gewoge zu durchdringen.

Die Anführer waren traurig enttäuscht. Freilich hatte keiner einen bestimmten Ausweg gefunden aus dem unlösbar scheinenden Widerstreit: Keiner hatte Julian einen Rat zu erteilen vermocht. Aber dafür war er ja der Cäsar! Das war seine Sache. Ganz zuversichtlich hatten sie erwartet, er werde bei jenem Mahle eine überraschende Lösung vorschlagen. Wozu sonst hatte er sie geladen? In welchem Sinne sie aufgefordert, „freimütig" zu wünschen?

Schweren Herzens näherten sie sich dem Lager Julians und den neu errichteten Zelten und Holzhütten. Da loderten nun zahlreiche Feuer, die Frierenden in dem naßkalten Nebel zu erwärmen; nur glanzlos schimmerten sie durch den grauen Dunst der Nacht. Aber schon eine gute Strecke vor dem Lager fluteten den heimkehrenden Führern aufgeregte Haufen entgegen, ohne Ordnung, durcheinander, gemischt aus allen Kohorten, Geschwadern und Legionen.

„Was bringt ihr? Nun, was ist's?" — „Was habt

ihr durchgesetzt?" — „Was hat er vorgeschlagen?" — „Wann dürfen wir zurück?" — „Hat er's eingesehen?" — „Habt ihr ihn an seinen Eid gemahnt?" — „Was geschieht?" — „Redet!"

Und sie hingen sich an die Pferde der Reiter, sie hielten die zu Fuß gehenden an den Schultern fest, sie leuchteten ihnen, ungeduldig der Antwort, mit brennenden Scheiten in die Gesichter.

So wälzte von Süden her sich der Zug der Heimkehrenden und der sie Empfangenden dahin, bei jedem Schritt anschwellend, durch die Porta decumana auf die via media des Lagers; aus jeder Zeltgasse strömten neue hinzu, in jedem Zelt, auch in jedem Holzverschlag erwachten die Schläfer bei dem tausendstimmigen Lärm: und unvermeidlich ergoß sich der ganze Haufe auf dem einzigen breiten Wege — der Legionenstraße — in den viereckigen Mittelraum des Lagers, wo die meisten Feuer brannten. Die Antworten der hart bedrängten Führer kamen so verhalten, so knapp, so ausweichend wie möglich; sie fühlten ein furchtbares Gewitter aufsteigen: — ein einzig unvorsichtig Wort konnte es entfesseln. Jeder hütete sich, dies Wort zu sprechen.

Allein nun auf dem großen freien Platz, dem Prätorium des Lagers, angelangt, von der fragenden, schreienden, tobenden Menge umgeben, eingeschlossen, unfähig, sich zu entziehen, gerieten die Armen in die äußerste Not.

„Rede," schrie ein halb betrunkner Sarmate den bestürzten Severus an, und hielt ihn fest am langen grauen Bart. „Sprich! Du bist der nächste nach ihm. Du mußt's wissen! Was geschieht? Rede, oder . . ." Und er hob die Eichenkeule.

Aber Severus schwieg. Vor dem germanischen Urwald hatte er sich gefürchtet: — vor nichts andrem. Er schüttelte

schweigend den Kopf. Da sprang behend wie eine Katze auf eine hohe Leiter, die an einem im Bau begriffenen Hause lehnte, eine kleine bewegliche Gestalt: so hoch wie möglich kletterte der Mann hinan: auf dieser Erhöhung ward er weithin sichtbar. Bojorix war's, der Aremoricaner. Gellend, kreischend drang seine helle, dünne Keltenstimme durch das dumpfe Gebrause der andern, von denen jeder nur mit sich oder mit seinem Nachbarn schalt. „Hört, Waffenbrüder! Hört mich! Verrat! Verrat! Verrat! Verkauft sind wir für Geld von Julian an Constantius, verkauft und verraten! Glaubt mir, dem Ohrenzeugen! Während ihr hier sofft oder schliefst oder schimpftet, lief ich rasch hinein, flink wie ein Wiesel, in die Stadt, mischte mich unter die Menge der Aufwärter, drang, Schüsseln und Krüge tragend, bis in den Hauptsal, wo der Verräter tafelte mit den großen, den hohen Heer-Götzen! Alles hab' ich mit angehört: — Alles, was gesagt wurde, und die — Hauptsache! auch was nicht gesagt wurde. Dieser dicke Severus da — beim Belenus! Er ist dumm, aber nicht mit Fleiß . . ." Schallendes Gelächter der Gallier unterbrach den Landsmann. „Er thut es nicht aus Bosheit." Noch lauteres Gelächter der Kelten sollte zeigen, daß sie auch so gescheit und witzverstehend waren, wie der Kluge da auf der Leiter.

„Gleich reiß' ich ihn herunter," drohte leise Garizo, sich nur ein wenig reckend. Aber der Redner fuhr fort, von dem Beifall immer mehr erhitzt, berauscht, über sich selbst hinaus fortgerissen: „Also dieser Gutmann von einem Severus da faßte sich wirklich das Herz und fragte den Cäsar — o was that der schön mit allen! — ob er nicht den Wunsch unser aller erfüllen werde." — „Nun und?" — „Was sagte er?" — „Rasch heraus damit!" — „Was soll geschehen?" — „Nichts soll geschehen. Nichts sagte

er! Das eben ist's! Alles bleibt bei dem Befehl des Constantius! Ihm sollten wir gehorchen, mahnte der Eidbrüchige, der Verräter! Geld hat er genommen von Constantius. Viele Millionen Solidi. Verrat, Verrat! Wir sind verraten! Nieder mit dem Verräter!" — „Nieder mit dem Verräter!" wiederholten viele Stimmen der Gallier.

Aber nicht alle. Und unter den Germanen, den Römern wurden andere zornig verneinende Rufe laut. „Der Cäsar ist kein Verräter!" rief eine frische Stimme: das war Ekkard der Grafensohn. „Aber du bist ein gallischer Krähhahn!" drohte Garizo, die geballte Faust erhebend gegen die Leiter. „Dem man den Hals umdrehen muß!" schrie, feuerrot im Gesicht, der hitzige Hippokrenikos und machte Miene, seinen Rat selbst zu befolgen.

Jedoch da sprang Sigiboto der Friese auf den nächsten Zechtisch und, mit dröhnender Stimme den Streit, den Lärm übertönend, rief er: „Halt! Waffenbrüder! Wer den Cäsar Verräter schimpft, ist ein Neiding, ein undankbarer. Habt ihr den Tag von Straßburg schon vergessen? Habt ihr vergessen, wie er Nacht und Tag für uns gesorgt hat, wie für Brüder? Seine Herzensgüte? Seine Freundlichkeit? Wie er diesen Ekkard da, als er verwundet lag in Köln, gepflegt hat mit eigner Hand! Seid doch nicht so thöricht! Was kann der Cäsar dafür, daß der Imperator sein Wort nicht hält? Gewiß, Julian beklagt das so bitter, ja bitterer als wir. Aber was kann er machen? Er muß gehorchen! Ist er doch nicht Imperator. Ja, wäre er das! Wie anders stünde alles! Nicht Julian! — Constantius ist unser Feind! Ihm gilt mein Haß!"

„Ja, er hat Recht! Recht hat er! Constantius allein ist Schuld! Nieder, nieder mit Constantius."

„Ja," fuhr Ekkard fort, zu dem Freund auf den Tisch

springend. „Ja, nieder mit Constantius! Aber dies Wort, Freunde, dies Wort kostet uns alle die Köpfe, wenn Constantius Imperator bleibt.“ „Er soll's nicht bleiben! Wir brauchen keinen Imperator!“ schrieen die germanischen Söldner. — „Doch, doch!“ mahnte Hippokrenikos, der Römer-Grieche, als der dritte auf den Tisch springend. „Das Römerreich braucht einen Imperator. Aber nicht den Feigling Constantius: — einen Helden.“ „Und wir haben einen solchen: — wir brauchen ihn nicht erst zu suchen,“ schloß der lange Garizo, auf die vierte Ecke der langen Tafel steigend. „Schon früher erscholl hier und da der leise Ruf nach ihm: jetzt aber soll er laut ertönen durch dies ganze Heer, bald durch das ganze Reich: Julianus, — nicht mehr Cäsar, — nein . . .“

„Julianus Imperator Augustus!“ erscholl's da vieltausendstimmig auf dem Platz weithin: — brausend, dröhnend, ohrzerreißend, — furchtbar!

Alle Leidenschaften: Haß und Liebe, Zorn und Begeisterung, Rachsucht und Dank und die ganze, so lange Tage zurückgedämmte heiße Erregung machte sich, unwiderstehlich ausbrechend, Luft in diesem wilden Schrei: wie Gewitterschwüle im krachenden Donnergebrüll sich entlädt. Denn zugleich übertäubten sie damit das Gefühl der Schuld, der furchtbaren Verantwortung, die Empfindung des Ungeheuern, des Verhängnisvollen, das in dem Ausstoßen dieses Rufes lag: sie alle waren nun verloren, sie samt ihrem Erkorenen, wenn sie nicht Constantius vernichteten.

Auf diesem Hauptplatz des Lagers waren die Fahnen aufgestellt, die Standarten der Reitergeschwader und des Fußvolks: — nicht mehr die heidnischen Adler, — das Labarum, d. h. über dem viereckigen kurzen Fahnentuch ragte, statt der Speerspitze des Schaftes, ein aus Silber oder Gold gefertigtes Zeichen, das die Anfangsbuchstaben

des Namens „Jesus Christus, Sohn Gottes" zusammenfaßte. Manche dieser Feldzeichen trugen auch wohl statt des Labarums oben auf einem Querbrettlein den Kopf des jeweiligen Herrschers in Marmor oder Thon.

Jetzt, in diesem Augenblick wild entbrannter Leidenschaften stürzte ein Fahnenträger der Braccati, ein hitziger Kelte, dem es Bedürfnis war, die innere Erregung in irgend einer Handlung, wie auf der Bühne, schauspielerisch auszudrücken, auf die Feldzeichen zu, riß eines heraus, so daß alle andern auf die Erde krachten, schwang es im Kreis um seinen Kopf, sprang damit auf das nächste hoch lodernde Wachtfeuer und schmetterte mit mächtigem Streich die auf der Fahne ruhende Büste des Constantius durch die Flammen auf den Grund, daß der Thon in viele Stücke zersprang. Dann hob er das angebrannte Zeichen wieder und schrie: „Nieder! So nieder mit Constantius!" Tobender Beifall wiederholte den Ruf: Nieder! Nieder mit Constantius! „Das zwingt uns vorwärts," sprach Severus zu seinem Nebenmanne: „Nie verzeiht das des Constantinus Sohn." Und unaufhörlich wiederholten die Rasenden den Ruf: sie konnten sich dessen gar nicht ersättigen.

Plötzlich, nachdem die Tobenden viele Minuten lang immer und immer wieder dasselbe geschrieen: „Julianus Imperator Augustus!" trat Totenstille ein: sie waren erschöpft: sie holten Atem: sie besannen sich: „Was nun?"

Aber nur einen Augenbick: dann brachen sie alle zusammen, die vielen Tausende, wie auf ein Befehlswort wieder aus in Einen einzigen Schrei: „In die Stadt! Ins Palatium! Zu Julian! Der Imperator muß den Purpur nehmen. Er muß! Er muß!"

Und nun setzte sich die ganze Menge, wie die Meerflut, die Einem Windstoß folgen muß, in brausende Be-

wegung. Die Waffen wurden aus den Zelten, den Hütten geholt, nur wenige Reiter nahmen sich die Zeit, auf die ungesattelten Pferde zu springen, und schreiend, jauchzend, die Waffen schwingend, wogte und flutete das Heer auf der breiten Straße und links und rechts daneben über Stock und Stein nach Süden auf die Stadt zu. Viele stürzten, von den Nachdrängenden nach vorn gestoßen, zu Boden: über die Liegenden, Schreienden, Fluchenden hin wälzten sich ohne Halten, ohne Mitleid die Wogen der Nächsten. Nicht ein Mann blieb in dem Lager.

Die Befehlshaber waren fast ohne Ausnahme von demselben plötzlichen Rausch der Begeisterung ergriffen wie die Mannschaften: die sehr wenigen, welche aus dem Gefühl der Treuepflicht gegen Constantius, vielleicht auch aus Neid, aus Eifersucht auf Julian innerlich widerstrebten, wurden so völlig ohne jede Möglichkeit des Widerstehens, des Aufhaltens mit fortgerissen, wie Schneeflocken vom Sturmwind.

„Wenn er nun aber nicht will?“ fragte Bojorix, mitten im Laufen, atemlos, seinen Clanvetter. „Er muß!“ antwortete dieser drohend! „Er darf uns nicht im Stiche lassen vor Constantius nach dem, was geschehen.“ — „Wenn er uns nun aber verrät? Wenn er doch nicht annimmt?“ „Er muß, sag' ich dir,“ sprach Mandubrates, drohend den Langbogen erhebend. „Die Sonne sieht ihn als Imperator oder . . . tot.“

XLI.

Nach Entlassung seiner Gäste war Julian, hoch erregt, in sein Schreibzimmer geeilt und hatte einen langen, ausführlichen Bericht an den Augustus zu verfassen begonnen,

der ihm, unerachtet seiner gepriesenen Raschheit im Denken und Gewandtheit im Ausdruck, schwere Mühe bereitete und viele Zeit kostete. Gar manchen Papyrusstreifen warf er, halb beschrieben, zur Seite.

Was sollte er schreiben? Die Wahrheit? Daß die Truppen dicht vor der Meuterei standen? Dafür würde er verantwortlich gemacht werden! Oder sollte er ihre Stimmung verschweigen? Dann übernahm er die Schuld eines plötzlichen Losbruches auf dem Marsch.

„Die Wahrheit," schloß er. „Immer die Wahrheit, gebeut der Gott des Lichts. Mag er mich dann absetzen, weil ich die Leute nicht besser gezogen. Ich bin es müde, Unmögliches leisten zu sollen. Mein Gallien ist verloren. Aber ich will's nicht mit ansehen."

Die Mitternacht war vorüber. Oribasius, der Arzt, wagte in das Schreibgemach zu dringen und seinen Herrn zu bitten, sich endlich zur Ruhe zu begeben: „du fieberst, o Julian, deine Schläfe glühen: unheimlich glänzen dir die Augen. Deine Hände sind eiskalt. Ich flehe dich an, suche das Lager." — „Glaubst du, ich kann jetzt schlafen?" lächelte Julian traurig. „Ach und wenn ich in diesen letzten Nächten auf eine kleine Weile einschlief, dann quälten, dann beängsteten mich, zweifellos von den Göttern gesendet, furchtbare Träume." — „Eben Fieberphantasien!"

„O nein, Oribasius! Inhaltvolle, schicksalreiche, aber schwer zu deutende Mahnungen, Warnungen, ja Drohungen der Götter. Vernimm, du viel Getreuer, die Qual, die mir die letzte Nacht ein Traumgesicht gebracht: — ich zermartre mein Gehirn unablässig und ich kann nicht ergrübeln, was es bedeutet. Höre."

Er sprang auf von dem Schreibdivan, warf die Rohrfeder weg und schritt hastig im Gemach auf und nieder.

„Höre nur. Mir erschien — längst ist er mir vertraut — der Genius Roms! So lebhaft sah ich ihn vor mir im goldnen Helm! Die Linke trug den Fahnenschaft des Adlers, der wie lebend die Schwingen hob und senkte und ungeduldig, wie es schien, zusammenschlug! Aber das schöne Antlitz des Genius war nicht freudig und freundlich mir zulächelnd, wie da er mir zuerst erschien vor meiner Erhebung zum Cäsar, nicht heiter und wohlwollend, wie, da er mich in Zabern vorwärts trieb zur Alamannenschlacht.

Nein, hoher Ernst, Trauer, ja vorwurfsvoll schmerzlicher Zorn gegen mich lag auf den edeln Zügen, als er drohend die Rechte gegen mich erhob und feierlich, mahnend sprach: „Julianus, du mein auserkorner Liebling! Schon lange weile ich im Vorhof deines Hauses, gewillt, dich zu erheben über alle Sterblichen empor. Immer hast du mich abgewiesen. Das aber wisse gewiß in des Geistes und Herzens Empfindung: verschmähst du mich auch diesmal, überhörst du noch einmal meinen Ruf, — werd' ich dich verlassen auf immerdar. Gedenke der Götter! Gedenke des Reiches! Hörst du nicht meinen Ruf?" — „Horch, was ist das?" schrie Julian und blieb erschrocken stehen.

Denn in diesem Augenblick schmetterte ein Ruf, ein eherner, ein laut tönender Ruf von draußen her betäubend in beider Ohren: es war der Ruf der römischen Tuba, die das Alarmzeichen gab. Aber so ungestüm, so alldurchdringend, so rasch näher und näher eilend scholl das Mahnzeichen, wie er's noch nie vernommen.

Es scholl ihm wie der Ruf der Weltgeschichte. — Und er war's.

Denn schon wogte und wälzte sich das ganze empörte Heer gegen das Thor des Palastes: und gleichsam als dumpfer Untergrund, auf dem der Ton der hell schmetternden Trompete schwebte, drang jetzt auch schon heran das wirre Gebrause, das Durcheinanderrufen von viel tausend Stimmen.

Als die dunkle Masse, in der nur wenige Fackelträger auftauchten, sich auf der Legionenstraße der Brücke näherte, die von der schmalen Insel auf die Nordseite des Flusses führte, sprengte der Führer der berittnen Leibwächter, denen die Hut der Brücke anvertraut war, mit einem Tubabläser der lärmend heranwogenden Menge entgegen: „Halt!" rief er. „Steht! Wer seid ihr? Und was wollt ihr?" „Den Cäsar! Zum Cäsar wollen wir! Er muß uns hören!"

„Was wollt ihr von ihm? Ihn morden?" Er zog das Schwert. „Im Gegenteil!" rief Sigiboto, lustig.

„Nicht in die Erde hinab, empor wollen wir ihn bringen. Hoch empor!" lachte Ekkard. „Zum Imperator haben wir ihn ausgerufen," schloß Hippokrenikos. „Hast du vielleicht etwas dagegen?" „Zum Imperator?" rief der Reiterführer und zog seine Zügel an. „Ei, das ist ja ganz vortrefflich! Jawohl! Heil Julian, dem Imperator! Kommt! Folgt mir nur nach! Ich führe euch zu ihm." Und er wandte das Roß, befahl dem Tubabläser, Alarm zu blasen, und sprengte rasselnd mit seinem Geschwader über die erste Brücke zurück, dann über die zweite auf das Südufer, auf den Palast zu. Laut jubelnd folgte ihm die tobende Schar.

Aber in ihrer Ungeduld konnten die Nachrückenden es nicht erwarten, bis die Vorderen die enge zweite Brücke überschritten hatten, auf der es zu schrecklicher Stauung, zum Ringen mit Faust und Dolch kam: viele Hintermänner ließen sich die Böschung der Legionenstraße hinuntergleiten

an den Spiegel des fest gefrornen Flusses und eilten über das Eis hin auf beiden Längsseiten der Brücke an das südliche Ufer: an manchen Stellen trug die Eisdecke nicht das Gewicht der Laufenden, Stampfenden, Drängenden: sie brach krachend; aus dem dunklen Wasser ein Schrei — eine krampfhaft an die Eiszacken gekrallte Hand — ein stilles Versinken und Gurgeln unter dem Eise! Darüber hin, über den entdeckten Spalt, an dem Speerschaft in hohem Satz hinweg, sprangen die Folger. So hatten bald die Tausende das Südufer erreicht und ergossen sich nun von allen Zugängen her, immer schreiend und jauchzend, gegen das ringsummauerte Palatium.

Alle Wachen, alle Posten, welche die unaufhaltsame Lawine auf ihrem Wege fand, wurden, willig oder widerwillig, mit fortgetragen: die andern Tubabläser, da sie den neben dem Tribun unablässig schmettern hörten, thaten es ihm nach an Eifer und Geräusch. So schrieen bald zwölf Trompeten den Kriegsruf durch die Nacht, als sollten die Toten auferstehen. Das drang durch den Garten, durch die Mauern, durch die Vorsäle, bis in die innersten Gemächer des Palatiums, bis zu Julian.

Auf diese Zeichen hin hatten die Wachen an dem einzigen Thor, ein halb Dutzend Leibwächter zu Fuß, dieses schleunig von innen zugeworfen und verriegelt: sie kletterten die Schmaltreppen hinauf, die auf die mit Zinnen bewehrte Mauerkrone führten, und sahen nun mit Staunen und Entsetzen auf die heranwogende, schreiende, brüllende Masse.

„Sie wollen ihn morden!“ rief Verung, der zuerst hinaufgelangt war. „Ich warne ihn! Er muß fliehen! Sich verstecken!“ Rasch hastete er die Stufen wieder hinab. „Das thut er nicht,“ meinte Voconius, ihm folgend. „Ich muß andres sinnen.“

Nun standen die Vordersten vor dem Thor.

„Auf, Auf! Aufgemacht! Oder wir erschlagen euch und ihn und alles! Auf mit dem Thor!“ Die Wachen, erlesene Männer, thaten ihre Schuldigkeit: sie verteidigten ihren Posten und ihren Herrn. Bei dem Schein der Fackeln der Angreifer konnten sie zielen auf die Vordersten, die sich vergeblich mühten, das festgefügte Thor zu sprengen. Die Verteidiger schleuderten die Wurfspeere: ein paar der Aufrührer fielen. Gellendes Wutgeschrei war die Antwort.

Die Stimmung der großen Menge schlug um. „Er läßt uns morden! Er will nicht! Er bricht uns den Eid! Nieder mit ihm! Nieder mit Julianus!“ So scholl es vorn, da, wo die Toten lagen. Und rasch verbreitete sich das nach hinten: „Er läßt uns morden!“

„Blut ist geflossen!“ — „Er mordet unsre Brüder!“ — „Zwei Tote!“ — „Zwanzig!“ — „Zweihundert!“ — „Er will nicht!“ — „Nieder mit Constantius!“ — „Nieder mit Julianus!“

Dem wütenden Ansturm von vielen Tausenden waren weder die hohen Mauern noch das feste Thor noch die wenigen Wachen gewachsen.

Der Haufe entdeckte in einer Seitenstraße einen schweren Lastwagen mit langer eisenbeschlagner Deichsel: im Augenblick spannten sich zwölf vor, an die Deichsel sich klammernd, acht schoben an den vier Rädern: — mit eiligster Gewalt rannte die Deichsel gegen das Thor: krachend fiel es nach innen. Hinein fluteten die Sieger, brüllend vor Wut, vor Siegeslust!

Gleichzeitig — waren sie doch im Erklettern von Wällen geübt! — sprangen je drei, vier, fünf Mann, entlang der ganzen Stirnseite der Gartenmauer, einander auf Rücken und Schultern, die obersten erstiegen die Krone, stießen die wenigen Wächter herunter: — der Palast war

erstürmt! Die Sieger eilten aus dem Garten und dem Vorhof die breiten Marmortreppen hinan in das Atrium: nichts trennte sie mehr von Julian: ihrem Götzen — oder ihrem Opfer? Das sollte sich erst entscheiden!

XLII.

Kurz vorher war Berung in das Schreibgemach gedrungen: er hatte keinen andern Ruf als Drohrufe vernommen: „Rette dich!" schrie er, „flieh, Julianus! Hier, nimm diesen Soldatenmantel. Das Heer hat sich gegen dich empört. Sie wollen dich ermorden. Flieh, verstecke dich: — in den Gewölben der Warmbäder."

„Flieh, Herr," bat Oribasius. „Ist die Hinterpforte noch frei?" — „Sie ist's. Aber eilt! Flieh! Verkleide dich!"

Mit einer hoheitvollen Handbewegung wies der Cäsar den dargereichten Mantel zurück: „Ich bleibe," sprach er. „Ich will doch sehen, ob sie Hand an mich legen. Und sterb' ich jetzt, ist's für mich das Beste."

Hochaufgerichtet, auch das Schwert, das ihm Berung nun aufdrängen wollte, zurückweisend, ganz waffenlos, ruhig, schritt er aus dem Schreibgemach durch ein paar Gänge in den großen Speisesaal, der etwa fünfhundert Menschen faßte.

Als er eintrat, brach gerade der rasende Haufe vom Garten aus zu der entgegengesetzten Thüre herein.

„Da ist er! Hier!" — „Hier ist er!" — „Haben wir dich?" — „Treuloser, Eidbrüchiger!" — „Unsere Brüder hast du draußen morden lassen!" — „Nieder Constantius!" — „Nieder mit Julianus!" — „Nein! nein!

nein!" riefen da andere Stimmen, aber viel weiter hinten. „Hoch Julianus! Julianus Imperator Augustus!"

Da, — als er diesen schicksalreichen Ruf der Tausende vernahm: — da erbleichte Julian. Er wankte zurück, er hielt sich mit der einen Hand an einer Hermensäule, die andere legte er auf die Schulter Verungs.

„Entsetzlich! stammelte er, vor sich hinstarrend. „Ich bin verloren."

„Nein! gerettet bist du," rief Severus, sich mit Gewalt Bahn brechend. „Gerettet, wenn du annimmst. Verloren, wenn du dich weigerst. Du hast mich gütevoll geschont: — nun will ich dir's vergelten! Hör' auf mich, Julianus. Erschlagen dich diese Wütenden jetzt nicht: — nie verzeiht dir Constantius diese Stunde! Denk' an Gallus, an Silvanus! Rette dich — und uns alle. Denn," flüsterte er, „sie sind wahnsinnig. Erbarme dich unser! Sie zerreißen uns alle! Wir sterben!" „So stirb, Alter! Hängst du noch so am Leben?" rief Julian laut. „Hast du, habt ihr alle euren Eid vergessen, den ihr Constantius geschworen?" Aber da scholl ihm ein wahres Wutgeheul entgegen: „Eid? Was Eid!" — „Er hat uns sein Wort gebrochen." — „Er versprach, uns nicht aus Gallien zu führen." — Und du?" — „Du hast uns geschworen!" — „Hast du vergessen?" — „Da — schau her, auf dies mein Schwert hast du geschworen!" schrie ein grimmer Quade. „Kannst du's leugnen?" — „Das Schwert, bei dem du falsch geschworen, soll dich durchbohren!" — „Stirb oder nimm den Purpur." — „Du — du mußt uns schützen vor der Rache des Tyrannen!" — „Du mußt uns führen gegen Constantius!" — „Den Tod oder den Purpur! Wähle."

Und schon drängten die Vordersten dicht an ihn heran. „Thu's nicht! Bleib treu!" warnte ihn da von rück-

wärts eine laute Stimme. — Unwillig wandte sich Julian: es war Berung, der mit gezognem Schwert hinter ihm stand. — Der Cäsar furchte die Stirn: „Unnötige Mahnung," zürnte er.

Und nun zu den Aufrührern gewendet: „Hört mich, Freunde, Waffenbrüder, auf den ihr oft gesehen und gehört im dunkeln, lauten Wettersturm der Schlacht. Verlangt was möglich ist, nicht das Unmögliche. Befleckt nicht den Glanz so vieler Siege durch Treubruch! Weckt nicht den Bürgerkrieg! Mäßigt euch in eurem — ich geb's zu! — gerechten Zorn!" — „Wir wollen nicht aus Gallien!" scholl es ihm entgegen. Einen Augenblick besann er sich, dann rief er: „Nun gut. Es sei! Euer Wille soll geschehen! Euer Recht soll euch werden. Ich nehm's auf mich bei dem Imperator: — er hat's versprochen, ich hab's beschworen: — es muß gehalten werden. Ich weiß, es kostet mich Amt, Ehre, Leben. Aber es sei! Kehrt morgen schon zurück in eure Standlager. Nicht einen Fuß sollt ihr über die Alpen setzen! Ihr sollt in Gallien bleiben." Nun hoffte Julian, den Sturm beschworen zu haben. Aber er irrte.

Eine kurze Weile entstand ein schwüles Schweigen, wie vor dem Losbruch eines zurückkehrenden Hochgewitters.

Aber plötzlich entlud es sich aufs neue. „Nein! Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!" — „Das ist nicht genug!" — „Jetzt nicht mehr!" — „Jetzt ist's zu wenig!" — „Zu spät!" — „Jetzt hilft's nicht mehr!" — „Wir sind verloren, bleibt Constantius Herr! Er verzeiht nie!" — „Und wir wollen seine Verzeihung nicht!" — „Du bist Schuld an allem!" — „Ja du! du!" — „Nur du hast uns zu neuem Dienstvertrag gebracht." — „Nur dir haben wir vertraut." — „Deinem Eid!" — „Du hast uns dahin gebracht, daß wir uns empören mußten!" —

„Du mußt uns retten! Du uns führen!“ — „Ohne dich sind wir verloren!“ — „Und du mit uns: — schon vor uns!“ — „Du mußt! Hörst du, du mußt, Julianus Imperator!“ — Und die Vordersten umringten ihn, faßten seine Hände, seine Schultern, zerrten ihn am Gewand.

Er wehrte sich nicht. Nur das Haupt schüttelte er, allen sichtbar, und rief laut: „Nein! Niemals! Tötet mich.“

„Das soll geschehen,“ riefen zwei Stimmen auf einmal. Zu seiner Linken hob der trunkne Sarmate die Streitkeule von Eichenholz und wollte sie auf sein Haupt schmettern: Berung ersah's, fiel dem in den Arm und rang mit ihm. So konnte er nicht hindern, daß von rechts her Bojorix der Gallier seinen kurzen Speer dem Cäsar an die Kehle setzte und schrie: „So stirb!“

Julian rührte sich nicht: die scharfe Spitze ritzte schon die Haut, — sein Blut floß: nur die dunkeln Augen, tiefsten Ausdrucks voll, richtete er auf den Mörder: der stutzte: — er konnte nicht zustoßen: er ließ den Speer fallen. — „Dacht ich's doch,“ rief fünf Schritte weiter zurück sein Clanvetter. „Bojorix scheut sein Auge. Aber mich sieht Julianus nicht.“ Und er spannte den Langbogen, legte den reiherbeflügelten Rohrpfeil auf die Sehne, zielte und schoß.

Berung hatte einstweilen dem Sarmaten die Keule entrissen, er wandte sich: er sah den zielenden Bogen: schon schwirrte der Pfeil, Berung warf sich vor Julian: das Geschoß traf das Herz des Alamannen: „Thu's nicht, Julian! Bleib' treu.“ Es war sein letztes Wort: er sank sterbend vor die Füße seines Herrn. Der beugte sich voll Trauer zu ihm nieder, achtlos jeder Gefahr.

Aber diese Gefahr war vorüber. Aus dem Inneren

des Hauses brach durch die Saaltür eine starke, wohlbewaffnete Schar, geführt von Voconius.

Dieser hatte in Eile alle Sklaven und Freigelassenen des Palastes bewaffnet, alle verstreuten, fliehenden Leibwächter an sich gerafft und durch Zufall „das Kleeblatt“ getroffen, das, da der Eingang aus dem Garten in den Saal durch Tausende undurchdringbar versperrt war, durch ein Fenster in den einen der Seitengänge geklettert war. „Kommt mit, ihr Vier! Helft mir ihn retten, wenn's noch möglich,“ rief er ihnen zu. „Ihr habt ihn ja auch geliebt.“ „Das will ich meinen, Alter,“ rief Hippokrenikos. „Aber es thut ihm niemand was zu leide. Wir wollen ihn ja . . .“ „Hörst du! Hörst du?“ unterbrach der Adlerträger. „Nieder mit Julian! Er sterbe! Tod Julian!“ scholl es aus dem Saal.

„Vorwärts!“ rief Sigiboto und sprang voran. „Zu Hilfe. Zu Hilfe! Hierher, meine Markomannen!“ rief Garizo zum Fenster hinaus, dann folgte er den Genossen. Und so kam denn die Hilfe gerade im rechten, im letzten Augenblick. Denn Julians Geistes- und Willenskräfte, mit denen allein er all' die Zeit die Dränger abgehalten hatte, versagten: er fieberte schon lange, jetzt aber schwindelte ihm, er wankte.

Nun jedoch warf sich die tapfere Schar mit Schild und Speer zwischen ihn und die Aufrührer. „Was thut ihr hier, Gesindel?“ schrie der hitzige Grieche. „Morden wollt ihr ihn, ihr gallischen Hunde?“ fuhr der Grafensohn fort. „Habt ihr ihn nicht soeben zu euerem Imperator ausgerufen?“ mahnte Sigiboto. „Hat's euch schon wieder gereut? Habt ihr ihn vergessen, euren Ruf . . .“ „Julianus Imperator Augustus!“ schrie da die ganze Schutzschar und viele der bisherigen Angreifer stimmten mit ein.

Dieser Ruf schreckte den halb Ohnmächtigen empor. „Nein! Nein!" rief er, abwehrend beide Hände flehend gegen die Nächsten ausstreckend.

„Ja! gewiß und notwendig! Ja!" antwortete Severus. „Ich rede nicht von dir: — du bist verurteilt, du bist ein toter Mann, schreitest du nicht als Imperator aus diesem Saal. Aber sei's um dich! Jedoch Gallien? Soll auch das verloren sein?" „Mehr als Gallien! Das Abendland! Das Reich! Constantius kann es nicht verteidigen gegen die Barbaren!" rief der Samnite Voconius.

„Dich ruft das Reich!" rief sich vordrängend Maurus.

„Dich rufen die Götter!" mahnte Hippokrenikos.

Da taumelte Julian einen Schritt zurück. Er schloß die Augen: denn er sah nichts mehr vor sich als ein purpurnes Rot. Seine Pulse flogen: die Adern an seinen Schläfen pochten zum Springen: heiß schoß ihm das Blut in das Gehirn: er schlug beide Hände vor die Stirne. Und nun erscholl aus der Menge — man konnte nicht wahrnehmen und später nie ermitteln, von wem ausgestoßen — der laute Schrei. „Hörst du denn nicht? Julian? Dich ruft der Genius Roms! Willst du ihm noch nicht folgen?"

Da fuhr der Hocherregte auf aus seiner in sich gesunknen Haltung. Er ließ die Hände von der Stirn gleiten: und mit leuchtendem Blick, der hoch über die lärmende, aber jetzt nicht mehr drohende Menge in die Ferne drang, rief er. „Mein Traum! Mein Traum! Ja! Ich höre den Ruf. Ja, ich will ihm folgen. Ich rette das Reich und die Götter!"

Da brach ein Lärm los wie noch nie zuvor.

Die Begeisterung, der Jubel schwoll ins grenzenlose: die lange, bange Spannung war gelöst: das dumpfe Gefühl, daß die ungeheure That die Strafe des Gesetzes

herausfordere, ward verscheucht durch die Zuversicht, unter dieser Führung dem Rächer Constantius gewachsen, nein, überlegen zu sein. Entlastet von der Furcht vor Strafe, gehoben von der Hoffnung auf Sieg, auf Lohn, auf die Vorherrschaft im Reiche jauchzten sie auf, die vielen Tausende.

„Julianus Imperator Augustus! Macte Imperator!“ dröhnte es donnernd durch den Saal.

Und alle, Führer und Mannschaften, dieselben, die kurz vorher sein Leben bedroht hatten, ebenso wie die Erretter, drängten, stürmten, stürzten auf ihn zu, schüttelten seine Hände, warfen sich vor ihm nieder, umfaßten seine Kniee und küßten sie.

„Halt!“ rief Sigiboto. „Wir Germanen zuerst, zumeist haben ihn gekoren: — wir wollen ihn auch, auf Germanenart, zu unsrem Herzog erheben.“ — „Jawohl! Jawohl! Heil unserm Herzog!“ — „Hebt ihn auf den Schild!“ — „Wo ist ein Schild?“

„Hier,“ rief Garizo, „der meine. Der ist sehr lang und sehr fest,“ und er kniete nieder, den flachen Schild mit beiden Armen über dem Stiernacken haltend.

Augenblicklich war Julian von Ekkard und Sigiboto auf diese ebne Fläche gestellt: langsam erhob sich mit seiner Last der riesenstarke Markomanne, sechs andre Germanen stellten sich, stützend und hebend, darunter und so trugen sie ihn, mit frohlockendem Geschrei, durch den Saal.

„Ein Schwert! Gebt ihm ein Schwert!“ Zugleich reichten ihm Sigiboto sein Scramasachs, Hippokrenikos aber sein römisch Schwert dar. Julian wies die Germanenwaffe ab, ergriff die römische, führte sie an die Lippen und küßte sie. Mit donnerndem Jubel begrüßten das die Römer und Griechen, die es wahrgenommen.

„Recht so,“ rief nun Maurus der Panzerreiter dem schwer Atmenden zu, der nach dem dritten Umzug von

dem Schild herabgesprungen war. „Den Germanen ward ihr Lohn: — sie haben ihn verdient! — aber römischer Imperator bist du: nun nimm auch die Abzeichen römischer Herrschgewalt: das Diadem!“

„Jawohl, das Diadem! Das Diadem!“ „Jawohl, schon um Constantius zu zeigen, daß es uns bitterer Ernst ist,“ sprach Severus. Und Voconius flüsterte er zu: — „und um ihn unwiderruflich von Constantius zu scheiden, an uns zu binden.“

„Dessen bedarf es nicht,“ erwiderte der Alte. „Er weicht nicht zurück.“ Aber Julianus erhob abmahnend die Hand und schüttelte den Kopf: „Ein Diadem! Ich habe keins. Ich habe niemals eins besessen. Denn die — die guten Gewalten wissen es: ich habe nie an Empörung gedacht.“ — „Wir glauben's! Aber du mußt das Diadem tragen!“ „Hat nicht,“ fragte ein Gallier, „deine Gattin ein Stirnband oder — ein Halsband gehabt? Ich meine ich sah an ihrem Nacken eine schöne Bernsteinkette . . .“

Unwillig, schmerzlich getroffen furchte Julian die Stirn: „es schmückt die Tote. Weh, wer die frevle Hand an sie legt.“ — „So nimm das hier!“ rief Maurus. „Ein prachtvoller Pferdeschmuck: mit Gold und Silber geziert! Es wär' ein trefflich Diadem.“ — „Was ein Tier geschmückt, soll meine Stirn nicht berühren.“ „Aber du mußt gekrönt sein! Wir wollen dich sehen im Diadem,“ schrieen sie. Da nahm Voconius die Ehrenkette von goldnen und silbernen Scheiben von seiner eignen Brust: „hier, Imperator! Du gabst mir als Fahnenträger der Cornuti dies stolze Ehrenzeichen am Abend nach der Straßburger Schlacht: es ist mein höchster Stolz und Lohn: mich dünkt, das Ehrenzeichen eines römischen Fahnenträgers . . .“ — „Ist,“ schloß Julian, „ein würdiges Diadem für einen römischen Imperator. Gieb her die

Kette. Sie ist ein Zeichen des Heldentums: — wohlan: — nicht in dem Zeichen des Constantinus, nicht im Kreuz der Galiläer: — in diesem Zeichen werd' ich siegen!"

Und er nahm die Kette aus der Hand des Alten und schlang sie sich diademartig um Stirn und Haupt. „Macte Juliane Imperator Auguste!" dröhnte es noch einmal durch den Saal.

Da wankte der bleiche Mann mit dem abenteuerlichen Diadem aus dem Stegreif; er sank in die Arme des besorgten Arztes: die Sinne vergingen ihm.

„O," hauchte er noch. „Meine Mutter! Wie vorwurfsvoll . . . ihre Augen! . . . Siehst du das, Freund Oribasius? Siehst du sie nicht? — Mutter, du bist ja in Sicherheit, in meinem Gallien. Ich konnte nicht anders! Ich mußte! Rom . . . die Götter . . . und der Ruhm!"

Ohnmächtig trugen sie den hoch Fiebernden auf sein Lager.

Drittes Buch.

Der Imperator.

v. 361—363 n. Chr.

Götter glauben ist kindlich.
Gott leugnen ist Wahnsinn.
Gott suchen ist alles.

Felix Dahn.

I.

„An Lysias, den geliebten Lehrer seiner Jugend, Flavius Claudius Julianus Imperator Augustus.

In meinem letzten Schreiben, o mein Teuerer, habe ich dir die wunderbaren Geschicke berichtet, die, sichtbarlich von den Göttern gewirkt, deinen dankbaren Schüler aus dem Abgrund dunkelster Gefahr auf die Sonnenhöhe der Herrschaft erhoben. —

Seit jenen beiden Anfällen, deren Zeuge du im Kloster und in Rom warst, ergreifen mich bei hoher Erregung leicht solche Betäubungen oder Krämpfe. Als ich aus jener tiefen Ohnmacht erwachte, als ich an dem lebensgefährlichen Purpurmantel, den die Treuen über meine fiebernden Glieder gespreitet, erkannte, daß ich diese Dinge nicht geträumt, wirklich erlebt hatte, — da sprang ich auf, warf Fieberanfall und jede Anwandlung von Schwäche von mir und sprach zu Helios empor: „ich mußte beginnen: — nun will ich's vollenden." Ich schlug den Purpur um die Schultern und schloß: „ich mußte ihn annehmen: — nun will ich ihn verteidigen und verdienen. Mein Rechtsbruch ist ein gemeiner Frevel, scheitre ich: eine weltgeschichtliche Großthat, führ' ich ihn sieghaft durch."

Aber doch auch andere Stimmungen, Anwandlungen von Gewissensvorwürfen, von Zweifel, von Reue, blieben nicht aus! —

Die nächsten zwei, drei Tage hielt ich mich, unsichtbar für die Krieger, in dem Inneren des Palastes. Meine Zeit nahmen stark in Anspruch Opfer und Befragungen der Götter, die heimlich geschehen mußten, die Priester und die Gemeinden der Galiläer nicht auf die Seite des Constantius zu treiben. Dann aber waren auch Schreiben zu entwerfen an Constantius, nach Marseille, an dich, an andere Freunde und Vertraute.

Und endlich empfand ich doch zuweilen noch eine gewisse zarte Scheu — wie soll ich sagen? — des Gewissens oder des Anstands, mich in den Abzeichen der Herrscherschaft öffentlich zu zeigen. Denn zuweilen fühlte ich meine Handlung als ein leises Unrecht, weil vielleicht doch nicht so ganz nur um der Sache willen begangen, wie ich mir selbst vorgetäuscht hatte. Sollte nicht doch auch ein wenig Eitelkeit, Selbstsucht meinen Entschluß mit bestimmt haben?

Verscheuchte ich mit Gewalt diese Selbstanklagen, — umsonst: sie kehrten immer wieder. Und so war es mir unmöglich, die Ehrenzeichen der angemaßten Würde jetzt schon vor meinen — mitschuldigen — Erhebern anzulegen! Die Bürden der ergriffnen Macht wollte ich gern tragen: — nicht aber, mit ihren Würden mich prahlend schmücken.

Allein diese Unsichtbarkeit ihres Imperators fiel allmählich den Kriegern auf: zuerst Verstimmung, Unzufriedenheit, Murren, zuletzt Argwohn.

Befürchtungen für mein Leben bemächtigten sich der unbeschäftigten Massen in dem lärmenden Lager, und als ein erfindungseifriger Gallier, vom Wein erhitzt, in der Zeltschänke seiner leichtblütigen Stammesgenossen, der „Celtä Petulantes“, schrie: „Ei was, ihr Dummköpfe, die ihr seid! Warum haben wir ihn seit drei Tagen nicht gesehen, unsern Imperator? Armer Junge! Ermordet von

den Spähern des Constantius liegt er im Palast," — da war kein Halten mehr.

Vergebens suchten Römer und Germanen die aufflackernde Hitze der Gallier zu dämpfen: mit wüstem Geschrei von Mord und Verrat lärmten sie abermals, die Waffen schwingend, unter dem Ruf: „zum Palast! zum Palast!" aus dem Lager in die Stadt, erzwangen sich (nicht ohne Blutvergießen!) den Weg zu mir und beruhigten sich erst, als ich in dem Vorgarten ihnen lebendig (— und sie auch recht lebendig scheltend!) — entgegentrat.

So schwer ich in jenen Augenblicken furchtbarster Entscheidung die Freunde — Serapion und Jovian — vermißt hatte, — nun war mir's lieb, daß sie damals fehlten: nur die Notwendigkeit meiner innersten Eigenart konnte mich leiten, nicht fremder Rat.

Sobald das Gerücht des Ungeheueren sie erreicht hatte (— und rasch fliegt Fama in dem Lande der redebedürftigen Kelten! —), eilten beide zu mir.

Zuerst traf Jovianus ein aus Marseille: er legte sein immer ernsthaftes Gesicht in noch ernstere Falten als gewöhnlich (— er scheint mir überhaupt verändert nach monatelangem Verweilen bei Mutter und Schwester —) und sprach: „freuen kann ich mich nicht. Der Cäsar Julian stand mir höher. Du hast aber wohl nicht anders handeln können. Ich diene dem Reich der Römer, indem ich dir diene." — „Und die Mutter, die Schwester? Was sagten sie?" — „Die Mutter weinte viel." — „Das soll sie ja nicht!" — Er zuckte die Achseln. „Sie mußte: du mußtest den Eid brechen: sie mußte — und muß — weinen." — „Und die Schwester? Warum hast du nicht beide mitgebracht?" Er schien die zweite Frage zu überhören: „Juliana betet viel — für dich." — „Zu wem betet sie? Doch nicht wieder zu dem Galiläer? Ich hatte sie (— so

hoffte ich! —) für Helios gewonnen." — „Sie opfert heimlich dem Helios und betet zu dem Gott der Christen öffentlich in der Basilika." „Bald befrei' ich sie von diesem Zwang," drohte ich. — „Zwang? Ich fand sie am Abend — allein — im Gebet — das Kreuz in der Hand." — „Meine Juliana! Wart! Ich muß nur erst einiges Dringendere thun: — dann reiß' ich diese Seele zu mir empor."

Am Tage darauf traf Serapion ein: mit dem schärfsten Blick seiner grauen Augen sah er mich an, als er sprach: „deine That ist gut für das Reich: — schlimm für dich!" — „Warum?" — „Du brachst die Treue."

„Das Wort des sterbenden Berung!" fuhr ich ihn an. „Ist denn die Treue das Höchste?" — „Ja." — „Und euer Arminius? War das Germanentreue?" — „Nein, Römertreue war das, Imperator. Nachdem ihr uns, wie alle Völker, die ihr erreichen konntet, überwältigt und überlistet, kam in meinem großen Ahn — ich sagt' es schon — ein größrer Überlister über euch. Vergeltung hat Arminius geübt. Der Geist, den, wie sie glauben, Wodan den Germanen gab: — während doch sie ihren Geist diesem Gebilde gegeben haben. Aus Notwehr für sein Volk brach er Recht und Treue. Das ist groß. Nun merk' auf mich, du junger Imperator. Hast du Constantius die Treue gebrochen nur um des Reiches willen?"... — „Nicht, um mein Leben zu retten! Die Gefahr war vorüber." — Ich weiß. Aber hat nicht doch die stärkste Macht in dir . . .? Jedoch . . . lassen wir das jetzt! — Vielleicht führt eine andre Stunde uns darauf zurück. Ich halte mein Wort dir gegenüber noch über unsern Vertrag hinaus: nur dem Cäsar hatte ich's gegeben: ich diene auch dem Imperator Julian; nur nicht gegen mein Volk!" „Dem Reich der Römer hältst du Frieden?"

Also suchte ich ihn zu verstricken. Unwillig schüttelte er das Haupt: „Julian auch als Imperator werd' ich nicht bekämpfen. So unser Treuvertrag. Dem Reich der Römer schuld' ich nichts. Spiele nicht weiter mit der Treue, Imperator! — Dieser Jovian da ist Zeuge — und Bürge — unsres Vertrages."

Die ersten Früchte meiner neuen Herrschaft sind nicht süß! Die Mutter weint — warum weint sie? Ist sie doch in Sicherheit! Nie hätt' ich sie der Rache des Constantius ausgesetzt! Nun aber erkenne ich den Hauch meiner Götter auch in dem Sturme, der die Meinen aus seiner Gewalt in meinen Schutz geführt hat. — Die Schwester betet zu verhaßtem Gotte. — Die Freunde haben mehr verhaltnen Vorwurf als Lob für mich. O Helena, wie fehlst du jetzt! Ich floh an ihren Sarg am ersten Tage meiner Herrschaft und weinte, weinte bitterlich.

Du aber, o Lysias (— des bin ich sicher! —), du hast auf die Kunde hin den Göttern frohlockend den Hausaltar bekränzt! Die Hoffnungen, ach nein, nur die Träume, die kühnsten, die ich in Macellum, in Athen hegte und liebte: — ich mache sie glorreich wahr. Warte nur noch kurze Zeit, bis ich die dringendste Kriegsarbeit gethan, bis ich aus diesen um mich her brandenden Wogen ans Land geschwommen. Dann rufe ich dich zu mir, mein Lysias! Dann sollst du es sein (— keinem als dir gebührt dieser höchste Ehrenlohn —), mit dessen Rat ich die Götter herstelle und die Galiläer zwar wahrlich nicht unterdrücken, nicht verfolgen will (— der oberste Gott sieht in mein Herz! —), aber bändigen. Sie sollen unter meinem Scepter Übles nicht leiden, aber auch, beim Helios! nicht mehr thun.

Allein vorher noch, — ehe ich den Galiläer angreife, muß ich mich des Constantius erwehren. Der Kampf zwischen uns beiden wird zugleich ein Götterurteil sein: Constantius oder Julian, Golgatha oder der Olymp: — wer ist stärker? In Constantius fordere ich den Galiläer zum Kampfe heraus. —

Jedoch noch darf ich nicht offen hervortreten. Die elende Heuchelei, die der Glaubenszwang auferlegt, — noch muß ich sie fortführen: ich kann in meiner Schwäche (— siebzehntausend Helme gegen die ganze römische Welt! —) nicht auch noch die Bischöfe gegen mich unter die Waffen bringen.

O Lysias, es thut weh! Wohin schwand die krystallhelle Unschuld, die ungebrochene Wahrhaftigkeit meiner Jugend? Verstellung, Lüge, Heuchelei: — seit du in jenem Klostergarten mich vom Baume der Erkenntnis kosten ließest, — sie endeten nicht mehr.

Und jetzt — „Treubruch", wie diese derben Germanen schelten. Das Schicksal reißt mich fort von Schuld zu Schuld. Das Fatum? Oder meine Eigenart? Oder die Götter?

Und doch ist's unschuldige Schuld. Ich mußte, ich muß: — — fürs Reich. Denn wehe dem Tag und Fluch der Stunde, da ich mir sagen müßte, daß ich's nicht bloß ums Reich, für Rom gethan und die Götter. —

Nein, nein! Das wäre die innerste Vernichtung.

Und um der Welt, um mir vor allem zu beweisen (— denn manchmal erbebt mir das Herz in quälendem Zweifel! —), daß ich nur aus Pflicht gegen den Staat gehandelt, — hab' ich nun meine nächsten Entschlüsse gefaßt. —

Nachdem die Entscheidung gefallen war über die Zukunft des Reiches und über mein Haupt, rief ich meine

Feldherren zusammen zu einem Kriegsrat. Da empfahlen sie alle, einstimmig, ich solle hier alles liegen lassen, wie es liegt, so rasch als möglich Constantius angreifen und unschädlich machen. Er sei nicht gerüstet: fast ohne Truppen stehe er in Italien: ich solle ihm nicht Zeit lassen, nach dem östlichsten Morgenland zu entfliehen, wo die ganze Stärke seiner Heere versammelt stehe, die er dann (— statt gegen die Perser —) gegen mich mit erdrückender Übermacht heranführen werde.

Ich ließ sie ausreden, alle. Dann erwiderte ich: „ohne Zweifel ist das der beste Rat für Julian, aber nicht für das Reich. Die Wohlfahrt des Reiches erheischt, daß ich vorerst hier alles nach Kräften ordne, bevor ich Gallien — auf unabsehbare Zeit! — verlasse. Die Weltgeschichte soll nicht sagen: „Julian hat den kaum wiedergewonnenen Rhein den Barbaren preisgegeben, um sein Haupt zu retten, seinen persönlichen Feind leichter zu besiegen." Erst das Imperium, dann der Imperator."

Auch gebe ich die Hoffnung noch nicht völlig auf (— obzwar sie schwach ist! —), durch äußerstes Entgegenkommen, durch demütige Nachgiebigkeit Constantius soweit zu versöhnen (— oder doch einzuschüchtern durch meine Heeresstärke —), daß der Bürgerkrieg vermieden wird, daß er den Schwager, den Vetter, der das Blut der Flavier, der Constantier, mit ihm teilt, als Imperator, wenigstens in dem Gebiet — Gallien — anerkennt, das ich bisher, nachdem ich es den Barbaren entrissen, als Cäsar beherrscht habe: — ähnlich, wie er früher mit seinen Brüdern das Gesamtreich, nach Provinzen gegliedert, geteilt hatte.

Freilich: Jovin schüttelt dazu bedenklich den Kopf, den nüchternen, hellen, und nennt jene Hoffnung eine Thorheit meines Gemüts. „Wo ist dein Bruder Gallus?" frägt er. „Seine Schuld war nicht größer als die deine. Ich bin

überzeugt, Constantius hat dir auf die erste Nachricht sofort das gleiche Schicksal zugeschworen. Jeden Tag, den du zögerst, benützt er, seine Heere, seine Rüstungen zu verstärken. Und sollte er auch, den Waffenkampf zu meiden, zum Schein auf deine Vorschläge eingehen: — wage dich nie in seine Nähe anders als in Mitte eines überlegnen Heeres." Er mag wohl recht haben, der Treue.

II.

Gleichwohl versuche ich den Weg der Verständigung. Ich schrieb ihm einen wahrheitgetreuen Bericht des Geschehenen — so aufrichtig, daß ich, als Imperator, nur da fortfuhr, wo ich in jener Nacht als Cäsar zu schreiben aufgehört hatte, aufgeschreckt vom Ruf des Gottes durch die Tuba.

Ich hob hervor, daß ich erst nach wiederholter Bedrohung mit dem Tode nachgegeben (daß ich den Purpur nahm, nicht um mich, um das Reich zu retten, kann ich ihm doch nicht sagen!). Ich bat ihn, sich in die mir abgedrungnen Thatsachen zu finden. Ich wolle mich auf Gallien und Britannien beschränken, er solle auch für diese Provinzen alle obersten Beamten ernennen! Ich versprach ferner, ihm für den Perserkrieg aus meinen Provinzen an Truppen zu schicken, was irgend möglich sei, und hierin fortzufahren, solang ich lebe: nur jene Scharen, denen er und ich versprochen und geeidet, in Gallien bleiben zu dürfen, seien weder freiwillig noch gezwungen in ferne Lande zu verschicken: ich selbst müsse für unthunlich erklären, durch deren Entfernung das kaum gewonnene Land rettungs-

los den Barbaren preiszugeben. Und bescheiden unterzeichnete ich mich nur als „Cäsar“: wüßten es die Meinen, mein Leben wäre wiederum bedroht.

O Lüge! Unwahrheit nach allen Seiten! Lüge! Gegen meinen rechtmäßigen Herrn, wie gegen die vertrauenden Herzen, die ihr alles auf mich gesetzt haben. Ist das die Verstrickung, die Folge der Schuld des ersten Schrittes vom geraden Pfad der Pflicht hinweg? Aber nein doch! Ich habe ja nur um der Pflicht willen die Pflicht verletzt!

Bevor die Entscheidung des Constantius eintrifft, ist es meine Pflicht (— o wie klammere ich mich so gern an dieses Wort! —): meine Provinz so stark gegen die Barbaren zu sichern, daß ich sie nötigenfalls mit gutem Gewissen verlassen kann, muß ich denn doch ausziehen — zu dem Kampf um die Welt! Noch einmal trag' ich — zum viertenmal! — meine Waffen über den Rhein! Die Barbaren sollen den Eindruck bekommen, daß sie vor mir nie sicher sind, hab' ich auch noch so viele andere Sorgen!

Vorher entließ ich Serapion abermals in die Heimat, langen Abschied (— für immer vielleicht! —) zu nehmen von dem greisen Vater, falls ich gegen Constantius in den Osten ziehen muß. Der Treue will mich begleiten: „das ist dein gefährlichster Weg,“ sprach er, „für dich und deine Ehre!“ Als er im Sattel saß, sprach er zu mir vom Gaul herunter: „Welch seltsame Verkettung der Dinge!

Germanen waren es zu allererst und zu allermeist, die in jener Dezembernacht über den Thron des Römerreichs verfügten. Und zwar zu deinen Gunsten! Des Helden, der ihnen seit unvordenklicher Zeit den stärksten Widerstand geleistet hat: wird je ein Nachfolger ähnlichen leisten? Ich hoffe: nein! Ich hoffe: du, Julianus, bist der letzte Römer!

Und dich rufen nach Asien ab Constantius, Perser und Parther. Und du bist es, der die alten Götter erneuen will? So würden Zeus und Apollon den Germanen ihre Wiederaufrichtung verdanken: — wäre sie nicht unmöglich.“ Der Trotzige! Er ist wie starres Eis! Jedoch der Strahl des Helios schmelzt auch das stärkste Eis. Ich ersehne die Stunde, da ich auch im Wettringen der Geister, wie dort bei Straßburg mit dem Schwert, diesen Germanen bezwinge.

Schon im März überfiel ich die Chattuaren auf beiden Ufern des Unterrheins, südlich vom Einfluß der Lippe: — ohne Kriegserklärung (— mit dem Völkerrecht kann man es wirklich nicht allzugenau nehmen, will man etwas Erkleckliches ausrichten! —). Rasch zwang ich sie, um Frieden zu bitten, den ich gern gewährte: sie mußten versprechen, nie mehr weiter westlich vorzudringen. „Sie versprechen's,“ meinte Jovian achselzuckend. „Aber hat Serapio Recht, so brechen sie ihr Wort so notwendig, — wie du das deine brachst.“ Liebenswürdig ist das nicht von meinem künftigen Schwager.

Denn jetzt wird er's wohl werden: von allen Sterblichen hat dies Liebespaar den zweifellosesten Vorteil von meiner Erhebung. Ich warte auf sein Werben. Ich warte schon seit Monaten. Ich kann ihm doch die schöne Juliana — die Schwester eines römischen Imperators! — nicht antragen! Oder sollte sie ihn abgewiesen haben? Er ist so viel ernster, trauriger. Und sollte nun doch von frohster Hoffnung sein! Ich versteh ihn manchmal nicht mehr recht.

Aus dem Lande der Chattuaren zog ich langsam stromaufwärts bis Basel, überall zum Abschied die Befestigungen und Besatzungen verstärkend und vermehrend, so den Rhein

sichernd, falls ich ihn nie wiedersehen sollte, und ging dann über Besançon nach Vienne. Hier erwarte ich, auf das äußerste gespannt, die Antwort des Constantius: jeder Tag der Zögerung mindert meine Aussicht, zu siegen: denn diese hatte auf der Überraschung beruht. Er aber, er wartet, wartet und — rüstet.

Er antwortet nicht: — wie lang noch soll ich harren? Bis er, vollgerüstet, mit erdrückender Übermacht die Kräfte des ganzen Reiches gegen Gallien heranführt? Ich weiß gar nicht, wo er zur Stunde weilt. Ach manchmal beschleicht mich die Hoffnung (— Traumgesichte bestärken sie mir! —), das Eingreifen des schweigsamsten der Götter, des Thanatos, erspart dem Reiche den Bürgerkrieg. Neulich sah ich im Traum einen offnen Sarg, aus dem der Purpurmantel niederwallte. Da ich ihn sah, war es wohl nicht *mein* Sarg. Oder doch vielleicht?

Noch immer keine Antwort! Ich aber kann Gallien nicht verlassen, sie mir zu erzwingen: denn neue Germanenstürme drohen! Derselbe Alamannenkönig Vadomar, vor dem ich im Vorjahr mit einer Verbeugung umkehren mußte, weil er mir die Schutzbriefe seines Freundes Constantius vorwies, hat, in schnödem Bruch des mir gelobten Friedens, die Grenzgebiete Rätiens am Oberrhein überfallen und verheert. Derselbe arglistige Barbar, der mir nach der Erhebung zum Imperator schmeichlerische Briefe schrieb, in denen er mich „Augustus“, „seinen Herrn“, „einen Gott“ nannte!

Seine Raubscharen lockten, gerade während diese Briefe an mich abgingen, unsere Grenzwacht bei Säckingen am

Oberrhein in einen Hinterhalt und hieben die unvorsichtigen (— hitzige Petulantes-Gallier, — samt ihrem unvorsichtigen Führer! —) nieder.

Eine Schlappe darf nicht mein letztes Erlebnis in Gallien sein. Ich muß nochmal über den Rhein. Sie müssen Furcht lernen.

III.

Wahrlich, die Götter sind gegen Constantius: — sind für mich, auch Hermes, der Gott der Wege.

Einer meiner besten Germanenführer, Sigiboto, ein blonder Friese, hält des Nachts Wacht am Oberrhein südlich von Basel, wo mancherlei Steige und Pfade nach Italien sich abzweigen. Er hört ein (— freilich nur leises —) Geplätscher im Fluß, das er auf Otter oder Biber oder nächtliche Raubfische zurückführt. Aber der Raubfisch landet: mein Friese springt zu und ergreift einen Menschen, der sofort einen langen Streifen Papyrus zu verschlingen bemüht ist. Sigiboto reißt ihm die Hälfte aus den Zähnen und schickt den Gefangenen und seinen Papyrus an mich.

Siehe da: der Raubfisch erweist sich als ein zu Vadomar entlaufener Römer aus Avenches (er entlief vor Gaudentius, dem Steuereintreiber! was ich ihm nicht verdenken kann!), der des Königs Geheimschreiber ward. Und aus dem Papyrus erhellt (— o Schmach und Schande! —), daß Constantius, der an mich nicht schreibt — daß er — oh es ist empörend! (daher mich, den empörten „Empörer“ stark entschuldigend!): — abermals, wie gegen die

Anmaßer Magnentius und Decentius, so gegen mich die Barbaren ins Land ruft, dieser Augustus!

Mag Gallien, mag das Abendland wieder Tummelplatz oder Beute der Germanen werden: — wenn nur ich erliege, wenn nur ich, von den Barbaren bedrängt, hier festgehalten werde, nicht ihm entgegenziehen kann, bis er hier erscheinen und im Bunde mit seinen Freunden im Bärenfell mich vernichten kann. Er aber kann dann die Helfer nicht mehr ausschaffen, die er hereingerufen: das haben wir erlebt. —

Der Papyrusfetzen enthielt ein Stück der Antwort des Alamannenkönigs auf ein Schreiben des Constantius: es lautet . . . „so werde ich also, deinem letzten Auftrag gemäß, nicht ablassen, die Grenzen Galliens zu beunruhigen, auf daß der berühmte Wiedereroberer dieses Landes es unmöglich verlassen kann, ohne vor aller Welt die Verlogenheit dieser Prahlerei aufzudecken. Ich sende zunächst nur Raubscharen aus, die ich leicht verleugnen kann, bis ich einen neuen Bund von Königen zu stande gebracht habe. Dann aber zahlen wir ihm den Tag von Straßburg heim und besetzen dauernd das gallische Land. Zwar hast du mir schon, wie weiland Chnodomar, die Abtretung alles von mir zu besetzenden Gebietes versprochen: aber ich bitte doch, mir die feierliche Bestätigung zu schicken. Dafür hoff' ich dir bald den philosophischen Kopf dieses deines Cäsars zu senden, den du schlecht gezogen hast. Ich werde die Zucht nachholen. Als ich ihn sah, saß er zu Pferd: er sah aus wie ein Äffchen auf hohem Kamele . . .“

Ich gestehe, dies letzte hat mich verdrossen, bitter geärgert! Warum? Vielleicht, weil wirklich die Reitkunst nicht meine vollkommenste Fertigkeit ist. Wie kommt aber der Germane dazu, jene beiden Tiere zu kennen? Freilich, er hat in unserm Dienst in Afrika gefochten. Warte,

Barbar, der Affe wird sich rächen! Er beißt und kratzt. — Ich plane etwas.

Triumph! Es ist gelungen! Wir haben ihn, den witzigen, scharfblickenden König. Nun lernt Er bei uns reiten: den Kerkerschemel. Ich sandte meinem klugen Sigiboto Befehl, von der Ergreifung jenes Boten streng zu schweigen und ein versiegelt Schreiben von mir sofort zu öffnen, sobald er König Vadomar wieder einmal auf dem linken Ufer antreffe.

Denn dieser kecke Barbar lehnte jede Verantwortung für die Streifereien jener Scharen ab (— die seien nicht von seinem Gau oder seien von ihm selbst gebannte Räuber! —) und verkehrte ganz unbefangen mit unsern Grenzwachen. So kam er denn bald wieder — mit nur Einem Ruderer — über den Rhein gefahren zu Sigiboto, Waffen (— gute römische Waffen! —) einzukaufen gegen Geld, das seine Leute gewiß kurz vorher bei uns geraubt hatten. Sigiboto erinnerte sich sofort meines versiegelten Schreibens, lud ihn, nach beendetem Handel, zu Tisch, öffnete einstweilen meinen Befehl, den er im Zelte liegen hatte, und — vollführte ihn ebenso rasch, indem er den König ergriff und für meinen Gefangenen erklärte. Gefangener eines Affen sein muß einen Germanenkönig schmerzen!

Alsbald ward er mir vorgeführt in Basel, wohin mich der Lärm jener Grenzkämpfe gerufen. Ich war ihm wenig gewogen. Aber ich muß sagen: dieser Barbar hat meinen Zorn entwaffnet durch seine unglaubliche — Schlauheit. Der Rothaarige hat eine solche Ähnlichkeit mit einem Fuchs (— du hast doch schon bemerkt, daß Menschen manchmal Tieren mehr ähneln als Menschen? —): die lang vorgestreckte Nase, das zurückgenommene Kinn, die listigen,

blitzenden gelben Augen, der steife kurze Bart und die unerschöpfliche Fülle von Lügen und Ränken jeder Art: — die Schlagfertigkeit seiner Antworten entwaffnete mich.

Er war doch wahrlich in übler Lage, als er in seinen Ketten vor mir stand und ich ihn ansprach: „Ei, sieh nun den Fuchs in den Händen des Affen."

Leicht zuckte es um seine Mundwinkel, als wollte er sagen: „also das weiß er auch?" Aber ohne Bestürzung und ohne Besinnen erwiderte er: „es ist ein Lob, einen Menschen einen Affen zu nennen." — „Wieso?" — „Der Affe berauscht sich nie zweimal im selben Getränk: aber der Mensch immer wieder in Wein."

„Ich nicht." — „Aber in Ruhm! Dem Getränk, das unersättlichen Durst weckt. Du, oh Imperator Augustus, bist ein Trunkenbold des Ruhms."

Soll ich einen Kopf abschlagen, der solche Einfälle hat? Es wäre doch Schade! Ich bin nicht blutdürstig wie der fromme Constantius. Ich mußte lächeln. Mit drohendem Finger entließ ich den Rotkopf. Ich werde ihn jenseit der Pyrenäen irgendwo einbannen, weit genug weg von seinem Rhein, ihn ungefährlich zu machen!

Er ist geistreich, dieser Germane. Wie mannigfaltig doch sind sie geartet: Berung — Chnodomar — Serapion — und nun dieser Fuchs Vadomar! Und wir begehen den Irrtum, sie alle, wie etwa die Glieder einer Herde Rinder oder eines Rudels Wölfe, einen gleich dem andern zu rechnen. Steckt wirklich Zukunft in ihnen? Nein doch, es paßt mir gar nicht in meine Hoffnungen.

Aber dieser reichsverräterische Imperator! — Wir fanden einen Brief von ihm in Vadomars Wehrgurt eingenäht: abermals hat er (— in denselben Ausdrücken: — er hat sie wörtlich abgeschrieben aus der Urkunde für Chnodomar: wie geistlos! —) auch diesem Barbarenkönig

feierlich zugesagt, er solle alles Land in Gallien zu eigen behalten dürfen, das er mir werde abnehmen können! Diesen Brief des Constantius hab' ich in zahlreichen Abschriften aus Gallien nach Illyricum, Pannonien, Thrakien, Makedonien vorausgeschickt: er hat gar viele Leser zum Abfall von dem Verfasser bewogen!

Um den Schrecken zu verwerten, den die Gefangennehmung des kühnen Ränkeschmieds unter seinen Gauleuten verbreitet, entschloß ich mich, zum fünftenmal den Strom zu überschreiten. Ich nahm nur schwache Scharen germanischer und gallischer Söldner mit; in dunkler Nacht stiegen wir in die schwanken Kähne, stießen auf geringen Widerstand und zwangen den Bestürzten das Versprechen ab, fortab unverbrüchlich Gallien in Ruhe zu lassen: — sonst falle der Kopf ihres Königs. Zum Glück wissen die Barbaren nicht, wie ganz unmöglich mir es wäre, diese Drohung zu erfüllen. Ist es dem Germanenkönig zu verdenken, daß er, die reichsverderberischen Aufforderungen des Constantius befolgend, seine raub- und kampfbegierige Jugend auf römisches Grenzland losläßt, im geheimen Einverständnis mit dem Imperator selbst?

O dieser Imperator! Jetzt endlich (— gestern! —) traf seine Antwort ein: — aus Cäsarea in Kappadokien. Hier erst erreichten ihn meine Gesandten: — er war stets vor ihnen weiter östlich gewichen und viele Wochen hielt er sie hin, eh er ihnen zuerst mündlich, dann endlich schriftlich Bescheid gab, den sie mir nun überbrachten. In heftigstem Zorn (— obwohl einstweilen Monate verronnen waren, seit er die erste Nachricht erhalten —) wies er sie ab und alle meine Vorschläge. Wenn mir mein Leben lieb sei, solle ich sofort die dünkelhafte Anmaßung niederlegen und

mich in den Schranken meiner Cäsarenwürde halten: auch soll ich mich sobald als möglich (— mit nur sechs Begleitern! —) in seinem Lager stellen und verantworten.

Das ist's. Die scheinbare Mäßigung, daß er mir die Cäsarenwürde beläßt, beruht nur darauf, daß er erst die persische Gefahr abwehren muß: — zöge er gleich wider mich, würde ihm Großkönig Sapor auf dem Fuße folgen bis Byzanz. Und so soll ich in seine Gewalt gelockt werden! Gewiß hat er bei der ersten Nachricht beschlossen, mich Gallus nachzusenden. So zwingt er mich, ihn aufzusuchen: aber an der Spitze meines Heeres. Gallien darf ich jetzt getrost sich selbst überlassen. Ich berief nun gestern — es ist Anfang Mai — alle hier in Paris versammelten Truppen, hielt eine große Heerschau ab, verlas zuletzt die Antwort des Constantius, ließ meine Gesandten mündlich berichten, was sie am Hof erlebt, und erklärte mich bereit, dem Befehle gehorsam, wieder in die Cäsarenwürde herabzutreten.

Aber brausend, ja, schon wieder drohend, scholl mir aus aller Mund der Ruf entgegen: „Nein, Juliane Imperator Auguste! Nach der Wahl des Heeres, der Provinz und bald des Reichs.“ Bisher trug ich nur eine Art Spielkrone, wie der Schiedsrichter bei einem Ringkampf; erst von jetzt ab trag' ich ein Diadem.

Ein paar Heerführer, die in schöner Treue an dem Imperator, der sie eingesetzt, festhalten, entließ ich ungefährdet, jeden in seine Heimat. Einen von ihnen, der allzukühn vor den Cornuti redete, wollten die Ergrimmten erschlagen: nur mit Mühe rettete ich ihn, indem ich ihn vor ihren Augen unter meinen eigenen Kriegsmantel zog. Dem elenden Florentius, dem Präfekten von Gallien, der mir als Cäsar jeden ergreifbaren Knüttel in den Weg geschleudert, mir als Imperator bei Constantius, zu dem er gleich aus

Lyon flüchtete, die schlimmsten Verbrechen vorgeworfen hat, schickte ich Weib, Kinder und Habe aus meiner Gewalt und aus Gallien nach.

Vor dem Aufbruch von Paris noch ein überraschender Besuch: Johannes der Mönch taucht plötzlich auf. Er erfährt in Rom, wohin er wieder aus Jerusalem zurückgekehrt war (welcher Unsinn: sein Leben lang zwischen zwei Gräbern hin und her zu pendeln!), das Geschehene, eilt sofort ohne Aufenthalt — immer barfuß! — über die Alpen, dringt bis zu mir in das Palatium, wirft sich mir zu Füßen und fleht mich an, den Purpur von mir zu schleudern, zur Rettung meiner Seele, zu bereuen und zu büßen.

Ich gestehe, ich ward ein wenig heftig. „Ich habe keine Zeit. Ich muß leider vorher das Reich retten, guter Johannes," erwiderte ich. Ganz unglücklich sucht er jetzt die Meinen auf in Marseille. Die Mutter ist so leidend, daß sie nicht reisen kann, schreibt Juliana. Ich wollte beide mit mir führen in den Feldzug. Aber sie sind am Ende sicherer in meinem Gallien als in des Constantius Asien.

Bevor ich aufbreche, werde ich der Kriegsgöttin Bellona Opfer bringen und ihren Willen erforschen — heimlich noch: ich darf nicht vor meinem Abzug die Bischöfe und andere Priester hier gegen mich aufreizen: sie würden mir die vielen Galiläer in meinem Heer irre machen: bisher gereichte mir zum Heile, daß Constantius ihnen als Arianer verhaßt ist. Daß ich nicht Arianer bin, das hab' ich ihnen wiederholt feierlich geschworen! Es ist kein Falscheid. Aber ich mußte neulich noch dem Gottesdienst am Epiphaniasfest in der Basilika beiwohnen. Ach ist es ein gutes

Werk, was so viel Heuchelei von mir verlangt? — Fürs Reich, für die Götter der Wahrheit — heucheln?

Heute drohte ein kleiner Unfall, der auf dem Feld der Übungen vor den Thoren mich betraf, die Keltä Petulantes zu entmutigen, Neugeworbne, die ich selbst die Schilde gebrauchen lehrte. Wie ich mit rascher Bewegung den Schild vor das Haupt schwinge, reißen die angenieteten Bänder, die Schildscheibe fällt zur Erde und nur das Band um den Oberarm und der Schildgriff haften mir am Arm und in der Hand. Erschrocken stutzten die Neulinge: ich aber rief: „ein gutes Zeichen: fest halte ich, was ich habe.“ Man muß die Zeichen nur günstig deuten, dann wirken sie günstig.

Gut fiel das Opfer aus. Die Göttin verheißt mir Sieg. Ja, aus dem Einen Stierzeichen bei der Opferung erkannte der Opferer, es werde gar nicht zum Kampfe mit Constantius kommen: es floß fast gar kein Blut.

O wenn es mir doch erspart bliebe, gegen Helenas Bruder das Schwert zu ziehen! Gerät er in meine Hände, — kein Haar soll ihm gekrümmt werden. Ich schwor es an dem Sarge der Geliebten, von dem ich gestern den thränenvollen Abschied nahm. Dem Schutz aller Götter hab' ich sie scheidend anempfohlen. Werde ich jemals die friedevolle, ihnen geweihte Stätte wieder schauen?

Ich habe beschlossen, meine gesamte Macht — nach Abzug der in Gallien zurückgelassenen Besatzungen — in drei Scharen zu gliedern: zwei kleinere sollen, die eine über den Mont Cenis, die andere südlich des Bodensees

über Bregenz in Italien eindringen, und den Senat in Rom für mich gewinnen. Die dritte, die Hauptmacht, führ' ich selbst durch den Schwarzwald auf der alten Legionenstraße nördlich der Donau nach Pannonien, von da nach Byzanz und von da nach Asien, dem Kampf um die Weltherrschaft entgegen.

Und alle großen Götter ziehn mit mir!"

IV.

An den Iden des Mai des Jahres dreihunderteinundsechzig überschritt Julian in der That mit seiner Hauptmacht bei Basel den Rhein, zog, von den eingeschüchterten Alamannen nicht belästigt, durch den Schwarzwald nach Rottweil (Arae Flaviae), dann auf dem nördlichen Ufer der Donau hinab auf Passau und Wien. Er flog in Eilmärschen dahin, als gehe es sofort dem Feind entgegen!

Als oberhalb Wiens eine Stelle erreicht war, wo der Strom sicher zu befahren schien, schiffte er sich auf hier vorgefundenen Kähnen mit Serapion und dreitausend Mann ein, während er etwa zwanzigtausend unter Jovian auf der Heerstraße nach Sirmium (heute Sirmisch oder Mitrowitz) folgen ließ.

Er ward auf der Fahrt wenig bemerkt, da er, gewähltere Speise nicht verlangend, mit der Kost seiner Krieger zufrieden, die Städte und Kastelle am Ufer nicht aufsuchte, sondern, weit ausbeugend, nach Kräften vermied. Die finstre Nacht, der abnehmende Mond begünstigten die Heimlichkeit. „So schoß er mit Blitzesschnelle wie ein

feuriger Pfeil seinem Schicksalsziele zu", — schrieb bald darauf der wackere Ammianus Marcellinus.

Schon am Abend des elften Tages erreichte er Bononia (jetzt Bonoſtar), nur sieben Stunden oberhalb Sirmium. Seinem Sterne vertrauend beschloß er einen Handstreich auf diese starke Feste, obwohl seine Hauptmacht weit zurück war. Noch in derselben Nacht sandte er eine rasche Schar germanischer Reiter unter Sigiboto dem Friesen voraus, die verwegen in die Stadt eindrangen, den Feldherrn des Constantius, den trotzigen Lucilianus, in seinem Bett zum Gefangenen machten und Julian zuführten.

Mit Staunen entdeckte der Überraschte die geringe Zahl der Angreifer: da ihm Julian verstattete, nach römischer Sitte seinen Purpur zu küssen, fühlte er sich seines Lebens sicher und sprach hochfahrend: „allzuverwegen, Unvorsichtiger, wagtest du dich mit so schwachen Kräften in solche Gefahren."

„Spare deine Warnung für Constantius," erwiderte Julian. „Überließ ich dir den Saum meines Purpurs, wollte ich dir dadurch nur die Angst benehmen, nicht, dich zu meinem Ratgeber ernennen. Und du siehst sie eben nicht, die ungezählten Helfer, die über meinem Haupt in den Lüften schweben. Auf, allezumal, zu Pferd! Aurora findet uns bereits in Sirmium."

Und wirklich gelang der tollkühne Streich! Sowie sich die kleine Schar der weitgestreckten Vorstadt näherte, öffneten sich die Thore der Festung: Besatzung und Bürgerschaft zogen entgegen mit Fackeln, Kränzen und Blumengewinden und begrüßten Julian als Augustus. „Noch ist kein Tropfe Blutes geflossen," jubelte der, „und schon ist die Hauptstadt von Pannonien mein."

Und dies unerhörte Glück blieb ihm treu. Nun zeigte sich, wie bitter verhaßt die Regierung des Constantius und

seiner Eunuchen gewesen war: überall empfing man Julian „wie ein glückbringend Gestirn".

Auf die bloße Nachricht von seiner Annäherung flohen die beiden Konsuln dieses Jahres, der Präfectus Prätorio Taurus und der Präfekt von Gallien, jener Florentius, den freilich das böse Gewissen scheuchen mochte, ohne an Widerstand zu denken mit stets gewechselten Postpferden Hals über Kopf über die julischen Alpen auf und davon nach Italien. Aber auch aus Italien, aus Rom flüchteten diese zur Verteidigung Berufenen, sobald die erste Heerschar Julians den Po überschritten hatte: Rom und ganz Italien, sogar Sicilien, fiel widerstandlos dem kühnen Angreifer zu: eine Wiedererhebung in seinem Rücken, in Aquileja, ward bald unterdrückt.

Julian selbst eilte unaufhaltsam weiter: von Sirmium aus, wo er das Eintreffen seiner Hauptmacht erwartete, zog er gen Süden, bemächtigte sich durch den weit nach Osten vorausgeschickten kühnen Franken Nevitta der wichtigen Pässe von Succi an der Grenze Niedermösiens und Thrakiens (jetzt Serbiens und Rumeliens, zwischen Sofia und Philippopel) zwischen Hämus (Balkan) und Rhodopegebirge (heute Despotodag), von wo er das innere Dakien, andererseits Thrakien überschaute: die Bewachung dieser wichtigen Stellung vertraute er jenem Franken, dem hierbei eine hübsche Kriegslist glückte. Den einzigen Weg zu der schwer zugänglichen Paßhöhe von Succi sperrte vollständig das Castellum des Mars Defensor; der Befehlshaber schickte eine Kohorte der Besatzung — isaurische Söldner in deren eigenartiger Waffentracht: — Spitzhelme, Langschilde, Beile statt der Speere — auf Kundschaft aus gegen die andringenden Vorscharen. Nevitta überraschte diese unvorsichtigen Späher in ihrem Nachtlager so völlig, daß sie sich ohne Widerstand ergaben. Er steckte nun sich und zwei-

hundert seiner Germanen in die isaurischen Waffen, zog, im noch halbdunkeln Morgendämmer, vor die Thore des Kastells, Einlaß verlangend und sichere Nachricht von dem Feind verheißend: er ward ohne Bedenken eingelassen und das Kastell und der wichtige Paß waren ohne Blutvergießen gewonnen. Von da flog Julian vorwärts, südlich nach Naïssus (Nissaz in Serbien). Erst hier machte er Halt, um, vor weiterem Vordringen nach Thrakien in den Osten hinein, Erkundigungen über den Gegner einzuziehen, von dem man nur wirre, widerstreitende Gerüchte vernommen hatte.

Eines Abends lud hier der Imperator die beiden Freunde, Jovian, den er zum Magister Militum ernannt, und Serapio, der jedes römische Amt abgelehnt hatte, in sein Gemach. Sie fanden ihn in freudigster Stimmung.

„Hast du schon wieder, ohne Schwert zu ziehen, eine Feste gewonnen?“ fragte Serapio. „Zwei!“ lachte Julianus. „Ich habe zwei Briefe geschrieben, die mehr wert sind als zwei Siege.“ — „Was für Briefe?“ fragte Serapio. „Zwei Rechtfertigungsschreiben . . .“ — „Das war allerdings schwer,“ sprach Jovian ernsthaft. „Nach seinen bisherigen Erfolgen,“ lächelte Serapio, „ist es schon erheblich leichter geworden. Und ist erst Constantius vernichtet, dann wird es so leicht sein, daß es gar nicht mehr nötig ist.“ — „Spötter! Ich sage dir: dieser Brief da an die Bürger meiner geliebten Stadt Athen wird noch bewundert werden, wann mancher meiner Siege vergessen ist. Da, lest. Oder nein: ich werde euch vorlesen. Das bringt die Feinheiten besser zur Geltung.“ Als er zu Ende war, sprachen beide Hörer ihren Beifall aus.

„Das ist gut,“ meinte Jovianus bedächtig, „ohne Schonung der Gegner, aber auch ohne Schmähung, —

wahrheitgetreu.“ „Ruhig und maßvoll,“ schloß Serapio. Ungeduldig warf Julian den Papyrus fort. „Ach, ihr Thoren! Nicht um den Inhalt handelt es sich mir. Zumeist doch um die Form. Und die ist . . . — nun, ein Meisterstück.“

Jovian sprach: „mir ist es um den Inhalt: um deine Rechtfertigung.“ Heftig entgegnete der Briefschreiber: „Unleidlich! Du siehst ja doch jeden Tag an meinen Erfolgen, daß die Götter mir beistehen! Wie könnte ich im Unrecht sein?“

Serapion erwiderte kopfschüttelnd: „wie gefährlich ist doch auch dein Aberglaube! — Nicht minder als der der Christen. Hast du bei Straßburg gesiegt, weil du im Rechte warst? Nein, durch deine klug gesparten Verstärkungen und durch des guten Chnodomar Verranntheit und blindes Vertrauen auf seinen Aberglauben.“

„Freund,“ meinte Julian: „über all diese Fragen müssen wir einmal grunderschöpfend verhandeln. Jetzt hört meinen zweiten Erlaß: den an den Senat zu Rom.“ Und er begann, vorzulesen; im Verlauf ward er immer rascher, hastiger, heftiger, leidenschaftlicher: seine Augen funkelten, seine Nasenflügel zuckten, seine Worte überstürzten sich: am Schluß außer Atem sprang er auf und rief: „Nun, ist das nicht herrlich? Hab' ich's ihnen nicht beiden tüchtig gegeben, Constantius und auch dem großen Constantin?“ „Schicke das nicht nach Rom, ich bitte dich,“ sprach Jovian. „Und warum nicht?“ fragte der Verletzte gereizt. „Es sind Wendungen darin, deren sich Libanius selbst berühmen dürfte!“ — „Es ist Eine Wendung darin, die sehr mißfällt. Denn du wendest dich darin ab vom Recht und ins Unrecht. Statt dich zu rechtfertigen —“

Julian biß die Zähne zusammen.

„Spielst du nicht nur den Ankläger, — nein, auch

gleich den Richter deines Feindes. Laß doch das Urteil über euch beide dem Senat, der Mitwelt, der Nachwelt!" „Und du, Serapio, du schweigst. Was denkst du?" fragte der Verstimmte. „Ich denke, wie ungerecht dein Vorwurf gegen Constantinus ist." — „Wie? Der, daß er massenhaft Barbaren, zumal auch Germanen, in alle höchsten Ämter des Staates für Krieg und Verwaltung eingeschoben hat?" — „Oh Julian, und was thust du? Gallien hast du Dagalaif dem Salier und Gomo dem Uferfranken anvertraut, hier den Paß von Succi — deine wichtigste Stellung — dem Chamaven Nevitta als Magister Equitum, der Alamanne Agilo und Immo der Juthunge haben dir Aquileja wieder erobert, der Markomanne Garizo, Sigiboto der Friese, Ekkard der Quade sind ganz wie Hippokrenikos zu Tribuni deiner Leibwächter befördert, und daß ich nicht auch Magister Equitum bin, ist nicht dein Verdienst. Constantin hat uns sowenig freiwillig gerufen wie du: wir sind euch schon längst unentbehrlich in Krieg und Frieden. Darüber würde ich nachdenken, wäre ich Imperator dieses Reiches, nicht darüber, ob Helios im siebenten oder im neunten Himmel wohnt. Solang ihr stark genug wart, unsere Kräfte für euch zu verbrauchen, ohne den Staat auf uns zu bauen, solang ihr uns verrömern konntet, war es ein ganz schlau Geschäft: tausend Germanen, die ihr an der Grenze aufnahmt in euren Dienst, waren tausend Feinde weniger und tausend Schirmer mehr. Aber seid ihr dazu noch stark genug?"

„Jawohl! Und werden's ewig bleiben."

„Dieser Hochmut wenigstens, diese Verblendung — mögen sie euch bleiben! Aber freilich: auch wenn ihr die Gefahr erkenntet: — ihr könnt gar nicht mehr anders handeln. Nur deshalb deck' ich sie dir auf." Unwillig fuhr Julian auf: „Also glaubst du wirklich, das Römerreich

wird jemals euch Germanen unterliegen?" Der Gefragte zuckte die Achseln: „Das, o Freund, würden nur die Götter wissen, wenn es welche gäbe. Verdient hättet ihr's wirklich schon lang. Aber — und damit stehen wir wieder am Anfang dieses Gesprächs: — nicht Recht und Tugend entscheiden den Ausgang solcher Kämpfe." „Sondern was . . .?" forschte Jovian. — „Sondern eine von uns unübersehbare Vielheit von weit zurückliegenden großen und kleinen Ursachen, die wir alle zusammenfassen in dem abkürzenden Ausdruck: die Notwendigkeit." „Das ist trostlos," meinte Jovian. „Gottlos ist es!" schalt Julianus.

„Wenigstens götterlos. — Aber lassen wir's für heute. Eure Ausrufe zeigen: ihr seid noch immer nicht hart genug gehämmert durch das Leben und nicht furchtlos genug gegenüber der unerbittlichen Wahrheit, um meine Sätze zu ertragen. Kommt, es ist schwül in dem engen Gemach. Und Freund Julians Schläfe glühen, teils vor Vaterfreuden an seinen Briefen, teils vor Unwillen gegen mich. Komm noch hinaus in die kühle Nachtluft. Es wird dir gut thun!"

„Ja," sprach Julian, sich erhebend, „gehen wir! Wandeln wir durch die Gassen des Lagers vor der Stadt, wieder einmal unerkannt die Gespräche der Leute am Wachtfeuer zu belauschen." Und er warf einen schlichten Soldatenmantel um.

„Er weiß, sie loben ihn meist," meinte Jovian, sich ebenfalls verhüllend. „Nur deshalb thut er's ja," lächelte Serapio, beiden folgend. Da wandte sich Julian rasch und reichte ihm die Hand: „nun ja, es ist wahr, ich höre mich gern loben. Aber sprich, kann ich nicht auch herbe Wahrheit ertragen?" — „Ja, Freund Julian, denn du bist nicht kleinen Geistes. Sonst wär' ich nicht hier," antwortete der Germane, fest die gebotene Rechte drückend.

V.

Alsbald schritten die drei Freunde durch die engen Lagergassen, in welchen zu so später Nachtstunde nur wenige Leute mehr zu finden waren; die meisten schliefen bereits in ihren Zelten.

Aus einem derselben aber in einem abgelegenen Winkel der Via Quintana schimmerte noch Licht durch die Öffnungen der Zeltvorhänge von gröbstem Segeltuch, und als die drei Männer leise näher schlichen, vernahmen sie mehrere Stimmen: lebhaft wurde da drinnen gestritten in der allgemeinen Sprache des Lagers: dem Vulgär-Latein. Vorsichtig lugten die Lauscher hinein: da saßen auf dem dichten Stroh einige Männer in eifrigem Gespräch: von der Spitze der Zeltstange in der Mitte hing an einem Lederriemen eine matt glimmende Ampel herab, die spärlich den engen Raum erhellte. Deutlich übersahen aber doch die Späher die Streitenden. Es waren vier Krieger der Cornuti.

„Es ist, wie ich euch sage," begann aufs neue der eine von ihnen, den der runde Schädel, die dunkle Farbe von Haar, Haut und Auge als Sproß Italiens kennzeichneten. „Er ist ein Sohn Apollons. In Gestalt eines goldnen Gusses von Sonnenstrahlen nahte der Gott Frau Irenen, als diese einsam am Meeresstrande dahinwandelte: und sie gebar ihm unsern Imperator. Deshalb ja verehrt er mehr denn alle andern Götter den unbesiegten Sonnengott Apoll. Deshalb gewährt ihm dieser Sieg in allen Schlachten, wie ihr's ja mit erlebt, Glück auf allen seinen Wegen und den leuchtenden Blick, der ihm die Seelen der Menschen gewinnt."

Der Mann zu seiner Linken machte mit leisem Grauen

das Zeichen des Kreuzes über der bleichen Stirn und dem Panzer: „Die Heiligen mögen uns behüten! Welch freole Rede! Da wär' er ja ein Sohn des übeln Höllendämons. Der Bischof meiner Vaterstadt Antiochia hat es gepredigt: ich hab' es selbst gehört: Apollon ist Lucifer, der Bringer des Lichts und alles Unheils. Glaubte ich das, — heute noch verließ ich seine Fahnen. Was sagst du dazu, Simon? Bist ja ein scharfer Kopf, ein halber Gelehrter!"

Der Angeredete schmunzelte wohlgefällig und rieb die scharf gebogne Nase: „Nu, ist's meine Schuld, daß ich nicht bin geworden ein Ganzer? Gar fleißig lernte ich bei dem Rabbi zu Gazza! Auswendig hatte ich gelernt die Hälfte von seinen Rollen, die hebräischen und die griechischen aus Alexandria! War es meine Schuld, daß kamen auf einmal in der Nacht die römischen Kriegsknechte auf der Suche nach einem jüdischen Mann, der sollte gelästert haben den — nu ihr wißt schon — ich nenn' ihn nicht gern! — den von Golgatha — fanden ihn nicht, und verbrannten in ihrem großen Zorn die Schule und alle Bücher, auch die ich noch nicht hatte gelesen! Und weil ich die guten Rollen hatte wollen schützen vor ihrer Wut, schlugen sie mich, — grausam schlugen sie mich! — und rissen mich mit sich fort, gebunden, vor ihren Kriegsobersten. Der lachte und sagte: „wähle, Jud'! Kopf ab, weil du hast trotzen wollen dem Imperator (— Gott du gerechter, wer bin ich, zu trotzen dem großmächtigen Imperator? —) oder — du hast ja starke, gesunde Knochen — diene dem Imperator mit dem Speer. Wähle." Wie heißt wählen? Nu, ich wählte! Den grauslichen Speer hab' ich gewählt! Und so bin ich denn geblieben a halber Gelehrter und geworden a halber Held."

„Nun so sage, was hältst du von des Cäsars göttlicher Abkunft?" wiederholte der Christ. „Was ich dervon halt?

Was werd' ich dervon halten! Nix halt ich dervon." — „Da hörst du's, Torquatus! Da hast du's mit deinem Apollo!" „Frohlocke nix, Christophore!" unterbrach der Jude. „Denn warum halt ich nix dervon? Weil es arge Gotteslästerung ist und arger Greul vor dem Herrn, von Gott zu sagen, daß er zeuge wie ein Mann oder wie ein Stier. Und weil, weil nur Ein Gott ist, nicht zwölf! Aber auch nicht drei! Und weil Gott der Herr nicht hat einen Sohn, sei er nun gezeugt durch einen Sonnenstrahl, Torquate, oder, Christophore, durch einen Taubenvogel. — Nicht! Nicht mich schlagen, Torquate! Gewalt! Gewalt! Schläge sind nicht Gründe. Hilf mir doch, Sigbrand, hilf, Sachse, du langer."

Da warf der Vierte, der bisher geschwiegen hatte, die mächtige Sturmhaube aus Büffelleder, aus welcher er soeben einen ganzen Strom Rotwein geschluckt hatte, zu Boden, wischte sich den feuerroten Bart und hielt den gewaltigen nackten Arm über den Juden: „laßt mir den Klugen in Ruhe. Zwei gegen einen? Schämt euch. Er hat recht in dem einen: das mit dem Sonnenstrahl und das mit dem Tauberer, — das ist dumm. Will ein Gott sich einen Sohn zeugen, hei, da thut er es selbst, braucht dazu keinen Sonnenstrahl und kein Federgeflügel. — Was verziehst du das Maul, Jude? Was zuckst du?" — „Wehe, weh geschrieen! Was redest du da von einem Gott und einen Sohn zeugen?" „Wie, du Hund?" schrie der Riese und packte seinen Schützling am spitzigen Bart. „Ist Sassenot vielleicht nicht Wodans Sohn? Sag' nein, trau dir! und dein kluges Hirn spritzt im Zelt umher." — „Ja, ja doch! Wie wird er nicht sein, was du so laut sagst? Und so deutlich! Ich kenn' ihn nit, den Sassenochs! Er soll sein was de willst —! Da! Nu hab' ich auch nur noch den halben Bart zu der halben Gelehrtheit."

„Haltet Friede!“ sprach Christophoros. „Nicht mit Gewalt soll man aufzwingen den Glauben, der von selbst kommen muß. So spricht Julianus unser Imperator. Er schützt Christen und Heiden wider Verfolgung.“ „Jawohl,“ grollte Torquatus. „Hätten doch auch eure Bischöfe hiernach gethan seit Constantin! Aber verbrannt haben sie unter Constantius unsere Haine, sobald —“ „Sobald man die Bischöfe selbst nicht mehr verbrannt hat,“ schloß der Jude. „Nu, etwas muß doch immer brennen bei euch anderen, euch Gewaltmenschen.“

„Überzeugen soll man die Ungläubigen,“ begann Christophoros aufs neue. „Kommt, laßt jeden von uns von seinem Gott die stärksten Zeichen der Macht erzählen, die er weiß: und wessen Gott die größten Kräfte bewiesen hat, an den sollen auch die andern glauben. Fang' an, Sigbrand.“ „Fällt mir gar nicht ein!“ erwiderte dieser, die schon halb leer getrunkne Amphora neigend, die am Eck des Zeltes lehnte, und sich wieder die Sturmhaube füllend. „Schwatzt ihr nur! Seid ihr zu Ende, werd' ich entscheiden. Ich weiß doch im Voraus, wessen Gott der stärkste ist.“ „Nu, welcher is es?“ forschte neugierig der Jude. — „Der meine, Wodan.“

„Und warum, wenn man darf fragen?“ spöttelte Simon. „Warum? Weil ich euch alle drei miteinander aus diesem Zelte werfe, wenn ihr den nicht als den stärksten anerkennt. Er ist stärker als eure Götter, weil ich stärker bin als ihr. Und ich bin stärker als ihr, weil ich sein Enkel bin: wessen Enkel immer ihr sein mögt.“ Er sprang auf und machte Miene, das Zelt zu verlassen.

Hurtig eilten draußen die drei Lauscher hinweg. „Nun,“ lachte Serapio, als sie außer Hörweite waren, „ich habe schon manches Religionsgespräch mit angehört, in Mailand, in Rom, in Jerusalem, in Memphis. Aber

bei keinem Priester hab' ich solche Logik gefunden! Und einen so schlagenden Beweisgrund. Diesen Sigbrand merk' ich mir: ich nenn' ihn fortab „den Theologen". Gute Nacht! Schlaft beide wohl. Und leitet eure Schlüsse aus dem Gehörten."

„Wohin noch so spät?" fragte Jovian. Aber Serapio war schon im Dunkel verschwunden. „Laß den!" erwiderte Julianus. „Es ist seine Art so. Stundenlang wandelt er nachts einsam und schaut in die Sterne."

VI.

„An seinen geliebten Lehrer Lysias, den Oberpriester des Apollo, Senator zu Byzanz, Patricius und Comes Consistorianus, Julianus Imperator Augustus, unbefleckt von Blut!

O mein Teurer! Wie hast du doch so ganz die Wahrheit aus deinen Sternen gelesen, als du dem Knaben Julianus verkündetest, er sei ein vor allen bevorzugter Liebling der Götter! Ich schreibe dir dies aus Byzanz, ich schreibe dir als der einzige Imperator des Römerreichs, anerkannt in allen drei Erdteilen, von allen Heeren, in allen Provinzen. Constantius ist tot und nicht ein Tropfe Blutes floß dabei!

Ah, was ich in meinen kühnsten Wünschen kaum zu hoffen, was ich zu den Göttern kaum im Gebet zu flüstern mich unterfangen: „unblutigen Sieg", — sie haben mir's in überschwänglichster Vollkommenheit gewährt. Eine Priesterin der Athene zu Sirmium hatte mir „unbefleckten Sieg" verheißen: — aber ich hatte die Erfüllung des Spruches

in vollstem Sinne zu hoffen nicht gewagt. (Seit ich Gallien verlassen, bring' ich den Göttern offen Opfer dar. Ach, wie wohl thut solche Erlösung von der Heuchelei!)

Ich schrieb dir, wie ich nach kurzem Verweilen von Naïssus aufbrach, den Gegner in Asien aufzusuchen. Aber schon auf dem Weg an die Grenze Thrakiens flog mir das unverhoffte Glück wie auf Flügeln der Iris entgegen! Unsere Vorhut stieß auf einen Reiterzug, der mich aufsuchte. Brausendes Jubeln aller Scharen, durch welche diese Boten mir entgegenkamen, verkündete im voraus eine große Freude: aber nie hätte ich die Wirklichkeit solches Glückes geahnt.

Es waren zwei Comites des Constantius, seine vornehmsten Feldherren, Theolaif und Aligild (Germanen, wie leider auch fast alle meine besten Anführer!), die, an der Spitze der Ersten des Heeres und des Hofes meines Gegners mir entgegeneilten. Sobald sie meiner ansichtig geworden, sprangen sie ab, warfen sich vor und neben meinem Roß auf die Kniee, faßten meine Hände und riefen mir zu: „Juliane Auguste Imperator, durch des Himmels Fügung einziger Beherrscher des Römerreichs! Unser armer Herr Constantius ist nicht mehr. Und unser ganzes Heer, sein Hof, sein Lager, alle Provinzen, die er beherrschte, haben in einstimmiger Wahl dich, den letzten der Constantier, den Helden, der Gallien dem Reiche wieder gewann, als Imperator anerkannt, zum Nachfolger des Constantius gewählt."

Ich war so erschüttert, daß ich fast vom Pferde geglitten wäre. Geraume Zeit bedurfte ich, bis ich mich genug gesammelt hatte, näheren Bericht zu vernehmen. Constantius war an die persische Grenze gezogen, — endlich! — wieder gut zu machen, was er und seine Feldherren hier länger als zwei Jahrzehnte hindurch vernach-

lässigt, verschuldet hatten. Haben doch die Feinde dort solche Fortschritte gemacht, daß meine nächste Sorge dem Tigris, nicht dem Rheine wird gelten müssen. Sapor der Perserkönig war, kurz bevor Constantius zu Edessa von meiner Erhebung erfuhr, zurückgewichen: — aber wahrlich nicht vor Constantius, sondern dringend abgerufen durch Einfälle der wilden Massageten in seine Ostprovinzen.

So konnte mein Gegner, des Angriffs der Perser entledigt, daran denken, mich zu vernichten. Zu diesem Zweck abermals unsere ganze Grenze dort zu entblößen, besann er sich keinen Augenblick. Er zog alle Streitkräfte in jenen Landschaften an sich, kehrte Persern und Parthern den Rücken und eilte mir entgegen. In Hierapolis auf dem Wege nach Antiochia forderte er in großer Truppenschau die Seinen auf, den undankbaren Empörer abzufangen „wie einen Eber auf lustiger Jagd". Denn er sprach immer nur von „fröhlichem Jagen auf das Cäsarlein!" Von meinen bescheidenen Vorschlägen und Bitten ließ er nichts verlauten. Er brannte vor Begier, mich zu verderben: hastig sandte er die Reiter und (— auf Wagen! —) leichtes Fußvolk voran.

Aber böse Vorzeichen und schwere Träume quälten ihn schon zu Antiochia: — gerade zu derselben Zeit, da meine Götter mich wiederholt im Traum des Sieges versicherten. (Ein solches Zusammentreffen genügt doch allein schon, das Dasein der Götter zu beweisen! Serapio zuckt dazu freilich lächelnd die Achseln.)

Ach leider können oder wollen die Götter nicht jede böse That verhüten! So haben sie auch geschehen lassen, daß wir beide, o Lysias, durch häßlichste Grausamkeit einen teueren Freund verloren haben: unsern Philippus! Die Gesandten erzählen: schon bei der Nachricht von meiner Erhebung habe Constantius den Sternkundigen unter

wütendem Zornausbruch verhaften lassen, und schon damals hätte er ihn getötet, aber der Mutige (— er soll ihm geweissagt haben, der Cäsar Julian werde Gallien nicht mehr verlassen —) erwiderte ihm: „Wart' es doch ab. Julian ist noch in Gallien."

Als jedoch nun die Kunde eintraf von meinem Vordringen bis an den Ister, von dem Falle Sirmiums, — da sprach Constantius, von dem Ober-Eunuchen gehetzt, das Todesurteil aus über den klugen Mann, der ihm aus den Sternen vorgelogen habe. Lächelnd ließ ihm Philippus sagen: „die Sterne haben nicht gelogen und nicht Philippus: nicht der „Cäsar", der „Imperator" Julian hat Gallien verlassen. Unrecht also thust du, mich zu strafen; aber dafür bist du der Imperator. Als letzte Gnade erbitte ich mir, der ich dich aus so mancher Todeskrankheit gerettet habe, mir die Todesart selbst wählen zu dürfen."

Das bewilligte ihm Constantius, obwohl Eusebius dringend verlangte, vorher dem armen Buckeligen auf der Folter seine wirksamsten Heilmittel abzufragen. Als Rache sandte der Arzt ihm eine Phiole mit dem Zettel: „das tötet rasch und schmerzlos. Ich wählte dies Gift und schenke dir den Rest: verwahr' ihn wohl: du brauchst ihn bald, sagen die niemals lügenden Sterne. „Euthanasia", leichter Tod, ist den Sterblichsten das zweithöchste Gut! Das höchste ist: gar nicht geboren zu sein. Ich gehe ein zum Frieden: — das heißt zu „Irene"."

Er starb zu Antiochia, das Wort „Irene" auf den Lippen. — Irene, . . . es ist auch der Name meiner Mutter; sie waren befreundet von Jugend auf. — Tief dankbar, gerührt denk' ich des treuen Freundes.

Nach diesem Mord — so berichteten mir die beiden wackern Germanen mit wahrem Abscheu! — beriet Constantius gar oft mit Eusebius und seinen neuen Ärzten

(— darunter Niger! —), in welcher Weise er mich, nachdem ich gefangen, am langsamsten und qualvollsten den Tod erleiden lassen könne. Denn daß er mich überwinden werde (— wie bisher freilich alle inneren Feinde! —), daran zweifelte er nicht.

„Aber Zeus," sagt Sophokles, „liebt nicht den Sprecher großer Worte." Denn des Philippus Weissagung sollte sich rasch erfüllen an Eusebius. Alsbald nach dem Aufbruch aus Antiochia — Ende Oktober — erkrankte Constantius zu Tarsus in Kilikien: reuevoll rief er jetzt nach dem Arzt, dem Helfer! Mit Anstrengung schleppte er sich noch nach dem nur wenige Meilen entfernten Mopsukrene am Fuße des Taurus, starb aber hier alsbald — am fünften Oktober — an einem hitzigen Fieber unter den Tröstungen eines arianischen Bischofs.

Vierundvierzig Jahre hat er gelebt (— das dünkt mich schon ein hohes Alter! —), vierundzwanzig Jahre hat er geherrscht! Und was hat er gethan in all der Zeit für die Unsterblichkeit? Alexandros hatte mit dreißig Jahren die Welt erobert. Ich habe bis dahin noch drei ganze Jahre vor mir. Die Welt werde ich nun zwar nicht erobern in dieser Frist: aber das Reich erneuen und die Götter!

Nun entstand unsagbare Verwirrung in dem führerlosen Heer: alsbald erscholl das Gerücht, der Perserkönig, der schnell jene massagetischen Räuberscharen verscheucht, habe bereits Nachricht von der Verwaisuug des römischen Ostreichs und schon rücke der Gefürchtete in Eilmärschen an die Grenze.

Was nun thun? Ausgezogen war das Heer des Constantius, mich zu vernichten, in seinem Dienst. Er war nicht mehr. Für wen sollten sie jetzt gegen mich kämpfen? Oder sollten sie umkehren und erst den äußern Feind ab-

wehren. Aber unter wessen Führung? Die Wahl eines Nachfolgers des Constantius war unvermeidlich. Da entfaltete Eusebius die ganze Kunst seiner Ränke. Himmel, Erde und Hölle setzte er in Bewegung, vor allem die Stimmen von mir abzulenken, die sich gleich von Anfang zahlreich erhoben.

Er wollte seinen Vetter durchsetzen, jenen Barbatio, dem angeblich der Verstorbene den Purpur bestimmt habe. — Doch war keine Aufzeichnung hierüber zu finden. Und man hatte wohl genug am Hof und im Heer von seiner und der andern Eunuchen Vorherrschaft seit so vielen Jahren. Die Feldherren beriefen eine allgemeine Versammlung der Truppen, und kaum hatte der Comes Gomohar (wieder ein Germane!) meinen Namen genannt, als plötzlich das ganze Heer jubelnd in den Zuruf ausbrach: „Julianus Imperator Augustus!"

Wie damals zu Paris! Wer erkennt hier nicht dankbar, fromm, in ehrfurchtvoller Scheu, das Walten der Götter, die den weiten Himmel bewohnen, der sich von Gallien bis nach Kilikien dehnt? Zwar soll auch der heilige Geist der Galiläer solch einmütige, plötzlich ausbrechende Begeisterung bewirken: aber er wäre doch ein allzuwenig scharfblickender Geist, hätte er mich vorgeschlagen!

Da nun aber Eusebius, trotzig und herrschaftgewohnt, nicht nachgeben wollte, vielmehr in die heftigsten Schmähungen gegen mich ausbrach, ergrimmten die Leute gegen den langverhaßten Eunuchen, verfolgten den Fliehenden bis an sein Haus und drohten ihm qualenvollen Tod: als sie die Thür erbrachen, trank er aus des Philippus Phiole und starb sofort.

Das Heer jedoch beschloß vor allem, dem drohenden Bürgerkrieg zuvorzukommen, stehen zu bleiben, wo es

stand, um nicht zu weit von der Persergrenze sich zu entfernen, mir aber durch jene Gesandtschaft seine Huldigung zu überbringen. Von nun an verwandelte sich meine Heerfahrt gegen Byzanz in einen Triumphzug! In allen Städten und Dörfern auf meinem Weg über Philippopel, Hadrianopel, Perinthus ward ich mit Jubel begrüßt: auf bekränzten Schiffen fuhren sie mir auf dem Hebrus entgegen. Aus Byzanz aber strömten mir Tausende (— viele kannten mich von meinem früheren Aufenthalt daselbst —) bis nach Perinth entgegen (— das sind über fünf Stunden! —) und holten mich unter nicht endendem Jubel in die Hauptstadt ein. Das war an den Iden des Dezembers im zweiten Jahre meines Imperiums.

Meine erste Pflicht galt der gebührenden Bestattung meines toten Feindes, Vetters, Schwagers (— o wie wird sich Helena in ihrer Verklärung freuen, daß ich nicht das Schwert mit ihm kreuzen mußte! —). Feierlich ließ ich die Leiche durch meinen Magister Militum Jovianus aus jener ersten Ruhestätte abholen: in ehrenvollstem Geleit ward sie zu Byzanz bestattet in der Basilika der Arianer. Ich selbst, im Privatgewand, in Trauerkleidung, schritt als der erste Leidtragende hinter seinem Sarg; und die Thränen, die ich dabei vergoß, waren nicht erheuchelt: galten sie auch nicht dem Toten, — sie flossen um der Menschheit allgemeines Weh! Und ach, um Helena!

Nun aber ward dem Toten sein Recht: — nun soll im vollen Maß ihr Recht den Lebendigen werden!

Was eines Menschen, eines Herrschers Wille, Liebe, Kraft, Begeisterung leisten kann, sein Volk zu beglücken, — das soll geschehen: — allen Göttern gelob' ich's. Und ich fühl's: sie werden mir beistehen.

Aber auch du steh' mir bei, mein geliebter Lehrer! Komm, eile, fliege (— jetzt können die Verehrer der alten Götter wieder sicher reisen durch das ganze Reich der Römer! —), komm sofort zu mir nach Byzanz: du mußt mir helfen bei dem schwierigen Werk, die Götter zu erneuen, ohne irgend die Galiläer zu verfolgen: denn niemals werd' ich solches dulden. Edler Sinn, der selbst unterdrückt war, wird nie unterdrücken: er kennt das Unrecht und den Schmerz.

Wohl weiß ich (— schmerzlich hab' ich's aus deinem Schweigen wie aus deinen spärlichen, kurzen Briefen gefühlt! —), uns trennen immer noch die alten Abweichungen in der Auffassung der Götter. Aber ich hoffe und vertraue, nein, ich weiß gewiß: — du wirst mich verstehen lernen, du wirst meine Lehren selbst annehmen und sie mir verbreiten helfen über den römischen Weltkreis. Du wirst vor allem die so äußerst schwierigen Maßregeln in Behandlung der Galiläer mir raten, vorschlagen und (— nach meiner Genehmigung —) ins Werk setzen.

Du aber wirst mir auch die erfreulichere Hilfe leisten, die Tempel der Götter wieder zu erschließen, die verlassenen Altäre zu bekränzen, den Olympiern wieder aus duftender Schale zu sprengen! Schon seh' ich den Tag, da ich hinter dir (— wie damals! —) den steilen Pfad zum Kapitol hinansteige, gefolgt von den vestalischen Jungfrauen, und dem Jupiter des Kapitols das erste Opfer bringe.

Das ist der Lohn, mein Lysias, den ich dir zugedacht: ich kenne keinen höheren, wie ich selbst nicht den imperatorischen Purpur für meine höchste Ehre halte, sondern daß ich Pontifex Maximus meinem Reiche bin und Archon des Orakels des didymäischen Apoll. Zum obersten Priester deines Gottes, des Apollo von Heliopolis, zum Patricius, zum Senator meiner zweiten Hauptstadt und zum Gliede

meines geheimen Rates, zum Comes Consistorianus, ernenne ich dich hiermit zugleich. Aber was bedeutet das gegen den Titel: „Lysias und Julian, die beiden Erneuerer der Götter!“ Ich schließe, trunken vor Seligkeit.“

VII.

Als Lysias in seinem Schreibgemach zu Hermopolis in Ägypten diesen Brief gelesen hatte, warf er ihn grimmig zur Seite und sprang auf mit einem Fluch.

„Beim Tartarus! Es ist unglaublich! Die Undankbarkeit, die Vermessenheit, die Thorheit dieses Knaben im Purpur! Alles und jedes verdankt er mir. Das erloschne Leben hab' ich dem fiebernden Schwächling zweimal mit sorgender Hand erhalten! Versunken lag er in den dumpfesten, schmählichsten Aberwitz des Christenwahns: ich allein hab' ihn emporgehoben zu den Göttern aus dem blöden Kirchenglauben des Johannes; einen Knecht, ein hoffnungloses Opfer jenes Abtes, hab' ich ihn aus dem Kloster, — wo er geistig wie leiblich gefangen saß, befreit. — Ich brachte ihm Homer, Hesiod, die Götter, ich lehrte ihn die Laster der heuchlerischen Christenpriester durchschauen, ich brachte ihm Rom und das Kapitol, ich brachte ihm das Schöne, das Gute, das Wahre!

Ewige Sterne, untrügende, haben's mir verkündet, daß meines einzigen geliebten Kindes Los unscheidbar mit dem seinigen verknüpft ist, daß eine Helena seine Gattin wird und Herrscherin im Römerreich, daß mir, dem Sprößling der alten Könige und Priester Ägyptens, der Pharaonen und der Ptolemäer, von ihm die königliche

Statthalterschaft über mein altes Heimatland verliehen werden wird.

Und er? - Was thut er? Bei erster Gelegenheit vergafft er sich in eine Fremde, so daß ich mein Kind schleunig aus seinen Augen flüchte, bis diese Thorheit verflogen wäre. Mein Kind, mein armes, gehorsames, vertrausames Kind, das blind dem Wort des Vaters glaubt und seiner Weissagung, das jede andere Neigung als die zu dem Sternenbestimmten als Frevel ansehen würde, — mein Kind, das aus lauter Glaube und Gehorsam zu ihm, den sie nie gesprochen, eine seelenverzehrende Sehnsucht erfaßt! Er aber, nachdem ihn beispielloses, unerhörtes Glück aus allen Gefahren gerettet hat, er beharrt auf der Liebe zu jener Eindringlingin in den Willen der Sterne, zu jener falschen Helena. O wie ich sie hasse noch im Grabe! Und sowie er meiner Hand entschlüpft, mißbraucht er die Freiheit des Gedankens — ich allein habe ihn denken gelehrt! — in Athen, in Byzanz, in Nikomedia sich mit fremder, falscher, götterleugnender Weisheit vollzupfropfen. Ja, er verspottet als Gebilde des Volksglaubens meine, unsere Götter, die Griechenland und Rom schön, groß und glücklich gemacht haben. Er braut sich ein Wolkengespinst aus Religion und wüster, mystischer Philosophie zusammen, der Lästerer, der Götterleugner: und diese ergrübelten Lügen sollen dem armen Volke die lebendigen Götter ersetzen! Und da ihn nun wirklich die Götter, die großmütigen, auf den von den Sternen ihm zugesagten Thron der Welt erhoben haben, nun will er mich nicht nur abspeisen mit ein paar hohlen Amtstiteln: — Oberpriester des ägyptischen Apoll! Mich hat — wie alle meine Ahnen — längst der Gott selbst dazu bestellt! — nein, er thut mir die unerhörte Schmach an, ich soll ihm helfen an der wahren, der Volksgötter, Stelle seine Hirngespinste zu

verkünden. Und die Christen, — anstatt endlich sie der gerechten Rache der Götter und ihrer Priester preiszugeben! — ich soll ihm helfen, sie zu schützen, sie zu seinen Traumgöttern bekehren! Das ist die maßloseste Überhebung seiner Eitelkeit. Das ist Hybris.

Aber der Hybris folgt auf dem Fuße — die Nemesis.

Und wie ich's ihm vor Jahren vorverkündet, durch seine Eitelkeit, in deren Unmaß er mich beleidigt, durch seine Eitelkeit werd' ich ihn beherrschen. Warte, du philosophischer Götterleugner! Ich folge deinem Ruf! Aber anders als du denkst! Als deinen Knecht rufst du mich, — als dein Beherrscher komme ich."

Er warf sich, erschöpft von dem zornigen Ausbruch, schwer atmend, keuchend auf das Ruhebett. Die glühenden Leidenschaften, das durch Jahre fortgesetzte vergebliche Sehnen und Harren auf Geschicke, die er von den Sternen fordern mußte und die ausblieben, sich in ihr Gegenteil verkehrten, — all' das hatte den Mann rasch und stark altern lassen; die immer scharfen Züge trugen jetzt einen dämonischen, bösartigen Ausdruck verhaltnen Hasses und ringenden Ehrgeizes.

Er hatte so laut mit sich gesprochen, daß seine Tochter, besorgt, auf leisen Sohlen, aus dem Nebengemach herbeieilte. Mit Bestürzung gewahrte sie die wilde Erregung in dem Gesicht, im ganzen Leibe des Vaters: ängstlich beugte sie sich über ihn: „was ist dir, lieber Vater? Welcher Zorn? Gewiß trägt die Schuld wieder jener Brief, den dir ein Sklave von ihm, . . . ein Sklave des Imperators brachte. Auch die früheren aus Gallien erzürnten dich so oft! Was ist's? Nur selten teiltest du mir daraus mit von meinem" . . . hier lächelte sie unsäglich traurig — „von meinem „Bräutigam", wie deine Sterne sagen. Ich sollte ihnen grollen, den Leuchtenden.

Ihren fernsehenden Vorspiegelungen hast du — habe ich selbst mein Leben geopfert. Aber, mein Väterchen, ich will dir's nur gestehen: ich bin ihnen dankbar. Denn haben sie mir auch ihn nicht gegeben, den allein du mich schon als Kind lieben gelehrt — bevor ich ihn gesehen! — und den ich wirklich allein tief in dem thörichten Herzen trage, — ich verdanke ihnen wenigstens, daß du mir nie einen andern Freier aufgedrängt hast. Und so bin ich schon ganz zufrieden," lächelte sie anmutig. „Den Sternen gehorchen und dir und damit zugleich des Herzens sehnendem thörichtem Wunsche, — welch' harmonisch, glücklich Leben!" Und sie sank neben ihn auf das Lager, ein paar Thränen in den dunkeln, langbewimperten Augen.

Zärtlich strich er mit der Hand über ihr Haar: „Meine Helena! Ein Opfer der Sterne? Und meines Glaubens an sie? Und seines . . . sternenwidrigen, götterwidrigen Thuns? Nein, so soll's, so darf's nicht enden. Laß mich nur erst in Byzanz sein." „Was schreibt er . . . der Imperator?" verbesserte sie verschämt, „darf man's wissen?" Sorgfältig verbarg er den Brief in seinem Gewand: „er schreibt — ja . . . er schreibt, . . . er fühle sich so einsam als Witwer; — er könne nicht unvermählt bleiben. — Er müsse die Leere in seinem Herzen ausfüllen durch die Liebe zu einem andern Weibe, zu einer zweiten Helena . . ."

„O mein Vater!" hauchte das Mädchen, über und über errötend und ein seliges Hoffen leuchtete aus den sonst so traurigen Augen. „So sollten deine Sterne doch . . .?"

„Gewiß. Sie lügen nie. Du holdes Geschöpf, säh' er dich jetzt, verschönt, verklärt durch diesen Hauch der Hoffnung, — er könnte solchem Reiz nicht widerstehen. Ich reise zu ihm nach Byzanz: — er beruft mich zu

wichtigen Ämtern. Dort werde ich ihn prüfen — seine Stimmung, werde erforschen, ob es schon an der Zeit, dich ihm zu zeigen. Und sobald ich die Stunde für gekommen erachte, ruf' ich dich, mein Kind, zu Glück und Glanz. Leb wohl! Ich breche heute noch auf." Er küßte sie auf die Stirn und entließ sie. „Hm," sprach er, ihr nachblickend. „Es wäre jetzt wohl noch zu früh. Erst muß ich seine Seele wieder ganz beherrschen. Und ergründen, ob die „unsterbliche" Liebe zu der ersten Helena wirklich noch lebt. Die Sterne können Recht behalten, trotz alledem für seine zweite Ehe. Sie können? Nein, sie müssen! Und, beim großen Osiris von Memphis, sie sollen!"

VIII.

Einstweilen hatte der jugendliche Herrscher zu Byzanz begonnen, auf allen Gebieten des Staatslebens jene rastlose, treibende, säubernde, heilende Thätigkeit zu entfalten, die das begeisterte Lob seiner Anhänger weckte, aber auch seine Widersacher zu widerstrebendem Staunen zwang.

Vor allem nötigten ihn zahllose Anklagen von Unterdrückten und Mißhandelten gegen die Werkzeuge der Regierung des Eusebius und der übrigen Hof-Eunuchen, einen Gerichtshof einzusetzen zur Untersuchung und Entscheidung dieser Beschuldigungen. Er verlegte ihn aus den Einflüssen der Hauptstadt hinweg in das nahe Chalkedon. Unter den sechs Gliedern waren zwei Germanen: Agilo der Alamanne und Nevitta der Franke; letzteren hatte der Augustus schon vorher zu einem der beiden Konsuln des folgenden Jahres ernannt.

Ernst blickte Jovian in die Liste: „soll denn Serapio recht behalten? Ein Germane Konsul, — zwei Germanen Glieder des Staatsgerichtshofs?“ Ärgerlich erwiderte Julian: „kann ich dafür, daß sie es mehr als andere verdienen?“ — „Und wie? Barbatio, ein erbitterter Feind von dir, ein Freund der Angeklagten, ist auch unter deren Richtern?“ Julian nickte „man soll nicht sagen, ich habe nur meine Freunde zu meiner Feinde Richtern bestellt. — Was ist das?“ er nahm einem Freigelassenen eine Rolle ab, öffnete und las. „Großer Imperator! Einer deiner giftigsten Gegner, nach Eusebius leicht der schlimmste, der Präfekt Florentius, ist dir entwischt. Gern verrat' ich dir — und ohne Belohnung zu verlangen! — sein Versteck. Er ist verborgen in der Basilika des heiligen . . .“

„Was thust du, Julian?“ fragte Jovian erstaunt.

„Ich zerreiße die Anzeige, damit ich nie der Versuchung erliege, nach dem Ort zu spüren. — Aber höre, teile Nevitta mit, ich verlange, daß auch gegen Eusebius die Anklage erhoben werde.“ — „Der ist ja lange begraben!“ — „Gleichviel. Es muß ausgesprochen werden, ob er des Todes schuldig war oder nicht. Man soll nicht flüstern, nur aus Furcht vor mir, nicht vor der Gerechtigkeit, hab' er zum Gift gegriffen!“ — —

Der Staatsgerichtshof verurteilte achtzig Angeklagte — „eine vielköpfige Hydra“ hatte sie Julian genannt — zum Tode, drei, darunter Eusebius, zum Flammentod. Julian begnadigte alle bis auf Eusebius, jene beiden andern und den Anstifter des in seinem Rücken in Aquileja ausgebrochnen Aufstandes, der zum Tod durch das Schwert verurteilt war.

Man drang damals von vielen Seiten, auch aus achtbaren Gründen, in den neuen Imperator, es nicht bei Bestrafung der höfischen Bösewichter bewenden zu lassen,

auch in den Provinzen die Hauptträger der gestürzten Herrschaft, die weit überwiegend eine Mißherrschaft gewesen, zugleich seine eignen heftigsten Widersacher, zu beseitigen.

Aber der Augustus erwiderte: „durch die Gnade der Götter ward mir erspart, in der Schlacht römisches Blut zu vergießen, — soll ich es nun auf dem Blutgerüste thun?“ Er wies alle Anklagen dieser Art zurück bis auf drei: jener Gaudentius, der Geheimschreiber, dann ein Sohn des Marcellus und der Statthalter von Afrika, welche noch nach Julians Einzug in Byzanz diese Provinz gegen ihn hatten empören wollen, wurden hingerichtet. Zwei Tribunen, wegen gleicher Versuche zum Tode verurteilt, wurden zur Verbannung begnadigt. Auch gegen die Falschmünzer und die schamlose Mißbrauchung der Post des Staats durch geistliche und weltliche Große zu Privatreisen mußte eingeschritten, die verödeten Senate der Städte mußten wieder von Kurialen gefüllt werden.

Übrigens wußte er am rechten Fleck auch seine witzigen Einfälle, seinen Humor zur Erledigung der Regierungsplagen zu verwerten. War da ein Haufe von ein paar Hundert Ägyptern nach Byzanz gekommen, sich zu beschweren über zuviel bezahlte Steuern: diese Nil-Leute waren berüchtigt im ganzen Reich als die ungebärdigsten Dränger und Bittsteller, selbst bei völlig unbegründeten Ansprüchen. Auch diesmal erwiesen sich ihre Beschwerden als nichtig: aber sie vollführten in und vor dem Palast schrillsten Lärm: „wie kreischende Krähen,“ — sagt ein Ohrenzeuge — und ließen den Imperator und seine Räte schlechterdings zu keiner Arbeit kommen, bis sie befriedigt seien. Gewalt wollte Julian nicht brauchen: so trat er denn zu ihnen hinaus auf die Freitreppe vor dem Palast und hielt ihnen eine wunderschöne Rede, schließend mit der gnädigen Verkündung, sie würden sofort von seinen Schiffen unent-

geltlich nach Chalkedon über den Bosporus geschafft: dort sollten sie das Weitere erwarten. Unter lauten Danksagungen stiegen die Ägypter geschmeichelt in die schönen Trieren, und sobald der letzte Mann gelandet war, erging ein Edikt, das jeden Schiffer mit dem Tode bedrohte, der einen dieser Ägypter wieder herüberfahre! So blieb den Gefoppten nichts übrig, als, nachdem sie lange vergeblich auf Bescheid gewartet hatten, wieder nach Hause zu reisen an den heiligen Nil.

Gleichzeitig säuberte und verringerte Julian den Hofhalt, der so maßlos verschwenderisch eingerichtet war, daß nach vollendeter Minderung nicht weniger als ein Fünftel aller Reichssteuern von dem sparsamen Imperator erlassen werden konnte. Man schätzte die Zahl der von ihm entlassenen Köche und Speise-Anrichter auf eintausend, ebensoviele Haarkünstler, Schänken aber noch mehr; dazu vertrieb er alle Eunuchen, die Spürhunde der Majestätsbeleidigungen, alle Winkel-Juristen und Angeber, die sich in den Vorhallen der Paläste umtrieben und jeden Besucher des Hofes aufhetzten, mit der Frage, ob er nicht einen Prozeß zu führen oder einen Feind strafrechtlich zu verfolgen habe? Ihr Einfluß bei Eusebius hatte den Sieg ihrer Klienten oder ihrer Anklagen verbürgt.

Wohl segneten ihn dafür die Millionen der unter der Steuerlast versinkenden Provinzialen: aber die Entlassenen bildeten eine boshafte Widerspruchsgenossenschaft. „Keine Kunst!“ meinte der Oberkoch. „Er weiß ja gar nicht was speisen ist. Fasten, und dann — aus lauter Zerstreutheit — hastig ein paar Stücke Fleisch verschlingen, — gleichviel, wie sie schmecken. Auch sah ich ihn schon trocken Brot essen, den elenden Heuchler, was man gar nicht kann.“ „Vom Weine versteht er so wenig,“ grollte der Oberkellermeister, „daß er es nicht einmal merkte, als ich

ihm statt des gewöhnlich von mir gefälschten zu seinem Geburtstag ausnahmsweise einmal echten gönnte. Ein solcher Mann kann nicht Imperator sein." Eines Tages bestellte Julian den Hofbarbier, da sein ungepflegter Bart sogar den wohlgesinnten Byzantinern auffiel: — dieser Haarschmuck sollte ihm in Antiochia noch viel Verdruß bereiten! Herein stolzirte alsbald ein vornehmer Herr in prunkenden Gewanden. „Ei," rief der Herrscher ganz erstaunt, „einen Barbier hab' ich bestellt, — ein Patricius erscheint. Sag' einmal, Gönner meines Bartes, was zahlt dir denn der Staat jährlich für dein Handwerk?" — „Kunst, Imperator." — „Wieso, Kunst?" — „Nun, ist Barbieren etwa keine Kunst? Versuch' es einmal, Auguste!" — „Ich bin geschlagen! — Aber sage, wieviel beziehst du an Gehalt?" — „Täglich zwanzig Tagesverpflegungen: nach meiner Wahl in Speisen und Wein oder in Geld; täglich ebensoviele Pferdeverpflegungen und jährlich zweiundfünfzig Pfund Silber, außer den Gebühren, wenn ich wirklich einmal einen Bart abnehme."

„Lieber," lächelte Julian, „geh' aus dem Palast und komm' nie wieder. Brauchst du aber einmal einen Barbier, so laß mich dir empfohlen sein: ich thu' es billiger. — Führe diesen großen Herrn hinaus, Oribasius, und Voconius soll kommen und mir (wie bei den Chamaven!) mit dem Schwert den Bart abschneiden!" „Meine Kunst," schalt der Haarpfleger nun in allen Weinschänken, „ist an dem verloren. Seine Haare, da, wo sie sein sollten, fallen aus, vor unsinniger Kopfarbeit. Und da, wo sie nicht sein sollten, am Kinn, wachsen sie so wirr, wie bei einem christlichen Büßer oder einem heidnischen Philosophen oder einem Ziegenbock, was für die Unreinlichkeit auf dasselbe hinauskommt. Es sollte mich nicht wundern, liefen nächstens Bewohner in seinem Haargestrüpp herum, das er auch um

die Gurgel herum wachsen läßt. Und ein solches Scheusal will ein Liebling der Götter sein! Aber die Rache des Himmels wird nicht ausbleiben. Geiz und Selbstsucht, — das sind seine Tugenden. Weil Er nicht ißt und trinkt wie ein rechtschaffner Mensch, sollen andere hungern und dürsten! Es giebt keine göttliche Vorsehung mehr auf Erden. Die christliche ist abgeschafft und die olympische ist noch nicht wieder eingesetzt. Constantius ließ sein Haar täglich dreimal künstlerisch darstellen: — und der? Es ist gottlos, wie er's treibt! Das kann nicht lange währen. Ich eröffne jetzt eine öffentliche Badehalle und jeder Gast erhält unentgeltlich von mir ein Sturzbad von Wahrheiten über den göttergeliebten Bocksbart."

IX.

Julian hatte die schwierigen, umfassenden Gesetzentwürfe über die Behandlung der Christen und die Wiedereinführung des Götterdienstes des „Hellenismus", wie er den geläuterten Götterglauben amtlich nannte, mit Lysias zusammen beraten wollen. Absichtlich ließ sich der Schlaue lang erwarten: die Sehnsucht nach ihm sollte wachsen, seine Unentbehrlichkeit sich schmerzlich aufdrängen. Aber er war diesmal allzuschlau; oder vielmehr er zog Julians feurige Ungeduld nicht in Rechnung.

Erfüllte doch nichts mehr als dies des jungen Herrschers Geist! Jeder Tag der Säumnis schien ihm ein Undank gegen die Götter. Und da nun sein Berater immer noch nicht kam, — da beriet er sich selbst.

Als Lysias endlich eintraf, legte ihm Julian die fertigen Entwürfe vor: zornig erkannte der Priester seinen Fehler: vor dem Entschluß hätte der ehemalige Schüler sich manches von ihm sagen lassen: jetzt an dem Beschlossenen Erhebliches ändern, — das widersprach seiner sehr hohen Meinung von sich selbst. So mußte sich Lysias widerstrebend, knirschend, fügen in alles, wovon ihm das meiste verhaßt war in tiefster Seele. Als er Einwendungen gegen Hauptsachen vorzubringen wagte, merkte er mit Schrecken, daß diese langen Jahre aus dem Knaben einen Mann, aus dem Schüler einen sich überlegen erachtenden Gelehrten und vor allem einen an widerspruchlosen Gehorsam gewöhnten Cäsar und Imperator gemacht hatten.

In stummer, ohnmächtiger Wut ging er an dem ersten Abend dieser Besprechungen zurück in seine Wohnung bei den Bädern Constantins. „Unabänderlich," grollte er, „unabänderlich sind, — so hat er geprahlt — der Götterleugner im Purpur, diese meine Beschlüsse." „So? — Laß sehen, ob sie nicht — in der Ausführung — zu ändern sind: nach der Götter und meinem Willen. Die Vollstreckung hat er mir vertraut: — und allgegenwärtig ist er nicht in seinem Reich. Sollen diese gottlosen Christen jeder Strafe für das Vergangene entgehen? Nein, ihr großen Götter, ich hab's geschworen, euch zu rächen: und ich halte meinen Schwur, sei's mit, sei's gegen seinen Willen. Und mein Ägypten: — ich legt' es ihm so nah', mich als seinen Vertreter in allen göttlichen und in allen staatlichen Dingen hinzusenden: . . . er wich aus! Er wollte nicht verstehen. Aber er soll! Ich will ihm dort am Nil bei dem Völklein, das ich kenne und beherrsche wie mich selbst, ich will ihm dort einen Sturm anblasen, daß er mich bei Isis und Osiris bitten soll, hinzueilen und das Toben zu beschwören. Und dann erfüllt sich doch

an mir noch das Wort der Sterne: „Ägyptens königlicher Priester.“

Bald nach seiner Ankunft ward Lysias abermals in den Palast berufen behufs einer Besprechung über die neuen Maßregeln. Hierbei ward er zum erstenmal in das Schreibgemach des Herrschers geführt, auf dessen Erscheinen er zu warten hatte. Julian fand den Priester ganz versunken in dem Anstarren einer weißen Marmorbüste, die oberhalb des Ruhebettes an der Wand angebracht war. „Wer . . . wer? — o sprich, Herr! Wen stellt dieses Bildnis dar? Ist es eine erfundene . . .?“

„O nein,“ seufzte der Witwer. „Es ist das wohlgelungene, das sprechend ähnliche Bild meines geliebten Weibes. Kurz vor ihrem Tode . . .“ — „Zu Paris? nicht wahr?“ — „Von geschickter Hand eines Freigelassenen aus Rom geschaffen. Ich sah noch niemals solche Ähnlichkeit.“ „Ich . . . ich . . . auch nicht!“ stammelte Lysias, in brütendes Sinnen versunken. „Was sprichst du da? Du hast sie ja nie gesehen.“ — „Nein, freilich nicht. Vergieb! . . . Aber . . . ich kenne . . . eine — andere . . . ein Mädchen, das ihr . . . das dieser Büste zum Verwechseln gleicht.“ — „Dann möge sie mein Auge niemals schauen! Es wäre mir zu schmerzlich! Unertragbar wär' es.“ Betroffen, bestürzt sah ihn der Priester an. „Wer weiß,“ flüsterte er dann vor sich hin. „Die Zeit, — die Zeit ändert manches.“

„Hier kommen schon durch das Atrium,“ sprach Julian, „die Freunde, die ich mit zu unsern Beratungen ziehen werde.“ — „Welche Freunde?“ — „Nun, selbstverständlich Jovian und Serapio.“ Mit schlecht verhohlnem Mißmut vernahm es der Priester: „Wozu, Julian? Einst —

im Kloster -- in Rom — in Macellum — genügten wir beide."

„Gewiß," lächelte dieser, „dort war ein Schüler und ein Lehrer. Hier ist ein Herrscher und ein Berater: warum nicht deren drei? Und ich habe meine besonderen Gründe. Du und ich, — all' zu einseitig eifern wir für die Götter — wenn wir sie auch sehr verschieden denken! Leider! Noch: — bis ich dich ganz bekehrt habe!" — Lysias schloß die Augen, deren grimmigen Ausdruck zu verbergen.

„Serapion aber ist unbefangen gegen alle Arten von Glauben; und Jovian — nun, er ist (— vermöge seiner nüchternen Gerechtigkeit —) der Anwalt der Galiläer." — „Er ist doch ungetauft?" — „Gewiß! Das will ich meinen! Aber er haßt doch nicht alles Galiläische wie du — und wie (— im tiefsten Vertrauen," lächelte er, „sei's gesagt) das meiste davon — der Imperator Julianus hasset. Siehe, da sind die Freunde! Willkommen, Serapio. Hast du Nachricht aus der Heimat?" — „Mein Vater leidet unter dem Alter, meldet Mälo, der treue Nachbar. Entlaß mich bald. Was kann ich dir hier in Byzanz — im tiefen Frieden — nützen?"

„Die Last der Arbeit erdrückt mich nahezu: ich muß getreue Helfer haben; und geschickte: zwar bin ich jetzt so weit, daß ich den ersten anhören, dem zweiten antworten, zugleich dem dritten schreiben, an den vierten und fünften ein Schreiben diktieren kann. — Aber ach, wie langsam schreiben die Schreiber! „Den Blitz" schelten und rühmen mich Feinde und Freunde. Meine Diener müssen jeden andern Tag völlig ruhen: — sie können nicht Schritt halten mit dem Flug meiner Arbeit: darum müssen die Freunde mir beispringen. Du mir im Frieden helfen? Mehr als du ahnst. — Auch ruft vielleicht schon bald der Perser uns ins Feld, gegen den zu kämpfen du dich ja

nicht weigerst. — Und du, Jovian? Hast du Antwort auf den Brief, den ich dir an die Meinen nach Marseille auftrug? Wann kommen sie?“

„Sie zögern immer noch. Die edle Mutter scheut die Reise und den Lärm des Hofs. Ihre Augen . . .“ — „Ich lade sie demnächst dringend nochmal. — Nun nehmt Platz auf den Polstern dort und laßt uns beginnen. Also: ich bitte euch, die Punkte, wie ich sie aus dieser Zusammenstellung euch vortrage, kurz aufzuzeichnen und die Ausarbeitung der Vorschläge unter euch zu verteilen.

Meine Grundgedanken sind hierbei: durchaus nicht — wahrlich! — will ich etwa meine Lehre allen meinen Unterthanen aufzwingen. Ich ehre jeden Gott, der eines Volkes ist! Jeder Volksgott duldet die andern neben sich. Aber der Gott der Christen ist unduldsam: er will der Alleinige sein. Ja, mehr noch: alle Götter, die Hellas schön und Rom groß gemacht haben, — böse Dämonen, Teufel sollen sie sein. Und alle gläubigen Heiden, wie mein Lysias dort, und alle ungläubigen Zweifler, wie dieser Serapio hier, sollen auf ewig zu höllischen Qualen verdammt sein. Aber mehr, mehr noch! Diese Lehre ist im höchsten Maße staatsfeindlich: die ganze Menschheit, durch die Erbsünde verderbt, soll sich von der Erde reuig abwenden: nicht hier ist ihre Heimat; Arbeit ist eine Strafe, eine Folge des Sündenfluches, ebenso aber sind Recht und Staat nur notwendige Folgen des Sündenfalls, Krücken, die der Kranke braucht, der Genesene verächtlich wegwirft. So hat ein Papst mich belehrt! Uns aber sind Recht und Staat notwendige Güter der Vernunft, nicht notwendige Übel. Wie kann der Galiläer ein Herz haben für den durchteufelten Staat, da ja des Menschen Sohn doch demnächst niedersteigen wird (— er wird jetzt schon dreihundert Jahre erwartet! —) aus den Wolken, dem ganzen sünd-

haften Heidenstaat ein Ende mit Schrecken zu bereiten, — zugleich mit dem Teufel! Diese Lehre ist — mehr noch als staatsfeindlich — staatsverächtlich. Ich bekämpfe sie als Schildhalter des Staates. Gewiß werd' ich sie nie mit Gewalt verfolgen, aber mit aller Kunst, mit allen Mitteln des Geistes bekämpfen. Nicht Haß, Mitleid verdienen diese Armen, denen das Herrlichste: Staat, Philosophie, Kunst nur gefährliche Versuchungen sind. Daher zuerst und vor allem ein Edikt, das volle Duldung aller Bekenntnisse verheißt: aller, ohne Ausnahme."

„Auch unsittlicher Übungen?" fragte Lysias. „Es giebt Sekten der Christen, die sich selbst verstümmeln, um sich die Erbsünde auszutreiben." „Ja," entgegnete Serapio. „Es giebt aber auch Tempel der Aphrodite, der Astarte, der Isis — jawohl, Lysias, auch der Isis, — wie der Kybele, in welchen die Preisgebung der Jungfrauen zum Gottesdienst gehört." Lysias wollte heftig antworten, jedoch Julian unterbrach: „Gemach! Selbstverständlich straft das Recht eine That, die ein Verbrechen ist nach weltlichem Recht, auch dann, wenn der Beweggrund ein Irrglaube ist." „Und wenn die Christen sich weigern," fragte Lysias, — „sie haben's schon zuweilen gethan, — im Kriege Blut zu vergießen?" — „So werde ich sie zwingen. Denn dies Muß ist staatsnotwendig." „Und wenn sie sich — wie von jeher — weigern, dem Genius des Imperators zu opfern?" fuhr Lysias fort. „So wird Julian sie hoffentlich nicht zwingen!" rief Jovian. „Gewiß nicht! Denn das ist nichts weniger als staatsnotwendig. Im Gegenteil: abgeschafft wird die Verehrung des Imperators als eines fast göttlichen Wesens, — eines „Numen" —, wie der fromme Constantius noch sie hingenommen hat. Ich weiß zu gut, wie wenig „göttlich", wie traurig menschlich ich bin. Aber haltet mich nicht auf mit solchen

Querfragen. Weiter! Die jenen Priestern von meinen beiden Vorgängern gewährten besonderen Vorrechte und die ihnen aus der Staatskasse bezahlten Geldbezüge hören auf. Die Hellenisten bezahlen die Kosten ihres Gottesdienstes selbst und allein: ich will die Galiläer nicht von gleicher Frömmigkeit abhalten. Und zudem ist ja der Armut und Niedrigkeit das Himmelreich verheißen: wohlan, ich will sie nicht davon aussperren, indem ich sie reich und ansehnlich mache.

Ferner: die Galiläer haben herauszugeben alles Tempelgut, Liegenschaften, Gebäude, Gelder, Weihgeschenke und Gerät von Gold und Silber, die sie unter Constantius mit Gewalt an sich gerissen oder bei diesem Herrscher erschlichen haben: sie müssen allen Schaden ersetzen, den sie durch Zerstörung von Tempeln und Hainen und Götterbildern in diesen angerichtet haben; die Strafe für die Tempelschändung sei ihnen erlassen. Aber schon jener Ersatz wird ihnen teuer zu stehen kommen, den Bischöfen!

Hat doch schon Constantin das Gold und Silber, das er zur Erbauung dieser seiner Hauptstadt brauchte, zum großen Teil dadurch gewonnen, daß er in ganz Griechenland und Asien die goldenen und silbernen Götterbilder aus den Tempeln und Hainen reißen und einschmelzen ließ. Schadet ihnen nicht, den Rundlichen, von unserem Raube Gemästeten, werden sie ein bischen magerer und ärmer. Im Gegenteil. Die Reichen kommen ja, wie gesagt, nur mit solchen Schwierigkeiten durch die Himmelspforte wie die Kamele durch ein Nadelöhr. (Was ich mir für das Nadelöhr, also das Himmelreich, noch unbehaglicher vorstelle als für die reichen Kamele! Ich erleichtere ihnen also den Eintritt!) Du, Lysias, schreibe zum Beispiel den durch Hungersnot bedrängten Galiläern von Pessinus: ich wolle ihnen gern helfen, ihnen Vorräte aus meinen

Speichern schicken. Aber vorher müssen sie die große Götter mutter versöhnen, deren Erzbild, von mir im Winter errichtet, einige galiläische Glaubenswütriche umgestürzt haben im Frühling: der darauffolgende Mißwachs des Sommers ist ohne Zweifel die von Kybele gesendete Strafe. Erst wann die zürnende Göttin wieder versöhnt ist, helfe ich den Leuten dort: denn, wie sagt Homer in der Odyssee?

„Denn ein frevelndes Thun ist's, solchen gütig zu helfen, welche in Feindschaft und Haß zu den seligen Göttern entbrannt sind!"

Auch alle galiläischen Sekten (— „Ketzer" nennen sie die Rechtgläubigen —) haben gleiche Rechte mit diesen: alle Kirchen, die ihnen Constantius zu gunsten seiner Lieblinge, der Arianer, weggenommen, werden ihnen zurückgegeben, alle von Constantius verbannten, eingekerkerten Bischöfe und Priester der Rechtgläubigen sowie der nicht arianischen Ketzer werden befreit und zurückberufen auf ihre Bischofstühle."

„Aber nicht Athanasius!" rief erschrocken Lysias.

Staunend wandte sich Julian zu ihm. „Warum der Eine nicht? Fürchtest du ihn?" — „Ich fürchte nur die Schuld der Götterlosigkeit. — Aber dieser Mann! Laß dich warnen, Imperator. Ich kenne ihn: er ist gefährlich: — er ist — bisher — unüberwindlich gewesen. Ruf' ihn nicht in Amt und Würde und in seine große Macht zurück — in meinem Ägypten!"

„So ist er schuldig?" — „Das . . . das will ich nicht sagen. Aber . . ." — „Dann giebt's kein Aber." — „Nicht du hast ihn verbannt: — es ist also nicht deine Schuld: — aber laß es dabei." — „Damit es meine Schuld werde? Nein! Er komme nur! Womöglich auch . . . nach Byzanz!" — „Niemals. Du weißt nicht, was du thust." — „Doch! Ich lade ihn zum Geisterkampf und der un-

besiegte Sonnengott wird auch diesen Gefürchteten besiegen. — Weiter. Auch die Juden sollen unverkümmert ihrem Jehovah dienen. Ich habe die schweren Anklagen, welche die Galiläer wider sie erheben, geprüft und sie meistens unbegründet gefunden: ungerechte Steuern, mit denen man sie belastet hatte, hebe ich auf ... Ja, mit diesen Hebräern hab' ich ein ganz Besondres vor;" er blätterte in seinen Aufschreibungen und lächelte vor sich hin, erfreut über seinen Vorsatz.

„Nun und was?" fragte Lysias.

„Sie sind zerstreut über die Erde, seit Titus Jerusalem zerstört hat und den Tempel. Wohlan: ich will sie wieder zu einem Volke machen. Dann werden sie viele ihrer Fehler ablegen und viele ihrer Vorzüge entfalten. Aus allen Provinzen des Reiches sollen sie zurückwandern nach Palästina, die Armen von ihnen auf meine Kosten, ja sie sollen wieder ein Volk sein neben andern Völkern. Und," fuhr er fort, leuchtenden Auges, „hat nicht der Galiläer geweissagt, der Tempel solle nie mehr wieder hergestellt werden? Wohlan, ich werd' ihn Lügen strafen: aufbauen sollen die Juden ihren Tempel zu Jerusalem: unter meinem Schutz. Und damit das Werk gewiß aufs eifrigste gefördert wird, habe ich die Leitung des Ganzen einem frommen und geschickten Juden aus ihrem Priesterstamme der Leviten, Simon Alypius, übertragen, einem gar kundigen Baumeister und treuerprobten Mann; unsern Freund Simon (— ihr erinnert euch an den halben Gelehrten und halben Helden von Naissus?) hab' ich ihm als Schützer beigesellt. Steht der Tempel herrlich wieder da, dann ist diese Weissagung widerlegt; wie längst schon die andre, daß noch bevor das Geschlecht ausgestorben, das die Kreuzigung sah, des Menschen Sohn wiederkehre in den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Toten."

„Das hat er — so — so nicht ganz gesagt,“ meinte Jovian. „Doch,“ widersprach Serapio; „er hat es gesagt!“ „Ja,“ schloß Julian, „Matthäus XVI, 28 steht es: „wahrlich ich sage euch, es stehen hier etliche, die werden des Todes nicht sterben bevor sie gesehen haben werden des Menschen Sohn kommend in seiner Königsmacht.“ Und ähnlich Marcus XIII, 26 und 30.“

„Das geht auf die Zerstörung von Jerusalem,“ wandte Jovian ein. „So sagen die Apologeten,“ lächelte Julian. „Aber da kam doch nicht der Sohn Jehovahs, sondern — der Sohn Vespasians.“

„Oder es geht auf Johannes, der nicht starb, sondern entrückt ist bis zum jüngsten Tage.“ Julian staunte: „Woher auf einmal, o Jovian . . .? Aber es heißt „etliche, nicht Einer.“ Jovian verstummte —, doch er schüttelte seufzend das Haupt.

Aber der Imperator fuhr fort: „das ist dein erstes Amtsgeschäft, Lysias. Du verfassest diese Aufforderung an alle Juden des Reiches, läßt sie anschlagen an die Thore meiner Paläste, an ihre Synagogen, auch — hörst du? — an alle Thore der Kirchen.“ „Das ist boshaft,“ sprach Serapion. „Und es reizt zwecklos,“ warnte Jovian. „Ja freilich,“ brach Lysias los, „und diese Lämmlein darf man nicht reizen, auch wenn sie dreißig Jahre wie Wölfe gewütet haben.“ „Haben sie nicht gethan,“ entgegnete Jovian. „Nur Constantius und ein paar Bischöfe . . .“ „Schlag's nur an,“ lachte Julian. „Sie werden sich ärgern. Aber wie sagt der Spruch: „es ist notwendig, daß Ärgernis in die Welt kommt.“ „Aber wehe dem,“ fiel Jovian ein, „durch den da Ärgernis in die Welt kommt.“ — „Ei, ich staune immer mehr! So bibelfest? Seit wann? Der Briefwechsel mit Marseille ist wohl lebhaft? . . . Aber noch mehr: Lysias, du versammelst

morgen schon die Hebräer hier in Byzanz (— es sind ihrer viele! —), verkündest ihnen meinen Willen, meinen Aufruf bei Trompetenschall, daß alles Volk herbeiläuft: — hörst du? Um die zehnte Stunde, wann die Leute aus den Bädern kommen, — und geleitest ihre Lehrer und Ältesten zu mir hierher in den Palast. Ich schenke ihnen die Hälfte der Baukosten.

Aber weiter. Auch vom Feinde muß man lernen. So verhaßt mir vieles, das meiste an dem Galiläertum: es ist nicht zu leugnen: sie haben auch gute, nützliche, heilsame Einrichtungen, — freilich nicht erfunden! Denn auch ihr berühmter Satz, auf den sie sich soviel zu gute thun, von der Feindesliebe, von der Nächstenliebe, von der Pflicht des Mitleids, — sie haben ihn wahrlich nicht zuerst gedacht und geübt.

Wie sagt doch schon der göttliche Homer?

„Nahet ein Fremdling sich, auch ein Ärmerer, meinem Gehege,
Gerne nehm' ich ihn auf: denn den armen Gast wie den reichen, —
Beide sendet sie Zeus . . ."

Wir haben Witwen- und Waisen- und Armen- und Kranken-Stiftungen, ungezählte, von frommen Heiden, guten Bürgern ihrer Vaterstädte, errichtet. Aber die Nazarener thun viel darin in Worten, auch in Werken: wohlan, thun wir es ihnen nach.

Sie haben gar viele Seelen gewonnen durch wohlthätige Werke und Einrichtungen. So durch die Fürsorge für Fremde: schon habe ich nun ebenfalls solche Xenodochien errichten lassen, in welchen auch Galiläer und Juden unentgeltlich zu verpflegen sind: — denn das thun die Galiläer auch unsern Glaubensgenossen: 30000 Scheffel Weizen und 60000 Sextarien Wein habe ich jährlich bloß für

die Provinz Galatien hierzu angewiesen. Und auch wir wollen sorgen für Kranke, ja auch für Tote, um deren Bestattung sich niemand kümmern will.

Aber auch einen ehrbaren, keuschen Lebenswandel der Priester verlange ich, wie ihn die Geistlichen der Galiläer alle führen sollen und viele wirklich führen: so schrieb ich jüngst an Arsacius, den Pontifex für Galatia, er solle seinen Priestern den Besuch der Schauspiele und der Wirtshäuser untersagen. Hierbei ist auch aus der Kirchenzucht der Bischöfe manches herüberzunehmen: so habe ich jüngst über einen Priester des Poseidon, der sich mit einem Weibe vergangen hat, als sein Pontifex maximus eine dreimonatliche Enthebung von jeder priesterlichen Verrichtung ausgesprochen und werde dies zur Regel machen auch für die Priester des Hellenismus.

Jedoch mit dem Hochmut und mit der Hoffart der Bischöfe sollen unsere Priester nicht auftreten: verboten hab' ich ausdrücklich, daß ihnen, auch den Oberpriestern, bei ihrer Ankunft in einer Stadt die Beamten feierlich entgegenziehn, verboten, daß sie sich von unsern Kriegern in die Tempel geleiten lassen.

Ferner: die Klöster der Feinde wirken zwar sehr schädlich (— ich hab's erfahren! —), aber jedenfalls sehr stark, zumal in den mit ihnen verbundenen Erziehungsanstalten für das heranwachsende Geschlecht. Hier wird der falsche Glaube planmäßig und geschickt gelehrt. Wohlan: machen wir's nach! Ich werde hier in Byzanz und in jeder größeren Stadt des Reiches, in Verbindung mit einem Tempel, solche Erziehungsschulen für den Unterricht im Hellenismus ins Leben rufen; und zwar nicht nur für Kinder, auch für Jünglinge und Jungfrauen, welche von Philosophen und von Priesterinnen in die tieferen Geheimnisse unseres Glaubens, in die sinnbildliche Bedeutung

der Mythen eingeführt werden sollen. Mir schwebt vor, zum Beispiel ein Mädchen wie meine Schwester (die mir wieder bedenklich von den Tempeln hinweg zu den Gräbern, das heißt den Kirchen zu neigen scheint!) in einer solchen Anstalt in der Wahrheit festigen zu lassen. Was meinst du dazu, du, ihr Freund, Jovian?"

„Ich glaube, sie würde sich nicht wohl fühlen in einer solchen Bekehrungsanstalt, so wenig wie du im Kloster."

„Das darf man nicht vergleichen! — Aber weiter. Galiläer dürfen an den Hochschulen und den andern öffentlichen Lehranstalten nicht Lehrer sein. Denn sie lehren, was mit dem Zweck und mit dem Strafrecht des Staates unvereinbar ist: Räuber und Ohrfeigenausteiler dürfen nicht ermutigt werden durch die Einschärfung, daß man jenem zu dem geraubten Mantel das Wams, diesem nach der geschlagenen rechten die linke Wange darzureichen habe. Dabei kann kein Staat bestehen!"

„Wer mich schlägt, den schlag' ich wieder," nickte der Germane, „und müßt' ich darum stracks zur Hölle fahren."

„Galiläer dürfen auch nicht mehr als Schüler oder als Lehrer an den öffentlichen Anstalten Unterricht nehmen und Forschungen betreiben in Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Dialektik, Logik. Wollen sie die Götter Homers und Hesiods für Teufel halten, so sollen sie auch nicht ihrer Schönheit froh werden, sondern sich begnügen, in ihren Basiliken immer und immer wieder Matthäus und Lukas auszulegen und mit Johannes, Petrus aber mit Paulus in Übereinstimmung zu bringen. Nach ihrer eigenen Lehre ist das Himmelreich nur derer, die da arm an Geist und einfältigen Herzens sind. Ich sorge also für ihr Seelenheil, indem ich sie vor höherer Bildung schütze. Die Logik vollends könnte ihnen das Glauben zuweilen erschweren. Wie schreibt Paulus an die Korinther (— im

ersten Brief, ich meine: im ersten Kapitel, im 19. Vers —)? oh ich bin bibelfester als mancher Bischof!"

„Ja," unterbrach Jovian, „auch der Teufel beruft sich auf die Bibel, sagen die Christen."

„Ich will umbringen," heißt es dort, „die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen," und im folgenden: „Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schande machet." Und wie heißt es bei Matthäus V, 3? „Selig sind, die da arm sind am Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich." Wir wollen sie also bei Leibe nicht am Geiste bereichern und damit des Himmelreichs berauben. Ihr Paulus hat ihnen verboten, von Opferfleisch zu kosten. Er hätte ihnen auch verbieten sollen, an der Litteratur der Griechen zu naschen. Die ist für ihren Glauben viel gefährlicher.

In allen Stücken ferner will ich die altrömischen Gesetze und Einrichtungen aufrecht erhalten wissen, denn die Götter haben sie geschaffen: sonst hätten sie sich nicht so trefflich bewähren und die Größe Roms begründen können."

„Solche Erneuerung des Altrömischen," wandte Serapion ein, „hat schon vor zweihundert Jahren dein Vorgänger im Purpur, Hadrian, versucht: hat es gefruchtet? Nein! Denn er konnte nur die alten Gesetze, nicht die alten Römer wieder lebendig machen."

„Aber die großen Götter können die jetzigen Römer mit dem alten Geist erfüllen." „Wir wollen's abwarten," schloß Serapio ruhig. — „Ferner. Selbstverständlich kann ich nicht plötzlich der vielen Galiläer entraten, die im Heer und als Richter hohe Stellen einnehmen. Allein in Zukunft werden sie nur noch ausnahmsweise zugelassen: verbietet ihnen doch ihre Lehre, das Schwert des Kriegers oder des Richters zu führen." „Das ist nicht wahr,"

entgegnete Jovian laut. — „Doch!“ „Wer Blut vergießt . . .“ — „Das will nur sagen . . .“ — „Ah bah! Es kann so gedeutet werden, das genügt!“ „Aber,“ sprach Lysias ungeduldig, „das soll nun alles sein? Wo bleibt die Rache, die Strafe für die Frevel, welche die Christen all’ diese Jahre gegen uns verübt haben? Du verlangst nur Herausgabe des Entrissenen: aber Wiedervergeltung, Strafe, Rache, — davon wollen deine Edikte schweigen?“

„Kein Wort von Rache! Auch Strafe, nur in den ärgsten Frevelfällen! Hierüber wie über die Wiederherausgabe muß, von Fall zu Fall, in jeder Provinz, in jeder Stadt, Untersuchung gepflogen, dann, nach sorgfältiger Prüfung, entschieden werden. Dies Amt —“

„Gieb mir, Julian!“ rief Lysias leidenschaftlich mit wild funkelnden Augen. Warnend sah Serapion auf den Herrscher. Jovian, der ihm zunächst lag, wagte heimlich, bittend, die Hand auf seine Schulter zu legen.

Doch Julian schüttelte schon mit feinem Lächeln die dunkeln Locken: „Im ganzen Reich? Du allein? Das wäre wohl der Arbeit allzuviel.“

„Nun denn, für ein paar Provinzen. Für Ägypten vor allem, mein Heimatland! — Ich heische das — es ist meine erste Bitte, Julian — als Lohn für meine Lehren im Kloster Hagion.“ — „Nun gut! Es sei: Ägypten, auch Kilikien und andere Provinzen des Orients.“ — „Nicht auch einige des Abendlandes? . . . Gallien . . .?“ Allein Julian fuhr fort: „Jenes Kloster war auch auf altem Tempelgrund erbaut: aber du brauchst es nicht in den Kreis deiner Untersuchungen zu ziehen.“ „Weshalb? Die Zucht dort . . . das heißt: die Unzucht . . .“ — „Es ist der Erde gleich gemacht und an seiner Stelle wird ein Tempel der Vesta errichtet. Es war mein erster Befehl aus Byzanz. Abt Konon ist tot. Weißt du, wer jetzt

Abt war? Theodoretos!" sprach Julian schaudernd. „In der Wasserleitungsgrube wurden sie (— wie damals! —) auf frischer That ergriffen. Sie sind in die Bergwerke von Sardinien verurteilt. Widernatürliche Enthaltung predigen sie und jedes widernatürliche Laster ist die Folge. Scheußlich ist sie, jene heilige Fleischabtötung. Wartet, ihr Schandbuben! Keusch ist das Licht: — keusch sei der Mensch, der ihm dient. Drum hört weiter! Du, Serapio, das ist deine Sache (— schon Tacitus rühmt euch um eure Reinheit): du entwirfst mir ein Edikt gegen die Hetären. Was die Bischöfe lehren, aber oft selbst verletzen, — der Imperator wird's erzwingen mit dem Schwerte des Rechts. Und nun vernehmt — zum Schluß!" sprach er, einen Papyrus vom Tische nehmend, „diese Ansprache an Galiläer und Hellenisten, die ich euch jetzt verlese, wird morgen in allen Städten meines Reiches auf dem Marktplatz angeschlagen.

„Die Galiläer hassen das Menschengeschlecht und das Leben! Während doch schon der Stagirite gelehrt hat, daß der Mensch ein notwendig auf den Staat, die Gemeinschaft angewiesenes Geschöpf ist, fliehen die Galiläer aus Stadt und Staat in die Wüste. Sie suchen den Martyrtod, sie geißeln sich, sie stellen sich nackt auf Säulen in Sonnenbrand, in Wintereis. Und daran soll nun Gott Freude finden! Aber andrerseits: von den Feinden, auch von den Galiläern, muß man lernen, was sie Gutes haben. Gleichgültig, nachlässig im Opfern gegen die Götter sind auch jetzt noch die Hellenisten, nachdem sie doch wieder opfern dürfen, ja sollen. Wie beschämen uns die Galiläer, die da lieber sterben für ihren Glauben als daß sie — das heißt die Juden-Christen — etwa Schweinefleisch oder Ersticktes äßen! Ferner: wir Diener der Götter dürfen nicht den Galiläern den Ruhm lassen, allein Menschenliebe zu üben: wie die Götter die Menschen, sollen wir alle

unsere Mitmenschen lieben, fördern, unterstützen. Wie die gnädigen Götter unser Leben nicht nur notdürftig fristen, sie, die uns Häuser, Kleider, Waffen, Geräte zu bilden gelehrt, uns Wein und Öl und Gold und Silber gegeben (dessen die Tiere entbehren) — so wollen auch wir Reichen den armen Mitmenschen spenden, an deren Armut nicht die milden Götter, nur die Habgier der Menschen und ihre harten Gesetze schuld sind. Ach, ließen die Götter einmal Gold regnen, — die Reichen stellten alle Schalen auf und stießen die Darbenden zurück! Wir aber wollen unablässig Almosen spenden: — wie Helios unablässig uns allen sein Licht. Ja, auch unsern Feinden müssen wir helfen, die Gefangnen in den Kerkern aufsuchen, jeden Fremden aufnehmen und verpflegen, auch den Ärmsten: auch ihn ja sendet uns Zeus Xenios! Dürfen wir seinem Altare nahen, nachdem wir dem Fremdling unser Haus verschlossen? Sind wir Menschen doch alle Brüder, alle vom Blute des Zeus entstammt. Denn als der Gott die Welt erschuf, — so lehren hohe uralte Mysterien! — verletzte er sich an den Händen, Tropfen seines Blutes fielen zur Erde und aus diesen Tropfen erwuchsen ein Mann und ein Weib: die Stammältern aller Menschen. Deshalb ist es Pflicht, die Götter zu ehren, gegen alle Menschen wohlwollend, keusch und mäßig an Leib und Seele zu leben. An der reinen Seele des Menschen aber ergötzen sich die Götter, wie ein alt Orakel sagt, nicht minder als an der Pracht des Olympos. Welche Liebe der Götter zu dem Menschengeschlecht!

Die Bilder der Götter aber beten wir nicht an, wie uns die Galiläer vorwerfen, sondern wir verehren die leiblosen Götter in ihren leibhaftigen Bildern. Freilich ist es nicht ein Bedürfnis der Götter, Opfer und Gebete zu empfangen, aber frommen Gemütern ist es Bedürfnis,

Opfer und Gebete darzubringen. Die Bilder der Götter sind uns nicht Götter, aber auch nicht bloß Erz und Stein: sie sind uns heilig, weil eben Bilder der Götter. Haben doch auch die Götter selbst ihre Bilder geschaffen: — die Gestirne, die nach dem Gesetz einer weisen Notwendigkeit ewig den unendlichen Himmel durchwandeln. Daher sollen wir die Tempel, Altäre, Bilder, auch die Priester der Götter ehren.

Aber der Priester muß solche Verehrung verdienen, sonst werde er der Priesterschaft — wie ein unwürdiger Beamter des Amtes — entkleidet. Der Priester muß heilig leben in Werken und in Worten. Er soll gewisse Bücher gar nicht lesen, wie die des Archilochos, des Hyponaktes, dann unzüchtige Komödien und Liebeslieder. Pythagoras, Platon, Aristoteles, die Stoiker sollen sie lesen, nicht Epikur, nicht Mythen, sondern statt deren Hymnen an die Götter. Zweimal im Tage wenigstens sollen sie Gebete verrichten, morgens und abends, und die vorgeschriebene Zahl (— in Rom sind es dreißig —) von Tagen und Nächten im Jahre im Tempel und in Reinigungen vollbringen, ohne jede andere Beschäftigung. An den andern Tagen sollen sie (aber nur mit Maß!) an dem gewöhnlichen Leben teilnehmen, im Tempel reich gekleidet, um der Götter, auf der Straße schlicht bekleidet, um der Bescheidenheit willen: nicht, wie die Bischöfe des Galiläers (dessen Reich doch nicht von dieser Welt sein soll), in Pracht und in Prunk der Gewandung! Kein Priester darf ein bedenklich Theater besuchen oder die Rennbahn! Und nur barmherzige, gegen die Armen gütige Menschen sollen als Priester angenommen werden! geringe aber nicht minder als (wie bisher fast allein) vornehm geborne: wer die Götter ehrt und den Leidenden hilft, der ist zum Priester geboren! Laßt euch nicht durch die Galiläer beschämen, die Liebesmahle den

Armen bereiten und viele dadurch an sich locken: bei uns sei jedes Mahl ein Liebesmahl! Ich speise nie ohne so viele Hungernde, als sich melden, meine Schüsseln teilen zu lassen: — es thut mir leid für die Armen, daß es der Gerichte nur wenige sind!

Ein Wichtiges endlich ist bei dem Götterdienst Gesang und Musik. Vergessen, verwildert ist deren Pflege in diesen Jahrzehnten. Die Lyra schwieg, Spinnweben zogen über den Mund der Flöte. Wohlan, ich habe den Präfekten von Ägypten in Alexandria angewiesen, stimmbegabte Jünglinge und des Saitenspiels Beflissene aufzuspüren, in der Tonkunst ausbilden zu lassen: ihren Bedarf an Kleidern, Brot, Öl, Wein hat teils die Stadt und teils der Staat zu liefern. Stumm lag die Erde, seitdem die Götter vertrieben waren: wieder erklingen, ertönen soll sie von Dank und von Lob den Wiedergekehrten!"

X.

Mit ganz besonderem Eifer gab sich der „Erneuerer der Götter" der Erneuerung des Schönen hin, das von jeher mit der Verehrung der Olympier und von da aus über das gesamte Leben der Hellenen und der Römer so viel Schimmer verbreitet hatte.

Die künstlerisch angelegte Seele Julians — mit allen Fehlern dieses Vorzugs reich behaftet — fühlte sich von dem Christentum, abgesehen von dem Inhalt der Lehre, abgestoßen durch das düstere, freudlose, ja der schönen Form Feindliche in der Gestaltung des Gottesdienstes „der Gräber", wie er grollte.

Noch gab es keine eigenartige christliche Kunst: die

Gotteshäuser, die „Basiliken", waren ja ursprünglich zu weltlichen Zwecken bestimmt gewesen: und weder von christlicher Tonkunst noch von christlicher Malerei konnte damals die Rede sein: am wenigsten aber von christlicher Bildhauerei, die ja von dieser Religion — schon wegen der naheliegenden Versuchung zur Darstellung des Nackten, das heißt des durch die Erbsünde verteufelten Fleisches, — geraume Zeit streng abgewiesen und verworfen ward.

Der Künstler in Julian empfand von den mancherlei Unbilden, die unter Constantius dem Heidentum von der bei Hofe begünstigten Lehre zugefügt wurden, am bittersten, daß gar oft christliche Eiferer aus Glaubenswut, aus totfeindlichem Haß gegen das Schöne, aus Furcht vor dem verführerisch schönen Sinnlichen, oft aber auch ganz einfach aus Habsucht, aus Raubgier die schönsten Kunstwerke der Antike, Bildsäulen der Götter und Göttinnen, Reliefs, Mosaiken, Gemälde, zumal aber zahllose Gebilde des Kunsthandwerks, die Darstellungen aus dem Götterglauben darwiesen, doch auch wohl ohne solche fromme Beweggründe oder Vorwände zerschlagen, verbrannt, ihres Schmuckes von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen entkleidet hatten.

Mit unnachsichtiger Strenge ließ der Wiederhersteller der Schönheit diesen entführten Tempelschätzen nachspüren und sie auf Kosten der Schädiger oder Räuber herstellen und an die alten Stätten zurückschaffen. Aber das meiste blieb doch unwiederbringlich zerstört oder verloren. Mit Seufzen sah der Herrscher bei dem Wandeln durch die Straßen und die Umgebung von Byzanz, wie in allen Städten, die er in diesen Jahren von Paris, von Wien bis an den Bosporus hin durchzog, in gar vielen Tempeln, die er wieder öffnen ließ, die Nischen oder die Fußgestelle der Götterbilder leer, ihres schönen Inhalts, ihrer ehrwürdigen Lasten beraubt, die Altäre zertrümmert, auch die

Säulen durch Beilhiebe beschädigt. Ebenso vermißte er in den Hainen, in den öffentlichen Bädern, in den Gärten der Gymnasien der Städte gar oft den Schmuck der Kunstwerke, deren Zerstörung oder Entführung manche Spuren oder die Klagen der zurückgekehrten Götterpriester bezeugten. Tief griff der Freund der Götter, der Kunst und der Künstler in den Säckel des Staates, auch auf dessen Kosten diese Lücken auszufüllen, diese Verluste zu ersetzen. Die starken Ersparungen, die er an der verschwenderischen Hofhaltung erzwang, erleichterten diese Ausgaben.

Allein der feinsinnige Kunstverständige hatte noch bitterer über andres zu klagen: über den Mangel an Künstlern. Hätte ihm nicht sein leidenschaftlicher Wahn in der Hauptfrage, dem tragischen Hauptkampfe seines Lebens, den sonst so scharfen Blick verfinstert, — er hätte die innere Unmöglichkeit der Göttererneuerung auch daraus schon erkennen müssen, daß jetzt, bei aller Begünstigung durch den Herrscher, bei aller Anspornung durch Ehren und Gold, sich nirgend echtes Künstlertum in den Dienst der Olympier und des Imperators stellte.

Die Götter waren tot. —

Und tot der fromme, der begeisterte Sinn, der ihnen in der Kunst gedient hatte. Stümper, Nachahmer, Übertreiber in Menge drängten sich zu den lockenden, reich bezahlten Aufträgen, — dieses Kunstgesindel ward bald ebenso frech und goldgierig, wie das von seinen Freunden mit Recht gescholtene der „Philosophen“ und „Rhetoren“ —: aber echte Künstler blieben aus.

In trüber Stimmung hatte Julian wieder einmal in seiner „Kunsthalle“, einem Säulengang des Palastes, gemustert, was jene Afterkunst in Ausführung seiner letzten

Aufträge da eingeliefert hatte, als sein Blick zuletzt auf eine Bildsäule fiel, die sich, bescheiden, in einer Ecke verbergen zu wollen schien. Es war eine herrliche Venusstatue. Julian trat bewundernd, bald entzückt, näher.

Da entdeckte er unter dem Fußgestell halb hervorragend einen schmalen Streifen Papyrus: neugierig zog er ihn heraus und las: „Ihrem Erretter die gerettete Venus von Arles!" „Artemidor!" rief er voller Freude. „Ja wahrlich! Freilich, es ist nur eine Nachbildung der hohen Göttin. Aber wie wunderschön! — Artemidor! Überall hab' ich nach ihm forschen lassen, mir zu helfen bei jedem Werk für die Schönheit. Nirgends war er zu finden! Wo mag er nur stecken?"

„Hier," antwortete eine liebenswürdige Stimme, und hinter dem dunkelgelben Vorhang der Säulenhalle trat der junge schöne Korinther hervor. Julian eilte auf ihn zu und faßte ihn an beiden Händen. „Hab' ich dich endlich! Warum kommst du so spät zu mir?" — „Die Kunst soll zu den Herrschern nicht mit leeren Händen kommen: — und noch weniger der Künstler. Wir müssen geben: — ihr — mit Dank — empfangen. Es ist besser, daß ihr Fürsten undankbar seid, als daß wir Künstler aufdringsam scheinen. Ich ward nicht früher fertig. Mußte ich doch — aus der Ferne — nach den damals flüchtig aufgezeichneten Maßen — arbeiten. Es ist nur eine Nachahmung. Allein ich meine: wer nicht Vollendetes neu schaffen kann, soll lieber, als Stümperhaftes schaffen, Vollendetes vollendet nachbilden. So müssen Epigonen sich bescheiden. Ich schenke dir die schöne Göttin, Herr."

Und der Jüngling neigte sich anmutig und stolz und wandte sich zum Gehen. Aber Julian hatte ihn schon am Mantel gehascht: dabei sah er, daß dieser Mantel und das Gewand darunter recht alt und traurig abgetragen waren.

„Halt, Freundchen! Weh dem, dem die Götter erscheinen und der sie sich entgleiten läßt. Du bleibst fortab hübsch bei mir, bis dich der Gott ... welcher ist dein besonderer Schützer?“ — „Phöbos Apollo.“ — „Bis unser Gott dich abholt. Ich habe unabsehbare Arbeit für dich! Ich kann nur die Herrschaft, du sollst die Schönheit der Götter erneuen. Ungezählte leere Tempel harren der Ausfüllung, trauernde Fußgestelle der Wiederkehr der schönen Last. Wie ich Heermeister habe, sollst du mein Kunstmeister sein: mein »magister artium«, neben den »magistri militum«. Auf! Schaffe selbst, bilde nach! Suche überall nach den entführten Göttern: — bis in den Krypten der Basiliken! — nach den verstümmelten Göttinnen, denen sie, diese unreinen Priester, die Sklaven ihrer unterdrückten Begierden, die stolzen keuschen Brüste abgeschlagen haben: — aus Furcht vor ihren eignen Sinnen, aus bösem Bewußtsein ihrer durch „Fleischabtötung“ wahnsinnig gewordnen, befleckten Phantasie. Und stelle du sie her in ihrer jungfräulichen Reinheit, ihrer fraulichen Weibesherrlichkeit! Vollmacht geb' ich dir, unbeschränkte Vollmacht, das Reich des Schönen auf der Erde wieder aufzubauen. Kaufe, enteigne, mit einer Hand, die aus dem Vollen schöpft! Zu dem Wahren und dem Starken füge sich das Schöne! Bekränzt soll mir das Schwert des Römers von dem Kranz hellenischer Anmut sein! Sprich! Was forderst du zuerst: — wie viele hunderttausend Solidi? Aber: — du selbst — du siehst elend, darbend aus! Ich erfuhr doch ... man sagte: — du bist der Sohn des reichsten Kaufherrn zu Korinth ...“ — „Ich war's. Aber ...“ — „Nun, aber?“ — „Der Vater ... er ist sehr fromm ...! Der Bischof von Korinth ist sein Bruder: der will jenen Reichtum für seine Kirche sichern.“ — „Nun, was ist's?“ — „Der Vater hat ... mich verstoßen und enterbt.“ —

„Warum?“ — „Weil ich nicht von den schönen Göttern lassen kann. Und ich kann's doch nicht! Lieber verhungern. Ja, lieber seinen Fluch ertragen.“ Thränen traten in die dunkeln Augen des Jünglings; er wankte. „Vergieb die Schwäche. Es ist nur . . . der Mangel. Ich hatte vorgestern die letzte Münze den Lastträgern bezahlt, dir die Göttin in dein Haus zu bringen.“ Da fing Julian den Sinkenden in den Armen auf. „Getrost, Artemidor! Hat dich dein Vater um der Götter willen verstoßen, — nehm' ich dich um der Götter willen an als Sohn. Komm mit mir. In die Bäder des Palastes! Und dann zum Abendschmaus in dem göttergeschmückten Saal. Dort — unter ihren Augen! — wollen wir planen, die entgötterten Tempel und Haine wieder zu erfüllen mit sieghafter Schöne. Dir, geliebter Sohn, übergebe ich — als meinem Statthalter für das Schöne! — mein ganzes Reich — vom Rheine bis zum Nil, von den fernsten Atropatenen bis in Britanniens Nebelgestade: — all' dies Unermeßliche, das ich einst nicht fassen konnte, zu denken, es ward nun mein, es zu beglücken! — Noch ist es entstellt: aber du sollst es mir wieder schmücken!“

XI.

Julian stand auf dem Höhepunkt des Glanzes seiner Herrschaft. Das dankbare Volk von Byzanz vergötterte ihn. Sowie er sich auf den Straßen zeigte, begrüßte ihn jubelnder Zuruf: „Heil dir, o Julianus! Du hast die vertriebenen Götter, mit ihnen die Freude, das Glück, die Lebenswonne wieder zurückgeführt auf die Erde!“

Die grollenden Christen hatten die Stadt, die Nähe des Hofes verlassen oder doch ihren Unmut zu verbergen gelernt; die Berichte der Beamten aus allen Provinzen meldeten, oft wohl beschönigend und begründete Beschwerden vertuschend, begeisterte Zustimmung der Provinzialen zu den Maßregeln des Herrschers; von allen Grenzen, zumal auch von der germanischen an Rhein und Donau, berichteten die Befehlshaber völlige Ruhe: die Barbaren, eingeschüchtert durch Julians Siege und glücklichen Stern, wagten keine Einfälle: sogar aus Persien verlautete, der Großkönig habe eine Gesandtschaft mit sehr friedlichen Vorschlägen abgeschickt.

In diesen Tagen trafen auch, auf Einladung ihres Schülers, Maximus und Libanius aus Nikomedia ein, wurden von ihm auf das herzlichste und ehrerbietigste empfangen und in jeder Weise ausgezeichnet. Da hielt denn Libanius öffentlich auf dem weiten säulengeschmückten Platze vor dem wieder hergestellten Tempel des Zeus Soter vor einer ungezählten Volksmenge eine glänzende Lobrede auf den Herrscher, von der dieser, in Festgewand gekleidet, aber auf einer Schülerbank, — nicht auf dem Throne — der Rednerbühne gegenübersitzend, gierig jedes Wort einsog. Es war ein recht langer Genuß!

Nach der Abreise des Philosophen und des Rhetors hatte Julian Serapion und Jovian — wie fast jeden Abend — zu dem bescheidenen Nachtmahl in den Palast geladen. Sie mußten warten, bis seine etruskischen Priester die Zeichen des „Abendopfers" ihm geheim gedeutet hatten. Die beiden lehnten an dem Bogenfenster des mit Götterbildern reich geschmückten Speisesaales, das einen herrlichen Blick über den blau flutenden Bosporus und das asiatische Ufer drüben mit seinen vielen, aus Lorbeeren und Myrten lauschenden, weiß-säuligen Villen gewährte.

„Er ist sehr heiter heute,“ sprach Jovian. „Er erzählte mir ganz stolz ... es freute ihn offenbar fast wie ein Sieg über die Perser ... von seinem Büchlein „über die Cäsaren“, das er diese Nächte über durchgefeilt.“ — „Es ist wirklich geistreich,“ unterbrach Serapio, „ganz im Stile Lucians. Ja, wenn er spotten kann, dann ist ihm wohl.“

„Wohler als denen, die sein Spott trifft,“ meinte der gutmütige Jovian. „Aber auch ergreifend ist es durch seinen heiligen Ernst, mit welchem er vor allen Imperatoren den Preis zuerteilt Mark Aurel, dem Philosophen im Purpur, weil dieser als seinen Lebenszweck bezeichnete, nicht Genuß, Ruhm, Macht zu gewinnen, — nur: den Göttern nachzueifern. Und wie Herakles, sagt er, haben ihm selbst die Götter die Arbeit auferlegt, die Erde von allem Unrecht zu säubern. Und dann wieder zwar ziemlich boshaft, aber auch wahrhaft geistvoll ist seine Beurteilung von Constantin und Constantius, der alle Frevel und Verwandtenmorde abzuwaschen verstanden durch „ein gewisses Wasser“ —: das der Taufe.“ „Das gefällt mir nicht,“ sprach Jovian kopfschüttelnd. „Man soll nicht verspotten, was andern heilig ist.“ — „Aber auch nicht zerschlagen und verbrennen, wie die frommen Christen den schönen Heiligtümern der „Hellenisten“ thaten und — so gern wieder thun möchten, litte es Julian. — Er frohlockte: „denke nur: zehn Abschriften hatte der Buchhändler neben den Gärten der Faustina: — weg sind sie! alle zehn in drei Tagen gekauft. Und die Käufer haben nicht einmal ihre Namen bekannt gegeben, so daß der Verdacht der Gunstbuhlerei ausgeschlossen ist.“ „Es ist wirklich erstaunlich,“ erwiderte Jovian, „was er, neben der unermüdlichen Sorge für das Reich in Krieg und Frieden, alles fertig bringt. Ich bekäme den Schreibkrampf. Sechs

lange Reden oder Abhandlungen seit wir hier sind!“ — „Ja, und einzelne davon, wie die Rede über die Imperatrix Eusebia voll tiefsten Gemütes, andere, wie die Abhandlung über die Göttermutter und die über die Kyniker — er hat beide in Einer Nacht geschrieben! — voll Geist und Schwung.“ — „Und dann die begeisterte Rede an König Helios!“ — „Mir gefiel am besten davon das rührende Gebet am Schluß — es enthält den ganzen Julian: „laß mich, o Helios, nur so lange leben als es dir gefällt, mir frommt und diesem Reich der Römer nützt. Gewähre mir ein reines Leben, wachsende Erkenntnis, gotterfüllten Sinn und einen sanften Tod, aus dem hinweg ich zu dir aufschweben möge, ewig in deinem Lichte bei dir zu wohnen.“ — „Und dann die Unmasse von Briefen, die er täglich schreibt und zugleich diktiert.“ — „Darin thut er zu viel. Ich werd's ihm einmal sagen.“ „Ich begreife nicht,“ wiederholte Jovian, „woher er die Stunden des Tages nimmt.“ — „Ei, er hat die Nacht dazu genommen und gedrittelt: vier Stunden gehören, wie der ganze Tag, der Arbeit für den Staat, vier dem Schlaf und vier der Wissenschaft.“ — „Er bringt Hermes, dem Erwecker und Wacherhalter, häufig Opfer, auf daß er ihn vor dem Schlaf beschütze.“ „Das einzig Gute an dem Schlaf,“ sagte er neulich, „sind die von den Göttern gesendeten Träume.“ „Du träumst,“ erwiderte ich ihm, „oft wachend, wann du zu denken wähnst.“ „Aber still — er kommt.“

Nach dem Abtragen der Speisen — nur über die Rede des Libanius war bei Tisch gesprochen worden! — begann Serapio, der an der Tafel saß, nicht lag, wie die beiden Römer, mit feinem Lächeln: „Du hast heute, Imperator, des Lobes arg viel gehört. — Vier Stunden lang! Länger als die längste Christenpredigt! — Zum Teil geistreich vorgetragen, zum größeren Teil dick aufgetragen: allzu

dick, wie Schminke auf den Wangen einer alternden Buhlerin. Du hast es ausgehalten, alle vier Stunden lang. Ich bewundere dich. Ich meinte einige Male: nun wird er aber aufspringen, der Augustus, und wird rufen: „Halt ein! ich ersticke vor Weihrauch!“ Aber nein. Du bliebst ruhig sitzen, und bei jeder neuen Übertreibung lächeltest du aufs neue den Schmeichler an: — doch nein: „Schmeichler“ ist ungerecht, versteht man darunter bewußte Unwahrheit. Libanius glaubt, was er sagt. Das ist mir gleichgültig. Aber auch du glaubst, was Libanius sagt. Und das, o Julian, das ist mir nicht gleichgültig. Denn es steigert ins Maßlose deinen schlimmsten Fehler —“ „Die Eitelkeit,“ sprach Julian, ganz kleinlaut. „Ja, ich weiß. Ich weiß es schon lange!“ — „Ich möchte dir helfen: dich warnen: nicht dich heilen: das ist undenkbar! — aber einigermaßen dich mäßigen. Ich danke dir so viel: — ich mache nicht viel Lärm mit meinen Gefühlen, dazu sind sie zu tiefgründig: — das Leben dank' ich dir und noch eins: die Kenntnis des glänzendsten Geistes der Zeit: — des deinen.“ „Hat dich Libanius angesteckt?“ spottete Julian, aber doch sehr angenehm berührt; denn der Germane lobte ihn nie. „Ohne Sorge! Du wirst dich bald überzeugen, daß mir die germanische Grobheit nicht angekränkelt ist durch deinen Griechen. Denn ich bitte um die Erlaubnis, jetzt, in dieser Stunde, — nur vor dir und vor diesem treuen Jovian — auch eine Rede über den Imperator Julian halten zu dürfen: — aber nicht eine Lobrede: sondern — als bittres Gegengift wider jenen, bis zum Ekel süßlichen Honig — eine Tadelrede.“ „Ausgezeichnet!“ rief Julian und klatschte Beifall. „Gut, daß du vorher schon klatschtest: — nachher thust du's vielleicht nicht mehr,“ meinte Jovian. — „Oh ich kann viel vertragen.“ — „An Lob, ja, das wissen wir. Ob auch an Tadel, das wird sich jetzt erwahren.“

— „Fang' nur an. Du Magister Militum, fülle den Becher dem Franken und setz' ihm jenen Rosenkranz dort auf, der dem Redner gebührt." „Lieber nicht," sagte der verständige Jovian einschänkend. „Ein Rosenkranz paßt nicht auf den Germanenkopf." „Wir nehmen also an," begann Serapio sehr ruhig, „du bist gestorben!"

„Oho! Eine verfluchte Annahme! Fern sei das Omen!" lachte Julian. „Es eilt mir nicht!" — „Libanius hat dir die übliche Schmeichel- wollte sagen: Leichenrede gehalten und nun wird ein Unbefangener von dem neuen Imperator beauftragt, eine Gegenrede zu halten. Der Mann übernimmt das recht gern und beginnt: „Über die Fehler und Schwächen des verewigten Imperators Julian." „Vortrefflich!" lachte Julian, sich behaglich auf der Kline zurechtlegend. „So werde ich, wie jener alte König von Ägypten, der sich tot stellte, meine eigne Leichenrede hören." „Ja," meinte Serapio. „Hoffentlich nicht mit der gleichen Wirkung." — „Wieso?" — „Rampsinit sprang aus den Leichentüchern, bevor der freigemute Redner bis zur Hälfte gelangt war, und ließ ihn flugs enthaupten." — „Hei, das Ganze stimmt mich so heiter . . . ich tränke noch einen Becher, — hätte ich nicht den kleinen schon geleert, den einzig ich mir täglich verstatte. Beginne!"

Und Serapio trank und hob an: „Bis zum Überdruß hat uns der Lobredner Julians Tugenden gepriesen. Kürzer nicht, auch nicht schwerer, aber unerfreulicher ist meine Aufgabe. Ich kannte nie einen Geist so glänzend wie der Julians war . . ." „Der Tote bedankt sich!" unterbrach der Gepriesene, sich verneigend. „Aber auch nie einen bedeutenden Mann, der mit so vielen kleinen und großen Fehlern und Schwächen behaftet war." — „Ein vielversprechender Anfang!" — „Sie aufzuzählen würden zwei Tage nicht reichen . . ." — „Bitte! Soviel Zeit mußt

du nicht auf den Verblichenen verwenden: er verdient es nicht." — „Nur die ärgsten Dinge greif' ich heraus. Ich schweige also von jener unendlichen Eitelkeit: — sonst könnte ich überhaupt niemals enden. Aber der Verewigte neigte auch sehr stark zum Gekünstelten, zum Gesuchten." „Zum Beispiel? würde der Tote fragen, wenn er das hörte," unterbrach Julian. „Zum Beispiel: hält da der neu ernannte Jahreskonsul — ein Germane! — Nevitta, seinen feierlichen Aufzug in die Kurie des Senats. Wer folgt dem Wagen, zu Fuß, durch die sehr schmutzigen Straßen? Der Imperator! Noch mehr. Der Konsul hat an diesem Tage nach alter Sitte einige Sklaven freizulassen. Durch ein Versehen werden sie statt dessen dem Augustus vorgeführt, der sie frei läßt. Auf den Irrtum merksam gemacht, straft er sich selbst um diesen Eingriff in jenes Amt um zehn Pfund Gold." — „Das ist ganz altrömisch! Katonisch! würde der Tote erwidern, — wenn er reden könnte." — „Das eben ist die Künstelei. Er war — und alle seine Zeitgenossen sind — nichts weniger als altrömisch. Sie *spielen* Altrömer, sie sind es nicht. Ferner: Alles konnte er: — nur nicht schweigen. Wie er zu viele Briefe schrieb, so redete er zu viele Reden. Ein Herrscher aber soll gar nicht reden, sondern handeln. Ich will es nicht an Constantius loben, daß er nie in den Senat ging, dort zu sprechen: er wußte, er konnte nicht sprechen. Aber Julian wußte, — leider! — daß er reden konnte und er, der so schlimm von den langen Reden der Christenpriester sprach, er redete unablässig: im Senat und überall: er fing immer an: „Nur wenige Worte!" — dann folgten Regengüsse von Worten wie zur Zeit der Arche Noahs! Weiter! — Er hungerte nach Lob wie Vitellius nach Fraß. Auch ein Verschwender war er."

„Das ist stark!" unterbrach der Tote. „Sein Magen

und sein Schneider warfen ihm oft vor, er sei ein Geizhals."

„War er auch: in Speise und Gewandung! Aber ein Verschwender war er in dem Ankauf von Büchern. Stirbt da ein Bischof, der des Hochverrats recht stark verdächtig. Constantius hätte seinen ganzen Nachlaß — zumal auch den Weinkeller! — eingezogen. Was thut der Büchernarr? Er beläßt alles den Erben und die Bücherei kauft er zu dem geforderten Preise: — er war nicht zu niedrig!" „Es waren wertvolle Verteidigungen der Lehre des Galiläers darunter," murrte der Selige entschuldigend. „Er kaufte sie, um sie zu widerlegen."

„Also auch Zeit wie Geld verschwendet!" schalt der Ankläger. „Abergläubisch war er — ärger als Hadrian. Alles, was geschah oder nicht geschah, hatte etwas zu bedeuten! Unablässig opferte er, aus den Opferzeichen den Willen der Götter zu erforschen. Da seine etruskischen Auguren ihn belehrt hatten, daß zumal das Blut weißer Vögel die Zukunft sicher verkünde, erschrak bei seinem Anblick in den Straßen von Byzanz jede Gans; und alle Möwen sind kreischend ausgewandert aus dem Römerreich. Ja, er zahlte einmal drei Pfund Gold für einen nie gesehenen weißen Vogel, den ihm einer seiner keltischen Petulantes brachte. Aber bevor der Vogel weissagen konnte, fiel Regen auf ihn: — siehe, es war ein angestrichener Spatz. Und so hat er auch unter den Menschen gar manchen Spatzen für einen Weissager gehalten! —

Auch andern als den größten Göttern opferte er unablässig und unmäßig: Pan, Hekate, auch der ägyptischen Isis. Er bildete sich fest ein, wiederholt seien ihm Götter leibhaft erschienen und der Genius Roms habe dabei einmal sein Haar gestreichelt." „Er hat's gethan," sprach Julian, still und ernst zu sich selbst — unhörbar für den

Germanen -- „dort, vor Straßburg." — „Um nicht auf dem Weg zu den Tempeln bei den unaufhörlichen Opfern zu viel Zeit zu verlieren, hat er sich in diesem seinem Palaste selbst den größten, schönsten Raum zu einem Tempel des Helios umgebaut und geweiht. Und hier zu opfern ist täglich seine erste Verrichtung nach dem Erwachen! Aber er durfte die heiligen Götter als seine Hausgenossen neben sich wohnen lassen: denn — das muß auch der Tadelredner rühmen! — unter seinem Dache geschah Unkeusches nie."

Da drückte ihm Julian schweigend die Hand.

„Aber weiter! Der Verewigte gab in maßloser Schwäche seiner Vorliebe nach für die Philosophen oder alles, was sich so nannte. Neulich führt er den Vorsitz in einer wichtigen Senatssitzung. Da wird ihm gemeldet, der Philosoph Crispus, ein Schüler des Maximus, aus Asien sei eingetroffen. Aufspringt der Augustus so hastig, daß sich ihm der Purpur zusammenschnürt, läuft durch die Kurie, durch das Vorzimmer, umarmt draußen auf den Stufen vor dem gaffenden Volk den Philosophen, dessen Bart freilich fast ebenso vernachlässigt war wie der des Imperators. Und zahllos sind sie, die Schmeichler und Schmarotzer, die sich als „Philosophen" an ihn hängen. Die Köche und Haarkünstler hat er verjagt: — diese Schwätzer hat er hereingeführt. Er mußte zuletzt die Haarkünstler zurückrufen, sich der Bärte seiner Philosophen zu erwehren." „Höre du, nicht lügen!" mahnte der Verstorbene. — „Ein weiterer Fehler war, mit jener Künstelei zusammenhängend, daß er schauspielerte." „Das ist grob," meinte Julian. „Aber wahr," seufzte Jovianus. — „Gewiß handelte und redete er nicht lediglich, um den Beifall der Augen- und Ohrenzeugen zu gewinnen: — im Gegenteil, er hat oft mutig der Meinung, der Neigung der

Menge getrotzt. — Allein bei der aus ganz edeln Beweggründen begangenen Handlung schielte er doch immer, wie ein mittelmäßiger Schauspieler, in das Publikum hinein, ob es seiner schönen Handlungsweise, seiner gewählten Redeweise auch wohl mit beifälligem Verständnis folge? Das war ihm so zur Natur geworden, — er wußte es gar nicht mehr, daß er so that. Wie Gewohnheitslügner nicht mehr wissen, daß sie lügen." „Ja," seufzte Julian, ganz eingeschüchtert. „Er schauspielerte. Aber nicht schlecht, meine ich. Wie?" — „Doch! Denn er übertrieb: er war zuletzt manieriert. So schrieb er viele Briefe, nur um darin mit einer bei den Haaren herbeigezogenen Gelehrsamkeit zu prunken. Er schrieb überhaupt viel zu viel Briefe." „Hat er die hierauf verwendete Zeit den Staatsgeschäften entzogen?" fragte der Selige ganz demütig. — „Nein, aber dem Schlaf, den er widernatürlich verkürzte. Ach, er wäre so viel gesünder, kräftiger gewesen, hätte er dem Gotte Hypnos mehr geopfert. Aber an den hat er so wenig geglaubt; und an dessen Sohn, den Traumgott, so blind! — Neulich erhascht er so einen Vorwand — hundert Feigen schickte er — durch die Post des Staates! — an seinen geliebten Maximus." „Mir scheint, du warst eifersüchtig," warf der Tote ein. „Oder du issest selbst gern Feigen. Gedulde dich: Du sollst auch deren erhalten, er schickt sie dir herab aus der Verklärung!" — „Aber dann, bitte, ohne die Anführungen von Homer, Herodot, Pindar, Aristophanes, Aristoteles, Hippokrates, Simonides und Theophrast und ohne den unausstehlichen Schlußsatz. Ich war zugegen, als er diesen Brief zugleich mit vier anderen fünf Schreibern diktierte: — denn er liebte es, auch hierin prahlerisch Julius Cäsar nachzuahmen. Den Schluß hab' ich mir aufgeschrieben: er lautet: „hat dieser Brief (— nach deinem Urteil! —) die Mittelmäßigkeit erreicht (diese

Wendung ist von übelriechend eitler Verlogenheit), so mag er, auf dein Lob gestützt, andern mitgeteilt werden — (das heißt: laß ihn hundertmal abschreiben!). Bedarf er aber noch einer bessernden Hand, — welche wäre geschickter als die deine, ihn so auszuschmücken, daß man sich sein erfreue?" Wenn das nicht vor lauter „Geschmack" — abgeschmackt ist, so kann ich nicht schmecken."

Der Begrabene hob, abwinkend, die Rechte. „Genug! Du kannst das kaum überbieten. Schließen wir damit! Das war echt germanisch, deutlich. Ich meine, ich fühle Chnodomars Schwertschlag noch einmal! Mehr kann ich (— auf einmal —) nicht vertragen. Du hast gesiegt, Germane!"

„Dies Omen nehm ich an. Aber bitte, ich bin noch nicht zu Ende! Gerade von den Germanen noch ein Wort. Denn endlich: sein Hauptfehler war: er hat das Reich den Germanen ausgeliefert." „Oho!" rief der Tote und sprang in die Höhe. „Das ist frech." — „Zwar schlug er sie wiederholt im Felde. Aber massenhaft nahm er sie in die höchsten Ämter für Krieg und Frieden auf. Sehr folgewidrig! Denn er unterschätzte sie gewaltig, seiner lehrhaften Denkweise nach: — für starke Tiere erachtete er sie nur: — und doch vertraute er ihnen in der Wirklichkeit die wichtigsten Stellen, sogar das ehrwürdige Konsulat an. Ja, was hat er noch gethan? Denselben Alamannenkönig Vadomar, „den Fuchs", wie er ihn nannte und den er fing, indem er ihn „über-fuchste" (würde der geschmacklos worte-künstelnde Verewigte gesagt haben) . . ." „Ja, ja! das wäre so in seiner Art gewesen," schmunzelte der Verschiedene. — „Und der sich allerdings in römischem Dienst in Spanien ausgezeichnet, als klug und tapfer erwiesen hatte, — diesen germanischen Fuchs hat er zum Statthalter der ganzen Provinz Phönike in Afrika gemacht." „Wo

er sich ebenfalls vortrefflich bewährte, würde der arme Verblichene hier einschalten, könnte er sich verteidigen," sprach Julian. „Der hat wahrlich die blondzottigen Barbaren nicht zu seinem Vergnügen in hohe Ämter gebracht." — „Nein, weil er mußte, weil sie tapferer, verlässiger und oft sogar klüger waren als seine Römer. Drum hätte er jene Unterschätzung ablegen müssen. Das that er aber nicht: warum? aus eigensinniger, griechisch-römischer Überhebung. Und doch war er wieder so grenzenlos, so freventlich schwach gegen das Germanische . . ." — „Ei, ei! Wie so?" — „Daß er einem Germanen, der es wagte, ihm an einem Tage, da ihn griechisches Lob fast berauscht hatte, schonungslos, ja absichtlich und bewußt übertreibende Tadelworte zu sagen, den trotzigen Kopf nicht abschlagen ließ, — so sagt man wenigstens," schloß Serapio, sich erhebend. „Nein, sondern diesen Kopf mit beiden Händen umfaßte und dankbar küßte," rief Julian und that nach seinen Worten.

XII.

Mit sehr verschiedenartigen Empfindungen nahmen die Hauptstadt und das Reich die Nachricht auf, daß der Herrscher eine allgemeine Kirchenversammlung nach Byzanz berufen habe, auf der Bischöfe und Priester der katholischen Kirche wie aller christlichen Sekten, aber auch Lehrer der Juden erscheinen und ihre Lehrmeinungen in einem Religionsgespräch vertreten sollten. Der Imperator selbst behielt sich Vorsitz und Leitung vor, um, wie er verkünden ließ, die Freiheit jeder Meinung, den unparteilichen Gang der Verhandlungen zu sichern.

Am meisten erstaunt waren über diesen Beschluß Julians nächste Freunde, Jovian und Serapio; Lysias hatte schon lange die Hauptstadt verlassen und seine Amtsthätigkeit, zunächst in den Provinzen Pontus und Bithynien, begonnen. Bei dem Lustwandeln in dem Haine der Artemis vor dem Westthore der Stadt blieb Serapio plötzlich stehen und fragte: „warum thust du das, o Julian?" — „Was?" — „Das mit den vielen Geistlichen." „Ja," unterstützte Jovianus lebhaft die Frage. „Warum? Denn an Erfolg glaubst du ja doch nicht!"

Mit feinem Lächeln antwortete der Schalk: „Und warum nicht? Irgend ein Erfolg wird schon herauskommen! Aber, bitte, beschleunigt eure Schritte. Die Arbeit ruft mich in den Palast zurück. Unter all' den vielen Dingen, daran es mir gebricht, steht oben an die Zeit." „Desto mehr wundert mich," sprach Serapio grob, „daß du sie so vergeudest." „Denn der Tag dieses Konzils ist ein verlorner," schloß Jovian.

„Wer weiß! — Ich gebe doch die Hoffnung nicht auf." „O du arger Spötter," schalt Serapio. — „Nicht gerade, daß sie sich gegenseitig bekehren (oder — was fast noch erwünschter wäre! — gegenseitig auffressen): aber ein versöhnlicheres, friedlicheres Verhalten untereinander ist doch vielleicht die Folge."

„Das glaubst du selbst nicht!" zweifelte Serapio. „Sieh nur, wie er den Kopf zur Seite zieht und, scheinbar den Bart streichend, den lächelnden Mund mit der Hand verbirgt," zweifelte Jovian. — „Ei, sie sollen hier Duldung lernen und Nächstenliebe." „Die Katholiken von den Ketzern?" fragte Jovian. „Oder umgekehrt?" zweifelte der Franke. „Beides wird schwer halten!" — „Nein! Sondern alle von uns Hellenisten. — Und übrigens: wenn das Gegenteil erreicht werden sollte, wenn die alten

Feinde, stehen sie sich nun alle gegenüber und hört jeder die verhaßte Lehre des andern, in tobenden Streitzorn ausbrechen, heißer als je zuvor . . ." — „Nun dann?" „Ja, was dann?" forschte Serapio. „Denn das wird doch höchst wahrscheinlich geschehen!" „Dann ist's erst recht gut," lachte Julian nun laut auf. „Dann erwahrt sie sich wieder einmal, die vielgepriesene Liebe, Milde, Einigkeit der Kirche vor den Augen der ganzen Welt; und ganz besonders vor den meinen: diesen Augen aber, — ist ihnen bei dem vielen Verdruß, den ihnen die Galiläer tagtäglich bereiten, nicht auch einmal eine kleine Freude durch die Galiläer zu gönnen?"

An dem bestimmten Tag eröffnete der Augustus die Versammlung, zu der in heiligem Eifer die frommen Väter aller Bekenntnisse, auch Vertreter des Judentums, in so großer Menge aus allen Provinzen des Reiches zusammengeströmt waren, daß keine Basilika sie aufzunehmen vermochte.

So war von vornherein das Anstößige ausgeschlossen, daß der „hellenistische" Imperator in einem christlichen Gotteshause den Vorsitz einnahm. Und auch die Frömmsten konnten nicht dawider eifern, daß aus dem Grund solch zwingender Not die Beratungen in ein weltliches Gebäude verlegt wurden; man wählte den weitesten Raum, der in der Hauptstadt zu finden war: die Säulenhalle des vom großen Constantin erbauten Gymnasiums.

Zartfühlig ließ Julian aus dem Haus und dem umgebenden schönen Hain für diesen Tag die Götterbilder entfernen, die Artemidor auch hier bereits wieder aufgestellt hatte; „ich bin der Wirt: ich darf nicht unwirtlich scheinen,"

sprach er, „nicht meine ohnehin so leicht reizbaren Gäste verletzen.“

Bis auf den letzten Platz waren die Stühle und Bänke besetzt, die, in sieben Reihen hintereinander aufgestellt, einen Halbkreis bildeten, geöffnet gegen den purpurbehangnen Thron, den der Herrscher, gekleidet in die volle Festgewandung des Imperators, nun feierlichen Ganges beschritt.

Zu Füßen des auf mehreren Stufen erhöhten Sitzes nahmen die ersten weltlichen Würdenträger Platz. Eine Schar von Kriegern — meist blondhaarigen, Julian selbst hatte sie ausgesucht — stand in vollen Waffen, befehligt von Sigiboto und Sigibrand, hinter dem Thron; und draußen, vor dem nun geschlossenen Eingang, in dem weiten Garten, waren zweitausend weitere unter Garizo und Ekkard aufgestellt.

Lange musterte Julian die Versammlung schweigend: — manch hochehrwürdige Gestalt, manch edles, vergeistigtes Antlitz erschaute er: aber auch viele Eiferer, deren Züge, von Glaubenshaß und Verfolgungswut, von Rachgier und von andern übeln Leidenschaften entstellt, durchaus nicht Frieden atmeten oder ankündeten. Endlich hob der Imperator an: „Ehrwürdige, fromme, ja vielleicht zum Teil schon heilige Väter der Kirche, Häupter der verschiedenen Lehrmeinungen, auch ihr, o weise Lehrer der Juden! Ich heiße euch alle willkommen. Ich habe euch hier versammelt, euch Gelegenheit zu geben, eure Glaubenssätze vorzutragen und zu vertreten. Ich wünsche — aber ich wage (— nach frühern Erfahrungen! —) freilich nicht stark zu hoffen,“ — hier spielte, kaum merklich, ein Lächeln um den feinen Mund — „daß aus euren Verhandlungen, wenn auch nicht Versöhnung, doch gegenseitige Duldung hervorgehen möge. Bevor ihr beginnt, möchte ich euch (— als

Mahnung! —) ein paar Sätze vorlesen, die sich in einer eben veröffentlichten Geschichte unserer Tage finden: ihr Verfasser ist der ausgezeichnete Grieche Ammianus Marcellinus, dessen Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit noch niemand bezweifelt hat. Seine Worte sind vielleicht geeignet, jenen geistlichen Stolz ein ganz klein wenig zu dämpfen, den manche Zeitgenossen euch, heilige Bischöfe (— gewiß mit Unrecht! —), vorwerfen. Ein wenig Demut ist gewiß uns allen (— auch mir gebricht es leider daran! —) zu wünschen. Und wo die Demut fehlt, da ist so recht am Platz: — die Demütigung.

Ammianus also schreibt: — gieb die Rolle, bitte, Serapio: „Nicht reißende Bestien, nicht Raubtiere zerfleischen sich untereinander mit solcher Wut wie die Christen verschiedner Bekenntnisse. Hätte Mark Aurel unsere Tage erlebt, — nicht von den zanksüchtigen Juden in Ägypten, von den sich zerreißenden Christen hätte er sein berühmtes Wort gesprochen: „o Markomannen, Quaden und Sarmaten, endlich habe ich noch ärgere Wüteriche gefunden als ihr seid.“ Ferner: „Papst Liberius und Papst Felix der Zweite streiten schon lang miteinander um den römischen Bischofstuhl: da wurden neulich in der Basilika des Sicinius, wo sich die römische Christenschaft zum frommen Gottesdienst zu versammeln pflegt, an Einem Tage hundertundsiebenunddreißig Menschen erschlagen.“

Aber das ist ja nur ein kleines Vorfrühstück des Glaubenseifers gewesen! Stattlich war seine Hauptfestmahlzeit hier, in der Stadt Constantins: das erste Blut, das die neue Hauptstadt befleckte, von Gläubigen aus Gläubigen um des Glaubens willen ward es vergossen: „vor kurzem lieferten sich die beiden Bischöfe von Byzanz, Paulus der katholische, und Makedonius der arianische, eine regelrechte Schlacht in diesen Straßen: auf dem Platz vor

der Bischofskirche allein lagen dreitausendeinhundertfünfzig Tote. Der Magister Equitum Hermogenes, der Frieden stiften wollte, ward von den Katholischen aus seinem brennenden Palast an den Füßen durch die Straßen geschleift und die Leiche auf das scheußlichste (— sehr unanständig! —) verstümmelt. Aber als später die Arianer gesiegt hatten, erfanden sie eine hölzerne Hebelmaschine, mit der sie den gefangenen Katholiken die Zähne des geschlossenen Mundes aufbrachen und nun die arianisch geweihte Hostie ihnen in den Schlund hinabzwängten: katholischen Jungfrauen verbrannten sie die Brüste mit glühenden Eierschalen oder quetschten sie ab mit scharfen Brettern." Weiter: „Die Arianer in Edessa sind vor drei Monaten über andere Galiläer, die Valentinianer, hergefallen und haben mit Mord und Brand gegen sie gewütet." (Der Statthalter beantragte die in den Gesetzen gedrohte Todesstrafe gegen die Überführten: aber ich halte alle glaubenswütigen Galiläer für nicht ganz zurechnungsfähig und habe sie begnadigt: nur ihr Vermögen ward eingezogen, die Verletzten zu entschädigen.) „Bald darauf hat die katholische Sekte der Novatianer in Paphlagonien viertausend römische Legionare erschlagen." Ihr werdet nun vielleicht zugeben, heilige Väter, der Staat muß doch ein wenig den Kopf schütteln über eine Religion der Liebe, welche so befremdliche Früchte zeitigt. So sagt Ammianus nicht zu viel mit den Worten: „der Haß der Christen untereinander übersteigt die Wut reißender Bestien gegen den Menschen." Aber er ist „Hellenist", werdet ihr sagen. Wohl, so führe ich ein Wort eines eurer Bischöfe an, jenes liebenswürdigen Gregor von Nazianz (um dessen Beifall ich mit so geringem Erfolg ringe!): er sagt (alle Grazien standen an seiner Wiege und daneben der Engel der Nächstenliebe! —) in seiner jüngsten Schrift (ich studiere so gern seine an Kraft-

worten reiche Sprache, ohne sie doch erreichen zu können!): „das Königreich des Himmels (das ist nämlich die Kirche) ist durch Zwietracht in ein Chaos, in einen nächtlichen Orkan, ja sogar in die Hölle selbst umgewandelt."

Dieser Freund der Wahrheit hat auch in einer Predigt behauptet (es ist die dritte in seiner jüngst veröffentlichten Sammlung: — ich habe sie mir sofort [wegen der starken Nachfrage] gekauft, obwohl sie ziemlich teuer ist, da meine galiläischen Unterthanen jeder Lehrmeinung so was gern lesen), ich, Julianus, pflege ziemlich häufig Knaben und Mädchen zu schlachten, aus ihrem Blut die Zukunft zu erforschen: die Leichen lasse ich dann (— wie ich erfuhr —) in die Flüsse versenken.

(Warum ich ihn nicht bestrafe, diese Schriften nicht unterdrücke? fragen meine Freunde. O nein, ich freue mich darüber, daß ein Feind von uns Hellenisten, trotz hoher Weihen, so lügt, so haßt und so verleumdet!)

Übrigens — Gerechtigkeit vor allem! Die Rechtgläubigen treiben es nicht ärger als die Arianer und die andern Ketzer: man kann homoiusios sagen oder homousios, und gleich streitsüchtig, blutdürstig und verfolgungswütig sein. Zu vielen Tausenden habt ihr euch gegenseitig geschlachtet! Aber hören wir weiter unsern trefflichen Ammian: „Es giebt — sagt' er — ausgezeichnete Bischöfe in den Provinzen: aber in Rom und in andern Großstädten bieten sie die ganze Kraft ihrer Lungen nur zum Zanken auf. Sie sammeln sich Schätze aus den Spenden alter Weiblein, zeigen sich nur in prachtvollen Gewanden, die aller Augen auf sich ziehen, und ihre schwelgerischen Gastmahle überbieten die Tafeln der Könige."

Und ein frommer Kirchenvater — Eusebius von Cäsarea — klagt, daß „unaussprechliche Heuchelei und Verstellung es unter den Christen zum höchsten Grade der

Bosheit gebracht haben;“ so schreibt er wörtlich. (Es sind euer überhaupt ein bißchen viele: achtzehnhundert Bischöfe zählt man in meinem Reich.)

„Diese achtzehnhundert haben“ — berichtet Ammian — „behufs ihrer Verständigung in zweiundzwanzig Jahren neunzehn Kirchenversammlungen gehalten:“ verständigt habt ihr euch, wie es scheinen will, dabei nicht erheblich, wohl aber, klagt Ammian, durch das Hin- und Herfahren die ganze Post des Staates zu Grunde gerichtet. Also (— offen bekenne ich’s, und ihr wißt es ja von mir! —) ich kann euch nicht so recht lieben und auch euch nicht glauben! Aber wie könnt ihr mir aus meinem Unglauben einen Vorwurf machen, da ihr selbst lehrt: den Glauben kann man weder erlernen noch erzwingen; er ist eine freie Gnade, die am Menschenherzen Gott wirkt, der von Ewigkeit her im voraus weiß (— also unabänderlich vorher bestimmt hat!), welche Seelen er so begnadigen wird. Ich zähle offenbar nicht zu den Begünstigten, bin also im voraus von Ewigkeit her zur Hölle verurteilt gewesen, bevor ich geboren ward, bevor ich in die Möglichkeit kam, eure Lehre anzunehmen oder zu verwerfen. Das ist doch nicht hübsch von eurem Gott! Vernehmt zum Schluß noch, was ich neulich den Bostrenern geschrieben habe: es gilt euch allen: „wie viel besser als Constantius behandle ich die Priester und Bischöfe der Galiläer: er hat sie in Scharen verbannt, Athanasianer und andere (so daß in Samosata, in Kyzikus, in Paphlagonien, Bithynien, Galatien gar keiner mehr zu finden war), hat eure Kirchengüter eingezogen: ich habe allen die Rückkehr verstattet, allen die Güter zurückgegeben. Ja, den wackeren Bischof Aëtius von Ephesus hier, der sich um den Frieden zwischen den Seinen und den Hellenisten bemüht, hab’ ich längst als meinen Gast hierher geladen. Nur laß ich euch nicht, wie das früher geschah, unterein-

ander und gegen uns Götterverehrer wüten. Gerade darüber aber toben viele von euch, frevelnd gegen die Götter und gegen unsere Gesetze. So wenig zwing' ich einen Galiläer an unsere Altäre, daß ich vielmehr von jedem, der zu den Göttern zurückkehren will, vorher Buße, Entsühnung fordere, Reinigung an Leib und Seele, die er durch den Abfall — zu den Gräbern — befleckt hat vor den hochheiligen Göttern. Aber viele Bischöfe, die nun seit Jahrzehnten geherrscht haben, wollen nicht aufhören zu herrschen, Gericht zu halten, alten Weiblein Testamente zu diktieren, Erbschaften an sich zu reißen. Gar häufig hetzen sie das dumme Volk und lassen es mit Steinen werfen auf unsere Götterbilder. Und doch ermahne ich immer wieder und wieder: „vergeltet nicht den Galiläern Gewalt mit Gewalt! Nicht Haß, Mitleid verdienen sie, belehren muß man sie, nicht verfolgen."

Beginnt nun eure Verhandlungen. Diese unmittelbar zu leiten, steht mir nicht zu: ich übertrage dies Geschäft dem den Jahren nach ältesten unter den Anwesenden: es ist, wie festgestellt ward, Aëtius, der ehrwürdige Bischof der Katholiken von Ephesus."

Sofort erhob sich ein dumpfes, grollendes Murren auf den Bänken aller Andersgläubigen.

„Ruhe, meine Lieblinge!" bat Julian. „Einer muß es nun doch wohl sein. Und bei jeder Wahl hätte der Rangstreit kein Ende genommen. Übrigens bleibe ich hier, in eurer Mitte, und sollte (was ich aber durchaus nicht annehme!) der greise Aëtius nicht mit voller Unparteilichkeit seines Amtes walten, so werde ich selbst eingreifen: — ich — von dem ihr wisset, daß ich all' euren abweichenden Lehrmeinungen mit gleicher — nun sagen wir: mit gleicher Unvoreingenommenheit gegenüberstehe. Mit Schmerz vermisse ich aber manch teures Haupt. So meinen gütigen

Gönner, meinen Mitschüler einst zu Athen, den vorbelobten sanftmütigen Bischof Gregor von Nazianz, der in seiner jüngsten Schrift bewiesen hat, ich trage neun lebendige Teufel im Leibe. Schade, daß er nicht kam! Es hätte mich doch so lebhaft angezogen, deren richtige Namen zu erfahren; und wo im Leibe mir jeder einzelne sitzt.

Auch sind leider ausgeblieben (— wohl zu stark miteinander selbst beschäftigt! —) die beiden heiligen Bischöfe, die sich, wie vorher beklagt, seit nunmehr sechs Jahren um den heiligen Stuhl von Rom recht lebhafte Straßengefechte liefern: — Felix der Zweite und zumal der demutvolle Liberius, den ich an eine frühere Begegnung, eine (— selbstverständlich nur für mich selbst! —) lehrreiche Unterhaltung über die Grenze von Kirchen- und von Staatsgewalt sowie über Urkundenverfertigung würde gern erinnert haben. Ich behalte mir vor, bei meinem längst geplanten Besuch bei ihm in Rom darauf zurückzukommen. Ich höre übrigens mit Bedauern, ihr Katholiken, daß Papst Liberius aus Menschenfurcht in der letzten Zeit des Constantius diesem zu Liebe von dem katholischen Glaubensbekenntnis (— dem von Nicäa, dem athanasianischen —) abgefallen ist und sich einer arianischen Sekte zugewendet hat. Ist er, der Irrgläubige, nun doch noch Haupt der rechtgläubigen Kirche? Aber das ist eure Sache! Verzeiht, ich bitte, die Frage.

Allein auch ihn, den eben genannten, den berühmten Athanasius von Alexandria (— ja, ihr Arianer, brummt nicht! „Berühmt“ ist er doch jedenfalls und von Alexandria ist er auch: nämlich das heißt bald: zu Alexandria, bald von euch vertrieben — also von Alexandria weg —), auch Athanasius also nicht hier zu sehen, bedauere ich lebhaft. Um so tiefer beklage ich das, als ich beschlossen habe, zur Grundlage eurer Verhandlungen zu machen . . .:“ hier

hielt er eine Weile inne und fuhr dann, als alle mit größter Spannung an seinem Munde hingen, mit erhobener Stimme fort . . . „das von ihm verfaßte und nach ihm benannte Glaubensbekenntnis: das Athanasianum von Nicäa."

Da brach's los.

Tobender, höllischer Lärm und wildes, wüstes, ohrenzerreißendes Geschrei. Mit Ausnahme der Katholiken und der Juden sprangen alle Anwesenden von ihren Sitzen, sprachen, riefen, zischten, schrieen, brüllten zugleich gegen die Reihen der Katholiken hin, wütend und drohend auch gegen den Thron des Imperators. Der verzog keine Miene; ruhig sah er in den brodelnden, schäumenden, häßlichen Kessel hinab: nur ein Lächeln konnte er nicht ganz unterdrücken.

Der Vorsitzende, Aëtius, der wackere Bischof von Ephesus, bemühte sich vergebens, die Ordnung herzustellen: alle sprachen, schrieen, zugleich mit den Händen dem Gegner bis nah' an die Nase fuchtelnd. Ja, aus den Reihen der heißblütigen Afrikaner flogen schon als Wurfgeschosse gegen die Köpfe der katholischen Amtsgenossen die Papyrusrollen, auf welchen die heiligen Schriften verzeichnet standen. Ein neues Testament streifte mit scharfer Kante das Ohr des noch jugendlichen Bischofs Fortunatian von Aquileja: er blutete stark.

Lange hatte Julian von seinem erhöhten Thron herunter dem ausgebrochenen Wirrwarr zugesehen, ohne sich einzumischen: er hatte sie recht lange gewähren lassen! Jetzt aber, als der verwundete Bischof auf den Werfer, Adherbal von Ruspe, mit geballten Fäusten losfuhr, gab er Sigiboto und Ekkard einen Wink: die sprangen dazwischen und rissen die bereits Raufenden auseinander; zugleich hob der Imperator den rechten Zeigefinger: da schmetterte von dem hohen Bogengang oberhalb der Säulen herab der eherne Klang

der römischen Tuba, das fromme, aber lebhafte Gespräch übertönend. Alle verstummten und sahen erschrocken nach oben: totstille ward's in der weiten Halle.

Nun erhob sich Julian vom Thron und sprach: „Nein, ihr frommen Herren, beruhigt euch: es ist noch nicht die Posaune des Weltgerichts; freilich wär' es kein Wunder, bräch' es strafend über euch herein. Vergeblich bat ich euch, als ihr so . . . nun, sagen wir: so angeregt, so eifrig wurdet: „hört auf mich! Selbst trotzige Alamannen und wilde Franken haben auf mich gehört.“ Ihr nicht! Ihr gehorchtet nicht meinem Wort. So mußte euch die Tuba mahnen. Haltet doch Frieden, ihr Herren! „Kindlein, liebet euch doch untereinander“ (mahnte der Lieblingsjünger eures Gottes), statt euch die Ohren blutig zu werfen. „Friede sei auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen,“ so sangen ehemals die Engelein. Muß ich euch Bibelsprüche lehren, ich, der von neun Dämonen Besessene? Für heute muß ich's wohl aufgeben, euch zu versöhnen. Fast besorge ich, ihr werdet auch morgen, ja noch einige Jahrhunderte so fort streiten. Streitet mit Gründen, aber, ich bitte sehr, nur die feineren Fragen entscheidet mit Fäusten. Und die heiligen Schriften wirken doch nur innerlich, nicht äußerlich angewendet. Eure Gewissen sind frei, eure Lehren sind mir unantastbar: wer aber den Frieden meines Reiches bricht, der wird lernen: „irret euch nicht, — auch der Staat läßt sich nicht spotten!“ Und da ich eurer Sanftmut nicht ganz trauen darf — nach dem eben Erlebten! — kann ich euch nicht unbehütet auf die Straßen von Byzanz entlassen: leicht könnte dort der heilige Eifer neu erwachen. Deshalb (Serapio — rufe die befohlenen Germanen dort vor — die anderen stehen draußen bereit! —) wird jeder von euch in seine Herberge geleitet von je zwei heidnischen Alamannen, Franken, Friesen, Sachsen, Quaden, Markomannen: — die

werden gewiß nicht Partei ergreifen für Athanasius oder für Arius! — Dir, Sachse Sigibrand (— ich kenne deine Theologie — heute ward sie beinahe hier angewandt! —), dir anbefehl' ich den heiligen Bischof von Ruspe da. Aber sei auf deiner Hut, Kriegshauptmann! Er ist ein streitbarer Herr, er wirft gar kräftig."

Der rotblonde Riese in seinem Wisentfell trat vor und legte nur leicht die Hand auf des Afrikaners Schulter; der knickte zusammen.

„So führe mir, Serapio, die frommen Priester durch die Straßen von Byzanz, jeden mit einer Ehrenwache von zwei Heiden. Sonst könnte euer Ansehen leiden bei dem Volk, sähe es euch werfen, schlagen und raufen auf den Gassen! Friede sei mit euch!"

XIII.

An dem Abend des Tages dieses aufgeregten Religionsgespräches hatte Julian wieder die beiden Freunde zu Gaste bei seinem Nachtmahl. Der Imperator verweilte mit Behagen bei den Erinnerungen an den Vormittag; auch Serapio lachte, als er erzählte, wie er nur mit Mühe auf den Straßen die kampflustigen Seelenhirten habe auseinanderhalten können durch die quergehaltnen Speerschäfte seiner Germanen. „Aber du scheinst wieder einmal nicht ganz zufrieden, gestrenger Magister Militum, mit deinem Imperator'" hob dieser an. „Woran hab' ich's heute wieder fehlen lassen?" „Nicht an Bosheit, oh Auguste," erwiderte Jovian, „an Spitzen und Witzen, die nicht bessern, die reizen und keine Wirkung haben als

die ..." „Ihn selbst zu erfreuen," schloß Serapio, „den Verstorbenen." „O weh," klagte Julian, „wird heute die üble Nach-Rede (hübsch diese Doppelbedeutung, nicht?) fortgesetzt?" — „Nein! Denn, o gerechter Aristides-Jovian, du hast zwar darin recht, daß seine boshaften Witze nur ihn erfreuen. Jedoch das ist auch schon etwas. Schaden können sie ihm bei den Frommen doch nicht weiter: die können ihn nicht mehr tiefer in den Höllenpfuhl hinein verfluchen als sie ihn schon hinein gebetet haben. Und zur Empörung sind die Guten unter ihnen zu gewissenhaft, die Bösen zu ohnmächtig. Dabei ist aber jede solche Bosheit eine sehr wohlthätige Ableitung für unsren Julian: besser, er verspottet sie als griechischer Rhetor, denn er verfolgt sie als Imperator. Ich bring' es dir, Julian. Mögest du den Christen nie was Schlimmeres anthun als deine heutigen, schlechten und hier und da (aber selten!) guten Witze. Ich besorge jedoch ..." — „Was? Du wirst mir doch nicht Verfolgungsabsichten zutrauen?" — „Dir nicht! Aber deinen Werkzeugen, die nicht immer vorsichtig gewählt sind. Dieser Lysias ..." „Ich weiß," sprach Julian bekümmert, „du und Jovian, ihr seid ihm tief abgeneigt. Ich kann auch nicht leugnen, — leider! — daß ich ihn im Laufe dieser Jahre verändert finde: nicht zu seinem Vorteil. Wilde Leidenschaften, ungezügelte, reißen ihn dahin. Er ist keine apollinisch geklärte Seele. Aber ihr könnt ja beide nicht ermessen, wie tief ich ihm zu Dank verpflichtet bin! Ich konnte ihm die Bitte um jenes Amt nicht abschlagen: — ich hatte es ihm längst vorher bestimmt." „Es laufen aber schon Klagen ein," sprach Jovian, „aus mehreren der ihm anvertrauten Provinzen. Die Christen ..." — „Ja, das glaub ich! Sie waren solange Hammer, daß es ihnen schwer fällt, dies nicht mehr zu sein." „Sondern Amboß zu werden,"

meinte Jovian. — „Das sollen sie nicht. Werden die Klagen zu Anklagen, so laß ich auch meines Lehrers Fehler nicht hingehen.“ „Auf deinen heutigen Sieg über die Christenbischöfe und -Priester,“ begann Jovian aufs neue, „darfst du dir aber nicht viel zu gute thun. Sie kamen ja gar nicht zu Wort.“ — „Was? Ich höre sie noch schreien.“ — „Arglistig hast du jenes Bekenntnis als Apfel der Zwietracht in ihre Mitte geworfen.“ — „Und jedes andere hätte ebenso gewirkt. Das Arianische würde die Katholiken gereizt haben wie das rote Tuch den Stier.“ — „Daß sie dir auf deine boshafte Eröffnungsrede nicht erwiderten, ist begreiflich.“ „Ja,“ lächelte Serapion, „in Gegenwart des Katers wagen die Mäuse nicht, recht laut zu piepen. Sie schwiegen — unter der Furcht des Herrn.“ „Das soll ja der Weisheit Anfang sein,“ spottete dieser. „Nur des Herrn Julian,“ verbesserte Jovian, „nicht des himmlischen Herrn. War auch manch ehrlicher wackerer Mann unter den heute Versammelten: — es fehlte einer, der dir geistig gewachsen war.“ „Oder gar überlegen,“ schloß Serapio. „Sollte es das geben?“ fragte Julian in gutmütiger Selbstverspottung. Aber sehr ernst blickte Serapion, als er bedächtig erwiderte: „ich fürchte: ja.“ „Und wer?“ forschte der Imperator, nun auch ernst geworden. „Wer ist das?“ — „Nun eben: Athanasius.“ — „Immer dieser Name! Kennst du ihn denn? Sahst du ihn?“ — „Ja, ich kenne seine Schriften: — ich las sie, als ich im Perserkrieg pfeilwund lag, viele Wochen lang, zu Amida. Ich kenne auch das meiste von seinen Kämpfen: sie erfüllten gerade damals, als ich im Orient weilte, die ganze römische Welt, zumal das Morgenland. Bisher waren alle seine Kämpfe mit den Ketzern, aber auch mit der Staatsgewalt: Siege!“

„Ja, mit Constantius,“ höhnte Julian.

„Und ich hab' ihn — damals auf dem Rückweg, in Ephesus, — gesehen, eine Predigt von ihm gehört: der Mann ist unvergleichlich und unerreicht. Seine Erscheinung schon, dies von Geist und Tugend verklärte Antlitz, sein ganzes Wesen! Und mehr noch als in seinem Denken, — in seinem Willen wurzelt seine Kraft, in seinem Charakter seine Größe: er ist sittlich noch mehr ein Held als geistig. Ich nannte dich, Julian, den glänzendsten Geist der Zeit: du bist es: aber der größte Geist und der größte Mann der Zeit — heißt Athanasius.“ „Hm, dann wundert mich,“ spöttelte jener, „daß er dich nicht bekehrt hat zu seinem Glauben.“ — „Das ist unmöglich. Die Weltanschauung eines Mannes, der kein Schallrohr ist, muß erlebt, sie kann nicht gelehrt werden.“

Julian hatte einstweilen eine kleine Anwandlung von gekränkter Eitelkeit wacker überwunden. Nicht mehr gereizt, mit überlegener Selbstbelächelung fuhr er nun fort: „du siehst also wirklich diesen Unbezwungenen, diesen dreizehnten Apostel, wie sie ihn nennen, als auch mir überlegen an? Strafe muß sein! Für diese Majestätsbeleidigung meiner vielgescholtnen Eitelkeit verurteile ich dich dazu, mir genauen Bericht zu erstatten nicht nur über die früheren, dir, wie du sagst, bekannten Kämpfe dieses „Unsterblichen“, — nein, zumal auch über die neuen Wirren, die vor kurzem in Alexandria ausgebrochen sind, wenn nicht durch ihn verschuldet, doch durch ihn veranlaßt. Artemius, der Dux jener Provinz, erhebt die schwersten Anschuldigungen gegen ihn. Du sollst sie prüfen.“ — „Ich? Warum ich, der Barbar? der Gottlose?“ — „Ebendeswegen! Du bist der Unbefangenste von uns allen, kannst es sein. Soll ich einen Rechtgläubigen prüfen lassen? Er spricht ihn frei! Einen Arianer? Er verurteilt ihn! Soll ich selbst prüfen? Ich traue meiner eignen Unparteilichkeit nicht! Denn ich

32*

will es nur gestehen: als ich die schweren Anklagen des Dux las, da freute sich etwas tief in meinem Innersten und flüsterte mir zu: „Wäre doch nur der zehnte Teil begründet! Es würde ausreichen, diesen, wie es scheint, wirklich gefährlichsten Feind der Götter mit vollem Recht für immer unschädlich zu machen: nicht hinrichten, wie Artemius dringend verlangt, aber irgendwo, recht weit von seinem Bischofsitz, einsperren lebenslänglich: — es wäre sehr erwünscht!" Sobald ich mich auf diesem geheimen Wunsch ertappt hatte, beschloß ich, nicht selbst hier zu untersuchen. Ich überweise den Mann seinem (wie wir eben hörten) warmen Bewunderer. Kann ich mehr thun? Und dann schelten die Galiläer auf meine Parteilichkeit wider sie! Und dieser heitre Gregor Bischof von Nazianz (— das ist doch ein ausgesuchtes Scheusal! —) beklagt sich in seiner jüngsten Schmähschrift gegen mich, in den gröbsten Schimpfreden, deren die Sprache Pindars fähig ist, daß ich den rechten Glauben nicht mit Gewalt, nur durch List und Künste bekämpfe. Als sie aber Diokletian (— ohne alle Künste! —) köpfen ließ, — da war's ihnen auch nicht recht. Was ist ihnen denn recht?"

„Das will ich dir sagen," erwiderte Serapio, „wenn du's — auch noch heute! — noch immer nicht begriffen hast. Recht ist ihnen nur, daß sie die Andersdenkenden, nach Auswahl, bald mit List und Kunst, bald mit dem Henkerbeil bekehren dürfen. Denn — merk' es dir —: die Kirche ist nicht frei, wenn sie nicht herrscht." „Ei," meinte Julian, „das ist allerdings merkenswert. Eine anziehende Fassung des Begriffes Freiheit!" „Gerade deshalb," mahnte Jovian, „um diese dumpf Wütenden zu beschämen, mußt du, o Träger der römischen Gerechtigkeit, auch den Schein der Unterdrückung Andersgesinnter vermeiden." — „Aber das thu' ich ja aus allen Kräften! Ach wie tief

beklag' ich es, daß mich von so vielen meiner Unterthanen eine solche Kluft im Glauben trennt. Deshalb, um die Kluft mit dem Friedensbogen der Iris zu überbrücken (ein hübsches Bild, nicht?), hab' ich in diesen Monaten eine Verteidigungsschrift gegen die Galiläer verfaßt, und zweitens — in den dem Schlaf abgesparten Stunden um Mitternacht! — eine Zusammenstellung meiner eignen Lehre, meines Wissens und Glaubens von den Göttern, jener Sätze, die mir Wahrheit sind und die, so hoffe ich zuversichtlich, bald allen meinen Unterthanen Wahrheit werden. Ich habe beide hier: dieser Papyrus enthält meine Lehre, jener dort die Widerlegung der Galiläer." Ernst begann Serapio: „laß die Streitschrift liegen, sie ist für mich überflüssig." „Und" — sprach Jovian — „für die Christen wird sie wirkungslos bleiben." „Aber deine eigne Lehre," bat Serapio, — „nun also abgeschlossen! — die teile uns mit. Nur Bruchstücke kennen wir davon. Laß uns endlich vernehmen, was den Christen das Kreuz, den Juden den Sinai, Lysias seine Volksgötter ersetzen soll. Und nicht bloß Lysias: — allen, die noch nicht Christen sind, also dem ganzen Heere, das du aufzubieten hast gegen die Kirche. Bitte, beginne! Es wird — nach dem Tag bei Straßburg — die wichtigste Erfahrung meines Lebens. Damals hast du gesiegt . . ." „Und siegen werd' ich heute! Hilf dazu, unbesiegter Helios!" rief Julian leuchtenden Auges, ergriff den einen Papyrus und begann, teils zu lesen, teils frei vorzutragen. Aufmerksam lauschten die beiden Freunde.

XIV.

„Ich schicke voraus, wie ich die Mythen des Volksglaubens auffasse. Ich verwerfe sie nicht als unsinnig, wie so viele Philosophen: aber ich lege ihnen ganz andern Sinn bei, als sie auf den ersten Blick zu haben scheinen. Ich dringe durch ihre dichterische, phantastische, oft befremdliche Schale in ihren geheimen Kern. Sie sind nicht wörtlich zu nehmen: es sind nur Sinnbilder. Ich greife ein Beispiel heraus: den Mythos von Kybele und Atys: nicht Einmal nur ist geschehen, was hier erzählt wird: es geschieht fortwährend: unablässig ist Atys der Gehilfe der Göttermutter, das heißt der gebärenden Natur, unablässig verlangt er nach Vereinung mit ihr, unablässig setzt Verstümmelung dem Übermaß seines Begehrens ein Ziel. Und ähnlich steht es mit allen Mythen.“ — „Seltsam nur,“ warf Serapion ein, „daß so viel Unsinniges über diese verborgnen Weisheiten gehäuft ist.“

„Das haben die Götter selbst den alten Priestern eingegeben.“ — „Weshalb?“ — „Um durch das Widersinnige der äußeren Geschichte die Denkfähigen anzuspornen, in die innere Bedeutung einzudringen, während die Einfältigen sich an der dichterischen Einkleidung vergnügen und begnügen.“ — „Verschmitzte Götter,“ meinte der Ungläubige. „Nun aber beginne,“ mahnte Jovian. „Was ich meinen Völkern bringe, ist weder Religion noch Philosophie: es ist höher als beide: es ist klarer der Glaube, wärmer als das Wissen: es ist „Mysto-Sophie“, Geheim-Weisheit, wie sie ähnlich seit tausend Jahren alle Mysterien suchten, aber nicht fanden. Höret nun und erfasset mit dem Glauben, was der Begriff, mit dem Begriff, was der Glaube ablehnt.

Schön gegliedert senkt sich das Göttliche von seiner höchsten Sphäre herab bis zu der Körperwelt, die uns umgiebt. Das oberste (— erstens! —) ist die Idee, die Eine, Ewige. Aus ihr entströmt (— zweitens! —) eine ganze Welt von Ideen: — jene Ideen, die Plato gelehrt. Hier walten die Götter des Geistes, unkörperlich, unveränderlich, unsichtbar. Diese senkt sich herab (— drittens! —) in die Welt des Sichtbaren, beherrscht von sichtbaren Göttern, das heißt von den Sternen und von den unzählbaren Göttern, Halbgöttern, Nymphen, Satyrn der Völker. Diese sichtbaren Götter haben die Welt, wie sie ist, geschaffen, indem sie die Ideen (— oben „Nummer zwei!“ — las er ab) dem Weltstoff, der Materie einprägten. Die uns umgebende Körperwelt ist das vergängliche Nachbild des unvergänglichen Urbilds der Ideen. Beide Welten aber (— „Nummer zwei und Nummer drei“ —) zusammen sind Ein beseeltes Wesen voll Seele und Bewußtseins. Beide beherrscht als Haupt und Leiter Gott Helios, der unbesiegte, der in der Sonne sein leuchtend Abbild hat. Er vermittelt beide Welten. Aber er selbst ist ein doppelter.

Als der großе Gott Helios ist er (— erstens! —) der oberste der Götter, er hat die Herrlichkeit des nur Guten: er teilt durch seine ewige Tochter Pallas Athene, Pronoia, die Vordenkende, allen Einzelgöttern ihre Kräfte zu: Zeus die Kraft, Äskulap die Heilkunst, Apollo die Schönheit. Zugleich aber ist der große allgemeine Helios (— zweitens! —) auch der Einzelgott Helios am sichtbaren Himmel, sein eignes Abbild! Sein Licht verleiht die Gabe, zu sehen und gesehen zu werden. Er erhält das Leben des Alls durch den Wechsel von Tag und Nacht und den ganzen Kosmos durch den von ihm geordneten Kreislauf der Planeten um ihn selbst als ihren König. So geht

alles Gute, unmittelbar oder mittelbar, von ihm aus. Deshalb, weil stets das Gute das Schlechte überwindet,..."

Hier seufzte Serapio leise.

„... ist er der Unbesiegte, Unbesiegbare. Er erhält alles Leben. Er weckt die Verstorbnen auf, zur Verklärung auf einem helleren Stern, dem Lichtgott näher, zu ewiger, nie endender Vervollkommnung. Die Laster des Erdenlebens werden hinweggeläutert: — das ist die einzige Strafe nach dem Tode: die notgedrungene Besserung. Die einzelnen Volksgötter aber, Zeus und Jupiter und Osiris und Teutates, sind Untergötter, von welchen, nach ihrer Eigenart, die einzelnen Völker geschaffen sind: daher gleicht Zeus dem Hellenen, Osiris dem Ägypter, Teutates dem Gallier. Der Mensch jedoch soll stets durch die Einzelgötter hindurch dem obersten ihm im Gedanken erreichbaren Gott Helios dienen: er soll sich durchläutern, durchsonnen, dem Sonnengott selber ähnlich werden!"

Erschöpft, atemlos hielt der Redner inne: — müde warf er die Papyrusrolle zur Seite und sank auf das Ruhebett.

XV.

Tiefe, lange, in ihrer Dauer peinlich wirkende Stille folgte auf den Vortrag. Julian barg die glühende Stirn in beiden Händen, sein Herz klopfte gewaltig. Lang lag er so: — für seine Ungeduld, seine Erregung allzulang währte das eisige Schweigen seiner Hörer. Endlich sprang er leidenschaftlich auf: „Menschen", rief er, „Freunde, ich habe euch (— euch zuerst, euch allein! —) mein Innerstes, mein Bestes, ja mein alles gegeben (— die Frucht des

Grübelns von sieben Jahren! —), und ihr — ihr hatt kein Wort darauf? Ich bitte euch, ich flehe euch an, redet! Nur nicht dies starre Schweigen! Sprich, Jovian, mein Jovian, was hast du mir darauf zu sagen?"

Tief auf seufzte der Treue, dann sprach er kopfschüttelnd, traurig: „Vergieb mir. Du weißt ja, ich bin kein Gelehrter. Ich — ich hab' es nicht verstanden!" — „Nicht verstanden! Was mir, wie ich voraussetze, bald jeder Bauer hinter dem Pfluge, jeder Winzer mit der Hippe verstehen soll? — Aber du, mein Grübler, mein Zweifler, Serapio, was sagst du?"

Jedoch Serapio schwieg und schloß die Augen; auch er seufzte. „Antwort will ich, Germane!" rief Julian ungeduldig. „Was — was hast du mir darauf zu sagen?"

Da sah der Gefragte auf mit ernstem Blick, und nach langem Zögern sprach er: „armer Freund!"

„Was soll das heißen?" rief Julian, außer sich, mit pochenden Schläfen. „Das soll heißen: . . ." Der Franke sprang auf: „oh Julian! Freund! Freund meiner Seele! Du bist verloren. Du und all dein Trachten." — „Was fällt dir ein?"

„O zürne nicht, daß ich die Wahrheit sage. Das Ganze, o Julian, ist dein eigenstes Hirngespinst. Aber auch nur dir eigen! — Dichtung, Philosophie, Mystik und — Aberglaube. Kunstvoll und glänzend zusammengesponnen. Es schimmert wie in Tau und Sonnenschein ein Spinngewebe. Aber es verträgt wie dieses nicht die leiseste Berührung! Du bist und wirst bleiben dein einziger Bekehrter. Du bist zugleich dein Oberpriester und deine ganze Gemeinde. Den Philosophen muß deine mystische Phantastik abstoßen, den frommen Heiden deine Verflüchtigung der altgeliebten Götter in bloße Symbole, den Juden, den Christen schon deine Vielgötterei, während doch der

Begriff der Gottheit die Mehrzahl ausschließt. Was also bringst du? Wissenschaft? Von Beweisen hast du nicht die Spur eines Schattens eines Scheins! Religion? O Freund, soll die Mutter, deren Kind in Tod drohendem Fieber liegt, zu deiner „Idee“ beten oder zu Gott „Helios Nummer Eins“ oder zu „Helios Nummer Zwei?“ Soll der Blinde diesem deinem Helios danken? Welches deiner Götter-Symbole hat ein Ohr, ein Herz für Hoffnung, Wunsch und Furcht? Und damit willst du das Christentum und das Heidentum ersetzen? Armer Freund! Du bist verloren!“

Abermals entstand ein langes, banges, schmerzliches Schweigen.

Tief, nicht in seiner Eitelkeit, diesmal in seinem edelsten Kern war Julian getroffen: er ging an das Fenster, sah zu dem dunkeln Nachthimmel empor und zerdrückte eine Thräne in den Augen.

„Ganz allein — auf Erden! Nur Helena ... dort... auf jenem Stern.“

XVI.

Die Freunde begriffen seine Enttäuschung: sie schonten, sie ehrten seinen Schmerz. Schweigend, kopfschüttelnd tauschten sie ernste Blicke. Nach geraumer Weile erhob sich Serapio und trat zu ihm, der an der Fenstersäule lehnte: er legte ihm sanft die Hand auf die Schulter und sprach leise: „Vergieb, Julian! Ich war zu derb: bin ich doch ein Barbar! Und dann bedenk'! — ich kann mich ja irren — irren über die Wahrheit deiner Gedanken. Und über ihren Erfolg bei den Menschen!“

Da wandte sich Julian rasch, ergriff seine beiden Hände

und sah ihm in die Augen: „Hab Dank, Freund. Du bist gut. Du meinst es gut mit deiner Aufrichtigkeit. Und deine letzten Worte bestätigen, was ich mir in diesen wehe-bittern Augenblicken sagte: „unfehlbar ist auch Er nicht, der germanische Zweifler. Und ich kann, ja ich werde dennoch Recht behalten!“ Ach! Nicht um meinetwillen, nicht zum Triumphe meines Geistes! Es muß sein: soll das Römerreich nicht untergehn, muß es sein. — Das Römerreich in meinem, im alten großen Sinn, und diese galiläische Staatsverachtung: — sie sind unvereinbar.“

„Gewiß!“ bestätigte Serapio. „Und wäret ihr noch die kerngesunden Römer eurer Vorzeit, — diese Lehre, die das Jenseits dem Diesseits, das Beten dem Erobern und Beherrschen vorzieht, wäre nie bei euch mächtig geworden. Wie sagt Achilleus? „Lieber auf Erden der ärmste Pflugknecht als nach dem Tode König über alle Schatten sein.“ Aber ihr seid krank, krank bis ins tiefste Mark: das Übermaß des Genusses hat euch den Magen verdorben· daher verlangtet ihr nach Fasten und nach bitterer Arznei: daher sucht ihr in der Lehre vom Kreuz die Heilung. Daher auch — wer hat zuerst gierig nach jenen Tröstungen gegriffen? Die Frauen, die Sklaven, die Armen, die Bedrängten und die im Gewissen schwer Beladenen. Müde, reuige Ausschweiflinge werden oft — ihre Bekenntnisse beweisen es! — die eifrigsten Christen! Und wahrlich: wer darf leugnen, daß für Kranke bittre Arznei heilsam sein kann!“

„Aber ich will uns gesund machen! Erstehen soll die alte Römerart, und was sie bei verdorbenen Säften begehrte und aufnahm, — bei gesunden soll sie's von sich stoßen. — Doch nun genug von mir und meinen Gedanken. Die deinen möchte ich endlich kennen lernen, Serapio-Merowech, du staunenswertes Doppelwesen.“ „Nicht

wahr?" lächelte der, „Kentaurengleich! Halb Roß, halb Mann. Auf einem barbarischen Germanenleib ein hellenisch-römisch geschulter Kopf!" „Du," sprach Julianus freundlich, „hast dies Bild gebraucht — nicht ich." „Ja, aber," sprach Jovianus in seiner ruhigen, langsamen Redeweise, „ich staune doch schon lang über unsern Freund, diesen batavischen Königssohn. Er ist mir unheimlich. Ein Barbar, der vorgestern Platon anführte! Ein Germane, der gestern uns die Mysterien Ägyptens verkündete! Ein Bataver, der vorhin im Gespräch mit einem Bischof Sankt Paul durch Aristoteles bekämpfte! Ei, wenn die Salfranken anfangen, zu philosophieren, so muß am Ende ich auch noch nachlernen. Aber ich thu's doch nicht. Ich möchte — schon einmal sagt' ich's! — viel lieber etwas glauben können, so recht von Herzen glauben wie deine Mutter, die hohe Frau, Julian. — Du bist ein unerhörtes Wunder, Franke!"

„Doch ganz und gar nicht! Seit vier Jahrhunderten sind viele Tausende — ja weit mehr — von uns freiwillig oder gezwungen in euren Heerdienst, eure Staatsverwaltung nicht nur, in eure ganze Bildung eingetreten, haben sie eure beiden Sprachen gelernt, eure Wissenschaften studiert. Nur fanden sie dann freilich nicht immer, wie es mir — zu meinem Heil! — gelang, den Weg zu den Ihrigen zurück. Bei mir trat nur noch das Besondere hinzu, daß ich so früh zu euch kam. In bildungsfähigster Jugend. Und so lange blieb! — Fünfzehn Jahre."

„Und wohl auch, daß du für jene Fragen der Weltweisheit und des Götterglaubens mehr als andere Anlage und Eifer . . ." „Ja sogar brennende Gier mitbrachtest," unterbrach Julian. — „Und endlich, daß zufällig Constantinus Wohlgefallen gerade an dieser meiner Lernbegierde fand. Er überwies mich zwölf Jahre in allen Hauptstätten christ-

licher, heidnischer, mystischer, philosophischer Bildung den berühmtesten Lehrern. Zuletzt wollte mich Constantius freilich taufen lassen auf seinen Arianismus! Allein ich entzog mich und eilte zurück in unsre Wälder. Hier aber traf ich zum zweitenmal einen Mann, dessen scharfe, kühne, stolze Gedanken schon dem Fünfzehnjährigen — kurz vor dem Abschied aus dem Vaterhaus! — die Fesseln des Aberglaubens zerfeilt hatten.

Von unsern germanischen Stammgenossen im fernsten Norden, jenseit des suebischen Meeres, kam ein wagemutiger Seefahrer, — ein Königssohn aus dem Lande der Suionen, den Rhein herauf gesegelt auf seinem Drachenschiff. Schöneren Mann habe ich nie gesehen. Das fand wohl auch Mergundis, meine holde Schwester. Er blieb den ganzen Herbst und Winter in unserer Halle. Als der Lenzwind ihm die Segel schwellte, führte er die Schwester als seine Gattin mit fort ins Nordland. Dieser Jarl Swan war der kühnste Mann im Schlagen und Denken. In den vielen, vielen Tagen und Nächten, da ich, der Knabe, seinen mächtigen Worten lauschte, zerrannen mir die hehren und die schönen Gestalten unserer Götter und Göttinnen in eitel Luft. Der Überlegne gewann mich ganz für seine befreienden Gedanken. Jarl Swan glaubte weder an die Asen noch an Christus, dessen Lehre er auf seinen langen Fahrten an euren Küsten kennen gelernt, sondern, wie er kurz sagte, „an sich selbst, sein Schwert und die Notwendigkeit.“

So kam ich in eure Welt hinein: schon als Knabe befreit von dem holden Reiz, dem lieblichen Zauber des Aberglaubens: — aber auch des Glaubens! Sonst hätte doch wohl die Lehre der Kirche oder eines eurer Mysterien oder auch eine eurer Philosophien sich der empfänglichen, suchenden Seele bemächtigt. Nun aber hatte ich denken gelernt: mitleidlos, rücksichtslos denken, jede süße Selbst-

täuschung durchbohrend, wie ein Messer eine Papyrusrolle. Und so allein ward es möglich, daß ich mir, unabhängig von allen Religionen, fast auch von allen Philosophemen, die ich kennen lernte, eine eigne Weltanschauung aufgebaut habe, die wenigstens den einen Vorzug hat: den, daß sie mich ganz befriedigt. Und welche Wonne war es, welche Freude des Geistes, als nun — kurz bevor Julian in Gallien erschien — das schöne Paar aus dem Nordland zu Besuch kam, den alten Vater noch einmal zu sehen und als ich, ein gereifter Mann, meinem Befreier, meinem Schwager Swan sagen konnte: „ja, du hast recht. Was ohne Hilfe griechischer, römischer, christlicher Bücher dein kühnes Denken dort in deinem fernen Eisland gefunden hat, — all meine jahrelange Forschung hat es nur tiefer und tiefer begründet und von allen Seiten her bestätigt."

„Wohlan denn," nahm Julian das Wort, „verkünde sie uns endlich, diese Weltanschauung, die du uns bisher so hartnäckig verschlossen gehalten hast. Sieh, Freund, ich hab' euch die letzten Gedanken meines Geistes anvertraut, — hab' ich nicht damit ein Recht auf das Gleiche erworben? Es hat mich tief geschmerzt, daß ihr beiden — meine Liebsten! — so ganz und gar verwerft, was ich mit soviel Anstrengung ergrübelt habe. Aber dieser Schmerz, — er muß verwunden werden: die Zukunft wird entscheiden, ob meine Lehre wirklich nur mein Hirngespinst, unbefriedigend für Geist und Gemüt der andern ist: ich halte fest an meiner Überzeugung. Aber mächtig verlangt es mich nun (— das mußt du einsehen! —), die deine kennen zu lernen, sie an der meinen zu messen. Bitte, sprich."

„Ja, du hast ein Recht darauf," erwiderte Serapio. „Und dein Recht — es soll dir werden. Obwohl . . .! Ich weiß es: du und dieser gute Jovianus da, — ihr werdet wenig Freude daran haben. Ja, euch entsetzen an

den grausamen Ergebnissen. Ich mach es kurz. Satz für Satz zu beweisen, — es würde mehr Stunden erheischen, als diese Nacht uns noch gewährt, so viele Stunden als ich Jahre brauchte, um diese Überzeugung nicht zu erlernen — eine solche ist nur ein windig Gedankengespinst — nein, sie zu erleben. Denn die Probe über die Lehre des Philosophen ist — sein Leben: ihre befriedigende, tröstende Kraft in den furchtbarsten Prüfungen. — Diese Probe — meine „Philosophie“ (wenn ihr es so nennen wollt!) hat sie bestanden: ich sag' euch am Schlusse, wann und wie. Also! Die Welt ist. Sie ist nicht bloß ein Schein, wie eure Skeptiker und Sophisten lehren. Da sie aber ist, ist sie ewig. Das heißt: anfanglos, endlos. Und hier stehen wir schon an der Grenze unseres Denkvermögens. Wir müssen die Ewigkeit denken und können sie doch nicht denken. Also: wir werden die Welt nie begreifen. Aber solange Menschen denken, werden sie die Wahrheit suchen. Sie müssen. Sie müssen sie suchen im Gemüt, im Glauben, — das heißt: die Religionen sind notwendig: sie enthalten alle die Eine Wahrheit, daß das Ewige ist. Und sie enthalten daneben alle — Irrtum. Die Menschen müssen aber auch das Ewige suchen im Begriff. Das heißt: die Philosophien sind notwendig: auch sie enthalten alle jenes Wahre. Und alle daneben — Irrtum.

Viele Religionen und viele Philosophien stellen einen Gott als Schöpfer des Seins auf. Unmöglich! Denn er ist ja selbst: er kann doch nicht sein eigner Schöpfer sein. Andere Religionen — so die meiner Stammgenossen — und andere Philosophien lassen Gott oder Götter erst aus dem ewigen Urstoff erwachsen. Ebenso unmöglich! Denn das ewige Sein bleibt auch hierbei unbegreiflich. Jenes ewige Sein ist selbst das, was die Leute Gott nennen oder vielmehr: das ewige Gesetz dieses ewigen Seins ist Gott.

Nicht ein alter Mann über den Wolken. Oder zwölf Herren und Frauen und Jungfräulein auf dem Olymp oder in Asgardh. Welche Gotteslästerung! Gott nach dem Bilde der Menschlein hier — auf diesem winzigen Teil des Alls — zu gestalten! Aber freilich: überall haben die Menschen ihre Götter nach ihrem eignen Bilde geschaffen: Zeus ist ein ins Übermenschliche hinein verherrlichter Hellene, Wodan ein solcher von den Unsern.

Tief verhaßt ist mir die unwürdige Vermenschlichung der Götter, gerade weil ich „fromm" bin! Das heißt: von tiefster Ehrfurcht für das Göttliche erfüllt. Und seht, die Religionen sogar stellen ein Schicksal auf, ein Gesetz, das hoch über dem Willen und der Kraft auch der Götter thront.

Denn — gebt acht! — — du fragtest mich einmal verwundert, o Julian, wie es zugehe, daß meine Volksgenossen, Alamannenkönige, die doch sicher nie Homer gelesen, ganz ähnlich wie Homer über den Göttern ein unpersönlich Schicksal herrschend glauben? Das geht so zu: — bei uns wie bei euch. Die Phantasie muß eine Vielheit von Göttern gestalten: — sie verträgt es nicht, daß Eine Gestalt des Krieges und der Ernte, des Winters und des Sommers, der Geburt und des Todes walte. Auch Christen und Juden, die auf eure Vielgötterei so stolz herabschauen, stellen zwischen Gott und den Menschen wenigstens Viertelgötter: Erzengel, Engel, Seraphim, Cherubim, bald werden auch die Heiligen Achtelsgötter werden: nicht der Kirche, aber dem Volk. Ferner fordert das menschliche Herz ein Gottesherz, an das es im Gebete sein Fürchten und Hoffen legen mag und sein Schuldbewußtsein. Die Menschen kennen aber kein anderes bewußtes Wesen als den Menschen. Deshalb gestalten alle Völker überall und immer ihre Götter nach dem Bilde des Menschen, nach dem eignen Bilde.

Von der Vermenschlichung unscheidbar ist aber die Verschuldung: alle Leidenschaften der Menschen tragen sie in ihre Götter hinein: Liebe und Haß, Rache, Eifersucht, Zorn: so sprechen Juden und Christen von ihrem zornigen, eifersüchtigen Gott, von Vatermord und Ehebruch Jupiters zu schweigen. Aber diese zahlreichen und arg vermenschlichten Götter befriedigen nicht mehr das Menschenherz und den Menschengeist: — sie empören beide. Der Krieger betet um Krieg zu Ares, der Landmann um Friede zu Demeter: — welche Gottheit wird siegen? Der Gatte, der ein Mädchen verderben will, betet zu Aphrodite, die Ehefrau um die Treue des Gatten zu Hera: — wer wird siegen? Nun versucht man, Zeus, Jupiter, Wodan, als den Alleinmächtigen und als heiligen Gott, als „Allvater" hinzustellen. Ach, er findet keinen Glauben. Wenn Frau Hera Zeus in Liebesseligkeit einschläfern und während seines Mittagschläfchens allerlei Unfug anstellen kann, — was hilft seine Obmacht? Und soll man von Zeus dem Stier, dem Schwan, dem Goldregen Schutz der Keuschheit, der Ehe erhoffen? „Fort darum mit all' den vielen von Leidenschaften hin und her getriebenen Göttern," ruft das Bedürfnis nach Einheit, nach gesetzlicher Notwendigkeit, das des Philosophen; „fort mit den schuldigen Göttern," schreit das Sittliche, das Gewissen im Menschen. Und so wird über die vielen Götter das Eine bewußtlose Schicksal gestellt: die Heimarmene, das Fatum, die Urdh. Lieber ihm, lieber der blinden Notwendigkeit sich unterwerfen, als zwölf einander widerstreitenden schuldvollen Göttern und Göttinnen! Allein — es hilft auch nicht auf die Länge. So unabweisbar drängt die Phantasie in der Religion — deren mächtigste Helferin und verderblichste Verunstalterin! — zur Vielheit und zur Vermenschlichung des Göttlichen, daß die kaum gewonnene Eine unpersönliche

Nicht ein alter Mann über den Wolken. Oder zwölf Herren und Frauen und Jungfräulein auf dem Olymp oder in Asgardh. Welche Gotteslästerung! Gott nach dem Bilde der Menschlein hier — auf diesem winzigen Teil des Alls — zu gestalten! Aber freilich: überall haben die Menschen ihre Götter nach ihrem eignen Bilde geschaffen: Zeus ist ein ins Übermenschliche hinein verherrlichter Hellene, Wodan ein solcher von den Unsern.

Tief verhaßt ist mir die unwürdige Vermenschlichung der Götter, gerade weil ich „fromm“ bin! Das heißt: von tiefster Ehrfurcht für das Göttliche erfüllt. Und seht, die Religionen sogar stellen ein Schicksal auf, ein Gesetz, das hoch über dem Willen und der Kraft auch der Götter thront.

Denn — gebt acht! — — du fragtest mich einmal verwundert, o Julian, wie es zugehe, daß meine Volksgenossen, Alamannenkönige, die doch sicher nie Homer gelesen, ganz ähnlich wie Homer über den Göttern ein unpersönlich Schicksal herrschend glauben? Das geht so zu: — bei uns wie bei euch. Die Phantasie muß eine Vielheit von Göttern gestalten: — sie verträgt es nicht, daß Eine Gestalt des Krieges und der Ernte, des Winters und des Sommers, der Geburt und des Todes walte. Auch Christen und Juden, die auf eure Vielgötterei so stolz herabschauen, stellen zwischen Gott und den Menschen wenigstens Viertelgötter: Erzengel, Engel, Seraphim, Cherubim, bald werden auch die Heiligen Achtelsgötter werden: nicht der Kirche, aber dem Volk. Ferner fordert das menschliche Herz ein Gottesherz, an das es im Gebete sein Fürchten und Hoffen legen mag und sein Schuldbewußtsein. Die Menschen kennen aber kein anderes bewußtes Wesen als den Menschen. Deshalb gestalten alle Völker überall und immer ihre Götter nach dem Bilde des Menschen, nach dem eignen Bilde.

Von der Vermenschlichung unscheidbar ist aber die Verschuldung: alle Leidenschaften der Menschen tragen sie in ihre Götter hinein: Liebe und Haß, Rache, Eifersucht, Zorn: so sprechen Juden und Christen von ihrem zornigen, eifersüchtigen Gott, von Vatermord und Ehebruch Jupiters zu schweigen. Aber diese zahlreichen und arg vermenschlichten Götter befriedigen nicht mehr das Menschenherz und den Menschengeist: — sie empören beide. Der Krieger betet um Krieg zu Ares, der Landmann um Friede zu Demeter: — welche Gottheit wird siegen? Der Gatte, der ein Mädchen verderben will, betet zu Aphrodite, die Ehefrau um die Treue des Gatten zu Hera: — wer wird siegen? Nun versucht man, Zeus, Jupiter, Wodan, als den Alleinmächtigen und als heiligen Gott, als „Allvater" hinzustellen. Ach, er findet keinen Glauben. Wenn Frau Hera Zeus in Liebesseligkeit einschläfern und während seines Mittagschläfchens allerlei Unfug anstellen kann, — was hilft seine Obmacht? Und soll man von Zeus dem Stier, dem Schwan, dem Goldregen Schutz der Keuschheit, der Ehe erhoffen? „Fort darum mit all' den vielen von Leidenschaften hin und her getriebenen Göttern," ruft das Bedürfnis nach Einheit, nach gesetzlicher Notwendigkeit, das des Philosophen; „fort mit den schuldigen Göttern," schreit das Sittliche, das Gewissen im Menschen. Und so wird über die vielen Götter das Eine bewußtlose Schicksal gestellt: die Heimarmene, das Fatum, die Urdh. Lieber ihm, lieber der blinden Notwendigkeit sich unterwerfen, als zwölf einander widerstreitenden schuldvollen Göttern und Göttinnen! Allein — es hilft auch nicht auf die Länge. So unabweisbar drängt die Phantasie in der Religion — deren mächtigste Helferin und verderblichste Verunstalterin! — zur Vielheit und zur Vermenschlichung des Göttlichen, daß die kaum gewonnene Eine unpersönliche

Notwendigkeit des Schicksals alsbald wieder vervielfältigt und verpersönlicht wird in drei Parzen oder drei Nornen.

Bei uns Germanen aber ist in leisem Beginn eine wunderbare Lehre: — viel zu tief und zu heldenhaft großartig, als daß sie bei euch hätte entstehen mögen. Ihr Hellenen und Römer behaltet eure vielen liederlichen Götter und (— ausgenommen wenige! —) desgleichen Göttinnen in alle Ewigkeit, so daß sich ernste, philosophische, sittlich strenge Männer schon bald ein halb Jahrtausend lang vom Glauben des Volks abwenden. Wir Germanen aber, — mein Schwager brachte aus dem Nordland die Anfänge dieser noch geheimen Lehre! — wir haben all' unsere Götter und Göttinnen zum Tode verurteilt, weil die schuldig gewordnen unserem sittlichen Ernst nicht mehr genügen. „Götterdämmerung“ nennen sie das im Norden. Es ist eine großartige That! Denn wir verurteilen darin ja — uns selbst: nein, viel mehr als uns selbst: — unsere Wunsch- und Traumbilder, unsere Selbstverherrlichung. Denn was sind Wodan und Donar und Paltar und Frigg und Freia anders als wir selbst: — ich sagte es schon! — ins große gemalt und verherrlicht.

Ich sag' euch. wer mit solcher Liebe und mit solchem Ernst wie ich seines Volkes Götter erfaßt hatte, mit so glühender Begeisterung, und sie dennoch zuletzt als holde Traumgebilde fallen lassen mußte, — den können auch die Geheimnisse des Serapis, die Wunder Moses und des Jungfrauensohnes und auch, o Julian, dein Helios, — dieser Hälbling von Mystik und Philosophie! — nicht mehr gewinnen. Diese bunten Spiele der Einbildungskraft, sollen sie dem quälenden Drang des Menschen nach dem Wissen, nach dem Begreifen von Gott und Welt genügen?

Unmöglich! Bei den Völkern nnd bei allen einzelnen

von uns, die solcher Entfaltung fähig sind, wird die Religion so notwendig ersetzt oder doch ergänzt durch die Philosophie, wie auf die Blüte, wenn sie nicht verkümmert, die Frucht folgt. Aber neben dem Wissen bleibt die Ahnung, für jenen ach! nur allzu großen Rest des Göttlichen, den auch der Wissende nie, niemals erreichen wird. Und wehe dem, der solcher Ahnung spottet! Er ist seicht: und die ewigen Sterne finden nicht Tiefe genug in ihm, sich darin zu spiegeln.

Wenn nun aber alle Religionen und alle Philosophien Gott nicht zu fassen vermögen, — warum ihn suchen? Weil wir müssen. Gott selbst werden wir nie begreifen: wohl aber Stücke seines Waltens im Rauschen des Waldes wie der Schlacht. Und diese Stücke müssen wir gierig suchen: der kleinste Splitter genügt, uns in frommem Schauer der Ehrfurcht das unausdrückbar Erhabene Gottes ahnen zu lassen.

Und wie waltet Gott? Durch Gesetze, durch Notwendigkeiten, die sich so unvermeidlich vollziehen, wie der Donner dem Blitz folgt, wie der Schleuderstein endlich zur Erde fällt. Daher ist auch die Freiheit des Menschen nicht Willkür, sondern Notwendigkeit. Frei sein! Was ist's? Es ist: seine Eigenart darleben können. Unfrei sein, in ihr gehemmt werden. Die geträumte Freiheit — als reine Willkür — unterbricht die ununterbrechbare Kette von Ursache und Wirkung durch das Wunder. „Also," — höre ich schon deine Pontifices wie die Bischöfe gegen mich eifern, — „also giebt es keinen Unterschied von Gut und Bös. Also fröhnen wir doch lustig allen Lüsten und Lastern. Denn ohne Zweifel leugnest du auch das Leben nach dem Tode, die Belohnung und Bestrafung. Und dein Gott — dein sogenannter — (jeder nennt nämlich den Gott des andern den „sogenannten") leitet, ist er ein

starres Gesetz, auch wohl nicht mit Weisheit und Gerechtigkeit die Welt? Das ist ja zum Verzweifeln." Gemach! Die Pfütze muß stinken, die Rose muß duften, aber wir meiden doch jene und lieben diese. Und wir töten den Wolf, obwohl wir wissen, daß er unsere Schafe zerreißen muß. Der Mensch muß das Gute thun um der Pflicht willen, um der Vernunft willen: das Böse ist widervernünftig. Es führt unvermeidlich zum Wahnsinn, zur Vernichtung der Menschheit. Aber freilich wechseln die Auffassungen der Völker und Zeiten von Gut und Bös wie die von Schön und Häßlich. Uns ist Blutrache Pflicht, den Christen ist sie Sünde. Der Einsiedler hat keine Tugend, sage ich, denn Tugend setzt Leben mit andern voraus: — den Christen gilt der fromme Einsiedler als gar gewaltig tugendsam. Wer aber das Gute thut aus Berechnung auf den Lohn im Elysium oder im Himmel, handelt nicht sittlich, sondern höchst unsittlich.

Und die Seele? Sie ist an ihren eigensten Leib gebunden: meine Seele kann nicht in Julians Leib stecken. Deshalb lehren die Christen ganz folgerichtig die Auferstehung des Fleisches. Es ist nur nicht jedem gegeben, daran zu glauben. Die Gier nach dem „ewigen Leben" ist selbstisch: die Unsterblichkeit ist die Tochter des Selbsterhaltungstriebes und der Todesfurcht. Der Leib aber ist dem Tode verfallen: und — hast du je der zerschlagnen Lyra Stimme wieder gehört?

Und was Philosophen und Priester bis zur Ermüdung untereinander streiten, ob Gott, wie sie sagen, „persönlich" oder „unpersönlich" sei, — das ist für mich ganz sinnlos. Wie dürfen wir Menschlein hier auf Erden den Unterschied, den wir zwischen uns und Tieren, Pflanzen, Steinen aufstellen, in jenes unausdenkbar Erhabene hineintragen, das wir Gott nennen? Aber freilich, wir haben

ja sogar den Unterschied von Mann und Weib in das Göttliche verlegt! Auch du, Julian, mit Helios und Pallas Athene! Gewiß ist Gott nicht „Stoff“, — „Hyle“, sagt Aristoteles. — Aber ist er um deswillen „Geist“ nach dem Bilde des Menschen?

Und nun erhebt mir nur auch kein Gejammere weiter über die Trostlosigkeit solcher Lehren! Nicht das Erwünschte, — das Wahre gilt es zu suchen. Und, ist es denn wahr, daß auf Erden stets das Gute siegt? Hat Gott nicht zugelassen, daß euer Römervolk etwa ein Jahrtausend lang alle andern Völker mit jedem Mittel der Gewalt und List geknechtet hat? Was hatte dein Vater verbrochen, Julian, was die andern Opfer jener blutigen Mainacht? Gestern trug man zu deinem Oribasius ein reizendes Kind, das unter den furchtbarsten Qualen im Sterben lag: eine Schlange hatte es gebissen, da es für die Mutter Blumen pflückte. Wo blieb da der Schutzengel, der ungesehen kein Haar von unsrem Haupte fallen läßt? Heute ward ein armes Geschöpf von sechzehn Jahren vor deinen Richter gestellt wegen Kindsmords. Das unschuldige Mädchen war, da es im Walde Reisig sammelte, von einem Räuber vergewaltigt worden. Und die Engel ließen es zu! Ja, sie ließen sogar das Gräßliche zu, daß sie von dem verabscheuten Unhold ein Kind empfangen und in Schmerzen gebären mußte, ganz ebenso wie ein Eheweib von dem geliebten Gemahl. In Verzweiflung hierüber hat sie das Neugeborene erwürgt. Wohl hast du sie begnadigt: aber Gott hatte keine Gnade für sie gehabt. Sie hat doch das Scheußlichste erdulden und neun Monate fort schleppen müssen. Und unversehrt lebt der Schurke und freut sich der geraubten Lust. Wo ist da die gerecht waltende Vorsehung? Wollen wir die Wahrheit nicht sehen? Dann laßt uns doch das Denken aufgeben.

Wohlweislich verlegen daher die Christen die ausgleichende Gerechtigkeit in das Jenseits und nennen die Wege Gottes „unerforschlich". Letzteres ist ungefähr dasselbe, was ich sage. Nur mit einem Unterschied. Ich habe erkannt, daß das Glück der Menschen durchaus nicht der Zweck der Welt ist, sonst wäre sie ein höchst mißlungnes Stümperwerk. Sondern es will sich ein ewiger Wille vollenden. Ihm dient der Trotz wie der Gehorsam. Ihm muß das Böse, ihm will das Gute dienen."

„Das ist ja aber trostlos!" unterbrach Jovian, tief aufatmend. „Keine Unsterblichkeit, keine Freiheit, kein Gott, wenigstens keiner mit einem fühlenden Herzen, keine Hoffnung, daß das Gute siegen müsse, kein Vater im Himmel, zu dem man im Schmerz beten, dem man Wunsch und Furcht vortragen kann! Merowech, warum lebst du dann?"

„Weil ich des Gute thun, das Wahre suchen, das Schöne genießen kann, will, muß. Weil es — trotz allem Weh! — des Lebens lohnt. Weil mir Gott seine ganze große herrlich schöne Welt geschenkt hat, darin meine Eigenart darzuleben. Das thu ich gern. Mit Freude thu' ich's. Mich freut es, meinem alten Vater helfen, meinem Volke, meinen Freunden dienen zu können. Es beglückt mich, das Wackere zu thun. Ich lebe nicht für mich, ich lebe für die Meinen. Aber nicht für die Menschheit: die ist ein hohler Schall! Der Mensch dient der Menschheit, indem er seinem Volke dient. Einen Menschen im allgemeinen hab' ich noch nicht gesehen. So will ich leben, so will ich sterben: furchtlos und treu.

Du fragtest mich neulich, Julian, ob ich, ein Freund, ein Schüler des Philippus, denn nicht wenigstens an die Weissagungen, die Bedeutung der Sterne glaube? Ja, jener edle und weise Mann wollte mich für diesen poesie-

vollen, schönen Wahn gewinnen. Allein er mußte verstummen, als ich ihm vorhielt, daß von zwei Zwillingsbrüdern, in derselben Minute, also mit dem gleichen Horoskop für beide, geboren, der eine ein Leben voll Tugend und Unglück, der andere ein Leben voll von Lastern und von Glück geführt habe.

Ihr seht: meine Lehre ist alleräußerste Entsagung: der Verzicht auf Glück und Lohn, im Leben und nach dem Leben. Die Pflicht erfüllen, um der Pflicht willen.

Ich bin nicht euer Herakles: aber gleich ihm hab' ich in der Jugend schon zwei Schlangen gewürgt: den Aberglauben und die Todesfurcht. Und sagt nicht: „Der hat jetzt gut reden. Trifft ihn der Augenblick des Schmerzes, der Gefahr, klammert er sich doch an irgend einen Trost." Nein, meine Freunde. Ich sagte euch schon einmal: ich liebte ein herrliches Geschöpf. Das höchste Glück, das mir im Leben gewinkt hatte, ich schlug es aus, um der Pflicht, um meines Volkes willen. Es that weh. Aber nicht einen Augenblick hab' ich geschwankt. Und als ich dort — bei Straßburg — vom Rosse stürzte — die Wunde schmerzte sehr! — ich dachte im nächsten Augenblick zu sterben: mein ganzes Leben zog da wie im Fluge noch einmal durch meine Gedanken: da sagte ich mir: „und es war doch schön. Und es reut mich nicht. Und obwohl ich jetzt der Vernichtung anheimfalle, für ewig — ich sterbe für mein Volk, so sterb' ich gern. Ich bin so zufrieden mit meinem Lose, als glaubte ich daran, die Walküre trägt mich jetzt in Walhalls ewige Wonnen."

Ich bin kein Dichter. Obwohl mir nachts, wann ich, einsam wandelnd, in die Sterne schaue, Gedanken kommen, die mir von selbst bald zu Stabreimen, bald zu lateinischen Versen werden. So hab' ich mir neulich nachts meine Gedanken kurz zusammengefaßt in diese schlichten Zeilen:

„Entsage ganz: so bist du frei von Schmerzen!
Zerbrich der Selbstsucht schnöde Zwingherrschaft,
Begreife das Notwend'ge, und sei frei.
Dem Gott, dem Ew'gen, diene treu und stark.
Dem Ganzen opfre dich, dem du gehörst.
Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Ihm sollst du leben, sollst du sterben auch!
So wird der Friede ziehn in deine Seele:
Wunschlos versöhnst der Welt du dich und Gott,
Und lebst und stirbst, ein jeder Zoll ein Held."

Tief bewegt, heiß erregt sprang nun der sonst so streng Verhaltene auf.

„Verzeiht, ihr Freunde! Allzuviel hab' ich euch vorgeredet von Merowech, Nebisgasts Sohn. Aber ihr habt's gewollt. Ihr werdet fortab nicht mehr zu leiden haben unter meiner Geschwätzigkeit. Und du, Julian, nochmals, vergieb! Wir wissen doch alle nichts von Gott: wir suchen ihn im Umhertasten, im Dämmerdunkel: — warum sollst du nicht ebensogut das Richtige ertastet haben wie ich? Und so sag' ich zum Abschied — denn bald schon graut der Morgen! — nur noch eins: Götter glauben ist kindlich. Gott leugnen ist Wahnsinn. Gott suchen ist alles."

Er schritt rasch zur Thüre hinaus. Tief ergriffen blieben die beiden andern zurück.

Nach geraumer Weile sprach Jovian, sich erhebend: „Das ist gewaltig. Aber eiskalt. Ich könnt' es nicht ertragen. Dabei würd' ich verzweifeln. Nein, ich muß glauben können, muß zu einem Gotte flehen, reden können, von Herz zu Herz, wie von Mensch zu Mensch. Lieber an jedes Wunder glauben, als diese — diese — wie soll ich sagen! — diese abgrundtiefe Entsagung!"

„Ja," bestätigte Julian, sich langsam aufrichtend, „es ist wirklich allzu trostlos. Es ist übermenschlich, wie des

Galiläers Lehre widermenschlich ist. Das Menschliche aber brauchen wir Hellenen und Römer. — Weißt du, Freund Jovian, was des Germanen Lehre ist? Barbarisch ist sie, wie das ganze Volk. In dem endlosen Winter Germaniens, unter Eis und Schnee und dem grauen, alle Freude verfinsternden Nebel mag solch grausam Grübeln erwachsen: unerleidlich ist es für uns Kinder einer freundlicheren Sonne. Phöbos Apollo, Helios, unbesiegter, wir können nicht dein entraten! Verscheuche mir mit deinen Strahlen morgen beim Erwachen das düstere germanische Nebelgewölk aus dem Nordland. Wir wollen zu schlafen suchen, Jovian, und lächelnd träumen — von dem Schönen."

XVII.

Die Fragen der Wissenschaft und des Glaubens wurden aber nun in den Gedanken des Herrschers in den letzten Zeiten seines Aufenthalts zu Byzanz zurückgedrängt durch ganz andere Sorgen. Was ihn schon bald nach seinem Eintreffen in der Hauptstadt des Morgenlandes zumeist beschäftigte und was ihn nun allmählich nötigte, von dort aufzubrechen, das war der immer mehr unvermeidlich scheinende Perserkrieg.

Er berief nun seine Feldherren in seinen Palast zu Byzanz und forderte Jovian auf, vor diesem Kriegsrat den ihm längst übertragenen Bericht über die große Frage zu erstatten. „Denn," sagte er bei Eröffnung der Beratung, „falls mir die Götter nicht verstatten, den Feldzug lebend zu vollenden, ist es mein Wille, daß Jovianus ihn zu Ende führe: er soll mein Nachfolger — auch hierin — sein. Beginne, Magister Militum."

Nun berichtete Jovianus „Ich erinnere kurz an die Vorgeschichte des bevorstehenden Feldzugs. Der König der Könige, „der Genoß der Sterne“ — wie er sich nennt — Sapor, der Sohn des Hormisda, herrscht gewaltig schon viele Jahre über die unermeßlichen Länderstrecken dort im fernen Osten, die das alte Perserreich allmählich unterworfen oder doch zur Schatzungspflicht und zur Waffenhilfe herangezwungen hat.

Dieser Herrscher ward gekrönt, noch bevor er geboren war: als sein Vater gestorben, versicherten die Magier, das Kind, das seine Witwe demnächst gebären werde, sei ein Knabe: das hatten sie in den Sternen gelesen. Die Königin ward in vollem Herrscherstaat auf einem Purpurwagen, den zahme Löwen zogen, in die Mitte der Heeresversammlung gefahren: die Magier legten des Verstorbenen mit Perlen und Edelsteinen übersäetes Diadem auf ihren Leib und alle Satrapen und Feldherrn und die Könige und Fürsten der unterworfenen Reiche und die vielen Zehntausende von Kriegern knieten nieder und leisteten ihrem noch ungebornen Herrn den Schwur der Treue.

Und ein großer Herrscher ward Sapor! Fast noch ein Knabe, züchtigte und unterwarf er die räuberischen Araber der Wüste an seiner Südgrenze, und eroberte bald darauf sein Nachbarland im Norden, Armenien, das Reich der Arsakiden, das uns lang ein treuer Bundesgenosse gewesen war. Nun wandte sich der Großkönig unmittelbar gegen unsere Grenzlande selbst. Von seiner stolzen Hauptstadt Ktesiphon am Euphrat bis vor die Thore von Antiochia trug er jahre-, jahrzehntelang seine Waffen! Vergebens versuchte Constantius, ihn zurückzudämmen: in neun blutigen Schlachten wurden die Legionen jedesmal geschlagen, am schwersten bei Singara, wo Constantius selbst sie befehligte! In einem maßlos hochmütigen Schreiben — in Purpur-

seide war es eingeschlagen und mit Goldtinte geschrieben — verlangte nun „des Mondes und der Sonne Bruder" als Nachfolger des Darius Hystaspes alles römische Land in Asien und auch in Europa bis zum Flusse Strymon in Makedonien . . ."

„Warte," unterbrach Julian zornig, „über den Tigris, über den Indus, bis an den Ganges will ich dich jagen, Großkönig der Prahler."

„Aus besonderer Gnade wolle er sich jedoch mit der Abtretung von ganz Armenien und Mesopotamien begnügen. Das war doch auch Constantius zu stark. Aber alsbald erschien Sapor im Feld an der Spitze von Hunderttausenden, gefolgt von zwanzig dienenden Königen des Morgenlandes. Er erstürmte unsere stärkste Feste in jenen Landen, — Amida — dann auch Singara und Bezabde, und führte fünf römische Legionen kriegsgefangen mit sich fort ins fernste Parthien. Vergebens rückte nun Constantius selbst heran, Bezabde wiederzugewinnen: nach langer Belagerung mußte er schimpflich abziehn und bis Antiochia zurückweichen.

Nach diesen Erfolgen haben die Perser von ihren neu errungenen Gebieten aus nicht nur im Norden bis nach Bithynien gestreift, nein, selbst Antiochia, die üppige Hauptstadt Syriens, einmal überrascht und geplündert; ja im Süden haben sie ihre Parther-Rosse gegenüber von Byzanz in den Wassern der Propontis gebadet und gedroht, das nächste Mal auf unsern eignen Schiffen überzusetzen und die Stadt des großen Constantinus zu erobern. Das ist der Stand der Dinge, den Constantius bei seinem Tod unserem Imperator hinterließ."

„Er ist demütigend genug," rief Julian. „Wohlan, wir zahlen's heim! Alexander hat gezeigt, wie weit auch in das Morgenland ein Heldenwille dringen mag. Wie?

Aus dem fernsten Süden, aus Afrika von den Mauren, aus dem Norden von den Bosporanen, aus dem Morgenlande von Armeniern, Diven und Serer-Diven, ja aus Indien und aus der Insel Taprobane, die an dem äußersten Ostrande der Erde im Meere leuchten soll, wie ein Demant, sind Gesandte bei mir eingetroffen, dem Reich der Römer verehrungsvolle Grüße, mir reiche Geschenke darzubringen: — und altrömische Provinzen sollen Jahr für Jahr von den parthischen Reitern durchflogen werden? Nein, bei Mars dem Rächer!

Zwar schickte Sapor auf die Nachricht, daß Constantius einen — andersgearteten! — Nachfolger erhalten habe, eine Gesandtschaft, die Friedensverhandlungen anknüpfen sollte. Aber ich ließ diesem Erben des Cyrus und des Xerxes sagen, Gesandte und Briefe seien überflüssig, da ich demnächst selbst eintreffen werde in seinem Palast zu Ktesiphon."

„Nun," mäßigte Jovian, „ist Sapor im Wege des Vertrages dahin zu bringen . . ."

Aber heftig sprang Julianus auf: „Nein Magister Militum! Nichts von Verträgen, nichts von Übereinkunft! Erst ein Sieg, ein glänzender, erst die volle Demütigung des Großsprechers: — dann mag ihm (— nach seinen Bitten um Frieden —) gewährt werden, daß er unter Geiselstellung gelobe, unsere durch meine Siege vorgeschobene Grenze nie wieder zu verletzen! O meine Freunde! In meinem Alter hatte der Makedone schon Persien bezwungen: sollen Römer den Griechen nachstehen? Und nicht allzuweit möchte ich selbst zurückstehen hinter des Philippos Sohn! Wilde Alamannen und Franken haben wir geschlagen am Rhein: sollen wir nicht diese weichen Morgenlandleute bezwingen? Mir fehlt der Bukephalos und der Glaube, des Zeus Ammon Sohn zu sein. Aber unbesiegte Götter

schweben auch um meinen Helm. „Julianus Persicus Parthicus“: — nicht übel würde es lauten, dünkt mich. Erhebt euch, Waffen-, bald wieder Siegesgenossen. Wehe dir, Asia, der Adler Roms fliegt gegen dich heran! Alle Götter, die bei Marathon und Salamis, am Granikus und zu Arbela die Scharen der Hellenen zum Siege geführt, sie werden auch mit uns sein.“

Mit allen gegen Eine Stimme ward der Krieg gegen Persien beschlossen: Julians glühende Begeisterung riß alle mit fort. Nur Jovian hatte verlangt, vorher noch einmal den Weg der Verhandlung mit Sapor zu betreten. Er ward überstimmt; scheidend sprach er zu dem Imperator: „ich wünsche dir Glück zu diesem deinem ersten Sieg im Perserkrieg. Und Glück zu den weiteren! Du wirst es brauchen! Freund! du weißt wohl kaum, — ich hab' es ausgerechnet — wie weit der Weg ist nach Ktesiphon. Und der Rückweg wäre weiter als der Angriffsweg.“

„Es giebt für mich keinen Rückzug aus diesem Kriege.“

„Möge dies Wort kein Omen sein!“

XVIII.

Am Abend des Beschlusses des Perserkrieges sprach Julian zu den beiden Freunden: „Unser Weg an die persische Grenze führt über Antiochia, die erste Stadt von Syrien. Dort will, dort muß ich lange Zeit verweilen, die Verwaltung des ganzen Morgenlandes zu ordnen, auch die Rüstungen, näher der Grenze, zu betreiben.“ „Antiochia?“ warnte Serapio nachdenklich. „Ich kenne die Stadt. Ich weilte dort einmal dreiviertel Jahre.

Wenig werdet ihr, du und das Völklein der Antiochener, euch befreunden. Wähle anders!" — „Unmöglich! Dort laufen, wie alle Straßen der Landschaften, so alle Fäden der Verwaltung zusammen." „Hm," meinte Jovian, „schlecht werdet ihr euch vertragen. Man sagt, — ich las es jüngst — die Antiochener jagen jeder Lustbarkeit nach, faul sind sie, schaulustig, wohllebig, prachtgierig, leichtsinnig, geschwätzig, weichlich, wollüstig." „Mag alles sein," sprach Julian. „Ja ich glaube, es ist so. Und daneben sind sie die frommsten Galiläer. Desto notwendiger ist es, daß ich dort erscheine, ihnen die Tugend zu bringen und die Götter! Und wie freue ich mich, dort meinen Liebling wiederzufinden . . ." „Artemidor!" rief Serapio. „Ja, das ist der liebenswürdigste und schönste aller Hellenen, dem schlanken Hermes des Praxiteles vergleichbar, den ich jüngst bewunderte." — „Und als Künstler erreicht ihn keiner, auch nicht Georgios von Milet, obwohl dieser neulich einen Alexandros, der zu Roß einen Löwen erlegt, auf einer Gemme dargestellt hat, nicht größer als der Nagel meines Daumens. Ich bezahlte hohen Preis dafür."

„Das, o Julian," erwiderte Serapio, „scheint mir nur ein Kunststück, kein Kunstwerk. Ich würde dem Milesier als Kaufpreis nur eine einen Daumennagel schwere Goldmünze gereicht haben. — Ich sah Artemidor lange nicht mehr in dem Palast. Wo ist er?"

„In Daphne bei Antiochia; und, wie er schreibt, in eifrigster Arbeit. Ich habe jenes altberühmte Heiligtum des Apollo, das in traurigen Verfall geraten sein soll, wieder herzustellen beschlossen und meinem geliebten Wahlsohn das Amt übertragen, auch dort das Häßliche zu ersetzen durch das Schöne und den Sieg des göttlichen Lichts."

Nachdem Julian noch in umsichtiger Weise für die Grenzwehr Thrakiens gegen die gotischen Völker an der Donau Sorge getragen, verließ er — an den Iden des Mai — Byzanz und verlegte seine Hofhaltung nach Antiochia. Die Monate, die er zu Byzanz verbracht hatte, sollten die einzige glückliche, unbewölkte Zeit seiner kurzen Herrschaft sein.

Auf seinen abergläubischen Sinn blieb es nicht ohne Eindruck, daß von dem Augenblick an, da er aus dem Palast am Bosporus aufbrach, eine ganze Reihe von unheilverkündenden Zeichen sich an seine Fersen heftete. Bei dem Ritt nach dem Hafen stolperte Argos, sein weißer Hengst, und stürzte auf beide Vorderfüße zusammen; er mußte ein andres Pferd besteigen. „Ein böses Omen! Nie kehrt er zurück!“ raunten die Leute um ihn her, zwar vorsichtig, leise: aber seine üble Neigung, stets auf die Urteile der Menge, auf deren kleinste Äußerung über ihn zu achten, hatte sein Ohr geschärft in langer Übung: er verstand jedes Wort. Er erschrak: die Auslegung des Zeichens war ja zweifellos richtig! Bei der kurzen Überfahrt aus dem Hafen von Byzanz nach Chalkedon setzte sich auf den purpurbewimpelten Mast seines Eilschiffs laut krächzend ein Rabe und war durch all' den Lärm der vielen Menschen lange Zeit nicht zu verscheuchen.

Julian erbleichte, als er wieder aus dem Geflüster der Ruderer die Worte verstand: „der Totenvogel! Der Imperator stirbt.“ Serapio bemerkte den finstern Eindruck auf den Freund: „abergläubischer Philosoph!“ tröstete er. „Uns Germanen ist Wodans Vogel glücklicher Angang. Nimm an, es gilt mir.“ — „Nicht doch: stets dem Obersten an Bord gilt das Omen!“ erwiderte Julian ernsthaft. — „O Freund, schilt mir nie wieder über den Aberglauben der Christen!“ Aber ungleich tiefer traf ihn — nicht nur

als ein Anzeichen des Unheils, als ein Unheil selbst! — ein anderes.

Sein Weg nach Antiochia führte über Nikomedia. Er freute sich innig, diese Stadt wieder aufzusuchen, das erinnerungsreiche Vaterhaus, vor allem aber Maximus wiederzusehen, den geliebten Lehrer. „Lysias hat mich," pflegte er zu sagen, „aus dem galiläischen Grab auf die Oberfläche der Erde, Maximus aber von der Erde in den höchsten Himmel zu den Göttern gehoben." Er sandte Boten voraus, in dem Elternhause selbst Wohnung für den Imperator zu besorgen, Maximus Ehrengeschenke, darunter einen Becher in Gestalt eines goldenen Schiffes, zu überbringen und die Bitte, in jenem Hause bei ihm zu wohnen, damit er von seinem Gespräch möglichst viel genösse.

Schon auf der Reise von Byzanz nach Nikomedia erhielt er die Nachricht von Erdstößen, die sowohl in der Hauptstadt als in manchen Städten Kleinasiens einigen nicht erheblichen Schaden angerichtet hatten: fast schwerer wog ihm das auch hierin liegende üble Vorzeichen für den eben beschlossenen Krieg.

Als sich aber im Abendrote der Zug des Augustus den Thoren von Nikomedia näherte, sprengten Boten und einige Bürger der Stadt ihm eilfertig entgegen und ihr Führer, ein Priester der Athena, sprach: „o Herr, ziehe den Zügel an! Wende dein Roß! Reite nicht ein in die trauernde Stadt, daß nicht Trümmer und Tod ihre schwarzen Schatten auf deinen Weg werfen."

„Was ist geschehen?" fragte Julian bestürzt. „Kann ich nicht in meinem Elternhause den Göttern opfern?" — „Nein, o Herr! Dein Elternhaus, — es ist nicht mehr. Ein Erdbeben — heute morgen. Alle andern Gebäude stehen unbeschädigt, jenes, . . . es liegt in Trümmern, auch

der neu von dir errichtete Hausaltar." Schmerz zuckte über Julians bleiches Antlitz. „Wehe! Ein traurig Anzeichen! — So werd' ich bei Maximus wohnen. Wie nahm er die Geschenke auf?" — „O Herr, zürne mir nicht! Die Geschenke . . . dort die Sklaven bringen sie zurück. Maximus ist . . ." — „Was ist mit meinem Lehrer?"— „Tot ist er. Der einzige unter allen Einwohnern! Erschlagen von . . ."

„Von wem?" fuhr Julian zornig auf. „Von den Galiläern? Schon einmal bedrohten sie sein Leben! Wehe ihnen! Erschlagen von wem?" — „Von dem Altar deines Hauses, den du Apollo neu errichtet hast. Maximus stand davor, ihn für deinen Einzug zu schmücken, zu bekränzen, das erste Opfer darzubringen, umgeben von deinem Gesinde. Da kam der Erdstoß: der hohe Marmorstein schlug um: — ihn allein hat er getroffen." „Er! Er selbst ward das erste Opfer," stöhnte Julian in bitterem Weh. „O Maximus! Und für mich! Um meinetwillen!" Er stieg vom Pferd, warf sich in das Gras neben der Straße und weinte laut.

Die Freunde und Oribasius, der Arzt, hatten Mühe, ihn zu beruhigen, ihn wieder in den Sattel zu bringen. „Eusebia — Helena — Philippus — Maximus!" seufzte er. „Sie scheinen mich nachzuziehen!" Und er befahl, die Stadt Nikomedia zu umgehen.

„Es ist unheimlich," flüsterte Jovian Serapio zu. „Das andere — Roß und Rabe — das ist nichts. Aber es scheint doch fast, als ob Christus wirklich auferstanden sei und hoch vom Himmel herab den Götterdienst und Götterdiener sichtbar strafe." — „Auch du, Jovian? Halte dir deinen hellen Kopf nüchtern und frei von jedem Aberglauben! Hörst du, von jedem! Mir ist, unser Freund wird klarer Köpfe um sich bedürfen. Er ist überreizt. Wer weiß,

was ihm Antiochia bringt an Aufregungen. Perserpfeile, Reiterangriffe möchte ich ihm viel lieber wünschen."

Zunächst brachte ihm nun schon jeder Aufenthalt unterwegs, zumal in den größeren Städten wie Nicäa, Ankyra, Archelais, Tyana, Faustinopolis, Pylä, Tarsus und Ägä zahlreiche Ärgernisse. Bereits hier vernahm er gar viel von den Klagen der Christen über Verfolgung, über grausame Handhabung seiner neuen Gesetze: — Klagen, die ihm alsbald in Antiochia hoch über dem Haupte zusammenschlagen sollten.

Es zeigte sich, daß die mit der Ausführung betrauten Beamten, die man nicht wohl aus Christen oder Christenfreunden hatte wählen können, geschürt von den „hellenistischen" Priestern, arge Willkür und Rachsucht walten ließen. Der junge Herrscher sah seine bestgemeinten Beschlüsse mißbraucht, seine Gerechtigkeit für alle in Bedrückung der Christen verkehrt. Das verbitterte ihn, erfüllte ihn mit Mißmut. Andererseits reizten christliche Eiferer durch blindes Toben auch gegen seine gerechten Anordnungen seinen Zorn. Aber immer noch siegte wieder in ihm die angeborne Güte des Herzens, der edle Schwung der Seele, die begeisterte Liebe zu dem Reich. Und auch die griechische „Leichterregbarkeit" kam ihm dabei zu Hilfe. Ein paar freundliche Eindrücke verscheuchten rasch wieder jenes Gewölk und riefen ihm den etwas spielerischen Witz zurück, an dem er sich gern ergötzte.

In Ankyra trat der Arespriester der Stadt an ihn heran mit der aufdringlichen Anklage auf Hochverrat gegen den Präfekten von Galatien, der in den bangen Tagen nach des Constantius Tod und vor dem Übertritt seines Heeres zu Julian nach dem Diadem getrachtet habe. Als Beweis führte er an, der Präfekt habe sich bereits einen Purpurmantel angeschafft. „Du weißt, oh Imperator,

das ist durch ein Gesetz des Constantius mit dem Tode bedroht!"

„Ich weiß, o Vortrefflicher. Aber ich, als Philosoph, bin nicht so eifersüchtig auf die vornehmste Gewandung. Der arme Präfekt! Nun hat er sich vergeblich in Kosten gestürzt und wahrscheinlich keine vollständige Purpurtracht. O, da, in jener Arca liegen, glaub' ich, ein paar Purpursandalen. Bitte, bringe sie ihm mit meiner Entschuldigung, daß ich ihm zuvorgekommen bin. Ich thue es nie wieder."

In Ägä baten die vereinten Rhetoren, er möge einen Tag länger verweilen, eine Lobrede auf ihn anzuhören, die sie gemeinschaftlich verfaßt hatten. „Soviel Mühe macht es, mich zu loben," lächelte er, „daß sich vier an die Arbeit machen müssen?! Nein, ihr Schweißbeladnen, ich lasse mich nur loben von denen, die auch den Mut haben, mich zu tadeln. Mein Lobredner heißt Serapio: — dort steht er."

In Hierapolis ward ihm der bisherige Präsidialis in Ketten vorgeführt: er war beschuldigt, durch Zeugen überführt und durch seine eigne Handschrift, daß er auf die erste Nachricht von Julians Erhebung zu Paris von Constantius sich als besonderes Gnadengeschenk für die treue Stadt Hierapolis das Haupt des Empörers erbeten habe. Zitternd, mit schlotternden Knieen, stand der Mann vor ihm. „Ein schlechter Geschmack," meinte Julian. „Ich würde mir etwas Schöneres erbitten. Übrigens: ich habe ja seinen Wunsch erfüllt und meinen Kopf selbst in diese Stadt getragen." — „Aber, o Herr, deine Genugthuung...?" — „Soll ich etwa *seinen* Kopf nehmen? Er ist auch nicht schön! Löst ihm die Ketten!"

In Cyrus erhoben zahlreiche Provinzialen bürgerliche und Strafklagen wider den ehemaligen Präfekten Thalassius und ließen dabei einfließen, daß dieser Mann ganz beson-

ders den unglücklichen Gallus in die Hände seiner Henker gespielt habe. „Ich weiß es,“ erwiderte Julian, „und ich hasse den Mann. Schweigt mit euern Klagen, bis er mir genug gethan, den er am schwersten verletzt hat. Ich aber begnadige ihn. Man soll nicht sagen, daß nur die Galiläer ihren Feinden verzeihen. Nun klagt bei andern Richtern, nicht bei mir.“

In Antiochia, wo er Mitte Juni eintraf, hielt er ganz regelmäßig Gerichtssitzungen ab. Man pries die Gerechtigkeit seiner Entscheidungen. Man sagte, die Göttin der Gerechtigkeit, Adrasteia, längst wegen der Frevel der Menschen von der Erde in den Himmel geflüchtet, sei unter dem Schilde Julians wieder herabgestiegen in das Reich der Römer. Die Leute lobten zumal die Mühe, die er sich gab, die Streitenden zu gütlichem Vergleich zu bringen. Doch fiel es auf, daß er sorgfältig bei jedem Rechtshandel, auch bei solchen, die mit der Religion gar nichts zu thun hatten, nach dem Bekenntnis von Kläger und Beklagten fragte und deren Antworten hierüber in einer besonderen Liste vermerkte. „Warum thust du das?“ forschte Jovian, in die lange Rolle blickend. „Jedes Vierteljahr werde ich feststellen und durch öffentlichen Anschlag bekannt machen, welche Religionspartei die meisten Vergleiche aufweist. Bis jetzt sind die unversöhnlichsten die Juden: — „„Auge um Auge, Zahn um Zahn.““ Dann kommen die Feindeliebhaber, die sanften Galiläer, welche die Güter dieser Welt verachten: sie zanken und wuchern mit den Juden um die Wette. Die versöhnlichsten sind die sündigen Hellenisten. Solche Ergebnisse erfreuen mein Herz, ich kann's nicht leugnen, zumal dies Antiochia ja als eine Hochburg der Galiäer gilt.“

Das sollte aber die einzige Freude sein, die er in Antiochia erlebte. Als ein abermaliges Unheil bedeutendes

Vorzeichen mußte ihm schon die Art seines Empfanges in dieser Stadt gelten. Wie sich sein Reisezug der nordwestlichen Vorstadt näherte, schollen ihm dumpfe Klagetöne, unterbrochen von schrillen Schmerzensrufen, entgegen, statt der fröhlichen festlichen Einholung, mit der ihn die andern Städte begrüßt hatten. Er erschrak und seine Züge verfinsterten sich noch mehr, als seine zurückeilenden Vorreiter berichteten, die Stadt begehe an diesem Tag ein Fest der tiefsten Trauer: der Tod des Adonis, des jugendlichen Lieblings der Aphrodite, werde heute hier begangen. „Ja, ja," sprach er, kopfnickend, „die Lieblinge der Götter sterben früh."

XIX.

Jede Stunde der knapp bemessenen Muße, die der viel bedrängte Imperator der Arbeit und den Sorgen abgewinnen konnte, verbrachte er an der Stätte, die er zu einem großen den Göttern geweihten Kunstwerk zu gestalten beschlossen hatte: in dem Tempel und Hain zu Daphne, nicht ganz zwei Stunden östlich von der Stadt.

Gleich am Tage seiner Ankunft war er hinausgeeilt, hatte den geliebten Bildhauer in die Arme geschlossen und ihm seine begeisterte Bewunderung ausgesprochen all' der Werke der Schönheit, die sein Wahlsohn in diesen Monaten hier geschaffen hatte. „O Herr," rief der Jüngling, strahlend vor Glück über den Beifall seines Gebieters, „welche Wonne ist es, jetzt zu leben, unter dir zu leben, für dich und für die Herstellung der Schönheit, der heitern Lebensfreude, welche die Gräberverehrer von der Erde hinweg zu den Göttern vertrieben

hatten! In gar vielen Städten deines Reiches hab' ich schon in deinem Sinn geschafft. Überall, auf allen Straßen und Strömen wie auf der See, sieht man in Wagen und Schiffen die geraubten oder geflüchteten Götterbilder von Marmor oder Metall in die verwaisten Tempel und Haine zurückkehren. Überall erheben sich wieder zerstörte Altäre, man sieht aller Orten Opferfeuer, Weihen, Reigen bekränzter Jünglinge und Jungfrauen, die bei dem sanften Ton der Flöten in den heiligen Hainen sich zu fliehen, zu suchen, endlich zu finden scheinen zu gemeinsamer Anbetung der Götter. Aber hier hatte ich nicht ganz leichte Arbeit. Und nicht ganz ungefährliche."

„Wer hat es gewagt, Hand an dich zu legen?" brauste Julianus auf. „Aber was frage ich! Selbstverständlich die Galiläer. Du wardst angefallen?" „Nur zweimal," lachte der junge Künstler, „und nur einmal ein wenig geritzt." „Erzähle! Berichte! Während du mich umherführst in dem Tempel, in den Nebengebäuden, in dem Garten, in dem Haine. Ist mir doch alles neu: — nie weilte ich hier." — „Wenn du verstattest, beginnen wir mit dem Hain, beschauen dann die weiten Gärten und schließen unsere Wanderung ab in dem Tempel."

Und indem er nun den Ankömmling mit klug gewählter Steigerung der Eindrücke in den großartigen Anlagen vom Einfachen zu immer Schönerem geleitete, erzählte Artemidor: „Du weißt, schon die Nachfolger Alexanders haben dieses Heiligtum gegründet, das über sechs Jahrhunderte dem Dienste Phöbos Apollos geweiht war. Die Wahl des Ortes war nicht Willkür: denn die fromme Sage will, daß in diesem Walde die holde Daphne, von Apollos heißem Werben verfolgt, auf ihr Flehen von Vesta in den Lorbeerbaum verwandelt wurde. Es ist so schön, das zu glauben."

Julian lächelte wehmütig: „und wie viel schöner noch, die Bedeutung zu begreifen! Vernimm! Ewig schmückt sich der Gott mit dem Laub der verwandelten Geliebten: denn, ist auch das Glück der Liebe verloren, — ewig, immer grünend — ist der Liebe Gedächtnis und die Liebe selbst. Aber das begreift nur, wer eine Helena verloren hat. — Sprich weiter. Doch nein! Verweile noch! Sieh! Wie wunderschön ist dieser Reichtum an Quellen, krystallhellen Wassers voll! Und daher, trotz der argen Dürre dieses Sommers, dieser köstlich grüne Rasen! Und dort die herrliche Gruppe von Cypressen, von Platanen! Was glänzt dort so weiß aus dem dunkeln Lorbeer des Hintergrunds?" — „Tritt näher! Es ist eine Daphne, die ich hier gearbeitet: — dir zur Überraschung. Sieh, dieser uralte, mächtige Lorbeerstamm soll der Baum ihrer Verwandlung sein: er ist längst hohl . . ." — „Ah ich verstehe! Wie sinnig! Von den Sohlen aufwärts bis zu den Hüften lässest du sie schon verwandelt sein: aber aus dem Hohlstamm ragen der schlanke Leib der Jungfrau, die zarten Brüste und das holde keusche Antlitz. Wie fein erdacht! Ich danke dir, mein Liebling. — Horch, welch entzückender Gesang der Vögel in jenem Myrtengebüsch!" — „Ja, die Nachtigallen! Unzählige haben von jeher diesen buschreichen und quellenreichen Hain zum Lieblingssitz erkoren." — „Und hier . . . was flutet so berauschend von dorther durch die weiche Abendluft? Welch süßer Duft?" — „Es ist der Rosenwald der Aphrodite! Geduld! Wir schreiten darauf zu. Ich fand eine schöne Bronzestatue der Göttin, versteckt unter altem Gerümpel, wohl geflüchtet vor den Christen. Denn sie ist nackt. Siehst du, hier steht sie, hier, unter den Rosen." — „O wie herrlich! Nein, nicht nackt ist die keusche Göttin: denn ihre Schönheit deckt sie zu. — Und da drüben! Der mächtige Wasserfall, der

dort von dunkelgrünen moosigen Felsen niederschäumt! Und unten faßt eine schöne Nymphe die ganze Flut zusammen in silberner Amphora. Aus der fließt die gebändigte Kraft sanft dahin als starke Quelle." — „Es ist der Kastalische Quell." — „O laß mich niederknieen, die heißen Schläfe kühlen mit dem heiligen Naß." — „Ja, heilig! Weissagung spendet der Quell: aus einem Lorbeerblatt, das er unter frommem Gebet hineingetaucht, las Hadrian seine künftige Größe. Aber ach, auch dies Orakel ist verstummt. Constantius hatte bei Todesstrafe verboten, es zu befragen." — „Ich werd' es wieder reden machen! Persersiege soll es mir verkünden." — „Nun, bitte, diese Marmorstufen neben dem Wasserfall empor. Sieh, hier weithin schaust du nichts als Wald. Vier Stunden hat er im Umfang! Er ist die Zuflucht in der Glut des heißen Sommers. Er gewährt auch süßen, sichern Versteck den Liebenden, die noch das Geheimnis suchen müssen," schloß der schöne Jüngling errötend. „Und Daphnes Geschick," lächelte Julian, „mag die Mädchen warnen, allzuspröde die heiße Werbung abzuweisen! — O wie herrlich! Rings, so weit ich sehe, nur wogende dunkelgrüne Wipfel!" „Bloß dort, rechts, — bitte, wende das Haupt, — hab' ich durch den allzuverwilderten Wald — denn seit bald dreißig Jahren nahm sich keine Hand mehr dieser Stätte an! — einen Ausblick schneiden lassen. Schau hin!" — „Ah, was ist das? Welch glänzende Gebäude! Welch schimmervolle Bahn! Hohe Götterbilder stehen zu beiden Seiten." — „Es ist ein Stadium, eine Rennbahn, ein Ringplatz für Wagen und Roß und jeder Raum, dessen olympische Spiele bedürfen. Schon seit Augustus war das Recht, solche hier zu halten, von Antiochia dem heiligen Elis für die Dauer von neunzig Olympiaden abgekauft worden: ein Wohlthäter, ein reicher, Bürger der damals

noch fromm götterglăubigen Stadt, Sosibius, hat fünfzehn Talente Goldes gestiftet für die jährliche Feier. — Aus dem so reich von dir mir gewährten Gold habe ich Wagen und wunderherrliche edle Rosse aus Spanien und Parthien angekauft. Lange haben diese schönen Spiele ruhen müssen: der Bischof hat sie verboten und das Geld für die Kirchen verwendet. Aber dies Jahr wollen wir sie erneuen. Wann im Herbst der Tag des großen Apollofestes wiederkehrt, dann sollen mit dem alten Glanz, den Göttern zu Ehren, die olympischen Spiele, ganz wie zu Elis, vor deinen Augen sich vollziehen."

Julian umarmte den Jüngling mit Freudenthränen der Rührung in den Augen. „Herrlich! O wie ich dich liebe! Wie so ganz du mich verstehst!" — „Aber nun, o Herr, laß uns allmählich aus Wald, Hain und Garten die Schritte zu dem Tempel lenken. — Der Abend dunkelt schon herauf. Wir haben uns über eine Stunde weit von dem Heiligtum entfernt." — „Wie verflog mir die Zeit! Aber sieh! Was ist das dort? Mitten in dem schönen Rasen, . . . die vielen Flecken schwarzer Erde?" — „O mein Vater, schreite rasch vorbei! Richte nicht die leuchtenden Augen darauf! Komm, laß uns einbiegen in diesen Gang von Oliven. — Ach, es reichte die Zeit nicht mehr, jede Spur des Häßlichen vor deinem Eintreffen hinwegzuwischen: konnte doch erst vor kurzem der letzte Widerstand des Bischofs gebrochen werden! Der Götterfeind Constantius schritt gleich bei Antritt seiner Herrschaft auch gegen dieses Heiligtum ein. Die Spiele, die Opfer, die Aufzüge, die Weihen, die Orakel wurden verboten, seine Schergen bewachten den geschlossenen Tempel, nachdem sie ihn geplündert, und die Zugänge zu dem Quell Kastalia. Kein Götterdiener durfte die Stätte mehr betreten: sie verödete, der Hain verwilderte, die Felder, die der Staat oder die

Stadt für Daphne jährlich gezahlt hatten, wurden der Kirche zugewendet. Auch muß leider gesagt werden, daß die Antiochener, ganz dem Galiläer zugewandt, den Ort nicht mehr besuchten, bis Eins geschah, . . . ein Greuel vor den seligen Göttern!"

„Ich ahne! Nicht ohne Grund nenne ich jenen Glauben den Gräberdienst. Anstatt das Vergängliche am Menschen durch die reine Flamme verzehren zu lassen, schaufeln sie überall tiefe Löcher in die heilige Erde, entweihend ihren mütterlichen Schos, und überall hin, auch in unsere Tempel und Haine, tragen sie ihre ekeln Gräber: Moder, Fäulnis, Verwesung dahin bringend, wo einst schöne Menschen freudig schöne Götter ehrten. Es ist ein mir ganz besonders verhaßter Greuel und Frevel."

„Er geschah auch hier. Die Knochen eines Bischofs von Antiochia, Babylas, der unter Decius im Kerker gestorben sein soll für seinen Glauben, — diese zuerst schafften die Galiläer in feierlichem Aufzug hierher, begruben sie, gerade gegenüber dem Eingang in den Haupttempel . . ." — „Wehe, die Götter zu verscheuchen, ihren Dienst zu verunreinigen!" — „Ja, ihn unmöglich zu machen, solange der Greuel währte. Entsetzt flohen die letzten Priester, die letzten Frommen, die sich noch in der Nähe gehalten hatten, den entweihten Ort. Alsbald erbaute der Bischof eine Basilika über den alten Gebeinen; und nun drängten sich alle Christen in der Stadt, in der Umgebung dazu, hier in der Nähe ihres Martyrs bestattet zu werden. Der Hain der Freuden ward ein Gräberfeld." Julian verhüllte, von Schmerz ergriffen, das Haupt mit dem Mantel. „Viele Mühe kostete es mir, trotz der unbeschränkten Vollmacht, die du mir gegeben, den Widerstand der Priester zu brechen. Endlich setzte ich es durch, daß sie — auf deine Kosten! — die Grabkirche abbrachen und die heiligen

und die andern Knochen wieder ausgruben und — abermals in feierlichem Aufzug — in die Stadt und die dortigen Basiliken zurückbrachten. Noch konnte ich aber nicht alle Spuren der Ausgrabungen tilgen. — Nun sieh, wir stehen vor dem Tempel. Schau hin, wie der Gott im Scheiden sein Haus und dich, seinen liebsten Priester, zugleich mit seinem goldigsten Strahl begrüßt. Sei willkommen, Herr, in des Gottes und in deinem Hause." Damit führte er ihn die Marmorstufen des herrlichen Tempels hinan.

Die sechzehn korinthischen Säulen des Peristyls aus prachtvoll gelbem numidischem Marmor waren mit handbreiten Bändern von Gold und Silber umfaßt, frommen Weihgeschenken alter und jüngster Zeit. Auch ihre Kapitelle zeigten Vergoldung. Die ehernen Doppelthüren trugen kunstvoll getriebene Reliefs, und als der Jüngling sie aufstieß, drang aus dem innersten Raum, der ebenfalls geöffneten Cella, eine solche Flut strahlenden Lichtes dem eintretenden Herrscher entgegen, daß der, mit einem Ausruf frommen Staunens, geblendet, die Augen schloß und erst nach einer Weile weiter schritt.

Das Licht strömte aus von einer weit über lebensgroßen Statue Apolls aus glänzendstem weißem Marmor, der, das schöne Haupt leicht vorgebeugt, aus goldner Schale einen Segensguß auf die Erde auszugießen schien: und gerade aus dieser Schale strahlte die blendende Fülle des Lichts. Das gewaltige Bild füllte die ganze Mitte der halbrunden Cella, deren Wände, aus den erlesensten bunten Steinarten zusammengefügt, in allen Farben schimmerten: blitzende Edelsteine und schillernde Perlen, rings über das Gestein der Wände verstreut, mehrten das unwiderstehliche Licht.

Von dem Schauer tiefster Andacht ergriffen, sank

Julian auf die Kniee mit dem Ausruf: „o nimm meine ganze Seele hin, Phöbos Apollo!“ Und er betete lang zu dem Gott empor, beide Arme hoch zu ihm erhebend.

XX.

Nur hier in Daphne, nicht in Antiochia, sollte der junge Augustus Erfreuliches erleben in den neun Monaten seines Aufenthalts an dem Orontes: vielmehr ward diese Zeit die bitterste seiner kurzen Herrschaft. Aus mannigfaltigen Gründen ward sein Verhältnis zu den Antiochenern gleich von Anfang an ein ungünstiges, ja zuletzt ein höchst feindliches: aus Gründen, die sich scheinbar, — aber auch eben nur scheinbar — widersprachen. Antiochia war damals zugleich eine der eifrigst christlichen und eine der allerliederlichsten Städte des Reiches: etwa wie Rom im Zeitalter der Borgia oder Paris im siebzehnten Jahrhundert: hat man doch Antiochia geradezu „das antike Paris“ genannt. Der Widerspruch erklärt sich einfach aus dem höchst Äußerlichen des dort geübten Christentums. So verstieß Julian zugleich gegen die beiden herrschenden Eigenartigkeiten des bigotten und vergnügungstollen, lustüppigen und glaubenseifrigen Völkleins. Er spürte alsbald den scharfen Gegensatz der Leutchen zu seiner Art heraus. Er wußte ihn nicht genau zu zergliedern: aber Jovian erinnerte ihn, wie vor kurzem ein würdiger Römer alten Schlages aus Tibur bei Rom sein Amt als Präfekt hier niedergelegt habe: — „wegen Unbegreiflichkeit seiner Amtspflichtigen.“

Seit der Imperator zu Byzanz sich offen zu dem

Götterglauben bekannt, die heidnischen Tempel wieder geöffnet, gar manche den Christen ungünstige Maßregel getroffen hatte, die dann in der Ausführung, gegen seinen Willen, von heidnischen Eiferern, zumal eben Priestern, freventlich mißbraucht wurden, war er selbstverständlich und mit Recht verdächtig, ja verhaßt geworden den frommgläubigen Christen, aber auch der schon damals viel größeren Zahl von Scheinchristen: das heißt den vielen, die, aus irgend einem Grund äußerer Vorteile, seit dreißig Jahren in die Kirche eingetreten waren. Von dem weitaus größten Teile der Antiochener ward daher schon der Ankömmling mit Mißtrauen, Furcht und Haß empfangen. Es gab hier nur ziemlich wenige Heiden: auch jenes Adonisfest war unter Constantius in ein Erntefest umgewandelt worden, wobei man dann freilich sehr unpassend die einmal überlieferten Trauerchöre beibehalten hatte. Und als nun gerade in den ersten Wochen seines Aufenthalts immer zahlreicher aus allen Provinzen des Reiches berechtigte und unberechtigte Klagen über die Verfolgung der Christen einliefen, — da machten die Antiochener den Augustus ohne weiteres, ohne Unterscheidung des Begründeten von dem Erfundenen oder doch arg Übertriebenen, ohne Trennung des von ihm Gewollten und des gegen seinen Willen Gefrevelten, verantwortlich in leidenschaftlicher Hitze, mit einer Geschwätzigkeit und Erfindungsgabe des Hasses, aber auch mit einem geistreichen Witz und einer Freude an treffendem Spott, die man ja auch an den Parisern mit ebensoviel Recht tadelt wie lobt.

Andererseits aber fühlten sich diese frommen Eiferer in ihrem hier seit Jahrhunderten herrschenden üppigen, ungezügelten Genußleben auf das empfindlichste verletzt durch diesen Jüngling von einunddreißig Jahren, der den Philosophen spielte, den Asketen wie nur irgend ein christlicher

Mönch, der, obwohl unverheiratet, sie gar nicht sah, die verführerischesten Weiber der wegen ihrer Frauenschöne gepriesenen Stadt, kamen sie ihm auch noch so empfänglich, ja zuvorkommend entgegen, woran sie es wahrlich nicht fehlen ließen. Er ließ die schönste Hetäre der Stadt, die üppige Laura, die sich in sein Schlafzimmer geschlichen hatte, in ein fernes Nonnenkloster sperren — denn sie war Christin und eine eifrige, häufigen Ablasses bedürftige Kirchenbesucherin, — und verbot ihr bei Todesstrafe, Antiochia jemals wieder zu betreten. Da ward der Haß ihrer Freunde — und sie hatte deren nicht wenige! — groß gegen diesen Fühllosen, diesen Heuchler, der wahrscheinlich der beneidenswerten Versuchung nur deshalb widerstanden hatte, weil er, durch frühere Ausschweifungen erschöpft, ein Greis geworden vor der Zeit! So legten sich die Frommen in einleuchtender Begründung jenes auffallende Benehmen zurecht. Sein ganzes Auftreten, seine Lebensweise schien ein fortwährender stiller Vorwurf zu sein gegen das leichtlebige, genußfrohe Völklein, das Aphroditen und Bacchus, wenn nicht mehr öffentlich in deren Tempeln, nicht minder eifrig in den verschwiegenen Häusern diente.

Aber es blieb bei dem stummen Gegensatz nicht stehen. Julian erließ, angeekelt durch die Sittenlosigkeit Antiochias, eine Reihe strenger Verordnungen, die sich zum Teil ausdrücklich gegen die Bewohner „der Lasterstadt der Galiläer" wandten. Diese Bezeichnung machte Julian unsägliches Vergnügen: — er rieb sich lächelnd die Hände, als er sie dem vertrauten Schreiber vorgesagt hatte. Das war Jovian, der ihn vergebens bat, den Ausdruck zu tilgen: „es wird groß Ärgernis erregen," warnte er. „Ei was, sie ärgern mich unaufhörlich, Tag und Nacht: es freut mich, sie auch einmal ein wenig zu ärgern, die gottseligen Dirnen-

beschützer.“ „Nun, du ärgerst sie auch weidlich!“ meinte Serapio, hinzutretend. „Sie ärgern sich und sie spotten über die unaufhörlichen Opfer, die du den Göttern — schon um der Opferzeichen willen — darbringst: sie meinen, kehrst du siegreich aus Persien zurück, wird nach deinen Dankopfern im ganzen Reich ein ungeheurer Viehmangel ausbrechen.“ Julian lachte: „nicht übel! Ich möchte ihnen antworten: „ich opfere in den Tempeln Tiere, — ihr opfert Menschen in den Klöstern.“

Jedoch auch zu des Herrschers empfindlichen Ohren selbst drangen die wenig ehrerbietigen Bemerkungen der zungenfrechen Menge. Einmal schritt er, in feierlichem Aufzug, in der Tracht des Pontifex Maximus, aus dem Palatium nach dem von ihm wieder eröffneten Tempel des Ares: der Zug wurde aufgehalten durch einen der voranfahrenden Wagen, der, allzuschwer beladen mit Opfergaben, in der Straße niederbrach und nicht sofort beseitigt werden konnte. Da liefen die Antiochener, geärgert durch den Opferdienst, in hellen Haufen zusammen, stauten sich zu beiden Seiten der Priester, die allein — ohne die treuen Leibwächter — den Augustus begleiteten, und ließen nun ihre Bemerkungen so laut werden, daß er sie hören mußte.

„So kurz das Männlein selbst, so lang sind seine gespreizten Schritte! Schau nur, wie's daher stelzt wie ein Reiher.“ — „Nein, dem Zwerg Cercops gleich, der Otos und Ephialtes, die Giganten, spielt.“ — „Hei, der lange Bart des Kynikers gleicht einem Walde.“ — „Ich glaube, dieser Wald ist auch nicht unbewohnt.“ — „Wieso? Wer wohnt darin?“ — „Kleine Tierlein!“ — „Er ißt nur deshalb so wenig, weil er stets fürchten muß, auf seinen Bart zu beißen.“ — „Deshalb küßt er auch kein Weib! Sein Mund dränge ja nicht durch den Bart!“ — „Ja, die struppige Mähne ist das einzige, was er mit dem

Löwen gemein hat!" — „Freilich, er geht nicht in die Arena, weil die Zottelbestien dort ihn für ihresgleichen halten würden." — „Sein Haupthaar ist verwildert wie Dorngestrüpp." — „Seine Nägel abzuschneiden hat der Philosoph keine Zeit." — „Und seine Finger sind gefleckt, wie einer Schlange Haut: — von nie wieder abgewaschner Tinte, ehrwürdig vor Alter." — „Er affektiert." — „Er spielt Komödie." — „Aber schlechte." — „Er lügt. Er lügt den Helden wie den Philosophen." — „Den Helden! Das Männlein da! Der Zwerg! Ich bin gewiß, er hat nie einen Germanen im Kampf gesehen." — „Der eitle Prahler!" — „Der Schmalbrüstling!" — „Die Spitznase!" — „Der Gottlose!" — „Der Gottesleugner!" — Ganz rot vor Zorn war das sonst so bleiche Gesicht Julians geworden unter dem sich von rechts nach links kreuzenden Geschwirr solcher Redepfeile, als endlich eine Schar der Cornuti erschien und ihrem Herrn freie Bahn brach. Aber er vergaß es ihnen nicht, den Kecken.

XXI.

Ungleich ernster als solcher Ärger beschäftigte den Herrscher, neben der unablässig betriebenen Kriegsrüstung, die Flut von Klagen, von Anklagen der Christen in allen Provinzen seines Reiches gegen Unterdrückung und Verfolgung durch seine „hellenistischen" Beamten und Priester: — ein Schrei, der viel hundertstimmig hier an sein Ohr schlug. Und mit bitterem Schmerz mußte er wahrnehmen, daß die zahlreichsten und heftigsten Anklagen sich erhoben in jenen Provinzen, für die er zur Durchführung seiner

Maßregeln den nächst Befreundeten bestellt hatte: Lysias! Mit kühner Überschreitung seiner Vollmacht war der Oberpriester des Apollon aus Byzanz vor allem nach Gallien geeilt: — zu Paris erhoben die Christenpriester die heftigsten und, wie es schien, voll begründete Klagen über seine Gewaltthätigkeit. Von da und von Italien aus war er nach kurzem, aber ebenfalls bitter beklagtem Eingreifen in den Provinzen Dalmatien, Thrakien, Pontus, Galatien, Kappadokien, Syrien, in sein geliebtes Heimatland am Nil gereist, wo er die Erweisung königlicher Ehren verlangte: — „als Vertreter des Augustus“, wie er das später entschuldigte. Bald nach seinem Eintreffen brach ein wütender Aufstand der Heiden zunächst gegen den arianischen Bischof Gregor aus, der grausam gemordet ward. Aber auch mit dem katholischen Erzbischof Athanasius suchte er alsbald herausfordernd Händel.

Die erdrückende Menge solcher Anklagen zwang den Imperator, mit schwerem Herzen Untersuchung gegen seinen geliebten Lehrer einzuleiten. Er übertrug die Prüfung der übrigen Beschwerden Jovian: — gerade weil dieser in dem letzten Jahr mehr und mehr als Verteidiger der Galiläer gegen Julians Abneigung aufgetreten war, wie dieser nicht ohne leisen Schmerz bemerkte. Die Händel mit Athanasius aber überwies er Serapio, der ohnehin schon mit einem Bericht über diesen Vorkämpfer der Katholiken betraut war. Aber wiederholt hatte der Franke um Aufschub gebeten. „Weshalb? Alle Urkunden, alle Aufzeichnungen über den Alexandriner stehen dir ja aus den Archiven des Staates zur Verfügung.“ — „Gewiß! Aber die Gestalt des Mannes stieg und steigt mir aus alledem so hoch empor, je mehr ich über ihn erforsche, daß ich fast den Maßstab verliere für solche Größe. Er darf doch nicht seinem Richter unerreichbar über den Kopf wachsen. Gedulde dich noch!

Dieser Athanasius ist entweder einer der ärgsten Heuchler und Ränkeschurken, oder er ist einer der allergrößten Menschen, — an Willenskraft und Geist — die je gelebt haben. Ich möchte dir wünschen, o Freund, ich käme zu dem ersten Ergebnis. Aber ich glaub' es täglich weniger. Geduld noch, kurze Zeit." — „Wohl denn! Jedoch bevor Lysias, den ich hierher vorgeladen, eintrifft, muß ich ausreichend unterrichtet sein." Ungeduldig drang Julian in beide Freunde, ihre Arbeit abzuschließen.

Ehe wenige Tage darauf die Berichterstattung der Beauftragten begann, wandte sich der Herrscher lebhaft an Jovian: „Sage doch, Freund, was ist mit meiner Mutter, meiner Schwester? Wiederholt hab' ich sie dringend eingeladen nach Byzanz — seit wie lange hab' ich sie nicht mehr gesehen! — Immer hieß es, die Mutter sei zu schwach, zu reisen. Wann hast du, — denn dir hab' ich all' meine Briefe an beide diktiert! — wann hast du zuletzt Nachricht von ihnen erhalten?"

„Soeben. Ich wollte dir gerade den Brief deiner Schwester vorlegen. Sie ist — gemäß deinem Wunsche, der zuletzt Befehl geworden war, — aufgebrochen von Marseille und auf dem Wege nach Byzanz!"

„Wohl, wohl. Dort soll sie in das von mir gegründete Heiligtum eintreten, das ich der Juno Pronuba geweiht habe, und von den Priesterinnen daselbst tiefer in den Hellenismus eingeweiht werden: denn diese Seele ist mein. Ich lasse sie dem Galiläer nicht! Aber die Mutter? Sie begleitet sie doch?"

„Nein, Julian; sie ..." Jovian stockte. — „Hält sie noch immer ihre Gesundheit zurück? Ihre Augen wohl ...?" — „Nicht doch. Aber ..." — „Nun, was aber?" —

„Sie ist schon abgereist. Nicht nach Byzanz. Nein. Von Johannes begleitet nach Rom. — Und von da nach Jerusalem.“ — „Nach Rom? Nach Jerusalem? Was thut sie dort?“ — „Nun: — was man dort thut: beten. Sie — sie ist — ich wollte dich bei deinen vielen bittren Erfahrungen nicht auch noch in diese tauchen — vor der Zeit. Aber sie ist — mit deinen Maßregeln — mit allem, was du — seit Straßburg — gethan — nicht einverstanden.“ „Ja freilich wohl!“ seufzte Julian schwer. — „Und so ist sie, — um für dein Seelenheil zu beten, — um ein Gelübde zu erfüllen — aufgebrochen, an die Gräber der Apostelfürsten und an das Grab des ... ihres ... Erlösers zu pilgern.“ — „O Mutter, Mutter! Auch du! Aber ich konnt' es ja wissen! Und das erfahre ich jetzt erst?“ — „Soeben erst, wie ich dir sagte, erfuhr ich's ja selbst.“— „Und dieser vielgeschäftige Johannes! Wie ein Eichhörnchen huscht er hin und her! Was hat er immer durch die Provinzen zu eilen?“ — „Sei nicht undankbar, Julian. Du weißt, er pilgert stets zwischen Rom und Jerusalem. Und ich meine, du verdankst ihm gar viel, — diesem hin und her eilenden Mönch.“

„Ah, Mutter, Schwester — auch nicht auf meiner Seite! So wenig wie die Freunde! Aber Juliana soll, muß mir gewonnen werden! — Ich meine,“ er sah dem Freund innig in die Augen — „auch du hast keine Freude daran, verfällt dies schöne Geschöpf dem Galiläer?“ Jovian schlug die Wimpern nieder. Er errötete stark. „Man muß seiner Überzeugung folgen, Julian. Auch — o h n e Grübeln — der H e r z e n s überzeugung.“

Erstaunt sah der Imperator auf den Freund; aber er unterdrückte einen unwilligen Ausruf und mahnte, sich auf dem Ruhebette lagernd: „Wohlan! Beginnt mit euren Berichten. Erst du, Jovian, mit den allgemeinen Klagen der

Galiläer wegen meiner — „Verfolgungen". (Hört es, all ihr Götter!) Dann du, Serapion, über diesen Athanasius, der wirklich „unsterblich" zu sein scheint, solange verfolgt er nun schon Constantin, Constantius und Julian."

„Die Klagen der Christen sind Legion," begann Jovian, auf eine hohe und weite Urne deutend, die Schreibsklaven auf seinen Wink hereintrugen und vor ihm niederstellten. „Ich habe heute nur die gegen Lysias erhobenen mitgebracht: — sieh diesen hohen Haufen! Er hat es — so will es scheinen — am ärgsten getrieben oder treiben lassen. Aber auch andere deiner Beamten und Priester haben deine Aufträge und ihre Amtsgewalt auf das schlimmste mißbraucht: so arg, daß eine allgemeine Gärung unter den Christen aller Provinzen brütet: es würde mich nicht wundern, bräche hier und da offne Empörung aus ..." „Sie sollen's wagen!" rief Julian. „Ich gestehe" fuhr Jovian innerlich tief bewegt fort, „nichts hat mich den Christen und ihrer Lehre näher bringen können als der Auftrag, den du mir vor Monaten gabst, als die Beobachtung ihres Verhaltens unter hartem, grausamem Druck. Ihre Überzeugungstreue, ihre Langmut, ihre Feindesliebe sind erstaunlich. Das sind nicht mehr die zanksüchtigen, herrschgierigen Bischöfe und Priester der Zeiten des Constantius."

„Ja, ja," warf Serapion ein. „Die verfolgte Kirche war immer großartiger als die verfolgende." Unwillig mahnte Julian: „Ich ein Verfolger! Beende deinen Lobgesang und beginne deinen Bericht." — „Am meisten wird Mißbrauch getrieben mit deinem Gebot der Rückgabe des Landes, das unter Constantius den Tempeln oft entrissen worden ist, Kirchen darauf zu bauen, und überhaupt diesen Tempeln und ihren Priestern den zugefügten Schaden zu ersetzen."

„So?“ brauste der Imperator auf. „Soll das vielleicht nicht geschehen? Mit Axt und Beil, an der Spitze ihrer Gläubigen, sind Bischöfe in wütendem Anlauf in die säulengetragnen Tempel gedrungen und haben die Bilder der Götter zerschlagen, die Tempelschätze wurden meist dabei geraubt. Sollen die Brandstifter, die Tempelschänder, die Räuber ihren Raub behalten, sich ihrer Gewaltthaten erfreuen? Nein, bei Phöbos Apollo!“

„Wohl. Aber nun reißen die „Hellenisten“ ganz ebenso die Basiliken nieder, die an der Stelle der zerstörten Tempel oder doch auf Tempelland errichtet wurden. Und wie wüten dabei deine Priester!“ — „Sind es nicht mehr die Deinigen?“ Aber Jovian überhörte — so schien es — die Frage und fuhr fort: „In allen Städten, die Lysias besuchte, forderte er die Christen auf, die Leichen zu entfernen, die sie seit zwei Jahrzehnten in den Hainen der Tempel bestattet hatten.“ — „Mit Recht! Denn das war frevle Tempelschändung, Entweihung der Heiligtümer, ein Greuel den schönen Göttern!“ — „Aber Imperator! Tausende von Gräbern sind's: — in gutem Glauben, mit Ermächtigung von Constantius, errichtet. Erklärten nun die Christen, sie könnten das nicht oder doch nicht sogleich, was that dein Stellvertreter? Er selbst stürmte, mit Schaufel und Karren, rasende Haufen anführend, in diese Friedhöfe, riß die Gräber auf, warf die Knochen auf die Karren und ließ sie abladen ins Wasser oder auf die Abfallstätten. So geschah's in Gaza und in Askalon, in Cäsarea wie in Hierapolis und an vielen andern Orten. Widersetzten sich die Christen, so entbrannte sofort der Straßenkampf: Weiber mit ihren Spindeln, Köche mit ihren Bratspießen durchbohrten die halbtoten Christen, die Heidenpriester schleiften deren Leichen durch die Straßen, schlürften in wahnsinnigem Aberglauben das frische Blut gemordeter Jungfrauen, ja

in Gaza mischten sie die zerhackten Fleischfetzen erschlagener Christen mit Gerste und warfen sie den Schweinen zum Fraße vor: in Masuma haben die Priester der Bellona einen Diakon an dem Altar ihrer Göttin geschlachtet und mit seinem Blut ihre Speerspitzen bestrichen.“ — „Und Lysias?“ fragte Julian entrüstet. „Lysias hat überall diese Wut entzündet, hat nirgends etwas gethan, sie zu löschen. Er stand dabei, er ließ es geschehen, obwohl er nach deiner Vollmacht überall die Krieger aufbieten darf: diese selbst — oft barbarische Söldner, weder Christen noch „Hellenisten“ — — schritten von sich aus ein und schafften Ruhe. Aber weiter. Die Bischöfe können oft beim besten Willen nicht die ungeheuren Summen aufbringen, die Lysias als Schadenersatz verlangt. Dann geht die Vollstreckung in die Person, in den Leib des Schuldners, hat Lysias erklärt.“ „So besagt das Gesetz der Römer,“ sprach Julian, achselzuckend. — „Ja, aber was hat Lysias gethan zu Arethusa in Syrien?“ „Ah ja,“ rief der Imperator zornig, „ich gedenke! Da war es, daß Bischof Marcus mit eigener Hand mit dem Spaten ein wunderschönes Marmorbild der Demeter zerschlug und in ihren Tempel und Hain die Brandfackel warf. Lebt er noch, der Frevler?“ — „Durch ein Wunder. Denn da er die von ihm verlangte Million nicht zahlen konnte, warf sich Lysias mit einer wütigen Rotte auf den alten Mann, ließ ihn furchtbar geißeln, den Bart ausreißen und setzte ihn zwischen Himmel und Erde, in einem Netz auf hohen Stangen, nackt, mit Honig überstrichen, den Glutstrahlen der syrischen Sonne und den Stichen der Insekten aus.“ — „Das hat mein Lehrer nicht gethan.“ — „Nein, aber thun lassen: — er stand dabei, nachdem er die Geißelung selbst befohlen. Jetzt streiten sich Katholiken und Halbarianer um die Ehre, diesen Martyr für sich in Anspruch zu nehmen.“

„Fürchte die Martyrer!“ warnte Serapio, „mehr als Perser und Parther!“ — „Durch solch’ Scheußliches gereizt, berühmt sich nun freilich Marcus und alles Christenvolk im Lande laut jener Tempelzerstörung.“ — „Da siehst du’s.“ — „Sollen solche Leidenschaften, solch wahnsinniges Wüten dein Volk zerspalten? Halt ein, Julianus! Du bist nicht Imperator der „Hellenisten“ nur, — aller Römer. Auch den Christen schuldest du Schutz und Recht.“ „Denk’ nach, Julian! Kann dieser Lysias sein Amt behalten?“ fragte Serapio. „Nein,“ sprach Julian ernst; „gewiß nicht! Und solche Dinge geschehen unter meinem Scepter! Große Götter, warum ließet ihr das zu?“ „Ich wäre noch lange nicht zu Ende,“ sprach Jovian, die Papyrusrollen in die Urne zusammenwerfend. „Aber ich meine: es langt. Begreifst du nun, o Julian, daß sich in diesen Wochen mein Herz von deinem „Hellenismus“ ab- und den Christen zugewendet hat?“ Julian schwieg. Finster sah er vor sich nieder. „Es ist hart,“ seufzte er endlich, „schlägt das Streben nach höchster Gerechtigkeit zu höchster Ungerechtigkeit aus! — Serapio, nun berichte du über jenen Athanasius.“

XXII.

„Mit Athanasius beginne ich,“ hob dieser an, „mit Lysias muß auch ich schließen. Du befahlst, dir in Kürze zusammenzufassen, was jener gewaltige Priester unter deinen Vorgängern gethan und gelitten. Vor vielen Jahrzehnten war’s. Da wandelte der fromme Bischof Alexander von Alexandria am Gestade des Meeres. Er sah einige Knaben,

die dort spielten; sie spielten „Priester“; einer unter ihnen nahm an einem kleineren die Handlung der Taufe vor, so richtig, so genau nach allen Vorschriften der Kirche, — er tauchte das Kind ein wenig im Meer unter — zugleich aber mit so weihevoller Begeisterung, mit so tief aus dem Innersten quellender Frömmigkeit, seine Taufrede war so gedankenreich, daß der Bischof, nachdem er mit Staunen hinzugetreten war und erfuhr, daß jener kleinere bis dahin ungetauft gewesen, feierlich erklärte, er sei nun gültig getauft durch diesen wunderbaren Knaben: dazu ist ja Priesterschaft nicht erforderlich, — nur der heilig fromme Wille. Und den habe der junge Täufer im höchsten Maße bethätigt. Der Bischof nahm den vom Geiste Gottes erfüllten Knaben mit sich: er hieß Athanasius.

Bald war der Diakon. Auf dem Konzil zu Nicäa war der jugendliche Diakon der Vertreter seines Bischofs und der Hauptbekämpfer der Irrlehre des Arîos. Er war die Seele dieser großen, wichtigsten Kirchenversammlung, der Verfasser ihres Glaubensbekenntnisses. Bald darauf bestieg er — ein Jüngling noch — als Nachfolger Alexanders den erzbischöflichen Stuhl von Alexandria. Und nun hat er über dreißig Jahre hindurch, in unablässigen Kämpfen, unter den grausamsten Verfolgungen, für dies, für das katholische Bekenntnis gelitten und gestritten gegen Constantin, gegen Constantius, gegen dich, gegen die Arianer und ungezählte andere Ketzer. Wahrlich, das Christentum: — es ist Athanasius; der katholische Glaube, — in ihm ist er verkörpert.

Constantin hat den Standhaften verfolgt, er sollte einen arianischen Bischof erschlagen haben: Athanasius stellte ihn frisch und gesund vor seine Richter! Ein erbärmliches Konzil zu Tyrus setzt ihn ab. Er wirft sich in eine Barke, segelt nach Byzanz, fällt dem gewaltigen allgefürchteten

Constantin, wie der auf der Straße reitet, in die Zügel, zwingt ihn so, ihn anzuhören: — die Panzerreiter des Imperators weigern sich, Hand zu legen an den Wehrlosen, dessen Rede sie kaum verstehen, dessen Auge aber sie bändigt. Er muß freigesprochen werden. Gleich darauf verbannt ihn Constantin wegen neuer Anklagen auf Hochverrat aufs neue, diesmal nach Trier.

Unter Constantius nach Alexandrien zurückgekehrt, soll er auf dessen Befehl, da der Imperator nun für die Arianer gewonnen ist, getötet werden. Gegen die Kirche des heiligen Theonas, wo der Erzbischof nächtlichen Gottesdienst hält, stürmt Syrianus, der Dux von Ägypten, mit zwei Kohorten heran. Vergebens beschwören den Bedrohten seine Priester, seine Gemeinde, zu fliehen. Unerschrocken fährt er fort, am Altare Psalmen zu singen. Die Krieger erbrechen die verschlossenen Thüren, sie dringen ein, mit wildem Geschrei: ihre Rüstungen schimmern in dem Glanze der Altarleuchter: die Frommen werfen sich ihnen entgegen, sie opfern sich für ihren geliebten Bischof, sie lassen sich schlachten: — und wie durch ein Wunder ist der Bedrohte entrückt." „Ich kenne diese Wunder," spottete Julian. — „Aber solche Treue kennst du nicht — denn du kennst nicht die Germanen! — wie Bischof und Gemeinde sich nun gegenseitig hielten. Zum Tode verurteilt wird er selbst, zum Tode jeder, der ihn birgt. Aber sechs Jahre trotzt der Kühne jeder Gefahr. Er verschwindet zuweilen in der Wüste, unter den Einsiedlern der Thebais, in Felsen und Höhlen. Vergebens setzte Constantius hohe Preise auf seinen Kopf, vergebens schrieb er sogar an die Häuptlinge der Äthiopen, ihm in ihren Wüsten in der Jagd auf den Einen Priester beizustehen, gegen den ein Heer von Beamten, Häschern, Kriegern aufgeboten ward: zu Dutzenden ließen sich die Mönche töten, aber das Geheimnis seines

Versteckes in einer trockenen Wüstencisterne verrieten sie nicht. Jedoch er taucht immer wieder auf, mitten in Alexandria, wann die Not der Kirche ruft! Vor den Augen der Henker: sie können ihn nicht fassen! Unzähligemale tritt er dem Tod entgegen: zwanzig Jahre verbringt er in verschiedenen Verbannungen: die andern vermag Constantius auf der Synode zu Rimini durch Kerker, Kälte, Hunger, Todesdrohung zum Abfall von ihrer Überzeugung zu bringen, auch der römische Bischof verleugnet zuletzt den katholischen Glauben: auch Liberius nennt aus Menschenfurcht Christus nur „Gott-ähnlich". Nicht so Athanasius. Viermal darum von Constantius, „dem Bischof der Bischöfe," vertrieben, kehrt er viermal als Sieger zurück, im Triumph eingeholt von seiner treuen Gemeinde. Mit Wort und Schrift und That hat er, ein wehrloser Greis, den bluttriefenden Constantius, den grausamen Herrn der Erde und so vieler Legionen, überwunden, den ersten Herrscher eines Staates, den die Kirche besiegt hat: wer wird der zweite, wer der letzte sein? Offen hat er ihn den Antichrist genannt und den Imperator, — ihn und alle seine irrgläubigen Bischöfe, — sittlich und geistig gedemütigt vor aller Welt. Die Kirche hat gelehrtere Gelehrte, keinen größeren Mann. Nicht sein Wissen, — sein Wille, sein Charakter macht ihn allsiegreich: und er hat in vierzigjährigem Kämpfen und Mühen der Seelsorge solche Kenntnis des menschlichen Herzens erlangt, daß er voraussagen kann, wie Feinde und Freunde handeln werden. Weissagung nennen das seine Frommen.

Zu Fuß — am Pilgerstab, nicht in vergoldeten Prunkwagen, von sechs Rossen gezogen, wie seine Amtsgenossen, — wandert der greise Metropolit von Alexandria Jahr für Jahr durch die Diözesen seiner hundert Bischöfe von den Mündungen des Nil bis an die Zelte der Äthiopen,

die vorgeschriebene Prüfung vorzunehmen. Da ist kein Krüppel an der Straße, den er nicht anspricht, beschenkt, tröstet, kein frommer Einsiedler der Wüste, vor dem nicht dieser größte Fürst der Kirche demütig das weiße Haupt zur Erde neigt: das Haupt, das zwei Imperatoren zu beugen nicht vermochten.

Und mit diesem Manne nun beginnt dein Stellvertreter Lysias einen vom Zaune gebrochenen Streit! Im Purpur und mit goldenem Scepter schreitet er in die Tempel, von allen Ägyptern angestaunt und bejubelt als ihr eingeborner Führer. Ich unterdrücke den sehr gerechten Argwohn, daß Lysias es war, der heimlich den Haß der „Hellenisten“ gegen den arianischen Bischof Gregor den Kappadoker so lange schürte, bis . . .“

„Ei,“ unterbrach Julian heftig, „den brauchte es nicht mehr schüren. Der Elende! Mit Schlangenbissen hat er sie gepeinigt, schreibt mir Ammianus Marcellinus, das bischöfliche Amt hat er zu elender Angeberei bei Constantius mißbraucht. Er riet schmeichlerisch diesem Habsüchtigen, alle Häuser der Stadt als fiskalisches Eigen einzuziehen, da ja „sein Vorgänger in der Regierung“ — Alexander der Große! — die ganze Stadt aus Staatsmitteln erbaut habe: — vor sechs Jahrhunderten! — Wucher und Gewaltthat wechselten ab bei diesem Musterbischof.“

„Wohl! Mußten aber deshalb die „Hellenisten“ ihn und zwei Freunde mit den Füßen zertreten und halb tot mit Kamelen an das Meer schleifen und dort verbrennen? Wie sagt euer gedankentiefster Dichter Lucretius? „Solchen Frevel vermag nur die Religion zu befehlen.“ — „Das war,“ lächelte Julian, „eine beneidenswert glückliche Anführung eines beneidenswert glücklichen Verses.“

Jedoch Serapio fuhr fort. „Du aber, anstatt die

Frevler zu strafen, begnügst dich, in einem deiner Briefe, — wie du sie so gern schreibst! — die „Hellenisten“ zu Alexandria zu ermahnen, daß sie von „Hellenen“ stammen und daher auch „hellenische“ Sitten bewähren sollen. Was würdest du wohl mit christlichen Mördern eines apollinischen Pontifex angefangen haben? Statt dessen glaubst du den völlig unbewiesenen Anklagen, die der wütige Lysias gegen Athanasius schleudert.“ — „So? Völlig unbewiesen?“ zürnte Julian. „So höre, du plötzlich so eifrig gewordener Galiläerbeschützer.“ Er zog eine Anzahl von Rollen aus einer vor ihm stehenden Arca. „Diese Berichte habe ich erst heute aus Alexandria erhalten. Vernimm! Dein Athanasius ward bei seiner Wiederkehr in Alexandria mit einem Jubelrausch aufgenommen: — Jungfrauen, Greise rangen mit den Jünglingen um die Ehre, seine von Kränzen überhüllte goldene Sänfte tragen zu dürfen. So dankt man meiner Gerechtigkeit! „Es ist ein Triumphzug, dieser Einzug,“ jubelten die Frommen. „Der Triumphator ist unser Bischof.“ Und man triumphiert nur über einen vollbesiegten Feind. Wer ist das? Der Staat.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Serapio. „Der Staat war im Unrecht, als er jenen Mann verbannte. Er ward mit Recht geschlagen. Mit Recht triumphieren die Kirche und das katholische Volk. Warum muß man auch bei euch bald katholisch, bald arianisch, bald heidnisch sein, um Vollbürgerrecht zu haben? Geschieht euch ganz recht! Warum mischt ihr Thoren Staat und Glauben durcheinander wie der Bäcker Milch und Mehl? Ich opfere nie daheim und niemand zwingt mich, zu opfern; niemand frägt mich, was ich glaube. Aber freilich: wir sind nur Barbaren!“

„Ich habe,“ rief Julian heftig, „allgemeine Duldung

verkündet. Aber Verbrechen, aus Religion begangen, werd' ich bestrafen."

„Ist es ein Verbrechen, sich von Jungfrauen in bekränzter Sänfte tragen zu lassen?"

„Franke, reize mich nicht! — Dein Athanasius wird ferner beschuldigt, an jenen Mordthaten beteiligt zu sein." — „Das ist erlogen." — „Er hat sie nicht gehindert." — „Auch du nicht." — „Weiter! Er hat alsbald nach jenem Schaugepränge seines Triumphzugs eine Kirchenversammlung seiner hundert Bischöfe nach Alexandria berufen." — „Das ist sein Recht." — „Das sind allgemeine Heeresmusterungen der Priestermacht." — „Auch du musterst ja dein Heer." — „Bedenkliche Beschlüsse sollen dort gefaßt sein. Ihre Ausführung zu verhindern, werd' ich ihn wieder aus Ägypten verbannen. Ich schrieb bereits dem Präfekten" — er ergriff einen Papyrus und las: „beim großen Serapis! Ist dieser schlimmste Feind der Götter nicht vor den Kalenden des Dezember aus Alexandria und ganz Ägypten verbannt, zahlst du, oh Ecdicius, hundert Pfund Gold." Dieser Bischof bewirkt es, daß man alle Götter gering schätzt. Soll er doch abermals ein ganzes Häuflein vornehmer Frauen, bisher Verehrerinnen der Hera, zur Taufe beschwätzt haben. Ich verlange Gehorsam gegen das Gesetz des Staats vor allem und von allen, auch von Bischöfen. Athanasius hat diese Gehorsamspflicht verletzt: aus Alexandria verbannt von Constantius ist er sofort nach des Constantius Tod dorthin zurückgekehrt: er hat nicht einmal meine Verfügung abgewartet, die bereits ergangen war, ihm die Rückkehr verstattend." Jovianus wandt ein: „er glaubte wohl, gerade nachdem ein Feind seines Glaubens den Thron bestiegen, dürfe der Hirt der Herde nicht fehlen." Jedoch zornig fuhr der Herrscher fort: „den Bürgern aber von Alexandria hab' ich geschrieben, sie

sollten sich schämen, also an Athanasius und an dem Galiläertum zu hangen. Eine Stadt, von einem Halbgott gegründet, dem Gott Serapis und der Göttin Isis geweiht! „Euren Ahnen," schrieb ich, „haben sie Sklavenfron geleistet, jene Hebräer, deren Sproß ihr nun als einem Gotte dient, Helios und Selene verschmähend, denen ihr alles verdankt." — Ich will ihn vernichten, diesen Athanasius!" „Julian! Heißest du Constantius?", mahnte Serapio, „willst du dieses Schwächlings Unrecht und Niederlagen durch jenen Mann wiederholen? Hüte dich! Ich warne dich!" — „Nein, nein denn! — Aber fort muß er mir wenigstens aus Alexandria, aus dem Hauptsitz seiner Macht. Wie schaff' ich ihn fort ohne Rechtsbruch? Ei, ich hab's! Ich lade ihn vor mein Angesicht, sich zu rechtfertigen wegen all' dieser Anklagen: da muß er folgen: — und ich lade ihn erst, nachdem ich aufgebrochen bin gegen die Perser. — Dann muß er mir nachreisen, immer nachreisen bis in den äußersten Osten! Hui, ich will ihn reisen machen, diesen jüngsten Apostel, weiter als die alten gereist sind. Ist das nicht ein guter Witz? Lacht doch, Freunde!" — „Ich lache nicht über Athanasius," sprach Jovianus ernst. „Und dir, fürcht' ich, werden noch die Witze über ihn vergehen," warnte Serapio. „Ich bat so dringend: meide den Kampf mit diesem Mann." — „Aber woher deine Begeisterung, Bataver, für diesen Ägypter? Warum verehrst du ihn so tief?" — „Ich verehre höchste Heldenschaft, wo ich sie finde, ob in der Brünne, ob im Priesterkleid. Nicht nur wer dreinschlägt, ist ein Held." — „Der erste, den du fürchtest, Germane." — „Das Fürchten hab ich wirklich noch nicht gelernt." — „Er greift mich an in den Beschlüssen jener Kirchenversammlung. Ich verteidige mich nur!" — „So sprachen von jeher alle Unterdrücker. Von Julius Cäsar gegen Ariovist, bis auf Julian gegen

die Germanen und gegen Athanasius." — „Wohlan, die Germanen, . . . ich habe sie unterworfen." — „O nein. Nur geschlagen." — „Ich werd' auch diesen unterwerfen; oder untergehn." — „Oder untergehn: du hast's gesagt! Athanasius ist das Christentum, ist die Kirche: aber in ihrer Größe, ohne ihre Flecken und Schwächen. — Hüte dich, mein Freund Julian." Jedoch unwillig sprang dieser auf: „Genug! Genug! Ich brenne jetzt darauf, diesen Unsterblichen geistig zu töten. Ich lade ihn sofort, den tief Verhaßten. Das ganze Gift des Galiläertums steckt in dieser Einen Schlange: ich werde sie zertreten."

XXIII.

Schon am nächsten Tage, noch ehe die Vorladung an ihn abgegangen war, traf zu Antiochia ein — Lysias. Er kam höchst unerwartet. Er erklärte, er sei nur herbeigeeilt, neue schwere Beschwerden wider Athanasius zu erheben. Die Wahrheit jedoch war, daß er den Anklagen bei dem Imperator zuvorkommen wollte, die ihm die Beamten in ganz Ägypten angedroht hatten, da er nicht bloß in allen Städten ähnliche Erhebungen der Heiden gegen die Christen aller Bekenntnisse, wie in Alexandria gegen die Arianer, herbeizuführen trachtete, sondern das tief eingewurzelte Ansehen seines Hauses in dem alten Nillande dazu mißbrauchte, Huldigungen und Ehrenbezeigungen entgegenzunehmen, wie sie nur dem Landesherrn gebührten. „Er spielt den Pharao und den Obermagier zugleich, als königlicher Priester tritt er auf," hatte der Präfekt von Ägypten bereits an den Augustus berichtet.

Vergebens versuchte Lysias sich durch die Macht seiner

Rede, gestützt auf das warme Dankesgefühl seines Schülers, zu rechtfertigen. Er verstummte zuletzt unter der Last von Anklagen, von Beweisen, die Jovian sorgfältig gesammelt und klargestellt hatte. Als Julian ihn unwillig fragte, „warum in aller Welt er denn — ohne jede Vollmacht — gleich zuerst in das ferne Gallien geeilt sei?“ schwieg und erblaßte er. Aber auch gegen alle übrigen Beschwerden fand er keine genügende Verteidigung, so daß der Herrscher ihm zuletzt — schmerzlich bewegt — erklärte, wie schwer sein Vertrauen durch ihn getäuscht sei. „Überall, wohin du den Fuß setztest, hast du mir zu meinen alten Hassern neue erweckt, die [ach! mit Recht] mich den Verfolger nennen können. Ich kann den Mann nicht strafen, dem ich so viel verdanke: aber jenes wichtigste Amt, meine Stellvertretung, kann ich dir nicht belassen. In die Provinzen darf deine Rachgier gegen die Galiläer nicht weiter ausfahren. Bleibe fortab an meinem Hof und lerne nur meinem Willen, nicht deinen Leidenschaften, dienen. Nach Ägypten vollends kehrst du nie zurück. Ich selbst bin Pharao am Nil.“ Lysias schied mit einem giftigen Blick. „Warte,“ sprach er, „Verleugner der Götter, du sollst erleben, daß nicht nur die Christen für ihre Heiligtümer kämpfen können.“

Die nicht große Zahl von Heiden in Antiochia hatte sich in der langen Zeit des Aufenthalts des Heidenbeschützers durch Zuzug aus der Nachbarschaft erheblich gemehrt: freilich waren es nicht gerade immer erfreuliche Gäste: gar viele drängten sich jetzt als eifrige „Hellenisten“ an den Hof, seitdem dies Bekenntnis eine Empfehlung war, Gunst, Ehren, Ämter, Geld unter solchem Anschein leicht zu gewinnen. Auch die prachtvollen Feste, die Opfer, die Schmäuse, die Julian, zumal in dem nahen Daphne, veranstaltete, zogen viele Leute an, weniger der Andacht als des Vergnügens willen.

In den nächsten Tagen sollte in dem Zeustempel einer Vorstadt, in der nicht viele anständige Leute wohnten, der Jahrestag gefeiert werden, an welchem, der Sage nach, Zeus in Stiergestalt die schöne Europa entführt und sich ihr vermählt hatte. Sehr ausgelassene, ja stark anstößige Gebräuche hatten sich an das Fest geknüpft, bei welchem als Stiere gekleidete Männer und überhaupt recht wenig gekleidete Weiber in der Vorstadt Umzüge hielten, bedenkliche Tänze aufführten und zuletzt, in dem halb dunkeln Tempel, bei berauschender Musik — dem Schlagen des Tympanon — und bei berauschendem Wein die wilde Feier beschlossen.

Julian erfuhr durch den ernsten Jovian von diesen bevorstehenden Dingen: er verbot das Fest für jetzt und für immer. Alsbald zeigte sich gärende Unzufriedenheit unter den Heiden jenes übelbeleumdeten Stadtteils; die Verkäufer von Blumen, Kränzen, Gewinden, von Wein und Lebensmitteln, die Musiker, die Tänzer, meist Sklaven und Freigelassene, schalten über die Vereitelung ihrer Gewinnaussichten, die festlustigen Weiber schürten. Auf den Rat des Lysias, der all' diese Tage in jenen Gassen sich umgetrieben hatte, wählte die Vorstadt eine Abordnung, die bei dem Augustus die Zurücknahme des Verbotes erbitten sollte. Das wenig ehrerbietig vorgetragene Gesuch — Lysias war nicht der Sprecher, nur der Begleiter der Bittsteller — ward ungnädig abgewiesen: und da die draußen vor dem Palaste harrende Menge den Bescheid, den ihre Abgeordneten zurückbrachten, mit lautem Murren aufnahm, eilte der Imperator selbst in die Säulenhalle vor dem Thor des Palatiums und rief laut in die Menge hinein: „Schämt euch, ihr Bürger von Antiochia! Schämt euch eures Verlangens! Wie könnt ihr überhaupt glauben an solche der heiligen Götter unwürdige Geschichten?“

— „Beruhigt euch, ihr Gläubigen," rief Lysias arglistig. „Der Augustus will ja nicht etwa leugnen, daß Zeuß in Stiergestalt Europa sich vermählt hat. Nicht wahr, o Herr, daran zweifelst du ja nicht?" Unwillig rief Julian überlaut: „Nein, solchen Unsinn glaub' ich nicht. Und kein Verständiger glaubt ihn." Da erscholl ein Schrei der Wut, der Entrüstung aus den vielen Hunderten. „Hört ihr's?" — „Der Götterleugner!" — „Habt ihr's vernommen?" — „Unsinn nennt er den großen Zeus Tauros!" — „Er kann nicht mehr Pontifex Maximus sein." — „Er kann nicht Imperator bleiben!" — „Nieder mit ihm!" — „Nieder mit dem Beschimpfer der Götter!" — „Rache! Wir wollen ihn glauben lehren!"

Und sie verliefen sich zwar, da sie unbewaffnet gekommen waren, aber unter wilden Drohungen, bald wiederzukehren. Triumphierenden Blickes folgte Lysias dem Erstaunten in das Palatium. — „Du siehst, wohin es führt, mir zu widerstreiten. Jetzt hast du auch die Göttergläubigen dir verfeindet! Sprich, auf wen willst du dich stützen gegen den Haß der Christen? Niemand steht mehr an deiner Seite, wenn dir nicht etwa aus dem Jenseits der Geist des Maximus hilft, den der strafende Gott erschlagen, den er auch anders glauben wollte, als das Volk!"

„Ich bitte dich, schilt morgen weiter, Heut' abend lass' mich arbeiten. Soeben sind Berichte eingelaufen von zwei Aufständen . . ." „Wo? Wessen?" fragte Lysias gespannt. — „Diesmal — zur Abwechslung! — von Galiläern. Deine Maßregeln in Perinthus haben die dortigen zu solcher Wut getrieben, daß sie (— zum zweitenmal! —) den Tempel der Kybele, der Göttermutter, zerstört haben. Und in Cäsarea haben sie (— in gleicher Erbitterung gegen dich! —) das Heiligtum der Fortuna in Brand gesteckt. Das sind die Früchte deiner . . .

Horch! was ist das?" Im selben Augenblick erscholl draußen vor den Thoren des Palastes wildes Geschrei: Waffen klirrten: in das Atrium drang der rote Schein von Fackeln und Bränden.

Julian sprang auf und eilte hinaus. Da sah er, wie die Heiden, die Bewohner der Vorstadt, geführt von ihren Abgeordneten, mit Beilen, mit Spaten und brennenden Scheiten die Stufen des Palastes hinaufstürmten unter dem wüsten Geschrei: „Nieder Julian! Nieder der Götterleugner! Nieder der Gottlose!" Ein bittres Lächeln zuckte um seinen Mund, als er die Worte verstanden hatte. „Auch das noch! Und das thun mir die Meinen an! O Schmerz und Schmach!"

„Du erkennst," sprach Lysias drohend, „wohin du treibst: — ohne meine Lehren, gegen meinen Rat!" „Vergießt kein Blut! Drängt sie nur mit den Speerschäften zurück!" rief Julian seinen Leibwächtern zu, die nun, schnell gesammelt, aus dem Vorhof des Palastes den Aufrührern sich entgegenwarfen. „Es sind arme, bethörte Menschen. Kein Blut! Hört ihr?" Und so geschah's. Mit leichter Mühe und ohne die blanke Waffe zu brauchen, zerstreuten die Lanzenträger das zusammengelaufne Volk. Aber Julian seufzte tief schmerzlich auf und bedeckte beide Augen mit der Hand. Grollend schied Lysias aus dem Palast. „So geht es nicht. Mein Einfluß schwindet immer stärker, statt zu wachsen. So muß denn also das letzte, das kühnste Mittel gewagt werden."

XXIV.

Viel schwerer als die Unzufriedenheit der wenig zahlreichen Heiden wog aber, daß die Stimmung der Christen zu Antiochia gegen Julian immer feindlicher wurde. Es erfolgten auch hier einige Zeit nach seiner Ankunft wiederholte Erdstöße, die mehrere Gebäude der Stadt niederlegten und ein paar Einwohner töteten. Alsbald predigte über diese „Wunder und Zeichen des Herrn", wie er es nannte, in der Hauptbasilika der Stadt, der des heiligen Ignatius, ein unbekannter, glaubenswütiger Mönch: — er fand großen Zulauf: — auch das Geheimnis, mit dem er sich umgab, zog an: vor allem aber die Glut seines maßlosen Hasses. „Seht ihr denn nicht," mahnte er, „in dem Herrn Geliebte, wie die Erde sich weigert, den Fuß des Gottlosen zu tragen? Wohin er wandert, da erbebt sie vor Entrüstung. Sie bäumt sich dagegen auf, die Sohle dieses Verruchten zu verspüren, der nicht bloß von Dämonen besessen, der selbst ein Dämon ist, wie längst das Volk in Nikomedia raunt, das allerlei Grauenhaftes von seiner Zeugung, seiner Geburt zu erzählen weiß. Eine bluttriefende Verfolgung — wie Diokletian — will er verhängen über alle Gläubigen. Weh uns, kehrt er lebend, siegreich aus dem Perserkrieg zurück! Und nicht nur mit Gewalt unterdrücken, — durch alle Künste der Verführung gewinnen will er eure Seelen für die Hölle. Deshalb hat er in dem gottverhaßten Daphne den Apollotempel, den heiliger Eifer unter Constantius zerstört hatte, erneut; was sag' ich? Prächtiger als je errichtet und mit allen Anlockungen für die Sinne umgeben, — er, der sonst den Freudenverächter heuchelt. Allein seine Tage sind gezählt! Seine und die jenes Tempels der Sünden, des Götzendienstes! Auch geringster

Werkzeuge kann sich der Allmächtige bedienen, den Koloß mit den thönernen Füßen zu stürzen, und er legt seinen Blitz in die rächende Hand auch des niedrigsten unter seinen Knechten."

Die Antiochener vergaßen bei diesen Worten, daß sie in der Kirche gesprochen wurden: fortgerissen von wildem Haß, aufgestachelt von der rasenden Leidenschaft des Priesters, dem der Schaum vor den Mund trat, klatschten sie wütend Beifall, wie im Theater, und schreiend, mit den Armen fuchtelnd, ergossen sie sich aus den Thüren und über die Vortreppe der Basilika herab auf das Forum, hier ihre Zustimmung, ihre Freude, ihren Haß gegen den Gottlosen austobend.

Dieser Hauptplatz der Stadt, ehemals Merkur geweiht und mit einer Herme geschmückt, war unter Constantius dem heiligen Geiste gewidmet, eine Büste des Herrschers war auf den Sockel der Herme gestellt worden. Die ängstlichen Senatoren der Stadt hatten am Tage vor dem Eintreffen Julians das Bild des toten durch eine Büste des lebenden Herrschers ersetzt, schon damals unter lautem Murren der christlichen Eiferer.

Auf diese Herme entlud sich jetzt die Wut der Kirchgänger: im Augenblick war die Büste des Verhaßten angespien, besudelt, zerschlagen, mit den Füßen zu Staub getreten. „Nieder mit Julian! Nieder der Götzendiener! Der Gottlose! Der Dämon!" In hellem Aufruhr, obwohl unbewaffnet, wälzte sich der Schwarm der Männer, denen Weiber und Kinder schreiend folgten, von dem Forum hinweg gen Süden nach dem Palatium, in dem Vorsatz, irgendwie dort ihren Heißzorn zu kühlen.

Horch! Ein Hornstoß! Das war kein römisch Zeichen. Barbarisch scholl es, Grauen erregend! Die Antiochener hatten dergleichen noch nie gehört: auch die Hitzigsten

stockten, hemmten den wilden Lauf, blickten erschrocken in die breite Seitengasse, die hier einmündete.

Da erschraken sie noch mehr!

„Barbaren! Wilde! Barbaren! Germanen über uns!" kreischten sie und stoben nach allen Seiten auseinander; die hinteren Reihen rannten Kinder und Weiber über den Haufen: in wilder Flucht stampften sie über die Ächzenden, Fluchenden hin.

Es war die neue Leibwache Julians, die er in den letzten Wochen fast ausschließend aus Germanen in seinem Sold, Angehörigen aller Stämme, zusammengestellt hatte: „die Treuen", „Fideles", hatte er sie genannt. Diese, etwa tausend Helme, zogen soeben aus ihrem Lager, westlich vor den Thoren, zum erstenmal in die Stadt unter dem Schall ihrer heimischen Hörner. Prachtvolle Kriegergestalten in ihrer stammtümlichen Tracht und Gewaffnung!

An der Spitze schritten Garizo, Sigiboto, Ekkard, Sigibrand der Sachse, der von Julian zu des Mannes lebhaftem Erstaunen unter dem Ehrennamen „der Theologos" zum Centurio war befördert worden.

Diese Schar bog jetzt in die von den flüchtigen Frommen geräumte Straße ein und zog auf das Palatium, unter dem schlichten Lagerlied, das vor kurzem bei ihren Wachtfeuern, aus dem Stegreif gefunden, entstanden war:

„Jubelt und jauchzt ihm,
Dem jungen Julianus,
Dem herrlichen Helden,
Dem mildhändigen Herzog!
Folgt ihm, ihr Freien,
Durch Flammen und Fluten,
Prahlende Parther
Und prunkende Perser
Prächtig zu prügeln.
Heil ihm, dem Helden,

Dem Günstling der großen,
Der gabengütigen Götter!
Zu reichem Ruhm
Erhöhet ihn Eru!
Walvater weißt ihm
Zum Siege die Wege,
Der waltende Wodan.

Wir aber wollen ihm freudig folgen
Von Schlachtfeld zu Schlachtfeld.
Jubelt und jauchzt ihm,
Tapfer und bis zum Tode getreu,
Dem jungen Julianus!"

Als dem Imperator das Geschehene gemeldet wurde, fragte er nach dem Namen jenes Predigers, und als er erfuhr, man habe nun ermittelt, er heiße Theodoretos, befahl er, eifrig nach ihm zu fahnden. Aber spurlos war der Mönch verschwunden.

Im übrigen lachte Julian und sprach: „Mich freut, daß sie jene Büste auf der Herme zerschlagen haben: sie war allzu ähnlich, das heißt: sehr häßlich. Ruft mir Artemidor, den Bildhauer. Er soll (— auf Kosten dieser treuen Stadt! —) zwölf Büsten von mir schaffen, aber stark verschönerte, mit der Binde und den Strahlen des Apollopriesters. Diese werden auf den Hauptplätzen — vor jeder der zwölf Basiliken — aufgestellt, neben jede eine Wache aus meinen Germanen."

„Herr," meinte sein Quästor, „wir brauchen unglaublich viel Geld für die Kriegsrüstungen. Antiochia ist so reich! Willst du nicht für jene freche Verletzung deiner Majestät dieser mißvergnügten Bürgerschaft ein kleines Strafgeld . . ." „Nein," lächelte Julian. „Aber der fromme Senat wird jedem Germanen, solange sie hier

lagern, täglich einen Sextar guten Weines liefern. Und Sigibrand, dem Theologen, immer zwei."

Am Tage darauf ward in das Atrium des Palastes um einen Stein gebunden ein Papyrus geworfen, der eine unflätige Verspottung der Leibesgestalt des Imperators enthielt: zumal sein „ekelhafter Bocksbart" ward darin geschmäht. Sofort verfaßte der Gescholtene eine Gegenschrift: „Der Bartfeind", und ließ sich durch die Mahnungen der Freunde, doch nicht zum Kampf mit ungenannten Sudelschreibern zu deren Tiefe hinabzusteigen, nicht von der Veröffentlichung abhalten: in zahlreichen Abschriften mußten sie die Buchhändler in den Bädern feilbieten. Es waren ihm darin einige Witze, die er — mit zweifelhaftem Recht — für gut hielt, gekommen: und er mußte sie an den Mann bringen um jeden Preis.

Kopfschüttelnd lasen das seltsame Machwerk Jovian und Serapion. — „Es ist wahr," meinte dieser, „geistreich sind zuweilen die Wendungen, in denen er scheinbar sich selbst, in Wahrheit die Antiochener verspottet." — „Und wie er ihr Schwärmen für die „Freiheit" geißelt!" — „Ja, Freiheit! So rufen von jeher alle, die andre zu ihrer Weise zwingen wollen!" — „Daß sie ihren Ehefrauen die Freiheit zur Unzucht, ihren Kindern die Freiheit zur Ungezogenheit, sich selbst aber die Freiheit zum Ungehorsam gegen die Gesetze zuerkennen." — „Wie hübsch ist der Satz: „In dieser guten, frommen und liederlichen Stadt giebt es mehr Schauspieler als Zuschauer. Wäre die Stadt eine Insel, ich nähme sie für die der Phäaken:

— . . . „wo Jünglinge lieben und Greise
Warme Bäder und buntes Gewänd und gepolsterte Kissen,
Ewiglich dreht sich am Herde der Spieß und es dampfen die Schüsseln."

(Nur eine Jungfrau sah ich nicht von Nausikaas Keuschheit!)"

„Und ich trink' ihm einen Becher zu für sein schönes Wort in diesem Büchlein: „die Germanen wissen nicht zu schmeicheln, sondern freimütig und einfach leben dort im hercynischen Wald alle nach gleichem Recht." Soviel hat er nun doch schon lernen müssen: vom Leben mit uns, nicht aus Tacitus, dem er ja nicht glauben wollte! — Aber doch, wie mag er sich mit diesem Gezücht von Frömmlern und Lüstlingen herumbalgen!" — „Wie er die Zeit dazu findet," staunte jener. — „Er stahl sie wieder dem Schlaf." — „Und daneben arbeitet er an den Kriegsplänen bis nach Mitternacht." „Mich wundert mehr," schloß Serapio, „wo er die lustige Laune dazu findet. Es sieht nicht lustig aus in Antiochia! Und nicht in eurem ganzen Reich." „Ja," seufzte Jovian, „er erzwingt sich die Laune." — „Und so ist auch diese Schrift: — meist erzwungenes Lachen."

An einem Morgen ganz früh weckte Julian wieder einmal seinen Kämmerer. „Hörst du die Hähne krähen?" lächelte er. „Wenn diese Vögel so früh aufstehen, können wir's auch." „Du vergissest, Herr," sprach Oribasius, hinzutretend, „daß der kluge Hahn nicht bis spät nach Mitternacht Öl verbrennt, wie . . . andere Leute." — „Da! Nimm diesen Ring für die gute Antwort! Gieb mir hurtig einen Mantel. Ich eile zu Serapio." Bei dem Eintreten des Imperators in dessen Gemach fuhr der Franke erstaunt auf von emsiger Arbeit: er verglich auf einer der besten Karten der staatlichen Sammlungen die Übergänge und Heerwege, die vom Niederrhein ab in das Innere Galliens führten: — auf die Namen Xanten und Duysborg (zwischen

Löwen und Brüssel) hatte er eben die Schenkel des bronzenen Zirkels gesteckt gehabt, die Entfernungen vom Rhein auf den verschiednen Straßen abmessend.

Julian ersah's: „Ah," sprach er lächelnd, „Erzfeind des Römerreichs! Du missest schon die Wege aus für den Fall meines Todes. Ich darf dir's — nach unsrem Vertrage — nicht verwehren und verdenken! Aber eine kleine Weile möchte ich noch leben, um den Kampf aufzunehmen und auszukämpfen mit deinem großen Schützling. Da! Lies! Heute nach Mitternacht brachte ein Eilbote diesen Brief aus Alexandria: — seine Antwort. Ich flog zu dir. Aus dem Schlafe hätt' ich dich geweckt. Aber du schläfst so knapp wie ich — du arbeitest für . . ." „Für mein Volk. Wie du für das deine," erwiderte der Franke ruhig, nahm ihm die kurze Rolle ab und las: „Deiner Einladung gemäß werde ich bei dir erscheinen. Ich bringe einen Anwalt mit. Einen noch stärkeren werde ich bei dir finden, der mich siegen und dich erliegen lassen wird. Athanasius, durch die Gnade Gottes Metropolit zu Alexandria." — „Nun, was sagst du zu diesem Brief? Zu diesem Priesterhochmut? Zu dieser Kürze? Statt sich zu entschuldigen, giebt er mir Rätsel zu raten auf. Kannst du sie lösen?" — „Nein. — Aber ich ahne keine dir günstige Lösung." — „O laß ihn nur kommen! Ich sehne ihn herbei. Das wird ein Zweikampf zwischen Helios und dem Galiläer." „Ein Kampf der Geister. Mehr aber noch der Charaktere," schloß Serapio. „Wehe dem Besiegten!"

Einstweilen hatte sich das Verhältnis der Antiochener zu ihrem hohen Gast zu offner, haßvoller Feindschaft gestaltet. Eines Morgens fand Julian in dem Garten des

Palastes einen mit einem Pfeil über die Mauer geschossenen Zettel: auf dem stand: „Wir sehnen uns nach Ch. und C.“

„Nach Christus und Constantius!“ deutete Julian. „O wenn sie doch, diese Antiochener, jener zu sich in den Himmel oder dieser zu sich in die Hölle holen wollte: — nur fort aus meinem Reich!“

Aber es blieb nicht mehr bei boshaften Witzen auf beiden Seiten und kleinen Plänkeleien. Es ward bittrer Ernst. Die lang andauernde Dürre, welche die Ernte auf den Feldern verbrannt hatte, führte Teuerung, zuletzt wahre Hungersnot und, in deren Gefolge, bösartige Seuchen herbei. Zumal die Vorstädte, wo die kleinen Leute, die Krämer und Handwerker, wohnten, wurden von einer Krankheit heimgesucht, die Tausende hinwegraffte: der Hunger rief rote Flecken auf der Haut, hohes Fieber, Delirien, raschen Verfall der Kräfte hervor und jede Berührung der Erkrankten steckte an. Julian blieb nicht verborgen, daß in allen Kirchen diese „sieben Plagen“ als die Strafen des Herrn für den Gottlosen ausgepredigt wurden. „Es sind nur vier,“ spottete er: „Erdbeben, Dürre, Hunger, Seuche: — aber mit der Rechenkunst stehen die Frommen ohnedies nicht gut. Nur sonderbar, daß der Engel des Herrn die Seinen trifft und mich, seinen Feind, verschont.“

Gleichwohl war er unermüdlich bestrebt, die Not des armen Volkes zu lindern. Er befahl, — sehr zum Verdruß seines Quästors und seiner Feldherren! — aus den für den Perserkrieg angesammelten Vorräten, die entlang den Legionenstraßen in den Städten und Kastellen von Byzanz bis an den Euphrat aufgehäuft lagen, gewaltige Mengen herbeizuschaffen und unentgeltlich unter die Armen zu verteilen, den Vermöglicheren zu billigen Preisen zu verkaufen. Aber diese Maßregel, die ihm später von seinem

darbenden Heere nicht mit Unrecht zu schwerem Vorwurf gemacht werden sollte, wirkte auch in Antiochia ungünstig.

Die Reichen, deren Frömmigkeit weder Wuchereifer noch Genußgier ausschloß, kauften, unter allerlei Verdunkelungen, jene Vorräte in Masse auf, noch bevor sie in die Thore der Vorstädte gelangten, verpraßten sie in den altgewohnten üppigen Gelagen und verkauften das Übrige zu Hungerpreisen an die Armen. Ja, die „Gesellschaft der Tafelfreunde“ beschwerte sich bitter bei dem Herrscher, daß er zwar für Brot, Fleisch, Wein und Öl gesorgt habe, aber nicht für Meeräschen und gemästete Ortolane. „Ich wollte fast,“ rief da Julian, „dies Völklein würde von den Persern belagert und lernte Ratten als Leckerbissen schätzen.“ Er ließ aus Chalkis, Hierapolis und Ägypten vierhunderttausend Maß Weizen kommen, dann fünftausend, weiter siebentausend, endlich zehntausend Scheffel und schenkte all' dies der Stadt; dann setzte er den Preis für das Maß Getreide um ein volles Drittel zwangsweise herab, so daß fünfzehn Maß Weizen nur einen Goldsolidus kosteten. Dreitausend Joch Ackerland des Fiskus schenkte er der Stadt.

Als alle Verbote und Warnungen nichts fruchteten, zog der Erzürnte die Stadtverwaltung, die Decurionen — größtenteils selbst die Schuldigen — zu strenger Verantwortung. Durch ihren Trotz gereizt, entsetzte er sie alle und berief andere, die es nicht besser machen wollten oder konnten. So im Stich gelassen von der erbitterten, verstockten Bürgerschaft — die Absetzung der Senatoren empörte diese, die einflußreichsten Geschlechter der Stadt, die sie von jeher beherrscht hatten, auf das schärfste — griff Julian zu dem alten, höchst verderblichen Mittel römischer Finanzkünste, das zuletzt noch Diokletian zu schwerstem Schaden des Reiches durchgeführt hatte: er setzte Höchstpreise für jede Art von Lebensmitteln fest, welche

die Verkäufer bei schwerster Strafe — sogar Todesstrafe konnte eintreten — nicht überschreiten durften.

Das hatte selbstverständlich zur Folge, daß sofort alle Zufuhr ausblieb. Kein Händler, der nicht mußte, unterwarf sich jenem Zwange: die gewaltigen Vorräte, die auch berechtigte Gewinnabsicht der Kaufleute auf allen Landstraßen zu Wagen, dann zu Schiff von der See her und zumal von Seleucia den Fluß Orontes heran auf der Bergfahrt in die darbende Stadt zu schaffen sich eben angeschickt hatte, — sofort kehrten sie um, sobald die Zwangspreise des Imperators bekannt wurden.

Diese Nachricht steigerte auf das äußerste die Wut der Hungernden gegen den „Gottlosen", der offenbar aus Rache, weil sie treu an ihrem Glauben hingen und seine Eitelkeit oft gekränkt hatten durch ihren überlegenen Witz, absichtlich jene rettenden Wagen und Schiffe verscheucht und die Antiochener mit Bosheit dem Hungertode preisgegeben habe.

Wiederholt rotteten sich die Verzweifelnden auf den Straßen zusammen. Nachts wurden Angriffe auf den Palast unternommen. Grimmig, schonungslos wiesen „die Getreuen", ihrerseits erbittert über den Undank der Stadt und die eigene schwere Bemühung in unablässigem Wachtdienst, diese Versuche zurück.

So sah Julian am folgenden Morgen vom Fenster seines Schlafgemaches aus breite Blutlachen auf dem Platz vor seinem Hause: „Bürgerblut!" seufzte er. „Das erste, das um meinetwillen vergossen wird." Er rief die zorngemuten Germanen von ihrem Posten ab, ersetzte sie durch Byzantiner und gebot diesen, nur im äußersten Notfall die Waffen zu brauchen.

Eines Abends kam Serapio von einem Ritt durch die Stadt, den er an der Spitze einer Schar der „Getreuen“ unternommen, mit tief ernstem, mit besorgtem Antlitz zurück. „Was hast du?“ fragte der Imperator erstaunt. — „Freund Julian, eine Bitte.“

„Es ist deine erste. Sie ist gewährt.“ — „Sie gilt nicht mir. Ich komme aus den volkreichsten Straßen zurück. Die Not steigt. Mit ihr die Verzweiflung. Und der tödliche Haß gegen dich. Die Blicke nicht nur, schon auch das Geflüster, ja die uns zum Trotz ausgestoßenen lauten Rufe drohen dir den Tod. Dein Leben ist gefährdet.“ — „Mein Leben schützt Phöbos Apollo!“ — „Ach, bei allen Göttern! die es nicht giebt, verlaß dich doch darauf nicht allein! Nimm hier diesen Panzer. Aus bestem norischem Erz. Ich hab' ihn dir sorgfältig ausgewählt unter all' meinem Gewaffen. Trag' ihn unter der Tunika, — solang du in dieser Stadt von ungezählten frommen Hassern lebst.“ — „Ich fürchte sie nicht.“ — „Ich weiß. Aber ich fürchte für dich. Sieh, dies war meine Bitte. Du wirst sie gewähren.“ — „Ich versprach's. Ich muß also. — Nur einmal im Leben,“ seufzte er, „brach ich mein Wort. Ich weiß noch immer nicht, ob ich damit Recht gethan.“ — „Jedenfalls ist's nicht zu ändern. Und das möglichst Gute aus dem einmal Gegebenen gestalten: — das ist meine Weisheit. Ich schnalle dir gleich selbst den Panzer an.“

XXV.

Einstweilen war der Tag nahe herangekommen, — die Iden des Oktober — an dem, uraltem Gebrauche gemäß, von jeher das große Apollofest zu Daphne abgehalten worden war. Nachdem das Verbot des Constantius es über zwei Jahrzehnte verhindert hatte, sollte es jetzt in früher nie erreichter Pracht gefeiert werden: war es doch ein Fest des Sieges der aus der Vertreibung wiedergekehrten Götter: und das sollte sichtbar werden vor Freund und Feind, die es beide als einen Triumph der Olympier und Julians empfanden. Der Priester Apollos hatte den „Dienst der Gräber“ verscheucht, die selig lachenden Götter hatte Julianus zurückgeführt in ihre Tempel und Heine. Die Vorbereitung und die ganze Leitung des Festes war dem jungen begeisterten Bildhauer überwiesen, den Priester und Priesterinnen eifrig unterstützten. Von nah und fern waren fromme — oder doch vergnügungslustige, prachtfreudige — Heiden, Männer und Weiber, herzugeströmt in die grollende Stadt, die jedoch ihren Zorn gegenüber dem täglich sich verstärkenden Heere zurückhalten mußte.

Artemidor hatte, nach Schluß der olympischen Spiele, die den Anfang des Festes bilden sollten, und nach Verteilung der reichen Siegespreise durch den Augustus, ein großartiges Opferfest angeordnet, an welchem dieser und dann jeder seiner Gäste — denn ohne Einschränkung der Zahl waren alle Verehrer des Sonnengottes geladen — sich nach Belieben beteiligen sollten: als Krönung des Ganzen war bestimmt ein Festspiel, von Julian selbst gedichtet, darstellend die Werbung Apolls um Daphne, deren

Flucht in diesen Hain, die Einholung durch den glühenden Verfolger und ihre Verwandlung in den Lorbeerstamm.

Julian hatte dem errötenden Jüngling befohlen: „Du, du mußt den schönsten der Götter darstellen: er selbst hat dich mir zu diesem Zweck zugesandt: wo fänd' ich einen ihm Ähnlicheren? Und die schönste Jungfrau in Kleinasien, die schon seit Wochen zu dem Feste hierher gereist ist, die vielgefeierte Erigone von Ankyra, . . . nun, verbrenne nur nicht vor noch heißerem Erröten! Du kennst sie gut: wiederholt sah ich dich mit ihrem Vater, mit ihr selbst im Tempel opfern! — sie wird deine Daphne sein. Aber besorge nichts! Dein Vater Julian wird verhüten, daß die Liebeswerbung dieses Apollo scheitert! Hinter dem Lorbeerbaum werde ich die unverwandelte Daphne-Erigone hervorholen und vor allem Volke die schönste Jungfrau dem schönsten Jüngling meines Reiches in die Arme führen. Ein Sinnbild soll mir euer Liebesbund sein: diese Ehe wird den Sieg des Schönen, der Freude des Lebens und des Liebesglücks für alle Göttergläubigen beweisen. Nein! Bange nicht! Ich hab' es bei ihrem Vater schon erkundet. Kein Befehl, den ein Imperator erlassen hat, ist je so freudig erfüllt worden, als die goldlockige Erigone diesem meinem Gebot Gehorsam leisten wird." — „O mein Vater Julian! Wie gut, wie groß bist du! Wahrlich, wenn es göttlich ist, Menschen beglücken, beglücken wollen, zu beglücken verstehen, — dann bist du ein — . . ." — „O schweig! keine Lästerung. Daß uns die Erinnyen nicht strafen! Ich bin ein armer vielgequälter Mensch mit einem wohlwollenden (— das ist wahr! —), aber auch mit einem allzu hitzigen Herzen!"

Der Vorabend des Festes war gekommen. Nicht ein Oktobertag unseres Himmelsstrichs war es gewesen: warm, trocken, von goldnen Sonnenstrahlen durchleuchtet: Helios schien in der That an diesem seinem Ehrentag der Nacht, der Kälte gegenüber als der unbesiegte Gott erscheinen zu wollen. Zu vielen Tausenden waren bereits die Gäste in das große Dorf Daphne geströmt, das im Laufe der Jahrhunderte stadtähnlich um die heiligen Gebäude — über zwanzig an der Zahl — herangewachsen war: die Leute hatten sich dort Nachtlager verschafft, um am folgenden Morgen rechtzeitig die besten Plätze zu gewinnen.

Alle Priester, Priesterinnen und die bei den Spielen, Aufzügen und dem Fest sonst Mitwirkenden mit ihren Gewandungen, Geräten, Opfergaben, die Wagen und Rosse für die Rennen, — all' das war schon draußen eingetroffen und untergebracht, — die schöne Erigone mit andern Jungfrauen in den unmittelbar an die Cella stoßenden Tempelgemächern. Denn schon bei dem ersten Sonnenstrahl des folgenden Morgens sollte der Imperator das Fest eröffnen.

Spät war's in der Nacht. Niemand wachte mehr in dem Palatium als Julian, der in einem jüngst erschienenen Buche des Philosophen Priscus, des Lieblingsschülers des Maximus, über die Unsterblichkeit der Seele las, nachdem er soeben des Curtius Bericht über die Perserkriege Alexanders zur Seite gelegt hatte. Stille war's geworden in dem weitläufigen Gebäude: nur hatte sich gegen Mitternacht ein sehr heftiger Westwind aufgemacht, der an den Holzläden der Fensteröffnungen rüttelte. Bloß den eintönigen Schritt der Wachen auf und nieder den Säulengang vor dem Thore vernahm der nächtliche Grübler. Er ergriff jetzt einen neuen Papyrus, lächelte glücklich vor sich hin und schrieb: „Erst gestern gelang es mir, dich wahr-

haft musischen Jüngling durch ein deiner würdiges Geschenk (— ein sinniges, wie ich hoffe!) zu belohnen. Gold, Schätze dem Künstler schenken, — es ist überflüssig, unfein, nachdem ich jede Sorge, die ja auch unschön ist und unschön den freien Flug der Phantasie hemmt, von deinen Schultern gestreift habe. Aber wie dich erfreuen, ohne dir mit plumpem Gelde die Schwingen zu beschweren? Lang dacht' ich darüber! Da fand ich's!

In Bithynien liegt mir ein beträchtlich Gütlein — ich erstand es gestern wieder von dem Käufer — (— um den doppelten Preis! —): dem Vater meiner Mutter hatte es gehört. Constantius zog es ein. Der Fiskus verkaufte es. Ich sah es früher auf der Reise von Macellum nach Athen. Es ist wunderschön, ein Kleinod, ganz für einen Dichter in Lied oder in Stein geschaffen! Es liegt eine Stunde entfernt vom Meer: daher stört dort die Stille des Orts kein zudringlicher Kaufmann, kein geschwätziger Seefahrer. Und doch entbehrt der Wohnsitz nicht der Gaben des Meergotts: nicht des frischgefangnen Fisches, den du wie aus den Wellen geschöpft erhältst, nicht des köstlichen Salzhauchs der See.

Und schreitest du von der Villa aus durch schattige Olivengänge auf die Krone des nahen Hügels hinan, so erschaust du die blaue Propontis und, darin schwimmend, die reizvoll lächelnden Inseln. Da magst du liegen auf dem Rasen des Hügels, in dichtem Thymian, bienenumsummtem, während die duftige Winde — „Convolvulus" nennt sie der Römer — um jeden Baum die zarten Kelche schlingt. Hebst du das Auge, vom Lesen ermüdet, so labt es der Weitblick auf die licht-blaue See mit den weißen, den schimmernden Segeln. Um das säulengetragne Haus zieht sich ein Gärtlein, von rieselnden Quellen gefeuchtet. Und aber eines vor allem schmücket den Ort, der des-

halb „Rosarium“ heißt: nur dort gedeiht eine Art von Reben, die „Rosenrebe“! Sie wuchert wie Unkraut um jeglichen Pfahl! Es duften die Blätter, es duftet schon am Geranke die Traube allherrlich nach Rosen: — nach Rosen der Saft, in die Kelter gepreßt, nach Rosen noch viel stärker der Most und der Wein in der Amphora. Nie kostete ich an Duft und an Geschmack so viel der Rosen-Lieblichkeit! Und nur dort — auf den wenigen Morgen — will er gedeihn, dieser Rosenwein. Ein Tempelchen steht in der Mitte des Gartens, Aphrodite geweiht: — ein wahres Heiligtum des Rosendufts. Sieh, mein Liebling — dies Gut, mein „Rosarium“, schenk' ich dir zur Hochzeit! Dort, in dem Rosentempel Aphroditens, sollst du mit Erigone den Thalamos beschreiten und . . .“

Erschrocken hielt der Schreibende inne: denn plötzlich stockten jene regelmäßigen Schritte der Wachen und gleich darauf schlug an des Aufhorchenden Ohr der schrille, gellende Schrei: „Feuer! Feuer! Zu Hilfe!“ Julian sprang empor, stieß den Holzladen des Schlafgemachs auf und fuhr entsetzt zurück: denn der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen: solche Lohe lag, gerade ihm gegenüber, vor der Stadt. Mitten in der allgemeinen Helle stiegen zuweilen einzelne Feuersäulen von schärfer erglühendem Rot empor.

„Das ist im Osten: — nahe bei . . . dort liegt Daphne!“ sprach Julian mit leisem Grauen. Und schon ward es auf dem weiten Platz vor dem Palaste lebendig: der wiederholte Ruf der Wachen hatte die Schläfer in den nächsten Häusern geweckt: sie taumelten, noch schlummertrunken, aus den Thüren, mit wirren Fragen, mit Schreckensrufen.

Jetzt jagte, von der Richtung des Brandes her, ein einzelner Reiter auf den Palast zu. „Hilfe!“ schrie er, Hilfe! Weckt den Augustus! Wo ist er?“ — „Hier,“ sprach Julian, der schon unten und vor ihm stand. „Was brennt?“

— „Daphne! — Ganz Daphne steht in Flammen! Im Tempel brach es aus. Schon lodern alle Gebäude. Helft! Rettet!" — „Das ist die Strafe Christi," scholl es aus der Menge: „Weh den Götzendienern!" Julian war erbleicht, der Herzschlag drohte ihm zu stocken: aber dieser Ruf gab ihm die Kraft des Zorns wieder. „Weh den Brandstiftern, wehe den Galiläern!" gab er zurück. „Mein Pferd! Mein Pferd! — Du bist's, Serapio? Was hast du da unter dem Mantel?" — „Deinen Panzer! — Komm sofort in den Palast, bis das Pferd gebracht ist. Du mußt ihn anlegen: — in dieser Nacht!" — „Dank! — Tausend Reiter sollen aufsitzen und zu Hilfe eilen! Und tausend Mann Fußvolk folgen. — Jovian, du bleibst und hältst Stadt und Palast in Hut." Gleich darauf sprengte der Imperator, an der Spitze einiger Leibwächter, zum Ostthore hinaus, auf der breiten Heerstraße nach Daphne zu, dessen lodernde Flammen, hoch über den Wipfeln der Bäume emporschlagend, alsbald den Weg taghell beleuchteten. —

In kurzer Frist jagten die Reitergeschwader ihm nach

XXVI.

In dem Dorfe Daphne angelangt, fanden die Helfer unsägliche Verwirrung. Viele Tausende von Menschen: Einwohner, Festgäste, Priester, Tempeldiener, Wagenlenker und Ringkämpfer der olympischen Spiele. Männer, Weiber, Kinder, alles wogte ratlos, hilflos durcheinander. Denn alle erkannten die Ohnmacht der Menschenhand gegenüber dem entfesselten Element.

„Was brennt?“ wiederholte Julian, aus dem Sattel springend. „Alles, o Herr!“ antwortete ein greiser Priester und raufte sein weißes Haar. „Alles! Der Tempel! Die Tempelhäuser! Das Dorf! Der Garten! Der Hain! Der Wald! Das Stadion! Alles! Der Westwind hat vom Tempel aus die Flammen überall hingetragen.“ — „Wo ist Artemidor?“ — „Man sah ihn zuletzt da oben vor dem Tempel.“ — „Den Tempel allein rettet! Rasch! Bildet eine Kette! Mann an Mann! Zurück, Weiber! Holt Gefäße, Amphoren, Eimer aus den Häusern! Ordnet euch, ihr Männer, von hier bis an den Bach zur Rechten! Und ihr bis an den Teich zur Linken! Meine Leibwächter zunächst am Feuer! So! Reicht euch von Hand zu Hand das Wasser!“ — „Halt, Herr, spring zur Seite!“ rief Hippokrenikos, ihn an der Schulter fortziehend. „Was war das?“ — „Die Pferde! Die Rennpferde aus dem Stadion! Sie haben sich losgerissen! Da! Da jagen sie geradeswegs in das Feuer, in das brennende Haus!“ — „O die herrlichen Tiere! Helft ihnen doch!“ rief Ekkard.

„Laßt sie! Laßt alles brennen! Nur den Tempel rettet! Folgt mir! In den Tempel!“ — „Herr, das ist unmöglich. Die Hitze ist zu groß!“ — „Und der Rauch!“ — „Und die stürzenden Dachbalken!“ — „Unmöglich!“ — „Es muß möglich sein! Folgt mir, ihr meine Germanen! Mir nach! Wir retten den Gott!“

Während sich die mutige Schar nur mühsam Bahn brach durch die thatlos, zwecklos hin und her wogende Menge, die zwischen dem Dorf und dem Tempelhügel sich gestaut hatte, erfuhr sie im Vordringen aus dem Gerede des Volkes, wie der Brand entstanden war: oder doch, was die Leute davon meinten. Von dem Innersten des Tempels selbst, von der Cella, schien das Feuer ausgegangen: reichste Nahrung hatte es hier gefunden in den

Vorhängen, den Wandteppichen des Innenraums, und zumal draußen in den zahlreichen, für die Zuschauer aufgeschlagenen Gerüsten aus trockenem Tannenholz, die mit Decken und Tüchern behangen, geschmückt und verhüllt, von dem Inneren des Tempels an den Hügel herab zu allen Nebengebäuden bis in das Dorf und durch den Garten bis in das Stadion führten. Der heftige Westwind hatte die Flammen, sowie sie aus den offenen Fenstern des Tempels schlugen, unaufhaltsam diese ununterbrochene Reihe von dünnen Latten, von Wolle und Brettern entlang gejagt, nach Osten zu, in die Häuser des Tempels, des Dorfes und darüber hinaus in den entlaubten, von der Sommerhitze getrockneten Wald.

Hier flutete des Wassers die Fülle: aber es hatte gefehlt an Eimern, an Händen, an Ordnung in dem führerlosen Haufen der Einheimischen und der Fremden. Denn Artemidor war bei dem ersten Feuerschein in dem Innern des Tempels verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Endlich hatten Julian und seine Schar den Hügel erstiegen und die weit offenstehende Flügelthüre des Tempels erreicht: furchtbare Glut und erstickender Qualm schlugen ihnen daraus entgegen: die Mutigsten bebten zurück: der alte Voconius rief zurücktaumelnd: „das ist die Hölle der Christen!“ — „Auch aus der Hölle hol' ich den Gott! Mir nach!“ — Und durch Rauch und Brand sprang Julian voran über die Schwelle. Da blieb keiner zurück, alle folgten. Mit größter Anstrengung gelangten sie bis in die Cella: hier begrüßte sie, hoch über Qualm und Glut hinausragend, das Bild des schönen Gottes.

„Helft! Faßt alle an! Wir tragen den Gott hinaus. Es muß sein!“ Damit trat Julian an das Gestell heran. Sein Fuß stieß an einen Menschenleib: er bückte sich:

„Artemidor!" rief er und riß den von Rauch halb Erstickten auf, der mit beiden Armen die Füße des Gottes umklammert hatte: sein Haar war versengt, sein Gesicht schwarz vom Rauch.

Tragt ihn an die Luft! Lehnt ihn an das Fenster dort! — Und ihr andern faßt alle mit an! Ah, was seh ich! Das hat das Feuer nicht gethan! Ein Beilhieb hat des Gottes rechten Arm, hat die Hand mit der Schale glatt vom Leibe geschlagen! Da liegt sie! Hebt dies Beweisstück auf! Die Galiläer! — Faßt mit an, alle!"

Einstweilen hatte sich der Betäubte unter dem kühlen Windhauch erholt: er blickte, noch halb bewußtlos, um sich: er sah, wie es den vereinten Kräften der dreißig Männer gelungen war, die Bildsäule von dem Fußgestell zu heben und sie langsam, Schritt um Schritt, dem Ausgang entgegenzutragen. „Der Gott ist gerettet!" sprach er vor sich hin. „Dort steht Julian selbst: . . . Jetzt darf ich . . . ins Freie." Da schlug aus dem an die Cella stoßenden Wohngemach ein leises Wimmern an sein Ohr. „Was ist das?" rief er. „Oh Entsetzen! Hier — hier schlief Erigone. — Wehe!" Und er riß den Riegel von der Seitenthür, öffnete und sprang in den bei diesem Luftzug hoch aufflammenden Raum.

Einstweilen hatten Julian und die übrigen Träger der viele Centner schweren Bildsäule die unteren Stufen vor dem Tempel erreicht, wo die Hitze nicht mehr das Verweilen unmöglich machte. „Halt!" keuchte Julian, der das Haupt der Statue gefaßt hatte. „Ich kann nicht mehr. Legt nieder! Hier ist der Gott in Sicherheit." Die Erschöpften ließen nun langsam ihre Last sinken.

Da drängte schon, fern der Gefahr, die dichte Menge der Gaffenden wieder heran: der Schreck, die Furcht wichen hier bereits wieder andern Stimmungen: es erschollen

feindliche, drohende Rufe: „Laßt ihn nicht durch! Seht! Da kniet er neben seinem Götzen. Der ist ja verstümmelt, so ist's recht! Laßt ihn nicht fort." — „Er verbrenne samt seinem Dämon." Und drohend wogten die Haufen heran. Serapio zog das Schwert: — da wichen sie ein wenig.

In diesem Augenblick ertönte von der Thüre des Tempels ein lauter Schrei: „Zu Hilfe! Hilf, mein Vater Julian! Ich kann nicht mehr!" In dem Eingang zwischen den beiden Flügelthüren ward, in Rauch und Flammen, sichtbar die Gestalt Artemidors, der ein weiß gekleidetes Weib auf dem rechten Arm trug und mit der Linken sich nach vorwärts tastete, vom Flammenschein geblendet, den Weg durch den dichten Qualm nicht mehr erkennend.

Julian wandte sich: Sigiboto, Ekkard, Sigibrand wollten, dem Wankenden entgegen, die Stufen hinanspringen: — da! ein Schlag, furchtbar, donnergleich: der riesige Querbalken über der Eingangsthür, längst von den Flammen durchfressen, stürzte laut krachend herunter: er zerschmetterte den Jüngling und seine schöne Last. Funken und Flammen und prasselnde Lohe schlugen hoch empor und erfüllten undurchdringbar, selbst für den Blick, die ganze Öffnung des Tempels. „Oh Artemidor, mein Sohn!" wehklagte Julian verzweiflungsvoll. „Und die Braut! — Und mein Schönheitstraum! Alles! alles dahin." Und er hob, unverwandt nach der flammenden Pforte blickend, verzweiflungsvoll beide Arme gen Himmel.

In diesem Augenblick sprang aus dem dichten Haufen des wieder herandrängenden Volkes eine vermummte dunkle Gestalt, ein Mensch mit Zügen, die, von allen Leidenschaften verzerrt, in dem rotflackernden Schein der Flammen wahnsinnig, vielmehr teuflisch aussahen; und mit dem grellen Schrei: „das schickt dir Kloster Hagion," führte er

mit aller Macht einen Dolchstoß gegen das Herz Julians. Die scharfe Klinge durchschnitt das Tuch von Mantel und Tunika, aber sie brach an dem guten Panzer.

Und schon lag der Mörder am Boden, schwer von Serapios blitzendem Schwert getroffen, der auf seiner Brust kniete. Nun trat auch Julian heran und beugte sich über den Sterbenden: „ich kenne ihn nicht."

„Aber ich . . . ich kenne dich: Dämon des Abgrunds! Lucifer . . . Höllengeist! Der du, wie du alles Heilige auf Erden zerstören willst, das heilige Kloster zerstört hast! — Ich entsprang deinen Schergen! — Die Heiligen erschienen mir — Verzeihung verhießen sie all' meiner Sünden, — ach! der vielen im Kloster! — wenn ich diesen Götzenhain verbrenne und dich zurücksende zur Hölle, aus der du aufgestiegen! Fluch dir, Fluch — Lucifer! Nehmt ihn statt meiner, ihr Teufel." Mit letzter, ohnmächtiger Anstrengung warf er den Dolchstumpf gegen Julian. Und er röchelte schwer und war tot.

„Wer war das?" forschten viele Stimmen zugleich aus der Menge. Julian schlug den Mantel des Toten zurück, dessen Kapuze das Haupt bedeckte: ein weißgraues Mönchsgewand ward darunter sichtbar: im Gürtelstrick stak links ein Kruzifix, rechts ein kurzes Handbeil. „Wer war das?" wiederholte Serapion. Julian wies auf die Tonsur des Toten. „Ein Priester des Herrn," sprach er scharf und laut zu den Antiochenern hin, „des Gottes der Liebe, ein Mönch, Theodoretos. Und ein Lustknabe war er gewesen früher, von andern Priestern des Herrn an Leib und Seele geschändet und verderbt." „Werft den Greuel vor den keuschen Göttern auf den Schindanger," rief Sigiboto, herantretend und ihn mit dem Fuße zur Seite stoßend.

„Nein!" gebot Julian. „Begrabt den Armen ehrbar. Nicht Er hat seine Scheußlichkeit verschuldet. Unnatur

muß Unnatur, muß Laster und Verbrechen gebären. — Er hat sich offenbar in dem Tempel einschließen lassen und ihn angezündet. Seine Hand — sein Beil — hat den schönen Gott verstümmelt!"

Da bahnte sich durch die Leibwächter mit wilden Rufen ein Mann, in der Tracht der Apollopriester, Weg. Er faßte ungestüm Julians Arm: er fand keine Worte vor Erregung. „Du bist's, Lysias! Wie du aussiehst! Was willst du?" — „Was ich will? — Ich und die geschändeten Götter? Rache! Rache an den Christen! Willst du nun noch sie schonen? Strafe sie alle! Denn alle sind sie schuldig." — „Nicht doch, Lysias! Der Haß verblendet dich, du rasest! Nur die Kirche ist schuldig! Und die Kirche, in welcher dieser Irre wochenlang die That vorverkündet, angepriesen hat, die Hauptkirche von Antiochia: — sie wird geschlossen."

Drohendes Murren scholl aus den Volkshaufen.

„Und sie bleibt geschlossen, bis, auf Kosten der Galiläergemeinde der Stadt, dieser Tempel, dieser Hain, alle zerstörten Götterbilder wieder hergestellt sind. — Ach, den Toten, der soviel des Herrlichen hier geschaffen hat, — ihn kann nichts mir wiedergeben. Holt, sobald es sicher geschehen kann, das Paar (— o mein symbolisch Brautpaar! —) aus dem Schutt. Die Verbrennung der Reste werd' ich selbst leiten. Leb wohl, mein schöner Sohn, mein Liebling! Wir sehen uns wieder auf einem Sterne, der das Häßliche nicht kennt. — Ihr aber, meine Germanen, ihr haltet abwechselnd hier Wache, wenigstens die Trümmer des Heiligtums vor Schändung und Durchplünderung durch die Galiläer zu bewahren. — Du behältst recht, Serapio: — wieder einmal hat auf Erden das Scheußliche gesiegt. — O, wer schon entschweben dürfte in die reinen Sterne!"

Der Befehl Julians, das Zerstörte wieder herzustellen, blieb unausgeführt. Nie wieder ist Daphne, das schöne Heiligtum der Schönheit, aus den Flammen jener Nacht erstanden. Den „Erneuerer der Götter" riß alsbald sein Schicksal weiter, fort aus der knirschenden Stadt, tief nach Asien und in den Perserkrieg hinein.

XXVII.

Nur notgezwungen verbrachte der Imperator die Wintermonate noch am Orontes: die Jahreszeit verbot den Aufbruch. Auch waren die umfassenden Rüstungen noch nicht vollendet, die der vorsichtige Feldherr für unerläßlich hielt. Sie zum Abschluß zu bringen, war er den ganzen Winter über unablässig bemüht; schon vor dem Brande von Daphne war Jovian entsendet worden, die im Westen und Norden von Antiochia gelagerten Truppen zu besichtigen und allmählich heranzuführen. Auf seine aus Gallien mitgeführten Scharen zwar konnte er sich stolz verlassen: aber die viel größeren Massen der Heere des Constantius, die ja ganz regelmäßig von den Persern waren geschlagen worden, mußten erst wieder mit kriegerischem Geist und mit Selbstvertrauen erfüllt werden. Unablässig mühte sich Julian in den neun Monaten seines Aufenthalts zu Antiochia mit dieser schweren Aufgabe. Er lehrte sie auch gar eifrig wieder beten zu den alten Siegesgöttern Roms, wie er selbst Ares, Ennyo, Bellona, Eris, Deinos und Phobos häufig opferte.

So eifrig der kriegsbegierige Feldherr diesen Pflichten oblag, — den Freunden entging es nicht, daß seine Seele,

die schon seit dem Verluste der geliebten Frau viel von ihrer Freudigkeit eingebüßt hatte, mehr und mehr von Schwermut verdüstert ward. Die Schrecknisse jener Brandnacht, der Tod des geliebten Künstlers schienen nur der scharf zugespitzte Ausdruck des Scheiterns all' seiner Strebungen, Hoffnungen, Wünsche. Versöhnung, Duldung aller Bekenntnisse hatte er in seinem Reich einführen wollen, und er mußte es erleben, daß nicht nur unter den christlichen Bekenntnissen die alten Gegensätze fortdauerten, daß der noch schärfere der „Hellenisten" und der „Galiläer" neu aufgerissen ward, daß man durchaus nicht mit Unrecht die Regierung des Imperators der Unterdrückung der Kirche beschuldigte, wenn auch er selbst eine solche keineswegs wollte. Dazu kam, daß er gegenüber dem voll begreiflichen Haß und Widerstande der Christen sich auf keine Gegenmacht stützen konnte.

Die nicht christlich gesinnten waren entweder in diesen Fragen völlig gleichgültig oder, wenn sie glaubten, glaubten sie der Überlieferung der Väter, der Lehre der Dichter und der Pontifices gemäß, die alten Volksgötter, die der symbolisirende Philosoph nicht minder verwarf als er sich von Jehovah oder Christus abwandte. Er stand mit seinem philosophisch-mystischen „Hellenismus" ganz allein: nur ein halb Dutzend Menschen, — ein paar Philosophen, Schüler des Maximus, — teilten seine Anschauungen.

Scharf bemerkte dies stets sich steigernde Gefühl schmerzlicher Vereinsamung der lauernde Blick des Lysias. Als Julian einmal in später Nachtstunde, tief aufseufzend, sich in dem Lesegemach erhob, sein einsam Lager zu suchen, sprach der Priester: Du bist so traurig, o Freund! An was hast du gedacht diese letzte halbe Stunde? Deine Augen sahen über die Straßenkarte von Persien hinaus ins Leere! Meine Fragen hörtest du nicht! An was —

oder besser wohl — an wen hast du gedacht?“ Er drückte ihm warm die Hand. — „Du hast's getroffen, o Lysias. Wieder einmal — wie in alten Tagen (das heißt: in jungen), da du durch alle Schleier hindurch in meine Seele sahst. Weißt du noch, wie du damals, in Macellum, mir an den Augen meine Liebesgedanken absahst? Oh es thut wohl, wieder einmal so tief von dir verstanden zu sein! Zu meinem Schmerz ist das anders geworden. Laß uns, o Lysias, das uns Trennende vergessen, laß uns doch wieder Herzvertraute sein. Ich vertraue dir so gern,“ — seine Stimme erbebte vor Rührung. „Du hast's erraten! Ich dachte an sie: — an Helena! Die Verlorene! Seither ist nicht mein Lager nur vereinsamt, — auch mein Herz.“ „Du solltest eben nicht einsam bleiben,“ meinte Lysias mit scharf spähendem Blick. Aber Julian gab darauf gar keine Antwort. „O wer mir die Tote wieder auferwecken könnte!“ „Nun,“ erwiderte Lysias laut und fest, „das ist nicht unmöglich.“ So zuversichtlich war das gesprochen, — Julian wandte sich mit staunenden Augen zu ihm. „Was sagst du?“ — „Die Wahrheit, wie immer. — Du weißt doch genug von altägyptischer Mystik und Magie, um dich zu erinnern, daß es einen besonderen Zweig solches Zaubers giebt . . .“ — „Jawohl, die Nekromantik. Ich weiß! Ist es doch schon von Homer bezeugt, daß die Schatten (— durch Blut beschworen —) erscheinen und sprechen. Aber Odysseus wie Herakles stieg dazu in den Hades hinab . . .“ — „Jedoch zu Hadrian stiegen in Memphis die Schatten aus dem Orkus empor und beantworteten seine Fragen.“ — „Auch das weiß ich. Allein diese Kunst ist (— meinte Maximus —) erloschen, ausgestorben in ihren letzten Kennern: ägyptischen Priestern zu Heliopolis.“ — „Meinte er? Nun, er meinte gar viel. Wenn ich dir nun aber sage: — nein! Die Kunst ist

nicht erloschen. In Einem Manne lebt sie noch, der sie von dem letzten jener Magier überkommen hat.“ — „Wär's möglich? Wirklich! Und wer? Wo ist dieser Mann?“ — „Er steht vor dir.“ „Lysias!“ rief Julian tief erschüttert. „Und das sagst du mir jetzt erst? Nach Monaten! O Lysias, wolltest du nicht fühlen, wie tief du mich schon lang beglücken konntest? Doch ich kann es noch gar nicht denken! Warum hast du mir nicht vertraut, — wie früher!“ — „Ach, mein Julian, weil du mir nicht mehr vertrautest wie früher. Sollte ich meine heiligsten Geheimnisse deinem Unglauben, deiner Abweisung, vielleicht gar dem Spotte jenes gottesleugnerischen Franken aussetzen, dem gar nichts heilig ist? Oder deines Jovianus, den ich jüngst in eine Christenkirche schleichen sah? Nein, das Geheimste durfte nicht entweiht werden.“ — „O vergieb, vergieb! Ich bitte dich! Verzeih, wenn ich dich je gekränkt. Vergiß es! Sei großmütig. Verweigre mir nicht um deswillen . . .“ — „Gewiß nicht,“ sprach Lysias, „mein geliebter Schüler.“ — „Und du könntest — du wolltest wirklich! — diesen geliebten Schatten — meine Helena, — aufrufen aus ihrem fernen Grabe zu Paris, aus meinem höchsten Herzensheiligtum? Du kannst — du willst?“ — „Ich kann und ich will.“ — „Und es bereitet ihr keine Qual?“ „O nein,“ lächelte Lysias seltsam. — „Und ich werde sie ansprechen dürfen? Sie wird mir antworten?“ — „Gewiß. Aber nur auf ganz kurze Zeit, — auf wenige Augenblicke — sonst würde sie allerdings leiden.“ — „O Lysias, Retter, noch einmal Erlöser meiner Seele aus tiefer Nacht der Schmerzen. Aber wann, — wann kann es geschehen?“ — „Noch nicht zu bald. Die Sterne müssen günstig stehen: — wart' es ab in Geduld. Rechtzeitig werd' ich dir die Stunde sagen.“ — „O mich verzehrt die Ungeduld. Aber ich folge dir: ganz und gar vertrau' ich deiner Kunst und Weisheit. Ja, da du es

nun doch geahnt, erraten hast — ich gesteh' es: die Sehnsucht nach Helena verzehrt mich. Die Trauer um sie verschattet mir die Seele. Ach nur einmal sie wieder schauen! Erfüllst du mir diesen heißesten Herzenswunsch: — alles, alles was du begehrst, soll dann geschehen, mein größter Wohlthäter!" Und er umarmte den Priester, küßte ihn auf die Stirn und eilte hinaus. Lange sah der ihm nach. „Triumph!" sprach er endlich. „Bitter war die lange Erwartung, die Enttäuschung. Aber süß ist der Sieg. Und schrankenlos will ich ihn verwerten. Ganz Ägypten muß er mir gewähren!"

XXVIII.

Mit Ungeduld, mit fieberhafter Spannung zuletzt hatte der Feldherr zu Ende des Winters die Nachricht seiner vorausgesandten Boten erwartet über den Zustand der Wege. Endlich trafen die Meldungen ein, daß Eis und Schnee geschmolzen und daß auch der Schmutz der Schneeschmelze von der Sonne soweit aufgetrocknet sei, daß Mann und Roß und Wagen und die schweren Belagerungswerkzeuge — ein Lieblingsmittel von Julians Kriegführung — ohne allzuviel Gefahr der Stockung sich auf den Straßen nach Osten bewegen konnten. Mit Jubel begrüßte Julian diese Nachrichten, reich beschenkte er die Überbringer und so früh als irgend möglich, am vierten März des Jahres dreihundertdreiundsechzig, brach er von Antiochia mit seinen Leibwächtern und andern hier in großer Zahl versammelten Scharen auf, nachdem schon vorher leichtere Truppen des Heeres an verschiedenen Stellen — mittels Brücken

und Schiffen — den Euphrat überschritten hatten. Die Anerbietungen zahlreicher Nachbarvölker in allen drei Erdteilen, Hilfstruppen zu stellen, hatte Julian mit den Worten zurückgewiesen: „Rom hilft seinen Freunden, bedarf nicht der Hilfe seiner Freunde.“

Als Serapio diesen Satz gelesen hatte, auf den der Verfasser sich sehr viel zu gute that, legte er den Papyrus säuberlich auf den Citrustisch und fragte: „Weißt du, gelehrter Imperator, wie man diesen Satz nennt?“ „Was?“ fragte Julian bestürzt, „fehlt vielleicht irgend etwas an dem Geschmack des Ausdrucks?“ — „Nichts am Ausdruck. Aber an der Wahrheit. Das ist ein . . . —“ — „Nun was?“ — „Ein Anachronismus von dreihundert Jahren.“

Nur Tiranes, der Arsakide, der König von Armenien, im halben Unterthanverhältnis zu Rom — „Vasall“ würde man ihn im Mittelalter genannt haben — ward aufgefordert, ein starkes Hilfsheer zu stellen und über dessen Verwendung weitere Befehle zu erwarten. Die Mitwirkung dieses Reiches war bei seiner Lage in Rücken und linker Flanke des in Persien eindringenden Heeres wie allbekannt ganz unentbehrlich, und am sichersten glaubte der Feldherr sich vor etwaigen feindlichen Bewegungen des armenischen Heeres zu schützen, führte er es in seinem eignen Lager mit sich fort. Die unterwürfigsten Erklärungen kamen als Antwort aus Kárana, der armenischen Hauptstadt.

Als Serapion einige Zeit später durch das Lager wandelte, die neuen Ankömmlinge, die Jovian herangeführt, musternd, traf er auf eine Schar offenbar germanischer Söldner, — das bezeugten Wuchs, Auge, Haar, Haut und Gewaffen — deren Mundart er nicht verstand. Erst durch einen Dolmetsch erfuhr er ihren Stamm und Namen.

„Ei,“ sprach er zu Julian, „es scheint doch, Rom kann nicht allein auf eignen Füßen stehen. Du hast ja außer den ältern Söldnern auch noch andre Germanen angeworben: — Goten!“ — „Nun ja,“ meinte Julian hochmütig. „Ich habe ja auch Elefanten gemietet, die ich brauche und die mir Italien nicht gewährt.“ Serapio schwieg eine Weile. Dann sprach er scharf: „mir ist, diese gotischen Elefanten werden euch noch einmal die Zähne weisen.“ „Vergieb, Freund!“ rief Julian warm. „Ich wollte dich nicht kränken. Du kennst meine üble Neigung zum Witz. Ich — ich habe mir's schon stark abgewöhnt, euch Germanen zu unterschätzen.“ „Bitte!“ lachte Serapio versöhnt und gutmütig, „fahret nur alle in der Unterschätzung fort. Desto sichrer werden wir euch überwinden!“

Der Imperator brachte unmittelbar vor dem Auszug gegen die Perser Ares und Bellona ein Opfer dar. Als bei seinem Abschied von dem von ihm erneuten Arestempel der älteste Priester ihm die Schale des Scheidetrunkes darreichte mit dem Worte: „auf Wiedersehen in deinem vierten Jahreskonsulat,“ — Julian war zum drittenmale Konsul — da stürzte der Greis plötzlich, vom Schlage getroffen, tot nieder und der rote Wein besprengte wie Blut des Feldherrn Brust. Es erschütterte Julian am meisten von allen, die es mit ansahen. —

Er führte gleich darauf das Heer aus der Stadt in der Richtung gegen den Euphrat. Da fand er an dem „Thor des Morgenlandes“ den von ihm neu ernannten Senat von Antiochia aufgestellt, der um die Ehre bat, ihm bis an die Grenze des Stadtgebiets das Geleit geben zu dürfen. Julian nickte und ritt schweigend in der Mitte der festlich gekleideten Decurionen.

Er hatte ihnen vor dem Aufbruch einen als sehr scharf

gefürchteten Präfekten, Alexander, eingesetzt und lächelnd gemeint: der Mann hat nicht gerade besonders diese Präfektur, aber die Antiochener haben gerade besonders diesen Präfekten verdient." Die Heerstraße führte an Daphne vorbei. Als die rauchgeschwärzten Trümmer, die eingestürzten Dächer, die in der Mitte geborstnen Säulen auf dem Hügel von fern sichtbar wurden, zog Julian den Zügel und sprach, mit der Hand auf die Zerstörung deutend: „Halt, ihr Kurialen von Antiochia! Hier wollen wir Abschied nehmen. Ihr versichert mich eurer Treue, eures Eifers: — wohlan, wenn ihr meiner gedenkt, so erinnert euch, bei welchem Anblick wir auseinander gingen. Dort bewährt euren Eifer." Und als daraufhin die Kurialen — in wenig aufrichtiger Wärme — ihn baten, er möge doch nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug wieder in ihrer Stadt dauernden Aufenthalt nehmen, erwiderte er: „Nein! Aus Persien zurückgekehrt werd' ich in — Tarsus ruhen." — Es sollte sich erfüllen. Aber anders als er es gemeint hatte.

Das Heer, mit welchem der Kühne auszog, „Asien" zu erobern, war nicht stark: es zählte nur fünfundsechzigtausend Helme. Aber es waren ausgewählt gute, kampferprobte Mannschaften: die Kernscharen bildeten — neben Italiern und Illyriern — Germanen und Gallier, zum Teil neu angeworben, zum großen Teil aber die nämlichen Söldner und Ausgedienten, die sich lieber empört hatten, als daß sie für Constantius nach Asien gezogen waren: dem geliebten Feldherrn, den sie sich zum Herrscher erzwungen hatten, folgten sie gern aus der Heimat: sie hatten ihn nach Byzanz geführt, sie wollten ihn freudig begleiten bis ans Ende der Welt.

Die Wege waren noch immer sehr schlecht: aber die

zur Prüfung Ausgesandten wußten, daß die Ungeduld des Feldherrn günstige Berichte wünschte; und so hatten sie denn günstig berichtet. Gleich die drei ersten Tagemärsche von Antiochia über Litarbe im Gebiet von Chalkis nach Beröa, bald über steile Höhen, bald durch Sumpfland waren höchst beschwerlich: die losen Steine der gepflasterten Legionenstraße waren nur noch durch Sand zusammengehalten: laut schalt Julian über die von seinem Vorgänger verschuldete Vernachlässigung des wichtigsten Heerweges an den Euphrat. In Beröa beschränkte sich der eifrig christliche Senat auf das Unerläßlichste an Ehrenerweisungen. Mit eisigem Schweigen nahmen die Decurionen die Ansprache des Imperators auf. Lysias drängte, sie zu bestrafen. Aber Julian lachte: „nein, statt der Antwort, die mir die Stadt schuldig blieb, soll sie jedem meiner Legionare einen Sextarius Weines verabreichen. Das ist weniger trockene Leistung.“ Umgekehrt verdroß den guten Geschmack des „Hellenisten“ das Übermaß von Huldigung und der zur Schau getragne Eifer des Götterdienstes in der kleinen Stadt Batnä, etwa vier Stunden nördlich von Hierapolis. Nach übertriebenen Opfern für Zeus und Apollo hielten gemietete Rhetoren, die man aus den größeren Nachbarstädten hatte kommen lassen, lange und maßlose Schmeichelreden auf den „göttlichen Julian“. Ungeduldig unterbrach der den dritten Redner, „ich besorge, ich sterbe, bevor du all' meine Tugenden erschöpft hast. Ihr Kurialen von Batnä, zur Strafe dafür, daß mich euer kleines Nest solange aufgehalten hat, verabreicht ihr jedem meiner Legionare einen Sextarius Wein.“ Hierapolis, auf dem Westufer des Euphrat, war als Sammelort bestimmt für alle Teile des großen Heeres: zu seinem bittern Verdruß mußte der Feldherr, der am fünften Mai schon anlangte, hier geraume Zeit auf das Eintreffen aller andern Führer

warten: keinem hatte es so geeilt wie ihm. „Nicht eure Straßen waren schlechter, — eure Schritte waren langsamer als die meinen,“ erwiderte er auf ihre Entschuldigungen. „Nur, daß ich hier einen Philosophen fand, einen Schüler des Maximus, meinen alten Studiengenossen Priscus, nur das rettet euch vor Strafe: er hat mir all' diese Tage über die Tugend der Geduld vorgetragen. Priscus, du begleitest mich ins Feld: ich ahne, ich werde deiner Vorträge noch oft bedürfen.“

Schon lange vor dem Eintreffen Julians war die Schiffbrücke fertiggestellt, mit der er sechs Stunden (vier „Parasangen“) östlich von der Stadt den mächtigen Strom hatte überdecken lassen. Sonder Unfall ward der Übergang vollzogen. Doch galt es Julian als übles Zeichen, daß zweimal rasch erbaute Baracken einstürzten und jedesmal etwa fünfzig seiner Krieger töteten oder verwundeten. „Nicht schlechte Zeichen, — schlechte Baumeister begleiten dich,“ meinte Serapio. „Schaff' dir bessere Omina durch bessere Zimmerleute.“

Ungesäumt führte Julian das Heer weiter nach Carrhä, östlich des Flusses Scirtus, zweiunddreißig Stunden von Hierapolis. „Carrhä! riefen die Oberpriester Julians erschrocken. „Von hier aus willst du angreifen? Man denkt bei dem Namen nur an die furchtbarste Niederlage der Römer — unter Crassus! — durch die Parther!“ — „Ebendeshalb!“ lächelte Julian. „Man soll fortab bei diesem Namen an etwas andres denken!“

Während Julian in dem uralten Tempel der in diesen Landschaften hoch verehrten Mondgöttin Selene ein feierliches Opfer brachte, das mehrere Tage in Anspruch nahm, — er opferte hintereinander auch Jupiter, Fortuna, Demeter, dem syrischen Zeus Philius und dem Zeus Cassius — verbarg er unter solchem Schaugepräng unvermerkt wichtige

Entscheidungen. Denn, wie in seinen Feldzügen gegen die Germanen, wandte er auch diesmal mit Vorliebe die Überraschung an: sorgfältig hielt er wieder vor den nächsten Freunden seine Pläne so lange geheim, bis die notwendig gewordne Entscheidung — der Beginn der Ausführung — die Aufdeckung unvermeidbar machte. So hatte er auch diesmal bis zur Stunde die Richtung seines Angriffstoßes völlig ungewiß gelassen: niemand im ganzen Heere wußte, ob die persischen Landschaften nördlich, am Tigris, oder die südlichen, am Unterlauf des Euphrat, sein Ziel bildeten. „Darauf beruht zu großem Teil der Perser Glück im Kriege," sprach Julian, „daß ihre Feldherren dem Gott des Schweigens sich weihen müssen und nur der König seinen Kriegsplan kennt. Auch er — schweigt." Hier, in Carrhä, erwarteten aber die Heerführer bestimmt, seine Absicht durchschauen zu können: denn gerade hier gabelten sich die beiden großen Straßen: nach Norden durch die Provinz Adiabene gegen den Tigris, und nach Süden, nach Assyrien, gegen den Euphrat.

Groß war daher ihr Erstaunen, als der Undurchdringbare statt dessen eine Heeresabteilung von dreißigtausend Mann weder nach Norden noch nach Süden, sondern geradeaus nach Osten entsandte. Nisibis bezeichnete er dem Anführer Sebastianus, früher Dux von Ägypten, als Ziel. Hier sollte er die Grenzen sichern und zumal verschleiern: die gefürchteten parthischen Reiter sollten nicht diesen Gürtel durchbrechen und die Bewegungen Julians erkunden können: in Nisibis sollte er weitere Befehle abwarten. War diese Schar als Vorhut zu betrachten, so ergab sich die Tigrislinie, also der Norden, als die gewählte Richtung des Angriffs. So legten Freund und Feind allgemein den Sinn jenes Befehls aus: auch der Feind.

Nämlich ein paar Kundschafter des Großkönigs, die

als Kaufleute verkleidet das vor der Stadt lagernde Heer aufgesucht und, wie sie wähnten unentdeckt, wieder verlassen hatten. Aber ein Zufall — die Gunst der Götter, sagte Julian — hatte den blonden Serapio, dem niemand die Kenntnis des Ägyptischen zutraute, ein in dieser Sprache geführtes Geflüster der beiden Späher belauschen lassen. Er meldete das Vernommene dem Feldherrn und riet, die beiden zu verhaften. Aber mit feinem Lächeln erwiderte der: „also sie haben es herausgebracht? Sie wissen es, daß ich den Tigris bedrohe? Laß sie nur laufen und König Sapor warnen.“ „So geht es an den Euphrat,“ dachte der Germane, aber er sagte es nicht. Er war denn auch der einzige, den es nicht überraschte, als Julian bei dem Aufbruch von Carrhä statt nach Osten oder Norden, nach Süden abschwenkte.

Zwei Tage zog das Heer durch die öde, baumlose Ebene zwischen Carrhä und Davana: am dritten Tage erreichte es Kallinikum am östlichen Euphratufer. Ohne Rast trieb der Feldherr seine Scharen vorwärts entlang dem vielfach gewundenen Strom, bis er nach mehreren Tagemärschen, im ganzen von vierzig Stunden, anfangs April in Circesium anlangte, der äußersten Feste der Römer an dieser Grenze: es war erst der dreißigste Tag seit dem Aufbruche von Antiochia.

Hier in Circesium musterte der Imperator auch die mächtige Flotte, die einstweilen den Euphrat herabgesegelt war: er zählte fünfzig wohlgerüstete Kriegsschiffe, fünfzig Flachbote, die zu Schiffbrücken, aber auch zum Angriff, zum Landen der Bemannung der tiefgehenden Trieren verwendet werden konnten, und nicht weniger als eintausend Lastschiffe, die dem Heere unermeßliche Vorräte von Lebensmitteln, von Waffen und Kriegsgerät jeder Art und von schweren Belagerungsgeschützen nachführten. Fürsorglich

hatte Julian gewaltige Massen von Zwieback herstellen und, den Durst in den heißen Ebenen Asiens zu löschen, tausende von Schläuchen mit Weinessig füllen lassen: er trank von jetzt ab nur Wasser, mit solchem Essig gemischt. Wein mitzuführen verbot er. „Wollt ihr Wein," sprach er zu dem durstigen sächsischen Theologen, „so nehmt ihn dem Großkönig und seinen Persern ab. Mein Heerlager ist kein Weinkeller." Und so ließ er eine gewaltige Karawane von Händlern, welche Wein und andere Genußmittel dem Heere nachführen wollten, mit Gewalt zurücktreiben. Die volkreiche und starke Feste Circesium, mit zahlreichen Göttertempeln und -Hainen geschmückt, auch Sitz eines Bischofs, bot den gen Persien ziehenden Römern die letzten Eindrücke römischen Lebens, römischer Bildung. Julian sah hier in den ersten Tagen Serapion in eifrigem Gespräch mit ihm unbekannten Männern, die Haar und Auge und Waffentracht als Germanen bezeugten. „Wer sind die Leute?" fragte er. — „Boten aus der fernen Heimat. Sie bringen wichtige Kunde. Freund Mälo ist gestorben: seine goldlockige Tochter ist sein einzig Kind; die holde Riguntis bedarf des Schutzes . . ." „Das heißt wohl des Gemahls?" lächelte Julian. „Ihre Sugambern haben nun meinen Vater zum König gekoren, ebenso drei unserer Gaue: mein lieber Vater ruft; ich soll den Königsstab aus seinen müden Händen nehmen." — „Und die schöne Riguntis wohl dazu? — Erst ausdienen, dann freien. Ich gebe dir noch nicht Urlaub. Du wirst den Feldherrn, den Freund nicht an dem Tage gerade verlassen, da die Gefahren des Feldzugs beginnen!" Da reichte ihm der Franke die Hand und sprach: „ich will noch bleiben. Aber nicht mehr lange." Hierher hatte Julian die Ausführung eines lange gehegten Lieblingsgedankens verlegt, den er früher nicht hatte verwirklichen können, aber jetzt

hier gekrönt sehen wollte, bevor er in das Ungewisse, in die Gefahren feindlichen Landes drang.

XXIX.

Denn nicht nur die Perser hatten den Imperator in diesen letzten Zeiten beschäftigt. Serapio, dessen Auge wie kaum ein anderes in der Seele des Freundes zu lesen verstand, beobachtete, daß in all' der ernsten Gedankenarbeit und der Schwermut des Witwers zuweilen ein mattes Lächeln Julians bleiche Züge belebte, wann sein Blick auf Jovian, diesem unbemerkt, verweilte; er nickte dann wohl leise vor sich hin mit dem Ausdruck geheimer Befriedigung. Einmal erlaubte sich der Franke, in beider Gegenwart seine Wahrnehmung auszusprechen: „gieb acht, Jovian," meinte er, „dir steht irgend etwas bevor. Eine Überraschung. Eine Freude. So — mit diesem Glanz der Augen — sieht der Tyrann nur auf Menschen, die er zu beglücken gedenkt." Julian horchte hoch auf und sah gespannt auf den Magister Militum. „So ist mir wohl der Befehl über die Reiter der Vorhut zugedacht," sprach Jovian ruhig. „Das wäre mir die größte Freude." „O du Heuchler," lächelte Julian, ihn auf die Schulter schlagend. „Nur Perserhelme also schauest du, wann du mit geschlossenen Augen, aber wachend, vor dich hin seufzest nachts auf dem Feldbett unseres Zeltes? Glaub' ihm nicht, Bataver! Phöbos Apollo, der Allsehende, deckt mir noch ganz andere Geheimnisse auf als des Perserkönigs Kriegspläne." Und beide Freunde bemerkten, daß der Imperator geheime Boten in den Westen, nach Europa sandte, geheime

Nachrichten von dort empfing, die offenbar mit dem Feldzug und mit der Reichsregierung nichts zu thun hatten. Der Aufenthalt in Circesium dauerte geraume Zeit. Auf geheimen Befehl des Imperators war in dem abgeschlossenen Hain um den Palast her schon viele Tage emsig gearbeitet worden: — nur Vertraute hatten Zutritt. In diesen Hain beschied auf den folgenden Morgen Julian Jovianus, Serapion und alle Vornehmen des Hofes und des Heeres, sowie die Priester der auch hier in großer Zahl neu errichteten Altäre. Alsbald trat aus einer geräumigen Grotte des Götterhaines — der Juno Pronuba war er geweiht — der Augustus, nicht im Philosophen- oder im Kriegergewand, — im Purpur und im imperatorischen Schmuck führte er an der Hand eine schlanke Jungfrau, deren Züge der weiße Brautschleier völlig verhüllte. Ein reiches Gefolge von vornehmen Frauen und Mädchen der Stadt, vor allem aber von Priesterinnen gebildet, schritt dicht dahinter: zu ihren süßen Gesängen erscholl aus den bergenden Gebüschen der zärtliche Ton der Flöten.

Serapio hatte einstweilen Jovian vor das auf dem Altar lodernde Feuer geschoben. Julian trat mit der Verschleierten vor den Altar und begann mit seinem liebenswürdigen Lächeln: „Gott Helios, der Alldurchschauer, begnadet zuweilen mich, seinen Priester und treuesten Verehrer, mit einem leichten Strahle seines durchdringenden Auges. So hab' ich mit Freuden schon lang ein zartes Geheimnis entdeckt, das sich in zwei jungen Herzen schämig vor dem Lichte, vor sich selbst verbarg. Früher, bis die Götter in unblutigem Entscheiden ihren Schützling (und, wenn es verstattet ist zu sagen, ihren Schützer) Julian auf den Thron erhoben, standen der Erfüllung dieses Sehnens unübersteigliche Schranken entgegen. Die Schranken sind gefallen durch die Götter und Julian. Freund Jovian,

hier entschleiere ich vor dir und diesen Zeugen das Geheimnis deines Herzens: sieh hier Juliana, meine schöne Schwester, steht vor dir. Hier, nimm sie hin. — Längst hab' ich eure Neigung entdeckt: das war leichter als ein Alamannensieg. — Es ist mir dieser Bund nicht nur eine warme Herzensfreude — er ist mir — wie alles, was für mich Wert haben soll im Leben, ein heiliges Sinnbild: die geliebte Schwester war — durch allerlei Einflüsse (höchst verehrungswürdige!) — fast schon für die finsteren weltfeindlichen Lehren des Galiläers, für die Gräber zurückgewonnen gewesen von den Tempeln hinweg: — aber meinen Briefen gelang es und noch mehr wohl der Liebe zu diesem Jovianus da (— der nie das freie, stolze Römerhaupt dem bekreuzten Wasser in der Taufe gebeugt hatte —), sie wieder für das Leben und die Freude zu gewinnen. Das junge Paar, der Bräutigam, der den Göttern nie ungetreu geworden, die Braut, Aphroditen zurückgewonnen, sollen den Ehebund im Sinne von Zeus und Hera erneuen. Daher steht hier vor euch der Altar des Zeus des Herdes und der Juno Pronuba, festlich bekränzt: ergreift beide gemeinsam jene goldene Schale voll indischen Weihrauchs: opfert Hymen und allen großen Göttern und seid glücklich vermählt."

Brausender Beifallsjubel der Priester, der Priesterinnen, des ganzen Volkes fiel hier ein. Ein Priester des Zeus, eine Priesterin der Hera zusammen reichten dem Brautpaar die duftende Schale. Aber, unabhängig voneinander, gleichzeitig, stießen Jovian und Juliana das Gefäß von sich, daß der kostbare Staub auf den Rasen flog; und Juliana sprach: „Vergieb, hoher Bruder, ich kann nicht opfern! — Reuig bin ich zu Christus zurückgekehrt."

Und Jovianus rief: „verzeih, oh Imperator, ich darf nicht opfern: denn ich bin Christ. Gestern ward ich ge-

tauft." Dumpfes, staunendes, grollendes Gemurmel scholl durch die Menge. Julian ward bleich bis in die Lippen, vor Schmerz und Zorn: „Heimlich! Hinter meinem Rücken! Beide! Und solcher Schmach setzt ihr mich (— nein: die Götter! —) aus vor allem Volk?" — „Ich bin erst heute Nacht gelandet, wie du weißt, o Bruder. Ich habe dich noch nicht sprechen können. Deine Güte führte mich überraschend vor diesen Altar . ." — „Und wer hat dich bekehrt?" — „Die Mutter — Johannes — und des Geliebten Briefe." — „Johannes — der Schleicher! Ich seh' ihn geschäftig hin und wieder laufen! Und du, mein Freund, mein Pollux, weshalb hast du deinen Kastor verlassen? Wer hat dich mir entrissen?" — „Der Geliebten Briefe und das viele, viele Ernste, was ich in diesen Jahren ertragen mußte: — der Verzicht auf sie: — auf alles Glück der Erde, und zumal die Erfahrungen dieser letzten Monate: — die Verfolgung der Christen, die ich durchforschen mußte, — all' das hat mich zum Christen gemacht." „Wahnsinnige!" rief Julian in tiefem Schmerz, aber auch in heftigem Zorn. „Und ihr konntet nicht einmal," flüsterte er knirschend, „mir solche öffentliche Beschämung zu ersparen, ein paar Körner Weihrauch opfern?" „Die Wahrheit verleugnen, die Überzeugung?" rief Jovian. „Lügen?" fragte die Jungfrau. „Scheinthaten um der Menschen willen?" zürnte jener. „Nein, o Bruder! Nicht also lehrt die Schrift." Julian biß die Lippe. Nach einer Weile sprach er laut: „ihr Senatoren von Circesium, ihr Feldherren, edle Matronen und Jungfrauen, Priester und Priesterinnen ihr der tief gekränkten Götter! Ihr glaubt nun wohl, mein tief verwundet Herz werde jetzt diese beiden Verblendeten zur Strafe trennen, obwohl," lachte er bitter, „der Glaube sie ja jetzt so wenig trennt wie nach meiner Absicht. Aber nein! Ich bin kein Galiläerpriester,

der die Herzen verschmachten läßt, wenn er nur seinen Glauben siegen sieht. Schwester, geliebte, schöne, für immer verlorne Schwester, teurer Freund Jovian: — ihr habt mich so tief ins Herz getroffen wie kein Mensch vor euch! Aber ich liebe euch noch immer treu, ihr Bethörten. Wohlan denn," — er atmete tief — „es wird mir nicht leicht. Aber ... — schreitet von dem verschmähten Altare Hymens fort in die nächste Basilika, schließt dort euren Ehebund nach dem Gebrauch der Kirche und laßt euch trauen von dem Bischof. Mich — meine Anwesenheit — braucht ihr ja nicht dazu." — „Vergieb, o Bruder! Du bist sehr — sehr gut. Aber ... ich kann nicht." „Liebst du mich nicht mehr, Juliana?" fragte traurig Jovian. „Von ganzer Seele. Aber ... ich kann nicht." „Und weshalb nicht?" grollte der Imperator. — „Die Mutter — Johannes ... sie drangen in mich: deine Grausamkeit gegen die Christen ... deine Verfolgung des Glaubens ..." — „O hört es, ihr Götter!"

„Haben dein Seelenheil auf das furchtbarste gefährdet. Du bist verloren für ewig, rettet dich nicht die Fürbitte der Heiligen, fromme That und Gebet und Gelübde der Menschen! Und so — so habe ich — wie die Mutter, deine Seele zu erlösen, nach Rom und nach Jerusalem gepilgert ist — so habe ich — um deiner Seele willen — geleistet — das Gelübde der Ehelosigkeit." „Irrsinniger Glaube!" schrie Julianus außer sich. Und auch Jovianus seufzte — „o Juliana — das ist ... sehr hart!" Der Imperator suchte sich zu fassen. Er kämpfte schwer mit sich. „Das," — brachte er hervor — „das ist zu viel. Zu heiß brennt diese Wunde. Seit Helenas Tod hat nichts — hat auch nicht der Brand von Daphne — so geschmerzt. Du, geliebte Mutter! — Jovian! — Die Schwester eine Nonne! Treulos abgefallen all' meine

Liebsten! — Aber nein! Das werde ich nicht dulden! Juliana — dein Gelübde. Ich zerreiß' es. Du selbst wirst es zurücknehmen!" „Das hoffe nicht!" sprach Juliana, sich hoch aufrichtend. „Niemals. Denn wisse: ich wäre doch vielleicht deinen Lockungen verfallen geblieben: — sie sind sehr herzbethörend und ich hab' dich lieb, großer Bruder, und auch . . . ihn. Aber da sandte mir Gott, der Herr, den Gewaltigsten seiner Boten! Wer einmal dessen Wort von Christus gelauscht hat, der läßt von Christus nimmermehr." Die Zornfalte furchte tief des Imperators bleiche Stirn, als er, böser Ahnung voll, mit heiserer Stimme forschte: „und wer — wer ist dieser neue Apostel? Doch nicht . . . nur nicht Er?" Er sah grimmig auf die Schwester. Aber diese sprach, die schönen dunkeln Augen voll aufschlagend, ohne Furcht: „du ahnest richtig: — Athanasius!" „Ah!" rief Julian, „bei allen Schrecken des Tartarus! Dieser Mann ist ein großer Frevler. Er raubt mir Mutter, Schwester, Freund. Die Mutter verschwindet plötzlich aus Jerusalem auf lange Zeit! Endlich melden meine Boten, die sie in meinem ganzen Reiche: suchen — in Gewissensangst entfloh sie aus Jerusalem nach Ägypten zu Athanasius und hält sich dort verborgen." — „Und von da reiste der Große, der Unermüdliche, um der Angst der Mutter für mich abzuhelfen, um meine geringe Seele zu retten, bis zu mir in die Nähe von Byzanz, an jenen mir tief verhaßten Ort . . ." — „Er hat dich dort gesehen, gesprochen? Er hat es gewagt, (— jedem Galiläerpriester, der sich in eine meiner Priesterinnenschule begiebt, droht schwerste Strafe! —) einzudringen in die den Göttern geweihten Räume? — Und eben dort, unter den Augen der Göttinnen Aphrodite und Hera und ihrer Priesterinnen, dort hat er . . ." — „Meine junge Seele zurückerobert für Christus den Herrn. Er

sagte, er tauche in die trübe grundschmutzige See, eine Perle zu retten vor Befleckung. Mir graut vor diesen Festen der Aphrodite!" — „So? graut dir? Warte, du sollst ..." — „Ahntest du, o reiner Bruder, was, unter dem Anschein heiliger Weihen, die Priester dort mit den Priesterinnen treiben! In einer unterirdischen Höhle — nachts — kommen sie zusammen ..." Julian erblaßte. „Schweig vor dem Volk! Wehe, wehe," sprach er leise zu Serapion. „Auch hier Dinge wie bei Abt Konon und Theodoret? Und — oh ihr heiligen Götter! Unter meiner Herrschaft konnte solches geschehen! Ich, ich habe," sprach er laut, „Mißbräuche abzustellen, nicht der kecke Priester. — Er soll der gesetzlichen Strafe nicht entgehen, der mir an heiliger Stätte die Schwester geraubt. Ich lud ihn längst — wegen anderer Frevel — zur Verantwortung: aber er ist nicht vor mir erschienen und doch längst verschwunden aus Alexandria, niemand weiß, wohin. Sein böses Gewissen scheut seinen Richter." — „Du irrst. Schon morgen hoff' ich ihn wiederzusehen."

„Wo?" — „Hier. Er reist dir schon lange nach aus Ägypten. Er schrieb zuletzt aus Thapsakus, die Stunde sei gekommen, die Wolken ballen sich zusammen um dein Haupt: bald werde er hier eintreffen. O teurer, teurer Bruder, von dem mein sündlich Herz noch immer nicht lassen kann — höre auf mein Flehen." Sie trat ganz nahe und flüsterte: „laß dich nicht öffentlich — nicht vor dem Volk! — ein auf einen Streit, auf einen Kampf der Geister mit diesem Mann. Ich weiß: — ich hab' es oft gedacht, las ich deine Briefe, deine Reden: — du bist der stärkste Geist unserer Tage — stärker als alle: aber nicht, bei Gott! — nicht so stark wie dieser Mann: denn ihn erfüllt der heilige Geist Gottes." — „So? So meinst du?" Furchtbar, drohend stieg ein Gewitter des Zorns auf in Julian.

„Laß ab," mahnte Jovian leise die Geliebte. „Schweig, hohe Jungfrau," warnte ebenso Serapio. „Du reizest ihn immer heftiger." Aber begeistert für den Erretter ihrer Seele, besorgt um den Bruder fuhr das schöne Mädchen immer eifriger fort mit leuchtenden Augen. „Sprich im geheimen mit ihm! — Verantworte dich! — Laß dich belehren! — Aber wag' es nicht, — ich bitte! — dich öffentlich mit ihm zu messen. Du bist rettungslos vor allem Volk verloren! — Er schlägt dich, wie du die Alamannen schlugst." — „Ah, ah, ah! Das ist zu viel," rief er, in wilde Wut ausbrechend, „von der einst so zärtlich geliebten Schwester! Abscheulich! — Nein, bei dem Gott des siegenden Lichtes — nun erst recht! — Aber," so schloß er finster — „du, Entartete, du sollst ihn nie mehr schauen, den heißverehrten Bethörer: — nie mehr seine Stimme hören. — Ihr Matronen, ihr Priesterinnen der Hera, herbei! Werft die Kränze, die bräutlichen Fackeln weg! Ergreift diese Verführte und geleitet sie augenblicklich in die Weiheschule der Vestalinnen, die ich hier erneuert habe. Ich kenne sie genau: ich habe sie erst gestern geprüft: . . . sie ist streng, aber sittenrein. Dort bleibt sie, unter schärfster Zucht und Aufsicht der Vestalinnen, bis die Götter ihr bethörtes Herz erweicht haben." „Mein Imperator," rief Jovianus heftig vortretend, „Julian — das wirst du nicht. Das darfst du nicht . . ." Blitzschnell fuhr der herum und herrschte ihn an: „Schweig, Galiläer! Wie lauten sie doch, eure scheinheiligen Heuchlerworte? „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit." Ich bin ihre Obrigkeit und die deine, Magister Militum. — Führt die Thörin fort! Rasch aus meinen Augen! — Ihr aber, Domestici des Palastes — ladet auf morgen das ganze Heer und Volk, Männer und Frauen, zumal die Großen des Palastes und des Lagers, die galiläischen Bischöfe

und Priester — hört ihr? vergeßt mir keinen unter diesen! — dann alle Priester und Priesterinnen der Götter um die Stunde des Sonnenuntergangs in meinen Palast im Platanenhain vor der Stadt: alle, soweit Platz ist, sollen meine willkommenen Zeugen sein, Zeugen bei dem großen Geisteskampf: nicht zwischen dem Menschen Julian und dem Menschen Athanasius: o nein, zwischen dem Gott der Galiläer und den wahren Göttern. Das ist ein Kampf, wichtiger als mit Germanen und Persern: denn nicht um die Beherrschung der Erde gilt es hier: — nein, um die Krone der Welt des Geistes! Phöbos Helios, der du da eben leuchtend durch die Wolken brichst (— ich nehme das Omen an! —), du wirst, die Finsternis durchbrechend, siegen. — Fehle nicht, Galiläer Jovian! Auch dich ersieg' ich mir zurück. — Komm, Serapio, stütze mich. Bis zum Zusammenbrechen haben mich die Entrüstung erregt, die bittren Herzenskränkungen. Du, Germane, bliebst mir treu. Morgen: . . . der größte Sieg der Götter und . . . Julians."

XXX.

Auf das tiefste hatte das Erlebte das weiche, reizbare Gemüt Julians erschüttert in seinen edelsten Zügen, aber auch in seinen Schwächen.

Es war ihm Bedürfnis, nachdem er sich erst in der Einsamkeit seinem Gefühle hingegeben, — viele Thränen hatte er geweint um die beiden „Verlorenen" — sich auch einem andern Herzen auszuschütten. Er ließ Serapio rufen und wandelte, auf seinen Arm gelehnt, — denn er

war stark erschöpft — in dem Schatten des Platanenhaines bei seinem Palatium langsam auf und nieder, das eben Erlebte und das Bevorstehende durchsprechend. „Ah, und die Mutter,“ klagte er, plötzlich Halt machend. „Ich habe sie ja all' diese Zeit nicht gesehen. Sobald meine „Galiläerverfolgung“ begann, weigerte sie sich, mit Juliana an meinen Hof zu kommen. — Sie schrieb mir nur ein paar verzweifelte Briefe, und als diese nicht fruchteten, verstummte sie völlig, ja sie war mir verschwunden. Erst vor kurzem erfuhr ich, wo sie weilte. In Rom, in Jerusalem und dann bei „Ihm“, wie die Galiläer den Alexandriner anbetend nennen. Und dieser Johannes! Lysias hatte doch recht, als er mich vom Knaben auf vor dem warnte. Er ist ein „Heiliger“ (— auf gut griechisch: ein Narr! —) und eine gute Seele, ja: ich glaube, er würde für mich Scheusal noch immer in den Tod gehen. Aber ein Schleicher ist er doch! Er hilft ganz ruhig der Mutter, den Sohn betrügen; — oder doch, ihm zu dessen schlimmstem Feind entlaufen. Aber, erwisch' ich ihn, sorg' ich dafür, daß Frau Irenen dieser stets bereite Stab für ihre Wanderfahrten abgenommen wird für immerdar. — Und Jovian! — Auch er ist nicht ganz mein! Nicht — o laß mich's wiederholen, es thut dem wunden Herzen wohl! — nicht so — wie du, mein Serapio. Du bist mir treu,“ — „Solang du lebst. Und solang ich lebe,“ sprach der andre, den Arm des Wankenden kräftig in die Höhe hebend. „Aber eins lebt länger als du und ich.“ „Gewiß, der Gott,“ sprach Julian, sich auf ihn stützend und zu dem Hochgewachsenen emporblickend.

„Du weißt, Julian, ich habe keine Götter. Darum erleb' ich solche Wandelungen nicht wie der wackere Jovian. Aber von Geschlecht zu Geschlecht, von Civilis herab, haben wir's geschworen und gehalten ...“ — „Nun, was

also lebt länger als wir beide?" — „Mein Volk, die Franken. Ihm vor allem gehört mein Glaube, meine Treue." — „Ich verstehe! — Nun, — nach unserem Vertrag, — falle ich, darfst du wieder gegen Rom kämpfen, wenn es dich freuen wird." — „Ich würde müssen. — Und es würde mich auch freuen. — Aber, o Freund, Perser und Parther haben mehr als Einen Pfeil, so sagt man. Einer für dich, einer für mich löst unsern Vertrag. Erwarten wir das Ende. — Zunächst jedoch gilt es, diesen Athanasius bekämpfen. Ich bin gespannt darauf. Verstatte — aber zürne nicht der Bitte: ich weiß, du brauchst keinen Kampfeshelfer und du hast mehr Dialektik in deinen Fingerenden, als dein ziemlich schweigsamer Freund. Allein solltest du im langen Redekampf ermatten — du bist stark angegriffen! — verstatte mir, dem Barbaren, eine kurze Frage zu richten an diesen größten der Christen." „Gern! Nach meinem Sieg — denn ich werde nicht ermatten!" rief er, siegesgewiß, mit leuchtenden Augen. „Ich besorge, dieser Heilige läßt sich mit dir auf Dialektik, auf Logik gar nicht ein." — „Wie kann er? Mit seiner seltsamen Logik 1 = 3?" — „Spotte nicht! Leichtherzig Griechlein! Bist du schon wieder so oben auf?" — „Ja, ich schnelle immer leicht wieder empor, ward die drückende Last abgenommen, dem Zweig der edeln Olive vergleichbar. Danke dir, du Treuer, du hast mir wohl gethan. Leb wohl. Ich will nun ruhen." „Wenn nur nicht Athanasius" . . ., rief Serapio noch dem Enteilenden nach. Aber hier brach der Treue ab. „Nein, nicht Julian — vielleicht unnütz! — erschrecken, ihn bestürzt machen. Allein geht jener kluge Priester auf . . . auf jene Geschichte ein: — vor allem Volk! . . . dann wird es ihm hart gemacht, zu siegen, dem lieben Imperator der — Wortkunst. Da hilft ihm keine Rhetorik darüber weg. Was dann? Aber ich fürchte,

wir kommen gar nicht so weit im Streit um die Lehre. — Nun gehe ich zu dem andern armen Freunde, dem wackern Christen Jovian. Wird er sich freuen, vertrau' ich ihm, daß Julian ihn — trotz des bischen Taufwassers! — noch immer so treu innig liebt, — so innig, wie ich's soeben Julian umgekehrt von dem Magister Militum beteuert habe. Seltsam ist's! — Ich laufe emsig zwischen beiden hin und her: — dem Eingottgläubigen und dem Vielgöttergläubigen: — dem Eichhörnlein Ratatwiskr vergleichbar: aber nicht Zwietracht —, Eintracht stiftend zwischen guten, thörichten Männern. Meine Gottlosigkeit muß den Christen und den Heiden versöhnen."

XXXI.

Am folgenden Morgen war die ganze Christengemeinde von Circesium, unter Führung ihres Bischofs, an den Hafen des Euphrat geströmt, wo der große Ägypter, den Strom herabsegelnd, erwartet wurde.

Aber auch viele Heiden hatten sich dem Zug angeschlossen: aus Neugier, jedoch häufig auch von dem Verlangen getrieben, den unbesiegten Vorkämpfer der Rechtgläubigen zu begrüßen, dessen Ruhm seit Jahrzehnten das ganze Morgenland erfüllte. In feierlichem Geleit wurden der Gelandete und sein kleines Gefolge in das Haus des Bischofs geführt, das all die folgenden Stunden umlagert blieb von dichten Haufen der Gläubigen, die immer und immer wieder verlangten, das ehrwürdige Antlitz des weisen Seelenhirten zu schauen, der nicht ermüdete, ihnen unablässig Segen zu spenden. Schon lange vor der

bestimmten Stunde — vor Sonnenuntergang — wogte dann das Volk ebenso auf den großen freien Platz vor dem Palatium in dem Platanenhain. Kein Platz blieb frei, von dem aus irgend ein Blick dringen konnte in den großen, nach außen offnen Thronsal des Marmorgebäudes, der, ein gewaltiges Halbrund, viele Hunderte von Menschen bergen konnte auf den halbkreisförmigen Bänken, die gegenüber dem im Mittelgrund errichteten Purpur-behangenen Thron aufgestellt waren. Diese Bänke waren bis auf den letzten Platz besetzt von den gestern durch den Imperator Geladenen, während die Massen des Volks von den Bäumen des Haines an bis zu der obersten Stufe der Freitreppe vor den offnen Bogen und Säulen des Palastes Kopf an Kopf sich drängten. Als die sinkende Sonne den Horizont erreicht hatte, öffneten sich die Flügelthüren in dem Hintergrund des Saales, und herein schritt, vom Geschmetter der Trompeten begrüßt, der Augustus in der ganzen Pracht der Gewandung des Pontifex Maximus: ein goldner Strahlenkranz starrte von dem Diadem aus um sein Haupt; das bis auf die goldnen Sandalen wallende Gewand von weißer Seide, mit Purpur gesäumt, war, wie der handbreite Goldgürtel, mit Edelsteinen und Perlen übersäet: ein schwerer Purpurmantel floß über Schulter und Rücken und in der Hand hielt er den langen goldnen Herrscherstab, gekrönt mit goldner Kugel, dem Sinnbild des beherrschten Erdkreises. Hinter ihm schritten die Vornehmsten seiner Feldherren und Beamten, die Angesehensten der Priester und Priesterinnen, die Senatoren der Stadt, und wurden von den Domestici an die ihnen vorbehaltnen Plätze geleitet.

Der Imperator schritt die sechs hohen Stufen hinan, die zu dem Throne führten, und ließ sich nieder. Er wollte soeben die Verhandlungen eröffnen, als aus der

Innenthüre des Palastes hastig ein Domesticus eintrat und meldete: — „dringende Nachrichten, Herr, Eilboten. Sie sagen, du mußt es gleich . . .“

Der Imperator winkte: da holte der Domesticus aus dem Innern des Palastes drei über und über von Reisestaub bedeckte Männer mit langen Bärten: ängstlich, verstört sahen sie zu ihm auf, die Arme demütig über der Brust kreuzend. „Wer seid ihr? Juden, so will es scheinen! Woher kommt ihr?“ — „Aus Jerusalem, Herr!“ — „Also von meinem Tempelbau. Er muß schon stark vorgeschritten sein. Wie steht es mit dem Tempel?“ — „Ach, Herr, und Wehe! Siebenfach Wehe! Der Tempel, dieser dein Bau . . .“ — „Nun, was ist damit?“ — „Eingestürzt ist er, der ganze Bau.“ — „Das wolle Phöbos nicht!“ rief Julian tief erschrocken. „O Herr! Ein Erdbeben . . .“ — „Nun gut! Aber, nach dem Erdbeben, habt ihr doch wieder aufgebaut?“ — „Nein, o Herr! Wir konnten nicht!“ — „Was? Ihr Feiglinge!“ — „Nein, Herr! Wir waren nicht feige, wir gaben so leicht nicht nach! Ein glaubenseifriger Mann war und dein treuer Knecht unser Baumeister, Simon Alypius, der Levit: er führte immer wieder die verzagenden Sklaven auf die rauchende Baustätte: er legte selbst Hand an, die Trümmer wegzuschaffen: — schon vom Feuer versengt an Mantel und Bart drang er zum viertenmal vor, er allein: nur Simon, der Kriegsknecht, den du ihm mitgegeben, folgte ihm pflichtgetreu: — da that sich die Erde auf unter seinen Füßen — unterirdischer Donnerschall — und der Abgrund hat ihn, den Wehe schreienden, samt Simon lebendig verschlungen. Da stoben alle seine Werkleute in Entsetzen davon. Um keinen Preis legt dir noch jemand Hand an diesen Bau! Es ist der Fluch des Galiläers! Er hat sich erfüllt. Viele Hunderte unserer Glaubens-

genossen haben sich, überzeugt durch diese Wunder, taufen lassen. Alle aber, auch wir, die wir den Glauben unserer Väter behielten, alle die Tausende von uns, die du dort versammelt hattest, uns um den Tempel wieder anzusiedeln, — mit Grauen, mit Furcht vor dem Galiläer sind wir auseinander gestoben und haben uns wieder zerstreut über alle Länder der Erde. Und so verstreut — kein Volk mehr! — werden wir nun bleiben — ach! fürcht' ich immerdar! — Wir mußten dir's eilig melden, dich warnen! Erneue nicht den Versuch! Viel hundert Leichen liegen unter den Trümmern."

Tief erschütterte die Botschaft den ohnehin hoch Erregten. Die zahlreichen Christen in der Versammlung nickten einander bedeutsam zu. Ein dumpfes Gemurmel des Grauens lief durch die Reihen. Julian, der auf seinem Thron in sich zusammengesunken war und leichenblaß vor sich hinstarrte, beugte sich zu Serapio: „das Omen . . . der Fluch des Galiläers erfüllt!" Da flüsterte Serapio beschwichtend: „Und was ist's nun weiter? Hat denn nicht gleichzeitig die Erde auch anderwärts gebebt? Laß die Erde beben! Du darfst nicht beben. Jetzt am wenigsten! Athanasius wartet." Allein Julian war von diesem Eindruck aus dem Gleichgewicht geworfen: er hatte völlig die ruhige Sammlung verloren, die er sich, — nach einer schlaflosen, bösen Nacht, — mit Mühe errungen: er war zerrüttet in seinem Denken, fieberhaft erregt. Seine Hand zitterte, wie er nun mit dem Herrscherstab ein Zeichen gab.

XXXII.

Da richteten sich die vielen Tausend Augen auf die schmale Seitenthüre des Saales zur Linken des Thrones, die sich nun geräuschlos aufthat: und herein schritt, unter atemlosem Schweigen der Versammelten, eine hoch ragende, eine majestätische Gestalt, die den Kriegern, die an der Thüre Wache hielten, bis an die Helmkämme reichte.

Ein langer, weißer Bart wallte, in zwei breite Wogen geteilt, bis auf den dreimal geknoteten Strick, der das dunkelbraune härene Gewand — die Tracht der ägyptischen Wüstenpriester — zusammenhielt. Das gewaltige Antlitz, von großartigem, aber doch mildem, von edelstem Ausdruck, war gerade auf den bleichen Imperator gerichtet: der Blick der hellblauen Augen schien bis in den Quellgrund der Seele zu dringen. So stand der gewaltige Greis vor dem Thron, ohne das Haupt zu beugen, barhäuptig, barfuß, in der Tracht eines sündigen Büßers: aber vor der Hoheit dieser Erscheinung versank der Imperator und sein Purpurthron und alle Pracht seiner Großen in nichts: alle fühlten: dieser Mann ist unerreichbar groß.

Lange hatte Julian den Blick jener Augen ertragen: aber plötzlich zuckte er zusammen und schloß sie, wie verwirrt. Nach einer Weile erst schlug er sie wieder auf und hob an: „Metropolit von Alexandria, du bist angeklagt bei mir . . .“ — „Du bist nicht mein Richter, Flavius Claudius Julianus,“ unterbrach Athanasius mit klarer, lauter Stimme — sie durchdrang den ganzen Saal, drang weit hinaus zu den Tausenden draußen auf dem Platz; und doch ward sie ohne jede Anstrengung gebraucht. „Mein Gericht ist nur ein allgemeines Konzil der Kirche. Nicht als Angeklagter, — als Ankläger steh' ich hier. Du

bist durch den Taufbund der Kirche erworben: als dein Seelenhirt sprech ich zu dir."

Julian machte eine unwillig ablehnende Bewegung: er wollte aufspringen, aber er beherrschte sich und sprach: „Wohlan, ich will dich reden lassen, Athanasius. Man soll nicht sagen, du habest nicht voll Gehör gefunden. Rede denn, soviel du willst. Aber dann ... dann rede ich."

Und Athanasius begann mit überwältigender Macht der Rede: „Nicht in Worten mit dir zu streiten bin ich hergekommen: unser Streit wird nicht durch Worte, — durch die Weltgeschichte wird er entschieden. Ich scheue sie nicht, deine dialektischen Fechtkünste: ich kenne sie und verachte sie. Ich frage nur: wer und was hat dich, als du fast noch ein Knabe warst, zum Abfall vom Glauben bewogen? — Ein Priester, der, eidbrüchig, jahrzehntelang sich als eifrigen Christen ausgab, während er die Kirche insgeheim auf das grimmigste bekämpfte. Ist das sittlich? Ist das nicht ebenso Heuchelei, wie die mancher unserer Mönche, die er dir aufgedeckt haben soll? Nicht ebenso unsittlich, wie ein wurmstichiger Papst, der später abfiel vom Glauben? Gewiß sind viele unserer Priester arge Sünder: daß die Kirche gleichwohl noch besteht, trotz der Fäulnis so vieler ihrer Glieder, — gerade das beweist ihre göttliche Gründung und Erhaltung durch Wunder. Aber nicht deine Vernunft will ich überzeugen von dem, was über alle Vernunft ist. Nein, o Julianus, nicht deinen Geist: — dein Gewissen ruf' ich an!"

„Meine Ahnung!" sprach Serapio, plötzlich hoch ernst zu sich selbst. „Jetzt, Julian, nimm dich zusammen."

„Das ist der Anwalt, den ich hier vorfinde: bald stelle ich den mitgebrachten dir vor Augen. Dein Gewissen will ich aufwecken, nicht deine Schlüsse widerlegen: — deine

unsterbliche Seele will ich retten. Deshalb bin ich hierher gereist, ein alter Mann, so weit her, mitten durch alle Verfolgungen meiner alten Feinde: der Ketzer, und meiner neuen: deiner Schmeichler. Ich komme, dich zu fragen: mit welchem Rechte kannst du es wagen, — du! — gerade du, der du so schwer gefrevelt, auch schon bevor du Christus verfolgtest, — in diesem Reiche der Römer solche Verwüstung anzurichten, — einen Glauben zu verbreiten, den andern zu verfolgen? Wie kannst du das wagen, Cäsar Julian?"

„Imperator Augustus heiß' ich und bin ich, Vermessener," rief nun Julianus, der wechselnd glutrot und leichenblaß geworden.

„Du heißest so: — du bist es nicht! Du bist der vor Gott dem Herrn tief verworfene Sünder, der die meineidige Hand — siehst du, wie du erbleichst bei diesem Worte, dem Donnerworte Meineid! — ausgestreckt hast nach dem Diadem deines Herrn: — eines bösen Herrn — aber deines Herrn nach Gottes Recht und der Menschen! Du bist der treubrüchige, der pflicht- und ehr-vergessene Mann, der dort zu Paris von einem Haufen wahnsinniger Barbaren, fahnenflüchtiger, eidvergessener Soldaten, sich mit einer Panzerkette zum Imperator krönen ließ. Dir und den Deinen flogen die Köpfe vor die Füße, ging es nach dem Rechte. Du bist kein Imperator: und du kannst es nie werden, seit Constantius starb, ohne dich anzuerkennen, und am jüngsten Tage wird der Weltenrichter sprechen: „Meineidiger Cäsar Julian, — schon um deines ungeheuren Treubruchs willen, — fahr' zur Hölle!"

Julian hatte während dieser furchtbaren Worte starke Wandelungen durchgemacht: frühere Aufwallungen des Zorns hatte er rasch niedergekämpft: aber das Wort „Meineid" war ihm ins Mark gefahren und hatte ihn

aufgejagt wie ein Feuerpfeil. Er war vom Thron aufgesprungen, er hatte den Kühnen unterbrechen wollen: aber als Serapio nun wiederholt versuchte, den fürchterlichen Redner zu hemmen, winkte er, ihn vollenden zu lassen.

Jetzt schwieg Athanasius und bohrte die wie Diamanten blitzenden Augen so tief in die seines Gegners, daß dieser verwirrt, wie bei seinem ersten Anblick, die langen, dunkeln Wimpern senkte: — freilich nur ganz kurz. Aber kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn, als er nun heiser begann, mit tonloser, mühsam die Worte bildender Stimme: „Ein anderer (— auch ein Galiläer! —) würde dir vielleicht einwenden, Priester: — „es war Notwehr, Notstand: ich hatte nur die Wahl, zu sterben oder den Eid zu brechen. Not kennt kein Gebot:" — und dieser mein Einwand wäre . . ." — „Lüge." Hoch fuhr Julian vom Thron empor: auch alle andern staunten. „Was . . . was soll das heißen?"

„Daß du **nicht** aus Todesfurcht gehandelt hast. Im Gegenteil. Du sprachst dein „Nein" zum drittenmal, als schon zwei Waffen dein Leben bedroht hatten." „Wie?" schrie nun Julian außer sich, und unwillkürlich fuhr ihm die Faust an den Gürtel, wo aber heute das Schwert fehlte. „Das **weißt** du, Priester? Du **weißt**, daß ich meine Treue mit meinem Leben besiegelt habe, — daß ich eine halbe Stunde lang dem Tod ins Auge sah mit meinem „Nein"? Und daß ich erst, als alle Gefahr vorüber, die Krieger gewähren ließ? Das **weißt** du, daß nicht Todesfurcht mich bestimmt hat, und dennoch wagst du, mich zu verdammen?"

„Gerade deshalb. Gabst du nach aus Todesangst, — so war's eine läßliche Sünde. Bist du doch kein Christ. Tausende von Christen sogar haben unter den Zangen der Folterer, aus Angst vor dem Tode, nicht standgehalten:

das schwache Fleisch gab nach: nicht alle sind zu Martyrern gefestigt: Gott der Herr wird sie gelind bestrafen: wie ich dich entschuldigen würde, hättest du aus Todesangst gefehlt und dann durch Reue, Buße, Besserung gesühnt."

Jetzt glaubte Julian den Sieg gewonnen zu haben in diesem Gedankenkampf, der ihm furchtbar viel schwerer geworden, als je einer zuvor. Jetzt richtete er sich hoch auf und, stolz herabblickend auf den Greis zu den Füßen seines Thrones, rief er mit wiedergefundener Kraft der Überzeugung und der Stimme: „Hört es, ihr Freunde, hört, ihr Römer all: — das also ist's! Das ist die hohe Sittlichkeit des Galiläers! Also aus Feigheit, aus elender Todesfurcht den Eid brechen, — das ist läßlich, das liegt in der Schwäche der erbsündigen Natur, — das hätte er begriffen und verziehen. Daß aber ein Römer, ein Feldherr und (— ich darf es sagen! —) ein Held, nachdem er dem Tode getrotzt, aus andern Gründen sich entschließt, den Eid zu brechen: das kann er nicht verstehn noch verzeihen, der Priester. Selbstverständlich! Ist er doch kein Mann, sondern ein Wunderthäter, kein Römer, sondern ein Galiläer. Vernimm' es also, wußtest du es nicht bisher: es giebt ein Vaterland, es giebt ein Reich der Römer! Dies ist des Römers höchstes Gut auf Erden: — das Römerreich zu retten (— das verloren war, wenigstens im ganzen Abendland — ganz Gallien an die Barbaren verloren, gab ich die Legionen her! —), das Römerreich zu retten, ja und, allerdings auch (— das war aber erst mein zweiter Gedanke! —), um die alten Götter wieder herzustellen, bracht' ich des Mannes höchstes Opfer dar — das seiner Ehre — brach meinen Eid und rettete das Reich." Erschöpft hielt Julianus inne.

„Und mit dieser elenden Ausflucht hast du dein Gewissen beschwichtigen können? Deine Götter! Waren sie

also auf dich angewiesen, auf deinen Eidbruch? Bedürfen sie deiner Hilfe, nicht du der ihren? So schwach sind sie? Das glaubst du selbst nicht! Eine Ausrede vor dir selbst, — eine Selbsttäuschung war diese deine „Pflicht" gegen die Götter. Und dein Eidbruch? Hat er denn deinen Göttern genützt? Nicht Eine Seele hast du für deine Göttergespinste gewonnen! Und alles, was du künstlich in diesen Jahren aufgebaut, — in kurzer Zeit wird es wieder spurlos verschwunden sein: — wie du selbst! Nicht berühme ich mich Unwürdigen, den Geist der Weissagung zu haben: dir aber sage ich, du bleicher Mann im Purpur, — wahrlich, wahrlich, wie eine Wolke wirst du vorübergehen."

„Eine Wolke birgt manchmal Blitz und Donner. Hüte dich, Bischof."

„Zerschellen wirst du und dein aberwitzig Werk an dem Fels der Kirche. Nicht die Pforten der Hölle werden sie überwältigen, geschweige ein witzelnder Rhetor. „Aber das Reich," sagst du! Dich rief das Reich. Ich frage dein Gewissen: Wie? Ist das deine Sittenlehre? Heiligt dir der Zweck das Mittel, das Wohl des Vaterlands rechtfertigt es den Eidbruch? Wahrlich, nicht nur die Kirche, auch fromme Heiden — denn es giebt solche, die ich hoch achte — verwerfen solche Frevellehre mit Abscheu. Aber du, — du bist ja gar kein frommer Heide! Sondern auf Eines läuft alles bei dir hinaus: „das Genie — das heißt Julian! — steht über den Gesetzen der Sittlichkeit, wie sie gewöhnliche Sterbliche verpflichten." Siehst du, wie du zuckst? Das traf wie das Wort „Meineid"! Denn es ist die Wahrheit! Solche Überhebung aber ist — der frevelhafteste Gipfel sündhafter Selbstsucht! Jeden andern hättest du verurteilt, der den Eid der Treue brach: — du selbst wolltest ihn wacker halten, auch unter höchster Todes-

gefahr, — ich lob' es — bis dir plötzlich einfiel: „ei, ich bin ja Julian, der Geistreiche, der Unvergleichliche, der Liebling der Götter, bin ja nicht jener Magnentius oder Silvanus, den ich verurteilte: — oder mein eigner Bruder, dessen Thun ich scharf verwarf: Ich darf thun, was kein andrer dürfte." Ein frommer Heide hätte gesagt: „mögen das Reich die Götter retten: sie können es, wenn sie wollen: ich rette meine Treue, mein Gewissen: mein Leben für das Reich, aber nicht meine Ehre." — „Du aber — du sahst vor allem dies Menschlein da, diesen Julian, der Diadem und Purpurmantel trug: — du sahst nur dein Bild im letzten Grund deiner Seele. Das war dein erster Gedanke."

Da fuhr Julian zusammen: er wankte, er griff nach der Lehne des Throns.

„Die einfache Mannespflicht band dich nicht genug: für Julian mußte Besonderes gelten: Du sahst in jener Stunde der Gefahren wie in einen dunkeln langen schmalen Gang: da, am Ende des Dunkels tauchte dir plötzlich strahlend auf — deine eigene Gestalt im Purpur: — und du vergaßest alles und griffst rasch nach dem Purpur. Und du brachst deinen Eid!" fuhr der Furchtbare unerbittlich, einen Schritt näher tretend, fort: „nicht aus menschlich verzeihlicher Todesangst, aber auch nicht — vor allem — wie du dir vorlügst, aus Liebe zu dem Reich und deinen Göttern, sondern weil du, — eben du! — der herrliche Julianus, deren Retter sein solltest. Hätte ein anderer damals, das Reich zu retten, sich empört, — du hättest deinen Eid gehalten und ihn bekämpft für Constantius. Aber du! Dich wähnst du berufen zu allem Höchsten: — diesem Rufe — dem Tubaruf der Ruhmsucht! — folgst du, auch wenn er zum Verbrechen lockt. Du bist treulos, ehrlos, meineidig, eidbrüchig

geworden, o Julian, — nicht um Roms, nicht um der Götter willen: — aus dem tiefsten Kern deines Wesens heraus: und der ist: — grenzenlose Eitelkeit."

Da stöhnte Julian ganz leise: — er wollte sich ermannen: — aber er brach in sich zusammen: — schwer sank ihm das Haupt vornüber auf die Brust: dabei fiel das goldne Diadem von seiner Stirn und klirrte, dreimal auf den Stufen des Thrones aufschlagend, zuletzt mit hellem Schall auf den Marmorestrich: — Jovian bückte sich rasch, hob es auf und reichte es ihm hin: — der aber wies es mit der Hand zurück: „behalt es, Jovian! Es war ein Omen," flüsterte er leis.

„Auf, Imperator!" mahnte Serapio leise, ihn an der Schulter emporrichtend, „ermanne dich. Und straf' den Priester Lügen."

„Ich kann nicht, Freund! — Ach er spricht wahr! — Ich sah — zuerst — gemäß meinem Traum — mich, mich selbst, mein bediademtes Haupt! Ja, — das, — das hat mich entschieden."

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen: „Seht — er wankt! Er schweigt: — er muß verstummen: — er fühlt sich schuldig." Diese Worte drangen bis zu Serapio und Jovian: Beide fuhren auf. Und jener begann: „Nicht also, Römer! Ihr seht es ja, der Imperator ist plötzlich erkrankt." „Kein Wunder," fuhr Jovianus fort. „In dem gerechten Zorn über solche Beschuldigung." „Wie willst du denn wissen und abwägen," sprach Serapio, „du seelenkundiger Priester, — hat er dir Beichte darüber abgelegt? — wie schwer in jenem Entschluß die Sorge für das Reich, wie schwer die Rücksicht auf den eignen Ruhm — nicht auf das Leben! — wog? Freilich gehört dazu nicht bloß die Erkenntnis: „Gallien, das Abendland ist verloren, — geb' ich nach" (— glaub es nur, Priester,

glaubt es, ihr römischen Männer, mir, dem Franken, ich verstehe mich d'rauf: Gallien war verloren, verloren an mein Volk, gab Julianus nach! —): Sondern dazu mußte treten das Selbstvertrauen: „und ich, ich bin der einzige, der es retten kann." Wohlan, hat er es nicht — für diesmal noch — gerettet? Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt." „Jawohl," fiel Jovianus ein. „Seine Schuld, — war Schuld dabei, — ist solcher Helden-Ehrgeiz Schuld: — sie ist gesühnt. Das Urteil Gottes hat entschieden: sonst hätte ich ihm nicht gedient. Gott hat in seiner That kein Verbrechen gesehen." „Glaubst du?" fragte Athanasius drohend. „Nein, junger Krieger. Gott hat anders, hat gegen den Meineidigen entschieden. Er hatte ja Gott einen Bürgen gestellt, eine Geisel für seinen Eid. Wohlan, Gott hat für ihn, den Hauptschuldner, die Strafe noch aufgespart — auf kurze, kurze Zeit! — Gott hat sich an den Bürgen gehalten. — Hast du vergessen, unseliger Sohn, als du nach dem blutigen Purpur griffest, wie dein Treueid gelautet hatte? So ganz hat dich die eitle Gier dahingerissen, daß du alles vergaßest: — auch die eigne Mutter?"

Julian fuhr auf, beide Arme kurz erhebend.

„Du schwurst Treue bei den Augen deiner Mutter: — brächst du die Treue, solle sie erblinden. Wohlan, sie ist erblindet. Und diesen Anwalt hab' ich mitgebracht." Bei diesen Worten rauschte der Vorhang des Seitengemaches und, geführt von einem Mönchlein, tastete eine hohe Gestalt in grauem Büßerkleid, eine immer noch schöne Greisin, auf langen schwarzen Stab gelehnt, sich in den Saal.

„Mutter! Mutter!" schrie Julian außer sich, stürzte die Stufen des Thrones hinab und eilte, beide Hände vorgestreckt, auf sie zu.

„Zurück! Hinweg von mir. Rühr' mich nicht an, Julian Apóstăta! Du bist nicht mehr mein Kind, du Ausgestoßener! Um deines Eidbruches willen hat mich Gott geblendet! Und welchen Frevel ludest du, nachdem du dich in deinen frevelhaften Purpur gehüllt, noch auf dies Haupt! Du Verleugner Christi, deines Herrn, du, abtrünnig von Gott und den Heiligen im Himmel, abtrünnig von Eid und Treuepflicht auf Erden, abtrünnig von dem heiligen Taufbund, abtrünnig von Mutter und Schwester, ein Verfolger der Gerechten, ein Beförderer aller heidnischen Greuel, Julian Apóstăta, nimm deiner Mutter, der geblendeten ..."

„Halt, Frau," rief gebieterisch Athanasius, ihren drohend erhobenen Arm herunterreißend. „Nicht also. Nicht ihn zu verfluchen führt' ich dich hierher. Ausstoßen mußte ihn, — mit schwerem Herzen! — seine geistliche Mutter: die Kirche — bis er sich gebessert. Du aber, Weib, das ihn geboren, du sollst ihn nicht verfluchen: — retten sollst du ihn, ihm seine arme Seele zurückreißen von der Schwelle der Verdammnis. Deshalb, — nicht, um hier ein Schauspiel aufzuführen! — aus Erbarmen mit seiner unsterblichen Seele, hab' ich dich hierhergebracht. Versuche, was du vermagst über deinen Sohn, alte, bejammernswerte Frau."

Julian war inzwischen von seinen beiden Freunden wieder die Stufen auf den Thron hinaufgeleitet worden. „Meine Mutter!" stöhnte er, „blind! Geblendet ... aber nicht von Constantius. Die wunderbaren Augen erloschen! Seht, wie sie nun so bleiern aussehen! Wie sie ins Leere stieren! Mich, ach mich suchen sie."

„Es sei," begann die Greisin. „Auch das noch! Ich will's — für ihn — versuchen. — Führe mich, führe mich näher zu ihm hin, Johannes: — wo — wo sitzt er auf dem angemaßten Thron? — Mein liebes Söhnlein,

gedenkst du noch der ersten Jahre, der Jahre der Kindheit — vor jener Mordnacht? Du warst mein Liebling aus den dreien. Und du — du konntest nicht einschlafen, hatte dich die Mutter nicht gesegnet: — zum Abschied küßtest du mir immer beide Augen. Oh Julian, — glaube mir, — du findest von heute an keine Stunde ruhigen Schlummers mehr, bevor dich die Mutter wieder gesegnet hat. O, wie viel lieber segnet als verflucht sie! O mein Sohn, mein Sohn, rette deine Seele! Noch ist's nicht zu spät. Dieser heilige Mann sagt, Gottes Barmherzigkeit ist so unendlich, daß sie auch dir — auch jetzt noch! — verzeihen kann. Ich verlange nicht, daß du diesen Purpur ablegst, der dir ja so teuer scheint: — teurer, als der Mutter Augenlicht. Behalt' ihn! Kannst du doch nur auf dem Thron gut machen, was du auf dem Thron angerichtet. Sprich nur einmal hier vor mir: „Herr, mein Gott im Himmel, vergieb mir meine große Schuld um Jesu Christi willen, deines Sohnes, der auch für mich am Kreuze starb."

„Mutter — Mutter — alles was du willst, — nur nicht das Unmögliche. Ich kann nicht glauben an den Christengott."

„So? du kannst nicht?" rief die Greisin, plötzlich wieder in den vorigen Zorn zurückfallend. „Du kannst noch immer nicht? Und hat er denn nicht vor deinen Augen seine Wundermacht bewährt an meinen Augen? Nicht vom vielen Weinen, wie Philippus warnte, sind sie erloschen (— nur um deine Sündenschuld, deine Greuel, hab' ich freilich geweint Tage und Nächte lang all' diese Zeit! und auch so, daher, wären sie um deine Schuld erloschen —), nein, Gott der Herr hat sie ausgelöscht um deines Eidbruches willen. Du schwurst bei ihrem Glanz, du brachst den Schwur: — ihr Glanz erlosch. Und du willst noch nicht glauben?" — „Ich kann nicht, Mutter!"

— „Du kannst nicht? Nicht nach diesem greifbaren Wunder? Ah, so ist es denn wahr, das Fürchterliche, das Grauenhafte, das im Volk der Gläubigen über dich geflüstert wird, so laut, daß es sogar bis zu mir, der unseligen Mutter, drang?“

Sie riß sich plötzlich los von des Johannes Arm, machte ein paar Schritte in der Richtung, woher seine Stimme scholl, stand jetzt dicht vor dem Thron und hob drohend den schwarzen Stab. Ihre Züge verzerrten sich so furchtbar, ihre Lippen zuckten so krampfhaft, daß alle Anwesenden sich entsetzten: „ein Gott spricht aus ihr!“ murmelten gar viele.

„Was, Mutter, was für ein Gerede?“

„Kein Gerede! Oh ich fühl' es jetzt — fühl' es mit Schaudern in dem Leibe, der dich getragen hat, — wie es sich in mir windet! — es ist wahr, wahr! Oh ich Unselige! Hör' es, Athanasius, du frommer, hört es, all' ihr tapfern und weisen Männer des Römerreichs! Wohl hat ihn dieser Leib geboren: — aber sein Vater war nicht mein edler Gatte Julius.“

Ein Ruf des Grauens dröhnte durch den Saal.

Julian sprang auf: „Mutter! — Mutter! — Schände nicht dich selbst!“ Aber diese fuhr fort: „Nein, . . . in meines Gatten Gestalt . . . umfing mich . . . im Dunkel der Nacht . . . ein anderer: — Satanas, der König der Hölle, hat mir diesen Dämon gezeugt. Diene ihm nicht, du Volk von Rom, du dienst in ihm der Hölle!“

Da schrillten zwei ungeheure Schreie durch die weite Halle.

Die Mutter brach in ein laut schallendes, nicht endendes Lachen aus, schlug um sich mit Händen und Füßen: Schaum trat ihr vor den Mund. Athanasius sprang hinzu: „sie ist von Dämonen besessen. Tobsucht nennen's die Ärzte.

Hinweg mit ihr.“ Gleichzeitig aber war Julian empor- geschnellt vom Stuhle mit einem gräßlichen Schrei. Er warf das Haupt in den Nacken, ballte die beiden Fäuste, schlug nieder vor dem Thron und rollte in Zuckungen und Verzerrungen die Stufen hinab.

Die Freunde, die Höflinge bemühten sich um ihn, sein Arzt Oribasius beugte sich über ihn: „es ist ein Krampf- anfall,“ sprach der; „es faßt ihn manchmal so: tragt ihn zu Bett.“

Einstweilen hatte sich der weite Marmorsaal geleert und der Platz vor dem Palaste. Mit allen Zeichen des Entsetzens, schreiend, weinend, händeringend, untereinander und mit den nächsten redend, verkündeten die Zeugen die grauenhaften Geschicke des Sohnes und der Mutter. Dieser Tag hat viele Wurzeln der Liebe zu Julian ausgerissen in dem Herzen seines Volkes. Und er selbst hat sich im Innersten nie mehr ganz erholt von diesem Donnerstreich.

XXXIII.

Nachdem Serapio den Freund in den Händen des Arztes und der Diener sah, wandte er sich und schaute Athanasius nach, der, umwogt von den Christen, denen sich, erschüttert, gar viele Heiden anschlossen, von dem Bischof in dessen Haus geleitet wurde.

„Sein Zug ist ein Triumphzug, ohne Zweifel,“ sprach der Germane zu sich selbst. „Hm,“ grollte er, „soll dieser Vorkämpfer der Kirche denn mit so ganz unbestrittnem Siege, so ganz unverwundet aus dem Streitfelde ziehen? Nein, das soll er nicht.“ Er eilte dem Bischof nach,

schloß sich dem großen Haufen der Frommen an, die sich an des Greises Schritte hefteten, sein Gewand zu küssen trachteten, sich vor ihm auf die Knie warfen und um seinen Segen baten, den er abermals, ohne müde zu werden, unablässig spendete.

Der starke Franke drängte sich durch die Menge und schaffte ihm Raum, so daß er die Thüre des Bischofshauses leichter erreichen konnte. „Ich danke dir, mein Sohn," sprach die herzbezwingende Stimme. „Du bist von dem blonden Volke der Germanen, nicht? Ich sah viele von euch zu Trier. Wartet nur: auch in eure dunkeln Wälder wird die Botschaft des Heils dringen: auch ihr werdet glauben. Denn es wird Ein Hirt und Eine Herde sein."

„Ich habe starke Zweifel. — Darf ich Eine Frage stellen?" — „Gern, mein Sohn." — „Wie kommt es wohl, daß die letzten Worte eures Gottes am Kreuze lauteten: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Oder gar, wie es in dem Evangelium des Petrus heißt: „warum hast du mich zu Schanden werden lassen?" Ohne Besinnen erwiderte der Bischof: „Bedenke, lieber Sohn, daß in diesem Augenblick der Herr die Sündenlast der ganzen Menschheit trug. Wie furchtbar mußte er die Sündenschuld empfinden!" — „Ohne je eine Sünde begangen zu haben?" — „Gewiß." — „Genügt dir, großer Athanasius, diese Erklärung?" — „Vollauf: denn es giebt keine andere." — „Vielleicht doch! Und ist er wiedergekehrt! wie er verhieß, vor einem Menschenalter nach seinem Tode? — Ich, oh Athanasius, werde nicht mit geweidet werden in jener großen Herde."

Schwer war der Schlag, vielmehr die Reihe von Schlägen, die den Erneuerer der Götter hier in Circesium

getroffen. Sein heller Geist hatte sich einen Augenblick verdüstert unter dem Abfall, dem Fluch, dem grausen Geschick seiner Nächsten, unter der zermalmenden Verurteilung durch diesen in den tiefsten Seelengrund schauenden Priester: der Glaube an seinen Stern, an die besondere Gunst der Götter war tief erschüttert. Aber die Jugendkraft des Zweiunddreißigjährigen überwand doch noch einmal die harte Anfechtung: im Frieden der Muße zu Byzanz hätte vielleicht der Schmerz um das Verlorene, der Zweifel im Gewissen, das verzagende Grübeln obgesiegt: aber das erste, was den Zusammengebrochnen aus seiner ohnmachtähnlichen Betäubung weckte, das war — der Trompetenschall eines Reitergeschwaders, das an seinem Palast vorbeizog.

„Die Tuba!“ rief er und sprang von dem Lager auf — „die Tuba ruft mich: wie damals zu Paris. Das Heer verlangt nach seinem Feldherrn: — es soll ihn nicht vergebens rufen.“

Und so war es das Mächtigste und zugleich das Edelste, was in dieser Seele Gewalt hatte: — die Begeisterung für das Vaterland, für den römischen Ruhm, die römische Heldenschaft war es, was den Schwergetroffnen noch einmal aufrichtete: die Fülle kriegerischer Arbeit, der Ernst kriegerischer Pflichten ließ ihm gar nicht Zeit, seinem Schmerz, seinem Zorn, seinen Zweifeln, seiner Demütigung sich hinzugeben.

Athanasius ward nach Alexandria entlassen, die Untersuchung wegen der früher erhobnen Anklagen eingestellt, der Antrag des Lysias, wegen des Auftretens in Circesium gegen ihn die Klage wegen »laesa majestas« zu erheben, heftig abgewiesen.

Freilich hätte schon die Nichtanerkennung der Imperatorschaft ein Todesurteil gerechtfertigt. Aber statt dessen empfing der Metropolit von Ägypten auf seine Bitte die

Erlaubnis, die Mutter Julians mit in seine Krankenstiftung nach Alexandria nehmen zu dürfen, da sie unter allen Menschen nur ihn erkannte und die Heilung durch seine Einwirkung noch am meisten Wahrscheinlichkeit versprach.

Juliana ward auf des zürnenden Herrschers Befehl in eine jener von ihm gegründeten oder erneuten Planzschulen für Priesterinnen gebracht, in einen Tempel der Vestalinnen zu Kale, einer Vorstadt von Circesium, dessen Vestadienst unter Leitung einer ehrwürdigen Matrone, Kallixena, schon lange hohen Ruhmes genoß.

Julian hatte sich für die Bethörte ein Probejahr vorgesteckt: blieb sie nach Ablauf dieser Frist, unerachtet der günstigsten Einwirkungen des „Hellenismus", standhaft bei dem neuen Glauben Jovians, so hatte die zärtliche Liebe des Bruders bereits beschlossen, das eigensinnige Paar gleichwohl zu vereinen: das Gelübde der Ehelosigkeit wollte er durch einen Machtspruch aufheben. Nur kurzer Frist hatte es bedurft, bis Julians Herzensgüte über seinen Zorn und Serapios Fürsprache über die Verhetzungen des Lysias auch hierin den Sieg davongetragen hatten. Aber die Schwester noch einmal zu sehen, wie sie bat, — das konnte sich der Tiefverwundete noch nicht abgewinnen.

Auch die Bitte des Johannes, die kranke Mutter nach Alexandria begleiten zu dürfen, ward kurzweg abgeschlagen. Der Augustus war heftig erbittert über das vielgeschäftige Mönchlein, dessen Hin- und Wiederwandern zwischen dem Gewaltigen von Alexandria, Mutter, Schwester und Jovian er einen großen Teil der Schuld an deren Abfall und an dem ganzen Unglück zuschrieb. So ward Johannes auf Julians Befehl in dem zu Circesium befindlichen Kloster eingebannt auf Lebenszeit. „Er soll mir nicht mehr hin und wieder huschen, dieser Apostel des Unheils," grollte der Imperator.

XXXIV.

Nach wenigen Tagen hatte sich der Erschütterte so weit erholt, daß er das Heer weiter zu führen vermochte: — nun in Feindesland. Denn die Grenze zwischen dem Römerreich und dem Persischen bildete der Fluß Chaboras oder Araxes, der hier, bei Circesium, von Norden her in den Euphrat mündet. Alter römischer Kriegsbrauch verlangte bei dem Überschreiten der Grenze ein Geldgeschenk und eine Ansprache des Feldherrn an das Heer: Julian spendete freigebig jedem Krieger einhundertdreißig Silberstücke, war aber auch nicht der Mann, solche Gelegenheit zu einer Rede zu versäumen! Er ritt mit seinem Gefolge die Reihen der auf dem römischen Ufer aufgestellten Krieger entlang, hielt dann an der Brücke, brachte hier den Grenzgöttern Roms ein Opfer dar und redete den zu ihm berufenen Führern eine Rede, von welcher die Wahrheit der Empfindung, die Glut der Begeisterung die sonst von ihm so übertriebene Künstelei fernhielt. Er sprach von dem alten Ruhm der römischen Adler, die er gleich von Anfang an Stelle des constantinischen Labarum den Legionen wiedergegeben habe, von der uralten Feindschaft der Parther, von dem neuerlichen Übermut der Perser. Er schloß mit den Worten: „Sieg und Beute kann ich euch nicht versprechen: — beide gewähren nur die unsterblichen Götter, die den Himmel, den weiten, bewohnen. Aber als ihr Vorkämpfer zieh' ich in diesen Krieg. Und Eines sollt ihr wissen: heute, bei dem ersten Strahl des Morgenlichts, hab' ich ein Gelübde gethan wie die großen Ahnen: Curius, Mucius, Decius: ich habe mich selbst den Göttern als Opfer dargebracht für den Sieg Roms: sie sollen Rom den Sieg geben und dafür mein Leben nehmen.

Denn das sollt ihr erkennen in des Geistes und Herzens Empfindung: nur als Sieger oder als Leiche führt ihr Julian aus Persien zurück. Nun folgt mir in den Sieg oder in den Tod."

Damit sprengte er, allen voran, bei schmetterndem Trompetenschall über die Brücke.

Da ward der Jubel groß unter seinen Treuen, zumal den Germanen und den Kelten: hoch hoben sie die Schilde grüßend über die Helmkämme und riefen: „Nichts fürchten wir unter einem Feldherrn, der auch im Kampf und im Ertragen mehr leistet als wir selbst." Mit begeistertem Zuruf folgte ihm das Heer: sowie der letzte Mann auf persischem Boden stand, befahl der Feldherr: „Halt! Kehrt!" Vor den Augen des ganzen Heeres stand die Brücke in Flammen. „Ihr seht, meine Freunde, die Flucht ist euch abgeschnitten. Ihr müßt vorwärts, müßt siegen. Rückwärts weichen führt euch in das Grab dieser Wellen."

Jedoch hatte der Vorsichtige, schon um den Nachschub von Kriegern und Vorräten zu sichern, die Besatzung von Circesium auf zehntausend Mann erhöht und die Befestigungen verstärkt.

Eine Stunde nach diesen Vorgängen erreichte ihn, durch Eilboten aus Circesium nachgesandt, auf dem Marsch ein siebenfach versiegeltes Schreiben aus Rom. Er hatte die sibyllinischen Bücher im dortigen Tempel der Vesta über das gegen die Perser geplante Unternehmen befragen lassen: jetzt erst kam die Antwort, sie lautete: „er möge ja dies Jahr die Grenze seines Reiches nicht überschreiten!" Er erbleichte: dann zerriß er den Papyrus in ganz kleine Stücke, auf daß niemand im Heere von der Warnung vernehmen sollte.

Von dem Überschreiten der Grenze an hielt das Heer genau die von dem Feldherrn vorgeschriebene Zugordnung ein: bisher zwar hatte man keinen Feind gesehen: aber jetzt war jeden Augenblick der Überfall der gefürchteten parthischen Reiter zu erwarten, die den Legionen in den besten Zeiten Roms so manche blutige Niederlage beigebracht hatten.

Vor allem trug der Feldherr dafür Sorge, daß nicht, wie in früheren Fällen, die Schwerbeweglichkeit des Zuges, zumal die Hemmung durch die Gepäckwagen, den Legionen verderblich werden konnte: er ließ die einzelnen Abteilungen solche Zwischenräume halten, daß die Länge des ganzen Zuges, der doch nur fünfunddreißigtausend Helme zählte, zehn römische Meilen — vier Stunden — betrug.

Die Mitte bildete der Kern des Fußvolks unter dem alten Severus, auf dem rechten Flügel befehligte der Franke Nevitta eine Heersäule von mehreren Legionen, die, entlang dem Euphrat, meist in Augenweite von der zu Thal segelnden Flotte, zog. Den linken meist bedrohten Flügel bildete Reiterei, größtenteils Germanen, unter Serapio. Die Nachhut befehligte der Alamanne Dagalaif.

Das Gepäck ward unter sehr starker Bedeckung nachgeführt: — denn für dieses war, abgesehen von dem Heere der Perser, ganz besonders die Raubsucht der arabischen Reiterhorden aus den benachbarten Wüsten und der Sapor unterworfenen oder verbündeten Saracenen zu fürchten. Hier bei dem Gepäck ward auch mitgeführt die große und mannigfaltige Menge verschiedenartiger Belagerungswerkzeuge, auf die der Feldherr für diesen Krieg ganz besonderen Wert legte.

Der Unermüdliche hatte in mancher Nachtstunde, wann er sich in Maximus müde geforscht, durch Abwechslung Erholung suchend, über allerlei Verbesserungen der alt her-

gebrachten Geschütze und Geschosse nachgesonnen; und einzelne der von ihm eingeführten Neuerungen an Ballist, Skorpion oder „Wildesel“ (— Onager —), Widder, Katapult und „Hämmerlein“ (malleolus) — eine Art von hohlen Brandpfeilen — wurden von den römischen Heeren dauernd beibehalten, noch lange nach dem Tode des sinnreichen Erfinders.

Jovian erhielt, seinem Wunsche gemäß, die ehrenvolle, aber höchst gefährliche Aufgabe, mit einer Schar von fünfzehnhundert Reitern — zum Teil Germanen, denen Fußkämpfer beigemischt waren — den Aufklärungs- und Sicherungsdienst für das ganze Heer zu übernehmen; das heißt also unausgesetzt die Vorhut zu bilden, jedoch auch die linke Flanke (— die rechte deckten der Euphrat und die Flotte —) und die Nachhut in weiten Ringen zu umkreisen und jedes verdächtige Zeichen pfeilschnell zu melden: in einem Feldzug in Asien — gegen parthische und arabische Reiter — wichtiger und schwieriger als bei Kriegführung gegen irgend andre Feinde.

Julians von der alten Imperatorensitte hergebrachte Stelle im Zuge wäre die sicherste von allen gewesen: die an der Spitze des Fußvolks in der Mitte. Allein sein Feuereifer duldete ihn hier nie lang: vielmehr begab er sich an der Spitze seiner berittenen Leibwächter bald an die Spitze, bald an den Schluß, auch wohl an die Flanken des Zuges, wo immer sein Eingreifen erwünscht schien.

Von Circesium an führte der Weg nach Südosten auf dem linken Euphratufer stromabwärts durch eine weite, unfruchtbare, dürre Ebene, einen Teil der arabischen Wüste, darin nur Horden zeltender Araber — »Arabes scenitae« — schweiften. Das Land war durchaus flach, so flach

wie der Spiegel eines Meeres; fast nur Wermutbüsche bedeckten den sandigen Boden, aber auch andres Strauchwerk, das etwa kärglich gedieh, nahm von dem starken Salzgehalt des Grundes einen bittern, scharfen Geschmack an.

In der baumlosen Öde trieben sich bloß Antilopen und Wildesel um: oft sah man in der Ferne am Saume des Horizonts seltsame Gestalten sturmgeschwind dahin jagen wie fliehend Gewölk: es waren eilige Trappen und pfeilschnell laufende Strauße: durch Androhung schwerster Strafen nur vermochte der Feldherr die Jagdlust seiner Germanen zu zügeln, die gar oft Reih und Glied verließen, solch nie gesehen abenteuerlich Wild zu verfolgen. Ja, als nach zwei Tagemärschen bei der von den Einwohnern fast völlig verlassenen Stadt Dura Rudel aufgescheuchter Hirsche sich auf der Flucht vor den Verfolgern in den Euphrat warfen, ließen sich Bataver und Friesen nicht abhalten, nachschwimmend die raschen und starken Tiere einzuholen und sie dem Feldherrn lebend als Geschenk zu bringen. Die wenigen in Dura Zurückgebliebenen zogen den Feinden mit Palmzweigen in den Händen entgegen, und für den Imperator brachten sie ein befremdliches Ehrengeschenk: einen furchtbaren Löwen, die Pranken mit dicken Tauen gefesselt.

Nachdem Julian mit seinen Feldherren das Ungeheuer angestaunt, befahl er, auf die Bitten des „Kleeblatts“ und Sigibrands, des Theologen, vor einer Reihe seiner Germanen die Seile zu durchschneiden. Es geschah. Der Löwe stemmte das entfesselte Haupt gegen die Erde, erhob ein furchtbar Gebrüll, sträubte die Mähne, peitschte die Flanken mit dem Schweif, kauerte nieder und sprang dann in gewaltigem Satz gegen die Krieger: augenblicklich brach er, von ihren fünf Wurfspeeren durchbohrt, tot zur Erde. Die etruskischen Zeichendeuter Julians liefen erschrocken

herbei, — zu spät wollten sie abmahnen. Denn das Zeichen bedeute: „ein großer Herrscher, der angreife, werde fallen." „Bah," meinte Julian, „Sapor griff zuerst an: ich verteidige mich nur durch den Angriff." Serapio aber lachte. „Schade, daß ich nicht aber- oder göttergläubisch bin." — „Weshalb?" — „Ich könnte das Zeichen so deuten: Germanen, die treu zusammenstehen, bezwingen den stärksten Feind."

Auch der folgende Tag, — der siebente April, — brachte ein „Göttervorzeichen".

Gegen Sonnenuntergang nahte auf raschen Schwingen des Westwinds ein heftiges, kurzes Gewitter. Der einzige Blitz streifte, ohne ihn zu schädigen, einen Troßknecht, der zwei Pferde aus der Tränke führte. Der Mann hieß Jovianus. Daß das Omen nicht dem Troßbuben gelte, sondern dem Magister Militum, und daß es für ihn eine Erhöhung durch die Gunst der Götter bedeute, darüber waren alle Haruspices im Lager einig. Im übrigen stritten sie, ob es für Julians Kriegszug ein „Warnblitz" oder ein „Zustimmungsblitz" sei. Sein Freund Jovianus sprach mißbilligend: „es beweist nur, wie Christi Gnade waltet." „Und ich meine," schloß Serapio, „es beweist, daß nicht alle Blitzschläge töten."

So abergläubisch der Mystiker auf alle Zeichen und Omina achtete, zuweilen überwog doch seine Freude am Witz, zumal, wann es galt, die Seinen vor Entmutigung zu schützen. Bei dem Aufbruch von Dura mußte ihm ein anderes Pferd vorgeführt werden: — der treue „Argos", Eusebias Geschenk, bedurfte nach der Überanstrengung dieser Tage für einige Zeit der Schonung. Als nun der

stattliche Brandscheckhengst vorgeführt ward, ein Beutestück von Dura, reich aufgezäumt, mit goldenen Zierscheiben und mit Edelsteinen und Perlen an Zügel, Sattel und Bügeln geschmückt, fragte Julian, wie man das schöne Tier genannt habe? „Persia,“ antwortete Hippokrenikos, der es am Zaume hielt. Sowie aber der Imperator heranschritt, aufzusteigen, scheute das Pferd vor einer blitzenden Waffe, riß sich los, rannte ein paar Schritte dahin, stürzte und schlug, zitternd vor Schreck, um sich, Gold und Edelsteine weithin verstreuend. „Ein böses Zeichen,“ murmelten die Römer. „Nein, gar nicht!“ lachte Julian. „Ihr seht ja: zitternd liegt mir die gestürzte Persia zu Füßen, all' ihre Schätze verlierend.“

In der folgenden Nacht ward das ruhende Heer von einem Stoßsturm aus Nordosten überfallen, der den losen Sand der Wüste haushoch aufwirbelte und gar viele der schweren Lederzelte auf die Schläfer niederwarf.

XXXV.

Endlich erreichte man, vier Tage nach dem Aufbruch von Dura, — näher am Euphrat — wieder fruchtbares Land. Die Stadt Anatha, auf einer Insel des mächtigen Stroms gelegen, durch Befestigungen auch auf dem linken Ufer geschützt, machte Miene, den Weiterzug des Heeres zu sperren: allein als die Kriegsschiffe drohend heranbrausten, erschraken die assyrischen und arabischen Bewohner und baten, indem sie als Zeichen der Unterwerfung einen bekränzten Stier übersendeten, um Schonung. Hier wurden Römer befreit, die vor vielen Jahrzehnten in Gefangen-

schaft geraten waren: sie dankten Julian und Mars dem Befreier.

Erst jetzt, bei dem tiefern Eindringen in den Südosten, stieß das Heer auf Widerstand: die Perser wollten wenigstens ihre reiche Provinz Assyria verteidigen.

Denn die List Julians war vollständig gelungen: der Großkönig hatte, getäuscht durch seine getäuschten Kundschafter, all seine ungezählten Scharen gen Norden, an den Tigris, entsendet, den allein er gefährdet glaubte. So war es gekommen, daß die Römer ohne Schwertschlag so tief in sein Reich eindringen konnten bis hundertzwanzig Stunden von Circesium. Die Verteidiger machten sich im freien Feld erst spürbar bei der alten Wallmauer von Makeprakta, die weiland die Könige der Assyrer zum Schutz ihrer Grenzlande gegen die Einfälle der Meder errichtet hatten: sie lag längst in Trümmern.

Durch Eilboten hatte Sapor seine nach Norden entsendeten Heere zum größten Teil zurückbefohlen. Nun endlich waren der persische Kronfeldherr, „der Surenas“, und Malek Rodosakes, der Emir der Araber des Stammes Ghasan, an dem Euphrat eingetroffen.

Jedoch wagten sie, trotz ihrer starken Übermacht, keine Schlacht: sie begnügten sich, den Zug des Römerheeres überall mit ihren ungezählten leichten Reitern zu umschwärmen, wie die Geier der Wüste den einsamen Wanderer, jeden Zurückgebliebenen abzufangen, auch gelegentlich eine kleine Abteilung anzufallen.

Als bei einem solchen Anlaß Fahrlässigkeit und Feigheit drei Geschwadern thessalischer Reiter eine arge Schlappe zuzogen, — sie ließen sich von den parthischen berittenen Bogenschützen des Surenas überfallen und eine Standarte abnehmen, — da ließ Julian, der auf die Meldung hin selbst, von der Tafel aufspringend, herbeigejagt war, die

Angreifer zu vertreiben, die ganze Strenge altrömischen Kriegsrechts walten. Die beiden schuldigen Tribuni wurden aus dem Heere gestoßen, zehn der feigsten Reiter hingerichtet, alle aber, nachdem man ihnen die Pferde und die Speere abgenommen, zur Strafe zu dem beschwerlichen und minder rühmlichen Troßdienst bei dem Gepäck verurteilt.

Kleinere Städte, wie Thilutha und Achaiachala, und unbedeutende Burgen ließ der Zug als ungefährlich an dem Weg liegen, andere Städte wie Baraxmalcha, Diakira, Pazogardana fand man geräumt und verlassen.

Wirksamer noch als ihre parthischen und saracenischen Reiter riefen die Feinde gegen die Eindringlinge ihre Ströme zu Hilfe. Sie durchstachen bei der Annäherung der Römer die Deiche, welche die zahlreichen Kanäle zwischen Euphrat und Tigris verbanden und deren Bewässerungen das Land seine überschwengliche Fruchtbarkeit verdankte, so daß Weizen und Gerste hier das dreihundertfache der Aussaat trugen. Jetzt verwandelten die Assyrer ihr reiches Land in einen See: die Wasser der Kanäle überfluteten alle Straßen und machten sie ungangbar; wiederholt drang nachts die plötzlich bewirkte Überschwemmung in das römische Lager, Mann und Roß ertränkend.

Allein Julians findiger Geist und die unermüdliche Anhänglichkeit der ihm blind vertrauenden Legionen überwanden alle Schwierigkeiten: zu vielen Tausenden wurden die herrlichen Palmen gefällt, die den Reichtum wie den Schmuck der Landschaft bildeten: zählten doch die dankbaren Assyrer der Verwendungen dreihundertfünfundsechzig auf, — „so viele als Tage im Jahr" — zu denen Stamm, Zweige, Blätter, Saft und Frucht der „göttlichen" Palme

ihnen dienten. Ganze Wälder dieser Bäume wurden nun gefällt, die unterbrochnen Straßen auszuflicken, die Dämme zu ersetzen, kleinere Kanäle zu überbrücken, Flöße zusammenzufügen, auf denen breitere Wasserläufe überschritten wurden. Julians Erfindung war es, das Schwimmen dieses Gezimmers durch lufterfüllte Schweinsblasen und Schläuche auch bei schwerer Belastung zu sichern. Er selbst schwang so eifrig Axt und Schaufel, daß die des Schreibrohres gewohnte Hand bald schmerzende Schwielen trug. Sein Purpur bleichte, so oft ward er bei der Arbeit von dem spritzenden Wasser durchnäßt.

Eine Erholung schien es den Legionen, als sie, nach Überwindung dieser Schwierigkeiten, endlich Kriegsarbeit zu thun bekamen. Den Weg nach Ktesiphon, der Hauptstadt des Großkönigs, sperrte, etwa zwanzig Stunden weiter Euphrat aufwärts, die starke Feste Piri-Sabor, die zweite Stadt des Landes, groß, wohl verteidigt durch eine hohe Doppelmauer und einen Arm des Stromes: mutig wehrten sich der Satrap Mamerses und die zahlreiche Besatzung. Aber ein neuer von Julian erfundener Sturmbock zerschmetterte schon am zweiten Tage der Belagerung mit einem von dem Erfinder selbst gezielten Stoß eine Mauerecke: durch die Bresche drangen die „Cornuti“, von Jovian geführt, in die Stadt und trieben die Verteidiger in die Hochburg hinter der zweiten Umwallung.

Sofort begann der Angriff auf diese: anfangs wurden die Römer durch die Geschosse hoch von der Mauer her stark gelichtet, ein paar ihrer Katapulte und Ballisten durch Felsstücke zertrümmert, andere durch Feuerpfeile in Brand geschossen. Jedoch am Abend des Tages nahte sich, langsam geschoben, aber unaufhaltsam näherdringend,

den erschreckenden Verteidigern ein nie gesehenes Ungeheuer: eine „Helepolis“, „Städtebezwingerin“, eine ebenfalls von dem Philosöphlein erheblich vervollkommnete Erfindung: auf gewaltigen Rädern, von vielen Hunderten von Kriegern gezogen, ein Kriegsturm, dessen oberstes Stockwerk die Wallkrone überhöhte. Julian stand auf dieser obersten Brüstung, er erteilte, nach unten rufend, die Befehle. Da ward der Tollkühne zu Boden geschleudert von einem Gewölk von Geschossen und schweren Steinen: aber sofort sprang er, stark blutend, wieder auf. Und als er mit eigner Hand das Seil durchhieb, das bis dahin die Zugbrücke zurückgespannt gehalten hatte, diese Brücke dröhnend niederschlug und der Imperator, allen voran, festen Schrittes auf die Mauerkrone trat, — da entfiel den Persern der Mut, sie warfen die Waffen weg und baten um Gnade, die Julian dem tapfern Satrapen und den noch übrigen dritthalbtausend Verteidigern gern gewährte.

Allein nachdem der reiche Vorrat an Getreide, Waffen, kostbarem Gerät unter die Sieger verteilt, anderes für den Weiterzug aufgespart, das Überflüssige in den Euphrat geworfen war, schleuderte Julian selbst die Fackel in die Stadt: „Amida ist gerächt!“ rief er. „Ich hatt' es dem Genius Roms gelobt. Der erste Sieg über die Perser! Was werden meine lieben Antiochener sich freuen!“

Altrömische Kriegssitte immer gern erneuend, überreichte er vor dem versammelten Heere Jovian eine Mauerkrone, weil er, auf Leitern stürmend, der erste auf dem Walle von Hoch-Piri-Sabor gewesen war. Und als die Krieger ihn drängten, auch sich selbst diese Ehre zuzuteilen als dem vordersten auf der Fallbrücke, lehnte er das ab, indem er lächelte: „ich bin nur von oben her auf den Wall gelangt!“

Bei dem Nachtmahl lachte Serapio: „Denk' nur, Pontifex Maximus, auch dein Theologe, der Sachse, ist vom heiligen Geist erfüllt: — wenigstens von dem der Enthaltsamkeit und der Einfalt. Sieh nur, er schenkt dir diese herrlichen Perlen." Dabei schüttete er zwei Hände voll der wertvollsten Perlen auf den Tisch.

„Das ist ja ein Vermögen," staunte Jovianus.

„Jawohl. Sigibrand fand in einem halb verbrannten Hause — wohl eines Schmuckhändlers — einen sehr schönen wasserdichten Ledersack: er warf seinen zerrissenen Brotbeutel von Segeltuch fort und füllte den erbeuteten mit Brot und Fleisch, indem er den Inhalt, „runde Steinchen, Kinderspielzeug", meinte er, durchs Fenster auf die Straße warf, wo ich vorüberging. Meine Belehrung schlug er in den Wind. „Bring' sie dem gütigen Feldherrn," rief er, „ich mag nichts überflüssiges tragen bei solcher Hitze!" — „Wir wollen sie für den Mann verwahren," schloß Julian. „Nicht alle Theologen sind so uneigennützig."

Allein noch war der Weg nach Ktesiphon nicht frei.

Etwa fünfzehn Wegstunden weiter stromabwärts erhob sich zum Schutz der Hauptstadt eine zweite Festung: Mazamalcha. Ebenfalls eine Doppelmauer von Ziegeln und Erdpech, ein tiefer Graben und sechzehn starke Türme verteidigten die Burg. Sie konnte nicht unbezwungen im Rücken bleiben, sollte Ktesiphon angegriffen werden. Julian übernahm selbst die Leitung der Belagerung, während er Jovian mit einer starken Schar aussandte, bis gegen Ktesiphon und den Tigris hinzustreifen und Überraschung durch ein Entsatzheer zu verhüten.

Bei dem ersten Ritt, welchen der Feldherr unternahm, die äußerste Befestigungslinie zu erkunden, drohte ihm

abermals — wie kurz vorher auf dem Kriegsturm — haarscharf der Tod. Zwei vornehme Perser, die, aus Piri-Sabor entkommen, ihn kannten, hatten bei Ormuzd geschworen, ihr Leben zu opfern, diesen unaufhaltbaren Feind des Großkönigs zu erlegen. Wie nun der Imperator gespannt nach vorwärts spähte, die Höhe des Walles abschätzend, sprengten sie plötzlich aus der Pforte eines Seitenturmes mit geschwungenen Krummsäbeln auf ihn los. Beide Hiebe zugleich fing er geschickt mit dem runden Reiterschild und stieß mit dem Schwerte den einen Angreifer vom Roß, während der andere von Nevittas Speere fiel. „Dank dir, Freund!" sprach Julian, ihm die Hand reichend. „Seltsam, daß Zeus Soter zu meiner Errettung sich so gern der Germanen bedient!" Während nun in den nächsten Tagen scheinbar nur die Belagerungsmaschinen die Wälle bedrohten, ließ der Erfindungsreiche in den dunkeln Nachtstunden einen Minengang graben: Serapio, Nevitta und Dagalaif erboten sich, das schwierige Werk zu übernehmen, und vollendeten es vortrefflich zum Staunen der Römer. „Nicht nur Bären, auch Maulwürfe können sie sein, diese Barbaren," sprach Julian verwundert. Unter dem Festungsgraben durch war die Ziegelmauer dahinter erreicht und an einer schmalen Stelle durchbrochen worden. Serapio führte als der Vorderste die drei erlesenen Kohorten, — fünfzehnhundert Mann — die um Mitternacht, einer hinter dem andern, geräuschlos in die lange dunkle Röhre tauchten. Nicht ohne Bangen sah Julian ihre Helme im Schoß der Erde verschwinden: denn bei der raschen Arbeit hatten weder die Stützbalken noch die Luftlöcher überall in genügender Zahl angebracht werden können. Aber unverschüttet, unerstickt, unentdeckt, gelangte die kühne Schar durch den engen Gang.

Schon spürte Serapio den Atem der freien Luft: er

arbeitete sich aus dem schmalen Loch empor: er stand in der Stadt, hinter dem Wall! Er berührte stumm seinen nächsten Hintermann, Voconius, dieser seinen Folger, und so ging es zurück bis zu dem Eingang der Mine.

Jetzt gab Julian, an der Außenmündung gespannt harrend, das Zeichen: die Trompeten schmetterten rings um die Festung her, mit Fackeln brachen die Römer schreiend aus ihrem Lager: ein allgemeiner Sturm sollte mit seinem Lärm die Verteidiger ablenken von der wahren Gefahr. Mit stolzem Gleichmut sah der Befehlshaber der Feste, der Satrap Nabdates, von den Zinnen auf diesen verfrühten Sturmlauf herab: er steckte den krummen Säbel ein, ließ sich eine Lyra bringen und sang höhnend auf die Römer herab:

„Groß ist, groß ist Julianus,
Aller Mäuslein größte Maus!
Aber größer doch ist Sapor,
Aller weißen Elefanten
Weißester und heiligster.
Eher wird Julian, das Mäuslein,
Stürmen Ormuzds Sternenfeste,
Die sich hoch am Himmel hinwölbt,
Als den Wall von Mazamalcha."

Es war sein letztes Wort. Denn im selben Augenblick hieb ihn Serapio nieder. Der war mit einem Teil der Seinen von der Straße in einen der leeren Türme gedrungen, deren Verteidiger alle auf der Mauer standen, leise die Schmaltreppe hinaufgeeilt und nun aus dem Turmthor auf den Wall gelangt. Zugleich hatte Voconius das nächste Stadtthor von innen aufgestoßen und die Stürmer hereingerufen. Da war es aus mit Mazamalcha.

Die Feste ward der Erde gleich gemacht und sofort, aus den noch rauchenden Trümmern hinweg, riß der Un-

ermüdliche sein Heer vorwärts nach Ktesiphon, dem so heiß ersehnten Ziel.

Wie der Imperator bei dem Aufbruch über die Brandstätte auf das Südthor zu ritt, glaubte er, aus einem der halbverbrannten Häuser ein leises Wimmern zu vernehmen. Augenblicklich war er aus dem Sattel, schon stand er in dem vordersten Wohnraum des Häusleins: da lag über den mit Asche bedeckten Herd hingestreckt ein schöner Knabe von etwa zehn Jahren, das Antlitz und die braunlockigen Haare von Rauch und Kohlen geschwärzt; er umfaßte mit beiden Armen die Trümmer des herabgestürzten Herdgottes. Julian richtete den Klagenden auf und sprach ihn auf persisch an: aber der Knabe gab durch Zeichen zu verstehen, daß er stumm sei, nicht antworten könne. „Wo sind deine Eltern?“ fragte der Imperator.

Weinend deutete das Kind: „Tot! Verschwunden!“ — „Wie heißest du, Armer?“ Da wandte sich der Kleine zu der von Asche bedeckten Herdplatte und schrieb auf diese mit dem Zeigefinger in lateinischer Sprache: „Infortunatus nannte mich Stummen die Mutter, eine gefangene Römerin.“ „Nun,“ rief Julianus, freundlich über des Knaben Gelock streichend: „diesen traurigen Namen will ich nach Kräften widerlegen. Ihr Freunde,“ sprach er zu den jetzt Eintretenden gewendet, „als meinen Anteil an der Beute von Mazamalcha verlange ich nur diesen armen Knaben. Komm, Infortunatus, gieb mir die Hand. Du teilst fortab mein Zelt! Du sollst nicht ganz Infortunatus bleiben.“

Auf dem Wege nach der Hauptstadt des Perserreichs trafen die Vordringenden an den Ufern des Tigris eine Reihe jener mit jedem Reiz geschmückten Gärten — der „Paradiese“ —, die dies Volk mit altgepriesener Kunst

anzulegen verstand. Bunte Blumenbeete, in allen Farben strahlend, — die Teppichgärtnerei hat hier ihre Heimat — Schattenhaine, plätschernde Springbrunnen überall. In besonderen Jagdgehegen des Großkönigs wurden Elefanten, Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Bären, Wild-Eber in Menge gehalten.

Julian ließ hier der Jagdlust seiner Germanen freien Lauf und das Kleeblatt sowie Serapion erschienen am ersten Abend bei den Lagerfeuern ganz unkenntlich in den Fellen der erlegten Ungetüme; der „Theologe“ schwitzte unter der Last von zwei Löwenfellen, die er von dem Tigris an die Weser seinen beiden Buben mitzubringen bei Saſſenot gelobte. Auch Julian erlegte dort — mit vier Lanzenwürfen — einen mächtigen Löwen, dessen Fell er fortab statt des Kriegsmantels über sein einfaches Lager — eine Schüttung Schilf — spreitete.

Der Feldherr wußte aus der Geschichte früherer Perserkriege, ja auch noch aus den Niederlagen seines Vorgängers, daß wiederholt die Pferde der römischen Reiterei vor dem Anblick, dem Trompeten — man sagte, auch vor dem Geruch — der Elefanten gescheut und in unaufhaltsamer Flucht das eigene Fußvolk niedergerannt hatten. Er beschloß, die Tiere an Anblick und Anhören jener Ungetüme zu gewöhnen, indem er selbst, seinen Reitern zum Vorbild, unermüdlich viele Dutzende von Pferden, trotz ihres heftigsten Sträubens, einigen erbeuteten und eingekauften Elefanten entgegenführte, nicht ohne wiederholt von den entsetzt Steigenden, sich Bäumenden, Davonrasenden abgeworfen zu werden. „Welche Beschäftigung für einen Philosophen!“ lachte er, sich die schmerzenden Schenkel reibend. „Wie damals das Stangenspringen zu Vienne!“

„Seltsam geht er doch um mit seinen Göttern, der Pontifex Maximus,“ sprach Serapio lachend zu Jovian. — „Wieso?“ — „Er hat für den letzten Sieg Ares zehn untadelige Stiere geopfert; einer riß sich los, ward mit Mühe eingefangen und geschlachtet und erwies nun, wohl weil sich das arme Vieh — mit Recht! — lebhaft geärgert hatte, — ungünstige Zeichen an Leber und Galle. Was thut der fromme Opferer? Ganz unwillig erklärt er Vater Zeus, er werde fortab dessen Sohn Ares nie mehr opfern! Er verklagt den Gott bei dem Vater! Das ist ganz ähnlich wie bei uns daheim ein Alamannenkönig ein Holzbild des Schwertgottes ins Feuer geworfen hat, als er, nach vielen Opfern um Sieg, gleichwohl geschlagen nach Hause kam. Aber jener Gaukönig Eburgrimm gab sich wenigstens nicht für einen Philosophen!“

Damals erfüllte der Name Julians die Perser mit solchem Schrecken, daß er von ihren Malern dargestellt wurde als ein rasender Löwe, aus dessen aufgerissenem Rachen ein allverzehrender Feuerstrom sprühte.

Aber diese seltsam gemischte Seele, dieser kriegerische Stürmer hatte doch gar nichts von einem reißenden Tier. Nicht einmal von einem begehrlichen Menschen! Drei Sommerpaläste des Großkönigs waren auf dem Wege von Mazamalcha nach Ktesiphon angetroffen worden: aus dem ersten hatten die zahlreichen Weiber und Mädchen nicht mehr geflüchtet werden können, die hier die Frauenhäuser Sapors füllten. Dreißig von ihnen wurden gefangen. Lysias suchte Julian am Abend in seinem Zelt auf: er fand ihn, eine Schrift des Maximus auf den Knieen; aber er las nicht: sein Blick ruhte auf einer kleinen Zeichnung, die stellte ein zartes Frauenantlitz mit wunderbar fein

geschnittenem Profile dar. Der Witwer hatte selbst diese Nachbildung der Büste zu Paris gefertigt.

„So schöne Beute," begann Lysias, „hat wohl kaum ein Eroberer gemacht: seit deinem Vorbild Alexandros hier, in denselben Landen. Ich habe im Leben nicht so reizvolle Mädchen gesehen als deine Braccati heute gefangen. Ich bin ein alter Mann, aber sogar mich durchzuckte der Anblick." „Ich hörte davon," erwiderte Julian und seufzte. „Willst du sie nicht wenigstens einmal sehen?" fragte Lysias lauernd. — „Nein. — Wozu? — Man soll sie schonen; sie sollen, wünschen sie es, zu den Vestalinnen nach Circesium entlassen werden!" — „Du lebst so einsam! Entbehrst du denn nichts? Mit zweiunddreißig Jahren!" — „O ja. Rufe mir doch endlich (— du hast es schon vor länger als einem Monat versprochen! —) das Schattenbild dieser — dieser da — zurück! — Nur auf einen Augenblick! Und nimm den Dank meines ganzen Lebens dafür!" — „Geduld: Bald kommt die Zeit. Ich muß die Gegenstellung von Venus und Jupiter am Himmel abwarten!"

Alsbald rückte nun das Römerheer gegen die Hauptstadt Sapors heran, das „schätzereiche Ktesiphon", die Winterresidenz der Sassaniden auf dem Norduser des Tigris.

Sie war eine starke Festung, südlich durch den Strom, nördlich durch Sümpfe, östlich und westlich durch sturmfreie Mauern geschützt. Auf dem Süduser — gerade gegenüber — lag die Zwillingsstadt Seleukia, die alte Kolonie der Seleukiden, in der Sprache der Assyrer „Koche" genannt. Noch gar manches Hindernis aber trennte die Angreifer von ihren Zielen. Zunächst stieß das Landheer auf diese ebenfalls sehr starke Festung Koche, vor der es

im Süden festgehalten war. Dann mußte es, um Ktesiphon auch von Norden wirksam einschließen zu können, den reißenden Tigris überschreiten, und endlich schien es geradezu unmöglich, die zur Beherrschung des Tigris unentbehrliche Flotte aus dem Euphrat, auf welchem sie herangeschwommen war, in jenen Strom zu schaffen. Denn der einzige Verbindungsweg zwischen beiden Flüssen, Nahar-Malcha, der „königliche Kanal“, zog unterhalb der Schwesterstädte. Und ganz undenkbar war es, die Flotte, unter dem Widerstand beider Festungen, den Tigris zu Berg zu schaffen; so konnten also Landheer und Flotte, durch die Schwesterburgen getrennt, einander nicht unterstützen. Ratlos standen Severus und die alten Berufssoldaten vor der Schwierigkeit. Aber das Philosöphlein fand Auskunft. Der Mystiker und Grübler ließ sich eines Nachts in dem Lager vor Koche, nach Verabschiedung des „ratlosen Kriegsrats“, wie er den Freunden lächelnd nachrief, von Oribasius, der jetzt auch die mitgeführten Bücher unter seiner Aufsicht hielt, die Geschichtschreiber aussuchen, die den Feldzug seines großen Vorgängers Trajan wider die Perser behandelten. Er glaubte sich einer Angabe zu erinnern. „Richtig,“ rief er nach langem mitternächtigen Suchen in Marius Maximus. „Nun werden wir die Leutchen da drüben erstaunen.“ Am andern Morgen ließ er durch seine Reiter einige Bauern aus den Dörfern stromaufwärts aufgreifen und vorführen. Er hatte während dieser Monate soviel von der Landessprache gelernt, daß er sie selbst — ohne Dolmetsch — vernehmen konnte.

Reich beschenkt entließ er die Erschrockenen. „Es ist, wie ich gedacht. Nun an die Arbeit! — Das halbe Heer greift wieder zur Schaufel: — die andere Hälfte steht in Waffen bereit.“ Julian hatte sich richtig erinnert, daß Trajan bei seiner Belagerung von Ktesiphon einen Kanal

aus dem Euphrat in den Tigris oberhalb der beiden Städte gezogen hatte. Dieser lag seit lange verschüttet und versandet: aber durch die Arbeit von dreißigtausend Händen, unter Julians unermüdeter Anspornung und Mitwirkung, ward der Wasserlauf in wenigen Tagen wieder fahrbar gemacht: und zum Entsetzen der Perser und Assyrer auf den Wällen der Festen rauschte die Römerflotte triumphierend auf dem erneuten Kanal von dem Euphrat in den hoch aufschäumenden Tigris. Julian stand im vollen Schmuck und Gewand des Imperators am Bugspriet der vordersten Triere und brachte, unter einem Hagel von Perserpfeilen, den beiden Stromgöttern einen Weiheguß aus goldener Schale dar, die er, von ihm selbst gedichtete, griechische Verse sprechend, schließlich in die Fluten des Tigris warf.

XXXVI.

Heer und Flotte waren nun vereint oberhalb der Zwillingsburgen. Jetzt galt es aber, das Landheer auf das nordöstliche Ufer des Tigris zu schaffen. Auch diese Aufgabe schien unlösbar. Denn nun war endlich ein Perserheer, ein ungeheures, eingetroffen, entschlossen, nicht so fast Ktesiphon zu entsetzen als vielmehr der Einschließung zuvorzukommen, indem es den Römern bereits das Überschreiten des Tigris verwehrte. Der Übergang mußte also durch Gefecht erzwungen werden: das aber schien unmöglich.

Der Strom ist hier sehr breit und sehr reißend, die Nordostufer, von schlüpfrigem Lehm, fallen steil, fast senkrecht ab; die ganze Linie war in wochenlanger Arbeit durch starke Schanzen gekrönt worden. Und auf und

hinter diesen Schanzen standen einhundertsechzigtausend Perser: erlesene Bogenschützen aus Karduchia, Panzerreiter, ein Wald von Speeren des Fußvolks und hundertachtzehn Kriegselefanten, die, sagt ein Zeitgenosse, ein Feld voll Gerste oder voll Legionen mit gleicher Ruhe und Verlässigkeit zerstampften. Ein Brückenschlag angesichts solcher Abwehr war ausgeschlossen; ebenso eine Landung der tief gehenden Kriegstrieren an den flachen Ufern. Niemand wußte Rat: auch Julian schien diesmal betreten. Er schalt über die schlechte Verpackung der Vorräte auf den Flachbooten und befahl, achtzig solche zu entlasten, den Zustand des ausgeladenen Getreides zu prüfen. Zugleich hielt er vor den Mauern von Koche, die Merksamkeit der Feinde abzulenken, glänzende kriegerische Spiele, auch einen Schwerttanz seiner Germanen, zum Staunen der Asiaten.

Am Abend lud er alle Befehlshaber in sein Zelt zur Tafel; und als er sie, eine Stunde vor Mitternacht entließ, eröffnete er ihnen, daß um Mitternacht das Heer den Strom überschreiten werde. Schreck befiel die Kühnsten; Severus, Jovian wagten abzumahnen. Aber Julian sprach: „Sieg und Rettung liegen in dieser Stunde. Jeder Aufschub verstärkt den Feind! Vorwärts! Stellt eure Scharen!“

Eine Fackel, um Mitternacht in hohem Bogenschuß in den Strom geworfen, gab das Zeichen. Fünf jener Flachboote, besetzt von Legionaren, stießen ab: in lautloser Stille stand das Römerheer unter dem Schutz der Nacht dicht an dem Strom. Plötzlich flammte drüben auf dem Nordufer ein gewaltig Feuer auf und lautes Geschrei drang herüber. Julian erschrak bis ins tiefste Herz; er begriff recht wohl, seine kühnen Schifflein waren vom Feind entdeckt und mit Feuerpfeilen in Brand gesteckt.

Aber rasch faßte er sich und rief: „Seht das Zeichen,

das ich den Unsern anbefahl! Sie sind gelandet — haben die Uferhöhe erklommen. Nach! Alle nach!"

Sofort rauschten alle Schiffe in die Flut, auch die zur Landung nicht bestimmten. Denn der Widerstand von so viel tausend Kielen sollte die Gewalt der Strömung brechen für alle; — und sie brachen ihn! Die flacher gehenden Boote erreichten das Nordostufer noch gerade recht, ihre verwegenen Vorläufer herauszuhauen. Zwar das Erklimmen der steilen Ufer, in der schweren Rüstung, unter einem Hagel von Wurfspeeren, Pfeilen, Feuerbränden Steinen war ein hart Stück Arbeit. Aber das leichte Fußvolk der Germanen, geführt von Julian selbst, erkletterte zuerst den Höhenrand und hielt da oben das mörderische Gefecht so lang, bis die Massen, zuletzt auch die schweren Legionare der Jovianer und der Herculianer, nachdrangen und nun das ganze Römerheer enggeschlossen, Mann an Mann, in eherner Reihe auf die Feinde traf.

Diesem Anprall hielten Perser und Parther, Araber und Assyrer nicht stand. Zumal, als ihre Elefanten, scheu geworden durch die ihnen entgegengeschleuderten Feuerbrände, Kehrt machten, ihre Führer abwarfen und nun die Reihen des eignen Fußvolks, laut trompetend, mit wild geschwungenen Rüsseln, niederstampften: da war's zu Ende.

Nur wenige der Elefantenführer behielten bei der Wut ihrer Tiere die Ruhe und den Mut, die Weisung auszuführen, die sie alle für diesen Fall erhalten hatten, dem scheu rasenden Elefanten den scharfen Lenkstachel in den obersten Rückenwirbel zu stoßen, wodurch das riesige Untier sofort getötet werden kann.

In wilder Flucht entschart jagten die vielen Zehntausende, der Surenas zuerst und der Emir der Ghasaniden, das Ufer entlang stromabwärts. Bis vor die Thore

von Ktesiphon hieben sie nach, die verfolgenden Reiter des Siegers Julian.

XXXVII.

Herrlich dufteten viele Tausende von Blumen in dem Garten des Königshauses in Susa, der ältesten Residenz des Perserkönigs. Herrlich sangen Hunderte von Nachtigallen in den Blütenbüschen; lieblich plätscherten, in eintönigem Falle, Kühlung durch die abendliche Sommerluft verbreitend, zwanzig Springbrunnen. Bunte Vögel wiegten ihr schillernd Gefieder in goldnen Reifen, die an seidenen Schnüren von den Palmenwipfeln niederhingen; hinter versilberten Gittern schritten die gefangenen Könige der Wüste, Löwen und Tiger, auf und nieder, so völlig gezähmt, daß die Löwen willig den Siegeswagen ihres Gebieters durch die lärmenden Straßen der Königsstadt zogen, die Tiger sich zum Schemel seiner Füße machten; aus dem Frauenhause neben dem marmornen Gartensaal klangen liebliche Stimmen junger Weiber, die zu Flöte und Schalmei zärtliche Weisen sangen; köstlich duftender Palmwein, in hohem schlankem Goldpokal, stand, von Eis gekühlt, in dem bauchigen Becken auf dem Pardelfell neben den Seidenpolstern des Großkönigs: und doch zeigte Sapors mächtiges Antlitz keine Spur von Freude oder nur von Befriedung.

Der Herrscher pflegte sonst, nach dem Anstandsgesetz des Morgenlandes, keinerlei Empfindung in den starren unbeweglichen Zügen zu verraten, die aus weiß-gelblichem Marmor gemeißelt schienen. Aber heute gab sich der Großkönig rückhaltlos dem Ausdruck von Schmerz und Sorge hin, obwohl mehrere seiner Feldherren und Kron-

räte und viele Boten aus dem Heerlager um ihn her standen. Als der zuletzt gekommene Melde-Läufer seinen Bericht beendet hatte, hob der König, in einer langsamen steifen Bewegung, beide Arme und das Haupt gerade in die Höhe und verharrte eine Weile stumm in dieser Haltung: dann nahm er langsam die hohe, nach oben spitz zulaufende Persermütze von weißer Seide, die von Rubinen, Smaragden und Saphiren übersät war, ab und setzte sie weit von sich zur Erde; nun fing er an, langsam die Perlen und Edelsteine, die feinen Goldkettlein, die durch sein ergrauend Haar geschlungen waren und in den mächtigen, breiten, die ganze Brust bis auf den Goldgürtel bedeckenden silberweißen Bart, eine nach der andern auszulösen und auf dem Boden um sich her zu verstreuen; zuletzt erhob er sich von dem weichen Diwan, auf dem er in steif aufrechter Haltung gesessen, und legte sich, ohne ein Wort zu sprechen, aber mit dem Ausdruck tiefsten Grames, auf dem nackten kalten Marmorboden auf den Rücken, beide Arme rechts und links weit ausgestreckt.

Bei diesem Anblick brachen die Großen um ihn her in lautes Wehegeschrei aus: sie warfen sich auf beide Kniee und riefen alle — bis auf einen — dreimal: „Ormuzd, Ormuzd, Ormuzd!

Rette! Hilf! Räche! Dein Sohn liegt in Verzweiflung hingestreckt. Ormuzd, rette, hilf, räche! Rette den Saan-Saon, den König der Könige, den Piroses, den Sieger im Kampfe.“ Nun sprangen sie alle auf, erhoben ehrfürchtig den Herrscher vom Boden und setzten ihn wieder auf den Diwan.

„Beherrscher des Weltalls,“ begann jetzt der Älteste der Satrapen, Iparna von Kuschan, „du hast uns gezeigt durch deine Gebärden: du liegst in dem tiefsten Abgrund des Grams. Von dir gelegt hast du die Abzeichen deiner

Königschaft. Wer von deinen Knechten nun nicht den letzten Atem, den letzten Blutstropfen einsetzt, dich wieder zu den Sternen zu erheben, die deine Brüder sind, — der ist ein Hund und seine Mutter war eine Dirne. Du bist ja noch lange nicht, nein, niemals wirst du sein am Ende deiner Macht! Wer zählt die Namen aller deiner Reiche auf? Wahrlich, mehr Völker hast du als dein Feind Legionen: Perser und Parther, Blemyer, Araber und Saracenen, Assyrer, Meder und Susianer, Chaldäer, Carmanier und Hyrcanier, Margianer, Baktrianer, Sogdianer, Saken, Seren, Skythen, Essedonen und Gedrosen, Paropanisaden, Drangianer, Arachosen und Chioniten, Eusener und Gelonen! Schon wogen auf dein Gebot heran alle Wellen dieses Meeres von Völkern! Und wir, deine Satrapen, die wir das Zeichen deiner Verzweiflung gesehen, wir schwören, dich aufzurichten oder zu sterben."

Kaum merklich nickte Sapor mit dem majestätisch starren Haupte, als er sprach: „da liegen, auf der Erde verstreut, in den Schmutz geworfen, die Zeichen der Gottessohnschaft. Hier bleiben sie liegen: — nicht eher leg' ich sie wieder an, bis die Schmach gesühnt, der heilige Boden von der Fußsohle des Fremdlings befreit ist. Schon hab' ich ein Opfer von drei Centner Weihrauch und Myrrhen gelobt: — ich verdoppel' es, Ormuzd, hörest du mich. Nun vernehmt meine Befehle. Ihr wisset, wie dieser Sohn des Abgrunds, Chulchianosch, ein Sendling Ahrimans, unaufhaltsam bis an die Königsstadt der Sonne vorgedrungen ist.

Unsere stärksten Festen hat er gebrochen, mit frevler Hand den Lauf der heiligen Ströme abgelenkt, mein größtes Heer geschlagen, hart bedrängt ist Ktesiphon die Sonnenburg: — so meldet der letzte Bote. Der Surenas, der sich schlagen ließ, der Ghasanide, der mit ihm aus der Schlachtreihe floh, — die weißen Elefanten Ormuzds

haben sie zerstampft auf mein Gebot. Wer von euch, meine Feldherren, hat Lust, sein Nachfolger zu werden? Wird er geschlagen, — die Elefanten stehen stets bereit. Ich hab's geeidet."

Sofort riefen gleichzeitig die beiden jüngsten der Versammelten, zwei schöne Jünglinge, Sapor sehr ähnlich, von etwa zwanzig und fünfundzwanzig Jahren: „ich, Vater, dein Sohn Varanes." „Ich, dein Sohn Varahanes."

Wohlgefällig sah der König aus seinen großen, runden, feierlichen Augen, deren Brauen mit glänzend-schwarzem Kohlenstaub gefärbt waren, auf die beiden: „meine Söhne? Die Hoffnung der Zukunft? Nein!"

Da neigte ein anderer der Satrapen, ein kraftvoller Mann von etwa vierzig Jahren — er allein hatte nicht zu Ormuzd gebetet — das Haupt bis fast zur Erde und begann: „O König der Könige. Ich bin bereit." — „Du, tapfrer und weiser Merenas? Du bist kein Perser, Satrap von Hathra, bist Armenier." — „Und wir Armenier gelten für treulos, ich weiß. Ich werde unsern Leumund bessern." — „Du bist aber auch — wie die meisten eures Volkes — Christ. Sahak, dein älterer Bruder, ist der Bischof der armenischen Hauptstadt." — „Ebendeswegen! Glaubst du, ein Christ wird jenem Bluthund den Sieg wünschen, dem Auswürfling der Hölle, der die heilige Kirche noch viel scheußlicher verwüstet als er dein Reich verheert? Glaube meinem Haß! Mein Bruder, der Bischof von Kárana, hat den großen Kirchenfluch schon öffentlich über den Apóstäta verkündet. Er wird sicher seinen König, den frommen Tirânes, gegen jenen . . .! Doch davon später. O, warst du je mit meinen Diensten zufrieden, — vergönne mir es, — mir vor allen! — diesen Dämon des Abgrunds zu verderben. Gieb mir meinen jüngern Bruder Nohordates zum Gehilfen: — der ist listiger Anschläge

reich! — Gieb mir unbeschränkte Vollmacht, Friede zu schließen oder den Feind — mit jedem Mittel! — zu verderben. Und ich befreie dein Land: oder ich suche selbst die weißen Elefanten auf in ihrem Tempelhause zu Ekbatana. Mein Weib, meine Kinder laß ich dir als Geiseln."

„Merenas," sprach Sapor, „ich glaube dir. Doch sag' mir offen, — warum drängst du dich, in der Fülle des Glanzes lebend, zu diesem Wagnis, das dich leicht — unter die Füße der Elefanten führen kann?"

„Das will ich dir deutlich sagen, Herr. Ich bin dein treuer Knecht und würde für dich in der Schlacht sterben ohne Besinnen. Aber um deswillen würde ich doch den Tod nicht so herausfordernd suchen, wie ich es jetzt thue. Jedoch ich bin ein frommer Christ: und mein Bruder, der Bischof, hat verkündet: wer diesen Abtrünnigen vernichtet, der wird im Himmelreich sitzen zunächst den Aposteln."

„Wohl," sprach Sapor regungslos. „Sitze du im Himmel, wo du willst, wenn du nur auf Erden mir zu Füßen sitzest. Ormuzd und ich haben es gehört: Sieg mit dir oder die Elefanten über dir. Hier! Nimm meinen goldnen Siegelring! Du sollst allen Persern, Parthern und Armeniern gelten als mein Schwert gewordner Wille. Fort! Siege — oder stirb, Surenas!"

XXXVIII.

Sobald der Imperator vor Ktesiphon erschienen war, erforschte er — doch wieder! — durch ein Ares dem Städtebezwinger gebrachtes Opfer die Zukunft. Die Opferzeichen fielen Unglück verheißend aus. Sie hatten recht.

Denn die Schlacht, der Sieg am Tigris sollte den höchsten Gipfel bilden der Erfolge, die Julian seit seiner Erhebung aus Todesgefahr zum Cäsar in ununterbrochenem, wunderbarem Emporsteigen erreicht hatte, von Mailand bis nach Ktesiphon.

Unermeßlich war die Beute gewesen, welche die Sieger in dem eroberten Lager vor der Stadt gemacht hatten: Waffen und Sattelschmuck jeder Art, von Gold und Silber und Edelsteinen funkelnd, herrliche Rosse parthischer Zucht, Streitwagen mit vergoldeten Rädern, Tische und Bettgestelle von gediegenem Silber. Der Feldherr verteilte alles unter seinen Führern und Mannschaften. Für sich nahm er nur eine „Schiffskrone" in Anspruch — einen schlichten Reif aus Palmholz —, weil er den Gedanken des Angriffs mittels der Flachschiffe gefaßt und siegreich durchgeführt habe; vor dem versammelten Heer und vor den Wällen der Stadt ließ er sich die Holzkrone von Jovian aufsetzen: mit Staunen sahen's die Perser auf den Zinnen. Die Einschließung von Ktesiphon und Seleukia-Koche begann.

Die Bezwingung der Doppelfeste stellte harte Arbeit in Aussicht. Aber Julian dachte schon viel weiter, immer weiter! Als Jovian und Serapio von der heißen Jahreszeit sprachen, die nun bald den Nordländern jede Mühe noch erschweren werde in diesem Morgenland, lachte er: „die heiße Jahreszeit? Ja, die wird allerdings noch viel heißer sein in dem Lande, wo sie uns treffen wird. Längst nicht mehr hier! In Indien! Ja, ja! Von dem bezwungnen Ktesiphon geht's geradeswegs in den äußersten Osten."

Kopfschüttelnd sprach Jovian, als sie den Augustus verlassen hatten: das hat vor ihm kein Römer gewagt. Selbst nicht Trajan: der zog von hier nach Süden, die großen Stromstraßen hinab. Aber nicht nach Osten! In

das Ungemeßne, fast nie Betretene." — „Nur einer hat's vor ihm in sieghaften Waffen betreten und durchzogen: — jener Alexandros." — „Ja, „der Göttersohn", wie er sich nannte." — „Und glaubte. Daß Julian sich das nicht glaubt, — zu Ehren seiner unglücklichen Mutter! — das allein unterscheidet unsern Freund in seinem Selbstgefühl von jenem andern „Götterliebling". Denn — hast du es nicht bemerkt? — er spielt jetzt, seit dem Aufbruch gegen die Perser, Alexandros." — „Ach, Freund, ja. Aber nicht für andere, nicht aus Trug." — „O nein, er spielt ihn für sich selbst. Er hat nie für andre geschauspielert. Aber so oft, so lang, so überzeugt für sich selbst: — er weiß es gar nicht mehr, wann er es thut. Jetzt ist es, wie früher gegen uns Germanen Cäsar, so gegen die Perser der große Makedone, der dämonisch von ihm Besitz genommen hat. Er ist — sich selbst — jetzt Alexander, wie er sich damals Cäsar war. Er hat den Alexanderwahn. Das ist die Macht, die jetzt ihn ganz beherrscht." — „Ach ja! Das wird entscheidungsvoll," seufzte Jovian, „für zwei Völker: Römer und Perser." — „Für drei." — „Wieso?" — „Auch für die Germanen am Rhein." „Meinst du?" forschte Jovianus ernst, plötzlich stehen bleibend. — „Ja, ich meine. — Aber — heute noch in Frieden: — gute Nacht, Jovianus."

Allein nun verdunkelte sich der Himmel für den so siegessichern Imperator.

Denn während das Heer, froh der erfochtenen Siege, voll Vertrauens auf den erfolggekrönten Führer, verschwenderisch schwelgend in dem Überfluß von erbeuteten und mitgeführten Vorräten, in freudigster Stimmung und Hoffnung sich wiegte, schickte der Feldherr Boten über Boten nach Norden aus, gen Nisibis. Ja, er selbst ritt, von Ungeduld, von Hast getrieben, gar oft allein auf der

Straße nach jener Richtung aus, den sehnlich erwarteten Nachrichten entgegen.

Eines Tages traf er hier auch wirklich auf einige Reiter, denen er sofort ihre Briefe aus den Händen riß: er las sie sogleich, auf der Straße, im Sattel, fuhr erbleichend zusammen und jagte spornstreichs in das Lager zurück. Hier wies er die Freunde, die seine Verstörung bemerkten, mit einer Handbewegung ab und verbrachte den Abend und die Nacht durchwachend, allein in seinem Zelt, wohin ihm Oribasius alle Straßenkarten von diesen Landschaften bringen mußte.

Am andern Morgen beschied er die Führer zu sich. Sie fanden ihn mehr angegriffen als eine durchwachte Nacht allein bewirken konnte: hatte er doch schon gar manche bei den Büchern verbracht. Matt, klanglos tönte seine Stimme, als er begann: „Die Belagerung von Ktesiphon ist aufgehoben. Der Feldzug ist gescheitert. Das Heer tritt den Rückzug an."

„Das wolle Gott nicht!" rief Jovian erschrocken. „Die Götter haben es leider schon gewollt," erwiderte Julian bitter. — „Was ist geschehn? Was zwingt dich?" fragten die Feldherren durcheinander. — „Verrat. Höllischer Verrat: — selbstverständlich die Galiläer. Hier. Lest diese Briefe! Ich fing sie gestern auf der Straße ab. Die Armenier — ihr König Tiranes — sind sie doch gar fromme Christgläubige! — haben uns verraten. Mein ganzer Plan beruhte darauf, auch diesmal „zangengleich", von zwei Seiten, von Westen und von Norden, den Feind zu fassen: hier sollte von Norden, von Nisibis, kommend sich mit uns wieder vereinen das Heer des Sebastianus, verstärkt durch zwanzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter der Armenier, die mir König Tiranes versprochen. Wohlan: der fromme Schurke von einem König hat mich verraten.

Als eifrigster Galiläer, ein Freund des Constantius, der ihm Olympias, eine Verwandte, vermählte, hat er sich wohl von Anfang an nur widerstrebend mir angeschlossen, von Anfang an mit der Absicht des Verrats den Bundesvertrag mit mir vereinbart, jene Hilfsscharen mir zugesichert. Vor kurzem soll nun, schreibt Sebastianus, bei Tiranes ein vornehmer Armenier im Dienste Sapors, ebenfalls ein Christ, eingetroffen sein, der, unterstützt von dem Bischof von Kárana, dem König meine Vernichtung als ein Gott höchst wohlgefälliges Werk darwies. Sie drangen durch, gegen Treue und Ehre, — wie schon so oft! — die Priester des Galiläers! O wie ich sie jetzt erst hasse! Tiranes gebot seinem Heer, auf dem Marsche zu Sebastianus Halt zu machen und erklärte, mir, dem Ungläubigen, dem Apostaten, dem schlimmsten Feinde Gottes und seiner heiligen Kirche, schulde niemand Treue. Gottesleugnern zu helfen sei Frevel! Er habe Friede und Freundschaft geschlossen mit Sapor und sein Heer werde, wenn gezwungen, sich am Krieg zu beteiligen, nicht für, sondern gegen mich kämpfen.

Mit vollem Recht schreibt Sebastianus, daß er unter diesen Umständen seine Stellungen im Norden nicht verlassen, nicht zu uns stoßen könne. Ich kann aber auch nicht hier stehen bleiben, geschweige noch tiefer in das Perserreich vordringen: von meinen einunddreißigtausend Mann, mit denen ich aus Circesium abzog, habe ich viertausend verloren: mit siebenundzwanzigtausend Speeren kann ich diese weitgestreckte Doppelstadt nicht einschließen: ich zählte so fest auf Sebastianus, auf diese Verstärkung von vierundfünfzigtausend Mann! Noch weniger kann ich, diese beiden Festungen unbezwungen im Rücken, den drei Heeren entgegenziehen, die Sapor aus allen Provinzen seines Reiches, bis aus Skythien und Indien her, unter

einem neuen Surenas und zweien seiner Söhne gegen uns ausschickt.

Wir müssen zurück! — — —

Wie dieses Wort mich schmerzt, — das weiß nur der unbesiegte Gott. Ich bin schon besiegt: nicht in einer Schlacht — nein, für den ganzen Feldzug: er ist verloren. Ich bin besiegt, ja: aber nicht durch weisere Feldherrnschaft oder kühnere Heldenschaft: ich bin besiegt durch scheußlichen Verrat der Galiläer. Oh ich werd's ihnen gedenken! Ein milder Feind war ich ihnen bisher: — aber wenn kraft dieses Glaubens Heer und Reich verraten und mit Vernichtung bedroht werden, — dann erheischt die Pflicht des Imperators, die Selbsterhaltung dieses Reiches, ein andres. Wehe den Galiläern! Wir brechen morgen auf: aber nicht nach Circesium zurück: nein, gegen diese höllenfalschen Christusdiener in Armenien! Ich zermalme ihren König. Ihren Bischof von Kárana häng' ich auf am Hochaltar seiner eignen Kirche. Dann — nächstes Jahr (— wann das vernichtete Armenien uns nicht mehr verraten kann! —), dann ziehen wir wiederum auf Ktesiphon. Ihr seid entlassen. Geht! — Auch ihr, Jovian und Serapion. Ich muß jetzt allein sein! In einer Stunde schickt mir — Lysias. Mit dem will ich die Bestrafung der Galiläer in Armenien beraten. Er — Er ist jetzt mein Mann."

Mit triumphierender Miene verließ nach geraumer Zeit Lysias das Zelt des Imperators. „Jetzt ist er mein!" murmelte er vor sich hin. „Nun fehlt nur noch . . ." Er stieß auf Jovian und Serapio, die schon lang wieder um Gehör gebeten hatten: mit feindlichen Blicken schritt er an ihnen vorüber.

Endlich wurden die Harrenden vorgelassen: sie fanden den Augustus in heißester Erregung. „Freund!“ begann Jovian beschwichtend. „Verzage nicht! Der Himmel hat dich nicht verlassen. Vernimm: zur rechten Stunde schickt er dir das Erwünschteste, was er dir — jetzt — senden kann . . .“ „Einen ehrenvollen, ruhmreichen Frieden,“ schloß Serapio. „Nimm ihn an und rette Heer und Reich und Ehre,“ mahnte Jovian. „Eine Gesandtschaft Sapors traf ein . . . schon vor Stunden . . .“ — „Aber du konntest dich ja von Lysias gar nicht trennen!“ — „Der Großkönig bietet dir Ersatz aller Schäden, die er je deinem Reiche zugefügt und . . .“ — „Er will Amida auf seine Kosten wieder aufbauen . . .“ — „Vergütung aller Kosten auch dieses Krieges . . .“ — „Herausgabe aller in frühern Feldzügen gefangenen Römer und . . .“ — „Eine gewaltige, eine überraschend große Abtretung seiner Westlandschaften zur Sicherung deiner Grenzen für alle Zukunft.“ — „Er bietet dir endlich seine Freundschaft und Waffenhilfe wider alle deine Feinde.“ — „Und in Anerkennung, daß du ihn besiegt hast, hundert Kränze von goldenen Palmen.“ — „Du siehst: die Ehre und der Vorteil des Reiches sind so voll gewahrt . . .“ — „Wie du nur irgend wünschen konntest.“ — „Was kannst du denn noch mehr erreichen wollen?“ — „Willst du wirklich Indien erobern?“ Mit gefurchter Stirn schritt Julian im Zelt auf und nieder. „Rache will ich! Den Großprahler aller Prahler gedemütigt sehn!“

„Er ist's, denk' ich, genug,“ meinte Serapion. — „Erwäge doch! Noch ahnen die Feinde nichts davon, daß du den Rückzug schon beschlossen hast . . .“ „Einen Rückzug, der viel, viel gefährlicher wird als der Angriffszug bis hierher war. . .“ — „Erraten sie, entdecken sie deine Lage hier, — die Gesandten wissen noch nichts von dem Abfall

der Armenier — nie wieder erhältst du so günstige Bedingungen!" — „Bedenke: kommt es auf dem Rückzug wieder zum Kampfe, hast du die Armenier vorn und die verfolgenden Parther im Rücken." — „Und verfolgende Parther sind," sprach Serapion, „— ich hab's erprobt! — gefährlicher noch als anstürmende Germanen." — „Nimm diesen Frieden an!"

Aber eigenwillig, kopfschüttelnd fragte Julian: „es ward noch für einen andern Perser Gehör von mir verlangt. Wer ist's?" — „Ein Überläufer, ein Satrap, der, von Sapor gekränkt, mit stattlichem Gefolge zu dir flieht, Rache schnaubend, und dir, — selbstverständlich! — weiß Gott wie wichtige Hilfe verheißend, wie alle Überläufer. Hör' ihn nicht!" — „Der ist mir von den Göttern gesendet, — nicht die Friedensbotschaft! — Der Gott der Rache steht mir jetzt am nächsten! Man soll ihn sofort hereinführen! Von ihm werden wir ja genau erfahren, wie's an dem Hof zu Susa steht, warum Sapor so friedenseifrig ist. Bleibt nur, — ihr sollt Zeugen sein. Ich ahne! Ihr werdet erkennen: mit vollem Recht verwerf' ich diesen Frieden."

Alsbald erschien vor Julian ein reich gekleideter Perser, der sich sofort vor ihm zur Erde warf. „Steh' auf, Gastfreund. Was führt dich her?" — „Die Rache." — „Es ist nicht schön, seinen Herrscher verlassen." — „Ich habe keinen Herrscher verlassen, — einen Mörder und den Schänder meiner Ehre!" Und die dunkeln Augen funkelten in dem männlich schönen Antlitz; seine Faust ballte sich um den perlenbesetzten Griff des krummen Dolches in dem breiten Goldgürtel.

„Was hat dir Sapor zu Leid gethan?"

„Ich hatte ein Weib," — brachte er stöhnend, keuchend aus tiefer Brust hervor — „ein schönes, treues, heißge-

liebtes Weib. Nur dies Eine Weib! Sie war eine Griechin, zart und jung. Helena war ihr Name.“ Julians Lippe zuckte. „Während ich des Scheusals Schlachten schlug, — mein Blut floß für ihn bei Piri=Sabor! — wollte er die Keusche verführen, und als sie ihn von sich stieß, hat er sie geschändet. Sie überlebte die Schmach nicht. Diesen Dolch stieß sie sich in die Brust. Ahriman soll mein Herz zerfleischen durch alle Ewigkeit, stoß' ich dieselbe Klinge nicht in des Untiers Schlund. Deshalb steh' ich hier. Hilf mir dazu. Ich kann auch dir viel helfen.“

„Hört ihr's, ihr Zweifler, ihr Lober des Großkönigs? Soll ich mit einem solchen Tyrannen, einem solchen Gier=menschen, Freundschaft schließen? Bricht er so die Treue seinen Treuesten, wird er sie mir halten? Sei mir will=kommen, Perser. Ich nehme dich gern auf, Rächer deiner Ehre. Sprich: Sapor bietet mir einen Frieden, der — an sich — nicht unannehmbar wäre, wenn . . . Was lächelst du so grimmig? Was soll das heißen?“ — „Das soll heißen: ich staune, daß Chulchianosch, dessen Weisheit gepriesen wird vom Niedergang zum Aufgang, nicht dies Gespinst durchschaut. Sapor bietet den Frieden zum Schein: er will dich durch Verhandlungen sicher machen, hier, vor Ktesiphon, festhalten, bis seine drei neuen Heere heran sind. Er hat bei Ormuzds Haupt geschworen, niemals Friede mit dir zu schließen: er hat geschworen, dir den Bart mit eigner Hand auszureißen und dich ge=pfählt aufzustecken auf dem Walle von Ekbatana. Seine Seele soll in unrein Getier fahren, läßt er dich lebend aus seinem Reich entkommen.“

„Hört ihr's? Das ist des Großkönigs Friedensliebe! Welches Glück, daß Pallas Athene Pronoia mir diesen Warner schickte! Fort mit der Gesandtschaft! Ich will sie gar nicht sehen! Und nächstes Jahr kehr' ich zurück und

erobere ganz Indien bis an das Meer, das da das Ende der Erde ist."

Hoch horchte der Perser auf. „Wie?" forschte er. „Vernahm ich recht? Zurückkehren, sagtest du? Du willst also nicht jetzt . . .?" Seine Augen funkelten seltsam. „So muß ich meine Rache verschieben?" — „Wie ich die meine. Tröste dich. Wir holen's gründlich nach!" — „Aber was willst du jetzt thun?" — „Umkehren. Ich will nicht, — ich muß." — „Weshalb?" — „Die Armenier haben mich verraten."

Der Perser strich sich über den langen Bart. „Hm, das weiß noch niemand am Hofe des Tyrannen," sprach er bedächtig. „Früh genug wird er's erfahren, fürcht' ich. Und dann haben wir die Hetze der Verfolger hinter uns. Aber auch dafür werden die Götter, die dich mir als Warner gesendet, Rat wissen. Nur Eine Sorge quält mich: die Vorräte, die Flotte! Verlaßt mich jetzt. Ich muß mich sammeln. Ich werde noch dem Traumgott opfern. Er soll mir (— wie schon so oft vor schwersten Entschlüssen! —) das Richtige offenbaren. Jovianus, sorge für beste Unterbringung unseres Gastes, unseres neuen Freundes. Du, Perser, mußt mir morgen noch viel berichten. Ich vergaß ganz, zu fragen: . . . Wie heißest du?"

„Nohordates."

„Nun: nochmal willkommen, Nohordates."

XXXIX.

Am andern Morgen erhob sich Julian — gegen seine Gewohnheit — spät vom Lager. Er hatte — nach dem Opfer für Oneiros — erst in den Morgenstunden Schlaf

gefunden, der dann von Träumen bunt durchwoben war. Darauf hatte er wieder stundenlang allein die Karten, zumal den Lauf der beiden großen Ströme, durchforscht, endlich den Perser zu sich beschieden. Nach langer Beratung mit diesem befahl er alle Heerführer in sein Zelt. Sie fanden ihn abermals verstört, entstellt durch innere Erregung, durch innere Kämpfe; der Perser stand neben ihm, die langen schwarzen Wimpern niedergeschlagen und unaufhörlich, aber ganz langsam den breiten Bart streichend.

„Ihr wißt, meine Waffenbrüder," begann der Augustus, mit einem müden, trüben Lächeln auf dem zuckenden Mund, „ich pflege nur mit meinen Göttern Kriegsrat zu halten, nicht mit meinen Feldherren. Diese erfahren nur meine fertigen Beschlüsse. So auch jetzt. Diese Nacht offenbarten mir die Götter im Traume das Notwendige. Alle Vorräte und die ganze Flotte, — sie werden hier verbrannt."

Ein Ruf, nein, ein Schrei des Staunens, des Schreckens, der Mißbilligung entrang sich aller Mund; nur der Perser schwieg: er wußte offenbar schon um den Beschluß. „Mein Imperator," begann der alte Severus, das ist . . ." — „Beschlossen. Also gethan." — „Über zweihundert Stunden weit," sprach Jovian warnend, „haben wir, mit unendlicher Mühe, mit vielem Schweiß und Blut, Schiffe und Vorräte von Antiochia bis Ktesiphon geschleppt . . ." — „Gut also, daß wir sie nicht nochmal schleppen müssen. Mit Mühe fuhren sie zu Thal: — zu Berg den Tigris, den Euphrat hinauf, sind sie gar nicht zu fahren. Kein Schiff geht über Ktesiphon stromaufwärts über Wehre, Stromschnellen und Wasserfälle: weder Segel noch Ruder noch angestemmte Schultern und gestraffte Seile leisten das. Sollen wir unsere Flotte dem neuen Surenas schenken, sie, kampflos, als Beute stromabwärts zu führen? Und fehlen die Schiffe, — wer soll die Lasten der Vorräte tragen? Für sechzig-

tausend hab' ich mitgeführt: — fünfundzwanzigtausend habe ich. Sollen diese, bepackt wie Lasttiere, zugleich die Parther abwehren? Unmöglich!"

„Je die Hälfte . ." warf Serapion ein, „muß tragen, die andere fechten." Aber eigenwillig fuhr der Feldherr fort: „Ganz unmöglich. Aber, meint ihr, wovon wir leben sollen? Ei, mag nun der Krieg den Krieg ernähren. Reich und fruchtbar sind die Landschaften, durch die unser Rückzug führt. Ich weiß es aus den Büchern; und Freund Nohordates hier hat es bestätigt."

Tief verneigte sich der Perser und sprach: „es ist die Wahrheit." „Ja," entgegnete Severus, „ich weiß es auch. Ich durchzog das Land einst im Frieden als Gesandter. Aber die Einwohner werden im Krieg . . ." — „Entweder gutwillig verkaufen oder gezwungen hergeben, was wir brauchen. Daß sie es haben, steht fest. Und fest steht mein Entschluß. Den besten landeskundigen Führer gewannen wir an unserem Freunde hier. Er versprach mir, unsere Vorhut nach Corduene zu leiten. Nun, was zögert ihr? Was habt ihr noch auf dem Herzen?"

„Herr, das Heer! Wie wird es diesen Beschluß — diese ungeheuere Brandstiftung! — aufnehmen?" wagte Severus zu fragen. „Ich fürchte, sie werden murren," meinte Nevitta.

„So werd' ich ihnen selbst den Beschluß eröffnen. Wie ich selbst die erste Fackel in das erste Schiff, in den ersten Getreidewagen werfen werde. Und verkünden auch werd' ich ihnen, was meinen Entschluß entschied: meinen Traum von heute Nacht! Der Traumgott, dem ich geopfert, zeigte mir in den Morgenstunden den Gott Hephaistos in flammender Lohe. „Dieser," erscholl eine Stimme, „wird dein Helfer sein." Und als ich dem bärtigen Gott ins Antlitz sah, — die Züge dieses Persers wies er dar. Mit

Schwanken über den Brand, mit Zweifeln auch an dem Überläufer war ich eingeschlafen: — der göttergesandte Traum hat (— wie in Zabern damals! —) mein Schwanken, meine Zweifel überwunden. Blind vertraue ich allem, was die Götter sandten: dem Traum, dem Brandbeschluß und dem Satrapen als Wegführer. Geht nun! Ruft das Heer zusammen! In einer Stunde steht hier alles in Flammen und wir ziehen ab, nach Norden, nach Armenien, die treulosen Galiläer zu bestrafen."

Mit schwerem Herzen verabschiedeten sich die Führer von Julian, der nur den Perser bei sich im Zelt zurückbehielt, mit ihm über die Straßen des Rückzugs Rat zu pflegen, und Lysias zu sich beschied, ein großes Opfer für Hephaistos vorzubereiten.

„Das größte Opfer für Hephaistos," sprach Serapio zu Jovian, „sind unsere Flotte, unser Getreide und unsere Rettung. Er ist wie mit Blindheit geschlagen! Ach gegen seine „Götter" kämpft seine Weisheit vergebens!"

Die kunstvolle Rede, in welcher der Augustus dem versammelten Heer jenen verhängnisvollen Beschluß verkündete und zu begründen versuchte, ward mit eisigem Schweigen, mit stets steigendem Staunen, mit Besorgnis, zuletzt mit laut murrendem Unwillen angehört. Und, als gegen Abend, nach vollendetem Opfer für den Feuergott, von Julians eigener Hand entzündet, die mächtige Kriegsflotte und die auf den Lastschiffen sowie in dem Lager aufgehäuften viele tausend Wagen, Kisten und Säcke voll Getreide in Flammen aufgingen, — ein schauerlich prachtvoller Anblick! — da begrüßten ihn die Perser auf den Wällen von Ktesiphon mit Jubel: sie sagten, Ormuzd habe Stolz, Macht und Hoffnung der Feinde durch himmlisches Feuer von oben zerstört.

Die Römer aber wurden von Furcht, von Entsetzen

über das selbstzerstörerische Thun ihres Feldherrn ergriffen. „er ist von Dämonen besessen,“ flüsterten die Christen unter ihnen. „Es ist die Strafe seiner Abtrünnigkeit, seines Eidbruches. Die Weissagung des großen Athanasius erfüllte sich. Er raset gegen sich selbst.“

Und eine Wandlung, eine Verdüsterung des Geistes war allerdings in Julian eingetreten seit jenem Tage zu Circesium. Schwermut und Übererregung wechselten rasch in ihm ab; und der gesteigerte Haß gegen die Christen erhöhte merklich den Einfluß des Lysias.

Nachdem die Flammen und der Fluß die stolze Flotte und das Korn des Heeres zerstört hatten, — viele Stunden hatten sie dazu gebraucht — traten die Römer (— sechzig Tage nachdem sie die Persergrenze überschritten hatten, gewiß dies Reich zu erobern), in tiefster Niedergeschlagenheit den Rückzug an, unter dem Jubel, dem Hohn der Feinde auf den Zinnen. Wie schnitt es Julian in die Seele! Er sprengte eilig davon an die Spitze der Vorhut, dies gellende Jauchzen nicht mehr hören zu müssen.

Mit seltsam grimmigem Gesicht erbat sich Jovian die berittnen germanischen Leibwächter und eilte mit ihnen in die äußerste Nachhut, die das geringe mitgeführte Gepäck bewachte: es bestand aus zwölf kleinen Nachen, die, auf Jovians Bitte, von der Fackel verschont, auf Wagen mitgeführt wurden, um bei Überschreitung von Flüssen als Schiffbrücken verwendet zu werden, und aus dem Mundvorrat für nur zwanzig Tage: in dieser Frist hoffte Julian sicher, das Gebiet von Corduene zu erreichen, dessen Häuptlinge die Oberhoheit seines Reiches anerkannten.

Richtig hatte Jovian vorausgesetzt, der Übermut der Perser in Ktesiphon werde sich die Genugthuung einer Verfolgung nicht versagen können: und in der That brach alsbald aus den Thoren der Feste eine siegessichere, bunt

zusammengesetzte Schar von Kriegern und Bürgern, die Abziehenden zu bedrängen, Beute zu machen unter ihrem Troß. Es bekam ihnen schlecht. Sausend fuhren die germanischen Reiter auf die Zuversichtlichen los und jagten sie unter grimmigen Streichen in ihre Stadt zurück.

„Schade, Herr,“ meinte Sigibrand, der Sachse, als er, zu dem Imperator zurückreitend, sein blutig Schwert an einer eroberten Perserfahne abwischte. „Schade, daß du nicht dabei warst. Hättest deinen Theologen einmal mit Erfolg predigen sehen.“ „Jawohl,“ bestätigte Sigiboto. „Die Kerle haben unsern Zorn entgelten müssen.“ „Den wir eigentlich auf dich haben, Auguste,“ fuhr Hippokrenikos fort. „Von wegen der grausigen Verbrennerei der schönen Schiffe und des Brotes,“ schalt Ekkard. „Und sogar Wein, sagt man, war auf den Schiffen. Aber natürlich: — du weißt nicht, was Durst ist,“ klagte Garizo.

Julianus lachte; aber es war nicht das alte, unbefangen überzeugte Lachen, mit dem er früher die kecken Scherzreden seiner Lieblinge aufgenommen hatte: es lag Gewölk auf seiner Stirn, und wich nie mehr.

Seine Hoffnung, das Heer durch die Erträgnisse der zu durchziehenden Gegenden ernähren zu lassen, schlug gänzlich fehl.

Gleich an dem ersten Tage des Rückzugs durch die bisher unbetretenen Landschaften fand das Römerheer den Volkswiderstand in der furchtbarsten Gestaltung vor sich: lang ehe ihre vorsprengenden Reiter ein Haus, ein Dorf, eine offene Stadt erreichten, loderten Flammen vor ihnen auf: die Einwohner verschütteten die Cisternen, zerstörten jede Unterkunft, verbrannten, wie ihre Holzhäuser, so das in diesem Himmelsstrich bereits reife Korn auf den Feldern,

— es war Juni — trieben die Herden vor sich her und flüchteten in die nächsten Burgen oder befestigten Städte: kam nun das Heer heran, so fand es Brandstätten, wo es Obdach und Unterhalt erwartet hatte.

So mußte der Legionar vom ersten Tag an von dem mitgeführten Mundvorrat zehren. Schon war es der zehnte Tag: noch lange war die Grenze von Corduene nicht erreicht: und die Hälfte der Lebensmittel war verzehrt.

Am Abend dieses Tages sprach Serapio zu Jovian, wie sie miteinander die Lagerwachen verteilten: „Wir ziehen auf schlimmen Wegen.“ — „Sie führen nicht zum Sieg! Kaum zur Errettung.“ — „Julian hat wieder einmal — wie gegen uns Germanen — die Kraft — wie soll ich sagen? — die Seele des Volkes unterschätzt, das er bekämpft. Denn mir ist oft: ein Volk hat eine Seele wie ein Mensch: sie ist seine Eigenart. Diese Perser haben die Kraft unbesiegbaren Hasses. Die erbarmungslose Verwüstung des eignen Landes durch die Bebauer des Bodens, die uns mit Vernichtung bedroht . . .“ — „Die kann kein Befehl des fernen Großkönigs und seiner Satrapen erzwingen: die Leute thun's von selbst.“ — „Ja! Sie hassen euch mehr als den Tod.“ — „Erst jetzt — vor zehn Tagen — hat Julian seinen Feldzug verdorben.“ — „Nicht als Feldherr!“ — „Als Staatsmann.“ — „Er mußte Sapors Friedensantrag annehmen. Ich bin gewiß, der war ernst gemeint.“ — „Aber der Alexanderwahn verblendet ihn. Er muß Indien erobern! Darüber kann er Antiochia verlieren.“

Am frühen Morgen des elften Tages trat in das Zelt des Feldherrn der grauhaarige Severus, eine zerlesene Straßenkarte in der Hand, begleitet von den andern ersten

Führern: er fand Julian, das gerötete Gesicht ebenfalls über eine Karte gebeugt.

„Das ist ein gutes Zeichen, Jovian," flüsterte er im Eintreten. „Er zweifelt selbst! — Verzeih, Herr, unsere Eilfertigkeit. Aber es eilt wirklich. Sieh, ich bin der einzige, der von früher her die Landschaft kennt. Diese Karte ist mangelhaft und mein Gedächtnis auch. Aber wenn nicht beide stark trügen, — die Straßen hier zu Lande kenn' ich nicht gerade genau — sind wir zehn Tage lang . . ." — „Statt nach Norden, nach Corduene, stets nach Osten gezogen," rief Julian aufspringend und mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Das ist auch mein Ergebnis. Ich rief den Perser her . . . Nun, Oribasius, wo ist er?" — „Entflohen, oh Herr," erwiderte der hereinstürzend, Schrecken im Antlitz. — „Was?" — „Wie?" — „Entflohen!" — „Der Verräter." „Ich warnte treu!" sprach Jovian. „Ich jag' ihm nach," rief Serapion, „und bring' dir seinen falschen Kopf." — „Bleib', Franke," mahnte der Arzt, „du holst ihn nicht mehr ein. Schon um Mitternacht verließ er — mit all' den Seinen — das Lager, gen Südosten davonjagend, mit geheimen Befehlen des Imperators."

„Gelogen," sprach der; er war sehr bleich geworden.

„Die Wachen ließen ihn ziehen. Denn er zeigte eine Weisung des Imperators, ihn frei ein- und ausreiten zu lassen; in seinem Zelt lag dieser Zettel — in einem Buch, — in dem neuen Testament."

Julian nahm und las laut: „Wehe dir, Apóstäta! Dem Abtrünnigen die Treue brechen ist Gott wohlgefällig. Zur Hölle schickt dich bald Christus der Herr." „So sah ich recht!" zürnte Serapio. „Mir war, neulich, als die Christen in unserem Heer ihren Abendgottesdienst hielten, schlug er im Vorüberschreiten rasch ein Kreuz auf

Stirn und Brust." „Wie gefallen dir deine Galiläer, Jovian?" fragte Julian bitter. „Wer hat dir," fragte der mutig entgegen, „den Schurken empfohlen? Oneiros, Pallas Athene Pronoia und deine anderen Götter." „Streiten wir nicht!" schloß Julian. „Retten wir das Heer. Also: links schwenkt ab! Nach Norden endlich! Nicht nach Osten mehr!" „Und unterdessen," grollte Jovian, „sind zehn kostbare Tage Zeit, Vorrat und Kraft verloren! Aber vorwärts!"

XL.

So lange die Römer, dem tückischen Wegweiser vertrauend, die falsche Richtung nach Osten verfolgt hatten, die sie immer tiefer in das Perserreich und in das sichere Verderben führte, hatten sich nur in Flanken und Rücken Reiterschwärme gezeigt, die, ohne den Feind im Vordringen auf seinem Irrweg aufzuhalten, ihn bloß beobachtend in weiter Ferne umkreisten. Sowie aber die richtige, die rettende Straße nach Norden eingeschlagen war, zogen sich von allen drei Seiten die Verfolger nah und näher heran: ja, schon am folgenden Tage wirbelten auch in der Stirnseite jene dichten Staubwolken auf, welche die Annäherung der gefürchteten parthischen Bogenschützen andeuteten und zugleich verhüllten, die in jeder denkbaren Lage auf ihren windschnellen und wunderbar abgerichteten Rossen, sitzend, liegend, stehend, im Angriff und zumal in wirklicher oder verstellter Flucht die nie fehlenden Rohrpfeile entsandten.

Anfangs täuschten sich die Römer die Hoffnung vor, es seien ihnen befreundete Bewohner von Corduene, die

ihnen entgegenzögen; oder auch ein Rudel aufgescheuchter Wildesel. Und Ekkard, der eifrige Jäger, konnte sich, trotz des Verbotes, nicht enthalten, dem flüchtigen Wilde nachzueilen. Aber sehr bald sprengte er — noch viel rascheren Laufes — zurück, zog einen Pfeil aus seiner Schulter und lachte: „mir scheint, diesmal war der Jäger der Esel!“

Von jetzt verging kein Tag, kein halber Tag mehr ohne Gefecht. Hinter dem Schleier der Geschwader wurden nun auf allen vier Seiten auch dichte Reihen persischen Fußvolks sichtbar: die Römer waren offenbar umzingelt; jeder Schritt nach Norden mußte erkämpft werden; man erfuhr von den — wenigen — Gefangenen, daß zwei Söhne Sapors, der neue Surenas, Merenas, und dessen Bruder die vier feindlichen Heere befehligten.

Die Allgegenwart dieser raschen und übermächtigen Feinde nötigte die Römer, nach dem beschwerlichen Tagemarsch, jeden Abend, mit Zeitverlust und Anstrengung, ein befestigtes Lager zu schlagen, hinter Graben und Wall sich gegen das Heranfliegen der parthischen und arabischen Geschwader zu sichern.

Einmal aber fehlte nur recht wenig, daß ein solcher plötzlicher Überfall gelang. Nach Sonnenuntergang erreichte der todmüde Zug ein Dorf Maronga: es war verlassen, zum Teil verbrannt, kein Körnlein Brot in den Häusern zu finden, die Cisterne verschüttet, all' das wie gewöhnlich. Aber die noch stehenden Häuser schienen immerhin Deckung genug zu gewähren, die mühevolle Schaufelarbeit in dem lockeren Sand überflüssig zu machen. Jedoch in der Nacht erfolgte ein Überfall, den Merenas selbst leitete: schon waren nicht nur arabische Wüstenreiter, auch Fußvolk und sogar Elefanten in die Straßen der Ortschaft eingedrungen: nur mit äußerster Anstrengung gelang es Julian, die Feinde aus den brennenden Häusern wieder zu vertreiben.

Seine gewaltigen Verluste zeigten ihm, daß mit dem neuen Surenas eine viel schärfere Kriegführung über die Feinde gekommen war: auch wurden die weichenden Römer offenbar nicht mehr so gefürchtet wie weiland die vorwärts dringenden. Und bei diesen selbst machten sich die schädlichen Einwirkungen eines Rückzuges spürbar, so begeistert das Heer an dem geliebten Führer hing.

Bei dem Aufbruch aus dem leichenbedeckten Maronga fiel es einer Abteilung der keltischen Petulantes plötzlich ein, von dem Imperator ein Geldgeschenk für ihre Leistung zu verlangen. Lärmend umringten sie ihn, wie er zu Pferde steigen wollte, und hielten ihm scheltend vor, daß sie seit den lumpigen hundert Silberlingen, die er aus der Beute von Mazamalcha jedem Krieger gespendet, kein Geschenk mehr erhalten hätten.

Das verdroß schwer das römische Gefühl in Julian: traurig erwiderte er ihnen: „Reichtümer verlangt ihr? Nehmt sie nächstes Jahr dem Großkönig ab: — der hat sie, nicht ich, der ich nichts besitze, was ich nicht mit euch teile: ich bin so arm, wie weiland Fabricius. Ich glaubte, euch zu ehren, indem ich ganz wie einer von euch mit euch lebte. Wollt ihr aber andre Führung, — ihr braucht euch nicht mit Aufruhr zu beflecken! Ihr habt der tüchtigen Feldherrn außer mir genug: ich sag' es mit Stolz und Freude! So wählt euch einen von diesen, — wählt Jovianus zum Imperator. Gern trete ich als Centurio in die Reihe der Schildener ein und lebe und sterbe als einfacher Kriegsmann."

Da schämten sie sich stark und baten ihn um Vergebung. Aber die unsäglichen Leiden dieses Rückzugs kehrten Tag für Tag wieder.

Es ging gegen Ende Juni. Die ungewohnte Hitze in den baumlosen, schattenlosen Steppen ward für die unter

ihren schweren Rüstungen keuchenden Söhne Germaniens, Galliens, Illyricums, ja auch für die Italiker unerträglich: mancher tapfere Franke und Alamanne, der allen Pfeilen der Perser getrotzt, brach jetzt, von den Pfeilen der Mittagsonne getroffen, am Wege tot zusammen. Die Luft war von Wolken lästiger Mücken erfüllt, deren Stichwunden sich in Hitze und Staub meist entzündeten; auch giftige Insekten fehlten nicht.

Die Leichen zu bestatten nahm man sich nicht mehr Zeit: und so kennzeichneten den Zug des weichenden Heeres links und rechts vom Wege tote Menschen und Pferde, in tiefem Sande stecken gebliebene Karren, bis allmählich der Wind alles mit dem gelben Staubsand der Steppe fußhoch zudeckte.

Oben aber, in den Lüften, aus der nahen Wüste durch den Leichengeruch angezogen, folgten ungezählte Aasgeier, kreischend nach Fraß: wie eine Wolke des Unheils verfinsterten sie zuweilen über dem traurigen Zuge die Sonne; mit Grauen sahen dann die hastig, hastig weiter Eilenden empor: sie wußten, welche Art von Bestattung ihrer wartete, ihnen drohte, sanken sie hier in die stachligen niedrigen Kräuter am Weg, um nie mehr aufzustehen.

Auch auf diesem beschwerlichen Zug aber ließ Julian nicht ab, unter den Lasten und schweren Sorgen der Feldherrnschaft sich mit seinen philosophischen, religiösen, mystischen Forschungen zu beschäftigen. Priscus, sein „Lager-Philosoph“, wie er ihn scherzend genannt hatte, der Lieblingsschüler des Ädesius und Mitarbeiter des schmerzlich beklagten Maximus, mußte auf seinem Maultier stets neben Argos, dem weißen Kriegshengst des Imperators, einher reiten; und unter der glühenden Mittaghitze, die auf der öden Steppe brütete, mit lechzender Zunge, stellte dieser an den schweißtriefenden Weisen unablässig Fragen, zumal

aus der vielbestrittenen vieldeutigen Lehre des gemeinschaftlichen Meisters über die Unsterblichkeit der Seele.

Allein schrecklicher noch als die Partherpfeile, schwerer als die Mittaghitze bedrohte das schwer leidende Heer der Hunger. Die für zwanzig Tage berechneten Vorräte gingen rasch zu Ende, und noch immer war die ersehnte Grenze von Corduene nicht erreicht! Längst hatte Julian die Wagen mit Brot und getrocknetem Fleisch bei Tag und zumal bei Nacht durch verlässige Krieger bewachen lassen müssen: — nicht gegen die Perser, — gegen Diebstahl und Raub der eignen hungernden Scharen, denen schon nach den verlorenen ersten zehn Tagen der Tagesteil auf die Hälfte herabgemindert worden war. Nur das täglich sich steigernde Zusammenschmelzen der Kopfzahl ermöglichte die karge Ernährung der noch weiter Stapfenden.

Der Imperator begnügte sich mit einem Vierteilteil. Und dieses teilte er redlich mit seinem kleinen Schützling, dem Knaben Infortunatus, für den er außerdem den achten Teil einer Tagesnahrung in Anspruch nahm. Der Knabe hing an ihm mit der Dankbarkeit eines geretteten und liebevoll gepflegten jungen Tierleins.

Alle entbehrlichen Pferde waren längst geschlachtet; das Fleisch wurde nicht frisch verzehrt, sondern, an den Lagerfeuern gedörrt und dann in kleinste Stücke zerschnitten, sorgfältig verwahrt, mitgeführt. Eine ähnliche, nur noch viel todesgefährlichere Plage als die Mücken bereitete in diesen Gegenden die unerhörte Zahl giftiger Schlangen, von der Art der Sandviper, die in dem heißen Boden ganz besonders zu gedeihen schienen, und deren Biß bei der großen Hitze gar vielen der Unvorsichtigen, wann sie, ermüdet, sich in dem Nachtlager der Sandalen entledigt hatten, raschen, qualvollen Tod brachte. Eines Abends betrat der Feldherr mit dem Perserknaben das eben für

ihn auf freiem Feld errichtete Zelt: ein Teppich bedeckte den glutheißen Boden. Er legte die Beinschienen ab und warf sie neben sich: da raschelte etwas zischend unter dem Teppich hervor: eine Viper schoß, sich halb aufrichtend, gegen seine Wade: schnell fuhr der Knabe mit dem nackten Arm dazwischen und ergriff die Schlange. Augenblicklich war sein Arm umringelt und gebissen: er streifte sie ab und zertrat ihr den Kopf: und er nickte lächelnd dem erschrockenen Freunde zu, der jetzt erst die Gefahr erkannte und eilig die Wunde aussog. Aber alsbald begannen, trotz des Oribasius Heilversuchen, die tödlichen Zuckungen: bevor der Knabe die dankenden Augen schloß, — unverwandt hielt er sie auf seinen Herrn gerichtet — malte er mit zitterndem Finger in den Sand der Steppe die Worte: „Für dich!" Nun nicht mehr Infortunatus ... Fortunatus! Unter Thränen setzte der Imperator selbst den Scheiterhaufen, aus Zeltstangen und Steppegestrüpp geschichtet, in Brand, der den kleinen Leib verzehrte.

„Maximus . . Artemidor . . Infortunatus! Ich habe kein Glück mit meinen Schützlingen," sprach er traurig im Hinwegschreiten. „Oder vielmehr: — mein Schutz bringt ihnen Unglück."

Dazu kam bei dem Feldherrn noch die furchtbar quälende Sorge, ob er denn jetzt wenigstens den richtigen, den nächsten Weg eingeschlagen habe: da man auch nicht eines einzigen Einwohners mehr habhaft geworden war, fehlte es durchaus an Wegweisern; und Straßenkarten versagten in dieser Wüstenei.

XLI.

Endlich erblickte die Vorhut des verzweifelnden Heeres im fernen Nordwesten, — denn nun bog die Straße aus der Steppe nach links ab, — die hohen Türme einer größeren Stadt, und Sigiboto brachte die heißersehnte Kunde zurück, man stehe vor Sambara, der äußersten Grenzstadt von Corduene. Die meist „hellenistischen“, nur zum Teil christlichen Bewohner hatten die halb verschmachteten Reiter der Vorhut freundlich aufgenommen und bewirtet.

Wie ein von Albdruck Erlöster, hoch auf atmete Julian! So hatten ihm die Götter doch den richtigen Weg gewiesen! Es war die Stadt, in welche er schon vor Ktesiphon, durch Eilboten, die er zurück nach Circesium entsandt, auf den Rat des Lysias, der früher lange Zeit hier in dem Tempel des Apollo-Mithras die Mysterien dieses Gottes erforscht hatte, alle Nachrichten aus seinem Reiche zu schicken befohlen hatte. Hier hoffte er, danach weitere Beschlüsse fassen zu können.

Auch Lysias zeigte sich hoch erfreut: „Ich muß dir den Mithrasdienst in des Gottes Tempel selbst erklären. Dazu brauch ich einige Zeit, alles vorzubereiten. Du wirst hier wohl dem Heer ein paar Rasttage gönnen?“ Julian nickte: er erkannte die Notwendigkeit einer Erholung seiner völlig erschöpften Scharen. „Lang aber,“ schloß er, „darf die Rast nicht währen. Die Perserheere haben geschwenkt wie wir: das bisher vor uns zog, das des Merenas, ist wie von der Erde verschwunden. Ich bin gewiß, den Surenas bald wieder gerade vor mir zu finden: — jetzt, auf dem Wege nach Westen.“

Der Imperator war schmerzlich enttäuscht, die hier erwarteten Nachrichten nicht vorzufinden. Wohl aber waren

für Lysias aus Circesium, wie er voll Freude meldete, in dem Mithrastempel, in dem Hain einer abgelegenen Vorstadt, wohin er sie bestellt hatte, Boten mit Briefen und allerlei Sendungen eingetroffen; er selbst hatte als apollinischer Oberpriester bei den Priestern dort, seinen alten Freunden, gute Aufnahme gefunden. Er lud den Augustus in ihrem Namen ein, ebendaselbst zu wohnen; aber dieser zog es vor, in der Mitte der Stadt bei seinen Truppen zu bleiben.

Früh am andern Morgen trafen die erwarteten Nachrichten von Sebastianus ein: aber ach! die bestürzende Meldung, daß er den auf Befehl des Imperators begonnenen Marsch von Nisibis Julian entgegen nach Süden nicht weiter fortsetzen könne, sondern nach Westen in die Heimat zurückziehen müsse, da die Armenier, verstärkt durch persische Satrapen, mit großer Übermacht nun gegen ihn selbst zum Angriff vorgingen.

So war auch diese Hoffnung Julians gescheitert! Er hatte jene dreißigtausend Mann heranziehen und, so verstärkt, die treulosen Galiläer in Armenien sofort züchtigen wollen. Nun mußte der schleunige Rückzug in die Heimat fortgesetzt werden!

Kaum war diese Kunde den herbeigerufenen Freunden Jovian und Serapio mitgeteilt, als ein neuer Bote gemeldet wurde. Schon eilte er in das Gemach — er trug Trauergewand — und warf sich, laut klagend, dem Imperator zu Füßen. „Steh' auf! Wer bist du?“ „O Herr,“ sprach der, „ich bin ein Tempelsklave von Circesium. Zürne nicht dem Bringer trauervoller Botschaft. Ich komme aus Kale.“ — „Nun, so sprich! Was ist mit Kale?“ — „Es ist nicht mehr! Der Blitz schlug ein. Es

liegt in Asche." — „O, das wird die Schwester erschreckt haben. Man baut es nächstes Jahr schöner wieder auf: — aus Perserbeute. Wohin hat die Priesterin, wohin meine Schwester sich einstweilen begeben? Doch wohl nach Circesium? Nun, du blickst so unheilkündend. Gab es Tote?" — „Nur Eine." — „Wer — wer ist es?" — „O Herr, deine Schwester. Es war zur Nacht. Der Blitz schlug in ihr Schlafgemach. Von dort brach der Brand aus." Da taumelte Julian mit schrillem Aufschrei in Serapios Arme. Jovianus sank wortlos, totenbleich, auf das Ruhebett. Eine furchtbare Stille entstand.

Endlich raffte sich Julianus auf, er wollte sich an Jovians Brust werfen: — mit strenger Armbewegung wies der ihn zurück.

„Wie? . . . wie starb sie?" forschte Oribasius der Arzt. — „Sofort. Der Blitz traf sie, als sie ihr Nachtgebet sprach." „Woher weiß man das?" fragte Serapio. „Herr, man fand die schöne Leiche, — nur die Stirne war vom Strahl durchbohrt — ein Kruzifix in der Hand." — „O Juliana! Sie starb im Gebet zu dem Galiläer!" „Ja," sprach Jovian, in bitterstem Weh erzitterte seine Stimme. „Und gewiß im Gebet für dich — für ihren Mörder!" „Jovian!" schrie der Gequälte. — „Du . . . du hast sie dorthin verbannt, — dort gefangen gehalten. Du allein trägst die Schuld an ihrem Tod." Und er stürmte hinweg aus dem Gemach.

„Wen nun zuerst trösten?" sprach Serapion ernst. „Und welchen Gott darum verklagen? Zeus, der mit seinem Blitz die Christin erschlagen, oder Christus, der sie nicht gerettet hat? Und welchen unter den Menschen? Athanasius, der sie bekehrt hat? Julian, der sie dorthin geschickt hat? Oder wohl richtiger keinen Gott und keinen Menschen, sondern nur den Blitz, der aus der Wolke fuhr,

nicht, wie er wollte, — wie er mußte. Arme Freunde, alle beide, mit euren Göttern!"

Nach einigen Stunden suchte Jovianus, von dem Germanen geführt, den Imperator auf. „Vergieb," sagte er ruhig, mit rotgeweinten Augen. „Ich war ein schlechter Freund, Serapio hat recht, und ein schlechter Christ. Aber sieh, Julian, ich habe sie sehr geliebt. So sehr! Der Schmerz macht ungerecht. Du trägst nicht schuld, daß es dort geblitzt hat."

„Aber daß sie dort war!" sprach Julian in Thränen. „Vergieb, mein Bruder! Ich bin schwer gestraft für schuldige und unschuldige Schuld. Ach, ich wollte euch ja vermählen nach einem kurzen Jahr. Jovian, vergieb mir! Vergieb mir um des Reiches willen: wir wollen, Hellenist und Galiläer, zusammenstehn als Römer. Hilf mir! Verlaß mich nicht!" „Gewiß nicht," sprach Jovian, ihn umarmend. „Ich habe ihr beim Abschied versprochen, nie, niemals von dir zu lassen."

Bald nachdem die Freunde ihn verlassen, erschien bei dem Trauernden Lysias. Er hatte ihre Entfernung abgewartet. Er küßte den Weinenden voll Teilnahme. „Ach," sprach der, mit einer Hand langsam über die Stirne streichend, — „es wird allmählich zu viel: Eusebia — Helena — Maximus — Artemidor, — Daphne — Mutter — Schwester — Freund! — Ich habe," lächelte er traurig, „bald nichts mehr zu verlieren als den Glauben an die Götter und an dich. Und dann noch — das Leben. Jenes wäre unertragbar. Dies, — ach, wie erwünscht. Denn ich bin einsam! O Helena! Wann — wann

endlich?" „Mein geliebter Sohn," sprach Lysias feierlich, „sieh, in deinem tiefsten Schmerze senden dir die Götter mich — und Trost!" „Trost!" seufzte der Traurige. „Den giebt es nicht!" — „Doch! Heute — gerade heute! — Julian, erfüll' ich mein Versprechen. Noch heute — sollst du Helena sehen." Julian fuhr auf, er erbleichte: „o Lysias, Lysias! Was sagst du da? O bei allen Göttern, — wecke mir nicht eitle Hoffnung. Es wäre zu grausam. Ich könnt' es nicht ertragen. Heute noch?" — „Heute erreichen Jupiter und Venus den Stand, auf den ich wartete all' diese Zeit. Diese Nacht, sobald die Sterne am Himmel stehn!" — „O Lysias! Ich fass' es kaum. Ich soll sie sehen? Sprechen? Hören?" — „Du sollst sie sehen, sprechen, hören." — „Und wo?" — „Im Mithrastempel. Drei Stunden vor Mitternacht. Du . . . aber ganz allein!" — „Freilich! Freilich! — O, wie soll ich's erwarten."

Nach einem Rundgang durch das Lager in der Dämmerstunde des langen Junitages sprach Julian, die beiden Freunde verabschiedend: „das Nachtmahl müßt ihr heute ohne mich teilen. Lysias, . . . er hat mich für den Abend geladen." „Lysias?" fragte Serapio. „Wohin?" — „In sein eigenstes Heim: in den alten Tempel des Mithras, dessen Oberpriester er ja ist. Ein wundersam geheimnisvoll Gebäude! Er will mir dort — allein — einige Dinge zeigen, die nur er zu zeigen vermag." „Der Tempel liegt aber vor der Stadt. In dichtem Hain. Die parthischen Reiter haben sich schon wieder gezeigt. Sie streifen keck bis an die Wälle!" warnte Jovian. „Willst du wirklich allein . . .?" forschte der Franke. „Es war des Priesters Bedingung. Soll ich mein Wort brechen aus Parther-Furcht?" „Nein", sprach Serapio, sich ver-

abschiedend, „das sollst du nicht." „Nein," wiederholte Jovianus ernst, „geh nur! Leb wohl!" Vor Julians Hausthüre blieben beide — wie auf Verabredung — stehen. „Er darf nicht allein da hinaus in der Nacht," sprach Serapio. „Um so weniger, als ich heute, im Morgendämmer an dem unheimlichen Gemäuer vorbeireitend, innerhalb der Mauern — oder vielmehr unterirdisch — ein seltsam Pochen und leise verhalten Hämmern hörte. Ich glaube zwar nicht, daß die Parther . . ." — „Nein, aber ich traue diesem Priester nicht." — „Er will ihn nicht morden. Aber er braut etwas . . ." — „Er zeigt, seit wir hier sind, ein so seltsam Gebahren . . ." — „Bald triumphierend . . ." — „Bald hastig erregt . . ." — „Und immer wieder verschwindet er in jenem Tempel." — „Wir müssen wachen über den Vielgequälten." — „Den arglos Vertrauenden!" — „Ich hole dich ab, sobald es dunkel geworden."

XLII.

Die ersten Sterne gingen strahlend auf. Da saß auf einer Marmorbank in dem dicht verwachsenen Garten des alten Mithrastempels eine weiße Mädchengestalt, die Lyra im Arm. Träumerisch, schwärmerisch sah sie gen Himmel und leise sang sie mit lieblicher Stimme:

„Oben hoch durch die Himmel hin
Zieht melodisch der Rhythmengang
Unerforschlicher Sterne, die
  Unsre Schickungen lenken.

Sagt, ihr Schweigenden, hat der Gott
Außer leuchtendem Strahlenglanz
Euch ein sanftes Gefühl verliehn,
Ähnlich suchenden Herzen?

Hört ihr unserer Wünsche Drang,
Unsrer scheuen Gebete Hauch?
Ahnt ihr wohl, was die Sehnsucht ist
Seufzend suchender Seelen?

Oder waltet ihr mitleidlos.
Selbst notwendig, ihr folgend blind,
Eurer Meistrin Notwendigkeit,
Zwingend, selber gezwungen?

Ach, mein Leben, ihr führt es nicht
In harmonischem Rhythmengang
Eurem ähnlich, zum Goldaccord
Sel'gen Friedens — ihr . . ."

„Brich ab! Schweig!" sprach leise, aber barsch eine gebietende Stimme. „Ich befahl dir, jedes Aufsehen, jedes Geräusch zu vermeiden. Wenn du so schön singst und Lyra spielst wie kein Geschöpf auf Erden," sprach Lysias, nun mit sanfter Hand ihren dunkelbraunen Scheitel streichelnd, „lockst du unberufene Lauscher an. Komm, geliebtes Kind, Stern meiner Augen! Heute kam der Tag. Es ist die Verbindung der Gestirne, die ich solang ersehnt. Venus und Jupiter und der Stern, den Philippus schon bei Julians Geburt „Julianicus" genannt. Heute Nacht oder nie! Wie viele Mühe machte es, dich sicher hierher zu schaffen und unvermerkt zu bergen! Ein Glück, daß du doch nur von dem nahen Kappadokien, wo ich dich verlassen, aufzubrechen hattest. Es gelang so wunderbar nur durch der Götter Gunst. Heute Nacht wirst du ihn wiedersehn, deinen sternenbestimmten Bräutigam."

„Vater, Vater," rief das Mädchen entzückt und erschrocken zugleich. „O Wonne und o Weh! Mir sagte jüngst ein Traum: „wann du ihn wiedersiehst, dann wirst du sterben," . . . ach vielleicht vor Freude!"

„Still, gehorche mir, heute wie immer. Halte dich ganz ruhig. Sprich nicht! Ich spreche für dich! Was du auch hören und sehen wirst, bleib' unbeweglich stehen in dem Gewand und in dem Schmuck, die ich dir anlegen werde." — „Aber Vater, ich begreife nicht . . .!" — „Das sollst du noch nicht, kannst du noch nicht. Aber danken wirst du dem Vater, ist alles vorüber und der Sterne Weissagung in einigen Tagen voll erfüllt."

Zur bestimmten Stunde stand Julian, in seinen braunen Kriegsmantel gehüllt, vor dem Gitter, das den Tempelhain umhegte. Wie er den Blick auf das über das Buschwerk ragende Gebäude richtete, flog, ihm gerade entgegen und hoch über sein Haupt hin, ein leuchtend Meteor, einer roten Kugel vergleichbar, und erlosch hinter ihm im Dunkel.

Sinnend blickte er zurück. „Was bedeutet das Zeichen?" fragte er sich selbst. „Einen Glücksgruß? Oder eine Warnung, einzutreten? Oder ein Bild meines eignen Geschickes? Mein feuriger Flug — glänzend, hoch, . . . aber kurz von Dauer? Gleichviel. Dem Schicksal entgegen und — Helena!"

Mit diesen Gedanken schritt er rasch den schmalen Weg durch die dunkeln Gebüsche dahin. Schon hatte er die Pforte des Tempels erreicht: sie war geöffnet und blieb offen: denn Julian wollte in den ganz finstern Raum wenigstens das Licht der Sterne dringen lassen, wie er sich vorwärts tastete.

Da sprach, ihm gegenüber, aus dem Dunkel, des Lysias

Stimme: „Willkommen bei den Göttern, Pontifex Maximus. Hier, fasse meine Hand. Noch drei Schritte. Halt! Hier laß dich nieder, auf diesen Steinsitz. Und nun gedulde dich kurze Zeit. Nimm den Helm ab. Hier, diesen Kranz setze auf das Haupt: — aus neun heiligen Kräutern ist er gewunden. Er schützt vor den Dämonen, die zuweilen mit aufsteigen aus der Tiefe des Orcus. Und nun, — um keinen Preis! — rühre dich von dieser Stelle, ist dir dein Leben lieb und des teuren Schattens Friede im Hades!“ —

Erschauernd ließ sich Julianus nieder; er fühlte, wie nun Lysias seine Hand losließ; gegen das Innere des Tempelhalbrunds hin verhallten des Priesters Schritte. Da war es dem einsam Harrenden, als ob hinter ihm — von der Thüre her — ein leises Geflüster hörbar werde: — er wandte sich: — alles still: — es war nichts wahrzunehmen als die breiten dunkeln Massen der altassyrischen Säulen, die das niedere Dach trugen.

Plötzlich schloß Julian die angestrengten Augen: blendendes Licht traf sie von vorn. Dies grelle Licht erhellte in weißbläulichem Glanze nur eine schmale, kaum mannesbreite Nische, die in die gegenüberstehende Wand eingefügt war, rechts von dem nun ebenfalls sichtbar werdenden Altar. Neben der Nische wallte, von dem Lichtstrahle, der, wie aus einer engen Röhre strömend, nur geradeaus blitzte, kaum beleuchtet, ein schwerer, dunkelroter Vorhang bis zur Erde, mit seinen Randfalten noch den Mosaikboden breit verhüllend. Nur mit Mühe konnte Julian in das scharf blendende Licht blicken. Nun füllte sich allmählich die ganze Nische mit einem sehr stark duftenden weißlichen Nebelrauch und jetzt — mächtig pochte dem Lauscher das Herz vor Grauen und vor heißem Erwarten! — jetzt ward in dem Gewölk, zuerst nur schwach erkennbar, aber rasch

immer bestimmter in ihren Umrissen hervortretend, eine Frauengestalt sichtbar.

Das dunkelbraune Haar bekrönte, wie ein Diadem, eine Binde von feinster weißer Seide, mit Perlen gestickt: nun verzogen sich auch vor dem Antlitz der Erscheinung die dichtesten Rauchwolken und — o Wonne und Grauen! — ja — ohne Zweifel! — das waren Helenas holde Züge! Das waren die seelenvollen braunen Augen: nur noch viel bleicher als im Leben erschienen diese zarten, schmalen Wangen. Und hätte der Verzückte noch zweifeln können, — da schimmerte ja vor seinen Augen auf ihrem Haupte die fünfreihige, an ihrem Halse die siebenfache Bernsteinkette, der wohlbekannte Schmuck, den er selbst der Leiche angelegt in dem fernen Grab dort an der Seine. Julian fand kein Wort: die Stimme versagte ihm: seine Lippen zuckten: unbeweglich wie ein Marmorbild stand der schöne Schatte.

Unter dem über die Schultern flutenden vorn halboffenen Purpurmantel ward auf der Brust sichtbar das prachtvolle, bis auf die Schuhe herab mit Edelsteinen und Perlen gestickte Gewand von Goldstoff und weißer Seide.

Endlich, flüsterte Julian: „o Helena, geliebter Schatte! Seh' ich dich wieder? O sprich: — ich darf dich ja nicht in die Arme schließen — aber sprich! Laß mich nur einmal noch die süße Stimme hören. Oh ich bin so einsam! So qualvoll sind meine Nächte! Das Glück ist von mir gewichen! O sprich: — hast du kein Wort für mich? Was kann, was soll ich thun, mein traurig einsam Leben erträglich zu machen? Was soll mich trösten?"

Da ertönte Antwort: — und der Schatte öffnete doch nicht den Mund! — eine unnatürliche, nicht eine Menschenstimme sprach, langsam, in Grabeston: — so hatte der Geliebten Stimme im Leben nie geklungen: „Dich soll

trösten, mein Julian, ein zweites Ehegemahl, eine andere Helena."

„Betrug!" schrie Julian außer sich, auffahrend von dem Sitz. „Das Gegenteil ließ sie mich beschwören." Er wollte auf die Erscheinung losstürzen: — aber er wankte: wie eine Ohnmacht wandelte es ihn an.

Da sah er hinter den breiten Säulen in seinem Rücken hervor zwei Männer springen: der eine faßte die Erscheinung an dem Mantel und riß sie aus der Nische, der andere drang durch den Vorhang und zerrte einen Mann heraus, der sich, einen Dolch in der Faust, wütend wehrte und seinem Angreifer die Klinge in den linken Arm stieß. Der ließ ihn los, zog das Schwert und stieß ihn nieder.

„Da," rief Serapio, das Schwert einsteckend, „da liegt der Lügenpriester." „Fluch!" schrie der, den Dolch fallen lassend. „Fluch allen Sternen und allen Göttern! Sie halten nicht Wort!" Einstweilen hatte Jovian die zitternde Tochter losgelassen, sich zu Julian wendend, der hilflos an einer Säule lehnte.

Sobald Helena frei war, raffte sie blitzschnell den Dolch ihres Vaters auf: „Betrug? — Und ich! — ich! — ich sollte Ihn betrügen? Ach, ich hab's schon gethan. Das ist der Tod." Und sie stieß sich den Dolch bis an das Heft in die Brust und brach zusammen.

Jovian führte den wankenden Freund an die beiden Leichen. Der bückte sich, griff nach der Bernsteinkette und stöhnte: „Lysias, der Priester der Götter! . . . mein Lehrer . . . ein Betrüger! Er hat das Grab der Geliebten erbrochen und geschändet! Und die Götter haben es geduldet? Ah! Zu viel!" Und bewußtlos sank er in die Arme der Freunde.

XLIII.

Als sich nach zwei Tagen Julian von dem Lager erhob, auf das jene Erschütterung ihn geworfen hatte, war er ein verwandelter Mann.

Die Hoffnung seines Lebens war geknickt: er hatte verzichtet auf alle irdischen Wünsche: nur die Verklärung seiner unsterblichen Seele schwebte ihm noch vor als Ziel. Nicht an seinen Göttern war er irre geworden: aber die Götter hatten ihn verlassen: es war sein Irrtum gewesen, sich für den auserkorenen Liebling Apolls zu halten: die Götter hatten sich, erzürnt, für immerdar abgewandt von diesem Reich der entarteten Römer: die Olympier überließen sie dem Galiläer, zu dem sie abgefallen waren. „So wird er denn auch mich besiegen, dieser Zauberer aus Nazareth. Wohlan, ich will es ihm leicht machen. Die nächste Schlacht soll es entscheiden."

Mit solchen Gedanken, mit diesem Entschluß erhob sich der Schwergetroffne am Abend des zweiten Tages. Die Freunde bemerkten die Mattigkeit im Ausdruck seines sonst so lebhaft bewegten Gesichts. Er vernahm es fast mit Gleichgültigkeit, was sie über ihre weiteren Wahrnehmungen in jenem Tempel berichteten.

Lysias hatte keine Mitschuldigen gehabt. Das ganze Gebäude, das sie sofort durchforschten, war leer. Als Oberpriester hatte er die Priester und Tempelsklaven für diese Nacht aus dem Heiligtum in die Nebengebäude verwiesen und alle Veranstaltungen in dem ihm altvertrauten Raum allein getroffen.

Serapio hatte den ihm wohlbekannten Bernsteinschmuck von der Leiche des armen Opfers der Sterne gelöst. Julian aber befahl, ihn samt dem Purpurmantel und

Seidengewand mit den beiden Toten zu verbrennen: der Schmuck war durch Grabraub entweiht in seinen Augen.

Für den folgenden Tag war die Fortsetzung des gefahrvollen Rückzugs — aber nun nach Westen — beschlossen. Der müde gewordne Mann erstaunte kaum noch, als er bei seinem Erwachen an diesem Morgen vor seinem Lager einen alten Mönch in braunem Gewande sitzen sah. „Johannes," sprach er matt. „Du hier? Gegen mein Gebot? Ich hatte dich ja eingebannt in jenem Kloster." — „Vergieb, o Herr! Es litt mich nicht mehr dort, als ich erfuhr . . ." — „So weißt du schon? Sag' es nur: daß Ich Julianas Tod verschuldet habe." — „Nicht doch! Eine Fügung des Herrn, der diese Seele früh zu sich rief. Nein, eine andre Nachricht bring' ich dir, traurig zwar: — aber doch versöhnlich! Deshalb, weil sie versöhnlich ist, eilte ich, sie dir zu bringen." — „Du weinst? Das gilt meiner Mutter! Sie ist . . ." — „Heimgegangen! Der Tochter gefolgt. Der Kunst der Ärzte in Alexandria, aber gewiß mehr noch dem Gebet des frommen Athanasius. . ." „Natürlich!" sagte Julian, die Brauen furchend. „Ist es gelungen, sie vom Irrsinn zu heilen. Sie ist wieder völlig zu klarem Bewußtsein gekommen, und Athanasius . . ." — „Genug von ihm!" — „Nein, — das mußt du noch von ihm hören! — seinen gütevollen und mächtigen Worten ist es geglückt, sie dir zu versöhnen. Sie hat dir sterbend vergeben: und statt jenes Fluches, den sie im Wahnsinn sprach, schickt dir die Mutter, die Christin, ihren Segen."

„O Mutter, Mutter, habe Dank! Und Dank auch du, Vielgetreuer! Und deshalb hast du — allein! — unbeschützt! — die vielen hundert Meilen durchwandert, barfuß, — nur den Stab in der Hand?"

„Ja: der Herr war mein Geleit. — Ich hoffte, diese Stunde noch zu erleben, dir dieses Wort noch zu künden. — Nun will ich gern sterben. Ich habe deine Mutter und dich, o Julianus, sehr geliebt, sehr! — All' mein Leben lang." — „Und ich hatte dich zornig bestraft! Und du, — du wagst dein Leben, mich mit einem Wort des Friedens zu erlaben! Was — was ist das?" — „Das ist Christentum, mein lieber Sohn. — Ich sagte dir es schon vor vielen Jahren!"

Alsbald zog nun — es war am Morgen des sechsundzwanzigsten Juni — das zusammengeschmolzene, aber durch die Ruhe und Erholung von vier Tagen erkräftigte Heer aus Sambara weiter der Heimat zu. „Herr," rief Oribasius, als er des Feldherrn ansichtig ward, der ohne Helm, Harnisch und Schild, in einem Gewand von weißer Seide weithin leuchtend, — denn auch den dunkeln Kriegsmantel hatte er abgelegt — auf seinem weißen Rosse saß: — „Herr, wo sind Panzer, Helm und Schild?" — „Dort." Er wies mit der Hand in die nächste Straße. „Wo?" — „Im Arestempel. Als Weihgeschenke am Altare aufgehängt. Ich werde sie nie mehr tragen." — „Bei den Göttern!" — „Ja! Eben bei den Göttern liegt mein Schutz. Wenn sie mich schützen *wollen*. Das sollen sie nun zeigen." — „Der Feind soll uns den Rückweg verlegt haben: ganz nahe vor der Stadt." — „Er *hat* ihn verlegt." — „Und du reitest in die Schlacht ohne Waffen?" — „Nicht doch! Hier mein Schwert. Es ist noch das von Straßburg." Und er ritt ab zu seinen Leibwächtern. „Sieh da, das Kleeblatt," lächelte er trüb. „Seid ihr noch vollzählig?"

„Ja," erwiderte Sigiboto, „sogar vermehrt haben wir

uns. Sigibrand ist uns zugewachsen. Aber doch nur mit Mühe sind wir noch da. Wir haben alle was davongetragen. Hippokrenikos hat einen giftigen Mückenstich am Hals, Ekkard einen Partherpfeil im Arm, ich einen Lanzenwurf in dem Schenkel, der arme Garizo ist durch Hunger und Durst auf die Hälfte zusammengeschrumpft — schau' nur hin, wie ihm der Panzer schlottert! — und Sigibrand behauptet, er sehe seit seinem Sonnenstich nichts mehr vor sich als gefüllte Weinkrüge, die nicht da sind. Aber dreinschlagen können wir noch alle fünf. Du sollst es sehen."

Julian grüßte freundlich und ritt weiter. „Wie glücklich diese Menschen," sagte er zu Priscus, der auf seinem Maultier langsam herantrabte. „Das sind die weisesten Lagerphilosophen! Ohne Zweifel, ohne Fragen an die Götter, ohne Pflicht, als dreinzuhauen (— ihre liebste Freude, diese Pflicht! —) und — ohne Schuld!"...

Er kam nun an das schmale Westthor des Städtleins. Er zog den Zügel, sein Roß anhaltend, um seine Reitervorhut voransprengen zu lassen. Da bemerkte er neben einer christlichen Kapelle die Werkstatt eines Zimmermanns, der offenbar ein eifriger Christ war: denn er hatte nicht nur eine Menge von Holzkreuzen, an sein Häuslein gelehnt, zum Verkauf ausgestellt, — er machte auch, sobald er des Imperators ansichtig ward, das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust und wandte sich hastig ab. „Du kennst mich also, Freund?" lächelte Julian. „Ich bin Christi Freund, nicht der deine." — „Nun, du bist offen: das gefällt mir. — Dein Gott ist ja dein Zunftgenosse. Was mag er wohl in dieser Stunde zimmern, — der Zimmermannssohn?"

„Einen Sarg für dich. Denn du wirst ihn bald brauchen." Julian nickte dem Manne zu: „du hast mehr recht als du ahnst."

XLIV.

Wenige Stunden westlich von Sambara, nah einem dichten Wald mit starkem Unterholz, ward die Hauptstraße, die nach Westen führte, von einer andern von Süd nach Nord geschnitten. Diese Kreuzung hatten die vier Perserheere zum Ort ihrer Vereinung ausersehen: hier sollte der kleinen Römerschar der Rückzug abgeschnitten werden. Die weiten ebenen Flächen rings neben den Straßen und hinter dem Wäldchen luden die parthischen Geschwader verlockend zum Reiterkampf. Und auch für den Wald war kluge Verwertung ersonnen. —

Auf ihren prachtvollen Rossen, arabischen Rapphengsten, in Scharlach und Gold gesattelt und gezäumt, ritten Varanes und Varahanes, die beiden Königssöhne, an ihren Geschwadern auf und nieder, ordneten sie und sprengten dann an den goldhelmigen Surenas und dessen Bruder heran. „Das Verdienst dieses Tages und des Untergangs jenes feuerspeienden Löwen,“ rief Varanes, der ältere der Brüder, „gebührt dir, Surenas! Meisterhaft hast du alles geplant.“ „Doch nicht!“ erwiderte der Oberfeldherr. „Denn nicht ich konnte Chulchanosch abhalten, den Frieden anzunehmen, den dein hoher Vater — in einer schwachen Stunde! — mit vollstem Ernst dem thatsächlich schon Besiegten angeboten hatte. Dann war er gerettet und sein Ruhm. Und nicht ich habe den Bethörten zehn Tage lang in die Irre gen Osten geführt: diese zehn Tage haben ihn vollends entwaffnet: heute gilt es nur, mühelos zu ernten, was mein Bruder, der Kluge, gesät.“ „Du hast recht,“ sprach Varahanes. „Ich schenke dir, o Nohordates, die Jahresschatzung von Baktrien, meiner Satrapie.“

„Und ich schenke ihm,“ lachte Varanes, „was mehr gilt

als ganz Baktrien: das schönste Weib meines Frauenhauses: Leila mit den Gazellenaugen." „Behaltet Baktrien und Leila, Fürsten," schloß der Gerühmte. „Ich bitte mir ein andres aus." „Du sollst es haben," riefen beide Prinzen. — „Den Kopf des Apostaten! — Ich habe ihn, gefüllt mit geschmolzenem Gold, dem Schutzheiligen von Armenien gelobt. Mein Bruder, der Bischof von Kárana, hat mir, auf dies Gelübde hin, den sichern Tod des Abtrünnigen verheißen."

Varanes zuckte die Achseln: „der Himmel und mein Vater haben mancherlei Kostgänger: Verehrer des einzig wahren Gottes Ormuzd, dann Juden, Christen, Hellenisten, sternanbetende Araber. Wir lassen jedem seine Freude. Mir ist nun zum Beispiel der süße Kopf Leilas lieber als der häßliche — sagt man! — des feuerspeienden Löwen. Aber du sollst ihn haben. Nur gönne mir die Wollust, ihn, mit dieser krummen Klinge, abzuhauen." „Halt!" rief der Oberfeldherr. „Schaut hin! Nach Osten! Dort! Staub wirbelt auf. Da kommen sie, die Römer. Nun seid der Verabredung gedenk!"

Und die Römer zogen alsbald heran.

Vor dem Wald lagen ein paar elende Lehmhütten armenischer Ziegenhirten: die Bewohner waren in die Stadt geflüchtet vor dem herandrohenden Zusammenstoß der beiden Heere; nur ein alter Mann mit einem Klumpfuß humpelte noch der Vorhut des Imperators entgegen. Wie er an Julian selbst vorbeikam, rief der ihn an — durch einen Dolmetsch aus Sambara — und meinte: „die kleine Siedelung da habe wohl gar keinen Namen?" „O doch," gab der Alte zurück. „Sie hat einen schönen Namen." „Wie heißt sie?" forschte Julian. „Phrygia.

— Und ich heiße Charon," antwortete der Alte und hinkte weiter.

Der Feldherr sah ihm nach. „Phrygia! — Das sollte ich ja meiden," lächelte er wehmütig vor sich hin. — „Und Charon? — Jetzt fehlt nur noch der Styx! Vorwärts! Dort stehen die Perser! Drauf!"

Grimmig, doch kurz war der Zusammenstoß. Julian hatte den Angriff erwartet und gut vorgesorgt. Seine kleine, aber tapfre und nun ausgeruhte Schar ließ den Zorn über die letzten qualvollen Wochen die Feinde fürchterlich entgelten.

„Bisher nur Sonnenglut, Schlangen, Mücken, Sand und Hunger, jetzt endlich wieder Helme, die man schroten kann. Welcher Fortschritt!" rief Sigiboto seelenvergnügt.

Statt den Angriff abzuwarten, führte Julian sein Heer selbst zum Angriff vor. Wie erstaunte er aber, als dicht neben ihm die schmächtige Gestalt des greisen Mönches auf kleinem Klepper auftauchte. „Wohin, wohin, Johannes?" fragte er. — „Mit dir: — überall hin mit dir."

Auf den ersten Anlauf der Römer warfen die parthischen Reiter die Gäule herum und flohen. Sie hielten gar nicht stand: ihre beiden Flügel stoben rechts und links in alle Winde davon: die Mitte, medisches Fußvolk, wich langsam in den dichten Wald. Jauchzend drangen die Verfolger nach, hier geführt von Julian, während Jovian und Serapio den beiden fliehenden Flanken nachjagten. Auch der Wald ward kaum verteidigt: alsbald hatte der Imperator, allen voran, das schmale Gehölz durchritten. Jetzt sprengte er aus dem Westrande desselben ins Freie: — und erschrak!

Es war ein böser Hinterhalt, in den er durch „Partherflucht" gefallen war: nur ein kleiner Teil der Feinde hatte sich vor dem Walde gezeigt und sofort — scheinbar —

schlagen lassen: aber hier, hinter dem dichten Buschwerk, standen vor ihm und auf beiden Seiten ungeheure Massen von Persern, die mit lautem Siegesgeschrei das schwache Häuflein anfielen.

Der Kampf war zu ungleich: nur die berittnen Leibwächter hatten ihrem feurig voranjagenden Herrn folgen können: sie fielen in furchtbarer Geschwindigkeit, Mann für Mann, unter einem Hagel von Pfeilen und Wurflanzen: der greise Mönch Johannes, der sein Rößlein dicht neben Julianus hielt, stürzte zu Boden: sein Pferd lag tot: schon drangen die Perser zum Nahkampf heran.

Weithin leuchtete in dem hellen Sonnenschein der weißgekleidete Reiter auf dem weißen Roß und — statt des Helmes — das goldfunkelnde Diadem auf dem dunkeln Gelock. „Halt! Schießt nicht. Ich muß ihn haben," rief Nohordates und sprengte gegen Julian heran, dessen Pferd an mehr als einer Stelle rotes Blut aus Pfeilwunden träufte. „Nein, Ich!" rief, ihm dicht nachjagend, der Surenas und spornte den wuchtigen Hengst gegen Julian. Nun erkannte der den falschen Wegweiser: „Ah, du bist's, Verräter?" rief er, schlug des Feindes eingelegte lange Lanze zur Seite und stieß ihm das Schwert in die Gurgel.

Der Surenas sah den Bruder fallen: er war nun dicht heran: „das schickt dir Jesus Christus!" schrie er und schleuderte den Wurfspeer.

Der traf.

Die weiche Seide ohne Widerstand durchschneidend drang er in Julians Brust. „Du hast gesiegt, Galiläer!" rief er, und sank nach rückwärts vom Pferde, das im selben Augenblick unter ihm zusammenbrach.

„Fangt ihn lebendig!" schrie der Surenas. „Tötet ihn nicht! Ich bring' ihn unserm Herrn in einem goldnen Vogelkäfig." Und nun entbrannte um den Imperator, der

bewußtlos unter Argos, seinem toten Rosse, lag, der heiße Kampf. Er war lang und blutig. Die treuen Leibwächter, die von den Pferden gesprungen waren, und mit ihren Schilden, mit ihren Leibern zuletzt den geliebten Herrn deckten, — sie stürzten Helm für Helm unter den Streichen der hundertfachen Übermacht. Wohl schmetterten gar laut, angstvoll um Hilfe rufend, ihre Trompeten: aber ach! — weit und breit war nichts zu sehen von den beiden römischen Flanken, die unter Jovian und Serapio die verstellte Flucht der Feinde verfolgten. Voconius, schwer getroffen, hielt den Adler der Leibwächter mit letzter Kraft aufrecht empor. Als er, gespickt von Wurflanzen, zusammenbrach, nahm ihm Sigiboto die Fahne aus der Hand und schwang sie hoch empor. Das war das letzte, was Julianus sah: die Sinne vergingen ihm. So erfuhr er nicht mehr, daß die Gefahr nun rasch noch wuchs und wuchs. Der Surenas hatte sich, obwohl von Ekkards Speer verwundet, vorgedrängt durch das Kleeblatt, hatte Julian für einen Augenblick erreicht und hieb nach ihm mit dem haarscharfen krummen Persersäbel.

Kein Krieger sah im Augenblick die Gefahr: der tödliche Streich traf: aber nicht Julian, sondern eine braune Mönchskutte und ein kleines greisenhaftes Männlein darin, das sich im letzten Augenblick vor den Betäubten geworfen hatte.

Nun ersah Sigibrand, der Sachse, den nahen Feind: er stach das Streitroß des Surenas nieder. Aber, aber! Unzählig drängten neue Perser heran. „Ein frisches Pferd für den Feldherrn!“ schrie Hippokrenikos, dessen eigner Gaul längst gefallen war. „Wir müssen ihn auf den Sattel binden und mit ihm zurückjagen,“ mahnte Ekkard. „Hier ist mein Pferd!“ rief Garizo, abspringend. „Und nun, Kleeblatt, vor den Herrn, bis ihn die andern festgebunden

und zurückgebracht haben!" schrie Sigiboto. „Haltet aus. Hierher zu mir, Sachse! Mein Schild ist hin!" Und wirklich gelang es, den Bewußtlosen auf dem Pferde festzuschnallen und, Schritt für Schritt in den Wald zurückzuführen.

Aber alle, fast alle Leibwächter, die diesen Rückzug deckten, fielen. Und auch die wenigen von ihnen, die noch in den Wald zurückgelangten, hätten den Verwundeten nicht retten können vor der Gefangennehmung durch die wütend nachdrängenden Perser, hätten nicht endlich Jovian und Serapio die schreiend um Hilfe rufenden Trompeten der verzweifelt ringenden Leibwächter vernommen. Sie ließen sofort von den Flüchtlingen, sprengten von beiden Flanken gegen den Saum des Waldes zurück, und die Kunde, daß der Imperator gefallen sei, entflammte ihre Scharen zu solchem Zorn, daß sie wie ein rächend Gewitter die Perser vor sich niederwarfen. Die früher verstellte Flucht ward nun zu blutiger Wahrheit.

Serapio langte zuerst in dem Wald bei dem kleinen Geleit des Verwundeten an: gerade zu rechter Zeit und nicht, ohne, hart getroffen, sein eigen Blut zu vergießen, hieb er den bereits Verlorenen heraus. Hier fiel, tapfer kämpfend, von des Franken Schwerte der Surenas: aber hier im Walde sanken auch vor Serapios Augen die allerletzten Leibwächter. Der Sieg der Römer war vollkommen. Mit eigner Hand verband den wankenden Freund Jovianus; dann übernahm er die Leitung der abermaligen Verfolgung. Grimmig rächte das Heer den Fall des geliebten Führers; bis in die Nacht hinein währte die hitzige Jagd.

In sein mitgeführtes Zelt zurückgebracht fand der Verwundete das Bewußtsein wieder: bei dem ersten Ton der

Tuba der Verfolger, der an sein Ohr drang, wollte er aufspringen, laut rief er nach seinen Waffen, seinem Roß: aber bei dem Versuch, sich aufzurichten, sank er in die Arme des Oribasius zurück.

Da erkannte er, daß er sterben müsse.

Er sagte es dem Arzt lächelnden Mundes. „Weine nicht! Mißgönne mir doch nicht, in höherem Lichte zu wandeln: mit Helena, mit Maximus, mit Eusebia, mit den versöhnten Meinen: denn auf jenem Sterne kennt man nicht Groll, noch Vorwurf. Nun aber, da es gewiß ist, daß ich scheide, — vor allem: — die Sorge für das verwaiste Reich! In mir erlischt der Constantier waffengewaltig und einst so männerreich Geschlecht. Das Reich, — das Heer auf seinem gefahrenumdräuten Rückzug — bedarf eines tapfern Kriegers, eines Feldherrn, und — ich seh' es ein: — eines Galiläers!" „Du siehst es ein?" fragte Oribasius erstaunt, ja bestürzt. Denn er, der Schüler des Philippus, war kein Freund der Kirche. — „Ja, mein Treuer. Nicht sehe ich ein (— wahrhaftig nicht! —) daß der Galiläer recht hat: — seine Lehre hat dem Reiche der Römer schwer geschadet und muß der Menschheit schaden, wohin sie gelangt: denn sie ist widermenschlich und krank: — also er hat nicht die Wahrheit für sich: aber den Sieg. Das hab' ich schon lang erkannt oder doch gefühlt, bevor ich es, vom Pferde stürzend, ausrief. Mutter, Schwester, Freund, Volk: — alles hat mir der Galiläer genommen: — mein Lehrer, der Verkünder der alten Götter, erwies sich als ein gaukelnder Betrüger: — *meine* Lehre — *meine* Götter — nicht eine einzige Menschenseele hat sie wirklich angenommen: — denn die Elenden, die mir zu Liebe heuchelten (— wie andere zu Liebe dem Constantius! —), die zählen nicht."

„Doch: *Eine* Seele."

„Helena! — — Serapio hat recht: von Philosophie kann kein Volk leben, auch von der meinen nicht und von meinen gedankenhaften Göttern; es verlangt das Brot und den Wein des Glaubens: nun spendet ihnen die Kirche ja Brot und Wein und — Glauben! — So stand ich ganz allein: — gegen mich zwei Welten: die alten Götter und der neue Gott. Erobern kann man die Welt, nicht überzeugen. Ich hab's erkannt — seit — seit Circesium — seit Ktesiphon. Und darum wollt' ich weichen von dem Kampfsplatz, — auf dem der Galiläer so zweifellos gesiegt hat, — gesiegt hatte, — ach lange bevor dieser Wurfspieß flog."

„O Herr! Du hast den Tod gesucht. Das ist unrecht. „Man soll Gott nicht versuchen," — sprach der Mönch Johannes, als er dich ohne Schutzwaffen in den Kampf reiten sah. Ich mußte ihm ein Pferd verschaffen. Er — das Männlein! — wollte dich beschützen! Und er hat's gethan, berichten sie. Er starb, um dich zu retten!" — „O Johannes! Soll mich auch dieser Galiläer überwinden!" — „Du hast den Tod gesucht," wiederholte der Arzt vorwurfsvoll. „Doch nicht! Nur die Entscheidung der Götter, ob sie mich schützen wollten. Nun, sie haben's recht deutlich gezeigt" — er griff zuckend vor Schmerz nach der Wunde — „daß sie das nicht wollten. Freilich: ich darf nicht klagen! sie verkündeten mir's vorher." — „Wie? Wodurch?" — „Abermals durch einen Traum (— den letzten! —), den sie mir gesandt. Nicht mehr Glück und Sieg verheißend (— wie in den schönen Zeiten von Mailand und von Straßburg! —), nein, trauervoll, den Tod mir kündend, erschien mir diese Nacht der Genius Roms — zum letztenmal! —: ein grauschwarzer Trauerschleier verhüllte sein Haupt, ein schwarzes Tuch sein goldnes Horn der Fülle, und dreimal mit der Hand mir

Abschied winkend wich er rückwärts schreitend weiter — immer weiter — von mir — und war verschwunden. Und wieder rief sofort die Tuba mich aus dem Schlaf — zum letztenmal! Da wußt' ich es: die Götter haben mich verlassen, — haben mich und das Reich dem Galiläer preisgegeben.

Und so ... so muß denn mein Nachfolger ein Galiläer sein. Aber ein maßvoller, der nun nicht die armen Hellenisten verfolgt, die unter meinem Schutz in den alten Glauben zurückgefallen waren. Auch dafür ist der Beste — Jovian.

Ich glaube nicht, das Recht zu haben, ihn dem Reich der Römer durch letztwillige Verfügung aufzudrängen: es würde ihm auch schaden bei den Galiläern. Aber ich wünsche, rate, empfehle ihn. Da! Nimm diesen meinen Siegelring, falls ich den Freund nicht mehr sehe. Damit übergeb' ich ihm — nach meinem Wunsch — das Reich."

Er beschied nun seinen Geheimschreiber und diktierte ihm, über sein Privatvermögen verfügend, seinen letzten Willen. „Ein römischer Bürger," lächelte er, „ein richtiger, stirbt nicht ohne Testament, bleibt ihm durch die Gnade der Götter dazu die Zeit. Und es kann ja — nach dem Recht der Römer — für Krieger im Felde ganz formlos geschehen: — ich war doch ein Stück von einem Krieger, nicht, Oribasius? Und wir kommen frisch aus der Schlacht!"

Währenddessen erschienen, von der Verfolgung zurückkehrend, tief erschüttert von der Trauerkunde, Jovian, Severus, Nevitta, Dagalaif und andre Führer: sie traten

in stummem Schmerz an das Lager von Schilf mit der blutüberströmten Löwendecke.

Lächelnd streckte er ihnen beide Hände entgegen: „Gesiegt! Ich vernahm es schon! Gesiegt wieder einmal! Zum letztenmale freilich! Nicht wahr, mein Jovian, es ist ein großer Sieg?“

„Viel größer als der bei Straßburg!“

„Der größte Sieg,“ ergänzte der alte Severus, „den je römische Waffen über Perser und Parther erfochten. Viele Tausende der Feinde bedecken den blutigen Boden jenes Waldes und die weiten Gefilde dahinter im Norden und Süden: darunter Nohordates! „Ja, das weiß ich!“ rief Julian mit leuchtenden Augen. „Auch der Surenas selbst — ihn traf Serapio — und, auf der Flucht eingeholt und erschlagen von Nevitta und Dagalaif, die beiden Königssöhne Varanes und Varahanes und sechsundvierzig Satrapen und Vornehme.“

„Ah! Das thut wohl: im Siege darf ich sterben! So ist mir ein Tod gelungen, wie ich ihn schon so lang erstrebte. Wo ist (— er allein fehlt! —) wo ist Serapion?“ „Er liegt,“ meldete Jovian, „verwundet in seinem Zelt: — er fing mit seinem Schild drei Wurfspeere auf, die dir galten. Der eine drang ihm durch den Schild in die Schulter. Der Arzt gebot: . . . aber, trotz des Verbotes, da ist er doch!“

Sehr bleich, den Schmerz verbeißend, der sich nur manchmal durch ein Zucken durch den ganzen Körper verriet, trat der Germane langsam heran.

„Julian!“ sprach er. „Mein sehr geliebter Freund!“ — „Tapferer Franke, jetzt sind wir quitt für Straßburg. — Nein, du thatst viel mehr für mich als ich damals für dich: dein Blut floß für mich.“ — „Mein Herzblut gäb' ich, dich zu retten.“ — „Sieh, sieh, wie warm! Im

Leben — nie sprach er so. Man muß erst sterben, diesen felsharten Germanen ihr verborgnes Gefühl abzuzwingen. — Wo . . . wo ist das Kleeblatt? Mir ist, ich sah sie dicht bei mir — bei jener einsamen Palme — hinter dem Walde: — — wo — wo sind sie geblieben?"

Eine kleine Pause entstand: endlich sprach Serapio: „Dort! — Dort sind sie geblieben . . . bei der Palme: — alle vier. Alle. Auch der Tod hat das Kleeblatt nicht zu trennen vermocht. Sie deckten dich mit ihren Leibern, bis sie dich auf einem andern Roß geborgen hatten. Sie fielen dabei alle!" „Bis zum Tode getreu," sprach Julian gerührt, mit den Thränen kämpfend. — „Auch der tapferste aller Theologen liegt dort, Sigibrand! Er hat sich ganz zerhacken lassen von persischen Schwertern, dich vor der Gefangenschaft zu schützen. Und von deinen sechshundert Germanen, die noch lebten, sind fünfhundertfünfzig dort gefallen. Siehst du, Julian — du fragtest einmal danach: — das ist Germanentreue!"

Da konnte Julian die Thränen nicht mehr zurückhalten: — er reichte Serapio die Rechte hin. „Vergieb. Ich hab' euch vielfach Unrecht gethan . . . unterschätzt. Ihr — ihr seid doch unsre — besten Feinde. Kein übler Witz, nicht?" lächelte er schmerzlich. „Ach, nun kann ich nicht mehr, Priscus . . . — wo ist Priscus: mein Lagerphilosoph?" — „Hier, Herr," sprach eine von Thränen erstickte Stimme. — „Was klagst und jammerst du, Freund? Als ob ich mein Leben so schlimm geführt hätte, daß mich die Strafen des Tartarus erwarteten! Ich meine doch, ich habe mir (— durch Leiden und Thaten! —) das Emporsteigen zu einem schöneren, den Göttern näheren Sterne und zu seliger Verklärung verdient!" „Er tröstet uns!" sprach Priscus der Philosoph. „Wahrlich, dieses Zelt gemahnt mich an den Kerker des Sokrates und dieses Sterben

an des Sokrates letzte Worte!" — „Nun kann ich nicht mehr dich vollends widerlegen! Deine Auslegung jener Stelle des Maximus (— zweites Buch, fünftes Kapitel! —) über die Unsterblichkeit ist falsch. Nicht auf alle Planeten werden die Seelen verteilt: so zum Beispiel nicht die Krieger nur auf den Mars. Und Gatten, die sich bis ans Ende treu geliebt, kommen beide in den Stern der Hera. Nun werde ich nächstens erleben (— und kann dir's doch nicht schreiben, von der Hera herunter! —), daß ich recht hatte und du unrecht. Das ist bitter.

Und auch meine Schrift gegen des Galiläers Lehre bleibt nun unvollendet: — abgebrochen in der Mitte, gescheitert, wie mein werkthätiger Kampf gegen ihn!

Es ist heute ein schöner, glücklicher Tag gewesen, der freudigsten einer meines Lebens. Ich möchte heute noch sterben: — am Siegestag — vor Mitternacht. Sieh, auch dieser letzte Wunsch wird mir von den Göttern erfüllt: — die Sanduhr dort hat noch lange bis zur Mitternacht zu rinnen — und ich — ich fühl' es — ich — ich scheide. Lebt wohl, ihr Freunde! Leb wohl, du Reich der Römer! Für dich hab' ich gekämpft, geirrt, gelebt! — für dich sterb' ich jetzt. Nehmt meine Seele auf, ihr großen Götter. O Helena, — bald . . .! Helios — nur ich bin besiegt, nicht du: — du rufst — ich höre: . . . dein Priester kommt freudig zu dir."

Und er atmete noch einmal tief auf und starb, ein Lächeln auf den Lippen.

Schöner als im Leben, da es selten volle Ruhe gefunden hatte von wechselnden Erregungen, schöner war nun — im Tode — sein Antlitz: keine Spur von Schmerz entstellte es: der Friede einer mit Gott, mit sich selbst und mit der Welt versöhnten Seele lag darauf.

Tief ergriffen umstanden die Freunde, die Waffen-

genossen die Leiche; über manches bärtige Angesicht rann die Zähre.

Jovianus faßte die Hand des Toten: „Leb wohl, Julian! Die Kirche hast du bekämpft, — dein Vaterland hast du gerettet. Friede sei mit dir!“

„Ein großer Geist,“ schloß Serapio, die andre Hand ergreifend, „und eine edle Seele. Von manchem Wahn bethört, doch nie von Unschönem. Das Gemeine hatte keinen Teil an dir. Abtrünnig von der Kirche, nicht von Gott! Der Frommsten einer, welche je gelebt. Du größter Feind und liebster Freund: — Julian — leb wohl!“

Dem letzten Wunsche des geliebten Toten gemäß ward Jovian von dem Heer einstimmig zum Imperator ausgerufen.

Gleich darauf trat Serapio, voll gerüstet und reisefertig, in das Zelt mit dem Purpurwimpel. Erstaunt fragte Jovian: „Was sehe ich? Deine Wunde . . .?“ — „Muß unterwegs heilen.“ — „Wie? Du kommst . . .?“ — „Abschied von dir zu nehmen. Ich gehe.“ — „Wohin?“ — „In die Heimat.“ — „Ich verstehe! — Der Imperator dieses Reiches sollte dich nicht ziehen lassen: — den gefährlichsten aller Feinde.“

„Der Imperator dieses Reiches ist derselbe Jovian, der sich verbürgt hat für jenen Vertrag, der mir die freie Rückkehr sichert. Die Bedingung ist erfüllt. Tot liegt der edle Julian.“ — „Genug. Ich halte sein Wort und das meine. Aber warum eilst du so? Wir geleiten in langsamem Zuge die teuere Leiche in die Heimat. Willst du nicht mit uns den Toten ehren?“ — „Die Lebenden gehen vor. Mich ruft mein Volk, mein greiser Vater dringend. Es eilt.“ — „Nun denn, so geh. Reich' mir nochmal

die Freundeshand. Denn bald -- ich kenne dich und deine Pläne! — bald kreuzen wir die Schwerter dort!" — „Ja. — Auf Wiedersehn, freundlicher Feind, am Rhein! Ich führe mein Volk übern Strom ins Herz von Gallien, oder ich falle, Schwert in Hand." — „Und ich werd' es dir wehren oder ich falle, Schwert in Hand. Leb wohl, Freund Serapio." — „Merowech heiß' ich fortab allein. Leb wohl, Freund Imperator. Auf Wiedersehn im Feld der Schlacht."

Aber die beiden Männer sollten sich nicht wiedersehen.

Jovianus setzte den Rückzug fort, barg seines großen Freundes Asche in einem würdigen Grabmahl zu Tarsus und starb bald darauf, bevor er Europa wieder betreten hatte, zu Dadastana in Bithynien ganz plötzlich nachts in seinem Zelt an einer jähen Krankheit.

Merowech aber hat, als König der Bataver und der Sugambern, sein Volk über den Rhein geführt.

Er war der erste König der Salier in dem schönen Lande, das längst nicht mehr nach den Galliern, das nach den tapfern Franken heißt.

Zu Duysborg — zwischen Löwen und Brüssel — errichtete er den Königssitz seiner vier Gaue: von da aus haben seine und der goldlockigen Riguntbis Söhne und Nachkommen allmählich das ganze Land bis an die Pyrenäen erobert: länger als zwei Jahrhunderte haben sie das Frankenreich beherrscht.

Vom Chiemgau-Ebroin·

Kämpfende Herzen

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 2

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Vom Chiemgau · Ebroin · Kämpfende Herzen

Romane und Erzählungen

Illustriert von Hugo L. Braune
H. Grobet u. Hans W. Schmidt

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Vom Chiemgau.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

(a. 596 n. Chr.).

»Peiere vurin ie ci wige gerno«
(Bayern fuhren stets zu Kampfe gern)

Annolied.

»Chuoner volc newart niemêre!«
(Kühner Volk war niemals)

Rolandslied.

Meinem

lieben alten Freund und Chiemseeischen Segelgenossen

Max Haushofer

zu eigen.

Vorwort.

Reich an stimmungsvoller Poesie ist die Landschaft des bayerischen Chiemgaus.

In vielen, vielen Jugendjahren hab' ich die herbstliche Freizeit dort verlebt: fischend, jagend, die Berge erkletternd, forschend, sinnend, dichtend und träumend.

Von reizvoller Schönheit sind vor allen die beiden größeren Eilande: die idyllische Fraueninsel und das stolz von Hochwald und Fels gekrönte Herrenwörth. Aber auch gar manche Strecke der Ufer, die sich gerade von dem Frauen-Eiland aus gesehen am malerischsten darstellen: so wann über den dunkeln Tannen im Westen des Festlandes die Sonne zu Golde geht und nun, kaum hinter den grünen Wipfeln versunken, ein sattes, leuchtendes Gelb in langen Streifen wagrecht über den ganzen Westhimmel spreitet.

Wie oft saß ich in solcher Stunde als Knabe, als Jüngling tief versteckt, vor jeder Störung geborgen, auf einer der alten Weiden des „Frauengangs" hart vor der Klostermauer!

Wann dann die Welle, ganz sacht ersterbend im sanften Abendwind, die Kiesel leise raschelnd an das flache Ufer schob, wann nur die scheue Fledermaus noch durch die Dämmerung huschte und aus dem uralten Kirchenturm herab die ernste, tiefstimmige Glocke das Ave Maria durch die

Lüfte hallte, wann nun der letzte Tonhauch, klingend und schwingend, über den See hin verschwebte, — dann brauchte man Poesie wahrlich nicht zu dichten: — sie lebte und webte ringsum! —

Auch „auf der Hachel" lag ich oft mit meinem „Einbaum", dem aus Einem Eichenstamm gehöhlten Schiff, wie wir solche den bald zweitausend Jahre alten germanischen Grabhügeln entnehmen, wo sie als „Totenbäume", das heißt Särge, die Leichen aufnahmen.

Die „Hachel" ist eine schmale, nicht ganz leicht — nur mittels gewisser Merkmale — zu findende Stelle zwischen Frauenwörth und der kleinen „Krautinsel", von beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Bürschlingen (Barschen, Krätzern, perca fluviatilis) stehen. Man festigt den Kahn mittels eines schweren, angeseilten Steines — an des Ankers Statt — und fischt mit der Fingerleine, ohne Angelrute und Kork; die viele Klafter lange Schnur wird, um den rechten Zeigefinger gebunden, hinabgelassen bis auf den tiefen Grund: ein Riß an der Schnur zeigt an, „der Fisch will mit dem Hamen fahren": nun rasch ein kräftiger Ruck in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung, — die Angel hat gefaßt! Und dann sofort die lange Schnur aufgehaspelt und in das Schiff gereiht mit der Linken, während die Rechte die Spannung der Schnur nie locker werden lassen darf, bis die Beute über den Kahnrand hereingeschnellt ist.

Jede Stunde des Tages, — das Morgengrauen und das heraufziehende Abenddunkel — hab' ich dort in dem schaukelnden Schifflein verlebt: es war gut dort träumen, von den Wellen gewiegt und doch von dem Steinanker festgehalten: — ein anmutig Bild dichterisch bewegten und doch sicher gefestigten Lebens —: die Hora wie das Ave

Maria hab' ich dort lauschend vernommen und den See, die nahen Ufer, die fernen Berge in jeder wechselnden Stimmung geschaut.

Unter den Bergen, die im Süden die Landschaft umrahmend begrenzen, bestieg ich den Hochgern und den Hochfelln: am häufigsten aber, wohl mehr als ein halbdutzendmal, im Südwesten die „zinnenstolze Kampenwand mit ihren Zackenschroffen“ [1]). Zwar führte damals noch nicht der bequeme, schöne Fahrweg hinauf, den vor einigen Jahren ein großsinniger, bayerischer „Adaling“ anlegen ließ: aber auch damals war der Aufstieg weder beschwerlich noch zeitraubend; man mochte im Laufe des Nachmittags hinaufgehen, oben den Sonnenuntergang beobachten und nach dem Schlaf auf dem duftigen Heu der Sennhütte am andern Morgen den meist noch viel großartigeren Sonnenaufgang, nach ein paar Stunden des Frühdämmers [2]), die auf jener einsamen Bergeshöhe ganz besonders feierlich, ahnungsreich vorüberzogen.

Schon damals von sehr kampffreudiger Einbildungskraft beseelt und eifrig die Geschichte von Schlachten und Belagerungen verfolgend, ward ich schon bei dem ersten Aufstieg merksam auf eine etwa halbwegs der Höhe sich ausbreitende größere Wiesenfläche, auf der ich mir in meinen Träumen ein festes Wehrhaus erbaute: der schmale und steile Bergpfad, der hierher führte, wäre durch Einen Mann mit Schild und Speer gegen eine Übermacht von Angreifern, die nur einer hinter dem andern andringen konnten, zu verteidigen gewesen: die Natur selbst hatte durch mächtige abgestürzte Felstrümmer mit einer Art „kyklopischer Mauer“ die Fläche gegen unten zu umwallt. Deutlich sah ich im

---

1) S. Bd. XVII S. 419.
2) A. a. O. S. 413.

Abendglanz den germanischen Ringwall um das feste Gehöft sich heben.

Einmal hatt' ich auch bei einer Jagdfahrt eine herrliche Schau. Es war im September: lange vor Tagesgrauen war ich — allein — von der Fraueninsel gen Südwest in das Schilficht gefahren, das gerade gegenüber der Herreninsel das Westufer des Sees säumt und in dem häufig bei erstem Frühdämmer der scheue Silberreiher stelzte, sein Frühmahl zu erfischen. Ich lag gut verdeckt im hochbordigen Einbaum und spähte hinaus in das graue Gedämmer: nur fern im Osten stieg allmählich ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den von Nebel bezogenen Wasserspiegel hin, aus dem dunkel die Herreninsel aufragte mit ihrem stolzen Wald.

Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Wasser hervor ein kleines Geschwader von tiefbraunen Kähnen — Einbaumspitzen? — auftauchen zu sehen: näher, gar rasch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran — wenig unterhalb — südlich — meines Bootes: nein, das waren keine Schiffe! Aber was sonst? Scharf spähte ich aus: Tiere waren's, hochbekrönte: nun konnt' ich's deutlich sehen: Hirsche waren's, ein ganzes Rudel!

Die stolzen mutigen Tiere hatten es gewagt, von dem engen Eiland, in dem sie sich doch wie in gelinder Haft fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu suchen. Schon fanden die Schwimmer Grund: sie hielten: sie äugten: mein wurden sie nicht gewahr: der hohe Bord des Einbaums verbarg den Liegenden und der Wind strich von ihnen zu mir. Jetzt war es ein prachtvoller Anblick, wie sie ruhig, in wahrhaft königlichem Gang, ein Vierzehn-Ender als Führer voran, ans Land schritten, und bald verschwanden sie in dem dichten Ufergehölz.

Wunderschön war auch der Blick von den Höhen des

Westufers, etwa von dem Aischingerhof oder dem roten Kreuz oberhalb Gstad: die Fraueninsel — gerade gegenüber — bildete den reizvoll lieblichen Vordergrund: bei ruhigem Wetter schien sie auf der spiegelglatten Fläche zu schwimmen, einer Seerose gleich: wunderbar war die Beleuchtung, wann die Sonne hinter mir zu Rüste sank und nun der See, die Inseln, die fernen Ostberge bis gen Süden hin in allen Farbenabstufungen — vom glühenden Rot bis in das dunkle Veilchenblau hinein — erstrahlten.

Am längsten aber und am häufigsten weilte ich in dem Dörflein Seebruck, am Nordende des Sees, dem Bedaium der Römer, die hier einen keltischen Gott: „Bid", in einen Jupiter Bedaius umgewandelt, verehrt und zahlreiche Spuren ihres Lebens in Frieden und Krieg zurückgelassen haben, zumal in dem nahen Ising, dessen weit ausblickende Höhe wohl einen Wachtturm getragen hatte zur Beobachtung der wichtigen Legionenstraße, die, von Salzburg herkommend, hier den See erreichte, dessen Ausfluß, die tiefe und reißende Alz, überschritt, und von da nach Westen — gen Augsburg — weiter zog.

Die Landschaft ist hier in der Ruhe tief schwermütig: ödes, sumpfiges Wiesland, alter Seeboden, vielfach noch von Binsen bewachsen: malerisch höchst reizvoll, aber traurig; wie verwunschen neigen auf dem rechten Ufer des unheimlichen, tückischen Flusses ein paar uralte Stumpfweiden die langen, hangenden, im leisesten Windhauch wehenden Zweige über das mannshohe dunkelgrüne Schilf.

Wann über die Wipfel dieser Weiden — sehr oft aus dichtem Nebeldunst der Moorwiesen — der Vollmond aufstieg wie ein Blut verkündend Meteor, durch die feuchte Luft ins Unmäßige vergrößert, so war das bei dem tiefen Schweigen der nächtlichen Landschaft — nur das leise

gurgelnde Ziehen der Alz durch das Schilf vernahm man — von mächtigster Poesie der Schwermut.

Dagegen den Eindruck übermenschlicher, götterhafter Kraft machte „der Weitsee" (das heißt die gewaltige Wasserfläche, die sich von diesem Nordende des Sees ohne Unterbrechung bis zu der fernen Fraueninsel dehnt), wann Gewittersturm diese weiten Fluten empörte: jagte der Südsturm die unabsehbaren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, war der Eindruck überwältigend. Bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze ungeheure Wucht des Sees sich auf einmal auf das Dörflein stürzen zu wollen wie wilde ungeheure Reiterscharen. Dann ward es am hellen Tag infolge der fast über den ganzen See gespannten Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht: nirgends sah man mehr Ufer, Berge, Land: nur die finstere, drohend steigende Fläche des Sees, zuweilen erhellt durch grelle Zickzackblitze; und unaufhörlich krachte und rollte weithin durch die Himmel der Donner: — ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Wiederhall des ersten Schlages, den die Berge zurückwarfen, verschollen war, schon ein zweiter folgte: ich wähnte mich dann mitten in den Kampf der Götter und der Riesen versetzt.

Einmal verschlug mich der Südweststurm gegen die Felsen hin, die vor Chieming nah an die Oberfläche des Wassers reichen, das Ruder brach mir: ich wäre wohl verloren gewesen, hätten mich heimeilende Fischer nicht bemerkt, meinen Einbaum an ihr Boot gebunden und gelandet.

Ich habe diese Chiemsee-Geschichten getreulich verzeichnet in meinen Erinnerungen[1]).

---

1) (II.) Leipzig 1891. S. 217 f.

Ich wiederhole, das Beste an all dem Treiben dort in Wald und Feld, auf Berg und See und Eiland war wohl das Träumen und Sinnen. Aber nicht ein bodenloses in die Luft hinein: sondern das Sinnen und Träumen über die Geschicke dieser Landschaft, dieser Inseln und Ufergestade, der Menschen, die in grauer Vorzeit hier gearbeitet, gekämpft, gehaßt und geliebt, geflucht und gebetet zu vielfach wechselnden Göttern hinauf, aber immer aus den gleichen Wünschen und Hoffnungen, Ängsten und Nöten des Menschenherzens heraus, die, verschieden gefärbt im Ausdruck, doch im Inhalt die nämlichen sind aller Zeit und jedes Orts.

Diese Betrachtung nun hat mich von Jugend an gereizt: nachzusinnen, nachzufühlen, endlich nachzubilden, wie die immer gleichen menschlichen Triebe, Leidenschaften, Strebungen im Wechsel der Völker und Zeiten wechselnden Ausdruck, verschiedenartig gefärbte Form der Erscheinung annehmen.

Wohl leuchtet die Sonne Homers auch uns, wohl sieht sie in den Menschen den gleichen Kern: — aber wie reizvoll wechselt die Schale! Wen das nicht anzieht, wer die Versenkung in solche Vergangenheit verwirft, der verwerfe den geschichtlichen Roman, aber auch wie die Antigone und die Elektra, so den Coriolan und den Macbeth, den Tell und den Wallenstein, den Götz und den Egmont, — kurz alle Kunst, die geschichtliche Stoffe wählt und schließlich auch die Wissenschaft der Geschichtsforschung. —

Ich aber will berichten, wie ich zu dieser hier folgenden Erzählung kam.

Wie weiland zu der Dichtung von „Felicitas" ein zufälliger Fund im Wald bei Salzburg und ein daran gereihter Traum den Anstoß gab, wie ein Stück gelben

Bernsteins die „Briefe aus Thule“ anregte, so sind hier die Träume dichterisch gestaltet und die „Sinnierungen“, die ein fremdartig geformt Hufeisen heraufbeschwor.

Vor vielen, vielen Jahren war's.

Ich saß an spätem Nachmittag des Erntemonds in Seebruck an dem Ausfluß des Sees, der raschflutigen Alz, an ihrem linken Ufer, gerade wo sie, stark ziehend, an die Brücke drängt. Da standen stets stattliche Bürschlinge. Ich hatte mit gutem Erfolg geangelt: der gierige Raubfisch biß scharf: denn das Wetter war schwül: fern im Süd zog ein Gewitter über die Kampenwand: der Wetterwind hatte stundenlang die Fluten des Sees grundtief aufgewühlt: einzelne große Regentropfen fielen schwer durch die Äste des alten Birnbaums.

Ich hatte, der Seebeute befriedigt, die Angelgerte neben mich ins Gras gelegt und träumte und sann, wie so oft, in den See hinaus, die Berge hinan, der Menschen gedenkend, die einst hier geschafft.

Ich sah über den Fluß geradeaus nach „Arlaching“, wo also ein Stammvater Harlacho, auf das ferne Chieming, weiter im Südosten, wo ein Hof-Erbauer Kiemo gehaust, dann auf die ragende Höhe von Ising nah im Nordwesten, „der Iso-Söhne Heim“ . . . —

Seltsame Stimmung überzog mich.

Ich dachte der römischen Inschriften aus „Bedaium“ im Nationalmuseum zu München: ich sah die letzten Kohorten der Legio Italica II, pia, abberufen von Odovakar, abziehen auf der Straße nach Augsburg: — abziehen für immerdar.

Ich sah die Bajuvaren von Osten, von der Donau, von Lorch und Passau, hereinwandern in das herrenlose, aber nicht leere Land — etwa 500 nach Christus — und sich allmählich ausbreiten nach Süden, nach Westen.

Ich gedachte ihrer Stände: der Adalinge, des uralten Adels, der ältesten Geschlechter des Stammes, die fromme ehrfurchtvolle Sage von den Göttern, von Wuotan zumal, entsprießen und die Anfänge des Volkes begründen ließ: — eignete doch eines dieser Adelsgeschlechter, die Fágăna, in der Nähe seinen befestigten Stammhof: noch heute mahnen daran die Trümmer der Burg Fagen an der Mangfall. — Ich gedachte ihrer Gemeinfreien, der breiten Masse des Volkes, der eigentlichen Träger von Recht und Verfassung, den späteren Freibauern entsprechend, trotzig im Gefühl ihrer Kraft und ihrer Freiheit, den Adalingen nur Ehrenvorrechte, keinerlei Vorherrschaft einräumend, doch gern an der „Götterentsproßten" glänzendem Reichtum und Wesen sich freuend, solange es nicht in Übermut sich verstieg.

Ich sah, vom Nebel der Legende mehr verhüllt als gezeigt, die ersten Boten des neuen Glaubens vom Westen her den Fuß setzen in diese Lande, in denen auf die keltisch-römischen, ohne sie völlig zu verdrängen, die germanischen Götter gefolgt waren: ich sah die paar einsamen Mönche furchtlos das Kreuz ihres Gottes aufrichten: — furchtlos, aber auch fruchtlos — bald sank es wieder und die Spur ihrer Schritte verlor sich: späte Nachfolger hatten ganz von neuem zu beginnen.

Ich gedachte dann auch der bösen, ja scheußlichen, tierisch-wilden Feinde der Bajuvaren, ihrer schlimmen Nachbarn im Osten, der räuberischen Reiterhorden der Awaren, der wilderen Nachfolger der Hunnen, von deren unerhörten Grausamkeiten die Zeitgenossen mit Grauen berichten.

So lag ich und sann und zuletzt dachte ich: spülte doch die aufgeregte Woge da zu meinen Füßen mir ein Stück, ein Erinnerungszeichen jener alten Tage in die Hand! Warum sollte kein solch' Andenken, von den Wassern des Sees überflutet, hier liegen?

„Wuotan, alter Gönner, Wunschgott, erfülle mir diesen, wie zuvor manchen kühneren Wunsch. Du weißt, ich bin der letzte übrig Gebliebene, der an dich glaubt. Willfahre meinem Begehr. Laß mich etwas finden als Gedenkstück jener Tage."

„Kling! klang! klirr!" scholl es da zu meinen Füßen, bis zu denen der Südwind die trüben Wellen trieb. Rasch griff ich zu: an einen großen Stein am Ufer hatte die Welle angeschlagen ein seltsam gebogen Stück Metall; schwer blieb es liegen. Ich hob's heraus. Ich reinigte es mit dem Taschenmesser — demselben, das mir die Inschrift von „Felicitas" klar geschabt — von einer dicken, offenbar uralten Kruste von grünem Schleim, fest gewordenem Schlamm und Schmutz. Nun stieß ich erst auf den metallnen Kern.

Es war ein Hufeisen, ganz verrostet, so morsch, daß die Krümmung bei leichtem Druck mir unter den Fingern zerbrach. Aber ein Eisen für so kleinen Huf wie kein Römer- und kein Germanen-Roß ihn je gehoben. Doch was für andre Reiter haben hier getrabt?

Hunnen? Wäre doch gar lange her! Waren auch nie in diesen Landen! Aber vielleicht . . . .? Könnte sein. Ich legte mich zurück in das weiche Gras.

Der ferne Donner war verstummt, der Regen tröpfelte nicht mehr. Aber noch lastete auf mir die Schwüle der Gewitterstunden. Ich schlief ein unter dem breitschattenden Birnbaum. Und nun hob's an: „Die Edeln — die Fagana — die trotzigen Freien hier an der Alz mit ihrem weisen Mark-Richter — seine Tochter mit den weizenblonden Zöpfen — ein kecker Adaling — Gewalt — Fehde — plötzlich wilde Feinde — unzählige Rosse wie die Wellen des Sees — kleine zottige Gäule, — zahllos! wie die kleinen Hufe klappen auf der festen Römerstraße daher —

von Osten. Weh, arme Bauern! Wo sind eure tapfern Reiter? Nur Reiter können euch retten. Ach, ihr habt sie verbannt. Sie zürnen — sie können, sie wollen euch nicht helfen . . . ihr seid verloren."

Da, krach! Der letzte Donnerschlag.

Aufgeschreckt aus Schlaf und Traum sprang ich auf: und es galt nur noch, auszugestalten, was ich gesonnen und geträumt.

Erstes Buch.

I.

Es war an einem Frühlingsabend des Jahres fünfhundertsechsundneunzig nach Christus.

Da saßen zwei Männer auf der Bank vor dem stattlichsten Gehöft des kleinen Weilers an dem linken Ufer der Alz, den die Römer Bedaium genannt hatten, aber die von der Donau her einwandernden Bajuwaren, die seit etwa hundert Jahren hier siedelten, „zur Seebrücke“, weil hier weiland die Römerstraße den Fluß hart am Auslauf aus dem See überbrückt hatte; die Brückenbalken hatten die abziehenden Kohorten hinter sich verbrannt: nun führte über die stehengebliebenen gemauerten Pfeiler nur ein schmaler schwankender Laufsteg, den die neuen Anwohner darauf gelegt.

Jener Hof, der Arninge ragende Heimstatt, stand auf der Anhöhe, über die heute nördlich von Seebruck die Straße nach Seeon führt: so gewährte er weithin die Schau über Fluß und See und die fernher grüßenden Berge.

Die beiden Männer, von etwa gleichem Alter — rüstige Fünfziger — sahen sich, obwohl nicht verwandt, ähnlich: der kernfeste schlichte Ausdruck der hart und ein wenig grob geschnittenen Gesichter, der steten grauen Augen war der gleiche, gleich die bemessene Ruhe der seltenen Bewegungen,

gleich auch die wortkarge Rede, die den Gedanken mehr andeutete, erraten ließ als aussprudelte.

„Hm," meinte der Ältere der beiden, mit dem Ende des Speerschaftes Kreise zeichnend in den weißen Sand vor seinen Füßen, „manch' gedeihlich Geschäft haben wir gedingt diese vielen Winter her, Arno. Und das Angebot, das ich dir heute zutrug, wäre das gedeihlichste geworden. Aber du schlägst diesmal nicht ein in die hingereckte Hand."

„Noch nicht, Nachbar Iso. Ich sage nicht Nein. Aber ich sage auch nicht schon Ja!" „Nun, ich dächte," fuhr der andere fort, beharrlich weitere Kreise ziehend, und so die innere Erregung meisternd, „der Muntschatz, den ich bot, ist — auch für Arntrud! — nicht zu niedrig bemessen. Hundert untadlige Rinder — alamannischen Schlags, — eisengraue! — das sind — du weißt es — die besten." Arno schwieg. „Und langt das nicht, — du wolltest mir schon lange gern meine zwölf fetten Hufen abkaufen — da drüben, rechts der Alz, abwärts gegen den Hof des Truchtlacho hin — sei's drum: ich lege sie zu! — Es ist mir — es ist mir um den Buben. Meinen einzigen! Der Baumstarke, der Bärentapfere" — des Vaters Augen leuchteten vor Stolz . . . . aber rasch wich dieser Glanz trüber Trauer — „es frißt an ihm — es verzehrt ihn. Ich biete auch noch . . . ." „Schon zuviel, Iso, hast du geboten," erwiderte nun der andere, leicht die Rechte hebend. „Ich würde von dir gar geringen Muntschatz heischen für das Kind. Aber eben: sie ist noch ein Kind. Ich kann sie noch nicht in den Schuh des Ehemanns treten lassen. Laß doch die beiden — wie bisher! — noch weiter als Kinder — als Nachbarkinder — nebeneinander hinleben." „Mein Isanbert ist aber kein Knabe mehr. Und dann . . . ." Er stockte. — „Und dann?" — „Ich meine . . . und er fürchtet . . . auch die Blondgezöpfte

ist nicht das Kind, für das du sie hältst. — Oder ... ausgiebst." — „Ausgiebst? Ich pflege nicht zu lügen, Nachbar." — „Nicht andern. Aber hier vielleicht — dir. Du täuschest dir vor, die Sechzehnjährige sei ein Kind, weil du ..." „Nun, weil?" fragte Arno, möglichst ruhig, gleichgültig im Klang der Stimme. Aber er konnte nicht verhindern, daß eine rote Blutwelle in seine tiefgebräunten Wangen stieg. „Weil du Zeit gewinnen, abwarten willst. Weil du dir selbst noch nicht eingestehen magst, wo du hinaus willst mit dem schönen Mädel. Hoch hinauf! So hoch wie — da drüben die Kampenwand." — „Vielleicht," erwiderte Arno langsam, ihm voll in die Augen sehend. „Vielleicht hast du recht." „Siehst du!" rief der andere bitter. „Damit nämlich hast du recht: mir war's nicht klar geworden, bis du es aussprachst — unvorsichtig! Geister kommen, nennst du sie bei Namen." — „Hüte dich vor diesem Geist: — Hochflug heißt er. Gleich mit gleich gedeiht am besten. Der Falk schlägt das Feldhuhn, er freit es nicht. Willst du, unter uns Gemeinfreien der Erste, der Richter der Markgenossenschaft des ganzen Untersees, dein Kind emporheben unter die Edelfreien, daß es auf jener Höhe gering geachtet werde?" „Bei Donar, nein!" rief Arno. „Weh jedem, der uns gering achten wollte. Aber — winkt mir jener Wunsch, — es ist mir nicht um mich oder um das Kind. Es ist mir nur — um die Mark, um das Ganze. Das darf ich sagen." — „Du darfst es sagen. Andere würden's lügen."

„Sieh, Freund," begann der Richter, tief Atem schöpfend und, voll Bedachtes, langsam sprechend, „auf der Eintracht zwischen uns und den Edelfreien ruht das Gedeihen, ja die Erhaltung all' unserer Höfe, der ganzen Mark. Was die Eintracht stärkt, stärkt uns alle. Und wahrlich: wir können solche Stärkung brauchen: — wir wie die Adalinge."

— „Gut, daß nicht Harlacho — da drüben unter seinen Weiden am See — dich hört, der grimme Adelshasser! Laut würde er schreien, daß wir sie nicht brauchen, die Hochmütigen.“ — „Hochgemut dürfen sie sein, die götterentstammten, uralten Geschlechter.“ — „Sie sind aber gar oft — darüber hinaus! — übermütig, selbstisch, voll Überhebung . . .“ „Ich meine, ich höre Harlacho,“ lächelte der Richter. „Laß ihm doch noch ein paar Schmähworte übrig. Und — unter uns alten Freunden geraunt! — sind nicht unter uns Gemeinfreien gar manche gehässig, neidisch gegen die Adalinge? Wir gehören so notwendig zusammen wie Schild und Schildbuckel. Und doch! schon oft hat in diesen Jahrzehnten der Freiheitstrotz der Unsern, und — ich muß es einräumen! — der Übermut manches unter unsern Adalingen, den Faganos an der Prien da drüben, das Schwert der Fehde halb aus der Scheide gezogen.“ — „Um zu verhüten, daß es vollends herausfahre, hast du ja vor zwei Wintern den Beschluß des Herbstdings durchgesetzt, daß keine Sippe für sich allein den Fehdegang beschließen dürfe, nur das Handmehr aller Markgenossen.“ — „Ja, so hoffe ich die Gefahr zu bannen. Denn es werden sich neben den Stimmen der Ergrimmten stets vernehmen lassen die mäßigenden der nicht selbst Verletzten. Aber freilich, zugestehen mußte ich den zweiten Beschluß, daß, verlangt das Handmehr den Blutgang, jeder Markgenoß die Fehde als eigne aufnehmen, mitkämpfen muß. Nun, das wird wohl nie werden. Denn gegen solche Übermacht der gesamten Märker wird wohl keine Sippe die Fehde auf sich nehmen, jede wird sich der Sühne, dem Rechtsgang fügen.“

„Es ist das, mein' ich, in all diesen Jahren das Weiseste was du geraten: ich gönne, ich wünsche dir, daß du die Frucht dieser Saat einst selbst ernten mögest. Wir

müssen zusammenstehn, du hast recht. Denn wir sind viel bedroht.“ — „Ja, wie die Weltesche, an der überall Feinde nagen: — an den Wipfeln wie an den Zweigen und an den Wurzeln. Und die Helfer — sind weit.“ „Und anderwärts vollauf in Arbeit,“ nickte Iso. „Seit etwa fünfzig Wintern, als die Frankenkönige, übermächtig, nachdem sie unsere Nachbarn in Niedergang und Mitternacht: Alamannen und Thüringe, bezwungen, eines ihrer Adelsgeschlechter, die Agilolfingen, über unsere fünf alten gauköniglichen erhöht haben, ist uns doch von jenen Merowingen — fern drüben über dem Rhein! — noch niemals Hilfe gekommen wider unsere schlimmen Nachbarn im Aufgang, — die Slovênen. Und nun soll ein neues Reiter- und Raubvolk, von Unholden, in der Steppe von Nachtelben mit Alraunen gezeugt, aufgekommen sein, greulich, von viehischen Sitten. Und bis an die Enns schon sollen ihre kleinen zottigen Gäule traben.“ — „Ich hörte davon. Aber wie heißen sie doch?“ — „Awaren! Schweifende, soll das heißen in ihrer Sprache. So hat ein aus ihrem Volk Gefangener — in einer Schlacht bei Linz — dem Fagano bedeutet. Woher soll uns Hilfe kommen wider alte und neue Feinde? Nicht von den Merowingen, nicht von den Austrasiern zu Metz! Zur Zeit waltet dort — so berichtete des Fagano Sohn . . .“ „Jener Adalfrid,“ unterbrach Iso grollend. „Du siehst sie nicht selten, die Adalinge, den Sohn wie den Vater.“ „Und leider auch — öfter als mir lieb! — den frechen Neffen,“ meinte der Richter, die Brauen furchend. — „Nun, Adalfrid, der Sohn, ward von unserem Herzog Tassilo zu Regensburg zu den Merowingen übern Rhein gesandt, Hilfe zu erbitten wider die Slovenen, die von Südosten her die Gail und Drau heraufdringen: — schon lange haben sie ein Thal verödet und dann Pustriza — ödes Thal — genannt. Wenig Trost

brachte der junge Adaling aus Metz zurück! Dort waltet zwar eine hehre Königin, Frau Brunichildis, wacker für ihren wehrunmündigen Sohn. Aber sie konnte keine Heereshilfe versprechen. Denn eine böse Walandine, rotlockig, aber zauberschön, — Loges Tochter soll sie sein — bedroht ihr Land unablässig mit Krieg: Fredigundis nennen sie die Leute und zittern bei dem Namen! Unser Herzog aber hat Arbeit genug mit den Slovenen. So müssen wir uns selber helfen und Eintracht halten mit den Adalingen. Und deshalb . . ."

„Und deshalb soll mein Bub das Nachbarmädel nicht haben, mit dem er von Kind auf gespielt, das er einmal aus der tiefen Alz da drunten gerettet, dem tückischen Neck entrissen hat."

„Alle Götter mögen's ihm lohnen!"

„Aber nicht Frau Berahta: — scheint es, geht es nach deinem Wunsch. Denn danach soll dein Kind des Adalings Weib werden, der da sein Trutzhaus auf der halben Höhe der Kampenwand gebaut hat und der ihr freilich vieler anderer Höfe Schlüsselgewalt verleihen kann an der Prien und der Mangfall, an der Glon und dem Inn. Wohl weiß ich: es ist dir dabei nicht um den reichen Besitz und den Adelglanz: — dir ist's um die Mark. Deshalb haben wir dich zum Markrichter gekoren, als du kaum vierzig Jahre zähltest. Und gerecht und weise hast du des Amtes gewaltet diese zehn Winter. Und es ist auch wahr: der schöne Adaling ist gegen meinen starken Isanbert wie der Edelhirsch gegen den Ackergaul. Aber doch, Freund Arno! Möge es dich niemals reuen, dein Kind an die stolzen Faganos gehängt zu haben. Gedeiht die Linnenblüte auf der Kampenwand?"

Er stand auf, reichte dem Freunde die Hand, ging den Wiesenhang hinunter an die Alz und überschritt sie

auf dem schmalen Laufsteg, von dem ab auf dem rechten Ufer der Weg zu der Höhe führte, wo sein Gehöft, das der „Isinge", lag.

II.

Das wellige Gelände, das sich von den heutigen Dörfern Gstad und Breitbrunn gen Norden nach Seebruck hinzieht und meist von Kornfeldern und Wiesen, selten und undicht von Gehölz bedeckt ist, trug damals auf seinen Höhen fast undurchdringbaren, nur von schmalen Jägerpfaden durchschnittenen, Urwald, während die Niederungen von dem nach allen Ufern viel weiter ausgedehnten See mit Seichtwasser oder Sumpf überspült oder überzogen waren.

In dem über Manneshöhe ragenden Schilf mit seinen dunkelbraunen, bei jedem Lufthauch zierlich wiegenden Federblüten, stapfte hochaufspritzend der ungeschlachte Elch mit seinem mächtig breiten Schaufel-Geweih, wühlte der grunzende Wildeber, röhrte der stolze Hirsch.

Nur dicht südwestlich vor Seebruck hatten die Markgenossen oben auf den Höhen den Wald ein wenig gelichtet und seine nördlichen Ausläufer „mit hallender Hacke und brennendem Brand, mit beißendem Beil und flammender Fackel" ganz gerodet und geschwendet, sonnenbeschienene trockene Wiesen — die Almännde-Weide — für ihre Herden zu gewinnen.

In solche Nähe der Menschen mit ihrer lärmenden Hantierung wagten sie sich nicht, die gewaltigen Raubtiere jener Wälder: die Bären, die in den Felsenhöhlen der Kampenwand und des Hochgern nicht selten hausten, und die Wölfe, die nur in harten Wintern, vom Hunger ge-

trieben, dann aber in starken Rudeln, gegen die Gehöfte trabten und die Ställe umheulten. Der Luchs freilich lag wohl auch in dem nahen Almänndegehölz, wagrecht hingestreckt auf dem seinem rotbraunen Fell ganz ähnlichen Eichenast; und manch verirrt Zicklein fiel seinem nie fehlenden Ansprung auf den Nacken zum Opfer; aber an Menschen traute er sich nicht; noch auch, außer im Wundzorn, die bösartige Wildkatze.

Daher gingen auch die Frauen und Kinder des Dörfleins furchtlos ihrer Arbeit nach in den Weidewiesen und dem gelichteten Hag der Almännde.

So wandelten denn am Morgen nach jenem Zwiegespräch vor der Arninge Hof aus dessen Pfahlwehre eine Jungfrau und ihr klein Schwesterlein Hand in Hand, dann aus dem Dorfe hinaus auf die nahe Waldwiese im Südwesten; die ältere trug auf der linken Schulter eine mächtige „Butte", das heißt ein hohes schmales Gefäß aus weißem Lindenholz, während das Kind eine zierliche kleine Nachbildung dieses Bottichs in der Hand führte.

Es war noch früh am Tag. Die steigende Morgensonne warf einen breiten Strahlenguß, einer goldenen Brücke vergleichbar, von den Ostbergen her auf den regungslos liegenden, von keinem Lüftchen, keiner Welle gekräuselten spiegelglatten See.

Der Tau glitzerte und glänzte auf allen Grashalmen, allen Blüten: er näßte die Flügel der Wildbienen und machte es ihnen schwer, von Glockenblume zu Glockenblume zu fliegen: sie setzten sich klüglich auf die breiten Polster der Skabiosen, sich hier zu sonnen und die Flügel zu putzen und zu trocknen; über dem schönen dunkelroten Agelei schwebte, wählerisch den Rüssel in den Kelch tauchend, der hellgelbe Segelfalter.

Vom Dorfe her — im Rücken — scholl durch die

morgenstille Luft ein lauter, langgezogener Schrei. Das Kind wandte das Köpflein. „Welcher Vogel hat da gesungen, Trudis?" — „Das war der neue, der große, mit dem roten Kamm, weißt du, den uns Secundus neulich mitgebracht hat von der Stadt — das ist ein großes Dorf — am Lech." „Der Vogel mit seinen drei Frauen, den Eierhühnern? Er singt den steigenden Tag an: ‚Tagsänger' nennen ihn drum die Nachbarn. Ich höre aber lieber," plauderte die Kleine weiter, „das Girren und Gurren der weißen Taubenvögel, die dir der Gute schon früher gebracht: ich weiß nicht, woher. Aus Salzburg mein' ich? — Warum geht der Alte so oft es der Vater erlaubt in die Fremde?" — „Er sucht seinen Gott." — „Ja aber, ist der nicht auch hier zu Land wie die Unsern?" — „Mag sein, aber nicht seines Gottes Priester." — „Sind gar zahm geworden, die girrenden, binnen Jahr und Tag." — „Sieh, da hinter uns glänzen ihre weißen Schwingen hoch in der Luft im Sonnenschein. Wie das blendet! Jetzt haben sie mich erschaut, erkannt! Sieh, wie pfeilschnell sie herangeflogen kommen! Kommt! Gurri-Gurri!" Und sie reckte den rechten Arm, heranwinkend, über den Kopf.

Alsbald flatterten, aus großer Höhe schräg sich herablassend, zwei weiße Tauben hernieder und setzten sich auf die beiden Schultern des schönen Mädchens, mit den gesträubten Flügeln zierlich schlagend, das Gleichgewicht zu suchen.

„So, so, nur ruhig! — Nun aber, Arnhild, komm und hilf bei der Arbeit."

Sie hatten jetzt den Wiesengrund, der zu ihrem Gehöfte gehörte, erreicht; er erstreckte sich bis an die Bäume des Almännde-Waldes hin: zahllose Angerblumen des Lenzmonds neigten im nun leise beginnenden Morgenwind die Köpflein. Hier vorn, auf der lichtbestrahlten Wiese, lag

es bunt wie ein farbenreicher Teppich: das weiß-rote Schaumkraut neben dem gelben Hahnenfuß und dem lichtblauen Frühlingsenzian leuchteten um die Wette im Sonnenglanz, während tief drinnen, im schattigen Grunde des Waldes, der Tüpfelfarn und die gelbe Goldnessel die purpurne Heidelbeerblüte überragten, an der mit dichtbestäubten Höslein die Hummel naschte.

Über den Grasanger hin waren lange Streifen von fein gesponnenem Linnen, säuberlich nebeneinander, zum Bleichen hingespreitet: die obere Seite schimmerte schon ganz weiß: nun wandte das Mädchen emsig Stück für Stück, die andere Seite dem Lichte zuzukehren. Dabei besprengte sie, auslesend, manche Streifen aus dem Holzbottich, den sie, wann geleert, nachfüllte aus dem Gerinnsel eines schmalen Wässerleins; das rieselte, an steileren Strecken in Holzröhren — durchbohrte Baumstämme — gefaßt, die geneigte Halde zu Thal, dem See zu.

Die Kleine half ihr eifrig dabei, mit ihrem Wasserkrüglein ebenfalls hin und wieder laufend. Nun aber hielt sie inne, setzte sich außer Atem auf den gehöhlten Baumstamm und fragte, die hellbraunen Augen weit aufreißend: „Trudis, woher kommt das Linnen?“ — „Du weißt es ja — fort, fort, Gurro und Gurra, von den Streifen! — das Linnen kommt von dem Flachs.“ — „Ja, den du spinnst an den langen, langen Abenden, wann die Frauen und Töchter der Knechte aus den Schalkhöfen bei uns zusammenkommen. Wer hat dich gelehrt, die Spindel so hurtig tanzen lassen auf dem Estrich?“ — „Die liebe Mutter.“ — „Ach, ich hab sie nicht gekannt. Du warst mir die Mutter! Aber wer hat es die Mutter gelehrt?“ — „Die Großmutter.“ — „Ja aber, wer hat's die erste, die aller-aller-erste Großmutter gelehrt?“ — „Das hat gethan Frau Berahta, die hohe Herrin, aller

Hausfrauen oberste und Vorbild. Hold sei uns die Hehre immerdar!" — „Und wo kommt der Flachs her, der dort drüben jenseit des Moosrieds aus den Schollen wächst?" — „Der? Der kommt aus dem Samen von älterem Flachs." — „Ja aber — von Anfang — ich meine: wer war die Großmutter des Flachses?" Die Schwester lachte: „Den ersten Samen hat in die braunen Schollen gesteckt Gott Frô, von dem aller Körner Gedeihen stammt; weißt du, der, zu dessen heil'ger Buche die Gauleute fahren und reiten, wann der erste Reif über die Felder fiel, ihm Roß und Rind fürs nächste Jahr durch Opfer von Weizenbroten zu empfehlen." — „Ja aber . . . ." — „Was denn wieder, kleines Abermäulchen? Du kannst leichter fragen als ich antworten." — „Ja aber, es ist doch nicht Frô, der den Roggen reckt und die Hirse hebt." — „Das hast du gut gemerkt aus des Vaters Opferspruch um Ernte! — Nein, das ist Donar, unser, der Pflugleute, nächster Herr. Er befreunde uns Acker und Eigen! Und feste den Frieden!" — „Aber Donar ist doch nicht der Mächtigste." — „Wird wohl mächtig genug sein für dich, du Kecke!" — „Ja aber, da meinte jüngst der Adaling . . . ." „Welcher?" fragte das Mädchen rasch und hielt inne im Sprengen des Wassers. „Wen von ihnen hast du zuletzt gesehn?" — „Nicht den Guten: — den Argen, den Ragino." Arntrudis nahm die Arbeit wieder auf. „Er hielt," fuhr die Kleine eifrig fort, „von der Wisentjagd zurückreitend, vor unserer Hofwehre: scharf spähte er, hoch hob er sich in den Bügeln darüber hinein, als wolle er mit seinen kohlschwarzen Augen durch Holzwand und Hausthür schaun: dann verlangte er Wasser für seinen Rappen, der war ganz verlechzt: Schaum sprühte von den Nüstern. Der Adaling befahl . . ." „Er befahl?" fragte Arntrudis, die Stirne furchend. — „Ja, recht barsch. Ich er-

schrak: ich wollte aufspringen von der Thürbank und an den Hofbrunnen laufen, aber Nachbar Isanbert, der gekommen war, den Vater zu holen zum Hechtstechen, hielt mich zurück: er haschte mich am Zopf — es that weh! — und rief: ‚Halt, Hilde. Wie spricht deines Vaters Spruch?

Gutem Gast gieb Gewährung.
Dem Bittenden beut,
Wes er bedarf und begehrt:
Doch herrischem Heischer
— Und wollt er nur Wasser —
Weigre den Wunsch.‘

Da rief der Reiter zornig — er stieß dem armen Roß den Sporn in die Flanke, daß es hoch bäumend stieg —: ‚Verschmachten soll mir der Hengst, eh der Adaling euch bittet, ihr Keucher hinter dem Pfluge. Hoch wie der waltende Wuotan über eurem Garben-Gott ragt der Adel über euch Gemeinfreien!‘ „Der Übermütige!“ grollte das Mädchen. „Vor des Vaters Hof!“ — „Und sprengte wild an uns vorbei durch eine Wasserpfütze, daß der Schmutz mich bespritzte — er that's wohl mit Fleiß! — und den Nachbarsohn. Der sprang ihm nach, drohend, mit geballter Faust. Aber wie ein schwarz Gewölk vor dem Sturm war er entflogen. — Wie ist das nun, was der Wilde geprahlt hat von Wuotan und Donar und von den Adalingen hoch über uns?“

Die Jungfrau sann eine Weile nach, dann sprach sie ernst und bedachtsam: „Wuotan ist Donars Vater: so ist er erhabener denn der Sohn: er ist der Adalinge Schirmgott, wie Donar der unsre. Aber auch Allvater ist Wuotan und so auch der unsre. Und die Adalinge . . . .“ — sie errötete ein wenig — „wohl mögen sie stolz sein und hoch die Häupter tragen! Sind sie doch von dem Götterkönig, von Wuotan selbst entstammt, der ihnen viel von

seiner Art vererbt hat. Und die ältesten, die ersten Sippen sind sie unsres Volkes. Drum werden sie auch, wird einer erschlagen, mit zwiefachem Wergeld gebüßt. Jedoch frei, freigeboren und nie in der Vollfreiheit gemindert oder geniedert sind von alters her auch wir. Und Übermut der Edeln, — sagt der Vater — ist zwiefach übel."

„Wenig mag sie, die Adalinge, Harlacho, der Nachbar drüben unter den Weiden am See." „Wenig Ursach soll er haben," meinte die Schwester, eifrig sprengend. — „Aber auch der starke Isanbert! Groll trägt er ihnen allen! Auch ihm, der mir aus allen der liebste, Adalfrid dem Freundlichen." — „Ah ja! Und der ist doch . . ." — „Ei, der ist so lieb und leuchtend wie der Vater Paltar lobt, den lichten Lenzgott: er ist ihm gleich in allem!" — Arntrudis erschrak: „O schweig! Unheil birgt dies Wort! Früh fällt der Lichte." „Ja aber . . ." wollte die Kleine wieder anheben, als sie sich mit einem schrillen Schrei unterbrach und erschrocken gen Himmel wies: hier verfinsterte plötzlich ein breiter Schatten das von Osten einfallende Sonnenlicht: auch Arntrudis, nun emporschauend, stieß einen Schrei aus: eine ihrer Tauben, die hoch im Blau über der Herrin Haupt zierliche Kreise gezogen hatte, war von einem mächtigen Raubvogel, der schon vorher unvermerkt auf der nächsten Tanne des Vorholzes aufgebäumt hatte, im Fluge geschlagen worden. Pfeilschnell schoß der Räuber, die Beute in den Fängen, mit hastigen Flügelschlägen dem Walde zu.

„Gurra, arme Gurra!" klagte die Kleine.

Da — auf einmal — stockte der Habicht in seinem windraschen Schwung: einen Augenblick rittelte er, mit den gewaltigen Schwingen schlagend: dann ließ er den Raub aus den Waffen fallen und stürzte selbst mit dumpfem, schwerem Schlag zu Boden

Nun sprang aus dem dichten Hasel- und Brombeergebüsch des Gehölzes der glückliche Schütze, haschte die Taube, die, halb betäubt vom Schreck, im hohen Grase zappelte, und schritt auf die beiden Schwestern zu.

III.

Er war strahlend schön, der hochgewachsene Jüngling, im Schmuck der lichtblonden Locken, die ihm in langen Wellen aus dem schmalrandigen Jägerhut von grauem Filz quollen, an dem auf der linken aufgeschlagenen Seite eine silberne Spange die hellblauen Spiegel des Eichelhähers mit dem zarten weißen Flaum vom Hals des Lämmergeiers und die lange Kopffeder des Silberreihers fest zusammenschloß.

Gar ungleich feiner als die Wolle an den schlichten dunkelfarbigen Röcken der beiden Mädchen waren die Stoffe an des jungen Jägers Gewandung: in zierlichen Wellenlinien war ein kirschroter Strich von feinstem friesischem Tuch um die Achselränder, den Halsrand und den Schosrand des moosgrünen Wamses gewirkt; die breiten Lederbinden, die von den wohlgeschnittenen hohen Jagdschuhen über die Knöchel hin die Waden rautenförmig bis an die nackten Kniee umhüllten, waren fein gesteppt: die Arme, auffallend weiß, — auffallend, weil sie nie Ärmel, und nur im Winter der Mantel bedeckten — umschlossen in Schlangenform gewundene fingerdicke silberne Ringe; auch der Wehrgurt von Elchleder zeigte silberne Schmuckscheiben; in den Griff des Kurzschwertes war ein Jaspis gefaßt, der aus weißem Lindenholz geschnitzte Köcher,

der, an fest gedrehter Schnur über der Schulter hangend, die langen von Adlerfedern beschwingten Pfeile trug, glänzte an der Öffnung von Onyx und Karneol und auf der nackten oberen Brust war an weißem Lederriemen ein Schutz- und Zauberzeichen sichtbar: ein langer Bernsteinstift in Gestalt eines Speeres; in der Linken trug der Schütz den Langbogen von zähem Eibenholz, der ihm bis an die Schulter reichte, die Rechte barg die noch immer zitternde Taube an dem Brustwams.

So schritt er auf die Mädchen zu: ein sonniges Lächeln spielte um die fein geschnittenen Lippen, die, wie die Wangen, ein blonder Flaumbart mit dem Reiz der Jugend schmückte.

Die Kleine lief ihm hurtig entgegen: in hohen Sprüngen, daß das kurze braune Röcklein flog, setzte sie über die nickenden Halme: als sie dicht vor ihm stand, patschte sie in die rundlichen Hände: „Dank dir, Adalo, Lieber! Dank dir und Heil! Gurra, Gurra, lebst du noch?“ — „Jawohl! Und unverletzt, vom Pfeil wie von der krummen Waffe Herrn Hapuchos: der ist der Lufträuber frechster wie Herr Hechit von denen im Wasser. Da, Arntrudis, nimm sie hin.“

Viel schöner doch noch als zuvor war das schöne Mädchen jetzt, da der Strahl des freudigen Dankes, der unverborgenen Bewunderung ihr blühendes Antlitz verklärte. Wie leuchteten die dunkelblauen Augen, als sie das nun beruhigtere Tier nahm und an den kaum entknospten Busen drückte: so war das von einem der jungen Herzen an das andere gewandert.

„Dank, Adalfrid! Das war ein Schuß!“ Sie gab die Hand. „Wer ist deinesgleichen?“ — „Ei, gar mancher im Gau. Der älteste von den Huosi, dort an der Amper, trifft noch schärfer.“ „Und stets erscheinst du mir zur

rechten Zeit," fuhr sie, mit dankfreudigem Blick zu ihm emporschauend, fort. „Wie diesen Hornung, da dein Speerwurf den Bären traf, der unsern Schlittengaul schon gerissen hatte — Secundus war in den Schnee geschleudert — ich sprang heraus und schrie in Todesnot: da flog plötzlich den Tannenbühl herab ein Speer von hinten hart an meiner Schulter vorbei! — ich sah um: du warst es — auf deinem Weißhengst sprengtest du hinter uns zu Thal."

„Ja aber," meinte die Kleine, „wie kommt es denn, daß du immer um die Wege bist — ganz nah zur Hand — wie bestellt! — wann der Trudis da was droht? Wie kommst du nun heut in aller Frühe wieder in die Waldboschen? Gewiß hast Brombeeren gesucht. Ja, ja! dort wachsen gar süße: aber sie sind ja noch nicht reif!" Hellauf lachte der Jäger und strich ihr über das rotbraune Haar, das sich in kleinen eigensinnigen Locken rings um den Kopf krauste. „Bin nicht so genäschig wie du, elbisch Gewächslein."

Arntrudis aber sah ihm ruhig und fest in die grauen Augen: „Wie das kommt? Weil ihn mir zum Schützer die Götter gekoren!" „O wär' es wahr!" rief der Edeling mit leuchtenden Augen auf sie blickend.

Aber sie blieb ganz ruhig und unbefangen. „Es ist," sprach sie. „Am Abend von Frôs großem Opfer, nach der Drischellege, als die Knechte auf der Tenne den letzten Drischelschlag auf die letzte Garbe gethan und der Goldeber — vom besten Weizen buk ich ihn! — verzehrt war, da sprach der Vater, bevor wir schlafen gingen in unsere Frauenstube: ‚Das ist eine Los-Nacht! Nahe sind heut' alle Götter. Wer heute Nacht, das Haupt mit den getrockneten Sengkräutern umwunden, einschläft und dabei die Himmlischen anruft, den besten Freund und Beschirmer,

den sie uns gesetzt, im Traume zu zeigen, der erblickt ihn unfehlbar alsbald.‘ Der Vater ging dann, zu den Göttern flehend, mit der heißen Räucherpfanne opfernd und weihend, durch die Halle, die Ställe, die Scheunen und die Schlafstuben: würzig, fast betäubend stieg aus der Glutschale der schwere Duft der heilgen Kräuter auf, die wir zu Anfang des Erntemonds, schweigend, vor Hahnenkraht, mit den alten Steinmessern der Ahnen geschnitten: — ich folgte mit leisem süßem Grauen dem strengen Schmack: immer dichter stieg weißkräuselnder Rauch aus dem Glutbecken: nun schwenkte das, als ich zu Lager gestiegen, der Vater noch siebenmal über mein Haupt: ich sah's wie weiße Gestalten über mich schweben .... Und kaum war ich entschlafen, noch das Gebet an Frau Berahta, meine Schutzherrin, auf den Lippen, da kamen mir schwere Träume. Üble Wichte, Waldschrate und braune Alraunen hatten mich dicht umringt auf dem Tannenbühl, wo ich auf dem Waldmoos lag: immer näher drangen sie an: schon saß mir's lastend auf der keuchenden Brust — mich ritt die Drude. ‚Zu Hilfe,‘ rief ich, ‚du, mein göttergesandter Beschirmer!‘ Und sofort sah ich ihn — ich meine: dich! — heransprengen auf seinem Weißhengst, mit gezücktem Speer — sein Goldhaar flatterte im Wind — die Schrate zerstoben in Nacht — die Drude schwand in eitel Luft — ich konnte tief atmen: ich erwachte und lächelte: ‚Dank, Adalfrid!‘ Dank! Wie so oft schon! Wie .... immer."

„Hei, könnt' ich doch mal mehr für dich thun als Bär und Habicht erlegen!"

„Ja aber," forschte die Beharrliche, „jetzt weiß ich doch immer noch nicht recht, wie du heut früh in die Brombeeren geraten bist? Schwerlich doch hat dich Frau Berahta an der Hand hergeführt?"

„Nein," lachte der Jäger. „Aber .... ich wußte,

daß du Kleine — vielmehr daß ihr beide — bald nachdem die Sonne auf den Weitsee schaut, hier euer Linnen wendet und besprengt." „Und da hast du uns helfen wollen? Bist ein viel guter Bub!" lobte das Kind und reckte sich, ihn zu streicheln. „Das nicht!" Er errötete leicht. „Aber ich habe etwas mitgebracht — für deine Schwester . . . . was ich für sie gefangen." „Ei was?" fragten, gleich neugierig, beide.

„Gleich! Gleich!" Er eilte in ein paar Schritten in den Vorwald zurück und kehrte bald wieder, in der Rechten ein viereckig länglich Kästchen, gar zierlich aus Schilf und Weiden gefügt: darin saß auf einer Querstange ein unscheinbar graubraun Vögelein: ganz zutraulich saß es: ohne Flattern und Hüpfen ließ es geschehen, daß der Käfig von seinem Herrn in die Hände der Fremden überglitt und blickte der ganz vertraut in die hineinspähenden Augen.

„Was ist das?" forschte sie. — „Nur ein klein Vögelein." — Ich hab' dergleichen nie im Hag gesehen." — „Ja, sie weilen nicht hier. Ist ihnen wohl zu rauh. Aber oft hab' ich sie singen hören, weit da drüben, über den Bergen, wann ich mit dem Vater und den Gesippen in des Herzogs Heer hinüberzog zu den Langbärten, ihnen zu helfen wider die falschen Byzantiner in der Rabenstadt. Du — dort — dort drüben ist's aber schön! Warm, fruchtbar und reich! Dort in Hecken und Büschen, die — denk' dir nur! — auch im Winter grün bleiben, lernt' ich das Vöglein kennen. Und seinen Sang lieben. Bei den Langbärten gilt es Freia geweiht." — „Der Liebesgöttin! Warum?" „Weil's gar so heiße Lieder singt, werbend um sein Weibchen! Und — denke nur! — es singt auch zur Nacht. Neulich — in der schwülen, mondhellen Nacht — wieder einmal konnte ich nicht schlafen, wie jetzt so oft! — hört' ich ein Singen in den blühenden

Rotdornbüschen vor unserem Hof zu Fagen. Gleich mußt' ich dein gedenken.“ — „Mein? Ei warum?“ — „Ah... ich weiß nicht. Kaum konnt' ich den Morgen erwarten: ich stellte das Fallnetz, darin wir im Herbst die Wacholderdrossel fangen, —: ein paar gelbe Würmer zur Köderung und flugs huschte die liebe Neugier — sie hatte mir beim Fallenstellen zugesehen, das Köpflein hin- und herdrehend! — darunter und war gefangen. Und in wenigen Wochen ward sie gar zahm und zutraulich. Ich schenk' es dir. Und singt es in der stillen Nacht . . .“ Sie reichte ihm die Hand und sah ihm fest ins Auge: „Dann denk' ich dein, der mir's geschenkt. So denn — schon wieder: — Dank.“ — „Ja aber, warum hast du's denn nicht gleich in unsern Hof getragen?“ Er errötete wieder. „Ich... ich war ja auf dem Wege! Doch: nein: nicht lügen! Ich wollte es euch lieber allein geben. So harrte ich euer hier, im Buschicht geborgen.“ — „Ja, ja,“ meinte das Kind, gar wichtig, klug. „Nachbar Isanbert ist immer irgendwo in der Nähe. Und der, so oft er dich in unserem Hofe findet, grollt er und sieht so finster wie der Weitsee zur Nacht. Uud sein Vater auch.“ — „Aber euer Vater . . . . grollt er dann auch, Klein-Elbchen?“ — „O nein! Du! Der hat dich gern! Jüngst sagte er, fast wie unsern Bruder, den armen Arnger, der vor ein paar Wintern in dem Geklipp des Kiemo beim Weststurm versank mitsamt seinem Einbaum. Er freut sich immer, sieht er dich antraben auf deinem weißen Rößlein.“ — „So? Dann komm' ich bald wieder angetrabt! Aber heut' bin ich zu Fuß: und weit ist der Weg bis an unsern Hof nah der Prien. Freia befreunde, Berahta befriede euch beide.“ Er drückte ihnen die Hände, wandte sich und eilte, den Wald links lassend, auf der alten Römerstraße, die sich hier nach Westen bog, davon.

Die Mädchen beendeten nun flink und fröhlich die Arbeit und gingen in das Dorf zurück.

Als alle drei verschwunden waren, ward es gar seltsam lebendig hoch in dem Wipfel einer dichtbelaubten Ulme in der dritten Baumreihe des Waldes: und alsbald glitt an dem Stamm, von Querast zu Querast ganz geräuschlos sich niederlassend, ein anderer Weidmann herab: ähnlich dem ersten an reichgeschmückter Gewandung und vornehmer Gestalt, aber etwa zehn Jahre älter und ebenso dunkel an Haar, Haut und Auge wie jener licht. Als er sich, an dem Fuße des Baumes, behutsam vorspähend, überzeugt hatte, daß Wiese und Wald ganz leer waren von Menschen, sprang er behend wie der Sumpfluchs auf den toten Habicht zu, der da im hohen Grase lag, zog ihm den Pfeil aus der Brust und verwahrte ihn sorgfältig im Wehrgurt. „Hei," lachte er vor sich hin und die schönen, aber sehr scharf geschnittenen und finsteren Züge erhellte ein seltsam Licht, „also Vetter Adalo hält Frühpirsch auf das Dorfdirnlein? So weit ist das schon? Nun, weiter soll's nicht wachsen! Sein Pfeil schützt sie vor dem Räuber! Ah, dem armen Hapucho fehlte meine Brünne: mir soll beim Fang des Täubleins — bald hol' ich mir's! — sein Pfeil nicht schaden. Aber Vater Fagano soll erfahren, wo die Schäfte mit der Adlerfeder bleiben."

Rasch war er im Gehölz verschwunden; in dessen Tiefe stand, an eine schlanke Tanne gebunden, ein prachtvoller Rappe, der den Herrn mit freudigem Wiehern begrüßte. Der Schwarzlockige schwang sich in den Sattel und jagte alsbald auf dem schmalen Waldpfad dahin. „Lauf," flüsterte er, dem Hengst den Hals klopfend, „lauf, Nachtelb! Wir wollen dem Milchbart zeigen, daß vier Füße flinker als zwei!"

IV.

In der Nähe des heutigen Marktes Prien, in südlicher Richtung gegen den See zu, oberhalb des Dörfleins Ernsdorf, erhebt sich ein ansehnlicher Hügel, heute in der Senkung nach Norden von dünner Holzung bedeckt. Damals aber rauschte noch mächtig der Urwald auf jener Höhe: nur auf deren Krone war ein Geviert geschwendet worden mit Feuer: — daher hieß man es dort: „im Gebränd": der Zugang zu einem Gehöft der Fagana sollte auf allen Seiten auf Pfeilschußweite ohne Deckung liegen.

In dem viereckigen hochumzäunten Hofraum, der das Wohngebäude, das Badhaus, den Backofen, die Scheuer und ein paar „Schupfen" von Unfreien, sowie den geräumigen Pferdestall umschloß, stelzte hochbeinig ein Kranich mit verschnittenen Flügeln: der „Kranich-Adler", der starke Falke, der den Kranich wie den Reiher lebend beizte, unversehrt dem Falkner zutrug und so auch diese Beute eingebracht hatte, mit silberner Kette auf dem Stender festgebunden, schien mit Befriedigung auf seinen Gefangenen herabzublicken.

Auch eine zahlreiche Meute trieb sich hier um: da fehlte weder der Biberhund noch der Spürhund, weder der Windhund noch der Sperberhund, der bei der Falkenjagd das geschlagene Gefieder beiholte.

Obzwar ein stattlicher Bau — die Hallen der Adalinge dehnten sich ungleich geräumiger und prangten schmuckreicher als etwa das schlichte Haus Arnos an der Alz — ist das Ganze spurlos verschwunden: denn auch diese Adelshöfe waren ausschließend aus Holz aufgeführt: die Flamme hat sie verzehrt: der Ungar schwang hier im zehnten Jahrhundert seine Fackel. In dem Hauptraum des Hauses,

der Halle, ragte, im mittleren Hintergrund auf mehreren Stufen erhöht, der Hochsitz: des Hausherrn und der vornehmsten Gäste Ehrenplatz. Auf dem hochrückigen, breitsitzigen Lehnstuhl von Eichenholz lag gespreitet das Fell eines mächtigen Bären, dessen Klauen versilbert glänzten.

Aber auch das durchsichtig gegitterte Holzgeländer, das sich in zierlichem Schnitzwerk aus gelbweißem stark duftenden Zirbelholz mit eingeritzten mennigroten Drachenlinien von dem Estrich aus gestampftem, mit Binsen bestreutem Lehm über die niedrigen breiten Stufen zu dem Hochsitz hinanzog, war bedeckt mit Fellen von Hirsch und Gemse, von Elch und Ur, von Wolf und Luchs; ebenso die Bänke, die zu beiden Seiten des Hochsitzes wie unten zwischen den Pfeilern des Saales standen, bestimmt für die Gefolgen des Edelherrn, abgestuft nach dessen Würdigung. Hier fanden auch die obersten der Knechte ihren Platz, der Roßknecht, der Mundschenk, der Druchtsaz, der Altknecht.

An den Wänden ringsum waren Beutestücke der Jagd angebracht: die breiten Schaufeln des Elch, das Geweih des Berghirsches von achtzehn Enden, das Gehörn eines mächtigen Steinbocks, des Wisent und des Ur, ein Bärenkopf, ein Wolfsrachen.

Und von der Mitte der Saaldecke schwebte an weißem Lederriemen ein gewaltiger Steinadler, dessen ausgespannte Schwingen weithin klafterten und sich bei jeder Lufterschütterung in majestätisch kreisende Bewegung setzten.

Neben den Tierhäuptern hingen an den Pfeilern und Wänden von Ahornholz Jagdwaffen jeder Art: der dickgeschaftete Stoßspeer mit der starken eisernen Querstange, welche die Umarmung des aufrecht heranschreitenden Bären von der Brust, den Anhieb des Gewehrs des wütenden Keilers von den Beinen des Jägers fernhalten sollte.

Dann die wuchtige Wurflanze für die gewaltigen Wild-

stiere jener Tage: Wisent und Ur, deren Ansturm auch ein Riese nicht hatte standhalten mögen und die daher nie im Nahekampf bestanden, nur aus sicherer Ferne oder herab von eigens hierfür gelichteten Bäumen an ihrer Wassersuche erlegt wurden.

Weiter Langbogen, Köcher und zumal in reicher Auswahl Pfeile: vom stumpfen, kaum fingerlangen Bolzen, mit dem die kleinen Träger wertvoller Pelze, Edelmarder, Baummarder, Hermelin durch einen Kopfschuß getötet wurden, bis zu dem drei Fuß langen Eschenpfeil, der den Brustschild des Ebers wie den Holzschild des Slovenen durchbohrte.

Ferner die leichten Rohrpfeile mit langer dünner Spitze für die Raubvögel, für Wildgans und Wildente; aber auch die Handpfeile, mit scharfen Widerhaken für Lachs und Hecht, die sich im Seichtwasser, mit der Rückenflosse fast die Luft erreichend, sonnten. Denn auch das Gerät für die „feuchte Jagd“, die Fischerei, mangelte da nicht: mancherlei Netze, Reusen, Körbe, Hamen — aus Eisen meist, aber auch noch uralte aus Bronze und sogar aus Feuerstein — und zwei Männer lange Angelruten; auch winzige Bolzen an langer, lang hinrollender Leine, mit der Asch und Forelle getroffen wurden: der Fischer ließ sie dahinschießen an der Schnur, bis sie ermatteten und mühelos gelandet wurden. An den acht Pfeilern auf jeder Seite der Halle waren aufgekreuzt breite Schaufelruder für die schweren, weiten Lastschiffe, auf denen zumal Getreide, Heu und Binsen von der Südostseite des Sees, der „Feldwiese“ her auf die Eilande und an die Uferhöfe verschleppt wurden, schmale Ruder für die „Einbäume“ und für die Flachkähne, die „Plätten“; auch Segel und schlanke Maste waren aufgerichtet.

Die Rücklehne des Herrenstuhls auf dem Hochsitz —

im Dreieck verjüngt nach oben — krönte ein anderer Adler: — ein gewaltiger Seeadler diesmal, mit gesträubten Schwingen: denn die Herrschaft über den See, oder doch über seine größte Insel, das Escheneiland, und das Südwestufer stand diesem Adelsgeschlecht zu: des sollte der Seeadler ein Wahrzeichen sein.

Auch sonst waren unter den in die Pfeiler, Banklehnen und Wände eingebrannten und eingeritzten Schmucktieren und Schmuckpflanzen Adler und Esche am häufigsten vertreten.

Denn als des Edelgeschlechts Ahnherr und Schutzherr galt Wuotan. Daher auch seine Waffe, der Speer, neben der Hausmarke, der Rune F, — ᚠ — die alle Waffen und Geräte trugen, ebenfalls aus Bernstein, Holz oder alter Bronze sowie jüngerem Eisen so häufig als Zierbild verwendet war.

Außer den Jagd- und Fischfang- und Schiffsgeräten füllten nun aber den weiten Saal Kriegswaffen jeder Art zu Schutz und Trutz in bunter reicher Menge. Und offenbar waren heute viel zahlreichere als die sonst zur Ausstattung und Ausschmückung der Halle dienten von den Knechten hereingeschafft worden. Denn auf dem langen viereckigen Speisetische von Ahorn in der Mitte der Halle wie auf dem eichenen Rundtisch vor dem Hochsitz, dann auf dessen Stufen und Bänken, endlich auch auf dem Estrich lagen noch viel mehr Waffen gehäuft als an den Pfeilern und Wänden hingen.

Noch waren mehrere Knechte — das ganz kurz geschorene Haar unterschied sie wie von den Adalingen so von den Gemeinfreien — beschäftigt, die gehäuft hereingetragenen Stücke auseinander zu breiten und zur Prüfung vorzulegen dem Manne, den nicht nur sein Platz auf dem Hochsitz bei dem ersten Blick als den Herrn dieses Hauses darwies.

Es war eine überwältigende Gestalt!

Das Antlitz des etwa Fünfzigjährigen zeigte starke Ähnlichkeit mit dem seines Sohnes Adalfrid: allein mehr noch als die Zahl hatte der reiche Inhalt seiner Lebensjahre diesen Zügen höheren Ernst, gewaltigere Bedeutung eingeprägt. Der Vater war nicht nur breitbrüstiger, er war auch noch höher gewachsen als der doch auch gar stattliche Jüngling: kaum ergraut war das Haar um die majestätische Stirn und der mächtige Bart, der die ganze breite Brust bedeckte und bis zu dem Wehrgurt herabwallte in weicher Wellung. Das Auge war goldbraun wie des Adlers und es leuchtete unter kühn geschwungenen Brauen hervor in überlegener Ruhe.

Vornehme Ruhe war überhaupt der regelmäßige Ausdruck dieser edeln Züge, wie die Bewegungen des Hofherrn selten, maßvoll, verhalten waren: jedoch man fühlte, lodernde Feuergewalt fehlte hier nicht: sie lag nur geborgen und gebändigt durch altvererbte adelige Haltung und durch jahrzehntelang gegenüber den mannigfaltigsten Erregungen in Krieg und Frieden, auf dem Kampffeld wie in den Palatien der Könige und der Herzöge durchgeführte Willenszucht. Zu seinen Füßen ruhte ein prachtvoller starker dunkelbrauner Hund von dem mutigen Schlag, der den Bären angeht, der langgestreckte Kopf lag auf dem Knie des Herrn: merksam folgten die klugen Augen jedem Blick bei dessen Hantierung.

Er hob nun, wägend und prüfend, ein Kurzschwert auf, das ein vor ihm knieender Knecht darreichte: er bog es nur leicht mit beiden Händen: — klirrend zerbrach es, ruhig ließ er die Stücke fallen.

„Du hast den Rost, den Schmutz zu tief einfressen lassen, Slovene. Du stehst fortab nicht mehr unter dem Waffenwart; ich werde dich aus der Halle fortschicken, in

die Almhütte oben auf der Kampenflüh: da magst du Kühe melken statt Waffen pflegen."

Flehentlich hob der Mann beide Hände empor: sein Gesicht war unschön, die dunkelgelbe Hautfarbe, die stumpfe Nase, die vorstehenden Backenknochen ließen es unedel erscheinen: aber jetzt lag in den braunen Augen etwas Rührendes — so blickt wohl ein treuer Hund zu dem geliebten Herrn auf — wie er bat: „O Herr — großes Herr! Nix mich jagen aus deinen Augen. Lieber lassen mich geißeln."

„Nicht doch! Aber ihr lernt nicht Reinlichkeit, nicht an Leib noch an den Dingen. — Ich wollte dich freilassen im nächsten Ding unter der alten Eiche ob der Alz. Nun sollst du erst den Wert der Waffe abverdienen, auf daß du lernest, Reinlichkeit und Sorgfalt sind notwendig, sind ersparsam und ersprießlich. Ich schätze sie nur auf drei Denáre."

„O Herr, wie kann abverdienen? Alles was verdiene, erarbeite mit Hand, ist ja doch dein wie Hand und ganzer Zwentopluck selbst." — „Wohl! Aber hoch über dem Recht schwebt die Gnade. Wem's wohl ergeht, der soll's andern wohl gehen lassen. Nach zwölf Nächten bist du frei. Nein, nicht die Hand küssen, wie der Hofwart da die Hand des Herrn beleckt. Und dann geb' ich auch Dowina frei, die mit dir im selben Grenzdorf gefangen ward." — „Herr, groß! Ah, damals, wie ich mit schwerer Wunde fiel . . . ." — „Ihr waret wieder einmal nachts über die Grenze geschlichen, Schafe zu stehlen. Aber wir kamen dazu, jagten euch über die Landmark und verfolgten euch bis in eure Strohzelte." — „Ui, flackerten die auf! Ich lag unter dem Brand — konnt mich nix rühren — die andern meinten, Zwentopluck tot — aber du sahst, ich lebe, rissest mich heraus. — Und dein Sohn zog Dowina neben dran

— schon brannte ihr Hemd — aus Feuer ....“ — „Nun, ihr seid zusammengewachsen in der Gefangenschaft. So mögt ihr denn Mann und Weib werden. Ich schenk' euch die Fischerhütte dort unten im Schilficht. Und zwei Hufen Ackerland links der Prien. Und drei Hammerwürfe Grasacker in der Feldwies. Und das Recht auf den Hau im Hochgern-Tann. Dafür sollst du mir zwei Tage in der Siebennacht fronen und zwanzig Metzen Roggensaat zinsen. Und was du rodest an Neubruch, soll neun Jahre zinsfrei sein.“ — „Herr, wenn ich nix darf Hand küssen, was soll thun?“ — „Schweigen. Und künftig, gilt es deine eigene Habe, besser acht haben als auf die meine. Geschickt seid ihr schon, ihr Slovenen: aber 's ist kein Verlaß auf euch.“

„Ich will — ich schwöre bei Perun, daß du noch sollst sagen: „Zwentopluck treu.“ — „Schon gut! Verkünd' es ihr, der Braunen, mit den dicken Zöpfen wie von Roßhaar. Und ich schenk' ihr als Brautgabe die drei Kühe, die sie bisher gewartet auf der Kampenalm. Geh!“

V.

An der Thüre traf der Slave auf den eintretenden Adalfrid. „O junges Herr,“ rief er ihm, in Sprüngen enteilend, zu, „dein Vater . . . gut. Wie ein Gott. Wie Triglaf!“ Freudig bellend sprang der Hund dem jungen Herrn entgegen, der ihm den Kopf streichelte. „Ja, er ist gut,“ sprach der Sohn leise vor sich hin, mit freudiger Ehrfurcht, mit Stolz zu dem Vater emporblickend. Der schien sein kaum zu achten; er prüfte den Handgriff eines Erzschildes, ob er noch halte. Der Jüngling trat nun,

ehrerbietig grüßend, die Stufen des Hochsitzes hinan. Mit kurzem Nicken des mächtigen Hauptes erwiderte der Vater; nur einen raschen Blick warf er auf sein Antlitz. „Du fehltest beim Mittagmahl,“ warf er kurz hin, ergriff einen Bogen und spannte mit Leichtigkeit die zähe, strenge Sehne. — „Ich jagte, Vater.“ — „Weit ab, wie es scheint. Deine Beute?“ — „Dein Frilaz Rimisto — auch sein Nachbar Greinhart! — klagte solang schon, das Schwarzwild steh' ihm schwer im Gebräche. Ich trieb sie aus dem Kessel, darein die ganze Rotte sich eingeschoben. Die schlimmste grobe Saue stellte sich; sie liegt im Sumpf bei dem Neubruch: sie wog so schwer — ich konnte sie nicht allein tragen: Zwentopluck und Heinilo sollen sie holen.“ — „Gut, daß Rimisto geholfen ist;“ er legte den Bogen zur Seite. „Sonst keine Beute?“ — Da traf sein Auge voll den Sohn. Der errötete stark: er öffnete langsam die Lippen: „Wie . . wie man's nimmt. Nichts was der Rede wert.“ Er nahm den Köcher ab und stellte ihn an die Wand neben den Vater. Der musterte die Öffnung: „Da fehlt ein Pfeil — im ersten Loch.“ — „Ja. Ich . . . ich schoß einen Habicht. Ich war über der Rimstinge Hof hinausgegangen — gen Norden.“ — „Ziemlich weit! Bis auf der Arninge Wiesgrund.“

Hoch erstaunt fuhr Adalfrid auf.

„Tot liegt dort der Habicht neben dem Linnen des arglos vertrauenden Kindes.“ Jetzt erbleichte Adalfrid in leisem Grauen: erhielt der Vater wirklich, wie viele raunten, geheime Botschaft durch Wuotans Raben? — „Das Raubgetier that wie es mußte. Aber Schmach dem Mann, der sich gelüsten ließe derer, die er — wie er weiß, wissen muß! — nur als freveln Raub davonschleppen könnte. Heilig ist echtem Mann, heiliger noch dem Adaling die Tochter des kleinsten Freien seines Volkes. Schande dem

Adalmann, der nicht edler denkt als alle andern. — Schweig! — Botschaft kam — während du Linnen behüten halfst — vom Langobardenkönig Agilulf aus Pavia: er wiederholt seinen Vorschlag, der uns ehrt und stärkt: nur sei seine Tochter noch zu jung. Das trifft sich gut. Denn spät erst vermählt in der Fagana Geschlecht der Vater den Sohn: erst, wann er voll gereift. Das Herzogtum Trient verspricht König Agilulf seinem Eidam als Mitgift. — Schweig', sag ich! — Nie mehr gehst du unbegleitet an die Alz. Und auf daß du nicht sobald wieder schauest, was viel zu hoch für freyles Spiel und doch zu niedrig für den Ernst: — du verreitest Morgen! Gleich nach Hahnenkraht. Hörst du?"

„Du gebeutst, mein Vater. — Wohin?"

„Nach Regensburg! An den Hof des Herzogs. Du bringst ihm den Brief, den ich meinem Tabellio vorgesprochen: ich mahne ihn, seine Südostmark kräftiger zu wahren: dunkle Gerüchte gingen mir zu von neuen Feinden, die dorther drohen, außer den Slovenen. Wir brauchen Hilfe. Nimm die Hälfte meiner Gefolgschaft mit! In ihrem besten Waffenschmuck! Reich und stolz soll der Faganing vor den Agilolfingen treten und ihm vor Augen weisen, daß unser Geschlecht von der Götter oberstem stammt und des Königtums gewaltet hat im Südgau unserer markomannischen Ahnen, als jene Agilolfingen noch Schildträger merowingischer Klein-Könige waren, wir wie in den anderen Gauen die Huosi, die Drozza, die Hachilinga und die Anniona, das fünfblätterige Kleeblatt bajuvarischen Adels. Des Herzogs Antwort bringst du dann zurück, nach einem Einsprechen bei den Huosi an der Amper und den Hachilinga an der Isar: diese wollten mir doch die beiden Jüngsten zur Schwertleite schicken. Mahne sie dran. Geh! Rüste den Ritt. Wuotan, der Wege Gott, geleite dich."

VI.

Den Tag über und die ersten Stunden der Nacht hatte Adalfrid vollauf zu thun, die Gefährten seiner Sendung zu wählen und sie wie sich selbst mit Waffen, Rossen und allem Reisebedarf zu versehen.

Aber nach Vollendung dieser Vorbereitungen und nach dem Abschied vom Vater litt es ihn nicht mehr in dem Hause, unter dem bedrückenden Dach. Es drängte ihn hinaus ins Freie, in Feld und Flur, die im Mondlicht der Frühlingsnacht wunderbar da draußen glänzten: der See lag fernab wie ein Silberspiegel.

Dorthin, an den See, lenkte er, leise die Hofwehre hinter sich lassend, die Schritte: er wollte noch einen Abschied nehmen — ach nur mit den sehnenden Augen!

Er kannte dort, im Norden von ihrem Jagd- und Waffenhof, eine Waldblöße, dicht am Ufer, von wo man deutlich in der weiten Ferne die hochragenden drei Eichen der Dingstätte auf der Höhenkrone, dort über der Alz, auch den First des Arnohofes erkennen mochte bei Tag: und wohl auch — so meinte er — mit seinen scharfen Augen in dem fast taghellen Mondlicht.

Bald hatte der Rasche die gesuchte Stelle erreicht. Die Mitternacht war lang vorüber. Zauberisch glänzte vor ihm der See, zahllose Sterne in nicht zitterndem Bilde spiegelnd; wie Seerosen schienen die drei Eilande auf der glatten Flut zu schwimmen: von fernher grüßten in geisterhaft weißem Duft erschimmernd die Berge: im Norden aber glaubte er deutlich den Hof zu erkennen, der die Geliebte umhegte.

Er warf sich, den Blick dorthin gerichtet, das schmerzende Haupt auf die Hand gelehnt, auf den reinlichen weißen

Ufersand, bis zu dem heran zuweilen das leise Atmen der Flut fast geräuschlos die landende Welle schob.

Lange, lange saß er so schweigend, sinnend, träumend; schon blichen allgemach die Sterne. Es kam jene geheimnisvolle Stunde, von der man nicht sagen mag, ob sie dem Tage schon, ob noch der Nacht zu eigen? Ein farblos Grau erfüllte nun, seit der Mond hinter hohen Berggipfeln gesunken, weithin Himmel, Land und See. Allmählich zog von Osten her ein ganz schmaler Streif, fahl gelblich, weithin quer über den Himmel: des steigenden Frühlichts erster Lanzenwurf!

Da horch, setzt ein lebhafterer Lufthauch ein, wie er der klimmenden Sonne vorauffliegt: glaubte man doch, die ersten Strahlen des Tages seien wie von wehendem Wind so von klingendem Klang begleitet:

„tönend schon für Geisterohren
wird der junge Tag geboren!“

so hat noch spät die Phantasie gehört.

Nun rühren die Buchenwipfel, von lebhafterem Wind leise geweckt, die jungen, zarten Blätter: lauter, rascher an den Ufersand kommen kürzere Wellen gerauscht. Jetzt der erste laute Ton: tief aus dem Inneren des Waldes dringt der schmerzliche Ton der Hinde, laut, eindringlich, mahnend: der Lauscher kennt den Grund ihres Rufens: vor kurzem hat der Jagano den stolzen Edelhirsch, ihren kronenstolzen Gemahl, in der Grube lebend fangen und nach der Escheninsel hinüber schaffen lassen, wo der Hirschkühe zu viel, der Hirsche zu wenig geworden. Wie laut die Verlassene klagte!

Da fand endlich auch des Jünglings Seele Erleichterung in einem tiefen Seufzer, dann in ringenden Worten. „Ach, schwer ist mir das Herz! Schwer mein Geschick! Fort —

fort von ihr! Nicht nur auf lange Zeit: — auf immer! Gebunden an eine Fremde, Ungeliebte, wenn des Vaters Wille geschieht. Und wie könnte der nicht geschehn? Ihm gehorchen, das ist mir so notwendig — ist's von je gewesen! — wie atmen. Wie sollte ich ihm trotzen? Ich müßte weichen aus der Halle, aus dem Gau, aus dem Land! Aber von ihr lassen? Ich kann es auch nicht, kann's noch weniger. Zumal, seit ich glaube, sie ist mir auch gut: — sie weiß es freilich gar nicht, aber doch, aber doch ein ganz klein wenig gut im jungen Herzen. Ob wohl heut Nacht, ob jetzt der singende Vogel sie meiner gemahnt? Und wenn es ihr nun allmählich aufdämmert in der Seele — und das wird's am ehesten, falls ich nun plötzlich verschwinde — was wird sie leiden! Was soll sie von mir halten, der ich, launisch, ohne Grund, auf einmal zerreiße das freundliche Band der Gewöhnung an trauliche Gespräche. Ach! Ich bring's nicht übers Herz."

Traurig sah er gen Himmel.

„Was taucht da aus den Dämmerwolken so hell? Es ist der Morgenstern: — Freias Stern! O Freia, hohe, holde Herrin, die du die Liebenden befreundest, hilf mir — rate mir — gieb mir in dieser Stunde, gieb mir gleich ein Zeichen, das ich deuten möge für die Zukunft, für mein Geschick, für mein Thun oder Lassen."

In gläubigem Gebet sah er über die Fläche des See's hin nach oben. Da glaubte er aus dem dunstvollen hellgrauen Geflimmer der glatten Flut etwas Emporragendes zu erschauen: etwas dunkelbraunes: war es ein Kahn, eines Einbaums Schnabel? Nein! Dem glich es nicht. War es ein schwimmender Mensch? Dazu ragte es zu hoch aus dem Wasser. Und näher und näher kam's von der Escheninsel her. Die Helligkeit stieg jeden Augenblick — jeden Augenblick drang das Rätsel näher: vorsichtig, ohne

sich vom Boden zu heben, lugte der Spähende aus: das war ein hochbekröntes Haupt, ohne Zweifel! — ein Hirsch, der gerufene Hirsch. Schon hielt er im Seichtwasser, nur einen Pfeilschuß gen Süden entfernt: der Südostwind verhielt ihm die Witterung des Menschen: so schritt er furchtlos zu Land: prachtvoll sich aufrichtend schüttelte und rüttelte der Vierzehnender, das Haupt ganz in den Nacken zurückbiegend, das viele Wasser von sich ab: nun war's genug: nun stieß er einen weithin dröhnenden frohlockenden Antwortruf aus auf den Ruf der Hinde und in wahrhaft königlichem Gang brach der König des Waldes durch das Unterholz und eilte der Ruferin zu.

Da sprang Adalfrid auf, riß den Jagdhut vom lockigen Haupt und neigte sich dreimal tief vor dem nun rasch verblassenden Morgenstern: „Ich neige dir, Freia, freundliche Frau; ich neige dir, Befreunderin, Beschwichtigerin, ratende Retterin! Ich verstehe dein Zeichen. Wie der mutige Hirsch durch Gewalt, durch den weiten hemmenden See von der Hindin getrennt, Hemmnis und Gefahr nicht scheuend, sich in die Flut warf und todesmutig herüberdrang ans Ziel zur Geliebten, — so soll auch ich nicht verzagen, nicht verzweifeln. Der Mut, der Wagemut treuer, heißer Liebe überwindet alles. Dank dir, Freia! Und Heil dir, Frau Sunna, die du da strahlend durch die Dämmerwolken brichst: Zuversicht des Sieges strahlst du in mein Herz. Ich gehorche dem Vater: ich scheide jetzt: — aber ich kehre wieder, und ich werde siegen. Treue Liebe dringt durch jede Hemmung.

Zweites Buch.

I.

Wo heut' am Nordostufer des See's die schmucken weißgetünchten Häuser des Dorfes Chieming glänzen, stand damals nur der Hof des Gemeinfreien Kiemo: er hat dem See und dem ganzen Seegebiet, das ursprünglich ohne besondere Benennung zu dem Ostgau der Bajuvaren gehörte, in der Folge den Namen gegeben: man nannte jenes Ufer „ze den Kiemingen", das heißt bei den Nachkommen des Kiemo, und der Name ging später auf den Untersee, zuletzt auf den ganzen Gau und den See über.

Der Eigner, ein kraftvoller Mann in den dreißiger Jahren, führte gegen Sonnenuntergang des nächsten Tages aus seiner Hofwehre den schmalen Pfad durch die sumpfige „saure" Wiese an den See hin einen kleinen ältlichen Mann, den die dunkle Farbe der Augen und des spärlichen Haars deutlich von den Bajuvaren der Mark unterschied.

„Ich danke dir, Secundus," sprach Kiemo, ihm die breite Hand fest auf die Schulter drückend; „du hast meinem Weib — ist ja noch so jung, die Fritigilt! — den Weg nach Hel erspart mit deinem Säftlein und Tränklein." „Nicht, nicht!" rief der Alte eifrig. „Nicht ich! Das hat gethan mein Herr und Gott, allmächtiger Schöpfer Himmels und der Erden! Nicht meine Tränklein,

— mein Gebet, der Herr möge die Kräuter segnen, haben geholfen.“ „Nun,“ meinte Kiemo treuherzig, „das ist mir gleich. Weil nur geholfen ist. Weil sie nur lebt! Sie soll mir aber fortab nicht mehr in die feuchte Feldwiese fahren um Futtergras: — von dort hat sie wohl das Sumpffieber heimgebracht.“ „Nicht, nicht!“ Unzufrieden schüttelte Secundus abermals den Kopf. „Das ist doch nicht! Nicht der Sumpf schickt das Fieber, sondern Gott.“

„So?“ grollte der Ehemann. „Dein Gott? Höre, der könnte was Gescheiteres thun und was Besseres schicken! Unsere Götter schicken nur Heil und Friede, Sieg und Sonnenschein und reiche Ernte: Seuche und Beißwürmer und Mißwachs senden ihre Feinde, — und die unsern! — die Riesen. Wehe, wehe, über deinen bösen Gott!“ „Nicht, nicht, nicht doch!“ eiferte das Männlein. „Ach, wie schlimm ist's, daß ich deine und der andern Heiden Gegenworte nicht widerlegen kann. Aber allzu lang ist's her, daß ich von einem Priester des Herrn dessen Lehre vernommen habe. Fast noch ein Knabe war ich damals, wie der letzte aus dem brennenden Salzburg über die Berge nach Italien floh. Und als mich mein guter, goldherziger Herr in die ferne Lechstadt wandern ließ, einen Priester zu suchen, — gar ein Bischof solle dort walten! — da war dort kein Bischof mehr zu finden und die paar Geistlichen konnten nicht lesen, kaum ein paar Gebete sagen. Und nun bin ich schon so alt! Und mein Kopf ist, mein' ich oft, noch älter als ich! Will sagen: meine Gedanken sind schwächer als meine Arme und Beine. So kann ich Euch nicht genug Widerspruch thun. — Vielleicht aber schickte deinem Weibe das böse Fieber nicht Gott, sondern .....“ Er bekreuzigte sich und sah sich scheu um — „Vielmehr ... ganz im Gegenteil der ...

nun: der andere. Man nennt ihn nicht gern." — „Ah so! also eine Art von Riese, ein Unhold, ein übler Wicht." — „Ja ja. Aber sei still von dem, bitte." — „Hm, wundert mich. Sagtest doch eben wieder, dein Gott sei allmächtig. Warum leidet er dann solchen Unfug, daß Unschuldige siechen? Warum hat er dann den Unhold nicht schon lang erschlagen? Wuotan hätte längst die Riesenbrut vertilgt, könnte er's. Ei, so wird eben auch dein Gott nicht können." — „Still! Um Gotteswillen still. Er hört's ja! Ich weiß freilich auch nicht, warum er den .... den andern geschaffen hat. Und den viel übeln Apfelbaum! Hat doch alles vorhergewußt. Und wenn er ihn geschaffen, warum er ihn nicht maustot gemacht hat ... lange schon! Wär' mir auch lieber! — Ach, gewiß weiß die heilige Kirche auch dafür Gründe. Liegen da in meiner alten Truhe vom Urgroßvater her neben andern Erbstücken ein paar beschriebene Blätter, — heilige Blätter, aus dem heiligen Buch! — da steht gewiß die Antwort drin auf all' Eure ungläubigen Zweifelfragen. Aber ach: ich kann's ja nicht lesen. Den Knaben hatte der Vater lesen gelehrt: — aber nachdem der gestorben, hab' ich bald alles vergessen. Nur von einem Gebet kann ich noch ein paar Worte: vom Vater im Himmel und erlösen vom Übel."

„Wohl, wohl. Glaub', was du willst, von mir aus! Es müssen doch wohl gute Götter sein, denen du dienst: denn was du thust in ihrem Dienst, ist gut: hilfreich sind dir Herz und Hand. — Was darf ich dir schenken zum Lohnvergelt? Oft und oft bei Nacht und Tag bist du gekommen in diesen Monden, durch Eis und Schnee oder auch über den See bei argem Sturm — wie er jetzt wieder anhebt: — ganz schwarz kommt's schon daher dort aus dem Wetterloch bei der Kampenwand. Soll dir

Fritigilt von ihrem besten Manteltuch ein paar Armellen . . . .?"

„Nicht! Nicht! Gottes Lohn lohnt reicher als Menschen Lohn! Hilf mir nur meinen Einbaum ins Wasser schieben: der Westwind geht gerade dawider." — „Bleib' lieber über Nacht unter unserm Dach. Der See wird schlimm. Der Wind wächst noch. Horch, wie die Möwen schrillen. Bleib!" — „Ich bin überall in Gottes Hand, der ist doch stärker als Fasold, Euer Sturmriese. Und Arno erwartet mich des Nachts. Schieb! Noch einen Ruck! So! nun in des Heilands Namen, der da wandelte auf brausenden Wogen!"

Bald war das Schifflein in dem dunkeln Wettergewölk verschwunden, das, finster wie die Nacht, den wildbewegten Weitsee bedeckte: scharf stachen von der schwarzen Flut die weißen Schaumkämme der überschlagenden Sturzwellen ab.

Schwer hatte der alte Mann zu arbeiten, der den morschen Kahn an dessen vielgeflicktem Hintergransen — dunkelgrünes Moos überzog ihn — aufrechtstehend mit dem einen breitschaufeligen Ruder vorwärts zu bringen und zugleich zu steuern hatte: er trachtete nach Norden: aber der heftige Sturm trieb ihn immer wieder nach Osten gegen Geklipp, das, dem Hofe des Kiemo im See vorgelagert, bis nah an die Oberfläche reichte: schon gar manch Schifflein, das in diese Scheren geraten, ward von der Brandung so lang hin und her geschleudert bis es barst und sank.

Über dem Bestreben, die Richtung zu halten, kam der Greis nur wenig vorwärts. Allmählich nahmen seine Kräfte ab, während die Wellen immer höher sich türmten, immer häufiger über die linke Schiffswand schlugen und den schmalen Nachen immer höher mit Wasser füllten, so

daß es dem einsamen Fergen schon handhoch über die Knöchel stieg.

Ihn fröstelte; doch konnte er nicht daran denken, auszuschöpfen: unterbrach er das Steuern nur auf Augenblicke, so trieb ihn der Sturm sofort in die Steinbänke am Ostufer. Wie er einen besorgten Blick in jene Richtung warf, sich zu versichern, daß er hinreichend weiten Abstand gewonnen, glaubte er gerade an dem gefährlichsten Fleck, mitten in den kurzen kreisenden Brandungswellen, ein kleines Fahrzeug wahrzunehmen, das, steuerlos, hilflos von den wütenden Wogen hin- und hergeworfen, offenbar bald an die dem Ufer nähere Steinreihe geschleudert, bald von dieser wieder an die äußere zurückgestoßen ward. Eine Gestalt war darin sichtbar, fortwährend von hoch aufspritzendem Gischt überschäumt. „Gott gnade dem Armen, wer er auch sei!" seufzte der Alte. „Er ist verloren! Wollt' ich auch wagen, ihm Hilfe zu bringen, — ich käme zu spät und auch meinen Kahn würde es dort zerschlagen. Ich kann nichts thun, als für ihn beten! Höre mich, Herr Christus und du, Sankt Peter, du, selbst ein Fischer ... Ah, was ist das?" er unterbrach sein Gebet, „Ist's ein Wunder? Ein Traumgesicht? Nein! Ich wache ja. Es ist ein Kreuz, ein hohes Kreuz, das der Verlorene da aufrichtet in seinem Schifflein! Ein Christ! Ein Bekenner des Herrn! Der erste seit soviel Jahren! Er ruft des Kreuzes Hilfe an: so helf ich ihm denn, Herr, um deines Namens willen oder ich sterbe mit ihm. Höre mich, Herr, und stärke meinen Arm." Und er wandte den Schnabel des Einbaums scharf nach Osten. Pfeilschnell schoß sofort das Schiff dahin gerade auf die umbrandeten Klippen los, von den wütenden Wellen an dem breiten Hinterteil in rasender Eile vorwärts getrieben: wie hungrige Wölfe sprangen sie in den ächzenden Kahn.

II.

Am nächsten Morgen lag in der schmalen Knechthütte, die, aus unentrindeten Eichenstämmen roh zusammengefügt, im Schatten des Arnohofs wie Schutz suchend sich zu ducken schien, auf der dichten, weichen Streu von getrocknetem Schilf, dem hochröhrigen, der tiefen Alz, ein fremder Mann. Sein einzig Gewand war eine Kutte von Kamelfell, die Haarseite nach innen gekehrt; ein derber, siebenfach geknoteter Strick hielt sie über den mageren Hüften zusammen; ein langer, schwarzer, von einem mächtigen Kreuze gekrönter Stab lag neben ihm. Zu seinen Häupten kniete Secundus, beflissen, ihm dampfende Milch einzuflößen aus einer flachen Thonschale, die, wann leer geschlürft, wieder gefüllt ward von Arntrudens emsigen Händen aus einem Melkeimer von weißem Lindenholz. Zu den Füßen des Fremden saß auf dem Herdrand Arno, Arnhild auf den Knieen wiegend, die mit großen, neugierigen Augen auf den Gast schaute.

Nun nickte der mit dem Haupte Dank und richtete sich, gelabt und gestärkt, zu sitzender Stellung auf: er begann — in der uferfränkischen Sprache, die den Bajuvaren doch leidlich verständlich war: — „Wo bin ich?“ Er blickte in dem ärmlichen aber sauber gehaltenen Raum umher: da fiel sein Auge auf den Namenszug Christi, das Zeichen ☧, das mit Kohle auf den weißen Steinrand des Herdes gemalt war. „O bei Christen! Bei Knechten des Herrn Christus.“

Hoch auf horchte Arno und zog die starken Brauen empor: „Ja, du bist in der Hütte eines Knechts. Aber nicht Christus, — Arno heißt sein Herr. Und der bin ich.“

„Auf Erden!“ erwiderte der Fremde und hob das

Haupt fest empor: nun sah man erst, wie gewaltig dieses Antlitz, wie bedeutend diese Züge waren, als aus den dunkeln, tief in die Höhlen gesunkenen Augen ein heiß lodernder Blick sieggewohnter Überzeugung hervorschoß. Das geschorene Haar war dunkel wie die Augen, deren brennende Glut meist durch die gesenkten langen Wimpern gedeckt war. Die mächtige tief gefurchte Stirn, die kühn gebogene Nase, der scharf geschnittene, streng geschlossene Mund, das starke Kinn wiesen auf starke Kraft, harte Zucht des Willens, auf einen Feuergeist, aber auch auf maß- und schrankenlosen Glaubenseifer hin. „Auf Erden," wiederholte er nachdrucksam mit einem geringschätzigen Blick, „aber im Himmel ist der Herr dieses Mannes — wie der deine — der Vater Jesu Christi."

Unwillig wollte die kleine Arnhild auffahren: der Vater drückte ihre Schulter nieder und erwiderte ruhig: „Die mögen ja Götter sein, alle beide. Weit wölbt sich über der Erde der Himmel, hat für vieler Völker Götter Raum. Deshalb red' ich meinem Knecht nicht in seinen Glauben." „O glaub' es," mahnte Secundus, sich vom Boden erhebend, eindringlich den Fremden, „er — mein Herr und dieses Hauses und des großen Hofes dort und all' der Äcker, die du ringsum schauest, Eigentümer — er ist soviel gut, gutherzig, großherzig. Wär' er getauft, er könnte auch nicht edler sein! Er — nicht ich — er hat dich gerettet." „Schweig!" gebot Arno streng. „Und du — berichte: wie kömmst du hierher?" „Ich weiß nur noch ....", begann der Gast, sich besinnend und mit der Hand über die Brauen streichend, „ . . . mein Nachen war im Versinken, so mächtig drang das Wasser durch das Loch, das die scharfen Steine in den Boden gestoßen hatten." — „Wie kamst du zu dem Plattkahn? Er gehörte — die Hausmarke auf dem ans Land gespülten Ruder zeigt es

— Rimisto, dem Meier der Fagana, der, ganz weit von hier, auf der Westseite des See's seinen Hof hat." — „Jenes Boot? Mein Gott hat es mir gegeben." — „So? — Er vergaß aber dabei, Rimistos Hausmarke durch die seine zu ersetzen. Der Plattschelch lag wohl unangekettet, ungehütet am Seesteg?" Der Fremde nickte: „Ich hatte gebetet, der Herr möge mir, da der Wald, der Sumpf, die den See umgaben, den ich zu Fuß, vom Lech her wandernd, erreicht hatte, an jener Stelle undurchdringbar waren, Schiff und Ruder weisen, auf daß ich meinen gottgewiesenen Weg gen Osten fortsetzen könne. Knieend hatte ich gebetet: sowie ich mich erhob, sah ich das Schifflein ganz nah vor mir an dem schmalen Steg im Schilf, auf den Ufersand gezogen: das Ruder stak bereits in der Weidenschlinge, diese war durch das Schiffsöhr gezogen: alles zur Abfahrt fertig gestellt durch Gottes Hand. Ich dankte dem Herrn, sprang ein und stieß ab."

Arno furchte die Stirn. — „Was weist unser Gaurecht?

‚Hirtenlose Herde,
Schifferloses Schiff,
Egge sonder Ackerer,
Muß statt der Menschen — mächtiger! —
Schützen und schirmen
Und rächen das Recht:
Höher, heiliger
Umfriedet sie gegen Frevel
Der Friede der Freien.‘

Weißt du, was auf feigen Diebstahl steht des Schiffes, das der Eigner vertrauend am Ufer ließ?"

Der Fremde schwieg: er hatte wohl nicht verstanden. Aber Secundus erschrak heftig: „O lieber Gast," bat er, „mein Herr, der dich da frägt, ist der Richter in der Mark. Er darf, er muß dich fragen und — strafen."

„Die Ehre wird ihm abgehauen, wie die häßliche Diebshand, und dreimal neunfach hat er den Wert zu ersetzen," sprach der Richter. Jedoch unerschrocken erwiderte der Gast: „Meine Ehre ist die Schmach, die der Herr Christus auf sich nahm am Kreuzgalgen. Meine Hand aber ist sein Werkzeug: er wird sie schützen solang er ihrer bedarf. Und Geld darf ich nicht zu eigen haben." — „Fahre fort, zu berichten." — „Kaum hatte ich die Mitte des See's erreicht, da hob sich großer Sturm und verschlug mich weit nach Osten in jene Steine: ich erkannte, mein Schifflein müsse zerschellen: da richtete ich in dem Mastloch der Ruderbank dies mein hohes Kreuz empor: — der große Columba selber hat es geweiht: — zu diesem Kreuze betend empfahl ich dem Herrn meine Seele, warf mich auf die Kniee und erwartete den Tod." „Und durch dies Kreuz hat dich der Herr gerettet!" frohlockte Secundus. „Denn nur, weil ich das Kreuz erschaute, wagte ich mein Leben, den Scheiternden zu retten."

Da erhob sich der Mönch, auf die Linke gestützt, und gab dem Erstaunten einen heftigen Backenstreich: „Nimm das, mein Sohn, und dazu drei Tage Fleischfasten. Wie sagt die Schrift? Alle Menschen sollen wir lieben wie uns selbst. Der Herr hat auch der Heiden sich erbarmt." Verlegen, beschämt, stammelte der Gezüchtigte: „Dank, heiliger Mann Gottes, für die Strafe und bitte, vergieb mir."

Merksam hatten Arno und seine Kinder diesen Reden gelauscht, jetzt rief die Kleine zornig: „Ja aber, Vater, darf denn der Graurock den guten Secundus schlagen?" — „Nein, das durfte er nicht, Kind. Wer eines andern Knecht schlägt, büßt einen drittel Solidus nach Bajuvarenrecht. Er wird überhaupt noch unser Recht lernen. — Sprich, was führt dich vom Lech, — wie du sagst, — hierher? Was hast du zu suchen hier im Land?" — „Ich

suche nicht, was da mein, was meines Herrn ist. Oder doch wieder sein werden soll. Das Kreuz war schon hoch aufgerichtet in diesen Gauen: getauft war alles Volk der Räter, Noriker, Römer. da kamt ihr, ihr wilden Markomannen, ihr grimmbösen Quaden, die Donau heraufgezogen nach Noricum, von da bald auch nach Rätien: Bajuvaren nanntet ihr euch jetzt von eurer früheren Heimat Bajuheim. Da flohen vor euch aus diesen Landen über die Alpen die vornehmen Römer, die reich waren an Schätzen dieser Welt; und mit ihnen schwand das Kreuz." „Ja," fiel Secundus ein, „denn auch die Unfreien, die wohnen blieben und nur den Herrn wechselten — wie meine Großeltern — verloren, verlernten bald den Glauben: war doch niemand mehr da, ihn zu lehren. Nur karge Trümmer davon hab' ich mir gerettet." „Wir lassen jeden glauben, was er will, wenn er thut, was er soll," sprach Arno ruhig. „Da drüben in Artobriga, auf der Breitstraße nach Salzburg, beten die dunkelhaarigen Salzarbeiter, die wir vorfanden, nach wie vor ungestört zu ihren Halaunen und zu Teutates oder Merkur. Und die Herzöge zu Regensburg haben den Glauben ihrer Herrn, der Frankenkönige mitgebracht: das ist ihre Sache." „Aber," klagte der Mönch, „sie haben nie versucht, den Samen des Heils hier wieder auszustreuen. Das machen unsre Könige zu Metz und Paris und Orléans anders. Ihre Grafen zwingen in Auster, Neuster und Burgund die Heiden zur Taufe mit Bann und Gewalt." „Wie?" rief Arno und die Stirnadern schwollen ihm an, „und das dulden die freien Franken? Bei Donars Hammer! Wie geschwind flögen bei uns solche Grafen in den tiefsten See!" — „Weil nun unsre Bischöfe in Auster mit Schmerz erfuhren, wie hier zu Lande die Wahrheit wieder völlig überwuchert ist von Götzenwahn, — wie verlassenes Ackerfeld wieder zu Walde wächst — haben sie

die hohe Frau Brunichildis, die bei uns in Auster unter Krone geht, beschworen, Glaubensboten hierher auszusenden mit dem Kreuz, aber zugleich ihre Grafen mit dem Schwert." „So?" entgegnete Arno ruhig. „Sollen nur kommen. Dann werfen wir Kreuz und Schwert und die sie tragen, zusammengebunden in die Alz." „Auch mir mißhagt der Zwang. Freiwillig — lehrte der weise Tertullian — soll der Glaube angenommen, nicht aufgedrungen soll er werden. So denkt auch unsere Frau Königin. Aber ein anderes ist es," fuhr er fort und Begeisterung sprühte aus den fieberhaft glänzenden Augen, „setzt der Waffenlose, Schwache sein Leben ein, den Götzendienst zu bekämpfen durch das Wort und todesmutige That."

„Und zu solchem Thun," sprach Arno mit forschendem Blick, „bist du in unsere Gaue gewandert?" — „Du sagst es. Als in dem stillen Kloster im Wasgenwald, in dem ich dem Herrn diente . . . " — „Wie lange schon? Ich meine, diese starke Rechte hat einst das Schwert geführt."

Dem Mönch schoß das Blut in das sonst so bleiche Antlitz: „Leider! . . . ." — „Hältst du's für Unrecht, den Feind deines Volkes von der Markung zu scheuchen?" „O nein!" rief der Fremde mit kraftvollerem Ton als er bisher angeschlagen hatte. „Auch ich . . ." Aber plötzlich hemmte er die Wallung und fuhr mit wieder gedämpfter Stimme fort: „jedoch mich . . . mich führten dunkle Wege, dunkle Thaten — Gottes Zorn! — ins Kloster. Ich meinte, für immer: in Reue und Buße und Gebet gedachte ich dort meine Tage verrinnen zu sehen. Da, als die Nachricht in unsere waldverborgenen Mauern drang, die Königin habe das Verlangen der Bischöfe, die Taufe mit dem Schwert bei den Alamannen und euch durchzuzwingen, abgelehnt, und als unser Abt, der feuereifrige Columba,

sie in flammenden Worten schalt und die Brüder grollten und ich selbst mit mir in Zweifeln rang, — da kam mir in der Nacht ein Traumgesicht."

„Träume täuschen oft," meinte Secundus schüchtern. „Man soll sie nicht deuten." — „Nur die von den Heiligen kommen, wie der meine. Mir erschien, nachdem ich in schmerzlichem Grübeln über der edeln Frau Königin und des heiligen Abtes Streit entschlummert war, nach langem brünstigem Gebet zu Sankt Paulus, meinem Patron, dessen Namen ich beim Scheiden aus der Welt angenommen habe, dieser selbst, von himmlischem Glanz das ehrwürdige Haupt umleuchtet, und mit gen Aufgang ausgestrecktem Arme sprach er: ‚Zeuch aus, mein Sohn, gen Osten zu den Heiden an Donau und Inn. Und bekehre sie zum Heile. Aber nicht mit einem Frankenheer, — ganz allein: nicht durch den Zwang des Schwertes, — einen Stab in der Hand, und durch den Mut deines Glaubens. Zieh hin von West nach Ost: sorge nicht um Weg und Steg: ich werde dein Wegweiser sein, versagt dir andere Kunde.'

Und ich berichtete gleich nach dem Erwachen die Offenbarung meinem Abte: der entließ mich mit seinem Segen. Und ich wanderte über den Rhein und über die Donau, über den Lech und über den Inn auf zitterndem Steg, auf schmaler Furt, durch breiten Sumpf: ich zehrte von dem geweihten Brot, das mir der Heilige in den Strickgürtel gesteckt. Traf ich auf ein Gehöft, so trat ich ein und verkündete das Wort vom Heil für die Mühseligen und Beladenen: aber nur ein Weib etwa oder ein Knecht schenkte mir Gehör und Glauben, die Männer schüttelten trotzig die Köpfe — ach! wie weiland ich selbst, obwohl als Kind schon getauft, bei mancher Lehre der heiligen Kirche! — Dann blies ich den Staub von meinen nackten Füßen und wanderte weiter. Wohin? Ich wußt' es

nicht: nur, — nach der Sonne blickend und den Sternen — stets gen Ost.

Und oft, wann ich Weg und Wegspur verlor, kniete ich nieder, wo ich gerade stand, betete zu meinem Patron und siehe: jedesmal sandte er mir einen Wegweiser: bald hoch im Blau einen Zug von Wandervögeln, bald im grünen Waldgras ein hüpfend Häslein . . ."

„Ja aber," fiel ein Stimmchen ein, „Has ist häßlicher Anhupf!"

Ohne darauf zu achten, fuhr der Mönch fort: „Einmal, im tiefen Waldgestrüpp, war ich eingeschlafen auf weichem Moos. Plötzlich weckte mich ein Geheul: — wohl kannt' ich's von den Wäldern des Wasgengaues her! — Wölfe waren's. Sie drangen näher, näher: mir war, ich sah ihre glühenden Augen im Dunkeln leuchten wie Irrwische; da erhob ich mich, reckte meinen Kreuzstab wider sie und rief: ‚Dämonen in Wolfsgestalt, die ihr den Boten des Herrn in seiner Sendung hemmen wollt — weicht aus dem Wege, ich beschwöre euch, im Namen Pauli, meines Patrons.' Und horch: das Geheul lenkte ab, weit ab von mir: — der Apostel hatte das Rudel auf andere Fährte gelenkt. Bald darauf kam ich an diesen großen See und wie ich ratlos am Ufer stand, half mir der Himmel abermals: er zeigte mir jenen Nachen. Und zuletzt, als ich bewußtlos vor dem aufgerichteten Kreuz in dem Schifflein zusammengebrochen war, half er mir durch die Hand dieses Glaubensgenossen."

„Ich wäre aber mit dir zu Grunde gegangen," berichtigte Secundus, „nachdem ich deinen Nachen an meinen Einbaum angeseilt hatte, ihn zu schleppen, wäre nicht mein guter Herr hier zu Hilfe gekommen und mit ein paar Knechten rasch uns entgegengefahren, denn meine Kraft

war erschöpft: der Sturm trug uns schon wieder gegen jene Steine."

„Ich werde," schloß nun der Richter, „Rimisto sein Eigentum ausgeflickt zurückstellen und ihn bitten, die Diebesklage nicht zu rufen: der es genommen, habe in Irrwahn gehandelt. Bleibe hier, bis du dich erholt und erkräftigt hast, weiter zu wandern auf deinen sonderbaren Wegen."

„Nicht, bevor ich dir das Wort des Heils verkündet habe: dir und diesen armen Kindern hier. Ich danke dir," sprach er zu Arntrudis gewendet, die ihm oft während seiner Erzählung Milch geschenkt hatte. „Du hast ein freundlich Wesen, Jungfrau, und Gott gab dir ein schönes Antlitz: das ist eine große, große Gefahr! Lerne früh aller Lust der Welt entsagen! Sprich, was ist dir von all deiner Habe das Liebste?" Ohne Besinnen antwortete das Mädchen, ihn voll anblickend: „Das Liebste ist mir ein klein Vögelein: es singt auch zur Nacht: gar liebe, liebe Hand hat mir's geschenkt." „Das opfere Gott," schrie er mit unheimlich flammenden Augen. „Entsage der Lust an dem heißen Lied der brünstigen Kreatur der Nachtigall. Dreh ihr den Hals um! Denn auch die Tiere sind verteufelt durch die Erbsünde!" „Abscheulich!" rief sie entsetzt und trat von ihm hinweg an ihres Vaters Seite. „Laß solche Rede, Lieber," mahnte Secundus. „Nein doch! Ich muß versuchen, diese Seelen zu retten vor der ewigen Qual. Denn wer die Welt liebt und den Götzen dient, brennt ewig in der Hölle."

„Ja aber," meinte Arnhild, „wenn dich der Vater nun nicht gerettet hätte, lägst du im See und könntest uns gar nichts verkünden."

Der Mönch wollte erwidern: doch unwillig stand der Hofherr auf: „Schweig, Fremdling, mit solchen Worten. Wohl mag dein Gott, mögen deine Götter mancherlei

Gewalt haben: wir wehren dir nicht, ihnen zu dienen, sie zu preisen: aber unsere Götter schmähen, uns von ihnen hinwegreden zu wollen, — das sollst du nicht unter der Arninge Dach, das Donar behütet, und in dieser Mark. Sobald du wandern kannst, begleitet dich Secundus über unsern Gau hinaus. — Kommt Kinder! Nachbar Iso bringt Frô ein Opfer um Ernte: seht ihr: schon lodert auf seinem Bühl die heilige Flamme auf; sie winkt uns zu frommem Thun!"

III.

Als sie allein waren, wandte sich der Knecht eindringlich warnend zu dem Mönch: „Nicht, nicht! Laß ab, o laß ab von ihm und seinem Hause! Du ergrimmst ihn nur und erreichst nichts. Ich kenne ihn: eher möchtest du die Kampenwand da drüben und den Hochgern umblasen mit dem Hauch deines Mundes als diesen Mann abwenden von seinen Göttern."

Tief nachsinnend senkte Paulus das Haupt in die Rechte, dann sprach er: „Der Glaube, das Gebet kann Berge versetzen, kann Wasserquellen schlagen aus dem Fels: sie können auch felsharte Herzen erschüttern und erweichen. Schon oft haben die Heiligen, die Wahrheit unseres Glaubens zu erweisen, auf das brünstige Gebet ihrer Boten Zeichen und Wunder gethan. Ein Wunder, ein unleugbar, sichtbar, greifbar Wunder müßte auch diesen trotzigen Heiden bekehren. — Aber es ist vielleicht Anmaßung, Überhebung, daß ich unwürdiger Sünder vom Himmel ein solch Zeichen begehre. Vielleicht genügt statt dessen ein Geringeres, eine That von mir allein. Wie, wenn ich dem Richter und

seinen Markgenossen zeigte, daß ihre Götter machtlos sind, sich selbst nicht schützen mögen gegen einen eifrigen Diener des Herrn? Ja, das ist leichter zu erreichen, als ein Wunder dem Himmel abzuringen. Es bedarf nur des mutigen Vertrauens auf den Herrn und stolze Verachtung der Heidengötter." „Du, du!" warnte der Alte ängstlich! „Nimm dich in acht! Die Heidengötter sind nicht ohne Macht!" — „Ich weiß! Sind es doch Dämonen — wie Columba sagt — üble Wichte, wie wir sprechen. Gott hat ihnen allerlei Gewalt gelassen, zu zaubern und zu schaden."

„Ja, warum aber hat er das gethan?" forschte Secundus verdrießlich. „Wenn ich nur das wüßte! Das treibt mich schon lang um in Grübeln und Zweifeln! Ist er doch wie allgütig so allmächtig! Warum tilgt er sie dann nicht aus oder bindet sie doch irgendwo an — aber recht fest! — wie die Heidengötter so manch riesisch Ungetüm?" — „Weil er uns durch die Schäden und Leiden, die sie uns anthun, in Trübsal läutern will, weil wir mit ihnen ringen sollen mit geistlichen Waffen in Gebet und Buße. Und schließlich sind Gottes Wege unerforschlich." — „So, so? Das werd' ich morgen dem Kiemo sagen. Weiß aber nicht, ob ich ihn damit überzeugen werde." „Sprich," fragte nach einigem Nachsinnen der Mönch und ein heldenhafter Strahl kühnen, todesfreudigen Mutes erhellte die sonst so schmerzumwölkten Züge, „sage, wo ist hier in der Nähe das höchste Weihtum der Heiden, wo sie ihren Götzen opfern? Bildsäulen mein' ich, die ein starker Arm wie einen Schild zerschmettern mag?" Dabei ballte er die hagere Faust um den neben ihm liegenden Pilgerstab und führte damit einen sausenden Streich in die Luft.

Erschrocken duckte sich der Knecht: „Behüte! O heiliger Bruder, wie bist du streitgewaltig!"

„Ich war's!" seufzte der, den schweren Stock traurig fallen lassend. „Aber ... gieb Bescheid! Wo find' ich das nächste Heiligtum der Heiden?" „O," meinte Secundus, „was das angeht, wenn du weiter nichts willst, — da ist dir leicht zu helfen. Auf dem kleineren Eiland im See, — du sahst es wohl liegen in der Ferne von Rimisto's Halde aus! — auf dem Linden-Wörth, stehen sieben schöne uralte Linden im Kreis um einen tiefen, tiefen Ziehbrunnen, den Donar über dem Urspring klarsten Wassers gezimmert haben soll: Frau Berahta, der Ehegöttin der Bajuvaren, sind Linden und Brunnen geweiht. Und auf dem größern Eiland, dem Eschen-Wörth, — weißt du: weiter gen Mittag hin und gen Abend — da ragt am Eingang in die dunkeln Schauer dichten Urwalds aus dem Stamm einer mächtigen Esche halb heraus geschnitzt das Bild ihres obersten Gottes, zwei Raben auf den Schultern ..."

„Wuotans, des ärgsten der Dämonen!" schrie der Mönch und Feuer sprühte aus den tief eingesunkenen Augen. „Ihn haß' ich zumeist! — Wohlan! Ich fühl's: schon kann ich den Arm wieder schwingen! Morgen führst du mich zu der Götzin und dem Götzen!"

IV.

Am Abend des folgenden Tages fuhren der Fremdling und Secundus, dem sein Herr Urlaub erteilt hatte, über den Weitsee nach dem „Linden-Wörth", der heutigen Fraueninsel.

Secundus, aufrecht stehend, steuerte, aber er ruderte auch allein: denn Paulus lag auf den Knieen vor dem

Kreuzstab, den er auf dem Schnabel des Einbaums befestigt hatte, in heißem Gebet: er flehte den Herrn und Sankt Paulus an, ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor den Heiden und ihren Abgöttern.

Die Sonne ging allmählich zu Gold über den dunkeln Tannenwäldern auf den sanft welligen Hügeln des Westufers: prachtvoll hob sich von diesem schwarzgrünen Höhensaum ein leuchtend warmer, gelber Streif: in wundersamem Frieden ruhten Land und See: die von Nord nach Süd kaum absehbare Wassermasse lag spiegelglatt, ganz unhörbar spülten die leisen Wellen an den weißen Sand der Nordspitze des Eilands, auf der nun der Einbaum knirschend auffuhr.

Die liebliche Insel, heute von Fischer- und Kleingütler-Häuslein dicht bedeckt, in Karolingerzeit der Sitz eines Frauenklosters, war damals nur von gar wenigen Menschen bewohnt. Denn ein Weihtum, Frau Berahta geheiligt, war das ganze Eiland: eine silberhaarige Priesterin waltete dort, ihrer Verehrung dienend, umgeben und unterstützt von zwölf Jungfrauen aus den edelsten und angesehensten Geschlechtern der Bajuvaren: die von der Greisin Erwählten, in je drei Jahren wechselnd, rechneten sich solchen Dienst zu hoher Ehre.

Die kleine Aue bot weder für Ackerbau noch für Viehweide genügend Raum: auch sollte der heilige Boden, nur von Gras und Bäumen bestanden, nicht unheiligen Wirtschaftszwecken dienen: so waren es nur wenige freie Grundholden, auch wohl Unfreie, dem Weihtum von den reichen Grundherren der Nachbargaue zu eigen geschenkt, die, von Fischfang und kärglichem Viehstand lebend, für den das Gras von den „Feldwiesen“ am Südostufer des See's geholt ward, für den Unterhalt und den Schutz der Priesterin und ihrer Jungfrauen sorgten.

An der Nordspitze, gegen Bedaium zu, lag eine solche Fischerhütte, verborgen hinter hohen Weidenbüschen, die ihre langen Zweige bis in das Wasser hängen ließen. Aus diesem grünen Versteck trat jetzt, da die Ankömmlinge aus dem Boot stiegen, ein in Wolfsfelle gekleideter Mann hervor: er ließ den Holzschild vom linken Arm in die Hand herab gleiten, stieß den scharfen Lachsspeer neben sich in den Ufersand und reckte Secundus die Rechte entgegen. „Willkommen,“ sprach er, in einer vom Bajuvarischen verschiedenen Mundart, — auch das Haar trug er anders: gegen den Wirbel zurückgekämmt und hier in einem Büschel zusammengeflochten, — „in Frau Berahtas Frieden. Ich glaubte ja doch den Einbaum der Arninge zu erkennen. Und dich am Steuer. Nur die Stange mit dem Querholz irrte mich. Da griff ich, zu Tius betend, zum Speer. Hab' ich doch allein die Wörthwache hier auf dem Nordzipfel. Und der Fagano ließ uns von dem Eschen-Eiland herüber sagen, wir sollten scharfe Ausspäh halten: räuberisch Volk sei gemeldet von Aufgang her.“

„Gegrüßt, Suapo,“ erwiderte Secundus. „Treu hältst du Wache. Aber wir kommen als Freunde. Gieb uns Obdach heut Nacht. Der Herr Christus wird dir's lohnen.“ Der Uferwart schüttelte den Kopf: „Kenn' ihn nicht. Wuotan, der Wegfährtigen Schutzherrn, geht das an. — Weit und breit ist kein Kahn zu sehen: — alles sicher. So kommt mit.“ Und er wandte sich und schritt auf seine Hütte zu; beide folgten. Jedoch bevor der Mönch über die Schwelle trat, blieb er stehen und sprach: „Und du frägst nicht, woher noch weshalb ich komme?“

„Unrecht wär's, ungastlich. Wuotan würde zürnen.“

„Und doch,“ erwiderte der Gast, „mußt du's wissen: nicht im Frieden Euerer Götzin komm' ich: Trutz und Kampf bring' ich ihr.“ Ruhig entgegnete der Fischer:

„Schlimm für dich! Dann wirst du bald aus ihrem Eiland scheiden: lebend oder — tot. — Morgen feiern wir," fuhr er, zu Secundus gewendet, fort, „ihr Fest: die Weihe des Brunnens, den die Göttin dereinst den Ahnen gewiesen und Donar dann überwölbt: danach erst konnten Menschen hier siedeln: denn Seewasser trinken, treibt den Leib auf."
„Ein Fest?" forschte der Mönch eifrig. „Ein Opferfest für die Inselgöttin? Morgen? Dank, Sancte Paule, zu rechter Zeit führtest du mich her!"

V.

Vor Hahnenkraht wurden die Gäste wach durch das Geräusch, das der Wirt verursachte: — er hauste allein mit seinem zwölfjährigen Knaben — indem er sich mit seinem Fischzeug zu schaffen machte.

„Was hast du vor, — so früh am Tag?" fragte Secundus, sich die Augen reibend. — „Hei, Fische fangen. Der Krätzer beißt am besten gleich wann der Sonnengott über die Berge stieg," lachte er. „Siebenmal zehn Rückenstacheln — das heißt mit den Fischen daran! — hab' ich an das Weihtum zu liefern zu diesem Tag. Was wäre ein Fest Frau Berahtas — Frigg heißt sie aber bei uns Alamannen — ohne einen Schmaus von Fischen? Reichlich, wie der Fisch Roggen trägt, soll sie ja aller guten Menschen, nützer Tiere und nährsamer Kräuter Samen wachsen und gedeihen lassen!"

„Hei ja, Vater," rief der krausköpfige Bub, er befestigte Bleistücklein an den Schnüren der Senkangel, „heute wird's wieder mal gut. Der Südwind hat die

Nacht schwül gemacht: ein Gewitter ist im Anzug: da beißen sie wie die Wölfe. Und der Nachbar hat mir ein Stück Leber geschenkt von dem Roß, das er zum Opferschmaus geschlachtet: das ist ihnen lieber als der fetteste Regenwurm. Komm, Vater: schon spiegelt der See den Sonnenwagen wider."

„Der Fang ... das soll wohl ein Opfer werden für eure Abgöttin?" fragte Paulus rasch. — „Gewiß: für unsre hohe Huldfrau!" — „Secundus, wir fahren mit. Ich will ihnen den Fang .....! Höre mich, Sankt Peter, du bist wie der Fischer so der Fische Herr. Gebeut ihnen zu thun nach meinem Willen!"

Bald flog der Flachkahn um jenen Nordzipfel der Insel, der heute noch nach jenem Suapo der Schwabenzipfel heißt, auf dem Westufer dahin scharf gen Süd. Als man sich der Mitte zwischen der Fraueninsel und dem damals noch namenlosen, heute „Krautinsel" benannten ganz kleinen Eiland näherte, hemmte der Fischer das Steuer und gebot seinem Knaben, das Ruder aufzuziehen: der hielt es nun wagrecht über dem Schiffsrand: die Wassertropfen träuften von der breiten Schaufel langsam auf die Fläche des wellenfreien See's: jeder Tropfen bewirkte einen kleinen Ring, der sich allmählich erweiterte und so verging. —

„Halt! gleich sind wir zur Stelle! Man muß den Wipfel der höchsten von den sieben Linden und die Spitze der höchsten Weide auf dem kleinen Werder in einer Richtung sehen: noch ein klein wenig rechts, Suapilo — nun gerad aus! So! Halt. Jetzt sind wir auf dem kleinen Haken, auf dem Hakilo, sprechen die Bajuvaren. Nun laß den Stein an dem langen Seil herab — langsam. So! das hält so fest wie ein Zahnanker daheim am blauen großen See. Bald hebt sich nun der Morgenwind: — aber so mag er uns nicht von der Stelle treiben "

„Ich wette,“ rief Suapilo, „ich hasple den ersten herauf!“ Und er schlang die lange mit angedrücktem Blei und mit kleinen festgebundenen Kieseln beschwerte Schnur, die noch den uralten Bronzehamen trug, beködert mit einem Stück der rohen Leber, um den Zeigefinger der rechten Hand und wollte sie über den Schiffsbord gleiten lassen: aber der Vater hemmte seinen Arm. — „Halt an! Immer zu rasch noch! Erst den Fangspruch, den der Ahn vom fernen Bodensee mit in dies Ostland gebracht.“ „Vom Bodensee?“ forschte der Mönch. „Das ist das große Wasser bei Bregenz, nicht? Dorthin trachtet mein Abt Columba das Kreuz zu tragen,“ erklärte er Secundus. — „Wie kam dein Ahn hierher? Warum verließ er die Heimat?“ Unwirsch erwiderte der Fischer: „Wort verdirbt Werk. Viel Fragen frommt nicht. Ich habe dich auch nicht gefragt. Schweig jetzt, wann ich zu den hohen Göttern rede.“ Und er begann, nachdem er zuvor das Haupt geneigt, nun den Blick ehrfurchtsvoll gen Himmel gerichtet:

„Höre mich, hoher
Dröhnender Donar,
Der du, der Fischer findigster,
Hobst an dem Hamen
Aus greulichem Abgrund
Den freißlichsten Fisch:
Den wütigen Wurm,
Der riesig umringelt
Allen Erdkreis!
Fülle der Fischlein
Hänge mir heut' an den Hamen!

Und du, glänzende Göttin,
Des Guten Geberin,
Frigga, freundliche, freudige Frau,
Gebieterin, beut du selber das Beste
Zu dem frohen Fest, das wir dir feiern:

Schick' mir die schuppigen,
Schwänzelnden Schwimmer
In Fülle zum Fang!"

„So! Nun wirf aus, Bub! Du zur Linken, — ich zur Rechten. Da, Secundus, nimm auch eine Schnur." Der griff willig zu und wollte auswerfen. Aber der Mönch fiel ihm in den Arm. „Nein! Du wirst nicht! Willst du beitragen zum schnöden Opferschmaus der Heiden?" Und er entriß ihm die Schnur und schleuderte sie weit in den See. „O weh! mein bester Hamen!" klagte Suapilo. „Fremdling, das thatest du wider Recht!" grollte der Vater. — „Immer euer elendes Recht, immer euere Menschensatzungen, wo es sich um den Himmel handelt! — Nun hört mich, ihr Heiligen, vor allen du, Sankt Peter, großer Seelenfischer, den der Herr jenes reichen Fischfangwunders gewürdigt hat am See Genezareth: zeigt all ihr Heiligen diesem Heiden, daß ihr Gewalt habt wie über Land, so über Wasser und alles Getier, das darin schwimmet und fleußt! Nicht Eine Flosse sollen sie fangen für ihr Götzenfest. Ich beschwöre euch, Kreaturen der Tiefe, meidet . . . ."

„Heia," jauchzte der Knabe, „der hat stark gerissen! Das ist ein großer." Und eifrig wand und haspelte er mit der Linken, säuberlich dabei jede Verwickelung und Wirrung der Schnur meidend, die viele, viele Klafter lange, herauf in den Kahn, ohne sie jemals an dem untern Ende schlaff werden zu lassen. „Der ist schwer, Vater!" frohlockte er und schnellte seinen Fang, einen mächtigen Barsch, über den Schiffsrand herein. „Und der ist auch nicht übel," meinte der Fischer und zog einen zweiten herein. „Ei, wie sie heute beißen!" lachte Suapilo. „Ich sagt' es ja! Der Südwind!" — „Ja, und der Fischspruch! Der hilft!"

Verdrießlich wandte sich Secundus, wie der Fang fort und fort so rasch und reichlich fruchtete, an den Mönch: „Aber," meinte er kopfschüttelnd, „was ist denn mit den Heiligen?" — „Schweig! Es ist eine Prüfung des Glaubens. Oder mein Gebet war zu schwach. Oder ich bin zu unwürdig. Oder die Dämonen sind allzustark an diesen Stätten uralten Götzendienstes!" — „Aber Gott ist doch allmächtig! Und allgegenwärtig! Warum also . . .?" — „Schweig und glaube!" Es war aber doch hart für den Alten, die Fische trotz des Gebets und Verbots des Mönches sich wie um die Wette an die Hamen drängen zu sehen.

„Es ist, als ob sie's ihm zum Verdruß thäten!" dachte er. „Gut, daß Kiemo noch nicht da ist."

In kurzer Frist waren so viele Fische gefangen, als die breiten Lägel im Kahn zu fassen vermochten. Suapo lichtete den Steinanker und in rascher Fahrt ging's nach Hause. „Jetzt," sprach er, die ganze Armeskraft in das Steuerruder legend, „jetzt magst du fragen, Fremdling. Nun stört die Rede nicht mehr; aber: ‚stumm ist der Fisch, stumm sei der Fischer,' 's ist ein guter, alter Spruch. — Also, wie der Ahn vom Alamannenland hierher verstürmt ward, begehrst du zu wissen? So hör' es. Denn es geht auch dich an und deine Werke. Vor siebzig Wintern etwa war's, da kam auch so einer wie du bist, im härenen Rock, den Kreuzstab in der Hand, aus dem Burgundenland an unsern See nahe der alten Walenstadt Arbon. Und lehrte die neuen drei Götter und die göttliche Jungfrau, die den Einen gebar . . . . . ." „Nicht so! Nicht doch!" schalt Paulus und sprang heftig auf. — „Bleib sitzen! Sonst fliegst du ja ins Wasser. — Die meisten Männer hörten ihn gar nicht zu Ende, nur ein paar Weiber lauschten ihm gern.—An die — und an

die Knechte! — machte er sich immer zuerst. Darunter war auch Itta, die Ahnin; ihr Gatte, der Großvater, ließ sie gewähren, verstattete auch, daß der üble Wale sie tauchte in das üble Zauberwasser . . . sitz still, sag ich, bei Donars Strahl! sonst liegen wir alle im See und nur der Bub und ich würden wieder herauskommen! — Aber nun verbot der Fremde der Getauften die Ehegemeinschaft mit ihrem Eheherrn, bis auch der gechristnet sei. Das ist der Friede, den ihr bringt! Der Ahn warf den frechen Ehestörer aus dem Gehöft und zwang die Frau zu seinem Eherecht. In derselben Nacht, als der Ahn neben ihr eingeschlafen war, entlief sie, dem Mönche folgend, seine Verzeihung zu erflehen. Wie der Mann erwachte und das Bett leer sah, faßte er die Axt, folgte ihrer Spur und traf das Paar am Morgen auf der Straße nach der Bischofsstadt am Lech; sie lag vor dem Fremden auf den Knieen, rang die Hände, ihn um Verzeihung flehend, die er weigerte. Da hob Suapogrim die Axt und erschlug sie beide auf dem Fleck. Dann ging er zurück ins Dorf und sagte es dem Richter an. Der berief das Ding. Und das Ding sprach den Ahn frei. Und es lobten ihn alle Männer. Aber ihm war das Gehöft verleidet, wo er so lang in Frieden und Glück gewaltet hatte mit der schönen Itta, bis der Christenpriester kam mit dem Grußwort: „Friede sei mit euch.“ Und er rief alle Nachbarn als Zeugen zusammen, sprang, nur mit dem Hemd bekleidet, den Stab in der Hand, über den Zaun des Gehöftes, warf dessen Staub rücklings über die linke Schulter und ließ Hof und Habe, Acker und Erde, Wunn und Weide seinem Brudersohn auf im echten Ding. Und zog mit seinem Knaben über Lech und Isar und Inn gen Osten, bis er hier an jenem Eilandzipfel neue Heimatbalken aufrichtete. Und die gütevolle Priesterin des Weihtums

schenkte ihm die Scholle Landes und das Bauholz zu dem Hof und schenkte ihm ein paar Rinder und das Futter dafür drüben in den Feldwiesen. Und er und wir, seine Erben, haben dafür nichts zu leisten als die Uferwart gen Mitternacht und etliche Fische zu den großen Festen der Göttin. Wie gern thun wir das! Denn gütig ist Frau Berahta, gut lebt sich's unter ihrem Frieden und gütig und huldreich — wie die Göttin — sind ihre Priesterinnen. Wie haben sie mein armes krankes Weib gepflegt, wie den verwaisten Buben da herangezogen! Ja, gütevoll sind sie, unsre großen Götter, und gütevoll die ihnen dienen. — So! 'raus das Ruder, Bub! Wir sind zur Stelle. Steig' aus, Fremdling, und teile unser Frühmahl: Wuotan sendet allerlei Gäste: man muß sie aufnehmen, wie er sie schickt. Aber unter Suapos Firstbalken sprich nicht euer „Friede sei mit euch“: — lehre nicht die neue Lehre: — übel ist sie uns schon einmal gediehen.“

VI.

Alsbald begann nun auf der Insel eifrige Bewegung.

Aus den Höflein der Hütten der Grundholden, Freigelassenen und Unfreien des Weihtums eilten die Bewoher: Männer, Frauen und Kinder, zu der Opferstätte an dem Lindenbrunnen, wo sich das Hauptgebäude des Eilandes erhob: die Wohnstätte der greisen Priesterin und ihrer jugendlichen Gehilfinnen; im Halbkreise, gegen Osten geöffnet, zog sich der nur aus dem Erdgeschoß bestehende Holzbau um das Heiligtum, dahinter, gen Westen, standen die Ställe und Vorrathäuser, in denen die der Göttin

geweihten Tiere gehegt und die Opfergeräte, zumal die Gefäße, meist Weihgeschenke, verwahrt wurden: nur behufs des festlichen Gebrauches wurden sie feierlich entnommen.

Aber nicht nur die paar Dutzend Inselleute erschienen zu dem Feste: schon am frühen Morgen bedeckte sich der See von allen vier Himmelsgegenden her mit Einbäumen, Plattkähnen, breiten Segel- und schmalen Ruderbooten, die Anwohner der Uferdörfer in großer Zahl heranzuführen: zumal Frauen und Mädchen, aber auch Väter, Muntwalte, Bräutigame, die für die Wohlfahrt der Töchter, der Mündel, der Bräute, für das Gedeihen des eignen Herdes Opfer darbrachten.

Hoch gehäuft lagen in den Schiffen die Eier, spärlich von den noch im Gaue gar seltenen Hühnern, meist von Möwen, von der Wildgans und der Stockente, in zierlich geflochtenen Binsenkörben, zuweilen waren die Eier mit Mennig rot gefärbt; dann die duftenden Laibe des für dies Fest besonders gebackenen Gebildbrotes, die in ungefügen Umrissen das Bild der Göttin selbst darstellten, kenntlich an dem das Haupt verhüllenden Linnenschleier, an dem ringförmigen Halsgeschmeid aus roten Ebereschenbeeren, sowie an dem Gürtel, mit gelbem Ocker, der das Gold bedeuten sollte, mit dem Schlüsselbund, dem Abzeichen der hausfraulichen Schlüsselgewalt, aufgemalt.

Aber zumal Fische, noch lebend, platschend in mächtigen durchlochten Holzkufen, die unter dem Boden des Kahnes angebracht waren, oder schon ausgeweidet und zum Behuf des Backens auf lange spitze Stäbe gesteckt, wurden in bunten Mengen herangefahren in allen Arten, die das reich nährende tiefe Gewässer bot: vom riesigen Waller und schmackhaftem Seelachs und dem räuberischen Hecht bis zum stachligen Barsch.

Andere Höfe hatten Milch in hohen, kühl haltenden

Thonkrügen mit gewölbtem Bauch und dünnem Halse geliefert; oder Butter, sauber verpackt in breite Sumpflattichblätter, oder allerlei Käse von Kuh- und Ziegenmilch, deren Bereitung man den vorgefundenen römischen Colonen längst abgelernt hatte und nun auf den Almen durch den Senn, den Altknecht, selbst betrieb; auch Waben von Wachs und Scheiben duftigen Honigs fehlten nicht, noch Holzfäßlein, mit Met gefüllt, auch wohl mit Bier, das aber des Hopfens gebrach.

Für Blutopfer wurden Lämmer, Geiszicklein, Kälber herbeigefahren und die dichten Wälder, die ringsum die Ufer bis zu der Mittelhöhe der Berge hinauf bedeckten, hatten ihr mannigfaltig Wildbret gespendet: Bärenschinken und -Tatzen, Lenden vom jungen Auerstier, Frischlinge vom Wildeber, ganze Gemsen, Hirsche und Rehe, allerlei Wildgeflügel, vornehmlich aber den Hasen, der, der Ehegöttin, wie die Fische wegen seines reichen Kindersegens geweiht, auch in Gestalt von Gebildbrot häufig die langen Löffel reckte oder Männchen machte.

Aber die Kinder, die, zumal gerade aufknospende Mädchen, in großer Zahl zum Opferfest mitgebracht wurden, auf daß ihnen von der Priesterin in der Göttin Namen die Hand auf Scheitel und Busen gelegt werde, hatten in hübschen, aus Bast und Rinde mit den geschickten Fingern ineinandergefügten Butten alle schmackhaften Beeren des Waldes, die bereits gereift waren, gesammelt und als ihr duftig Opfer dargebracht: die sauern Holzäpfel und Holzbirnen der Gehölze waren noch hart und so auch die nicht zahlreichen Früchte der veredelten Bäume in den vorgefundenen römischen Obstgärten.

Und die Kinder und Jungfrauen waren es auch gewesen, die den unabsehbar reichen Schmuck von Kränzen aus Waldlaub, Waldblumen — bunt blühen die Auen

Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.

(Seite 84)

Thonkrügen mit gewölbtem Bauch und dünnem Halse geliefert; oder Butter, sauber verpackt in breite Sumpflattichblätter, oder allerlei Käse von Kuh- und Ziegenmilch, deren Bereitung man den vorgefundenen römischen Colonen längst abgelernt hatte und nun auf den Almen durch den Senn, den Altknecht, selbst betrieb; auch Waben von Wachs und Scheiben duftigen Honigs fehlten nicht, noch Holzfäßlein, mit Met gefüllt, auch wohl mit Bier, das aber des Hopfens gebrach.

Für Blutopfer wurden Lämmer, Geiszicklein, Kälber herbeigefahren und die dichten Wälder, die ringsum die Ufer bis zu der Mittelhöhe der Berge hinauf bedeckten, hatten ihr mannigfaltig Wildbret gespendet: Bärenschinken und -Tatzen, Lenden vom jungen Auerstier, Frischlinge vom Wildeber, ganze Gemsen, Hirsche und Rehe, allerlei Wildgeflügel, vornehmlich aber den Hasen, der, der Ehegöttin, wie die Fische wegen seines reichen Kindersegens geweiht, auch in Gestalt von Gebildbrot häufig die langen Löffel reckte oder Männchen machte.

Aber die Kinder, die, zumal gerade aufknospende Mädchen, in großer Zahl zum Opferfest mitgebracht wurden, auf daß ihnen von der Priesterin in der Göttin Namen die Hand auf Scheitel und Busen gelegt werde, hatten in hübschen, aus Bast und Rinde mit den geschickten Fingern ineinandergefügten Butten alle schmackhaften Beeren des Waldes, die bereits gereift waren, gesammelt und als ihr duftig Opfer dargebracht: die sauern Holzäpfel und Holzbirnen der Gehölze waren noch hart und so auch die nicht zahlreichen Früchte der veredelten Bäume in den vorgefundenen römischen Obstgärten.

Und die Kinder und Jungfrauen waren es auch gewesen, die den unabsehbar reichen Schmuck von Kränzen aus Waldlaub, Waldblumen — bunt blühen die Auen

Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.
(Seite 84)

dort im wonnigen Frühsommer! — und aus dunkelgrünem Moos und Schilf geflochten, und gewunden hatten, der die Masten, Segelstangen, Rahen, Vorderbuge und Hintergransen der Schiffe dicht umhüllt hatte und nunmehr zur Schmückung der Opferstätte hinangetragen wurde.

Denn allmählich — gegen die Mittagsstunde — sammelten sich jetzt die Eiländer, und von all den Stegen, an denen sie gelandet, aufsteigend, die Opfergäste auf der höchsten Fläche — in der ungefähren Mitte — der Insel, die, nördlich von dem Brunnenweihtum ziemlich eben belegen, damals schon wie heute noch ebenso wie der Brunnen von einer Gruppe mächtiger Linden bestanden war. Leis flutete über die Stätte der süße Duft der Lindenblüte, ein Weihrauch der Natur, kein künstlich bereiteter: und das Summen unzähliger Bienen um die breitbuschigen Wipfel hin hörte sich an wie das Raunen geheimnisvoller Weissagung. Hohe, stille Weihe der Natur lag über diesem Götterdienst, der den wohlthätigen Gewalten des Himmels und der Erde danken wollte.

Da schollen von dem Weihtum her drei dröhnende Schläge, mit dem Steinhammer auf einen weitbauchigen Kessel von Erz geführt. Sofort setzten sich die auf der Lindenhöhe Harrenden in Bewegung und schritten langsam auf die Weihestätte zu: die Kinder — die Kleinsten — voran, bunte Kränzlein, weiß und rot und blau und gelb, aus Ehrenpreis und Augentrost, Vergißmeinnicht und Butterblumen auf den meist blonden, ja weißgelben Köpfen: sie streuten aus den Schürzen und aufgebauschten Röcken Blumen links und rechts vom Pfad: sorglich achteten die nachschreitenden Erwachsenen, ja nicht darauf zu treten: denn aus Kinderhänden kam der Göttin das liebste Opfer.

Gar feierlich bemessen, in rhythmischem Wechsel, war das Einherschreiten der Wallenden im Takt eines kleinen

uralten Liedes, das alle, die Kleinen wie die Alten, gleich gut kannten und in frommer Ehrfurcht mit verhaltenen Stimmen sangen:

„Wir wallen auf geweihtem Weg: —
Zu guten Göttern gehen wir:
Winzig Weniges weihen wir
Von unserm Eigen,
Das doch nicht unser,
Das der Seligen selber ist.“

Bald war der schmale Raum von dem Zuge überschritten, der von dem Brunnen trennte: vor diesem angelangt scharten sich die Opfergäste im Kreise ganz von selbst — es bedurfte keiner Weisung oder Ordnung — nach den Sippen: und da die Gesippen bei der Einwanderung nebeneinander siedelten, wie sie unterwegs nebeneinander gegangen, geritten, gefahren waren, gliederten sich auch die hier Versammelten von selbst nach den Dorfschaften und Einödhöfen, in die dieser Teil des „Ostgaues“ zerfiel.

VII.

Die hohen eichenen Doppelthüren des Hauptgebäudes westlich von dem Brunnen waren über und über mit Kränzen behangen: die eingeritzten Ziergebilde zeigten Frau Berahtas heilige Tiere: den Hasen, den Fisch und, roh umrissen, die Göttin selbst auf ihrem von zwei Ziegen gezogenen Wagen, der sieghaft über Drachen und Schlangen dahinrollt: diese Einritzungen waren zum Feste mit Waid frisch geblaut und mit feinen roten Linien von Mennig eingefaßt.

Die beiden hohen Thürpfeiler zeigten, flach eingeschnitten, den Herd, auf dem die Flamme loderte, dann die flachsumwundene Spindel, das Halsgeschmeid und den Schlüsselgurt der hehren Hausfrau des Himmels; das jugendliche Antlitz ihres Sohnes Paltar war zu oberst an dem Knauf des linken, das ihres hammergewaltigen Sprossen Donar auf dem des rechten Pfeilers eingezeichnet, während das mächtige bärtige Haupt ihres Eheherrn von der Mitte des obersten Querbalkens herabschaute und über dem Eingang zu wachen schien.

Aus dem Innern des Gebäudes erscholl jetzt ein lauter Hornruf, die breite Doppelthür sprang auf und aus ihr kam langsam und feierlich der Festwagen gefahren, von vier weißen Hirschen gezogen: der Wagen, auf zwei hohe Räder gestellt, von vorn durch brusthohe, im Halbkreis nach außen gewölbte Brustwehr geschlossen, auf der Rückseite offen, also einem homerischen Streitwagen nicht unähnlich, aber erheblich mehr in die Länge, die Tiefe gezogen, war samt seinem Viergespann so über und über von Blumengewinden bedeckt, daß man kaum die runenbedeckte Goldplatte wahrnahm, die, in Gestalt eines länglichen Harstschilds, an der Vorderwölbung des Gefährtes prangte und kaum das mit Silber gespängte Zaumwerk und Gespann der hoch stapfenden Hirsche, deren Geweihe, mit Silber überzogen, im Sonnenschein weithin blendend leuchteten: die klug blickenden Tiere, den Menschen lang vertraut, schienen ihren leichten Dienst gern und wie mit Stolz zu verrichten.

Mit Silber überzogen war auch das schön gewundene Gehörn des stattlichen Opferwidders, der dem Wagen nachgeführt ward; mit roten Bändern war sein weißes Vließ durchflochten. Um die Reihe traf jedes Gehöft am See die Verpflichtung, je in Einem Jahr das Opfertier

zu liefern, wie das in manchen jener Thäler — so in der Jachenau — bis vor kurzem mit dem zu liefernden Osterlamm der Fall war; diesmal war Kiemo an der Reihe gewesen: und er und sein Weib hatten selbst den Widder herangefahren, hinter dem sie nun in dem Zuge schritten: die Ausschmückung war aber in dem Weihtum geschehen.

Über den Vorderbug hin des Wagens führte die von bunten Halbedelsteinen glänzenden breiten Zügel von weißem Leder die greise Priesterin, eine hochragende, Ehrfurcht gebietende Gestalt: das lange Haar floß in dichten Wellen auf den langfaltigen weißen Linnenmantel, — so weiß wie dieser selbst; die scharf geschnittenen, aber vornehmen Züge, denen des Fagano ähnlich, bekundeten weihevollen Ernst: aber der Kranz von wilden, roten Rosen, den sie — wie ihre Jungfrauen — auf dem Haupte trug, schien wie das Abendrot auf der Gletscherfirne anzudeuten, daß dieser Reinheit die Wärme, diesem Ernst die Güte nicht gebrach. Lautes, freudiges Heilorufen begrüßte den Wagen und die Priesterin.

„Wer ist das?“ fragte der Mönch den Alten — sie standen weitab in der hintersten Reihe. „Sie scheint ein Edelweib.“

Secundus nickte ehrdienig. „Gewiß! Eine Fagana! Die Witwe Berchtatrudis, — sie war einem Drozzo vermählt — des Gewaltigen Vaterschwester. Und schau — hinter ihr — der lange Zug von Jungfrauen — in roten, blauen Festgewanden.“ — „Auch Priesterinnen?“ — „Nein, nur auf kurze Zeit ihr zur Hilfe gesellt — aus andern Sippen des Adels. Still! die Feier beginnt.“ „Sie soll nicht lange währen!“ grollte Paulus.

Die Greisin war nun, gehoben von den Gehilfinnen, von den Hinterstufen des Wagens herabgestiegen: feierlichen Schrittes ging sie auf den von den hohen Linden um-

gebenen Brunnen zu, dessen Umrandung aus Steinen, ohne Mörtel, „kyklopisch“ aufeinander gehäuft, ebenfalls völlig von Kränzen verdeckt war. Sie hob den Bronzeeimer, der an langer, langer Kette an dem Rande befestigt war, küßte das Bild der Göttin, das in gehämmerter Arbeit an der Vorderseite angebracht war und sprach, bevor sie ihn hinabsenkte:

„Hört mich, ihr Hehren
Hoch in den Himmeln,
Gütige, gabengebende Götter,
Der mühseligen Menschen
Schirmende Schützer!
Du vor allen befreunde uns, freudige Frau,
Ewig bräutliche Berahta,
Goldengegürtelte Göttin!

Fördre uns fürder den Flachs
Und das linde Linnen,
Hilf der Hausfrau am heiligen Herd
Und über dem Ehebett
Walte und wirke weihevoll.

Wie ich hier weihe und hole
Aus dem ehrwürdigen Urspring
Geheimnisvolle Gabe
Und spritzend sie sprenge
Über alle Häupter hier,
Über Flur und Feld,
Über Anger und Acker,
Über Wunn und Weide, —
So sprenge und spreite
Du gütig Gedeihn,
Fruchtbare Freuden
Über all' den Ostgau.“

Unter diesen Worten hob sie den in den tiefen Brunnen hinabgelassenen Eimerkessel in die Höhe, stellte ihn auf den Steinrand und sprengte mit beiden Händen Wasser über

die andächtig sich beugenden Häupter und darüber hinaus über die Flur.

Mit schwer verhaltenem Grimm hatte der Mönch all' das mit angesehen und angehört: wiederholt hatte ihn Secundus am Arme zurückgehalten, wie er vorspringen, sprechen wollte.

Nun hob die Priesterin wieder an: „Das war das Naß des alten Jahres. Das junge Naß des neuen Jahres hat die meiner Jungfrauen zu schöpfen, die wir im Weihtum alle die würdigste, die edelste nennen.“ Sie schüttete nun das letzte Wasser aus dem Eimer und reichte ihn dem nächststehenden Mädchen, deren Schleier zurückschlagend: „Das aber ist — in unser aller Augen — Adaltrud, die Tochter der Anniona.“ Da scholl ein dumpfes Stöhnen aus der äußersten Reihe der Umstehenden: es drang nicht bis zu der Priesterin und sie fuhr fort: „Komm, Adaltrud, tritt an meine Stelle. Nimm den Eimer, bekränze ihn, senke ihn hinab und schöpfe, du Liebling Berahtas, den Weiheguß für das junge Jahr.“ Das schlanke, wunderschöne Mädchen, nicht mehr in erster Jugendblüte, das edle bleiche Gesicht wie geweiht von tief verschlossenem Weh, trat nun vor, den Eimer aus der Hand der Priesterin zu nehmen, sie — allein von ihren Gefährtinnen — trug nicht ein helles, festfreudiges Kleid, ein dunkelgraues Trauergewand.

„Halt! Halt ein!“ gellte da eine grelle Stimme und, die Reihen aller vor ihm Stehenden mit Gewalt durchbrechend, sprang der Mönch dicht vor die beiden Frauen: „Halt! Du sollst nicht deine Seele morden, wie die meine, Adaltrud. Hinweg von diesem Eimer der Hölle!“

Da hob sich unbeschreiblicher Lärm und Aufruhr: die Frauen wehklagten, die Männer schrieen, rissen die Schwerter

heraus, zückten die Speere: „Nieder! Nieder der Neiding. Er brach den Frieden Berahtas!“

Jedoch hoheitvoll trat die Priesterin den Tobenden entgegen, hoch die Rechte hebend: „Schweigt! Schweigt alle! Nieder die Waffen! Ihr, ihr brecht den Frieden mit gezückter Waffe.“ — Und nun flüsterte sie der bebenden Jungfrau zu: „Ist er’s?“ „Er ist’s!“ hauchte diese erbleichend. Da richtete sich die Frau noch höher auf, winkte der Menge mit der Hand zurück und sprach ruhig: „Dieser Fremdling, ein Franke, ein Christenpriester, wird umgetrieben von den rächenden Göttern. Er hat seinen Bruder erschlagen. Er ist von Unholden geritten. Man kann ihn nicht strafen.“

„Nicht?“ schrie Paulus. „Laß sehn, ob ihr ihn nicht strafen werdet! Euere Brunnengöttin ist eine üble Teufelin. Ohnmächtig, sich selbst und ihre Heiligtümer zu schützen, — wie sollte sie euch schützen können? Schaut her! So wahr ich mit diesem Beil ihr Bildnis dort zertrümmere, so wahr ist Christus der einzige Gott und eure Götzin Kot.“ Damit raffte er ein zu seinen Füßen liegendes scharf geschliffenes Opferbeil auf und führte, hoch ausholend, einen wütenden Streich gegen den Eimer, den Adaltrud erschrocken auf den Brunnen gestellt hatte.

Aber laut aufschreiend stürzte er zusammen.

Das Beil hatte sich bei dem gewaltigen Schwung aus dem Schafte gelöst und war ihm durch die Kutte tief in den linken Schenkel gefahren; stark blutend lag er am Boden. Viele Klingen waren flugs über ihm gezückt; allein die Priesterin spreitete ihren langen, weißen Mantel über ihn. „Haltet ein! Wollt ihr Frau Berahta mit Blut beflecken? Ich decke meinen Mantelfrieden über ihn. Die Göttin hat schon selbst gerichtet: wollt ihr, sie bessernd, ihr Urteil schelten? Zurück, alle zurück! — — Du, Suapo,

hast ihn gehoft und gehaust? Du legst ihn sofort in deinen Kahn und schaffst ihn fort aus dem heiligen Lindeneiland, das er entweihen wollte. Dank dir, Göttin, für dein Urteil, das er selbst begehrte. — Nun, Adaltrud, reich mir die Hand. Sei stark! Und vollende dein heilig Werk!"

VIII.

Bald darauf führte Suapo in seinem Einbaum seine beiden Gäste auf des Mönches Wunsch nach dem nahen Eschen-Wörth, der heutigen Herreninsel, jetzt von ihrem Mönchskloster so benannt.

Secundus hatte die Wunde gewaschen und verbunden und mühte sich nun gutherzig, den Mönch aus dem finsteren, schweigenden Vorsichhinbrüten zu wecken durch allerlei Fragen und freundlichen Zuspruch; während ihr Ferge kein Wort, keinen Blick mehr dem von der Göttin gerichteten Frevler gönnte: — seinen Knaben hatte er nicht mehr in jenes Nähe geduldet —; über seine beiden Fahrgäste hinweg sah er starr und unverrückt nach der Waldspitze des Eilands aus, an der er landen wollte.

„Sprich doch," mahnte Secundus, „wenn die Wunde nicht zu heftig schmerzt! Brennt sie?" „Nicht diese Wunde brennt," erwiderte der Fremde, das Haupt schüttelnd. „Warum hast du nicht der Fagana widersprochen, als sie dich der Blutthat zieh? Denn ich mag nicht glauben . . ." „Sie sprach die Wahrheit."

Da that Suapo einen mächtigen Stoß am Steuer.

Secundus aber rief, die Hand, die er zutraulich auf des Mönches Schulter gelegt hatte, erschrocken zurückreißend:

„die Wahrheit?" — „Siehst du? Auch dir graut vor dem Brudermörder." „Nicht, nicht! Nicht doch!" beschwichtigte der Alte und rückte ihm wieder näher auf der Schiffsbank. „Aber wie konntest du . . . .? Und woher wußte die Fagana . . .?" „Sie . . . Adaltrud hat ihr's gesagt! — Aber auch du sollst alles wissen: bist du doch mein Bruder in Christo. Und uns demütigen untereinander ist unser aller Pflicht. Dann magst du mich verachten, hassen, auf jenem Eiland, sowie wir gelandet, verlassen und umkehren. — Vernimm! — Nicht lange schon trage ich dieses Gewand, diesen heiligen Namen. Childiwalt hieß ich und bin von edlem Geschlechte der Uferfranken: am reichsten Hof der Mosel, bei Trier, steht meiner Sippe Hantgemal! Ja, königliches Blut — Merowingenblut: — du, das ist heiß! — fließt in meinen Adern: meine Mutter war eine Tochter des Königs Chlothachar. Und gleich unserem Vater, dem Herzog Childibrant von Ripuaria, thaten auch wir Brüder, Childimer und ich, uns wacker hervor in König Sigiberts Heerbann: sie fürchteten uns Austrasier, sein falscher Bruder Chilperich und Frau Fredigundis, die schöne rotlockige Walandine.

Da kam sie, da kam Adaltrud, — aus einem eurer ersten Geschlechter hier im Lande, — in das Palatium König Sigiberts, in den Hofdienst von Frau Brunichildis. An einem Tage, in der gleichen Stunde, erschauten wir beiden Brüder sie, unter den Edelmaiden zu Metz die lieblichste, von elbischem Reiz. Aber Childimer, mein Bruder, war jünger, schöner, freundlicher: ihn zog sie vor! Sie achtete, sie ahnte gar nicht die lodernden Gluten wilden, heißen Verlangens, die mich verzehrten — ach, die sündigen schlugen heut' aufs neue empor bei ihrem Anblick — nach all diesen Jahren der Kasteiung! Da! sieh den Stachelgürtel, den ich unter der Kutte trage!

Eines Abends traten mir beide in dem Vorgemach Brunichildens entgegen: — Hand in Hand! Ihre Augen strahlten vor Seligkeit! ‚Soeben,‘ rief mir der Bruder zu, ‚hat die Frau Königin uns verlobt!‘

Da ward mir's schwarz vor den Augen und rot zugleich wie Blut, ich riß das Schwert heraus und stieß ihn nieder."

„Den eigenen Bruder!" sprach der schweigsame Ferge entsetzt. „Das ist der Frevel größter." Secundus seufzte tief auf.

Der Mönch schüttelte sich in leisem Schauer: „Sein heißes Blut spritzte mir ins Gesicht, nie vergeß ich des Sterbenden brechenden Blick: ich seh' ihn immer, seh' ihn auch jetzt! — Laut aufschreiend warf sie sich über ihn: herbei eilten die Antrustionen, sie fesselten mich. Am Tage darauf ward ich vor das Pfalzgericht gestellt: das sprach mir das Leben ab: Bruch des Pfalzfriedens, Bruderblut . . .! Aber in meine Kerkerzelle, mich zum Tode vorzubereiten, trat . . . Er!" Er hielt inne, kopfnickend, vor sich hinschauend, wie in die weite Ferne.

„Wer?"

„Der wunderbarste, gewaltigste Mann, den ich je geschaut: Columba, der Mönch aus Irland!" — „Ich habe von ihm gehört. Adalfrid der Faganing, wie er vom Hof zu Metz zurückkam, erzählte von ihm: er sagte, der Mönch sei wie ein feurig Schwert." — „Das ist er: in Gottes Hand ein feurig Schwert, um auszubrennen alle Sünde. Das will aber sagen: alle Weltlichkeit: denn alles Weltliche ist Sünde, ist verteufelt. Er hat die tief in alle Erdenlust versunkene Priesterschaft im Frankenreich emporgerissen mit eiserner Hand, er hat das wuchernde Unkraut mit Gewalt aus ihren Herzen gejätet, ob manches darob verblutete: er hat in der tiefsten Einsamkeit des Wasgen-

waldes drei Klöster gegründet — mit furchtbar strenger Zucht . . ." „Viel grausamer," meinte der Faganing, „als die Kerkerzucht der kettengebundenen Verbrecher." — „Ja, sie ist hart, aber sie hat mich gerettet. In den ersten Stunden schon seines Besuchs in meiner Haft hat dieser gewaltige Mönch aus Banchuir mit der Kraft seines Geistes den Menschen, den Weltling in mir gebrochen für immerdar. Mein innerstes Mark hat er zermürbt mit der Macht seiner Rede, und wie weiches Wachs zerschmolzen mit seiner Glaubensglut all' meine Mannheit: wie mit Hammerschlägen hat er mir zerschmettert nicht nur Trotz und Stolz, nein, alle Heldenschaft. Ich lernte die Welt, den Staat vor allem hassen und verachten. Hat doch Columba seinen eigenen König Theuderich, den Sohn Sigiberts, einen Hund genannt."

„Und der Schuft lebt noch?" rief Suapo, inne haltend im Rudern. Dann spie er aus und steuerte weiter. Auch Secundus schüttelte den Kopf. „Das ist doch . . ." „Heiliger Eifer ist es, wohlgefällig dem Herrn. Denn Reich und Staat und Heldenschaft und Königschaft ist — wie die ganze Welt — Teufelswerk."

„Die Welt Teufelswerk?" warf der Alte schüchtern ein. „Mein Vater lehrte mich doch einen Spruch . . . wie hieß er doch? Ja: im Anfang schuf G o t t Himmel und Erde." „Gott schuf sie: aber der Teufel durchdrang in dem Sündenfall alle Kreatur. Der Heilige — er thut bereits lebend Wunder, nicht wie andre nach ihrem Tod an ihren Gräbern mit ihren Knochen! — hat an mir sein größtes Wunder gethan: er schuf aus einem stolzen Frankenhelden mit allen Freuden, Lüsten, Leidenschaften der Weltlichkeit einen zerknirschten Sünder, der alles Irdische verachtet. Höre nur. Ich ersehnte den Tod. Nach ein paar Nächten führten mich die Fronboten, geleitet vom Pfalz-

grafen, in die kalte Ecke gen Mitternacht, hinter dem Palatium an der Mosel. Ich sah die Weidenschlinge an dem entlaubten Ast der Eibe über meinem Haupte im Morgenwinde wiegen: ich stieg die Sprossen der Leiter hinan: meine Kniee zitterten nicht dabei: Columba lobte mich darum, wie er mir zum letztenmal die Hand drückte: nun war ich oben: nun schob mir der Henker, der auf dem Baume saß, den Kopf bis an die Gurgel in die Schlinge: nun stieg er die Leiter hinab, nun sprang er zur Erde, nun faßte er die Leiter, sie unter meinen Füßen wegzuziehn; ich empfahl meine Seele dem Herrn . . . ., da rief der Heilige mit seiner erzdröhnenden Stimme — sie scholl mir wie die Posaune des jüngsten Gerichts: — ‚Halt! Childiwalt ist in diesem Augenblick gestorben, Paulus lebe, ein Mönch, mein Mönch. Er lebe nur noch dem Herrn und mir, nicht mehr der Welt. Die Königin hat ihn auf meine Bitte begnadigt, ihn mir geschenkt. Aber er sollte die Qual der Todesstunde schmecken, das wollte ich, auf daß er das Leben verachten lerne.‘

Ich glitt die Leiter hinab, stürzte ihm zu Füßen, küßte ihm die hagern Hände und stand auf — nicht mehr ein Mann, ein Franke, ein Krieger, ... ein willenlos Werkzeug in der Hand des Gewaltigen, wie dieser Stab hier in der meinen.“ „Nun versteh’ ich erst manches an dir,“ sprach Secundus kopfnickend. „Er nahm mich mit in das einsamste seiner Klöster, das er in dem wildesten Gebirgswald des Wasgengaus erbaut hat, in den Trümmern alter römischer Bäder und Göttertempel. Jahrelang hat er selbst dort meine Zucht geleitet: — seine Hand hat mir den Stachelgürtel angelegt: ‚nie dürfen sie ganz zuheilen, die eiternden Wunden, die er dir stechen wird‘: — so sprach er dabei — ‚wie dich der Gewissensbrand brennen soll fort und fort.‘

Als ich ihm nun vor einigen Wochen von jenem Traumgesicht erzählte, erlaubte, ja befahl er mir, hinauszuziehen, wie mein Herz begehrte, allein, ohne Waffen, und die Heiden im Ostland zu bekehren. Jedoch mit euch soll ich nur den Anfang machen: von hier soll ich, verlass' ich euer Land — (ich hoffe aber, es nicht mehr lebend zu verlassen, —" schaltete er ein mit einem seltsam siegesgewissen Blick auf die nun ganz nahe gerückte Eschen-Insel —) „soll ich die noch viel rauheren Slovenen in ihrem Ödethal Pustriza und zuletzt die wildesten von allen aufsuchen, die sich selbst Söhne des Teufels nennen: — die Avaren."

„Wir sind zur Stelle," sprach Suapo und schob den Einbaum mit dem Ruder vollends auf den Ufersand. „Steigt aus. Und nie mehr, Alter, bringe solchen Gast an meinen Herd."

IX.

Langsam nur stiegen die beiden von dem Landesteg auf der Nordostseite der Insel den ziemlich steilen Hang hinan, auf dessen Krone ein stattlich Gehöft weiten Ausblick über die Wipfel des Inselwaldes hinweg nach allen Seiten über See und Land gewährte.

Den Schritt des Mönches hemmte gar oft der Schmerz der Wunde: Secundus stützte ihn auf der Linken. Dazu kam, daß die Sonne — es war jetzt Mittag vorüber — stechende Strahlen senkrecht niederschoß, die heiße Schwüle wollte sich in einem Gewitter entladen: schwarzes Gewölk, dicht geballt, drohend ragenden Türmen vergleichbar, war zuerst über der Kampenwand aufgestiegen und verbreitete sich rasch, weithin den Himmel überziehend: schon

hörte man aus jener Richtung grollenden Donner näher dringen.

„Ich that nun nach deinem Willen, Bruder Paulus,“ sprach der Alte, wie sie erschöpft eine Weile im Grase ruhten, „bald wirst du vor dem Fagano stehen: ich wußte, er weile heute dort oben in seinem Jagdhaus: denn ich sah, von weitem kenntlich, auf dem First seinen Gunfanon wehen: er jagt hier oft auf allerlei Wild, dessen der Inselwald mancherlei birgt. Nun gedenk’ aber auch meiner Bitte: sei behutsam! Dies ganze Eiland gehört dem Mächtigen: ihm ist auch zu eigen das Weihtum Wuotans auf der Insel, über das er die Schirmgewalt hat: denn nicht Arno, unser Richter, hat hier den Strafbann über alle Missethat wider das dem Gott Heilige, sondern er, der Schutzherr! Reize nicht des Gewaltigen Zorn! Der Fagano ist edeln Sinnes: aber er ist ja selbst von Wuotan entstammt ....“

„Also auch ein echter Sohn des Teufels — wie der Avar!“ grollte der Mönch. — „So glaubt er und rühmte er. Fürchte daher seinen ....“ „Ich fürchte Gott den Herrn und verachte den Teufel und alle seine Kinder und Werke. Feindschaft hab’ ich gelobt und Kampf Wuotan und allen, die seine Genossen sind,“ erwiderte er mit flammenden Augen. „Mich dürstet danach, diesen vornehmsten der Heiden zu bekehren!“ „O das hoffe nicht!“ „Dann werd’ ich ihn demütigen vor allem Volk! Hörst du, wie der Donner des Herrn mir Beifall ruft? Da, das war ein Blitz! Ganz nahe schon. Schwere Regentropfen fallen. Komm, hilf mir auf! Wir sind ja wohl schon bald oben. Ist das des Heiden Hof?“ „Ja, sein Jagdhaus. — Nun hier rechts, die Stufen hinan!“

Zwei Gewaffnete hielten Wache an dem oberen Ende des Aufstiegs, von wo man diese Seite der Insel über-

sah; einer von ihnen versprach dem Alten, den er kannte, den Fremdling sofort vor den Edelherrn zu führen.

Der saß vor dem stattlichen Holzgehöft auf dem breiten, von einem Dach überdeckten Vorsprung, zu dem mehrere Steinstufen emporstiegen, auf der an die Vorderseite des Hauses gezimmerten Langbank neben der Thüre; ihm zur Rechten sein Neffe Ragino, zu seiner Linken zwei erhebiich jüngere Männer, ebenfalls in der schmuckreichen Gewandung von Adalingen: Hachirat und Hachifrid waren Sprößlinge des Adelgeschlechts der Hachilinga, die auf dem rechten Isarufer, nahe der Stätte, von wo man es später „zu den München" nannte, ihren Stammsitz hatten; ihr Vater hatte sie vor kurzem zu dem Fagano gesendet, der ihnen dann alsbald, nach Erprobung ihrer Waffenrüstigkeit, die Schwertleite erteilte und sie als die vornehmsten Glieder in seine Gefolgschaft aufnahm.

Neben dem Neffen und den beiden Adalingen saßen viele andere Gefolgen, nach Abstufung ihrer Würdigung durch den Gefolgsherrn, näher oder ferner ab von diesem.

Das Jagdmahl war zu Ende: Knechte trugen die letzten Schüsseln ab; ein mächtig Horn, dem Wisent abgenommen, am schmalen Ende wie am Ausfluß in Silber gefaßt, kreiste von Mund zu Mund.

Zur Linken von dem Aufstieg ragte an dem Südosteingang des dichten Inselwaldes, nur einen halben Speerwurf von dem Hause entfernt, das Wuotanweihtum des Eilands: eine riesige uralte Esche, ein Sinnbild der Weltesche, der Irminsul der Sachsen ähnlich: sie trug auf der dem Hause zugewandten Seite des Stammes, aus diesem herausgeschnitzt, in rohen Umrissen das lebensgroße Bild des Gottes: der Schreckenshelm auf seinem Haupte sträubte zwei wirkliche Flügel des Seeadlers nach vorwärts, seinen Rücken umwallte der faltig geschnitzte Mantel, dunkelblau

gefärbt, seine zwei Raben hockten auf seinen Schultern, der Speer ruhte an dem rechten Arme, an den linken hatten sie ihm einen reich mit goldnen Buckeln geschmückten runden Erzschild gehängt: der trug den Donnerkeil des Jupiter: denn vor vielen Jahrzehnten hatte ihn ein Fagano, damals noch ein Gaukönig, dem von ihm erschlagenen Tribun der letzten Legion, der secunda Italica, pia, abgenommen, die den von der Donau her vordringenden Markomannen und Quaden den Weg von Salzburg nach Nordwesten hatte verlegen wollen: es war die letzte Römerschlacht der Sieger: den „Siegesschild“ hatte ihn der Erbeuter genannt und Siegvater dargebracht.

Jagdgeräte, Jagdwaffen, Bogen, Pfeile, Wurfspeere lehnten überall an der Brüstung, die den um das Haus laufenden Gang nach außen abschloß. Zu diesem Gange schritten jetzt die Ankömmlinge die Stufen hinan. Der Adaling warf einen forschenden Blick auf den Mönch, der hoch aufgerichtet emporstieg, sonder Gruß, während Secundus sich scheu verneigte.

„Du bist ein Christenpriester. Was willst du mir?“ — „Deine Seele retten vor den ewigen Flammen, dich losreißen von deinen falschen Göttern.“ Der Fagano schlug die goldbraunen Adleraugen groß auf: „Weiter nichts? — Deine Züge mahnen mich an . . . an alt vertraute. Ja, ja, du bist Childiwalt, Herzog Childibrands Sohn: oft stritt ich Schild an Schild neben deinem Vater. Er war ein Held. Du — du bist Mönch geworden — ich hörte viel davon! — — Sprich, was hast du zu sagen?“

Da krachte, die Antwort des Gefragten abschneidend, ein Donnerschlag laut rollend über die Insel hin: alles Blau des Himmels war jetzt von schwarzem Gewölk überzogen: grell hatte der Blitz hart vor der Insel in den See geschlagen. „Habt ihr's gehört?“ rief nun Paulus.

„An meiner Statt hat Gott der Herr selbst gesprochen
Du, Adaling, bist der Gewaltigsten einer in deinem Volk,
der ehrenreichsten. Aber deine Gewalt ist Moder und
dein Ehrenruhm stinkt gen Himmel. Es kommt der Tag,
da dein starker speervertrauter Arm sich nicht mehr heben
kann, da die Kraft deiner Lenden, mit denen du jetzt den
Streithengst zusammenzwingst, Würmer zerfressen! Was
hast du dein Leben lang gethan? Nicht bloß gejagt und
gezecht, — ich weiß! — auch dein Blut vergossen im
Kampfe für dein Volk . . . .“ „Ist das nichts?“ rief der
junge Hachifrid und wollte aufspringen. Aber der Gefolgs-
herr drückte ihn auf die Bank nieder. Ragino warf
höhnend die Lippe auf, der Mönch fuhr fort: „Schlimmer
als nichts! Sünde ist's, weltlicher Hochmut, vom Teufel
eingeblasener Stolz und Ruhmdrang.“ Die Waffengefolgen
murrten laut: der Fagano hob die Hand: — sie schwiegen.
„Ah, das mißfällt euch, ihr Weltlinge in eurem Helden-
wahn? Aber Sankt Augustinus lehrt: die Tugenden der
Heiden sind nichts als glänzende Laster.“ „Das ist eine
sehr freche Lüge. Ja, niederträchtig ist dies Wort!“ sprach
der Fagano, ganz langsam und scheinbar ruhig: aber eine
rote Blutwelle stieg ihm zu Kopf: mit Mühe offensichtlich
verhielt er seine Empörung. „Gut ist nur,“ fuhr der
Eiferer fort, „was wir thun, weil Gott durch übernatür-
liches inneres Licht uns wunderhaft erleuchtet hat, durch
den Glauben. Das stolze Wort: ‚Pflicht, Pflichterfüllung‘,
ist eitel Ruhmrede der Heiden, ist Sünde, weil sie nicht
geschieht im Glauben.“ „So?“ meinte der Adaling.
„Nun, Mönch, ich trage sieben Narben am Leib, von
Wunden, die mir im Vorderkampfe für mein Volk ge-
schlagen wurden. Das sind also sieben Sünden?“ —
„Siebzig Sünden sind's! Denn Hochmutsünde wird zehn-
fach gewertet: du hast jede Wunde hingenommen in

sündigem Hochmut der Heldenschaft, für die Welt kämpfend, ein Weltling.“

Der Fagano strich nun leise lächelnd über den ergrauenden Bart, der ihm den fein geschnittenen Mund umsäumte: „Hei, hei, Mönch! Hab' ich doch in solchen Kämpfen dort unten an der Donau auch Eure Basiliken vor wilden Slovenen beschützt.“ — „Meinst du, unser Gott bedurfte dazu deines Armes?“ — „Nun, ich habe keinen seiner Engel — Cherubim heißen sie, nicht? — neben mir im Speerdrang fechten sehen. — Aber lassen wir Eure Basiliken! Ich habe dieses Reich der christlichen Franken, — du selbst bist ja ein Uferfranke! — diese Lande der Bajuvaren verteidigt .... das ist also nichts?“ — „Ich sagte es schon: schlimmer als nichts, Sünde ist's. Denn woher sind Reich und Recht gekommen? Gab's im Paradiese Staat und Reich und Heer? Der Sündenfall, die Schlange, der Teufel des Abgrunds erst hat Recht und Staat notwendig gemacht: und zugleich mit dem Teufel werden sie dereinst untergehn am jüngsten Tage. So lehrt Sankt Augustin. Der Staat wie alles Weltleben zieht vom Beten ab, lenkt den Blick vom Himmel auf die Erde; so warnt Columba, — jetzt schon ein Heiliger — aber nicht die Erde, nicht Euer Bayerland ist Eure Heimat....“ „Was? nicht meine Heimat?“ rief der junge Hachirat und sprang auf. „Jetzt schlag' ich ihn tot.“ „Laß ihn doch ausreden,“ mahnte der Fagano. — „Sondern das Jenseits dort oben!“

Ein krachender Donner unterbrach ihn: kaum war das Rollen verstummt, als er fortfuhr, die Hand gen Himmel reckend: „Hört ihr die Stimme des Herrn aus den Wolken?“ „Aber,“ meinte Hachifrid mit verächtlichem Blick, „darf sich der Mann nicht wehren? Sieh, wilde Feinde brechen in die Mark, verwüsten uns Erbe und Eigen ....“

„Der Mensch hat kein Eigen auf Erden! Soll nicht haben, was ihn an irdisch Gut bindet! Des Menschen Sohn hatte nicht, wohin sein Haupt betten. Sondereigen ist Habgier. Allen hat Gott die Erde gegeben, die Schüler des Herrn hatten alles gemein. Vor dem Richter streiten um Geld und Gut ist Sünde. Nie gelangt ein Reicher ins Himmelreich. Eher gelangt — wie soll ich euch das klar machen? — eher dringt ein Auerstier durch ein Schlüsselloch." Da lachten die Gefolgen.

„Aber," meinte Hachirat — „verstatte, Herr, daß ich ihn frage, — die Feinde bedrohen ja nicht nur mein Eigen, sie bedräuen mit dem Tode meinen alten Vater, meine Mutter. Soll ich diese Feinde nicht ...?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, lehrte der Herr, wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden." — „Mensch, ich sagte: Vater und Mutter! Hörst du?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, spricht der Herr, wer nicht hasset seinen Vater und seine Mutter und mir nachfolgt, der...." „Gut, daß dich mein Adalfrid nicht hört, der haßt mich, fürcht' ich, wenig," unterbrach der Gefolgsherr. „Ich meine, unsre Zwiesprach ist bald zu Ende. Sage noch, Mönch, der Slovene reißt mir den Mantel ab, der Avare schlägt mir ins Gesicht, soll ich das ....?" „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, dem Räuber, der dir den Mantel nahm, dem gieb das Wams dazu und wer dir die rechte Wange schlug, dem beut die linke zum Schlage!" „Und Mannesehre?" rief der Fagano. — „Ist eine Wahngeburt der Hölle!" „Uns heißen unsre Götter allzeit um Ehre werben!" rief Hachifrid. „Eure Götter! Was sind sie denn? Holz und Kot. Ah, da seh ich, im grellen Schein des Blitzes, an jenem Baum das Abbild eures obersten Götzen. Ihr sollt sehen: — er ist Holz, ist hilflos, ist tot."

Damit raffte er den vor ihm an der Brüstung lehnenden Jagdspeer auf, sprang die Steinstufen hinab, lief auf die Esche mit dem Wuotansbild zu und holte aus zu mächtigem Wurfe.

Da geschah ein Blitz und ein Donnerschlag, furchtbarer denn alle zuvor. das Gehöft erbebte dröhnend in seinen Grundfesten: alle sprangen auf: der Mönch war rücklings niedergestürzt. Hart vor ihm war der Blitz in die Erde gefahren.

Der Fagano und die Seinen eilten die Stufen hinab und halfen Secundus, den Betäubten aufrichten.

„Schaut her," rief der Inselherr, „seht. Der Speer! Der Blitz hat die Eisenspitze des Speers geschmolzen. Donar hat den Frevel abgewehrt von seinem Vater."

Verächtlich sah der dunkle Ragino auf den Wankenden: „Schmeißt ihn in den See, den Elenden."

„Nein!" gebot der Oheim. „Er ist straflos: wer solche Worte spricht, spricht irre. Er ist von den Göttern gezeichnet. Darum fort mit ihm. Ihr Hachilinge sorgt, daß, sobald der See sich beruhigt hat, ein Knecht in einem Kahn ihn wegschaffe und über unseres Gaues und aus Bajuvariens Marken führe." —

„Ja, ins Slovenenland," bat Secundus, „dorthin trachtet er."

„Er hat die Götter beschimpft, Herr," mahnte ein alter weißbärtiger Gefolge, „er sollte nicht leben!"

„Die Götter, Freund Wolfgrim, schweben so hoch, — kein Menschenmund mag sie beschimpfen. Und dieser vollends ist ein Narr."

Drittes Buch.

I.

Wenige Tage später ward das ungebotene, das will sagen: ohne besonderes Gebot, nach Ablauf bestimmter Frist, von selbst zusammentretende Gericht abgehalten auf der breiten Hügelkrone hoch über der Alz auf dem linken Ufer, oberhalb des Gehöfts der Arninge. Damals war die Höhe dicht mit Wald bestanden: aber vor dem Südsaume des Waldes ragten auf weitem Wiesanger drei riesige alte Eichen, deren mittelste und höchste schon seit etwa hundert Jahren, seit die Bajuvaren hier eingewandert und angesiedelt waren, der Dingbaum der Markgenossen war.

Fünf mächtige breite Felsquadern, drei senkrecht in die Erde gegraben, zwei wagrecht darüber gelegt, bildeten an dem Fuße des Stammes einen ungefügen Altar von halber Manneshöhe: dunkelrote tief eingesogene Flecken in der hellgrauen Kalkplatte bezeugten den langjährigen hier gepflogenen Opferdienst.

Von der ragenden Hochfläche aus schweifte der Blick frei über den See hin zu den fernen Bergen, wo im Süden die zinnenstolze Kampenwand das Bild mit breiter Wucht abschloß. Im Norden und Westen begrenzte der nahe Wald die Aussicht.

Weither aus der Runde strömten schon am frühen Morgen des Gerichtstages die Dinggenossen zusammen, rechtzeitig zu erscheinen: denn bei klimmender Sonne begann der Dingbann. Über den See her kamen sie in Segel- und Ruderbooten; dann auf den gar wenigen Fahrwegen — den alten noch vielfach erhaltenen, aber oft durch überwachsenden Wald unterbrochenen Legionenstraßen: die wichtigste darunter zog von Salzburg über Traunstein hierher, überschritt die Alz bei Bedaium und zog von da nordwestlich nach Augsburg: hier mochten auch Wagen fahren, die Frauen und Kinder brachten, nicht als Dinggenossen, aber um außerhalb der Gerichtsschranken an den Festen, den Spielen, den Schmäusen, dem Tauschhandel teilzunehmen und dem ganzen regen Verkehr, der an solchen Tagen außerhalb des Dingkreises neben den Rechtshandlungen herging.

Am häufigsten aber wurden benutzt die schmalen Waldwege, die nur je einen Reiter oder Fußgeher die dichten Urgehölze durchdringen ließen. Auf einem solchen Pfade ritt an jenem Morgen an dem Seeufer auf Bedaium zu ein kleiner Zug von Männern. Der Führer, reich gewandet und gewaffnet, zügelte einen prachtvollen Rapphengst südgallischer Zucht, aber auch die Begleiter tummelten auserlesene schöne Streitrosse, meist des gleichen Schlages und der gleichen Farbe.

Unzufrieden, grollend blickte der Gefolgsherr vor sich hin: die scharf geschnittenen vornehmen Züge wären gar schön zu nennen gewesen, hätten nicht wilde Leidenschaften sie früh und tief durchfurcht; in finsterem Brüten neigte er das Haupt tief auf den Hals des Pferdes, daß ihn die tiefbraunen Schwingen des Geierfalken auf der Sturmhaube nahezu streiften. Die dunkle Farbe von Haar, Haut und Augen, auch die raschen Bewegungen der

geschmeidigen Glieder, der feinen Gelenke schienen nicht ungemischt germanische Abstammung zu bezeugen.

Nun mündete der schmale Pfad aus dem Dichtwald in eine breitere Freiung; der nächste Reiter hinter ihm spornte sein Pferd bis an des Rappen linke Seite und sprach, das Antlitz des Führers mit langem Blicke musternd: „Du scheinst dich nicht sonderlich auf den Opferschmaus zu freuen, Ragino, mein Patronus?“ — „Ich schmause und trinke gern nur mit meinesgleichen! — Und wär's nur das! Aber diesen überweisen, übergerechten Arno da im blauen Richtermantel auf dem Richterhochstuhl sich spreizen sehen, die Beine verschränkt, den linken Fuß geschlagen über den rechten, den weißen Richterstab in der Hand und so großmächtig Ding halten, und Urteil finden lassen über seine Besseren, — der Sperling über den Adler! Und sich dann fügen müssen dem biederen Urteil, das die mehrere Menge findet: immer hundert Gemeine gegen fünf Edle! — das läßt mich zornig knirschen in die harten Zügel des Rechts hier zu Lande.“

„Ja, ja, Patrone,“ meinte der Freigelassene, ein echter Sohn des Südens mit voll romanischer Erscheinung — er sprach auch fast nur Vulgärlatein — „bei mir daheim, im schönen Aquitanien — zwischen Loire und Pyreneus Mons: — da war das Leben lustiger! Da fragte kein König — der war ein Schwächling oder weit weg! — danach, lag ein Gemeinfreier irgendwo tot am Wege — Römer meist, doch auch Franken! — von eines Nobilis raschem Schwertstoß! Kein Herzog that euch Edeln was zu leide: halfet ihr ihm doch mit euren Waffen und Gefolgen, wollte der Königsgraf ihm zu scharf auf die Finger sehn. Das Recht der Starken waltete — soweit als seine Stärke reichte. Bei Sankt Martin von Tours! Manch lustigen Fehderitt haben wir geritten, du Patrone, und . . .“

— „Und du stets dicht hinter mir, das muß ich rühmen, Nantine, mein getreuer Marisſkalk. Und Sankt Martin und die andern Heiligen, an die du so eifrig glaubst, haben dich noch nie von Frechheit und Kühnheit abgehalten. Wie reimst du dir das eigentlich zusammen?“ — „Ist doch einfach! Hat man die Heiligen durch einen Raub zum Beispiel ein wenig verzürnt, schenkt man ihnen ein redlich Teil der Beute. Dann werden sie wieder ganz gut.“ „Bah,“ lachte der Adaling, „bin besser dran. Glaube nicht an sie: so brauch' ich nicht mit ihnen teilen.“ — „So glaubst du an die andern, ... die die Leute hier zu Land verehren?“ — „Bei Leibe!“

„Aber Herr, wie mochte es geschehen, daß du so ganz anders geworden bist als diese deine starken und tapfern, aber — vergieb dem Aquitanier! — doch herzlich plumpen Bajuvaren, ungefüg an Gliedern, Sprache, Sinn ... —“ „Laß ab, sie zu schmähen,“ unterbrach Ragino, die Stirne furchend. „Oft mein' ich, mir wäre wohler — mir und den Weibern und Männern, die ich auf meinen Wegen fand! — wär' ich nicht aus der Bajuvaren Art geschlagen. Aber freilich wohl, — ich bin's. Wie das kam? Nun, meine Mutter war ja eine Arleserin.“ — „Und das will sagen: eine hohe Schönheit!“ — „Und ich zählte nicht sechzehn Winter, als der Vater mich an den Hof des Merowingen brachte nach Metz. Da ward ich vor allem in die Capella gesteckt und der kluge Bischof Aigulf unterwies mich selbst in den Lehren des neuen Glaubens. Gar bald hatte mich der Überlegene überzeugt, daß es nichts sei mit den Göttern, um deren Willen ich bisher Treue und Ehre gehalten und Meinthat gemieden, und ich weigerte mich nicht der Taufe, die auch der Vater nahm. Denn, witzelte ein Priester am Hof, eher geht ein Kamel in ein Nadelöhr als ein Ungetaufter in ein Hofamt bei den Herrn

Königen. Also den alten Glauben hatten sie mir gar bald gründlich ausgerissen. Ich höhnte über Wuotan und Donar. Aber bald spottete ich auch über Christus und die Heiligen. Die dummen Wundergeschichten, die uns aus dem Buch eines Bischofs von Tours vorgelesen wurden — Gregor hieß er, mein' ich — machten mich lachen. Da sollte es ein Wunder sein, fiel einer, der nicht schwimmen konnte, ins Wasser und ersoff, und ein anderes, fiel einer, der schwimmen konnte, ins Wasser und schwamm heraus. Und aber das Ärgste: an all meiner Bösheit ist ein Weib schuld."

„Ich meinte, viele Weiber?" „Nicht übel!" lachte Ragino, die weißen Zähne zeigend. „Gallischer Witz! Da! Diese Spange dafür. — Aber nein: vor allem eine." — „Welche? Chlodoswintha oder Aurelia oder Bertoalda oder Camilla?" — „Du hast ein besser Gedächtnis als ich. Nein! Eine, die ich nie geküßt, ob sie mir das Herz heiß entzündet hatte. Die schönste von allen: — die Walandine." „Fredigundis!" sprach Nantinus und schlug ein Kreuz. „Ist's ein Weib!" rief Ragino und hob sich im Sattel. „So flammenzündend und so eiskalt, so schön, so schlau, so fromm und so teuflisch böse! Ich durfte sie einmal aufs Roß heben, sie fuhr mir durch's krause Haar und bat mich flüsternd, den Präfekten von Paris zu erschlagen: am andern Abend lag er tot. — Bis an die feinen Knöchel in Mordblut watend, und dabei die freigebigste, frömmste Knierutscherin vor den Heiligen und vom Glücke begleitet wie von einer zahmen Taube! Nein, sagte ich mir, kann man so ruchlos sein und so fromm, so macht dieser Glaube nicht gut. Ist auch gleich, — hätt' ich nur ihr Glück! Der Bischof hat mir die Götter ausgetrieben und Frau Fredigundis die Heiligen. Jetzt folg' ich nur meines Herzens Gelüsten: da weiß ich doch, daß mir's lustig geht. — So

lange es geht!" schloß er rasch mit wildem Lachen. „Alt wird man wohl nicht dabei! Aber was liegt hinter der Jugend? Die Tugend: das heißt die Langeweile, die Schwäche! Zur Hölle mit ihr! Oder nach Hel! Wohin sie lieber fährt." — „Ja an was glaubst du denn nun — oder an wen?" — „Nichts glaub' ich! Oder an mein Glück, mein Schwert, meine List. Eia, Nantine, haben wir durch Kraft und Frechheit und List zwischen Rhone und Garonne unter den Weibern gewirtschaftet! Gar manche schöne Aquitanerin haben wir davon geführt auf windschnellem Roß! Sie sträubten sich — im Anfang! — Alle: aber die meisten fügten sich dann doch in das Geschehene. Nur zwei freilich . . ." er brach finster ab. „Ja, Patrone, die keusche Adalfrida sprang nach der ersten Nacht in die Aude. Und ich höre immer noch das seltsame Getöse, wie die schöne Venantia, die Gattin des Grafen Leonardus, sich von dem Turm zu Carcassonne auf die Felsen stürzte: der Kopf zuerst schlug auf: es klang sonderbar. Sancte Martine," sprach er, sich andächtig bekreuzend, „grolle nicht, daß ich sie hatte entführen helfen: du weißt, nur der Patronus ward des Weibes froh." „Die Närrinnen!" grollte Ragino. „Hatten es doch alle gut bei mir, die sich drein fanden! Viel rot Gold hatte mir mein Vater, Herr Faganwalt, vererbt, der, aus Bajuvarenland zu König Chlothachar gezogen, von dem zum Patricius von Marseille erhoben war. Und gingen nach des Vaters Tod Geld, Schmuck, Gewand rasch zur Neige . . ." — „So waren wir nicht faul und nahmen's zu Hauf den lieben Nachbarn ab, den reichen Westgoten von Narbonne . . ." — „Und warfen's daheim in Burg Cap-Ariet den Schönen in den Schos! Eia! Warm glühte dort zu Lande die Sonne, dunkel glühte der schwarzrote Wein und manche heißblütige Domina. Hier ist alles naß, kalt, friedsam, tugendsam,

öd und fad!" — „Ei, warum bliebst du nicht, Patrone, wo wir waren? Ich bat so sehr! Ist ja halb auch deine Heimat. War doch deine Mutter ein Kind des Sonnenlandes. Warum ....?" — „Narr, als ob du's nicht wüßtest! Hast vergessen? Zuletzt hatten wir's doch zu arg getrieben. König Guntchramn, den sie den Guten nennen...." — „Bald wird er der Heilige heißen! Schon thun die Fransen seines Mantels Heilwunder an Aussätzigen und Lahmen!" Und der fromme Wale schlug sein Kreuz. — „All seine Grafen, von Orléans bis Toulouse, hatten uns bei ihm verklagt: Frauenraub und Herireita, — weil wir mehr als zweiundvierzig Helme zählten! — Friedbruch, Scharmützel, Heimsuchung und Infidelitas: alles Teufelszeug sollten wir verübt haben. Lange noch bestach ich seine Bischöfe und Palatine: aber zuletzt hatte ich nicht mehr genug, sie — nach ihrem Gelüst — zu bestechen: den Rest nahmen sie mir lieber durch Einziehung ab und der König sprach mir all mein Land in seinem Reiche ab." — „Bah, dann wär' ich zu den Wasconen gegangen, seinen alten Grenzfeinden! Nur in die warme Sonne!" — „Und ins Elend? Nein, doch lieber nach Haus in dies Wasser- und Nebelheim, wo mir des Vaters weit gedehntes Erbe liegt an Mangfall und Inn, bis dahin von Oheim Fagano gar treulich und wirtlich verwaltet. Hier hab' ich doch zu leben." — „Leben? Ist das gelebt hier?" — „Bei Loge, nicht lustig, gedenk' ich der Provence. Keine Schätze bringende Fehde, im Frieden nur Jagd, im Krieg nur Slovenen, bei denen es weder Ruhm noch Beute zu holen giebt." „Nein, aber Läuse!" lachte der Welsche, sich über das kurzkrause schwarze Haar streichend. „Geh, Patrone! Es zieht dich Halbblut ja doch zu uns, — dein besser Teil — von der Mutter her — gehört uns."

„Ja, oft spür' ich's nur allzuheiß in den Adern, dies

Walenblut. — Vorab: hier giebt's nicht Weiberlust! Denn die Slovenenmädchen, die wir zuweilen fangen . . . ." „Muß man erst zu lange waschen, bevor man sie küssen kann! — Freilich," meinte er nach einer Weile: er beugte sich vor im Sattel und sah seinem Herrn listig in die dunkeln Augen, „es giebt wohl auch hier zu Lande Mägdlein, weißarmige, die . . . ." „Die man zu Tode küssen möchte," rief Ragino wild und spornte den Rappen, daß er stieg. Dann spannte er die Muskeln des rechten Armes: „Und zerdrücken in diesen Armen, in ihrem Ringen heißer noch die Lust verspürend. Ah, schlanke Arntrud, fast noch ein Kind: weh dir — und wohl dir! — lernst du an dieser Brust die Liebe." „Puh," meinte der Freigelassene, „das wird dir wohl nicht werden. Die wird des Nachbarsohnes sittig, blondgezöpft, flachsspinnend Weib." — „Des Pflugtölpels? Nimmermehr! Ich reiße sie ihm mitten im Brautlauf weg und Nachtelb trägt sie flugs davon. Nicht wahr, mein Rößlein?" Und er klopfte dem Rappen den Hals: freudig wieherte der. „Wie paßte sie zu dem Lümmel!" „Ja, ja," meinte der Wale schürend, „mag schon sein, daß ihr im Wunsch und Traum ein viel Feinerer vorschwebt. Wie sie vielleicht ihm, dem zieren Edeling." — „Adalfrid, der Ausbund aller Tugenden? Der möchte wohl, aber er wagt nicht. Nie läßt sie ihn der Ohm als Gemahlin führen in seinen Edelhof: eine Königstochter will der für den schönen einzigen Sohn. Und daß er sich das, was er begehrt, nimmt, zu rascher Lust, wie man die süße Beere vom Strauche reißt, — dazu ist der Vetter viel zu zahm gezeugt und zu artig gezogen, der Thor, mit seinem bajuvarischen Fischblut in den Adern. Ah, Bursche, du hast mich heiß gemacht mit deinen Reden! Weshalb hetzest du mich so zu Gewalt? Was hast du davon?"

„Will dir's wohl sagen, Patrone: ganz offen! Im

Frieden bring' ich's hier zu nichts: da kann ich nicht, wie drüben an der Garonne, dir zeigen wie nütz, wie unentbehrlich ich dir bin. Abenteuer, wildes Streiten sind der Boden, aus dem allein mir Gewinn aufwuchert: Beute, Lust, Lob für mein rasches Schwert! Und du? Du bekommst das blonde Kind auch nicht in die Arme ohne schroffsten Rechtsbruch. Frauenraub! Darauf steht . . ."
„Im Frieden! Ja! Aber es kann ja auch," — und hier blitzten die schwarzen Augen, — „Fehde auflodern zwischen uns Faganos und den Ackerern da unten an der Alz. Dann greife ich mir das süße Ding als Beute, dann ist sie meine speergefangene Magd und mein ist ihr Leib und ihr Leben." „Gewiß!" lachte der Wale. „Und deshalb . . ." „Deshalb darf der Rechtshandel um den Rosseschaden, der heute vor das echte Ding kommt, nicht in Frieden enden, wie sicher die beiden Tugendweisen, der Ohm und der Richter, raten werden, sondern Fehdegang statt Rechtsgang soll entscheiden. Das hab' ich längst geplant." — „Und ich — hab's geahnt. Aber ich wollt' es hören aus deinem eignen Munde, Patrone!" — „Schweig — gegen alle! Schau, dort auf der Höhe ragen schon die Firste der Arninge, der trotzigen Dörfler. Ah, bald sollen sie in roten Flammen stehn. Und bei Hausbrand verschwindet mancherlei: Mensch, wie Tier, wie Habe. Komm, Nantine, laß die Rößlein springen! Sie sollen's einmal sehen, diese Ackerschnecken, was reiten heißt. Ihre Gäule sind ja nur elende Angernager. Drauf, Nachtelb!" Und in rasendem Jagen, wie zu feindlichem Überfall, sprengten die Reiter gegen das friedlich im Morgenschein liegende Dorf.

II.

Einstweilen hatten sich allmählich an der Dingstätte schon viele der Markgenossen eingefunden.

In einem weiten, gegen den See geöffneten Halbkreise waren die Dingschnüre gezogen, an Speeren oder auch an mannshohen Haselstäben; außerhalb dieser Umhegung, zumal gegen das Dorf hinab, den Hag hinunter, hatten Weiber, Kinder, Unfreie sich aufgestellt, oder auf dem Rasen gelagert.

Unter der mittelsten Eiche war nun vor dem Altar der hohe Stuhl des Richters aufgestellt, er gewährte den Blick nach Osten: noch war er leer. Arno stand im weitfaltigen dunkelblauen Richtermantel, den weißen, der Rinde entschälten Stab in der Hand, neben Iso, seinem Rechtweiser, der den Dingspeer und den Dingschild trug; die Dinggenossen standen nach Sippen gegliedert — daher alle Faganos beisammen — innerhalb der Umschnürung um den Richterstuhl her: das Gewoge der Stimmen glich dem Summen eines Bienenschwarms.

Eine Weile noch wartete Arno, sah nach dem Wipfel der Eiche empor, winkte dann Iso und beide schritten nun zu dem Richterstuhl: Arno ließ sich auf ihm nieder. Der Fronbote, ein Freigelassener des Richters, stieß den Speer rechts von ihm in den Rasen, hing den runden Schild daran und that mit einem Steinhammer uralter Überkommenschaft drei dröhnende Schläge auf das Erz.

Nur ein wenig hob jetzt Arno den Stab: — sofort verstummte das Gewoge der Stimmen.

Nun wandte sich der Richter an Iso und fragte: „Sage mir, du Weiser des Rechts, und weise, ist dies der

rechte Tag, die rechte Stunde, der rechte Ort für die Markgenossen des Untersees, zu hegen und halten von Rechts wegen ein Echteding? Weise mir das Recht der Mark!"

Feierlich hob Iso die Rechte: „Ich weise das Recht, wie bestens ich weiß, so helfe mir Forasizo: dies ist der rechte Tag: ein Tag des Eru, dreißig Nächte nach dem letzten ungebotnen Ding: die rechte Stunde, da die Sonne den Wipfel des Dingbaums küßt: der rechte Ort: auf dem Eichenbühl unter der Dingeiche oberhalb der Seebrücke." — „Und wer ausbleibt von dem Ding?" — „Wer ausbleibt ohne echte Not, zahlt fünfzehn Solidi Wette dem Richter." — „Weise mir, Rechtweiser, das Recht: wie soll ich halten das Ding?" — „Als ein echter Richter: niemand zu Gunst, niemand zu Gram, niemand zu Lieb, niemand zu Leide, wissend, daß du richtest vor Forasizos Angesicht und aller Götter. Gelobe zu richten nach der Gerechtigkeit, nicht nach Geldgier. Geldgier greift dem Gesetz an die Gurgel." — „So gelob' ich bei diesem meinem Stabe." Und er legte feierlich die Rechte auf dessen Griff, der in eine geschnitzte Hand auslief. „Und wenn ich unrecht richte?" — „Und wenn du unrecht richtest, sollst du's doppelt vergüten und dem Herrn Herzog vierzig Goldsolidi büßen." — „Und also sei's. So lege ich das Märkerding offen, verbiete Rede sonder Richters Urlaub, verbiete Scheltwort, Streitwort, Waffenzücken, gebiete Schweigen, Zucht und Rechtsgehorsam: bei des Ostgaugrafen Bann gebiete ich Dingfrieden. — Nun sind Eintrachtsachen und Streitsachen an das Ding gebracht. Welche muß ich zuerst verhandeln, Rechtweiser?" — „Eintracht geht vor Streit." — „Wohl, so thun wir zuerst nach dem Begehr des Fagano, der Schatzwurf werfen will. Hier, außerhalb des Dingkreises, stehen zwei Unfreie

von ihm, Slovenen, bei dem letzten Streifzug jenseit der Landmark von ihm speergefangen: er will sie beide frei geben und will sie dann die Ehe schließen lassen nach Volksrecht. Denn er lobt sie als treu und willig. So kommt nun ein in die Schnüre und du, edler Fagano, tritt vor."

Die beiden braunen Menschen, er in ein Wolfsfell, sie in Lammfell gehüllt, schlüpften, strahlend vor Dank und Freude, unter den Schnüren durch, warfen sich vor dem Fagano auf die Kniee und reckten ihm auf der flachen Rechten je einen Denarius hin, ohne ein Wort zu sprechen; der Fagano schlug jedem der beiden die Münze aus der Hand: „Losgekauft seid ihr, Zwentopluck und du, Dowina, aus meinem Eigentum: ich schenk' euch den Kaufpreis, leset ihn auf." Das ließen sich beide nicht zweimal sagen und eilig schlüpften sie, Hand in Hand, wieder hinaus.

„Dann hat sich Truchtwalt, Sohn des Truchtlacho, gemeldet: er ist aus des Vaters Hofwehre geschieden, er hat sich eine Hofstätte gerodet mit schallender Axt: — nicht heimlich: die Axt ist ein Rufer, nicht ein Dieb! — in dem Alzwald und er will sich heute hier vor den Markgenossen verloben mit Berthfrida, der Tochter des Berahto, der ist des zufrieden. Tretet vor." Der Jüngling, das Mädchen und dessen Vater schritten nun vor den Richterstuhl: der junge Truchtwalt sprach: „Ich hab' einen Hof, so will ich ein Weib. Ich zähle dreißig Jahre: Berahto will mir die Tochter geben: die Mundschaft lös' ich ihm ab: ich biete dir hundert Solidi und zwanzig Rinder nach deiner Auswahl, bist du's zufrieden?" — „Ich bin's zufrieden und binnen Jahr und Tag führ' ich sie dir als Frau ins Haus: und der Brautwagen soll hoch beladen sein: denn — man weiß es in der Mark! — reich ist der Berahtinge Hof und Habe." „Ihr alle, Markgenossen," sprach der Bräu-

tigam, „seid der Verlobung Zeugen: hier ist ihr Finger beringt“ — er schob ihr einen Bronzering an den vierten Finger der Rechten: da fiel der Richter ein, — „nun ist die Braut dir bedingt.“ Darauf streifte sich Truchtwalt den Schuh vom rechten Fuß und stellte ihn vor ihr nieder: errötend that sie das gleiche und hob das schmale Füßlein und stellte es in seinen Schuh, darin es fast verschwand: Arno aber sprach, den Stab über ihr Haupt reckend. „Nun trat die Traute dir schon in den Schuh: mit zwiefachem Zwang dir bind' ich die Braut.“ Fröhlich schieden die drei aus dem Dingkreis.

„Da ist,“ fuhr der Richter fort, „Hariger, des Harlacho jüngster Sohn: er und sein Vater verlangen, ich soll ihm die Schwertleite gewähren: komm, jung Hariger, weise hier vor den vielen, was du in den letzten Wochen mir allein gezeigt von deiner Waffenreife.“

Ein schöner blondlockiger Jüngling, fast ein Knabe noch, stürmte feuereifrig vor den Richterstuhl: Iso reichte ihm den Speer: hastig ergriff ihn Hariger: „Gebt Raum! Gebt Raum!“ rief er den Umstehenden zu: auf starke Speerwurfweite war außerhalb des Dingringes an einem der vordersten Waldbäume ein kleiner Reiterschild, mit sieben ehernen Ringkreisen geschmückt zugleich und gefestet, angebracht: weitaus holte der Knabe: scharf zielte er und lang: sausend flog die Lanze: klirrend fuhr sie durch den mittelsten Schildring in den Stamm.

„Nicht übel, wahrlich,“ sprach der Fagano, „für diesen Wurf schenk' ich dir . . . .“ „Ich nehme nichts von den Adalingen!“ rief Hariger mit einem Blick auf seinen Vater, der beifällig nickte. Nun reichte jenem der Fronbote einen Schild und ein stumpfes Schwert ohne Spitze: der etwas ältere Sohn des Rimisto trat, gleich gewaffnet,

vor und bei sechs Gängen, das heißt sprungweisen Angriffen, wehrte Hariger viermal dessen Schlag ab und traf selbst zweimal den Gegner. „Genug!“ rief Arno von seinem Richterstuhl herab. „Die Markgenossen haben's gesehen. Hariger, des Harlacho Sohn, ist der Volkswaffen reif und wert. Wer widerredet? Kein Mund. So reiche ich dir Schwert, Speer und Schild: du legst sie fortab nicht mehr ab, auch in den Hügel folgen sie dir nach und nach Walhall. Trage sie mit Ruhm und Sieg für die Deinen.“

„Weiter,“ fuhr Arno fort, „hat Hemmfrid, des Hemmo Sohn, seinen Hof bei dem Kleinsee dem Fagano verkauft und will ihn heute dem Käufer auflassen durch Stab, Gras und Erde. Tretet vor.“

Der Adaling und ein ärmlich gekleideter älterer Gemeinfreier erschienen nun vor dem Richterstuhl und der Verkäufer sprach mit trauriger Miene: „Ich rufe die Markgenossen zu Gesamtzeugen! Euch aber, Nachbarn, Pellwich und Halfing, zu Sonderzeugen“ — hier faßte er die beiden nächststehenden Gemeinfreien am Ohrläppchen und zog daran — „ich ziehe euch am Ohre zu Zeugen, wie ich dem Fagano meinen Hof, der Hemminge altes Allod, mit Wunn und Weide, mit Wasser- und Waldrecht an der Almännde, mit Herde, Holz und Habe, mit Eigen und Almen auflasse zu eigen. Und sind die Marken, wie ihr alle wißt, im Aufgang das Ufer des kleinen Schilfsees, zu Mittag, da wo man es nennt ‚im Thale‘, gen Niedergang bis zu der großen Buche — die ist noch mein gewesen, trägt meine Hausmarke — und gen Mitternacht bis an die Mitte des Binsenmoors, das zur andern Hälfte dem Pellwich gehört.“ „Wir kennen den Hof und seine Markzeichen,“ sprachen die beiden am Ohre Gezogenen. „Wohl,“ mahnte der Richter, „nun laß auf.“

Mit einem Seufzer holte der Verkäufer aus seinem Wams ein etwa handlanges Stäblein von Erlenholz hervor, in dessen Rinde die Rune H (— ᚺ —) geschnitten war: der Käufer öffnete sein Wams an der Brust und Hemmfrid legte mit einer Art von Wurf das Stäblein in das Wams: „Wie dieser Stab, so ist mein Hof nun dein geworden. Und wie dieser Rasenstreif und diese braune Scholle und dieser Buchenzweig, die ich dir hier reiche, so sind meine Wiesen, meine Kornäcker und mein Waldgut nun dein eigen. Ach, sie waren solang in der Hemminge Hand!" Er trat zurück, das Haupt gesenkt. „Morgen," sprach der Richter, „werde ich mit den Zeugen, dem neuen und dem früheren Eigner und dem Fronboten das Grundstück umschreiten, den Käufer einweisen und nach dem Hirseopfer für die Hauselben, ihm Friede wirken."

Da rief eine rauhe Stimme: „Richter, gieb mir Urlaub zur Rede."

Arno winkte Gewährung mit dem Stabe und Harlacho sprach, die Worte hastig hervorstoßend und wilde Blicke auf die Adalinge werfend: „Volkskundig ward nun, allen bekannt, der Verkauf des alten Freiguts. Aber nur wenigen ist kund der Grund, aus dem Hemmfrid der Greis die Scholle der Väter hat hingeben müssen. Sein Sohn Hemmovich ist ein rascher Jüngling: er hat, gereizt durch freche Zunge, am Hof zu Regensburg einen freien Saalfranken erschlagen. Das Wergeld beträgt zweihundert Solidi. Das sollten die Hemminge zahlen oder den Sohn dem Erben des Erschlagenen in Knechtschaft übergeben. Der Alte hat nicht den zehnten Teil davon an Habe. So muß denn Eigen und Erbe dran. Und der Adaling? — Hei, der griff gierig zu! — Wie immer, wenn er den weiten Grundbesitz seines Hauses noch mehr ausdehnen

kann: es ist lang durchdachte Absicht darin: sie kaufen uns aus, wo irgend sie können, jede Not unsrer Wirtschaft machen sie sich zu Nutze. Das ist der Edelinge Edelsinn."

Rot vor Grimm im Gesicht trat er zurück: drohende, zornige Rufe wurden laut unter den Freien.

„Schweigt im Ding!" gebot der Richter. „Wer reden will, frage an bei mir." Da trat, Worturlaub heischend, der Fagano vor und, einen stolzen Blick auf Harlacho und jene Rufer werfend, sprach er: „Ich wußte nichts hiervon. Hemmfrid, komm her. Ich gebe dir den Hof zurück. Öffne den Brustlatz . . . —" — „Ich kann nicht, edler Fagano. Du hast ja lang vorausbezahlt — ich habe die Solidi schon hingegeben. Wie soll ich sie dir je ersetzen?" — „Ich schenke sie dir, das versteht sich. — Ihr aber da drüben, hütet eure Zungen, eh' ihr wieder die Edelinge unedler Gesinnung zeiht." Und er schob dem Alten das Stäblein in das Wams und warf ihm Rasen, Erdscholle und Baumzweig wieder zu.

Nun erschollen in raschem Umschlag Beifallsrufe, auch unter jenen, die soeben gemurrt und die Stimmung wäre noch viel günstiger geworden, hätte nicht Ragino das Wort erbeten und, verächtlich die Lippen aufwerfend, gerufen: „Wundert dich das, Oheim? Niedrige Geburt zeugt niedrigen Sinn und wer gemein — ob auch ‚gemeinfrei' — sieht auch bei Bessern nur Gemeines."

Brausend, drohend entlud sich nun der Zorn der Geschmähten, mit Mühe, beschwichtete sie der Richter.

„Für dieses Scheltwort, Adaling, straf' ich dich um dreißig Solidi Richterwette. Ich werde sie verteilen unter die, deren Ernte der Hagel zerschlug. Die Eintrachtsachen sind geschlichtet, nun mögen die Streitsachen gerichtet werden. Es ist nichts geschehen seit dem letzten Markding,

was Klage an den Richter gebracht hätte auf Wergeld oder Buße, niemand ist gemahnt oder gebannt, noch ist gar Fehdegang — den die Götter verhüten mögen! — gedroht.

Denn einen Zweifel des Immenrechts habe ich, mit des Rechtweisers Beirat, leicht in Güte geschlichtet. Wulfhari, dem Freigelassenen des Riezilo von dem Rizilaerehof, war ein Schwarm aus dem Bienenkobel entflohen und hatte sich auf den großen Ebereschenbaum auf dem Neubruch des Heigilo bei dem Berahtastein eingehaust. Wulfhari war ihm nachgelaufen mit brennendem Scheit und eherner Axt, hatte Feuer angemacht unter dem Baum, den Waisel durch den Rauch zu verscheuchen, und dreimal mit der Axt an den Stamm geschlagen. Zornig lief Heigilo herzu und wollte dem das wehren und den ganzen Imp als sein Eigen verlangen, den der Frilaz allmählich mit klingender Kuhschelle zurückrief in seinen Kobel. Aber ehe sie klagten, gingen sie mit mir zum Rechtweiser und der sprach: „Binnen drei Tagen mag der Impvater seine Immenbrut wieder holen aus fremdem Baum mit feuriger Fackel und hallender Hacke, aber nur mit stumpfem Stoß. Und Wulfhari schwor bei Donar, dem der Rotbeerenbaum geweiht ist, er habe nur mit gewendeter Axt, nicht mit beißendem Beil geschlagen. Da haben sie sich vertragen, — Wulfhari hat ihm in Güte sieben Waben geschenkt. Aber der Rechtweiser verlangt, daß ich die Sache hier auf dem Mallberg vorbringe, damit die Märker dies Immenrecht billigen. Ihr haltet's für Recht? Ja, ruft ihr, alle? So ist es denn Markrecht. Und ein paar andere Dinge, die da übel hätten verlaufen mögen, haben die guten Götter in Frieden beigelegt durch des edeln Fagano friederatend Wort."

Da hob der die Rechte.

„Der Adaling ist der nächste zur Rede," rief der Richter mit dem Stab auf ihn deutend.

„Nicht mein Verdienst war's," sprach der. „Und wie's unadelig ist, unverdienten Tadel hinnehmen, so noch mehr unverdientes Lob einheimsen sonder Einspruch. Nicht mein, unseres Richters Zuspruch hat die Fehde verhütet unter zwei Geschlechtern: um geringer Ursach willen waren sie in Streit geraten: die Stöttinge im Stottohof, im Osten, und die Burginge, Burgramns Enkel, zu Burgham, im Westen des Sees, um den Lachsfang an dem Ausfluß der Alz: auf rasches Wort war rascher Schlag gefolgt: nahe drohte, daß Männerblut floß — um Fischblut! Denn in der Hitze des Zorns hatten sie sich hinweggesetzt über jene Markdingsatzung vom vorigen Herbstding, die Arno vorgeschlagen. Da hat der Richter — ich half ein wenig nach — den Hadernden die Thorheit dieser Fehde dargewiesen. Wir überzeugten sie, sie möchten sich vertragen, ohne daß man eine der Sippen der Feigheit zeihen könnte: denn gleichviel Speere zählen beide und gleich starke Arme, diese Speere zu schwingen; dort drüben stehen sie, versöhnt, nebeneinander. Dankt eurem Richter!"

Jene beiden, aber auch viele andere im Halbkreis riefen: „Heil Arno, heil dem Friedewart!"

Der aber erwiderte: „Dankt lieber dem Fagano, der in anderem Zwist nicht nur Worte, der freigebig, wie dem Adel ziemt, sein Gut spendete, den Frieden zu erhalten. Blut war geflossen im Jagdstreit zwischen denen vom Thietboldberg und den Ischilos um einen erlegten Auerstier, das heißt um das Recht, im Alzwald, über die Buchenleite hinaus, zu jagen. Hohe Buße verlangte da Thietbold: denn es war nicht nur Aderkratz, Gliedscharte, Beulenschlag oder Balgberstung, was nur sechs Solidi kostet, sondern ein Knochensplitter war ihm aus dem Beine geschlagen, so

schwer, daß ihn die Zeugen auffallen hörten, wie er über die vier Ellen breite alte Walenstraße geworfen ward in einen ehernen Schild: ja, der Fuß war verkürzt, so daß er über dem Rasen nachstreifte. Wie nennt einen solchen Hinker das Recht der Bajuvaren, Rechtweiser?" — „Taustreifling! Und darauf stehen dreißig Solidi." — „Die konnte Ischilo nie aufbringen, und Fehdegang drohte. Der Fagano erfuhr's und zahlte aus seinem Gut die Buße: — das war Adelthat."

„Aber die Wette an den Richter, den neunten Teil der Buße" — nahm der Fagano das Wort, „wer zahlte sie? Ich bot sie an: — aber Arno zerbrach einen Halm vor meinen Augen und verzichtete. Das war Richterthat."

Wieder riefen die Hörer laut Beifall.

Als der verrauscht war, flüsterte Ragino seinem Mariskalk ins Ohr: „Ist ja ganz rührend! Gleich küssen sich die beiden Tugendwettläufer. Aber wart! Ich werf' ihnen bittere Schlehen in ihren süßen Musbrei!"

„So ist," fuhr der Richter fort, und der Ausdruck seiner Züge ward ernster, „nur Ein Rechtstreit heute zu verhandeln. Die Klage Harlachos im Weidicht wider Ragino den Adaling um Saatschaden. Doch ich vertraue, gutem Zuspruch, — drüben wie hüben, — wird es gelingen, auch diesen Zwist zu begleichen." Er warf einen bedeutsamen Blick zu dem Fagano hinüber zu seiner Rechten, den dieser mit kaum merklichem Neigen des Hauptes erwiderte. Aber von links her aus der Reihe der Freien scholl ein lautes trotziges: „Nein! Das hoffe nicht! Daraus wird nichts!"

„Nachbar Harlacho," verwies Arno ruhig, aber streng, „du sprachst sonder Richters Urlaub: in gehegtem Ding. Ich büße dich nach dem Recht um einen Solidus. Kannst

du dies Urteil schelten? Du schweigst? So hast du dich verschwiegen. Nun rufe deine Klage."

Da drängte und schob sich von links her der Geahndete durch die dichten Reihen: es war eine derbe, vierschrötige Gestalt, kürzer, gedrungener als die meisten, den dicken Schädel von einem dicken Wust zottigen, brandroten Haares umstarrt wie von einem Wollvließe, während der wirre, rote Bart, wenig gepflegt, vom Winde gezaust ward; ärmlicher als der andern war seine Gewandung, ein viel geflicktes Vließwams hielt ihm, statt stattlichen Wehrgurts der andern, ein altes Senknetz um die magern Hüften zusammen und statt des Kurzschwerts stak darin eine wuchtige dreizinkige Wurfgabel zum Lachsstechen im Seeeis, eine furchtbare Waffe. An seinen nackten, tiefbraunen, mit rotem Haar dicht bewachsenen Oberarmen glänzten nicht, wie an vieler, ein Breitring oder ein schlangenförmig gewundener Schmalreif aus Bronze; den alten Mantel, dem das Seewasser längst jede bestimmte Farbe ausgewaschen, hielt ihm über der linken Schulter nicht eine Spange, nur ein starker Zweig des Schwarzdorns zusammen.

„Nichts von Begleichen!" schrie er mit heiserer, vom Zorn erstickter Stimme, „keinem Zuspruch halt' ich still, so wenig wie der wütige Wisent. Mein Recht will ich, mein ganzes vollgerüttelt Maß, von der übermütigen Brut, die bei jedem Schritt den Fuß so hoch hebt, als solle er auf die Köpfe der Freien treten. Mein Recht von diesem Ragino: — er soll mir nicht entrinnen, wie weiland meinem Vater der seine! Wißt ihr's noch, ihr ältern unter den Märkern, — erzählt's den jüngern! — wie weiland Faganwalt, der Faganing, der auf den Höfen um den Inn saß, meinem Vater, den er beim Hechtfang im Adelwasser traf, westlich vom breiten Schilficht, auf offenem See mit dem Kurzbeil den Boden des Plattschiffs zer-

schlug? Elend mußte mein Vater ertrinken: denn der Adaling fuhr in seinem Einbaum mit seinen Gefolgen lachend davon."

Grollendes Murren durchdrang die Reihen der Freien, zumal dort, wo die fünf Söhne des Fischers und dessen Magen beisammen standen.

„Das war das alte strenge Recht wider die Fischwilderer," sprach Arno. „Erst nach dieser Anwendung ward's durch Märkersatzung aufgehoben. Übrigens bot dir der Thäter, — unverpflichtet! — auf seines Bruders Mahnung, das volle Wergeld für den Toten. Du schlugst es aus." — „Soll ich die Seele des Vaters, die der grünzahnige Neck hinab in die Binsen zog, im Geldgurt umhertragen? Nein! Ich lasse mir meinen Haß nicht abkaufen und nicht meine Rache: die Stunde kommt." „Aber hübsch langsam, scheint's," höhnte Ragino und warf dem Richter einen Solidus in den Schos. „Da, Markrichter, die Buße für die urlaublose Rede."

Während die Gefolgen Raginos und manche der Adalinge lachten und unwillig Gemurmel von links her drang, blieb Arno ruhig, öffnete den Mantel, der seine Kniee bedeckte und ließ die Münze klirrend zur Erde fallen. „Für diesen kecken Unglimpf, diese Dingverachtung fordere ich bei dem Ding von Ragino, Faganwalts Sohn, zwanzig Solidi Buße für Forasizos Opferfest. Reckt die Hände!"

Alle Gemeinfreien, auch viele Adalinge, so der Fagano, — ausgenommen die Schar um Ragino, — erhoben die Hände. „Das Bußurteil steht. Nun hebe deine Klage, Harlacho."

„Ich klag' um Schaden, pfandbewiesenen Schaden, durch Ragino, seine Gefolgen und seine Rosse. Ihr wißt: leidig lebt, wer Fische fängt: viel Wind und Wasser werden ihm und wenig Gewinn: ‚für viel Fleiß wenig Flossen' —

's ist ein alter Fischerspruch. Und an Bauland hat der Harlachinge Hof nur wenig Schollen Zubehör, wie an Wiesweide meist schlechte saure Wiesen, neben dem Binsenzipfel: alten Seegrund: — und gar oft, wächst der See groß, abermals überfluteten Seegrund! Denn der Neck giebt nicht dem Land heraus, was er nicht muß. Oder trockener Seesand ohne Nährboden auch nur für Hafer. Seit ein paar Wintern hatte ich mit meinen Söhnen, zwölf Hände zusammen, ostwärts von der Isinge Hof vier Tagwerke, oben auf der Bühlleite nach den Storflingen zu: — fetten Boden! — gerodet mit Feuer: — ihr kennt es als markkundig — guten Weizengrund gab die Asche. Reich gedieh die junge Saat: mich freute es und meine Buben, wogte sie im Frühlingswind: schon sahen wir sie dereinst im Herbstmond in goldnen Ähren wallen, — wann Gott Frô auf dem goldborstigen Eber über sie hinreiten werde, befruchtend, nicht schädigend durch des Tieres Tritt. Sorglich hatten wir die liebe Saat eingehegt gegen weidend Vieh der Isinge und der andern Nachbarn durch einen hohen Zaun von festem Pfahlwerk: am Eingang warnte ein Strohband, jedem Eindringenden die Pfändung drohend. Und ich hatte Frô sein Goldferch dargebracht gegen Hagelschlag: allein gegen Adelbosheit hatte ich nicht geopfert!"
„Hüte dich, Frechling!" knirschte Ragino; aber sein Freigelassener mahnte: „Getrost, Patrone. Großes Maul macht kleiner Stich stumm."

„Gar oft ritt dieser Ragino da zur Jagd in den Bannwald bei uns vorüber mit seinen zuchtlosen Gasinden und Barskalken: sie sahen uns an der Arbeit wie wir uns mühten im Schweiße. Freche Hohnworte warfen sie über den Pfahlzaun. Einmal — ich stand im Einlaß — klopfte der Faganing seinem Rappen den Hals und rief, des Tieres Kopf über die Wehre richtend: — ‚Freu' dich, Nachtelb,

da wächst dir Fraß. Schwer schwitzt der Ackerfurcher: — für dich!“ Meine Söhne schalten: — ich achtete sein nicht. Aber ein paar Nächte darauf, als wir bei klimmender Sonne zu der Arbeit hinaufgingen, fanden wir den Zaun niedergebrochen, zerrissen und zerstreut das Strohbündel, den Wiff, an der Thüre, den Zugang von Pferdehufen zerstampft, die Ettergerte, die den oben zusammenschließt, zerhackt, und — — abgeweidet, bis an die Wurzeln, zertreten die ganze Weizensaat!“

Grollend, drohend brauste es durch die Reihen zur Linken des Richters.

„Da es in Einer Nacht geschehen, mußte es ein ganz Geschwader von Gäulen gewesen sein: wir durchsuchten nach einer sicheren Spur für den Beweis für andre — wir Harlachinge wußten freilich den Thäter! — in dem ganzen Gehege: endlich fanden wir im hintersten Grunde, von den Führern beim raschen nächtlichen Aufbruch vergessen, eine der schwarzen Schandmähren.“

„Ah,“ flüsterte Ragino, „edler denn du zehnmal ist das Roß.“ „Also dort,“ klagte sein Mariskalk leise, „dort verblieb Helhengst, den wir seither so bitter vermißt!“

„Das Tier war von aquitanischer Zucht. Ich nahm's sofort in Pfand, den Beweis zu sichern, den Unschuldeid auszuschließen. Seine Haut trug die Hausmarke Raginos: ihr kennt sie alle, Märker! Frag' ihn, Richter, ob er die Marke verleugnet?“

Arno winkte: Ragino sprach, den Helm mit den Geierfedern zurückwerfend: „Ich meine, sie kennen weithin den trabenden Wolf und fürchten ihn; zumal die Schafe.“

Seine Gasinden lachten: Fagano wehrte ihnen mit erhobener Hand.

„Sage, Rechtweiser, darf ich um dieser Ursach willen den Adaling kampflich grüßen?“ fragte Harlacho mit grim-

migem Blick und griff nach seiner dreizinkigen Waffe. — „Nicht doch! Er leugnet ja nicht.“ „Ich würde,“ höhnte der, den Kopf zurückwerfend, „wohl wegen der paar Maulvoll Grünzeug auf den Kampfsand treten? Einen Lohnkämpfer würde ich ihm stellen, einen ehrlosen, an dem sollte er seinen Zorn verkühlen.“ „Also dein Mund ist dessen gichtig,“ fragte der Richter, „daß deine Rosse die Saat Harlachos abgeweidet?“ — „Gewiß! Und gut ist's ihnen gediehen!“ — „Wie gerieten sie hinein. Durch Zufall? Windbruch des Zauns?“ — „Behüte! Der Eschenzaun war gute, feste Arbeit von sechs Männern! Auf mein Geheiß führte mein Marisfkalk hier die guten Gäule hinein zu leckrer Weide. Was braucht der Schollenpatscher Weizen zu fressen? Besser steht das edle Goldkorn zu des Adalings Roß als zu seinem schnöden Wanst. Er kann ja Weißfische fangen! Aber wo — wo birgt der Kläger das Pfand? Her mit meinem lieben Hengst, der solang in seinem Rinderstall den Stank der Kühe schmecken mußte. Her damit! ich löse ihn nach Recht und büße den Schaden, — mit lachender Lust! — weil der Dickschädel, der rote, umsonst sich gemüht. Her meinen Hengst!“ „Da hast du ihn,“ schrie Harlacho grell und flammenrot fuhr ihm der Zorn ins Gesicht. „Da, alles, was übrig ist von ihm.“ Damit griff er in den Mantel und warf ihm eine abgezogene Pferdehaut vor die Füße. „Du Vieh selber! Du hast das Tier gemordet? geschlachtet? gefressen?“ schrie Ragino und fuhr ans Schwert. „O nein! dessen haben wir den Gaul des Faganing nicht gewürdigt. Erst haben wir — meine fünf Söhne und ich — den Gefesselten so lange gepeitscht, bis ihm die Haut in blutigen Fetzen vom Bauche hing . . .“ „Bestia! Bestia canina!“ schrie Nantinus, der in der Wut nur in seiner Sprache schimpfen konnte. „Wir meinten nämlich, wir hätten seinen Herrn

vor uns!“ Da ging ein Schrei des Zorns durch die Adalinge: viele davon sprangen vor, auch einer der Hachilinge, aber Fagano zog sie am Arme zurück. — „Dann banden wir der verendenden Mähre die vier Füße zusammen und warfen sie in den See, daß sie elend ersoff.“ „O die Hunde!“ grollte Ragino. „Lecker hätte sie wohl geschmeckt, — nichts essen wir lieber, als jungen gesunden Hengstes Fleisch! — Aber was dir gehört, dem Gott opfern und als Opferschmaus verzehren, — nein! Das war des Adalings Tier nicht wert. Jedoch die Haut mit der Marke haben wir dem Aas abgestreift, da liegt sie dir zu Füßen.“ Sprachlos vor Zorn umgriff Ragino mit beiden Händen den Wehrgurt, sich vor dem Waffenzücken zu hüten. Da sprach der Richter: „Die Marke ist volkskundig, der Beklagte thatgeständig. Da braucht's kein Urteil zu finden; es fand sich selbst. Ist's nicht so, Rechtweiser?“ — „So spricht das Recht der Bajuvaren.“ — „Wie hoch schätzt Harlacho den Wert des Weizens? Wie hoch Ragino das Pfand? Das durfte der Pfänder nicht töten! Ist's nicht also, Rechtweiser?“ — „So spricht das Recht der Bajuvaren.“ Harlacho rief: „Acht Stunden weideten die Gäule. Wert war mir die Saat. Ich verlange hundertsechzig Solidi: — der Adaling selber kostet ja nur zweihundertdreißig, wenn ihn einer erschlägt. Und ich wünsche: hätten doch nie die Götter — Frô war's ja wohl! — das verfluchte Roß geschaffen, der hochmütigen Adalinge hochmütig Gleichnis. Den Pflug führt das geduldige Rind ebenso gut und besser. Hel schlinge alle Rosse hinab!“ „Sie haben euch doch schon oft herausgerissen,“ sprach der Fagano leise vor sich hin, „wo euch kein Fußkämpfer mehr hatte helfen mögen. Verwünscht sie nicht!“ „Und wie hoch wertest du das Pferd? Schätze es laut im offnen Ding!“ fragte der Richter. „Das will

ich," sprach Ragino scharf, aber verhalten. „Ein Adalroß ist mehr wert als ihr Harlachinge alle sechs miteinander: einer von euch gilt hundertsechzig: so schätze ich den Helhengst auf das siebenfache: auf elfhundertzwanzig Solidi." Da brach ein wildes Tosen los unter den Freien, das der Richter mit Mühe dämpfte. „Neffe Ragino, meistre die Zunge! — Harlacho, wohlan, ich werde die hundertsechzig Solidi zahlen und meinem Neffen den Wert des Hengstes, — aber nach Schätzung unsrer Sippe — und so den häßlichen Zank begraben." „Nein!" schrie Harlacho. „Nein, Ohm!" rief Ragino. — „Nur von dem Neffen nehm' ich die Buße!"

„Nur wenn Harlacho mir einen seiner Söhne ausliefert, daß ich ihn peitsche, wie sie mein Roß gepeitscht, bin ich zufrieden."

Abermals brach wilde Empörung unter den Gemeinen aus: — zusehends wuchs die Erbitterung, stieg die Gefahr blutigen Zusammenstoßes.

„Und wenn dieser — unmögliche! — Rechtsgang versagt," fragte Arno, „was dann?"

„Fehde! Fehde! Fehdegang!" schrieen zuerst hüben Harlacho und die Seinen, auch der junge Isanbert, die gewaltige Faust ballend, und drüben die meisten der Adalinge. „Ja, Fehde," sprach Harlacho, „grimme Todfehde der ganzen verhaßten Geierbrut. Richter, ich heische das Handmehr. Und — hörst du! — vergiß mir ja nicht den weisen Beschluß, — du selbst hast ihn ja verlangt —! daß fortab zwar nur das Mehr die Fehde beschließen, nicht eine Sippe sie ansagen kann, daß aber an der so beschlossenen Fehde alle Sippen, auch die dawider die Hand erhoben, teilnehmen müssen. Ich frage dich, rechtskundiger Iso, — ist das Markrecht?" Mit einem betrübten Blick auf Arno sprach der: „Das ist — seit neun Monden

— Markrecht. ‚Arnos Weisheit‘ nannten wir damals den Schluß.“

Der Richter schloß einen Augenblick, vom Weh überwältigt, die Augen: er sah bei der wild aufgehetzten Stimmung links und rechts das Ergebnis der Befragung voraus und erkannte mit Schmerz, wie er sich durch seinen eignen in der Absicht, alle Fehde zu verhüten, durchgesetzten Vorschlag gezwungen hatte, an der ihm abgerungnen Fehde teilzunehmen.

„Nun wohl,“ frohlockte Harlacho, „so mag der Richter denn heute zuerst die Früchte seiner Weisheit ernten! Ich verlange das Handmehr, sag' ich, Richter! Willst du deines Amtes nicht walten, so räume andern den Stuhl.“ Traurig zögernd sprach Arno: „Wer diese unselige, götterverhaßte Fehde will unter den Markgenossen, der hebe die Hand!“ Augenblicks fuhren fast alle Hände in die Höhe. Frohlockend fuhr Harlacho fort: „Ah, da braucht's kein Zählen! Endlich soll sich das Eisen im Blut der Hochfärtigen baden! Wie viel lieber als den Lachs werd' ich den Adaling spießen!“ Er riß die scharfe Stechgabel aus dem Netzgürtel und hob sie drohend gegen Ragino. „Hund,“ rief der zurück, „ich greife dich lebendig und Hand und Fuß zusammengebunden, ersäuf' ich dich wie du mein gutes Roß.“

Da brach's los von beiden Seiten. „Fehde! Fehde! Fehdegang!“ Waffen blitzten: die Ergrimmten sprangen widereinander.

„Halt! Schweigt,“ scholl da eine alles überdröhnende Stimme. „Nieder die Waffen!“

Der Richter war aufgesprungen vom Stuhl, er stand mitten zwischen den Tobenden, hoch über ihren Häuptern schwang er seinen weißen Stab, warf ihn dann vor sich nieder und rief: „Der Dingfriede ist gebrochen! Noch Ein

Wort und ich zerbreche diesen Stab und banne euch vor den Herzog, daß der euch friedlos lege."

Ehrfürchtig wichen die Gemeinfreien vor ihrem Richter zurück, aber Ragino und seine Gefolgen senkten noch die Waffen nicht; Nantinus zückte einen spitzen welschen Dolch wider Arno: da trat der Fagano an dessen Seite, legte ihm die Rechte auf die Schulter und deckte ihn so mit dem eignen Leibe. „Zurück!" rief er. „Die Klingen in die Scheiden! Schämt euch, ihr Edeln, vor den Gemeinen. Sie folgen rascher dem Recht als ihr!"

„Aber die Ehre, Ohm!" trotzte Ragino. —

„Ehre? Pflichttreue — über das äußerste Maß der Pflicht hinaus; — das ist Ehre, Neffe. Gehorche!" Und der Heißblütige barg übermeistert das Schwert und trat zurück, desgleichen seine Trucht. Nun bückte sich der Fagano, hob den Stab auf und reichte ihn Arno: „Nimm ihn wieder zur Hand, den Stab, den keine Hand so würdig trägt wie deine."

Hoch erhob ihn Arno und nahm wieder auf dem Stuhle Platz: „So ist sie denn beschlossen, die Fehde! Was bedeutet das Wort? Tote Männer und brennende Firste und zerstampfte Saaten! Und um was? Um ein paar Weizengarben und ein Roß!" „Nein, um die Ehre!" rief es rechts. „Nein, um den Haß," schrie es links. „Zum Glücke beginnt," fuhr Arno fort, „alsbald die heilige Friedenszeit Frau Berahtas: heute, bei Frührot, fuhr ihr heiliger Wagen auf breitem Schiff vom Lindeneiland ab, und umsegelt so alles Uferland des Sees. Solange ruhet aller Streit, die Waffen werden geborgen: den Schrecken Hels geweiht ist, wer Kampf reizt in diesen Tagen. Und ich frage dich, Rechtweiser, wer hat nach des Untersees Markrecht den Beginn der Frist zu setzen?" „Der Richter vom Eichending," sprach Iso. „Das ist der

Märker Recht." — „Wohlan: so eröffne ich die Friedensfrist, sobald der Dingschild hier den Boden streift." Im selben Augenblick sprang er auf von dem Stuhl und schlug mit seinem Stab den Speer samt dem Schild nieder. Klirrend schlug der Erzschild auf. „Das Ding ist gelöst." Er stieß den Stuhl um: „Der Dingfriede erloschen, Berahtas Friede aber hat schon begonnen: er währt einundzwanzig Nächte: des gedenkt auf dem Heimweg: und der strafenden Göttin gedenkt." „Ein weiser Einfall zu rechter Stunde!" sprach der Fagano. „Deine Hand, Richter, wir wollen fest zusammenstehen." — „Das wollen wir: denn wahrlich! es thut not. Edler Fagano, tritt unter mein Dach, sein geehrtester Gast!"

III.

Es war schon spät am Tag, als der Gast und der Wirt sich von dem runden glänzend weißen Ahorntisch erhoben, auf dem sie das einfache Mahl genossen, — allein; denn die beiden Töchter hatten die Halle verlassen, nachdem sie auf die Tischplatte ein von Arntrud gewebtes, zierlich rot gesäumtes Tuch gespreitet und das schlichte Hausgeschirr aufgesetzt hatten: die Bierkrüge aus gebranntem Thon und die irdenen Fleischschüsseln; der einzige, schön henkelige Erzkrug — für den Met — war ein Stück alter Römerbeute. Am Weine gebrach's: den bezogen nur die Adalinge aus dem Etschthal.

Freundlich hatte der Gast die Rechte auf den Scheitel der Kleinen gelegt: „Hast du auch, Krausköpflein," fragte er, „mitgeholfen am Braten?" — „Will's meinen! Sonst

wär' er nicht so gut worden! Hab' Trudis geholfen beim Begießen. Der Wildeber will trinken." — „Weißt du aber auch, warum für den Dingstag Wildeberfleisch sich ziemt?" — „Freilich! Es mahnt an der Götter Schmaus."

„Ein klug Kind, wohl gelehrig und wohl belehrt."

„Ja aber . . ."

„Willst du wohl schweigen?" drohte mit dem Finger der Vater, dem Unheil ahnte. „Sprich nur! Du siehst, der Vater hat's erlaubt." Er hatte ihm den erhobenen Finger herabgebeugt.

„Wenn die Götter und die armen Helden, da oben — die sind gar hungrig, mein' ich, weil sie immer Kampfspiele spielen! — Tag um Tag nichts als Schweinefleisch bekommen? Ich könnte das nicht so oft hinunterwürgen! Warum sind sie nicht schon lang auf die Erde herabgestiegen? Da könnten sie doch bald bei dir vorsprechen, bald bei uns?" Der Fagano lachte: „Du junger Fürwitz!" Dann schloß er ernst: „Götter und Göttinnen wandern gar oft über die Menschenerde. Auch in meiner Halle haben sie schon gegastet vor alters." — „O, zu uns kommen sie auch. Die sind nicht stolz, wie dein schwarzer Neffe. So ist Frau Berahta im Traum der Trudis hier erschienen und hat ihr deinen . . . Ja, was ich sagen wollte, wo steckt Adalfrid? Lange hab' ich ihn nicht mehr gesehn. Sonst war er immer um die Wege hier."

„Ja," fiel Arntrudis ein, die lichten Augen voll aufschlagend, und dem Gefragten frei ins Antlitz schauend: „wo ist er, der Liebe, Gütevolle? Fehlt er, so ist's, wie wenn der Sonnengott zu Rüste stieg hinter den Westerwäldern! Er versprach mir doch, als er mir das Vöglein brachte, — da haben wir ihn zuletzt gesehn! — er wolle

bald wieder kommen. Der Nachtsänger singt so schön, so heiß, so eigen! — Wo ist Adalfrid?"

Unfreundlich zuerst hatte der Vater des so warm Vermißten die Brauen in die Höhe gezogen. Allein unter dem Eindruck dieser vollsten Unbewußtheit des eigenen so reinen Gefühls schwand gar rasch das Gewölk und er erwiderte ernst, aber ohne Strenge: „Mein Sohn ist fern. Im Palatium zu Regensburg." „So? Was hat er denn aber da zu suchen?" meinte das Kind. „Nun — vielleicht eine Braut!" Scharf sah er Arntrudis in die Augen: der Vater warf einen besorgten Blick auf seine Tochter.

Arntrudis jedoch strahlte vor Freude und rief sofort: „O, das ist prächtig! Das ist recht! Gewiß ist sie elbenschön — wie er selbst! — So muß seine Braut sein! Wie freu' ich mich, ihr den Kranz zu flechten aus meinen liebsten Bergblumen: Speik, Marbel und Madaun! Und auch Rosen haben wir im Gärtchen, noch von des Secundus Eltern her. Die streue ich ihr bei dem Brautlauf."

Die beiden Männer betrafen sich dabei, wie jeder verhohlen des andern Miene prüfen wollte.

Aber die Kleine war unzufrieden: „O je! Wenn er eine Frau hat, bringt ihm der Adebar gleich viele, viele Kinder. Und dann spielt er mit denen und kommt gar nicht mehr zu uns." „Das wäre hart," sprach Arntrud ganz langsam nachdenklich vor sich hin: und in ihre Augen traten Thränen." Ihr Vater sah's — wie der Gast — und rief: „Nun fort mit euch! Wir haben noch zu reden." Und aufspringend öffnete er die Thür und schob beide hinaus. „Dein Kind ist rein und hold wie ein Sonnenstrahl," sprach der Gast innig. „Möge ihr Lebenspfad sonnig bleiben! Und er wird es. Es ist im Thale wohnlicher als auf den Höhen." — „Ja; jedoch manche Seele erfüllt ein Gott mit Sehnen nach den Höhen." Der

Edeling schüttelte das Haupt: „Berg und Thal haben die Götter selbst geschieden. Sie sollen nicht zusammen kommen.“

„Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen: — so geht ein alter Spruch in unsrem Volk.“ — „Wohl! Und so wird denn mein Sohn zusammenkommen mit der ihm gleichgebornen Braut: des Langobardenkönigs Tochter.“ — „Trägt sie schon seinen Ring?“ — „Bald wird er ihn ihr anstecken zu Ticinum. — Wir beiden aber, wir wollen, wie besprochen, treu zusammenstehen, die glimmenden Funken dieser unsinnigen Fehde auszutreten, bevor sie in Flammen auflohen und euch verbrennen — wie uns. Bändige du deinen wüsten Nachbar, ich werde meinen wilden Neffen zügeln. Was darüber hinaus geht an Wünschen, . . . — das muß schweigen. Der Edle, — wie der Richter! — nicht für sich sollen sie wünschen: für die Mark, für das Volk. So hat mein Sohn zum Beispiel jene Königstochter nie gesehen: — aber er wird sie zur Gattin nehmen. Denn er wird einsehen, wieviel der Langobarden Freundschaft für unsere Südmark wert ist. Nicht für uns leben wir, wackerer Richter, für andere. Leb' wohl. Du meinst es gut. Hab' Dank für — — für alles.“

Als der Fagano sich in den Sattel schwang, sah er von fern, wie an dem offenen Fenster ihres Schlafgemachs Arntrudis saß, die Hände im Schoß: die Nachtigall vor ihr im Käfig sang ihr glühend Lied: das schöne Mädchen lauschte, in Träumen und Sinnen versunken. „Ein wunderhold Geschöpf, bei Berahta,“ dachte der Alte, „man muß ihr gut sein — von Herzen gut, ja von ganzem Herzen! Aber — es geht nicht!“

Viertes Buch.

I.

Ein paar Tage darauf schnitten am Vormittag Harlacho und seine Söhne Grummet auf einer ihrer Wiesen nördlich von Harlachos Hof am See, nahe der hier vorbeiziehenden Römerstraße.

Auch die Isinge hatten hier „Grasfelder", „Eigenweiden": sie erstreckten sich gen Norden bis an den dichten Urwald hin; auf diesen Weiden ließ zu der gleichen Stunde Iso, der Angrenzer, seine Knechte das Gras sicheln; er selbst, der Behäbige, fast Reiche, legte nur Hand an, wann er unterweisen, bessern wollte.

Wie die Sonne höher stieg, heißer brannte, machten die Fleißigen alle kurze Rast auf dem schmalen Rain, der beider Nachbarn Eigen trennte: ein mächtiger alter Birnbaum ragte hier: eine römische Hand hatte dereinst den Wildling veredelt und so die kleinen, herben Früchte genießbar gemacht. Auf der Ostseite des Stammes war die Hausmarke der Harlachinge, ein Lachs, eingeschnitten; auf der Westseite das Hauszeichen der Isinge, eine kurze Eisenstange selbst in die Rinde gefügt. Unter dem Schatten des breitastigen Grenzbaums lagerten die Müden: er reichte für alle.

Die Harlachinge hatten, ihren Durst zu löschen, nur

das Wasser zur Hand, aus dem nahen Waldquell, aus dessen Fassung in einen gehöhlten Baumstamm aufgefangen in einem Thonkrug. Als der jüngste Sohn, Hariger, der vor kurzem erst wehrhaft gesprochene, gierig den Krug zu Munde führen wollte, wehrte ihm der Vater stillschweigend, nahm ihm das Gefäß aus der Hand, sprengte ein paar Tropfen auf die Wiese und sprach dazu feierlich:

„Immer im Anfang, ehe
Du deinen dörrenden Durst,
Den lechzenden, löschest mit linder Labe, —
Immer erst andachtvoll
Spende und spritze, sprenge und sprühe
Den gnädigen Göttern, den Gebern des Guten.
Denn wo Gutes es giebt, — da ist es göttergegeben!
Dröhnender Donar,
Des untadligen Ackerers, des emsigen, Ahn
Und schützender Schirmer,
Und du, freudiger Frô, unser Freund, du Fördrer der Frucht,
Sichert die Saat, hebet die Halme, wahret den Wieswuchs,
Wie wir euch weihen
Vor allen den Erstling
Der lieben Labe.“

Und nun erst trank der Vater und reichte den Krug Haribaud, seinem ältesten Sohn. Einstweilen war zu seinen Knechten, die im Osten des Markbaums lagen, Iso herangetreten und hatte mit den Nachbarn Gruß und Handschlag getauscht.

„Wo ist Isanbert?“ fragte Harigilt, der zweite der Harlachinge. — „Er ging vor Tagesgrauen zu Holze dort in den Nordwald.“ „Was ist mit dem Buben?“ forschte Harlacho ernstlich. „Er ist nicht recht, mein' ich. Schon lang! Nicht recht gesund.“ Der Vater versuchte zu lachen, aber die harten Züge überzog's wie Gram. „Der? Der Isanbert? Hei, bärengesund ist er. — Aber

ihr habt nur Quellwasser, der Moosweiblein Gabe. Kommt her! Andres sollt ihr trinken. Wir wollen's nicht besser haben: denn wir sahen's, ihr habt schwerer geschafft als wir. „Ja," meinte Harlacho, „wo der Knecht fehlt, keucht der Herr selbst."

Iso winkte einem seiner Unfreien: der hob aus dem schattigen Geäst eine hier an den Henkeln angeseilte schöne Amphora herab, wertvolle griechische Arbeit von feinstem Thon; vor etwa hundert Jahren hatte der Isinge Ahnherr das Beutestück aus der halbverbrannten Villa des Priesters des Jupiter Bedaius davongetragen. Die Vorderseite zeigte in schwarzen Strichen auf dem tiefen Braunrot Paris, der eben Aphrodite den Apfel überreicht hatte.

„Wer mögen die Zwei sein?" staunte Harvich, der vierte Sohn; er lag bäuchlings im Grase, den Kopf auf beide Ellbogen stützend, nun erhob er ihn etwas.

„Sind ganz nackig. Wie zwei Frösch. Das Dirndl könnte mir gefallen," meinte Hariwalt: sie waren Zwillinge und hielten in allen Stücken gar fest zusammen. „Das siehst du doch!" erklärte überlegen sein ältester Bruder Haribaud, „hat ja den Apfel; ist Idun." — „Aber der andere, — wer ist das?" — „Frag' ihn. Wird schon einer sein."

Der junge Hariger sprach, zu Iso gewendet: „In eurem Haus, das heißt dem alten, steinernen, das euer Ahn den Walen abgenommen hat, ist im großen Saal, im Fußboden eingelassen, ein ähnliches Bild aus lauter kleinen bunten Steinen: da stehen drei Frauen vor einem Mann auch mit einem Apfel; Äpfel müssen die Walenfrauen gar gern gegessen haben, scheint's."

Iso begann nun ebenfalls aus der Amphora ein paar Tropfen zu sprengen auf sein Feld: stark würzig roch es aus dem schmalen Kurzhals: er sprach dabei:

„Biedre Biene,
Frau Berahtas braunes, brummendes,
Flinkes, fleißiges Vöglein,
Vor allen emsig und eifrig,
Ohn' Ermüden, des Ackerers echtestes Urbild,
Dank dir, dank, daß du
Das Honighöslein dir häufest,
Auf daß der Imker, emsig
Gleich dir, die goldige Gabe gewinne,
Die sämige, süße
Des mundenden Mets!
Berahta, beut und bereite
Blumen und Blüten
In freudiger Fülle
Deiner braunen Bienen
Beflügeltem Völklein,
Bewahre sie vor dem brummigen Braunen,
Dem breitbrüstigen Bären!
Auch wir schützen sie schirmend
Im wilden Winter
Und teilen dann treulich
Mit ihnen die Ernte
An weichem Wachs
Und häufigem Honig."

Jetzt erst trank er selbst und reichte den Krug Harlacho hinüber. „Nun, Nachbar," meinte er mit prüfendem Blick aus seinen klugen Augen auf den eifrig Schlürfenden, „manche Nacht ist hingegangen seit deinen hitzigen Worten im Märkerding! Soll wirklich um ein paar Roßmäuler voll Saat ...." — „Du weißt: es ist nicht um das, 's ist um den alten Haß: der muß einmal herausfahren. Dein Sohn ist ganz auf meiner Seite — aber schau, dort kommt er daher — aus dem Holz. Was trägt er über der Schulter? Ganz schwer trägt er!" „Das ist," rief Hariger aufspringend — „ja, bei Donar! Das ist ein Bär. Und was für einer — wie sonst zwei."

Isanbert, nicht sehr schlank, aber breit und stiernackig, kam von dem Waldsaum langsam näher, oft stehen bleibend, keuchend unter seiner Last. Nun war er heran: er ließ das mächtige Tier von seinem Rücken zur Erde gleiten: schwer plumpte es auf, mit dumpfem Fall; er reckte, hoch aufatmend, beide Arme mit geballten Fäusten in die Luft. „Da, Vater! Da ist die Bärin, gegen die du gestern den Schutzspruch sprachst, weil sie uns sechs Schafe zerrissen. Ich dachte, ich helfe dem Sprüchlein ein wenig nach. Kann nie schaden. Und ich wollte den Wildhonig aus der Hohleiche am Moosbühl nehmen: da hatte vor kurzem — ich wußte es — Immenbrut eingebäumt. Ich wollt' ihn den Mädeln des Richters sichern: sie schlecken ihn gern. Da mußt ich früh aufstehn. Denn die Bärin hatte den Honig gewittert. Sie pirschte sich gestern schon gerad drauf hin. Ich fand ihre breite Spur im Moose."

Die Männer traten nun alle hinzu und betrachteten das erlegte Ungetüm. „Hei, sie hat nur eine Wunde!" — „Einen Schwertstich." — „Mitten ins Herz!" „Sicher war die Hand," sprach Harlacho nachdrucksam, „die diesen Stoß gestoßen." „Wo ist dein Speer?" fragte Iso. „Hat sie ihn dir zerspellt?" — „Ich ließ ihn zu Hause. Nahm nur das Kurzschwert mit; wollt' sehen, ob's so nicht auch geht."

Traurig, aber schweigend schüttelte der Vater den grauen Kopf.

„Aber wie ging's? Verzähl'!" mahnte abenteuergierig der Knabe Hariger. — „Ging leicht. Fand sie schlafend. Im dunkelsten Dickicht. Nicht weit vor der Hohleiche. War wohl auf der Spur nach dem Honig gewesen. Weckte sie mit ein paar Steinwürfen. Sollte nicht hinterher sagen, ich habe sie im Schlafe beschlichen und ermordet. Grimmig scheltend fuhr sie auf, sah mich und nahm mich

an. Sie stellte sich hoch. Sie kam gegen mich mit greifenden Pranken. Sie brummte arg dazu. Ich sprang vor, stieß ihr die Klinge ins Herz und sprang zurück. Tot fiel sie auf den Rücken. Gebt mir zu trinken."

„Höre, Bub'," meinte Harlacho, das Untier musternd, „ich bin nicht bang: — aber das thu' ich dir nicht nach." „Einen Finger breit daneben," sprach der Vater vorwurfsvoll, — „fiel sie nicht gleich tot, warst du zerdrückt." „Warum thust du so was?" forschte Harlacho.

„Weiß nicht. Ich muß. Es treibt mich was um. Die Zeit ist so lang bis die Fehde beginnt. Aber dann!" Er bog den rechten Arm. „Hoffentlich beginnt sie gar nicht," meinte sein Vater. „Aber wenn, — was dann?" „Dann," schrie der Sohn plötzlich auf, „erwürg' ich ihn ... ohne Waffe! Ich reiß' ihn vom Rappen und erdroßle ihn — so." Er warf sich ins Gras.

Die Männer fragten nicht, wen er meine.

„Die Götter, der Fagano und der Richter werden's verhüten. Und auch ich." „Auch du, Vater? Gut, ich brauche keine Fehde dazu. Treff' ich ihn noch einmal, wie vor ein paar Tagen, um den Bleichanger der Mädchen spürend wie der Fuchs spinnt auf das Haselhuhn, — dann . ." die Wut erstickte ihm die Stimme. „Ja, ja," meinte Harlacho. „Ich sah ihn auch vorgestern, wie er an Arnos Hof vorüberreitend, — ganz im Schritt! — sich hoch hob in den Bügeln und über den Zaun hinweg die Jungfrau mit seinen heißen, frechen Blicken verschlang. Hätt' ich nicht Berahtas Frieden gescheut . . .!" „Eia," lachte Haribaud, „den mag sie nicht, den Schwarzkopf. Aber der andere, der Blonde! Willst den auch drosseln, Bertlein?"

„Nein. Den mag ich — beinah — selber! Kein Wunder, daß er ihr besser gefällt als ... nun, eben als

wir andern. Sie ist fein. Und er ist's auch. Und wir . . . wir sind . . . wie der Bär da!" meinte er mit bitterem Lachen. „Bei dem Opferschmaus der Ostara war's. Wie zierlich und flink führte der Schlanke die Schlanke! Ich wollt' es ihm nachmachen, da fiel ich hin. Er — er lachte nicht: er reichte mir die Hand, mich aufzuheben. Ich sprang allein auf. Da sah ich, wie sie lächelte: nur ein wenig. Es ließ ihr hold wie, alles. — Es gefiel mir, obwohl das Auslachen mir galt. Und dabei hätt' ich schreien mögen! Ah, komm Fehde! Mich verzehrt's. Es brennt da drinnen wie fressend Feuer."

II.

Allein es schien, der Wunsch des starken Isanbert sollte unerfüllt bleiben. Das wohlmeinende und verständige Zureden der Vermittler blieb nicht ohne Einfluß: nur wenige der Freien beharrten unversöhnlich: der Richter hoffte, vor Ablauf des Festfriedens eine Mehrheit zu gewinnen, die den Fehdebeschluß aufhöbe und beiden Streitenden einen billigen Vergleich aufzwänge. Auch ward Adalfrid in Bälde zurückerwartet: — er hatte, — das wußte man, — das Palatium zu Regensburg verlassen und auf dem Rückweg die Höfe der benachbarten Huosi und Drozza besucht: man wußte, wie eifrig und wie wirkungsvoll der Allbeliebte zum Frieden reden werde.

Ein paar Tage nach Erlegung jenes Bären saß Arno nach Sonnenuntergang nachdenksam auf der Bank, welche die Vorderseite seines Hauses umzog; es dunkelte schon stark: so erkannte er nicht gleich einen in langsamen schweren Schritten von der Alz her die Höhe Heransteigenden.

„Du bist es, Isanbert? Was willst du?"

„Fragen. Und dann — bitten. Ist's wahr, daß morgen deine Kinder auf deinen Meierhof im neuen Gereut, zu Chradoald, deinem Freigelassenen, fahren wollen, dort bei Frau Biltrud die Kräuterweihe zu feiern?" — „Ja. Wie alle Jahre. — Warum?" — „Wer begleitet sie?" — „Niemand. Secundus — seltsamerweise! — ist immer noch nicht zurück; die andern arbeitrüstigen Knechte müssen Gras schneiden auf der Hochleite drüben. Arntrud versteht ganz gut, die Wagengäule zu lenken." — „Der Wald ist dicht. Der Weg ist weit. Sie können kaum vor Nacht zurück sein. Laß mich mitreiten."

Arno zog die Brauen zusammen. „Nicht doch, Nachbar. Dein Vater hat schwere Arbeit im Eichenbusch an der Alz: alte Eichenstrünke auskesseln, — da braucht er jeden Arm, zumal deinen starken."

„Bitte, laß mich sie begleiten!" — „Ist ganz unnötig. Sicher ist's in der Mark: der heilige Festfriede schützt die Mädchen wie ein goldner Schild, den die Göttin selbst über sie hält."

„Gut Nacht, Richter!" Er war im Dunkel verschwunden.

Bald nach Sonnenaufgang fuhr von dem Arninghof der leichte Leiterwagen, der sonst beim Einbringen des Grases diente. Die Mädchen hatten ihn mit Laubgewinden und Blumen geschmückt, auch der beiden muntern und frommen Braunen Zaumzeug, Mähne und Schweif mit roten Bändern und Schnüren umflochten, denn: „festlich fährt man zu Feste".

Fröhlich lachend kletterte die Kleine, den helfenden Arm des Vaters verschmähend, in das Innere des offenen Gefährts, während Arntrudis sich ins Vorderteil niederließ

und, alsbald die Rößlein mit lautem Zuruf und leisem Schlag der langen, schwanken Gerte, der vorn ein paar grüne Blätter belassen waren, zu schnellem Traben antrieb.

„Fahrt flink," rief ihnen der Vater nach, „und Wuotan walte eures Weges."

Der war nun nicht zu verfehlen und war gut: denn es war die alte Römerstraße, die von Salzburg nach Augsburg führte. Der feste starke Bau hatte einesteils von selbst diesen hundert Jahren erfolgreich widerstanden, andererseits hatten die nächsten Höfe ihn leidlich fahrbar erhalten durch Entfernung der darauf stürzenden Baumriesen des Urwalds und Ausjätung des Buschwerkes, das auf ihm wild zu wachsen anfing: war es doch weit und breit der einzige bequeme Fahrweg.

So war es denn eine rasche und freudige Fahrt durch den frischen Sommermorgen.

Reicher Tau glitzerte auf dem Gras an den Gräben neben der Straße, die Sonne drang machtvoll von dem wolkenfreien, tiefblauen Himmel durch die Äste der hohen Eichen und Eschen, Buchen und Tannen, die Vöglein, Goldamsel zumal und Walddrossel, sangen laut im Innern des Gehölzes: alles war friedlich und fröhlich. Die Kleine plauderte viel, während die Schwester schweigsam vor sich hinblickte. Ungeduldig fragte das Kind, da die Gegenrede oft ausblieb: „Aber Trudis, woran denkst du denn immer?" — „An den Weg. Und an die Gäule. Wie sagte der Vater, als er den Wagen schirrte? ‚Der Schiffer schweige, der Fuhrmann fasle nicht viel: wohl wahr' er des Weges.'" — „Deswegen brauchst du aber doch nicht zu seufzen. Oder doch sehr, sehr tief zu atmen. Ich will dir sagen, an was du mehr denkst, denn an den Weg, von dem du doch nicht leicht herunterpurzeln kannst bei hellichtem Tage: die Straße läßt dich nicht los! — Du denkst jetzt

im Wachen an den, von dem du so oft im Traume sprichst."
„Ja, an Adalfrid," nickte sie ohne Zögern. „Es ist schon gar so lange her, daß er uns verlassen hat. — Viele, viele Wochen!" — „Aber sie sagen, er sei zurück vom Herzog. Kiemo, der neulich im Adalhof war, das fällige Gras von der Heualm zu bringen, soll ihn dort gesehen haben, wie er zu den Huosi abritt. Ist nicht hübsch, daß er noch gar nicht bei uns war." — „Vielleicht hat er die Braut schon mitgebracht. Möchte sie sehen! Wunderbar muß sie sein . . . Da! Was scheust du, Leichtfuß? Was fuhr da vor uns über den Weg?" — „Ein Has! Ein Has! Dort rennt er waldein!" — „Übeln Angang acht' ich, den Hasen, den hurtigen Hüpfer," sprach Arntrud, die Zügel anziehend und die Pferde zum Stehen bringend.

„Wächter der Wege, waltender Wuotan,
Wende weit hinweg
Uns alles Unheil."

Und sie fuhren weiter.

„Horch!" mahnte Arnhild, „da! hinter uns! Hörst du nichts? Schon manchmal meint' ich . . ., aber das Rollen der Räder auf der harten Straße übertönte es." „Ich höre nichts," meinte Arntrud; sie sah um und lauschte. „Ja, jetzt ist's wieder still. Auch seh ich nichts hinter uns, bis an die Wegebeuge dort im Osten." — „Was, meintest du, sollte es sein?" — „Der Hufschlag — eines Pferdes, — das uns — ganz von fern — folgte." — „Es ist doch nichts. Vorwärts, lauf Leichtfüßlein, und du, Lichtmähne." Und wieder ging's munter voran.

„Weißt du, auf was ich mich am meisten freue dort bei den Reuthofleuten? Auf die Hohlküchel! Frau Biltrud füllt sie lecker mit Honig." — „Und ich auf ihr herzig Kindlein. Ich gab der Kleinen meinen Namen." — „Und

die Bernsteinkette der Mutter dazu!“ — „Sollt' ich Namen geben, ohne Gutgabe? — Sie zählt jetzt drei Jahre. Lieb ist sie! Dürft' ich doch so ein Kindlein hegen und pflegen: — aber ein eigenes!“ — „Ja aber! Da müßtest du doch erst im Frauengurte gehen. Und ein Ehegatte ...“ — „Nein doch! Braucht's nicht. Secundus hat erzählt, seine Göttin — oder doch Halbgöttin, halt so ein saliges Fräulein, — die gewann — Jungfrau — ohne Gemahl, einen herrlichen Knaben.“ — „Ja, ja, ich gedenke. In Taubengestalt flog über sie ein Gott. Nun, Tauben hättest du ja. — Aber unsere Mutter starb darüber, wie mich der Adebar — nicht eine Taube! — brachte, so klagt der Vater. — Schau, Trudel, die Blume, die da links aus dem feuchten Graben wächst — viele beisammen — die soll heilkräftig sein wider allerhand Weh.“ — „Jawohl, das ist Jungfrau Minte. Oder sie war es doch.“ — „Ja aber! Ein Kraut war ein Mädchen?“ — „Gewiß. Eine fleißige Schnitterin war sie, und verschmachtete einsam auf dem Stoppelfeld: sie kam zu sterben vor Durst, ihr letztes Gebet an die Erntegöttin, Frau Harche, war, sie möchte doch nach ihrem Tode immer Wasser, Wasser trinken dürfen. Da verwandelte sie die Göttin in diese graublaue Blume, die nun immer wachsen darf, wo sie Wasser trinken mag.“ — „O du weißt so viele schöne Kunde von den Kräutern und Blumen und Vögeln. Woher?“ — „Die hat mir Frau Biltrud im Reuthof erzählt bei gar vielen Festen der Kräuterweihe, wie wir sie heute feiern.“ — „O, erzähle bitte, alles, alles.“ — „Allmählich, ja. Höre einmal von der armen Wegewarte, die auf ihren Verlobten wartete, der mit dem Heerbann des Herzogs ausgezogen war und nicht wiederkam mit den andern; sie harrte und harrte Tag und Nacht: hoffend gegen Hoffnung saß sie am Wegerand, wo sie ihn zuletzt gesehen. Alle verlachten sie, aber

sie wich nicht, wankte nicht. Sonnenbrand, Wind und Regen bleichten ihr Haar, Gesicht und Gewand, daß sie ganz grau ward und ihre Füße schienen festzuwurzeln im Boden. Da erbarmte sich ihrer Freia und verwandelte sie in die graue Wegewarte, die immer noch am Wege sitzt und harrt."

„O das ist gar traurig!" — „Ja, warten ist traurig, sehr! — Vorwärts, Lichtmähne!" — „Aber du weißt auch Lustiges! Wie ist das mit Frauenschuh und Frauenhaar?" — „O das ist hübsch. Da waren zwei stolze Schwestern, Prahllaute und Rühmgerne, Töchter des Königs zu Lamparten, die waren schön: aber noch viel mehr eitel als schön. Und die rühmten sich: die eine, sie habe den kleinsten Fuß, schmaler und höher geristet als Freia, die zweite, sie habe das zarteste Haar, zarter als Berahta. Kaum hatten sie sich so frevelnd erkühnt, standen die beiden Göttinnen vor ihnen."

„Nun und?" — „Standen, sag' ich, vor den Prahlerinnen und Freia wies ihr Füßlein: das war so schmal, es paßte in die Blume Frauenschuh, und Berahta löste ihr Haar und siehe da: es war noch viel feiner als das Gras, das Frauenhaar heißt." — „Das ist gut. Geschah ihnen recht. Horch, da ruft der Kuckuck! Von dem giebt es auch eine Geschichte." — „Ja, ja! Spring, Leichtfuß!" — „Und von der Goldamsel, die da drüben flötet? Die soll ein Königssohn sein. Ein verwunschener. Man kann ihn aber küssend erlösen." — „Und vom Nußhäher, der da drüben scheltend abfliegt? Von Herrn Markwart? Der war ein Wilderer und muß nun immer des Waldes warten."

„Und von der Agalaster, die da schätternd vom Baume steicht?" — „Schön Agalaster war nur ein Fischerkind. Aber sie hatte von allen die wunderweißeste Haut. Sie

wettete, sie sei weißer als Frau Ostara selbst: Wuotan sollte entscheiden und Frau Ostara schlug den Schleier zurück: da war ihre Stirne weiß wie Mehl. Aber schön Agalaster deckte den Nacken auf: da war der so weiß wie das Glöcklein, das da zufrühest am sonnigen Waldsaum sprießt, noch bevor der erste gelbe Falter fliegt. Und entschied dann Wuotan, Kind Agalaster sei weißer. Da ergrimmte Frau Ostara, besprengte sie mit Wasser und rief: ‚So bleibe denn weißer als ich: aber nicht am ganzen Leibe! Und immerdar sollst du picken nach allem was glänzt.‘ Und ward da Kind Agalaster zur Elster, wenig weiß, viel schwarz und nach Glänzendem pickend.“

„Das mußt du mir alles noch genauer erzählen.“ — „Gern, aber das Schönste ist doch das Traurige: — von der Wegewarte. — Seltsam! Bin doch nicht seine Braut.“ — „Wessen?“ — „Nun, seine: Adalfrids. Aber am liebsten möcht' ich auch am Wege sitzen und auf ihn warten, warten bis er wiederkommt! Oder bis ich nichts mehr wüßte von mir und ihm! — Allein ich meine, die Rößlein gehren nun auch nach Wasser, wie Jungfrau Minte. Da rinnt in dem Graben vom Waldrand her ein silbern Wässerlein! Komm! Spring ab! Wir setzen uns zu kurzer Rast ins hohe Gras, — schau, wie schön die Farnwedel! — dieweil die Braunen trinken. Der Schatte der breiten Buche deckt uns zu. Dort, weiter vorn — siehst du? biegt die Straße scharf nach Westen ab. Hier ist Halbwegscheide.“

Alsbald saßen die Schwestern nebeneinander jenseit des Straßengrabens auf dem Wiesgrund unter den ersten Bäumen und labten sich an der Milch und dem tiefschwarzen Roggenbrot, die Arntrud in einer Zinnkanne und einem Binsenkorb mitgeführt. — Auf einmal wieherte auf der Straße einer der Wagengäule, hoch den Kopf von

dem Rinnsal hebend und scharf auswitternd. Sofort antwortete ein andres Wiehern. „Hörst du?“ meinte Arnhild. „Es ist doch ein Pferd in der Nähe.“ — „Vorher glaubtest du, hinter uns folge eins. Dies Wiehern aber kam von vorn, von Westen. Es war wohl nur der Widerhall.“

III.

Aber es war nicht der Wiederhall.

Eine kurze Strecke vorwärts dem Rastort hielten im dichten Gebüsch, links von der hier steil ansteigenden Straßenbiegung gen Westen, zwei Reiter auf schwarzen Rossen.

Der eine bog vorsichtig das behelmte Haupt aus dem Hollunderbusch, die flache Hand vor die Augen haltend, die blendende Ostsonne abzuwehren: „Beim lodernden Loge, Mantine!“ flüsterte er, „du hattest richtig gespürt. Sie sind's! Und ganz allein. Dafür schenk' ich dir diesen Helm randvoll von Goldsolidi: — sobald ich sie habe!“ lachte er. „Nach diesem Streich müssen wir wohl dies kühle und rechtstrenge Land räumen — auf lange Tage! Bah, ich konnte nicht länger warten. Mich verzehrt die Glut! Und es giebt manchenorts Krieg und Fehde, wo man unsere raschen Rosse und raschen Klingen werthält! Vorher aber will ich mich sattsam des schönen Kindes freuen. Schau nur, ihre weißen Arme leuchten bis hierher! Sie winken mir!“ — „Und die Kleine, Patrone?“ — „Bindest du fest auf den Wagen. Hier, nimm dies Bootseil. Ich hebe meine süße Beute vor mich auf den Sattel und fort saus' ich mit ihr an waldverschwiegene Stätte. Nun drauf und dran!“

Schon setzten die beiden Rosse aus dem Buschicht über den Graben auf die Straße, schon jagten sie blitzschnell auf der Straße, abbiegend nach Südosten, schon hatten sie den Rastplatz der Schwestern erreicht, schon flogen sie über den Graben vor diesen und im Nu hatte Nantinus die Kleine bei beiden zusammengepreßten Handgelenken mit sich neben dem Pferde hin über den Graben auf die Straße gerissen, wo er sie auf den Wagen schwang und, trotz ihres Schreiens und Sträubens, mit dem Rücken an das Leitergitter band.

Arntrudis aber hatte vor Schrecken keinen Laut gefunden, als der andere Reiter mit starkem Arm in raschem Griff sie oberhalb der Hüfte packte und in Einem Ruck vor sich auf den Sattel hob: sie war vor Entsetzen so betäubt, wie damals ihre Taube, die der Habicht schlug. Erst als der Schrei der Schwester an ihr Ohr drang, weckte sie der aus der Betäubung: „Hilfe!“ schrie sie. „Hilfe, Berahta! Helft all' ihr Götter! Hilf, Adalfrid!“ „Hei,“ lachte der Räuber, „der hört dich sowenig wie die da droben. Tobe nicht so, du Süße! Es nützt dir nichts. Mein bist du. Sollst bald lernen, wie süß es ist, mein zu sein!“ Und er beugte das Leidenschaft sprühende Gesicht herab auf das Antlitz des Mädchens, das quer vor ihm über dem Sattel lag, ihr seinen glühenden Kuß auf die Lippen zu drücken. Aber mit beiden Händen stieß sie ihn zurück, daß ihm der Helm mit den Geierflügeln klirrend vom Haupte auf die Straße flog.

„Warte, du sollst das Küssen lernen!“ drohte er zornig und griff mit der Rechten ihre beiden Hände zusammen.

Da schrie Nantinus hinter ihm: „Patrone, sieh dich vor! Ein Feind!“ „Hilf, Adalfrid!“ wiederholte die Gequälte. „Nein,“ rief die Schwester in dem Wagen aus ihren Stricken: „Das ist ....“

„Isanbert!“ schrie der Freigelassene und sprengte einem Reiter entgegen, der in rasender Eile von rückwärts, von Südosten her, nahte. „Ja, Isanbert, ihr Schurken, ihr Mädchendiebe! Ich ahnte recht.“ Sein Speer flog, schreiend stürzte Nantinus aus dem Sattel: der Wurf hatte solche Wucht und Wut, daß die Lanzenspitze im Rücken herausdrang. Schon sauste der Rächer mit geschwungenem Schwert an dem Sterbenden vorbei auf den anderen Reiter los.

Zornig hatte der mit der Linken den Rappen herumgeworfen, nun zog er das Schwert: dabei mußte er den Griff aufgeben, mit dem er die Gefangene niedergehalten hatte: sofort war sie ihm entwunden und vom Pferd geglitten: schon lief sie ihrem Retter entgegen, schon war sie an seinem Pferd vorbei und eilte auf die Schwester zu: sowie sie an Isanbert vorüber war, rief sie: „Dank, treuer Isanbert!“

Da zwang es ihn.

Er mußte, m u ß t e sie schauen in diesem Augenblick ihrer Errettung, ihres Dankes: er wandte sich: er sah ihr nach: — da stürzte er, schwertdurchstoßen, nach vorn aus dem Sattel. „Ah! Arntrud! Flieh!“ stöhnte er im Fallen.

„Nun, Täublein, hat dich der Habicht d o c h!“ frohlockte Ragino und haschte die Fliehende an dem lang nachflatternden Zopfband: das riß und blieb in seiner Faust: ihr Haar flatterte nun gelöst in ihren Nacken, noch ein paar Schritte vorwärts lief sie, da versagten ihr die Kniee: sie hörte das Schnauben seines Pferdes dicht hinter sich, sie fühlte es heiß in ihrem Nacken: „Hilf, Adalfrid!“ schrie sie nochmal und fiel auf das Antlitz nieder.

„Adalfrid?“ höhnte der Sieger und bückte sich tief vom Gaul, sie aufzugreifen. „Ja, wo ist wohl der?“ „Hier ist er!“ scholl es da von oben von der Höhe, von

Nordwesten herab, und in vollem Jagen sprengten drei Reiter von jener Biegung der Straße her auf den blutbesprengten Ort. „Fürchte nichts, Arntrudis!"

Ragino wandte abermals das Pferd: er sah den verhaßten Vetter und zwei Gefolgen heranjagen mit gefällten Lanzen: er sah, der Raub war vereitelt, er selbst bei Widerstand verloren.

Aber er verschmähte die Flucht. „Vor dem Milchbart ausreißen? Vor den Augen seines Liebchens? Nein! Drauf und dran! Helft Teufel, Gott und Loge!" Und in rasendem Anlauf rannte er den Dreien entgegen.

Kurz vor dem Zusammenprall riß er den Gaul, Adalfrid meidend, plötzlich nach rechts, warf durch sein ungleich stärkeres Tier des Gefolgen Pferd über den Haufen, daß sich Roß und Reiter überschlugen, und war bald im hochaufwirbelnden Staub der Straße verschwunden.

„Murdrida! Auf handhafter That heb' ich Gerüfte," rief der zweite Gefolge. Und er schickte sich an, ihm nachzusetzen. „Halt, bleib'," gebot Adalfrid, „er entgeht uns nicht. Helft mir beide, die Mädchen pflegen. Es ist dir nichts geschehen, Arntrud? Auch dir nicht, Kleine?" Er schnitt ihre Schnüre durch. „Aber dort, Isanbert . . . ah — er ist tot! Nun fließt das Blut in Strömen!"

IV.

„Raubio!" — „Mordio!" — „Murdrida!" — „Waffena!" — „Hâra, Hâra!" — „Mordio!" — „Murdrida!" So scholl es laut und wild durcheinander, nachdem der traurige Zug die Gehöfte von Bedaium erreicht hatte.

Adalfrid hatte die Leiche Isanberts auf den Wagen gebettet, die beiden Mädchen auf dessen und des Nantinus Pferde gehoben und mit seinen beiden Gefolgen an das Dorf geleitet.

Hier gebot er den Seinen, mit dem Wagen zu warten, während er mit den beiden Schwestern den Markrichter aufsuchte, diesem vor allen das Geschehene zu berichten.

Arnos Freude, die Töchter gerettet wiederzusehen, ward nahezu erstickt durch die schwere Sorge um den Frieden, um die Leidenschaften, welche die frevlen Thaten — die geplante und die vollendete — des Adalings nun rettungslos entflammen mußten. Sobald er die Töchter unversehrt erkannt, trat er vor die Thür seines Hofes und schlug mit dem Schwert drei dröhnende Schläge an den ehernen Schild, der in der Mitte des Querbalkens aufgehängt war. Alsbald erschien aus der nächsten niedern mit Schilf bedeckten Hütte neben der nun leeren des Secundus sein Altknecht mit Speer und Büffelhorn; er war nach der Freilassung zum Fronboten des Richters bestellt worden: nun gebot ihm der, mit hallendem Horn, mit dem Raub- und Mord-Ruf, von Gehöft zu Gehöft zu eilen, die Märker sofort zum Notding unter der Eiche zu entbieten; dazu übergab er ihm den auf dem steinernen Herdrand verwahrten Heerpfeil, an der Spitze in Blut getaucht und sprach: „Den giebst du ab im letzten Hause des Dorfes, der Empfänger — Harlacho! — trägt ihn sofort, ist er barfuß, ohne sich erst zu beschuhen, in den nächsten Hof außerhalb des Dorfes, der Hofherr wieder zu seinem nächsten Nachbar und so fort von Siedelung zu Siedelung, schleunig, laufend und nicht schreitend, keuchend und nicht atmend.“

Einstweilen befahl er Adalfrid und den Gefolgen, die Leiche, wie sie auf dem Wagen lag, auf die Gerichtstätte zu fahren, die Pferde abzuschirren und dort in der Nähe

mit den Mädchen und den beiden Gefolgen die Eröffnung des Dings abzuwarten.

„Ich kann dich nicht entlassen, Adaling, bevor du Zeugnis gegeben, obwohl heiße Flammen des Hasses dir entgegenschlagen werden. Aber sorge nicht: ich werde dich schützen mit meinem Stab, mit meinem Leibe dich decken." „Mich schützen die guten Götter, mein gutes Recht und mein gutes Schwert," sprach der Jüngling ruhig: hoch hob er das Haupt, daß die langen Adelslocken auf seine Schultern wogten. „Nun geh' ich den schwersten Gang," seufzte Arno, während Arntrudis ihm den Richtermantel umwarf und den Stab in die Hand gab, der neben dem Speer in einer Wandöse stak, — „den Gang zu ... Iso."

V.

Der Pfad von Isos Haus dort auf der Höhe am rechten Alzufer auf die Dingstätte führte an dem Hof der Arninge vorbei.

Als der Richter und Iso an dem Thore der Hofwehre vorüberschritten, blieb dieser stehen und hob die speerbewehrte Faust: die Nachricht hatte ihn jäh wie ein Blitz getroffen, mit grauenhafter Wirkung: die zärtliche, ob streng verhaltene stolze Liebe zu dem einzigen Sohn hatte sich urplötzlich in Haß verkehrt gegen alles was — unmittelbar oder mittelbar, schuldhaft oder unschuldigerweise — den Tod des Starken herbeigeführt hatte: wie versteint war seine Seele, gebannt in das einzige Gefühl der kalten Wut der Rache.

So hob er jetzt die Waffe wider des Freundes Haus

und sprach: „Über diese Schwelle hatte ich gehofft, ihn schreiten zu sehen, Hand in Hand mit der bekränzten Braut: nun haben sie ihn daran vorbeigefahren, bleich und stumm. Und er hätte sie gewonnen, lebte nicht jenes verhaßte Geschlecht. Durch den einen verlor er ihr Herz, durch den andern sein Leben! Auch das thörichte Kind sollte ich hassen, das ihn verschmäht hat um eiteln Glanzes willen: — ich kann's nicht! Kann ihr nicht fluchen! Aber verflucht jenes Geschlecht vom Greis bis zum Säugling! Nicht rasten will ich, bis dieser Speer trieft von der Adalinge Blut. Höret mich, ihr rächenden . . ."

Rasch zog ihm Arno den erhobenen Arm herab: „Nein, hört es nicht, ihr Gerechten! Das redet nicht Iso der Rechtweiser, das redet aus ihm die Raserei der Wut. Wie kannst du alle Faganos dem einen vergleichen? Vielleicht erlebst du selber noch, daß sie nicht — wie du jetzt! — nur an sich selber denken, sondern an das Ganze, an die Mark."

Bitter lachte Iso: „Ah, wenn ich das erlebte, — ich wollte mich versöhnen! Aber dafür ist gesorgt! Selbstisch sind sie alle, nur an sich denken sie. Daher: Rache!" — „Rache ist die blinde Schwester, Recht der hellsehende Bruder: ihn sollte der Rechtweiser anrufen. Hier, an der Rechtstätte suche dein Recht: es soll dir werden."

Sie waren nun an der Eiche angelangt und fanden viele der Dingmänner bereits versammelt: der Notschrei und der Heerpfeil hatte sie gar rasch zur Stelle gebracht, während der Richter den Weg auf die Höhe der Isinge zurückgelegt und dort den Freund allmählich vorbereitet hatte, die grause Nachricht entgegenzunehmen. So war denn der Halbkreis schon dicht geschlossen, in dessen Mitte, gerade vor dem Altarstein, der Wagen hielt, dessen Bodenbrett zur blutüberströmten Bahre des starken Isanbert

geworden war; der Ernst des Todes hatte das jugendliche Antlitz mit seiner stillen Weihe veredelt. Laut auf schrie bei dem Anblick der Vater, beide Arme hoch über dem Haupte erhebend: er ließ den Speer fallen aus der geöffneten Hand: er wollte sich in wildem Weh auf die Leiche werfen, sie umschlingen: — aber plötzlich, hart vor dem Wagen, blieb er stehen und warf den Kopf in den Nacken zurück: „Nein, keine Thräne, Isanbert: — Blut!“ sprach er tonlos. „Richter, walte deines Amtes!“

Arno hatte einstweilen Adalfrid zugewinkt, noch hinter den Bäumen des Waldsaums zu bleiben, wo seine Gefolgen, die Mädchen und andere Frauen des Dorfes standen: er fürchtete für den Dingfrieden, ersah der Grimmige plötzlich ein Glied des verhaßten Geschlechts. Nun setzte er sich auf den Stuhl, über dem der Dingschild im hellen Sonnenlichte leuchtete, und gebot, den Stab im Kreis über die Häupter schwingend, Friede. Alle verstummten, von Grauen in Schweigen gebannt.

„Dinggenossen,“ begann er, „diesmal hab' ich nicht erst um Ort, Tag und Stunde zu fragen: der Notschrei hat euch gerufen zu dem Notgericht. Wollt ihr, daß ich berichte, aus meiner Tochter und — anderer Zeugen Mund, was vor der That geschehen, die wir jetzt richten?“

„Berichte! Erzähle.“

„Heute früh fuhren meine Mädchen auf der großen Straße zu meinen Leuten im Reuthof: sie rasteten am Wege, kurz vor der Straßenbeuge, da sprengte ihnen von dorther entgegen Ragino der Faganing . . .“

Bei diesem Namen ging ein drohendes Grollen durch die Menge.

„Nieder der Neiding,“ schrie Harlacho; aber Iso schwieg. „Mit Nantinus, seinem welschen Frilazz; sie ergriffen meine Kinder. Nantinus band die Kleine auf dem Wagen

fest: der Adaling warf Arntrudis vor sich in den Sattel: er verkündete ihr gierige Gewalt . . .! — — —"

Ein Schrei der Wut stieg auf von den Männern.

„Da jagte von rückwärts — von uns her — ein Reiter heran, Isanbert, des Iso starker Sohn." „Da liegt er vor uns," sprach Harlacho, „in Mordblut!" — „Er hatte mich gestern gebeten, die Kinder begleiten zu dürfen. Ich wies ihn ab, dem Frieden der Göttin vertrauend . . . ." „Der bindet keinen Adaling, wir sehen's!" rief Haribaud. „Er tötete den Frilazz, der wider ihn rannte." „Wo liegt der?" fragte Harlacho. „Wo er fiel: ungerächt, ungesühnt, den Raben zum Fraß;. so will es das Recht. Arntrudis hatte sich frei gemacht, sie glitt aus dem Sattel und lief an dem Erretter vorüber. Nun trafen der und der Räuber zusammen: — wie das geschah, hat kein ander Auge geschaut. Denn meine ältere Tochter floh, ihnen den Rücken wendend, heimwärts, und meine jüngere blickte der Schwester nach. In diesem Kampf erlag Isanbert." „Unmöglich!" schrie Harlacho. „Er war zehnmal stärker." — „Wir werden hören, — schauen! — wie es geschah. An dem Gefallenen vorbei sprengte der Räuber, meine Tochter wieder zu greifen, sie fiel im Lauf nieder auf das Antlitz, schon riß er ihr die Haarbinde ab: — da eilten von der Westbeuge her, von dem Geschrei der Mädchen gerufen, Adalfrid und seine Gefolgen heran, — sie kamen von den Höfen der Huosi: — der Räuber entfloh, mit dem Gerüfte verfolgt. Sie brachten die Kinder und die Leiche des starken Isanbert zu mir. Hier, im offnen Ding liegt der Tote. Dort — außerhalb des Kreises — stehen die Mädchen. Und — die andern Zeugen." „Wie? Was?" schrien viele zornige Stimmen. „Sie sind hier?" Iso öffnete zum erstenmal die Lippen. „Ein Faganing — hier? Wo — wo?" Er hob den Speer.

„Vor dir," sprach der Jüngling, den Umstand zerteilend und in den Dingkreis tretend, hoch erhobenen Hauptes. Iso holte aus zum Stoß — aber sofort senkte er wieder die Waffe. „Nein. Nicht Einer. Und nicht hier: — Alle! — In offnem Kampf! Seit unvordenklichen Tagen weisen wir Isinge das Recht: — Recht will ich, nicht Gewalt." — „Das erste Wort wieder von dem Rechtweiser. — Nun, Nachbar Kiemo, nimm du meinen Platz ein auf dem Richterstuhl — hier mein Stab! — Denn ich werde nun Klage rufen." — „Du? Vor mir? Ich dächte ... — doch du hast Recht: erst kam der Mädchenraub, dann der Mord." „Bewiesen ist," sprach Arno, rechts vor den Richterstuhl tretend, „durch meiner Kinder Mund der versuchte Mädchenraub. Ja, Adalfrid sah's in handhafter That, — er wird schwören gegen den eigenen Vetter — wie der das Haargebind Arntrudens herunterriß."

„Das ist Walchwurf nach der Bajuvaren Recht," sprach Iso. „Darauf allein stehen sechs Solidi." „Wir müssen den Dingflüchtigen," fuhr Arno fort, „nicht erst in seinem Hof an der Mangfall laden vor die Eiche: handhafte That ist wie vor offnem Ding geschehn; mit dem Gerüfte ward er verfolgt. Menschenraub ist Fehdethat. Ich habe die Wahl zwischen Fehde und Buße." „Du hast keine Wahl, bist du ein Mann!" rief Harlacho. „Weil ich ein Mann bin, nicht ein blindwütiger Auerstier, wähle ich nicht die Fehde, sondern die Sühne!" Ein brausender Ruf des Unwillens schlug dem so beliebten Richter entgegen. „Furcht, Feigheit kann's nicht sein!" meinte Harigisil, kopfschüttelnd. „Die Sühne! Weil die Mark der Eintracht dringender bedarf als die Saat des Sonnenscheins und des Regens. Ich verlange die Buße, die das Bayernrecht für Walchwurf, den Giergriff und den versuchten Mädchenraub gewährt. Wie viel, Rechtweiser, beträgt die Buße?" —

„Sechs und zwölf und vierzig Solidi; und vierzig Solidi Wette dem Herrn Herzog!“ „Und deiner Tochter Ehre?“ rief Harlacho. „Die steht höher als im Blau der Morgenstern: — wer mag den antasten? Die ganze Buße aber verteile ich unter den Märkern von geringen Hufen, denen gute Waffen: Brünnen und Sturmhauben zumal und bessere Schilde, bitter gebrechen.“

Da trat Adalfrid vor ihn hin, reichte ihm die Hand und sprach: „Da hört man's: der Gemeinfreie denkt so edel wie der Edelfreie. Welcher Adaling konnte edler thun?“ „Hört ihr's?“ raunte Harlacho seinen Söhnen zu. „Eitel Überhebung, auch wo er loben will! Nieder die Hochmütigen!“

„Ich verzichte auf die Rache, auf daß auch andere verzichten,“ schloß Arno nachdrucksam. „Und,“ rief Haribaud, „soll dann der Faganing unter uns weiter hausen wie der Hapuch unter Arntruds Tauben? Sollen seine verfluchten Rosse unsere Saaten fressen? Soll er das nächste Mal mit besserem Glück nach unsern Jungfraun greifen?“ — „Mitnichten! Der Herzog muß ihn friedlos bannen aus dem Land. Ich habe meine Klage hier geklagt,“ — er tauschte mit Kiemo den Platz auf dem Stuhl, — „nun, Iso, klage du!“ Als der Graukopf vortrat, ging ein Schauer durch die Männer, die in sein vom Weh versteintes Antlitz sahen; er nahm den Speer in die Linke, hob die Rechte gen Himmel und sprach feierlich: „Ich rufe Klage, Klage, Klage! Ich klag' um Mord an meinem Sohn, gemordet durch Ragino den Faganing! Und — Adalfrid den Faganing.“

Ein Ruf der Überraschung, des Staunens, auch wohl des Zweifels, des Widerspruchs ging durch die Menge; aber der Zorn riß die meisten zu Beifall fort. Adalfrid fuhr zusammen wie von giftigem Stich getroffen.

„Mein Sohn," fuhr Iso fort und kaum merklich bebte seine Stimme, „konnte nicht dem Halbwelschen in offenem Kampf erliegen. Er erstach den Bären und trug ihn fort. Ich habe mich bisher enthalten — schwer! — allein nach seiner Wunde zu sehen. Wohlan, Dinggenossen, im offenen Ding, befragen wir die Wunde. Trägt er sie vorn, lass' ich jede Klage fallen. Ward sie ihm aber rücklings gestochen, — dann nieder mit der ganzen Mörderbrut." Und er trat heran zu der Leiche. „Hierher, Richter, hierher Harlacho, Kiemo, — auch du, Faganing, hierher. Seht her, helft mir alle suchen." Er schlug den braunen Mantel zurück, der die Brust des Toten bedeckte: „Schaut her: Antlitz, Hals, Brust, Leib unversehrt: — kein Loch im Wams, kein Blutfleck: nicht stirnwärts ist ihm der Tod genaht. Nun, — greif an, Arno, hilf mir ihn wenden: — er ist schwer! Ah, da seht! Hier — im Nacken, wo Paltar den Todesstoß empfing — da, die blutige, rote Wunde — ein Schwertstich. Nicht im Kampf erschlagen — nein, hört's, ihr rächenden Götter und ihr gerechten Dinggenossen! — hinterrücks gemordet ward mein Sohn: — denn er floh nie."

„Mord! Mord! Rache!" scholl es hundertstimmig.

„Aber," fuhr Iso fort, „auch der andre Adaling, der kecken Muts hier unter uns trat, ist dieses Bluts verdächtig. Mein Sohn focht wohl mit dem einen, der andre stach zu. Kommt mir nicht mit dem Zeugnis seiner Reiter: die Gefolgen verraten den Gefolgsherrn nicht: das wissen wir. Ich klage auch wider ihn." Wohl hob sich Widerspruch, aber er drang nicht durch die Schreie der Wut. „Laß doch sehn," fiel Harlacho ein — „ja, ein Schwertstoß ist's. Entreißt dem Adaling die Klinge: — seht zu, ob sie nicht genau in die Wunde paßt!"

Schon drängten sich seine Söhne gegen Adalfrid, der

ruhig stehen blieb. „Haltet an,“ gebot Arno. „Nicht auf handhafter That gegriffen, nicht mit Gerüfte verfolgt, freiwillig hat Faganos Sohn, so rasch er konnte, wie das Recht es gebeut, die Leiche, die er auf der Straße fand, vor den Richter gebracht: er ist frei, unbescholten, marksässig: er mag sich durch seinen Unschuldseid, durch Eidhelfer verstärkt, von jeder Klage reinigen. Sprich, Adalfried, willst du schwören mit sechs Eidern?“

„Mehr als das,“ rief der Beschuldigte stolz, „ich würde leicht vierundzwanzig, ja, zweiundsiebzig Eidhelfer finden unter den fünf Adelssippen und auch unter Gemeinfreien, daß Adalfrid, Faganos Sohn, nicht eines Falscheides fähig ist. Aber ich biete mehr: ich werde hier sofort, obwohl ich schwören dürfte, das Gottesurteil des Bahrrechts auf mich nehmen.“ Mit diesem Wort schritt er auf die Leiche, die nun den Rücken nach oben gekehrt lag, festen Schrittes zu, zog das Schwert und hielt die Spitze an die Wunde. „Schaut her, allesamt. Viel zu breit ist meines Schwertes Ort für diese Wunde: mein Schwert ist geschmiedet in unsrer Waffenschmiede an der Prien: mein Vetter führt die schmalen Klingen aus Aquitanenland.“

Das wirkte überzeugend — keiner konnte sich der Kraft dieses Beweises entziehen.

„Und nun, Isanbert, starker Isanbert, ruf' ich dich, dich selbst, zum Zeugen an für mich. Du hörst: sie schelten mich deinen Mörder. Wenig Liebe trugst du mir im Leben, aber Falschwort hast du immerdar gehaßt: Isanbert, zeuge für mich in dieser Stunde! Hab' ich dir diese Mordwunde gestochen mit dieser Hand, so dulde nicht, daß sie dich berührt: laß sie nochmal fließen, die Wellen deines Blutes, und färbe rot die Hand deines Mörders.“

Damit stieß er das Schwert in die Scheide und drückte

die Innenfläche der rechten Hand fest auf die Wunde. lang hielt er sie darauf; ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen hielt alle gebannt. Endlich hob er sie auf, reckte sie, ohne sie anzuschauen, aber allen andern sichtbar, vor des Richters Augen in die Höhe und harrte des Ausspruches.

Arno aber sprach laut:

„Das Recht hat gerichtet
Der blutigen Bahre:
Rein, nicht rot,
Hebt er die Hand:
Unschuldig ist er
Der Meinthat des Mordes."

Adalfrid trat an die Leiche zurück: fühlbar war ein voller Umschwung der Stimmung zu seinen Gunsten eingetreten. „Ich biete," sprach er, „in unsrer Sippe Namen jede Sühnbuße, die verlangt wird, die Fehde zu meiden: — ihr alle wißt, nicht aus Furcht wird das geboten."

„Hörst du das Geprahle, Iso?" schrie Harlacho. „Um wieviel ist dir dein Sohn feil? Wie viele Solidi der Adalinge willst du in deine Halle tragen und auf den Platz legen, wo Isanbert neben dir saß, daß der Anblick der Münzen dir den Gemordeten ersetze? Hundertsechzig billigt dir ja das Bajuvarenrecht zu, nicht? Sprich doch!"

Iso antwortete ihm nicht, aber nach einem langen Blick auf Adalfrid sprach er zu Arno: „Die Klage gegen diesen hier ist gefallen. Und nun heische ich vom Richter Urlaub, meinen Sohn, nachdem er im offenen Ding stummes Mordzeugnis gegeben, zu bestatten. Und ich bitte ihn, daß er mir aus seinem Wagen das blutige Brett als Leichenbrett belasse, den Toten darauf zu bergen und die erste Erdscholle mit dieser Hand darauf zu werfen. Aber vorher vernehmt alle, was ich als Sühnebuße fordre, soll ich

auf die Fehde gegen das ganze Geschlecht verzichten. Ich fordre, daß sie mir den Mörder ausliefern, gebunden, an ihm zu thun wie gut mir scheinen wird und ob ich ihn lebend Zoll um Zoll zerhacken will."

Wilder Jubel brach los unter den Ergrimmten. Vergebens gebot der Richter, mit dem Stabe winkend, Friede: lange tobte das wilde Geschrei fort, welches das Verlangen des Klägers geweckt hatte, als Ausdruck der heißen Zustimmung

„Nie! Nimmermehr!" rief Adalfrid, als er sich endlich vernehmlich machen konnte. „Ich erbiete mich, im Namen der Sippe, den Erschlagenen in Gold aufzuwiegen oder, wie die Götter an dem erschlagenen Riesen Ottar thaten, ihn mit Goldgerät zu verdecken von der Zehe bis zum Wirbelhaar: aber daß die Sippe den Gesippen ausliefere, den Adaling . . ."

„Da hört ihr's!" schrie Harlacho.

„Ausliefere zu kaltwütiger Rache, das hieße schänden der Adalinge Höchstes: — ihre Ehre."

„Habt ihr's gehört?" wiederholte Harlacho. „Auch der da, den unser Richter selbst den gerechten zu rühmen liebt, — auch er — wie die ganze Brut — nennt sein Höchstes nicht das Recht! — das ist ja nur für alle! — nicht die Mark, den Gau, das Volk: nein, die Ehre, das heißt den Dünkel, den Wahn, besser zu sein als wir andern. Sie weigern das Recht, die verlangte Sühne — denn ich frage euch alle! — ihr Männer, hat Iso nicht recht?" „Recht hat er, recht!" schrieen die Hunderte. „Du hörst's, weiser Richter," fuhr Harlacho fort. „Du brauchst diesmal weder den Rechtweiser noch den Umstand zu fragen nach ihrem Urteil: du hast's gehört: es ist gefunden, es ist gefällt vor deiner Frage. Sprich, Iso, dein Recht weigern sie dir und die Sühne. Was bleibt,

versagt der Rechtsgang?" — „Fehde, Blutrache an jedem Glied des Geschlechts!" — „Fehde! Fehde! Fehde!" Der Wiederhall des Waldes warf den wilden Schrei zurück. „Und merket wohl," mahnte Harlacho, „nach Arnos eig-nem Gesetz muß jeder Markgenosse die beschlossene Fehde mit führen. Hörst du's, Arno, da oben, auf deinem Richterstuhl?" — „Ich kenne das Recht, das ich selber geraten. Die Fehde ist beschlossen: aber sie beginnt erst, wann der Göttin Festfriede zu Ende. Wehe der Hand, die vorher zur Waffe griffe! In dieses Friedens Schutz, Ada-ling, reite heim mit deinen Gefolgen. Den Fehdepfeil werd' ich zu rechter Zeit über eure Hofwehre schießen."

Adalfrid neigte ihm schweigend das Haupt und schritt auf den Waldrand zu, wo seine Gefolgen die Pferde bereit hielten: da weilten auch die Schwestern. Sie hatten den Fehdeschrei vernommen und verstanden.

Er trat auf beide zu mit tieftraurigem Blick.

Über Arntrudens Wangen rollten langsam zwei große Thränen: zögernd sprach sie: „Du, mein Beschützer, bist mein Feind geworden! Wer soll mich nun beschützen? Dich haben die Götter mir zum Retter erkoren: wer soll mich nun erretten?" „Ja aber doch die guten Götter selbst," rief die Kleine lebhaft, „die ihn dazu bestellt hatten. Sie haben das alles zugelassen: — also müssen sie dir nun helfen. Sonst wären sie ja nicht die guten Götter!"

Adalfrid strich mit der Hand über den Scheitel des Kindes: „Du hast wohl recht! — Sagt dem Richter, er möge mich nicht suchen im Kampf: ich habe wider ihn nicht Schild, nicht Speer. Er ist dein Vater, — oh Arntrudis, und du . . . — nun, du bist du! Aufs Roß! Rasch fort!"

Fünftes Buch.

I.

Als Adalfrid den Fehdebeschluß der Märker seinem Vater meldete und die Vorgänge, die ihn hervorgerufen, erzählte, verzichtete der sogleich auf die Hoffnung, auch diesen Streit im Einvernehmen mit dem Richter gütlich beilegen zu können.

Erregt ging der sonst so vornehm Verhaltene in der Waffenhalle seines Hofes auf und nieder: „Es ist das ärgste, was uns, was jene treffen konnte! Das Blut des Getöteten rieselt zwischen uns, ein roter Bach, unüberbrückbar! Zwei Dinge müssen nun geschehen. Wir müssen — das heischt der Fagana Ehre! — den Mädchenräuber, den Mörder, austhun von unserer Gemeinschaft: der Herzog muß ihn bannen aus dem Lande. Zugleich aber müssen wir diese paar Nächte nutzen, den Widerstand zu rüsten gegen die starke Übermacht der Feinde. Denn ich zweifle nicht, auch die Gemeinfreien der Nachbarmarken werden denen an der Alz helfen: — wider uns. Ich könnte eilende Reiter schicken an die Huosi und die Drozzo, an euern Vater, ihr Hachilinga — aber nein! Dann vollends wird's ein Kampf zwischen den Gemeinen und den Edeln im ganzen, dann geht der Riß der Stände durch all' Bajuvarenland. Das soll nicht sein. Erst das

Volk, dann der Stand und das eigne Haus!" „Das sprach der Adalfagano," rief der Sohn mit leuchtenden Augen und ergriff des Vaters Hand. — „Deshalb hab' ich auch gleich den Gedanken fortgescheucht, der mir zuerst angeflogen kam wie ein garstiger Vogel, wie der Fledervogel der Dämmerung."

„Was dachtest du, Vater?" — „Was ich nie hätte denken sollen! Deine künftigen Schwäger: die Langobarden! Ein Raschbote von mir an den Grafen von Trient und lange bevor der Festfriede hier abgelaufen, sind von der Etsch her tausend Langobarden über den Inn hierher gerückt: — wir erdrücken jeden Widerstand. Aber nein, niemals! Schmach dem Adaling, der fremde Speere ruft ins Bajuvarenland! Fort damit!" Und er schlug mit der Linken in die Luft, wie um ein dort flatternd Tier zu verscheuchen. Hastig schritt er wieder durch die Halle. „Aber," fuhr er kopfnickend fort, „es wird hart werden, arg hart! Es sind ihrer zu viele gegen uns. Zwar sind sie viel schlechter gewaffnet: Streitrosse haben sie gar nicht! — Jedoch auf die kommt es nicht an in dem hier drohenden Kampf um unsere festen Höfe, die sie ohne Zweifel stürmen und brechen wollen. Ja, Reiter gegen Reiter! Da würde wohl keine Schar, die ich kenne — von den Avaren im Aufgang bis zu den Bretonen im Niedergang — dem Ansprengen unserer Gefolgen widerstehen. Aber sie kommen in solcher Übermacht zu Fuß, daß wir das offene Feld nicht halten können. Auch unsere Thalhöfe werden wir nicht schützen können: sie brennen uns aus, wie den Fuchs aus dem Bau. Selbst dies Gehöft, ziemlich fest und mir wert, wir müssen's räumen!" „Aber wohin?" fragte der junge Hachilrat?

Der Gewaltige wies auf die Berge: „Auf die Kampenwand! Auf mein Wikhaus, das dort auf halber Höhe

steht. Schmal ist der Zugang am Gemsensteg. Ein Schild sperrt ihn. Vorräte in Menge liegen dort gehäuft, der Quell entspringt innerhalb der hochgetürmten Umwallung von Felsgestein. Während der langen Einschließung werden sie nachlässig, — ich kenne sie! — stellen nachts keine Vorwachen aus: ein kühner Ausfall wirft sie über den Berg hinab, sprengt sie auseinander. Fallen dabei unsere heißesten Hasser, geben sich die andern, mürbe geworden, zum Vergleich. Auch wird bis dahin wohl der Herzog Zeit finden, den Landfrieden in seinem Ostgau herzustellen. Und, mein Sohn, — auch ihr jungen Hachilingen hört's und merkt's, — wenn Stammgenossen kämpfen, — kämpfen müssen! — sollen sie doch über den Kampf hinaus an den künftigen Frieden denken. Wir müssen uns ja doch wieder vertragen, miteinander leben können — künftig. Deshalb: so wenig Blut und Unheil wie möglich! — Hei ja," meinte er, lebhafter fortfahrend, „wär' ich noch ein junger Heißthor, — ich wüßte wohl andern Kampfplan! Am frühsten Morgen, gleich nach der letzten Mitternacht des Festfriedens, mit all' unsern Rossen — weit über dreihundert sind's, auch ohne die Rappen Raginos — hinunterbrausen bis an die Alz, niederreiten jeden Mann im Wege, die Fackel werfen in jedes Schilfdach und, nach ungeheurem Schaden an Leben und Gut, bevor sie sich gesammelt und uns den Rückweg verlegt haben, rasch zurück in die bergenden Berge. So haben wir's wohl den schlimmen räuberischen Nachbarn, den Slovenen, gemacht: — aber soll ich auf Arnos Dach, das mich so oft als Gast beschattet hat, die Flamme schleudern? Verhüten's die gemeinsamen Götter! — Ei, es ist mir leid um den Mann. Der sorgt jetzt so schwer wie ich! Auch er — ich weiß es! — sinnt vergeblich, wie er das Unheil glimpflich wende. Nun kennt ihr drei

meine Gedanken. Thut danach! Schafft alles Nötige auf das Kampfhaus: ich aber . . ." Er brach ab: sein Auge sprühte zornige Blitze.

„Du, Vater?" fragte der Jüngling ahnend, „was willst du einstweilen thun?"

„Ich reite. — Ich werde meines Bruders Sohn suchen und ihn fragen, ob man zugleich ein Adaling sein kann und ein Schurke?"

II.

Aber diese Frage blieb ungefragt.

Nach ein paar Tagen kehrte der Fagano mit seiner Reiterschar zurück — unverrichteter Dinge: weder in seinem festen Hofe an der Mangfall war der so scharf Gesuchte zu finden, noch in irgend einer der zahlreichen von seinen Freigelassenen, Schutzgehörigen, Unfreien bewohnten Siedelungen, noch war irgend eine Kunde von seinem Verbleiben einzuholen.

Es war, als habe sich die Erde aufgethan, ihn zu verschlingen samt seiner verwegenen, ihm bis zum Tod ergebenen Schar, die der Dämonische durch maßlose Freigebigkeit der Spenden, durch Gewährenlassen in allen zügellosen Lüsten und freilich auch durch glänzende, von niemand übertroffene wilde Tapferkeit seit Jahren unlösbar an sich gefesselt hatte. Nicht geliebt, — gefürchtet und gehaßt war er allerdings von jenen Hintersassen, deren Truhen, Frauen und Töchter weder vor ihm noch vor seinen kecken Günstlingen sicher waren: und diese würden dem Haupte des Geschlechts, dem Adalfagano, dessen Schutz

sie gar oft mit Erfolg gegen die Willkür ihres Herrn anriefen, dessen Versteck gewiß mitgeteilt haben, hätten sie es gekannt. Aber sie wußten nur auszusagen, daß er noch am Tage der Blutthat mit all' seinen Gefolgen — etwa hundert Helmen — auf ihren schwarzen Rossen wie dunkles Gewölk davongebraust sei gen Norden. Fagano ließ in dieser Richtung auf allen Wegen verfolgen, auch in die dichten Wälder bei dem heutigen Baumburg und dem Schloß Stein: — doch ward keine Spur der Flüchtlinge gefunden.

Zurückgekehrt nahm er den Jünglingen die Ausführung der noch erforderlichen Maßregeln ab, die Thalhöfe zu räumen und alle Vorräte, Waffen und das wertvollste Gerät auf das Berghaus zu schaffen.

Lange bevor der Festfriede abgelaufen, war alles vollendet: zufrieden übersah der Erfahrene das Ganze: „Nun ist gethan," sprach er, „was zu thun war: mehr vermag kein Mensch. Jetzt schauen wir gefaßt dem Kommenden entgegen. Auch du, mein Sohn, hänge nicht zu tief dem Grame nach. Ich weiß wohl, wie nah dir's geht: aber ich habe schon Härteres überdauert. Das Alter macht zäh. Merken die Grimmen, daß man die Kampenwand nicht stürmen kann, wird es mir und dem Richter zuletzt doch wohl gelingen, die Sühne zu vereinbaren."

Aber es sollte anders kommen, als es dies kluge Haupt erwartete, ganz anders!

III.

Auch auf Seite der Gemeinfreien ward in diesen Tagen alles für den bevorstehenden Kampf gerüstet.

Zwar der Richter lehnte die Führerschaft ab: nur beim Aufgebot des Herzogs wider landfremden Feind habe er Pflicht und Recht des Heerbanns: aber nicht in dieser Blutrache Isos, der sich die Markgenossen freiwillig angeschlossen und der der Richter nur folgen mußte wegen eines Beschlusses, den er, — in freilich ganz anderer Meinung! — selbst herbeigeführt hatte!

Und Iso ließ es an nichts fehlen, wahrlich! Es war als habe der Verlust des heißgeliebten Sohnes den früher maßvollen Mann plötzlich umgewandelt. Jene wohlthätige Zucht durch die Rechtsgedanken, die unwillkürlich zur Sachlichkeit, zur Selbstbeherrschung, zur Unterordnung des begehrlichen Ich unter das Gesetz des allgemeinen Wohles gewöhnt und die sich bisher an dem maßvollen Rechtweiser voll bewährt hatte, — sie schien nun plötzlich abgeschüttelt wie ein lästig Joch. Rauhe, wilde, maßloße Rache an dem ganzen Geschlecht des Mörders füllte allein die Gedanken des grauhaarigen Mannes: ein zweiter Harlacho schien er geworden.

So sorgte er nicht nur eifrig dafür, daß die nächsten Nachbarn im Dorf, in der Mark sich mit den besten Waffen rüsteten, — er sandte seine Boten weit hinaus in die andern Gemeinden des Gaues und rief die Freien zur Rächung wie seines Blutes so mancher eigenen, nur mit verhaltenem Groll getragenen Verunrechtung durch die Adalinge auf, die der Richter Jahre hindurch zu verwischen, zu vergleichen getrachtet hatte. Aber auch in gar vielen Höfen, in denen Grund zum Haß gegen die

Fagana nicht gegeben war, empfanden es die Freien als eine Ehrenpflicht, mit denen an der Seebruck gemeinsame Sache zu machen, nicht zu dulden, daß ihre Haufen von den Rossen des Adels niedergeritten, ihre Ernten zerstampft, ihre Firste in Brand gesteckt würden. Und Isanbert! Weit über die Mark hinaus, im ganzen Gau, war der schlichte, starke und tapfere Jüngling gekannt und hochgehalten: ebenso wie der freche Übermut seines Mörders verhaßt war weit und breit. Ihn rächen war recht gethan und zugleich eine Befriedigung der Liebe wie des Hasses.

So hatte denn Iso außer den Genossen seiner Mark eine starke Zahl aus den Dörfern und aus den Einzelhöfen der Nachbarschaft gewonnen, seinen Fehdegang zu teilen: manchmal nur kühne, kampffreudige Jünglinge, Freunde des Ermordeten, zuweilen aber auch den gereiften Vater, das Sippehaupt mit all' seinen Söhnen und Neffen, der nicht Ragino grollte, sondern dem Rechtsbruch und dem ganzen rechtbrecherischen Geschlecht.

Daher hatten sich ihm denn gar viele im Norden und Osten des Sees durch Handschlag oder durch Annahme und Einkerbung und Weiterbeförderung seines Rachepfeils verpflichtet, bei Anbruch des ersten Tages nach dem Festfrieden auf dem linken Alzufer an der Dingstätte, unter der alten Eiche sich einzufinden. Dagegen die Höfe im Westen und auch im Süden des Sees standen teils auf dem Grund und Boden der Fagana, teils waren sie von deren Macht und Reichtum so abhängig, auch meist durch Wohlthaten des freigebigen Adelshauptes so stark verpflichtet, daß sie mit den Leuten an der Alz gemeine Sache nicht machen konnten oder wollten; ihre Speere verstärkten vielmehr die Schar der Adalinge.

Der letzte Tag des Festfriedens war so herangekommen unter nichts weniger als friedlichen Thaten und Sorgen.

Auch der Richter hatte, bekümmert genug, seine Schutz- und Trutzwaffen in stand gesetzt: die Sturmhaube von Eisen, die vielgeflickte, vom Urahn ererbte Brünne, die neben den jüngeren, eisernen auch noch die alten Bronzeringe zeigte, den hohen schmalen Langschild von Lindenholz, mit Büffelleder überzogen, nur am Rand mit Eisen gefestigt, das Kurzschwert ohne Parierstange, den kurzen Wurfspeer und die lange Stoßlanze; seufzend hatte er sie in der Halle neben dem Herd an die Wand gelehnt; nun saß er draußen vor der Thür auf seinem Lieblingsplatz, der Vorbank, von der aus man das Dörflein, den Fluß, den See, die Straße jenseit des Flusses weithin übersah: sorgenvoll blickte er in die Ferne.

So hörte er nicht, wie in der Halle hinter ihm ein leichter Schritt über den gestampften Lehm des Estrichs huschte und eine feine Stimme flüsterte: es war Arntrud, die vor seinen Waffen stand und leise sprach:

„Hüte mir, Helmhaube,
Hüte und halte mir heil sein teures Haupt!
Birg die Brust ihm,
Braune, breite Brünne!
Schirm ihn, schützender Schild! ...“

Traurig hielt sie inne: „So weit taugt er,“ dachte sie, „der uralte Waffenspruch, den ich Harlacho gestern sprechen hörte. Aber der Schluß! Ach, er will ja, daß Schwert und Speer Blut trinken sollen! Höre, liebes Schwert, und du, spitziger Speer, höret mein Bitten, ist's auch nicht in die alten Stäbe gefaßt. Ihr mögt wohl treffen und stechen: — sie sagen ja, ihr dürstet nach Blut, ist einmal Hilde geweckt! — also trinkt denn Blut, in Erus Namen. Trefft ihr den Bösen, den Schwarzen, dann trefft tief! Aber — höret mich — stoßt ihr auf Ihn, — und auch auf seines Vaters stolzes Haupt —

dann seid stumpf, seid weich wie die Krume des Brotes. Hört ihr? Ich bitt' euch! Kehrt ihr dann sieghaft wieder, will ich euch kränzen mit Eppich und Eichlaub."

Inzwischen hatte ein Einbaum, vom Ostufer herkommend, an dem Ufer der Alz angelegt und alsbald stand vor dem Richter der Ferge: es war Kiemo.

„Nun, Nachbar," meinte Arno, „du siehst gar ernst, gar besorgt darein. Dir gefällt sie auch nicht, die Fehde gegen unsere Besten!"

„Du hast recht, gar nicht. Aber es ist nicht das, was mich herführt. Es ist ein ander leidig Ding! Hast du," begann er zögernd, zagend aufs neue, „hast du schon einmal vom Wolkenbrand gehört?"

„Gewiß!" erwiderte Arno ernst. „Der kündet groß Kriegsunheil. Wann Brandglut weit über den Himmel loht, daß die Wolken zu flammen scheinen, — die Feuerriesen reiten darauf und bringen Verderben. Drum heißt's auch der feurige Heerwurm."

„Ja, ja, so sagte auch mein Großvater. Und nun ist's schon die dritte Nacht, daß wir's sehen, die Frau und ich. Immer im Osten: — weit weg, ganz weit weg war's zuerst. Aber die zweite Nacht kam's schon viel näher und in dieser Nacht, da . . . . aber sieh! Was ist das? Was jagt da auf der großen Straße von Osten heran?" — „Das . . . . das ist ein einzelner Reiter." — „Aber welch' kleines Pferd! Wie ein Reh!"

„Nein, es ist ein Pferd. Doch nie, nie sah ich solches Rennen und solches Jagen! Der ist rasend, der darauf sitzt." — „Da! Da stürzt der Gaul." — „Er steht nicht mehr auf." — „Kein Wunder. Er ist wohl totgehetzt." — „Der Reiter springt auf." — „Er eilt auf den Steg zu." — „Er ist herüber." — „Er stürmt herauf." — „Ah, das ist . . . ja, das ist Secundus. Endlich! Wie

lang erwart' ich ihn!" — „Ja, er ist es. Aber wie sieht er aus! Wie verändert!" — „Auf, ihm entgegen!"

Und der Richter eilte mit Kiemo dem Ankömmling entgegen: dieser reckte im Laufe beide Arme hoch gen Himmel: nun hatte er die Anhöhe erreicht: da brach er, auf das Antlitz stürzend, zusammen, mit dem Schrei: „Flieht, flieht! Feinde! Feinde! Feinde ...."

Die beiden trugen den Ohnmächtigen in das Haus, wo ihn die Mädchen mit Wasser besprengten und allmählich wieder zum Bewußtsein brachten. Mit Entsetzen betrachteten alle den Alten: die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, manche Wunde, manche Striemen auf der nackten Haut zeigend: er war bis auf die Knochen abgemagert, die Wangen eingefallen, tief in dunkeln Höhlen lagen die Augen, die er nun aufschlug — mit einem unsäglich müden Blick.

„Wo bin ich?" stöhnte er, nun scheu um sich schauend. „Daheim! Bei den Deinen! In Sicherheit." „Sicherheit?" rief er schaudernd und fuhr empor — aber gleich sank er wieder auf die Herdbank zurück. „O nein! Bald — morgen schon — sind sie da, die Schrecklichen! Flieht, es sind Teufel, sag' ich euch. Rettet euch!" und er schloß wieder die Augen. „Sollte er Ragino und dessen Schar in die Hände geraten sein?" forschte Kiemo.

„Sprich," mahnte der Richter, ihn rüttelnd, „welche Feinde meinst du? Die Fagana?" — „O nein, nein: die Söhne der Hölle — die Avaren!" „Avaren?" riefen beide Männer. „Avaren hier? In der Nähe?" „Da! trink, Secundus," mahnte Arntrud, herzueilend und reichte ihm eine Schale Milch. „Und hier — Brot! — iß! — du Lieber!" fügte Arnhild bei. „Weil du nur wieder da bist! Aber! Halt doch! Nicht so gierig. Du verschlingst ja alles auf einmal!" — „O Kind! Der Hunger —

Hunger thut weh — Hunger tage-, tagelang. Und wache Nächte."

„Erzähle," mahnte sein Herr, „wenn du nun kannst. Avaren, sagst du? Wo sind sie?" — „Ganz nah. Morgen sind die da! Ich bin ihnen gestern Nacht entflohen und habe eines ihrer windschnellen Pferde zutot geritten. Rettet euch! Vor allem die Mädchen! Flieht."

„Nicht doch. Wir werden unsere Mark und unsern Herd verteidigen," erwiderte Arno. Da fiel ihm die Fehde mit den Adalingen ein: er holte tief Atem. — „Berichte der Ordnung nach: du verließest mit jenem Mönche — das erfuhren wir noch — die Escheninsel: du geleitetest ihn gen Südosten aus dem Gau. Wohin wollte er? Zu den Slovenen?" Secundus nickte: „Die zu bekehren. Ich konnte mich auch an der Mark unsers Gaues nicht von ihm losreißen. Meine Seele labte sich endlich wieder an den Worten des Heils: — vergieb, daß ich so lange . . ." — „Gewiß! Nur weiter, weiter!" — „Wir gelangten so zu den Slovenen, im Thal, das sie Pustritza, das öde, nennen. Sie thaten uns nichts zuleide, aber das Werk der Bekehrung wollte nicht gelingen!" — „Weiter, weiter. Die Avaren?"

„Gleich! gleich! Als wir nach mehreren Tagen die Slovenen verließen, wanderten wir noch eine Weile zusammen; ich trachtete hierher zurück. Da, eines Nachts, — wir hatten in einem Hof an der alten Römerstraße, bei Salzburg, Aufnahme gefunden: — der Hofherr, die Frau, die drei Töchter pflegten uns gut — da wurden wir aus dem Schlafe geschreckt, von einem Geheule wie von tausend Wölfen, nein wie von tausend Teufeln! Wir fuhren auf: — schon brannte der Hof! — Schon drang ein Schwarm von Unholden — so gräuliche, wie ich nie in der Hölle geahnt! — herein: — sie griffen den Wirt

und banden ihn und warfen ihn in das Feuer seiner eignen Halle, ihn bei lebendigem Leibe bratend: — unter ihrer viehischen Gewalt starben vor unsern Augen die vier Frauen — o, um Gotteswillen, flüchte das Mädchen hier: — zu den Faganos etwa — auf deren Wehrhaus auf der Kampenwand!

Von uns beiden — fränkische Frauen, die sie schon lange gefangen mitschleppten, verdolmetschten uns ihre Fragen — erkundeten sie, daß Paulus ein Priester, ich ein Gläubiger Christi sei.

Da lachte ihr schrecklicher Führer, der Chagan, vor teuflischer Lust laut schallend: — er wolle jetzt unseres Gottes Allmacht an uns erproben. Er hatte seine besondere Wut auf die Christenpriester und alles Christliche geworfen, weil ein streitbarer Bischof von Mainz, Sigimund, an der Spitze des Heerbanns der Hessen ihn und die Seinen, da sie von Thüringen gegen den Rhein vorbrachen, in blutiger Schlacht zurückgeschlagen hatte. Nun waren sie von Thüringen aus gen Südosten geschweift, hatten die schwachen Aufgebote einzelner Gaue über den Haufen geritten — nie sah ich solch Reiten wie dieser gelbhäutigen Dämonen! — und wälzten sich weiter und weiter, wie fressendes Feuer, unter Mord und Brand: — sie lassen kein Dach unverbrannt, an dem sie vorüberreiten."

„Das waren die Wolkenbrände, Kiemo!" seufzte der Richter.

„Kein Kornfeld unzerstampft, keinen Obstbaum ungefällt, das Vieh, das sie nicht fortschleppen, erstechen sie, die Männer ermorden sie unter furchtbaren Qualen, den Kindern zerschmettern sie die Köpfe am nächsten Baum, die Mädchen aber und die Frauen — o Grauen, o Grauen!" Er schüttelte sich und riß Arntrudis an die Brust: „Töte sie, Herr, bevor der Chagan kommt. Ich hab' sie so lieb,"

schluchzte er. Dann fuhr er fort: „Uns aber töteten sie noch nicht: sie fesselten uns, so hart — da schaut her! —, daß meine Knöchel tiefe blutige Wunden davon tragen, banden uns an die Bügel ihrer kleinen zottigen Gäule und schleppten und schleiften uns so mit sich fort: — wie auch die gefangenen Weiber, die sie, wollten sie fliehen, an ihren Haaren an die Bügel banden. So ging es fort in rasender Eile: — immer näher hierher, wie ich mit Entsetzen wahrnahm. Zu essen gaben sie uns all' diese Tage, all' diese Nächte nicht: — wir rissen das Gras aus am Wege oder die Rinden von den Bäumen und verschlangen sie.

Gestern nun ließ uns der Chagan vor seinen Hochsitz führen, der aus lauter zusammengelegten Sätteln halb Mannes hoch gehäuft ist und auf einem ihrer Götzenwagen ruht, und er sprach zu uns durch die Dolmetschinnen: „Ihr Christenhunde, da schaut her: hier ist die Mahlzeit für mich aufgetragen: leckeres Bratfleisch — riecht ihr den Duft? — von Hirsch und Rind. Da steht Wein und Bier und Met. Ihr habt wohl ein wenig Hunger — eh?" Paulus verhielt sich ruhig: aber ich, — gierig stürzte ich mich vorwärts auf das Feuer, wo das Fleisch am Spieße briet: — ein Schlag mit der neunsträngigen Geißel — ihrer schrecklichen Waffe! — ins Gesicht schleuderte mich zur Erde; blutüberströmt erhob ich mich. „Nicht so rasch, Christ," grinste er. „Nicht umsonst speist man bei dem Chagan. Heute ist der Festtag unsers höchsten Gottes: der Tag, da ihm eine gelbe Stute seinen Lieblingssohn, den ersten Avaren, gebar — da schaut hin" — er winkte: da ward das Lederfell von einem hohen Gerüst hinter ihm auf dem Wagen zurückgeschlagen: wir schraken zusammen, auch Paulus: denn auf zahllosen ineinander geschachtelten Menschenschädeln und Menschenknochen erhob sich an hohem Speerschaft ein scheusälig Drachengebild in sieben Windungen

von grellen giftig grünen Schuppen: in den weitgeöffneten Rachen mit den eisernen spitzen Zähnen hatten sie ihm ein eben abgeschlachtetes Kind gezwängt, einen schönen Knaben von drei Jahren, aus dessen goldnem Haar das Blut in Strömen niederrann."

„Nun, wartet!" rief der Richter, die geballte Rechte hebend, aber die Mädchen erbleichten.

„‚Hört, ihr Hunde Christi, wählt! Fallet nieder hier vor unsrem Gott, dem Urdrachen, und betet ihn an und flucht eurem Herrn, dem Judenknaben, der am Galgen starb: — und ihr sollt essen und trinken nach Herzenslust und frei von hinnen ziehen. Ihr wollt nicht, scheint's? Nun, so schwöre ich bei dem Haupt des Drachengottes dort, ich will euch töten unter solchen Qualen, daß euer Wehgeschrei bis hinab in die Welt der Toten dringt: ich laß euch lebend die Haut abziehen, dann pfähl' ich euch und laß euch von vier Hengsten zerreißen. Nun wählet.'

Ich stürzte vor Entsetzen nieder zur Erde: die Sprache versagte mir. Paulus aber rief mit lauter Stimme: ‚Wie könnt' ich solche Sünde thun vor Gott, dem Herrn? Christus allein ist Gott, ist allmächtig, dein Götze da aber ist ein Teufel.' ‚Wohl,' erwiderte der Chagan höhnend, ‚so soll dein Christus nun seine Allmacht erweisen: laß sehen, ob er dich errettet aus meinen Händen und vor dem qualvollsten Tode.'

‚Das steht bei ihm und seinem unerforschlichen Ratschluß. Will er, so schickt er mir Legionen seiner Engel. Du aber wisse: ich bete brünstig zu ihm, daß er mich nicht errette, sondern würdige, sein Blutzeuge zu werden. — Auf, Secundus, zittere doch nicht so!' sprach er zu mir. ‚O wäre er doch jetzt zugegen, der stolze Heide von jener Insel, der da meinte, unser Glaube ersticke das Heldentum im Manne. Ich möchte ihm zeigen, wie der Christ für seinen Glauben

stirbt. Und er sollte dann sagen, ob der Geschorene nicht auch ein Held war? Du aber, mein Secundus, den ich mit in dies Schicksal gerissen, — bleibe standhaft, fürchte nicht die Menschen, die den Leib töten, fürchte die Hölle, die des Abtrünnigen Seele verschlingt. Danke mir: — denn ich habe dich der Krone des ewigen Lebens zugeführt. Auf Wiedersehen vor Gottes Thron! Hallelujah! ich preise den Herrn, daß er mir die Palme gereicht.‘

Es war sein letztes Wort. Auf einen Wink des Chagans rissen sie ihm die Kleider vom Leib und — o mich schaudert! — ich kann's nicht sagen! Ich schloß die Augen. Kein Klagelaut kam über seine Lippen. Als ich die Augen wieder aufschlug, lag in dem glimmenden Feuer eine blutige Masse, ohne Gestalt, aber noch zuckend.

Mir vergingen die Sinne, ich sank wieder zur Erde.

Als ich zu mir kam, eröffneten mir die Dolmetschinnen, ich solle morgen — am zweiten Festtag des Drachengottes — geopfert werden, wenn ich nicht vorher das Tierbild anbete. Ich war entschlossen, es nicht zu thun. Aber ich weiß nicht, ob der alte mürbe Leib es ertragen hätte. Jedoch der Allerbarmer hat mich gerettet. In der Nacht nach dem in allen Lüsten durchschwelgten Festtag lagen die Barbaren sinnlos berauscht umher oder doch in tiefstem Schlaf, auch meine Wächter. Unvermerkt konnte ich mit dem Dolche des einen die Weiden-Fesseln meiner Hand und meiner Fußknöchel durchschneiden, unvermerkt eines ihrer pfeilraschen Rosse besteigen und nun jagte ich, was das Tier rennen konnte, unablässig die ganze Nacht und den ganzen heutigen Tag; sobald ich die gute Römerstraße erreicht hatte, flog ich vollends wie ein Vogel dahin. Denn es galt, euch rechtzeitig zu warnen. Flieht! Rettet euch in die Wälder, auf die höchsten Berge! Denkt nicht an Widerstand: sie sind unzählig wie der Sand am Seeufer,

wie die Mücken am heißen Sommerabend. Ihre Rosse reiten alles nieder, es sind nicht Männer, durch Männer zu bekämpfen, — aus dem Abgrund aufgestiegene Dämonen und der Teufel oberster ist ihr Führer und Gott: flieht!"

„Feiger als jener Geschorne?" erwiderte der Richter. „Der starb für seinen Glauben: sollen wir nicht sterben für Herd und Heimat? Laß mich nachrechnen. Du jagtest auf raschestem Roß Nacht und Tag: — sie führen Wagen und Troß und Gefangene und Herden mit sich, nicht? Auch Fußvolk? Sie kennen die nächsten Wege durch die Wälder, die Furten durch die Sümpfe nicht — wie du: so können sie morgen noch nicht hier sein! Wir haben noch anderthalb Tage. Die wollen wir nützen! Sie sollen empfangen sein! Auf, Kiemo, hole den Fronboten, ich schlag' auf den Schild: sofort rufen wir die nächsten Nachbarn zusammen: morgen früh treffen ja auch alle andern aus der Mark, aus dem Gau ein, — die Genossen unsrer unseligen Fehde." —

Beide Männer eilten hinaus.

„Fehde?" staunte Secundus. „Mit wem?" „Mit ihm — mit Adalfrid!" schluchzte Arntrudis und warf sich an des Treuen Brust. „Ja, aber," meinte die Kleine, „jetzt gehn wohl die andern vor!"

IV.

Mit unerschrockenem Mut und mit kluger Umsicht traf der Richter seine Maßregeln zur Abwehr der Unholde. „Denn dieser Kampf ist mein," erwiderte er Iso, der grollend erkennen mußte, wie seine Rache nun hinaus-

geschoben war — vielleicht für immer! „mein Recht wie meine Pflicht ist hier die Führung.“ Er erwog, daß es vorwärts, das heißt nordostwärts der Alz, keine Verteidigungsstellung gegen die Übermacht der Feinde gab, die vielmehr in jenem offenen, ebenen Gelände für ihre Hauptwaffe: — fast die einzige — ihre leichte Reiterei, den günstigsten Boden zum Angriff, zur Überflügelung gefunden hätte.

Dagegen sprach alles dafür, den Anprall der Reiterhorde hier bei dem Dorfe stehenden Fußes zu erwarten: die rechte, südöstliche Flanke war durch den See — die Feinde hatten ja keine Schiffe — völlig unangreifbar gemacht, die Stirnseite deckte die tiefe, reißende, gefährliche Alz: — damals, vor dreizehn Jahrhunderten, wie der See selbst, der stets zurückgegangen ist und zurückgeht, ungleich wasserreicher und breiter als heute: — ein gar erhebliches Hindernis, eine gut zu verteidigende Linie: so blieb nur der linke, der westliche Flügel der Markleute gefährdet, wenn es etwa den Feinden gelang, den Fluß in seinem untern Lauf — weiter nordwestlich — zu überschreiten und die Verteidiger von dieser ihrer linken Flanke her zu fassen; jedoch auch dort konnte ja der Übergang verteidigt werden. Entscheidend aber fiel ins Gewicht, daß die Hunderte von Speeren, die von Norden und Osten her morgen erwartet wurden zu dem Zuge gegen die Faganos, sämtlich hierher entboten waren, also hier sicher eingereiht werden konnten, während jeder Abzug aus dem Dorf diese gewaltige Verstärkung ungenützt ließ.

In den nächsten Stunden schon, nachdem das Heerhorn die Nachbarn zusammenberufen hatte, waren alle, die auf dem Nordost-Ufer des Flusses siedelten, auf die Südwestseite herübergeholt, der Steg, der auf die Pfeiler der alten Römerbrücke gezimmert war, abgebrochen.

Die wenigen und bei dem tückischen Wasser häufig wechselnden Furten waren den Fremdlingen unbekannt: alle Schiffe jeder Art, die sich auf der Nordostseite des Flusses und des Sees fanden, wurden auf die Südwestseite der Alz geschafft und aus den übereinander getürmten eine mannshohe Brustwehr, dicht am Fluß, aufgeschichtet, hinter der Pfeil- und Speerschützen sichere Deckung und die Gäule der Avaren, falls sie wirklich unversehrt durch das Wasser schwammen, eine durch keinen Sprung aus der Tiefe zu nehmende Schranke fanden.

Auf diese Schutzwehr baute Arno starke Hoffnung: „Das hat mir Wuotan selber eingegeben," sprach er zu Iso, der sich seinem Befehl willig fügte: „der See, die Alz, die Schiffburg: wir sind gut gedeckt. Wenn wir nur," fuhr er aufseufzend fort, „Reiter hätten, nicht gar zu viele, aber starke Rosse, die auf unsrer linken Flanke — sie ist offen! — sich den leichten Gäulen der Unholde entgegen und sie in den Fluß zurückwerfen könnten, falls sie ihn dort unten überschreiten. Aber wir haben ja nur unsere Ackergäule. O, um die Adalinge und ihre Gefolgschaften!" „Willst du vielleicht Ragino suchen gehen? Ihre Rosse ...." grollte Iso grimmig. „Oder den alten Fagano um Verzeihung bitten und um Hilfe flehen?" schalt Harlacho. „Lieber siebenmal von dem Feind geschlagen werden!" „Einmal wird langen!" seufzte der Richter. „Und die Mark? Der Gau? Das Bajuvarenvolk? Ihr seid blind und taub und dumm vor lauter Haß." „Nein, du bist thöricht," entgegnete Iso, „in deiner Meinung von diesen Überhochmütigen. Du wähnst, gleich dir haben sie ein Herz fürs Ganze? für das Volk? Ich dächte doch, wir hätten's erfahren. Ihnen gilt's nur um ihren Stolz, ihre Ehre, ihr Vorrecht." „Gewiß," schloß Harlacho. „Ich meine, ich höre sie höhnen, schadenfroh, sobald sie die Flammen unserer Firste auflodern

sehen, hier unten aus dem Thal von den stolzen Schroffen der Kampenwand herab. Sie sind dort sicher vor den Avaren, kein Gaul erklettert jene Steige. Auf Gemsen müßte man hinaufreiten. Und mit Frohlocken werden sie zuschauen, wie wir hier blutig ringen und untergehen."

V.

Arno hatte richtig gerechnet: auch der ganze folgende Tag blieb noch den Markgenossen zur Einrichtung der Verteidigung.

Schon am Abend und in der folgenden Nacht trafen zahlreiche Scharen, allerdings auch Flüchtlinge mit Weib und Kind ein, die vor den überall von Südosten her aufsteigenden Brandgluten der Häuser, vor dem rasch den Würgern vorauseilenden Gerücht geflohen waren, Schutz in der Vereinung am andern Seeufer und hinter der Alz zu finden. Von andern Richtungen her führte das Aufgebot zur Fehde die Männer heran: aber auch jene Flüchtlinge hatten als ihr Bestes ihre Waffen mitgebracht und ihre Verzweiflung trieb sie nicht zur Feigheit, — zu todeskühner Entschlossenheit.

Die Nacht war freilich im ganzen Osten erhellt von dem Feuerschein ungezählter verlassener, unverteidigter Höfe, die von den Avaren in Brand gesteckt waren.

Aber unerschrocken ordnete am folgenden Morgen der Richter seine Scharen: er stellte die weniger gut gewaffneten Haufen auf seine rechte Flanke, wo sie durch den See gedeckt waren vor jedem Angriff, Pfeilschützen und Speerwerfer, die im Ferngefecht die Mitte der Aufstellung

verteidigen helfen sollten; diese Mitte schien durch die Schiffwehr gut gesichert, so drängte er denn seine besten Kräfte auf der linken, der westlichen Flanke zusammen, die zumeist gefährdet schien, da wo die Schiffburg nicht mehr ausreichte, den Übergang über den Fluß zu erschweren. Hier wollte er selbst fechten, hierher hatte er Iso, Harlacho und seine fünf Söhne, Kiemo, Truchtlacho und dessen Sippe, auch die Leute vom Reuthof, entboten.

Als er die Aufstellung angeordnet und den Haufen, nach Sippen gegliedert, ihre Plätze angewiesen hatte, ging er in seinen Hof zurück, sich selbst vollends zu waffnen und — Abschied zu nehmen von dem Herd der Ahnen. Als er zu Ende war, ergriff er ein altes Römerschwert, — ein Händler hatte es ihm einst zu Salzburg verkauft — befühlte sorgfältig die Schärfe der vorher frisch geschliffenen Spitze und ging in das Gemach, wo seine Töchter zu den Göttern beteten. „Arntrud," sprach er, „ein Wort: — vielleicht das letzte. Bald sind die Feinde da. Ich weiß nicht, ob wir sie verscheuchen können. Werden sie Meister, — so darfst du nicht in ihre Hände fallen: — du nicht. Das Kind werden sie nur abschlachten. Dir — würden sie Schlimmeres thun als die Augen ausreißen: — ihre Leibeigne würdest du und —" „Gieb, gieb, Vater!" rief die Jungfrau, ihr Aussehen war seltsam verändert, entschlossen, klar, ja heldenhaft. „Es soll mich keiner greifen: denn ich bin Adalfrids." — „Kind! Welch' Wahnwort!"

„Wahrwort ist's. Heute Nacht — lange schlaflos — flehte ich zu Berahta. Sie erschien mir im Halbtraum und sprach: ‚Bange nicht, sorge nicht: — denn du bist Adalfrids: — du lebst und stirbst für ihn, wie er für dich.' So sprach die Göttin und legte mir die Hand aufs Herz und verschwand. Ich aber fuhr auf und rief: ‚Mein Adalfrid!' Und ich weiß nun, daß ich ihn lieb habe: —

tief im Herzen, so lieb! Ja, lieber als dich selbst und die Schwester." — „Mein Kind! Mein armes Kind! Schweig; — verrate nicht ...." „Ich werde wohl bald nichts mehr zu verraten haben," lächelte sie — „komm, Kleine, halte dich nur stets an meine Seite." — „Schaut vom Hof aus zu: — doch nein, ihr seid sichrer mitten unter uns allen — hinter der Schiffwehr!"

VI.

Schon vor Sonnenaufgang des folgenden Tages scholl von ferne her dumpfes verworrenes Lärmen aus dem Wald, der sich auf dem rechten Ufer der Alz um den See hin gen Osten zog und den die Römerstraße nach Salzburg durchschnitt.

Und nun, da die Sonne von der Arninge Höhe aus das ganze Gelände bis an den Waldsaum zu überblicken verstattete, — nun kamen sie! In wimmelnder Menge kamen sie, wie Heuschreckenschwärme, die, alles überdeckend, einfallen in ein Land. Ohne Ordnung, ohne Gliederung, ohne Weg und Straße, alles in der Breite ausfüllend, soweit man sah von Aufgang bis Niedergang, von rechts nach links! Ihre linken Haufen, östlich der Römerstraße, in deren Graben, jenseit des Grabens bis in das Seichtwasser des Sees hinein; die mittleren Schwärme, sowie die Wagen, Karren, der Troß, die Gefangnen, die Herden auf der breiten Straße selbst in unabsehbar langem Zug: — westlich der Straße — ebenso ungezählte Geschwader von Reitern auf ihren kleinen, zottelmähnigen, zähen, unglaublich genügsamen und ausdauernden Kleppern. Die

Männer, in der Masse klein, fast alle unter Mittelgröße, geschmeidig, beweglich, schienen mit den sattellosen Gäulen in eins zusammengewachsen.

Sie trugen spitze Mützen aus schwarzem Lammfell, — die Vornehmeren schmückten diese mit glänzenden Steinen — statt der Panzer gesteppte Lederdecken, die, mit Lederhosen bis ans Knie aus einem Stücke geschnitten, all' ihre Bekleidung ausmachten: nur den Häuptlingen und den Zauberpriestern flatterten Wolfsfelle um die Schultern.

Die gelbe Haut, die schmalen geschlitzten Augen, die abgestumpfte Nase, die stark vorspringenden Backenknochen, der schwache Bartwuchs, die überlangen Arme kennzeichneten die mongolische Rasse aller: aber über den zahllosen Kleinwüchsigen ragte eine Art Adel hervor, eine Kaste, die allein die Zauberpriester, die Heerführer und die Häuptlinge, zumal den Chan der Chane, den Chagan stellten: magere, aber meist sechs bis sieben Fuß lange Gestalten mit gewaltigen Knochen: zwar auch von mongolischer Rasse, aber aus einem erobernden Stamm, der offenbar die andern bewältigt hatte und nun in Götterdienst und Heerdienst leitend beherrschte.

Grell schrillten und gellten ihre gewundenen Widderhörner, dumpf rasselten die Doppeltrommeln, die links und rechts vom Hals des Pferdes baumelten, behangen mit allerlei Fetzen bunten Zeuges, das Trommelfell häufiger als Eselshaut die gegerbte Haut skalpierter Menschenköpfe oder geschundener Menschenleiber: jeder gelungene wilde Raubritt eines Schwarmes ward vom Chagan durch eine solche Menschentrommel belohnt.

In der Mitte, auf der breiten Straße, wurden auch die zwölf Götterwagen herangefahren, jeder mit sechs hohen Rädern, von je acht roten Rossen gezogen, über und über mit grellem Flitter bedeckt; auf dem heiligsten, der auf

hohem Maste die Fahnenstange des greulichen Bildes des gelbgrünen Drachens führte, dessen Rachen stets ein blutend Opfer — am liebsten eine Kindesleiche — in den spitzen Fischzähnen von Eisen trug, hatte, dicht vor diesem Abgott, der Chagan seinen Ehrenplatz, den Thron von Schädeln. Den „Schädelthron“ verließ er nur, um aufs Roß zu steigen im letzten, entscheidenden Augenblick der Schlacht.

Kreischend, wie sich ein Möwenschwarm auf die Gestade wirft, kamen diese zahllosen Geschwader angebraust: als sie der kleinen Schar der Verteidiger hinter dem Flüßchen ansichtig wurden, die ihrer furchtbaren Übermacht Widerstand leisten wollte, gellte Lachen und Hohngeschrei durch die Haufen.

Sofort begann der wütende Angriff, ohne Befehl, ohne Ordnung. Ihre Priester sprangen von den Götterwagen, stiegen zu Pferd, hoben stark vergoldete oder versilberte Götterbilder, etwa von Armslänge, hoch in die Höhe und jagten den Angreifern mit wildem Geschrei voran, ohne Schutz- und Trutzwaffen, nur die Götzen den Feinden entgegenhaltend. Die Krieger führten mehrere Ellen lange leichte Lanzen aus einem fremdartigen Rohr, lange krumme Säbel, aber vor allem Bogen und Pfeile; jeder Gaul war mit vielen Köchern behangen und ein Schwirrgewölk von Geschossen ging jedem Anprall der Rosse voraus, wie sie auch auf der — wirklichen oder verstellten — Flucht in rascheſtem Jagen die Verfolger, rasch sich wendend, mit Pfeilen zu überschütten verstanden. Aber noch ein anderes, ein den Germanen völlig unbekanntes und deshalb besonders unheimliches Geschoß schleuderten sie: ein Wurfholz, seltsam gebogen, das Erz oder Knochen, worauf es traf, zerschmetterte und dann im Wirbel flugs zurückschwirrte in die Hand des Werfers.

Die Avaren erkannten alsbald, daß die rechts an den

See und den Ausfluß der Alz gelehnte Flanke der Verteidiger unangreifbar war: die ersten Dutzend ihrer Gäule, die versucht hatten, in den Seegrund oder den Fluß watend, hinüberzuschwimmen, wurden sofort von der hier sehr starken Strömung gepackt und fortgerissen. Roß und Reiter waren ertrunken, bevor sie nur an die Stellung und unter die Pfeile der Markgenossen gelangten. Sie gaben also den Angriff hier auf und wandten alle Kräfte darauf, die Mitte der Bajuvaren zu durchbrechen: das heißt die hochgetürmte Schiffwehr zu nehmen. Auch hier mußten die Reiter und die wenigen Fußkämpfer hinüberzuschwimmen versuchen.

Und wahrlich, sie ließen es an tollkühnstem Wagemut nicht fehlen, die Mongolen! Im Vertrauen auf ihre erdrückende Übermacht, auf ihre zu allem, auch zum Schwimmen, geschickten und geübten Gäule, auf das Siegesglück, das ihnen in all' diesen Wochen, gemäß den Verheißungen ihrer Zauberpriester, treu geblieben war, warfen sie sich, mit gellendem Jauchzen, ohne Besinnen, einzeln und klumpenweise, zu Dutzenden, in das reißende Wasser.

Nicht Einer kam lebend auf den linken Uferrand.

Die allermeisten wurden von der Strömung sogleich fortgestrudelt und, wie sie an den auf dem linken Ufer dicht nebeneinander aufgestellten Markgenossen vorbeitrieben, jedes Widerstandes unfähig, wurden Reiter und Roß von Pfeilen und Speeren und den Steinen, welche die Weiber hoch von der Schiffwehr herabschleuderten, getroffen und versanken in der wirbelnden Flut. Stunden vergingen so: Hunderte der gelben Leichen trieben den Fluß abwärts.

Da erschollen gräßliche Töne von dem Götzenwagen herab: mißklängige Gesänge halbnackter Priester, die sich mit krummen Messern tiefe Wunden rissen, so Opferblut dem Drachen zollten, auf daß er erwache und den erbetenen

Sieg gewähre. Der Chagan aber saß unbeweglich, wie aus gelbem Holz geschnitzt, auf seinem hohen Thron auf dem Götzenwagen, den langen Herrscherstab in der Faust.

Nun zischte von anderen Wagen etwas wie eine Sternschnuppe in die Höhe, um dann im Bogenschuß auf die Schiffwehre niederzufallen: bald folgten zwei, drei, endlich ein wahrer Regen solcher Feuermeteore: und sieh, schon stiegen prasselnd Flammen aus mehr als einem der übereinander getürmten Kähne: Feuerpfeile waren's, wie sie die Avaren in ihren Kriegen mit den Byzantinern in den letzten zwanzig Jahren kennen gelernt, erbeutet und alsbald nachgebildet hatten. Traurig war es für die Verteidiger, nun mehrere Teile ihrer Schiffsburg räumen zu müssen, hinter denen hervor sie bis dahin in sicherer Deckung ihre Geschosse auf die Angreifer entsendet hatten. Der Brand, der in der oberen Schicht begonnen, drohte schon die unteren, stützenden Nachen zu ergreifen: wohl floß die Alz ganz nah davor: aber die Männer konnten nicht ans Löschen denken: sie mußten unablässig Pfeile und Speere brauchen.

Da rief plötzlich eine helle Stimme: „Ja aber wozu sind denn wir da? Komm, Trudis, fürcht' dich nicht. Lauf! Wir sprengen: — wie auf der Bleiche! Und haben wir nicht gar manchen Sommer das Wiesheu, das in Brand geraten, gelöscht? Das ist nicht anders! Spring!" Und furchtlos, vielmehr die Gefahr nicht kennend, lief Arnhild in das nahe Haus, schleppte zwei mächtige Wassereimer heran, eilte damit unter dem Hagel der Avarenpfeile an das Ufer, kniete nieder, schöpfte, rannte zu den brennenden Schiffen zurück und löschte sofort das unterste Boot. —

Und ihre Schwester und Fritigilt, das Weib des Kiemo und Frau Biltrud und all' die vielen anderen Frauen, folgten dem Beispiel des Kindes: und die Götter hatten

die Mutigen beschirmt: nicht eine ward getötet, nur einige verwundet, darunter die kühne kleine Anführerin: in Bälde war der Brand gelöscht: nur die obersten Nachen waren verkohlt und schwelend stieg noch lange der graugelbe Dampf des feuchten Holzes in die Lüfte.

Freudigen Auges sah der Richter auf sein Kind; sie zuckte nicht mit der Wimper, als ihr die Schwester mit zarter Hand den spitzen Rohrbolzen aus der Schulter zog, sie lehnte lachend jedes Lob ab: „Nun ja! Ihr scheltet mich in der ganzen Mark die kecke Hilde: — so wollt' ich doch einmal das Wort verdienen."

Getrosten Mutes sahen nach der herzerfreuenden Abwehrthat der Frauen die Verteidiger dem Fortgang des Kampfes entgegen, der den Barbaren bisher nicht den kleinsten Vorteil, wohl aber schwerste Verluste gebracht hatte.

Nachdem Reihe um Reihe, Rosse und Reiter, die das Durchschwimmen versucht hatten, wund oder tot, flußabwärts dahingerissen waren, schien der Mut des Angriffs hier merklich zu erlahmen, trotz des Höllenlärms und der wütigen Verrenkungen und Bewegungen der Glieder der Zauberpriester und der Schwenkungen der Fetische in ihren Händen.

Eben hatte der Richter noch einen beruhigten Blick auf die jetzt auffallend gelichteten Haufen der Avaren gerade vor sich geworfen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei seine Merksamkeit nach links rief: ein Geschrei, in dem die Hilfe- und Verzweiflungsrufe der Bajuvaren grell übertönt wurden durch das satanische Sieges- und Hohngeheul der Mongolen. Der Richter sah angestrengt nach links: — da erbleichte er. „Nochmal sei's bitter geklagt: — ach, um die Adalinge," stöhnte er, „und ihre Rosse!"

Was allein er gefürchtet hatte, — nun war's geschehen. Die Feinde hatten etwa eine Viertelstunde weiter flußab-

wärts die Alz überschritten und ihre Reiter warfen sich in dichten Schärmen in die offene linke Flanke der Märker.

Und das war so gekommen.

Etwa zehn Minuten unterhalb des Kampfplatzes erfüllte die Mitte des Flüßchens ein breites und dichtes Feld von Schilf, in dessen Mitte eine kleine Aue, von Weiden bestanden, ragte. Von den ungezählten Leichen von Pferden und Menschen waren zuerst ein paar hier angespült und von dem Schilf und dem Weidicht festgehalten worden; an diesen ersten Widerhalt hatten sich bald mehrere festgelegt, allmählich eine ganze dichte Reihe sich gestopft, so die Gewalt der Strömung hier brechend.

Spähereiter des Chagan, die unablässig weiter am Unterlauf des Flusses nach Furten gesucht hatten — ohne Erfolg — nahmen diese Stockung wahr: spornstreichs jagten sie mit der Meldung zurück, und der Chagan befahl, ganze Haufen von Gefangenen zu schlachten und oberhalb des Schilffelds hinabtreiben zu lassen. Die vermehrten die Stauung erheblich: zugleich gebot er — daher wurde hier der Angriff jetzt soviel schwächer! — mehrere Reitergeschwader aus der Mitte zurückzuziehen und nun aber nicht den Fluß entlang, sondern in weitem Abstand von dem Ufer, in aller Stille, unter den sie verdeckenden, wellenförmigen Höhenzügen an der Stelle gerade unterhalb des kleinen Weidenwerders zu führen; er selbst verhieß, mit seiner erlesenen Leibschar nachzufolgen, selbst mitzukämpfen, sobald der Übergang gelungen.

So geschah es, daß Harlacho und die Seinen, die hier die linke Flanke hielten und eifrig und erfolgreich einzelne Versuche der Feinde, oberhalb des Weidichts durchzudringen, abgewehrt hatten, völlig überrascht wurden, als plötzlich jenseit, unterhalb des Schilffeldes, eine gewaltige Reitermasse mit gellendem Geschrei in den hochaufspritzenden Fluß

setzte und, obwohl gar viele dabei ertranken, alsbald das linke Ufer gewann.

Im gleichen Augenblicke prallten auch schon die tosenden Schwärme wie von links so vom Rücken her auf die schwache Schar, deren erste Glieder sofort niedergeritten waren. Wohl warf sich nun Harlacho selbst mit seinen Söhnen in den Vorstreit: mit seiner dreizinkigen Gabel stieß und riß er einen der Reiter nach dem andern vom Gaul, eine tiefe Lücke brachen so die Harlachinge in den Haufen. Aber es waren zu viele! Immer wieder füllten sich die Reihen; bevor der Richter, Kiemo, Iso zu Hilfe eilen konnten, waren sie der Übermacht erlegen.

Zuerst fiel der junge Hariger: der Knabe zeigte in flinken, scharfen Hieben, daß er die Schwertleite nicht unverdient empfangen hatte: laut schrie der Vater auf, wie er des Lieblings blondes helmloses Haupt von einem Krummsäbel gespalten sah bis ans Kinn: er spießte diesen Feind sofort: aber da flog sausend eines Mongolen Wurfkeule heran und schmetterte beim Aufschlagen dumpf krachend an seine Stirn: er schrie und fiel: und über ihn die Rosse.

Und neben ihm fiel Haribaud, von einer langen Rohrlanze durch den Hals gestochen und neben dem Bruder Harigilt, von einem Pfeil durchs Auge ins Gehirn getroffen und hinter ihm sanken Harwich und Hariwalt, die Zwillinge, die Schild an Schild dem Anprall hatten stehen wollen, von den vorspringenden Gäulen niedergerannt, um sich nicht wieder zu erheben.

Da, als sie den Vater und seine fünf Söhne, ihre Führer, fallen sahen, wankten die Männer: sie wandten nicht den Rücken, aber, langsam zuerst, dann immer rascher wichen sie, vor dem unablässigen Anreiten der Feinde zurückgedrängt auf die Mitte gegen die Schiffwehr.

Noch einmal kam das Wanken zum Stehen.

Arno, Iso, Kiemo, Truchtlacho und die Seinen waren nun heran, sprangen in die vorderste Reihe, übernahmen die Führung. Aber nicht lange sollte dieser Widerstand währen. Denn die Feinde brachten nun ihr letztes Kampfmittel zur Anwendung.

Langgezogene Posaunenstöße der Zauberpriester, aus langmächtigen Metallröhren geblasen, verkündeten, daß der Chagan von seinem Wagenthron herabsteige, selbst zu fechten.

Betäubendes Geschrei der Seinen begrüßte ihn, wie er nun wirklich auf seinem Rotroß den Fluß, unterhalb des Schilfichts, durchschwamm und sich mit hundert frischen Reitern auf die schon stark Erschütterten warf.

Gleichzeitig ward von den Zauberpriestern der oberste Teil des Mastbaums auf dem Götterwagen, die Fahnenstange des Drachenbanners, herabgeholt, und unter feierlichen Gesängen und dem lärmenden Zusammenschlagen von ehernen Handpauken und Cymbeln dem jüngeren Bruder des Chagans überreicht, der, gleich diesem von Gold- und Silberschmuck der Rüstung starrend, auf weißem Roß die heilige Fahne unmittelbar vor dem Herrscher in die Schlacht zu tragen hatte, auch er von einer erlesenen Schar als Bedeckung dicht umgeben. Da ging's zu Ende!

Der junge Truchtwalt sprang mit geschwungener Streitaxt dem weißen Roß entgegen. „Du oder ich!“ schrie er dem Bannerträger zu: aber lange bevor er den erreicht hatte, sank er, von vielen Speeren durchbohrt: — „o Berthfrida“ — seufzte er und starb.

Und hinter ihm fiel der Meier vom Reuthof und Stotto und Heigilo und Wulfhari, der Frilazz des Rietiger, und Pellwich und Halfing, die Nachbarn.

Und nun traf auch den Richter ein Pfeil in den Schenkel, zugleich lähmte eine Wurfkeule den Schwertarm Isos: beide wichen aus der vordersten Reihe.

„Sie sind verloren, die Hunde! Stampft sie unter die Hufe!“ schrie der Chagan und spornte den Hengst. Und mit wildem Jauchzen jagten die Seinen ihm nach.

Arntrudis blickte angstvoll von der obersten Schicht der Schiffwehr herunter: sie sah Iso, sah den Vater wanken, sinken, sich wieder aufrichten, aber nicht mehr kämpfen: sie zog das scharfe Römerschwert aus dem Gürtel: sie schwieg. Aber die andern Frauen und Mädchen und Kinder schrieen laut, verzweiflungsvoll: es litt sie nicht mehr in der ruhigen Haltung hinter den Schiffen: einzelne rannten in irrer Flucht davon, den Häusern zu, die meisten aber eilten den Weichenden entgegen, reichten ihnen Speere, mischten sich in die Reihen der Kämpfer, lasen Waffen auf und hieben und stachen um sich. Aber ach! Schon sah der Richter den Augenblick herannahen, da alles, alles verloren war: schon wandten ein paar Verzweifelte den Rücken ...

Da, horch!

Was hallt da so ehern aus dem dichten Wald im Rücken der Kämpfenden von der Höhe, von der Römerstraße, vom Westen her?

Schmetternde Hörner: — das sind nicht die Gellpfeifen der Avaren!

Diese, in blinder Wut nur die Verfolgung der Weichenden die Alz hinauf betreibend, hatten sich um jene Richtung, um ihre rechte Flanke, gar nicht gekümmert; so wurden auch sie wie die Markgenossen völlig überrascht.

Vom vollen Glanz der Nachmittagsonne hell bestrahlt brach eine stattliche Reiterschar in vollständiger und glänzendster Rüstung, mit Helmen, Brünnen, Schilden von leuchtendem Erz auf hohen starken Streitrossen mit eingelegten Lanzen in drei Gliedern hintereinander aus dem Gehölz hervor auf die ahnunglosen, dichten Haufen der Avaren: das traf sie wie ein Blitz, das spaltete sie und

warf sie nach links und rechts auseinander, wie der Bug eines rasch segelnden Schiffes das hochaufspritzende Wasser zerteilt.

„Wer ist das? Wer sind die?“ rief Arnhild, an der Schwester Hand sich auf den Zehen emporreckend. „Adalfrid ist's!“ frohlockte Arntrudis. „Ich seh' ihn! Und der Fagano! Und all' die Adalinge! Sie kommen, uns zu retten! Hilf, Adalfrid!“ rief sie so laut sie konnte. „Ich komme!“ antwortete der. Denn schon war er heran.

Der Stoß der starken Rosse auf die Klepper der Mongolen wirkte unwiderstehlich: fast ohne daß es der Waffen bedurfte, rannten die Adalinge ganze Haufen der Zeternden über den Haufen. „Hie Bajuvaren! Hie Fagano! Hie die Markgenossen!“ riefen die Ansprengenden. Nun hatte Adalfrid den Richter erreicht: der war abermals aufs Knie gesunken — er konnte nicht stehen — und rings schwer bedroht: der Adaling riß ihn auf und half ihm auf ein ledig Avarenpferd: „Hie die Markgenossen! Hie Bajuvaren!“ rief Arno nun und schlug sogleich wieder mit dem Schwerte drein.

Plötzlich stand Arntrud neben seinem Pferd. „Du hier?“ „Ich bin am sichersten bei dir — bei ihm!“ Und sie reichte dem Vater den verlorenen Schild hinan.

Aber jetzt warf der Chagan, von den Fußkämpfern ablassend, seine ganze Leibschar dem neuen Feind entgegen. Hart ward der Zusammenstoß und blutig: hier die Übermacht der Kraft, der Waffnung, dort die erdrückende der Zahl. Der Fagano — die gesträubten Flügel des Seeadlers machten die Hünengestalt noch höher und weithin kenntlich — spaltete mit seinem mächtigen Langschwert in wuchtigen Streichen einem Avaren nach dem andern, wie er sie erreichte, die Fellmütze und den Schädel. Adalfrid spähte indessen aus nach den Führern der Feinde: der

Chagan selbst ward ihm verdeckt durch dessen ganze Leibschar und durch den Bannerträger, einen echten, fast sieben Fuß langen Mongolen. Sofort spornte er das Roß durch die Rohrlanzen der ihn Umgebenden, erreichte den Riesen und stieß ihm die Speerspitze in den Hals. Nun war auch sein Vater heran, der mit scharfem Schwertschlag die Fahnenstange in des Sinkenden Faust durchhieb: das heilige Banner stürzte zu Boden unter die Hufe der Rosse.

Ein ungeheurer Schrei der Wut, des Wehs stieg aus den Reihen der Avaren gen Himmel: — gar viele, die das zauberkräftige Zeichen sinken sahen, rissen die Gäule herum und wandten sich zur Flucht.

So hatten sich Vater und Sohn Bahn gebrochen bis an den Chagan heran: schon zückte der Jüngling den Speer gegen ihn: aber da warf sich die Wut und die durch Jahrhunderte gezüchtete Aufopferung für den gottgleichen Herrscher überwältigend auf die beiden, die sich den Ihren allzuweit vorangewagt: nicht einmal die jungen Hachilingen hatten ihnen folgen können. Beider Pferde sanken, von Speeren und Pfeilen gespickt: stehend verteidigten sich beide, schwer ringend gegen die Übermacht: der Fagano mußte den Schild sinken lassen: er starrte von Wurfspeeren und Pfeilen.

„Hier, Herr, meinen Schild. Nimm!“ mit diesen Worten drängte Zwentopluck seinem Freilasser den eigenen Schild auf und riß den Blutenden in die zweite Reihe der Kämpfenden zurück: dabei traf den Slovenen selbst eine Wurflanze in den nun schutzlosen Arm. „Zwentopluck — du bist treu! Ich erlasse dir Fron und Zins,“ rief sein Herr und trat wieder vorwärts in den Kampf. „Greift ihn lebend,“ kreischte der Chagan, „den Jungen da, der meinen Bruder erschlug — greift ihn und zieht ihm die Haut ab! Vor meinen Augen.“

Fünf Avaren sprangen ab und stürzten sich auf Adalfrid. Zwei von ihnen erstach er bevor sie heran waren. Aber ach, die drei andern waren nicht abzuschütteln. Er blutete aus einer Kopfwunde, den Helm hatte ihm eine Wurfkeule zerschlagen. Sein Speer war beim letzten Stoß zersplittert, sein Schild ging jetzt in Trümmer: er faßte ihn mit beiden Händen und schmetterte einen der Angreifer damit nieder. Aber nun packten vier Fäuste seine Rechte, die das Kurzschwert ziehen wollte: — er war überwältigt: — schon zerrten, schon schleiften sie ihn mit sich fort — mehrere Schritte weit.

„Adalfrid!“ schrie da eine verzweifelnde Stimme: — ein scharfes Schwert blitzte; der eine der ihn davon Schleppenden stürzte zusammen; der zweite floh.

„Wer hat das gethan?“ fragte Adalfrid, des Toten Speer aufraffend, den Vater, der den Schild über eine zarte Gestalt hielt. „Das hat Arntrudis gethan!“ antwortete der. „Dank, tapferes Kind! Du blutest?“ „'s ist nur die Schulter,“ erwiderte sie lächelnd mit einem strahlenden Blick auf den Geretteten. „Er lebt!“ Aber der nächste Reiter ergrimmte über das kühne Mädchen; hoch schwang er über der Ahnunglosen Haupt den Krummsäbel, schon sauste der wütige Hieb herab: doch nicht Arntrudens blonden Scheitel traf er, — ein graues Haupt! Secundus war der Mutigen gefolgt, ohne Trutzwaffe, nur einen alten viel geflickten Schild am Arm: den hatte er schon wiederholt über die achtlos Voreilende gehalten: so auch jetzt: aber die scharfe Klinge schlug durch das morsche Lindenholz und noch ein gut Stück in seinen Kopf: Arntrudis sprang zurück und fing den Wankenden auf: „Secundus!“ klagte sie, „du stirbst? Und für mich!“

„Ja, liebes Kind, und gern. Ich meine, das ist dem Herrn Christus genehm. Ihm empfehle ich meine arme

Seele! Hatte mir die heiligen Blätter aus dem alten, heiligen Buche auf die Brust gelegt zur Abwehr: — haben nicht abgewehrt. Ist wohl besser so. Nun noch das Gebet — ach ich weiß nur noch: ‚Vater unser, der du bist in dem Himmel — erlöse uns von dem Übel:' Dank, er erlöst mich!" Und er atmete tief und starb.

Aber noch war die Gefahr nicht vorüber.

Der Chagan hatte mittlerweile die im Verhältnis zu seinen Massen geringe Zahl der zu Hilfe geeilten Reiter — etwa vierhundert — erkannt: er rief den ihn Umgebenden drohende Zornworte des Befehls zu und stellte sich an die Spitze seiner Leibschar zu einem letzten wütenden Anprall: besorgt sahen Fagano und der Richter diesem neuen Sturm entgegen.

Jedoch gerade wie sich dies Geschwader der Avaren zum Anreiten zusammenballte, erscholl aus ihren hintersten Reihen wüstes Angstgeschrei: „Feinde! Neue Feinde! Dort aus dem andern Wald! Flieht! Teufel! Lauter schwarze Teufel! Rettet euch! Neue Feinde!"

Und also war's.

Ein kleiner, aber auserlesener Reiterhaufe, etwa hundert Pferde, fast lauter Rappen, schoß von dem nahen Nordwald her mit hallendem Hornruf gerade in den Rücken der Avaren, alles vor sich niederwerfend.

Der Chagan wandte das Roß dorthin: schon war der Führer der brausenden Schar heran, auf mächtigem Rapphengst: er durchbrach ohne Widerstand die Reihe der Leibschar und rannte die eingelegte Lanze durch Goldschild und goldstarrenden Schuppenharnisch dem Chagan in die Brust: der schrie laut auf und taumelte vom Roß zur Erde. Da war kein Halten mehr: kreischend fuhren die Mongolen auseinander.

„Wer . . .? Wer ist das?" fragte Iso, gegen die blendend einfallenden Strahlen der sinkenden Sonne die

Hand vor die Augen haltend. „Das ist Ragino," antwortete der Richter. „Ja, Ragino! Er kommt von selbst zurück!" rief der Fagano. Da warf sich ein fliehender Avare, der seinen Gaul verloren, auf den Rechtweiser, der ihn nicht bemerkte, riß ihn nieder und hob das Krummschwert, ihm den Hals zu durchhauen. Aber ein Speerstoß hoch von einem Roß herab, kam ihm zuvor: er fiel. „Wer war das?" rief Iso sich aufrichtend. „Wie? Ragino? Ihm soll ich das Leben danken? Nein, eher . . .!"

Aber der war schon weit im Getümmel verschwunden.

Im Getümmel der Verfolgung!

Denn die Barbaren, die wie ihre heilige Fahne so ihren halbgöttlichen Herrscher hatten fallen sehen, stoben nun in blindem Schrecken, in voller Verzweiflung davon: und da sie im Süden auf das Fußvolk Arnos, im Westen auf die Reiter Faganos, im Norden auf die Raginos stießen, warfen sie sich insgesamt in der Flucht nach der einzig freien Richtung: dahin, woher sie gekommen: das heißt in die Alz, um deren rechtes, das Ostufer wieder zu gewinnen: in wirren Knäueln, in dichten Klumpen, Pferde und Menschen, stürzten sie in das hoch aufschäumende reißende Wasser, untereinander mit Messer und Faust und Zähnen ringend, sich aneinander klammernd und so in die Tiefe hinabziehend, ohne Möglichkeit eines Widerstandes gegen die Verfolger, die nun grimmige, schonungslose Vergeltung übten, nachschwimmend und nachreitend: ja auch viele Kähne wurden aus der Schiffwehr gerissen, in den Fluß geschoben und nun stießen die rachewütigen Märker von da aus mit ihren Speeren und Rudern die Schwimmenden in die Tiefe.

Alsbald jagten die Reiter der Adalinge, geführt von den beiden jungen Hachilingen — denn den Fagano und seinen Sohn hemmten die Wunden — den Flüchtlingen,

nachhauend, auf dem rechten Ufer der Alz, auf der alten Römerstraße, nach und befreiten in dem hier erbeuteten Troß die vielen hundert Gefangenen, die, zumal Frauen und Mädchen, an die Wagen und Karren gebunden gewesen waren.

VII.

Vom frühen Morgen bis gegen Abend hatte der Kampf gewährt.

Auf dem Felde, wo die Schlacht so laut getobt hatte, viele Stunden lang mit Klirren der Waffen, beim gellenden Kampfschrei der Avaren, dem Schmerzruf der Getroffenen, waltete jetzt tiefe, selten durch das Stöhnen eines Sterbenden, den Schrei eines wunden Pferdes unterbrochene Stille.

Es war ein wundersamer Gegensatz, der auch die festen, ja harten Herzen der Bajuvaren ergriff.

Das Schlachtfeld zu ihren Füßen lag besät mit allen Spuren des grimmen Würgens: Leichen von Menschen und Tieren, weggeworfene, zerbrochene Waffen ohne Zahl, jenseit des Flusses die umgestürzten Götterwagen und Troßkarren der Flüchtlinge: — und oben am Himmel die friedevollste Abendstimmung: zartgelbe Dämmerwolken, lang hingestreckt, leise im Winde ziehend, aus ihnen zuweilen auftauchend die feine Sichel des Mondes. — — —

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne sahen Adalfrid, der, selbst aus mehr als einer Wunde blutend, auf den zerbrochenen Speer gestützt, nur mühsam eine kleine Anhöhe hinanstieg, auf der man unter den breiten Schatten alter Ulmen verwundete Bajuvaren zusammengetragen

hatte. Die Frauen und manche Mädchen, auch Arntrud und die Kleine, walteten hier geschäftig, Wunden verbindend, mit geschickten, feinen Fingern Pfeilspitzen ausziehend, auch wohl Heilkräuter, — so die weichen, wolligen Blätter der Wegewarte — das Blut zu stillen, auf die offenen Wunden legend. Der junge Adaling hatte für jeden eine teilnehmende Frage, ein freundlich tröstend Wort.

Eben erhob er sich von einem der tapfern Söhne Harlachos, der ihm sterbend in stummem Dank die Hand drückte, als ein scharfer Ruf an sein Ohr schlug.

„Nein! — Nicht du! Du nicht! Laß mich! Geh! Deine Hand brennt heißer als die Wunde."

Adalfrid wandte sich und sah Arntrud vor einem ausgestreckt auf dem Rasen Liegenden knieen, dessen Gesicht ihre Gestalt verdeckte. Der Adaling glaubte, die Stimme — obzwar sie verändert klang — zu kennen: er trat heran und sah in Raginos leichenblasses Antlitz: vor ihm kniete das Mädchen, emsig bemüht das aus einer tiefen Brustwunde durch die durchstochene Ringbrünne immer wieder hervorbrechende Blut zu hemmen: eine breite rote Lache hatte sich neben ihn ergossen.

„Arntrud!" rief Adalfrid. „Das ist . . .! Aber doch: laß ab! Geh! Es quält ihn dein Anblick, — deine Güte. Geh!"

Gehorsam packte sie ihre Binden und Kräuter zusammen, stand auf und wandte sich zum Gehen: stumm reichte sie dem Zuckenden die Hand, der sie hastig drückte.

„Ah," seufzte er, „das — — that wohl. Auch wenn ich nun in den Eisstrom fahren muß, unter Leichen, Schlangen und Schwerter oder in die Schwefelhölle der Mönche wegen des Mordes an dem Lümmel: — denn es war doch wohl Mord! — der Druck ihrer Hand — sie hat vergeben — wird mir wohl thun auch dort noch."

„Du sollst nicht sterben, Ragino.“ — „Doch, doch. Ich soll! Sehr soll ich! Sehr! Es ist das Beste, das Richtige, das Einzige.“ — „Sage mir, wohin warst du so spurlos verschwunden? Und wie konntest du plötzlich hier ansprengen: von so weit her?“ Durch alle Schmerzen hindurch, die sein hageres Antlitz durchzuckten, lachte der Wunde. „Hei, ich war gar nicht weit weg! Zuerst freilich wollte ich mit meinen Räpplein ganz davon aus Bayerland, wieder über den Rhein. Aber wir fanden die Straßen bewacht von den Grafen des Herzogs: — der Richter hatte sie aufgemahnt: — mit Gewalt wollt' ich durchbrechen, ward zurückgeworfen — verlor Leute. So kehrten wir, nur nachts reitend, in diese Nachbarschaften zurück: — mit Mühe, — bei Tag in dem Waldesdicht verborgen, — unser Leben fristend am Wild oder an gestohlenem oder geraubtem Gut, verfolgt von den Hofleuten, deren Wachhunde uns aufspürten. So hungernd, abgehetzt — es war ein elend Leben! — suchte ich die uralte Stätte, ‚am Stein‘ heißen's die Nachbarn, — da sind unter der Erde — wohl von Dunkelelben gegraben — seit grauester Vorzeit geräumige Hallen und Gänge — nur ein paar Reitstunden von hier: — ich fand sie einmal aus auf der Fuchsjagd. Da bargen wir uns, — der Tag ward nun für uns vollends Nacht — nur nachts herumstreifend nach Nahrung. Ein elend Leben, sag' ich dir, selbst für einen Knecht, kein Hund hätt's lang ertragen. Da sahen wir die Mordbrände im Osten aufsteigen, die lohenden, da vernahmen wir bald aus den Reden der Flüchtlinge, die wir zur Nacht an ihren Feuern belauschten, die Greuel, die diese Bestien über unser Land brachten: da erkannte ich, daß heute hier das Geschick richten würde über jenes Hundevolk und uns Bajuvaren. Und da — gleich schoß mir's durch das Hirn! — da beschloß ich, — auch über

mich das Schicksal heute und hier richten zu lassen! Nicht feige dahinten bleiben, während die Männer unserer Mark verbluteten — hierher gehörte ich, hierher zwang mich — spät genug! — die Ehre. Ich führte die Meinen unvermerkt — ihr hattet ganz anderes zu beachten! — im Rücken der beiden Kämpfenden heran und brach hervor, als es höchste Zeit schien. Ich kam . . . . gerade . . . . noch recht. Leb wohl, Vetter. Grüß deinen Vater, — den viel strengen! — und sag' ihm: Ragino hat nicht — stets — wie ein Edeling gelebt — aber . . . ." Da bäumte er sich empor, mit beiden Armen um sich schlagend, während eine Blutwelle ihm aus dem Munde brach.

„Aber," schloß Adalfrid, die zuckende Rechte fassend, „er ist wie ein echter Edler gestorben."

Da atmete der Wunde noch einmal tief auf mit einem Blick des Dankes: — nun lag er regungslos. Ergriffen sah Adalfrid in das bleiche, nun schöne Antlitz, über dessen sonst unruhig wetterleuchtende Züge jetzt der Tod seinen ernsten Frieden breitete.

Leise rauschten hoch oben die Blätter des Ulmenwipfels im Abendwind.

Adalfrid ließ, andere Verwundete aufsuchend, dem Vater durch einen Gefolgen mitteilen, wie sein Neffe gestorben.

VIII.

Nun war die Sonne vollends zu Rüste gegangen: aber gleich nach ihrem Versinken ergoß sich weit über den Westhimmel hin eine prachtvolle goldene Glorie, im tiefen, friedlich schlummernden See sich spiegelnd und leuchtend zurück-

geworfen von den fernen Bergen im Osten: auf der Bank vor dem Gehöft der Arninge saßen Fagano und der Richter, Iso und Kiemo: — keiner ohne Wunde und doch jeder mehr von Freude bewegt als von Schmerz. Nun kamen, erschöpft von der Pflege der Verwundeten, Adalfrid und Arntrud langsamen Schrittes die Höhe hinan, das Kind Arnhild sprang ihnen voraus.

Da erhob sich der Fagano, auf seine Schwertscheide gestützt und sprach: „Tapfrer Iso, die Götter selber, mein' ich, haben heut' unsern Hader gerichtet und geschlichtet. Tot — wie dein starker Sohn! — liegt, so ward mir gemeldet, sein Mörder: aber im Kampf für die Mark, für euch ist er gefallen.“ „Und mir,“ grollte der Rechtweiser, „mir hat er das Leben gerettet. Daß die Götter das zugelassen haben!“ „Sie wollten dich mahnen — zur Versöhnung!“ sprach der Richter.

„Statt uns in Fehde zu zerfleischen untereinander,“ fuhr der Fagano fort, „haben wir in Eintracht — ganz ohne Verabredung, von selbst ist's so gekommen — den fremden Feind zurückgeschlagen.“

„Ja,“ sprach Iso, tief ergriffen. „Und ihr Adalinge seid gekommen, uns zu retten in der höchsten Not.“ „Habt ihr je daran gezweifelt?“ fragte der Fagano und sehr edel blickte dabei sein Auge. — „Das ist . . .“ — „Adelspflicht nicht nur, Treuepflicht aller Volksgenossen. Ich bin gewiß, ihr hättet uns das Gleiche gethan. Denn wir gehören zusammen — unscheidbar wie Schild und Speer. Und so wollen wir's fortan halten immerdar. Und zum Zeichen innigster Eintracht zwischen Adalingen und Gemeinfreien, werb' ich bei dir, Richter Arno, um deiner Tochter Hand für meinen Sohn: das tapfere Mädchen, — sie hat ihn — ich hab's mit Augen gesehen! — sich mit ihrem Blut erobert und verdient.“

„So sei es," sprach der Richter hoch erfreut aufatmend. „Aber ich fordere für Arntrudis hohen Muntschatz." — „Jeden zahl' ich." — „Wohlan, so sollt' ihr Adalinge zustimmen, daß fortab in unserer Mark Blutrache und Fehde abgethan seien für immerdar: nicht Fehdegang, nur Rechtsgang soll fürder jeden Streit unter den Markgenossen entscheiden." „So sei es," sprach der Fagano. „So sei es," sprach Kiemo.

„Ja, so sei es," schloß Iso. „Ich verzichte auf Blutrache gegen Euere Sippe und auch auf jedes Wergeld. Und dies soll der Ehrenhügel sein, der über meinem starken Isanbert sich wölbt."

„Nun kommt," sprach der Fagano, „gehen wir dem jungen Paar entgegen. Wenig ahnt es sein beschlossen Glück. Laßt uns es ihnen plötzlich auf die Lockenhäupter drücken wie einen Siegeskranz: — wie wohl beglückten Sterblichen die hohen Götter, unsere Ahnen, thun."

Ebroin.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung.

Vorbemerkung.

Die hier, insbesondere auch die auf S. 312 geschilderten wirtschaftlichen Notstände sind den Quellen entnommen.

Begonnen in Königsberg 1884, beendet Gastein 1896.

Meinem lieben Freunde

Ludwig Mayer-Doß

auf Villa Christina

in

Partenkirchen

zu eigen.

I. Abteilung.

Erstes Buch.

I

In einer Sommernacht des Jahres sechshundertacht-
unddreißig nach Christus wurden vor den Thoren von
Poitiers zwei Kinder geboren. Nahe beisammen standen
die beiden Häuser, aber weit von einander ab lagen die
Lebensgeschicke der beiden Elternpaare.

In Colonnata, der alten Römervilla, der marmor-
säulengetragenen, ward Frau Sigrada, der Gemahlin des
reichen, vornehmem Geschlecht entstammten Herzogs Leode-
gast, wie sie in weichen Polstern lag, der Beistand des
griechischen Hofarztes, den der Enkel Fredigundens, König
Dagobert, ihr schon vor Wochen gesandt hatte. Und ihr
Bruder, der machtreiche, prachtreiche, hoch gebildete und
kunstverständige Bischof Dedo von Poitiers, aus dem Vor-
gemach hereingerufen, sobald das Kind zu Lichte war,
segnete den Neffen, berührte ihm Stirn und Herz mit den
in goldenem Schrein mitgebrachten Gebeinen des heiligen
Hilarius von Poitiers und legte ihn dann, in Purpur-
windel gewickelt, in den Schrein selbst auf diese geweihten
Überbleibsel. Dann sprach er: „Wie ich des Knaben

Schirmer auf Erden, soll Sankt Hilarius sein Schutzpatron im Himmel sein. »Non sine Dîs animosus infans«, ‚nicht ohne Götterschutz ein mutig Kind‘, würde mein Lebenslehrer, der weise, heitre Schalk von Venusia, sagen. Und der Herr König hat versprochen, ihn aus der Taufe zu heben. So wird es dem Buben nicht fehlen, weder im Himmel noch auf Erden. — Schau nur, Herr Schwager, die kostbare Arbeit an dem Schrein: ’s ist eine Truhe aus der alten Römerzeit, an Kunstwert noch reicher als an Goldeswert.“ Die stattliche Edelfrau, wohlgepflegt, von jeder Arbeitslast frei, von jeder Kunst des Arztes, von allen Mitteln des Reichtums umhegt, war wenig angegriffen: ja, schöner als zuvor sah sie nun aus, wie die kostbare Ampel von irisierendem Glase ihr sanftes Licht auf das schwellende Pfühl herabgoß, um das emsige Mägde lautlos beschäftigt waren.

In der gleichen Stunde lag in der binsenbedachten Knechthütte des Nachbargrundstückes das Weib eines Unfreien dem Tode sehr nah. Der Sturm peitschte den Regen durch die klaffenden Löcher des Daches in das niedere, enge Gelaß: der alte Holzschild, den der Mann da oben angenagelt hatte, konnte nicht einmal das Brettergestell des Bettes völlig schützen, auf dem die abgemagerte und abgearbeitete junge Mutter sich in Qualen wand, ein Ziegenfell ihre Unterlage, des Mannes alter Mantel ihre Decke; ein Kienspan, über dem feuerlosen Herd in die Wand angeschraubt, warf ein flackerndes, rotes Licht in den doch dunkel bleibenden Raum, — mehr Rauchqualm als Licht verbreitend.

„Es ist ein Knabe,“ sprach der Vater, tonlos. „Weiß nicht, ob das Elend kleiner oder größer, als wenn’s ein Mädchen wäre.“ — „O sprich nicht so, Ebromut. Es lebt! Und es ist gesund, nicht? O gieb, gieb mir das

Kind, daß ich es küsse, mein Glück!" Er reichte ihr das zappelnde Wesen: innig drückte die Mutter es an den jungen Busen.

Der Mann trat vor die Thür und sah in den dunkeln Nachthimmel. „Ja, es lebt! Wär's nicht viel barmherziger, du schwarzer Himmel, es wäre tot geboren? Leben: — also elend sein, wie ich es — ward! Nicht war! Ward! Ohne Schuld! Heranwachsen — des Knechtes Sohn — ohne Glück noch Stern! Denn sein Stern ist wohl ein Unstern. Da sieh — plötzlich ein Strahl aus dem Gewölk — rotflammend zuckt es! — Das war kein Blitz: — eine Kugel: ein Himmelszeichen? — Über unserm Dach flog's empor — auf das Dach der Marmorvilla schlägt's. Was mag's bedeuten?"

II.

Vierzehn Jahre später an einem schönen Herbstabend sprang ein starker, freudiger Knabe über die Schwelle des ehemaligen Knechthauses herein: aber er trug das ungeschorne Haar der Freien: lustig flatterten die blonden Locken im Herbstwind und auch der Vater, der an einem Speerschaft schnitzte, trug jetzt langes Haar. „Vater, Mutter!" rief der Sohn mit leuchtenden Augen, „kommt rasch hinaus! Der gute Herr ist wieder da."

Eilfertig legte der Mann die Waffe zur Seite, und die Frau die flachsumwundene Kunkel: beide ließen sich von dem Sohn an den Händen aus der Thüre zerren. Da hielt vor der Hofwehre — stattlich war sie aufgezimmert worden in den letzten Jahren — auf einem schönen

und reich gezäumten Maultier ein freundlicher Herr in geistlicher Tracht: in einigem Abstand harrten ein paar Diener.

Beide Eltern bemühten sich, dem Fremden bei dem Absteigen behilflich zu sein: er wies sie gütig ab. „Eia,“ sprach er, die Leute, dann das Haus hinter ihnen musternd mit seinen guten, seelenvollen Augen, „das sieht ja freilich alles anders, besser aus! Ein Ziegeldach statt der durchlöcherten Binsen. Und ein Nebenbau — ein Stall: da blöken Schafe, da brüllt ein Rind. Und reiche Garben hat euch der Herbst beschert: — säuberlich sind sie geschichtet. Und wie der Bub herangewachsen ist — stark und frisch! Man sieht den Segen Gottes hier am Ort!“

„Und wer hat ihn gebracht?“ rief Ebromuth. — „Mein Glaube an solchen Segen war sehr schwach geworden . . .“ — „Welche Sünde!“ — „Ja, wenn's einem geht wie mir . . .!“ — „Aber du, o Herr,“ sprach die Frau — lieblich war ihre sanfte Stimme —, „hast ihm das Gottvertrauen, den Glauben wieder gegeben. Und uns allen das Glück;“ sie küßte die feine, weiche Hand, die am vierten Finger einen kostbaren Ring trug.

Er schritt nun in beider Mitte auf das Haus zu: der Knabe sprang voran und riß die Zaunthüre weit auf. „Eia, und wie sauber das alles gehalten ist, Frau Leutrud,“ lobte der Gast. „Man erkennt das helle Auge der Hausfrau.“ „Leider wird es oft plötzlich trüb,“ meinte der Gatte — „wohl vom früheren vielen Weinen.“ „Aber jetzt,“ lächelte sie, „weine ich nicht mehr — höchstens vor Freude, dich, Herr, zu sehen. Bitte, setze dich hier auf die Hausbank — darf ich etwas . . .?“ — „Jawohl! Bitte, gebt mir einen Becher Milch! Und von dem trefflichen Roggenbrot, das da von dem Tisch her duftet. Ah, besser als all die Leckerbissen daheim . . .“ Er stockte.

„O viel guter Herr," rief da der Junge, und die grauen Augen blitzten, „jetzt hättest du dich beinahe verschnappt und verraten, was ich schon solang gern wüßte." „Ebroin! Frecher Bub!" drohte der Vater. Und die Mutter winkte ihm verstohlen, zu schweigen. „Laßt ihn nur, kann's ihm nicht verdenken," lächelte der Gast und trank mit Behagen die Milch, welche die Frau eilig gebracht hatte. „Nun ja," fuhr der, so ermutigt, fort, „die Eltern haben's oft und oft erzählt und ich selbst hab's ja in den letzten Jahren gesehen, erlebt: — dir danken wir alles. Der Vater, ein freigeborner Mann, war durch den Grafen von Poiters, den Neiding, den elenden Hund . . ." Zornfeuer sprühten die Blicke des Knaben. „Nicht, nicht doch!" mahnte die Mutter. „Liebet eure Feinde, spricht der Herr!" schloß der Fremde.

„Das kann ich nicht! Nie und nie und nimmermehr! Was soll ich dann den Freunden thun, lieb' ich schon die Feinde?"

„Wirst es doch lernen müssen," meinte der Fremde, ihn auf den Lockenkopf patschend, „sollen wir gute Freunde bleiben. Hab's auch gelernt: — war nicht immer leicht." „Ah," fuhr der Knabe grimmig fort und ballte die Faust, wenn ich's gedenke! Frei war der Vater, wie die Vorfahren von je, und hatte ein eignes Gütlein: — klein, doch Allod. Da hat ihn der Graf von Poitiers, Leodebert, des Herzogs, unsres Nachbars Bruder, so oft — ohne Grund! — zum Ding und zum Heere gebannt, bis die ganze Bauwirtschaft zu Grunde ging." „Ja," grollte der Vater, „und als ich einmal ausblieb im mutwillig angesagten Ding, weil die volle Ernte zu ersaufen drohte auf dem Feld, lenkt' ich den Bach nicht heute noch ab, da hatte ich das Banngeld verwirkt. Sechzig Solidi! Wie sollt' ich die aufbringen! Da mußt ich denn endlich,

knirschend, fluchend Gott und dem König und dem Grafen, nach dessen Willen thun. — Jahrelang hatte er in mich gedrungen und mir dafür jede Schonung verheißen —: des Vaters Erbe, die liebe Scholle, hab' ich ihm übergeben und mich selber — und ach! die da, mein junges Weib — als unfreien Knecht und unfreie Magd!" „Ja, sie treiben's arg, die Seniores," seufzte der Fremde. „Und sie haben dem Vater das Haar verschoren," rief der Knabe mit vor Zorn zitternder Stimme, „und haben ihn aus dem Freihaus der Väter in diese — damals gar elende! — Knechthütte gesteckt und haben ihn oft und oft — ich hab's selbst gesehen! — neben der kranken Mutter an der Rinder Statt vor den Pflug gespannt." „Und mit der Geißel — wie das Zugvieh — peitschte mich, peitschte die zarte Frau der Oberknecht, wenn wir im Ziehen ermatteten. O, ich gedenk' es!" schloß der Mann und hob die Faust.

„Nicht, nicht, Lieber!" mahnte die Frau. „Vergiß es!" „Vergessen?" rief der Knabe. „Hei, ich hab's mit angesehn, wie die Mutter unter der Geißel zusammenbrach. Ich sprang herzu und warf dem Hund mit einem Stein ein paar Zähne ein. Da haben sie mich — und den Vater, den unschuldigen! — gegeißelt, daß wir in unserm Blute lagen. Vergess' ich's je, will ich verdammt zur Hölle sein!" Da gab ihm der Fremde einen leichten Backenstreich. „Schweig' mit solch sündhafter Rede. Hat euch der Herr nicht geholfen?" „Der Herr! Welcher Herr?" fragte der Knabe. „Du, — ‚der gute Herr', wie wir dich nennen. Du kamst des Wegs und hörtest der Mutter stilles Weinen aus der Hütte, die in Not und Jammer auf der Erde lag. Und da . . ." „Tratst du herein," fuhr die Frau fort, „wie ein Bote Gottes und ließest dir von mir all unser Elend erzählen. Und gingst sofort zu dem Herrn Grafen und kauftest uns frei: Mann,

Weib und Kind, . . .“ „Und das Allod zurück,“ rief der Mann, „und dies bisherige Knechthäuslein dazu! Und gabst mir Geld, daß ich zunächst ein paar Ziegen und Ackergerät kaufen konnte und . . .“ — „Dein Fleiß und Frau Leutrudens Wirtlichkeit mehrten bald — unter Gottes Segen! — deine Habe, daß es mir eine Freude war, rief mich mein Amt in die Nähe, euch aufzusuchen. Und an diesem schlimmen Krauskopf — ‚krauses Haar, krauser Sinn!‘ — hab' ich auch meine Freude. Ist ein gescheiter Bub. Hast auch das Lesen und Schreiben nicht vergessen, das ich dir vorig Jahr beigebracht?“

„O nein, Herr. Und das Büchlein, das du mir dagelassen mit den Glaubensbekenntnissen und dem Gebet: — ich hab's so oft abgeschrieben — freilich nur mit Kohle auf weiße Schindeln: denn Pergament und Atrament waren bald verbraucht — daß ich's auswendig kann.“

„Er hat ein gar gut Gedächtnis,“ lobte die Mutter und streichelte ihm die Wange. „Ist da ein alter Schäfer des Herzogs, der weiß viele Geschichten der Vorzeit, von König Chlodovech und von dem Meerwicht, seinem Ahn . . .“ „Und von Herrn Wotan mit dem Speer,“ fiel der Knabe eifrig ein, „und Frau Berahta mit der Spindel und von den Schwanjungfrauen! — die hab' ich alle auch aufgeschrieben — hör' sie gar so gern, lieber als das aus deinem Buch, Herr! Hab' sie auch mit Kohle auf weiße Schindeln geschrieben. Und hab' sie neulich dem Herrnsohn da drüben, dem Leodegar — weißt du, dem Herzogsohn — vorgelesen. Da schalt der mich einen argen Heiden und wollte mir das Geschriebene entreißen und seinem Ohm geben, dem Bischof Dedo, daß er sie verbrenne. Aber,“ — und nun blitzten die Augen des Knaben in loderndem Zorn — „ich ließ ihn nicht. Wir sind gleich stark, so ganz gleich, daß bisher im Ringen keiner den andern

niederzwang. Jedoch da — vor drei Tagen war's — da kam der Zorn über mich und mit ihm die Zorneskraft wie über den rotbärtigen Donner und ich warf ihn ins Gras, daß ihm die Knochen krachten und . . ." „Du bist ein ganz Schlimmer," schalt der Gast kopfschüttelnd. „Das taugt nicht, gar nicht!" „O wie recht hast du, frommer Herr," klagte die Mutter, „viel mehr recht als du wissen kannst. Ja, der Zorn, der Jähzorn, der Heißgrimm, — das ist das Arge an dem Buben. Ich muß ihn loben sonst: er ist gar geweckt und eifrig und Gemeines kommt ihm nicht zu Sinn. Und an uns beiden hängt er mit heißer Liebe. Aber der Jähzorn! Wird der gereizt, — zumeist, wann er meint, uns beiden geschieht unrecht . . ." „Oder auch einem geringen Mann durch die Seniores," warf der Vater ein, mit einem Kopfnicken, das eher Billigung als Tadel bedeutete. „Ach, dann kennt er sich nicht mehr! Blindwütend schlägt er dann um sich; den ‚Eber', den ‚schäumenden Eber' nennen ihn dann, seines Namens gedenkend, die Buben der Nachbarn." „Ja," sprach der Knabe starr vor sich hinschauend, „dann wird's mir ganz rot vor den Augen. Ich möchte schreien und kann nicht. Aber meine Fäuste schlagen dann von selber zu." „Hätt' ich ihn nicht weggerissen, wie er auf dem geworfenen Herzogsbuben kniete, — er hätt' ihn erwürgt, glaub' ich," schloß der Vater. — „Ach, es ist wie ein Dämon, von dem der Pfarrer neulich predigte, daß er in die Menschen fährt. Der Dämon des Zornes, fürchte ich, hat Gewalt über seine Seele."

Sehr ernst, bekümmert sprach da der Gast und hob verwarnend den Zeigefinger der Rechten: „Es schmerzt mich, Ebroin, das von dir zu hören. Jähzorn ist eine schwere Sünde vor Gott und blutige Thaten sind seine Früchte. Im Jähzorn ward der erste Totschlag begangen auf Erden!

— Und hört, ihr Eltern, laßt mir den Heiden, den alten Schäfer, nicht mehr über die Schwelle ..." „Wird nicht viel helfen," lachte der Vater, „der Bub läuft ihm immer nach, dem Thiemo, auf der Heide oder jetzt über die Stoppelfelder bei seinen Schafen." „Und mit des Herzogs Sohn," mahnte der Fremde, „halt Frieden — das rat' ich dir. Kannst ihn nicht leiden, he?" Ebroin machte ein nachdenklich Gesicht: „Doch! Ich mag ihn gut leiden, recht gut. Es ist ein eigen Ding. Er ist gescheit, der gescheiteste von all uns Buben. Und er hat viel gehört, gelernt — soviel! — von seinen Eltern und zumal von seinem Ohm, dem feinen Bischof. Deshalb geh' ich gern mit ihm. Aber wenn" — und hier ergrimmte er wieder — „wenn der Hochmut, der Stolz, die Herrschgier, die in ihm stecken, das untragbare Befehlen aus ihm hervorbrechen, dann — dann hass' ich ihn so heiß ... — ja, ja, erdrosseln könnt' ich ihn mit diesen Fäusten."

Der Gast stand rasch auf: „Genug! Übergenug hab' ich gehört! Es hat zum Beschluß gereift den Plan, den erwägend ich herkam. Ihr Leute, euer Sohn ist hoch und reich begabt: — vor vielen, vielen andern, wie ich schon in den letzten Jahren herausfand: — aber begabt nicht zum Guten nur, auch zum Bösen, zu Zorn, Haß, zu heidnischem Wesen. Hier thut er kein gut mehr! — So hört: ich nehme ihn mit mir." „Fort von mir?" klagte die Frau schmerzlich. „Ah, Mutter, sei nur ruhig, ich geh' ja nicht von dir!" rief der Knabe und ergriff ihre Hand. „Doch! Du mußt gehen, wenn dein Vater befiehlt. Und nun sollt ihr auch wissen, wohin ich ihn führe. Nach Clermont nehme ich ihn mit — in das Haus des Bischofs: — dort lasse ich ihn erziehen." „Aber," staunte der Vater — „Bischof Praejectus — schon viel hört' ich ihn rühmen, er soll so gut und weise sein — aber wird er wollen?"

„Er muß,“ lächelte der Gast, „wenn ich will. Denn jetzt muß ich es wohl sagen: ich liebe sonst nicht, daß man von solchen meiner Thaten spricht und weiß: ich bin selbst Praejectus von Clermont.“

III.

Der Königshof der Merowinger zu Paris war der alte Kaiserpalast, in dem weiland Julian der Abtrünnige zum Imperator war erhoben worden: noch heute sind seine Spuren wahrzunehmen in dem Garten des Musée de Cluny.

Der antike Bau war freilich im Lauf der Jahrhunderte — schon unter Chlodovech — vielfach den Bedürfnissen des germanischen Lebens und eines fränkischen Königshofes angepaßt worden: eine ungleich geräumigere Halle als der römische Speisesaal gewesen, war gewonnen worden, indem man die Mauern anstoßender kleiner, enger Gemächer — römischen Geschmackes — niedergerissen hatte. Auch das Atrium war zu einem weiten Waffenhof ausgedehnt auf Kosten der — gekünstelten — Gartenanlagen, die sich an seine Ostseite gelehnt hatten.

Es war etwa vier Jahre später, am Abend eines Frühlingstages: — der Rotdorn blühte und die Lerche sang damals noch über der Seine schwebend und deren mit Korn bestandenen beiden Ufern. Da trieb sich in diesem Hof eine fröhliche Schar von Jünglingen um mit allerlei Spiel und Waffenübung. Es waren fast lauter schöne Menschen: schlanke, edle Gestalten, diese sechzehn bis zwanzigjährigen Wettringer, Wettläufer, Wettspringer, Wettkämpfer, Wettschützen.

Der alte Waffenmeister des Königs, Waltarich der Mariskalk, sah, auf der vorletzten Stufe der Marmortreppe sitzend, den Rücken an die oberste gelehnt, einen mächtigen römischen Silberhumpen Weines neben sich, mit zufriedenem Schmunzeln dem lärmenden, freudigen Treiben zu: aber er lobte nie, während bei einem mißlungenen Wurf oder Schuß ein derbes Spottwort flugs von den bärtigen Lippen herunterflog und seinerseits des Ziels nie fehlte.

„Nun laßt einmal das Werfen mit der schweren Fráncisca! Ihr seid ja schon ganz müde in den Armen. Könnt ja nichts vertragen, ihr schwächeren Buben unsrer schon schwächeren Söhne. Ah, wenn ich dran denke, was wir für Kerle waren in euren Jahren! Freilich, so bunt geputzt wie die Stieglitze liefen wir nicht herum. Und so viele lateinische Brocken mischten wir nicht in die gute alte Rede der Salier! Aber was führten wir für Streiche!" „Recht nichtsnutzige zuweilen," lachte einer der Gescholtenen mit auffallend gescheitem, für diese Jugend nur allzuscharf geschnittenem Gesicht. Er wandte sich dabei nach jenem um und rief das spöttisch hinauf. „Wenigstens sagen so die hochehrwürdigen Herrn Bischöfe, eure Altersgenossen von damals." „Leodegar, mein Söhnchen," lächelte der Graubart grimmig auf ihn herunter, „du bist doch der frechste Gelbschnabel von euch allen. Aus dir würde mal was, mein' ich, wenn du nicht lange vorher an deiner Unverschämtheit ersticken müßtest. Nun zeig' einmal, daß du noch andres als Bosheiten gelernt hast am Hofe . . . —" „Und von dir!" höhnte der Schlanke und ergriff Bogen und Pfeil. „Platz da! Aus dem Weg! Auf welche Scheibe soll ich schießen?" „Auf die drittletzte!" antwortete der Mariskalk. „Die beiden äußersten stehen zu weit für dich." — „Nein! Ich ziele auf die letzte. Seht ihr: einen Riesen stellt sie dar, der aber nur ein Auge hat, mitten auf der

Stirn." „Ist eine Dummheit. Solche Riesen giebt's gar nicht," brummte der Alte. — „O doch, du hast nur nie was gelernt, alter Hüne, als saufen und hauen: 's ist Polyphem, der Cyklop. Ohm Dedo hat's oft erzählt daheim. Ei, von allen Helden hat mir der schlaue Odysseus von je am besten gefallen." — „Schieß' und schwätz' nicht."

„Ich wette, ich treffe mitten ins Auge." — „Dann darfst du dir was ausbitten. Einen Becher besten Rhäter-Weins, eh?"

„Nicht immer trinken. Nein, dann küsse ich Waltrun, deine schöne Tochter." — „So? Aber rasch! Denn dann dreh' ich dir gleich den Hals um wie einem Krammetsvogel. Schieß!"

Die Sehne schwirrte: — der Pfeil flog: — krachend schlug er in das Holz der Scheibe. Ein paar der Gespielen liefen hin: „Ah! Eia!" riefen sie staunend. „Wirklich! Mitten in das kleine Rund des Auges!" „Ich sagt' es ja," sprach der Schütze stolz, den Bogen ablegend. „Nach diesem Schuß, Bruder," rief einer der Genossen, ihm auf die Schulter klopfend, „bist du nun auch Bogenkönig . . . " „Wie Speerkönig," bestätigte ein andrer, den die ganz dunkle Farbe von Augen und Haar als Vollblutrömer erwies und dessen Eltern erst kürzlich aus Italien übergesiedelt waren. „Und Schwertkönig," rief ein dritter.

„Ja," seufzte Leodegar, „Vetter Hektor, aber wer weiß, wie auf lange? Bruder Gairin — nicht wahr? — wir kennen einen: — der war mir schon vor Jahren überlegen oder doch ganz gleich in allen diesen Stücken." „Ja," grollte der Befragte, „freilich! Der Sklavensohn, der freche! Und es verlautet ja, er wird demnächst in unsere Schar hier aufgenommen. Der Bischof von Clermont soll ihn selbst zu Hof bringen."

„Was?“ rief Hektor unwillig, „der Sohn eines Knechts?“ „Neben uns? Unter die Hofknaben?“ zürnte Valerius der Römer, „das leiden wir nicht. Sprich, Mariskalk, sag' nein! Das ist ja doch unmöglich!“ — „Du junger Fant! Nichts ist unmöglich was ein König will und was ein frommer Bischof wünscht.“ „Ah ja,“ zürnte Leodegar, mit dem Fuße stampfend, „der Tugendschwätzer von Clermont. Mein Oheim Dedo sagt, er sei gut, aber dumm.“ „Ja, so schlau und so bösartig,“ meinte der Alte kopfnickend, „wie Herr Dedo von Poitiers und sein — älterer! — Neffe sind nicht viele. — Gott sei Dank. Es wäre zu gefährlich für ehrliche Leute.“ „Aber wie kann der Herr König ...?“ schalt Gairin, der, dem Bruder ähnlich, doch des geistigen Ausdrucks entbehrte, der an diesem gleich auf den ersten Blick auffiel. „Warum ...?“ — „Will's euch wohl sagen. Um euren Hochmut zu dämpfen, will ich's sagen, ihr aufgeblasenen jungen Gockelhähne. Wißt ihr wohl, warum der Herr König euch hier um sich versammelt hält?“ „Ei freilich,“ meinte Hektor, „weil wir die Söhne der vornehmsten Geschlechter sind.“ „Weil er gern was Schönes und Feines um sich sieht,“ prahlte Gairin, wohlgefällig an seiner reichen Gewandung herab schauend. — „Gefehlt, du Pfau!“

„Nein,“ sprach Leodegar nachdenksam, „wohl weil er will, daß wir mit ihm und seinen Hofleuten bekannt, vertraut werden, damit wir später die für jeden taugenden Ämter und Würden erhalten. Und unsere Väter wollen uns hier feine Hofsitte lernen lassen, einflußreiche Gönner für uns gewinnen ...“ — „Eitle Laffen seid ihr zwei. Und du, viel kluger Leodegar, hast doch auch den Hauptgrund nicht erklügelt. Wißt ihr, was ihr hier seid, alle dreißig? Gefangene seid ihr!“ „Hoho!“ so ergrimmte Hektor, der Sohn des Patricius von Marseille — „ge-

fangen?" „Ah bah," lachte Valerius, „da steht das Hofthor weit offen. Ein Sprung und ich bin im Freien." — „Wirst nicht weit kommen nach dem Sprung! Versuch's! Entlauf! Der Lanzenreiter dort vor dem Thor hat dich am Schopf, ehe du die Gasse zu Ende kömmst."

Die andern widersprachen laut: — aber Leodegar schwieg betroffen.

„Geiseln seid ihr für euerer Väter — wenig sichre! — Treue!"

Leodegar furchte die Stirn: die so jugendliche zeigte doch schon tiefe Falten: „So sah ich's nie," murmelte er vor sich hin. „Hm, allzustark ist dieses Königtum der Franken: den Adel bindet es zu fest. Man müßte . . ." Aber laut lachend rief sein Bruder Gairin: „Ah, thörichte Weisheit! Geiseln für die Adelsgeschlechter? So? Warum dann nimmt der Herr König diesen elenden Ebroin unter seine Hofknaben auf? Ist vielleicht auch dessen Vater ein gefährlicher Empörer? Hei, ich hab ihn oft, neben seiner Kuh — der einzigen! — angespannt, am Pflug ziehen sehen durch die magren Schollen seines wenigen Landes." — „Seines? Nein! Des Landes unsres Ohms, des Grafen Leodebert, bis der biedre Praejectus sie alle drei losgekauft. Und manchmal zog als Kuh . . . Frau Leutrud." — Die Genossen lachten laut.

„Das war ein häßlich Wort," schalt der Mariskalk. „Du hast einen scharfen Verstand, Leodegar, aber eine schärfere Zunge. Und ein böses Herz." „Jedoch ein gutes Gewissen," lachte der. „Ein rührend gutes! Ich mag thun was ich will, — es beißt mich nie. Irgend ein Heiliger — wohl mein Schutzherr, Sankt Hilarius von Poitiers — hat ihm einen Beißkorb wie einem gefangnen Wolf angelegt." Er zog Hektor am Ärmel beiseite und flüsterte: „Gestern — gerade, bevor wir befohlen wurden,

dem Capellanus des Palatiums zu beichten, — überraschte ich im engen Schlafgemach die junge Frau des alten Kämmerers Wido: — du, die ist heißblütig! — noch brannte ihr Kuß auf meinen Lippen, noch pochte mir heftig das Herz in der Basilika, aber mit größter Ruhe nahm mein Gewissen die Freisprechung von allen Sünden hin." — „Doch nur von den gebeichteten! Und du hast . . .?" — „Ah, man kann doch nicht auch andrer — zumal so schöner Weiber! — Sünden beichten."

„Nun," wiederholte Gairin, „ist auch Ebroin Geisel für seinen — gefährlichen! — Vater Ebromuth?" „Nein," erwiderte der Mariskalk trocken, „dich nahm man als Geisel: — dafür bist du gut genug auch bei deiner Dummheit. Den Sohn des geringen Mannes aber nimmt man als hoffnungsreichsten Schüler. Denn Bischof Praejectus schreibt, — ich ließ mir's genau vorlesen! — solche Begabung für alles und jedes — von der Dialektik, Logik und Rhetorik (— weiß übrigens Sankt Martinus, was das für Kunststücke sein mögen! —) bis zum Speerwerfen und Pfeilschießen sei ihm noch nicht vorgekommen."

„Nun, das letzte," meinte Gairin höhnisch, „können wir dann gleich versuchen. Denn, täuscht mich mein Auge nicht, — er ist freilich groß und stark geworden in diesen Jahren! — da kommt der Sklavensohn gerade aus dem Palatium." „Jawohl, er ist's," sprach Leodegar nach einem scharfen Blick. „Jetzt ist er noch viel höher und breitbrüstiger geworden als ich! Er ist's: und der da hinter ihm schreitet, ist Praejectus der Einfältige."

„Hei," meinte Hektor, „den Ackerknechtbuben wollen wir doch so behandeln, — gleich so aufnehmen! — daß dem Spatzen die Lust vergehen soll sich unter die Edelfalken zu mischen." Mit spöttischer Miene und einer tiefen Verbeugung tänzelte er den beiden die Stufen des Palatiums

langsam Herniederschreitenden entgegen: „Ich grüße dich in Ehrfurcht, geistgewaltiger Herr Bischof von Clermont. Und dich, Sprößling der ländlichen düngerduftenden Scholle, dich, den gerühmten Wunderknaben Ebroin: das heißt in eurer Sprache ‚Schweinefreund‘, nicht? Du hast sie wohl häufig gehütet, die herzigen Grunzer? — Dich heiß' ich hoch willkommen hier unter deines — Ungleichen. Man rühmt dich als unerreichbar in allen Dingen. Nun haben wir — deine Bewunderer — gerade im Bogenschießen ein wenig gestümpert: — sieh einmal den Schuß da in das Riesenauge! — den hat der arme Leodegar gethan — von hier aus. Wir ziehen den Pfeil heraus, — dann schieß' du und zeig' uns allen den Meister."

Praejectus legte die Hand auf die Schulter seines hochragenden, kraftstrotzenden Schützlings und flüsterte: „Der Augenblick ist wichtig: — bete zu Sankt Sebastian, dem Patron der Pfeilschützen." „Es geht auch so," erwiderte Ebroin ruhig, hob einen vor ihm liegenden Bogen auf und wählte bedächtig aus einem Köcher einen Pfeil. „Warte doch," rief Gairin, „bis ich Leodegars Pfeil herausgezogen." „Unnötig," sprach Ebroin, spannte den Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und zielte. „Was hast du vor?" fragte der Mariskalk, sich vorbeugend.

Die Sehne schwirrte — der Pfeil flog.

„Ah, was ist das?" rief der Alte aufspringend und, die Hand vor den Augen, scharf spähend: „Er hat den Pfeil Leodegars mitten entzwei geschossen. Dergleichen hab' ich nie gesehen. Junge, wer hat dich das gelehrt?"

„Mein Vater, wann er nicht gerade ackern mußte für seinen Leibherrn."

IV.

Und abermals waren Jahre verstrichen.

Von jenem ersten Auftreten an hatte sich der junge Ebroin an dem ganzen Hof eine gar günstige Stellung geschaffen, auch in der Schar der Palastknaben, trotz des Hochmuts, des Neides, der Eifersucht, die gar manche der vornehm Geborenen ihm trugen und zuweilen deutlich zeigten. Zumal seit er einmal einen heimtückischen nächtlichen Überfall erfolgreich abgewehrt hatte, den Gairin, Hektor und dessen Vetter Valerius bei der Heimkehr von der Jagd im Wald auf ihn unternommen: — sie hatten ihn „verhauen“ wollen. Und daß er sie nicht bei dem Mariskalk anzeigte, trug ihm Beifall und Lob auch mancher bisheriger Gegner ein. „Wozu?“ lachte er, „die tragen ihre Strafe schmerzlich an ihrem Leibe herum.“

Doch auch Freunde gewann er unter den vornehmen Jünglingen, so Vanning, den Sohn des Pfalzgrafen Vannbert.

Und auch Leodegar verhielt sich nicht offen feindlich gegen ihn, obgleich von jenem Pfeilschuß an die beiden in allen Stücken, in allen Leistungen der Geistesbildung und der Leibesübungen so hart ringende Nebenbuhler waren, daß in fast regelmäßiger Abwechslung bald der eine, bald der andre als „der Erste der Schar“ sich erwies: die dritte Stelle nahm keiner von ihnen jemals ein. Der weit über seine Jahre hinaus kluge, weltgewandte und kühlvorsichtige Herzogssohn — diese kalte Berechnung gab ihm zuweilen die Überlegenheit über den immer soviel heißblütigern und oft so jähzornigen Ebroin — erkannte, daß es wichtig, vorteilhaft sei, diesen hervorragendsten unter den künftigen Wettringern um Ehre, Glanz und rasches Aufsteigen

nicht zum Feind, eher zum Bundesgenossen wider andere zu haben.

„Wenn wir beide zusammenstehen sind wir stärker als all' die andern miteinander," sprach er einmal eindringlich zu Ebroin. „Ja, ja," meinte der, „und in vielen Dingen haben wir ja gleiche Neigungen. Solang ich's mit gutem Gewissen kann, steh' ich dir gern zur Seite."

Vanning, ein wackerer, aber schlichter Gesell, aus dessen vollem rotwangigem Gesicht ein paar runde, blaue Augen treuherzig blickten, hatte das Gespräch angehört. „Geh," rief er Ebroin zu nach des andern Entfernung, „wie kannst du dem falschen Schleicher trauen? Du wirst nicht lang mit ihm halten können. Der ist so selbstisch und treulos wie der Teufel." „Mag sein. Aber auf meinen Wegen lass' ich mich auch vom Teufel fördern: — wenn's einen giebt, was ich nicht recht glaube! Und das mußt du doch sagen: — er ist der beste Kopf am ganzen Hof. Das zieht mich an. An seinem Geist — — wie an einem Wetzstein — schärfe ich den meinen." — „Ich mag's aber nicht leiden an dir. Ich bin . . ." „Eifersüchtig bist du, guter Bub, wie ein Mädchen," lachte Ebroin. „Laß gut sein. Ich weiß, dein Herz allein ist mehr wert als der andre vom Scheitel bis zur Sohle." „Ich hab' dich gern, Ebroin. Und wollte, ich könnte dir's mal zeigen." — „Die Freude, mein' ich, kann dir schon noch werden! Denn wirr geht's her in diesem Reich der Franken. Schau um dich! Seit König Dagobert gestorben, ist das Reich in zwei Stücke auseinandergebrochen. Austrasien, das ganze Ostland rechts vom Rhein und links davon Elsaß, dann das Moselland bis an die Campania von Reims, endlich alles Land der Uferfranken hat sich von uns — von Neuster und Bur-

gund — gelöst: mehr als der Merowing Sigibert herrscht da drüben in Metz der Hausmeier, der Arnulfinge kräftiges Geschlecht. Bei uns aber in Neuster und Burgund — von Reims gen Westen bis an die Gotenmark und im Norden und Süden bis an beide Meere — waltet an ihres jungen Sohnes Chlodovech, des Zweiten dieses Namens, Statt die Witwe König Dagoberts, Frau Nantechild, als Regentin. Ein Weib: . . . — ich will sie nicht schelten, aber man sagt, sie bedürfe stets eines Mannes, der ihren schwankenden Sinn beherrsche. Und wenig Gehorsam wahrlich erweist ihr der Adel, der der Krone trotzt und die geringen Freien mißhandelt. Welche Aufgaben, welche Pflichten für jeden ehrlichen Kerl, der's gut meint mit diesem Staat! Welch' hohe Ziele winken hier! Aber auch welche Kämpfe, welche Gefahren sperren die Wege zu diesen Zielen! Wohlan, mich treibt die heiße Liebe zu diesem gequälten, niedergetretenen Volke der geringen Leute, zu diesem Reich: — aber auch die Lust am Kampfe selbst und die Lust, zu herrschen! — mich in die erste Reihe zu werfen dieser Kämpfer. Tief unten, armen Mannes Sohn, fang' ich an — recht hoch will ich hinauf: da wird's ohne manchen Hieb gegen mich nicht abgehen. Und zwei Schilde fangen mehr ab als einer." — „Ich selbst, meine Brust, soll dein Schild sein, Ebroin!"

Kurze Zeit uach diesem Gespräch sollten die ungefähr gleichaltrigen und hinreichend ausgebildeten Jünglinge der Palastschar entlassen werden, jüngeren, neu aufzunehmenden Platz zu machen. Groß war die Freude unter den Scheidenden: denn nach dem ihnen mitgeteilten günstigen Ergebnis dieser Erziehungs- und Probezeit wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

nicht zum Feind, eher zum Bundesgenossen wider andere zu haben.

„Wenn wir beide zusammenstehen sind wir stärker als all' die andern miteinander," sprach er einmal eindringlich zu Ebroin. „Ja, ja," meinte der, „und in vielen Dingen haben wir ja gleiche Neigungen. Solang ich's mit gutem Gewissen kann, steh' ich dir gern zur Seite."

Vanning, ein wackerer, aber schlichter Gesell, aus dessen vollem rotwangigem Gesicht ein paar runde, blaue Augen treuherzig blickten, hatte das Gespräch angehört. „Geh," rief er Ebroin zu nach des andern Entfernung, „wie kannst du dem falschen Schleicher trauen? Du wirst nicht lang mit ihm halten können. Der ist so selbstisch und treulos wie der Teufel." „Mag sein. Aber auf meinen Wegen lass' ich mich auch vom Teufel fördern: — wenn's einen giebt, was ich nicht recht glaube! Und das mußt du doch sagen: — er ist der beste Kopf am ganzen Hof. Das zieht mich an. An seinem Geist — — wie an einem Wetzstein — schärfe ich den meinen." — „Ich mag's aber nicht leiden an dir. Ich bin . . ." „Eifersüchtig bist du, guter Bub, wie ein Mädchen," lachte Ebroin. „Laß gut sein. Ich weiß, dein Herz allein ist mehr wert als der andre vom Scheitel bis zur Sohle." „Ich hab' dich gern, Ebroin. Und wollte, ich könnte dir's mal zeigen." — „Die Freude, mein' ich, kann dir schon noch werden! Denn wirr geht's her in diesem Reich der Franken. Schau um dich! Seit König Dagobert gestorben, ist das Reich in zwei Stücke auseinandergebrochen. Austrasien, das ganze Ostland rechts vom Rhein und links davon Elsaß, dann das Moselland bis an die Campania von Reims, endlich alles Land der Uferfranken hat sich von uns — von Neuster und Bur-

gund — gelöst: mehr als der Merowing Sigibert herrscht da drüben in Metz der Hausmeier, der Arnulfinge kräftiges Geschlecht. Bei uns aber in Neuster und Burgund — von Reims gen Westen bis an die Gotenmark und im Norden und Süden bis an beide Meere — waltet an ihres jungen Sohnes Chlodovech, des Zweiten dieses Namens, Statt die Witwe König Dagoberts, Frau Nantechild, als Regentin. Ein Weib: . . . — ich will sie nicht schelten, aber man sagt, sie bedürfe stets eines Mannes, der ihren schwankenden Sinn beherrsche. Und wenig Gehorsam wahrlich erweist ihr der Adel, der der Krone trotzt und die geringen Freien mißhandelt. Welche Aufgaben, welche Pflichten für jeden ehrlichen Kerl, der's gut meint mit diesem Staat! Welch' hohe Ziele winken hier! Aber auch welche Kämpfe, welche Gefahren sperren die Wege zu diesen Zielen! Wohlan, mich treibt die heiße Liebe zu diesem gequälten, niedergetretenen Volke der geringen Leute, zu diesem Reich: — aber auch die Lust am Kampfe selbst und die Lust, zu herrschen! — mich in die erste Reihe zu werfen dieser Kämpfer. Tief unten, armen Mannes Sohn, fang' ich an — recht hoch will ich hinauf: da wird's ohne manchen Hieb gegen mich nicht abgehen. Und zwei Schilde fangen mehr ab als einer." — „Ich selbst, meine Brust, soll dein Schild sein, Ebroin!"

Kurze Zeit nach diesem Gespräch sollten die ungefähr gleichaltrigen und hinreichend ausgebildeten Jünglinge der Palastschar entlassen werden, jüngeren, neu aufzunehmenden Platz zu machen. Groß war die Freude unter den Scheidenden: denn nach dem ihnen mitgeteilten günstigen Ergebnis dieser Erziehungs- und Probezeit wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

Sogar der niedrig geborne Ebroin erhielt das Amt eines Vicegrafen und zwar — was ihn am meisten freute — in dem Gau des neustrisch-burgundischen Reiches, der damals allein des Waffenschutzes bedurfte: an der Grenze der räuberischen Wasconen, deren Bekämpfung in den Schlupfwinkeln ihrer Berge schon gar manchem fränkischen Feldherrn übel bekommen war: er sollte dem helmmüden Grenzgrafen von Agen den kriegerischen Teil seiner Amtspflichten abnehmen. Er war sehr glücklich und stolz: sein erstes Wort an den guten, alten Mariskalk, der ihm das verkündete, war: „Aber das darf ich selbst den Eltern schreiben, nicht? Die Mutter hat ja Lesen und Schreiben von mir gelernt. Einstweilen! Mein Weg führt ja später doch über Poitiers.“ „Ja, thu's nur! Du bist ein guter Sohn.“

Das glänzendste Los war Leodegar gefallen: nicht unverdient, denn er hatte sich, wie gesagt, in all' diesen Jahren neben Ebroin als der erste der Palatiums-Jünglinge behauptet. Aber hinzu trat freilich der Glanz seiner vornehmen Geburt, die Empfehlung seines Oheims, des einflußreichen Bischofs von Poitiers, und vor allem eine Geschmeidigkeit, eine wahrhaft geniale Kunst sich bei allen am Hofe — Weiblein wahrlich nicht minder als Männlein! — einzuschmeicheln: eine Kunst, die er planmäßig betrieb — auch bei minder mächtigen Männern oder weniger schönen Frauen: „Er thut's, um in der Übung zu bleiben,“ grollte Vanning. Dabei vermied er in seiner Schmeichelei jede Plumpheit: „Er kitzelt die Leute, ohne daß sie's merken,“ schalt der alte Mariskalk. „Er muß — er kann gar nicht mehr anders! — jedem Menschen, mit dem er spricht, das sagen, was er im Augenblick am liebsten hört.“ „Ja, ja,“ meinte er einmal selbst lachend, als ein Bettler ihm den Schuh küßte — denn auch wohlthätig zu sein

konnte sich der reiche Herzogssohn verstatten — „man kann nicht wissen. ‚Der Löwe ward von einer schnöden Maus befreit aus dem Netz‘, las Oheim Dedo einmal vor.“

So war er denn nach Begabung, Eifer, Verdienst, Empfehlung und äußerster Liebedienerei der Bevorzugteste am Hofe geworden. Die Königin-Regentin, eine schöne, üppige Frau, ließ sich am liebsten von dem schlanken, dunkeläugigen, dunkellockigen und feurig blickenden Jüngling auf das Pferd heben, — zu großem Ärgernis des alten Mariskalk! — und recht oft — häufiger als ihn die Reihe getroffen hätte — erhielt er die Nachtwache vor den Gemächern der rotlockigen Fürstin. Sie hatte ihn auch jetzt zu sich entboten, ihm selbst das ihm zugedachte Amt zu verkünden, während alle andern hierzu vor die Hofbeamten beschieden worden waren.

Ebroin saß in seinem Gemach und schrieb einen glückatmenden Brief an seine Mutter: — da stürmte Leodegar herein, erhitzt im dunkelschönen Antlitz, sein Herz pochte so stark, daß er die Hand darauf preßte. Die Erregung des Augenblickes riß ihn ausnahmsweise ganz aus seiner sonstigen Kühle. „Ebroin,“ jubelte er, „alter Feind, nein, auch alter Freund, und künftig nur Freund! Vernimm, höre . . . mein Glück. Die Königin, — ich komme gerade von ihr — sie hat mich zum Grafen von Paris ernannt und mir den Oberbefehl gegeben über das Heer, das sie demnächst gegen die Wasconen senden wird.“

Ebroin erhob sich und reichte ihm die Hand. „Meinen Glückwunsch, Herr Graf von Paris: du fliegst rasch nach oben. Ich gönn’ es dir von Herzen. Was aber den Wasconenkrieg angeht . . .“ — da furchte er die Stirn und preßte die Lippen zusammen, und unheimlich drohend blitzten seine Augen, „da rat’ ich dir, dich zu beeilen, sonst findest du nichts mehr zu bekriegen vor. Das ist

mein Krieg. Ich bin Vicegraf von Agen — hörst du? — nicht du: ich habe jene Mark zu schützen. Morgen reis' ich. Und ich hoffe, lang' eh' du eintriffst mit deinem großen Heer, bin ich mit kleiner Schar fertig mit den Feinden." „Ich sollte dir das verbieten, meinte Leodegar unwillig. „Das versuch' einmal," lachte Ebroin: aber das Lachen war so grimmig und die Zornader auf seiner Stirn trat plötzlich so hervor, daß der andere erschrak.

„Nein, nein," lenkte er geschmeidig ein, „ich bin heute so glücklich, so stolz. Ich will heute keinen Streit. Ja, ich trag' dir ungemischte Liebe . . ."

„Früher war sie doch recht stark gemischt mit Haß, mit Verachtung des Sklavensohns." — „Das war nur Neid, uneingestandne Eifersucht. Aber jetzt . . ." — „Da du mich so hoch überflogen hast, findest du dazu keinen Grund mehr." — „Vielleicht ist's so. Oh ich muß in dieser Stunde meine Gedanken, meine Hoffnungen ausströmen. Kein Ziel scheint mir zu hoch. Im Krieg und Frieden! Feldherrnschaft, Heldentum — — du weißt, diese Rechte ist stark . . ." — „Fast wie die meine." — „Und an Wagemut nehm' ich's auf mit jedem im Palatium, im Rat aber nehm' ich es auf mit all den klugen Palatinen, den weisen Bischöfen. Ich will im Vorkampf, stets dem Keil voraus, ein Held werden wie noch keiner war." — „Werd's und sag's dann. Aber dann sagst du's nicht mehr." — „Und eine beredte Zunge führ' ich im Munde und rasch faßt mein Geist. Und die Menschen gewinn' ich nach Belieben. Ich raste nicht, bis ich der erste Mann geworden in diesen Reichen Neuster und Burgund." Er atmete stark. „Hm," meinte Ebroin, „also Majordomus. — Und dann? Und damit willst du abschließen? Und nur an dich, an deinen Glanz nur denkst du? Wahrlich, ich lasse meine Gedanken höher

fliegen! Und weiter!" „Willst du etwa die Merowingen stürzen," höhnte Leodegar, „und dich selbst zum König machen über Neuster und Burgund?" Unwillig schüttelte der andre die dunkelblonden Locken. „Ich habe — wie du — dem König geschworen. Nein! Aber nicht nur an mich denk' ich! An gar vielen Wunden krankt das Volk, das niedere, im Frankenreich .... ihm muß und soll geholfen werden!" — „Aha, der Sohn des Knechts hat nicht vergessen ..." —

„Nein! Und wahrlich, ich will ... Doch das ist's nicht allein. Majordomus willst du werden, aber nur von Neuster und Burgund? An Paris und Orléans denkst du: an weiter nichts? Und Metz? Und ganz Austrasien? Und das Land rechts vom Rhein? An das ganze Frankenreich denkst du nicht?" Leodegar machte große Augen. „Was soll das? Schon seit vielen Jahren ist Auster von Neustro-Burgund getrennt!" — „Ja, leider! Und soll dies Elend, diese Ohnmacht dauern? Seitdem die Arnulfinge zwei Merowingen nacheinander es abgetrotzt haben, daß ein besondrer König in Metz über den Nordosten herrsche, — seitdem ist unsre Macht tief herabgesunken. Schon reißen sich Thüringe, Alamannen, Bajuvaren los von dem Halbkönig zu Metz. Und vor allem: wer soll herrschen im Frankenreich? Jene barbarischen Überrheiner, die nichts können als dreinschlagen, — nicht einmal lesen und schreiben? Oder wir Salfranken, die wir dies ganze stolze Reich weiland zusammen erobert, und die wir den Römern ihre Bildung abgelernt haben, ohne unsre Heldenkraft zu schwächen? Schau auf uns beide! Sind wir nicht den plumpen Ostleuten, die zuweilen am Hof auftauchen, so überlegen wie der feine Wein dem dummen, derben, dicken Bier, das sie saufen? Warum? Weil in unsern Adern auch römisches Blut rinnt. Nicht

umsonst waren deines Vaters Mutter und meiner Mutter Vater römischen Abstamms. Wir Neustrier, wir müssen herrschen in dem ganzen wieder hergestellten Frankreich von der Avarengrenze im Osten bis zur Gotenmark im Westen. Und als Haupt der Neustrier ein neustrischer Majordomus, hier in Paris!" Er ging mit großen Schritten in dem Gemach auf und nieder.

Überrascht, ja erschrocken sah ihm dabei Leodegar nach: gewaltige Erregung durchströmte den Staunenden; heiß schoß ihm das Blut in das Herz: „Solche Träume, solche Gedanken hegt der Knecht? Solch große Pläne plant er? Und mir — gerade mir! — plaudert er sie aus? Der Schwachkopf! Nie, nie hätte ich an ein solches Ziel gedacht! Und nie hätt' ich's gefunden, weil — verflucht, er hat recht! — weil ich stets nur an meinen Vorteil gedacht. Aber jetzt — Dank dir, du blöder Thor! Du hast's erdacht, — doch ich will's vollenden: du hast den Hort gefunden, — ich will ihn gewinnen. Und das niedere Volk will er heben — auf Kosten natürlich des Adels? Nun warte! — Dem wollen wir doch einen Riegel vorschieben. Nieder in seinen Anfängen schon mit dem tribunus plebis!"

„Verstatte," sprach Ebroin, sich wieder setzend, „daß ich den Brief an meine liebe Mutter zu Ende schreibe!"

„Schreibe du nur! — Mich hat die Königin schon wieder in ihr Gemach befohlen, bevor wir die Übertragung der Gebeine des heiligen Amantius begleiten: ich soll dabei — zum letztenmal! — die Hofknaben anführen. Auf Wiedersehen bei dem heiligen Amantius! Grüße deine liebe Mutter recht herzlich! — Warte, du Pöbelverhetzer!" murmelte er leise. Und er eilte hinaus.

V.

Eine Stunde darauf versammelte sich in der Basilika des Apostels Johannes auf dem linken Seine-Ufer der ganze Hof, unter dem Voranschritt der Königin Nantechild, die ihren — wie so oft auch heute — bettlägerigen Sohn vertrat: der nicht weite Raum der alten von mehr als zweihundertjährigem Weihrauch und Fackelqualm geschwärzten Krypta, zu der man von dem Hauptaltar oben in der Nische des Mittelschiffes, der halbkreisförmigen Absis oder Tribuna, auf vielen Steinstufen wie in die düstre Unterwelt hinabstieg, war schon vorher zum großen Teil gefüllt von den Äbten und andern Priestern der Diöcese von Paris: aber auch aus andern Sprengeln beider Reiche waren die Bischöfe zu der heiligen Handlung herbeigeeilt: da fehlte weder Herr Desiderius von Cahors, noch Audoen von Rouen, noch Berachar von Le Mans, noch Sigibrand von Lyon, noch Desideratus von Châlons, noch Bobo von Valence, noch Truchtigisel von Embrun; besonders gefeiert ward aber der alte, ehrwürdige Abt von Remiremont, später von Luxeuil, der silberhaarige Romarich, der lang als Einsiedler gelebt und weithin den Ruf eines Heiligen erlangt hatte: auch stolze und oft recht weltliche Bischöfe beugten sich in Ehrfurcht vor dem hohen sittlichen Wert des schlichten Mönches.

Es war ein prachtvoller Maitag: unter dem milden Himmel der Seinestadt stand bereits alles in voller Blüte: schon dufteten stark die Linden in den Gärten des Palastes, in dessen Rainweide und Weißdornbüschen die Mönchgrasmücke, schon damals wie heute noch gar häufig in jenen lieblichen Geländen, ihr wohllautreiches Lied ertönen ließ. Die Wogen des stolzen Flusses kamen in

glitzerndem Sonnenschein gezogen: ein warmer wohliger Frühlingshauch durchflutete die Lüfte: der Tag schien bestimmt, zu zeigen, wie freudig, wie köstlich, wie glückverheißend das Leben, die Zukunft entgegenlachte der gesunden kraftstrotzenden Jugend jener Palastknaben, die vor dem Aufbruch zu dem Zuge in dichten Haufen, lachend, singend, lärmend, sich fröhlich neckend in dem Waffenhof sich tummelte: der Mariskalk hatte seine liebe Not, ‚die Buben‘ nicht allzuwild werden zu lassen: aber er fand selbst seine Freude an dem Treiben, das er gern geteilt haben würde. „Nur keine Duckmäuser, lieber Wildfänge,“ pflegte er zu sagen. „Aus jenen werden immer Kröten, aus diesen manchmal Adler.“

Nun aber setzte sich der Zug in Bewegung: bald war die geringe Entfernung zwischen dem Palast und der alten Johanniskirche weiter im Süden des linken Seine-Ufers durchmessen. Schon verkündeten Hornstöße der auf der Freitreppe vor dem Portal der Basilika aufgestellten Krieger das Herannahen der Königin und ihres Hofstaates: der größte Teil der Begleitung blieb draußen auf jenen Stufen des Portikus und in dem Vorhof, — dem Paradisus — andre folgten bis in das Mittelschiff und die Absis, nur die vier obersten Palastbeamten sowie die erlesensten der Hofknaben, geführt von Leodegar, folgten der stolzschreitenden Regentin und ihren Frauen die vielfach ausgetretenen Stufen hinab in die katakombenhafte Krypta, deren schwer wuchtendes Gewölbe von den zahlreichen Fackeln doch nur schwach erhellt war.

In der Mitte ihres Estrichs klaffte ein finstrer, viereckiger Schlund. Der gewaltige Stein, der die Wölbung über dem Sarkophag des Heiligen geschlossen hatte, war, nach angestrengtester Arbeit, von vielen Kirchenknechten endlich in die Höhe gebracht und in schräger Stellung auf

einem Stemmbalken so hoch aufgerichtet worden, daß darunter durch der schwere Sarkophag von schwarzem pyreneischem Marmor mittels vier darunter durchgeschobenen Seilen nun alsbald herausgehoben werden konnte.

Der Königin, einer hochragenden Gestalt, stand der dunkelpurpurfarbene, von massiven goldnen Bienen übersäte Mantel gar vortrefflich: — sie durfte dies Abzeichen merowingischen Königtums tragen, da sie ja an ihres Sohnes Statt die Herrschaft führte. Die schöne Frau wußte das, auch wenn es die flammenden Blicke Leodegars, der zu ihrer Rechten an dem Kopfende der Öffnung stand, ihr nicht deutlich bezeugt hätten. Zu ihrer Linken stand Ebroin, eine Fackel haltend. Der Königin gegenüber — an dem Fußende des Sarkophags — prangte in vollem Ornat Bischof Dedo von Poitiers, dem der alte Bischof von Paris Audobert — er war sich bewußt, minder glänzend zu sprechen — die Feierrede übertragen hatte. Der stattliche Kirchenfürst mit dem feinen, vornehmen Antlitz — das römische Blut verleugnete sich nicht und edles Geschlecht, hohe Begabung und sorgfältige Geistesbildung drückten sich in diesen gewinnenden Zügen aus — schlug die weiten Ärmel der von Goldstickerei strotzenden Dalmatika zurück, breitete segnend die Arme gegen die Königin und ihre Umgebung aus und, nachdem der mystisch ergreifende Gesang der oberhalb der Krypta auf dem „Chore“ der Basilika hinter vergoldeten Gittern verborgnen jungen Kleriker und Knaben verhallt war, hob er an: „In Christo Geliebte! Nachdem Sankt Amantius, der glorreich hier leibhaftig in diesem Marmorsarge vor uns liegt, wie anderen Priestern und frommen Laien auch mir Unwürdigem wiederholt im Traum erschienen ist und uns unzweifelhaft verkündet hat, daß er nunmehr genugsam lange Zeit die Segnungen seines heiligen Leibes dieser

guten Stadt Paris, in der er gestorben, habe angedeihen lassen, fortan aber da ruhen wolle, wo er die meisten Jahre seines Lebens — unter zahlreichen Wunderzeichen! — in gottgesegnetem Wirken verbracht hat, nämlich in meiner treuen Bischofstadt Poitiers, in der Kirche des heiligen Hilarius ruhen und dort die Posaunen des jüngsten Gerichts erwarten wolle, hat der ehrwürdige Herr Bruder von Paris — unter Verstattung unserer aller tugendreichsten Frau Königin, deren keuscher Lebenswandel ein Vorbild aller Weiber ist, — bewilligt, daß heute die feierliche Erhebung seiner Gebeine behufs Überführung nach Poitiers stattfinde. So erhebt denn unter frommen Gesängen die unschätzbare teure Last."

Auf seinen Wink begann das Psallieren von oben her aufs neue — es wirkte wunderbar, geheimnis-süß, als ob man die unsichtbaren Engel vom Himmel herab singen höre! — und alsbald hatten zwanzig starke Ostiarii und Akoluthen den schweren Sarg aus der Tiefe gefördert und unterhalb der klaffenden Lücke auf den Estrich neben die Königin gestellt, während andere Diener der Kirche sich anschickten, durch gleichzeitig geführte Beilschläge den Stützbalken niederzuschlagen, auf daß der schwere Marmordeckel wieder das Gewölbe schließe.

Die Regentin sank auf beide Kniee, küßte, von frommem Schauer durchrieselt, den Deckel des Sarkophags an dem Kopfende, verrichtete ein kurzes, stummes Gebet und wollte sich nun wieder erheben. Ihr langer Mantel, vom Golde der Bienen schwer, war aber an seinem einen Ende in die schwarz gähnende Tiefe gesunken und hatte sich hier an dem Stützbalken, den umschlingend, verfangen: sie konnte ihn nicht sofort lösen. Dienstbeflissen warf sich Leodegar auf ein Knie und zerrte ungestüm an dem Purpur.

„Zurück, Leodegar! Der Balken weicht! Der Stein

fällt!" schrie Ebroin, ließ die Fackel fallen, und riß den Knieenden, der die verlangenden Augen in langem Blick zu der errötenden Frau aufgeschlagen hatte, zur Seite. Zu spät. Zwar das schwer bedrohte Haupt und den übrigen Leib hatte Ebroin ihm so gerettet, aber die rechte Hand und der rechte Unterarm bis über den Ellbogen hinauf lag mit einem abgerissenen Fetzen des Purpurmantels zerschmettert unter dem tausendpfündigen Stein.

Ein gräßlicher Weheschrei: — dann schlug Leodegar ohnmächtig vor Schmerz mit dem Antlitz nieder auf den schwarzen Stein. Die Königin sank ihren Frauen in die Arme.

VI.

Am Morgen des andern Tages saßen an dem Lager des schwer Leidenden sein Oheim, der Bischof, sein Bruder Gairin, Hektor, Valerius und Zacharias, der Leibarzt der Königin. Schweigend, trauernd lauschten sie seinem Stöhnen, das mehr ein Fluchen als ein Jammern war.

Beschwichtend, tröstend hob endlich der Arzt an — das Vertrauen erweckende Gesicht des alten Juden machte den Eindruck der Wahrhaftigkeit: — „Fasse dich, mein Sohn! Der Schmerz der Wunde wird bald abnehmen unter der milden Salbe. Und sei gedenk, welch viel größerer Gefahr du — um eines Haares Breite! — entkommen. Als ich den Stein stürzen sah, — dein ungestümer und blinder Eifer hatte den Balken umgerissen — wo du die Augen hattest, weiß Gott der Herr! — glaubte ich, dich mit Haupt, Leib und Leben darunter zerschmettert und begraben. Daß du lebst, — du dankst es Ebroin! Segne ihn!"

„Fluch ihm!“ schrie der Wunde, sich plötzlich, auf die linke Hand gestützt, erhebend. Wimmernd vor Schmerz sank er wieder auf die Kissen zurück. „Hätt' er mich doch zermalmen lassen! Besser, tausendmal lieber tot als ein elender Krüppel fürs Leben! Verloren die Schwerthand: — damit verloren alles Heldentum, aller Waffenruhm, aller Siegesglanz, alle Hoffnung auf Macht und Ehre. Ah, wär' ich bei Bewußtsein gewesen, Zacharias, als du mir die Hand — den halben Arm dazu! — abschnittst, — ich hätt' es nicht gelitten. Lieber in Schmerzen verendet! Aber nun erwachte ich aus der Ohnmacht, — ein Verstümmelter, ein Krüppel! Sich durchs Leben schleppen, den Männern zur Geringwertung, den Weibern höchstens zum Mitleid. Aber Geduld! Sobald ich wieder schreiten kann, — mein erster Gang von diesem Pfühl der Schmerzen führt in die Seine, wo sie am tiefsten strömt.“

Unwillig erhob sich da vom Sitze der Bischof: „‚Quae tanta insania, cives‘, sagt der Mantuaner, ‚Welcher Wahnsinn, Mitbürger‘. Das wäre nicht nur eine große Sünde, — es wäre — was schlimmer! — eine große Dummheit. Geht, geht hinaus, ihr andern, ich habe mit meinem Neffen zu reden. Ich habe Worte des Trostes für ihn — geistliche und weltliche. Geht.“

Als sie allein waren, hob Leodegar an mit bittrem Tone: „Die geistlichen, die spare dir, Oheim. Sie fruchten nicht bei mir. Ich weiß alles auswendig, was du sagen willst: die unerforschlichen Wege Gottes, die Pflicht demütiger Ergebung, der Verzicht auf die sündhafte Welt — beim Satan! Das ist nichts für mich. Ich will, ich muß genießen, glänzen, herrschen. Kann ich das nicht, mag ich nicht leben.“

„Und wer sagt dir, mein armer Junge,“ entgegnete der Prälat, ihm die Linke streichelnd, „daß du nicht mehr genießen, glänzen, herrschen kannst? Den geistlichen Trost

hab' ich nur der andern wegen gepriesen: weiß ich doch, daß er dich nicht tröstet. Genießen, glänzen, herrschen! Kann das nur der plumpe Tölpel, der mit dem Schwerte zuschlägt? Sieh mich an! ‚Et mihi sunt vires et mea tela nocent', droht mein Liebling, die sulmonische Nachtigall: auch ich freue mich der Kraft und auch meine Geschosse verwunden. Mich hat — wie du weißt! — ein Gelübde der Eltern vor meiner Geburt dem Priesterstand bestimmt. Wie schalt ich im Anfang, da man mich, von den Jugendgespielen, die zu Hofe gesandt wurden, getrennt, in die Klosterschule Sankt Martins zu Tours schickte! Wie schalt ich weinend und fluchend, — ganz wie du jetzt, — auf jenes einfältige, thörichte Gelübde und auf die abergläubische Dummheit, es zu halten. Bald schalt ich es nicht mehr: — ich dankte ihm. Schau mich an, sag' ich. Nie hab' ich das Schwert geführt, — ganz wie wenn ich einarmig geboren wäre. Wohlan! Glaubst du, es hat mir je gefehlt, vom Jüngling an bis heute, das Genießen und Glänzen, vom Mannesalter an das Herrschen? Wahrlich, viel, viel mehr Genuß, Glanz und Herrschgewalt sind mir, dem Archidiakon, dem Bischof geworden, als hätt' ich, ein Graf, ein Herzog, unter Helm und Schild geschwitzt und geblutet. ‚Cedunt arma togae', meinte der beredte Tullius: wir können heute sagen: ‚die Waffen stehen weit hinter dem Bischofmantel zurück'. Und meine Reisen nach Rom, Byzanz, Jerusalem, wie bildeten sie mir den Geist! Die Lehren, die Gebote der Kirche? Du befolgst sie, soweit sie dir nützen, du vergißt sie, wo sie dich hemmen würden. Sünde? Bah, die Heiligen verzeihen alles — für fromme Gaben und Stiftungen! Und hast du vergessen, wie oft kluge Bischöfe das Reich der Franken beherrscht haben? Von Herrn Remigius und von Egidius, den großen Bischöfen von Reims, angefangen bis auf

unsere Tage: wer hat die gewaltige Brunichildis vernichtet und Chlothachar, Fredigundens Sohn, zum Herrscher über alle drei Reiche gemacht? Der Arnulfinge Stammvater: ein Bischof, Arnulf von Metz. Wer hat einen Sonderkönig für Austrasien erzwungen, aber in dessen Namen allein Austrasien beherrscht? Derselbe Bischof! Wer herrscht jetzt in Wahrheit in jenen Landen? Nicht König Sigibert, nein: Bischof Kunibert von Köln. Und wer beherrscht die Frau Königin Nantechild — sie schickt dir das!" — er küßte ihn zärtlich auf den Mund. „Ein Herzog oder Patricius? Nein! Ich, der Bischof. Wer war es, der dich der schönen Frau zugeführt hat? Ich, der Bischof! Also, verzage nicht, mein Sohn! Was ich in der Stunde deiner Geburt gelobt, — eine Weissagung war's zugleich. Du wirst es weit bringen auf Erden — trotz deines Unfalls. Das Schwert kannst du nicht mehr schwingen: — aber den Bischofsstab mag auch die Linke führen. Und wie oft schon war dieser Stab zugleich — das Königsscepter. Daß dir ein Glied am Leibe gebricht, von diesem Mangel kann die Kirche entbinden! Mut gefaßt, mein Junge! Bei Gott! Laß doch sehen, ob du unter Sankt Hilarius' und meinem Schutz — an deines frühverstorbenen Vaters Statt! — es als Priester nicht weiter bringst im Reiche der Franken als zum Beispiel dieser plumpe Ebroin mit seinen starken Armmuskeln. Genießen, glänzen, herrschen? Ich schwör's dir zu: du sollst's nach deines Herzens Gelüsten! Darum Mut, Leodegar! Zu Großem bist du berufen!"

Da stürzten Thränen aus den Augen des Wunden: — aber es waren Thränen des Dankes, der Freude, der Hoffnung.

Zweites Buch.

I.

Und abermals waren viele, viele Jahre vergangen.

Da schritt an einem düstern Herbstabend ein stattlicher wettergebräunter Mann in voller Waffnung den schilfreichen Bach entlang, der ein kleines Allod vor den Thoren von Poitiers gen Westen hin begrenzte; sorgsam bemüht stützte und führte er bei jedem Schritt eine Frau, die, vorgebeugt, ängstlich tastend, die Füße setzte. — „Lehne dich fester auf meinen Arm, Mutter. Du strauchelst leicht. Ich meine, die lieben, schönen Augen sind noch schwächer geworden in diesen Jahren.“ „Es mag wohl sein,“ sprach die Frau, einen Seufzer erstickend.

„Du sollst und mußt doch jetzt dich nicht mehr mühen mit Weben, Spinnen und Nähen.“ — „Das geht gar nicht mehr recht. — Es kommt wohl von andrem.“ — „Vom vielen Weinen?“ — „Vielleicht! Wie sie mir eines Tages — auf vier Jagdspeeren — deinen Vater tot brachten, der mich gesund und stark verlassen — ach, es war gar so hart!“ — „Und ich war fern in den Bergen der Wasconen!“ — „Ich weinte viel, bis ich mich in Gottes Willen ergeben hatte.“ — „O Mutter, wie bist du gut! Und wie beneidenswert fromm! Wer glauben könnte wie du!“ — „Still, still, Lieber! Man muß glauben.“ —

„So? Muß man? Wenn man aber nicht kann?“ — „Man kann schon, wenn man ernsthaft will. Und daß du wollest und könnest, — darum bete ich ohn’ Unterlaß, lieber Sohn.“ — „Mutter, du bist eine Heilige. Du gehörst gar nicht in diese Welt!“ rief er, blieb stehen und küßte sie zärtlich auf die Stirn. — „Ich meine auch zuweilen: ich gehöre eher in ein Kloster: da könnt’ ich noch viel Gutes thun. Ich verstehe gut, Kranke zu pflegen. In der Welt draußen bin ich zu nichts mehr nütz! Dir großem, starkem Mann kann ich nicht mehr wie weiland dem Knaben, war er krank, die fiebernden Schläfe kühlen.“ — „O hätt’ ich vor Wochen deine liebe Hand auf der Brustwunde gefühlt, die mir der Wasconenpfeil gebracht! Die Hand — diese Hand allein!“ — er küßte sie — „hätte — ohne Salbe! — den Schmerz gestillt.“ — „Mein Kind, mein großes, tapfres Kind, — das sie den Schrecken der Wasconen nennen! Schon sollen sie in den Heerlagern der Krieger Lieder zu deinem Lobe singen: o wie bin ich stolz auf dich.“ — „Gutes Mutterherz, es wird dir wohl thun, zu hören, daß mir nicht die Siegeskränze das Liebste sind, was ich da unten an Garonne und Adour gewonnen habe: es gelang mir Ruhe und Sicherheit herzustellen in den lang und schwer von Räubern heimgesuchten Grenzdörfern: das danken mir freudig die armen Leute dort, ich gewann ihre Liebe, ihr Vertrauen. Ja, auch der Kinder Herzen: sie sahen es mir an, daß ich sie lieb habe, die kleinen Krausköpfe, und zuletzt liefen sie meinem Rappen entgegen, wann ich durch die Gassen ritt, und reichten mir die weichen Patschhändchen hinauf auf den Sattel.“ — „Du bist mein goldener Bub mit dem guten und starken, ob auch recht zornheißen Herzen. Ich will schon beten für dich Tag und Nacht, daß du gut bleibst.“ — „Und eine solche Mutter soll ich — fort von mir! — ins Kloster

gehen lassen. O nein! Ich bin doch recht allein." — „Mein Ebroin, nicht eine Mutter brauchtest du zur Gesellin: — eine Frau, eine gute Frau von tiefer Seele und milder Art. Hast du noch nie . . .?" — Ebroin zuckte die Achseln: „Hab' noch keine gesehen, die mir gefallen hätte: — die ich mit meiner Mutter vergleichen könnte. Mir ist, ich habe das gar nicht, was zur Weibesliebe gehört! Mich ekelt's an, wie's die andern treiben — am Hofe zu Paris und in den Provinzen, Geistliche ganz wie Laien. Pfui!"

„Das ist mein Bub: — rein ist er geblieben bis heute!" rief die Frau glücklich strahlenden Auges und drückte die Rechte, die an seinem Arme lag, auf sein Herz. „Aber wir sind zur Stelle. Das ist die Hütte Thiemos, des alten Schäfers, weiland deines schlimmen Lehrers in allerlei Heidentum," drohte sie, scherzhaft den Finger hebend. „Er hat mir immer wiederholt in diesen Monaten, wann ich ihn zu pflegen kam, du müssest, müssest noch einmal zu ihm kommen, bevor er sterbe: — denn er ist dem Tode nahe. Er müsse dir sagen, was nur er wisse und was er auch mir nicht vertrauen könne: — mich würde es nur quälen, die Sache zu ordnen seiest du allein berufen. Schreiben kann er ja nicht. — Komm, laß uns eintreten."

Tief mußte der hochgewachsene Ebroin das behelmte Haupt neigen, durch den niedrigen Eingang der Schilfhütte an das Strohbett des Siechen zu gelangen; der erkannte ihn nicht: es war dunkel und der Alte fieberte. „Ah," sprach der sich halb aufrichtend, „welchen seiner Helden schickt mir Wotan, mich aufzumahnen zur letzten Fahrt? Ach, nicht zu ihm empor — nach dem Strohtod: hinab — nach Hel." „Mein Sohn ist's, Thiemo," sprach die Frau und führte den Krug Milch an seine Lippen, den jener ihr getragen. — „Ich bin's, Ebroin, dein Schüler.

Aber ach, leider kann ich an Wotan so wenig glauben wie an . . ." — er unterdrückte den Schluß mit einem Blick auf die Mutter. „Weißt du noch, wie du mich den ersten Wundsegen gelehrt hast und mir das Heilkraut gewiesen?" — „Ebroin! Ah, ja dich senden mir wahrlich die Götter. Deine Hand! Beide Hände! O daß ich dir's noch sagen darf! — Frau Leutrud — gute, vielgute, — bitte — laß mich mit ihm allein."

Lange, recht lange ward der Mutter die Zeit, die sie vor der Hütte, auf einem Binsenhaufen sitzend, verbrachte. Einmal hatte sie einen lauten Aufschrei ihres Sohnes zu hören vermeint. Dann war es ganz ruhig geworden.

Schwermütig klang das leise Rauschen des Baches in dem Schilf des Ufers, die Fledermaus schwirrte dicht über sie hin und von der Heide her klang zuweilen der klagende Ruf des Stoppelvogels.

Die Sonne war hinter dem dunkeln Tannenwald schon gesunken, als Ebroin aus der Hütte trat; er trug ein nacktes Schwert in der Hand. Sein offenes, männlich schönes Antlitz war — sie sah's mit Schrecken, mit Grauen — wie versteint, so verfinstert wie der düstere Tannenhag da drüben.

„Komm, Mutter!" sprach er mit tonloser Stimme, sie sanft erhebend. „Es ist aus. Morgen früh verbrennen wir ihn — samt seiner Schilfhütte." — „Er ist tot? Ach, ohne Reue und Buße!" — „Ja. Und ohne die Priester wollen wir ihn darum auch bestatten: in Feuer: — nach der Ahnen Sitte." — „Was . . . was hast du da? Ein Schwert! Thiemos Schwert?" — „Nein. Du kennst es, dies Schwert, so dunkel es schon ist. Sieh den Hirschhorngriff! Hier, schau dir's genau an." Und er hielt es

ihr hart vor die Augen. — „Deines Vaters Schwert! Es galt als verloren. Leer hing die Scheide am Wehrgurt, da sie ihn mir brachten, vom bösen Hirsch zu Tode gestoßen.“ „Ja,“ sprach Ebroin grimmig, „böse war er, dieser mörderische Hirsch. Aber ich habe Kraft, noch schlimmere Untiere niederzubrechen. Komm, Mutter.“ — „Was ... was planest du?“ — „Ist es gethan, wirst du's erfahren. O Vater, Vater! Hör's . . .!“ Und er hob die geballte Faust gegen den dunkelnden Himmel, an welchem die ersten Sterne aufstiegen.

II.

Wenige Wochen darauf tagte zu Saint-Denis, dem reichen Kloster, nicht ganz zwei Stunden nördlich von Paris, eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Großen von Neustro-Burgund, um allerlei innere Angelegenheiten des Reiches zu beraten: aber auch Gesandte des austrasischen Hofes zu Metz wurden erwartet, Mißhelligkeiten über den Lauf der Grenze zwischen Soissons und Reims zu begleichen, die unter beiden Teilreichen ausgebrochen waren.

Ebroin, jetzt schon lange Graf von Agen und Domesticus des königlichen Palatiums, traf dort gar manchen der ehemaligen Hofgenossen: seinen treuen Vanning, der ein paar Feldzüge unter seinem Heerbann mitgemacht hatte, Hektor, der dem Vater als Patricius von Marseille gefolgt war, Gairin, nun Graf von Tours. Leodegar wurde noch erwartet.

„Du,“ meinte Vanning, wie er mit dem Freunde traulich bei einem Kruge Garonneweins beisammen saß,

„du, der hat's weit gebracht: — weiter als wir alle. Und rascher! Sein Oheim Dedo hat ihn gar geschwind zum Diakon, darauf bald zum Archidiakon geweiht, man weiß, daß er ihn zum Nachfolger, wenn nicht zu Höherem, bestimmt hat. Das reiche Kloster Sankt Maxentius bei Poitiers beherrscht er als Abt, nächstens soll er das erledigte Bistum Autun erhalten! Nun, du kennst ja seine Künste." „Und seinen Geist und seinen Eifer!" — „Nun ja! Und sein weites Gewissen! Man muß sagen: seltsam hat sich der Bursch verändert. Schöner ist er nicht geworden, aber unheimlicher in diesen Jahren. Als ich ihn neulich im Palaste traf — häufiger als die Kirchen besucht er ihn! — erkannte ich ihn fast nicht wieder. Hoch ist er in die Höhe geschossen, aber hager, mager, spindeldürr dabei geworden; ganz gelbfahl im Gesicht: in tiefen Höhlen eingesunken liegen ihm die kohlschwarzen Augen, die meist von den streng niedergeschlagenen langen dunkeln Wimpern verdeckt sind: aber zuweilen lassen sie stechende Blicke hervorschießen wie zuckende Schlangen. Von der hohen kahlen Stirn ist das schwarze Haar ganz kurz nach rückwärts geschoren, hell glänzt darin die kreisrunde, weiße Tonsur. Die schmalen Lippen sind stets fest geschlossen: — erbarmungslose Härte liegt auf diesem Mund; aber erhebt er die vor lauter Wohllaut flötende Stimme, — sie ist zum Sprechen wie zum Singen viel geschult! — so schmeichelt sie sich in Ohr und Herz: an den wachsweißen Fingern der wohlgepflegten, feingliedrigen, linken Hand glitzern ihm kostbare Ringe und über der reichen Priesterkleidung — aus den kostbarsten Stoffen! — trägt er, auf der rechten Schulter von einer alten römischen Goldspange gehalten, ein schwarzes Mäntelein von kostbarster Seide, den häßlichen Stummel des rechten Armes zu verhüllen." — „Nun, du hast ihn dir so genau

angesehen, als wolltest du ihn malen!" — „Mit den Augen des Hasses: die sehen heller als die der Liebe." — „Hassen! Warum hassest du ihn!" „Weiß nicht," erwiderte Vanning achselzuckend, nachdem er bedächtig einen langen Zug gethan. „Vom ersten Sehen an! Ich mein', aus angeborener Feindschaft der Natur. So etwa wie der treue Hund die falsche Katz!" — „Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber viel, viel des Rühmlichen von ihm gehört. Er hat, erzählte man im Palatium, auch das weltliche Recht, zumal die Lex Romana, so gründlich erforscht, — gleich nach seinem Unfall — daß er sogar von den rechtskundigsten Laien am Pfalzgericht als ein ‚schrecklicher Richter' gefürchtet wird. Das arg verrottete Kloster des heiligen Maxentius hat er mit eiserner Strenge zur Zucht zurückgeführt, als Archidiakon von Poitiers all' dessen verlorene Güter in schwierigen Rechtshändeln zurückgewonnen. Ich bin ..." — „Verliebt bist du in ihn — immer noch! Wär' dir besser, du wärst in ein schönes Mädel verliebt. Sie gucken dir eifrig nach, reitest du durch die Straßen von Paris auf deinem wasconischen Rapphengst ..." Ebroin schüttelte den Kopf: „Hab' andres, ganz andres zu denken, nichts von Liebe, sondern von ... — Sage, weißt auch du nicht, wohin der Römer Valerius geraten, der lange Zeit Vicegraf von Poitiers war? Niemand kann mir von ihm berichten. Wo mag er stecken?" — „Weit von hier, glücklicherweise! Ist auch ein schlimmer Gesell, wie die Priester. Rasch zur Hand mit dem Dolch. Der Boden ward ihm wohl zu heiß hier zu Lande. Da hat er sich einer Gesandtschaft angeschlossen, die schickte Leodegar in Sachen seines Klosters nach Rom: — ohnehin des Valerius Heimatstadt: — lange Zeit sollen die Boten dort noch zu thun haben."

III.

Zur gleichen Stunde des Herbsttages — weiße Spinnwebfäden schwebten vor dem sanften Wind durch die Luft und die herrlichen Buchen auf den schönen Hängen der Seine-Ufer färbten sich schon stark mit Rot — ritten von Paris her auf Saint-Denis zu zwei Krieger, deren hellere Farbe an Haar, Haut und Augen und höherer Wuchs sie auf den ersten Blick als Austrasier erkennen ließ.

Ganz langsam — im Schritt — ließen sie die gewaltigen Streithengste gehen, außer Hörweite der in weitem Abstand folgenden Begleiter; denn sie waren tief in wichtiges Gespräch versunken. „Nein," sprach der Jüngere von ihnen, das Haupt schüttelnd, daß die Falkenflügel auf dem Helmdach schwankten, „nicht lieb, wie dir, Vetter Pippin, — leid ist mir dieser Ritt durch das Land und in die Hofpfalz der Neustrier. Deutlich spürt man's den Hochmütigen an: — Blick und Ton verraten es! — sie schauen auf uns herab als auf ‚Barbaren', etwa wie wir auf Wenden und Avaren. Weil ich nicht lesen und schreiben kann, — du hast es ja gelernt in der Klosterschule zu Stavelot — bespöttelte mich ein bunt gekleideter Patricius: — Hektor, glaub' ich, hieß er. Hätte ihm gern den Höhnemund eingeschlagen." „Dadurch würdest du ihn schwerlich überzeugt haben, Vetter Martinus!" lächelte der andere, die lichtblonden Locken zurückstreichend, die ihm dicht aus dem Adlerhelme quollen. „Was gehen sie uns überhaupt an, diese halbverwelschten Neustrier? Ich verstehe sie gar nicht, — so viele lateinische Brocken mischen sie in ihre Rede! Nicht ausstehen kann ich die Hochmütigen! Warum suchen wir sie auf, in ihrem eingebildeten Dünkel, in ihrem prahlenden Reichtum, in

ihrem üppigen Paris? Hier ward weiland König Dagobert verdorben, der wacker war, solange er zu Metz unter unsrer Ahnherren Arnulf und Pippin Zucht und Aufsicht lebte. Ich meine, der Starke genügt sich selbst! Schau, wie drüben überm Rhein die Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren sich auf eigne Kraft gestellt haben: — so sollen wir's auch machen!"

„So? Und das Reich der Franken fällt dann auseinander, das ruhmvolle Werk, das seit zwei Jahrhunderten unsre Väter mit soviel Kraft und Klugheit aufgebaut haben? Nein, wahrlich, das soll nicht geschehen, kann ich's verhüten! Was uns vereint mit den Neustriern und Burgunden? Nun, ich meine vor allem die heilige Kirche, der Glaube an Christus den Herrn!" Und andächtig schlug er ein Kreuz. „Die drüben überm Rhein, die du nanntest, an der Unstrut, an dem Neckar, an dem Inn, — meiner Treu, mehr Heidnisches steckt noch in ihnen als Christliches! Näher doch stehen uns Uferfranken die andern Franken. Auch du, Vetter, thätest besser, öfter in die Kirche, seltener auf die Jagd zu gehen." — „Mir bekommt die Waldluft besser als der Weihrauchschmack," brummte der Hüne, streckte die gewaltigen Glieder und blies in den breiten roten Bart. „Freilich," fuhr Pippin fort, „allzuviel Welsches, zuviel römische Üppigkeit, Verschlagenheit, auch schon Verweichlichung, hat die Leute in Paris, Orléans, Marseille ergriffen: mit dem vielen Wissen, mit der hohen Reife, darin sie uns überlegen, auch schon die Fäulnis. Aber was folgt daraus? Nicht, daß das Frankenreich zerfallen soll: — es muß beisammen bleiben, schon um der heiligen Kirche willen! — sondern daß" — hier sah er sich vorsichtig um nach den Begleitern und fuhr dann leiser fort — „daß wir, wir Austrasier zu Metz fortab, nicht mehr, — wie lange Zeit geschehen

— die Neustrier von Paris aus, das Ganze beherrschen." — „Eia, Vetter, das gefiele mir wohl, die Hoffärtigen zum Gehorsam unter uns zu beugen. Aber es ist kühn, Vetter, sehr kühn."

„Doch nicht allzukühn!" — und nun blitzten die hellblauen Augen in schönem Feuer — „Nichts ist zu hoch für unser, für der Arnulfingen gotterlesenes Geschlecht, bis zu den Sternen dürfen den Flug wir wagen! So hat unser großer Ahn, der heilige Bischof Arnulf, in seiner Sterbestunde geweissagt, — seinem verklärten Auge hat, bevor es brach, Sankt Petrus, unsres Hauses besondrer Schutzpatron, die Zukunft entschleiert. Ja, nicht bloß über Neuster und Burgund müssen wir Arnulfingen, gestützt auf die frische Kraft der Ostmänner, herrschen: — hei, wär' ich nur erst Majordomus beider Reiche! — die störrigen Bajuvaren, Alamannen, Thüringe zwänge ich wieder zum Gehorsam heran, den heidnischen Friesen und Sachsen ließ ich das Wort des Heils verkünden, und ich würde nicht ruhen, bis ich auch das reiche, schöne Aquitanenland bis an die Gotenmark hin, das sich seit lang dem Neustrier zu Paris entzogen hat, wieder mit dem Reich verbunden hätte. Hohes, Höchstes schwebt mir vor: — zum Heil der Kirche wie des Frankenreichs. Denn die gehören zusammen, wie sich der Himmel über die Erde wölbt! Und mit der Heiligen Hilfe werd' ich es erreichen." — „Wenn du nicht lange vorher stürzest auf diesem steilen, schwindelnden Pfad. Denk' Grimoalds, unsres Ohms! Glänzend war sein Aufstieg: — blutig war sein Ende." Pippin schlug ein Kreuz: „Und gerecht war seine Strafe. Er hatte dem Merowing Treue geschworen, als aber König Sigibert gestorben war, da stieß er dessen Knaben Dagobert, der seinem Treuschutz befohlen war, vom Thron — spurlos verschwand das Kind! — und wollte seinen eignen

Sohn zum König erheben. Solche Untreue büßte er mit Recht im Tode. Die Austrasier lieferten ihn gefangen dem neustrischen König zu Paris in die Hände. Nein, nein, den Merowingen soll der Königsstab bleiben: — nur das Schwert des Reiches mag für sie führen ein stärkerer Arm." „Dieser Arm!" rief Martin stolz, auf des Freundes Schulter klopfend. „Und wahrlich, er ist stark genug." „Nur, wenn Gott ihm Kraft giebt und Sankt Peter," sprach Pippin demütig. „Denn nur auf Gott und die heilige Kirche hab' ich all' meine Hoffnung gesetzt für dies arme, viel geplagte Reich der Franken — und zumal für unser Haus. Und ich vertraue: Frömmigkeit, demütiger Glaube ist am Ende auch die beste Staatskunst. Wohl weiß ich! es leben in diesem Neuster und Burgund hochbegabte Männer, das Palatium zu Paris wird von Geistlichen und von weltlichen Großen geleitet, die mir, an Geistesgaben weit überlegen, an Heldenschaft nicht nachstehen: aber ich weiß auch: sie sind angefault . . . fast alle! — Und die's noch nicht sind, müssen's werden — in solcher Luft und im Ringen mit solchen Nebenbuhlern! Laß doch sehen, ob Arglist, Sünde und gewissenlose Überhebung nicht niederzuschlagen sind wie mit dem Flammenschwerte der Cherubim durch frommes Gottvertrauen und Reinheit des Herzens. In einer Art von Testament hat Sankt Arnulf seinen Nachkommen befohlen, von Geschlecht zu Geschlecht auf Gott zu bauen und sich in Glauben, Worten und Werken aufs innigste zu schließen an seine heilige Kirche, an die ehrwürdigen Bischöfe vor allem und deren Haupt in Rom. Dann, weissagte er, werden wir zwar gar oft im Anfang unsrer Laufbahn straucheln, aber wir sollen nicht verzagen! Ausdauer, zäheste Ausdauer zieme zumeist dem christlichen Helden und durch frommen Glauben und durch ausharrenden Mut würden wir das

Herrlichste erreichen. In solchem Vertrauen will ich leben, ringen, straucheln, wieder aufspringen, siegen oder sterben. Amen! Dir, Herr Christus, und dir, Sankt Peter, befehl' ich mich und all' meine Nachkommen." Und er ließ die Zügel fallen, faltete beide Hände flach in frommem Gebet und hob sie zum Himmel empor.

Da trat die sinkende Sonne aus dem Westgewölk hervor und übergoß mit verklärendem Licht die hochragende Heldengestalt auf dem weißen Roß.

Mit Staunen, fast mit Ehrfurcht sah es sein Begleiter.

„Schau," rief Pippin, „da winken uns grüßend entgegen die Türme des Klosters von Saint-Denis: wie sie strahlen in rotgoldenem Licht! Sankt Dionysius, — von Stund an nehme ich auch dich an als meinen und meines Hauses besonderen Schutzherrn. Reiche Gaben verheiße ich dir: — würdige uns deiner Gnade für und für."

IV.

Am Abend des folgenden Tages hatten in der königlichen Villa, die neben den Klostergebäuden zu Saint-Denis stand, die Vertreter von Neuster-Burgund und die von Austrasien die Verhandlungen über die Grenzfragen zu befriedigendem Abschluß gebracht. Für Neuster-Burgund hatte König Chlodovech — Frau Nantechild war vor kurzem gestorben — Leodegar und Ebroin bestellt. Ohne besonderes Amt am Hof hatten die beiden allmählich das Vertrauen des jungen Fürsten mehr als alle andern Palatine gewonnen. Der Priester war ihm von der Mutter noch besonders empfohlen worden. Sie luden nun — nach dem

Ende der Beratungen — die beiden austrasischen Gesandten zum Abendschmaus ein, wofür dem Archidiakon von Poitiers die Mönche von Saint-Denis gern ihren schöngeschmückten Speisesaal, ihre Küche und den reichgefüllten Keller zur Verfügung stellten.

„Der Wein macht aufrichtig und geschwätzig," sprach Leodegar zu dem Genossen, während sie die Gäste erwarteten. „‚Condita verax aperit praecordia Liber', ‚Verschlossene Herzen erschließt der aufrichtige Weingott', pflegt Ohm Dedo aus seinem Lieblingsdichter anzuführen. Laß doch sehen, ob wir diesem plumpen Rotbart da nicht einiges ablocken unter den Bechern." „Wird wohl nicht viel Wichtiges wissen," meinte Ebroin. „Es ist der richtige austrasische Barbar: tapfer, kraftvoll, aber der — ohnehin wenige! — Geist ohne Schulung." — „Gewiß! Aber er ist ja doch der Vetter, der Vertraute des andern. Und dieser Pippin ist nicht ungefährlich. Ob seine Frömmigkeit echt oder geheuchelt ist?"

„Sie ist ohne Zweifel echt. Ich sah ihn beten in dem kleinen Oratorium." — „Und bist du sicher, er hat dir nichts vorge . . . . betet?" — „Immer voll Mißtrauen!" — „‚Traue niemand, auch dir selber nicht!' lehrt Ohm Dedo." — „Er konnte nicht ahnen, daß ich die Kapelle betreten . . ." „Um selbst zu beten?" fragte der Archidiakon schlau. „Wozu diese Fangfrage? — Nein, um ihn zu suchen: zur Fortsetzung der Beratung. Er lag auf den Knieen vor dem Reliquienschrein und betete laut."

„Wofür?" forschte der andere rasch. „Für das Heil des Frankenreichs: — des ganzen, nicht nur Austrasiens, wie er den Heiligen recht deutlich einschärfte." — „Siehst du? Er will also das Ganze beherrschen! Der Mann ist gefährlich. Von echter Frömmigkeit beseelt, — mag denn sein: — aber zugleich von einem Trachten, von einer

Staatskunst, von einem Ehrgeiz, die mehr als Austrasien umspannen! Gewiß weiß Martinus der Bär manches von den Plänen des Fuchses Pippin, von seinen Zwecken und von den bereitgestellten Mitteln. Laß sehn, ob er nicht ausplaudert. Da kommen sie, die hochgewachsenen Herren!"

Nun war das reichliche Mahl beendet und die Dienerschar aus dem Saale gewiesen. Leodegar hatte das Vortisch- und Nachtischgebet mit seiner wohlgeschulten, einschmeichelnden Stimme so ergreifend gesprochen, daß es die beiden Austrasier — sogar den minder kirchlich gesinnten Riesen — tief gerührt hatte. Jetzt begann er, den hohen Römerbecher — Julian hatte einst daraus getrunken — voll würzigen Rhoneweines Martinus reichend: „Nun wollen wir, tapfrer Arnulfing, ein jeder das Heil des Gutes trinken, das ihm das Höchste auf Erden. Was ist dein liebster Wunsch?"

Der Angeredete hatte schon während des Schmauses nicht selten und nicht kurz getrunken: seine vollen Wangen glühten bereits, wie er den schweren Goldpokal — ein Geschenk Frau Nantechilds an Saint-Denis — zu den Lippen führte, ohne Besinnung rief er sofort: „Mein liebster Wunsch? Daß ein austrasischer Hausmeier hier zu Paris sitze und euch und alle drei Reiche beherrsche! Nicht wahr, Vetter Pippin?"

Leodegar warf seinem Nachbar Ebroin einen bedeutsamen Blick zu: er hatte die beiden Gäste sich und Ebroin gegenüber und zwar so gesetzt, daß die Neustrier der durch die Rundbogenfenster voll hereinfallenden Abendsonne den Rücken, die Gäste das Antlitz zukehrten. Der Aufgerufene nahm den Becher aus des Unvorsichtigen Händen und trank schweigend, aber eine Blutwelle stieg ihm in die Schläfe.

„Nun, Graf Pippin," begann Ebroin, gleichsam tröstend, „laß es dich nicht zu sehr verdrießen, daß der Vetter sein — und auch wohl dein — Geheimnis hervorgesprudelt hat. Ich schelte dich nicht um solches Planes willen, ich lobe dich darum. Oder doch für den ersten Teil, wohl den Hauptteil: die Zusammenfassung des ganzen Frankenreiches in einer starken Hand." „Du sagst es," antwortete Pippin, die großen blauen Augen voll aufschlagend. „Man sieht dir's an: das ist dein Ernst," meinte Leodegar. „Ich lüge nie, Archidiakon." „Ich auch nicht!" rief Martin mit schwerer Stimme. „Und so sag' ich's nun! Bei mir ist's umgekehrt: — was liegt mir viel an Neuster und Burgund? Und was haben wir mit euch feinen Herrn gemein? Meinetwegen bricht alles auseinander: Aquitanien, Neuster, Burgund, unser Ostland in Gallien und die Stämme überm Rhein. Aber, soll doch schon einmal all' das zusammengehören, dann will ich, daß ein Austrasier die Zügel führt, in die ihr — ihr Neunmalklugen — knirschend beißen müßt!"

Damit streckte er die beiden starken Arme vor sich auf den runden Tisch von dunkelgrünem Marmor, legte die großmächtigen Hände übereinander und ließ auf diese das weinschwere Haupt sinken; bald atmete er in den tiefen Zügen des Schlafenden.

Mit feinem Lächeln auf den schmalen Lippen begann jetzt der Priester: „Dieser Staatsmann wird nun nichts mehr verraten von den geheimen Plänen, die wir etwa noch enthüllen. Wohlan, nützen wir den Augenblick: seien wir offenherzig: — das schönste Gut vertrauender Seelen. ‚Kein schöner Glück als ein vertrausam Herz!' so sagt ein Dichter. Ich will vorangehen mit dem Beispiel: denn mir ist all' Mißtrauen fremd und verhaßt." Ebroin furchte die starken Brauen, drückte die Lippen zusammen und blickte

unwillig auf ihn. „Die Wiedervereinung der Teilreiche in Einer Hand ist auch mein Wunsch und — ich darf das verraten — auch meines Freundes! Wenigstens vor Jahren war das! Nicht so, mein Ebroin?“

Lauernd lag der scharfe Blick der schwarzen Augen auf dem so Überraschten. „Er ist es noch. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen,“ erwiderte der. „Und ich füge gleich hinzu: begreif' ich auch den Wunsch eines Austrasiers, — eines Arnulfingen zumal, dessen Vorfahren wiederholt sein Land beherrscht haben! — daß dieser Herrscher über das ganze Frankenreich ein Austrasier sei. . . .“ „Ein Arnulfing; versteht sich!“ warf Leodegar ein, das Antlitz Pippins scharf musternd: aber diese steten Mienen änderten sich nicht. — „So muß ich doch unserem Gast offen sagen: das ist unmöglich.“ „Und warum?“ fragte der, ihn ruhig und groß ansehend. — „Weil . . .! Ich will annehmen, ein Austrasier — ein einzelner — steht wirklich an Begabung, an Geist den Unsern gleich, —“ „Es ist nicht eben wahrscheinlich,“ lächelte Leodegar boshaft.

„Schwerlich doch erreicht er uns an Bildung, an Schulung dieses Geistes.“ — „Wir haben — wie ihr — gelehrte Mönche, Bücher, reiche Klöster . . .“ — Ebroin zuckte die Achseln: „Glaub' es wohl: reich an geistlichen Büchern, gelehrt in Theologie. Aber Kunde in weltlicher Wissenschaft? In weltlichen Geschäften? Im Schriftwesen? Im Recht? wie zum Beispiel dieser Archidiakon? Schwerlich! Das aber ist nötig heutzutage für des großen Reiches Beherrschung. Und wär' all' das auch anders, wär's, wie du glaubst oder doch wünschest, — dieser austrasische Majordomus in Paris . . . denn um dies Amt allein doch handelt es sich . . .“ „Auch er denkt nur an den weltlichen Beamten,“ so schoß es durch des Archidiakons hohe Stirn. — „Warte, du Thor! Du sollst lernen, daß der

Priester den Palast und das Reich beherrschen kann wie die Kirche."

„Er könnte doch nicht sich halten: — nicht ein Jahr, nicht ein halbes!" — „Und warum nicht, Graf von Agen?" — „Weil er, Graf von Trier, ein Feldherr wäre ohne Heer. Nie würden wir Neustrier, nie die Burgunden sich gutwillig dem — vergieb das Wort! — ‚barbarischen' — so würden sie ihn schelten — Gebieter fügen." — „Ich glaub's. Drum müßte er sich auf seine ‚Barbaren' stützen, die Austrasier." — „Und da eben liegt's. Verzeih: — ich will dich nicht kränken! — aber das ist unmöglich. Sollte wirklich einer von Euch, zum Beispiel deines Vaters Sohn, zu jener steilen, stolzen Höhe aufsteigen können: — du ständest ganz allein. Denn nun und nimmer werdet ihr Ostleute euch aus eurer tapfern, aber dumpfen ‚Barbarei' — es giebt kein ander Wort dafür! erheben zu jener Bildung, die wir Neustrier und Burgunden seit zwei Jahrhunderten gewonnen, von den Römern — mit deren Blut — geerbt haben. Ich sage es ja nicht, uns zu rühmen oder euch zu schmähen: aber wir sind Italien, wir sind all' dem, was die Römer hier geschaffen und hier gelassen haben, so viel näher in unsrem schönen warmen Land als ihr auf euren magern Schollen und vollends die Überrheiner in ihren feuchtkalten Waldsümpfen. Die Olive grünt uns an der Durance, die Traube glüht uns an Loire und Garonne. Da horch, wie dein Vetter schnarcht! Und das ist doch ein Arnulfing wie du! Saufen, fressen, dreinschlagen — das versteht ihr — auch das letzte! — meisterlich. Aber damit, werter Gast, beherrscht man nicht einen Staat wie das Frankenreich." „Recht hat er," dachte Leodegar, „ganz recht. Aber warum den Blondkopf warnen? Laß es ihn doch versuchen und daran zu Grunde gehn."

Lange schwieg Pippin und sah nachdenklich vor sich hin.

„Glaubte ich deinen Worten," hob er nun mit tiefem Ernst an, „du stolzer Neustrier, ich legte heute noch das Schwert ab und träte in das Kloster, das ich zu Echternach errichten will. Denn das rasche Sinken dieses zerrissenen Reiches mit ansehen und es nicht hemmen können, — das ertrüg' ich nicht. Hemmen aber kann es und das Reich retten kann nicht eure augefaulte verweichlichte Überbildung . . ." „Herr Graf!" drohte Ebroin zornig.

„Retten kann es — mit Gottes Hilfe! und unter guter Führung — nur unsere, der Austrasier, und der so stolz verachteten Überrheiner frische Kraft!" „Das ist ein Wahn," rief da Leodegar zum erstenmal dazwischen. „Wir Neustrier und Burgunden müssen's machen und müssen dann herrschen im Reich der Franken. Hier meine Hand, Ebroin, der Burgunde reicht sie dem Neustrier zum Bund auf Schutz und Trutz." „Ja, in diesem Glauben," rief der, begeistert einschlagend, „wollen wir treu zusammenstehen, Leodegar. In diesem Glauben — frei bekenne ich's vor dem Gast aus dem Nordosten — will ich ringen all' mein Leben lang." „Und dieser Glaube wird der Irrtum, wird das Unheil deines Lebens sein!" sprach Pippin nachdrucksam, warnend die Hand erhebend.

V.

Nachdem die beiden Austrasier sich verabschiedet hatten — schwer wankte Martin, auf den Vetter gestützt, nach Hause — schritten die beiden neuen Verbündeten Arm in Arm hinaus in die kühle Luft des Herbstabends, in dem wohlgepflegten Klostergarten auf und nieder wandelnd.

Das Gespräch, die Entdeckung ihrer vollen Übereinstimmung in den letzten Zielen hatte beide mächtig erregt, zumal den heißblütigen und in Selbstbeherrschung gar wenig geschulten Ebroin. „Leodegar," hob er an, plötzlich stehen bleibend in dem dunkeln Cypressengang, „Nachbarsohn, alter Spielgenoß und Nebenbuhler, es thut mir wohl tief im Herzen, daß wir uns so ganz gefunden, auf dem gleichen Weg, zu dem gleichen Ziel für dieses Reich der Franken und sein Wohl." „Blöder Thor!" dachte der Priester, „als ob das mein Ziel wäre. Und dein Weg? Wir wollen ihn flugs erforschen, dir ihn zu versperren." — „Sieh, Freund, man hat mich oft vor dir gewarnt. Erst heute wieder ..." — „Er ging mit Vanning bis an den Speisesaal. Warte, du dummer Tropf! Wenn du so gefährlich und geschäftig, soll dich deine Einfalt nicht schützen. Ich schick' ihn aus, Steuern einzuheben bei den Bretonen. Von solchem Auftrag kommt man nicht leicht lebend zurück." — „Vor deiner abgrundtiefen Falschheit, vor deiner Gewissenlosigkeit, die vor keinem Mittel, keinem Verbrechen zurückscheut ..." „Vanning, mach' dein Testament," lächelte Leodegar in sich hinein. — „Gilt es, deinem maßlosen Ehrgeiz, deiner schrankenlosen Herrschgier zu dienen. Ich habe ja auch vom Knaben an manche Proben erlebt deiner ... nun, sagen wir: Schlauheit." — „Ja, Freund, ein dummer Verbündeter wäre dir ein schlechter Genoß auf deinem gefährlichen Wege zur Macht." — „Ich will alles vergessen, will den Warnungen nicht folgen. Hier, vor den unzähligen Sternen, die da schweigend auf uns niederschauen, verspreche ich dir: ich will dir ein treuer Helfer sein an dem gemeinsamen Werk: ein Neustrier oder Burgunde zu Paris Beherrscher des gesamten Reichs." — „Ich nehme es an! Und zwar ein Neustrier: das heißt du. Denn ich — sieh, auch das ist eine Sicherung für dich vor meiner viel

gescholtenen Arglist! — denn ich, der Priester, kann ja nach den Canones niemals das Amt bekleiden, das allein die Herrschgewalt verleiht: den Majordomat. Ich bin schon ganz zufrieden," flötete die einschmeichelnde Stimme, „gönnst du mir dann — wie jetzt ohne Amt! — ein wenig Einfluß auf das Palatium!"

„Ich würde doch des treuesten Helfers, des klügsten Ratgebers nicht entraten wollen — können! Aber wir wollen erst den Bären erlegen, ehe wir sein Fell verteilen. Harte Arbeit wird's geben. Nur durch die Waffen wird Austrasien, werden diese Arnulfingen zum Gehorsam gebracht." — „Gehorsam?" Und nun klang die Stimme ganz anders. „Nicht leben dürfen sie." „So blutgierig, Priester des Herrn?" meinte Ebroin. „Wer uns hemmt, fällt," erwiderte der und stieß den Stab, den er in der Hand hielt, heftig auf den Sand des Gartenpfades. „Wenn du das nicht willst, laß uns scheiden .... sofort." „Ich werde wollen müssen," seufzte Ebroin. „O, ich kann auch hart sein — hart — wie dies Schwert. Des Vaters Schwert!" Und fast zärtlich drückte er dessen schlichten Griff.

„Aber," fuhr Leodegar fort und trachtete, trotz des Dunkels, das sie dämmernd umgab, in den Mienen des Genossen zu lesen, „wie denkst du dir — abgesehen vom Krieg mit Austrasien — die Wege, die dich zur Macht führen sollen?" „Nicht um meine Macht handelt es sich," rief Ebroin unwillig, „um das Heil des Reichs!" — „Wohl, wohl, das ist doch nur eine andere Wortwendung: — eine Redensart!" „Durchaus nicht," zürnte Ebroin. „Mir ist's nur ums Reich! Nur dieses Ziel kann die Gewalt, ja die vielleicht häufigen, blutigen Gewaltthaten entschuldigen, zu denen wir wohl gezwungen werden. Dächte ich anders, ertappte ich mich auf solcher Selbstsucht, wie du sie bei mir annimmst, — heute noch gäbe ich all' meine

Pläne auf!" — „Er belügt sich selbst, der Wirrkopf, der Hitzkopf! Als ob es in der Menschenbrust noch andres geben könnte als Selbstsucht!" dachte der Archidiakon. — „Ich glaube mich von früher zu erinnern," sprach er nach einigem Besinnen, „du hast — zum Heile des Reichs! — einen gar kühnen Gedanken gefaßt .... Begreiflich bei den Geschicken deiner Eltern, deiner harten Knabenzeit .... Aber nun, gereift, hast du vielleicht die Unmöglichkeit ....?" „Nein, nicht doch!" rief Ebroin so leidenschaftlich, daß der lauernde Beobachter stutzend stehen blieb. „Ah," dachte er, „das ist also der Trieb, der Drang, der ihn zumeist beherrscht." „Die Errettung des geringen Volkes," fuhr Ebroin begeistert fort, „seine Erlösung aus der Knechtschaft, zu der Bischöfe, Äbte, Weltgroße die freien Männer herabgedrückt haben, die Wiederherstellung der alten Rechte und des Wohlstands des Volkes und daher die Zertrümmerung — mit scharfem Schwert! — der Herrschaft dieses selbstischen, zucht- und meister-losen, dieses reichsverderberischen Adels, die Herausgabe des ungeheuren Reichtums an Land und Leuten, den Kirchen und Klöster planmäßig seit zwei Jahrhunderten an sich gebracht: — das ist mein heißester Wunsch, mein liebstes Ziel." — „So, so! — Es ist sehr hoch gesteckt."

„Ich erreich' es oder gehe unter auf dem Wege dahin." „Das sollst du, gefährlicher Schwärmer," grollte Leodegar. — „Es ist ein grundstürzend Beginnen." — „Jawohl! Aber dieser Grund, auf dem der Adel seine Zwingherrschaft gebaut hat, ist nicht der Boden des Rechts, ist Gewalt und Unrecht. Wohlan denn: Gewalt wider Gewalt: aber Gewalt zum Zwecke des Rechts." — „Der Sklavensohn will sich am Adel rächen! Na warte!" — „Und," beteuerte Ebroin, lodernd vor Eifer, „zum Heile des Reichs. Denn nur auf einem starken Stande freier

Bauern kann sich auch ein starkes Königtum aus seiner jetzigen Ohnmacht wieder heben."

„Das fehlte gerade noch," lächelte der geistliche Edeling in sich hinein. — „Der Majordomus, der Führer des Adels, herrscht jetzt an des Schattenkönigs Statt in Palast und Reich. Vom Adel erhoben, vom Adel getragen muß er des Adels Willen thun, der Seniores Vorteile wahren wie gegen das Volk so gegen die Krone." — „Aber du willst ja selbst Majordomus werden?" — „Ja, jedoch wahrlich nicht, um des Adels Sache zu führen. Nein, als Majordomus befreie ich das Volk und die Krone von der Herrschaft der Seniores. O wie will ich, ein Schwert in der Hand des Staats, diese übermütigen Häupter niederschlagen, beugen sie sich nicht dem Wohl des Ganzen." — („Und deiner Willkür, Bauernbub.") — „Deine Hand nochmal, Leodegar: du wirst mir nicht fehlen, nicht versagen auf meinen steilen Pfaden?" „Ich schwöre:" — und er reckte die Hand empor — „wahrlich, du sollst Leodegar finden auf jedem deiner Wege! Sieh, Freund, schon die Pflichten, die Bande der Dankbarkeit fesseln mich ja unauflöslich an dich. Du hast mir das Leben gerettet! Anfangs — ich gesteh' es — wußte ich dir des nur wenig Dank. Dem Krüppel war das Leben verleidet. Aber bald sollte ich lernen — durch geistlichen Zuspruch! —: auch der Priester kann doch viel Gutes thun auf der Welt. Und auch wohl ein wenig des Guten genießen: denn dein Scharfsinn würde mir doch nicht glauben, daß ich darauf ganz verzichten will. Welches Glück ist es zum Beispiel schon, dir so auf deinen Wegen folgen, helfen zu können! — Aber nun schwöre auch du mir: — volles Vertrauen, aufrichtiges Aufdecken all' deiner geplanten Schritte: — erhebe gleich mir die Hand zu Gott." — „Ich schwöre nicht. Mein Schwur würde dich nicht stärker sichern als mein Wort. Ich kann nicht

glauben an euren Gott.“ — „Ich ahnte das schon lange, Unseliger!“ — „Sollte der scharfe Grübler Leodegar an all' die dummen Mirakel glauben, die uns in der Capella gelehrt wurden?“ „Nun,“ lächelte der, „mit Auswahl. Aber nicht um diese Mirakel handelt es sich, sondern ...“ — „Du hast recht. Um Tieferes und Höheres. Wohlan: der Eltern grausam Geschick, — des Vaters jähes, unverdientes Ende, — gar viel, was ich selbst erlebt und was uns aus Büchern gelehrt ward, — hat mich überzeugt: es ist nicht wahr, nicht möglich, daß ein allmächtiger und allgütiger Vater da oben über den Wolken die Geschicke der Menschen lenkt: denn unzählige Male siegt das Böse, muß das Gute blutig untergehn. O mein Vater ... ich gedenke dein!“ „Also ein Gottesleugner,“ dachte der Priester, „das muß man sich merken! — Warum dann aber“ ... — forschte er eindringlich, „du glaubst nicht an Himmel und Hölle?“ — Ebroin schüttelte den Kopf: „Ich glaube an mich selbst und an mein Schwert.“ — „Warum dann aber das Gute thun, obwohl es uns schaden, das Böse meiden, obwohl es uns nützen würde?“ — „Oh, Archidiakon! Welch niedrige Gesinnung! Also aus feiger Furcht vor der Hölle, aus schlauer Berechnung auf die Paradiesesfreuden handelst du? Nein! Was Mannesehre, Mannespflicht gebeut, spricht mir vernehmlich, spricht laut gebietend mir eine Stimme in der Brust und der Gedanke in meiner Stirn. Nicht Priester, nicht heil'ges Buch brauch' ich dazu! Ich muß Neidingsthat meiden, Heldenthat thun. Ich kann nicht anders! — Es ist aber spät geworden! Gute Nacht, Bundesgenoß!“ Und er enteilte raschen Schrittes in heißer Erregung.

Kühl bis ans Herz hinan sah ihm der Archidiakon nach: dann hob er den Zeigefinger drohend in die Nachtluft und sprach leise vor sich hin: „Nun bist du ganz in

meiner Hand, starker Ebroin. Ja, du sollst kämpfen: — aber für mich, an Stelle meiner verlornen Rechten. Du sollst Austrasien zum Gehorsam zwingen unter den Mann, der zu Paris das Palatium beherrscht. Aber am Tage nach deinem Siege über jenen Pippin, — oder früher schon, muß es sein: — sollst du fallen, Hochverräter, Volksverhetzer, Gottesleugner."

VI.

In jener Oktoberwoche ward zu Sankt-Denis der berühmte Jahrmarkt abgehalten, der sich an den Gedenktag des Heiligen, den neunten Oktober, schloß.

Da strömten überall her, auch aus weiter Ferne, die Kaufleute zusammen, sicher, zahlreiche Abnehmer versammelt zu finden: Warenhändler, die tauschten oder kauften, Vertreter der reichen, kostbare Dinge für den Schmuck ihrer Basiliken, für den glanzvollen Gottesdienst bedürfenden Bischofskirchen und Klöster, auch viele Weltgroße, welche die in jene Zeit fallende Herbstversammlung im Palatium zu Paris oder in einer der benachbarten königlichen Villen besuchten.

Da kamen die Bretonen vom Nordwesten mit ihren kunstvollen Geweben, die Aquitanier, ja sogar die Westgoten von Garonne und Durance mit ihrem schon damals gepriesenen „Provencer"-Öl und ihren dunkeln feurigen Weinen von Toulouse und Narbonne, auch die Überrheiner fanden sich ein: Alamannen, Bayern: jene mit ihren schon seit zwei Jahrhunderten vielgesuchten gelbbraunen Rindern, diese mit ihrem goldgelben Weizen vom Donaugau; die Friesen vom Norden brachten ihre ausgezeichneten Mäntel aus erlesener Wolle, die Sachsen ihre starken Rosse.

Aber auch an menschlicher Ware gebrach es nicht. Kriegsgefangne oder durch Schuldknechtschaft in Unfreiheit geratene Männer und Weiber in großer Zahl wurden, Herden gleich, von den — meist jüdischen Händlern — herangetrieben: die Männer, hintereinander, an den Armen zusammengebunden mit starken Seilen auf beiden Seiten der Straße und vorn und hinten quer den Zug schließend, in der Mitte des so gebildeten Vierecks die Frauen und Mädchen; der Händler mit ein paar Wächtern zu Pferd schloß oder führte den Zug: große Hunde umkreisten wie eine Trift Schafe den Haufen mit lautem Gebell, duldeten, anspringend und beißend, nicht, daß einer zurückblieb oder aus der Reihe wich.

Ein solcher Sklavenzug näherte sich am Morgen des folgenden Tages von Nordwesten her — von der Straße von Rouen — den ersten Häusern von Saint-Denis.

Es war ein rauher Tag: der kalte Herbstwind drang durch die geringe und dünne Gewandung der Unfreien: die Männer schalten und fluchten, die Weiber stöhnten und weinten.

Nun gab es einen Aufenthalt: unter den letzten Bäumen des Gehölzes, das die Schar eben durchschritten, stockte es: Frauen und Mädchen drängten sich zu Hauf, waren auch durch die laut tobenden Hunde nicht von der Stelle zu bringen! da brach sich der Herr der meisten in der Herde — ein alter Jude mit spitzem grauem Barte — Bahn: er trieb seinen Esel mit der neunsträngigen Geißel von der Spitze des Zuges, wo er geritten, zurück in die Mitte: unsanft ließ er die in Bleikugeln auslaufenden Stricke auch auf den Köpfen und Rücken der Schreienden tanzen, bis er den dichten Knäuel durchdrungen hatte: „Was treibt ihr da, ihr Bestien? Warum geht's nicht vorwärts? Durch eure Faulheit hab' ich schon den halben

Tag des Marktes verpaßt. Gott meiner Väter, du weißt es, wieviel hundert Solidi das ausmacht! Was ist hier los?"

„O Herr," klagte eine ältere Frau, „wir können nicht mehr. Die ganze Nacht hindurch — wie den gestrigen Tag — hast du uns vorwärts getrieben: — nicht einen Augenblick des Schlafes! — Da, diese junge Angelsächsin, das arme zarte Kind, hat's nicht mehr ausgehalten. Da liegt sie, ohnmächtig, zusammengebrochen unter der Tanne — halb tot . . ."

„Wart', ich will sie auferwecken und wäre sie ganz tot wie jener Lazarus, den euer falscher Messias, der Zimmermannssohn, erweckt hat: 's ist aber nicht wahr!" Und er hob die sausende Geißel.

Da fiel ihm sein jüngerer Genosse in den Arm, der sich nun auch herangedrängt hatte. „Gott du gerechter," rief er, „Manasse, bist du besessen? Die Blonde da ist unser bestes Stück. Hast du vergessen, daß sie zur Hälfte mir gehört? Ach, schmerzlich viele Solidi hab' ich dafür bezahlt im Hafen von Dovera dem alten Levi von York. Gott verderb' ihm das Geschäft und die Knochen im Leibe! Grausam hat er gefeilscht und gehandelt. Willst du zerstören durch einen Schlag das süße Fratzengesicht, das uns einbringen soll einen Gewalthaufen Goldes? Das sollst du nicht! So wahr ich bin geheißen Mardochai! Steh' auf, Kleine, in Güte. Oder — noch lieber! — ich trag' dich. Das magst du aber nicht, spröde Jungfrau! Schreist ja schon, wenn ein Mann dich anlangt. Steh' auf." —

„Ich kann nicht!" lispelte da eine holde, wohllautreiche Stimme. „Erbarmen!" Und ein wunderschönes Mädchen — oder noch ein Kind? — mit engelhaft sanften Zügen hob ihm flehend aus ihren Lumpen zwei alabasterweiße Arme entgegen. — „Du sollst aber! So komm! Vor-

wärts! Ich greife dich, süße Last!" Und grinsend streckte der junge Jude die schmutzigen Hände nach ihrer entblößten Schulter aus.

„Zurück, du Hund! Hand von dem Mädchen!" rief's da hinter ihm. Und über den Waldgraben auf die Straße setzte ein Reiter auf hohem weißem Roß, in glänzender Waffenrüstung: er schwang drohend den Schaft des Speers über dem Rücken des angstvoll Emporschauenden. Ein paar berittene Begleiter langten nun auch auf der Straße an. „Armes Kind," sprach der Führer, sich von dem hohen Roß zu dem Mädchen herabbeugend, das einen Blick tiefsten, innigsten Dankes aus ihren lichtblauen Augen zu ihm emporstrahlen ließ. „Wie kamst du in solche Not? Du bist ja wie vom Himmel herabgestiegen! Wie heißest du?" — „Balthildis." — „Wo kommst du her?" — „Aus der Insel der Angelsachsen!" — „Geraubt? Dann befrei' ich dich sofort!" Und er hob den Speer.

„Geraubt! Gott du gerechter!" „Geraubt! Gott meiner Väter," riefen die beiden Händler wie mit einer Stimme. „O großmächtiger Herr Graf, —" hob Manasse an, „denn ich kenn euch wohl: ihr seid der Graf Hermengar von Bordeaux und manchen schweren Zoll habt Ihr mir Bettelarmem abgedrückt auf dem Hafendamm der Garonne dort . . ." „O grausam tapfrer Herr," fiel Mardochai — aus vorsichtiger Entfernung! — ein, „sehen wir zwei beiden aus wie Männer, die da rauben die Mädchen?" — „Wir sind Männer des Friedens!" — „Wie alle Söhne Abrahams." — „Handel und Wandel ist unsere karge Lebsucht." — „Wai geschrieen, wie werden wir rauben!" — „Mir wird schwach in der Knie, seh' ich von weitem ein eisern Schwert." — „Nicht geraubt! Ehrlich gekauft haben wir die Blonde im Hafen von Dovera." — „Für teures, teures, ach teures Geld."

„Ist's wahr, Kleine?" fragte der Reiter, freundlich auf das Mädchen herabschauend und ohne auf die beiden Jammerer weiter zu achten. „Es ist," klagte diese, das Köpfchen leise senkend, aber ohne das leuchtende Auge von dem Erretter zu lassen. „Mein Vater, ein freier Ceorl von mehr als fünf Hufen, geriet tief in die Schuld eines Juden zu York. Der ließ sich den Vater, die Schwester, mich in Knechtschaft zusprechen. Er führte uns nach Dovera. Dort wurden wir auseinander gerissen, — verkauft an drei Käufer."

„Und wir beiden," fuhr Manasse fort, „wir haben erstanden hier dies weiße Täubchen. Ihr findet Wohlgefallen an der Kleinen? Kein Wunder! Wäre gerade was für so einen schönen, stolzen Herrn." — „Kauft sie uns ab, wie sie daliegt unterm Tannenbaum!" — „Wir lassen sie billig." — „Brauchen wir sie nicht noch zu schleppen auf den Markt und dort noch zu füttern." — „Sie ist wohl ein süßer Bissen: — seht nur, wie weiß der Nacken," näselte er süßlich.

„Schweig, Hund von einem Juden. Gewiß, sie wäre eine gute Gürtelmaid für meine liebe Ehefrau Friedrun..." Da schoß dunkles, heißes Rot in das bleiche Antlitz des Mädchens: die langen goldnen Wimpern senkten sich: sie sah dem Retter nicht mehr in das wohlgebildete und von edlem, gütigem Ausdruck verschönte Antlitz, das dunkelbraunes Haar, aus dem Helme flutend, umwogte.

„Aber ich muß — nach einem Auftrag für den Grafen von Rouen — als Gesandter des Königs schleunig an den Hof der Goten nach Toledo. So kann ich selbst, liebe Kleine, nicht weiter für dich sorgen. Doch sollst du mir wahrlich nicht hier am Wege verschmachten, du holdes Geschöpf..." Da errötete sie noch viel tiefer und schloß beide Augen. „Und nicht schnöden Gelüsten verfallen.

Hier, trink, du Arme" — und er hielt ihr die Feldflasche an den Mund, die er hinter sich auf den Sattel geschnallt trug — „trink." Und er sprang ab und hob sie auf, seine Haare streiften ihre Stirn.

Nun schlug sie die wunderschönen Augen wieder auf, wieder traf ihn der dankbegeisterte Blick. „Dein Heil, o hoher Herr! Und deiner Gattin! Und der heilige Augustinus schütze dein edles Haupt für und für. Und ich will für dich beten jeden Abend und jeden Morgen." Sie trank lang und gab ihm das Gefäß zurück.

„Schad' um diese Knospe!" dachte er. „Welch' rauhe Hand mag sie brechen? — Steig' ab, Manno, hebe die Jungfrau auf deinen Braunen und führe sie — sicher! — bis auf den Markt zu Saint-Denis: — dann reite uns eilig nach. Wir erwarten dich in Rouen. Lebwohl, du viel liebes Kind. Und alle Heiligen mögen dich beschützen."

„Herr," rief sie ihm nach, „dein werd' ich dankbar denken bis zum letzten Hauch!" — Thränen stürzten aus ihren Augen: sie erhob sich auf die Knie und sah ihm nach. Und als sie ihn so nicht mehr erblicken konnte, stand sie vollends auf und spähte ihm nach, auf die Zehen gereckt, bis die dichten Waldbäume sie auch seine Helmspitze nicht mehr erschauen ließen.

VII.

Am Abend dieses Tages stürmte in Vannings Gemach im Palatium Ebroin. Sein Antlitz glühte, heißes Rot und fahle Blässe wechselten jäh.

„Um Gott," rief Vanning, aufspringend von seinem

Abendwein. — „Hilf, Sankt Martin! Ebroin, was ist dir?“ — „Vanning, Freund, Bruder! Hilf mir! Steh' mir bei. Es gilt mehr, weit mehr als mein Leben. Gieb mir ....“ — „Mein Blut für dich, mein Herzblut!“ — „Nein! Geld! Sehr viel Geld, unsinnig viel Geld!“ — „Wieviel?“ — „Viertausend Solidi.“ — „Du rasest! Wofür?“ — „Für ein Weib! Was sag' ich? Für einen Seraph! Nein doch, für eine der Elbinnen, der berückend schönen, Wahnsinn des Verlangens entzündenden, von denen der alte Thiemo Wunder erzählte.“ — „Und der Muntwalt fordert so hohen Brautschatz?“ — „Nichts Muntwalt! Ihr Herr, ihres Leibes Eigentümer ....“ — „Ebroin! Eine unfreie Magd!“ — „Nein! Sie ist frei geboren! In Schuldknechtschaft verkauft! Ich sah sie — ich sprach sie kurz — vor der Basilika des Heiligen liegt sie — in Lumpen gehüllt — auf den Steinstufen. Ich muß sie haben! Nein doch!“ er stampfte mit dem Fuß auf den Estrich. „Nicht das ist's, was mich treibt! — obwohl ich, seit ich sie gesehen, nichts mehr, nichts sehe als ihren holden Reiz, die sanfte Anmut ihrer Züge! Aber nein! Frei kaufen muß ich sie. Erretten vor dem Scheußlichsten!“

„Kaufen: — eben für dich!“ meinte Vanning, gutmütig lächelnd. „Nein! Bei meiner Treu! Ich lasse sie frei, sowie sie mein. Ich bringe sie zu meiner Mutter. Verflucht sei meine Hand, rühre ich sie an, bis sie sich freiwillig als Braut mir verlobt!“ — „Das ist mein Ebroin! Wie heißt sie?“ — „Ach, ich vergaß zu fragen, in ihrem Anblick, ihre Not versunken! Aber Eile, Eile drängt. Denke nur, der Freigelassene des Apronius zu Soissons ...“ — „Pfui, des alten Wüstlings, des scheußlichen Greises, der in seinen siebzig Jahren sich siebzig Buhlen hält?“ — „Hat bereits Hand auf sie gelegt. Heute Nacht noch trifft sein Patronus von Epinay her ein. Der

unermeßlich Reiche bezahlt leicht das Doppelte. Mit Mühe setzte ich's bei ihren Verkäufern durch, daß sie bis morgen um die sechste Stunde warten wollen: bring' ich bis dahin das Geld, soll ich die Vorhand haben."

„Aber! Bis morgen Mittag! Diese Summe! Ich — ich habe nicht hundert Solidi hier. Gern wollt' ich — denn ich sehe ja, dich verzehrt die Glut, mehr noch die Angst! — mein ganzes Vatererbe drum verkaufen: — aber das dauert Wochen und reicht noch lange nicht." — „Und meine arme Scholle noch viel weniger!" — „Geh' doch zu den reichen Kaufleuten auf der Messe hier, den Juden aus Paris, zu Simon, zu Marcus, zu Hamann auf dem Markte." — „Bin bei allen gewesen. Sie lachten! Wie werden sie denn dem bettelarmen Grafen von Agen, aus dem vielleicht einmal in vielen Jahren was Reicheres werden kann, Geld leihen!" — „Und . . . . ich rat' es ungern! — dein neuer Freund und Bundesbruder Leodegar? Der hat immer Geld wie Heu: — er selbst, sein Oheim, seine Kirche!" — „Ich war bei ihm — zu allererst! Er ist nicht zu finden — soll im Palatium in Paris sein. Ach, ich sehe keine Hilfe! Ich muß diese Perle zertreten lassen von jenem Scheusal!" Und er warf sich ächzend auf einen Stuhl.

Aber gleich sprang er wieder auf.

„Nein," schrie er, „das nicht. Das soll ihr Los nicht sein. Ich dachte daran, sie mit Gewalt zu befreien. Ganz unmöglich! Der Markt ist in beiden Zugängen mit Ketten abgesperrt: der Graf von Paris, Leodegars Nachfolger, der die reichen Marktzölle erhebt und mit seinem Kopfe für den Marktfrieden haftet, hat beide Zugänge mit je hundert Speeren besetzt. Unmöglich also! Aber Apronius soll sie nicht besudeln mit seinen Händen. Ich reite ihm entgegen in den Wald von Epinay, durch den muß er in wenigen

Stunden. Ich fordre ihn zum Kampf und schlag' ihn tot." — „Der wird sich dir stellen! — Und wenn?" entgegnete Vanning. „Und was dann? Dann bist du nicht um einen Solidus reicher und statt des einen Wüstlings kauft sie nach der sechsten Stunde ein andrer. Das hilft dir nicht. Geld mußt du haben." Da blitzte Ebroins Auge plötzlich auf, unheimlich ward der Ausdruck seiner Züge. „Recht hast du, Freund. Aber einen furchtbaren Rat hast du — ohne es zu ahnen! — in meine Seele geblasen, in mein tobend, rasend, wahnsinnig Gehirn. Tot zu schlagen den Käufer ist nicht nötig! Und hilft nicht! Aber, Vanning, hasse mich, verachte mich — aber sein Geld! — Ich weiß, er führt es mit sich: der Freigelassene prahlte damit — sein Geld nehm' ich ihm ab im finstern Walde, jage hierher zurück und kaufe sie nach Sonnenaufgang frei — mit seinem Gelde!" — „Ebroin! Das ist ...." — „Straßenraub. Ich weiß. Darauf steht Friedlosigkeit, ja das Schwert. Aber Raub entehrt nicht, wie Diebstahl! Ich thu's! Ich muß! Ich kann nicht anders. Leb' wohl, Vanning. Vergiß mich." „Im Gegenteil," rief der und griff nach Helm und Schwert. „Ich begleite dich. Der Alte reist doch nicht allein. Du brauchst einen Helfer."

VIII.

Der Wald von Epinay-sur-Orge war von Untergehölz und Gebüsch so dicht durchwachsen, daß kaum die alte breite Römerstraße, die, von Soissons her nach Paris führend, ihn durchzog, genügend frei gehalten werden mochte.

In dieser nebligen Oktobernacht drang der halb volle Mond kaum durch die hohen Wipfel der hart nebeneinander ragenden düstern Ulmen und der breitästigen Eschen: das welke Laub fiel geräuschlos bei jedem leisen Windhauch auf die Helme, auf die Schultern, auf die Pferde der beiden Reiter, die, im dichten Buschicht, hart an dem südlichen Ausgang des schmalen Brückleins über den kleinen Waldbach hielten, der von Osten her seinen Weg in die Seine suchte.

Der dicke Nebel verstattete kaum den Blick über die kurze Brücke hin: — was nördlich derselben lag oder daher kam, entzog sich der Wahrnehmung völlig.

„Es dauert lang, allzulang!" sprach Ebroin ungeduldig. „Soll ich rechtzeitig eintreffen, haben wir, nachdem es geschehen, mehr als zwei Stunden scharf zu reiten. Laß uns ihnen lieber noch ein Stück entgegentraben, die Sache früher zu vollenden ...." — „Und vor lauter Ungeduld den Platz hier verlassen, den wir weislich gewählt? Nein! Hier, auf der engen Brücke, können sie uns nicht entwischen, kann zumal der den Geldsack trägt, nicht damit ins Land, in den Nebel, in die Nacht hinaus jagen. Auch nützt ihnen in solchem Gedräng am wenigsten die Übermacht, die sie sicher haben werden." — „Fürchtest du sie, so laß mich allein." — „Das hab' ich nicht verdient." — „Verzeih', vergieb! — Ich bin nicht ganz ...." — „Bei Sinnen, seit du sie gesehen. Jawohl! Aber ich begreif's, nachdem auch ich sie im Vorbeireiten erschaut, die rührende, zarte Gestalt, in ihren ärmlichen Fetzen vor der Kirchenthüre knieend und die wunderbaren Augen im Gebet gen Himmel gerichtet. Aus eitel Mitleid schon reut es mich nicht, dir zu helfen." — „Still! Horch! Ich meine, ich höre Geräusch, dort, jenseit der Brücke." — „Ja. Aber das sind nicht Hufschläge. Es knackte in den Büschen: —

es war wohl ein Wolf, der nächtlich streifend durch das Dickicht brach: — jawohl. Da heult er in der Ferne." Eine Weile schwiegen beide. — „Aber jetzt! War das nicht ein Lachen?"

„Jawohl! Aber die Eule war's, dort, in dem Ulmenwipfel. Da streicht sie ab: der Mond wirft den Schatten ihrer breiten Flügel auf die Straße. — Doch nun, horch auf. Ja, das sind Hufschläge. Zähle! O weh, Freund, das sind gar viele Pferde. Der Vorsichtige hat sich Geleitspeere bezahlt beim Grafen von Paris. Drei — Sechs — Neun — Zwölf."

„Und wären's hundert — drauf!" Und er band das schwarze Tuch, das nur die Augen durch zwei Löcher blicken ließ, über den Ohren fester und riß das Schwert unter dem braunen Mantel hervor; Vanning, ebenfalls verlarvt, that desgleichen; sie hatten die langen Speere nicht mitgenommen zu dem erforderlichen Ringen um das Geld — Mann an Mann.

Nun tauchten nördlich der Brücke zahlreiche dunkle Schatten auf; an der Spitze ritten zwei Vollgewaffnete.

„Eh, Hartbrand: Wolf und Eule: — was ist das für Angang?" — „Der Wolf, Willfried, rannte gegen uns: — übeler. Die Eule bäumte zur Rechten auf: — guter!" — „So hebt sich's. — Sieh! Da kommt ein Steg, ganz schmal! Wie eine Mausefalle. „Halt," rief er laut, nach hinten sich wendend, die Hand hoch erhebend. „Schritt! Ganz langsam. Eine Brücke! Langsam sag' ich." „Langsam," wiederholte sein Nebenmann und beide drehten sich auf ihren Sätteln mahnend nach rückwärts.

Diesen Augenblick benutzten die Freunde: ohne Wort oder Ruf sprengten sie überraschend gegen die beiden Wegführer an: der eine fiel vom Sattel, der andre hielt sich mühsam an der Mähne in der Schwebe: die nächsten beiden

Reiter waren unbewaffnete Knechte: schreiend drückten sie sich zu beiden Seiten an das Brückengeländer: nunmehr kam ein Freigelassener: er zückte den Speer gegen Ebroin: Vanning schlug ihm die Waffe aus der Hand, daß sie weit über das Brückengeländer ins Wasser flog.

„Apronius!“ schrie nun Ebroin den nächsten Reiter auf reich gezäumtem Maultier an, „gieb dein Geld. . . . Dann geschieht dir nichts! Wo ist der Geldsack!“ Und er hob das Schwert gegen sein Antlitz. „O — ah — Erbarmen! — Ich . . . ich führe ja kein Geld mit,“ rief der Alte, „Friede! Friede!“ zog aber zugleich einen langen Dolch aus dem Gürtel.

„Hier ist der Sack!“ rief Vanning und griff nach einem schweren Lederschlauch, der mit einem Riemen quer über den Rücken eines ledig gehenden Esels gebunden war. Er durchschnitt mit scharfem Hieb den Riemen und riß — nicht ohne Anstrengung und Zeitverlust — die schwere Last auf den Hals seines Rosses. „Ich hab' ihn! Zurück! Nach Hause!“

Aber mittlerweile hatten sich die beiden germanischen Wegführer aufgerafft: beide drangen zu Fuß auf Ebroin ein, der sich ihrer mit Mühe erwehrte.

„Halt ihm den Gaul am Zügel, Willfried. Laß ihn nicht von der Stelle.“ — „Hab' ihn schon.“ Und Ebroin war festgebannt auf der Brücke, auf deren Nordseite nun noch drei gewaffnete Geleitsreiter eintrafen, die vorwärts drängten. Vanning kam dem Freunde zu Hilfe: mit der Zügelhand zugleich den Ledersack auf den Sattel vor sich drückend, rannte er den Mann über den Haufen, der Ebroins Hengst am Zaume hielt.

Aber da blitzte im Mondschein etwas über Vannings vorgebeugtem Nacken: es war der Dolch, den Apronius zu tödlichem Stoß über dem Ahnungslosen zückte. „Ah,

gieb acht!“ schrie Ebroin. Jedoch Vanning konnte nicht wahrnehmen, was ihn von hinten bedrohte: er schien verloren: — da stieß Ebroin dem Alten das Schwert in die Kehle: — lautlos stürzte der aus dem Sattel.

„Mord! Mord!“ klagten seine Sklaven.

„Nieder, du Mörder!“ rief der noch aufrecht stehende Germane vorn und schwang die Streitaxt gegen Ebroin. Vanning ersah's und spaltete ihm Sturmhaube und Stirn mit einem sausenden Schwerthieb. „Jetzt aber rasch, rasch davon! Was starrst du vor dich?“ rief er Ebroin zu, der auf des toten Greises verzerrtes Antlitz niedersah, das im bleichen Mondlicht von der Erde auf zu ihm emporzudräuen schien. „Zurück! Rasch!“

Und er gab dem Pferd Ebroins mit der flachen Klinge einen Schlag auf den Hinterbug — weitaus griff der Rappe; beider Rosse Hufschläge donnerten über die Brücke zurück, bald auf der harten Straße: schon hatte sie der dichte Nebel verschlungen: die Begleiter des sterbenden Römers waren um ihn voll beschäftigt.

„Blut! Raub! Mord!“ rief Ebroin gegen den schweigenden Himmel hinan. „O du Vielholde! Teuer bist du erkauft!“

Zwei Stunden darauf sprengten, von Staub und Schmutz der Straße die Rosse und die Mäntel über und über bedeckt, die raschen Reiter auf den Marktplatz von Saint-Denis.

Die beiden Sklavenhändler und ihre lebendige Waare bedeckten noch dicht die Stufen der Basilika; aber der Platz oben auf der Estrade hart vor der Thüre, wo die feine Gestalt der Angelsächsin gekniet hatte, war leer.

Ebroin sah's: „Sie wird drinnen — in der Kirche — beten!“ sagte er, sich selbst beschwichtigend: denn das Herz

drohte ihm zu stocken. „Hier, Jude," rief er, auf den Ledersack deutend, den Vanning vor sich auf dem Sattel trug. „Hier das Geld — und mehr als du verlangt! Wo ist die Jungfrau?" „Wer weiß, ob sie das noch ist?" grinste der Jüngere. Ebroin hatte nicht verstanden: er wandte sich an den Alten. „Wo . . . wo ist das Mädchen?" — „Wie soll ich wissen? Wo wird sie sein? Wohin sie hat gebracht ihr Herr!" — „Ihr Herr? Du bist ihr Herr." — „Gewesen. Ist sie doch verkauft!" „Was?" schrie Ebroin, „verkauft. Du Schuft: — noch ist die sechste Stunde nicht voll." „Mag sein. Aber der Preis, den hat geboten der andre," fiel Mardochai ein, „der war voll. Hat er doch geboten tausend Solidi mehr als wir verlangten."

Ebroin versagte die Sprache: er starrte lautlos vor sich hin. „Und wer — wer ist der Käufer?" fragte Vanning, sein Pferd dicht herantreibend. „Weiß ich's? Ist mir ganz gleich." „Wer . . . wer . . .?" stammelte Ebroin leichenblaß. — „Nu, was soll'n wer's nicht sagen dem jungen Herrn, will er's gar so gern wissen? Vielleicht verkauft sie ihm der andre zurück — das heißt: nach ein paar Wochen. Ist gewesen ein stolzer, stattlicher Herr. In kostbarem schwarzem Gewand: ein schwarzseiden Mantelchen. Hat er nur eine Hand. Und sein Säckelmeister hat ihn genannt: Herr Archidiakon Leodegar."

Da schrie Ebroin laut auf und stürzte besinnungslos vom Pferd auf das Pflaster des Marktes.

IX.

Viele Wochen darauf — der Schnee lag auf den entblätterten Platanen der Gärten zu Paris — saß in einem dunkel verhangenen kleinen Schlafgemach des Palatiums dort am Bett eines Kranken eine sorgsame, angstvolle Pflegerin: sie träufte ihm aus einer flachen Phiale dunkle Tropfen auf die brennenden Lippen.

„Dank, Mutter, Dank!“ hauchte er, ihre Hand streichelnd. „Dank für all' deine Sorge. Zum zweitenmal schuld' ich dir mein Leben.“ — „Gott dem Herrn dankst du die Genesung, mein Ebroin. Ach, als ich vor Monatsfrist über diese Schwelle trat — mit dem treuen Vanning ...“ — „Wo ist er? Wo ...? Ich will ihm danken!“ — „Verschwunden! Spurlos verschwunden ist er, sobald er mich an dieses Bett gebracht hatte. Er kam mir schon unterwegs so seltsam vor — wie nicht recht bei Sinnen. Er stammelte wirre Worte, — schalt sich einen argen Sünder, sprach von Blutschuld, Raub, Reue, Buße . . .“ „Ah,“ seufzte der Kranke tief auf. „Auch er — auch seine Seele hab' ich ...! Und umsonst, umsonst.“ Und er barg das glühende Antlitz in den Kissen.

„Was ihn nur so quälen mag?“ dachte die Mutter. „Rätselhaft waren die Worte, die er im Fieber raunte Tag und Nacht! — Komm, mein Kind, beruhige dich.“ Und sie strich ihm mit einem essiggetränkten Linnentuch über die heiße Stirn. „Du sollst dich nicht aufregen durch die eigenen Gedanken, riet der gute Arzt. Wie mag ein Jude nur so gütevoll sein! Schlafen sollst du oder beten!“

„Ja, wer das könnte! Im Schlafen träum' ich alles nochmal. Im Beten fluch' ich Gott und mir und ... ihm.“

„Du sollst deine Feinde segnen, nicht ihnen fluchen,

Kind. Als ich dich damals im Fieber tobend fand, — Hirnfieber, sagte der alte Zacharias — da schien wenig Hoffnung, daß du ..." — „O wär' ich doch gestorben!" — „Sprich nicht so. Gott hat noch Großes mit dir vor. Sonst hätte er dich nicht wie durch ein Wunder hergestellt. Und du wärst in deinen Sünden dahingefahren — ohne Beichte, ohne ..." — „Beichte! Ja, Mutter, du hast recht. Beichten! Das wird mich erleichtern, mehr kühlen, mehr als der Kühltrank des Arztes. Beichten! Aber nicht den Priestern! Dir, liebe Mutter, dir will ich beichten, das schwere Gewissen zu entlasten. Du sollst alles wissen und dann mich . . . verdammen, mich verlassen!" „Mein wilder Bub," sprach sie, seine Wangen liebkosend. „Ja, sprich! Schütte dich aus. Wie weiland der Knabe gethan, wann er mir auf meinem Schos seine kleinen Leiden und Schmerzen, seinen Zorn geklagt über Verunrechtung durch die Seniores, durch Leodegar."

„Leodegar!" schrie der Kranke und fuhr in die Höhe. „Er sei . . .! Aber nein, erst soll die Mutter alles hören. Ach, dein Bub ist nicht mehr das wilde, heiße, aber brave Herz, frei von Schuld. Ich bin . . .! Ich kann's nicht sagen, was ich geworden bin. Höre! Ganz nahe dein Gesicht, dein Ohr an mein Kopfkissen! Ich kann's nicht laut sagen."

Und die alte Frau schob sich nun eng heran, er umschlang ihren Hals mit beiden Händen und erzählte ihr, — unter vielem Stocken und Seufzen — ohne sich zu schonen, alle Vorgänge jener Nacht und jenes Morgens.

Wohl zuckte die fromme Frau zuweilen zusammen vor Grauen, aber sie bezwang ihr Entsetzen, des Kranken zu schonen: auch wich die Entrüstung in dem Mutterherzen gar bald dem Mitleid. „Nun," schloß er, sie freigebend und erschöpft auf das Lager zurücksinkend, „nun weißt du

alles, Mutter. Jetzt schüttle den Staub von deinen Schuhen, verlaß das wohlverdiente Schmerzenslager des Räubers, des Blutbefleckten . . ." — „O nein, mein Sohn! Jetzt gehör' ich erst recht an deine Seite, jetzt, da deine Seele mehr leidet als dein armes Gehirn. Unablässig will ich für dich beten. Und daß du dem Priester beichtest, dazu dräng' ich dich nicht, so tief mich dein Unglaube schmerzt: seine Lossprechung würde dich ja nicht trösten und sie würde dem Ungläubigen gar nicht werden. Auch ich, deine Mutter, spreche dich noch nicht frei: noch nicht! Erst sollst du, da dich Gott in seiner Gnade genesen ließ, durch ein wackres Leben zeigen, daß du solche Gnade verdienst: du sollst Gutes thun, Großes verrichten mit den Gaben deines von Gott geschenkten Geistes, Gutes und Großes wirken an diesem deinem Volk der Franken, zumal an den Armen und Elenden, denen deine Eltern und du selbst solang angehört haben, du sollst ein Wohlthäter, ein Erretter werden der Bedrückten. Dann, bist du das geworden, dann wird dich der Segen von Tausenden freisprechen von der Schuld jener raschen That. Und auch deine Mutter. Denn die beste Buße ist das Bessermachen."

„Die beste Buße ist das Bessermachen!" rief der Kranke und Thränen weicher Rührung traten in seine Augen. „Ein goldig Wort! Ich will's befolgen. Aber siehst du, Mutter, dein Wunsch, ich möge die Liebe zum Weibe kennen lernen, — ach, er ist mir nicht zum Heil, zum Unheil in Erfüllung gegangen. Und doch! Daß ich sie nur sehen durfte, hat mein ganzes Leben mit Sonnenglanz erfüllt: von dieser Erinnerung will ich zehren bis ans Ende. — Wo mag sie sein? Was mag aus ihr geworden sein? Leodegars Gemahlin! Aber ob er das wollen wird? Ob der Gewaltthätige nicht . . .? Er ist Priester. Zwar darf er mit des Bischofs, mit des Papstes

Verstattung die Ehe schließen . . ." — „Mein armer Sohn! Den Trost muß ich dir nehmen. Er kann nicht die Ehe schließen. Er ist einstweilen Bischof geworden, Bischof von Autun."

„Er steigt rasch," seufzte Ebroin. „Und ich . . ."

„Auch du bist gestiegen" — (es reizt ihn wieder das Weltliche, Gott sei Dank! dachte die Mutter). „Schau her: Vanning erzählte, als er dich, den Bewußtlosen, in dies Gemach geschafft, habe er diese Charta vorgefunden. Der König hat dich — der alte Waltharich ist gestorben — zu seinem Mariskalk ernannt. Hier, lies." Eifrig griff Ebroin nach der Rolle. „Ah, am Tage vor dem Raub, vor der Blutschuld! Und in diesem Amte hätte man mir das Geld geliehen! Grausame Unvernunft des Zufalls! Aber der Mariskalk hat den Heerbefehl über die ganze Reiterei des Palastes. Das ist Macht, Waffengewalt: — das ist der Weg zu höchsten Heldenehren. O Mutter, Mutter! Die erste Freude wieder! Und du, du hast sie verkündet. Sie thut mir wohl, ich fühl's. Die beste Arzenei! Komm, bitte — hilf mir — langsam aus dem Bett. Ich will, ich muß aufstehen, — der Mariskalk muß zu Roß!"

X.

In der gleichen Stunde schritt in das Schreibgemach des Bischofs von Autun dessen Bruder Gairin, der Graf von Tours.

Staunend blieb der Eintretende am Eingang stehen, sich in dem weiten Raum umsehend: „Nun, hochehrwürdiger Herr Bruder," begann er, „meinen Glückwunsch!

Glück zu allem, was du in diesen Monaten unserer Trennung geschafft, erreicht, vollendet hast. Auch zu diesen Veränderungen hier im Bischofsbau! Ich kenne ihn ja von früher. Aber welche Pracht, welcher Schmuck, welcher Geschmack, welch' Kunstverständnis! Ich sah's mit Staunen, Schritt für Schritt, von den Thorflügeln, von dem Atrium an bis hierher in dein Geheimgemach: — das ist die Krone des Ganzen. Römische Reliefs — griechische Vasen! — Was seh' ich? Eine nackte Marmorgöttin! Ei, ei, Herr Bischof!"

Langsam erhob sich Leodegar von den purpurfarbenen Kissen des Pfühls, auf dem liegend er gelesen hatte: er ließ eine Urkunde in das kostbare Bronzebecken gleiten, das neben dem Kopfende stand und zahlreiche Pergamente enthielt; sein dunkelrotes Hausgewand aus feinster friesischer Wolle war an Halsöffnung, Ärmeln und Saum reich, aber geschmackvoll, nicht überladen, mit Gold gestickt. Glänzende römische Kameen hielten, in goldene Spangen gefaßt, die weißen Sandalen über dem feinen Knöchel zusammen. Der Bischofsring am vierten Finger seiner Hand trug einen bärtigen Kopf, den er für Sankt Petrus ausgab, aber er wußte, es war ein Poseidon.

Alle seine Regungen und das Spiel seiner Mienen waren noch viel mehr als früher berechnet, bemessen, salbungsvoll. Langsam und würdereich war denn auch die leise Bewegung, mit der er dem Bruder die Hand hinhielt, — nicht gar weit sie entgegenreckend: „Willkommen," sprach er, den zierlich geschnittenen, schmallippigen Mund kaum zu einem Flüstern öffnend, „im Namen des Herrn!" Gairin stutzte: dann lachte er: „Na höre, alter Genoß im Dienste von Bacchus und Venus: jetzt, — hier, — mit dem Bruder allein, — brauchst du nicht so feierlich... Komödie zu spielen." „Ist nicht Komödie gespielt," ent-

gegnete Leodegar, immer gleich sanft und gleich verhalten. „Es darf nicht Komödie sein, es muß zweite Natur werden. Eben deshalb,“ und nun lächelte er mit überlegener Ironie, „muß ich stets in der Übung bleiben.“ „Nun, meinetwegen. Mir wär's zu langweilig. Aber mir kann's recht sein, ich muß es ja nicht mitmachen. Ich eile hierher aus meiner Grafschaft, dir zu danken: denn du doch gewiß hast bei dem König durchgesetzt, daß mir — trotz meiner jungen Jahre! — das ehrwürdige Amt des Seniskalk am Hof verliehen wurde? Nicht?“ — „Es mag wohl sein!“ — „Dann Dank dir, Bruder.“ — „Keine Ursach. Hab's nicht um deinetwillen gethan. Aber bitte, setze dich — ich muß dir darüber — und von noch anderem! — vieles sagen. Du bist erschöpft von der Reise. Bevor wir zur Tafel schreiten — ich habe täglich gegen hundert Gäste — eine Erfrischung.“

Er trat an die Wand, von dunkelrotem rätischem Marmor getäfelt: da war unter einem neuen silbernen Kreuz ein alter goldener Adler angebracht, der noch den Donnerkeil des Zeus in den Fängen trug: er drückte leise auf den heidnischen Blitzstrahl: — draußen erklang ein silberheller Ton: zwei Akoluten glitten geräuschlos durch eine unsichtbar in die Nebenwand eingefügte Pforte und neigten in stummer Demut die glattgeschornen Häupter.

Kaum vernehmbar, so leise, befahl der Bischof: „Den Wein aus den römischen Vignen Sankt Pauli. Und die korinthischen Becher. Und Pfirsiche aus dem Warmhaus des Klostergartens.“

So geräuschlos wie sie gekommen, verschwanden die Aufwärter; mit unbegreiflicher Schnelligkeit brachten sie das Befohlene, setzten es auf den Rundtisch von grünem Malachit und glitten hinweg wie schwarze Schatten. Der Wirt winkte dem Gast, sich zu setzen; der bekam so die

Marmorstatue voll zu schauen. „Ein entzückendes Weib! Höre, Bruder! Zur Enthaltung verurteilt sein und immer dieses Geschöpf vor sich haben ....“ — „Die? Die ist ja von Stein. — Übrigens geloben wir nur Ehelosigkeit.“ — „Wo hast du die Statue her?“ — „Aus Arles. Dort hatte sie ein dummer Bischof — es giebt auch solche! — zerschlagen wollen, hatte auch schon angefangen — du siehst, die Arme fehlen. Zufällig kam mein Capellanus dazu, verhütete die Vollendung der Barbarei und erbot sich, ‚das heidnische Scheusal‘ dem frommen Gottesmann aus den Augen zu schaffen: — der gab sie mit Freuden: — ohne Entgelt! Der Esel! Der verstümmelte Rumpf ist noch mehr wert als alle Kirchen von Arles samt ihren toten Reliquien und lebenden Priestern. Schau, was meine Erholung ist zwischen dem Messelesen und den vielen Rechtshändeln des Bistums“: und er öffnete den Deckel eines prachtvollen antiken Sarkophags, griff hinein und hob einen aus weißem Marmor gemeißelten nackten Frauenarm hervor: „Ich muß doch dem schönen Weib die Arme wieder geben. Desto uneigennütziger von mir, da sie mich nie in diese Arme schließen wird. Oheim Dedo, dem ich ja all' meine Bildung wie in Wissenschaft, so in Kunst und Kunstgewerk verdanke, hat den linken zu ergänzen übernommen. Wollen sehen,“ lächelte er, „wer's naturgetreuer machen wird. Freilich, der Ohm hat längere Erfahrungen ....“

„Aber der Neffe frischere,“ lachte Gairin. „Ei, wie köstlich munden diese Pfirsiche.“ — „Ja! Persien hat der Herr gesegnet, obwohl es nicht an ihn glaubt. Im frommen Gallien gedeihen sie nicht so gut. Wie ungerecht von den Heiligen!“ „Was ist aber das?“ forschte der Seniskalk neugierig. „Eine Art Brettspiel? Allein mit gar verschiedenen Gestalten besetzt. Nie hab' ich das gesehen.“

— „Glaub's wohl! Ist noch im Abendlande nicht bekannt. Der Ohm lernte es tief in Asien von einem indischen Fürsten und brachte mir die elfenbeinernen schwarzen und weißen Männlein mit ....“ — „Aber da sind auch zwei Weiblein.“ — „Die Königinnen! Auf die kommt das meiste an. Der Ohm lehrte mich das Spiel: das königliche oder das mit den Königen heißt es: — 's ist fein, aber schwer. — Jedoch nun zu deinem neuen Amt. Morgen schon gehst du mir nach Paris an den Hof.“

„Morgen schon! Ich wollte ....“ — „Du willst, was ich will — für uns beide wollen muß. Vernimm! Zwar hab' ich auch nach dem frühen Tod der Königin Nantechild, meiner mütterlichen Gönnerin ....“ — „Na höre! Ja so: ... du darfst nicht aus der Übung fallen!“ — „Bis vor kurzem den jungen König Chlodovech völlig beherrscht: — ich sollte ja für seine Seele wie für sein Reich sorgen: so hatte sie mir ihn, wie ein heilig Vermächtnis empfehlend, hinterlassen.“ „Ihrem Buhlen den Sohn!“ lachte Gairin. „Ich habe denn auch für beides gesorgt,“ lächelte Leodegar, und diesmal war das sonst so feine Lächeln sehr cynisch. „Seine Königsmacht hab' ich nach Kräften eingeschränkt durch allerlei Zugeständnisse an die heilige Kirche und an den Weltadel ....“ „Sehr vernünftig!“ unterbrach der Bruder nach einem tiefen Trunk. „Höre du, dein Wein ist stark!“ — „Bah, ich bin doch stärker. — Denn hier drohte eine Gefahr, die ich gerade noch zu rechter Zeit entdeckte, sie abwenden zu können. Denke dir nur, dieser heißblütige Ebroin ....“ — „Verschling' ihn die Hölle!“

„Ja, vielleicht muß sie das einmal ganz geschwind! ... Hat den richtigen Gedanken gefaßt, das ‚Heil des Frankenstaats‘ — das ist nämlich sein höchstes Ziel ... —“ — „Der Thor! Was hat er davon?“ — „Verlangt

die Stärkung des Königtums. Und zwar zu wessen Vorteil? Zum Besten der kleinen Freien." — „Natürlich! Der Ackerersohn! Der Knecht!" — „Und woher die Mittel nehmen, Krone und Bauern zu kräftigen?" „Nun?" rief Gairin und hielt vor Staunen den Pfirsich vor dem offenen Mund. „Der Kirche und dem Adel Reichtum und Rechte schmälern!" — „Der Kerl ist ja toll!" — „O nein. Er ist sehr klug. Und hat ganz recht."

„Wie? Was? Hin muß er werden! Ich stech' ihn über den Haufen!" „Ja, ja! Aber erst später. Erst muß er — ich kann's ja nicht," stöhnte er bitter, an seine rechte Schulter langend, „ich elender Krüppel — erst muß Er mir Austrasien erobern: Er kann's, er ist der Mann dazu: — auch jenen klugen Arnulfingen meistert er, so mein' ich. Dann aber fällt er rasch . . ." „Oh," lachte der Bruder, „und dann herrscht der Bischof von Autun über alle drei Reiche." — „Nicht unmittelbar — der Bischof kann ja nicht Majordomus werden! Majordomus über das ganze Reich wirst du, Bruder Gairin." „Ah so!" rief der und riß die Augen auf. „Ich befrage dich dann in allen Dingen." „Das wird vielleicht nicht schaden," lächelten die schmalen Lippen. „Aber soweit sind wir noch lange nicht. Vor allem mußt du die Gunst des Königs gewinnen. Deshalb fort mit dir aus dem fernen Tours und an den Hof! Denn — leider! — Der biedre Praejectus hat Macht über ihn gewonnen, hat Ebroin als Mariskalk durchgesetzt: — bestürzt finde ich meinen Einfluß dort seit einiger Zeit schwinden. Der König zieht sich von mir zurück . . . ." „Das wäre!" rief Gairin erschrocken, „das darf nicht sein." — „Nein. Und deshalb muß etwas geschehen. Etwas ganz Neues und Entscheidendes. Zwar hatte ich mir den jungen Mann gefügig, zugethan gemacht durch das stärkste Bindemittel,

das Jünglinge fesselt." — „Nun?" — „Ei, das versteht sich doch: durch die Weiber. Er war wie eine Jungfrau, da ich ihn von seiner in Gott ruhenden Mutter geerbt hatte. Nun, das konnte doch nicht so bleiben. Ein Mann, ein Herrscher muß die Welt kennen. Zu der Welt gehören nun aber auch die Weiber . . . . ." — „Ich verstehe." — „Und das that lange gut. Aber nun versagt's. Das Bürschlein — ein echter Merowing! — ist unersättlich: — er wird's nicht lange treiben, fährt er in solchem Unmaß fort. Sind sie doch, diese Königsknaben, wie die Eintagsfliegen: von Knaben gezeugt, als Knaben schon Gatten, — schon vorher Väter! — siechen sie auch schon als Knaben dahin, kaum das volle Jünglingsalter erreichen sie. Geht das so fort, versiecht alsbald und verwelkt und stirbt rasch dahin das ganze Haus des markstrotzenden Chlodovech. Nun, uns kann's nur willkommen sein: über solche Schwächlinge — und für sie! — herrschen Bischof und Majordomus. Aber seit einiger Zeit folgt mir mein königlicher Schüler nicht mehr recht: er ist überdrüssig all' der Weiber, die er in seinen Villae über sein ganzes Reich verteilt hat. Er will was andres. So werd' ich ihn denn vermählen." — „Du, ist das nicht gefährlich? Seine Gemahlin . . ." — „Muß mir durchaus ergeben sein: — wie diese meine Hand. Sie muß mir die fehlende Rechte ersetzen." — „Und wird er ihrer nicht auch bald überdrüssig werden?" — „Sieh, sieh, Brüderlein. Hast zugenommen an Klugheit! Wohl durch Erfahrung? Du hättest recht, wenn nicht . . . ." Er griff wieder in den Sarkophag, dann aber hielt er inne.

„Nun, du stockst?"

„Wohl, du magst es wissen. Dein eigener Vorteil verbürgt dein Schweigen: sonst adé Majordomat, Gairine! Höre denn: ich habe ihm eine Königin ausgesucht, die ist

so zauber-, elfen-, engelschön, daß kein Mann jemals ihrer müde werden kann." — „Das wäre ein Wunder." — „Ja, sie ist aber auch ein Wunder. Schau her!"

Und er holte nun aus dem Sarkophag eine ovale Platte von feinstem Lindenholz, auf die ein Mädchenantlitz gemalt war und hielt es ihm überraschend vor die Augen.

Der sprang auf: „Gott des Himmels! Lebt dies Geschöpf?" — „Es lebt!" — „Kann man sie erringen? Ich muß sie haben!" — „Du? — Nein!" — „Doch, doch! Ich will! Wer ist ihr Vater, ihr Muntwalt?" — „Sie hat weder Vater noch Muntwalt." — „Wie so?" — „Sie ist eine Unfreie." — „Ah! Wer ist ihr Herr?" — „Der dies gemalt hat." — „Und wer, wer ist das?" — „Ich." — „Du, Bruder? Du, Glücksmensch! Aber du bist ja Bischof! — Gieb sie mir und nimm all' mein Gut." „Das wäre schlecht bezahlt für mich," lächelte Leodegar, „und ein schlechter Tausch für sie." — „Ich ahne!" — „Ziemlich spät." — „Sie soll . . .?"

„Sie soll König Chlodovechs Königin werden und ihn — für mich! — beherrschen. Denn sie ist ebenso klug, wie fromm, wie schön. Und das will viel sagen, nicht?" — „Dagegen ist ja deine Venus nichts! Wie kamst du zu dieser Göttin?" — „Ich kaufte sie." — „Wo?" — „Auf offenem Markt zu Saint-Denis: eine schuldverknechtete Angelsächsin. Als ich sie knieen sah vor der Kirchthüre, meinte ich, ein Engel Gottes, ein Seraph sei mir Sünder erschienen. Bald kamen mir minder fromme Gedanken. Ich erstand sie . . . sehr, sehr teuer." — „Gleichviel. Du Glücklicher!" Der Bischof schüttelte das kluge Haupt. „Nicht also, wie du wähnst. Schon wollte ich die Hand ausstrecken nach der süßen Frucht . . ." — „Nichts hätte mich abgehalten!" „Ja, dich!" meinte der Bruder ziem-

lich verächtlich, „aber mich durchzuckte rechtzeitig der Gedanke: das ist die Gesuchte! Das ist die richtige Königin von Neuster und Burgund. Führ' ich sie — nicht als meine Buhle! — führ' ich diese Jungfrau dem schwachen König zu, so ist er in meinen Händen für immerdar." — „Und so hast du sie . . .?" — „Vom Marktplatz weg, ungeküßt und unberührt, — ich glaub' auch, . . . sie ist maßlos fromm und übertrieben keusch, . . . sie hätte sich in die Seine gestürzt nach der ersten Umarmung! in das Nonnenkloster der heiligen Genoveva zu Paris gebracht. Dort malte ich in Gegenwart der Äbtissin ihr Bild. Das soll der König sehen. Dann . . ." — „Dann ist er ihr Eigen." — „Und mein Eigen." „Bruder," rief Gairin aufspringend, „du bist ein Meister! Ein Zauberer! Alle Menschen übermeisterst du. Sag', was ist das letzte Geheimnis deiner Allüberlegenheit?"

„Kann dir's wohl vertrauen," schmunzelte der Bischof, „denn du kannst es mir nicht nachmachen. Mein Geheimnis ist: — die alleräußerste Menschenverachtung." — „Leodegar!" — „Jawohl! Ich habe nicht umsonst Beichte gehört von Männern und Weibern so viele Jahre lang. Da lernt man sie — beide! — kennen und — beide! — verachten. Elende Selbstsucht ist aller Herzen Kern. Fasse sie an ihrer Lieblingsschwäche: — Eitelkeit, Goldgier, Wollust — Herrschsucht — und du beherrschest sie so sicher wie den Käfer, den du am Faden schwirren läßt. Aber zu dieser Verachtung muß ein anderes kommen." — „Nun?" — „Die äußerste Selbstsucht. Alle folgen diesem Trieb: so thu' auch du: aber nicht im kleinen: — im großen. Kein Mittel darfst du scheuen für deinen Zweck: kein gutes und kein — anderes." — „Und das Gewissen?"

„Mein's schweigt, seit Gott zuließ, daß ich ein Krüppel ward," sprach Leodegar ingrimmig mit zornfunkelnden

Augen. „Nun soll Gott die Folgen tragen. Er ist der Thäter meiner Thaten.“ „Das ist Gotteslästerung,“ rief Gairin erschrocken aufspringend. „Und die Hölle?“ Nun erhob sich auch Leodegar langsam vom Stuhle: „Die Hölle?“ Jetzt nahm das stechende Auge den schärfsten Ausdruck an: er preßte die schmalen Lippen entschlossen zusammen und furchte die Stirn, daß es schmerzte. „Die Hölle? Ja, Ebroin glaubt nicht daran: er glaubt, mit dem Tod ist alles aus.“ — „Aber du? Der Priester? Der Bischof. Du . . .“ — „Ich glaube an die Hölle, leider! Aber ich glaube — nein, ich weiß, ich will's glauben!“ — rief er mit leisem Erschauern — „man kann die Höllenstrafen ablösen durch Geschenke an die Heiligen. Das — dieser Glaube — ist der Anker, an den ich das Schiff meines Lebens gefestigt habe. Wehe mir, wenn er mir abrisse . . . Ich müßte verzweifeln.“ Er bebte leise, er erbleichte. Dann nach geraumer Weile, fuhr er fort: „Nun aber komm — die Gäste harren — zur Tafel!“

XI.

Alsbald ging durch die Reiche Neuster und Burgund die erfreuende Kunde, König Chlodovech werde sich mit einer überaus schönen und fast noch mehr frommen Jungfrau vermählen, die bisher in einem Kloster zu Paris als Laienschwester gelebt habe.

Erfreuend war die Nachricht, weil man hoffte, eine schöne Gattin werde den tiefgesunkenen, schon als Knabe arg verderbten Jüngling von jenen Ausschweifungen abhalten, die bereits in manches Haus seines Reiches Schmach und Unheil gebracht hatten.

Der Tag der Vermählung war gekommen.

Am frühen Morgen schon begab sich der Bischof von Autun mit großem Gefolge in das einsam in einer Vorstadt auf dem linken Seine-Ufer belegene Kloster.

Er staunte, die kostbaren Königsgewande, die der Bräutigam und er selbst der Braut für den Zug durch die Straßen, für die Trauung und das darauffolgende Hochzeitmahl als Geschenk gesandt hatte, sämtlich in dem Vorsaal zusammengepackt zu finden. „Aber!“ fuhr er die greise Äbtissin an, die ihn ehrdienig an der Pforte begrüßt hatte. „Was ist das? Ist die Königin noch nicht angekleidet für das Fest. Es ist hohe Zeit!“ „Hochehrwürdiger Herr Bischof,“ erwiderte die fromme Frau, „die Jungfrau weigert sich, diese Prunkgewande anzulegen. Sie hat befohlen, sie alle zusammen zu Gunsten der Armen, zum Loskauf von Unfreien, von Schuldgefangenen, zu verwenden.“ „Unsinn!“ rief Leodegar stirnrunzelnd. „Ich will ihr . . .! Führe mich sofort zu ihr.“

Er fand sie in ihrer schmalen Zelle in brünstigem Gebet auf den Knieen vor dem Wandmosaik, das in ungefügen Zügen das dornenbekrönte, blutüberströmte Antlitz Christi darstellte; sie trug das Gewand der „Religiosen“: ein weißes Unterkleid, einen grauen Schleier, einen schwarzen Mantel, mit dem sie bei dem Eintritt hier ihre dürftigen Lumpen vertauscht hatte.

Sie erhob sich nun, sie wandte sich ihm zu: — Thränen glitten über ihre bleichen Wangen.

„Ah, ist das Weib schön!“ sprach er zu sich. „Und diesem vertierten König, noch halb Knabe und schon Greis, sie in die Arme geben, — es ist, fürcht' ich, meine aller-, allerschwerste Sünde. Bah, auch sie, auch dies Geschöpf ist nur ein Mittel zum heiligen Zweck. — Was soll das, Kind?“ begann er nun, halb mildväterlich, halb verweisend.

„Du verschmähest die Gaben deines königlichen Herrn? Von meinen bescheidenen zu schweigen!" — „Ich danke ihm und dir. Doch einer Magd des höchsten Herrn, die ich sein und bleiben will mein Leben lang, ziemt solche Hoffart nicht. Nie, bis ich sterbe, trag' ich anderes Gewand als dieses. Ich hab's gelobt." „Das geht nicht," zürnte Leodegar. „Von dem Gelübde entbind' ich dich." „Wer entbindet die Seele, die nicht entbunden sein will?" Und so entschlossen sahen nun die sanften blauen Augen auf ihn, daß er stutzte. „Sollte dieses schwache Rohr mir widerstehen wollen?" dachte er. „Das wäre . . .! Übrigens . . . es wird stark wirken: auf den König, auf alle. Sie tritt gleich in den Glanz einer Heiligen: — dieser Glanz wird auch auf mich fallen. — — So sei es denn!" sprach er. — „Aber nun, mein Kind, bald meine Königin, wiederhole ich dir: vergiß nie, was alles du mir zu danken hast." „Ich werd' es nie vergessen!" sprach sie feierlich, griff nach seiner Hand und küßte sie. „Das darfst du nie mehr thun," rief er, die Hand zurückzuckend. „Warum nicht?"

„Weil . . . weil du nun bald meine Gebieterin! — Du warst meine Leibeigene, ich habe dich beschützt, Leib und Seele, vor Entweihung . . ." „Das nun zwar nicht," entgegnete sie ruhig. „Wie so? Du weißt nicht, was dir drohte, was ein anderer Käufer als ich . . ." „Ich weiß alles. Bevor wir auseinandergerissen wurden, hat mein Vater mich und Gunthild, die Schwester, gewarnt vor . . . Gewalt. Und ich versprach ihm, — und noch heiliger mir selbst! — zu sterben, eh' ich Gewalt erführe. Sieh her," und aus dem dichten Gewoge ihres prachtvollen weizenblonden Haares, das im Nacken in einen mächtigen Knoten geschürzt war, zog sie eine kleine, aber sehr scharfe Klinge.

„Welche Entschlossenheit in diesem Kind, das nur beten und weinen zu können schien!“ dachte er.

„Aber ich werde dir danken, solange ich atme, daß deine Güte mir die Sünde des Selbstmords erspart und diese heiligen Räume mir erschlossen hat, in denen ich alle meine Tage zu verbringen gehofft hatte. Ich bat die Äbtissin, mir das Nonnengelübde abzunehmen. Aber du habest das streng verboten, sagte sie. Warum?“ — „Aus guten Gründen. Jedoch du, — so abgewandt der Welt, so ganz der frommen Einsamkeit ergeben, — erkläre mir, wie es kam, daß du, während du drei Tage lang, nachdem der König, von mir geführt, dich hier aufgesucht und dich, sofort entzückt, zur Gattin erkoren hatte, dich hartnäckig weigertest, allen meinen Mahnungen und Befehlen trotztest, — plötzlich am vierten Tage freiwillig selbst zu mir sandtest und mir sagen ließest, ja, du willigest ein. Wie kam das?“

Wie eine Verklärung zog es nun über das edle, bleiche Antlitz, als sie begann: „Wie das kam? Wohlan, ich will dir's sagen: du, mein Wohlthäter, sollst es erfahren, was ich keiner Seele, nicht einmal den lieben Eltern daheim im teuren Yorkshire vertraut. Die heilige Jungfrau würdigt mich zuweilen, mir im Traume zu erscheinen und mir Gebote zu erteilen.“ „Betrügerin oder Närrin?“ Diese Frage durchzuckte den seelenkundigen Beichtiger, wie er verblüfft sie anstarrte. Aber sofort, im Anblick dieser, frommste Verzückung strahlenden, gen Himmel aufgeschlagenen Augen, sagte er zu sich selbst: „Nein, hier ist keine Lüge, das ist Wahn! — Und wo und wann und wie ist das zuerst geschehen?“ — „Daheim, in dem lieben Gehöft an der schilfigen Ouse. Ich war gerade sechzehn Winter alt geworden. Da warb der Nachbarsohn um mich, Eadbert, ein wackrer, stattlicher Mann, der Wicgerefa in der Shire. Der Vater, hocherfreut, willigte ein; doch in seiner Güte fragte er

mich erst: ich sagte nicht nein. Denn ich war mit Eadbert aufgewachsen, mit dem guten: er war mir wie ein Bruder. Alles war beredet, nach drei Nächten sollte der Brautlauf gehalten, dann vom Priester der Segen über uns gesprochen werden. Da, am vierten Abend zuvor, wollte er mich — vor den Eltern — küssen: es wäre der erste Kuß gewesen. Da ergriff's mich mit Entsetzen. Das, das konnte ich nicht! Ich stieß ihn von mir, — ich schrie auf, ich lief in meine Kammer, riegelte mich ein, weinte und betete, betete wie noch nie. Und doch hatte ich von Kind auf mit Lust, mit süßer Wonne des Gebetes genossen. Bischof Angilbert selbst, der große Lehrer unseres Landes, hat mich beten gelehrt. Im Weinen und Beten schlief ich ein. Da plötzlich erwachte ich . . . aber wie erschrak ich! Ich lag nicht mehr auf meinem Bett: aufrecht stand ich, hoch aufgerichtet, vor dem engen, schmalen Fenster, durch das der Strahl des Vollmondes auf mein Antlitz fiel: und in dem weißen Mondlicht flutete auf mich zu, von einer silbernen Wolke getragen, die Gestalt der Gottesmutter, den Jesusknaben auf dem Arm: — ganz wie ich sie stundenlang in leuchtenden Farben bunter Steine in der Wand des Domes zu York bewundernd angeschaut: und sie sprach zu mir — und wunderlieblich klang ihre Stimme: — ‚Balthildis, mein Liebling, mein Schützling! Du sollst nicht dieses Mannes Gattin werden. Denn einem andern hab' ich dich bestimmt.‘ Und sie verschwand in eitel Glanz und Glorie: ich aber sank bewußtlos nieder. Aus Scham, aus Bescheidenheit — ich wollte nicht sagen, daß mir so hoher Glanz geworden! — verschwieg ich den Eltern die Offenbarung und ließ mich lieber schwer schelten um meinen Wankelmut: Eadbert verließ seinen Hof und zog in die Ferne. Es that mir weh um ihn: doch ich konnte nicht anders."

„Und ist die heilige Jungfrau dir noch sonst erschienen?“

„Einmal, als die Händler zu Dovera mich von Vater und Schwester losgerissen und allein auf das Schiff gebracht hatten. Ich war für die Nacht in meiner Koje festgebunden. Aber ich hatte beschlossen, am Morgen, sobald ich auf Deck gelangte, mich in die See zu stürzen. Da kam wieder — wieder schien der Vollmond auf mein Lager! — die Himmelskönigin herabgeschwebt auf eitel Licht und befahl mir, mein Schicksal zu tragen. Und zum drittenmal neulich, — nachdem du mich am Abend spät verlassen . . .“ „Ich entsinne mich — ich ritt gen Mitternacht nach Hause: — im Vollmondlicht,“ nickte er. „Kam die Erscheinung wieder: doch diesmal schien sie fast zu zürnen und strenger klang die holde Stimme, wie sie sprach: ‚Was sträubst du dich und weigerst dich, Balthildis? Ich sage dir: du sollst dieses Königs Gattin und Herrscherin in seinem Reiche werden. Denn viel des Guten will ich durch dich wirken und ungezählte Thränen sollst du trocknen; du sollst, die Mutter aller Armen, der Unfreien, der Gefangenen dich erbarmen: — denn du hast solcher Elend selbst gekostet. Gehorche, werde Königin, Balthildis.‘ Und ich erwachte und ich sandte dir mein Ja. Ich danke dir, Maria!“

So erschütternd war der Eindruck ihres engelschönen Antlitzes in der Verklärung schwärmerischer Verzückung tiefster Frömmigkeit, daß der weltkluge, menschenverachtende Priester lange Zeit keinen andern Gedanken als den staunender Bewunderung fand, wie sie so mit ausgebreiteten Armen und gen Himmel gerichteten Augen vor ihm stand.

Endlich raffte er sich auf: „Hm,“ dachte er jetzt, „dieser fromme Wahn im Traume kann viel, sehr viel nützen, solang ich — ich allein! — ihre wachen Vorstellungen leite. Aber kehrt sich dieser Glaube einmal gegen mich, — zu

brechen ist er nicht. Dann fort mit der Heiligen, wohin die Heiligen gehören: — in das Kloster: — wenn nicht gleich gar in den Himmel. — Ich staune, Herrin, über solcher Wunder Gnade. Ja wahrlich, du bist von Gott zu meiner Königin bestimmt. Ich huldige dir."

Und er sank vor ihr auf beide Kniee und küßte den Saum ihres rauhen Gewandes.

XII.

Der glänzende Zug, der das Brautpaar zur Trauung in die Basilika des Apostels Johannes geleitete, sollte sich von dem Palatium aus in Bewegung setzen.

Schon am frühen Morgen des nebeldunstigen Wintertages — die Krähen bäumten scheltend auf den bereiften Ulmen an der Seine auf — scharten sich die Diener in dem geräumigen Hofe, die Vorbereitungen zu treffen: Teppiche wurden auf die Steinstufen des Aufstiegs gespreitet, bunte Decken über die Brüstungen der byzantinisch-romanischen Rundbogen der Galerien gelegt, die man dem alten Cäsarenbau eingefügt hatte; in den Ställen wieherten die Rosse, die für den Tag ihren festlichsten Schmuck angelegt erhielten.

Dem Mariskalk Ebroin war die Mutter behilflich, die Waffenrüstung anzulegen: — mit emsigen Händen mühte sich die Schwachsichtige. „Wie gut läßt dir die glänzende Brünne, mein Kind, und auf dem lockigen Haar der stolze Helm mit dem goldenen Eber. Mein Bub wird wohl der schönste sein unter all' den Hunderten im Zuge. Aber deine Mienen passen nicht zu Fest und Freude. Noch

immer ....?" — „Noch immer! Und solang ich atmen werde! Keine Möglichkeit, die Spur der Verschwundenen aufzufinden. Sobald ich das Krankenzimmer verlassen konnte ...." „Ja, lange bevor der Arzt es erlaubt hatte," klagte Frau Leutrud. — „Flog ich nach Autun, den Priester Leodegar zu fragen, was er mit der Jungfrau angefangen habe? Umsonst! Er war nicht in seiner Stadt, er bereiste den Sprengel als Visitator. Man wußte mir nicht zu sagen, wo er weile. Und in Autun noch traf mich der Befehl, schleunigst den Heerbann meiner Grafschaft an die Gotengrenze zu führen, räuberische Einfälle abzuwehren. Erst gestern kam ich hierher zurück. Aber heute, heute wird er mir nicht entgehen, der Herr Bischof von Autun. Er hat ja — in Vertretung des alten Bischofs von Paris — das Königspaar zu trauen. Am Altare — vor dem ganzen Hof! — will ich ihn fragen, zur Rede stellen. Und Vanning? Ich hatte dich gebeten, nach seinem Verbleib zu forschen .....?" Die Mutter schüttelte den Kopf: „Nichts konnte ich erfragen! Auch seine alten Eltern wissen nichts von ihm. Seitdem er mich hierher in dies Gemach geleitet, hat ihn kein Auge mehr gesehen. Wie lang ist das schon! Sprich, liebes Kind, willst du mich noch nicht bald wieder in meine Einsamkeit entlassen, auf unser Gütlein bei Poitiers?" Zärtlich umarmte er die alte Frau: „Nein, Mütterlein, du bleibst fortab bei mir. Gönne mir doch das einzige, was meinem Herzen wohl thut. Feinde ringsum oder doch Selbstlinge oder Gleichgültige: laß mich doch in diese schönen, treuen, so oft schmerzenden Augen schauen. Das thut mir wohl tief in der Seele. Aber nun, bitte, gieb mir den Mantel, den neuen, den blauen, aus der Truhe. Ich muß hinunter. Muß nachsehn, ob die Rosse des Brautpaars richtig aufgezäumt sind."

„Ah ja, du hast ja auch die Braut in den Sattel zu heben. Sie soll wunderschön sein. Nun, ich sehe ja alles deutlich von diesem Fensterbogen aus: — gerade unter mir.“

XIII.

Alsbald schmetterten die Hörner der Palastwache im Innern des Gebäudes: auf flogen die schweren, mit Bronze beschlagenen Doppelthüren des Eingangs und der Festzug setzte sich in Bewegung.

Aber der Himmel schien keine Freude an dem Anblick zu haben: die Sonne, die ein wenig durchgedrungen war, trat gerade jetzt hinter finsteres Gewölk: so ward es unheimlich düster und dicht, immer dichter fielen große Schneeflocken geräuschlos durch die völlig windstille dichte Nebelluft senkrecht auf die Häupter der Menschen, als wollten sie ein weißes Leichentuch über alles breiten. Abermals schalten, von den Bäumen schwerfällig abfliegend, die grauen Nebelkrähen, aufgescheucht von dem nun sich bewegenden Zuge.

Voran schritten zwölf Hornbläser, ihnen folgten die Hofknaben, schon eine ganz späte Reihe nach Ebroin und dessen Genossen. Hinter ihnen kam der Archicapellanus, gefolgt von den Geistlichen der palatinischen Capella, ein hohes Kreuz ward ihm vorangetragen: Knaben in weißen Gewändern umgaben ihn, sie schwangen an goldenen Ketten durchbrochene Silberkugeln, gefüllt mit stark, ja allzustark duftendem Weihrauch. Andere trugen brennende Wachsfackeln, die aber der Schneefall häufig verlöschte.

Nun riefen Trompeten: und es schritten die Stufen hinab die ersten Beamten des Hofes — und zugleich des

Reichs: — der Mundschenk, der Truchseß, der Kämmerer, der Marisskalk, der Seniskalk — wenig freundliche Blicke tauschten diese beiden — der Pfalzgraf, der Thesaurarius (der Schatzwalt), der Siegelbewahrer — Referendarius genannt —, der Leibarzt, der Oberjägermeister, der Oberfalkenwart, dann die zahlreichen Domestici und Palatine, die ohne besonderes Amt den Hof erfüllten; es schlossen sich an die Spatharii, die erlesenen Leibwächter des Königs, mit gezückten Schwertern.

Nach einem weiten Zwischenraum glitten in kleinen Schritten die Jungfrauen und Dienerinnen der Königin zierlich über die Teppiche der Marmorstufen hin, Töchter der vornehmsten Adelsgeschlechter, reichsten Schmuck von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber auf ihren hellfarbigen Gewanden wohlgefällig zur Schau tragend. Desto auffälliger stach von all' dem Glanz ab die Erscheinung der Braut in ihrer schwarz-weiß-grauen Nonnenkleidung.

Tausend Augen waren auf sie gerichtet: aber ihr Antlitz war hinter dem dichten Schleier nicht zu erkennen. Langsam, zögernd, zagend kam sie gegangen, an der linken Hand des Königs, dessen schlaffe, fahle Züge nichts mehr zeigten von der männlichen Schönheit, die das Geschlecht der Merowingen von des ersten Chlodovech Vater an bis herab zu Dagobert ausgezeichnet hatte: matt, lebenssatt sahen diese glanzlosen Augen in die Welt, nur mit Anstrengung hob er die müden, geröteten Lider; der halb geöffnete Mund ließ die Unterlippe hangen, spärlich sproßte der Bart auf dem schwachen Kinn, der goldene Reif, den er statt einer Krone trug, schwankte auf der flachen Stirn: denn auch jeder Schritt des greisen Jünglings schwankte, wie er sich, die Rechte ängstlich auf das Geländer gestützt, die Stufen hinabtastete. Zwei Hofknaben trugen ihm den langen, mit goldenen Bienen übersäten Purpurmantel,

unter dessen Last die schmalen, eingesunkenen Schultern zu erliegen schienen.

Eine Schar von Lanzenträgern schloß den Zug, der sich, je zwei gegenüberstehend, rechts und links von der Treppe durch den Hof hin und bis zur Hofthüre hinaus aufgestellt hatte, abwartend, bis der König und die Königin an dieser Thür die Rosse bestiegen: denn nur das Brautpaar durfte beritten der Basilika nahen.

Nicht ohne Mühe hob Ebroin, von zwei Stratores — Stallmeistern — unterstützt, den zagen Jüngling — er trat auf den Nacken eines Unfreien — in den reich vergoldeten Sattel, dem man vorn und hinten einen so hohen Wulst aufgesetzt hatte, daß der Reiter — wie von einer Zange gehalten — unmöglich fallen konnte. Die Stratores schoben nun die goldenen Sandalen des Reiters in die beiden schaufelbreiten, silbernen Steigbügel, der Kämmerer gab dem so glücklich beritten Gemachten den langen, weißen Königsstab mit der goldenen Kugel am oberen Ende in die Rechte, während die Linke den handbreiten mit Edelsteinen besetzten Zügel von feinstem Leder lässig und schlaff auf den vergoldeten Sattelknauf fallen ließ: der lammfromme Falbe ward links und rechts am Gebiß von den beiden Stratores in langsamstem Schritte geführt, den man dem klugen Tier beigebracht hatte; jetzt strich und glättete der Oberkleiderwart, der Vestiarius, das lange, aber schon gar spärlich dünn gewordene flachsgelbweiße Königshaar über den goldgesäumten Kragen des Mantels sorgfältig zurecht, daß alle Leute das altehrwürdige Abzeichen merowingischen Königtums wahrnehmen konnten: — der letzte Rest alter Ehrenherrlichkeit!

Nun wandte sich Ebroin der Königin zu.

Er selbst führte ihr den weißen Zelter vor, der mit rotem Leder aufgezäumt war: Mähne und Schweif durch-

flochten rote Bänder und kleine Glöcklein von silberhellem Ton waren an dem Halse des edeln Tieres angebracht. Er kniete neben dem Rosse nieder, ihr beide Hände hinhaltend, den Fuß daraufzusetzen und sich so in den Sattel zu schwingen, während zwei ihrer Jungfrauen rechts und links die Bügel hielten: denn damals saßen auch die Frauen rittlings zu Roß.

Bei dem Versuch, den Fuß auf Ebroins Hände zu stellen, verwickelte sich der Schuh in den langen, dichten Schleier: sie schlug ihn zurück und sah nun, zum Danke sich huldvoll neigend, herab zu ihrem Mariskalk.

Aber laut stöhnend sank der auf sein Antlitz: oben in einem der Rundbogen ertönte ein leiser Schrei . . . .

Stöhnen und Schrei verhallten ungehört: denn laut schmetternd setzten jetzt wieder die Trompeten ein: das Brautpaar ritt durch das Thor auf die Straße.

Drittes Buch.

I.

Mehrere Jahre später zog an einem Sommermorgen eine kleine Reiterschar langsam einen steilen Bergeshang der Vogesen hinan.

Die Männer hatten in der königlichen Villa Vineola übernachtet, die, dem neustrischen König gehörig, als Einsprengsel auf austrasischem Boden lag und der Villicus hatte sich erboten, sie einen stark abkürzenden, aber, weil vielfach verwachsen, schwer zu findenden Gebirgsweg auf die alte Römerstraße von Straßburg nach Troyes zu führen. Als sie in der einsamsten Waldestiefe angelangt waren, sah der Wegweiser zu dem Führer der Schar, neben dessen Rappen er dahinschritt, hinauf, und sprach: „Herr Majordomus, schau einmal da hinan, auf jenen Bergeskegel zur Rechten: siehst du nichts?“ „Jawohl,“ entgegnete der Befragte. „Ich sehe dort schon geraume Zeit eine schmale Rauchsäule aufsteigen. Aus der wildesten Wildnis! Wohnt jemand in jener Einsamkeit?“ — „Ein Einsiedler. Ein wunderbarer Mann! Gar nicht wie sonst wohl die Priester. Ich glaub', er ist gar keiner, eher ein Kriegsmann. Dort oben hausten früher die Wölfe des Wasgenwalds in Rudeln: er hat sie in seiner Umgebung fast ausgerottet. Ohne Waffe mit einem dicken Knüttel,

bringt er in ihr Lagergesteck, in das dichteste Dornicht, wo hinein unsere schärfsten Hunde nicht schlüpfen und erschlägt sie, die Mutter und die Welpe. Und dann betet er wieder stundenlang auf den Knieen. Hab' ihn oft beten hören! Seltsam, er betet auch oft für einen Mann, der ebenso heißt wie du, Herr Majordomus."

„Ebroin?" fragte der und hielt das Roß an.

„Ja. Aber du kannst ja nicht gemeint sein."

„Weshalb nicht." — „Ei, der Wirrkopf — er ist, mein' ich, nicht recht bei Kopfstand! — seufzt dann von Raub, von verfluchtem Gold! Von Blutschuld, welche die Heiligen vergeben sollen." Ebroin sprang vom Pferd und übergab es einem Gefolgen. „Rasch, Villicus, führe mich zu dem Einsiedler."

Nach geraumer Zeit angestrengten Steigens, wobei Ebroin zuweilen mit dem Schwert das dichtwuchernde Dorngestrüpp aus dem Pfad hauen mußte, oft auf den Speer wie auf einen Bergstock sich stützte, gelangten sie an ein wildes, zerrissenes Felsgeklüft, in dem sich plötzlich eine Höhle aufthat; daneben qualmte ein eben verlöschendes Feuer, von dürrem Reisig und trockenen Blättern genährt; oben, auf der Überwölbung durch den Fels, ragte ein kunstlos geschnitztes Holzkreuz.

„Wir sind zur Stelle," sprach der Villicus; „aber die Höhle ist leer; der Klausner ist nicht darin. Und doch hat er hier vor kurzem sein Frühmahl gehalten: sieh, da liegen die Reste: geröstete Eicheln. Gewiß hat er uns heraufsteigen sehen: — dann versteckt er sich meist. Denn er meidet die Menschen." — „Warum? Lebt ihr in Feindschaft?" — „O nein! Ist er doch der Wohlthäter all' der Höfe hier. Er hat ja, ich sagte es, die Wölfe ausgerottet, die unsere Herden rissen. Wir tragen ihm reiche Dankesschuld." — „Wißt ihr, wie er heißt — oder

hieß — in der Welt?" „Nein. Er nennt sich nur den Sünder. Sünder," rief er nun laut, „bist du hier versteckt? Komm hervor! Hier ist ein gar vornehmer Herr, der will dich sprechen."

Aber alles blieb still. Nur ein Rotkehlchen flog, verscheucht, aus einem dichten Hollunderbusch, der leise schwankte.

„Nun," sprach Ebroin, „vielleicht kommt er — wie die Elben — ruft man ihn beim wahren Namen. Vanning, Freund Vanning, komm! Ich bin's, der dich ruft: — dein Ebroin!"

Da that sich jener Busch auseinander und auf die beiden zu schritt eine seltsame Gestalt.

Barhäuptig, wie barfüßig, das Gesicht von einem wirren Gewoge lange Jahre hindurch nicht mehr geschnittenen, struppigen, braunen Haars und nicht mehr geschorenen Bartes umwogt, die Farbe der Stirn, der Wangen tief gebräunt von der Sonne, die Haut verwittert in Sturm und Regen und Schnee, das einzige Gewand ein Mantel, aus lauter Wolfsfellen zusammengesteckt mit langen Dornen, in der Rechten ein gewaltiger Stock, vielmehr ein junger Eichenstamm: — so schritt der Hochragende auf die Besucher zu; er stutzte, wie er Ebroins näher ansichtig ward und blieb stehen.

„Vanning, treue Seele! Mein armer Kerl!" rief Ebroin, ließ den Speer fallen, sprang auf ihn zu und umarmte ihn herzlich. „Ebroin! — Laß, laß mich! Berühre nicht den Sünder — du weißt . . . ." — „Daß ich schuldig bin an allem — auch an dem, was ich hier — mit Schauder! — sehe. Ach, Villicus, hab' großen Dank, daß du mich hierher geführt. Da! Nimm!" — „Wie, Herr Majordomus" — da fuhr Vanning erstaunt zurück — „ein Goldsolidus? Du hast dich vergriffen." — „Nein, nein. Dieser Gang ist mir viele tausend Solidi

wert. Geh nun, sage den Meinen, sie sollen da unten sich lagern und auf mich warten. Ich habe mit diesem Einsiedler zu reden.

II.

Und lange sollte sie währen, die Unterredung der beiden Freunde, wie sie traulich — aneinander geschmiegt, Schulter an Schulter, wie dereinst als Hofknaben — auf dem grünen Rasen nebeneinander saßen. Ebroin hatte den rechten Arm um den Nacken des Wiedergefundenen geschlungen, der allmählich seine Scheu und Zurückhaltung überwand und immer offener und fließender erzählte.

Der Morgentau glitzerte und glänzte auf den bunten Blumen der Waldwiese, lichte, weiße Sommerwolken zogen langsam an dem tiefblauen Himmel hin, der schmale Felsquell rieselte mit leisem Murmeln von dem braunen Sandstein des Felshangs herab in das dunkelgrüne Waldmoos; das Rotkehlchen, neugierig und zutraulich wie sie sind, hüpfte nah und näher heran, das Köpflein seitwärts wendend, und aus der niederern Schicht des Gehölzes drang flötend der metallische Ruf der Walddrossel empor.

„Aber welcher Einfall! Welcher Wahn, lieber Herzensbruder!“ begann nun Ebroin, ihn noch näher an sich ziehend. „Deine Worte, deine Geschicke, deine Leiden sind ja wahre Keulenschläge auf mein Gewissen, auf mein allein schuldig Haupt. Ich, ich habe dich ja angestiftet oder mit fortgerissen! Um meinetwillen nur, für meine heiße Leidenschaft hast du ja gethan, was du gethan. Mein Leben zu retten hast du jenen Mann erschlagen. Nicht für dich hast

du das Geld geraubt ...." — „Da sei Gott vor! Und ich hab' es nicht behalten! Sobald ich dich auf dein Lager gebracht hatte, lief ich mit dem Sack auf die Seinebrücke und warf ihn ins Wasser. War auch thöricht. Hätte das Geld den Heiligen schenken sollen. So belehrte mich denn auch scharf der Priester, zu dem ich von der Brücke hinweg eilte, zu berichten. Deinen Namen: — er wollte den meines Verführers durchaus wissen ...."

„Natürlich!" grollte Ebroin.

„Nannte ich nicht: denn der that doch nichts zur Sache, nicht? Zur Strafe aber für meine Halsstarrigkeit verweigerte er mir die Freisprechung und legte mir — unter furchtbaren Verwünschungen — die Pflicht auf, meinen Anstifter dem Palastgericht anzugeben. Das konnt' ich nicht!" — „Mein Vanning!" — „Statt dessen legte ich mir selbst die Buße auf, die ich nun all' diese Jahre lang getragen. Die Eltern, den Hof, den Waffendienst floh ich, in diese Einsamkeit verzog ich mich, den Tod durch die wilden Tiere sucht' ich und das Beten zu den Heiligen um Vergebung unterbrach ich nur mit der Austilgung der Wölfe, die der armen Leute einzige Habe — die Schafherden — reißen. — Aber nun erzähle du weiter. Du hast mir berichtet von jener grausamen Überraschung, da du in der Braut des elenden Chlodovech die Geliebte erkanntest. Nun bist du Majordomus, der mächtigste Mann im Reiche! Wie kam das alles?"

Tief erseufzte Ebroin, bevor er begann. „Das kam unter bittern Schmerzen! Dem Königspaar sagte der Arzt, der mich aufhob, die Ohnmacht sei ein Rückfall in meine Gehirnkrankheit gewesen. Die wunde Seele geheilt hat mir aber kein Arzt, sondern die gute Mutter." „Ja, sie ist gut," sprach Vanning. „Ich habe sie ja tagelang begleitet." — „Sie beschwichtete mich in meiner Verzweiflung

über das Geschick des heißgeliebten Weibes. Sie lehrte mich, den eigenen Wunsch niederkämpfen in dem harten Dienst für das Reich, dessen Krone ja die Geliebte trägt. Die Königin hatte mich erkannt, wie sie den Schleier aufschlug: dankbar gedachte sie, wie ich sie hatte loskaufen und freilassen wollen: — ach, von dem Gefühl, das diese scheinbare Menschenliebe erweckt hatte, ahnte sie ja nichts. Und niemals darf sie's ahnen: sonst verbannt mich die Heilige — denn das ist sie: — sofort aus ihrer Nähe. Sie besuchte schon am folgenden Tage die Mutter, nachdem sie erfahren, daß ich in deren Pflege lag. Und siehe, von Stund' an, im ersten Gespräch fanden sich diese beiden Seelen, einander so ähnlich an Frömmigkeit und Herzensgüte, in innigster Freundschaft: meine Mutter ward ihre Mutter, ihre Beraterin, ihre Trösterin in gar mancher schweren Stunde. Und als die unermüdlich wohlthätige Beschenkerin der Kirchen das Kloster Chelles gegründet hatte, bestellte sie alsbald meine Mutter, ihre Freundin, zur ersten Äbtissin: sie selbst will ja ihre Tage als Nonne in jenen stillen Räumen beschließen: mit Mühe nur halt' ich sie davon ab. Ach, es ist ihr nicht zu verargen, ist ihr die Welt — diese Welt, in der sie leben muß! — verleidet. Zwar hat sie, nachdem sie drei Söhne geboren: Chlothachar, Childerich und Theuderich, von dem übeln Gemahl, der so böse wie siech war, der Tod erlöst, und es gelang mir, den sie als ihr und dem Frankenreiche treu ergeben erkannt und zum Majordomus erhoben hatte, die Großen von Neuster und Burgund zu bewegen, ihr die Regentschaft für ihren unmündigen Knaben Chlothachar, und als dieser bald starb, für den zweiten, Childerich, zu übertragen, die ich ihr nach Kräften führen helfe und erleichtere. Aber doch! Welch' Leben für eine Heilige, deren Seele mehr im Himmel schwebt als auf Erden weilt, welche

Aufgabe für ein edles, argloses, vertrausames Weib, in dem bösartigen Getriebe der geistlichen und der weltlichen Großen an diesem durch und durch verfaulten Hof, — Pippin hat recht! — in diesem Wirrsal von Ränken, von jeder Art der Selbstsucht die Leiterin, Mäßigerin, Richterin bleiben zu sollen! Ja wahrlich, die geistlichen Großen — scharf seh' ich ihnen auf die geschmeidigen Finger, und sie vergelten's mit gründlichem Haß! — treiben's zuweilen noch ärger als die weltlichen. Was meinst du, was mich hierher — ins austrasische Elsaß — geführt hat? Eben hab' ich in Straßburg dem Bischof Rothar eine königliche Villa abgenommen, die er auf Grund einer gefälschten Schenkungsurkunde weiland König Childiberts an sich gerissen hatte. Und kurz vorher hab' ich den bitterbösen Bischof Sigibrand von Lyon — er steht in dringendem Verdacht des Hochverrats! — abgesetzt, ohne Konzil oder Pfalzgericht. Die Heilige wird schelten! Aber es mußte sein. Ich darf sagen: ohne diese meine feste und treue Faust hätte sie die Zügel längst aus der Hand verloren und die Geduld aus der Seele, hätte sie längst das Palatium mit der Klosterzelle vertauscht!"

„Aber," fragte Vanning mit einem tiefen Blick in des Freundes Augen, „warum — du liebst sie ja immer noch . .?" — „Bis ans Ende." — „Warum legst du nicht die zarte Hand der Witwe in diese deine starke — — als ihr Gemahl?" Ebroin sprang auf. „Sie liebt mich ja nicht!" rief er, mit der Hand unter den Helm an die Stirne fahrend. „Sie ist mir dankbar, ja ergeben in treuer Freundschaft. Aber sie liebt mich nicht." — „Nun, den Merowing hat sie doch sicher nicht geliebt." — „Nein. Aber, aber" — und hier furchte er grimmig die Brauen und seine Augen sprühten Blitze tödlichen Hasses — „die Mutter meint . . . ." Er stockte. „In zartester An-

deutung habe die Heilige ihr einmal verraten, daß sie einen andern . .! Ah, errat' ich den je, bei meinem Schwert, nicht atmen, nicht eine Stunde mehr leben soll der Mann, der in dem Herzen herrscht, um das ich mich verzehre. Ich schwöre, er soll nicht leben." „Ebroin!" schalt der Einsiedler und zog ihm die erhobene Faust herab. „Das war ein sündiger Eid, er gilt nicht." — „Ich werd' ihn halten: — eifriger als alle andern. Indes, ich glaube fest, die Mutter hat sich getäuscht: die Heilige **kann** gar nicht lieben! Jedenfalls erfüllen sie ganz andere Gedanken: mütterliche Sorgen! Hatte sie sich doch entschließen müssen, sich von ihrem zweiten Knaben, Childerich, zu trennen: die Austrasier — Pippin vor allen — hatten ihn sich zum Sonderkönig erbeten . . . ." — „Ja, war der Thron zu Metz erledigt?" — „Durch ein Verbrechen! Den Erben des verstorbenen Königs Sigibert, einen zarten Knaben, Dagobert, haben ehrgeizige Männer beseitigt, ermordet oder außer Landes geschafft, vielleicht in ein Kloster, wer weiß, wohin? Seither zerreißen wilde Parteiungen das Land! Pippin erbat sich, endlich Ruhe zu schaffen, einen Merowing: ich selber riet der Widerstrebenden, ihren Sohn zu entsenden: dadurch faßt sie — und hinter ihr stehend fasse ich! — Fuß im Ostreich, das ich heranzwingen muß — so oder so. Sie brachte auch dies Opfer dem Reich, mir vertrauend und folgend. Nun, nach Chlothachars Tod hat der Knabe Childerich seinen Sitz nach Paris verlegt, Neustrien und — dem Namen nach — Austrien beherrschend: in Wahrheit aber waltet in Metz Pippin!" — „Du jedoch herrschest also, scheint es, im Palatium zu Paris. Sag' aber: du sprachst von Ränken am Hof, von ehrgeizigen Bischöfen: — da muß ich doch vor allem fragen: und Leodegar, dein Freund, der falsche Fuchs?" „Dein alter Haß!" lächelte Ebroin. „Dem haben wir

unrecht gethan: — oh ich hätte ihn mit Wollust erschlagen damals auf dem Markt zu Saint-Denis! Aber er hat sich völlig gereinigt: nicht aus Leidenschaft hat er die Schöne gekauft — und dürfte ich ihn darum schelten? — Er hatte sie ja wochenlang in seiner Gewalt! Nein, um durch dieses wunderbare Geschöpf den Wüstling zu bessern: also ein frommes und ein sittliches Werk zu thun. Ihm verdankt das Reich diese engelgleiche Königin."

Ungläubig schüttelte Vanning den zottigen Kopf: „Und was . . . was sagt er zu deinem raschen Aufstieg? Herr Majordomus, jetzt hast du den Bischof von Autun hoch überholt! Er gönnt dir's, er verzeiht dir's nie!" — „Doch! Er war der erste, der mir Glück wünschte." — „Der Heuchler! Er konnte es nicht hindern: also war's das Klügste." — „Und er wußte, daß wir wenigstens Ein gemeinsames Ziel haben: die Unterwerfung Austrasiens — das heißt in Wahrheit Pippins — unter den Herrscher zu Paris." — „Dieser Herrscher bist aber du, nicht er. Und das erträgt er?" — „Ich gönne ihm weiten Spielraum, ich lasse ihn gewähren in allem, was ich nicht für schädlich halte. Er lebt mehr im Palast der Königin, als zu Autun. Er beherrscht das ganze Kirchenwesen im Reich! Freilich, zwei Dinge sind's, um die wir noch in scharfen Streit kommen können: er will die Kirche, die schon unmäßig reiche und mächtige, zur Vollherrschaft erheben, und er wird scharf bekämpfen, was ich, wie er weiß, plane: die Rettung der Kleinen aus dem Druck der Großen. Diese Kämpfe drohen: — vielleicht schon bald! Und deshalb, Vanning, treuer, tapferer Vanning, darfst du mir nicht Einsiedler bleiben in dem wilden Wasgenwald. Du hast wahrlich genug gebüßt: — für fremde, für meine Schuld. ‚Die beste Buße ist das Bessermachen', lehrte mich die alte Mutter: damit hat sie meine Verzweiflung geheilt: damit

wird sie auch dich wieder erheben zur gesunden Mannheit.“ „Die beste Buße ist das Bessermachen,“ wiederholte Vanning sinnend. „Ja! Der Einsiedler hat keine Tugend! Tugend ist ein Verhalten zu anderen Menschen, nicht zu Gott. Ich weiß dir ein besser Tagewerk, als Wölfe schlagen. Auch am Hofe zu Paris giebt's Wölfe und Füchse. Sage, Freund, glaubst du daß es dem Frankenreich zum Heile ist, daß ich und nicht Hektor oder Gairin herrschen am Hofe jener Heiligen?“ — „Gewiß!“ — „Nun, dann hilf mir dazu, daß ich herrschend bleibe. Unzählig sind meine Neider, meine Feinde, sie trachten mir nach der Ehre, nach dem Leben. Komm mit mir, Vanning, mein Bruder, hilf mir! Schütze mich, — du hast's einmal versprochen! — mein bester Schild, vor diesen Pfeilen. Willst du?“

„Ich will, mein Ebroin, ich will. Du erlösest mich aus dumpfem Wahn! Ich folge dir.“ Und schluchzend warf sich der Treue an seine Brust.

III.

Großes Aufsehen erregte am Hofe zu Paris das plötzliche Wiederauftauchen Vannings, der über die Gründe seines Verschwindens und seine seitherigen Geschicke jede Auskunft verweigerte: die zahlreichen Feinde Ebroins sahen diesem ungern einen so treuen Helfer erstehen.

Daß er alsbald das wichtige Amt des Thesaurarius erhielt, verschärfte den Haß durch Neid. Vanning hatte vor dieser Auszeichnung gewarnt, aber Ebroin, in dessen von Liebe nicht befriedigter Seele mit den reifenden Jahren

eine gewisse Kampflust, ja eine Freude am Haß, unheimlich überhandnahm, hatte mit grimmigem Lachen gerufen: „Mögen sie mich doch noch mehr hassen, aber auch noch mehr fürchten. Ich kann die schamlose Ausplünderung des Königsschatzes nicht mehr dulden. Wartet nur, ihr geschorenen und ungeschorenen Räuber! Ich will euch die Beute aus den Zähnen reißen! Kampf, Kampf auf Tod und Leben! Solange die Regentin mir vertraut, ist mir nicht bang um den Sieg."

Allein gerade hier setzten die Feinde die Hebel an, den Gewaltigen — und oft recht Gewaltthätigen — zu stürzen.

Eines Morgens ließ die Regentin ihren Majordomus in ihr Schreibgemach entbieten: ganz früh: denn zur Hora schon erhob sich die fromme Frau, die erst gegen Mitternacht ihre geistlichen Übungen zu beschließen pflegte. Kürzer und minder freundlich als gewöhnlich ruhte der Blick der sanften blauen Augen auf dem Eintretenden. „Traurige, schlimme, ja blutige Kunde erhielt ich, Majordomus. Warum erfahr' ich von solchen Dingen nicht zuerst durch dich?" — „Weil Leodegars Späher und Boten eifriger und rascher sind als die meinen." Sie ward ein wenig verwirrt: „Woher weißt du, daß er es war, der . . .?" Sie stockte. „Ist nicht eben schwer zu raten. Er hat den Zweck nicht erreicht, den er bei deiner Erhebung auf den Thron anstrebte: deine Gnade hat in weltlichen Dingen mir nicht minder Vertrauen geschenkt, als ihm in geistlichen: er aber will auch im Reich wie in der Kirche herrschen, ja durch die Kirche über das Reich. So trägt er dir eilfertig jede Nachricht zu, die mir bei dir schaden kann. Aber ich baue fest auf dich, o Königin," schloß er mit innigem Blick.

„Du darfst es, Sohn Leutrudens, meiner Freundin. Ich weiß aus ihrem Mund: du meinst es treu mit mir. Ich weiß auch, du meinst es gut — und klug! — mit

diesem Reich der Franken. Deshalb, könnte ich jemals deine Wege nicht mehr teilen: — ich ließe dir die Bahn frei und schlüge den Pfad nach dem heißersehnten Kloster ein." — „O nur das nicht, nicht . . . fort von . .!" So ungestüm war der Ausruf, so schmerzerfüllt, — die Königin sah erstaunt auf ihren Majordomus. Der faßte sich rasch: „Denn was wird aus dem Palatium, scheidest du? Du allein — wie ein Engel des Friedens — schreitest abwehrend wie über die Häupter von Drachen dahin, das Unheil beschwörend, zwischen mir und meinen Feinden: scheidest du, so brechen von beiden Seiten die Flammen hervor, die dieses Reich verbrennen können. Bleibe, Königin, o bleibe! Verlässest du mich, — ich stehe nicht ein für meinen Zorn und Haß, für blutige Thaten." — „Ach, die geschehen ja auch jetzt. Jener unselige Bischof, den du — du ganz allein! — abgesetzt und in ein Kloster gesperrt hast, — er ward hingerichtet."

„Ich weiß." — „Auf wessen Befehl?" — „Auf den meinen." — „Entsetzlich! Das Blut eines . . . ." — „Hochverräters. Ich fing einen Brief auf, in welchem er Pippin den Austrasier auffordert, von Helvetien her in Burgund einzufallen, das schwach verteidigt sei, diese Landschaft dir zu entreißen, ihn zu befreien und wieder zum Bischof zu machen. Ich befahl, ihn zu köpfen. Ebenso seinen Bruder, den edeln Grafen Sigwalt von Lyon. Mich freut, daß es so rasch geschah." — „O Ebroin . . . .! Sollte es wahr sein, wessen sie dich zeihen? Du sollst, weil selbst nicht . . . ." — „Von edler Abkunft, allen Adel hassen, ihn — und damit das Reich — verderben wollen. Glaubst du das von mir, o Königin?" Sie sah ihn nun lang und freundlich an: er erglühte unter diesem Blick. „Nein, mein Freund. Aber auch die Kirche . . . ." — „Sagt Leodegar, will ich vernichten.

Warum? Weil ich nicht alle Wunder glaube, die sie lehrt. Nein, Königin, ich will beide nicht verderben, die unentbehrlich sind: aber unschädlich will ich sie beide machen und beide wieder beugen unter die Krone."

„Schädlich, die heilige Kirche?"

„Weißt du, Königin, wie sich der Grund und Boden deines ganzen Reiches verteilt? Du schüttelst das Haupt! Wie solltest du, fromme Beterin! Ich aber sage dir: von ganz Gallien gehört der Kirche ein Viertel, dem Adel ein Viertel, der Krone ein Viertel, ein Achtel liegt öde und nur ein Achtel — hör' es, du Beschützerin der Armen! — ein Achtel nur wird von dem Pflug der Kleinen befahren." — „Ist's möglich? Aber ich glaub' es. Auch mein Vater drüben zählte ja zu diesen Kleinen, die in Not vergehn." — „Wie furchtbar die Not, der bittere Mangel die kleinen Häuser heimsucht, — das zeige dir . . . . ich habe dein keusches Ohr, du Heilige, dein mitleidig Herz bisher damit verschont: aber nun muß ich reden: die Zahl der neugeborenen Kinder nimmt erschreckend ab in deinem Reich: die darbenden Eltern lächeln nicht, sie jammern und verzweifeln und fluchen, wird ihnen Nachwuchs geboren, die Mütter töten die Kinder vor der Geburt oder sie setzen die Neugeborenen aus oder verkaufen sie wie Herdentiere in Knechtschaft . . . ." „O schweig, schweig!" seufzte die Regentin, und die blassen Wangen erbleichten noch mehr. „In Knechtschaft, sagst du? Ach dies Elend kenn' ich! Welche Frevel! Unter meinem Königstab! Und das verschulden, sagst du . . .?" — „Adel und Kirche, die planmäßig — mit Vorbedacht und Ausdauer — ich hab's erlebt an meinen Eltern! — den kleinen Mann so lange bedrücken, bis er Freiheit und Eigentum ihnen dahin giebt." — „Und giebt es keine Hilfe dawider?" — „Doch! Wenn die Frau Königin Balthildis Mut hat . . ." „Den giebt

ihr Gott der Herr und die heilige Jungfrau!“ rief die schöne Frau mit begeistertem Blick gen Himmel, der sie noch mehr verschönte. „Und mir vertraut . . . .“ „Ich vertraue dir!“ — sie ergriff seine Hand, die zuckte dabei. — „Seit heute mehr denn je. Du hast mir dein warmes Herz, dein Mitleid mit dem armen Volk gezeigt.“ — „Wohlan, so ermächtige mich, dem nächsten Hoftag den Gesetzvorschlag vorzulegen, den ich in dieser Urkunde aufgesetzt.“ — „Es sei . . . . das heißt . . . . ich . . . . werd' ihn prüfen. Aber wenn er hilft . . . .“ — „Er hilft.“ — „So sieh ihn als genehmigt an.“ — „Dank, hohe Frau. Aber noch eins. Die Bischöfe und der Adel, denen darin ein Opfer — das heißt Herausgabe eines kleinen Teils ihres Raubes — zugemutet wird, werden — ich seh's voraus! — Nein sagen.“ — „Weh, was dann thun? Ihren Willen muß man achten!“ „Nein, brechen muß man ihn,“ sprach er mit dröhnender Stimme. „Brechen! Mit Gewalt. Vielmehr mit Wiederherstellung uralten Rechts, das sie den Kleinen durch List und Gewalt entwunden haben: du weißt, sie erscheinen lange nicht mehr bei den Reichstagen, wie doch ihr gutes Recht war: wissen sie doch, daß ihnen nur das Jasagen übrig bleibt zu dem, was die Großen im voraus beschlossen haben. Verstatte, daß ich zweitausend — gewaffnete — Bauern zu dem nächsten Reichstag lade: — dann wollen wir sehen, wer stärker ist: sie oder die hundert Bischöfe und Seniores.“ — „Es sei! Aber — um Gott! — kein Blutvergießen!“ — „Kommt nicht dazu: ich gelob' es dir. Die Herren sind klug: sie können Speere zählen! — Und nun, o fromme Frau, nachdem ich vertrauen darf, den leeren Schatz mit jener den Großen wieder zu entreißenden Beute zu füllen, nun kann ich verantworten, dir zu gewähren, was ich neulich — mit schwerem Herzen! — denn dir Nein sagen

ist unsagbar schwer! .... verweigern mußte. Du wolltest wieder zehntausend Solidi — zum Loskauf von Schuldgefangenen gewiß —, dein wackerer Thesaurarius hat sie dir geschafft! — Hier, nimm sie, Königin, und wandle wieder auf den Sklavenmarkt, wie so oft, ein lichter Engel der Erlösung."

IV.

Voll freudigen Dankes gab sich die fromme Frau gar bald wieder dieser von ihr am eifrigsten gepflegten Art der Wohlthätigkeit hin: sie wartete nur den nahen Tag des Marktes zu Saint-Denis ab. An diesem Morgen ritt sie dorthin mit kleinem Gefolge, bestehend aus ein paar Lanzenreitern, ihren Frauen, der Äbtissin von Chelles und deren Sohn, den die Königin besonders eingeladen, sie zu begleiten: zur Belohnung, meinte sie, solle er soviel Freude der Erlösten mitanschauen. Vanning schloß sich an: „Ich muß soviel Geld zu sehr weltlichen Zwecken ausgeben," meinte er, „daß es mir fromm Verwendetes erst wieder wert machen muß."

Jedes Jahr hatte die Angelsächsin jenen Marktplatz vor der Basilika besucht, jedes Jahr wieder auf der Stelle vor den erzbeschlagenen Thüren gekniet, von der aus Thränen und Gebet hinweg sie Ebroin hatte führen wollen, ein andrer sie geführt hatte.

Dicht drängte sich auch heute wieder auf dem weiten Platz das Gewoge der Verkäufer, ihrer menschlichen Ware, — oft neben den brüllenden und blökenden Herdentieren — dann der übrigen Händler, der Käufer und der müßigen Besucher und der neugierigen Beschauer. Vor dem kleinen

Reiterzug wichen die Leute wohl zur Seite, aber für die nun zu Fuß der Kirche zu Schreitenden war der Weg nicht gleich frei. Ebroin eilte, während sein Freund bei den Frauen blieb, voran und löste die Haufen mit Wort und Hand. Nun stieg er allein, allen weit voraus, die Stufen hinauf.

Plötzlich blieb er stehen mit einem Ausruf des Staunens. Dann sprang er rasch auf die Plattform vor der Kirche, wo ihn die Knäuel der Händler und der Unfreien den Blicken der Nachfolgenden entzogen: er sprach eifrig mit einem der Verkäufer, er beugte sich . . . und nun bahnte er sich den Weg zurück auf die erste Stufe: „Frau Königin," rief er der langsam in ihrem langen Nonnenkleid Heranschreitenden zu, „heute soll vor jener Thüre ein zweifach Dankgebet gen Himmel schweben: — sieh', wen halte ich hier an der Hand? Frei — wie du selbst?" Er warf die gelöste Fessel klirrend zur Erde.

„Gunthildis, Schwester!"

„Schwester! Balthildis!" scholl's und die beiden, einander so ähnlich wie zwei weiße Rosen, an Einem Ast erblüht, schlossen sich in die Arme.

Die Neugefundene trug nur spärlich Gewand, es ließ die schneeigen Schultern bloß: — sie empfand es — nur ein Blick verriet es! — peinlich: da nahm sich der Majordomus den eignen, reich mit Gold gestickten Mantel ab und spreitete ihn sorglich um ihren Nacken.

„Dank, mein Erlöser, mein Beschützer!" und bewundernd ließ das Mädchen die Blicke auf dem gebräunten, schönen Männerantlitz ruhen. „Wer, . . . Schwester, wer ist das?" Einstweilen hatten die Frauen wieder die Zelter bestiegen und den Rückweg angetreten. Ebroin hob das Mädchen, — es war kleiner und jünger als die Königin — auf seinen Rappen und führte den am Zaum.

Man wollte nicht am Abend nach Paris zurückkehren, sondern in der Königsvilla neben dem Kloster übernachten.

„Dies?“ erwiderte die Königin mit einem dankbaren Blick, „das ist mein Majordomus, mein erster und getreuester Diener.“ „Der? Ebroin!“ lächelte die Befreite. „Den bösen Ebroin!“ schelten sie ihn. „Da hörst du's, Majordomus,“ drohte Balthildis schalkhaft.

„Aber er sieht gar nicht so böse aus, mein Retter und Befreier.“ „Wer nennt ihn böse?“ begann Banning. „Die Priester, die er bändigt. Und sie allein schreiben die Chroniken! Ja, wenn die Mäuse Weltgeschichte schreiben, — schwerlich heißt dann Kater Murr der Gütige.“ — „Und du — du Schwester! — bist jene Königin Balthildis, die das Volk schon jetzt die Heilige nennt?“ — „Welche Sünde!“ Die Gepriesene errötete plötzlich sehr stark und schlug, die langen, blonden Wimpern senkend, demütig ein Kreuz. „Ich und eine Heilige!“ — „Wie konnt' ich, — trotz des gleichen Namens, — in solchem Glanz die Schwester ahnen! Und es hieß ja, die Königin kam aus einem Nonnenkloster.“ — „Wäre sie darin geblieben! — — Aber der Vater? Du verstummst? Du wendest dich ab: ach, ich ahne alles!“

„Sein Alter ertrug die Beschwerden der vielen Reisen mit den Händlern nicht lange. — Er blieb am Wege liegen. — Ich drückte ihm die Augen zu: — ein mitleidiger Mönch des nahen Klosters bestattete ihn in geweihter Erde.“ — „Du mußt mich an die Stätte führen: — ich erbaue dort eine Basilika.“ „Ah,“ grollte Ebroin für sich und fragte dann: „Und nicht wahr, hohe Frau, dein Vater war so frei geboren wie der König von Wessex und der Bischof von York?“ — „Jawohl! Es war nur der Druck der Zeit . . .“

„Der Priester, solltest du sagen, Königin, und der land-

gierigen Thane! Bei denen drüben überm Wasser ganz wie bei uns! Aber wartet, ihr, die ihr mich angeht." Gunthildis erzählte nun, wie sie lange aus einer Hand in die andere von Sklavenhändlern gewandert sei, da sie keinen Käufer fanden, der den geforderten hohen Preis zahlen wollte. So sei sie denn nun zuletzt auf den stets stark besuchten Markt von Saint-Denis geschleppt worden. „Dank dir, Herr Majordomus! Ich will dich segnen — und loben — all' mein Leben lang. Du hast mich gleich erkannt?" — „Das war nicht eben schwer, Jungfrau, für den, der deiner heiligen Schwester Antlitz — Einmal! — sah. Komm, Freund Vanning, wir wollen die Schwestern ihrem Glück überlassen. Komm! Ich muß noch mit dir die Grundsteuer und die Hafenzölle von Marseille verrechnen!" „Heute Abend noch?" brummte der Schatzwart. „Nun, meinetwegen. Aber dann: zur Feier — deiner Entdeckung! — eine gute Kanne Rhonewein! Mundet doch besser als das Felswasser der Vogesen."

„Du," meinte Vanning, als er am Ende dieses Abendtrunks, in der Halle der Königsvilla, den letzten Tropfen aus dem letzten Becher schlürfte, „du, — ich weiß was."

„So? Behalt's für dich! Ich weiß schon mehr, als mir lieb ist." — „Ja, aber dies Eine, das zu wissen für dich recht . . . recht fördersam wäre, — das scheinst du nicht zu wissen." — „Mag wohl sein."

„Weißt du, — zum Beispiel, — daß Gunthildis und Balthildis einander zum Verwechseln ähnlich sind?" — „Ich werde sie niemals verwechseln." — „So? Ist schade! Denn sieh mal: — es sieht aus wie ein Wunder . . ." — „Schweig, Lieber! Ich hab' an den Wundern schon genug, die ich bisher nicht glaube." —

„Wie ein Wunder, daß gerade du die jüngere Schwester entdecken, befreien mußtest, die weder Leodegar gehört, noch einem Gatten, noch schon zu sechs siebentel einem Kloster, sondern ganz sich selbst. Und also dem, der zugreift? Ich meine . . . sie . . . sie ließe sich gar gern greifen von . . . Hast du denn die Augen nicht gesehen, mit denen das schöne Geschöpf an dir . . . ?" — „Nichts hab' ich gesehen, will ich sehen! Und — Dank für deinen guten Willen! — Aber das hast du dir doch beim schweren Wein von Avignon gar zu . . . nun, zu gemütlich ausgesonnen, wie alles in mir und mit diesen beiden Schwestern so hübsch zurechtkommen könnte! Nein, Vanning, bei der Liebe ist das nicht wie bei der Jagd: fehlst du die eine weiße Hinde, fängst du dir ihre ebenso weiße Schwester. Das ist hier ganz anders, lieber Freund! Gute Nacht!"

V

Die Königin wollte früh am andern Morgen sich mit der Äbtissin und der Schwester in ihre geliebte Klosterstiftung Chelles begeben: aber der Majordomus beschwor sie dringend, zu bleiben. „Morgen, Herrin, und in den folgenden Tagen sind wichtige Beschlüsse zu fassen, — die Anträge vorzubereiten für den schon einberufenen Reichstag: — du weißt, ein so verhängnisreicher hat noch nie getagt, seit du die Regentschaft führst. Entschlüpfe mir nicht immer in die Einsamkeit! Das Reich, die Erde bedürfen deiner viel dringender als der Himmel und die Kirche." „Nun denn," sprach sie, „erst — wie immer! — die Pflicht, dann die Neigung. Ich bleibe."

Früh am andern Morgen stand Ebroin wieder vor der Königin und seiner Mutter, deren schlichte, fromme Einfalt jene gern als Schild gegen die oft gar zu schlauen und sehr weltlichen Pläne des Sohnes verwendete. Die Menge von Chartae und Pergamenta, die dieser bereits, wohl geordnet, in die weite bronzene Röhre, in der die Archive die Urkunden aufbewahrten, eingefügt hatte, bewies, daß schon ein gut Stück Arbeit hinter ihnen lag. „Nur diese letzte Unterschrift noch!“ Er tauchte die Rohrfeder in die Tinte und hielt sie ihr hin. „Was ist es?“ — „Eine Bestallung.“ — „Gut! Gieb! Du wählst stets den rechten Mann für den rechten Platz.“ — „Das wäre ein hohes Lob für den Staatsmann! Sieh, deshalb hab' ich dir den Bischof von Autun — so klug er ist: viel schlauer als ich! — noch nie zu einem Weltamt vorgeschlagen. Er würde seine Kirchen vergessen, versäumen und binnen kurzem das Amt, das er bekleidet, zum herrschenden im Staate machen, und wär's das des Stubenfegers!“

Seine Mutter, die an einem feinen Altartuch für das Kloster nähte, mußte lächeln. „Du hast ein böses Zünglein!“ „Aber ein gutes Herz,“ sprach Balthildis, ihn voll ansehend. Er furchte die Brauen und mied diesen Blick. „Man kann dem Herzen nicht immer folgen,“ sprach er achselzuckend. „Das weiße Zeug, Frau Mutter, ist wieder viel zu anstrengend für die armen, lieben Augen. Und du, Frau Königin, dich flehe ich an ....“ — „Was willst du so hitzig?“ — „Der weise Zacharias klagt über dein Aussehen.“ — „Klage ich über mein Befinden?“ — „Nein, lieber sterben! Ich kenne dies starke Herz!“ — „Es ist vielleicht nicht so stark, wie ... viele meinen.“

„Du schläfst zu wenig. Nicht die Staatsgeschäfte, — die unablässigen Gebete, die Büßungen —! Du büßest! Lieber Gott! Wofür? — Die Gänge zu allen Armen

und Kranken, ja die Übernahme von Geschäften, die einer Königin unwürdig sind . . ." — „Keine Arbeit ist unwürdig: Arbeit ehrt, Herr Majordomus. Darum arbeitest du so viel, weil du unmäßig nach Ehre gehrst." — „Aber es ist doch ein Unterschied! Neulich, als der erste Schnee gefallen, hast du ihn — ich sah's verhohlen! — mit den eigenen Händen — sie waren viel weißer als ihre weiße Last! — in dem Portikus der Palastkapelle zusammengetragen und entfernt."

„Ja, ja, Frau Königin," bestätigte die Äbtissin, „in Chelles, in . . ." „Auch dort belauern mich Ebroins Späher?" lächelte die Gescholtene. „Da hat sie wirklich schon die Rinder- und Schafställe ausgemistet, sie, die Königin von Neuster und Burgund."

„Frau Äbtissin, ich will dich fragen: wo lag als Kind der König des Himmels und der Erden? Ist doch noch mehr als Neuster und Burgund! In einer Krippe: — in einem Stall! Also laßt mich meinen Gott auf meinen Wegen suchen: — auf deinen, Majordomus, würde ich ihn nicht finden." — „Aber die Macht würdest du finden, die dir in diesem Reich gebührt. Und eben um dich im eigenen Palast zu stärken durch treue, kluge, wackere Diener, schlag' ich dir" — er hielt ihr die Urkunde hin — „diesen Mann zu deinem Cubicularius vor." — „Ein wichtig Amt! Die geheimsten Schlüssel führt er. Täglich, ja stündlich hat der Cubicularius Zutritt auch in mein Schlafgemach . . ." — „Deshalb wählte ich dir einen verlässigen, getreuen, auch mir ergebenen . . . ." — „Das genügt. Gieb!" — „Einen Mann, viele Jahre durch den Kriegsdienst in den Westmarken vom Hofe ferngehalten . . ." — „Gieb nur! Wie heißt er?"

„Herzog Hermengar von Provence."

Da stieß die so sanfte, stille Königin jäh einen

schrillen, gellenden, markdurchbohrenden Schrei aus, fuhr auf, als habe sie eine giftige Schlange gebissen, und warf die Feder weit von sich. „Nein! Nein! Niemals. Unmöglich.“ Und sie wollte aus dem Saale fliehen.

Aber Mutter und Sohn, die sich, tief erschrocken, erhoben, vertraten ihr den Weg, und die Schwester, die der laute Aufschrei aus dem Nebengemach herbeigerufen, fing sie auf in den Armen.

VI.

Ebroin, der vielgewandte, nicht leicht zu erschütternde, fand doch geraume Zeit keine Worte: mit stummem Staunen sah er auf die bleiche Frau, deren zarte Gestalt zitterte und bebte.

„Was ist dir, liebe Schwester?“ forschte Gunthildis. „Wer hat ihr was zuleide gethan?“ fragte sie die Äbtissin. — „Diesmal — zum erstenmal im Leben! — mein Sohn.“ — „Er?“ — Das Mädchen wandte sich ihm zu mit strahlenden Blicken. „Das ist unmöglich!“

Das war wie eine Frage: aber Ebroin schwieg.

„Gewiß nicht mit Wissen und Willen,“ begann die Äbtissin aufs neue. „Eher würde er sterben! Und sicher, — er wird den Vorschlag fallen lassen, wenn die Frau Königin für so heftige, haßgleiche Abneigung gegen diesen Herzog irgend einen Grund hat. „Und daneben die Gewogenheit,“ sprach der Majordomus in einem festen, herben, geschäftlichen Tone, den er nie bisher gegen seine Herrin angeschlagen hatte, „diesen Grund anzugeben. Und . . . zu beweisen. Warum, o Königin, hassest du diesen Hochverdienten?“

Aber Balthildis, die sich nun von der Brust der Schwester gelöst hatte, schüttelte stumm das Haupt und machte eine ablehnende Handbewegung. „Er muß sie tief, im innersten Kern eines Weibes, getroffen haben," dachte die alte Frau. „Was mag es sein? Sie vertraut mir sonst alles: ... nie nannte sie seinen Namen." „Was hat dir der fremde Mann gethan? Du konntest ja nie hassen!" fragte das junge Mädchen. Jedoch Balthildis schwieg und durchmaß in großen Schritten den Saal, offenbar einen Beschluß erwägend.

„Ich weiß gar nicht," hob Ebroin nach langem Nachsinnen an, „wann du mit jenem wackern Helden kannst zusammengestoßen sein. Nicht, solange ich an deinem Hof lebe! Hätte man dir Schlimmes von ihm berichtet, ..." Balthildis blieb dicht vor ihm stehen: „So wär's Verleumdung," sprach sie ernst. — „Also du kennst seinen Wert? Und doch ..?" „Gleichviel," bat die Mutter beschwichtigend. „Gewiß wird — bei solchem Widerwillen — mein Sohn einen andern ...." „Nein, Mutter," erwiderte der scharf und streng, „das wird dein Sohn nicht thun. Herzog Hermengar ist schon von mir benachrichtigt, seine edle, schöne Gemahlin, Frau Friedrun, unter die Frauen deiner Gemächer aufgenommen...." Balthildis ließ sich schweigend auf den Schreibstuhl gleiten. — „Seine beiden Söhne unter die Hofknaben. Ich kann nicht einen deiner — meiner! — treuesten Anhänger — sie sind nicht zahlreich! — tödlich kränken, in einen bittern Feind verwandeln um ein nichts." — „Ist mein Wille ein nichts?" — „Wille? Dein Wille hatte stets Gründe. Dieses Nein hat keinen Grund: es ist — vergieb, hohe Frau! — eine Laune. Nenne mir deinen Grund, beweise ihn und Hermengar reist ab .... noch heute." — „Und wenn nicht?" — „Wird er dein Cubicular." — „Also

du willst — ein echter Majordomus! — den Willen deiner Königin zwingen? Herrschest du im Reich der Franken oder ich?" „O nicht, nicht so hart, Schwester!" bat das Mädchen mit feuchten Augen. „Du herrschest," sprach der Majordomus, zog das kurze weiße Elfenbeinstäbchen, das Abzeichen seines Amtes, aus dem Wehrgurt, trat an den Tisch und legte es leise darauf. „Berufe Hektor von Marseille oder Gairin zu deinem Majordomus. Herrsche glücklich, Königin." Er wandte sich zur Thür.

„Halt! Du bist dem Reiche notwendig: — ich wahrlich nicht! Deshalb bleibst du und ich gehe. Längst, längst sehne ich mich fort aus dem Getriebe dieses Hofes, dieser hassenden, bald schleichenden, bald tobenden Männer. Das Blut Sigibrands . .! Und nun dies! — Genug! — Ich lege die Regentschaft ab. Mein Sohn Childerich mag unter deiner Leitung herrschen. O, Äbtissin, Mutter, nimm mich auf in den Frieden deines Klosters!" Und sie eilte hinweg, gefolgt von beiden Frauen. Ebroin nahm den Stab wieder an sich. „Hm," sprach er, ihr nachschauend, „also auch Heilige haben Launen? Ins Kloster? Diesmal scheint's unabwendbar. Still, heißes Herz! Aber, holde Thörin, erst nach meinem Sieg: — denn du mußt ihn mir erkämpfen helfen! Du bist erregt, — du wirst mir entfliehen wollen? Aber ich wache."

In dieser Nacht saß auf der Schwelle der Thür, die in die Frauengemächer des Palastes führte, ein Mann in Eberhelm und dunklem Mantel, den Rücken gegen die Thürpfosten gelehnt. Er schlief nicht.

Vor Hahnenkraht ward er abgelöst durch zwei Speerträger.

Bald nach Sonnenaufgang ward die nach innen aufgehende Thür geöffnet: die Königin, an der Spitze ihrer

Frauen und Mädchen, trat heraus; alle trugen Reisegewande. Die beiden Krieger — Speerträger Ebroins — neigten ehrerdienig die behelmten Häupter, aber sie legten ihre Lanzen quer über die Knie, die Öffnung sperrend. „Was soll das?" sprach die Königin. „Hinweg mit euch! Wer schickt euch?" — „Dein Majordomus." — „Fort, sag' ich!" — „Wir haben zu bleiben, bis er uns abruft." „Gefangen? Seine Gefangene! In meinem eignen Palast!" rief sie entrüstet. „Ruft mir sofort meinen Sohn, den König." — Unmöglich, Herrin!" — „Warum?" — „Auch er ist bewacht!" „Und auf wie lange?" fragte die Äbtissin. — „Nur bis morgen. Morgen haben wir dich in den Reichstag zu geleiten."

VII.

Leodegar hatte bald eingesehen, daß man von Autun aus nicht die Geschicke von Neuster-Burgund leiten — oder auch nur ständig überwachen — konnte, sondern nur in oder nahe dem Palatium zu Paris.

In dem Palatium selbst fand sich nicht Raum für seine weitgehenden Bedürfnisse an Behaglichkeit, ja Glanz, seines von Kunst geschmückten Lebens. So hatte er sich denn in Paris ein stattlich Absteigequartier geschaffen: — nahe dem alten Cäsarenpalast lagen die stolzen Trümmer eines Apollotempels: Julian der Abtrünnige hatte ihn während seiner kurzen Herrschaft erbaut: seit seinem Tode war er geschlossen und — ohne Pflege — verfallen.

Der kunstfreudige Prälat kaufte die Baustelle und die Ruinen und erschuf sich hier, mit dem ihn vor den Zeit-

genossen auszeichnenden, feingebildeten Kunstsinn und Geschmack, ein prächtig Wohnhaus: ein Hain, einst dem unbesiegten Sonnengott geweiht, jetzt verwildert, schied das Gebäude von der Mauer des Palastgartens.

In dies sein Haus hatte Leodegar auf den Morgen vor der Eröffnung des Reichstages seine Freunde und Parteigenossen zu einer Besprechung geladen.

Vor den andern war Bischof Dedo eingetroffen von Poitiers und er sprach zunächst allein mit dem Neffen. „Höre,“ hob er an, unzufrieden den feingeschnittenen Kopf schüttelnd, „wenig Ruhm hab' ich in der letzten Zeit geerntet an dir als meinem Schüler in der Staatskunst, in der Leitung der Geschäfte in Palast und Hof. Du hast uns alle miteinander, Bischöfe und Adel, die beiden verbündeten Parteien, allmählich unter ein Netz gleiten lassen, das dieser Sklavensohn zwar lange fein gesponnen und behutsam gestellt hat, — wie sagt Cato? ‚Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps‘. ‚Lieblich flötet der Vogelfänger, dieweil er das Vögelein einfängt‘ — aber morgen, fürcht' ich, recht unfein und gewaltsam — denn er ist doch vor allem ein Gewaltmensch! — über unsern Häuptern zusammenschlagen lassen wird: — Klapp! Und die Geier des Weltadels wie wir klugen Dompfaffen werden gefangen sein. Zwar, ich muß ja einräumen: der Gedanke, den verstorbenen Merowing durch dieses weißarmige Weib zu beherrschen, war meines Lieblings würdig: — und daß du dabei dich soweit überwandest, nicht vorher an der süßen Frucht zu naschen . . .“ — „Er hätte die Berührte nicht berührt.“ — „Ist wirklich überraschend . . . .“ — „An deinem Neffen, deinem Blut, nicht wahr? Denn das hab' ich nicht gerade in deiner Lehre gelernt. ‚Arcades ambo‘.“

Der trotz des Alters immer noch schöne Prälat gab ihm einen leichten Backenstreich. „Ich staune, daß du

noch scherzen kannst. Unser Spiel steht schlecht. Fuimus Troës! Daß der Merowing so früh sterben, daß dieser Ebroin — vollends! — das unvernünftige Glück haben würde, durch seine halbblinde Mutter die ganz blinde, glaubens-schwärmerische Königin zu beherrschen, — so daß sie ihn zum Majordomus macht — ich fürchtete gar, zu ihrem Geliebten: aber sie hat wohl Weihwasser in den Adern statt des Blutes! Daß der ihr auch noch die Schwester wieder giebt: — das sind lauter Dinge, die nicht vorauszusehen, daher nicht zu wenden waren. Wie sagt Publius der Syrer? ,Contra felicem vix deus vires habet', ,wenn einer einmal 's Glück hat, kämpfen selbst Götter gegen ihn vergebens!' Aber, Glück oder nicht, — es bleiben dir nur die Brosamen von Einfluß, die dir der Ackerlümmel von seinem Tische wirft. Es steht schlecht mit uns, verteufelt schlecht, würde ich sagen, zierten nicht so viele Weihen meinen — wie du siehst: — leider schon ziemlich kahlen Scheitel." — „Nun, die Weihen, Ohm, haben dir wohl die wenigsten Haare gekostet." — „Laß die Späße! Mir ist schwül. Es steht schlimm für unser Königspiel! Ich hatte es dich doch fein gelehrt." — „Vielleicht nicht so schlimm, wie du fürchtest. Meine Späher berichten: die weiße Königin und jener brutale Turm, deren einiges Zusammenspiel uns am schärfsten bedrohte, haben gestern einen ganz hübschen Zank gehabt miteinander." — „Das wäre . . .!" — „Sie will ja schon lange gern aus dem Spiele scheiden. Außer mir aber, dem Bischof, . . ." — „Läufer sagen sie in Indien." — „Der sich deinen Lehrling rühmt, ist aber urplötzlich eine neue Figur uns Schwarzen zu Hilfe ins Spiel gesprungen: — ein schwarzer Reitersmann, — der dem feindlichen Herrn Turm und dessen Reiter, — dem wackern Vanning! — den Weiterweg nach allen Seiten abschneiden

wird. Und du vergissest: wir Schwarzen thun ja alles nur für unsern König . . ." „Natürlich!" lächelte der Bischof. „Leider ist aber dieser unser König — ein echter Brettspielkönig! — von gar geringem Kampfwert." — „Das sage nicht! Gegen Ende des Spiels — und zumal, wann die weiße Königin aus dem Kampfbrett in ihre Klosterschachtel verschwunden sein wird! — dann kommt der König doch zur Geltung. Mit führerlosen Bauern — noch so vielen! — wird er — neben nur einem Helfer — leicht fertig: von hinten her rollt er sie auf!" — „Aber dieser König, . . . sein Turm, das heißt Hausmeier, hält ihn ja stets behütet." — „Jawohl! Und gestern und heute, wie verlautet, sogar eingesperrt! Allein ich fand doch Mittel, zu verkehren mit dem Königsknaben, der seinen Bewacher und Tyrannen natürlich haßt."

„Wie alt ist Childerich?" — „Noch nicht fünfzehn. Aber ein Merowing! Also lüstern und listig. Er fand insgeheim den Weg zu mir: — und in die Freiheit! Bei Tag wachen stets sechs Augen über ihn. Aber in der Nacht! Schmächtig ist das Bürschlein: — eine Feile — mein Geschenk — half nach: — eine Stange des Gitters am Schlafzimmer, durchfeilt, wich leicht: die fromme Mutter schläft nicht mehr bei ihm, durch ihre nächtlichen Büßungen das Söhnlein nicht zu stören, sondern im Gemach vor dem seinen: den Schlüssel seiner Thüre, die in den Garten führt, birgt sie unter dem Kopfkissen: aber während sie für sein Seelenheil betet, schlüpft mein gelehriger Schüler durch das Gitter in den buschigen Garten, dann über das niedrige Mäuerlein hierher, wo ihn allerlei Freuden erwarten, die mir die junge Seele ganz gefangen geben: starke Weine, Ovids Verse: — seine ‚Kunst, zu lieben' — und . . . nun: anderes." — „Ich verstehe: — Dux femina mali! Auch dieser Merowingenknabe wird also rasch

nacheinander Vater werden, dann Gatte — und bald Sarkophagbewohner in Saint-Denis." — „Ja, er welkt rasch dahin, bei solchem Unmaß, in solcher Jugend: 's ist beinah Sünde. Aber ich duld' es ja nur. Und —" „Duldest du's nicht, duldet's ein andrer und schnappt ihn dir weg, wie Ebroin seine fromme Mutter dir weggefangen hat. Also keine Gewissensthorheiten, mein Sohn. ‚Exeat aula, qui vult esse pius,' meint Lucanus mit Recht, ‚wer fromm bleiben will, der flieh' aus dem Hof.' — Also des jungen Königs bist du sicher?" — „Völlig. Verschwindet die Regentin, beherrscht er das Feld." — „Das heißt: du herrschest. Brav." „Ah, vielleicht gelingt schon heute ein Schlag gegen . . . Aber da kommen die Freunde. — Willkommen, Hektor! Was thut die schöne Aurelia?"

„Leider noch immer den Willen ihrer frommen Muhme, hochehrwürdiger Herr und Trinkgenoß, nicht den meinen."

„Nun, ich will beten, daß sie sich bessere und nach deinem Willen thue! — Hochwillkommen, ehrwürdiger Herr Bruder von Cahors, Ihr, tapfrer Herr Agnebert von Saintes und Ihr, Herr Berachar von Le Mans. Jedoch Ihr, Herr Truchtigisel von Embrun; übertreibt mir nicht die Askese! Auch das ist Eitelkeit und daher Sünde."

„Hört einmal," rief der so Vermahnte, — sein ganz Gesicht ward jetzt so rot wie sonst nur seine Nase, und unwillig schlug er auf sein rundlich Bäuchlein, — „hört, sehr junger Herr Bruder von Autun, mein bischen Rhonewein und fettes Fasten sind noch lange nicht die dem lieben Gott verhaßtesten Sünden seiner Priester. Ich bin noch aus der guten alten Zeit, da uns — wie meinen Ahnherrn Truchtigisel — den mit dem Speer! — von Soissons die Sünden dick machten: Eure Laster machen Euch mager und hager und gelb und fahl, wie Figura zeigt."

„Deine verfluchte Spitzzunge!" flüsterte der Ohm dem

Neffen ins Ohr. Mußt du uns den guten Schwachkopf verärgern? Solche dicke Genossen machen die Laien vertrausam. Verscheuch' ihn nicht." — Leodegar zuckte die Achseln: „Aber Dummheit hält auf. — Doch wo bleibt er? — Er: — unser schwarzer Reiter? Ah, da naht er! Hochwillkommen, Graf von Toulouse." Ein echter Sohn des Südens, kohlschwarz an Haar- und Augenfarbe, tief gebräunt Stirn und Wangen, reich gekleidet und gerüstet, eilte über die Schwelle und verneigte sich leicht vor den Bischöfen. „Valerius, geliebter Freund!" Leodegar umarmte ihn, um ihm fragend ins Ohr flüstern zu können.

„Er sträubte sich lange," entgegnete der Römer, „aber deine Dispensation überwand zuletzt sein Gewissen." — „Triumph! Doch zeige dich nicht zu früh. Erst wenn ich den Finger hebe, — hier diesen! — scheinbar den Bischofring fester anzudrücken. Dann aber gleich! — Ihr Freunde, einen kleinen Imbiß, bevor wir das Schlachtfeld, wollte sagen: den Reichstag, betreten."

VIII.

Der Reichstag oder der große Hoftag ward, falls er in Paris zusammentrat, in dem geräumigen Saal abgehalten, der aus dem Atrium des alten Cäsarenpalastes war geschaffen worden.

In diesen Saal strömten denn nun auch heute auf allen Straßen von Paris — ausgenommen von Norden her — die Bischöfe und die weltlichen Senioren zusammen, die den Hoftag besuchten, was ja an sich jedem freien, unbescholtenen Manne zustand: aber die kleinen Leute waren,

sofern sie nicht eine besondere Bitte, eine Rechtssache oder Beschwerde herzwang, schon lange fern geblieben: aus den Gründen, die der Hausmeier der Regentin richtig angegeben hatte.

Nur vom Norden her, wo in der Ferne die Sein• den Palastraum umsäumte, führten keine Straßen: hier erstreckte sich vielmehr ein sehr weites, von Mauern umhegtes, durch geschlossene Thore vom Fluß abgesperrtes Blachfeld, auf dem die Reiterei des Palastes ihre Reit- und Kampfübungen zu halten pflegte.

Mit Erstaunen vermißten die vom Innern des Palastes her den gewöhnlichen Versammlungssaal Betretenden hier den üblichen Schmuck, ferner die Bankreihen, zumal den Thron des Königs oder der Regentin. Auf ihre Fragen hatten die Palastdiener keine Antwort; nur ein besoldeter Späher Leodegars verwies diesen rasch und verstohlen auf drei große Thore, die auf jenen Waffenplatz führten: sie waren fest von außen verschlossen.

Die Mitte des Märzmondes war herangekommen: mit Wohlbedacht hatte der Hausmeier die Zeit gewählt, da früher ganz regelmäßig das „Märzfeld“, die Heerschau über das Volksheer, war gehalten worden: er wollte die Erinnerung an die stolzen Rechte wecken, die damals noch die trutzigen Freien hierbei geübt hatten.

Es war ein schöner, sonniger Frühlingstag: die Finken schlugen in den Bäumen des anstoßenden Palastgartens und von draußen, vor den Thoren der Stadt, her hörte man das Jubeln der Lerchen in den blauen Lüften.

Während sich die harrenden Geistlichen und Weltgroßen — auf die sechste Stunde des Tages waren sie geladen — ihre Fragen und Bemerkungen mitteilten, führte Ebroin in voller Waffenrüstung die Regentin von deren Gemächern her dem Saale zu; ihre Frauen folgten. „O Sohn, was

hast du gewagt — gethan!“ flüsterte ihm die Mutter zu. „Herr Majordomus, sie zürnte schwer, bis ich . . . .“ klagte Gunthildis. — „Das Notwendige that ich,“ erwiderte Ebroin laut, so daß auch die Königin es hören mußte. — „Bitte sie um Verzeihung,“ mahnte die Äbtissin leise. — „Nein, Frau Königin,“ entgegnete er, dieser voll in die Augen schauend, „denn ich habe nur meine Pflicht gethan. Und ich verlange von dir, daß du mir das glaubest. Ja oder nein?“ Er blieb stehen und zog das weiße Stäblein ein wenig aus dem Wehrgurt hervor: „Bei deinem Nein wende ich um, auf dem Fleck, und überlasse dir Reichstag, Reich und — Verantwortung.“

Da schlug sie die Augen auf, die ihm heute noch keinen Blick gegönnt hatten, richtete sie fest auf ihn und sprach: „Ja, Majordomus, ich vertraue dir.“

„Dank! — Wisse, du wirst den Verhaßten nicht sehen. Ich hab' ihn verschickt. Fern, an den Rhein.“

Hoch aufathmend schritt Balthildis rascher vor.

Als sie vor der Thüre standen, die aus dem Inneren in den gewöhnlichen Versammlungssaal führte, machte der Majordomus Halt. „Der Graf Amalgar von Orleans! Er steht rechts?“ — „Ja.“ — „Der Graf Willibad von Bourges! Er steht links?“ — „Ja.“ Beide traten vor. „Was habt ihr beide mir zu sagen?“

Da sprachen die beiden wie aus einem Munde: „Bereit steht alles, meldet Vannings Treue.“ — „Das Losungswort! — Nun, Mut, Frau Königin. Getrost! Gott wird dir zur rechten Zeit mehr als tausend Helfer schicken!“ — „Ich weiß,“ erwiderte sie mit einem frommen Blick nach oben. „Nein,“ lachte er übermütig, das schöne Antlitz hell von Siegesstolz verklärt, „nein, nicht aus den Wolken. Aus deinem treuen Frankenvolk! Ist mir lieber. Und ich werde sie dir rufen! Auf mit der Thüre!“ Die beiden

Flügel flogen auf und die Regentin, zur Rechten Ebroins, stand auf der Balustrade, zu welcher die marmorne Freitreppe emporführte: mit leichtem Neigen des Hauptes dankte sie der ehrfürchtigen Begrüßung der etwa hundert versammelten Männer: die stets noch strahlend schöne, nur allmählich immer schattenhafter verklärte Frau fühlte, daß gar mancher dieser huldigenden Blicke eben ihrer Weibesschöne galt und, anstatt zu sprechen, schlug sie ihren Nonnenschleier vor das Antlitz.

Da hob, ihrer Verwirrung zu Hilfe eilend, der Majordomus an: „Ehrwürdige Bischöfe, tapfere Seniores dieses Reiches! Wichtige Beschlüsse, — wichtigere als je zuvor seit Frau Brunichildens Untergang! — habt ihr heute zu fassen. So will es eure Herrin, die Regentin. Und weil dem so ist, soll heute nicht die geringe Zahl der zufällig hier Erschienenen entscheiden, wie das freilich seit geraumer Zeit so eingerissen war. Aber hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht und unverjährbar ist des Frankenvolkes Freiheit. In dieser alten Königspfalz ist schon lange zuviel dumpfe Luft und Weihrauchqualm! Auf mit den Thoren! Laßt Luft, frische Luft herein! Und Licht! Und Sonnenschein! Laßt ein die Freiheit und das Volk der Franken!" Und er schwang den kleinen Elfenbeinstab: da schmetterte hinter ihm eine Trompete hell den neustrischen Heeresgruß: zehn andere antworteten von jenseit der geschlossenen Hofthore — wie Frag' und Antwort hatte das geklungen: auf wurden weit — nach außen hin — die drei breiten Thore zugleich gerissen und mit brausenden Heilrufen, die Waffen auf die Schilde schlagend, strömten herein etwa zweitausend fränkische Heerleute, keine Reiter unter ihnen, alle wehrhaft, aber keiner glänzend, alle nur einfach gerüstet.

„Gegrüßt, du tapfere Schar der freien Franken," rief

Ebroin, die Linke der Regentin fassend und mit ihr ganz vor auf die Balustrade tretend. „In eurer Königin Namen heiße ich euch willkommen. — — Bitte, entschleire dich! Rasch! Nun sprich! Nur Ein Wort!" hauchte er.

„Im Namen Gottes und der Heiligen," sprach sie mit fester Stimme, „seid willkommen. Gedenkt, daß Gott auf euch herniederschaut: darum schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo ihr es auch antrefft, straft schonungslos das Unrecht." Da begrüßten brausende Huldigungsrufe das wunderschöne Weib, das viele dieser schlichten Landleute zum erstenmal im Leben erschauten.

„Das fängt ja hübsch an," schalt Dedo. „Der Volkstribun hat sich gesagt: ‚Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo', ‚giebt mir der Adel nicht nach, so empör' ich in Aufruhr den Pöbel'." „Das ist ja ein Bauerntanz, kein Reichstag," murrte Hektor. „Es ist zu Ende," zagte Gairin. — „Nein, Bruder, jetzt beginnt es erst, das Spiel: Schach Königin und Turm zugleich! — Lauf, Diakonus, jetzt bringe .... Ihn." Während dessen hatten die Königin, Ebroin und die Frauen den Saal durchschritten und das mittelste der drei Hofthore erreicht, dicht vor welchem der alte Purpurthron der Merowingen auf mehreren Stufen aufgeschlagen war. Vanning stand davor mit gezücktem Schwerte, das er nun vor Balthildis senkte. Sie nahm Platz, das Antlitz nach Süden, dem Saale zugewandt, auf den oberen Stufen daneben ihre Frauen, Ebroin und Vanning zu beiden Ecken der untersten Stufe.

Sie nickte dem begeistert zu ihr aufschauenden Majordomus zu. „Das ist die schönste Stunde, der größte Tag meines Lebens!" dachte er in freudigem Stolz, die gepanzerte Faust auf das hochpochende Herz drückend. Und er begann mit lauter, allhin vernehmlicher Stimme, die ihm

bis zu Ende nicht versagte und von Siegesbewußtsein getragen schien: „Ihr alle wißt, ihr Franken, vornehm wie gering, daß dieses stolze Reich geschaffen ward von starken Königen, von jenem ersten Chlodovech an. Aber nicht diese wenigen Männer genügten, die Römer und alle andern Nachbarn zu bezwingen: jene Feldherrn bedurften eines Heeres. Das Heer, — es war das Volk der Franken. Das ganze Volk, nicht die Vornehmen, deren es damals noch nicht viele gab. Und die Bischöfe vollends: — gar manchen seh ich dort vom Schwert umgürtet —" „Wie gern stieß ich dir's in den Schlund!" grollte, sich fest darauf stützend, Agnebert, Bischof von Saintes. Er war bis vor kurzem Oberjägermeister gewesen und hatte das Bistum um seiner schönen Jagden willen um schweres Geld durch Dedo erkauft.

„Ihnen waren und sind ja die Waffen verboten. Das Volk der Franken aber . . das waren — und sind — die kleinen Männer, die von wenig Hufen, von geringer Habe, aber von großem Mut und starker Kraft. Dies kleine Volk hat schwer gelitten in den letzten Zeiten: — das wissen alle! — Oder sagt — sagt ihr selbst — berichtet mich, wenn ich irre. Habt ihr nicht schwer gelitten?"

„Ja! Ja! Ja! Untragbar schwer," brüllten da die Tausende. Und manche hoben drohend die Waffen gegen die Großen, die ihnen gegenüber auf den Stufen des Palastes standen. Viele von diesen erblaßten, andere griffen ans Schwert. „Wenn er sie jetzt — in diesem Augenblick — auf uns hetzt, sind wir verloren!" sprach Dedo, übrigens ganz ruhig. „Sechs solcher Hunde stech' ich aber dabei tot!" knurrte Hektor. „Ich thät's," sprach Leodegar. „Er thut's nicht." — „Warum nicht?" — „Wegen des Weibes: aus Schonung für sie. Gieb acht, du wirst es sehen!"

„Und wir wissen auch," schrie eine rauhe Stimme, all' die andern übertönend, „da oben stehen sie, die uns zertreten: die Bischöfe . . . ." „Nein, die Seniores," riefen andere. „Das sind die ärgsten. Jetzt haben wir sie: — jetzt schlagt sie tot! Rache!" Aber da schmetterten auf ein Winken Ebroins alle Trompeten draußen und drinnen zusammen: die tobenden Stimmen verstummten.

„Nichts von Rache!" sprach der Majordomus. „Recht! Nur Recht wollen wir hier schaffen: altes gutes Recht wieder aufwecken vom Schlafe, neues gutes Recht daneben stellen, so altes Unrecht tilgen, neues verhüten. Wollt ihr das, ihr Männer?" — „Ja, wir wollen's! Heil Ebroin!" — „So hört denn, was eure Königin und ich euch vorschlagen. Ich trage euch alles auf einmal vor: — ihr sollt dann ja oder nein sagen zu dem Ganzen." „Das ist eine Thorheit," sprach Dedo aufatmend. „Diese Verzögerung . . ." „Kann ihm den Sieg kosten, den er schon in der Faust hatte," stimmte Leodegar bei.

„Zum ersten: der Graf darf nie mehr aus dem Gau stammen, den er als Grafschaft erhalten soll. Sonst ist er dort mächtiger als der König." — „Nein, nein! Das soll er nicht! Das ist gut!"

„Der Elende! Alle müßten wir da weichen!" knirschte Hektor. „Zum zweiten: kein Senior darf aus der Provinz den Hof des Königs besuchen, ohne Verstattung des Majordomus." „Warum? Das ist doch hart!" schollen einzelne Stimmen. „Er will uns ganz mundtot machen!" schalt Gairin. „Wer von seinem König nicht gekannt wird, der ist tot, schreibt Cassiodor," citierte Dedo. „Hört ihr's, der Beifall wird schon schwächer?" frohlockte Leodegar. „Den Wert dieses Verbots verstehen die Provinzleute nicht." — „Zum dritten: zahllose Landschenkungen an die Kirchen sind gefälscht . . . ." „Lauf, Ostiarius," befahl Leodegar

leise, „jetzt lauf, was du kannst. Schleppe mit zwei Gehilfen die große Urkundenvase herbei aus meinem Schreibgemach, die neben dem Fenster. Lauf! Es gilt die heil'ge Kirche!" Der stob davon!

„In jeder Grafschaft werden die Sendboten der Königin — zwei Laien und ein Priester — die Echtheit dieser Urkunden prüfen: werden sie als falsch erfunden, wird das Gut zurückgegeben. Gefällt euch das, ihr Hufner schmaler Hufen?" Ein donnerndes Ja war die Antwort.

„Natürlich! Das taugt den Wölfen, die Lämmer zerfleischen," zürnte Dedo. Aber Berachar, der Bischof von Le Mans, erbleichte: „Mein Vorgänger war, fürcht' ich, allzu . . . . schreibgewandt. Was werden wir alles hergeben müssen!" „Weiter: Freie, die aus Not sich selbst und ihre Scholle in das Eigentum eines Mächtigen verkauft haben — also Schuldknechte vor allen!" — fügte er bei mit raschem Blick nach rückwärts zu Balthildis hinauf, „sollen wieder frei und ihres Gütleins Eigner sein und nichtig solche Gott verhaßte Geschäfte." Brausender Jubel stimmte zu: aber ihn beglückte viel inniger Ein Blick aus den sanften blauen Augen.

„Nicht übel," brummte der hagere Bischof Desiderius von Cahors. „Was sie aber als Gegenleistung von uns in ihren Freßwanst geschlagen haben, das wollen sie nicht wieder hergeben." „Herr Bruder," entgegnete der gutmütige Truchtigisel von Embrun, „thät's auch nicht, an ihrer Stelle! Gott segne es ihnen! Gönn' ihnen doch, was sie längst verdaut! Leben und leben lassen!"

„Und endlich," hob Ebroin nochmal mit lauterer Stimme an: „Das Größte . . ."

„Noch mehr?" forschte Dedo.

„Für das Volk kann er doch mehr nicht fordern," meinte der Neffe. „Und wenn für die Krone . . ."

„Dann ist's ein Fehler: — eine Abschwächung des Endes!"

„Unverantwortlich viel Kronland haben seit zwei Jahrhunderten die Könige an die Kirche gespendet: das Reich verarmt: wohlan, ein Drittel alles ehemaligen Kronlandes sollen die Bischöfe und Äbte der Krone zurückgeben."

Da schrieen aber die hundert Geistlichen so laut wie vorher kaum die zweitausend Wehrmänner; oder wenn nicht so laut, doch viel greller und grimmiger: „Raub! Raub! Das ist der reine Kirchenraub! Weh! Sacrilegium!"

In den Reihen der Gemeinen blieb es ziemlich still: ja mancher sprach zum Nachbar: „Warum das?" „Mir ist ganz wohl unter Sankt Martin von Tours." — „Und mir unter Sankt Denis." — „Wohler als mir wäre unter dem harten Domesticus des Herrn Königs."

Eine peinliche Stille entstand: die Begeisterung hatte den Gipfel überschritten, sie sank rasch. Schnell benutzte das Leodegar: er winkte, machte sein frömmstes Gesicht und sprach: „Ist es auch einem demutvollen Priester des Herrn verstattet, zu sprechen? Oder redet hier nur der Herr Majordomus?" — „Sprich du nur, Herr Bischof," rief da ein frommer Burgunde aus Autun dicht unter ihm an den Stufen. „Ich kenne dich: — wir alle von Autun kennen dich: — du hast viel Geld unter die Leute gebracht." Unterdessen hatte Leodegar besorgt hinter sich gesehen. „Ist er endlich da?" flüsterte er. „Jawohl! Wie du befahlst. Da hinten: — hinter den Diakonen geborgen," antwortete Dedo.

„So möchte ich — mit gnädiger Verstattung also des strengen Herrn Majordomus! — fragen, bevor wir abstimmen, ob die hohe Frau Balthildis, die wir alle gleich

einer Heiligen verehren . . ." — demütig senkte er das Haupt. — Ein beifällig Gemurmel ging durch die Wehrmänner: „Seht," sprachen die Burgunden zu ihren nächststehenden, „unser Herr! Der ist gar demutvoll. Ja, so sollten alle sein!"

„. . . Mit all' diesen Vorschlägen einverstanden ist. Das wäre ja von höchstem Wert für uns." „Ich hab's ja schon gesagt," rief Ebroin ziemlich ungeduldig. „Hast's nicht verstanden, kluger Bischof von Autun?"

„Er sollte nicht so grob sein mit unserm Herrn!" meinten ein paar Leute aus dieser Stadt.

„So bitte ich dich, Frau Königin, sprich du," schloß der Hausmeier. „Mit allem einverstanden," kam es recht zaglich aus dem kleinen Mund. Denn der letzte Antrag war ihr gar nicht lieb gewesen!

„Und zwar," fuhr der Bischof sanft fort, „sprichst du so, heilige Frau, als Religiosa, die wir alle hoch preisen, oder als Regentin?" „Als Regentin, wie sich versteht!" antwortete an ihrer Statt barsch der Majordomus.

„Verzeih, gestrenger Herr. Das ist wohl ein kleiner Gedächtnisfehler. Denn — hört es, ihr freien Franken all'! — die heilige Frau, die hier vor euch steht, ist die jüngste Nonne des Klosters zu Chelles: sie hat gestern die Regentschaft niedergelegt. Und seither herrscht im Reiche Neuster und Burgund nicht mehr sie, sondern ihr Sohn, Herr Childerich. Tritt vor, Herr König!"

Und er griff zurück und faßte an der Achsel und schob vor sich hin einen schmächtigen Jüngling, der mit den vorgebeugten Schultern unter der Last eines ihm in Eile umgeworfenen Purpurteppichs an des Königsmantels Statt — zusammenzuknicken drohte. Ein lauter Ruf des Staunens flog durch die Versammlung: aber bei den Allermeisten, die den Schwächling zum erstenmal ersahn, war

es kein freudig Staunen: bald hob sich ein Murren: die Blicke der Heermänner flogen vergleichend hin und her zwischen dem fahlen Knirps und der schönen Frau und der Erzgestalt des Majordomus. Der, einen Augenblick überrascht, ersah seinen Vorteil schnell.

„Jetzt, Frau Königin," rief er ihr zu, „jetzt wahre dein Mutterrecht und meine Ehre!"

„Hoheitvoll erhob sich die edle Gestalt vom Throne: alles verstummte, lautlos lauschten die Tausende, wie sie mit starker, ja mit zorniger Stimme sprach: „Wer immer diesen bethörten Knaben — gegen der Mutter Willen! — aus seinem umgitterten Gemach hierher entführt hat: — er ist im Irrtum. Trägt das Kind die Waffen seines Volks? Wer hat es für wehrfähig erklärt? Noch niemand. Hierher, zu deiner Mutter Füßen, du ungeratner Sohn! Ihr aber wißt: wohl wollte ich gestern weichen aus dem Streit des Hofs: aber dieser Mann, der treueste Held im Reich, hat mich die Pflicht gelehrt, noch auszuharren. Schaut hierher, ihr freien Franken, hier steht eure Herrscherin!"

Damit griff sie mit der Rechten an den Thron zurück, erhob den langen goldnen Königsstab und schwang den hoch in die Luft, daß er im Frühlingslichte weithin strahlte.

„Heil Balthildis, der Regentin!" — „Heil Ebroin!" — „Willst du wohl gut thun, Büblein?" — „Herunter mit dir!" — „Bitte die Mutter um Verzeihung!" — „Willst du wohl?"

So scholl's durcheinander. Und so drohend drang der Ruf in des Knaben Ohr, so dicht, so nahe, daß er erschrak und, nach einem hilfesuchenden Blick auf Leodegar, den der nicht zu sehen vorgab, mit schlaffen Knieen die Stufen herabschlich, über den Saal hinglitt und endlich

den Thron der Mutter hinanstolperte, wo er zu deren Füßen niederkniete und ihre Hand küßte. Laut jubelten die Heerleute.

„Das Spiel ist aus!“ sprach Dedo zu dem Neffen. „Der König hat versagt.“

„Ja, aber jetzt kommt der Bischof dran,“ erwiderte der. „Wo ist die Vase?“ — „Hier,“ erwiderten die Ostiarii, die soeben keuchend das hohe, schwere Erzgefäß hinter ihm niedergestellt hatten. „Ihr freien Franken,“ begann Leodegar aufs neue, „wechselnd ist der Weiber Wille: — ich konnte nicht ahnen, daß die fromme Frau, die gestern schon einen Fuß in das Kloster gesetzt hatte,...“ „Also Horcher auch an jener Thür,“ flüsterte Banning grimmig dem Freunde zu. „Ihn heute wieder in die sündige Welt zurückzieht. Wiefern das gültig ist, wird ein Konzil zu untersuchen haben.“ „Ungültig ist's,“ riefen mehrere der Bischöfe, ermutigt durch den kühnen Sprecher. „Ich, ein Priester des Herrn, will zu euch nicht als Kriegern sprechen, nur als Christen. Ob die vielen andern Vorschläge dem Reich der Franken frommen oder nicht, — das mögen Weltlinge entscheiden. Ich beeile mich, rasch beizufügen: alles ist wahr, was der gestrenge Herr Majordomus von der Bedrückung der kleinen Freien geklagt hat.“

Da ging ein Beifallgemurmel durch die Reihen auch bisher ihm weniger willig Lauschender.

Gewandt fuhr er fort: „Nicht nur durch manche Seniores, — leider, leider! auch wohl“ — er hob die Arme und blickte gen Himmel — „durch ein paar Genossen im geistlichen Amt“ . . . — „Nicht du!“ riefen die ihm ergebenen Burgunden, die sich allmählich dichter um ihn drängten. „Du hast die Spendehand!“ „Du thust den Armen wohl . . .“ „Na, und Gott vergilt's ihm heute,“ schmunzelte sein Ohm Hektor zu. ‚Gratis poenitet esse

probum', meint der welterfahrene Naso, ‚umsonst mag kein Mensch brav sein'."

„Daher will ich auch kein Wort sagen gegen alle Vorschläge des gewaltigen Mannes. Nur warnen, warnen, warnen muß ich euch — als Hirt eurer Seelen! — daß ihr die nicht um Einer Sache willen unrettbar und auf ewig stoßet in das Feuer der Hölle." Dabei reckte sich die hagere Gestalt plötzlich zu ihrer vollen Höhe, die dunkeln und doch so feurigen Augen schossen Blitze: hoch hob er mit seiner einzigen Hand den schwarzen Mantel über dem Haupt empor: — ein Murmeln des Grauens ging durch die Menge: viele bekreuzten, zurücktretend, Stirn und Brust. „Ja, in die Hölle stoßt ihr eure Seelen, raubt ihr den Kirchen, was fromme Könige ihnen geschenkt! Schaut her: dieser eherne Kessel birgt ungezählte solcher Schenkungsurkunden. Wißt ihr, mit welchem Fluch jede, — jede! — den Kirchenräuber, der die Gabe antastet, bedroht? Seht her — ich greife heraus — aufs Ungefähr: ihr, Amtsgenossen, thut das Gleiche."

Und ohne hinzuschauen faßte er rasch zu, hob eine der Pergamentrollen hervor, entfaltete sie und las: „König Dagobert, — dieses Knaben Großvater —, schenkt die Villa und den Wald von Toury im Gau von Orléans dem Kloster Saint-Denis, wo er begraben sein wollte und begraben liegt, und die Urkunde schließt: ‚Wer aber aus irgend einem Grund oder Vorwand oder Schein des Rechts oder des Nutzens für den Staat auch nur ein Bäumlein dieses Waldes dem Heiligen entzieht, dessen Seele und aller Seelen, die ihm zustimmen oder doch nicht in den Arm fallen, sollen verflucht sein auf ewig und immerdar und sollen brennen in der siebenten Hölle zusammen mit der Seele Judas Ischariots, des Verräters des Herrn."

Da ging ein Aufschrei des Schreckens, ein Stöhnen des Grauens durch die Menge.

Und bevor es verstummt war, begann Dedo aus einer zweiten aufgerafften Urkunde mit dröhnender Stimme zu lesen: „Und wer diese Schenkung König Chlotachars, des ersten dieses Namens, an das Kloster Glanfeuil anficht oder verletzt, den soll vor allem ächten und bannen, wer dann des Frankenreiches Scepter führen wird . . .“

Da seufzte Frau Balthildis laut.

„Christus aber soll für ihn nicht gestorben sein, der Fluch von Dathan und Abiram soll ihn schlagen und der Aussatz soll ihn treffen und ins Gebein wie Naëman den Syrer, ihn und sein ganzes Geschlecht bis zum siebenten Grad . . .“

„Grauenvoll!“ — „Nein!“ „Nein!“ „Das soll nicht sein!“ „Vergieb den bloßen Gedanken daran, o Gott!“ rief da die Menge zerknirscht und erschüttert. Und Bischof Berachar von Le Mans las bei Grabesstille: „Wenn jemand die fromme Gabe des Herrn Königs Childibert an das Kloster Sankt Martins zu Tours verletzt, auch nur mit einem Worte sie bestreitet, dann soll die Erde sich klaffend aufthun und ihr feuriger Schlund wie die Rotte Korah ihn und seine Helfer und alle, die ihm nicht wehren, verschlingen bis in den untersten Pfuhl der Hölle zu ewiger Verdammnis.“

Abermaliges Entsetzen! Die Reihen der Heermänner, zunächst Ebroin und dem Throne, wichen scheu, mit lärmenden Waffen, weit von ihm hinweg. „Gieb dies eine auf und rette das andere, sonst ist alles verloren,“ flüsterte ihm Vanning zu. Aber der eherne Ebroin schien auf einmal noch eherner geworden: er drückte die Rechte so fest auf den harten Hirschhorngriff des väterlichen Schwertes, daß ihn die Finger grimmig schmerzten: „Nein,“ knirschte

er, „nicht zurück! Keinen Schritt! Alles oder nichts! Sie sollen! Sie müssen!" — „Du rasest." — „Mag sein. Aber ich siege."

Abermals begann Leodegar: „Geliebte Brüder. Höret mich . . ." „Nein," schrie Ebroin außer sich. „Hört ihn nicht!" Und er hob den Stab. „Blast, Hörner und Trompeten, den Heerruf der Franken!"

Aber alles blieb still!

Auch die Hornbläser hatten sich aus seiner der Hölle verfallenen Nähe gedrückt: sie sahen nicht mehr auf ihn oder wollten nicht sehen noch hören!

Triumphierend bemerkte es Leodegar, und lauter fuhr er fort: „Hört ihr's? Die freveln Klänge schweigen, die den Klageruf der Kirche ersticken sollten. So hat denn der Herr mein Hoffen gerechtfertigt und mein Gebet erhört: noch ist in den Seelen seines frommen Volkes — des zweiten Volkes, das er sich vor allen auserwählt hat! — nicht erloschen die Furcht vor seinen Geboten, die Scheu, die Rechte der heiligen Kirche zu verletzen: noch kann die Gier nach irdischem Gut, der Vorteil des Staates, dieses vergänglichen Übels, das, durch die Sünde und den Teufel entstanden, zugleich mit dem Teufel untergehen wird am jüngsten Tage, nicht in euren Gewissen zurückdrängen die Furcht vor der gerechten Strafe, die dem Kirchenräuber gedroht ist in heiligen Schriften und frommen Pergamenten. Wohl euch, ihr Frommen, daß ihr die Versuchung sieghaft überwunden habt! Wie aber, wäret ihr erlegen, wie geartet wäre der Mann gewesen, dessen Führung ihr gefolgt wäret zu kurzem Besitz und zu ewiger Pein? Kennst du denn wirklich diesen Mann, bethörtes, glanzgeblendet Volk der Franken?"

Bei den letzten Worten trat er hart an die Brüstung der Treppe vor dem Palast, auf der er gesprochen, bis

ganz vor: und über die Helme und Speere hin ließ er so feindlich drohende Blicke auf Ebroin fliegen, daß dieser selbst stutzte, die Frauen hinter ihm erschrocken gespannt sich vorbeugten und Vanning ihm zurief: „Was jetzt? Was hat er nun noch ausgeheckt?"

„Gewiß," fuhr der langjährige Seelenbeobachter und Seelenleiter fort, geübt, seine Rede der etwa wechselnden Stimmung seiner Hörer augenblicklich anzupassen, „gewiß der Herr Majordomus, — stammt er auch nicht, wie sonst eure Führer pflegten, von edeln Ahnen — ist ein tapfrer Mann! — Sein Schwert ist rasch: — nur allzu rasch manchmal! — sein Entschluß ist kühn: — nur allzu schrankenlos kühn zuweilen! — und gewiß will er das Wohl dieses Reichs — so wie er dies Wohl — weltlich genug! — versteht. Aber neben diesen Tugenden — heidnischen: die heidnische Tugend aber ist nur ein glänzend Laster, lehrt ein heiliger Lehrer — schlummern die Triebe ruchlosen Verbrechens."

Entrüstet hob da die Königin das schöne Haupt und ihre Schwester blickte gar zornig aus den blauen Augen. Auch durch manche Haufen der Heermänner ging ein mißbilligend Grollen.

Sofort erkannte der Redner die Gefahr noch längerer, verzögernder Vorbereitung seines Angriffes: er ging daher gleich zur Entscheidung vor: „Ihr zweifelt, wackre Männer? Es macht euch Ehre, daß ihr an eurem Führer stetig haltet. Aber der Zweifel ist ausgeschlossen: ich mach' es kurz, wie ihr es liebt: wie Speeresstoß und Schwertesschlag: dieser Ebroin dort, der höchste Mann in eurem Reich in Krieg und Frieden, der dort am Thron einer Heiligen in deren Glanz sich sonnt: — er ist ein Räuber, ein Totschläger, ein Mörder!"

Da erbrauste, plötzlich entfesselt, ungeheurer Aufruhr:

ein Speer flog aus der Mitte der Schar gegen den kühnen Ankläger: Hektor sah's und fing ihn mit der Rechten, aber andere Heerleute stürmten mit geballten Fäusten, mit gezückten Waffen gegen die Stufen hin, auf deren oberster der Ankläger stand, furchtlos, dem drohenden Tode trotzend, die scharfen Züge jetzt von edlem Mut verklärt.

„Schützt den Bruder!" rief Gairin, den Speer fällend. „Hierher, Hektor, Pfalzgraf Aigulf, Graf Fortunatus, Bischof Agnebert! Fällt die Speere, reiht die Schilde dicht. Ihr Edeln, schützt den Edeling, den Bischof!"

Und so geschah's.

Der Haufe, der gegen die Stufen empordrang, stieß auf eine eherne Kette, die man nur unter vielem Blutvergießen hätte durchdringen können: die Führerlosen stockten, stauten sich: — schon fluthete die Welle zurück, die Stufen hinab.

Die Königin war von ihrem Thron aufgesprungen: sie beugte sich vor: „Sprich, mein Freund! Zertritt diese Lügen." Jedoch sie sah mit Entsetzen in ein regungslos versteinertes Gesicht, in starre, weit geöffnete Augen: „Äbtissin," rief sie, erschrocken sich wendend, „was ist deinem Sohn?" Aber Frau Leutrud lag regungslos in Gunthildens Armen. „Vanning," — fragte endlich der Beschuldigte. „Wem . . . ?" Er ergriff einen Speer, der am Throne lehnte, und hielt sich daran aufrecht. „Nur jenem Priester." — „Unseliger! Und alles . . . alles?" — „Nicht . . . lang nicht alles!"

„Seht ihr's?" fuhr der Ankläger in vollem Siegesgefühle fort, „seht ihr ihn wanken, jenen ehernen Mann? Das ist die Macht der Wahrheit, das ist das unwiderstehliche Gewissen! Wäre er unschuldig, wahrlich, — ihr kennt seinen raschen Zorn! — schon hätte mich, den Verleumder, in nie fehlendem Wurf die Lanze durchsaust, an der nun

der Bebende sich mühsam hält. ‚Beweise!‘ rufen da drei wackere Männer. Gewiß! Wer solche Klage beweislos brächte, wäre ehrlos auf immerdar. Aber — vor der Beweisführung — nur noch ein Wort. Mancher tüchtige, schlichte Mann denkt jetzt in seinem Sinn: ‚wie soll das, wie solcher Widerspruch möglich sein? Der Hausmeier ist ein Held, der größte heut' im Volk! Wie kann es geschehen, daß er zugleich ein Verbrecher ward?‘ Wohlan: das konnte geschehen, weil Gott ihn verlassen hat, wie er — zuvor — seinen Herrgott verließ!“

Ein Murmeln des Grauens, der Scheu, aber wohl auch des Zweifels ging durch die Reihen.

„Ihr glaubt es nicht? Ja, es ist auch gräßlich zu glauben. Aber, es ist wahr! Ihr alle sollt es hören. Sprich, Ebroin, Ebromuths Sohn, ich, ein Priester des Herrn, frage dich hier vor allem Volk, — vor deinem Volk! — sage, glaubst du, daß der Herr Christus, Gottes Sohn und Eins mit Gottvater, dich erlöset hat durch seinen Tod, auferstanden ist von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, und daß er von dannen wiederkehren wird in den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten? Glaubst du das, so sprich hier laut vor allen: „Ja, ja, ich glaube.“

Er hielt inne: Totenstille lagerte plötzlich auf der vor kurzem noch so lauten Stätte: tausend Augen waren starr, gespannt, auf den einen Mann gerichtet: die Königin, ihre Schwester beugten sich angstvoll ganz vor zu ihm: — aber die Mutter verhüllte, laut jammernd, das weiße Haupt in ihrem Schleier.

Und er, dem all dies hochgespannte Forschen, Harren galt? Er lehnte regungslos, ohne einen Laut, an dem krampfhaft festgehaltenen Speer: scharf blitzten die grauen Augen über die ganze Menge hin und herbe Verachtung

der Gefahr, wie des Befragers, schürzte ihm die trotzigen Lippen: aber diese Lippen, — sie blieben stumm.

„Hört ihr's? Seht ihr's?" frohlockte der Bischof. „Er muß verstummen! Er weiß, ein Wort kann ihn retten: — aber Gott der Herr schnürt ihm die Kehle zu: — er kann es nicht sprechen, das Wort der Lüge."

Da brach das Grauen der Entrüstung, des Abscheus in einem dumpfen donnerähnlichen Gemurre los: alle, alle, die noch in der Nähe des Angeschuldigten ausgehalten hatten, verzogen sich nunmehr scheu, leise, aber hastig, von ihm wie von einem Verpesteten; nur Vanning blieb, das Haupt von Schuldgefühl gebeugt, mit gesenkten Augen an der anderen Seite des Thrones stehen.

Stöhnend, die weißen Hände ringend, sank die Königin an die Lehne ihres Thrones zurück.

Leodegar aber fuhr fort: „Den Beweis seiner Gottlosigkeit, seiner Gottesleugnung hat sein Verstummen erbracht. Den Gottesleugner darf man jedes Verbrechens zeihen. Aber ich verklage ihn nicht nur, — ich überführe ihn! Welchen Beweis ich bringe? Wiederum sein eigen Wort. Gichtigen Mund. Und blickenden Schein. Vor Jahren war's — manche werden's gedenken: — denn lauten Lärm machte damals die grause That — da ward in einer Herbstnacht, im Wald von Epinay, auf des Königs offener Heerstraße, im Marktfrieden von Saint-Denis, der reiche alte Römer Apronius von Soissons überfallen durch vermummte Wegelagerer: — so berichteten die überlebenden Begleiter: ermordet ward der Alte, der Geldsack von dem Maultier hinweg geraubt, ein tapfrer Franke, der, in königlichem Auftrag, sichres Geleit gewähren sollte, erschlagen. Gedenkt dessen niemand mehr von euch?"

„Ich! Ich! Ich!" riefen Gairin, Hektor, Dedo und

viele der Bischöfe und Edeln: aber auch gar manche unter den Heerleuten.

„Wohlan, der eine der beiden Verbrecher war — da der Schatzmeister, Graf Vanning dort: — am Thron der Königin wagt der Blutschuldige zu stehn! — Zum Schatzmeister hat ihn sein Freund gemacht: mit Recht, denn Vanning hat in jener Mordnacht im Walde gezeigt, er versteht sich auf den Golderwerb! Vanning also war der eine der beiden Schächer: — er wird nicht leugnen, fragt ihr ihn. Denn, bei Gott, er hat noch ein Stück von Gewissen. Daher ekelte ihn auch nach geschehener That des Raubes: er warf den schweren Goldsack reuig von der Seinebrücke in den Strom: daraus ward er aufgefischt vor zwei Nächten: da seht! Hier liegt der Beweis vor euch! Hierher legt ihn, Diakone, auf die zweite Stufe! In all' der Zeit konnten die Wasser die schwere Beute der Räuber nicht entführen: — Gott befahl den Fluten, den Beweis liegen zu lassen, wo er lag, bis zur Stunde des Gerichts. Seht, wie der festverschlossene Schlauch von Schlamm, von Schilf, von Muscheln überzogen, starrt! Seht, wie da der Schatzmeister auf die Knie gestürzt ist bei dem Anblick! Nun, diese Zerknirschung spricht laut genug. Ich brauche ihn nicht zu fragen! Aber euch frage ich, euch, Bischöfe, Edle, freie Franken: — den einen Thäter kennen wir, wer war der andre?"

„Ebroin! Ebroin! Ebroin!" riefen da alle, und all' die tausend Hände, Speere, Schwerter deuteten, all' die empörten Blicke dieser tausend Augen zielten auf den Einen Mann.

Der aber hatte sich nun in sich zusammengeschlossen. Während Vanning auf den Knieen lag, das Haupt in beide Hände gestützt, stand er hoch aufrecht, wie aus Erz gegossen, ohne Zittern, fest und gerad', wie der Speer in seiner Hand.

„Hilf, heilige Jungfrau, hilf ihm, Herr, mein Gott!‘ betete die Königin laut, „wenn er schuldlos ist!“ „Du mußt ihm helfen, Gott,“ rief ihre Schwester, „denn er muß schuldlos sein!“ Aber seine Mutter lag gebrochen über ihren Stuhl hingebeugt, ohne ein Wort, ohne Gebet, ohne Thräne.

„Ich frage dich, Majordomus von Neuster und Burgund, Graf Ebroin, bist du dieser Thaten unschuldig oder schuldig?“ rief der Ankläger über die Köpfe der brausenden Menge hin. „Schuldig,“ antwortete der laut und fest. „Allein schuldig. Ich bin der Anstifter! Und ich allein habe den Römer erstochen.“ „Hört ihr's?“ frohlockte Leodegar. „Nun gedenket daran, ihr freien Männer, wie bei Eröffnung dieser Verhandlung die weise und fromme Frau Königin euch gemahnt hat: schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo immer ihr es antrefft, straft — schonungslos — das Unrecht.“

Aber in das aufs neue entfesselte Toben des Unwillens mischten sich doch jetzt auch schon wieder Rufe der Anerkennung für solchen Freimut.

Und die gelindere Stimmung nahm nun rasch zu, — Raub und offenes Blutvergießen bei Raub machten ja nicht ehrlos wie Diebstahl und Mord — als Ebroin fortfuhr: „Wisset aber, diese Kunde erfuhr der Bischof durch einen schweren Kirchenfrevel: — durch Verletzung des Beichtgeheimnisses. Denn Vanning — steh auf, sag' ich, laß ab zu jammern! — hat die That nur Einem offenbart, seinem Beichtiger. Und der also hat . . . .“ „Die verfluchten Priester,“ scholl da ein vereinzelter Ruf aus dem Haufen. „Die Falschen! Die Treulosen!“ wiederholten schon mehrere. Leodegar erkannte die Gefahr: er rief: „Laßt ab von frevler Schmähung der Gesalbten des Herrn. Erst bischöfliche Dispensation, ja Befehlung hat den Wider-

strebenden vermocht, den Namen des einen Sünders zu nennen. Den des andern verschwieg er."

„Weil er ihn nicht wußte," trotzte Ebroin verächtlich.

„Er war nicht schwer zu raten," lachte der Bischof.

Einstweilen aber hatte die Königin einen Entschluß in der Seele gereift: die Äbtissin ihrem hoffnungslosen Schmerz überlassend, flüsterte sie der Schwester ein Wort zu: „Gewiß," rief diese freudig, errötend, „gewiß! Das thu! Es muß ja etwas Edles sein."

„Hört mich, ihr Männer," sprach Balthildis. „Fern sei es mir, einzugreifen in das Gericht über so schwere Schuld. Aber das Gericht — mit dem Geständnis beider ist es ja fast zu Ende! — nur um die Strafe und um unser Werturteil über die Männer handelt es sich noch. Da aber wiegt doch am allerschwersten, mein' ich, der Zweck, um dessen willen der Raub, der Totschlag geschah. Sprich, mein Majordomus, — denn nimmer will ich glauben, nachdem ich jahrelang deine Uneigennützigkeit erprobt und wie du Gold und Goldeswert nur für die Krone schätzest, für dich selbst verschmähst — nun und nimmer werd' ich glauben, — und spräche so dein eigner Mund! — daß du lediglich für dich, um reich zu werden, des Römers Geld geraubt. Sprich, sprich offen — laut vor allen hier — was war dein Zweck?"

„Jawohl!" — „Jawohl!" — „Der Grund!" — „Der Zweck!" „Was trieb dich an?" fragten viele hundert Stimmen.

„Jetzt sind wir gerettet," rief Vanning, an ihn heranspringend. „Sag's! Sag's rasch! Und unsre Ehre ist gerettet. Das ganze Volk betet sie ja an. Sage rasch alles!" — „Unsinniger! Du hast doch das — das! — dem Priester nicht auch gebeichtet?" — „Nein!" — „Nun? Dann ist alles gut." — „Sag's. Sag's gleich! Oder

ich sag's!" „Ich ersteche dich beim ersten Wort." Er zückte krampfhaft den Speer. „Sollen diese geilen, schmutzigen Hunde von Priestern und diese Wüstlinge von Seniores, sollen diese das keusche Geheimnis meines Herzens entdecken? Sollen sie die Heilige besudeln mit ihrem geifernden Argwohn? Ich höre schon ihr höhnisches ‚Aha! Deshalb? Die Liebe ward und wird erwidert'. Und fragt mich der Schurke von Autun, ob ich's nur aus Menschlichkeit gewollt: — soll ich dann das ‚Ja' lügen? Niemals! Schweig' oder du bist des Todes." „Das ist Wahnsinn," seufzte Vanning und trat von ihm hinweg.

„Nun, Majordomus?" fragte die Regentin. „Mich befremdet dein Zögern. Sprich, sag' offen: — ich befehl's: nenne deinen Grund und Zweck des Raubes!" Da wandte ihr der furchtbar Ringende das Antlitz zu und mit dem tiefsten Weh erwiderte er: „Nein! Ich hatte keinen andern Zweck." Aufs neue brauste jetzt die Entrüstung los: desto furchtbarer, desto schärfer, je ärger die Enttäuschung aller derer war, die besser von ihm gedacht.

„Unmöglich!" schrie die Königin mit einem Jammerlaut wie ein verwundet Tier des Waldes. Und sie warf sich auf seine Mutter, rüttelte sie an beiden Schultern auf und rief ihr ins Ohr: „Unmöglich! Kennst du den Zweck? Ich bitte dich, — verkünd' ihn mir!" Zwei Worte flüsterte die Greisin: — da riß die Königin die Augen und den Mund weit auf. Und ohnmächtig, lautlos — sie fand keinen Ton mehr — stürzte sie zu Boden.

IX

Ebroin aber rief nun in die gegen ihn herantobende Menge: „Halt! Noch einen Augenblick: — bevor ihr uns richtet, verurteilt. Ihr Franken, die ihr keine Priester seid, wie nennt ihr die That dessen, der einem Mann das Geheimnis abdringt, das dessen tiefster Treue auf die Seele gebunden war: — also bei den Christen das Gebeichtete. He, du Alter, du in deinen weißen Haaren: ich kenn' dich nicht: aber dein Auge blickt treu: wie nennst du solche That?"

„Neidingsthat, Ebroin! Und zehnmal schurkischer als ein blutbeträufter Wegraub."

„Wohl denn: diese Neidingsthat, wer hat sie begangen? Der Bischof von Autun? Das wär' mir leid. Denn einen Krüppel kann ich nicht kampflich grüßen und erschlagen, eh' ich, mit Recht verurteilt, sterbe." „Jetzt, Neffe, sieh dich vor," flüsterte Dedo. „Der Turm da rast noch um sich, eh' er fällt. Wer deckt dich, Bischof?" — „Der schwarze Reiter. Nun wird's höchste Zeit. Ist er endlich da? Ja? Jetzt hilf, Valerius!" Er winkte.

Da trat aus der hintersten Reihe der Seniores, in der er sich bisher geborgen, jener schwarzhaarige, schwarzaugige Römer hervor, den reichster Schmuck an Gewand und Brünne auszeichnete. „Ich hab's gethan," rief er, bis zur äußersten Linie der Treppenbrüstung vortretend. „Ich, Valerius Lupicinus, der Patricius von Toulouse." „Was? Wer? Wie?" schrie Ebroin und den Speer fallen lassend, stand er, mit drei mächtigen Sätzen vom Thron hinweg in der Mitte des Saales. „Du? — Du warst doch früher Vicegraf von Poitiers?"

„Vor Jahren. — Ich rühme mich, daß ich jüngst

jenen Beichtpriester — zufällig! — auffand und ihm abrang, was dich und deinen Mordgesellen heute zerschmettert." „Wie wir darauf kamen?" fiel Leodegar ein. „Höchst einfach! Vannings plötzliches Verschwinden forderte zum Nachspüren auf. Der letzte, der ihn — an jenem Tage noch — gesehen, war dieser edle Römer gewesen: er gab — damals schon! — an, ihn getroffen zu haben in der Basilika des Apostels Johannes, als Valerius von der Beichte kam, während jener, ganz verstört, den Priester zur Beichte zu suchen schien. Diesen Priester wieder aufzufinden war uns aber all' die Zeit her nicht gelungen, bis Valerius ihn vor ein paar Tagen zufällig auf der Straße traf. Das übrige besorgte bischöfliche Dispensation, ja Gebietung."

Ebroin schlug jetzt eine seltsame Lache auf, so daß die Nächsten entsetzt von ihm zurücksprangen: sie meinten, all' die Erregung habe ihm den Verstand genommen.

Er hob das Gesicht so steil gen Himmel, daß ihm der Eberhelm rückwärts vom Haupte fiel und auf die Erde rollte: „Hei," schrie er, „heut', am Tag seines ungerechtesten Gerichts, möchte ich beinahe anfangen, an einen gerechten Gott im Himmel zu glauben, da er heute dich mir schickt, Herr Patricius von Toulouse." „Er raset, geh!" mahnte den Dedo: denn der furchtbare Ausdruck des jetzt ganz Nahestehenden ward ihm sehr unheimlich. „Nein, bleib! Nur noch kurz! Höre, antworte, lüge so wenig wie ich soeben gelogen. Bist du's, der vor . . vielen . . . Jahren — vor Poitiers zur Jagd ritt: — mit fünfzig Gäulen und Hunden und Knechten: — zur Hetzjagd: — auf Hirsche — hoch zu Roß. Und da trat ein freier Mann — vor seinem selbstgepflügten Kornfeld — dir entgegen, das Schwert in der Scheide, und verwehrte dir, seine müheschwere Saat niederzustampfen

durch Hirsch, Hund, Roß und Knecht. Du aber, was sagtest du?"

„Verfluchter Ackerknecht," sagte ich, „weiche oder verrecke."

„Jawohl, so sagtest du. Und der Mann wich nicht fingerbreit von seinem Recht und seiner Scholle: und du? — Du stießest ihn nieder mit dem Speere. War es so?" — „So war's." — „Du dachtest, niemand hab's gesehen als deine Knechte. Aber im Graben, versteckt, hinter seiner Herde, lag der alte Hirt: der sah's schaudernd mit an. Wohlan, der Mann, Herr Patricius von Toulouse, war mein Vater." — „Ich weiß es. Und ich wußte es damals." „Und ich . . . ." hier stockte ihm die Stimme — „und ich suchte dich, suchte dich all' diese Jahre." — „Ich versteckte mich nicht! Ich bin erst kürzlich wieder im Reiche." — „Und nun find' ich dich. Heute! An diesem Tage, der da richten soll, wie es scheint, über alle alten Frevel. Und obwohl du ein Schurke bist, ein elender Neiding, ein Mörder, so fordr' ich dich doch hier vor mein Schwert, vor dies, meines Vaters Schwert, ich, meines Vaters Sohn."

„Und ich," antwortete der Patricius, „ich lache dich aus. Ich bin ein Römer, ein Valerius. Meine Ahnen haben vom Tiber aus die Welt regiert, als die deinen noch Kühe stahlen im Erlenbusch der Waal. Ich mit dir kämpfen! Ei, könnte ich mit Einem Speerstoß wie jenen Alten die Vettel, deine Mutter dort, und dich und all' deinesgleichen, du Ackergaul, aus der Welt stoßen: — ich stieße nochmal."

„So stirb!" schrie Ebroin außer sich, sprang vor und stieß ihm das rasch gezückte Schwert in die Gurgel, daß es im Nacken herausdrang.

Ein furchtbarer Schrei aus mehr als tausend Kehlen:

„Mord! Mord im offnen Ding! Im Königspalast! Mord! Mord! Mord!"

Nun kam's zu kurzem Kampf.

Mit den Bischöfen und Seniores wären Ebroin und die Seinen wohl fertig geworden. Deren ersten Ansturm wehrten sie ab. Aber die Bauern, die kleinen Leute, die der Hausmeier selbst herbeigerufen! Sie gaben den Ausschlag.

Nachdem der Anlauf der etwa achtzig Seniores, der sich zuallererst über die Stufen herab von vorn auf die Verurteilten warf, abgeschlagen war, stürzten sich, bevor die Sieger sich retten konnten, vom Rücken und von beiden Seiten her, die gewaffneten Bauern — Ebroin selbst hatte ihnen eingeschärft, ihre besten Waffen mitzubringen! — mit solcher Wucht auf die kleine Schar, die dem Gottesleugner und Totschläger zur Seite blieb, daß jeder Widerstand sofort erdrückt war.

Gar schnell waren Ebroin, Vanning, die beiden Grafen von Orléans und Bourges und die wenigen, die ihnen sonst beistehen wollten, — nicht ein halbes Hundert! — überwältigt, entwaffnet, gebunden. Nun wurden Ebroin und Vanning in die Kerker des Palastes, die unterirdischen Gewölbe, die in der römischen Zeit der Wasserleitung und Heizung gedient, gebracht, während man die noch immer ohnmächtige Königin in ihre Frauengemächer trug.

X.

Auf dem vor kurzem noch so lärmenden Waffen- und Dingplatz trat nun alsbald Stille ein. Aber nicht auf lange: die Sieger beeilten sich, das Eisen der den Gestürzten

feindlichen Stimmung zu schmieden, solange es noch so glutheiß war. »Fervet opus,« schmunzelte der Bischof von Poitiers.

Der auch des weltlichen Rechts, zumal des Strafrechts und des Strafverfahrens, besonders kundige Leodegar übernahm sofort die Leitung der nun einzuschlagenden Schritte: ohne amtliche Stellung, nur je nach Bedarf und Befragung in dem Verfahren bald den Ankläger, bald den Richter beratend, fördernd, antreibend.

Es ward Anklage erhoben wider beide Freunde wegen Wegelagerung, Raub, Bruch des Straßen- und Marktfriedens sowie des königlichen Geleits und wegen Totschlags: die Anklage auf Mord ließ man fallen auf Rat Leodegars: „Das andere langt schon," meinte er, „für den wackern Banning." Gegen den Majordomus ward außerdem geklagt nicht nur wegen Totschlags im offnen Ding, Bruch des Ding- und Palastfriedens, auch wegen Untreue, ‚infidelitas': das will sagen Hochverrat gegen die Königin-Regentin.

Die staunte freilich, als sie das vernahm!

Aber gerade diesen Gedanken hatte Leodegar glänzend durchgeführt: „Solche Thaten, wie sie der kühne Majordomus versucht, werden benannt nach dem Erfolg." „Jawohl!" bekräftigte Dedo. „Wie sagt Juvenal? ‚Ille crucem sceleris pretium tulit, hic diadema'. ‚Für dieselbe That erhält der eine den Galgen, der andre die Krone'."

Sein Neffe aber fuhr fort: „Der Verwegene wollte mit Gewalt Bischöfe und Adel unter den Willen der plötzlich hereinbrechenden Heerleute zwingen: gelang es, war's eine glorreiche Rettung des Staates. Da es scheiterte, war's ein Verbrechen, ein Versuch, das Recht unter Gewalt zu beugen. Die Zustimmung der bethörten, willenlosen Königin ist Schein: gerade gegen ihr Königsrecht hat er gefrevelt.

Auf infidelitas steht der Tod und Einziehung der Güter; Banning, den Gehilfen, trifft auch hierfür die gleiche Schuld und Strafe."

Das waren die Gedankengänge, auf denen der überlegene, dialektisch geschulte Scharfsinn des Theologen und des im Rechte viel bewanderten Kirchenfürsten die andern ihm zu folgen geistig zwang: die meisten folgten ihm nur allzugern.

Das Pfalzgericht trat nach einer Stunde in dem alten — kleinen — Versammlungssaal zusammen; den Vorsitz übernahm, dem Gesetze gemäß, da die Regentin sich nicht vom Lager erheben konnte und der Majordomus selbst der Angeklagte war, der Pfalzgraf Aigulf. Die Anklage erhob, von Leodegar genau unterwiesen, der Seniskalk Gairin.

Das Pfalzgericht bestand aus fünfzehn Bischöfen und zehn weltlichen Großen: sofort stellte der Richter die Umfrage und einstimmig fanden die Urteiler Urteil nach dem Antrag des Anklägers.

„Ich wünsche dir Glück, Herr Neffe," sprach Dedo, als das Ding gelöst war. „Das war ein ganzer, voller Sieg." „Und fast ohne Verlust. Denn es ist nicht schade um den schwarzen Reiter, der dabei fiel." — „Warum nicht?" Leodegar zuckte die Achseln. „Er war schwer leitbar, fing an, selbständig zu werden. Jetzt wird ihm keiner mehr widersprechen, was er nicht vertrug. Und er mir nicht mehr, was ich nicht liebe." — „Versäume nur nicht, den Sieg auszunützen. Beider Tod? Hm?" „Ja," zweifelte der Neffe, „das hängt nicht von mir ab. Sie wird beide begnadigen." — „Dann komm rasch zuvor! Sie liegen — gefesselt! — im Kerker. Sie könnten ja leicht bei der Überwältigung tief — tödlich! — verwundet worden sein." „Arger Versucher!" schalt der Neffe lächelnd. „Dieser Gedanke, meinst du, er kam mir

nicht, wie der Starke endlich gebändigt, — wie ein Bär hatte er gerungen! — auf das Antlitz niedergeworfen, vor mir lag? Kein Auge hätte es gesehen, wenn ihn diese kleine Klinge . . ." er zog einen ebenso zierlichen und kostbaren, wie gefährlich geschliffenen Dolch, der an einer Feder völlig in eine Ebenholzröhre zurückzuschieben war, aus dem Futter seines Ärmels. „Aber nein! Er mag — ungefährlich gemacht — leben: — irgendwo — eingesperrt — nur uns verfügbar." — „Verfügbar — gegen wen?" Leodegar sah sich um: oben, auf der Treppenbrüstung, stand eine Gruppe von Seniores.

Leise flüsterte er, mit dem Kopfe dorthin nickend: „Gegen die da!" — „Unsere Helfer?" — „Den Weltadel. Nicht immer folgt er mir gefügig. Sie wollen mehr an Macht, an Land als ihnen zukommt oder doch wir entbehren mögen: gegen die ist ein unvergleichlich Rüstzeug — Ebroin. Droh' ich mit dem, thun sie mir alles. Mit einem toten Majordomus aber kann ich nicht drohen." — „Höre, Neffe, du hast mich überholt in der Staatskunst. Bitte, nimm nun fortab du mich in deine Schule."

„Ich lerne noch täglich! Und heute hab' ich viel, viel gelernt. Hei, wie freut es mich, daß gerade seine eigenen Standesgenossen, daß die kleinen Leute ihn verlassen haben, die er gegen uns hierher aufgeboten hatte. Wir wenigen allein hätten ihn und seine Freunde nicht bewältigt. Das konnten nur die zwei Tausend, die er selbst herbei entbot. Das ist der Spaß dabei! Ja, wer sich auf das Volk verläßt . . ."

„Der ist verlassen. Ei, musterhaft hast du die frommen Seelen heute hin- und hergelenkt: — wie ein Reiter wohlgeschulte Rosse." „Ja," lachte Leodegar, „sie fürchten — zum Glück für uns! — doch die Hölle mehr als sie das Frankenreich lieben. Und gerade die, für die er alles

that, sie zu befreien, sie haben ihm heut' die starken Arme auf den Rücken gebunden. Es giebt, scheint's, Ohm, nichts, was undankbarer ist, als ein Volk." — „Doch, Neffe!" — „Was?" — „Ein König." — „Nun aber haben wir noch die Entscheidung der Königin abzuwarten. Gieb acht, in mehr als einem Punkt wird sie entscheiden."

XI.

Während dieser schlummerlosen Nacht rangen die drei Freundinnen mit bitteren Schmerzen, mit schweren Entschlüssen.

Die hohe Aufregung, das Verzweifelte der eigenen Lage und der Geschicke Ebroins hatte in der ersten Stunde, in der die Königin zu sich gekommen und von den späteren, blutigen Geschehnissen unterrichtet war, in rascher Wallung, in einem Ansturm niedergerissen all' jene Schranken des scheuen Schweigens, die bisher unter ihnen mit der Herzenskeuschheit junger Frauen, mit der weisen und zarten Zurückhaltung einer alten, leides- und lebenserfahrenen Mutter waren eingehalten worden.

Ungleich näher als der Schwester, der in diesen langen, wichtigen Jahren reifender Seelengestaltung von ihr getrennten, stand Frau Balthildis der Äbtissin, der sie all' diese Zeit als ihrer nächsten Vertrauten ihre himmlischen und irdischen Sorgen, all' ihre Geheimnisse — mit Ausnahme des Geheimsten — ans treue Herz, an die gleich fromme Seele gelegt hatte.

So war es denn auch Frau Leutrud allein, welche die Regentin zunächst an ihr Lager berief zur Ausschüttung,

dann zur Klärung der Gedanken, und zur Reifung der Beschlüsse. „O Mutter,“ klagte sie, „hättest du mir doch auf meine verzweiflungsvolle Frage nur die eine Antwort gegeben! Nur die: ‚um dich loszukaufen, zu befreien‘. Jubelnd hätt' ich diesen edeln Zweck laut verkündet und seine Sache . . .“ — „Wäre nicht besser, deine Ehre aber, dein Name verloren gewesen.“ — „Ist das Gewissen rein, was liegt dann an weltlicher Ehre, am irdischen Namen?“ — „Einer Königin! O Balthildis! Nicht einer von den Tausenden — ach, ich ja selber nicht! — würde geglaubt haben, ein Jüngling, wie er war, wolle ein Geschöpf, ein Weib wie du warst — und bist! — freikaufen lediglich aus christlichem Erbarmen.“

„Ich — ich hätte es geglaubt.“

„Ja, du: die Heilige! Sofort hätte der Geifer der Verleumdung dich und ihn und euer Zusammenstehen all' diese Jahre her besudelt, ohne Möglichkeit der Abwehr. Wer hätte euch geglaubt? Ich fühlte, ich wußte, daß Ebroin solche Reden am allermeisten scheute: — er hätte es nicht überlebt, diese seine Liebe — das große, unendlich traurige, aber auch unendlich teuere und heilige Geschick seines Lebens! — und dich in den Kot gezogen zu sehen. Jedoch nicht aus Berechnung, — dadurch dich zum Schweigen zu zwingen! — wahrlich, nicht solcher Überlegung war ich fähig in jener Stunde! — hab' ich dir gleich das Ganze zugeraunt: ‚weil er dich, die Heißgeliebte, loskaufen wollte‘. — Ach nein! — Das Herz riß mich dahin, das arme, zuckende Herz, das all' diese Jahre her des geliebten Sohnes großes Schicksal, schweres Geheimnis tragen, schweigend mit tragen mußte in deiner Nähe, während du allen Himmelsglanz deiner herrlichen Seele vor mir ausstrahltest und ich mir nach jedem Gespräch mit dir schmerzlich sagte: ‚welche Perle, welch' Heiligtum liegt

hier verborgen und kein Mensch, kein Mannesauge soll sich je dieses Anblicks, dieses Glanzes freuen. Das hat Gott der Herr sich selbst und mir, seiner unwürdigen Magd, vorbehalten'."

„Jetzt aber weißt du, fromme Mutter," klagte Balthildis und sie drückte die Hand vor die Augen, „jetzt endlich hab' ich dir gebeichtet, welch' schwarzer Fleck deine ‚Perle' entstellt, welche Todsünde deine „Heilige' mit sich umherträgt im unreinen Herzen seit .... seit all' den Jahren." — „Du übertreibst, meine arme Tochter. Du hast ja diesen Hermengar ...." „O schweige, schweige! Bitte, nenne den Namen nicht!" Rote Glut schoß in die wachsbleichen, blutleeren Wangen. „Ja, es ist wahr. Ich habe ihn ... seit jenem ersten Begegnen im Walde ... nie mehr gesehn. Oder doch einmal nur, ganz von weitem, — wo er mich nicht sah: — später davon! Gesprochen nur jenes Eine Mal. Ach, es hat genügt — fürs Leben." „Beinah' unfaßlich," sprach die Alte kopfschüttelnd und das weiße Haar mit beiden Händen unter den Schleier streichend. — „Unfaßlich? Dein Ebroin rief einmal — mit einem Blick, den ich ach! jetzt verstehe — ‚Die Liebe,' (o, daß ich das sündhafte Wort ausspreche!) ‚die Liebe schlägt ein und zündet wie der Blitz. Ich hab's erlebt, Frau Königin', sprach er." „Ach ja, er hatte es erlebt!" seufzte die Mutter. „Und bedenke! Sechzehn Winter zählte ich: in tiefster Not lag ich des Leibes und der Seele, wochenlang von den Meinen getrennt, ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen, von den rohen, nur an Gold denkenden Händlern und ihren gierigen, schmierigen Händen bald betastet, bald umhergestoßen wie ein Warenballen, vor Hunger, zumal aber vor Durst dem Verschmachten nahe, mit den wunden, blutenden Füßen zusammengesunken unter jener Tanne: — oft hab' ich sie seither besucht und das Zeichen

Christi darein geschnitten und es unter Thränen geküßt! — nur noch das Eine wünschend: ‚sterben, nicht mehr erwachen, nicht mehr zurück unter diese grausamen Menschen‘ — voll verzweifelt: — und da, in dieser höchsten Not, neigt sich zu mir von hohem Roß herab ein Männerantlitz: — ah so wunder-, wunder-, wunderschön! O weh! vergieb, vergieb, vergieb, mein blutiger Heiland! Ich will's ja nie mehr denken, nie mehr das Bild mir zaubern vor die geschlossenen Augen! O ich büße ja. Du siehst!" Und damit drückte sie den Stachelgürtel fester an, den sie um die schmalen Hüften trug. „Und eine Stimme, so stark und doch so wohllautreich wie des Hifthorns hellfreudiger Ruf, schlägt weckend, grüßend, tröstend an mein Ohr. Und er selbst, der Hohe, in der Pracht seines Waffenschmucks, hebt mich, als wär' ich ein Rohr, mit dem linken Arm allein empor, legt mich höher, bequemer und flößt mir den Labetrank ein, mit den schönen goldbraunen Augen, — ah, wehe mir! Maria, vergieb, ich will sie nie mehr vor mich hinträumen! — mit den Blicken liebevoll verfolgend, wie jeder Tropfe mich erquickt und stärkt. Und mit den gütevollsten Worten sorgt er für mich, soweit er irgend kann: — ohne ihn wär' ich wie ein wundes Reh verendet dort unter der Tanne von Saint-Denis. — „So haben denn ihm zu danken die unzähligen Armen, die später die Königin Balthildis aufgerichtet hat aus der Verzweiflung, wie damals er die Magd Balthildis. Sieh, meine Tochter, das muß dir doch wohl thun im innersten Gemüt. Er ist der Thäter deiner guten Thaten." Da brach die Heilige in strömende Thränen aus: — aber es waren erquickende Thränen zarter Rührung — sie faßte mit beiden Händen das weiße Haupt der Alten und küßte es: „Danke! Du weißt zu trösten!" — „Ja, denn ich weiß auch, was Frauenliebe ist. Mein Ebromuth! Erschlagen! Bis jetzt

hatte mir's der treue Sohn verschwiegen." „Ja, er ist treu," sprach die Regentin, „ich weiß es jetzt erst ganz, wie treu. Aber ach, auch mein thöricht Herz ist so treu geartet: — treu in Sünde. Denn Sünde, Sünde, Sünde war und ist das höchste Weihtum meiner Seele, diese Liebe zu ..." „Ei, lieb Töchterlein, das ... das wird doch wohl so schlimm nicht sein. Mein Ebromuth: — ich mußte mir in diesen ratlosen Stunden stets vergegenwärtigen, was Er uns raten würde. Er ist freilich gar arg viel weltlich gesonnen gewesen: — so etwa wie sein Sohn. Er würde ..." sie stockte. „Nun, was würde er raten?" „Wohl gemerkt: nicht ich rate das — darf es raten, die Äbtissin. Aber mein lieber Mann" — hier glänzte die warme Liebe hell und verjüngend über das Gesicht der Greisin hin — „der würde sagen ..." — „Nun was?" „‚Das ist all' recht weichlich Weiberwesen', würd' er schelten. ‚Und ist krank. Die Frau Königin ist Witwe. Mein tapferer Sohn ist unvermählt, er ist nicht schuldlos, aber schuldig geworden nur um der Frau Königin willen. Er liegt im Kerker, dem Tode geweiht: böse Menschen lauern auf sein Blut. Wohlan, die Frau Königin hole ihn hervor aus seinem Gewölbe — sie hat ja die Schlüssel! — und reiche ihm die Hand am Altar und so ist allen geholfen.' So spricht Ebromuth, nicht ich," schloß sie mit einem lieblichen Lächeln harmloser Verschmitztheit.

Aber ernst abwehrend schüttelte die Königin das Haupt: „Und zu der Sünde der ersten liebelosen Ehe fügte ich die zweite? All' die Jahre her war ich des Merowing Gemahlin, trug mit Schaudern seine Küsse, gebar ihm Kinder, und all' die Weile .... O Gott, o heilige Jungfrau, welche Schmach! All' die Weile trug ich das Bild des fremden Mannes, des Braunlockigen, im heißen Herzen, des Mannes, der eines andern Weibes Gemahl, Vater

ihrer Kinder war. O Jesus, Jesus, und all' ihr Heiligen!" Und sie krallte die Nägel der durchscheinenden Finger in die Decke des Bettes. „Verstehst du jetzt," fuhr sie dann fort, „die Gewissensqual, die all' diese Jahre eure falsche, unkeusche, eine heimliche Sünde wie eine verborgene Schlange am Busen nährende ‚Heilige' verzehrte? Ich eine Heilige! Während ich mich Tag und Nacht sehnte, daß doch nur einmal noch im Leben wieder Er mir den Becher reiche, der Wind Seine Locke an meine Wange schmiege! O, ich betete am Altar hingegossen: ‚führe uns nicht in Versuchung', und dabei sehnte ich mich: ‚ach käm' er jetzt um die Ecke des Altars geschritten'."

„Aber du hast ihn ja gemieden, nie ihn herbeigerufen."

„Das fehlte noch am äußersten der Schuld! Einmal stand ich im Rundbogen des Mittelfensters hier im Palast: neben meinem, nun neben . . . dem Merowing. Trompeten schmetterten von fern: ein Reiterzug kam langsam heran: viel Volkes strömte ihm entgegen. Da sprach der König: ‚das ist Herzog Hermengar; er kommt zurück als Sieger über die Westgoten. Da springt er vom Gaul: — er umarmt die schöne Frau, die beiden Söhne, die sich ihm entgegenwerfen. Schau!' Ich wandte mich ab. ‚Schau hin!' mahnte er. ‚Ich will's. Du sollst ihn kennen. Schau!' Ich sah hin: sah ihn an ihrer Brust. O Jesus, Jesus Maria! Wie gern wär' ich vom Fenster herabgesprungen. Seitdem trag' ich den Stachelgürtel, seitdem hab' ich an Fasten, an Büßen, an niedrigster Mägdearbeit . . ." — „Ja leider, leider." — „Das Äußerste auf mich genommen, meine Gedanken zu ersticken. Und doch! mein Leben war all' die Jahre Ehebruch. Denn sein war meine Seele und mein geheimes Sehnen." — „Unselige! Beruhige dich. Laß uns abbrechen!" — „Und dein Gatte riete mir, in neuer Ehe neue Schuld zu üben?

Deines Sohnes Ring sollte ich an der Hand, die Fessel des andern aber an der Seele tragen? Wieder dem einen den Leib geben, dem andern das Sehnen? Und meine arme junge Schwester, das süße Ding, die sollte, die geheime Liebe im Herzen .... — denn das hast du doch längst gesehen?" Seufzend bejahte die Mutter. „Neben dem Manne hingehn, der ihrer Schwester Gemahl? Auch dieses reine Kind in Schuld, in geheime, sündige Gedanken verstrickt? Nein, Mutter! Besser mit scharfem Schnitt die giftige Wunde ausgeschnitten. Meine arme Schwester: — was wird ihr Los?" „Das deine: — das Kloster," — hauchte da eine liebliche Stimme und Gunthildis trat aus dem langwallenden, dunkelroten Vorhang, der den Eingang in das Schlafgemach verhüllte. „Ich vernahm — ohne es zu wollen, ich sprach euch an, ihr hörtet nicht! — euer Gespräch: ach, es hat mir das ganze Weh des Frauentums enthüllt! Schwester im Blut: — auch deine Schwester im Schmerz laß mich sein."

Und sie glitt an dem Bette nieder und drückte das schmale blonde Köpfchen auf die gefalteten Hände der Heiligen.

Am andern Morgen ward dem überraschten Palatium verkündet: „Die Regentin hat die beiden Verurteilten dahin begnadigt, daß ihnen die Todesstrafe erlassen ist: sie werden in zwei verschiedenen Klöstern — Ebroin in Luxeuil, Vanning in Rebais — ihre Tage beschließen. Als Nachfolger Ebroins im Majordomat ist bestellt Herzog Hermengar. Das ist der Königin letzte Regierungsthat: fortab wird der junge Childerich, der heute noch die Schwertleite empfängt, unter Hermengars Leitung herrschen. Die Königin und ihre Schwester sind als Nonnen in das Kloster Chelles getreten: die Äbtissin hat sie bereits dorthin gebracht."

II. Abteilung.

Erstes Buch.

I.

Jahre waren ins Land gegangen. Heißer Sommer lagerte auf den schattenlosen Plätzen von Paris.

Da finden wir in dem Bau Leodegars in dieser Stadt den Hausherrn in eifrigem Gespräche wandelnd mit Hektor, dem Patricius von Marseille. „Komm," hatte der Prälat nach Aufhebung der reich besetzten, reicher noch geschmückten Tafel dem Gastfreund zugerufen, „komm, laß uns da unten im immerfrischen Grün wandeln, lustwandeln. Ja, lustwandeln," wiederholte er behaglich, die wohlgepflegte Hand in der dunkelbraunen Marmorschale spülend, die ihm, duftenden warmen Wassers gefüllt, ein schön gewandeter junger Diener hinhielt. „Denn es ist eine Lust, all' der Dinge zu gedenken, die sich nun gestaltet haben in Neuster und Burgund. Und eine Lust auch ist es für den Bauherrn und den Gärtner, dem Freunde zu zeigen, was er da unten alles gebaut, wiederbelebt, geschaffen, gepflanzt hat. Oft muß ich's mit Behagen denken: wie würde sich jener Abtrünnige — Julian! — wundern und ärgern, müßte er mit ansehen, was ich aus seinem Phöbostempel geschaffen.

Er rühmte, daß hier an der Seine Lorbeer und Myrte überwintern um seine Götterbilder her: — nun grünt der Lorbeer, glänzt der Marmor mir! Einem Bischof der Kirche, die er vernichtet zu haben wähnte! Der arme Narr von einem Asketen. — Hast du den aufwartenden Knaben bemerkt, seinen Wuchs? Ein wahrer Ganymed! Aber du hast nur Augen für die schöne Aurelia. Komm nun in den Garten, er wird dir gefallen."

„Ich begreife," entgegnete der Gast, wie er staunend, bewundernd von dem Speisesaal aus durch eine Reihe von reich und edel geschmückten Gemächern an romanisch-byzantinischen Rundbogen der seltensten Marmorarten vorüber endlich über eine zu beiden Seiten von antiken Götterstatuen bewachte Freitreppe in den parkähnlichen Garten gelangte, „ich begreife, mit welchem Stolz der Bauherr — wie du treffend sagst, — den Umbau betrachtet und herzeigt den stolzen Neubau, den er im Reich der Franken so glänzend durchgeführt hat wie an diesem Haus und Garten. Aber bitte, berichte mir von den Neubauten im Staate Genaueres. Du gedenkst: unmittelbar von jenem Hoftag hinweg, von dem Schlachtfeld sozusagen deines großen Sieges, hast du mich nach Byzanz geschickt, die längst rückständigen Geldzahlungen einzuheischen, die wir für Waffenhilfe gegen Goten und Langobarden zu fordern haben! Soeben erst in Marseille eingetroffen . . ."

„Leider mit leeren Händen," seufzte der Bischof. (Sieh diese neue Lilienart: feuergelb! Papst Vitalian sandte mir die Zwiebeln aus Monte Casino. Nicht geschenkt. Ich mußte ihm dafür die beiden Daumen der heiligen Consortia schicken. Ach, hätte die Gute doch vier Daumen gehabt!) „Leider sag' ich. Denn so glänzend alles im Reiche bestellt ist, — mit dem Gelde hapert es hart. Kein Wunder! Die eine Hand, die mir geblieben, ist eine Verschwendehand,

die Erwerbehand hab' ich, so scheint's, verloren. Und ich muß viel, viel mehr ausgeben als ich habe. Wie ich das mache? Davon zuletzt! Es ist nicht hübsch. — Frage, so kommen wir am raschesten ins klare."

„Ich staune über mancherlei. Unter Majordomus Hermengar reise ich ab: — ich komme wieder und finde als Majordomus . . ." „Niemanden!" lächelte der Prälat. „Ja, siehst du, das kam so. Dieser Herzog Hermengar, den uns die Heilige — sie soll jetzt bei Mondlicht unaufhörlich Gesichte haben! — als Abschiedsgeschenk vermacht hatte, ist ein vortrefflicher Kriegsmann, überhaupt ein ganz vortrefflicher Mann, aber das Gegenteil von einem Staatsmann. Der verhält sich zur Staatskunst wie der Nordsturm zum Flötenblasen. In den ersten paar Wochen hatten ihn Oheim Dedo — du, der versteht sich auf feine Nadelstiche! — und . . . nun ein anderer dermaßen verärgert, indem wir immer ‚ja' sagten und ‚nein' thaten, daß er uns alsbald eines Morgens, glutroten Kopfes, das vielbeneidete Elfenbeinstäbchen des Majordomats vor die Füße warf und sich wieder den Heerbefehl an der Gotengrenze erbat. Den gaben wir ihm gern, aber jenes Stäblein . . ." „Nun?" forschte Hektor eifrig. „Ja," lächelte Leodegar, „das Stäblein schlag' dir aus dem Sinne, du Helmumflatterter. Das Stäblein ließen wir liegen, wo es fiel und wehe der Hand, die es ergreifen wollte." — „Warum nahmst du's nicht selber auf?"

„Ein Bischof! An weltliche Dinge rühren? Und zumal so vor aller Welt? O der Sünde! Nein, es geht auch ohne Majordomus. Ich heiße ganz bescheiden: ‚Leiter des Palastes': ‚rector palatii': und leite in der Stille Reich, Palast, König und Kirche." — „Und dieser König: wie läßt er sich an?"

Leodegar zuckte die Achseln: „Er ist ein Merowing!

Das sagt alles. Das heißt doch aber nur: er ist ein Merowing im sechsten Grad von Chlodovech, ein Merowing des untergehenden Geschlechts. Er ist daher schlau, verschmitzt, falsch wie nur ein echter Merowing, — ein Sprößling Chlodovechs! — sein kann. Daneben dumm bis zum Blödsinn wo irgend der Glaube, wollte sagen der Aberglaube, ins Spiel kommt. Wollüstig, gewaltthätig, recht- und ruchlos, rachsüchtig, bösartig: — aber feig, wo er auf Kraft trifft. So ist der Knabe Childerich." — „Er folgt dir doch unbedingt?" „Bis jetzt — ja. Ich möcht' es ihm auch raten," drohte der Bischof finster. „Es giebt gar viele Klöster noch außer Luxeuil und noch mancher Merowingensproß steht zur Verfügung, muß ich diesen einmal scheren lassen: zum Beispiel sein jüngerer Bruder Theuderich. Noch hält es: — aber es könnte brechen. Zum Glücke sieht er nichts von allerlei Schatten im Reiche, die der Glanz meiner Herrschaft wirft, ah werfen muß. Aber höre weiter. Du mußt doch erfahren, wie wir das Ergebnis jenes Siegestages festgelegt, gesichert, ja gesiegelt — buchstäblich gesiegelt! — haben für alle Zeiten. Der Sieg ward erfochten von zwei Verbündeten: den Bischöfen und dem Weltadel: billigerweise mußte die Siegesbeute unter sie geteilt werden. Die Beute aber ist der Staat. So hab' ich denn auf dem nächsten Hoftag eine Reihe von Gesetzen beschließen lassen, die sind . . . nun, die sind nicht übel," schmunzelte er. „Man sagt, der Vater dieser Gesetze sei kein schlechter Jurist . . ." — „Ein gefürchteter, sagt man." — „Nun, du wirst sie im einzelnen kennen lernen: zum Beispiel, der Graf muß aus dem Gau sein, dessen Graf er werden will, seine Amtslehen müssen in diesem Gaue liegen." „Nicht schlecht," lachte der Patricius und strich das nach Römerart glatt geschorene Kinn. „So vererbt sich das Amt mit den Gütern und wir werden

Könige im kleinen, denen in ihren kleinen Königreichen der König im großen nichts zu sagen hat.“ „Ja, ja,“ meinte der Bischof fast verdrießlich, „so treibt ihr’s, ihr Herrn Seniores. Schon klagt man über die zahllosen Gewaltherrn in ganz Neuster und Burgund.“ — „Wer klagt? Doch nicht ihr Bischöfe?“ „Bewahre! Wir suchen’s euch nachzuthun. Auch in der Erblichkeit,“ lachte er cynisch. „Nein: aber die kleinen Freien, die Bauern! Sind sie einmal aufgestört, kommen sie nicht wieder zur Ruhe mit Klagen und Anklagen und Begehren.“ Hektor stampfte mit dem Fuß: „Winseln diese Hunde immer noch?“ — „Sie bellen sogar! Zum Glück hab’ ich ihnen einen Maulkorb angelegt, — daß sie nicht mehr beißen können. Und das ist gut. Denn viele sind wuttoll vor . . . nun ja, vor Verzweiflung. Ein Majordomus wie dieser Ebroin und sie zerfleischen uns.“

„Wann nun aber einmal ein Majordomus wiederkommt?“ Die Frage klang besorgt. „So lange ich lebe, kommt keiner mehr. Kehrt aber doch einmal einer wieder, nun, ich hab’ ihn durch jene neuen Gesetze gefesselt für alle Zeit. Nicht mehr der König ernennt, der Adel wählt ihn.“ — „Gut.“ — „Jedesmal aus einem anderen Geschlecht.“ — „Sehr gut.“ — „Der Adel wählt ihn nur auf Zeit.“ — „Noch besser.“ — „Er setzt ihn beliebig ab.“ — „Am besten.“ — „Jedes Adelsgeschlecht — der Reihe nach — soll also einmal daran kommen.“ — „Vortrefflich! So wird das ein Schattenamt — neben einem Schattenkönig. In Wahrheit herrscht . . .“ „Ihr: — der Adel,“ lächelte Leodegar verbindlich.

„Höre,“ forschte der Edeling, plötzlich stehen bleibend. „Doch gewiß nicht wir — der Adel — allein? Ihr Bischöfe habt euch sicher nicht vergessen bei der Teilung der Beute. Was hast du für euch . . .?“ „Komm,“ er-

widerte der Wirt schmunzelnd, „speereschüttelnder Hektor, Stolz der Troer und des Frankenadels, versuche diese köstliche Erdbeere,“ er bückte sich und holte die große, gelbrötliche Frucht unter den breiten dunkelgrünen Blättern hervor. „Eine neue Art: der Abt des Johannesklosters in Monza in Italia sandte sie mir. Süß wie Aurelias Kuß, nicht? So! — Nun, daß ich lediglich für euch, gar nicht für uns gesorgt, — das würde mir ja dein heller Scharfsinn doch nicht glauben. Also: ein paar kleine Sicherungen mußte ich freilich wohl für die heilige Kirche aussinnen. Ich glaube, es gelang. Du wirst das alles lesen. Denn ich habe das ganze Gesetz: — ‚das Gesetz von Autun‘ — dort hielt ich den Reichstag ab — nenn' ich es — zusammenschreiben lassen auf ein Pergament: das hab' ich, wie vom König, von allen Bischöfen des Reichs, von allen Senioren beschwören, von allen Bischöfen aber auch noch segnen und weihen lassen, und neben dem großen Königssiegel hab' ich sechs der kostbarsten Reliquien in Silberkapseln an golddurchwirkten Schnüren daran aufgehängt: — ich sage dir, die sechs Kapseln sind sechs Kunstwerke: hab' ich doch selbst die aufgepreßten Zierraten gezeichnet, freilich nach heidnischen Mustern, die ich in diesem alten Phöbostempel fand. Hat ein Vermögen gekostet: — etwa zehn Bauernhöfe wert! Dieses hochheilige Weihtum, jetzt den Reliquien selbst an Würde gleich, hängt an goldenen Ketten, an sicherster Stätte: in der Basilika zu Autun über den Gräbern der heiligen Märtyrer. Wehe der Hand, die daran rühren wollte, Patricius, und sei sie noch so edlem Blut entsprossen.“ Hier traf der Blick der stechenden schwarzen Augen so drohend, daß der Laie sich erschrocken bekreuzte: „Ja, der wäre der Hölle verfallen!“ brachte er zagend hervor. Zufrieden mit dem erzielten Eindruck, fuhr der Leiter des Palastes fort: „Solange sie

keinen Führer finden unter den Großen, sind sie nun ungefährlich, die Kleinen. Wenigstens solange ich lebe. Und was nach mir kommt: — was kümmert's mich? Was ist mir dieses Reich der Franken? — Die Scholle, auf die mich der Zufall der Geburt gesetzt. Die heilige Kirche bindet sich nicht an die Gliederung der Völker: — warum soll ich es thun?" „Jedoch," meinte der Römer, „der Staat . . " „Ist des Teufels, wie die Kirche des Herrn. Komm' du mir nicht mit den Heiden, . . . ausgenommen," sprach er und strich wohlgefällig mit der flachen Hand über die Hüfte eines Eros, der aus dem dunkeln Grün einer Lorbeerhecke die weißen Marmorglieder hob, „mit ihrer Schönheit. Ihr Staat aber . . . ? Weißt du, was Sankt Augustinus lehrt? Nur so viel Recht und Berechtigung haben Gesetz und Staat, als die lex aeterna, das heißt die Lehre der Kirche, ihnen zuteilt. Es kann also nie einen Widerstreit zwischen Staat und Kirche geben, wie dieser plumpe Hermengar behauptete, da er mir die Befreiung der Kirchen von der Grundsteuer nicht bewilligen wollte: denn wo der Staat mit der Kirche in Streit gerät, da ist er ja an sich schon im Unrecht." — „Diese Befreiung der Kirche von der Landsteuer, — du hast sie durchgesetzt?" — „Ich sollte meinen! Herr Hermengar spaltet wieder Gotenhelme, dafür taugt er, nicht Rechtsbegriffe, dafür tauge ich. — Aber freilich, auch dies hat viel bös Blut gemacht. Und wahr ist es: unter den unaufhörlichen Spenden an Kirchen und Adel ist der Königsschatz, den Vanning gefüllt hatte, aufs neue geleert, das Fehlende — die Kosten meines Hofhaltes, meiner Bauten, meiner Kunstliebe überhaupt, die Bestechungsgelder an die Großen in fremden Landen, zu Metz, Byzanz, Pavia, Toledo, — all' das muß eingebracht werden durch die Steuern und Fronden der Kleinen. Mein Schatzmeister, Bruder Gairinus, hat

sie verdreifacht, verfünffacht. Es langt nicht! Die Bauern können's nicht mehr. Sie laufen lieber in die Wälder, lassen den Pflug auf dem Acker stehen, der ihnen doch nichts trägt, sie rotten sich dort zusammen in Räuberbanden . . ." „Das ist ja," meinte Hektor erschrocken, „wie zu den Zeiten der alten Ahnen, wie in dem Aufruhr der Bacauden." Leodegar zuckte die Achseln: „Kann's nicht ändern. Bischöfe und Seniores verlangen mit Recht ihren Beuteteil. Und ich: — nun, knausern hab' ich nicht gelernt, du auch nicht! Mögen sie hungern, wir müssen üppig schmausen! Das Volk? 's ist gar kein Rechtsbegriff: — und was ist des ‚Volkes' Wert? Der Thor, Ebroin, er hat's erprobt. Das Volk, dem er — wirklich! — ich weiß es aus seinem Munde: nicht Lüge, nur Wahn ist es von ihm! — helfen wollte — hat ihn mir in die Hand und in den Kerker geliefert. Nieder, was in die Niederung gehört! Aber da bringt Ganymed den Nachtrunk: bester Räter aus dem Castrum Rametzanum, dort an der Etsch — schon Augustus trank ihn gern —! Ein Heilô den Seniores und der Kirche, dem Adel des Geblütes und des Geistes! Sie sind von Gott dem Herrn sichtbarlich berufen zu herrschen, zu glänzen . . ." „Und zu genießen, wie du zu sagen liebst, denn das ist deine Dreieinigkeit!" schloß Hektor, ihm Bescheid trinkend: „Du selbst zugleich ein Edeling und ein Priester höchsten Ranges. — Und so werde ich denn keine Fehlbitte thun an meinen hohen Verbündeten. Es handelt sich nämlich um Aurelia . . ."

Leodegar blieb stehen, hob die Augenbrauen ein wenig und blies leise vor sich hin: „Puh! Schon aus? Das letzte war doch, daß du sie der frommen Muhme entführtest. Auf Frauenraub steht Exkommunikation und — nach deinem römischen Recht — der Tod. Ich habe das Verfahren auf Kirchenbann auf deinen Wunsch niederge-

schlagen, habe sogar — was verboten! — die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten verstattet: — und jetzt soll wohl die Ehe angefochten werden? Ich hörte so was von einer jüngeren Schwester? Ja? Ei, das geht etwas rasch! Die Gemeinde von Marseille wird ein Ärgernis nehmen: — aber das ist sie an dir gewohnt. — Nun, es wird sich wohl ein kanonischer Rechtsgrund austüfteln lassen." — „Nicht doch! Nicht das! Und was die Schwester betrifft — Aureliana heißt sie — so ist Aurelia ... nun, sagen wir: nachsichtig." „Ja, ja, man kann den Frauen die Eifersucht nicht früh genug abgewöhnen. Sie ist ja Sünde! Schließlich — sieh hier an der besonnten Südwand die beiden Aprikosen an Einem Zweig: du hast recht: man soll nicht trennen, was Gott verbunden!" Und er pflückte beide und verzehrte sie, mit Wohlbehagen ihre Süße schlürfend, eine nach der andern.

„Aber nun höre," hob Hektor wieder an. „Die fromme Muhme — der Satan brenne sie für ihre Frömmigkeit! — hat in ihrem Testament zwar ihre beiden Nichten zu einzigen Erbinnen eingesetzt ..." Nun blieb der Bischof abermals stehen und lachte ihm ins Gesicht: „Na, höre, mehr kannst du doch eigentlich nicht verlangen. Du hast beide hübsche Mädchen und beider Geld ... was ... was willst du denn nun noch?" — „Ah, die dumme Gans hat — als sie starb, kam's zu Tage! — ein Drittel ihres unermeßlichen Vermögens den Armen der Kirche ihres Geburtsortes vermacht." — „Ei, Freundchen, gönne ihnen das Drittel." — „Um keinen Preis! Bedenke, hunderttausend Solidi!" — „Und zweimalhunderttausend — plus der beiden schönen Weiber — hast du: ist dir das nicht genug?" — „Nein." — „Nun, dich ehrt deine Offenheit. Ohm Dedo würde seinen Martial anführen: ‚Fortuna multis dat nimis, satis nulli, das Glück giebt vielen zuviel,

genug keinem!' Der Geburtsort ist ...?" — „Clermont." Abermals hemmte Leodegar rasch den Wandelschritt. „Oh ... Oh ..." pfiff er leise vor sich hin. „Praejectus also, mein alter Widersacher, ist zuständig zur Klage? Ei, das reizt mich." — „Herrlich!" „Das heißt," der Bischof begann, kopfschüttelnd, aufs neue zu wandeln, ... „die Sache hat ihre Dornen! Zwar gerade die feine Rechtsfrage würde mich anziehen. Man müßte," er grübelte vor sich hin, „man müßte die alte wurmstichige falcidische Quart aus dem römischen Recht ... was verstehen unsere Richter viel davon? Große lateinische Brocken machen ihnen gewaltigen Eindruck. — Allein es wäre wieder Wasser — Vollwasser! — auf die Mühle der Unzufriedenen. Wieder eine ‚Beraubung' (— unrichtig: zum Raub gehört Gewalt! —) der kleinen Freien zu Gunsten des Weltadels, würden sie schreien. Und wenn dies Geschrei immer wieder zu den Ohren des Königs dringt ..." — „Ich denke, er folgt dir?" — „Ja, ja. Doch scheint er in der letzten Zeit manchmal des Vormundes müde, so freien Spielraum ich ihm lasse für seine ... Freuden. Mitten durch seine Liederlichkeiten dringt manchmal ein anderer Ton: — ich weiß, woher der klingt!" — „Woher?" — „Aus Chelles. Die Heilige und die alte Betschwester Leutrud schreiben ihm fromme Briefe, bisher unschädliche: ich lese sie ja alle heimlich vor ihm: aber in dem letzten haben sie ihm von der Not der Freien vorgejammert, die im ganzen Reiche unter dem Steuerdruck seufzen! Ja, und — denke nur! — am Schlusse hieß es: ‚erwäge, daß dem Königtum der Adel über die Krone zu wachsen droht, während deine einzige wahre Stütze gerade gegen diesen Adel jene verzweifelnden kleinen Freien sind'." — „Bei Sankt Martin! Das ist nicht mehr Frömmigkeit, nicht mehr Weibergewäsch, das ist ..." — „Staatskunst. Seine

— Ebroins! — Staatskunst! Ich kenne sie inwendig und diese Weiblein haben sie auswendig gelernt. Denke nur, das Königsbürschlein stellte mich ordentlich zur Rede und verlangte meine Meinung über diesen Satz." — „Nun, du wirst ihn . . ." — „Ich hab' ihn nur an die zweitausend Bauern erinnert, mit denen jener Hochverräter den Willen des Hoftages brechen wollte. Ich hab' ihn erinnert, wie dieser Bauerntrotz sich schon gegen seinen großen Ahn, den ersten Chlodovech, erdreistete: — die Geschichte jenes Kruges von Soissons, — ein frecher Heermann zerschlug ihn, als ihn der König über seinen Beuteteil hinaus verlangte — sie blieb ihm nicht erspart, das magst du glauben. Nun, das half für diesmal. Aber auf wie lange wirkt's? Mischt sich freilich mein alter Feind Praejectus ein, dann erheischt es die Selbsterhaltung . . . Was ist's, was meldest du, Akoluth?" Der reichte unter tiefer Verneigung auf flacher goldener Schale ein kleines Pergament hin.

„Ein Breve? Vom König? Du verstattest, daß ich lese: . . . ‚Begieb dich sofort zu mir und lade durch Eilboten den Patricius Hektor von Marseille. Er ist schwer verklagt — auch du bist mit bezichtigt — durch den ehrwürdigen Bischof von Clermont.'"

Beide zuckten zusammen.

„Gut," sprach Leodegar, sofort gefaßt. „Das ist ein Trompetenstoß: er ruft zum Kampf. Komm, tapfrer Hektor! Hier gilt's mehr als jene paar Solidi: das wird der Kampf auf Tod und Leben."

II.

Mehrere Tage waren hingegangen über die Verhandlungen, die zwischen dem Kläger Praejectus einerseits, dem Beklagten Hektor und dessen Rechtsbeistand Leodegar andrerseits vor dem König waren geführt worden.

Nach Vernehmung von Zeugen, Verlesung und Vergleichung von Urkunden war auf den dritten Dienstag nach Pfingsten abermals ein Gerichtstag in dem Palatium zu Paris anberaumt worden: — in weitgestreckter Frist, den Parteien Zeit zu lassen, noch andere Beweismittel beizuschaffen. Ein geschäftiges Mühen von abreitenden und einsprengenden Boten aus dem Königspalast, dem Hause Leodegars, dem Kloster des Iren Columba, in dem Praejectus abgestiegen war, ließ erkennen, wie eifrig der wichtige Handel betrieben wurde. Denn in der That, nicht mehr bloß um jenes fromme Vermächtnis handelte es sich.

Die festgesetzte Stunde war lange verstrichen, die Urteiler, die Parteien und ihre Begleiter harrten schon ungeduldig auf den breiten Stufen der Freitreppen, die zu dem Palast hinaufführten, die Sommersonne brannte heiß auf diesen Marmor und die Bänke der Urteiler, als endlich die Vorhänge rauschten, die in das Innere führten und unter Voranschritt des Pfalzgrafen der Merowing erschien. Schleifenden Ganges kam er geschlichen: er versank und verschwand in dem für Erwachsene bemessenen Königsmantel, den die goldgestickten Bienen allzulastend beschwerten. Mit einem müden Nicken des Kopfes erwiderte er die ehrdienigen Grüße der Versammelten: es war ihm sichtlich eine Mühe, die schweren Lider der Augen aufzuschlagen: die Jahre unüberwachten, ungezügelten Lebens hatten offenbar in der Zerstörung dieses jungen Lebens starke Fort-

schritte gemacht. Wie er die paar Stufen des mit Purpur ausgeschlagenen, von einem Purpurbaldachin gegen die Sonnenstrahlen überdachten Thrones hinanstieg, strauchelte er über das lange Schwert, — das unnütze! — das ihm vom breiten, goldgestickten Wehrgurt niederhing: er wäre gefallen, hätte nicht Leodegar, hinzuspringend, ihn mit seinem Einen Arm gehalten, ja den schon Gleitenden wieder aufgerichtet.

Ein finstrer Blick ward sein Dank: „Höchst überflüssiger Eifer, rector palatii," sprach der Knabe. „Voreilig! Zur Schau getragen! Der Enkel Chlodovechs bedarf nicht der Stütze auf seiner Ahnen Thron. — Entschuldige," fuhr er in ganz anderem Tone fort, „ehrwürdiger und teurer Herr Bischof von Clermont, daß ich dich warten ließ. Mein Arzt hat verboten, mich zu wecken. Da ich des Nachts nicht Schlaf finde, muß ich lang in den Tag hinein .... O, schiebt mir ein Kissen hinter den Rücken: — er schmerzt. Nun, beginne oder vielmehr fahre fort in deiner Klage, Praejectus."

Die vielen Jahre hatten das Haar des Bischofs völlig mit Silber überhaucht, seine Haltung war nun die eines alten Mannes: aber die großen, durchdringenden blauen Augen hatten ihren hellen Glanz behalten und die Stimme ihren kräftigen Wohlklang.

„Herr König, der Fürsprech des Beklagten hat zuletzt vorgebracht, auch wenn das von ihm angefochtene Testament der Domna Benigna zu Recht bestände, — kraft Eurer Herrschergewalt hättet Ihr zu verhüten, daß soviel Geld den nächsten Erbinnen entzogen und den Armen zugewendet werde." „Jawohl," rief Leodegar. „Wie sagt die Lex Romana? ‚princeps legibus solutus' das heißt: der Herr König steht über Gesetz und Recht und: ‚regis voluntas ....' oder, was dasselbe ‚salus publica suprema lex esto,' des

Königs Wille (der stets gleich ist mit dem öffentlichen Wohl) ist oberste Richtschnur des Handelns."

Das schien dem Knaben da oben auf seinem Purpursitz gar wohl zu gefallen: freundlich nickte er jetzt dem Unterbrecher zu. „Mit Urlaub, Herr König, das war niemals Recht im Volk der freien Franken," sprach da der Pfalzgraf Bodilo, Aigulfs Nachfolger, „und solche Rechtsbelehrung muß ich schelten." „Bist du gefragt?" zischte der König und ballte die dünnen Finger um den Drachenknopf der rechten Armlehne. „Nein! Aber meines Amtes ist's, ungefragt den richtigen Gang des Rechts vor dem Hofgericht zu überwachen: und ich wache schärfer als Aigulf." Der bleiche Jüngling drückte die Augen zu: „Warte nur: Hähne, die zu laut krähen, krähen nicht lange," murmelte er aus halbgeschlossenem Munde. „Ich aber sage dir, Herr König," fuhr Praejectus fort, „du sollst ein König sein nicht nur für die Großen und Reichen, vorab ein Schirmer und Schützer der Kleinen und Armen, die sich selbst nicht schützen können: das gelobtest du in deinem Königseid und das sollst du halten oder wehe deiner Seele nach dem Tode!"

Der Kranke zuckte zusammen.

„Die Not der Kleinen in deinem Reich ist aber himmelschreiend! Die Bauern um Clermont, um Rouen, um Poitiers, um Tours, um Orléans haben's nicht mehr ertragen. Sie haben zu den Waffen gegriffen!" „Aufruhr? Infidelitas!?" rief der bleiche König und fuhr empor. „Ich darf's nicht entschuldigen, aber ich muß es begreifen," schloß der Kläger. „Bah," rief Hektor, ans Schwert schlagend. „Ich sprenge diese Haufen von Knüttel- und Sichelträgern mit meinen siebzig Vasallenreitern allein auseinander."

Da winkte Praejectus und aus den ihn verdeckenden

Priestern seiner Begleitung trat ein stattlicher Krieger in voller Waffenrüstung hervor.

„Herzog Hermengar!“ rief der König erstaunt. „Du hier? Du solltest ja die Feinde an der Gotenmark zurückwerfen!“ — „Sie sind geworfen. Aber schleunig rief mich von dem Siegesfeld bei Nîmes zurück der Hilfeschrei deines Schatzmeisters . . .“ „Was ist mit meinem Bruder?“ forschte Leodegar bestürzt. „Geschlagen ist er, aufs Haupt geschlagen von den verzweifelten Bauern, die er in ihren Wäldern bei Orléans aufsuchte, sie selbst als Schuldknechte zu greifen, nachdem er ihnen das letzte Rind, den Pflug und das elende Bett genommen. Schwer verwundet liegt er zu Orléans: mit Mühe rettete ich die noch Übrigen seiner Schar. Schaff' Hilfe, Herr König, oder diese Flammen schlagen über dir zusammen.“ „So übel hat man mich bisher beraten?“ grollte der und sah drohend auf den Leiter des Palastes.“ „Und in solcher Zeit will man den Armen von Clermont entreißen, was ihnen frommer Sinn gespendet hat?“ rief der Bischof. „Gemach,“ entgegnete Leodegar unerschüttert: „‚Justitia fundamentum regnorum‘. Auf gerechtem Gericht ruht alles Königtum. Die beiden Nichten sind die nächsten, die einzigen Familienerben: ihnen gehört die ganze Erbschaft: — denn jenes Testament oder doch das zugefügte Vermächtnis ist — falsch.“

„Falsch? Falsch?“ ging es da mit staunendem Gemurmel durch den Umstand. „Gieb acht, was du sagst,“ warnte der Pfalzgraf. „Auf diesem Wort, kannst du es nicht beweisen, steht . . .“ „Ehrlosigkeit, ich weiß,“ entgegnete der Fürsprech.

„Ich schelte die Urkunde falsch mit meinem Schwert,“ rief Hektor. „Kampflich steh' ich für die Schelte ein.“ „Wo ist das Pergament?“ fragte der König. „Hier,“ sprachen Kläger und Beklagter zugleich. Und beide reichten

ihm je ein Exemplar der Urkunde auf den Thron, sie auf seinen Schos legend.

„Seht nur genau hin, Herr König! In beiden Exemplaren — Praejectus vertraute mir das seine auf kurze Zeit an — ist die Zeile, die das Vermächtnis enthält, mit andrem Atrament — jüngerem — geschrieben oder doch übermalt.“ „Unmöglich!“ rief Praejectus. „Das hab' ich vorher nie wahrgenommen.“ „Doch ist es so,“ sprach der König. „Sieh her: . . . dies ist doch dein Exemplar? Das mit dem Bischofkreuz gezeichnete?“ — „Jawohl. Eben erst gab mir's Leodegars Tabellio zurück: ich zog es noch nicht aus der hölzernen Hohlrolle. Was . . . was sehen meine Augen? Wirklich . . . . das ist andre Tinte . . . .“ „Und ebenso in unsrem,“ sprach Leodegar mit dem Finger auf die Zeile deutend. „Schau nur her, Kläger.“ Aber Praejectus starrte noch immer auf das Pergament . . . „Das . . . das war früher nicht. Das ist . . . Zauberei. Oder“ — nun richtete er plötzlich die leuchtenden Augen auf den Bischof von Autun „oder . . . Schlimmeres.“ „Was soll das heißen?“ rief der laut. Aber die Entrüstung schien gemacht und er senkte dabei die schwarzen Wimpern. „Ich . . . ich wage nicht . . noch nicht,“ fuhr der Ehrwürdige fort, seine Stimme bebte . . . „gegen einen Bruder im hohen Amt . . . Aber ich begreife nicht . . .“ Da sprach Bodilo, der Pfalzgraf: „Mit Gunst, Herr König: beide Urkunden sind nur Abschriften: beglaubigte zwar, aber doch nur Abschriften. Wo ist die Urschrift?“ „Verloren, leider verloren!“ erwiderte Leodegar achselzuckend. „Ja, verloren,“ wiederholte Praejectus. „So muß auch ich annehmen. Zwar fand ich in dem Nachlaß der frommen Frau — all' ihre Urkunden hatte sie vor ihrem Tode mir versiegelt zur Aufbewahrung übersandt — einen schmalen Pergamentstreifen, — hier ist er, Herr König, — auf dem offenbar

geschrieben stand, wo die Urschrift — zur sichern Behütung — hinterlegt war: ‚in Kloster . . .‘ hieß es: allein der Name des Klosters ist abgerissen: ich fand nur einen kleinen Fetzen, die Buchstaben darauf waren unleserlich. Ich sandte nun umher an alle Klöster, um Clermont, um Marseille... vergeblich.“ „Nun, unmöglich,“ höhnte Hektor, „können wir warten, bis alle Klöster des Frankenreichs ihre modernden Urkunden durchstöbert haben. Herr König, ich heische ein Urteil des Hofgerichts.“ Da eilte ein Geistlicher des Praejectus in den Palast und flüsterte ihm ins Ohr: hochauf horchte der. „Jawohl,“ fuhr Hektors Fürsprech fort, „die beiden allein vorgelegten Abschriften sind gefälscht: es liegt also kein Testament vor und jede der beiden Nichten erbt die Hälfte. Ich heische das Urteil des Pfalzgerichts.“ „Rasch, rasch,“ rief Praejectus dazwischen. „Herein, herein mit ihr.“ „Was unterbrichst du die Verhandlung?“ grollte der König, dem das lange Sitzen verleidet war. „Herr König,“ warf der Pfalzgraf ein, „noch ist der Beweis in vollem Schreitegang. Laß den Kläger gewähren. Welch' neue Beweismittel bringst du noch vor?“ „Eine Urkunde,“ rief der, „und eine Zeugin. Platz! Platz! Gebt Raum dort an der Thür: Platz für die Königin Balthildis.“

III.

„Was will die Nonne wieder in der Welt?“ grollte Hektor leise. „Wer hat ihr verstattet, ihr Kloster zu verlassen?“ zürnte Leodegar laut. „Es steht unter dem Bischof von Paris. Ich werde den fragen, ob er . . .“

„Nicht weiter, Rektor," entgegnete der König. „Ich habe es vor sieben Tagen unmittelbar unter die Krone gestellt. Willkommen, heilige Frau Mutter! Was führt dich hierher?" Erschöpft sank die Frau auf eine Polsterbank, die ihr die Geistlichen des Praejectus hinschoben: man sah an ihrem langen weißen Nonnengewand die Spuren hastigen Rittes über schmutzige Wege. „Was mich — gegen meinen Willen! — aus der Stille des Klosters hierher führt? Die Pflicht, mein Sohn, die Pflicht, für die Wahrheit, für die bedrohten Armen Zeugnis abzugeben. Sobald der Bote dieses ehrwürdigen Dieners Gottes dort mit seiner Frage mich erreichte: — er meldete, heute schon falle hier die Entscheidung! — raffte ich mich auf, holte die mir anvertraute Urkunde aus dem Altarschrein, wo wir sie verwahren, und eilte — mit Verstattung der Frau Äbtissin — so rasch mich das Maultier tragen konnte, hierher, ohne Rast, ohne den Zügel zu ziehen. Hier ist die Urschrift des Testaments meiner alten Freundin Benigna. Und nun erfüll' ich zugleich die Bitte der Sterbenden: sie beschied mich an ihr Lager, sie beschwor mich, mit aller meiner Macht dafür einzustehen, — ich war damals noch Regentin dieses Reiches! — daß das Drittel ihres Vermögens, wie sie es in dieser siebenfach versiegelten Urkunde — seht hin, die Siegel sind unverletzt! — bestimmt habe, doch auch gewiß den Armen von Clermont zukomme: denn sie fürchte alles von dem Patricius Hektor. Ich leistete ihr den Eid, den sie verlangte, und stehe jetzt hier, ihn zu erfüllen. Schirme das Recht, mein König und mein Sohn."

Da durchdrang gewaltige Aufregung das Pfalzgericht: Leodegar erbleichte, Hektor griff trotzig ans Schwert.

Mit zitternden Händen zerschnitt der König mit dem Kurzschwert, das ihm der Pfalzgraf reichte, die Ver-

schnürung, die, unter den Siegeln hinlaufend, das Pergament zusammenhielt, entfaltete es und las: . . . „den dritten Teil aber meines Nachlasses vermache ich den Armen der Kirche zu Clermont unter Verwaltung des hochehrwürdigen Bischofs dort und ich bedrohe mit dem Fluche der ewigen Verdammnis Hektor, den Gatten meiner Nichte, und jeden sonst, der diese fromme Zuwendung anficht und jeden seiner Helfershelfer bei solchem Frevel und den Herrn König . . ." — erschrocken schlug der ein Kreuz. „Und den Pfalzgrafen und das ganze Pfalzgericht, das dieses Recht der Armen brechen wollte. Und dieses Vermächtnis hab' ich auch in die beiden Abschriften dieses Testaments genau eintragen lassen, die ich für den Bischof von Clermont und für meine Nichte Aurelia heute habe schreiben lassen. Diese Urschrift aber habe ich, wie ich in einer Schedula in meiner Urkundenvase verzeichnet habe, in dem Kloster Chelles unter der Obhut meiner gnädigen Gönnerin, der Frau Königin Balthildis, hinterlegt, deren Treue und Frömmigkeit ich die genaue Ausrichtung empfehle. Gott gnade meiner Seele in Ewigkeit. Amen!"

Tiefes, eisiges Schweigen folgte auf diese Verlesung, die der König in wachsender Erregung zu Ende führte. „Herr Rektor des Palastes," rief er nun aufspringend, mit einer Schnellkraft, die überraschte, „und du, Patricius, was sagt ihr hierzu?" Und drohend hob er die Urkunde empor: sie knisterte in seiner vor Zorn bebenden Hand.

Hektor fand kein Wort; finster sah er zu Boden.

Leodegar aber hatte sich gefaßt: er warf das schwarze Haupt trotzig in den Nacken und sprach: „Ich verlange, daß man augenblicklich den Schuldigen verhafte, meinen Geheimschreiber Dessavus. Aber rasch! Denn er verlangte dringend Urlaub: — im Gefühl wohl der Gefahr. Vielleicht ist er schon entflohen." „Du aber sollst uns

nicht entfliehen, Fälscher," schrie der König außer sich „und nicht dein Geselle. Auf, Lanzenträger, ergreift beide und führt sie in die Kerker des Palastes — in dasselbe Loch," grinste er, „wohin ihr damals Ebroin gebracht habt. Denn, — wie hat er doch gesagt, der gelehrte Bischof? — ‚Justitia fundamentum regnorum'."

IV.

In dem düsteren unterirdischen Gewölbe der alten römischen Wasserheizung, in das nur durch eine schmale Ritze im Gemäuer einiges Dämmern drang, gab sich Hektor dumpfer Verzweiflung hin. Unablässig durchmaß er mit hastigen Schritten den engen Raum, seufzend, stöhnend, fluchend. „Ah," rief er, jede Waffe haben sie mir abgenommen. Sonst hätte ich ein Ende gemacht. Aber diese Mauern sind hart genug: — ich werde mir den Schädel daran einrennen."

„Das wirst du bleiben lassen," meinte sein Schicksalsgenosse gleichmütig, sich in einem Winkel des achteckigen Raumes niederlassend und den Rücken an die Wand lehnend. „Es würde deine Seele reuen, sähe sie — vom Fegefeuer aus — mich alsbald aus dieser Finsternis wieder zu Licht und Glanz aufsteigen." — „Fegefeuer! Ach nein! Arger Bischof! Dein schlimmer Rat, dem ich — wie immer — allzuwillig folgte . . ." — „Bitte: der eigenen Geldgier bist du gefolgt. Ich mahnte, den Armen jenes Scherflein zu gönnen." — „Hat mein Leben in Gefahr, meine Ehre in Schmach, meine Seele in die Hölle — fürcht' ich — gebracht." — „Die Hölle! Ihr dummen Laien!

Ihr wollt durchaus nicht begreifen, daß Sankt Petrus, der die Macht hat, zu lösen, nicht unerbittlich ist. Ich habe längst im Leben für die Heiligen soviel gespendet und in meinem Testament für meinen Todesfall bestimmt, daß ich sicher bin, ich habe mich von der Hölle losgekauft, ich mag nun noch beginnen, was ich will. Ohne diese Überzeugung" — ein Schauer durchschüttelte ihn — „müßt' ich freilich verzagen, verzweifeln, vergehen vor Angst! — Also mit der Hölle hat das gute Wege. Und dieser Aufenthalt hier ist allerdings keine lustige Sommerlust wie die auf unsern schönen Villen. Aber er wird nicht lange dauern."

„Woher weißt du . . .?" — „Genug, ich weiß. Und sind wir erst wieder frei und da oben im Licht, dann —" er sprang plötzlich auf und ballte die Faust, „dann — wehe unsern Feinden! Praejectus! Nichts ist dir geschenkt! Und die Heilige, wenn sie nicht bald stirbt, — nicht ganz geschwind! — kommt mir in ein Kloster, dessen Schlüssel ich führe." — „Aber die Urkundenfälschung?" — „Hat natürlich mein Schreiber verübt: — und der ist schon seit vorgestern über die Berge nach Italien. So können sie ihn nicht auf der Folter fragen. Wir aber sind eben von ihm getäuscht worden." — „Wird der König das glauben?"

Leodegar stampfte mit dem Fuß. „Der Abgrund verschlingt den Knaben Childerich, bevor er uns weiter schaden kann. Dies Gebilde, das Werkzeug meiner Hand, es sträubt sich gegen mich? Hei, fort mit der Mischung von elender Manneschwäche und knabenhaftem Trotz."

„Du willst ihn . . .?" — „Stürzen will ich ihn! In ein Kloster mit dem Undankbaren!" — „Wahrlich, dein kühnes Planen ist erstaunlich. Du liegst hier im Kerker und schickst andere ins Kloster." — „Ich habe seinen Nachfolger schon bereit." — „Wer . . . wen? Aber wie

müßig, solches zu bereden!“ — „Meinst du? Ich aber sage dir: zwar noch die Mitternacht, aber nicht die Morgenröte mehr findet uns hinter dieser Eisenthüre.“

V.

Und also geschah’s.

Bald nach Mitternacht ward draußen auf dem mit Granitquadern belegten Gange vor dem Achteck des Gewölbes, das als Kerker diente, ein leiser Schritt vernehmbar, den nur die schlummerlos und eifrig Harrenden hören konnten: bald ward ein Schlüssel angesteckt: er knarrte nicht: — er war in Öl getaucht: — geräuschlos öffnete sich das Schloß, geräuschlos ging die schwere Pforte nach außen auf, eine Hand griff herein und zog den zunächst Stehenden über die Schwelle: es war Leodegar. Hektor zögerte, zu folgen: „Wohin? Es kann ein Mordbote des Königs sein!“ „Schweig, bei allen Heiligen!“ flüsterte der Bischof zurück. „Schweig! Gieb mir die Hand. So! Nun bücke dich. Die Wasserleitung ist niedrig.“

Nach zwanzig vorsichtig getasteten Schritten standen sie abermals vor einer Thüre: diese war bereits angelehnt, ihr Führer stieß sie auf: da leuchteten von dem dunkeln Himmel die Sterne auf sie herab: tief sogen sie die weiche Luft der Sommernacht ein, die sie nun statt der dumpfen, feucht moderigen in den ewig triefenden Wassergewölben begrüßte.

Eine zweite Gestalt trat hinter den dichten, dunkeln Ligusterbüschen hervor: nun erkannte Hektor, daß sie außerhalb der Mauer des Schloßgartens angelangt waren: ein

Pferd wieherte, eine Waffe klirrte: er fühlte, wie ihm ein Wehrgehänge mit einem Schwert umgegürtet ward. Bald saßen die Flüchtlinge auf zwei raschen Rossen und stoben die große Straße hinab, die gegen den Strom hin führte — ohne Laut: die Hufe waren mit Stroh umflochten. Wo die Straße an den Fluß stieß, lag am Ufer ein Nachen: der Ferge empfing sie schweigend: vorsichtig wurden die Gäule, dann die Reiter eingeschifft, bald schossen sie stromabwärts dahin.

Als die Sonne über die Höhen von Saint Ouen emporstieg, waren sie schon lang in Sicherheit und trabten was die Pferde laufen konnten auf der guten alten Römerstraße in der Richtung nach Rouen gen Nordwest. „Höre," rief Hektor, nun seine Neugier nicht mehr zügelnd, „wären wir unschuldig, — ich glaubte an Wunder. . . . . . So aber . . .! Erkläre dieses . . . Unerklärliche!" — „Sehr einfach. Schon seit Jahren war ich darauf gefaßt, einmal bei einem Umschwung des Glücksrades in jene Tiefen geschleudert zu werden. Oder vielleicht einen Freund daraus befreien zu wollen. Oder auch etwa einen dort in Untersuchung gehaltenen Feind rasch verstummen lassen zu müssen. Der Kerkerwart und seine beiden Söhne beichteten mir einen Raubmord, den sie gemeinsam an einem Gefangenen verübt hatten. Ich sprach sie los unter der Bedingung, daß sie mich, käme ich je dorthin, erlösten in der ersten Nacht. Sie hielten Wort. Die fromme Menge aber wird in unserer wunderhaften Befreiung einen Beweis unserer Unschuld sehen. Schon gar mancher Engel des Herrn, der Gefangenen die Kerkerthüre erschloß, trug wohl statt der Flügel — die richtigen Schlüssel. Aber horch! Von dort — aus dem Gehölz her — zur Linken der Straße — tönen Stimmen: — da tritt ein Mann — schon sind es

zwei, vier — aus dem Dickicht vor den Waldeingang: — sie haben uns gesehen: sie rufen uns an." „Wer mag das sein?" sprach Hektor und griff ans Schwert. „Sollen wir halten?" „Laß sehen!" sprach der Bischof sich vorbeugend. „Gewaffnet sind sie: — wohl Wachen oder Späher . . .? Jetzt tauchen noch mehrere auf. Aber es sind keine Reiter darunter. Ich meine, wir jagen mitten durch sie hin." „Ja," so stimmte Hektor bei, sich umwendend, „denn da von rückwärts, wo wir herkommen, taucht ebenfalls ein Haufe aus dem Waldessaum auf: Waffen blitzen dort im Morgenlicht." „Also vorwärts. Und durch!" rief der Bischof und beide sprengten, was die müden Gäule noch laufen konnten, gerade aus auf der Straße, die durch den Wald vor ihnen führte.

Aber nun ward plötzlich dieser Wald lebendig.

Aus jedem Busche, hinter jedem Baum und Strauch hervor, auf beiden Seiten der Straße sprangen Männer, schlecht gewaffnet, aber gewaffnet, ohne Helm, Brünne und Schild, jedoch mit Knütteln, Sensen, Sicheln, Dreschflegeln bewehrt, und — was hier gefährlicher war! — mit Bogen und Pfeil.

„Halt! Steht! Halt, in des heiligen Hungers Namen!" schrie es den beiden Reitern entgegen und — bald — nach. Die trieben die Rosse mit lautem Zuruf an. Sie kamen aber nicht weit.

Ein Pfeil traf Hektors Pferd, ein mächtiger Stein das des Bischofs: beide Tiere stürzten. Im Augenblick waren sie umringt von dem tobenden Haufen. Beide Flüchtlinge ergriff eisiger Schreck bei dem Anblick.

Denn nicht Menschen, — böse Dämonen schienen es, die einen höllischen Tanz um sie aufführten: Weiber unter die Männer gemischt und gräßlicher, grimmiger anzuschaun als diese: alle in Lumpen gehüllt, Haar und Bart ver-

wildert, barhäuptig, bararmig, barfüßig, die Gesichter vom Hunger, vom Elend, vom Haß abgemagert, entstellt, angefressen; die tief eingesunkenen Augen glänzend im Glanz des Fiebers, die hageren Finger wie Krallen gegen die Ergriffenen ausgestreckt; ein teuflisches Gejohle und Gehöhn, nicht Worte einer Sprache, schlugen an ihr Ohr. Gleich die ersten Männer und ein Weib, die sie erreichten und ihre kostbaren Gewande wahrnahmen, schwangen ohne weiteres die breiten Gürtelmesser über sie: — das Weib hob drohend eine Spindel, deren eherne Spitze, scharf zugefeilt, blitzte.

Da gebot eine rauhe Stimme von rückwärts:

„Halt! Laß, Nachtfahre! Brüder, laßt noch! Erst sehen, wer die bunten Vögel sind.“ „Laß sie mich am Spieße braten!“ gellte das Weib. „Lebend sind sie vielleicht mehr wert als tot. Wer seid ihr?“ rief der Führer, ein baumstarker, vierschrötiger Kerl, der, die ungeschlachten Glieder im übrigen von ungegerbten Fellen mangelhaft verdeckt, um die Schulter wie eine Schärpe einen reich mit Gold gestickten schmalen Purpurstreifen geschlungen hatte, in dessen Knoten eine lange krumme Sichel baumelte; in der Rechten trug er eine dreispitzige Mistgabel. „Sprecht, wer seid ihr, feine Herren?“

„Schweig!“ warnte Leodegar. Aber es war zu spät.

„Elender,“ schrie Hektor den Führer an und zog das Schwert, „wie kommst du zu diesem Purpur? Ich erkenne ihn an den goldenen Buchstaben. Das ist ....“ „Das war das Banner des Schatzmeisters Gairin .. Mit dieser Faust riß ich's seinem Vandalar aus der Hand. Aber ich habe zu fragen, — nicht du. Wer seid ihr? Redet oder ....“ Und drohend hob er die blutgefärbte Gabel.

„Wir sind eure Freunde,“ hob Leodegar an: „denn ihr tragt diese Waffen doch gegen den König? Wohlan,

wir sind Gefangene, soeben ihm entsprungen. Schützt uns: — er ist unser Feind wie der eure."

Aber nun hatte der andere Hause, von hinten, von Südosten heraneilend, die Stelle erreicht.

„Zu rechter Zeit zusammengetroffen, Blutigel," rief dessen Führer, ein buckliger kleiner Knirps, ein Kelte aus Aremorica, von brandrotem Haar den dicken Kopf umstarrt. „Wie versprochen! Jetzt geht's gemeinsam auf Rouen. Aber wen habt ihr da?"

„Wir wissen's noch nicht, Brandhahn. Der da ist ein Priester: . . . seht die Verscherung." Da warf sich der Rotkopf vor Leodegar auf beide Kniee, ließ die scharfgeschliffene Sense, die er auf der Schulter trug ins Gras fallen und flehte weinerlich: „Deinen Segen, heiliger Vater, deinen Segen, bevor ich dich vielleicht abwürgen muß." „Hui," rief da ein Dritter der Neuangekommenen, den Dreschflegel hebend, „aber der andre da, der mit dem Schwert, — ei, das ist Hektor von Marseille! — Ich kenn' ihn! Er hat sich meinen alten Vater als Schuldknecht eingefangen." „Was? Hektor? Der Patricius?" schrie da eine heisere Stimme. Und aus dem hintersten Haufen sprang, von Ruß über und über bedeckt, barhäuptig und barbeinig bis ans Knie, herzu ein riesenlanger Köhler. Sein struppiges schwarzes Haar war, eine Wunde zu bergen, um den runden Kopf mit einem roten Lappen zusammengebunden. „Hund! Wo hast du meine Schwester hingeschleppt?" Und er schwang den wuchtigen Schürbaum hoch in der Luft und zerschmetterte dem laut Aufschreienden den Schädel. Sein Blut spritzte in Leodegars Gesicht.

„Brav, Reißewolf! Nun nieder auch der Priester!" schrillte das Weib. „Hilf mir doch, Raubrabe, trauter Buhle!" Auf diese Mahnung trat ein hübscher Bursche vor und zückte den Dolch gegen Leodegar. „Alles, was du

willst, süß' Schätzlein!" lachte er. „Halt! Nein, Nachtfahre! Zurück, Raubrabe, du zärtlicher Bräutigam! Nicht doch!" gebot der Schwarzkopf. „Er sagt, er sei dem König entsprungen. Fesselt ihn! Aber fest! Die Arme, auch die Fußknöchel bindet ihm zusammen. Und werft ihn auf meinen Leiterwagen. Und schickt ihn dem König zurück nach Paris. Der zahlt wohl hohen Preis für ihn. Und jetzt vorwärts, ihr Brüder in Sankt Hungers Orden, vorwärts gegen Rouen!"

Zweites Buch.

I.

Auf der grünen Insel des heiligen Patricius lag, in tiefstem Frieden, weltentrückt, das Kloster des Apostels Markus mit seinen edeln, romanischen, würde- und weihevollen Formen.

Die Sonne sank über dem fernen Wald im Westen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen wie den roten, den Römern entlehnten Ziegelbau der Kirche, der nun im warmen Lichte erglühte, so die weiß bekalkten Mauern, die den Klostergarten umhegten; die Zinnen waren von wucherndem Epheu wie überschüttet: Tausende von Bienen trugen aus den gelblichen Blüten heim: ihr Summen glich einem leisen, langen, andauernden Gebet.

Und zu beten, in Gebet versunken zu liegen schienen Himmel und Erde und Meer und die ganze Natur.

Im abendlichen Blau glänzten, zart rosa angehaucht, zahllose kleine Wölkchen, alle im Halbrund, zierlichen handgroßen Muscheln vergleichbar: auf der glatten, ebenso blauen Meeresflut dort unten an der Küste zogen sie, genau gespiegelt, ein zweites Mal dahin. Kaum wahrnehmbar rauschte die letzte leise Welle der ebbenden See an den weißen Sand des vielzerklüfteten Gestades.

Ein langer Zug von Silbermöwen strich langsam, mit

feierlichem, seltnem, langaushaltendem Flügelschlag, den Saum des Ufers entlang auf ein sanft wogendes Schilficht zu, dort auf schmalem Werder zu übernachten.

Die blumigen Sommerwiesen, von roten Feldnelken, gelben Butterblumen, blauen Glocken dicht übersät, schimmerten im Abendlicht; die müden Falter flogen langsam über die sanft nickenden Halme hin: auch sie suchten beim Sinken der Sonne die Ruhe.

Aus dem dunkeln Wald gemischten Schlages, — Tannen und Buchen, — der im Westen das friedliche Bild abschloß, drang feierlich flötend das wohllautreiche Abendlied der Amsel. Auch der schmale Bach, der zuerst die Gartenmauern des Klosters umgürtete und dann in sanftem Gefälle zu Thale rann, schien langsamer als am Tage zu fließen: es eilte ihm nicht, das schöne Gelände zu verlassen: ohne rippelnde Wellen, eben floß er dahin: nur zuweilen hüpfte aus der glatten Flut ein Asch oder eine Forelle, nach einer der zahllosen Mücken schnappend, die im Sonnenschein über dem Wasser hin ihren geflügelten Reigen tanzten.

Und der tiefe Friede, die Stille des Abends ward auch nicht gestört durch das seltne und leise Silbergetön, das ein paar weiße Schafe hören ließen, die einer kleinen Herde führend voranschritten: die Tiere stiegen gemächlich, immer wieder haltend und wählerisch aus den dicht sprießenden Blumen den Wegerich, die Weißgarbe, die jüngsten Kleeblätter rupfend, den sanften Wiesenhang hinan, der, den Bach entlang, aus dem Thalgrund gegen die Pforte in der Gartenmauer auf der Hügelkrone hin sich erhob.

Hinter den willig schreitenden Tieren, deren kostbare Wolle, musterhaft sauber gehalten, in hellstem Weiß leuchtete, schritt die junge Hirtin, ein Kind von kaum sechzehn Jahren; die schmalen Füßlein trugen keine Schuhe: das einzige Gewand, ein Linnenrock, hellblau wie die Blüte des Flachses,

reichte kaum bis an die feinen Knöchel: um die noch kindlichen Hüften hielt das Kleid ein geknoteter Gürtel von weißer Wolle zusammen und auf der linken Schulter festigte den Überwurf ein kleiner Zweig vom Rotdorn, dem die schmale weißrote Blüte belassen war; das braune Haar flutete, gelöst, vom unbedeckten Haupt in breitem Strom über den Rücken hin bis auf den Gürtel; in der Rechten hielt sie die schwanke Haselgerte, deren sie kaum je bedurfte; die Linke ruhte auf dem breiten Kopf des prachtvollen hochschreitenden Schäferhundes, dessen zottiges, dunkelgelbes Fell jetzt in der Sonne wie Gold leuchtete, wie er bedächtig, — wie nachdenksam — neben der Kleinen dahinschritt, zuweilen mit den klugen treuen Augen ihren Blick suchend.

Wie sie so langsam wandelnd daher kam, das schmale Gesichtchen durchleuchtet von zwei fast allzugroßen, hellbraunen Augen, die in bläulichem feuchtem Weiß schwammen, glich sie mehr als einem Menschenkinde jenen überirdisch schönen Feenmädchen, von denen ihres Volkes Sage so hold zu flüstern weiß.

Denn irisch waren die Worte, die sie leise summend vor sich hinsang:

„Liebe Sonne, Sinkesonne
Sei gegrüßt mir noch einmal!
Ach wie früh schon mußt du scheiden!
Denn dein Wagen hat gewendet
Und der Kuckuck ruft nicht mehr.

Rasch verglüht die Morgenröte,
Früh verglüht der Tau im Grase,
Früh im Moose welkt das Veilchen,
Bald verblaßt der Regenbogen
Und der schöne Abendstern.

Rasch vorüber zieht der Frühling,
Rasch vorüber flieht die Freude:

Früh muß sterben, was da hold ist,
Holdes Mädchen, freud'ger Knabe. —
Wartet nur, bald sterbt auch ihr."

Wehmutvoll verhallte der letzte Ton des kurzen, melodischen Liedes: auch die rasch verklingende Schwingung seiner Schlußlaute schien die trauervolle Klage des Inhalts zu bestätigen.

Horch, da ward die schmale, bisher halb geöffnete Pforte, die von dem Weideanger in den ummauerten Hof und Garten des Klosters führte, von innen völlig nach außen gestoßen und auf der Schwelle erschien die Gestalt eines Knaben — oder war es schon ein Jüngling? — der, mit einer kleinen, dreieckigen Harfe sich begleitend, dem eben verhallten Liede in gleicher Sprache antwortete:

„Klage nicht, o holde Karin,
Daß die Sonne und der Frühling
Und das Veilchen und die Freude
Und der Regenbogen müssen
Frühe scheiden: — und auch du!

Denn das ist der Reiz des Schönen
Und das ist der Anmut Zauber:
Hartes, Häßliches, Gemeines
Dauert wie der Stein der Straße:
Doch der Rose Duft verfliegt.

Aber nicht verloren ist er:
Daß er einmal hat geduftet,
Ist für immer unentreißbar
Und in Gottes ew'gem Atem
Atmet er unsterblich fort.

Also, holde Karin, werden
Ungeschieden auch wir beide
Atmen fort in Gottes Atem
Und wenn hier wir früh verwehen, —
Holde Karin, freue dich.

Hier ist Elend, Nacht und Sünde,
Dort ist Wonne, Licht und Unschuld:
Und je früher hier wir scheiden,
Desto früher sinken beide
Dort wir an des Vaters Brust."

Der Jüngling trat nun über die Schwelle heraus ins Freie: da küßte der Vollguß der sinkenden Sonne sein lichtblondes, lang wallendes, aber ungelockt ganz schlichtes Haar, das in einer ungebrochenen Welle auf die jugendlichen Schultern flutete: die Kutte, die er trug, von schimmerndstem Weiß, war offenbar aus der Wolle jener Herde gefertigt.

Er hielt die Hand vor die Augen, das blendende Licht des Sonnenunterganges auszuschließen. Da eilte der mächtige Hund Hirtin und Herde voraus in großen Sätzen, sprang an dem Jüngling hinauf und legte ihm die starken Pranken auf die Brust.

„Ryan, treuer Gesell!" sprach er, ihm über den Rücken streichend. Nun lief der zu den Schafen zurück und half, sie rings umkreisend und freudig bellend, die kleine Herde durch die Pforte in den Hofraum treiben und in den hier geöffnet stehenden Pferch. Ein ganz junges Lämmlein trug das Kind auf dem Arm hinein und stellte es neben die blökend rufende Mutter.

Nun reichte der Jüngling dem Mädchen die Hand: „Der Herr segne dein Kommen wie dein Gehen, Karin. Mein Gebet begleitet dich überallhin, über Berg und Thal, durch Wald und Heide." — „Und meine Gedanken bleiben bei dir zurück wohin ich gehe."

„Komm, laß uns draußen ruhen, vor der Mauerthüre, auf dem weichen Moos, und die Sonne vollends zu Golde gehen sehen. Ryan, so! Lege dich nur zu meinen, — zu unsern Füßen!"

„Gern! Es ist gar schön hier, still und friedlich: — als wäre dies Stück Welt, dieser Anger und der Wald, herausgehoben aus der Erde . . .“ — „Und wir zwei beide lebten allein darauf! Etwa wie auf dem Abendstern, der dort aus den Dämmerwolken grüßt.“ — „Schau, Freund Innocens, was ich dir mitgebracht und wie ich all überall deiner gedacht habe: — bei jedem Schritt: auf der feuchten Wiese am Bach, auf der sonnigen, trockenen Heide und im schattigen Walde.“ Sie griff in ihre weite Hirtentasche von geflochtenem, weißem Bast, die sie am Gürtel trug, und holte daraus einen Blumenkranz hervor, der in allen Farben leuchtete: vom tief satten Goldgelb des Ginsters bis zum hellblauen Wildrittersporn und zum veilchenblauen Nachtschatten, von dem purpurnen Fingerhut bis zu der weißen Seerose, die am Ufer hin auf dem Teich des nahen Waldes schwamm. Sie hielt ihm das Gewinde vor die staunenden Augen, dann drückte sie es ihm mit leichtem Schwung auf die blonden Haare. Nun schlug sie in die Hände: „Ei, Innocens, wie ein König siehst du aus!“

Da erschrak der Jüngling, und hastig nahm er den Kranz ab: „O laß . . . laß, Liebe! Nicht dies Wort.“ — „Und weshalb nicht? Und warum verschmähst du meinen Schmuck?“ — „Weil . . . weil . . . nun, du magst es wissen. Der Bischof-Abt hat mir nicht Schweigen auferlegt. Weil ich — ach, leider, leider! — ein Königssohn bin, ja ein entthronter König!“ „O, wie traurig!“ rief die Kleine, aufspringend. „Da darf ich nicht mehr wie mit einem Bruder mit dir . . .! Aber wie selbstisch von mir!“ Und sofort warf sie sich auf beide Kniee vor ihm nieder — sehr erstaunt betrachtete der verständige Ryan dies ungewohnte Gebahren! Als sie nun aber vollends die Hände zusammenlegte, in der uralten Form der Huldigung,

und ihm zurief: „Ich huldige dir, Herr König", da stimmte er mit lautem Bellen freudig bei.

„Nicht, nicht doch!" mahnte Innocens, und drückte das Kind wieder auf seinen Sitz zurück. „Still, Ryan!" — „Mich wundert's aber gar nicht! Du kamst mir stets anders vor als andere, als die Väter und Brüder im Kloster. Und König welches Reiches? Etwa gar von Ávălon, dem Feenreich?" Und mit leisem, aber süßem Schauer des Aberglaubens sah sie zu ihm auf. „Nein, nein. Im Osten — weit von uns, fern über der See — liegt ein großes Land: — Austrasien heißt's: — das ist mein Königreich!" — „Und seit wann weißt du das?" — „Seit heute früh. Bei Tagesanbruch — ich lauschte durch das offene Fenster meiner Zelle dem silbernen Geläut deiner abziehenden Lämmer — trat Wilfrid, der große Bischof-Abt, an mein Bett, sprach mit mir den Morgensegen und hob darauf an: ‚Es ist nun die Zeit gekommen, mein Innocens, da du reif und verständig genug bist, zu vernehmen und zu verwerten, was du und wer du bist. Heute vor zwölf Jahren war's, daß dich, den Schlummernden, ein mächtig Seeschiff an unsere Küste brachte, dort unten, siehst du, in der Lough-Bucht. In einem Langschild trugen sie den Schlafenden uns herauf. Das eine runde Ärmchen hing heraus: — auf dem andern ruhte, in dem dichten Geflechte des gelben Haars, das rosige Gesicht. Franken waren's, die dich brachten, Männer aus dem Ostland, wo Berge ragen und Ströme fließen, deren Namen ich damals noch nie gehört hatte. Unter ihnen war ein frommer Priester, Romarich, den ich vor Jahren in der heiligen Stadt am Tiber kennen gelernt hatte, an den Gräbern der Apostelfürsten: das gemeinsame Gebet an solcher Stätte hatte uns befreundet. Der erzählte denn, — und die Krieger, die ihn begleiteten,

bestätigten es: — in jenem fernen Ostreich der Merowingen sei ein frommer König, Sigibert, zu Sterben gekommen: da habe er seinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, der Treue seines Hausmeiers, Grimoald, empfohlen: der habe geeidet auf den Heiligen, das Kind auf des Vaters Thron zu erheben und auf diesem Thron zu halten mit stark schützender Hand. Aber nach des Königs Tod habe der eidbrüchige Mann rasch seinen eigenen Knaben, Childibert, auf den Königstuhl geschwungen, in dessen Namen zu herrschen; den echten Erben aber habe er morden wollen'." „O Gott, kann solche Sünde sein auf dieser schönen Erde?" rief das Mädchen und sah gen Himmel auf und Thränen füllten ihre Augen. „,Schon sei der Dolch über dem Kinde gezückt gewesen, da habe Romarich sich zu des Gewaltherrn Füßen geworfen und habe ihn angefleht, des unschuldigen Blutes zu schonen: er wolle den echten Erben in ein Kloster bringen, so weltentrückt, so fern dem Reich der Franken, daß weder der Knabe, noch sonst ein Mensch auf Erden daran je denken könne, zurückzukehren oder zurückzuholen auf jenen Thron. Und der Tyrann gab nach. Und der Priester führte den Geretteten davon — hierher zu mir: denn du bist jener Knabe, bist Dagobert, des Franken-Ostreichs Erbe'." „Ich grüße dich, ich grüße dich, Herr König!" rief das schöne Mädchen und küßte ihm wiederholt die Rechte. Und Ryan leckte ihm die Linke, die im Grase lag.

„,Und deshalb' — fuhr der ehrwürdige Abt fort, — ,deshalb hab' ich dich zwar hier im Kloster, wie einen Klosterknaben, wie einen künftigen Priester erzogen, aber niemals dir, so oft, so heiß du darum batest, das volle Klostergelübde abgenommen oder irgend eine Weihe zugedacht'." — „Warum nicht?" — „So forschte auch ich. Wilfrid aber gab Bescheid: ,weil wir Gottes Willen nicht

vorgreifen dürfen, der dich vielleicht zu großen Dingen ausersehen hat. Denn wisse: übel gedieh dem Treubrecher die That: die wackeren Franken jenes Ostlands, die der Arge mit List und Gewalt überrumpelt hatte, ermannten sich alsbald, erhoben sich gegen ihn, lieferten ihn gefangen dem Merowing, der zu Paris das Westreich beherrscht, zur Todesstrafe aus und hätten zornig auch seinen Knaben getötet, hätte nicht Romarich, der dich gerettet, auch dessen Leben gewahrt. — Er erinnerte, daß der nun gestürzte Grimoald ja auch dein geschont habe: so flüchtete er auch diesen Unschuldigen in ein Kloster — in Welschland am Po. Allein Frieden und Ruhe ist doch nicht eingekehrt in dem unseligen Ostreich der Franken: blutige Kriege mit dem Westreich, zwischen den rasch wechselnden Knaben auf jenen Thronen, Empörungen und Fehden der Großen lassen es nicht gedeihen: es ist, als ob der Fluch des Herrn so lang auf dem Lande laste, bis die Schuld gesühnt ist, die durch des rechten Erben Verstoßung darauf geladen ist. Und deshalb hab' ich in den letzten Zeiten erst recht nicht nachgegeben deinem dringenden Bitten, dir die Gelübde abzunehmen: nur das erste, unerläßliche für alle im Kloster, das des Gehorsams gegen mich, mußt' ich dir auferlegen. Und wohl mir, heil mir, daß ich also verfuhr. Gott hat mich dabei erleuchtet. Denn wisse: was ich jahrelang geahnt — gehofft: — es ist geschehen. Was ich lang in dieses Klosters Stille geträumt, das hat nun draußen in der Welt die Gedanken der Großen, der Mächtigen ergriffen in beiden Reichen der Franken.

Jener Priester hat jüngst, bevor er die Welt für immer verließ und Abt eines Klosters ward, frommen Bischöfen und wackeren Palatinen zu Metz — das ist deines Reiches Hauptstadt und Hauptfeste — entdeckt, wo du in Verborgenheit bisher gelebt.

Und nun senden mir wohlmeinende Männer Boten und Briefe, — immer häufiger, — und rufen dich auf deinen angestammten Thron. Ein ehrwürdiger Bischof aus dem Westreich, Praejectus, tapfere Krieger aus dem Ostreich haben sich verbunden, den bösen Wirren dort ein gottgefällig Ende zu setzen, indem sie, das alte Unrecht sühnend, dich, den alle Frevel dieser Jahre dort nicht beflecken konnten, den Reinen, auf den Thron erheben, der ihm längst gebührte'. So sprach Wilfrid der Abt und Bischof: ich aber warf mich auf die Kniee vor ihm und beschwor ihn unter heißen Thränen, mich doch nicht zu verstoßen, mich doch nicht aus dem heiligen, seligen Frieden dieses Klosters, aus der Unschuld dieses Lebens hinauszutreiben in eine Welt, von der ich ja nichts, gar nichts weiß, als daß ungezählte Leidenschaften, Laster, Frevel sie beherrschen. Er aber schüttelte das weiße Haupt, ging hinaus und überließ mich meinem Weh. Nie war er doch so grausam gegen mich!"

Er erhob sich seufzend. Da sprang die Jungfrau auf und mit leuchtenden Augen rief sie: „Recht hat er, recht, bei allen Heiligen! Längst sagte mir das Herz: Dein Freund ist was anderes, Höheres, zu Höherem berufen als all' die anderen hier. O Dagobert, mein Stolz, bedenke, welcher Beruf: das Unrecht sühnen, das Recht herstellen, der Retter, der Erlöser seines ganzen Volkes werden! Du mußt! Du darfst nicht anders! Ich grüße dich, mein König und mein Held."

Und abermals wollte sie auf die Kniee vor ihm sinken, aber er fing die schlanke, noch so kindliche Gestalt auf in seinen Armen und drückte sie an die Brust. Freudig und laut bellte Ryan und sprang an beiden hinan: — er hatte das noch nie gesehen: doch sichtlich gefiel's ihm.

Da thaten sich die wieder halb zugefallenen Flügel der

Mauerthüre weit auf und hervor traten zwei Männer, die unvermerkt das Gespräch und dessen Abschluß mit angehört und angesehen hatten: der ehrwürdige Bischof-Abt Wilfrid, dessen Haar so silberweiß war wie die Wolle seiner Kutte, und neben ihm eine stattliche Kriegergestalt in voller Waffenrüstung, einen weißen Stab, von einer goldenen Kugel gekrönt, in der Rechten.

„Amen," sprach der Abt, die Hand auf die Häupter des jungen Paares legend, das, überrascht, aber ohne Bestürzung oder Beschämung, vor ihm stehen blieb. „Aus dieses Kindes Mund sprach Gottes Wille. Er geschehe auf den Thronen wie an den Herzen."

Der Krieger aber sank auf das linke Knie vor dem Jüngling und sprach: „Ich grüße dich, Herr König von Austrasien, im Namen deines treuen Volkes. Gestorben ist der Merowing, den wir zuletzt, nicht wissend, daß und wo du lebtest, auf den Thron zu Metz gesetzt hatten: der Königsstuhl steht leer, er harrt des rechten Erben: ich aber komme, ich vor allen andern, dich darauf zu führen um meines Gesippen Grimoald Schuld zu sühnen: denn wisse: ich bin sein Neffe Pippin. Eben landete mein Schiff dort in der Bucht: es liegt bereit, dich zurückzuführen in das Reich, das Erbe deiner Väter. Hier nimm ihn hin, den Königsstab der Franken." Er erhob sich.

Aber heftig wehrte der Jüngling ab: „O nein! O nein! Ich bitte, ich flehe euch an! Schonet mein! Reißt mich nicht aus Frieden und Stille in den bösen Kampf, in den Lärm der wilden Welt. Ich bin ihr nicht gewachsen. Ich sehe schon Blut — Blut — gezückte Waffen! — O nein! Ihr treibt mich ins sichere Verderben. Und fort von hier? Und fort von ihr, von dieser? Die ich bis heute nur wie eine Schwester zu lieben wähnte, — die ich aber — ich fühlt' es jetzt, als sich unsere Lippen fanden im

ersten Kuß! — die ich heiß liebe als meiner Seele andere Hälfte: — als meine Braut. Und ich fühl's, ich seh's: — auch sie . . .! Wie? Diese Liebe, — kaum entdeckt, — soll ich lassen? Nein. O nein!" Und zärtlich drückte er, mit beiden Armen sie umfassend, die vor Weh und Wonne Bebende an seine Brust.

Der Abt aber sprach: „Was ihr beiden Kinder jetzt entdeckt, — ich hab' es wachsen, blühen sehen all' die Jahre her. Sieh, König Dagobert, auch deshalb verbot ich dir die andern Gelübde. Kraft deines Gelübdes des Gehorsams aber fordere ich, befehle ich, daß du diesen Stab ergreifst."

Zögernd gehorchte der Jüngling. „Und Karin . . .? fragte er, sie enge an sich ziehend.

„Führst du als deine Königin mit nach Metz," rief Pippin. „Noch keine schönre hat die Mosel je abgespiegelt."

„Ja," schloß der Abt „und daß ihr's alle wißt in jenem fernen Land und sie auch nach ihrem Blute gebührend würdigt: von königlichem Abstamm ist auch sie: — und ähnlich wie Dagoberts ihr Los. In Wales, auf der großen Insel der Britannen, trug ihr Vater Llewellyn, trugen ihre Ahnen Krone. Die wilden Sachsen eroberten das Land: ihr Vater, all' ihre Gesippen fielen im Kampf, die Mutter ward von treuen Männern übers Meer hierher geflüchtet: hier genas sie dieses Kindes und starb. Allverlassen, allverwaist wuchs in unserm Schutz das Königskind heran in einer Hirtin Demut: nun aber hat ihr Gott, hat ihr die Liebe die Krone auf das junge Haupt gedrückt."

II.

Tief in den Buchen und Tannen des Wasgenwaldes, verborgen in grüner Wildniseinsamkeit, lag das Kloster Luxeuil, die Stiftung des feurigen Eiferers Columba.

In einer rauhen Herbstnacht jagte der Wind die dichten Nebelmassen von draußen über die hohen Mauern bis in den geräumigen Klosterhof, wo die in düstrem Rot glimmenden Pechfackeln auf ihren hohen eisernen Ständern in der Nässe fast zu verlöschen drohten. Obgleich die Mitternacht vorüber war, brannte noch Licht in einzelnen Zellen: manche der Mönche lagen noch dem Gebet oder dem Lesen in frommen Büchern ob.

Die schmale Pforte einer solchen Zelle auf einem der hochgewölbten Steingänge ward von außen behutsam geöffnet und der Abt trat über die Schwelle, ein alter, ehrwürdiger Mann, aus dessen faltenreichen Zügen schwere Lebenserfahrung nicht minder als gottesfürchtige Ergebung sprach. Das graue Haupt schüttelnd blieb er am Eingange stehen. Der einsame Insasse des schmalen Gelasses hemmte plötzlich den raschen, hastigen Schritt, mit dem er den engen Raum durchmaß und hielt hart vor seinem Besucher.

„O Vater Romarich! Noch immer nicht zur Ruhe? Bei deinen hohen Jahren! Und bald ruft dich schon wieder die Hora. Du solltest schlafen!“

„Wie kann ich schlafen, Bruder Renuntiatus, . . .“

Der Angeredete machte eine unwillige Bewegung.

„Wenn ich unter meiner Zelle stundenlang in der Stille der Nacht deinen rastlosen, ruhelosen Schritt über diese Quadern hin vernehme! Du hast und findest, ja du suchst gar nicht den Frieden, mein Renuntiatus . . .“

„Nenne mich nicht so,“ rief der andere, mit dem Fuße

stampfend, „Ebroin heiß ich, Ebromuths Sohn, und so will ich heißen und bleiben, leben und sterben. Jenen Namen — er ist eine Lüge! — hat man mir aufgezwungen wie dies ganze unleidliche, unerträgliche Leben hier im Kloster: das heißt — für mich — im Kerker. Wahrlich, längst hätt' ich mich aus dieser seelenzermürbenden Gefangenschaft befreit: — ein Sturz vom Klosterdach in den Hof zerschmettert mit dem gequälten Gehirn zugleich die darin tobenden Gedanken . . ." Der Alte schlug ein Kreuz vor Entsetzen: „Welcher Frevel! Welche Sünde gegen deinen Schöpfer!" — „Hielte mich nicht Eins zurück." — „Mein Sohn, du hättest längst den Rat befolgen sollen, den ich dir — mit dem weislich gewählten Klosternamen! — erteilt habe, bald nach deinem Eintritt in diese friedlichen Hallen. Du hättest dich aus unserem Gefangenen in unseren Genossen verwandeln, du hättest das Mönchsgelübde ablegen, der Welt und ihrer Eitelkeit entsagen sollen für immerdar. Dann hättest du Friede gefunden in dieser Zelle, in der du nun herumrasest wie ein gefangenes Raubtier."

Grell auf lachte Ebroin. „Gut, dies Gleichnis! Besser gewählt als jener Name! Ja, ja: ich sah einmal am Hofe des Knaben, der mich hier eingesperrt hält, einen mächtigen Bären aus den Ardennen. Das arme Tier hatten sie in einen vergitterten Käfig gezwängt, in dem es sich gerade wenden konnte. Unaufhörlich, Nacht wie Tag, wandte es sich, trippelte die drei Schritt, die es machen konnte, riß verzweifelt an dem Eisengitter, und wandte sich wieder und trippelte wieder und riß wieder: . . ., der böse Königsbube stand dabei und hielt sich den Bauch vor Lachen über die ohnmächtige Wut, den Freiheitsdrang des starken Geschöpfes, das ihn mit einem Druck der Pranke zerquetschen konnte: und er schlug zuweilen hinein

mit schwanker Gerte. Nach sechs Nächten verendete das prachtvolle Tier in Raserei. O, länger als der Bär, scheint's, hält der Mensch solche Qualen aus." — „Du Armer! Ich habe dir mehr Freiheit gewährt, als . . ." — „Als du darfst, ich weiß. Ich darf wie im Hof, so im Klostergarten umherlaufen, ganz wie jener Bär: — aber überall ragen unersteiglich, glatt senkrecht die hohen düstern Mauern auf. Ah, nur eines hält mich noch am Leben!" — „Unseliger, ich weiß es: die Rachsucht!"

„Ja, ja, ja!" schrie der Gepeinigte tobend, „ich leugne's nicht. Wehe, wehe meinen Feinden, meinen Quälern allen, die mich all' diese Tage meiner besten Manneskraft hier eingesperrt halten, während draußen das Leben freudig weiter flutet. Ach neulich drang des Hifthorns fröhlicher Klang in dieses schweigende Grab: — draußen folgte die laute Jagd dem flüchtigen Hirsch. Und ich? — Oh ich lag auf meiner Binsenmatte da und las das tiefverhaßte Buch des heiligen Augustinus." — „Ich darf dir stets nur je eines geben . . ." — „Da weinte ich. Vor Sehnsucht. Oder vor Wut. Wehe, führ' ich einst wieder ein Schwert in meiner Faust, wehe allen, die an mir und an diesem Frankenvolke freveln! In Strömen will ich ihr Blut vergießen." — „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." — „Nein, Alter! Diese Rache ist mein. Zittert, bebt vor Ebroin dem Rächer! Aber nicht der Rächer nur, — der Retter Ebroin lechzt nach Freiheit, Macht, nach dem schützenden wie strafenden Schwert. Bis in diese Einsamkeit dringt zuweilen durch Flüchtlinge, die Asyl suchen, durch Brüder, die du an den König, an die Heilige im Kloster entsendest, warnende Nachricht von dem Unheil, das allüberall dies Reich zerfleischt. Nicht nur Leodegars und seiner Mitschuldigen Druck und Gewalt gegen die Freien, — auch des knabenhaften

Bösewichts, des Königs, Übelthaten, die Fehden der Großen untereinander, das Aufkommen von Gewaltherren in allen Provinzen von Neuster und Burgund: — all' das hat die kleinen Leute zur Verzweiflung getrieben. Ich sehe, ich höre das Vaterland zertreten und ich liege hier, wie ein treuer Hofhund an die Kette gefesselt, indessen Räuber und Mordbrenner das Haus plündern und zerstören! O, zuweilen fürcht' ich, wahnsinnig zu werden. Ich sehe dann nichts mehr vor den Augen als Blut, Blut, rotes Blut!" — „Bei allen Heiligen, Bruder! Dann — in solchen Augenblicken — nimm deine Zuflucht zum Gebet." Schrill lachte der Gequälte: „Beten? Hei, zu wem soll ich beten? Leer ist der Himmel. Wie soll ich glauben an einen Gott, der solchen Frevel, solches Unrecht triumphieren läßt? Und solchen Undank! Das, das traf am allerschwersten, daß die Geringen, deren Errettung ich all' mein Leben geweiht, daß die Bauern, die ich zu ihrer Befreiung hergerufen, von ein paar heuchlerischen Worten bethört, sich gegen mich wandten, mich niederzwangen, in Fesseln schlugen. Damals ist, frommer Romarich, etwas gerissen in mir: das Beste an mir: — das Band, das mich in Herzensgüte an die Menschen gebunden hatte. Ich bin verwandelt: — fürchterlich verwandelt, mir selbst oft unheimlich! Früher konnte ich, statt an Gott, an meine Macht und Stärke glauben: — ah, wie dein Gott hat meine Stärke mich verlassen. Hier lieg' ich, in ohnmächtiger müßiger Wut mich verzehrend . . .!

Aber wartet! Bei allen Schrecken der Hölle! Komm' ich jemals frei, — jedes Mittel, das zur Rache und zum Siege frommt, sei willkommen. Seit sie mich von meiner frommen Mutter und von jener Heiligen gerissen, haben mich alle guten Gewalten verlassen: böse Geister sind in mich gefahren! Und gerne, könnt' ich nur an ihn

glauben, schlöß' ich, um den Preis der Rache, Bündnis mit dem Satan!" Und in wildem Weh warf er sich auf das Antlitz nieder auf die morsche Schilfmatte der Zelle. „Du rasest schon, Unglücklicher! Ich bete, daß . . ."

„Horch, was war das?" rief Ebroin jäh aufspringend. „Ein Hornruf vor dem Außenthor! Auf der großen Straße! Das ist der Ruf der königlichen Lanzenreiter. Ah, wie lange hört' ich ihn nicht mehr!" „Und nun," forschte Romarich, „man schlägt mit Waffen an das eherne Thor — was kann so spät noch . . .?"

Der schmale Mauerritz, der das Fenster der Zelle ersetzte, verstattete nicht den Blick auf das große Hofthor. Doch hörte man nun, wie es geräuschvoll geöffnet wurde: die rostigen Angeln knarrten, die schweren Riegel klirrten, die langen Thorketten rasselten zur Erde. Fackelglanz schien den düstern Hof zu erhellen: die Huftritte von mehreren Rossen hallten auf dem Steinpflaster, Waffen klirrten, rauhe Stimmen — nicht der Mönche! — wurden vernehmbar.

Schon näherten sich Schritte auf dem Klostergang der Zelle: die Thüre ward aufgerissen: im Geleit des Pförtners und des Propstes wurden zwei Lanzenreiter des Palastes sichtbar, die den Abt ehrfürchtig begrüßten: „Du bist Romarich, so sagten die Mönche. Und das ist der tapfre Ebroin . . . wir kennen ihn! Nun, Ebroin, wir bringen dir Gesellschaft: der Herr König hat befohlen, daß dieser Gefangene hier — hinter uns — deine Zelle teile: ‚der Fuchs mit dem Bären', gebot er lachend dir zu sagen: es ist Leodegar, einst Bischof von Autun."

Drittes Buch.

I.

Einige Wochen darauf wandelten die beiden Gefangenen in tiefem Gespräch in dem großen Garten, der sich an der Rückseite des Klosters hinzog. Das rauhe Herbstwetter war sonnigen Tagen gewichen: um die Mittagsstunde flogen Bienen und Falter, aus der Erstarrung durch die freundliche Wärme in das Leben zurückgerufen, auf die letzten noch blühenden Blumen: Astern und Herbstzeitlosen.

„Und so hat also," begann Leodegar, an einer Biegung der säuberlich mit gelbem Sand bestreuten Gartenwege Halt machend, „jener boshafte Bube das Gegenteil von dem erreicht, was seine arge, giftige Absicht war: er wollte jedem von uns die Gefangenschaft noch bitterer vergällen durch die engste Gesellung mit dem andern: und was hat er erzielt? Unter den alten Freunden, die kurze Feindschaft — auf beiden Seiten verschuldet! — entzweit hatte, hat er die frühere Eintracht wiederhergestellt. — Verweile, Freund: da droht eine Biene zu ertrinken in dem Becken des Springbrunnens. — Ich kann kein Tier leiden sehn." Und der Bischof kniete nieder und hob nicht ohne Mühe mit seiner einen Hand die halbtote Imme auf einen sonnenbeschienenen Grashalm. „Nun wirst du dich rasch erholen, Geschöpflein," lächelte er, aufstehend.

Ebroin hatte ihm aufmerksam zugesehen, mit verwunderten Augen. Nun schritten sie weiter. „Hierher, in die Sonne. Nicht, Freund?“ fragte der Priester. „Nicht allzurasch, nicht allzuoft,“ grollte Ebroin, die Brauen furchend — tiefe Falten hatten sich ihm in der Gefangenschaft senkrecht zwischen die Augen gegraben — „das Wort Freundschaft über die glatte Zunge gleiten lassen. Entweih' es nicht! Soweit sind wir nicht und kommen nie mehr dahin! Es fehlt . . . .“ — „Was fehlt dir denn noch immer? Die Geschichte meines Sturzes hab' ich dir — ohne jede Verschweigung! — erzählt: habe auch eingeräumt, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ach ja, wohl allzueifrig hab' ich vor meinem Geheimschreiber, diesem nur zu fingerfertigen Ravennaten, den Wunsch ausgesprochen, Hektors — des Armen, auf der Heerstraße liegt er erschlagen! — Streitsache gewinnen, das feindselige Testament unschädlich machen zu können. Da hat er denn, uns beide täuschend, zu jener Fälschung gegriffen. Ach, es war von je mein Fehler, daß ich meinen Freunden zu rücksichtslos diente.“ — „Wohl eher, daß du deinen Feinden zu rücksichtslos an die Gurgel griffst. Aber ich will verdammt sein, hier zu verrotten, mach' ich's in Zukunft nicht ebenso.“

Und so gefährlich blitzte sein graues Auge, daß der Bischof fast ängstlich auf ihn sah. „Aber,“ fuhr Ebroin fort, „nachdem du auf der Flucht gefangen warst, doch von Räubern: — wie kam es, daß du in die Hände des Königs . . .?“ — „Der elende Merowing ließ sich wirklich auf Verhandlungen, auf einen Tauschhandel ein mit den Mördern und Mordbrennern und Aufrührern, die Hektor erschlagen und mich gefangen hatten. Er schickte ihnen soviel Solidi, als sie für mich verlangten, entgegen. Und dann? Nun, du weißt ja, wie's in solchen Fällen

gemacht wird am Hof. Erst rief man ein sogenanntes Konzil zusammen: — von allen Bischöfen, die mich haßten, fürchteten, beneideten: — Praejectus hatte den Vorsitz! — die entsetzten mich des Bistums. Dann traten dieselben Bischöfe mit einem Dutzend Seniores zusammen — das nannte man ein Hofgericht: — sie verurteilten mich — wie dich — zum Tode und der hochherzige König begnadigte mich zu lebenslänglicher Einsperrung — mit dir zusammen. Und da bin ich nun, ein Opfer der knabenhaften Laune." — „Was du dem Merowing gefehlt, hast du nicht mir gefehlt. Aber all' deine Wortkünste können mich doch wahrlich nie vergessen machen, daß du es warst, der mich hierher gebracht hat. Und in welcher Weise, mit welchen Mitteln, mit welchen Schändlichkeiten!"

Wieder blieb der Bischof stehen und legte die Hand auf Ebroins Schulter: „Mit scharfen Mitteln, — ich geb' es zu: — aber in offenem Kampf und nicht mit Brechung, — unter Wahrung unserer Vereinbarung. Erinnere dich! Nach jener Verhandlung mit den Austrasiern haben wir beschlossen, beide als Verbündete danach zu trachten, daß der Merowing zu Paris auch wieder über Austrasien herrsche: dies, unser gemeinsames Ziel hab' ich nie aus den Augen verloren, es mit dir, wie du, angestrebt." — „Das ist wahr! Jedoch . . ."

„Deine andern Pläne aber, die du mir enthüllt, die Kirche und den Adel einzudämmen, auf deren Kosten die kleinen Leute zu heben: — nun, ich meine, du hast jetzt erfahren, was die wert sind! — die hab' ich nie gebilligt, vielmehr offen verworfen. Und wie du nun, — gesteh's: mit gröbstem Rechtsbruch, mit wilder Gewalt! — Bischöfe und Seniores durch die Bauernlümmel zu deinem Willen zwingen wolltest, da hab' ich das bekämpft mit allen Mitteln — scharf, — aber ohne Treubruch und Vertrauens-

bruch. Hättest du mir jenen Raubmord anvertraut, — nie hätt' ich ihn verraten! Ich erfuhr ihn ohne deinen Willen! So durft' ich ihn verwerten! Es war ein Kampf zwischen uns nicht nur um die Macht, — nein: um das Heil des Staates, wie es jeder versteht. Darfst du mich schelten, weil ich's anders verstehe und weil ich gesiegt?" Aber Ebroin entgegnete grimmig: „Glatt und glimpflich weißt du's zu wenden. Und dennoch: ich sage dir, hätte ich, als sie dich neulich nachts in meine Zelle brachten, ein Schwert zur Hand gehabt, — ich hätte dich beim ersten Anblick erschlagen." „Wahrscheinlich," meinte der Bedrohte, achselzuckend. „Den Wehrlosen, den Krüppel! Es wäre dein dritter Mord gewesen." „Schweig von Mord, sag' ich dir," schrie Ebroin wild. „Es ist nur der Jähzorn, der unbändige, der mich vom Knaben an reitet wie der Nachtmar. Noch hab' ich mit Vorbedacht keinen getötet. Aber mir ist, ich könnte leicht dahin kommen. Die Rache, der erneute Kampf um die Macht . . ." — „Hier aber, in diesen Mauern, wirst du weder zu Rache noch zu Kampf noch zu Macht gelangen. Und deshalb wiederhole ich meinen Vorschlag: Freundschaft . . ." — „Nie mehr im Leben! Ich hasse dich, ich verachte dich!" — „Nun, dann nicht Freundschaft, aber Bündnis, Bündnis zu gemeinsamem Zweck."

„Wie damals!" lachte Ebroin bitter. „Und in Fesseln ließest du den Verbündeten schlagen." — „Nein, nicht den Verbündeten: — den unbändigen Bekämpfer all' meiner Strebungen. Jetzt aber müssen wir beide vor allem entrinnen aus dem Käfig, in den uns dieser Lotterbube gesteckt hat, und, sind wir frei, ihm die Macht nehmen, das Reich vollends zu verderben. Dann müssen wir den Glanz Neuster-Burgunds wiederherstellen und Austrasien zurückgewinnen. Willst du das oder willst du's nicht?" — „Du weißt sehr gut, daß ich's will. Und wie ich des

Satans Hilfe nicht verschmähen würde um Freiheit, Rache und des Staates Heil, — so schlag' ich auch deine Hilfe nicht aus, so wenig ich dir jemals wieder traue, dir und deinen falschen Augen." Da richtete Leodegar diese Augen voll auf ihn und sprach: „So möge sie mir der Henker ausreißen, breche ich dir jemals den neu geschlossenen Bund. Gott hat's gehört! — Also wir streben die Freiheit an mit allen Mitteln . . ." — „Auch mit dem Blut unserer Wächter? Gut. Aber nicht Romarichs: der war mir wie ein Vater! Bietet sich einem von uns die Möglichkeit der Flucht, — er flieht nicht allein, nur mit dem andern: er läßt nie den Genossen in diesen Mauern zurück." „Gewiß," nickte Leodegar. „In Freiheit und Macht gelangt, enthält sich jeder jedes Schrittes der Gewalt gegen die Gesippen, die Getreuen, die Angehörigen des andern: er schützt sie wie die eigenen." — „Selbstverständlich." — „Keiner trachtet nach der alleinigen Herrschaft, dem andern wird er die volle Gleichmacht wahren."

„Sicherlich." — „Gemeinsam wird von uns beiden Neuster-Burgund aus dem lodernden Verderben gerettet, gemeinsam Austrasien zurückerkämpft. Das sollst du mir alles beschwören." — „Ich beschwöre es." Und er reckte sofort die Hand hoch in die Luft.

„Nein, nein, Bischof. So leicht geht dir das nicht hin. Mich bindet mein schlichtes Wort wie euch der Eid bei eurem Gott. Aber auch den Eid muß man dir, Treuloser, noch schwerer brechbar machen . . . wohlan, du sollst mir schwören bei den dir heiligsten Dingen . . ." — „Beim Reich der Franken!" — „Bah, bah! Was gilt dir das? Nein, bei den Reliquien der dir heiligsten Heiligen." Unwillig stockte im Schreiten Leodegars Fuß. Verdrießlich meinte er: „Wozu das?" — „Ich sagte es doch! So weltklug du bist, — die Furcht vor

den Heiligen, das heißt vor der Hölle . . .“ — „Nenne sie nicht! Es ist ein furchtbar Wort!“ Und er schauderte. „Siehst du, wie du erbebst? Diese Furcht vor der Hölle ist dir doch von Kindheit an in den tiefsten, innersten Winkel deiner Seele hineingepredigt worden. Und wenn irgend etwas im Himmel und auf Erden, scheuest du solche heilige Knochen, Haare und Gewande. Der gute Abt hat deren gar viele von den allerschönsten: — darauf sollst du mir eiden.“

II.

Und also geschah's.

Am folgenden Tag trafen in der Krypta der Klosterbasilika die beiden nun wieder verbündeten Feinde zusammen. Waren die katakombenhaften Untergewölbe selbst größerer Kirchen unheimlich düster, so steigerte sich der Eindruck in den so viel engeren Raumverhältnissen des kleinen Gebäudes: in ein Grab glaubte man auf der schmalen Steintreppe hinabzusteigen.

Der Altar mit seinen drei Stufen füllte den größten Teil des Vierecks aus: die beiden qualmenden Pechfackeln an den Seiten verbreiteten mehr Dunst als Licht. Auf dem Altar, dessen Mittelstück ein Mosaik bildete, den guten Hirten mit dem Lamm darstellend, stand, fast dessen ganze Fläche bedeckend, ein Reliquienschrein: ein länglicher Sarkophag aus schwarzem Marmor, mit silbernen Schließstangen und reichem Goldgespäng verwahrt zugleich und geschmückt: ein kostbares Geschenk des Stifters, Sankt Columbas, kostbarer freilich noch nach dem Glauben der

Zeit durch seinen wunderwirkenden Inhalt seltenster Überbleibsel.

Daß das neue Bündnis auch gegen den schlimmen Königsknaben eine scharfe Spitze richtete, sollte dessen treuer Unterthan, der Abt, nicht erfahren: Ebroin setzte daher eine Urkunde auf über all' die vereinbarten Dinge, die beide unterschrieben, und die nun bei dem Schwur auf den Reliquienschrein gelegt ward.

Zur bestimmten Stunde trafen der Abt und Ebroin in der Krypta ein. Sie fanden Leodegar bereits in brünstigem Gebet auf dem Altare knieend, mit beiden Armen über den Schrein hingestreckt, dessen Deckel er bei dem Eintritt der beiden gerade mit Küssen bedeckte. „Du siehst, wie ernst er es nimmt," flüsterte der fromme Romarich. „Dein Mißtrauen thut ihm unrecht. Ich freue mich, daß ihr euch so feierlich wieder im Sinne Christi versöhnt." Aber Ebroin schüttelte das Haupt und sprach laut zu dem Bischof, der sich nun erhoben hatte: „Höre also, Leodegar: du wirst nun beschwören, was wir vertragen und in diesem Pergament unterschrieben haben:" — damit rollte er es auseinander und spreitete es über den goldstrotzenden Deckel des Schreins — „du wirst mir schwören bei den dir heiligen Überbleibseln, die in dieser Truhe liegen, und deren Verzeichnis dir der Abt nun verlesen wird."

Da nahm Romarich einen langen Papyrusstreifen aus einem in die Wand eingelassenen Schranke, küßte ihn ehrfurchtsvoll und hob an zu lesen: „In diesem von Papst Bonifacius dem Vierten Sankt Columba und von ihm dem Heiligtum überwiesenen teuren Schrein, dessen Innenholz aus Cedern des Libanon geschnitzt ist, werden verwahrt als kostbarstes Eigen dieses Klosters und dem Schutze des Höchsten empfohlen: ein Nagel von dem Kreuze des

„So! — Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!“ rief Ebroin. (Seite 418)

Zeit durch seinen wunderwirkenden Inhalt seltenster Überbleibsel.

Daß das neue Bündnis auch gegen den schlimmen Königsknaben eine scharfe Spitze richtete, sollte dessen treuer Unterthan, der Abt, nicht erfahren: Ebroin setzte daher eine Urkunde auf über all' die vereinbarten Dinge, die beide unterschrieben, und die nun bei dem Schwur auf den Reliquienschrein gelegt ward.

Zur bestimmten Stunde trafen der Abt und Ebroin in der Krypta ein. Sie fanden Leodegar bereits in brünstigem Gebet auf dem Altare knieend, mit beiden Armen über den Schrein hingestreckt, dessen Deckel er bei dem Eintritt der beiden gerade mit Küssen bedeckte. „Du siehst, wie ernst er es nimmt," flüsterte der fromme Romarich. „Dein Mißtrauen thut ihm unrecht. Ich freue mich, daß ihr euch so feierlich wieder im Sinne Christi versöhnt." Aber Ebroin schüttelte das Haupt und sprach laut zu dem Bischof, der sich nun erhoben hatte: „Höre also, Leodegar: du wirst nun beschwören, was wir vertragen und in diesem Pergament unterschrieben haben:" — damit rollte er es auseinander und spreitete es über den goldstrotzenden Deckel des Schreins — „du wirst mir schwören bei den dir heiligen Überbleibseln, die in dieser Truhe liegen, und deren Verzeichnis dir der Abt nun verlesen wird."

Da nahm Romarich einen langen Papyrusstreifen aus einem in die Wand eingelassenen Schranke, küßte ihn ehrfurchtsvoll und hob an zu lesen: „In diesem von Papst Bonifacius dem Vierten Sankt Columba und von ihm dem Heiligtum überwiesenen teuren Schrein, dessen Innenholz aus Cedern des Libanon geschnitzt ist, werden verwahrt als kostbarstes Eigen dieses Klosters und dem Schutze des Höchsten empfohlen: ein Nagel von dem Kreuze des

„So! — Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!“ rief Ebroin. (Seite 418)

Herrn Christus, ein Glied von den Ketten des Apostels Petrus, der kleine Finger der rechten Hand des Apostels Lukas, der Gürtel der Märtyrerin Sancta Afra zu Augsburg, ein Nagelschnitzel des großen Lehrers Athanasius, ein Eckzahn des heiligen Martin von Tours, eine Rohrfeder Sankt Augustins, ein Splitter aus dem Bischofstab von Sankt Avitus, und ein Streifen aus dem Schleier der heiligen Königin Chlotilde: zuletzt aber haben wir auch eine silberfarbene Locke aus dem Haar unseres heiligen Stifters, des großen Columba, darauf gelegt, der selig unter den Seligen auf uns herniederschaut."

„Wohlan," fuhr Ebroin fort, zu Leodegar gewendet, „nun erhebe die Hand und sprich mir nach: ‚Alles, was ich in dieser Vertragsurkunde Ebroin, Ebromuths Sohn, versprochen, schwöre ich hiermit, treulich zu erfüllen: sonst treffe mich der Fluch, der da lautet . . .' bitte, frommer Abt, verlies ihn: — du hast ihn ja ausgesucht unter den vielen alten Formeln."

Und Romarich zog einen Zettel aus dem Kuttengürtel und las, und seine Stimme erbebte vor Grauen: „Und verletze ich, was ich nun beschworen habe, auch nur im kleinsten Stücke, so soll Wahnsinn toben in meinem Gehirn, meine Augen soll mir ausreißen der Henker und sie hinwerfen zum Fraße der Raben, vertrocknen soll mir die Kehle, wie dem, der in der Wüste verschmachtet, mein Herz verzehre ein fressendes Feuer, meine Beine treffe die Lähmung, mein Todesröcheln soll währen sieben Tage und sieben Nächte, meine Seele aber, für die Christus nicht soll gestorben sein, soll der Teufel Ahitofel entführen, sowie sie aus des Sterbenden Munde fährt mit dem letzten Hauch, und im tiefsten Pfuhl der Hölle soll sie ewig die Qualen erleiden der Verdammten."

Ein leises Frösteln rieselte — kaum merkbar — durch

des Bischofs Glieder bei den letzten Worten. „Ich will . . .“ stammelte er.

„Halt! Noch nicht. Solltest du vielleicht hoffen, — denn viele von euch leben dieses schnöden Wahns! — durch Gold und Gaben die Strafe der himmlischen Zeugen deines Schwures ablösen zu können, . . .“ Leodegar senkte rasch die langen Wimpern vor dem bohrenden Blick des andern. „So nenn' ich dir einen Rächer, dem kaufst du seine Rache nicht ab: der heißt Ebroin, Ebromuths Sohn.“ So laut rief er dies, daß die Wände und Wölbungen des sonst so stillen Gemachs erdröhnten und beide Hörer erschraken. „Ich sage dir: brichst du auch diesmal mir die Treue und deinen Eid nur im kleinsten, so werd' ich dich töten, grausam, unter Qualen töten, wo immer ich dich greife. Ich schwör's bei meines Vaters Blut: — so wahr ich den gerächt habe vor deinen Augen.“ — „Ebroin,“ mahnte der Abt. „Du tobest und schäumest wie . . .“ — „Ein Eber! Ja! So haben sie schon den Knaben genannt! Hütet euch vor seinen Waffen! — Schwöre jetzt, Bischof!“ Und befehlend wies er auf den Schrein, der, von der Urkunde bedeckt, auf dem Altare stand.

Leodegar kniete nieder, legte die Hand auf Pergament und Schrein und sprach laut und fest: — er hatte seine Erregung offenbar bemeistert: „Ich schwöre den Schwur, wie ihn Ebroin gestabt hat, und werde ihn halten, so wahr dieser Schrein die Heiligtümer birgt, die der fromme Abt verlesen.“

„So! — Nun ist er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!“ rief Ebroin. „Jetzt steh auf. Und komm' mit hinauf. Ich kann sie nicht mehr atmen, die modernde Grabesluft.“

„Sogleich!“ entgegnete Leodegar. „Ich folge euch auf

dem Fuße. Verstatte nur, daß ich — nach diesem furchtbaren Eide — mich beruhige im Gebet."

Und wieder sank er auf den Altar. Die beiden hörten ihn laut beten, wie sie die feuchten Marmorstufen hinanschritten.

III.

Zwei Monate — die letzten des Jahres — waren ins Land gegangen seit jenem Eid in der Krypta. Eintönig, inhaltlos waren sie verlaufen in dem stillen Kloster; Ebroin verzehrte sich immer schärfer in Ungeduld, in fiebernder Sehnsucht nach Freiheit.

Viel ruhiger schien der Bischof sein Los zu tragen.

Nachrichten aus der Welt, dem Hofe, gelangten selten und spärlich in diese Einsamkeit; doch verlautete, der Aufstand der „kleinen Leute" sei noch immer nicht unterdrückt. Der König werde immer verhaßter, auch seinen eignen Großen, da er wiederholt Feldherren, die sich hatten von den Empörern schlagen lassen, mit dem Tode bestraft hatte. Grimmig seufzte Ebroin bei solchen Berichten: „Und ich? — Ich sitze hier müßig unter den Mönchen!"

Einige Tage nach Eintreffen der letzten dieser Berichte fehlte Leodegar bei dem Frühmahl. Bei der Hora war er noch zugegen gewesen: von der Kapelle aus hatte ihn der Abt die Treppe hinabschreiten sehen, die zu seiner und Ebroins Zelle führte; freilich zweigte diese in einer schmalen Nebenstiege nach dem Garten ab. Als man in diesem suchte, fand man bald in dem tiefen und weichen Schnee die Spuren seiner Sandalen eingedrückt: sie führten an eine Ecke der hohen Mauer; oben, von der Zinne derselben,

hing eine schwanke Strickleiter herab. Ebroin, der, voll heiß auflodernden Argwohns, die Spurfolge geführt hatte, kletterte rasch hinauf: — oben angelangt brach er in einen wilden Schrei aus: „Entflohen! Allein! Ohne mich!“

„Was siehst du? Sprich!“ rief der Abt hinauf.

„Hier, vor der Mauer, sind die Eindrücke der Hufe von zwei Pferden, nein, dreien. Und die Fußtritte von Männern, schwer beschuhten neben den Sandalen des Schurken. Hier lehnte — man sieht's im Schnee! — eine Leiter: — sie ist entfernt. Er hat mich verraten! Er ist allein entflohen. Gleichviel! Ich springe nach auf Tod und Leben!“

Zu spät! Ein starker Haufe der gewaffneten Klosterknechte, die den Verschwundenen gleichzeitig vor den Mauern gesucht hatten, war zur Stelle. Er wäre in ihre gezückten Lanzen gesprungen. So stieg er die Strickleiter wieder in den Garten hinab, bebend vor Wut. Allen voran flog er in die Zelle zurück, hier unter den Sachen des Flüchtlings eine Andeutung zu finden, eine Vorbereitung des Plans. Aber nichts fand sich als in den dicken Rollen einer Psalmenübersetzung ein Rohrpfeil, wie man sich deren bediente, Nachrichten über Mauern zu schießen: daran haftete noch, halbverbrannt, ein schmaler Fetzen eines Papyrosstreifens, auf dem, trotz der Verkohlung, noch die Worte lesbar waren „Hora“ . . . „Nordecke“.

„Er ist befreit worden, hat sich befreien lassen — allein! — Mich hat er nicht mitgenommen,“ knirschte Ebroin. „Der erste Eidbruch! Wann hör' ich vom zweiten? O könnt' ich ihn sechsmal töten!“

IV.

Eine Woche später verbarg die aufgehende Januarsonne ein dichter Nebel, der auch die große Heerstraße zwischen dem Klosterthor und dem nahen Urwalde dicht verhüllte.

Völlig überrascht daher wurden die Klosterpförtner, die von außen mehrere Klafter Holz auf Schlitten in das weitgeöffnete Thor schoben, als auf einmal, wie die siegend empor gestiegene Sonne den Nebel zerstreute, gleichzeitig aus dem Gehölz eine stattliche Kriegerschar hervorbrach, die mit lautem Waffenruf die paar Knechte über den Haufen rannte und ohne Widerstand in den Klosterhof drang, hier hellen Hornruf erhebend.

Zu spät zur Abwehr eilten nun der Abt und einige Mönche herbei.

„Fürchtet euch nicht, fromme Brüder," rief der glänzend gerüstete Führer. „Wir thun euch nichts zu leide. Wir suchen nur Ebroin! Gebt ihn heraus!"

„Nimmermehr! Mit meinem Leben schütz' ich ihn!" rief Romarich, beide Arme ausbreitend und so dem Gepanzerten den Zugang aus dem Hof zu der Innenthüre verwehrend.

„Ebroin!" rief der nochmal. „Wo steckst du?"

„Hier ist Ebroin," antwortete der und sprang, einen eisernen Feuerschürhaken schwingend, die Treppe herab und — an dem Abt vorbei — in den Hof. „Und teuer wird er sein Leben verkaufen."

Aber bei dem Anblick des Führers ließ er die ungefüge Waffe fallen: „Vanning!" rief er frohlockend, „Vanning, Vielgetreuer! Du bist's? Was bringst du?" „Die Freiheit! Und die Rache! — Komm, frommer Abt, kommt, ihr Mönche, herein ins Haus! Ins Refektorium: —

womöglich zu einem guten Schluck warmen Weines! Der Ritt durch die Nacht, durch Eis und Schnee war kalt."

Alsbald saßen und lagen Krieger und Mönche, bunt durcheinander gemischt, in dem geräumigen Speisesaal des Klosters, auf dessen breiter Herdstelle gewaltige Scheite von Buchenholz ein mächtig Feuer unterhielten und eine wohlige Wärme verbreiteten.

„Ei," sprach Vanning, den kostbaren Pokal nach einem vollen Zuge auf die lange Tafel niedersetzend, „mir scheint, ich muß ganz von vorn anfangen. Ihr wißt rein von gar nichts, hier in eurem verschneiten Bergwald. Also hört! König Childerich ist tot, ermordet!" „O des Frevels!" rief Romarich und bekreuzte sich. „Sein Thron ist leer?" forschte Ebroin eifrig.

„Ja, wie man's nimmt. Leer oder allzustark besetzt." „Ermordet! Von wem?" fragte der Abt.

„Erschlagen vielmehr, in gerechter Blutrache. Von den Söhnen des Pfalzgrafen Bodilo! Der Merowing hatte schon lang einen Groll wider den freimütigen Mann: als er nun von den Aufständischen bei Rouen geschlagen ward, ließ ihn der böse Bube zuerst aufs Blut geißeln . . ." „Einen freien Franken!" rief Ebroin. „Und dann hinrichten. Ein paar Tage darauf, als der König jagte im Walde von Livie — zwischen Chelles und Saint-Denis, — fielen die beiden Söhne des Getöteten über ihn her und schlugen ihn tot." „Arme Heilige!" sprach Ebroin zu sich selbst. „Aber recht so! Blutrache für den Vater ist des Sohnes höchste Pflicht." „Kein Schad um ihn," meinte Vanning. „Aber wer sollte sein Nachfolger werden? Nun grenzenlose Verwirrung im Palast, in Neuster und Burgund. Alles ging und geht drunter und drüber! Zwei, drei Merowingenknaben wurden genannt, ja auch ein neu erhöhter, Dagobert, drüben in Austrasien. Ein

Führer nur fehlte: .... Ebroin! Wie viele Stimmen riefen nach dir! — der saß hier gefangen. Desgleichen Leodegar, der Giftwurm. O was habt ihr ihn losgelassen!" — „Wir doch wahrlich nicht! Er ist entflohn," riefen die Mönche. „So? Er verbreitet, ein Engel des Herrn sei Abt Romarich erschienen und habe befohlen, ihn frei zu geben: so habe der ihn gesegnet und entlassen." — „Auch ich, ich will ihn segnen," sprach Ebroin und ballte die Faust. „Erst haben! Sein Bruder Gairin hat — gleich nach des Königs Tod — ein Heer gesammelt und versprochen, in wenigen Tagen den rector palatii wieder in Paris einzusetzen." „Also Gairin hat ihn entführt!" rief Ebroin. — „Und er hielt Wort. Mächtig und prächtig herrscht der Schurke in Paris über Neuster und Burgund, seine Anhänger fürstlich belohnend, die deinen aber blutig verfolgend: Dutzende hat er hingerichtet und ihre Güter eingezogen!" „Ich komme!" sprach Ebroin. — „Ja, komm', um zu rächen: — auch das Leben deines ältesten Freundes." — „Praejectus! Sein Silberhaar ...?" — „Es hat die Mordboten nicht abgehalten, die der unversöhnliche Leodegar nach Clermont entsandte. Am Altare haben sie ihn erstochen." — „Mein Schützer, mein zweiter Vater! Ich gelobe: wie meines leiblichen Vaters Blut will ich das seine rächen an dem Eidbrüchigen! Bei seinen höchsten Heiligtümern hat er mir geschworen. Du warst Zeuge, Romarich! Was sagst du dazu?" Der faßte wehklagend mit beiden Händen nach seinem grauen Haupt: „Weh! Die Reliquien sind entweiht, geschändet durch seinen Meineid." „Aber," fuhr Vanning fort, „doch nicht unbestritten, nicht ungeteilt ist seine Herrschaft. In Neuster haben sich andere Große aufgethan, auch in seinem eigenen Burgund folgen ihm nicht alle Grafen; der mächtige Herzog Hermengar hat sich noch nicht für ihn erklärt, der steht mit starker

Macht zu Troyes. Mein Abt ist dir vielmehr als Leodegar geneigt: ‚wäre Ebroin nur frei,‘ meinte er, ‚dann wüßte ich, wem folgen!‘ Wohlan,“ rief ich, „laß mich aus diesen Thoren und ich hole ihn heraus, den Retter von uns allen. So kam ich frei, raffte eine Handvoll Leute, alte Vasallen und Grundholden meines Hauses, zusammen — unser Stammsitz bei Meaux liegt ja nahe dem Kloster Rebais! — und da bin ich. Und bald bist du nun da, wohin du gehörst: — am Steuerruder dieses führerlosen Schiffes. Noch einen tüchtigen Trunk — Herr Abt, dein Wein ist gut! — und dann zu Roß.“

„Ja,“ rief Ebroin, aufspringend. „Zu Roß! Und wehe meinen Feinden!“

V.

Es war hohe Zeit gewesen, daß der Gefangene aus dem Kloster und in schützende Bedeckung gelangt war.

Denn schon gleich nach dem Ausritt aus dem Thor in den nahen Wald traf er mit seiner Schar auf einen Reiterzug, der bei seinem Anblick rasch die Gäule herumwarf und entfloh. Ein paar Eingeholte gestanden, daß Leodegar sie entsendet habe, mit dem Auftrag, Ebroin lebend oder tot in seine Hände zu liefern.

Der Befreite warf sich mit seiner treuen Schar zunächst nach der nahen Stadt Jussey, deren Grafen er sich befreundet wußte. Hier fand er bereitwillige Aufnahme: von hier aus gewann er den Anschluß mehrerer benachbarter Gaue, wie Langres und Chaumont. Gleichwohl erwies sich seine Waffenmacht zunächst zu gering, um sofort, wie

sein heißes Herz ungestüm begehrte, den Hauptstoß auszuführen, Leodegar und den König, in dessen Namen der zu herrschen vorgab, aufzusuchen, jenen zu vernichten, diesen in seine Gewalt zu bringen.

Denn Vanning hatte nicht zuviel gesagt mit den Worten, daß alles im Frankenreich drunter und drüber gehe. Von Austrasien her verlautete, daß das Land auf die Nachricht von Childerichs Tod sich von den neustrischen Merowingen wieder ganz losgesagt und den lang verschollenen Sohn Sigiberts auf den Thron zu Metz erhoben habe. Ebroin aber mußte sich bei diesem Wirrwarr vorerst in Gebiete wenden, wo er sicher war, zahlreiche Anhänger zu finden. So zog er denn gen Nordosten an die Grenze von Austrasien, um so, unabhängig von Auster wie von Neuster-Burgund, aus jener Landschaft — vorläufig! — ein viertes Teilreich zu bilden.

Leodegar aber war nach einigem Schwanken zu dem Entschlusse gekommen, das Kind Theuderich, den jüngsten — letzten! — Sohn Balthildens, der Mutter und dem Kloster Chelles zu entführen, um an seiner Statt zu herrschen; er weilte mit ihm in Paris. Damals schrieb ein Zeitgenoß: „Überall kriechen jetzt, unter Leodegars Herrschaft, die Bösewichter aus ihren Verstecken hervor, wie die Sonne im Frühling die giftigen Schlangen aus ihren Löchern lockt. Solche Wirren durchtoben das Reich, daß man den Antichrist erwartet, dessen Erscheinen dem Untergang der Welt vorhergeht." Am Himmel aber stand ein Schweifstern, der den Geängsteten Wechsel der Könige, Blutbad im Volke bedeutete.

Allein Ebroin war doch noch zu schwach gegenüber den Streitkräften, die Leodegar zur Verfügung standen, zumal in Burgund, in der Umgebung seines Bischofsitzes Autun, wo die Vasallen und Grundholden des Bistums, überaus

zahlreich, ihrem freigebig spendenden glanzvollen Kirchenfürsten eifrig ergeben waren.

Da ward der Majordomus von der Not, von dem Bedürfnis zu einem Schritte gedrängt, den ihm die längst gehegten Herzenswünsche und staatsmännischen Pläne ohnehin gleich warm empfahlen. Die Rettung der ärmeren Freien vor dem Versinken in Knechtschaft eines geistlichen oder weltlichen Großen, — die Erhebung der wirtschaftlich Versinkenden hatte ja dem Sohn Ebromuths all' diese Jahre her als eines seiner höchsten Ziele vorgeschwebt.

Nun erfuhr er, sobald er die Klostermauern hinter sich gelassen, daß in ganz Neuster und Burgund jene gewaltige Bewegung dieser bisher so schwer Bedrückten sich noch immer wilder gesteigert hatte. So scharf Ebroin ihre Ausschreitungen verwarf, — er mußte doch einen berechtigenden Grund der ganzen Erregung anerkennen, die sich aus den Urtiefen des Volkes mit der Unwiderstehlichkeit einer Naturkraft, einem Vulkane gleich, erhob. „Was wollen," sagte er dem bedenklichen Vanning, „diese Armen, — freilich auf den Wegen unsinniger Zerstörung, rachewütiger Gewaltthat, — anderes erreichen, als was ich selbst durch fürsorgliche Mittel der Gesetzgebung, durch weise Maßregeln von jeher hatte erzielen wollen?" Diese schlecht gewaffneten, schlecht geführten, vereinzelten Haufen hatten gleichwohl, wie der Majordomus alsbald erfuhr, gar oft die schwachen Heerbannaufgebote der Königsgrafen überwältigt: was mußte sich mit diesen Männern, denen die Verzweiflung ihre Kräfte lieh, ausrichten lassen, faßte sie eine starke Hand zusammen, leitete sie bewährte Feldherrnschaft! In der That: mit diesen vielen Tausenden, die bis jetzt in allen Landschaften von Neuster und Burgund vereinzelt umhertobten, wußte sich Ebroin weit überlegen allem, was Leodegar an Waffenmacht aufbringen mochte.

So faßte er seinen großen, folgenreichen, schicksalschweren Entschluß: er stellte sich selbst an die Spitze dieses Aufstandes: — schon um dessen Ausufern einzudämmen — er schuf sich ein Heer aus den Empörern. Zu Jucey schon entwarf er einen Aufruf, den er, von den Mönchen zu Luxeuil in vielen hundert Exemplaren abgeschrieben, durch so viele Boten, als er beritten machen konnte, in alle Gaue von Neuster und Burgund entsendete. In flammenden Worten, mit der ganzen Wucht aufrichtigster Überzeugung und selbsterlebter Erfahrung forderte er alle Unzufriedenen, alle Bedrängten und Bedrückten, alle mit List oder Gewalt um Freiheit oder Eigentum Gebrachten, alle, die kein Recht gefunden hatten gegen Bischöfe, Äbte, Seniores, auf, sich zusammenzuthun zu einem großen Bund der „Kleinleute“: er versprach, an ihrer Spitze, mit Waffengewalt den vielverhaßten Rector Palatii, den recht eigentlichen Vertreter des Doppeldrucks der Bischöfe und des Adels, mit seinem ganzen Anhang zu stürzen, ja blutig zu bestrafen, den jungen König aus dieser Gefangenschaft zu befreien und, nach dem Sieg, auf einem großen Reichstag durch weise und milde Gesetze die Ursachen jener Herabdrückung der Kleinleute für alle Zukunft wegzuschneiden.

Dabei ermahnte er freilich zugleich, sich jeder Eigenmacht und Selbsthilfe, also jener bisher geübten Gewaltthaten zu enthalten, die er wie gemeine Verbrechen mit dem Tode bestrafen werde, vielmehr, ohne weitere Gewalt als die zur Abwehr der Angriffe der Bischöflichen erforderlich, sich auf bestimmte Sammelplätze zusammenzuziehen, die er für jede Provinz genau bezeichnete.

Als Vanning den Entwurf gelesen hatte, sprach er kopfschüttelnd: „Du, höre, das ist ein gefährlich Spiel! Die wilde Meute, die du da aufrufst, wird den Fuchs ohne Zweifel zerreißen: — ob sie aber dann sich vor

dem Jäger wieder an die Koppel wird legen lassen?"
„Dafür laß dies Schwert sorgen!" erwiderte der Majordomus.

VI.

Und der Erfolg gab ihm — zunächst — rasch und glänzend recht.

Überall, wohin der Aufruf kam, wirkte er wie ein Blitzstrahl, der auf Brandstoff trifft: er zündete augenblicklich, unwiderstehlich, unlöschbar. Überall ward der „Bund der Kleinleute" gebildet: vielmehr, er bildete sich von selbst: die bisher verstreut umherziehenden Haufen schlossen und flossen in größeren Massen zusammen, und mit erstaunendem Gehorsam eilten sie auf die ihnen bezeichneten, mit Feldherrnkunst gewählten Sammelorte zu: so bildeten sich bald kleine Heere von Austrasien ab durch ganz Neustrien gen Nordwesten bis an die See, bei Langres, bei Châlons sur Marne, bei Laon und fern im Nordwesten bei Rouen. Diese Stadt hatten die gefürchteten Banden des Blutigels, des Brandhahns, des Reißewolfs genommen, und sie stießen hier zu Ebroin, der von Südosten aus bis hierher quer durch das ganze Land, Paris einstweilen südlich liegen lassend, gezogen war.

Wenig richteten gegen diese entfesselten elementaren Gewalten die Maßregeln aus, die Leodegar und seine Heerführer tastend, unsicher trafen: ihre dünnen Scharen konnten nirgend das offene Feld halten gegen die wie brandende Meeresflut heranwogenden Massen der rachegrimmigen Empörer: sie mußten in die festen Städte weichen und sich dort belagern lassen.

Aber selbst in Paris fühlte sich Leodegar nicht mehr sicher: denn Ebroin zog nun drohend heran. Schon stand er in Beauvais: der Bischof verlegte eilig den Hofhalt des Knaben Theuderich und die Regierung in das feste Autun, den Hauptplatz seiner Macht.

Vorher aber plante er von Paris aus noch einen Handstreich auf Meaux, das sich früh Vanning angeschlossen hatte. Ebroin erfuhr den Anschlag durch einen Späher: — auch hierin war er dem Gegner überlegen, da die ganze Landbevölkerung, auch die nicht die Waffen erhoben hatte, auf seiner Seite stand. Ganz nahe lag das Kloster Chelles: der Sohn bangte um die Mutter in jenen Mauern: vielleicht hatte es der Rector Palatii mehr auf dies Kloster als auf die Thore von Meaux abgesehen. Denn daß ihn der Eid von Luxeuil abhalten werde von den Gesippen seines Eid-Bruders, war ja nicht mehr zu erwarten. Ebroin entsandte daher rasch Vanning mit einem starken Geschwader erlesener Reiter — von seinen Heerbannmännern, — nicht Kleinleute, deren man doch nicht so sicher wie jener war — jener Strafschar entgegen zu eilen und das Kloster zu schützen.

Tiefe Trauer lag auf des Treuen Antlitz, als er nach mehreren Tagen, seinen Reitern vorauf eilend, nach Beauvais zurückgekehrt, in Ebroins Zelt trat. „Du bringst ein Unglück!“ schrie der aufspringend und im Ungestüm den Feldschemel umstoßend, darauf er gesessen. — „Ja, ein großes. Ich erfuhr alles durch Gefangene, die wir auf der Verfolgung machten. Ich kam zu spät. Am Tag vorher hatte Gairin das Kloster überfallen und deine Mutter gefangen — als Geisel für dich — fortgeschleppt.“ — „Ah, meine Mutter! In der Gewalt dieses . . .“ — „Sie ist es nicht mehr.“ — „Befreit?“ jubelte Ebroin. „Wo, wo ist sie? In Sicherheit?“ — „Ja, in Sicher-

heit! Fasse dich, Ebroin: — sie ist im Himmel." — „Tot?" schrie der Sohn auf und wankte vorwärts, den Freund an beiden Schultern fassend. „Gemordet?"

„Leodegar, zu dem sie nach Autun gebracht ward, bedrohte sie mit der Folter . . ." — „Ah, er soll nicht leben. Glied für Glied soll er mir . . ." — „Wenn sie dich nicht in einem Briefe, den er ihr vorschrieb, zur Unterwerfung auffordre: darin ward auch die Folterung der Mutter angedroht . . ."

„O zehnmal möcht' ich ihn erwürgen!" — „Die tapfre greise Frau weigerte sich, den Brief zu unterschreiben. Und um dir jede Rücksicht abzunehmen, die du für sie — sie wußte es! — hegen würdest . . ." — „O meine Mutter!" — „Beschloß sie, durch die Flucht sich jeder Gewalt zu entziehen. Glücklich war sie in der Nacht — ganz allein — bis an den reißenden Arroux gelangt. Aber hier verfehlte sie — ihre Augen waren zu schwach . . ." — „Ach ja! Die geliebten Augen!" — „Den schmalen Steg. Sie irrte lange ratlos am Ufer auf und ab. Da kam Leodegar, kamen die Verfolger mit Fackeln nachgesprengt. Endlich fand sie nun zwar die Brücke: — sie gelangte hinüber: aber Leodegar befahl . . ." — „Was? Was befahl er?" — „Seinen Bogenschützen . . . Gairin that den ersten Schuß! — Sie fiel, von Pfeilen durchbohrt." — „Sie hat sich geopfert für mich! O Mutter, Mutter! Treu bis zum Tod! Aber Geduld! Du sollst fürchterlich gerächt werden. Wir brechen auf, sofort. Laß die Trompeten durch das Lager schmettern! Auf! Nach Autun!"

VII.

Ohne Rast riß der Rächer seine Scharen mit sich fort: willig, ohne Murren über die ihnen zugemuteten Gewaltmärsche folgten sie ihm: es war, als habe er all' den Tausenden sein Ungestüm, seinen Haß, seinen Racheeifer eingeflößt.

Und die zahlreichen Kleinleute wenigstens, die den weitaus stärksten Teil seiner Heeresmacht bildeten, waren nicht nur von der Kampflust beseelt, wie sie in gewöhnlichen Kriegen die Franken erfüllte: — sie brannten in der wilden Leidenschaft, in der Wut, die in Bürgerkriegen die Waffen schärft. Und es war ja nicht ein Kampf politischer Parteien um Macht und Herrschaft im Staat, — es war das verzweifelte Emporringen der Geknechteten aus wirtschaftlichem Untergang, das sich Aufbäumen gegen die gehaßten Bedrücker, die, viele Menschenalter lang in Reichtum und Genuß schwelgend, jede Willkür gegen die Schwachen geübt, jedem Laster auf deren Kosten gefrönt hatten: — nicht Waffenkampf, — blutige Vergeltung suchten diese „Knüttelträger" und „Sensenschwinger", wie der Adel sie höhnte: an der erschlagenen Reichen Statt wollten nun sie in Müßiggang schwelgen und prassen in dem den Räubern abgejagten Raube. Diesem Ansturm, den kluge Feldherrnschaft leitete, widerstand nichts. Aber freilich: sogar dem geliebten und gefürchteten Führer gelang es oft nur mit Mühe, — oder auch gar nicht! — die von ihm entfesselten Leidenschaften von wilden Verbrechen abzuhalten. So war der Zug in geflügelter Eile bis an die Aisne und die Oise, bis in die Nähe von Compiegne gelangt.

Ebroin erkundschaftete, daß der einzige Übergang über den hier sehr reißenden Strom, die Brücke von Pont Saint

Mairence, abgebrochen und das südliche Ufer von der weitaus stärksten Macht, die ihm bisher entgegengetreten war, unter Gairins Befehl besetzt war: eine leichte, den Sieg sichernde Aufgabe schien die Verteidigung der hier steil abfallenden Ufer gegen einen Angreifer, der ein so gewaltiges Hindernis, wie der Strom es bildete, erst zu nehmen, dann aus der Tiefe bergan zu stürmen und, wenn abgeschlagen, auf der Flucht in dem Strom ein breites und tiefes Grab im Rücken gähnen hatte.

Herzog Hermengar, der sich — nach einigem Zögern — Ebroin angeschlossen, zumal nachdem der aufrichtig Gottesfürchtige von dem schnöden Bruch des auf die höchsten Heiligtümer geschworenen Eides vernommen, und Vanning rieten daher, als man spät Abends sich der Brückenstelle bis auf ein paar Stunden genähert hatte, Halt zu machen und am andern Morgen durch Streifscharen, flußabwärts und flußaufwärts, nach Furten zu suchen, um dann an unbewachten Stellen den Übergang zu bewerkstelligen.

Aber Ebroin schüttelte das Haupt, auf dessen Helmdach der eherne Eber die gewaltigen Hauer senkte: „Nicht doch! Ich gedenke Fredigundens. Ihrem Beispiel folg' ich.“ Der fromme Hermengar schlug ein Kreuz: „Die üble Walandine! Folge nicht ihrer blutigen Spur!“ — „Ja, sanfter Herzog ich muß. Es ist wahr: Ich sehe oft nur noch Blut vor den Augen. Dann rauscht es wie Wellen mir in den Ohren. Ich habe schon soviel vergossen: — zurück kann ich nicht mehr. Vorwärts! — Ans Ziel: — durch noch mehr Blut.“ „Aber was hat Fredigundis . . ?“ unterbrach Vanning, der diese düstern und blutigen Gedanken des Freundes mit Besorgnis immer häufiger wiederkehren sah und ablenken wollte. — „Die? Sie hat einmal in ähnlicher Lage gesprochen: ‚wen du noch in der Nacht erschlagen kannst, erschlag' nicht erst

am Morgen'." „Ein grauenhafter Spruch!" meinte Hermengar. „Ihr Weg ging über lauter Frevel," warnte Vanning. — „Gewiß! Aber wohin führte er? Ans Ziel! Zum Siege! Sie starb friedlich, in ihrem Bett, als Besiegerin all' ihrer Feinde: — ihre große, edle Gegnerin, die hehre Frau Brunichildis, erlag grausamstem Geschick. Es geht nicht ohne Blut und Gewalt, Freund Vanning, will man wankende Reiche retten. Und auch nicht ohne Verbrechen, wie es scheint! Wie lange triumphierte Leodegar! Noch trotzt er uns: warum? Weil er kein Mittel, das da half, verschmähte. Wohlan, ich lerne von ihm. Übrigens heute Nacht gilt es ja nur raschere Entscheidung, kein Verbrechen. Da drüben steht der Feind in Masse geschart: lassen wir ihn uns nicht mehr entweichen! Jetzt drei Stunden Rast! Aber um Mitternacht stehen wir am Fluß! Jeder Führer, der zu spät eintrifft, — hängt. Verkündet's im Lager."

Solch' kräftig Zureden half! Um Mitternacht standen alle seine Haufen in langer Reihe hart an dem Nordufer der Oise, bei dem stehengebliebenen ersten Joch der Brücke: die beiden Flügel seiner Aufstellung ragten links — östlich — und rechts — westlich — darüber hinaus.

Ebroin hatte sich den Befehl über das Mitteltreffen vorbehalten: er führte hier die Reiter, deren Gäule in erster Reihe schwimmen sollten. Herzog Hermengar und sein älterer Sohn Hermenfried sollten den rechten, Vanning und der jüngere Herzogssohn Hermenvech den linken Flügel befehligen.

Der Majordomus war in dem Zelte des Herzogs zugegen, als die beiden Söhne — stattliche schöne Jünglinge — mit sorglichster Liebe darüber wachten, daß der Vater auf das Sicherste gerüstet, auf das Schärfste gewaffnet sei. „Wie neid' ich dir," sprach der jüngere zum älteren Sohn, „daß du an des Vaters Seite fechten, über

sein Leben wachen darfst.“ Freundlich lächelnd nickte Ebroin mit dem Haupte, dann sprach er sehr ernst: „Das gefällt mir, solche Liebe der Söhne! So hing ich an meinem armen Vater! So mag denn auch der jüngere Sohn den Vater in den Kampf begleiten. Vanning wird auch allein fertig.“

VIII.

Der meisterhaft geplante Anschlag gelang vollständig.

In tiefster Stille war der Anzug aller Scharen an dem Ufer erfolgt: keine Waffe hatte geklirrt, ja kein Pferd hatte gewiehert: — die klugen Tiere schienen zu merken, daß es sich um ein Geheimes handle. Die Frühlingsnacht war mondlos und sternenlos. Kein Lagerfeuer durfte angemacht, keine Fackel entzündet werden: schwarzes Dunkel deckte das Nordufer, das in der ganzen Ausdehnung von Weidengebüsch und — vom Wasser her — von hohem Schilf bestanden war, während drüben, im Süden, zahlreiche Fackeln und Wachtfeuer die Laubhütten des feindlichen Lagers und dessen Insassen deutlich zeigten. Kein lauter Befehlsruf ertönte: geräuschlos glitt, allen voran, Ebroins Rappe in die leise gurgelnde Flut: — ebenso folgten seine Reiter und diesen — in einigem Abstand — zuerst watend, dann schwimmend das Fußvolk. So gelangte alles an das Südufer, ohne daß die Wachen der Annäherung gewahr geworden waren.

Erst als die Pferde wieder trockenen Grund unter den Hufen fühlten, schnaubten sie laut das eingeschluckte Wasser aus: — einige wieherten: nun wurden die Feinde merksam, die Wachen riefen laut den Waffenschrei, einige rannten

die Wiesenhügel hinunter, dem verdächtigen Geräusch entgegen: — sie kehrten nicht zurück! Und bevor die Überraschten oben auf dem Höhenzug sich aus ihren weit verstreuten Laubzelten geschart und gestellt hatten, waren die Reiter Ebroins auf der Gipfelfläche angelangt: ohne Mühe ritten sie die vereinzelt, noch ungeordnet, aus den Lagergassen Herbeiströmenden über den Haufen. So kam es auf Seite der Feinde gar nicht zur Bildung einer Schlachtreihe: bevor sie sich stellen mochten, waren sie überflutet und flohen nun aus dem preisgegebenen Lager landeinwärts nach Süden, in der Richtung auf Autun.

Groß war die Zahl ihrer Toten: denn die grimmen Kleinleute machten keine Gefangenen: zumal Ebroin erklärt hatte, die in dem Bürgerkriege gefangenen Landsleute sollten nicht der Verknechtung unterliegen: eine Verordnung, die mit lautem Murren war vernommen worden! — so stachen denn die Bauern mit ihren breiten Messern erbarmungslos auch die Verwundeten nieder und die, welche die Waffen weggeworfen hatten. Den Mojordomus überkam ein Grauen, als er im blutigroten Licht der Wachtfeuer diese Wirkung seiner so menschenfreundlich gemeinten Verfügung wahrnahm: „Viel Blut! Immer mehr!" sprach er zu Vanning, als sie, von der Verfolgung zurückgekehrt, durch das eroberte Lager ritten, neben den Haufen der Erstochenen — Abgeschlachteten! — hin. „Du hast recht: — ich habe unheimliche Bundesgenossen: Blutigel und Brandhahn, Reißewolf und Raubrabe und Frau Nachtfare — meine Helfer und Freunde! Aber ich halte sie fest in der Hand."

Gering war der Verlust der Sieger; unter den Verwundeten waren aber die beiden Söhne Hermengars. Ebroin bemerkte es, wie er sich nach Sonnenaufgang zum Frühmahl niedersetzte: in dem reich geschmückten Zelte

Gairins — der entkommen war — ließ er sich und seinen Feldherren das für den Flüchtling bestimmt Gewesene auftragen. „Ja,“ sprach der Herzog freudig, beider Söhne Nacken umschlingend, „ich dank’ ihnen das Leben. Mein Gaul stürzte, ich lag hilflos darunter, mehrere Feinde sprangen zu: da holten mich die beiden hervor und fingen einstweilen die mir zugedachten Hiebe auf. Sind wackre Buben.“ „Ja, das sind sie,“ sprach Ebroin. „Drum ernenn’ ich den älteren zum Grafen von Amiens und den jüngeren zum Oberfalkenwart. Aber auf daß sie stets ein mahnend Andenken daran führen, welcher That sie solche Ehrung danken, da — nehmt!“ Er griff neben seinem Sitz zur Erde, wo die kostbarsten Stücke der Waffenbeute aufgehäuft lagen. „Hier, Hermenfred, ein Schwert: — eine edle westgotische Klinge! — und da, Hermenvech, eine treffliche bretonische Streitaxt. Schwingt sie für euren Vater! Wahrlich, nicht umsonst haben unsre Ahnen die Blutrache für die Gesippen der Pflichten heiligste genannt. Daran haltet fest und laßt euch nicht beirren durch die Lehre der Bischöfe von der allverzeihenden Nächstenliebe! Schmach und Wehe dem Sohne, der seinen Vater ungesühnt liegen ließe! Ich bin gewiß, ihr würdet, wie ich an jenem Valerius gethan, das Blut eures Vaters blutig rächen. Darauf trink ich euch diesen vollen Becher zu!“

IX.

Das eine nächtliche Treffen entschied den ganzen Feldzug: die Streitmacht Gairins war zersprengt: nirgend mehr wagte sie, das offene Feld zu halten: seine Flüchtlinge

warfen sich zerstreut in die festen Städte. Ebroin hielt sich mit deren Belagerung nicht auf. Ohne Rast setzte er seinen Stoß in das Innere des Landes fort. Er erfuhr, daß sich Gairin mit dem noch beisammengebliebenen Rest seines Heeres nach Autun gewendet habe, wo Leodegar die alten Befestigungen mächtig verstärkt hatte: auf diese burgundische Bischofstadt zog jetzt der Sieger, der Rächer, in eiligen Märschen.

„Ja, ja, es eilt! sag ich euch," erwiderte er den Kleinleuten, die sich lieber in Plünderung des durchzogenen Landes verweilt hätten und jetzt schon gar oft bei seinen Befehlen murrten. „Es eilt! Denn — begreift ihr's denn nicht? — unsere ganze Jagd gilt einem gar edeln Wilde: nicht dem Giftwurm Leodegar, — der wird seiner Strafe nicht entgehen! — nein, dem Königsknaben, in dessen Namen er zu herrschen vorgiebt." „Ah was," schrie der schwarze Rädelsführer, den die Seinen den Reißewolf nannten — er war ein Aquitanier und hieß Gallus — „verstehe schon. Aber wozu brauchen wir überhaupt einen König? Wir sind selbst Könige!" „Oder, brauchen wir einen," meinte der rothaarige Brandhahn, der Kelte aus Aremorica, seine blitzende Sense lupfend, „so soll Ebroin die Krone tragen. Nieder mit dem Knaben!" „Schweigt," zürnte der Majordomus. „Wollt ihr den Bürgerkrieg verewigen? So gut wie ich, können dreißig andre nach dem Königstabe greifen. Soll der Austrasier Dagobert, der Mönch-König, da drüben in Metz, — mit vollem Recht! — die Erbschaft der Merowingen für sich verlangen dürfen? Nein: nicht um ihn zu morden — habt ihr noch nicht genug des Bluts gesehen, ihr Wölfe? — oder ihn abzusetzen muß ich ihn haben, nicht als meinen Gefangenen — nein, als meinen Herrn und König, um kraft seines Rechts zu herrschen — wie bisher Leodegar. Wohlan,

noch weilt — sicher erfuhr ich's — der Knabe in Autun: — wer weiß, wohin sie ihn rasch flüchten und vor uns verstecken, lassen wir ihnen Zeit dazu?"

X.

So eilte denn der brausende Zug, das leere Paris westlich liegen lassend, gen Süd-Süd-Ost über Meaux, Troyes, Dijon, bis er im Monat Juni vor den Thoren von Autun anlangte.

Sofort umschloß Ebroin die Stadt auf allen Seiten — auch auf dem Fluß Arroux durch Wachtschiffe — so eng, daß an ein Entschlüpfen des jungen Fürsten oder seiner Bewacher nicht zu denken war. Binnen kurzer Frist hatte der kriegskundige Belagerer so zahlreiche und so mächtige Sturmwerkzeuge hergestellt, daß der Gewaltangriff demnächst erfolgen konnte. Nicht mit nngeteilter Freude doch sah Ebroin dem Augenblick entgegen, da er den Befehl zum Sturm geben sollte: am Erfolge zweifelte er nicht, aber er scheute das abermalige massenhafte Blutvergießen im Kampf und noch mehr die zügellose Mord- und Raubgier seiner ‚Kleinleute', wann diese sich — nach dem Sieg — über die volkreiche und güterreiche Stadt ergießen würden. Trotzten sie offen seinem Verbot, so war er mit seinen Heerbannleuten kaum stark genug, sie im Zaum zu halten oder — nach dem Verbrechen — zu strafen.

So war ihm ganz willkommen, daß kurz vor dem zum Sturm auserlehenen Tage in seinem Lager ein Vermittler erschien, den er am wenigsten zurückweisen konnte: der fromme Abt Romarich. Der hatte, aufgeschreckt durch

die Nachrichten von dem wilden Bürgerkrieg, die stillen Mauern seines Luxeuils verlassen und ritt nun auf seinem Eselein in die Nordgasse des lärmenden Lagers ein. Alsbald vor den Majordomus geleitet, bewirkte er bei diesem, daß er die belagerte Stadt betreten und mit den dortigen Führern der Stadt verhandeln durfte.

Das Ergebnis dieser Verhandlung war, daß eine Unterredung zwischen Ebroin und Dedo von Poitiers in dem Ostthor stattfinden solle, in welcher die Bedingungen der Übergabe der Stadt zu vertragen waren. Mit Leodegar und Gairin zu verhandeln, lehnte Ebroin rundweg ab: „die will ich nur als Gefangene und mit dem Henker wiedersehen,“ hatte er drohend gesprochen.

Zur beredeten Stunde — hell glänzte der Sommersonnenschein auf die Helme und Schilde — ritt aus dem Lager ein kleiner Zug auf das in die mächtigen Steinquadern gefügte Thor und machte vor dem breiten Graben Halt: ein Hornstoß meldete ihn an: bald antwortete der Trompetenruf der Wächter oben auf der Zinne: schwerfällig drehten sich die starken, erzbeschlagenen Flügel in den Angeln: und der Bischof von Poitiers, in vollem Ornat, trat auf die Zugbrücke, die nun knarrend von oben herniederrasselte, den Graben überspannend.

Ebroin blieb unbeweglich stehen, unerachtet der weichen Handbewegung des Prälaten, die ihn einlud, auf jenen schmalen eisernen Steg der Hängebrücke zu treten. Auf die wiederholte stille Aufforderung sprach Ebroin, den Eberhelm schüttelnd: „Nein, man sieht sich vor mit eidbrüchigen Verrätern.“ „Verwünscht,“ murmelte Dedo. „Wer hat ihm den Anschlag . . .? Aber warte, es giebt einen Magneten, der ihn doch heran zwingt.“ Er bequemte sich nun, gefolgt von einigen seiner Geistlichen, dem Majordomus entgegenzuschreiten.

„Bevor wir verhandeln,“ hob er an mit seiner wohllautreichen, viel geübten Stimme — „warn' ich dich, mein Sohn . . .“ — „Ich bin nicht dein Sohn, sondern Ebromuths, den dein Gesippe gemordet hat.“ — „Ich warne dich, weiter zu gehn in Freveln, weiter zu waten in Blut. ‚Quousque tandem‘ . . .? Du bist . . .“ — „Nicht gekommen, eine Predigt zu hören, sondern Eure Ergebung zu fordern.“ — „Du hast dich verfehlt — ich schweige von den Geboten der Kirche! — gegen das wichtigste Gesetz des Reichs!“ — „Das wäre?“ — „Dieses hier: das heilige Gesetz von Autun!“ antwortete der Bischof und zog aus den Falten seines Mantels ein mächtig Pergament, das er sofort entrollte und Ebroin entgegenhielt. „Erkennst du hier das Siegel des Königs? Es ist das Gesetz, das alle Glieder des Hoftags zu Autun beschworen haben: es gebietet, — von anderem zu schweigen! — daß Bischof Leodegar von Autun, solang er lebt, als Rector Palatii unbedingten Gehorsam zu fordern hat von allen Unterthanen: aber nicht nur beschworen von allen ward die Urkunde, — gesegnet, geheiligt und geweiht ward sie von vierzehn Bischöfen und — sieh her! . . . mit den heiligsten Reliquien ist sie — zum sichersten Schutz ihrer Geltung — behängt. Schau her, diese Heiligtümer! Sieben an der Zahl! Sprich, was ist auf dieses Pergament deine Antwort?“ Und majestätisch trat der Bischof einen Schritt vor und hielt ihm die breite, viereckige Urkunde ausgestrafft vor Augen.

„Dies,“ schrie Ebroin, riß blitzschnell seines Vaters Schwert heraus und zerhieb das Pergament mit einem sausenden Streich in zwei Hälften, die der Bischof laut aufschreiend fallen ließ. „Sacrilegium! Sacrilegium!“ rief er: und seine Geistlichen wiederholten kreischend den Ruf.

„Null ist und nichtig,“ sprach Ebroin, das Schwert

einsteckend, „der der Krone abgezwungene Fetzen. Ja, lest sie nur auf und küßt sie, die Urkunde! Erlistet ist sie und erzwungen! Hab' ich sie je beschworen? Und Ihr, wie könnt Ihr noch von Eiden reden, ohne vor Scham in die Erde zu sinken? Dein Neffe, der greise Frauen mordet, hat geschworen bei den allerheiligsten Reliquien und . . ."

„Vergebung," scholl da eine wohlbekannte Stimme aus dem Hintergrunde und, halb verdeckt von den Geistlichen, ward jenseit der Zugbrücke sichtbar die Gestalt Leodegars. „Du hier? Du sollst nicht lebend . . .!" schrie Ebroin außer sich und wollte auf die Brücke und über sie vorstürzen. Aber Vanning sprang neben ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt ihn mit Gewalt fest: „Halt! Noch ein Schritt und sie schnellen dich mit der Brücke in die Höhe: — schau, die Knechte dort oben faßten schon die Seilwinden." „Auch das scheitert," grollte Dedo finster. »Hostis habet muros, ruit alta a culmine Troja!« Leodegar aber rief: „Du thust mir unrecht mit diesem Vorwurf." Da sprach Romarich, lebhaft bewegt an Ebroins Seite tretend, drohend hob er den Zeigefinger der Rechten: „Wie, du entarteter Sohn der Kirche, hast du nicht bei all' jenen Heiligen und Heiligtümern . . .?" „Ich schwur," unterbrach Leodegar, „gar viele Dinge, so wahr der Schrein jene Heiligtümer berge. Wohlan: er barg sie nicht." — „Ruchloser Lügner! Ich habe sie selbst hineingelegt." — „Wohl: aber ich habe sie alle säuberlich wieder herausgenommen und unter dem Altarteppich geborgen, bevor Ihr die Krypta betratet. Allein sorge nicht, wo sie verblieben: als ihr hinauf gestiegen, legte ich sie alle wieder sorgfältig hinein: — nicht eines fehlt dir, o Romarich. — Mich aber band jener Eid nicht."

Da brachen viele unter den Geistlichen um ihn her in laute Rufe des Unwillens, des Abscheus aus: die Krieger

Ebroins aber hoben wildschreiend die Waffen und waren kaum abzuhalten, auf die Brücke zu stürmen.

„Hört ihr's?" sprach Ebroin, nachdem der Lärm sich gelegt, „das ist der Wert der Heiligtümer und der Eide dieser Priester! — Genug der Worte, des Hohns! Hört mich: in drei Stunden ergiebt sich die Stadt mit dem König und allen, die sonst darinnen sind, in meine Hand . . . Wenn nicht, erstürm' ich sie und gebe Stadt und alles Leben darinnen meinen Kleinleuten preis. Nun wählt."

XI.

Geraume Zeit vor Ablauf der vorgestreckten Frist thaten sich die festen Thore der alten Keltenstadt auf und psallierende Mönche und Priester in großer Zahl, zu langem Zuge gereiht, schickten sich an, ins Freie zu schreiten. Aber noch innerhalb der Thorschwellen wurden sie angehalten. Der Sieger besorgte, in solcher Verkleidung möchte mancher der Führer entwischen. Vielmehr befahl er, daß niemand die Stadt verlassen dürfe, bis er es verstatte.

In geschlossenem Zuge, nur von seinen Heerbannmännern umgeben — die blutgierigen Kleinleute wurden, zu ihrem lauten Schelten, vor den Thoren aufgestellt — zog Ebroin auf den weiten Platz vor dem Bischofhaus, das Leodegar so kunstsinnig und verschwenderisch neu gebaut und ausgeschmückt hatte. — Hier war auf der obersten Stufe ein hoher Thron errichtet: darauf saß ein schöner, blasser Knabe, zu beiden Seiten von einem Priester und von dem Grafen der Stadt gehalten, daß er nicht falle: — denn das rasch emporgezimmerte Gerüst von dünnen Latten,

mit Purpur verhangen, wankte und wackelte unter den ehernen Schritten der die Stufen hinaufdrängenden Heermänner. Nun eilte auch Ebroin raschen Ganges hinan, ließ sich vor dem verschüchterten Kinde auf beide Kniee nieder und legte die gefalteten Hände in die des Knaben, die dieser offen auf seinem purpurbemantelten Schose hielt. „Ich huldige dir, mein König Theuderich, du Sohn Balthildens, meiner hohen Herrin, deren Züge du trägst. Ich schwöre dir Treue als dein Unterthan: ich will dich, dein Reich, dein Recht, deine Wohlfahrt wider alle Feinde schirmen, schützen und fördern, wie ich schon gethan habe all' diese Zeit, als du noch böser Menschen Gefangener warst. Du aber nimm mich nun an als den Majordomus deines Palastes."

„Gern thu' ich das," sprach das Kind mit weicher, wohllautender Stimme, das engelhafte Haupt vorwärts neigend, daß seine langen lichten Locken auf den gebeugten Eberhelm wallten. „Ich kenne dich ja von meiner frohen Zeit zu Paris her. Du gefällst mir viel besser als der schwarze Bischof und sein grober Bruder. Und die liebe Mutter hat mir oft gesagt, als ich noch bei ihr im Kloster spielen durfte, bevor mich die garstigen Leute von ihren Knieen hinweg auf den Thron rissen: ‚Ebroin', — hat sie gesagt — ‚ist der zweitbeste der Männer'." „Und der erstbeste?" fragte der in Flüsterton, hastig aufspringend, mit weit geöffneten Augen. „Das sagte sie nie. Sie meinte gewiß den Vater." Ebroin nickte befriedigt: er stellte sich nun dem Thron zur Rechten und, auf sein langes Schwert gestützt, rief er dem da unten sich drängenden Volke zugewendet: „Nun rat' ich in Güte, ihr Bürger von Autun, liefert die Führer der Empörung aus, alle! Sonst laß ich meine Kleinleute in eure Häuser: die finden sie dort gewiß: aber auch noch viel anderes."

„Der Drohung bedurfte es nicht," sprach da eine demutvolle Stimme von dem nun sich öffnenden Thore des Bischofshauses her und siehe, im langen härenen Bußgewand, barhäuptig und barfüßig, die Hände in Fesseln geschlagen, schritten auf den Thron zu Leodegar, Dedo, Gairin und zwölf Bischöfe, — darunter Berachar von Le Mans und Agnebert von Saintes — und weltliche Große. Sie warfen sich vor dem Thron auf die Kniee und Leodegar begann: „Blutvergießen, Brand und Raub fern zu halten von dieser guten Stadt, die ich solang in Glück und Frieden geleitet, habe ich dem Herrn König geraten, die Forderungen des Majordomus zu erfüllen. Nachdem ich all' mein Vermögen den Heiligen geschenkt, werfe ich mich hier mit meinem Bruder, meinem Ohm und meinen Freunden zu den Füßen des Herrn Königs nieder und bitte um Gnade für mich und alle diese hier, falls wir — wider Wissen und Willen! — in irgend einem Stücke uns verfehlt haben sollten."

Unschlüssig, verlegen sah der Knabe im Purpur bald auf Leodegar, bald auf Ebroin: er wollte die kleine Hand dem Knieenden herabreichen.

Aber rasch trat Ebroin dazwischen und rief: „Halt! Gnade? Gnade giebt es nur nach gefälltem Urteil. Die Strafe muß ausgesprochen sein: — dann mag der König sie erlassen oder mildern oder vollstrecken lassen. Ergreift sie, alle fünfzehn, meine Lanzenträger, und führt sie in die Kerker: — getrennt, einzeln. Stellt je zwei Wachen vor jede Kerkerthür: entwischt einer, sterben die zwei Wachen. Ich scheue die Heiligen: sie verstehn sich allzugut auf Riegel und Schlösser! Die Verbrechen sind zu Ende: nun beginnt das Strafgericht."

XII.

Das Strafgericht ward ein Blutgericht.

Nachdem ein Konzil von vielen neustrischen und burgundischen Bischöfen die neu angeschuldigten Bischöfe ihrer geistlichen Würden entsetzt und Leodegars frühere Absetzung bestätigt hatte, verurteilte sie und ihre weltlichen Mitschuldigen das Pfalzgericht — unter dem Vorsitz Ebroins — wegen ‚infidelitas‘ gegen den König sämtlich zum Tode und zur Einziehung ihrer Güter: bei Leodegar und Gairin ward auch wegen Ermordung des Bischofs Praejectus und der geraubten Äbtissin von Chelles die Todesstrafe ausgesprochen. Die etwaige Begnadigung oder andernfalls die Art der Vollstreckung der Strafe ward dem Ermessen „des Königs“ überlassen.

Es lief doch ein Schauer des Grauens durch die Reihen der in Krieg und Frieden an viel Blut gewöhnten Palatine dieses Reiches, als Ebroin an dem drei Tage darauf gehaltenen Hoftage neben den leeren Thron trat und, nach Vorführung der Gefangenen, mit eherner Stimme verkündete: „Der Herr König hat — auf meinen Rat! — allen Verurteilten seine Gnade versagt. Die weltlichen Seniores werden gehängt: nur Gairin, der Frauenmörder, wird — nach altem Frankenrecht — gesteinigt. Die ehemaligen Bischöfe werden — in Ehrung ihrer früheren Würden — nicht gehängt, sondern geköpft: aber Leodegar, der bei dem Lichte seiner Augen einen Meineid schwur, sollen vor der Hinrichtung an dem Grabmal der gemordeten Äbtissin von Chelles, das ihr dort, wo sie starb, an dem Ufer des Arroux errichtet ward, die falschen Augen ausgestochen werden.“ —

Ein greller Aufschrei — Leodegar stürzte rücklings nieder.

„Das geschieht: den Verbrechern zu gerechter Strafe, den andern zu wirksamer Mahnung. Denn — bei meinem Schwert! — ich schaffe diesem Reich der Franken wieder Einheit, Friede, Glanz und Größe und müßt' ich bis ans Knie im Blute waten seiner Feinde."

Alle vernahmen die grause Entscheidung in tiefem Schweigen: in frommer, auch wohl reuiger Ergebung. Nur Bischof Dedo sprach mit lauter Stimme: „Bah, was ist's weiter? Wir haben heiteren Geistes gelebt, laßt uns heiteren Geistes — eleganter! — sterben: das Leben war lang, der Tod wird kurz sein. Die alten Römer hatten recht: ‚facilis descensus Averni!' Wir haben viel von ihrem Blut geerbt: laßt uns ein wenig auch von ihrem Geist bewähren."

XIII.

Der Kerker Leodegars lag tief unter der Erde, tiefer noch als der Kanal des Arroux, der, hier durch die Stadt geleitet, das unheimliche Gurgeln und Rauschen seiner Wellen durch die dicken Mauern dringen ließ.

Viele hohe Stufen führten von dem Erdgeschoß der Hochburg in den immer feuchten Quadergang, auf den die Tropfen vom niedern, drückenden Gewölbe her langsam, aber unablässig, eintönig niederschlugen. Hier waltete Tag und Nacht das gleiche Grabesdunkel: kein Strahl des Sonnenlichtes drang je hierher. Jetzt war in die Öse der eisernen Zellenpforte ein Kienspan gezwängt, dessen düster rotes Licht stets zu erlöschen drohte in der feuchten Moderluft.

Zwei Speerleute hielten Wache vor der Pforte; die

Lanzen auf der Schulter gingen sie, einander kreuzend, in dem langen Gange, der an die Treppe führte, auf und nieder. Als hoch über ihren Häuptern die eiserne Fallthür rasselnd aufgehoben ward, die den Zugang zu der Steintreppe verdeckte, machten beide Halt und spähten scharf nach oben! „Aufgepaßt, Benniko, Bennos Sohn, da kommt was." — „Oder wer! Aber weit kommt er nicht, Freund Beling, ist's ein unrichtiger." — „Ja, es gilt unser Leben, mahnte Graf Vanning, wenn der Bösewicht entspringt!" — „Nun, ein Mensch, ein sterblicher, dringt nicht durch unsre Lanzen." — „Und durch die verschlossene Thür." — „Aber etwa ein Unhold? Der schwarze Priester soll viel schwarzen Zauber wissen, Geister bannen . . ." — „Bah, den Geist möcht' ich sehen, den hier dieser Speer nicht abhält." — „Da tastet sich's langsam die Stufen herab." — „Es ist nur Ein Schritt. — Halt. Wer naht?" — „Ein Priester des Herrn." — „Wohin?" — „In den Kerker. Zu Leodegar." — „Wer schickt dich?" — „Der Majordomus. Hier sein Siegelring als Wahrzeichen." — „Ja, das war verabredet, Benniko. Aber der Ring allein . . ." — „Führt dich nicht hinein. Du brauchst noch . . " — „Den Schlüssel zu dem Kettenschloß, den Ebroin abzog." — „Und an seinem Wehrgurt trägt." „Hier ist er," sprach der Besucher. — „Wohl! Schließ auf."

Und ein Mann in Mönchsgewand glitt an den beiden vorbei und öffnete — nach einiger Mühung — das Schloß der Kette, welche die Pforte von außen kreuzweis überspannte. Nun holten Benniko und Beling je einen Schlüssel aus ihrer Brünne hervor und schlossen zwei Schlösser auf, welche die Thüre an die rechte Mauerseite festigten: der Mönch trat über die Schwelle; sogleich wurden beide Schlösser wieder von außen gesperrt.

„Wer bist du?" rief eine bebende, von Angst erstickte

Stimme dem Eintretenden entgegen, dessen Umrisse einen Augenblick, von dem Kienspan draußen durch die halbgeöffnete Pforte her beleuchtet, sichtbar geworden. „Und was bringst du? Die Freiheit? Oder den Tod? Oder — o weh, o! — die spitzen Eisen in die Augen? Wer bist du?“ — „Romarich.“ „O, also die Freiheit,“ jauchzte der Gefangene. „Du versprachst mir . . .“

„Ich that alles, was ich konnte. Vergeblich! Fasse dich, Leodegar, schließ ab mit dem Himmel: du mußt sterben.“ — „Aber ich will doch nicht! Ich will nicht! . . . Und die Blendung? Meine Augen . . .?“ — „Nichts hab' ich erreicht. Ebroin wies mich ab: ‚ich hab's geschworen,‘ sprach er. ‚Und ich — ich halte meine Schwüre!‘“ — „Grausamer, kommst du nur, das mir zu verkünden?“ — „O nein, ich komme, mein armer, tief gefallner Sohn, deine Seele aufzurichten, dich vorzubereiten auf den letzten Gang, den Todesgang. Viele deiner Sünden, deiner Frevelthaten kenn' ich . . .“ „Aber lang' nicht alle,“ meinte der Gefangene: und es klang wie Hohn. — „Wohl, es mögen viele und schwere sein. Aber die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich. Wenn du dich vor ihm demütigst . . .“ „Ich mag nicht! Ich kann's nicht! Laß du das Jenseit nur meine Sorge sein. Rette mir das Leben, die Augen! Das allein hat Wert für mich. Hörst du?“ und er faßte an seiner Kutte und riß heftig daran. „Schaff' mich hinaus aus diesem Grabe in Licht und Leben. Ich will noch lange leben, . . . will . . .! Wie war es doch, was mir Ohm Dedo verheißen? Herrschen, glänzen, genießen! Hörst du? Ich will nicht sterben!“ schrie er, daß das Gewölbe wiederhallte. — „Unseliger! Laß doch von diesem nichtigen Begehr nach dem vergänglichen irdischen Dasein. Versöhne den Himmel, beichte mir . . .“ „Nein!“ rief der zornig. „Laß das, befehl' ich. Den

Himmel hab' ich mir längst gesichert." — „Wodurch?" — „Durch ungezählte Gaben an die Heiligen. Sieh, deshalb hab' ich ihnen — vor der Gefangenschaft, für alle Fälle! — mein ganzes Vermögen ..... Sie müßten schmählich undankbar sein, ließen sie mich im Stich."

„Wahnsinniger! Darauf baust du deine Hoffnung, ja deinen Trotz? Deshalb verschmähst du meinen Zuspruch? So wisse denn: Gott läßt sich nicht spotten und die Heiligen lassen sich nicht bestechen. Alles, was du zu solchem Zweck gethan, geschenkt, geopfert, ist nichtig." „Weh mir, sprächst du wahr!" schrie Leodegar und fuhr erbebend zurück. „Gott will ein reuig Herz, keine Opfer. Bereue!"

„Ah, ah," stöhnte der Verzagende. „Ich .. ich wollte ja gern . . ., aber ich kann nicht. Ja, daß mich meine Thaten hierher — in den Tod! — geführt, . . . das thut mir freilich leid." „Das ist nicht Reue! Zerknirscht vor Gott mußt du rufen: ‚wehe, weh über meine Sünde'." — „Wehe, weh . . . mir, mir! — — Ich kann's nicht. Es wäre Lüge, also wieder Sünde: und Gott — er ist ja allwissend! — würde es ja doch gleich merken! Ich kann nicht bereuen. Aber höre nur, was alles ich der Kirche geschenkt . . . viele Centner sind's an Gold allein und Silber und ganze große Landgüter und . . ." — „Schweig davon! Du lästerst, wenn du Gott erkaufen willst. Bereue oder ich verlasse dich." Und er klopfte an die eiserne Pforte: die Wächter draußen drehten die Schlösser auf. „So verlasse mich! Ich fluche dir und deinem ohnmächtigen Trost: — ich fluche der Lehre, die mich bethört hat, daß ich meine Schätze vergeudete, statt sie zu genießen. Ich fluche der Welt, in der ein dummer Stein mich zum Krüppel schlug und zum Schleicher machte, mich, — der ich ein Held war oder werden wollte, wie jener eherne Ebroin! Ich fluche Gott, der jenen Stein nicht hemmte,

der diese Welt so geschaffen . . . — hörst du? Ich fluche Gott, der mich verkrüppelte: er — er allein ist der Thäter meiner Thaten! Ich fluche Gott!" „Macht auf, macht auf!" rief der Mönch in schaudernden Entsetzen und hastete durch die rasch aufgerissene Thür hinaus.

„Ja, hör's nur," schrie der Gefangene, mit der Faust an die Eisenpforte donnernd, „ich fluche deinem Gott der Liebe, dieser Lüge, und ich verfluche dich und mich selbst. Ah! Die Hölle? Ewig? Ewig in Qualen? Verzweiflung! Verzweiflung! Das ist schon die Hölle!" Und er brach stöhnend auf der Schwelle zusammen.

Viertes Buch.

I.

Einige Wochen darauf saßen Vanning, Hermengar und dessen Söhne in der Halle des Palatiums zu Paris beim Abendtrunk beisammen: es war zugleich ein Abschiedstrunk: denn am folgenden Morgen sollten die vier Gäste des Majordomus in wichtigen Sendungen ausziehen. Er ward noch erwartet mit Weisungen, die er ihnen mündlich und schriftlich mitgeben wollte.

Ungern ließ der treue Vanning ihn allein: er wußte daß er sich ungezählte Feinde gemacht hatte, die ihm — mit Unrecht oder Recht — Haß trugen: und in jenen Tagen war der Haß nie weit entfernt vom Mord. Dazu kam, daß der Freund beklagte, den Gewaltigen nun nicht wie bisher von mancher allzuraschen, allzuharten Handlung abhalten zu können. Er sprach darüber offen zu Hermengar.

„Seit die Heilige den Hof mit dem Kloster vertauscht hat, ist sein guter Engel von ihm gewichen," klagte er. „Aber du standest ihm auch jetzt — ein treuer Warner — zur Seite." — „Ach, meine beste Rede wirkt nicht wie ein Blick aus ihren sanften Augen that. Konnt' ich es verhindern, daß er all' diese Zeit her, seit seinem Sieg, furchtbar streng und blutig — alle fünfzehn hat er hin-

gerichtet! — bis an die äußerste Grenze gerechter, aber schärfster Strafe — und wohl auch darüber hinaus! — die Herrschaft geübt hat in Neuster und Burgund?"

Bei diesen Worten trat der Majordomus ein. Er hatte sich stark verändert in diesen Monaten: seine Züge hatten eine Schärfe, sein Blick ein finster Drohendes angenommen, das früher fehlte: wieder noch tiefer hatte sich die Stirnfalte zwischen den Augen eingefurcht, herber waren die bärtigen Lippen geschlossen. Nach kurzem Gruß ließ er sich neben seinen Gästen nieder, mehrere gesiegelte und offene Schreiben auf den Schenktisch werfend.

„Ihr reitet morgen bei Tagesanbruch! Euer Werk eilt. Drum wollt' ich euch heut' abend noch Winke geben, die ich der Schrift nicht anvertrauen mag. — Ich habe in diesen Monaten im Innern des Reiches viel Arbeit gethan, harte Arbeit." „Ja, harte für dich . . und für andere," sprach Vanning, „blutige." Ebroin furchte die Stirn: „Mit Honig, Freund, leimt man nicht den zerbrochenen Staat. — Nun aber fliegt mein Blick über unsre Grenzen hinaus: nun gilt es, zu erwahren, ob ich das Recht dazu hatte, die Macht in diesem Halbreich an mich zu reißen — mit eiserner Faust —: die Probe liegt darin, ob ich die zerstückten Fetzen des einstigen Gesamtreichs wieder zu einem Ganzen machen kann. Das ist's, was ich schon vor Jahren mit Pippin erörtert habe und mit jenem Schurken:" — hier funkelte sein Auge — „die Unterwerfung Austrasiens unter den neustrischen Königsstab." „Die Austrasier freilich," wandte Vanning ein, „sind recht andrer Meinung." „Jawohl," rief Ebroin lachend. „Ein Auerstier wie dieser Martinus, der will überhaupt von uns ‚Weichlingen' nichts wissen: — Weichling ist ihm jeder, der lesen und schreiben und — denken kann und sich nicht jede Nacht in Met oder Bier — wie schauder-

haft! — bezecht.“ „Aber Pippin, der . . .,“ meinte Hermenfred. „Der will freilich, was ich will,“ sprach Ebroin ernst, „aber umgekehrt: wohl ein einzig Reich, aber Austrasien soll uns unterwerfen. Die Gedanken fliegen ihm hoch: — allzuhoch. Man muß dem Arnulfingen-Aar die Schwingen knicken. Es darf kein König herrschen mehr in Metz neben dem in Paris.“

„Das heißt: neben dem Majordomus in Paris,“ lächelte Vanning.

„Und dies große Werk vorzubereiten,“ fuhr Ebroin mit leuchtenden Augen fort, „dazu hab' ich euch ersehen: — deshalb sollt ihr morgen reiten. Die Arbeit ist leichter als sie aussieht! Ich habe seit langer Zeit meine Späher, meine geheimen Anhänger da drüben: so bin ich über die Leute und die Dinge an Mosel und Rhein und Main und Lahn und Donau und Inn nicht gar viel schlechter unterrichtet als über die an Seine und Loire. Ich weiß gewiß, der starke Einfluß Pippins ist andern mächtigen Adelsgeschlechtern der Uferfranken keineswegs wohlgefällig; ich weiß, der aus der Fremde plötzlich herbeigeholte junge König ist gar vielen dieser stolzen Häuser, die selbst nach dem Throne trachteten, höchst unerwünscht gekommen. So könnte's vielleicht nicht schwer sein, den mönchischen Knaben da drüben so einzuschüchtern, daß er freiwillig seinem neustrischen Vetter zu Paris auch den Königstuhl zu Metz räumt und froh ist, in den Frieden seiner heiligen Insel zurückzufliehen. Wollen ihn aber die Arnulfingen, die ihn erhoben, darauf erhalten, — wohlan, so laßt uns dieses unbequem emporstrebende Geschlecht samt seinem Schützling hinwegfegen durch Gewalt der Waffen.“ „Seit zwanzig Jahren kriegserfahren und sieggekrönt darfst du dir das ohne Überhebung zutrauen,“ sprach Hermengar. „Wohl,“ meinte Vanning, „aber diese Ostleute, zumal die

Überrheiner, sind bärenhaft tapfer und auch volkreich ..."
„Gewiß," nickte Ebroin, „deshalb muß die Staatskunst dem Angriff der Kriegskunst vorarbeiten, wie unsre Ahnen sich etwa in ihrem Wotan den listigen Planer und den stürmischen Helden vereint dachten: — der war gar nicht übel! Könnt' ich nur an ihn glauben, ich hätte mich längst mit meinem Blut ihm zum Wahlsohn geweiht! — Man muß die Macht der Austrasier im Innern schwächen, teilen, zersplittern, bevor der hitzige, heißblütige Anfall der Unsern sie trifft. Hört mich zu Ende. Längst haben sich, in der Zeit der Schwäche und des innern Haders der Könige zu Paris und Metz, jene Stämme östlich des Rheins vom Reiche gelöst, die früher den Merowingen gehorcht hatten: die Thüringe an der Unstrut, die Alamannen am Neckar, die Bajuvaren an der Donau: ihre Herzoge grollen Pippin, weil der — wie freilich seine Pflicht! — sie wieder heranzuzwingen trachtet. Leicht sind sie zu gewinnen, in derselben Zeit von Norden, von Südwesten und von Südosten her in Austrasien einzudringen, während wir von Westen her auf den Rhein, den Main, die Lahn stoßen. Auch die Friesen und Sachsen, geärgert durch die Priester, die unablässig von Austrasien aus in ihre Gaue wandern und ihnen die alten Götter nehmen wollen, wie die austrasischen Grafen die alte Freiheit, kann man Pippin von Norden und Nordwesten her auf den Nacken hetzen, daß er zu thun bekommt an allen Ecken."

„Du bist ein Feldherr, wahrlich!" rief der junge Hermenfred begeistert.

„Dann können," meinte Hermenvech, „die Austrasier, von allen Seiten angegriffen, uns nur dünne Reihen entgegenführen: bei meinem Schwert, die renn' ich über den Haufen!" „Aber," wandte der fromme Hermengar ein, das Haupt schüttelnd, „Sachsen und Friesen: — das sind

arge Heiden! Mit diesen willst du gegen gute Christen dich verbünden?" „Mit dem Dämon der Hölle, lieber Herzog, wenn's zum Siege führt," lachte Ebroin. „Leider ist er ein Wahn, wie Wotan: sonst hätt' ich ihn schon in der Haft zu Luxeuil zu Hilfe beschworen." Hermengar schlug ein Kreuz über die Brünne und warf den Söhnen mißbilligende Blicke zu. „Jedoch," wandte Vanning bedächtig ein, „erwäge, was du thust. Du willst das ganze Frankenreich, wie es vor etwa sechzig Jahren bestand, in seiner Macht, in seinem Umfang wieder herstellen . . ." „Das werd' ich! Oder drüber fallen," rief Ebroin und stieß die Fingerknöchel der geballten Faust auf den Tisch. „Und fängst damit an, jene Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren, die uns damals dienten, noch mächtiger werden zu lassen?" „Ja," rief Ebroin und überlegener Geist sprühte aus den blitzenden Augen, „damit fang' ich an, aber damit end' ich nicht. Laß doch diese drei Barbarenstämme, uns zu entlasten, einen Plünderzug bis an den Main machen: was schadet's viel? Sobald ich zu Metz herrsche wie zu Paris und Orléans, falle ich mit dem Heerbann der drei Reiche über die überraschten, niemals einigen, plumpen, schwerfälligen Waldleute her und unterwerfe die Gaue. — Und ihre drei Herzoge und Herzogsgeschlechter? In drei Klöster mit ihnen! Wozu sind die vielen Klöster da? Es soll kein Fürst mehr in der Mitte stehen zwischen dem Frankenkönig und jenen Stämmen." „Ebroin, du bist . . ." rief Hermenvech. „Eben Ebroin, unser aller Meister," sprach Vanning und faßte seine Hand. „Und doch ein so freudloser Mann!" raunte der ihm leise zu. — — „Hier nun eure Vollmachten und Briefe. Du, Hermengar, gehst mir zu dem Baier Theodo, dem Agilolfing, zu Regensburg, zu dem Stolzesten der Vornehmste. Du, Vanning zu dem Alamannen Gotfrid

in Augsburg, ihr beiden Hermengaringe zu dem Thüring Radwin, Radulfs Sohn, in seiner Holzburg an der Unstrut; zu den Sachsen und Friesen schick' ich ein paar ihrer heidnischen Seeräuberhäuptlinge, die ich vor kurzem in ihren Raubschiffen auf der Schelde gefangen: ich gebe ihnen die Freiheit, — wie gut nun, daß ich sie nicht gleich henkte, wie ich vorhatte, an den Rahen ihrer Masten! — reiche Geschenke und die Aufforderung an ihre Stammesgenossen mit, auf meinen Wink zu Wasser und zu Land bis Utrecht und Köln raubfrohe Heerfahrt zu thun: Pippin, den sie fürchten, werde alsdann ganz wo anders zu schaffen haben! Was meint ihr wohl, ob diese Wilden sich's zweimal sagen lassen?" „Schad' um die Kirchen dort zu Lande," seufzte Hermengar. „Bah," lachte Ebroin, „die Mönche haben ihnen auch viele Tempel und Haine verbrannt. Das hebt sich. Und übrigens von Metz aus werd' ich den Raubfahrern gar bald die Wege verbauen: — nicht mit Kirchen und Klöstern! — mit festen Markwehren und Grenzburgen." „Aber," mahnte Vanning, „die minder wichtigen Aufgaben hast du verteilt, wen aber sendest du . . .?" „Jawohl," fragte der Herzog, „an König Dagobert?" „Das," antwortete der Majordomus, indem er lächelnd seinen Bart strich und sich erhob, „das ist mein Geheimnis. Hei, keiner von euch würde mir dazu taugen." Aber das Lächeln war nicht schön und unheimlich glänzten dabei die grauen Augen.

II.

Während die vier Gäste sich, des frühen Aufbruchs am folgenden Morgen gedenk, zur Ruhe begaben, schritt Ebroin noch lange sinnend in seinem Schreibgemach auf und nieder.

Oberhalb des Tisches, auf dem alte römische Straßenkarten von Gallia, Belgica und Germania, Pergamente und Papyrosrollen gehäuft lagen, befand sich an der Wand, an einer Schnur aufgehangen und jetzt von einer Schwebe-Ampel mit sanftem Lichte bestrahlt, ein längliches Mosaik: es stellte eine Heilige dar, Sankta Lintrudis, und der Künstler, ungeschickt und ungefüg im übrigen, hatte Eine Wirkung voll erzielt: er hatte seiner Heiligen die Züge Balthildens geben wollen und das war ihm trefflich gelungen. Der Majordomus hatte das Bild dem Kloster der Heiligen zu Châlons-sur-Marne teuer abgetauscht: seine reiche Villa Latiniacum im Gau von Embrun — mit hundert Knechten und Mägden — hatte er dafür gegeben.

Vor diesem Bilde machte er jetzt in seinem unsteten Hin- und Herschreiten Halt: schmerzlich war der Ausdruck der sonst so adlerhaft blickenden Augen, wie er sinnend hinaufsah und seufzend sprach: „Schöne Heilige, leblose, fühllose, steinerne! So wenig wie dies Steinbild ahnst du, Urbild im fernen Kloster, wie soviel von allem, was ich litt und leide, was ich that und thue und plane, nur um dich, für dich gelitten und gethan ist. Ist es doch dein Sohn, den ich zum mächtigsten Herrscher des Abendlandes machen will. Für dich — um dich hab' ich das erste Verbrechen begangen, das erste Blut frevelhaft vergossen. Dein Bild hat mir tröstend vorgeschwebt, ein heller Stern,

als alle meine andern Sterne erloschen schienen in finstrer Nacht, bei dem herzverbrennenden, herzkränkenden, herzabstoßenden Abfall meiner Bauern, in der verzehrenden Pein meiner Klosterhaft. Dein Bild begeistert mich in heißer Schlacht und reißt mich durch Schwerter und Speere zum Sieg dahin: — zu deines Namens Ehre thu' ich des Guten viel: — und auch wohl manches, was du nicht billigen würdest. — Sie und des Reiches Heil sind mir in Eins verschmolzen. Und dabei ist mir dies schöne Weib so fern gerückt, als lebte es auf dem Monde. Nicht durch Kloster, Schleier und Gelübde ist sie von mir getrennt: — hei, jauchzend durchbräche ich sie alle drei und zerdrückte das holde Geschöpf mit heiß lodernder Glut in diesen Armen! Nein! Durch ihre liebeleere Kälte. Ah, nie hat sie geliebt! Auch nicht ihren elenden Gatten. Sie kann gar nicht lieben! Sie ist von Stein, wie dies Gebild. Ah, hätte sie je geliebt, liebte sie einen Sterblichen, ich riß' ihm vor Heißwut das zuckende Herz aus der Brust. Aber das ist mein einziger, — mein armer! — Trost: sie liebt keinen Mann auf Erden, nur ihren geträumten Gott im Himmel!"

Da ward er aus seinem Sinnen geweckt durch leises Pochen an einer geheimen Thür, die unmerkbar in das Marmorgetäfel der Wand eingefügt war: dreimal in zwei gleichen Zwischenräumen, ward das Klopfen hörbar.

„Ja, ja," sprach der Einsame, „das ist die Welt, die mich ruft — aus dem Himmel. Die Welt? Die Erde? . . . Vielleicht noch Tieferes, Finstreres, Ärgeres. Verhülle dein Antlitz, Heilige."

Er trat dicht an die Thür und drückte auf einen dunklen Stein in dem Marmor: geräuschlos sprang die schmale Pforte nach innen auf und herein schlich auf den Zehen eine dunkle, riesenhohe Gestalt: — dunkel war

die schlichte, bäuerische Kleidung, dunkel Haar und Haut und Bart und die seltsam funkelnden Augen: er bückte den Kopf tiefer als bei Freien üblich, ja er wollte sich auf die Knie werfen. Unwillig hemmte ihn Ebroin: „Du hast noch immer das Wesen eines Knechts an dir, Gallus! Warst doch frei geboren! Und bist wieder frei."

„Sie währte lange, Herr, die Unfreiheit, die Schuldknechtschaft. Und der Vogt des Herrn Patricius peitschte so arg, unterließ man die gewünschte Demut!" — „Unterlasse sie aber fortab, diese Sklaventugend: — zumal auf der Sendung, die ich dir jetzt übertrage. Du kennst unsern Vertrag: du warst der allerersten einer, welche die Kleinleute zu den Waffen riefen: — noch vor mir, ohne mich, also in offenem Aufruhr. Du hast auf offener Heerstraße des Reichs den Patricius Hektor erschlagen . . ." — „Herr, er war dein Feind wie meiner. Auch du tötest — man weiß es! — deine Feinde, wo du sie triffst. Und jenen flüchtigen Bischof half ich doch auch einfangen und . . ." „Manche blut'ge That: Raub, Brand hat später diese Verdienste ausgetilgt, wenn's solche waren. Nicht umsonst heißest du im ganzen Land der Reißewolf! Du hast, nachdem ich euren Bund geschaffen, das Leben zweimal verwirkt: ich hab' dir's zweimal geschenkt, weil . . ." „Weil du mich gut brauchen kannst, Herr," grinste der, die weißen Zähne zeigend. „Ich bin dein bester Dolch." — „Frech bist du, Gallus. Und ich schwöre bei . . . an welchen Heiligen glaubst du am frömmsten? Das heißt, welchen fürchtest du am ärgsten?" „Sankt Martin zu Tours," stammelte der Schwarze und faltete erschrocken die Hände. — „Also: ich schwöre bei Sankt Martin von Tours: bei dem geringsten Vergehen gegen meine Banne hängst du am nächsten Baum. — Nun gieb acht! Morgen reist als mein offenkundiger Gesandter an den Hof nach Metz der fromme

Bischof Landolen von Vienne." Gallus machte ein verschmitztes Gesicht und blies leise vor sich hin. — „Was soll's, Bursche?" — Je nun, Herr: ist's ein schwierig Geschäft?" — „Warum?" — „Man sagt, der fromme Mann weiß besser im Himmel und in den Kirchen Bescheid als auf Erden und in den Palatien." — „Schweig! Der Bischof ist nur zum Prunke mein Gesandter: — er übergiebt ein Schreiben von mir an den Knaben Dagobert, das kann jeder! Mein wirklicher Gesandter nach Austrasien aber — bist du."

„Ich? O Herr. Ich Knecht?" — „Frei bist du ja, Schuft, freigekauft von mir, sowenig du's verdienst." — „Was soll ich dem Herrn König dort sagen? Er wird mich gar nicht anhören!" — „Sagen? Nichts dem König: — viel, sehr viel, alles dem Volke dort. Höre. Meine Forderung, den Thron von Metz zu räumen, wird ohne Zweifel abgewiesen: dann giebt es Krieg." — „Hussa! Hei! Das ist gut. Es ist ohnehin so langweilig jetzt hier zu Lande." — „In diesem Krieg muß das Volk — das heißt müssen die Kleinleute — abfallen von dem Mönch-König." — „Ah so! Ich fange an, zu verstehen." — „In Austrasien sind die Leiden, die Bedrängnisse der Geringen zwar nicht gerade ganz so hart wie sie hier im Lande waren . . ." — „Bis du sie — alle! — getilgt," flötete der Schwarze süßlich; er wollte ihm die Hand küssen. — „Laß! Laß das Lecken den Hunden! — Aber jedenfalls arg genug, so daß sie sich gern erheben werden." „Zumal wenn ihnen einer zuredet!" lachte der Reißewolf: es war ein Lachen, bei dem Ebroin graute. „Und das will ich, das, bei Sankt Martin, kann ich." — „Ich weiß es: — wie kein anderer, wie der Satan!" „O nenne den nicht!" rief Gallus und schlug hastig zwei Kreuze. — „Du könntest — ich hab's erfahren! — die Engel im Himmel zum Aufruhr wider den Herrgott treiben! — Also ich zähle auf

dich: sobald ich unsern Heerbann aufrufe, rotten sich dort — bei Metz, vor allem — die Kleinleute zusammen und schlagen los." — „Sie sollen's! — Herr: dürfen sie im Anfang — nur im Anfang! — auch ein wenig — nur ein klein bischen! — brennen und plündern und . . ?" — er machte die Bewegung des Erstechens.

Ebroin zog die Brauen zusammen, aber er schwieg.

„Nur im Anfang! — Es wäre doch gut. Sie folgen mir dann rascher, lieber." Der Majordomus stampfte mit dem Fuß: „Warum frägst du mich? Ich will von nichts wissen! Thu', was du nicht lassen kannst . . ." — „Ei! Hab' verstanden!" Und er machte einen Kratzfuß. — „Bin ich zufrieden, geb' ich dir zehntausend Solidi und Martia, die dralle Magd, aus meiner Villa Calma, um die du mich neulich batest." — „Du wirst zufrieden sein, mehr als zufrieden!" — „Höre noch eins: die Hauptsache! Unserm König Theuderich steht nichts entgegen als jener Mönch Dagobert. Mit ihm fällt das Reich Austrasia. Sorge dafür, daß dieser König . . ." — „Nun?" Wieder stampfte der Ungeduldige — heftiger diesmal! — mit dem Fuße. „Tölpel! Hab' ich dich, um mich auszufragen oder um mich zu verstehen? Jener Knabe darf nicht etwa durch die Flucht ins Innere seines Landes, über den Rhein, sich meinen Waffen entziehen. Da dürft' ich ihm nachlaufen: — jahrelang! Ich muß ihn haben — versteht du? Lebend oder . . . Nun, wenn ihn seine empörten Unterthanen totschlügen, — es wäre auch kein Unglück!" „Herr," fiel der Reißewolf, diesmal ohne Besinnen, ein, „er soll nicht ins Innere seines Landes entfliehn, verlaß dich auf mich!" — „Geh." Er wies gebieterisch auf die Geheimpforte.

Mit vielem Bücken glitt der Riese hinaus.

Da, als die Thüre einschnappte, fiel das Mosaikbild

von der Wand: es zersprang auf dem Marmorestrich in viele, viele Stücke. „Ein böses Zeichen," sprach Ebroin, finster auf die Splitter herniederschauend. „Die Heilige zürnt. Aber es muß sein!"

III.

In dem Palatium zu Metz, dem alten Bau, der sich an der Stelle der ursprünglich keltischen Feste auf dem rechten Ufer der Mosel auf steiler Hochfläche erhob, lag vor den sieben Marmorstufen, die zu dem Eingang des Mittelsaales führten, ein weiter Hof, auch hier, wie der zu Paris, den Waffenübungen der Hofknaben dienend, die — wie an der Seine — in beträchtlicher Zahl das Königshaus belebten.

Aber während zu Paris das Vulgärlatein und die dunkelhaarigen Römer oder stark romanisierten Neustrier und Burgunden des Südens überwogen, hörte man die zahlreichen Blondköpfe hier an der Mosel fast nur die markige Sprache der Unterfranken reden.

In dieser Sprache stellte auch seine vielen, lebhaften Fragen ein auffallend schöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, dem die goldgelben Haare in kurzkrausen Locken das wohlgebildete Haupt dicht umstanden. Die blauen Augen blitzten, als er sie wieder zu dem stattlichen Krieger aufschlug, an dessen Hand er dahinschritt, während wie die Knaben so die geistlichen und weltlichen Großen, die sich allmählich von der tiefer liegenden Stadt her zahlreich hier zusammenfanden, mit ehrdienigem Gruße den beiden Wandelnden auswichen.

Da schritt vom Hofthor her ein neuer Ankömmling, voll gewaffnet, auf sie zu. Der Knabe sprang ihm entgegen: „Willkommen, Oheim Martinus. Du kommst gerade recht, mir die Schwertleite zu geben: — in ein paar Tagen soll's geschehen." — „Ei, Karlchen," sprach der Oheim, ihm zunickend, „was bist du groß und stark geworden in diesen Monaten! Gegrüßt, Vetter Pippin! Wie geht's Frau Albhaid, der viel Schönen?" „Gut," erwiderte Pippin. „Und du sprichst wahr: sie ist immer noch das schönste Weib Austrasiens." „Ja, meine Mutter!" lachte der Knabe stolz. „Wie die ist sonst gar kein Mensch auf Erden. Die sollte unter Krone gehn statt der . . ." „Wirst du schweigen?" schalt Pippin. — „Es ist wohlgethan, ist hohe Zeit, Vetter, daß du dich endlich wieder einmal zeigst im Palatium. Dringend entbot ich dich zum heut'gen Tage." „Ah," meinte der Hüne, über den breiten roten Bart streichend, „ich tauge nicht für den Hof: ich gehöre in den Eichwald um unsern alten Stammhof an der Maas, in deren Sümpfen die Elche noch in Rudeln gehn und der Wisent dem Jäger den Hag verbieten möchte. Geradewegs komm' ich von daher und der Jagd." — „Ohm, Ohm, du mußt mich mitnehmen! Der Wisent, sagst du . . ? Mit welcher Waffe fällst du ihn?" — „Ja, mein Hämmerlein . . . wahrhaftig, der Bub' trägt immer im Gurt die kleine Streitaxt, die ich ihm schenkte."

„Und er hat gelernt, sie gut zu werfen," sprach der Vater, die Hand auf den Krauskopf legend. „Komm, Karl, zeig's dem Ohm. Sieh, dort, am andern Ende des Hofes, pickt ein Sperling an der Strohschütte vor der Stallthür. Getraust du dich . . .?"

Schon flog der zierliche Streithammer schwirrend durch die Luft, in hohen Sätzen sprang der Werfer nach, schon

brachte er den toten Vogel am Fittich in der linken Hand zurück, die Waffe in der rechten wägend.

„Gut, Hämmerlein. Ja, nun sollst du bald das Schwert empfahn und mir den Wisent fällen helfen. — Aber nun sprich, Vetter! Weshalb mußte ich durchaus zu diesem Hoftag herbei?" — „Weil er Wichtiges zu entscheiden haben wird. Du weißt, der junge König hatte gar bald nach seiner Ankunft alle Herzen gewonnen . . ." — „Jawohl. Und nicht zum mindesten durch seine Frau Königin, das kindjunge Weib. Einer Elbin acht' ich sie ähnlich. Frau Berthgundis daheim in der Halle ward ganz zornig, so hoch pries ich die Holdselige." — „Und er hat auch bisher gar gut und weise gewaltet . . ." „Weil er immer that, was der Vater sagte," meinte der Knabe lachend, wofür er von diesem einen Schlag — aber nicht einen allzuharten, — auf den Mund erhielt.

„Seine echte Frömmigkeit gewinnt ihm die Bischöfe, die Äbte. Er verschenkt mit vollen Händen Königsland an sie . . ." „Vater," unterbrach der junge Karl, stehen bleibend, „darf ich was fragen?" — „Ja, wenn's nicht frech ist, wie gewöhnlich." — „Nein, nein, im Ernst. Ist's nicht allzuviel, was der Herr König so der eignen Macht entzieht? Rieselt er noch lange fort, dieser unaufhörliche Regen von Gaben an Land und Leuten, — ja, was bleibt dann noch dem Reich?" — „Das war nicht frech gefragt, mein Bub'. Und auch nicht dumm. Aber an die Herren Bischöfe mußt du nicht solche Fragen thun." — „Bah, ich fürchte sie nicht, die Geschornen." „Der Bub' gefällt mir," lachte der Ohm. „Ja, du, noch ein halber Heide, in deinen Wisentwäldern hast du sie nicht kennen gelernt. Ich aber kenne sie und scheue ihre Macht: — wie auf Erden, so im Himmel" — schloß er andächtig. „Also die Kirche," fuhr er fort, „hat der Herr König

wohl für sich: — aber gar manche der weltlichen Seniores grollen ihm, weil, . . . nun, weil nicht gerade sie ihn aus dem Kloster geholt haben . . ." — „Sondern der Vater. Und weil deshalb der König ihm folgt, dem er den Königstab dankt, nicht ihnen."

„Er hat nicht unrecht, der Bub'. Nun kommt dazu, daß jener Ebroin . . ." — „Du, Ohm, das ist ein großer Held, sagt der Vater. Aber, nicht wahr, der Vater ist ein noch viel größerer? Und du bist viel, viel stärker, nicht?" „Ich glaube," lachte der Riese und bog die gewaltigen Armmuskeln. „Ich fasse den Stier am Horn und beug' ihm den Nacken." „Schwerlich aber," seufzte Pippin, „jenem blutigen Eber der Neustrier. Der hat — durch Gold und allerlei Ränke — viele Seniores hier im Lande mir und dem König abspenstig gemacht und unsere Nachbarn in Aufgang, Mittag und Mitternacht ringsum aufgehetzt. Des Jünglings Thron steht nicht gar fest. Und nun haben auch die geringen Leute, bedrückt von den Seniores, angesteckt von der Wut der wildempörten ‚Kleinleute' dort im Westen, angefangen, gegen den König und gegen die Seniores zu murren." „Ei, sie haben Ursach', mein' ich, Vater, nicht? Du sagst ja selber, auch bei uns thun sich in gar vielen Gauen kleine Gewaltherren auf — ‚Tyranni', sagt mein Lehrer Hlutharbt, der fromme Mönch, — die dem Herrn König über die Krone wachsen. Hei, wäre ich nur Herr an des sanften Dagobert Statt — ich wollte sie niederhämmern — so!" Und er führte einen sausenden Streich durch die Luft auf den dicken Ast einer der mächtigen Eichen, die in dem Hofe, schattenspendend, ihre Zweige spreiteten: — glatt durchhauen stürzte das harte Holz.

„Der wird einmal nicht ganz übel," lachte der Ohm. „So muß es unser junger König nun entweder mit

den Großen verderben oder mit den Kleinen: — beides ist gefährlich. Und heute gilt es, dem Gesandten des Neustriers Bescheid erteilen auf das Schreiben, das er überbringt." — „Was enthält's?" Pippin zuckte die Achseln: „Niemand weiß es. Aber es kommt von Ebroin . . ." „So bringt es nichts Gutes," grollte Martinus. „Lauf nun, Karlchen, zu den übrigen bösen Buben des Hofes: da drüben, auf der untersten Stufe stehen sie, links und rechts. Und du, Vetter, komm mit mir hinauf: — neben den Thron: — dort ist unser, der Arnulfinge Platz. Hörst du den Hornruf? Der Herr König naht."

IV.

Und alsbald nahm auf dem Thron vor der Palastthüre auf der obersten Treppenstufe die jugendliche Gestalt Dagoberts Platz.

Er schien in der kurzen Zeit seiner Herrschaft rasch gereift: sein Flaumbart war dichter geworden: aber die Stirne war nicht mehr wolkenlos und statt des Ausdrucks heiterer gottvertrauender Frömmigkeit hatten sich die Schatten der Sorge dunkel über diese sanften Züge gebreitet.

Auf seinen Wink ward der Gesandte und dessen zahlreiches, aus Geistlichen und Laien bestehendes Gefolge, die in dem gastlichen Hause des Bischofs Chlodulf von Metz — der war Pippins Vaterbruder — Aufnahme gefunden, abgeholt und in den Hof geführt, wo die geringeren Begleiter nahe dem Eingang stehen blieben. „Du, Blutigel," flüsterte da einer aus diesen, ein schwarzhaariger Riese, der als Pfeilschütz gekleidet war, seinem Waffengenossen zu,

„der junge König ist zu dünn für seinen breiten Thron." — „Ja, Reißewolf; und auf seinem Gesicht liegt was .. so was zum Tode Trauriges." — „Ja, ja! Ich seh's den Menschen an, die bald sterben. Der wird nicht alt, fürcht' ich."

Einstweilen hatte der Bischof von Vienne, ein ehrwürdiger Greis mit sanften Zügen, geleitet von seinem Metzer Amtsgenossen und Wirt, die oberste Stufe erstiegen. Er verneigte sich tief vor dem König, der huldvoll nickte, überreichte seine Vollmachturkunde dem neben dem Throne stehenden Pfalzgrafen, holte ein anderes Schreiben aus seinem Gürtel, zeigte dem Referendar links vom Throne das unversehrte Siegel, erbrach es, entfaltete die Rolle und las: „Dagobert, dem Sohne Sigiberts, dem Mönch aus Irland, Theuderich, Chlodovechs Sohn, König von Neuster, Burgund und Auster." Da ging ein zorniges Murren durch die Reihen: aber der König winkte mit der Hand, zu schweigen. „Da dir zweifellos bekannt ist, daß das Reich der Franken durch die Teilherrschaft zweier Könige lange Zeit schwer gelitten hat und noch leidet, da nach zweifellosem, göttlichem und menschlichem Recht die Herrschaft wie über Neuster und Burgund so über Auster mir gebührt, . . ."

„Maßlos frech ist dieser Ebroin!" schrie da eine laute Stimme dazwischen und Pippin hatte schwere Mühe, den Vetter zu bändigen.

„Da du überdies — wie sicher verlautet — in der Einsamkeit jenes fern im Weltmeer schwimmenden Eilandklosters ein Mönchsgelübde abgelegt und aller weltlichen Macht und Herrlichkeit entsagt hast für immerdar, . . ."

„Eine grobe Lüge," donnerte Martinus.

„So fordere ich dich im Namen Gottes und unter Zustimmung aller Bischöfe und Seniores unserer Reiche

auf, den Thron zu räumen, der dir nicht gebührt, und uns den Königstab für Auster abzutreten."

Hier tönte abermals Gemurmel durch die Bänke der Bischöfe und Äbte; aber auch manche der Weltgroßen grollten vernehmlich, während andere sich verlegen still verhielten. „Das müssen wir dem Eberfreund berichten, jenes Brummen und dies Schweigen," flüsterte Gallus seinem Genossen zu.

„Dann magst du unversehrt und frei in dein Kloster zurückkehren, das der Mönch nie hätte verlassen sollen. Weigerst du dich aber, den angemaßten Platz zu räumen, so sollst du wissen, daß wir mit dem nie besiegten Heere von Neustrien und Burgund in dein Land brechen und uns aus dem Palast zu Metz Königstab und Königschatz von Austrasien holen werden. Den unwiderstehlichem Ansturm unserer Tapfern, deine Feldherren kennen ihn, — wenn auch du noch nie unsere oder andere Waffen geschaut hast." —

Sowie der Bischof zu Ende gelesen, sprang Martinus vor und schrie: „Herr König, laß mich an deiner Statt diesen welschen Prahlhänsen antworten."

Jedoch Dagobert winkte ihm, zu schweigen, erhob sich würdevoll vom Thron und sprach mit fester Stimme: „Herr Bischof, ich beklage euch, daß ihr der Träger so frevelhafter Botschaft werden mußtet. Kehrt heim und meldet denen, die euch gesandt haben: ‚Dagobert, Sigiberts Sohn, vertrauend auf sein gutes Recht und Gott, wird als König siegen oder sterben'."

„Heil König Dagobert!" Dieser Ruf erscholl nun doch fast aus aller Munde: auch derer, die vor kurzem noch geschwankt und geschwiegen hatten; die männlich feste Antwort hatte überrascht und erfreut.

Gallus aber raunte seinem Gesellen zu: „Jetzt stirbt

er noch viel früher als ich vorhin meinte! Fort! Aufs Land hinaus! Die Armen sollen's jetzt erst lernen, wie schlecht es ihnen bisher in diesem Reich ergangen ist und geht." — „Ja, wir wollen's ihnen schon sagen! Und auch, wie wir es bei uns daheim abgestellt haben." — „Ja, auch das sollen sie von uns lernen!"

V.

Mit der Raschheit, die Ebroin eigen war, übrigens die „raschen Franken" im Süden und Westen Galliens, wo keltisch-römisches Blut sich dem germanischen so stark gemischt hatte, überhaupt von den schwerfälligeren Ostleuten, zumal auf dem rechten Rheinufer, auszeichnete, hatte der Majordomus von Neuster und Burgund den Heerbann beider Reiche aufgeboten und über den Sammelplatz Paris mit Windeseile dem Feind entgegengeworfen.

Das war ihm stark erleichtert, da er ja die Antwort des Austrasiers vorausgesehen und deshalb gleich bei, ja schon vor Abschickung seiner Gesandten sämtliche Vorbebereitungen für den Feldzug getroffen hatte. Alles war geglückt und glückte. Friesen und Sachsen hatten bereits Raubzüge unternommen, die jene zu Wasser bis Nimwegen, diese zu Land über Köln hinaus bis gen Aachen hin führten; die dortigen Gauleute der Austrasier wurden zur Verteidigung des eigenen Herdes daheim festgehalten. Die Thüringe bedrohten — für sich allein handelnd — von Osten, von der Werra her die Gegenden an der Lahn, so daß die hessischen Aufgebote König Dagoberts zur Deckung ihrer Marken meist zu Hause blieben. Hermengar und

Banning war es sogar gelungen, ein Waffen-Bündnis zwischen dem Agilolfing zu Regensburg und dem Schwabenherzog — den beiden nur so selten gemeinschaftlich handelnden Nachbarn — zu stande zu bringen, infolge dessen bajuvarische und alamannische Scharen sich von Ost und Süd her gegen die austrasische Grenze an Altmühl und Main in Bewegung setzten; auch diese Gebiete durfte man nicht unbeschützt lassen.

Endlich verlautete alsbald allerlei von Unruhen unter der ärmeren Landbevölkerung in Dagoberts Reich, die, seit die Kriegserklärung bekannt geworden, sich immer drohender gestaltet und gerade in der nächsten Umgebung von Metz gefährlich gesteigert hatte; um deswillen konnte man jene Gegenden nicht ganz von Kriegern entblößen. So war es nur ein schwaches Heer, das Pippin und Martinus — ungeachtet eifrigster Mühung — aufzubringen und dem Feind entgegenzuführen vermochten.

Die politischen Verhältnisse wie strategische Erwägungen brachten es mit sich, daß der Zusammenstoß der beiden Heere nördlich von Paris erfolgen mußte: das Ziel der Neustrier war Metz, das Ziel der Austrasier Paris: jene wollten dort Dagobert, diese hier wenigstens Ebroin vernichten, wenn nicht auch seinen König Theuderich absetzen. Die Champagne, seit langer Zeit zwischen Auster und Neuster schwankend, — am liebsten hätte sie sich ganz unabhängig gemacht! — war jedoch in der jüngsten Zeit für und von Ebroin gewonnen worden: so konnten die Austrasier nicht den nächsten Weg nach Paris — über Châlons-sur-Marne — einschlagen; da aber das feste Laon von seinem Grafen noch für Dagobert gehalten ward, wollten die Austrasier, so weit nördlich ausbiegend, von dieser Stadt aus über Soissons auf Paris vordringen, während Ebroin ebenso notwendig ihnen Laon, diesen wichtigen

Stützpunkt, zu entreißen trachten mußte, um nach dem Siege für den Zug auf Metz sich den Rücken frei und sicher zu wissen. So mußten die einander suchenden Heere zwischen Laon und Soissons zusammentreffen: und also geschah's auch, nachdem die Austrasier die starken Wälle von Laon verlassen und die alte Römerstraße nach dem Süden eingeschlagen hatten.

Martinus hatte, seinem Ungestüm entsprechend, vom König den Befehl über die Vorhut erbeten und erhalten. Er brannte vor Begier, die „welschen Prahler", die Maulhelden, die eiteln, überklugen Weichlinge samt ihrem blutbefleckten Führer durch einen wisent-haften Ansturm über den Haufen zu stürzen. Und ganz heimlich im Herzen hatte er sich vorgenommen, diese, wie er wähnte, leichte Aufgabe, allein zu vollenden, bevor noch Pippin die Hauptmacht herangeführt haben würde, geschweige der junge König von Metz her, wie geplant war, die Nachhut, die erst jetzt aus verspäteten Nachzüglern oder fernher aus den von Osten herankommenden Heerhaufen gebildet werden sollte.

Ohne Rast trieb der Hüne, auf seinem mächtigen Brandfuchs an der Spitze der vordersten Reiter einherjagend, seine dünnen Haufen mit sich vorwärts gen Süden: es waren die Neustrien und Burgund zunächst siedelnden Wehrmänner: die Alamannen des Elsaß und die Unterfranken um die Mosel, während Pippin, etwa einen halben Tagemarsch weiter zurück, die Unterfranken von der Ems, vom Niederrhein, und die — etwa verfügbaren — Hessen heranführte.

Da nun auch Ebroin seine starken Massen eilig entgegenbrachte, drängte Alles zu rascher Entscheidung.

Der Ort des Zusammenstoßes war Lufao, heute Laffaux, auf der Straße südlich von Laon über Soissons nach

Paris, genauer etwas südlich unterhalb Laffaux, zwischen Margival und Nanteuil-la-Fosse. Martinus hatte am Tage vorher von Laon aus Urcel erreicht und dort für die Nacht gelagert, Ebroin am gleichen Morgen vorher den Seinen nur den Weg von Soissons bis Margival und Laffaux zugemutet und sie am Ziel den ganzen Tag und die Nacht über rasten lassen.

Dem Reisenden, der heute mit einem Blick für solche Dinge die Gegend durchwandert, drängt sich die Beobachtung auf, wie günstig die Verteidigungsstellung im Südwesten auf den Höhen von Margival ist, während ein von Nordosten kommender Angreifer die Hügel von Nanteuil verlassen, das Thal durchqueren und nun jene steilen Erhebungen erklimmen muß.

Ebroin selbst hatte die Spähreiter geführt, die, im Dunkel der Nacht, durch Waldpfade von Landessöhnen geleitet, weit über das bei Margival und Laffaux bezogene Lager hinaus auf mehreren Straßen, gegen Urcel und gegen Rethel, vorgetrabt waren.

Um Mitternacht kehrte er freudig zu den Seinen zurück mit zwei Gefangenen — tolldreisten Alamannen, die sich unvorsichtig zu weit vorgewagt hatten — und mit wichtigster Erkundung. „Ich meine,“ rief er schon vom Gaule herab, bevor er absprang, seinen Führern zu, „ich meine, wir haben sie, die tapfern Barbaren des Ostens! Wenn nicht Sankt Martin von Tours ein Wunder thut, sie zu retten, was wenig wahrscheinlich: der Heilige ist gut neustrisch gesinnt und der rote, der lange Martin hat weniger mit seinem Namenspatron als mit Donar gemein. Kommt ins Zelt, dort vernehmt meinen Schlachtplan und den sicheren Sieg.“

In freudigster kriegerischer Erregung eilte er voran.

„So mag ich ihn leiden,“ schmunzelte Banning. „Viel

besser, als wenn er grübelt und vor sich hinbrütet." — „Ja," schloß Herzog Hermengar, „und dann plötzlich auffährt, ausbricht, unberechenbar in voller Wut. Das Werk seines Lebens war doch wohl allzuschwer, die Last zu drückend, des Blutes zu viel: — ich hätte nimmermehr solches auf mich genommen! — ich meine, es hat auch ihn geschädigt." — „Aber nicht am Heldentum, nicht an der Feldherrnschaft: — das wirst du sehen!"

VI.

Und der Erfolg des nächsten Tages gab dem Treuen recht.

Ebroin hatte seine Mitte, erlesene Scharen — Salfranken von der Schelde, alte Bátáver — auf dem steilen unbewaldeten Höhenzuge aufgestellt, der sich, von der steil gen Süden ansteigenden Römerstraße durchbrochen, quer von Ost nach Westen zog.

Hier, in der ersten Reihe, hielt Ebroin, selbst weithin sichtbar auf seinem hohen Rapphengst, dicht vor dem neustrischen Königsbanner, das immer noch, wie vor Chlodovechs Taufe, den heidnischen Meerdrachen, aus Gold gewirkt, im wasserblauen Felde führte: Hermenfrid war es anvertraut. „Hier," sprach Ebroin, „geschieht der erste, hitzigste Stoß der Ostleute: gerade hierher führt die Römerstraße, auf welcher der rote Stier heranschnaubt. Salische Männer, ihr bleibt mir wie angewurzelt stehen, laßt euch nicht verlocken, auf sie zu Thal zu stoßen! Laßt sie nur Kraft und Atem verbrauchen, bis sie halbwegs nach oben gekeucht sind: dann aber, sobald sie die tiefen Kies- und

Sandbrüche hinter sich haben die sich überall von unserer Reihe den Hügel entlang hinziehen, dann drauf los und werft die Ungestümen in jene Tiefen, folgt ihnen aber nicht: es wird dort schon für sie gesorgt! Denn du, Herzog Hermengar, stehst mit der ganzen aquitanischen Reiterei auf unserem linken westlichen Flügel bei Laffaux, dort, wo das ebene Wiesengelände zum Ansprengen gerade einladet; sobald du unsere Mitte verfolgend vorbrechen siehst, reitest du gegen der Feinde rechte Flanke an: sie ist die schwächste — ich hab's erkundet: — ich vertraue, du wirfst die rasch zersprengten seitwärts, auf ihre weichende Mitte, und ..."

„Und der Tag ist unser!" frohlockte Vanning.

„Noch nicht, Freund: denn noch fehlt dein Stück Arbeit dabei, auf unserer rechten Flanke im Osten bei Margival und Vauveny: — ein gar wichtiges. Denn wir müssen auch für den klugen Meister Pippinus ein kräftig Tränklein brauen." — „Pippin? Du erfuhrst ja, er sei noch weit zurück?" meinte der junge Hermenvech. „Er war's noch gestern Abend. Aber ich trau' ihm nicht. Er kennt seinen wilden Stier. Er wird — so gut wie ich! — erraten, daß der sofort losstürmt, sowie er ein rotes Tuch — das ist meines Vaters Sohn! — erblickt. Ich fürchte, in solcher Sorge hat Pippin seinen Chatten, Hama-Leuten und Emsmännern keine Ruhe gegönnt: er ist die Nacht über vorwärts geeilt, in die Schlacht einzugreifen, bevor der Tollkopf sie vollends verloren hat. Nun, Freund Vanning, giebt es aber noch eine andere Straße von Norden hierher. Da, schau, auf dieser alten Karte der Römer für die gallischen Straßen — ist doch hübsch von ihnen, daß sie uns die hinterlassen haben: im Cäsarenpalast zu Paris fand ich gar viele; die da trägt die Inschrift: »Julianus Imperator« — wer das wohl war? — Da steht der Weg verzeichnet: — östlich von dem Anmarsch

des Martinus: — auf diesem wird Pippin — ja er muß, es ist sein nächster Weg! — von Rethel her, im Osten von Laon — über Trucy, Jouy und Sancy — heraneilen, zu retten, was zu retten ist, die Schlacht zu stellen, vielleicht zu wenden: denn er ist ein guter Kriegsmann und seine Schar ist die Hauptmacht. Nun, Vanning, du sorgst dafür, daß er gar nicht oder mit arg gelichteten Reihen auf der Walstatt erscheint."

„Gut, ich eile ihm also entgegen."

„Das läßt du hübsch bleiben! Sieh, hier führt sein Weg und zwar auf der rechten — also seiner Leute schildlosen Seite — an jenem dichten Wald — voll Unterholzes — hin; Pippins böser Dämon hat diese Büsche hier wachsen lassen: da hinein, Vanning, mit allen unseren Pfeilschützen aus Armorica, aus Wasconien, aus dem Poitou und der Touraine: das ist ein Hinterhalt ohnegleichen! Ihr bleibt ganz ruhig, bis sie auf halbe Pfeilschußweite an euch vorüberziehen; dann haltet auf den Leib unterhalb der Brünne oder auf den schutzlosen Schwertarm: wenn ihr nicht zielt wie die Blinden, müssen sie fallen wie unter dem Hagel der Hafer. Dann — aber erst, wenn ihr dreimal geschossen! — werft die Bogen weg, zieht die Schwerter und streckt mir alles nieder, was noch steht."

„Heil Ebroin, Heil dir und Sieg!" riefen die beiden Jünglinge. Und auch die reifen Männer faßten bewegt seine Hände.

VII.

Und wie geplant, so geschah's.

Am späten Vormittag des folgenden Tages erblickte Martinus, mit seinen Reitern den Kamm der Hügel im Norden erreichend, über das Thal hin, auf dem Höhenzuge gegenüber, die Schlachtreihe der Feinde.

Aber er täuschte sich über deren Ausdehnung nach Osten: der dichte Wald verdeckte ihm Ebroins rechten Flügel: so hielt er den östlichen Teil von Ebroins Mitte bereits für dessen äußerste Stellung im Osten, ein volles Drittel der Gegner blieb ihm unermittelt: jenen Wald durch vorstoßende Späher erforschen zu lassen, kam ihm nicht in den ungestümen, vertrauenseligen Sinn.

Er hielt, die blendende Mittagsonne auszuschließen, die Hand vor die Augen unter das Dach des Helmes, den zwei mächtige Wisenthörner schmückten, und nach kurzer Ausschau gegen den Saum jenes Gehölzes hin, rief er, frohgemut sich auf den Bügeln hebend: „Hei, meine Buben, es sind ihrer ja viel weniger, als der Vetter meinte. Rasch drauf und kurze Arbeit mit den Südlingen, daß die andern gar nichts mehr zu thun finden. Mit denen werden wir leicht allein fertig! Drauf!“ Und er jagte mit seinen Reitern weit voran, das Fußvolk konnte so rasch nicht folgen.

Unbeweglich hielten die wohlgeschulten Krieger Ebroins oben auf der kahlen Höhe in der Mitte seiner Stellung, sie ließen die Reiter — deren Gäule ermatteten bei dem steilen Aufwärtsklimmen — und die erste und zweite Schar des Fußvolks bis über jene Kiesgruben hinandringen.

„Jetzt!“ befahl Ebroin.

Und blitzend und klirrend ergossen sich, plötzlich lebendig

geworden, die bisher starren Erzreihen auf die erschöpften, schwitzenden, keuchenden Stürmer.

Da ersah Martinus den verhaßten Feind.

„Ah, dort — dort — auf dem Rappen! — ist er. Platz! Laßt mich durch! Den Tag entscheidet Ein Hammerstreich. Laß sehn, ob sein schlauer Kopf den aushält." Und mit dem vollen Ansprengen des gewaltigen Rothengstes allein durchbrach er, ohne Schlag zu schlagen, die nächsten feindlichen Fußkämpfer und erreichte Ebroin. Zu furchtbarem, allzerschmetterndem Streich hoch aushebend schwang er den Steinhammer, den, von frühen Ahnen ererbt, der Hüne nicht gegen eine neuere, bessere Waffe vertauschen wollte.

„Stirb, Natter!" schrie er. „Sieh dich vor! Sie beißt!" rief Ebroin entgegen und, das Roß an des Feindes rechter Seite vorbeispornend, stieß er ihm die schmale gotische Klinge in die klaffende, ungeschützte Achselhöhle des hocherhobenen Armes. Wohl sauste da der wuchtige Hammer, aber neben das Ziel: und er entfiel dann der sich lösenden Faust: der Reiter stürzte sterbend nach links aus dem Sattel.

Des Führers Fall entsetzte die Alamannen: sie wandten die Gäule zur Flucht, ritten dabei ihr eigenes Fußvolk über den Haufen und stürzten, in dichte Knäuel geballt, mit diesen Speerleuten zusammen in die tiefen Kiesgruben, an denen vorbei sie hinaufgekommen. Die Fußkämpfer der Sieger begnügten sich, diese Wehrlosen von oben herab mit Wurfspeeren zu erlegen, während Ebroin mit seinen Reitern die noch vom Thal aufsteigenden Moselleute zersprengte: diese waren schon dadurch widerstandsunfähig geworden, daß gleichzeitig ihr eigener rechter Flügel, durch Hermengars Reiterangriff entschart, in Auflösung in ihre Reihen geworfen ward.

Allein Flucht und Verfolgung fanden bald ein Ende: links von dem weichenden Heer, auf der breiten Straße, die von Nordosten, von Rethel herführte, zeigten sich die Reiter, dicht hinter diesen aufschließend auch die ersten Haufen des Fußvolks Pippins in raschester Annäherung.

„Jetzt, Vanning, thue deine Schuldigkeit, sonst giebt's eine zweite Schlacht,“ sprach Ebroin, sich hoch im Sattel hebend und auf jene vorwärtsdrängenden Reihen im Osten blickend, die nun gerade den Waldsaum erreicht hatten, an dem sie vorüber mußten. „O könnt' ich jeden Pfeil dort zielen mit dieser Hand! Die Schwalbe im Fluge entgeht mir nicht! Auf, Hermenfred, eile zu deinem Vater da drüben: — er soll mit all' den Seinen nach rechts schwenken und mir folgen, dem neuen Feind entgegen.“

Jedoch es kam nicht zu weiterem, ernstem Kampf.

Sobald der ganze Zug Pippins sich mit der Strecke des Waldsaumes deckte, flog plötzlich auf seine rechte Seite ein solches Gewölk von Pfeilen, daß man das Schwirren der Sehnen weit, weithin vernahm. In dichten Haufen, Mann auf Mann und Gaul auf Gaul, wie sie geschritten, wie sie geritten, fielen sie, so daß nach der Schlacht die Sieger Mühe hatten, die Gefallenen voneinander zu lösen: durch sie hindurchzuschreiten, war, ohne solche Lösung, unmöglich. Am meisten litten die Reiter: sie boten das breiteste Ziel.

An ihrer Spitze sank auch Pippin von seinem weißen Roß: er hatte einen Pfeilschuß in den Schwertarm und einen schlimmeren unter dem Wehrgurt erhalten: mit Mühe zogen ihn die Seinen unter dem toten Gaul hervor und flüchteten den Schwerwunden in Sicherheit. Das ging nicht leicht: und nicht ohne Aufopferung manches treuen Gefolgen. Denn Ebroin hatte mit lautem Freudeschrei ihn fallen, dann mit knirschendem Zorn davontragen sehen:

„Nach!“ rief er. „Nach! Nach!“ Und grimmig spornte er den Rappen. „Alle hierher! Alle auf Pippin! Sein Tod erspart uns alles weitere: — mit ihm fällt Austrasien heute noch in unsere Hand.“

Allein aller blutiger Eifer der Verfolger blieb vergeblich: Pippin ward weder gefangen noch getötet: der Sieger mußte sich damit begnügen durch den Angriff seiner drei nun vereinten Scharen auch dies zweite Heer mit starken Verlusten vollends zu werfen und zum Rückzug nach Austrasien zu zwingen.

VIII.

An dem Tage, da die Schlacht bei Laffaux verloren und gewonnen ward, hatte König Dagobert seine Vorbereitungen vollendet.

So viele Mannschaften, als überhaupt noch — nach Deckung der rings bedrohten Grenzen — zur Abwehr der Neustro-Burgunden verwendet werden konnten und nun dem Heere Pippins nachgeführt werden sollten, waren jetzt allmählich an dem ihnen bezeichneten Sammelplatz — Metz — eingetroffen und lagerten, soweit sie in der alten Feste der Mediomatriker nicht Unterkunft fanden, vor den Thoren auf dem linken Ufer der Mosel, des Aufbruchs gen Nordwesten gewärtig.

Das junge Ehepaar saß in dem hochgelegenen Castrum, im Schlafgemach, dessen Rundbogenfenster den herrlichen Ausblick über das Thal der vielfach geschlungenen Mosel gewährte, die im Strahl der sinkenden Herbstsonne wie ein Silbergürtel glänzte.

Die Gatten lehnten sich über die breite, mit weichen Teppichen behängte Mauerbrüstung und sahen hinaus gen Westen, wo ein düsterer Tannenwald den Ausblick abschloß; die zarte Frau hatte den Arm um seinen Nacken geschlungen. Zu Füßen des breiten Ehebettes, im Hintergrunde des Gemachs, lag der treue Ryan, das mächtige Haupt auf die beiden vorgestreckten Pfoten gestreckt, aber die klugen Augen stets merksam auf die Herrin gerichtet.

Der junge Herrscher war soeben von einer letzten Musterung aus dem Lager vor den Westthoren in das Palatium zurück; wenig freudig sah sein schönes Antlitz; umsonst bemühte er sich, das vor seiner Königin zu verbergen. „Wir hatten noch nie ein Geheimes vor einander," sprach sie und zog ihm sanft die Hand hinweg, mit der er Stirn und Augen bedeckte. „Laß uns nicht damit beginnen bei unserer ersten Trennung. Es gelänge dir ja doch nicht! Tief seh' ich dir durch die Augen in die Seele. Du sorgst um den Sieg, um das Heer. Es sind wohl zu wenig Helme?" „Es ist nicht das," seufzte Dagobert. „Aber es fehlt am besten: an der rechten Freudigkeit, an dem guten Willen, der allein den Sieg verbürgt. Wohl sind sie gekommen die Männer von Köln, von Trier, von Mainz und Worms, von Main und Saale: aber widerwillig, nicht gern. Noch war die alte Pflicht, dem Merowing Heerfolge zu leisten, stark genug: aber sollte ich . . ." — „Sterben? Warum? An Siechtum? In der Blüte der Jugend? Und in der Schlacht wird dein Schutzengel dich schirmen. Und mein Gebet!" Und sie umschlang seine Rechte mit ihren beiden weißen kindlichen Händen. „Dann, mein' ich, liefen alle auseinander, jeder den eigenen Herd zu schützen, und, so vereinzelt, alle unterzugehen. Ja, auch mir selbst ins Angesicht wagt sich aus vielen Reihen ein böswilliger, drohender Geist

hervor.“ „Wie? Diesem Antlitz gegenüber?“ Und sie strich ihm zärtlich die Locken aus den edlen Schläfen zurück. „Ja,“ lächelte er, „die derben Kölner sind mir nicht so hold gesinnt wie Karin. Du hast davon gehört: schon lange gärt es draußen in den Gauen, in den armen Hütten der geringen Hufner. Sendlinge — fremde — schleichen von Gehöft zu Gehöft: sie halten den Darbenden vor, wie Bischof, Abt und Senior — und der König zu Metz vor allem! — im Überfluß schwelgen und prassen, während ihnen der Fronbote des Grafen das letzte Rind vom Pfluge und den Pflug selbst, den alten, vielgeflickten, pfändet für Dingwette oder Heerbannbuße. Das dringt nun alles aus den Gauen in das Heer mit den Wehrleuten, die aus jenen niedrigen Schilfhütten und morschen Lehmwänden hierher zusammenströmen. Und hier klagt dann einer dem andern seine Not, und einer schürt so und hetzt den andern. So riefen sie mir denn heut' auch zu, — eben jetzt! — da ich ihre Waffen prüfte und ob die Köcher der Pfeile voll — die Leute von dem Rhöngebirge — dem ‚Hungerbühl‘ — waren's und von der rauhen Eifel: — ‚ja, Herr König, die Köcher sind voll, aber die Magen sind leer.‘ — ‚Und leer das Säcklein für Brot und Speck.‘ — ‚Wir ziehen aus, für dich zu sterben: derweilen greifen deine Büttel auf unsere schmale Scholle daheim.‘ — ‚Und kommen wir lebend nach Hause, sitzt ein anderer unter unserem Dach.‘ — ‚Und Weib und Kind sind verdorben.‘ — ‚An die daheim denken wir, nicht an deinen Sieg und Thron und Ruhm.‘ — ‚Ich denk' an meinen alten Vater, der hungert jetzt am kalten Herde.‘ So riefen sie mir — um die Wette — zu!“

„O laß ab,“ seufzte die bleiche Frau; große Thränen glitten langsam über die schmalen Wangen. „Und du kannst nicht helfen?“

„Könnt' ich's, hätt' ich's nicht längst gethan? Wie soll ich, der Eine, in Einem Jahre, bessern, was ungezählte Könige vor mir verschuldet oder doch nicht verhütet haben seit Chlodovech, unserem Ahn? Und wenn ich thäte, wie die Armen, Bethörten, verlangen, wenn ich den Kirchen und den Seniores ihren Besitz entrisse — wie jener blutige Eber da drüben täglich thut — und ihn den Armen zuteilte, wär' es minder Unrecht? Wem nehmen? Welcher Besitz stammt von Raub oder List? Wer soll das heute noch untersuchen — nach zweihundert Jahren? Und wem geben? Wer ist bedürftig — bedürftig durch fremde, nicht durch eigene Schuld? O wehe mir: ich sehe die Not des armen Volkes: — sie ist da, wirklich da, in schrecklicher, stummer Aufdringlichkeit: — denn die Besten klagen nicht! — Ich schaue das zehrende Verderben im Lande, und ich sehe kein Mittel der Rettung. Und wenn ich nun wirklich sieghaft hierher zurückkehre, — soll ich mich freuen, dasselbe unheilbare Elend wiederzufinden? O wehe, o Fluch dem Tage, da sie mich mit jenem gleißenden, goldenen Königsstab aus dem stillen Frieden unseres Klosters lockten und ich dich aus der grünen Einsamkeit deiner Schäfertrift mit mir davon riß. O hätt' ich nie der Merowingen Königsthron bestiegen! Mir ist, es lastet ein alter Fluch darauf seit jener blutigen Fredigundis Tagen, meiner schrecklichen Ahnfrau. Und dich, du Reine, frei von der Erbschuld meines Hauses, hab' ich mit herein in diesen Fluch gezogen. Vergieb! Aus großer Lieb' ist das geschehn." Und er umschlang das braune Köpflein und küßte sie auf die Stirn.

Sie aber küßte ihn herzhaft auf den Mund und sprach: „Und wär' es so, — so wär's ein selig Los, mit dir Fluch und Untergang zu teilen! Und wäre dieser Tag unser letzter — wahrlich, mich reute meiner Liebe nicht!

Und um nichts und mit keinem andern Weibe tausche ich —. Gedenkst du nicht mehr all' der seligen Stunden, seit — noch im Kloster — Abt Wilfrid uns verband? Ja: lieben, Freund, ‚lieben ist Ewigkeit!' So sang uns einst ein weißbärtiger Harfenschläger am Sunwendfeuer. Er hatte recht. — Und die süße Hoffnung," flüsterte sie, schämig das Haupt an seiner Brust bergend, „die mir unter dem Herzen keimt, — dein Kind! — ist das nicht Glück, unsagbar Glück? Laß uns den Abend — den letzten! — noch so verbringen, wie deine Königspflicht erheischt: — ich meine nicht die Waffenpflicht: — genug hast du der obgelegen all' diese Wochen! — ich meine die schönere Pflicht, zu schützen und zu schirmen die Schutzbedürftigen und Armen. Da drüben, jenseit des großen Königsforstes, gegen Norden nach der Villa Thiodos hin, weiß ich gar arme und gar wackre Leute wohnen. — Ich sprach jüngst in der Hütte, der zerfallenen, ein, durstig von dem Staub der Straße: ich fand die junge Hausfrau — die junge Mutter! — in Thränen: ich hatte um einen Trunk Milch gebeten: — sie wies auf das schreiende Kind, das sie in den mageren Armen hielt: ‚Milch?' rief sie klagend. ‚Ach! Unsre letzte Ziege nahm der Fronknecht: — und mir versagt die elende Brust den Trunk für diesen Säugling, der nichts zu saugen findet. O, läg' er tot und ich dabei! Mein Mann? In Metz! In der Schuldzelle hält ihn der Vicegraf.' Ich gab der Armen die Silberspange von der Schulter weg, ich löste hier den Schuldknecht aus. Komm, laß uns zu den guten Leuten! Wir wollen sehen, wie's ihnen nun ergeht. Und weiter helfen, thut es not. Komm, Lieber!" Und sie erhob sich.

Tief ergriffen sprang er rasch auf und umschloß die zarte Gestalt mit beiden Armen. „Ja, du hast recht, du Holde, Süße, Gute! Ich folge dir. Laß uns den Dürftigen

helfen. Mich deucht, Gott wohlgefälliger beschließ' ich so den letzten Tag, als betete ich viele Stunden in der Basilika auf den Knieen. Ich lasse deinen Zelter satteln: — sein sanfter, gleicher Schritt kann dir nicht schaden: auch führ' ich ihn am Zaum. Und welche deiner Hofmaide . . .?" — „O keine! Laß uns diese letzten Stunden allein verbringen." — „Wohl! Auch brauch' ich keinen Reitknecht für das eine Tier. Ryan, komm mit: — es geht ins Freie. Komm!" Freudig bellend und mit dem mächtigen Schweife wedelnd sprang das schöne Tier an dem Herrn hinauf.

IX.

Blutrot war die Sonne hinter den düstern Tannenwipfeln des Westens gesunken: glanzlos schwamm die matte Scheibe in dem grauen Meere dichten Nebels, der, von der Mosel und ihren Sümpfen aufgestiegen, nun das ganze Thal erfüllte und mit kalter Nässe sich an Pflanzen, Tiere und Menschen heftete. Schon dunkelte der Herbstabend stark. Zumal in dem dichten Urwald, durch den nur ein schmaler Reitpfad geschnitten war, schlossen die dicken Tannen- und Eschenstämme fast jeden Strahl des sinkenden Tages aus.

Da tauchten an der Beuge des Pfades von Norden nach Osten — nach der Stadt zu — in der Ferne schattenhafte Umrisse auf: ein kleines Pferd, darauf eine Frauengestalt, daneben schreitend ein Mann, vorauf springend ein großer Hund.

Wo der Weg thalabwärts gen Metz zu sich in einen Engpaß senkte, von beiden Seiten überhöht durch dicht

bebuschte Hügel, ward nun etwas lebendig in dem Gesträuch. Eine Amsel, die in dem nächsten Rainweidenbusch gesessen, flog, aufgescheucht von der plötzlichen Bewegung in den Zweigen, erschrocken ihren lauten Warnruf schmetternd, über den Weg hin auf die andere Seite des Waldes.

Ein Mann — riesenlang — streckte, vorsichtig spähend, den unbedeckten, schwarzstruppigen Kopf aus den hohen Hagebuchen und lugte aus. „Sie sind's!" flüsterte er dann nach rückwärts. „Sie kommen zurück." „Bebilo, der Thorwart, ein treu eifriger Genosse des Bundes, hat's uns also richtig gemeldet," antwortete ein tiefer im Busch Versteckter. „Und wirklich: kein Gefolge! Sie sind allein." — „Hier ist's günstig: sie können nicht ausbiegen . . ."

Ein leiser Pfiff: — da raschelte es auch auf der linken Seite in dem Buschicht der Haselstauden.

Einstweilen kam der Zelter näher: sein helles Weiß war das einzig Lichte in dem düstern Nebeldunkel. „Rascher, Lichtelb," mahnte Dagobert, dem Tier auf den Hinterbug klopfend. „Wenn dir der schnellere Schritt genehm? Die kalten Nebel fallen so naß auf dich hernieder. Dein Mantel trieft." „Ja! Und es dunkelt rasch," sprach Karin. „Aber welche Freude sahen wir doch in der armen Hütte! Dies Bild durchleuchtet mir den finstern Wald. Die junge Mutter! Wie freudig sie ihr gedeihend Kind an die volle Brust legte! Welch heiliger Anblick! Mir kamen Thränen der Rührung." — „Und der Mann! Frei von Schulden und Sorgen! Wie er dir dankte!" — „Nein, dir! Denn du schenktest ihm ja alles Gold aus deiner Gürteltasche. Und dazu ein Roß und sechs Rinder aus der Villa Thiodos, deines Freigelassenen. Diese Erinnerung wird mich stets erfüllen, denk' ich an dich in der Ferne. Und zum Dank für solches Wohlthun wird dich ein Engel Gottes schützen vor jeder Gefahr, jedem drohenden Eisen!"

„Nun, Ryan, was hast du?“ fragte Dagobert. „Sieh nur den Hund! Er steht, den Kopf hoch aufgerichtet, auf der Straße und bellt wie wütend in die Büsche. Ryan, komm! Hierher.“ Aber das so gehorsame Tier gehorchte nicht: es bellte drohend, bald nach rechts, bald nach links.

Nun war das Paar heran: da sprangen von links und rechts je zwei Männer von den Strauchhöhen auf den Weg herab. „Halt!“ rief der vorderste. „Wir haben mit dir zu reden.“ — „Wer seid ihr?“ — „Das ist gleich. Geringe Leute! Wir wissen aber, wer du bist, Herr König Dagobert.“ „Halte die Bestie von Hund fest,“ forderte der zweite, „daß deine Unterthanen zu dir sprechen können, ohne zerrissen zu werden.“ Dagobert zog das Tier am Halshaar zurück mit der Linken, mit der Rechten faßte er den Griff des Schwertes: „Was wollt ihr?“ fragte er. — „Das wirst du gleich hören.“ — „Allerlei.“ „Höre du,“ flüsterte der dritte dem vierten zu, „ich mag nicht. Ich thu's nicht. Was kann er am Ende dafür?“ „Ja,“ erwiderte der vierte. „Und vollends vor der jungen Frau! Sie ist noch ein Kind. Ich sah sie heute Mittag ganz nah, in der Kirche. Sie ist schön wie . . .“ „Schweigt dahinten,“ befahl der zweite, sich drohend wendend, „oder! . . .“ Und er zog nun aus dem Mantel eine Axt. „Wer nicht mitthut,“ rief der vorderste zurück, „den trifft kein Lohnteil. Sondern das!“ Und damit riß er eine krumme Sichel aus dem Gürtel.

„Was wollt ihr?“ wiederholte der König und zog nun das Schwert. — „Dagobert, Lieber! Nicht du führe den ersten Streich! Steig aufs Roß und flieh. Nur du bist ja bedroht.“ „Glaubst du, Kleine?“ schrie der erste, Gallus war's, der Reißewolf. „Thu ihr nichts! — Wie ist sie so treu!“ mahnte der vierte. „Was wir wollen?“ begann der zweite wieder. „Leben wollen wir, nicht

Hungers sterben. Kurz: ich bin das Bundeshaupt der Kleinleute deines Reiches, wo die Armen ebenso verrecken vor Not wie ..." „Bisher in meiner Heimat Neustrien," unterbrach Gallus. „Aber dort habe ich es gebessert, ich und mein Freund Ebroin, der dich grüßen läßt und dir das schickt ..." Und er hob die Axt zum Streich. „Und das dir, Püppchen!" schrie der zweite. Und hob die scharfe Sichel gegen die Königin. Aber mit wütendem Bellen fuhr ihm Ryan an die Gurgel: er zerbiß sie: röchelnd fiel der Mörder. „Bestie!" schrie Gallus und spaltete mit der Axt dem treuen Tier den Schädel.

Da traf ihn des Königs Schwert in den Arm: er ließ die Waffe fallen. „Drauf, drauf!" kreischte er, außer sich vor Schmerz und Wut. „Drauf, sag' ich. Wollt ihr ihn siegen lassen: — entfliehen? König, die beiden sind Maurus und Hatto und wohnen in Remilly. So! Jetzt laßt ihn entkommen, daß er euch rädern läßt?"

Das wirkte. Beide Männer sprangen zugleich vor und schwangen zwei Kurzschwerter gegen Dagobert: den zur Rechten traf er zum Tode, aber der zweite stieß ihm gleichzeitig die Klinge ins Herz. „Schont der Frau!" stöhnte er noch. „Sie trägt ein Kind." — „Dagobert! Ich will nicht leben!" „Sollst auch nicht, armes Täubchen!" höhnte Gallus und hob mit der Linken die Axt vom Boden auf. „Laß sie!" mahnte der noch übrige. „Du hörst ja: sie geht mit Kinde." — „Eben deshalb. Soll sein Sohn ihn rächen? Wer den Wolf schlug, schlag' auch den Welp." Und ein sausender Streich der Axt: — die weiße Stirn ward blutigrot: lautlos sank sie aus dem Sattel, einer geknickten Blume vergleichbar.

„Scheußlich!" schrie der andre. „Ich kann's nicht sehen! Sie war so schön! Ich will nichts von dem Blutgeld!" Und schaudernd floh er in eiligen Sprüngen quer-

waldein. Hinter ihm schlugen die nassen Büsche zusammen. „Desto besser!“ sprach Gallus. „Behalt' ich alles allein. Denn die beiden Kerle“ — er stieß mit dem Fuß an die Körper — „sind tot. Mausetot! Und — laß doch sehn! was trägt so ein Königspaar bei sich? Schmuck der Frau? — Der würde mich verraten. Aber Geld?“ Er griff in das Ledertäschlein, das Dagobert von dem Wehrgurt niederhing. „Puh, leer! Ganz leer! Ein schäbiger König Habenichts! Jetzt rasch heim, zum Majordomus. Er wird zufrieden sein! Das war ganze Arbeit. Er, sie und der Königserbe.“

X.

Noch auf dem Schlachtfelde von Laffaux hatte Ebroin mit der an ihm gefürchteten, rastlos vorwärts ans Ziel treibenden Thatkraft beschlossen, die Verfolgung sofort bis zur vollen Vernichtung des feindlichen Widerstandes fortzusetzen.

Aber der Sieger sollte verhindert werden, diesen seinen richtigen Gedanken auszuführen. Gerade wie er mit der Vorbereitung fertig war, seine gesamte Heeresmacht angreifend über die Grenze von Austrasien zu führen — Laon ergab sich am nächsten Tag, Metz sogar hoffte er in raschem Anlauf nehmen zu können —, trafen schlimme Nachrichten aus dem Westen und Süden, von Neuster und Burgund, im Lager ein.

Die Ausschreitungen des Bundes der Kleinleute waren doch keineswegs durch des Majordomus Maßregeln gedämpft. Nach Niederwerfung seiner inneren Feinde durch

diese Bundesgenossen, hatte er freilich gar schnell der entfesselten, wilden Kraft, die er zu Hilfe gerufen, wieder Zügel und Zaum anlegen wollen: er hatte die Aufständischen aufgefordert, die Waffen niederzulegen, nicht mehr Bischöfe, Äbte und Seniores mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, sondern die Forderungen der Abhilfe, der Erleichterung ihrer Lasten, des Schutzes gegen Willkür, im einzelnen aufgezeichnet, vorzubringen auf jenem großen allgemeinen Reichstag, den er demnächst zusammenberufen wollte und der alle gerechten Verlangen durch umfassende Gesetze gewähren sollte.

Manche der wilden Haufen verliefen sich auf diese Zusagen hin, die ihnen seine Sendboten zutrugen. Andre aber — und gerade die zuchtlosesten! — dachten nicht daran, sich damit zu begnügen: ihnen gefiel das monatelang getriebene Räuberleben viel zu sehr, um es freiwillig aufzugeben: in Rache, in Haß und auch in einfacher Lust an Raub, Totschlag, Brand, Gewalt jeder Art wüteteten sie fort und verjagten oder erschlugen gleich gar die abmahnenden Boten des Majordomus.

So mußte dieser sich entschließen, die Eroberung Austrasiens, die in diesen Tagen, zumal seit der Nachricht von dem Tode des jungen Königs und dem darauf erfolgten Auseinanderlaufen seines bei Metz versammelten Heeres, leicht durchzuführen schien, aufzuschieben und vor allem Ordnung und Ruhe im eignen Lande herzustellen.

Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er nun neben dem königlichen Heerbann gegen seine bisherigen — arg verwilderten — Bundesgesellen auch deren eigne Standesgenossen, deren Haufen er bei sich unter seinen Fahnen hielt, zum Kampf führen mußte: oft stiegen ihm Zweifel auf, ob sie ihm dazu Folge leisten würden? Denn Ungehorsam, Zuchtlosigkeit, Unbotmäßigkeit, die Neigung zu

jeder Gewaltthat gegen die Reichen auch im eigenen Lande hatten sich sogar unter diesen Scharen vor seinen Augen gar schlimm spürbar gemacht. Unablässig drohten sie, seiner ehernen Faust zu entschlüpfen und unter der Leitung ihrer eigenen selbstgewählten und ihnen soviel näherstehenden Führer — zumal des Blutigels, des Brandhahns und des Reißewolfs — ihren wilden Leidenschaften wie früher zu fröhnen. Nur die Furcht vor Ebroins Strenge, vor seinen ihm treu ergebenen Lanzenträgern zumal, hielt sie in knirschendem Gehorsam.

Da wurde gemeldet, daß sogar in der Umgegend von Paris wüste Banden aufgetreten, daß die reichen und wehrlosen Klöster dort — wie Saint-Denis und Chelles — bedroht seien. Ebroin schickte sofort Herzog Hermengar mit einer Reiterschar vorauf, diese Haufen, die sich zumal bei Meaux angesammelt hatten, zu zerstreuen; er folgte mit der Hauptmacht schleunig nach.

Mit Befriedigung fand er wie Saint-Denis so Chelles unversehrt: er schlug Lager in dem Walde zwischen diesem Kloster und der Stadt Paris; in diese wagte er nur die verlässigen Heermänner zu verlegen, die Kleinleute — er fürchtete ihre Plünderungsgelüste — behielt er nebst einem schwachen Häuflein seiner Lanzenträger bei sich vor den Mauern der Hauptstadt; er selbst fand Unterkunft in einer königlichen Villa nahe bei Chelles, da, wo später das „kleine Kloster“ Montreuil („Monasteriolum“) entstand. Am nächsten Tag schon wollte er das Heer weit gen Nordwesten führen, wo die Unruhen sich die Seine entlang ausdehnten.

Vorher begab er sich, solch schwerer Sorgen voll, in das Kloster, sich von Balthildis zu verabschieden: auf geraume Zeit, wie er fürchtete. Sie empfing ihn im Beisein ihrer Schwester: wie innig und wie traurig deren Blicke

an ihm hingen, entging ihm diesmal wie bei jeder früheren Begegnung.

„Es ist hart," seufzte die Königin, „die Waffen gegen die eignen Freunde zu wenden, gegen diese Bethörten, die böse Dämonen entkettet und aufgehetzt haben." „Königin," sprach der Majordomus, „du weißt nicht, wie scharf dies Wort mich trifft." Und er gedachte jenes seines ersten Aufrufs in lodernden Zornesworten — zu Freiheit, zu Rache!

„Muß es denn sein?" fragte Gunthildis schüchtern.

„Es muß! Höret nur, was mir gestern alles gemeldet wurde: die wilden Banden der Touraine haben das Kloster der heiligen Maria bei Beauvais in Brand gesteckt und geplündert, den Bischof von Rouen haben sie — mit vielen seiner Geistlichen — am Altare gemordet, den Grafen von Bayeux in offener Schlacht geschlagen, sie leisten meinen Heerbannleuten blutigen Widerstand, ja, ganz in der Nähe hier bei Meaux sollen sie vor kurzem einen Herzog . . ."

Da eilte Vanning in das Gemach und rief: „Ja, ja, es ist richtig! Es war Herzog Hermengar!"

Da erbleichte die Königin: sie wankte, sie griff nach der Lehne des hinter ihr stehenden Stuhles: „Es war . . .?" stammelte sie. „Er war? — So ist Herzog Hermengar . . . tot?" „So ist's," sprach Vanning traurig. „Er fiel mit vielen Wunden." „O Gott! Weh mir!" schrie Balthildis und stürzte ohnmächtig in den Stuhl. Die Schwester kniete neben ihr nieder: „O was hast du gethan!" rief sie Vanning zu.

Sprachlos vor Staunen, wie geblendet und zugleich gelähmt von plötzlichem, grell erhellendem Blitzstrahl hatte Ebroin das mit angesehen — mit weit aufgerissenen Augen: jetzt erst fand er das Wort zu einer stammelnden Frage:

„Was, . . . was ist das? Was bedeutet dieses wilde Weh? Was . . .?“

„Was?“ rief die Schwester ausbrechend in einen Strom von Thränen. „O du blinder, blinder Mann, der nichts sieht als Macht und Ruhm. Was das bedeutet? Das bedeutet, daß sie diesen Hermengar geliebt hat mit der ganzen Macht ihrer Seele, all' diese Jahre lang.“

Ebroin stöhnte: er taumelte gegen die Thüre.

Da ward diese aufgerissen, ein Lanzenträger eilte herein und meldete: „Nein, Graf Vanning. Es war ein falsch Gerücht: ein andrer Feldherr fiel. Herzog Hermengar lebt: — eben steigt er die Treppe herauf.“

„Er lebt?“ schrie Ebroin. „Ah, beim Satan! Er soll nicht leben! Sterben soll er — ihr Geliebter!“

Und er riß das Schwert heraus, stürmte aus dem Saal und stieß es dem ahnungslos nun auf der obersten Stufe Auftauchenden mit solcher Wucht in den Hals, daß der lautlos die ganze Treppe rücklings hinunterstürzte: rasselnd klirrten seine Waffen auf den Marmorstufen. Tot hoben ihn unten die entsetzten Wachen auf. Ebroin starrte ihm nach: dann eilte er, das bluttriefende Schwert in der Hand, in das Gemach der Königin zurück: an der Schwelle blieb er stehen.

Balthildis hatte sich soeben wieder aufgerichtet; mit großen, angsterfüllten Augen sah sie umher. „Es war ein Irrtum,“ tröstete die Schwester, ihr die Schläfen streichend, „er ist nicht gefallen in der Schlacht.“ „O Barmherzigkeit Gottes, Dank!“ betete sie, gen Himmel blickend. „Nein,“ sprach da eine Stimme, die sie nicht erkannte, so grabeshohl klang sie, bis Ebroin wiederholte: „nein, danke nicht! Er lebte eben noch, aber er sollte mir nicht leben. Erstochen hab' ich ihn, mit dieser Hand, ihn, der all' diese Jahre her der geheime Buhle deiner Seele

war!" „Ermordet?" schrie die Königin sich hoch aufrichtend, „von dir? So sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle." Und sie ballte die Faust und trat drohend einen Schritt gegen ihn vor.

Entsetzt brach er auf die Kniee nieder, der Helm fiel ihm vom Haupt . . .

Sie hob die Hand wie zum Schlage gegen sein Antlitz: — aber plötzlich sank sie, abermals ohnmächtig, in die Arme der Schwester.

XI.

Ein paar Tage darauf trafen sich gegen Abend in dem Wald, der düster — es war nun später Herbst und die entblätterten Bäume starrten traurig in die grauen Wolken — sich um das Lager und die Villa hinzog, vier Männer.

Von zwei Seiten her schlichen sie — je zwei — durch das dichte Gebüsch, den offenen Weg meidend, auf den die sinkende Sonne, durch die dunkeln Tannenzweige hin ein unheimliches Rot ergoß: Sonne, Himmel, Erde, — alles schien wie in Blut zu schwimmen. Behutsam reckten die zwei, die etwas früher angelangt waren, ihre Waffen winkend aus dem Gebüsch, sie gleich wieder zurückziehend: die beiden jetzt Herankommenden hatten das Zeichen verstanden; mit ein paar Sprüngen kreuzten sie den offenen Waldpfad und standen nun bei den Harrenden in dem dichten Strauchwerk.

„Leise, vorsichtig, Graf Hermenfred," flüsterte einer der Ankömmlinge. „Ich meine, man ist uns auf der Spur. Dieser Vanning, wachbar für seinen Herrn wie ein Schäferhund, läßt uns kaum aus den Augen." „Ein Glück,

Herr Oberfalkenwart Hermenvech," fügte der andre ebenso leise bei, „daß der Eber ganz verstört ist seit seiner letzten Blutthat." „Seiner scheußlichsten," knirschte der eine der beiden Jünglinge. „Sie soll nicht zwei Nächte noch ungerächt bleiben, oder ich sterbe!" drohte der zweite. „Wir sind ja eben erst eingetroffen: sag' an, was treibt er, Gallus?" — „Irres Zeug, Herr Graf! Er wird vielmehr umgetrieben! Seine Schärfe, seine Klugheit, seine rasche Thatenfreude sind von ihm gewichen. Er wankt ziellos bald durch die Gassen des Lagers, bald durch den Wald, stehenbleibend, mit sich selber redend . . . ."

„Ja, ich sah ihn einmal — das hat man noch nie bei dem schäumenden Eber bemerkt! — in die neue Basilika bei dem Kloster treten, aus deren geöffneter Thür frommer, süßer Gesang psallierender Nonnen erklang." — „Aber freilich, gleich stürzte er wieder — ganz hastig — hinaus und lief wie fliehend in anderer Richtung fort. Bald traten aus der Kirche die Frau Königin und ihre Schwester." — „Man sagt, die Königin habe, als sie den Mord erfahren, laut geschrieen und getobt und habe Ebroin, dem Blutmenschen, geflucht." — „Der aber habe laut flehend die ganze Nacht auf der Schwelle vor ihrer verschlossenen Thüre gelegen." — „Da habe ihm endlich am Morgen die Schwester die Hand herausgereicht und verkündet: die Heilige nehme in christlicher Vergebung ihren Fluch zurück." — „Aber sie werde nie des Mörders Antlitz wiederschauen, überhaupt keines Mannes Antlitz mehr." — „Sie hab's geschworen." — „Und das Gleiche ihre junge Schwester." — „Und beide würden das Kloster niemals wieder verlassen." — „Jener Fluch aber, obwohl zurückgenommen, soll ihm den Geist ganz verstört haben. Ich hörte ihn in seinem Schlafgemach — ich hatte vor dem Vorhang zu warten — Zwiegespräch halten: — ich dachte, mit Vanning: aber als ich eingelassen ward, da

war er ganz allein: — ‚Verflucht, verflucht von ihr!‘ hat er stets wiederholt.“ — „Ja, er ist ganz verwandelt, wie irrsinnig ist er.“ „Mag sein, daß endlich das Gewissen in dem Bluthund sich regt. Wie viele Morde belasten seine Seele!“ sprach Hermenfred. „Wohl mahnte mich mein Beichtiger, die Rache Gott zu überlassen und den Gewissensqualen: — aber nein! Mit eigner Hand muß ich die Blutrache vollenden,“ knirschte mit verhaltener Wut sein Bruder.

„Deshalb, Gallus, haben wir's auch nicht euch überlassen. — Nicht der hohe Lohn, den ihr verlangtet, hat uns abgeschreckt . . .“ — „Wir zahlen euch, dir und dem Brandhahn hier, das Gleiche, führt ihr uns nur so zu ihm, daß wir's mit eignen Händen vollführen mögen.“ — „Aber sagt: — dürfen wir euch auch vertrauen? So gut ihr jetzt euren Feldherrn verratet, so gut könntet ihr uns in seine Gewalt liefern wollen.“ — „Ja, er hat doch wahrlich, so grausam er Adel und Bischöfe verfolgte, an euch Kleinen des Guten viel gethan.“ „Das dank' ihm der Teufel,“ schrie Gallus, der Reißewolf. „Er hat's ja nicht um unsertwillen gethan,“ meinte der Rothaarige. „Er brauchte eben unsre Knittel, unsre Sensen gegen seine Feinde.“ — „Hätt' er's ehrlich mit uns gemeint, hätt' er viel weiter gehen müssen gegen die Großen.“ — „Aber all' unsere Verlangen danach — wir wollten den Klöstern und den Seniores alles nehmen! — hat er trotzig abgeschlagen.“ — „Und unsern besten Genossen, den Blutigel . . .“ — „Hat er schmählich hängen lassen.“ — „Hängen zwischen zwei tote Hunde.“ — „Und warum? Wegen einer Beute! Er hat ein paar Klosterkelche genommen.“ — „Und meinen Vetter hat er gevierteilt. Warum? Nur weil er eine Nonne auf dem Altar zu Beauvais — . . . nun, sagen wir: etwas stark geküßt hatte.“

„Kleinigkeiten! Unser ganzer Haufe bat für die beiden, wir zwei voran. Ich erinnerte ihn, wie ich weiland seinem Hauptfeind Hektor das Gehirn verspritzt hatte." — „Und ich mahnte, wie der Blutigel in der Erstürmung der Höhen an der Oise einen tödlichen Streich von des Blutigen eigenem Haupt gewehrt." — „Half alles nichts! ‚Der Dieb, der Altarschänder hängen!' hieß es." — „Und sie hingen." — „Und die gute Nachtfahre, die liebherzige, hat er erdrosseln lassen, weil sie einer gefangenen schönen Herzogstochter die Nase abschnitt. Warum? Nur aus gerechter Eifersucht! Der Raubrabe, ihr Schatz, hatte sich in das glatte Lärvchen ganz vergafft!" — „Hat der Grausame uns doch schon gezwungen, mit seinen Lanzenträgern zusammen gegen unsre eignen Brüder zu fechten, die ein paar Villen bei Meaux ausgebrannt hatten. Damals haben wir ihm Rache geschworen. Da thun wir nicht mehr mit." — „So war's nicht gemeint, daß wir ihm helfen sollten, die Reichen beschützen." — „Ganz anders lautete sein flammender Ruf zur Rache." — „Er ist ein Verräter!" — „Drum fort mit ihm!" — „Ist er gefallen, — dann ist der letzte Schild zerschlagen, der die Kirchen und Klöster und die Schatzkammern der Seniores schützt!" „Dann," lachte der Brandhahn, „dann wird erst recht flott geplündert."

Bedeutungsvolle, besorgte Blicke tauschten die beiden vornehmen Seniores. „Gleichviel," flüsterte Hermenfred dem Bruder ins Ohr, „wir haben keine andere Wahl: auch er nahm seine Helfer, wo er sie fand." — „Also, es gilt! Ihr erhaltet die verlangte Summe, sobald ihr uns dazu verholfen." — „Und wann könnt ihr das?" — „Heute Nacht noch." — „Um Mitternacht werden die beiden Wachen vor seiner Villa — bis dahin haben sie seine Lanzenträger — abgelöst von zwei aus unsern Bundesleuten." — „Diese zwei werden wir sein." — „Auch wir werden — statt unsrer

Sicheln und Äxte — Lanzen tragen." — „Das täuscht in der Nacht weithin." — „Das andre ist leicht." — „Er schläft allein?" — „Immer." — „Aber jetzt: — auseinander!" — „Also vorsichtig!" — „Erst ihr nach rechts..." — „Dann wir nach links." — „So. Still! Rasch!"

XII.

Spät am Abend dieses Tages saßen Ebroin und Vanning in dem Speisesaal im Erdgeschosse der Königsvilla bei ihrem freudlosen Nachtmahl.

Die Fenster waren geöffnet: so sah man von innen die Schatten der beiden Wachen, die draußen im Licht des Vollmonds, die langen Lanzen auf den Schultern, auf und nieder gingen. Man erblickte ihre langgestreckten Schatten an den Wänden der gegenüberliegenden Häuser, durch die herbstlichen Nebel vergrößert und man hörte den gleichmäßigen, eintönigen Schall ihrer Schritte.

Die beiden Freunde waren allein: Ebroin hatte die Diener zum Schlafen in das Hintergebäude entlassen, nachdem sie die Tafel abgeräumt; nur der hohe bronzene Weinkrug und die beiden altrömischen Silberbecher standen noch auf dem Tisch, auf welchem eine Hängeampel von mattem Opal, von der steingetäfelten Decke herabschwebend, weniger Licht verbreitete, als der voll durch das Fenster hereinflutende Mond.

Geraume Zeit hatte Schweigen geherrscht in dem weiten, aber niedrigen Raum. Ebroin hatte den gefüllten Becher, den ihm der Freund wiederholt hingeschoben, zur Seite gerückt, den Ellbogen auf den Tisch gestützt und in die

offene Hand das mächtige Haupt, das in der letzten Zeit merklich ergraut war. „Trink, Freund!“ mahnte Vanning. „Oder sprich doch! Nicht dies Schweigen und in dich Hineingrübeln! Was denkst du nur jetzt wieder?“

„Immer dasselbe. Immer das Alte. Es ist zum wahnsinnig werden! Stets das eine muß ich denken: — oder vielmehr die eine Kette von Gedanken — Glied in Glied gefügt — unlösbar — und stets das Gleiche!“ — „Und das ist?“ — „Sie! — Wie sie, diese Heilige, ein Segen für alle andern Menschen, nur für mich zum Fluche lebt, zur Ursache all' meiner Verschuldung geworden ist! Wie schuldlos, freudig floß mein Leben hin, großer, edler Pläne voll für meines Volkes Heil und die eigne Ehre, — bis ich auf jenem Strohlager vor der Kirche zu Saint-Denis die rührende Gestalt erblickte. Fluch, Fluch dem Tag und der Stunde . . .! Und doch: — nein! Dank und Segen über ihr geliebtes Haupt! Aber um sie hab' ich das erste Blut in Raub und Totschlag vergossen, um sie zuerst mich mit Schuld befleckt. Und einmal vom Blut berauscht . . . schritt ich weiter darin, immer weiter! Valerius! Und Leodegar und Gairin und andere!“

„Haben's die Hunde nicht verdient?“ rief Vanning und that einen kräftigen Trunk.

„Gewiß! — Aber ich hatte Wollust in der Rache, in der grausamen Tötung. Und wie viele Häupter ihrer Freunde rollten, den ihrigen nach, in den Sand! Waren alle schuldig? Und dann: — ich habe den Brand, den die Kleinleute entzündet, nicht gedämpft, wie ich gleich zu Anfang gekonnt, gesollt; ich habe diese Flammen geschürt und auf meine Feinde geschleudert, bis die Gluten stark genug wurden, weit über diese hinaus — gegen meinen Willen! — zu wüten; nun schlagen sie mir drohend über dem Haupt zusammen. Ach, seit meine eignen Schütz-

linge mich damals verraten, mich, der sie befreien wollte, in Ketten geworfen, hat ein böses Gift mein einst so gesundes, so unschuldig Blut verderbt. Menschenhaß, Rache, Zorn, Wut: — es sind üble Gesellen und Gehilfen! Wie der Reißewolf und der Blutigel und die Nachtfahre! — Und sie weichen nicht mehr aus meinen Gedanken am Tag und von meinem Traum und Pfühl des Nachts! Wohl kamen nochmal schöne Tage: die Ufer der Oise bei Compiegne und der Tannenbühl bei Laffaux! Aber jener unschuldige Königsknabe und sein Weib, — fällt nicht auch ihr Tod schwer in die Wagschale meiner Schuld? Das hatt' ich freilich nicht gewollt — oder doch nicht so gewollt; aber Ähnliches doch wohl! Und nun das Letzte, Ärgste! Der Dämon des Jähzorns, den ich gebändigt gewähnt hatte durch jahrelange Zucht, — er reißt sich plötzlich los: — und wieder ist sie es, die Geliebte, die Heilige meiner Seele, um welche ich die letzte ach! wie die erste Blutschuld auf mich lade: ein wackrer Mann, oft mein Kampfgenosse in Krieg und Rat, er fällt, ein Opfer meiner unsinnigen Wut. O viel würdiger war er ihrer Liebe!"

„Ja, es ist ein schweres Unheil," seufzte Vanning. „Aber du mußt es tragen, darfst nicht zusammenbrechen wie ein schuldbewußter Knabe. Auf dir ruht dieses Reich der Franken. Du mußt den Brand des Bürgerkriegs ersticken, du mußt jenen Pippin vollends unschädlich machen..." — „Pippin! Der Beneidenswerte! Der Mann ohne Falsch und Fehle, ohne Schuld und Makel! Und ich? Mir fluchen die Weiber, die Kinder im eigenen Land! Gestern hat mich aufs tiefste erschüttert — niedergestürzt — ein Kind! Du weißt, ich habe sie stets so gern gehabt. In Wasconien — in meiner guten Zeit! — liefen mir die Schwarzköpflein auf der Straße entgegen, so freundlich lachte ich

sie an. Gestern gehe ich über den Platz an der Basilika: ein Rudel Kinder spielt auf den Stufen: ich gehe auf sie zu, ich reiche dem kleinsten Mädchen die Hand, das will einschlagen: — da reißt es die ältere Schwester heftig hinweg und ruft: ‚Nicht! nicht! Lauft davon! Das ist ja der Bluteber: — Ebroin!‘ ‚Ebroin, der Mörder!‘ schreit eine zweite. ‚Ebroin! Der Gottverfluchte!‘ kreischen die andern und stieben auseinander wie die Tauben vor dem Habicht. O das hat weh gethan!“ Und er legte beide Arme vor sich auf den Tisch und das schwere Haupt darüber.

„Bah, die Priester haben dir das Volk verhetzt.“

„Wehe, daß sie Ursache haben! Ich forschte nach: — ich ließ die Mutter des einen Kindes ermitteln. Ach, die Kleinleute haben ihr Haus verbrannt, ihren Gatten gemordet. Und der Vater des zweiten? Ein Freund Gairins: — hingerichtet — nur, weil er ein Freund Gairins! Ah, all' das drückt mir Hirn und Herz zusammen, wie mit ehernen Gewichten.“

Seufzend stand Vanning auf: „Du bist krank, Freund.“ „Ja, an der Seele. Unheilbar!“ erwiderte Ebroin, sich ebenfalls erhebend. „Das darf nicht sein! Du mußt gesund sein und schaffen für das Reich. — Höre, die Söhne des . . . nun, des Verstorbenen — eben Hermengars — sind eingetroffen in Paris, ja in dem Lager.“ — „Sie wurden ja lang erwartet.“ — „Wohl, aber . . . jetzt? Hüte dich! Du weißt das Blut des Vaters zu rächen . . .“ — „Ist des Sohnes Pflicht. Wem sagst du das?“

„Drum eben! Sieh' dich vor! Mir ist, ich sah sie heute gegen Abend in einer dunkeln Gasse des Lagers beisammen stehen mit den Führern der Kleinleute, die . . .“ — „Sind mir freilich nicht mehr gewogen.“ — „Deshalb Vorsicht!“ — „Ei, soll ich, auf meine alten Tage, anfangen, mich zu fürchten?“ — „Biete den Hermengaringen Sühne: . . .

das Wergeld . . ." — „Sie nehmen's nicht. Haben recht. Ich nähm's auch nicht. Aber ich will ihnen Kampf antragen, allen beiden zugleich: das können sie füglich annehmen und dann . . . Gute Nacht! Ich bin müde, denkensmüde, lebensmüde. Ich will versuchen zu schlafen." — „Wo? In dem Gemach, — da hinter diesem offenen Saal?" — „Aber Vanning! Da draußen — siehst du die zwei Speere aus dem Nebel ragen? — wachen zwei meiner Lanzenträger. Und der beste Riegel ist mein Schwert: — es lehnt an meinem Bettpfosten. Gute Nacht." Und er zog die Hängeampel an ihrer Doppelschnur herab und blies das Licht aus. „Und überdies — die Königin ließ mir durch ihre Schwester sagen: sie bete jede Nacht für mich. Ist das nicht, wie wenn ein Engel Gottes Wache hielte an meinem Lager? Ach, aber freilich! Sie betet nur für meine arme Seele im Jenseits, nach dem Tode. Und es giebt weder einen Engel noch einen Gott im Himmel. Sonst wäre mein Haupt nicht so schwer belastet. Schlaf wohl!" Und schweren, langsamen Schrittes ging er in das Schlafgemach und ließ die Vorhänge in der Thür hinter sich zusammenrauschen.

Vanning sah ihm traurig nach: „Er ist geknickt! Ist er gebrochen? Ah, ich hoffe, nicht. Allein man muß für ihn wachen. Er ist allzu sorglos!" Er bog sich zum Fenster durch den vom Mond durchlichteten Nebel hinaus auf die Straße. „Zwar die Lanzenträger . . . ich kenne sie beide — Benniko und Beling — . . . sind treue Männer. Aber es kann doch nicht schaden."

Geräuschlos warf er seinen langen dunkeln Mantel dicht vor die Schwelle des Schlafgemachs, gürtete den Wehrgurt ab, zog die Klinge, legte sie neben sich auf die Schwelle, das Haupt auf den Mantel und schlief bald ein.

Auch daß da jenseit der Vorhänge Ebroin im Fiebertraum abgerissene Worte sprach, störte ihn nicht.

Bald nach Mitternacht huschten von der Straße her die Eingangstufen hinauf zwei Männer; die beiden Wachen auf der obersten Stufe, links und rechts von der Thüre, rührten sich nicht, als jene die angelehnte Pforte erreicht hatten.

„Nur keine Furcht,“ flüsterte der eine Lanzenträger. „Sein Schwertgriff ist mit der Scheide an den Bettpfahl festgeschnürt,“ fügte der zweite bei. Zwei leise Schritte: die Ankömmlinge standen in dem Saal, den das Mondlicht ganz erfüllte. „Halt! Es liegt ein Mann auf der Schwelle.“ — „Er schläft.“ Und beide zückten die Waffen, der eine ein gotisch Schwert, der andre eine bretonische Streitaxt. „Nein, er schläft nicht!“ schrie Vanning aufspringend. „Flieh, Ebroin! Mörder! Rette dich! Zu Hilfe, Wachen!“ Er stieß den einen der Angreifer — den mit der Streitaxt — nieder: aber im selben Augenblick durchbohrte ihm der andere das Herz und sprang durch die Vorhänge in das Schlafgemach.

Wohl mühte sich Ebroin, durch den Schrei Vannings jäh geweckt, mit aller Kraft, aber doch vergeblich, das siebenfach mit dem Griff an den Bettpfahl gebundene Schwert loszumachen oder die Klinge zu ziehen: und während dieser verzweifelten Anstrengung traf ihn ein Stoß in den rechten Arm: aber er ließ nun das Schwert, ergriff mit der Linken den vor dem Bette stehenden schweren Fußschemel von Eichenholz, wehrte mit diesem die Stiche des Angreifers ab und schmetterte zuweilen wuchtige Hiebe auf dessen Haupt und Arm.

„Horch, du! Der wehrt sich,“ flüsterte der Brandhahn

draußen. „Das dauert zu lang," grollte der Reißewolf. „Kommt er durch, sind wir Wächter verloren." — „Rasch! Hinein!" Beide stürmten in das Haus mit geschwungenen Speeren — über Vannings Leiche — in das Schlafgemach. Ein Lanzenstich lähmte Ebroins linken Arm, er ließ den Schemel fallen. Nun stieß Hermenfred zu: „Das schickt dir mein Vater," rief er. „Und das das Volk der Franken!" sprach der Brandhahn.

„Und das der Stand der Kleinleute!" flüsterte der Reißewolf. Das traf ins Herz. „O Balthildis!" stöhnte er noch und stürzte rücklings tot auf das Lager.

XIII.

Sorgenvoll saß auf der obersten Stufe der Freitreppe seines Landhauses Victoriaca an der Mosel bei Trier Graf Pippin und sah dem Gleiten des Flusses im Abendscheine zu.

Noch immer trug er den Schwertarm in der Binde; die Wunde schien noch zu schmerzen: denn zuweilen langte er mit der Linken darauf.

Neben ihm stand sein Oheim, der Bischof Chlodulf von Metz, der ihm die Hand auf die Schulter legte und wohl eben ermutigend zugesprochen hatte.

„Gewiß," erwiderte Pippin, „du hast recht. Und weit weise ich von mir alle Verzagtheit. Mein erster Anlauf ist mißglückt, meine erste Schlacht ward eine Niederlage: aber das entmutigt mich nicht. Wir Arnulfingen sind ein zäh' Geschlecht: auch unsern Ahnen mißlangen die ersten Schritte, allein Ausdauer führte sie zum Sieg." „Und

Gottvertrauen," mahnte der Bischof. „Ja, volles Gottvertrauen! Nicht eine Stunde könnte ich leben ohne das. Gott ist allwissend: so weiß er auch, daß ich nichts für mich begehre, nur das Wohl dieses armen, kampfzerrissenen Frankenreichs suche." — „Und auch dessen Heil nur mit reinen Mitteln, auf gerechten Wegen . . ." — „Die Gott wohlgefällig sind wie der Zweck. Das ist es, siehst du, was mich oft staunen macht bei den Geschicken meines Nebenbuhlers, — meines Überwinders! — dieses gewaltigen Ebroin: wohl glaub' ich — weiß ich! — von ihm, daß auch er des Reiches Heil anstrebt: — wie er es eben sich vorstellt! — Aber er schreitet zu seinen Zielen auf blutigen Wegen, mit freveln Mitteln: und siehe da, der Himmel, der mich hemmt auf meinen gerechten Pfaden, — ihm wirft er Kranz auf Kranz auf den Helm. Ach, wie lange noch? Ich gestehe, nur ungern, zögernd, greife ich gegen ihn nochmals zu den Waffen, das Werk meines Lebens durchzukämpfen: die Vereinung des ganzen Frankenreiches unter austrasischer Herrschaft: solang jener böse, aber eherne Held das Schwert schwingt, das uns so schwer getroffen hat dort bei Laffaux, ist's ein harter Entschluß! Und wir sind in den gleichen Jahren: — leicht mag geschehn, daß er mich überlebt. Und wer ist dann der Erbe meiner Macht, meiner Gedanken? Ein Knabe!"

„Ergieb dich in Geduld in die Fügungen des Herrn. Wie leicht mag er jenen blutigen Eber fällen in der Vollblüte seiner Kraft und seiner Sünden! Und dein Knabe, Karl, — mir ist, in ihm hat Gott unser Haus und unser ganzes Volk gesegnet: so kühn, so rasch und bei so jungen Jahren — kaum sechzehn — schon so klug. Sieh, da kommt er — von der Metzer Straße her — in den Hof gesprengt auf seinem weißen Rößlein! Wie ihm das goldne Haar das junge Haupt umfliegt! Ei, wie eilig

hat er's gehabt! Wie seine roten Wangen glühn! Schon eilt er die Stufen herauf."

„Vater," rief der schöne Knabe atemlos, schon auf der untersten Stufe. „Vater, ich heische Botenlohn. Ich bringe frohe, große Kunde." Hier mußte er innehalten, der Atem versagte ihm. „Was ist geschehn?" — „Was bringst du?" So fragten Vater und Großohm zugleich.

„Tot liegt Ebroin, der grimme Eber! Zuverlässige Boten meldeten's nach Metz." — „Tot?" — „Gestorben?" — „Erschlagen: von Bluträchern, von den Söhnen Hermengars, und verraten von seinen eigenen Kleinleuten. Sie sind ohne Führer da drüben, völlig uneins. Zwei, drei Hausmeier bekämpfen sich um das Erbe der Macht!"

„Ebroin tot?" rief Pippin, aufspringend von dem Stuhl. „Das ist der Ruf des Herrn! Auf, Oheim, rasch, Karl, versammelt alle Reiter dieses Hofes: sie sollen als meine Boten davonjagen. Aufbieten sollen sie den Heerbann von ganz Austrasien! Die Stunde kam! Wir ziehn zu Feld! Nun gilt's, das Frankenreich emporzuziehn durch diese Hand."

„Vater, Vater, aber ich darf diesmal mit!"

„Ja," lächelte der, „du und dein Hämmerlein, — ihr dürft fortan immer mit!" — „Hei, dann geht's besser, du sollst sehn, als bei Laffaux." „Du aber, Bischof," fuhr Pippin feierlich fort, „ich bitte dich: du segne dies, mein Schwert." Und er kniete nieder, zog das Schwert und hielt die nackte Klinge vor sich hin.

„Ich segne und ich weihe diese Waffe! Ich segne sie mit Sieg: höre mich, Gott: so wahr Pippin, der Selbstsucht bar, nur das Heil des Frankenreiches sucht, so sicher sende ihm den Sieg."

„Amen!" sprach Pippin aufspringend und das Schwert in die Scheide stoßend. „Ich falle oder ich vereine wieder

die hadernden Reiche." „Und wohin, Vater?" fragte der junge Karl, „wohin sollen die Heerbanne ziehen, die Aufgebote eilen? Wohin zielt dein Stoß?" Pippin sann eine Weile. „Nach Tertri. Denn ich vernahm zuletzt, König Theuderich und sein Hof lagert bei Tertri. Den Königsknaben muß ich haben, in seinem Namen zu herrschen: aus seinem geschlagnen Heere greif' ich ihn heraus. Auf, Karl, mein Sohn! Laß die Hörner schmettern. Auf! Nach Tertri geht der Zug! Und der Herr Christus zieht mit uns!"

Merowingische Stammtafel.

Chlothachar I.
|
Chilperich I. ___ Fredigundis
|
Chlothachar II.
|
Nantechild ___ Dagobert I. ___ Ragnetrud
|
Balthildis ___ Chlodovech II. — Sigibert III.
|
Chlothachar III. — Childerich II. — Theuderich III. — Dagobert II.

Arnulfingische Stammtafel.

Arnulf von Metz — Pippin
|
Chlodulf — Adalgisil ___ Begga — Grimoald
|
Albhaid ___ Pippin — Childibert
|
Karl der Hammer
|
König Pippin
|
Karl der Große.

Kämpfende Herzen.

Vier Erzählungen.

Reinhart und Fatme (1854). — Aus der Vendée (1855). —
Ernst und Frank (1856). — Bhüat Gott auf die längere Zeit (1870).

Frau Johanna Stuttgardter

zugeeignet.

Reinhart und Jatme.

Erstes Kapitel.

Der Überfall.

— „Was giebt's hier? — Deutsche Hiebe!“
Fiesko.

Wenige Tagereisen hinter Antiochia, da, wo die letzten Ausläufer des Gebirges sich in die große syrische Sandebene verlieren, liegen einander zwei kleine Hügel in naher Nachbarschaft gegenüber, so daß sie eine Art Engpaß bilden, der von den Arabern der Umgegend ‚die Pforte der Wüste‘ genannt wird. Der heiße Atem dieser nachbarlichen Wüste läßt keinen saftigen Pflanzenwuchs dort aufkommen; nur die begnügsamen zähen Stauden des syrischen Heidekrauts überziehen die Höhen.

Eine schlanke Cederpalme ragt einsam auf des steileren Hügels Gipfel, ihre plastische Gestalt scharf abzeichnend in dem hellen fast immer blauen Himmel und nur manchmal träumerisch die gefiederten Blätter im Winde leise bewegend.

Hinter diesem Hügel lagerte eine Schar von etwa fünfzig Gewaffneten, lauernd und sorgfältig verhütend, daß die Spitzen ihrer Speere oder ihre hellen Helme über die bergende Erhöhung hinaus blitzten. Wann einer der Reisigen dies versah, ward er rasch und kräftig von einem der drei Ritter, die den Zug führten, zur Vorsicht gemahnt. Das

rote Kreuz auf der linken Schulter ihrer Waffenröcke bezeichnete sie als zu dem Heere gehörig, das unter dem frommen Gottfried soeben Antiochien erobert, die zu spät eingetroffenen Entsatztruppen des türkischen Feldherrn Korboga geschlagen und nun unter schweren Leiden den Zug durch die Wüste nach seinem heiligen Ziel angetreten hatte.

Nur mühevoll und äußerst langsam konnten die ‚Franken‘, unkundig des Weges, ungewohnt des Klimas und der Wüstenfahrt, im feindlichen Land, überall von den kühnen und schlauen Feinden umschwärmt, vorrücken.

Schon viele Tausende der Kreuzfahrer waren auf dem kurzen Wege von Antiochia den Beschwerden des Zuges und den Listen der Araber erlegen. Beutesucht, Abenteuerlust und ungemessener Kampfdurst verleiteten gar oft die Ritter, sich in kleinen Zügen von der Straße des Hauptheeres hinweg in das Innere des Landes zu wagen und selten, fast nie kamen diese Streifzügler glücklich ins Lager zurück; sie ließen sich von verstellter Flucht der saracenischen Reiter oder von scheinbar günstiger Beutegelegenheit weit von dem Heere hinweglocken, bis sie, in einen Hinterhalt der überlegenen Feinde geraten, kläglich und ohne Nutzen für den großen Zweck des Zuges untergingen. Die Macht der Christen schmolz täglich mehr zusammen und drohte, tropfenweise zu verbluten.

Deshalb verbot der Herzog von Lothringen, der ohnehin seine liebe Not hatte, das aus den trotzigen, hochmütigen Edelleuten so vieler Völker locker zusammengefügte Heer nur einigermaßen in Frieden beisammenzuhalten, diese vereinzelten Streifzüge der Ritter aufs strengste. Er hatte sogar ein von allen Fürsten des Heeres beschworenes Kriegsgesetz erwirkt, daß jeden der Tod treffen solle, der auf eigene Faust von dem Zuge des Heeres sich entferne.

Allein auch diese blutige Drohung schreckte die kampflustigen Ritter nicht ab; sie wußten, daß im Fall ihrer glücklichen Wiederkehr mit Sieg und Beute die Strafvollziehung an der allgemeinen Gesinnung des Heeres kräftigem Widerstand begegnete.

So war auch dieser Streifzug ohne Wissen und Willen des Oberfeldherrn unternommen worden. Vor einigen Tagen war ein arabischer Überläufer zum Christenheer geflohen und hatte dort die deutschen Ritter, auf deren Abteilung er zufällig gestoßen war, aufgefordert, einen alten Emir, der aus der von den Franken beherrschten Nähe von Antiochien mit einer reizenden Tochter und mit vielen reichen Schätzen auf Kamelen durch die Wüste in das Innere der Gebirge flüchten wolle, auf seinem Zug zu überfallen; die Schilderungen, die er von der Beute machte, hatten bald Teilnehmer für das Abenteuer gewonnen und Mustapha selbst erbot sich, sie an den besten, gelegensten Ort zu führen. Er war es auch, der mit der größten Ungeduld immer wieder hinter dem Stamme der Palme hervor nach der Richtung spähte, in der man die Karawane erwartete.

Die drei Ritter lagen auf ihren Mänteln in dem Schatten, den ihre gesattelt und gezäumt harrenden Rosse warfen, die mit wenig Behagen die trockenen Ranken des Heidekrautes benagten.

Der älteste unter jenen, ein stämmiger Westfale mit trunkgerötetem Antlitz und feistem Wanst, der am meisten unter der glühenden Hitze des arabischen Mittags zu leiden schien, war in Schlaf verfallen und schnarchte gewaltig.

Der jüngste dagegen, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, lag in sinnender Betrachtung seiner kunstvoll und reich gestickten himmelblauen Schärpe, deren goldene Fransen

er langsam durch die Finger gleiten ließ. Mit einem fast schüchternen Blick schaute er um sich: als er sich unbeachtet sah, preßte er die Stickerei rasch an die Lippen und strich sich dann, wie in träumerischer Weltvergessenheit, die hellen blonden Locken aus dem Gesicht, die ihm in langen Ringen bis auf die Schulter wallten.

Der dritte, ein Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren, dem sein schlanker Wuchs und das kurzlockige kastanienbraune Haar ein kühnes Ansehen gaben, das der feurige Blick des dunkeln Auges verstärkte, schien die Ungeduld des arabischen Spähers oben auf dem Hügel am lebhaftesten zu teilen. Sein Anzug war nicht so zierlich wie der des jüngsten, und mehr kriegerisch knapp als der des ältesten seiner Genossen. Er griff bald an das Schwert in der Scheide, bald an den Dolch im Gurt und rief endlich, indem er klirrend aufsprang und auf einen fern am Horizont auftauchenden Schatten hinwies: „Sie kommen!“

Auf dies Wort geriet die ganze Schar in Bewegung; die Gelagerten richteten sich auf und ergriffen ihre Waffen, Mustapha aber eilte von dem Hügel herunter, winkte ihnen, innezuhalten, und warf sich auf die Erde, das Ohr fest auf den trockenen Sand pressend. Nach kurzem Lauschen sprang er auf und rief, die Gefährten beschwichtigend: „Sie sind es nicht!“

„Wie?“ rief der mittelste der Ritter, der schon im Sattel seines Brabanter Rappen saß. „Ich sah deutlich flüchtige Schatten vieler Gestalten im Norden auftauchen — da, ich sehe sie noch dahinschweben.“ — „Es ist ein Rudel flüchtiger Gazellen. Ich habe ihren leichten Galoppsprung deutlich erkannt: das ist nicht der gleichmäßige Schritt des Kamels der Karawane. Der Wüstensand trägt die Erschütterung so weit — es sind aufgeschreckte

Gazellen! Seht, der Schattenzug nimmt seine Richtung seitwärts, nicht hierher. Doch vielleicht sind sie die Vorboten des Zuges, der sie aufgescheucht haben mag." „Plagt dich der üble Höllenwirt, Reinhart!" schrie der dicke Westfale dem jungen Ritter zu, der mißmutig von seinem Tiere sprang, „daß du ehrliche Leute aus ihrem Mittagsschlaf aufschreckst mit deiner thörichten Kinderfreude auf harte Hiebe? Ach, mir träumte so schön! Ich lag im tiefsten Altkeller meines Schlosses bei Paderborn unter dem Spundloch des edelsten Fasses und sperrte den Rachen auf und ließ mir den vollen Strahl Rheinwein in die Gurgel rinnen. Und du weckst mich auf zur Glut dieses ausgetrockneten heidnischen Backofens." „Mich wundert schon lange, Herebrant, wie Ihr dazu gekommen seid, das Kreuz zu nehmen," entgegnete lachend der Gescholtene. „Was hat Euch hinter Euren alten Rheinweinfässern hervorzutreiben vermocht?" Das rote lustige Gesicht Herebrants legte sich plötzlich in finstere Falten, er schlug ein ungeschlachtes Kreuz, daß sein Harnisch klirrte und murmelte dabei: „Stauf, das verstehst du nicht. In deinem Alter, du junger Schlagetot, und bei deinem heißen Blut bedurfte es freilich nichts als dir zu sagen: ‚die Damascenersäbel der Araber sind schärfer als unsere blauen Kölner Klingen,' um dir die Haut zu kitzeln und dich vom Rhein an den Jordan zu treiben. Ich aber," fuhr er ernster fort, „ich bin hier ins gelobte Land gezogen, — es ist eigentlich recht und billig, daß Ihr's wißt, damit Ihr mich danach mögt lieb behalten oder laufen lassen — ich bin hier, weil ich ein Pfäfflein erschlagen habe!" Reinhart blieb ruhig bei diesen Worten und warf nur einen raschen Blick seiner dunklen Augen auf Herebrant. Der Blondlockige aber fuhr einen Schritt zurück und rief: „Wie? Herebrant von Tiefentrunk ein Mörder?" — „Mord?

Nein, bei Sankt Hubertus, beruhige dein blondes, bleichsüchtiges Gewissen, Arnold von Lichtenau! Ich brauchte dem Kerl nicht von hinten zu kommen, der um den Bauch nicht so dick war als ich um den Hals. Kein Mord, ehrlicher Totschlag in ehrlichem Zorn und Rausch. Zudem — es liegt bei uns im Blut. Bin ich doch nicht der Namengeber des Hauses Tiefentrunk: — ich muß trinken, weil meine Väter getrunken haben. Hätte mein Vater dem feurigen Hubertusberger nicht so zugesprochen, — das Pfäfflein möchte heute noch leben und Messe singen und ich säße nicht unter dem Palmbaum der Wüste." „Wie seid Ihr zu dem Unglück gekommen?" fragte Arnold noch immer befremdet. „Ei, in Hitze und Hast, dem bösen Gast. Ich lag zu Paderborn in der Stadt, das Pfingstfest dort zu feiern. Heiß glühte die Sommersonne auf die alten Dächer, ich floh mit ein paar Gesellen in den kühlen luftigen Keller des Bischofs; am Samstag vor Pfingsten stiegen wir hinunter und nicht mehr vom Fleck gerührt bis die Feiertage schier um waren; wir haben Messe vertrunken und Hochamt. Da kam am Pfingstmontag Abend der Burgpfaff von Paderborn und wollte uns aufstöbern, schalt uns und schmähte, und meinte, wir sollten wenigstens jetzt noch die Vesper hören. Wir blieben sitzen, lachten und tranken; ich wies auf ein riesig Altfaß von köstlichem Hubertus und sagte: ‚Pfäfflein, bis das Faß nicht leer ist, rühr' ich mich nicht vom Fleck, und ob alle himmlischen Heerscharen Vesper sängen in Paderborn.‘ Da ward das kleine Männlein ganz zornig und schrie: ‚Fahr aus, du Weinteufel!‘ und denkt euch! sprang auf das Faß zu und riß den Spundhahn heraus, daß der edle Saft armsdick auf die Kellersteine schoß; das zürnte mich mächtig, daß der Tropf die gute Gottesgabe so vergeudete; und der Wein von den drei Tagen ward auch heiß in

meinem Kopf, und ich warf dem Pfäfflein den steinernen Humpen an die Schläfe, daß es hinfiel und nicht mehr aufstand. Mir that's leid, sowie's geschehen: denn es war ein gar frommer und gelehrter Herr.

Meine Freunde aber rissen mich herauf in den Hof und gaben mir einen Gaul, und ich jagte durch die Stadt, die Meßkrämer rührten die Blutglocke, die Weiber warfen mir, als ich über den Markt sprengte, ihre Töpfe nach und alle Straßenjungen und alle Hündlein von Paderborn sprangen schreiend und bellend hinter mir drein. Aber ich spornte mein Rößlein und jagte zum Petersthor hinaus, ehe der Wärtel das Fallgitter herabwerfen konnte, und fort auf meine Burg.

Der Herzog in Sachsen nun hatte nicht viel Aufhebens gemacht von der Sache, wie er denn ein ritterlicher und gerechter Herr ist. Aber unsere heilige Mutter, die Kirche, und die Herren von der Tonsur, die gaben nicht nach; sie luden mich nach Paderborn dreimal und als ich natürlich nicht kam, da ruhten sie nicht, bis ich in des Reiches Acht und Aberacht lag und mit ihrem Kirchenbann gaben sie der Suppe das Salz. Und dauerte nicht lang, lagen die Achthelfer zu dreihundert Mann, lauter Bürger von Paderborn, vor meiner guten Burg, und wollten mich heraustreiben mit Feuer und Schwert, wie man den alten Fuchs aus seinem Bau brennt, und der fromme Bischof von Paderborn trieb selbst seine Beichtkinder zum Sturm auf meine morschen Wälle und ritt ihnen voran, den Psalter in der Linken und den Streitkolben in der Rechten. Da ging's uns nachgerade hart, mir und den Meinen; wir hatten nichts mehr zu beißen als unsere Lederwämser und nichts zu trinken als Cisternenwasser. — Pfui Teufel! — Und konnte mich doch nicht ergeben an die Kittelschneider von Paderborn. Da, zu meinem Glück, ging durch alles Land

das Geschrei vom heiligen Grab und seiner Not und wie Papst und Kaiser Bann und Acht löſten, wenn einer gegen die Heiden zöge nach Morgenland. Da nahm ich mit meinen Gesellen das Kreuz. Und der Bischof ließ mich ziehen mit seinem Segen. Doch mußte ich vorher mein Schloß und Gut mit Wasser und Weide, mit Wunn und Wald, mit Höfen und Hufen Unserer Lieben Frau zu Paderborn für den Fall meines Todes im Morgenlande verschreiben; und der dürre Saracene, der mich einmal auf seine Lanze spießt, der ahnt nicht, daß er sich den Dank des Marienstifts in Alt-Paderborn daheim erwirbt." „Alter Freund," sprach Reinhart und schritt auf ihn zu, „du bist mir nicht minder wert ob deines Unglücks; mir ist, dergleichen könnte jedem von uns begegnen. Aber das schwöre ich dir, du ehrliche Haut: der Heide, der dich totschlägt, erschlägt auch mich — oder ich ihn." Er schüttelte ihm die Hand.

Herebrant war gerührt: „Gott lohn' dir deine Treu', du wackrer Junge." Auch Arnold trat hinzu: „Verzeiht mir, Tiefentrunk: ich will Euch wohl, wenn ich auch Eure Art nicht verstehe und nicht teile; ich bin von anderem Stoff als ihr beiden." „Oho," lachte der Alte, „Reinhart wird sie nicht Wort haben wollen, die Ähnlichkeit mit mir, der junge Wanderfalk mit mir alten Rohrdommel. Du bist ein guter Bursch, aber noch gar jung; und die verfluchte Verliebtheit, die macht dich gar zu fein; willst immer hübsch gelinde fahren in dieser harten Welt und weißt noch nicht recht, was für ein starkes Ding das Blut ist im Menschen. Wie kamst du in deinen jungen Tagen schon soweit vom Nest? Bist ja kaum flügge." Der Jüngling errötete, er schien, unentschlossen, zu bedenken, ob er auf die Frage Auskunft geben solle. Endlich strich er mit einer anmutigen Bewegung die gelben Locken aus der Stirn und begann: „Und warum auch ihr Freunde, solltet ihr

nicht wissen, was mein Herz bewegt? Ich denke, meine Aufrichtigkeit soll mir nicht schaden, sie soll mir nützen in eurer Meinung; ihr werdet es hinfort leichter begreifen und entschuldigen, wenn ich träumerisch bin und achtlos meiner Umgebung. In wenigen Worten ist mein Los erzählt: mich führte die fromme Pflicht der Liebe her.

Vom Knaben auf liebte ich die Gespielin meiner Kindheit, das holdseligste Mädchen des blühenden Frankenlandes, Anna von Rineck; nachbarlich grüßten sich die Burgen unserer Väter; doch ach, unsere Herzen trennte ein unzerbrechlicher Riegel: ein Gelübde, wodurch Annas Mutter in tödlichen Geburtsschmerzen ihr Kind der heiligen Anna verlobte, wenn diese durch ihre mächtige Hand beider Leben erhalten wollte; Mutter und Kind genasen aus der Gefahr und Anna ward dem Kloster geweiht; vergebens alle Bemühungen unserer Eltern, die unsere Liebe entdeckten und mit Freude billigten, die geistlichen Bande zu lösen. Die Äbtissin wies jeden Loskauf zurück und bestand auf Erfüllung des Gelübdes; schon war Annas achtzehnter Geburtstag nahe herangekommen, der Tag, der ihr Haupt mit dem Schleier umhüllen, — sie meinen Augen auf ewig entziehen sollte. Da drang auch in unsere grünen Hügel die Predigt von dem heiligen Grab und wie der heilige Vater zu Rom Dispens und Ablaß jedem spende, der da pilgern wollt' ins Morgenland und mit den Saracenen kämpfen. Wir trugen dem Generallegaten des Papstes den Fall jenes Gelübdes vor, er schrieb nach Rom und bald kam der Bescheid zurück: ‚Die heilige Anna verzichtet auf ihr Recht zu gunsten des Heilands und seines Grabes. Der Jüngling ziehe ins Morgenland und lege die blonde Stirnlocke seiner Geliebten auf das befreite Grab zu Jerusalem. Damit sei das Gelübde gelöst und er kehre heim und freie seine Braut; diese aber harre seiner im Sankt

Annakloster und fällt er im Morgenland, so muß sie ihr Gelübde erfüllen und beider Erbe verfällt dem Stift. —' Der Kaiser erließ mir die fehlenden Jahre, er schlug mich zum Ritter und so brach ich auf ins Morgenland; in diese blaue Schärpe eingenäht trag' ich die heilige Locke der Geliebten; und ihr werdet nun die stille Sehnsucht mir vergeben, die mich so oft beschleicht; viel teure Augen härmen sich um mich daheim, und es ist billig, daß ich den Seufzern Antwort gebe, die jeder Abendwind mir aus dem fernen Franken bringt."

„Armer Junge!" sprach Herebrant, ihm die Hand reichend. „An Eurer Stelle," lachte Reinhart, „hätte ich die blonde Anna zuerst gefreit und erst nach der Hochzeit mich auf die lange Reise gemacht." „Man sieht, Stauf," erwiderte Arnold verletzt, „daß Ihr das Wesen der echten Minne nicht kennt. Sonst wüßtet Ihr, daß es mich selig macht, eine Probezeit opfernder Entsagung zu bestehen; nun und nimmer kann ja sündiger Mann wie wir die Liebe reiner Frauen verdienen. Und wird sie auch niemals mein, — ich weiß, sie liebt mich: mein war der erste Dufthauch ihrer aufgeknospten Seele: — gleichviel, ob ich die Blume pflücke oder nicht, — für mich hat sie geblüht, das ist mir genug. Doch was red' ich zu Euch! Ich weiß, Ihr verachtet die Frauen und hasset die Minne."

„Ich pflege nicht zu verachten und zu hassen, was ich nicht kenne und niemals kennen lernen will!" sagte Reinhart kurz und wandte sich von den Genossen, wieder seinen Späherplatz unter der Palme einnehmend. „Oho," rief ihm Herebrant nach, „nur nichts verschwören, du wilder Falk. Du findest auch noch die weiche, weiße Hand, die dich kirre macht und dir das stolze Flügelschlagen abgewöhnt. Die Minne ist der Engpaß, durch den jeder muß, der ein echter Mann werden will. Man muß nur nicht

drin stecken bleiben, wie unser Freund Arnold. Sie ist eine Kinderkrankheit, über die man lachen darf, wenn man sie bestanden hat, wie ich; du jedoch, du hast kein Recht, darüber zu lachen; in deinen dunkeln Augen schläft ein Funke, der giebt einen Höllenbrand, wird er entzündet. Aber sprich: weshalb hast du den rauschenden Rhein vertauscht mit dem schleichenden Jordan?" Reinhart achtete der Frage nicht: — er sah, die gepanzerten Arme auf der Brust gekreuzt, scharf nach dem Feinde aus. „Ich will's euch sagen, ihr Herren," sprach der alte Knappe, der bisher schweigend dem Gespräch der drei Ritter gelauscht und nun näher kam; „ich will's euch nur sagen. Denn von meinem stolzen Eisensohn da oben erfahrt ihr doch nichts. Er liebt die Worte nicht." — „Aber Ihr liebt sie desto mehr, Gottschalk, wenn Ihr von Eurem jungen Herrn reden könnt! Nun, nur zu, lobt ihn nur. Denn bei Euch ist von ihm sprechen und ihn loben eins." „Bin nicht der einzige darin, Ritter Herebrant," schmunzelte der Alte. „Niemand sucht die Gunst der Menschen weniger, als mein Reinhart und niemand findet sie so reich auf allen seinen Wegen. Aber er verdient es auch, mein Reinhart mit seinem goldigen Herzen! Keiner kennt ihn so wie ich; ich habe ihn erzogen von klein auf, ich habe ihm den ersten Pfeil geschnitzt, habe ihn zuerst mit heimlich aufs Pferd gesetzt und zur Jagd geführt ohne Wissen der seligen Gräfin. War eine schöne Frau, die Gräfin. Ich sehe es noch heute, wie Graf Stauf, der tapfere Ghibelline, für Kaiser Heinrich Piacenza eroberte, das die zähen Colonnas, die stolzen Guelphen, drei Monate lang verteidigt hatten. Nachdem der alte Colonna bei einem Ausfall erschlagen worden, führte seine zwanzigjährige Tochter Fiammetta die Belagerten; und als wir endlich die Mauern erstiegen, fand sie Graf Stauf auf dem höchsten Turm mit Banner

und Schwert. Er entriß ihr die Waffen und nahm sie gefangen. Acht Wochen später war sie sein Weib und saß am blauen Rhein auf Staufenberg. Von ihr hat unser Reinhart das dunkle Haar und das heiße Blut. Sie erzog ihn allein, denn den Vater verlor er früh. Von ihm hat er das weiche Herz, — das Gemüt wie ein Kind. Aber das trotzige, welsche Blut schämt sich der guten, milden Art, er will nichts hören von seiner eigenen Empfindung, er stellt sich böser und härter als er ist. Nur gegen die Weiber, — da ist er wirklich spröd und hart; hat aber auch seinen guten Grund: hat ihm noch keine von unseren hellockigen Edelfräulein gefallen wollen. Die Mutter drängte ihn oft schon zur Freite, weil sie dachte, ein holdes Weib würde ihn am leichtesten zu Hause halten und ihm die feurige Kriegslust austreiben, die ihn alle Fehden vom ganzen Reich mitfechten hieß, die ihn gar nichts angingen. Aber wann er heimkam von den Festspielen und Turnieren, wo gar manches schöne Auge den spröden Eisenritter verfolgte, der allein keiner Dame Farben und Schärpe trug und der so oft den Siegesdank mit ruhigem Herzen aus einer zitternden Fräuleinshand nahm, — wann er da heimkehrte und ihn die Mutter fragend ansah, da schüttelte er stolz die krausen Locken und wies auf die nachtlockigen Italienerinnen, die in dem Ahnensaal des Schlosses hängen, die weibliche Sippe seiner Mutter, von welschen Meistern mit glühenden Farben auf Goldgrund oder Elfenbein gar prachtvoll gemalt, weit schöner als unsere Meister es können zu Mainz; auf diese schwarzen Dominä wies er und lachte: ‚Ehe nicht eine unter diesen heruntersteigt von der Wand, siehst du keine Schwiegertochter, Mutter! Mir ist, diese Wachsgebilde aus dem Elsaß und aus Schwaben müßten zerschmelzen bei meinem ersten Kuß. Sie langweilen mich mit ihren Taubenseelen.‘

Und dann mußte ihm die Mutter erzählen von ihren Gespielinnen, den dunklen Schönen von Welschland, und ihrer glühenden Minne, wie sie wandeln unter Lorbeern, Myrten und Palmen. Die gute Frau, sie sollte gar keine Tochter begrüßen! Als sie gestorben war, stürzte sich Reinhart von Fehde zu Fehde, den Schmerz um die heißgeliebte Mutter zu vergessen. Und als in Deutschland überall Friede war, zogen wir über die Alpen, den Ghibellinen dort drüben zu helfen gegen den guelphischen Papst; wir kamen bis vor Rom am gelben Tiber, und schon freute sich Reinhart auf einen frischen Sturm gegen die Engelsburg, da erscholl die Kunde vom heiligen Grab und von der Pflicht aller Christenritter, dem Heiland zu helfen aus der heidnischen Gefangenschaft. Flugs schlossen die Ghibellinen Frieden, und wir knieten vor dem heiligen Vater, den wir mit Feuer und Schwert zu bekämpfen gekommen waren, und ließen uns das rote Kreuz anheften und zogen ins Morgenland, bloß deshalb, weil es daheim keinen Krieg mehr giebt und keine lustige Hantierung mit Schwert und Lanze." „Nun," meinte Herebrant, „wenn ihr der Streiche halber gekommen seid — da seid ihr nicht fehlgegangen. Denn diese Heiden, — sie mögen unrichtig beten, aber sie schlagen sich ganz richtig. Doch zu dieser heutigen Abenteuerfahrt hat deinen spröden Reinhart nicht die Kampflust allein getrieben." — „Was denn sonst?" — „Als der Heide zu unseren Zelten kam — Gott verdamm' ihn, daß er uns soweit in diese Glühhitze geführt hat, der letzte Schluck aus meinem Schlauch geht zu Ende! — und uns soviel von den blitzenden Juwelen und dem roten Golde des alten Emirs erzählte, blieb Reinhart ganz ruhig bei seinem isländischen Falken, den er zur Beize schirrte. Wie aber Mustapha die schöne Fatme zu schildern begann in seinen langatmigen Gleichnissen, wie sie die Perle der

Wüste sei, mit ihren purpurnen Lippen und den schwarzen Brauen, schön gewölbt wie der Regenbogen — da blitzte sein Auge oft von der Falknerei zu uns herüber, bis er endlich den Vogel auf die Querstange warf und, zuerst von uns allen, ausrief: ‚Ich reite aus gegen die Karawane, mit euch oder allein.‘ Sieh', wie er da oben späht, die Arme auf der Brust verschränkt, als wollt' er sein Herz am Pochen verhindern. Freund Gottschalk, ich glaube, diese Ungeduld gilt nicht dem Schwert und nicht den Schätzen des Emirs, sie gilt seiner Tochter!“ „Der Heidin?“ rief Gottschalk entsetzt und schlug ein Kreuz; „mögen Gott und alle seine Heiligen ihn schützen!“ — „Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß ein Kreuzritter die Minne . . . —“

„Haltet ein, Herebrant,“ unterbrach lebhaft und mit geröteter Wange Arnold, „vollendet nicht die Lästerung! Die sündhafte Lust, die manchen aus unserer Mitte zu jenen üppigen Weibern zog, Minne zu nennen! Minne! Sie ist mir das Heiligste! Sie ist mir meine Frömmigkeit, mein Glaube selbst.“ — Und er drückte die blaue Binde innig an die Brust.

„Jetzt kommen sie!“ rief Mustapha, von der Palmenhöhe herunter — „sie sind's! — Der Boden zittert unter den schreitenden Kamelen: — schon hör' ich auch die hellen Glocken klingen: — da tauchen ihre Schatten empor am Horizont. — Auf, ihr tapferen Frankenherren, zu den Waffen!“

Und diesmal war es wirklich die erwartete Karawane, die sich nun mit auffallender Raschheit näherte. Ein Zug von etwa zwanzig Reitern, der die Vorhut bildete, schien die ganze bewaffnete Bedeckung zu sein. Es folgten in zwei dichten Reihen je fünf hochbeladene Kamele, auf deren Häuptern stattliche Federbüsche, mit silbernen Glöcklein behangen, schwankten und den gleichmäßigen, gravitätischen

und doch ergiebigen Schritt der merkwürdigen Tiergestalten mit klingendem Nicken begleiteten. Neben und vor den Kamelen schritten Führer und Sklaven unbewaffnet zu Fuß einher. Der Zug mochte nicht über sechszig Köpfe zählen, soweit man ihn bei der Krümmung des Weges überschauen konnte; denn die Karawane war eben zwischen zwei Hügeln, ähnlich dem Standort der Christen, aufgetaucht.

„Das wird leichte Arbeit!" rief Reinhart, der schon wieder im Sattel saß und den Helmsturz herabließ. „Bleibt Ihr aus dem Kampf mit Euren Leuten, Herebrant: laßt mich und Arnold mit unsern zwanzig Reisigen den Strauß allein ausfechten: das Dritteil der Beute soll Euch doch bleiben. Auf, Gottschalk, stoß' ins Horn! Sie sollen nicht sagen, wir hätten sie ungewarnt überfallen!" „Recht, meinetwegen!" rief Herebrant. „Bin nicht mehr eifersüchtig auf die Gelegenheiten, Scharten in meine alten Knochen zu bekommen. Aber komm, Gottschalk, hilf mir erst aufs Pferd. Halt, erst noch ein Schluck aus dem Schlauch. — So, der Rest wird getrunken, euren Sieg zu grüßen." So sprechend, ließ sich der schwerleibige Westfale von Gottschalk mit Hilfe der beiden Steigbügel, deren Schaufeln den großen Schalen einer Wage glichen, auf seinen breitknochigen Hengst heben. Endlich saß er fest und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Ah! so, jetzt sitzen wir. Es dauert lange, bis man mich hinaufbringt. Aber dann kriegt mich auch so leicht keiner aus dem Sattel. Vorwärts."

Und er folgte den beiden Jünglingen, die schon mit den zum Angriff bestimmten Reitern aus dem Engpaß hervorgesprengt waren. Sie standen nun auf freiem, gleichem Boden mit der Karawane. Gottschalk stieß auf

Reinharts Wink laut in das Horn, das einen drohenden Kriegsruf scholl.

Aber wie erstaunten die christlichen Angreifer, als plötzlich zwischen den Kamelen die bisher von dem Rücken der Hügel verdeckte Nachhut der Karawane hervorbrach: eine Schar von über dreihundert wohlberittenen und wohlgewaffneten Saracenen, die augenscheinlich unter bester Führung in ruhiger Ordnung gegen die Christen anrückten. Die Kamele hatten Halt gemacht und zu ihrem Schutz blieb, außer den Fußgängern, eine starke Reiterschar zurück.

„Das ist Verrat! Mustapha, du Hund!" schrie Reinhart und fiel dem Pferd des Überläufers, der dicht neben ihm ritt, in die Zügel. „Aber du sollst nicht entrinnen, mit deinen Brüdern über unseren Fall zu frohlocken." „Thörichter Christ!" antwortete der Saracene mit funkelnden Augen, „ich bin getäuscht wie du. Ich dachte die Karawane Ibrahims allein zu finden: sie hatten beschlossen, allein zu ziehen. Der jene vielen Reiter führt, ist mein Todfeind, mehr wie Eurer, Rodvan, vom Stamm Hasar, dem ich im Himmel nicht begegnen möchte; ich wußte nicht, daß er den Zug seiner Braut geleiten würde."

„Seiner Braut?" fragte Reinhart, ihm die Zügel freigebend. „Und wenn wir dir nun nicht glauben?" rief Herebrant, heranreitend. „Wenn wir in dir einen listigen Schlingenleger sehen und dich in deiner eigenen Schlauheit erwürgen?" — „Thut, wie Ihr wollt und könnt. Mir gilt es gleich. Mein Glück ist doch erloschen. Die Rose meines Wunsches ist verwelkt. Ich will sterben." „Warum?" rief Reinhart. „Welchen Wunsch hast du gehegt? Was führte dich zum Abfall von den Deinen?" „Jene dort!" antwortete Mustapha glühend, auf eine Frauengestalt deutend, die in leuchtend weiße Schleiergewande gehüllt auf einem der Kamele thronte. „Wer ist

das?" fragte Reinhart rasch, mit der Rechten an den Schwertgriff fassend. „Fatme ist's, die Tochter Ibrahims, die Perle von Serad! Sie war meines Stammes. Ich liebte sie schon als Knabe. Die Glut für sie hat mein Gehirn verbrannt. Ich warb um sie und ward verschmäht. Dem dunklen Rodvan, vom mächtigen Stamme Hasar, hat sie ihr Vater bestimmt; so scheint es, wenn sich nicht zuvor ein dunkles Orakel erfüllen wird, das der Alte, der Wunderliche, über das Schicksal seiner Tochter in den Sternen gelesen haben will. Ich verriet ihren Zug an euch, auf daß sie gefangen würde und durch eure Hilfe mein, als mein Anteil an der Beute. Vergebens! Der dunkle Rodvan giebt ihnen Geleit. Das war nicht beschlossen. Jetzt ist alles aus. Aber zu ihren Füßen will ich sterben."

So sprechend gab er plötzlich seinem edlen Roß den Sporn und schoß, ehe ihm Herebrant wehren konnte, wie ein Pfeil über die Ebene, das krumme Damascenerschwert über dem Turban schwingend und kreischend in gellender Stimme: „Fatme, mein ist Fatme!" So jagte er gegen die Reiterschar, deren Führer, auffallend ausgezeichnet gegen alles Herkommen der hell und bunt gekleideten Orientalen durch vollständig schwarze Rüstung, ihm ruhig entgegenritt. Ihre Klingen schlugen aneinander; hell blitzten sie einen Augenblick im Sonnenschein, noch einmal scholl das gellende „Fatme!" aus Mustaphas Mund — dann stürzte er plötzlich wie blitzgetroffen in den Sand von dem Hengst, der ihn getragen und der nun, des Reiters ledig, weitausgreifend, mit gesenktem Hals und mit wallender Mähne hinausjagte in die Wüste.

Der Besieger Mustaphas sah auf die Leiche.

„Keine Fatme für Verräter! Vorwärts, Brüder! Wehe den fränkischen Räubern!" —

Die Lage der Christen war verzweifelt.

„Zurück, ihr Jungen," rief der erfahrene Herebrant, „zurück in den Engpaß! Den halten wir Schwergewaffneten wie eine gute Burg wohl lange Zeit gegen dies luftige Gesindel, gegen diese Stechmücken der Wüste. Zurück, Reinhart!" — „Ich weiche keinen Schritt, diese Hunde sollen meinen Rücken nicht sehen." — „Wenn du hier bleibst, wirst du umzingelt und zerrissen von der Überzahl, wie der Eber von der Meute. Du kannst hier nicht bleiben." „Dann will ich vorwärts!" rief Reinhart. Und den Helm auf die Brust beugend, mit dem langen dreieckigen Schilde sich deckend, die Lanze fest eingelegt unter dem rechten Arm, sprengte er auf seinem brustgepanzerten Roß allen Christen voran, mitten in die heransausenden Feinde. Bald verschwand er den Augen seiner Genossen in einem dichten Schwarm der saracenischen Reiter.

„Arnold, mein Jung', jetzt, glaub' ich, gilt's nur mehr einen ehrlichen Tod. Zurück in den Engpaß flüchten, unsern heißblütigen Freund in der Klemme lassen, — Schande wär's! Da! Wir sind auch schon umzingelt und abgeschnitten vom Engpaß! Hätte ich doch den Rest Rheinwein noch ausgetrunken! Denn das war doch mein letzter Schluck auf Erden. Mir ist, ich sehe mein gut, alt Schloß bei Paderborn so wenig mehr, als du deine blonde Anna." — „Gern will ich sterben, ich sterbe für sie!" — „Gern sterben? — Müßt's lügen! Eine Weile wollen wir uns noch unserer Haut wehren."

So sprechend ordnete er die Christen, die jetzt die Angegriffenen waren, in einem engen Kreis, dessen äußerste Reihe aus den Bestbewaffneten gebildet war, die Schilde wie eine Mauer aneinanderschließend, die langen Lanzen daraus drohend hervorstreckend, blieb das kleine Häuflein eine Zeitlang gesichert gegen die leichten Waffen der Sara-

cenen, die keinen Angriff in geschlossenen Reihen versuchten, sondern sie auf flüchtigen Rossen unaufhörlich umkreisten, mit Pfeilen und Wurfspeeren einzelne Unvorsichtige aus der Ferne zu erlegen und so den Kreis zu sprengen suchten.

Herebrant ermahnte die Seinen mit lautem Zuruf, sich sorglich zu decken, — nicht durch verstellte Flucht sich zur Verfolgung der gewandten Feinde und zur Entfernung aus dem allein schützenden Kreise verlocken zu lassen. Und mancher Saracene, der sich zu keck in den Bereich seines ungeheuren Schlachtschwertes, das er dann manchmal mit beiden Händen regierte, gewagt, fiel zerspalten vom hurtigen Roß, worauf jedesmal ein lauter Jubelruf des bedrängten Häufleins erscholl. Ein solcher Jubel war es, der den schwarzgewaffneten Führer der Saracenen aus unentschiedenem Zweikampf mit Reinhart abrief; er wandte sich und sah wieder einen seiner Reiter unter Herebrants wuchtigem Streich fallen. „Wir treffen uns wieder!" rief er drohend Reinhart zu, und jagte an ihm vorbei gegen den eingeschlossenen Kreis der Christen. Arnold von Lichtenau hatte er sich ausersehen; aus weiter Ferne schleuderte er den Wurfspeer auf den Glockenhelm des jungen Ritters, daß der Helmgupf klirrend zersprang, und Haupt und Antlitz sichtbar wurden, prächtig umflutet von den langen, goldenen Locken. Schon jagte der Saracene dicht heran, aus dem Gürtel die lange, starke Schlinge von Palmenbast reißend und sein gelenkes Tier immer enger um den Ritter tummelnd. Da stieß Arnold, sein Roß ungeduldig aus dem Kreise spornend mit der eingelegten Lanze nach ihm, sich weit vorbeugend mit Brust und Hals. Aber wie ein Pfeil war der Rappe Rodvans, herumgewendet, in seinem Rücken: die Bastschlinge flog, sich verstrickend in dem reichen Gelock, um Arnolds Nacken: mit beiden Händen fuhr er nach dem Knoten, sich zu befreien. Da traf der krumme Säbel des

Saracenen die weiße Stirn und mit dem Ruf: „Heilige Anna!“ stürzte der Jüngling vom Pferde.

„Fahr wohl! Du reine Seele,“ rief ihm Herebrant nach. „Du Heidenhund! So fängt man Wildkatzen, aber nicht Christenritter. Das ist kein ehrlich Gefecht! Bleibt beisammen, Leute, bleibt im Kreis!“

Zu spät! In die Lücke, die Arnolds Fall gebrochen, waren im Nu die Saracenen eingedrungen, der Kreis war gesprengt und rasch fielen nun die Christen, Mann für Mann, vereinzelt, vor der Übermacht: zuerst die Flüchtigen, dann auch die noch in kleinen Gruppen beisammen Haltenden. Gottschalk hielt zuletzt allein noch neben Herebrant aus: da brach sein Streitkolben: er ward gefangen. Herebrant, erschöpft und mehrfach von Pfeilen verwundet, konnte nur mühsam noch sein wuchtig Schwert regieren; er schaute sich nach Reinhart um: er sah dessen Helm noch immer hoch über dem Gewimmel der Turbane ragen, die ihn umgaben. „Halloh, Reinhart, mein braver Jung’, laß uns zusammen sterben!“ So rief er und spornte sein Pferd nach jener Richtung; doch die Kraft des pfeilwunden Tieres war erschöpft: im ersten Ansatz brach es zusammen, Herebrant mit, und vor Reinharts Augen, der den Ruf des Freundes wohl vernommen, traf ihn Rodvan tödlich zwischen Helm und Brünne in den durch den Fall entblößten Hals. Laut jauchzten die Saracenen und sprengten nun alle auf Reinhart zu, der allein noch übrig war. Bis jetzt hatte er, Dank seiner guten Rüstung und seiner zähen, gelenken Tapferkeit, wie ein eiserner Turm allen Angriffen der ihn umschwärmenden Saracenen widerstanden. Jetzt aber ging’s zum Ende. Längst war seine Lanze zerbrochen: auch den treuen Schild hatte er müssen fallen lassen: er konnte den von unzähligen Pfeilen und Speeren gespickten mit dem müden Arme nicht mehr halten; zwar auch jetzt

traute sich keiner der Saracenen an sein gefürchtetes Schwert: noch jeder hatte dies Wagnis mit dem Leben bezahlt.

Aber da sprengte Rodvan von der Leiche Herebrants weg auf ihn zu. „Du siehst, du bist verloren, tapferer Christ. Du bist der letzte deiner Schar: ergieb dich mir in ritterliche Haft!“ — „An dich, Wüstengeier? An keinen Sterblichen!“ — „Stolzer Franke, hüte dich! Rodvan hat deine beiden Freunde besiegt in ritterlichem Kampf!“ — „Ermordet hast du sie! Den einen mit dem Werkzeug des Henkers, den andern in wehrloser Ohnmacht. Was weißt du vom Rittertum!“ — „Dich zu treffen, du Übermütiger!“ Und ihre Klingen kreuzten sich. Rodvan ließ das Schwert fallen, aus seinem Schuppenpanzer am rechten Arm schoß Blut.

„Nimm das auf Abschlag! Der Rest kommt nach!“

Während Rodvan von den Seinen aus dem Sattel gehoben wurde, und die andern grimmig, aber scheu, auf Reinhart blickten, entstand eine kurze Pause. Reinhart richtete sich hoch in den Bügeln auf und schaute um sich; schon waren rings Bogen und Schleudern und Wurfspeere auf ihn gerichtet. Es war aus.

Da fiel sein Auge auf die Kamele, die sich jetzt, nachdem der Kampf zu Ende schien, näherten; etwa fünfzig Schritte weit sah er eine weiße Schleiergestalt auf dem vordersten der Tiere heranreiten; ein rascher Blick auf die Feinde ringsum: er schlug das Visier seines Helms auf. „Sterben muß ich. Aber eh' ich sterbe, will ich ihr Antlitz sehen!“ So sprechend spornte er sein Roß und sprengte durch die vor ihm haltenden Reiter, die erschrocken auseinanderprallten, auf den Zug der Kamele los.

Lautes Geschrei, Pfeile und Speere folgten ihm nach, aber schon hatte er das Kamel mit der Frauengestalt er-

reicht; zwei Sklaven, die sich ihm in den Weg warfen, flogen unter die Hufe seines Rosses. Er hob sich hoch in den Bügeln und riß den weißen Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. Da plötzlich stürzte Reinhart, der einen Moment wie in Verzückung erstarrt war, nach vorwärts aus dem Sattel: ein Pfeil hatte ihn von hinten unter die Schulterschiene des aufgehobenen Armes getroffen. Er lag zu den Füßen des Kamels; da sprengte der glückliche Schütze heran und schwang wütend den krummen Säbel über dem erbleichenden Gesicht des Gefallenen. Doch die Saracenin war rasch auf dem Nacken einer Sklavin von ihrem Hochsitz herabgeglitten und breitete eilig ihren weißen Mantel schützend über Reinhart.

„Halt ein, Hassan, ich schütze diesen Franken!" Der Angeredete trat grimmig zurück. „Wie? Ist das mein Dank? Den Mörder vielleicht meines Sohnes Rodvan? Den schützt Fatme, deren Schleier er zerrissen? Nimmermehr!" Und er schwang das Schwert. „Mein Vater Ibrahim, hilf deinem Kinde!" rief Fatme flehend zu einem hohen Greise, der, von einem der Kamele herabsteigend, herantrat; sein reicher silberweißer Bart reichte bis an den purpurnen Priestergürtel, ein Ausdruck tiefer Ruhe und hoher Milde thronte auf seiner Stirn. „Laß sie gewähren, Hassan. Gnade üben ist das Recht aller Menschen und Milde die erste Pflicht des Weibes." „Wohl," sprach Hassan finster, „so laß uns weiterziehen, unser Zug hat Eile; laßt ihn hier liegen, den Christenhund, ob ihm sein Gott helfen mag." Und er ging, die Reiter zum Aufbruch zu sammeln.

„Das wäre grausamer als der rasche Schlag deines Schwertes, Hassan!" rief ihm Fatme nach. „Vater, ich heische den Christen als meinen Gefangenen; ich habe

ein Recht auf ihn: keinen von euch hat er so schwer verletzt als mich: er hat meinen Schleier gelüftet, der Mann, der unserem Stamme fremd; gieb ihn mir zur Pflege, er ist mein Sklave.“ Ibrahim küßte seiner Tochter schöne Stirn. „Es sei, wie du es willst, vielmehr wie es die Sterne wollen, die jedes Schicksal längst vorher gefügt; sei nicht zu grausam gegen deinen Sklaven, harte Herrin!“ Fatme errötete. Ibrahim wandte sich zu seiner Umgebung: „Auf, legt die Häupter der gefallenen Gläubigen gen Osten, daß sie der Engel der Morgensonne finde, wann es wieder tagt. Schon tauchen dort die ersten Sterne auf, die Nacht wird hell und kühl für unsere Reise. Brechen wir auf!“ Und er ging mit seinen Sklaven, die Toten zu mustern und, so gut es thunlich, zu bestatten.

Der bewußtlose Reinhart ward auf eines der Kamele gehoben, das am sanftesten ging. Fatme ritt neben ihm; sie hatte den Pfeil selbst aus der Wunde gezogen und diese mit kundiger Hand gepflegt; sie wandte kein Auge von seinem bleichen Antlitz; aber seine Augen blieben geschlossen in tiefer Nacht der Betäubung.

Als sie aufbrachen, sprach Ibrahim zu ihr: „Auch Rodvan ist verwundet, meine Tochter!“ — „Er hat der Pfleger und der Freunde viele; des Gefangenen Pfleger bin nur ich, mein Vater.“ — Ibrahim schwieg. Und nun verfolgte die Karawane wieder ihren weiten Weg, voran eine kleine Vorhut, die Kamele in der Mitte; die Reiterbedeckung mit den Gefangenen und Verwundeten schlossen den Zug.

Hell leuchteten oben die Sterne des südlichen Himmels, laut klangen die silbernen Glocken der Kamele mit eintönigem Takt in die sinkende Nacht. Bei dem Engpaß der Palmen, an der „Pforte der Wüste“ lagen bleich und still die Gefallenen, Christ und Saracene; von weitem her

kamen in kreisenden Zügen die Geier der Wüste, gelockt von dem Geruch des Blutes und der Leichen.

Und im fernen Frankenland, in frommer Klosterzelle, falteten sich zu dieser Stunde zwei weiße Hände: sie beteten für Arnold von Lichtenau.

Zweites Kapitel.

Heiße Liebe.

„Das Auge sieht den Himmel offen
Es schwelgt das Herz in Seligkeit."
Die Glocke.

„Du schönste Tochter Ismael, wie süß bist du zu schauen,
Des Morgenlandes Prachtjuwel, die strahlendste der Frauen!
Gesegnet der Araberpfeil, der mich vom Rosse fällte,
Weil er gefangen, mir zum Heil, dir, Fatme, mich gesellte.

Dein dunkles Haar ist wie die Nacht, Granaten deine Lippen,
O selig ihre rote Pracht in heißem Kuß zu nippen,
Wie weiß ist deiner Stirne Glanz, dein Wuchs ist gleich den Palmen,
Dein Hauch ist Duft, dein Schritt ist Tanz, dein Wort Musik der Psalmen.

Dein Aug' ist dunkelmeeresblau, und schwarz sind deine Brauen;
Du bist die allerschönste Frau in allen Erdengauen!
Wie schal, wie reizlos ist das Weib daheim im Land der Franken:
Ihr Blick ist matt und arm ihr Leib und ihre Glieder kranken.

Du süßes Saracenenkind, du Schwester der Gazelle,
Die Ceder ist dein Spielgesind', der Löwe dein Geselle!
Laß mich in deinem weichen Arm vom Mund den Hauch dir trinken,
Und Ritterpflicht und Pilgerharm versinken laß, versinken.

Wohl läßt sich in Jerusalem ein Himmelreich erwerben,
Fürs heilge Grab, für Bethlehem ruft Gottfried uns zu sterben

Die Brüder all' mit Schwert und Spieß viel Rühmliches vollbringen,
Sich einst ums Haupt im Paradies den Lilienkranz zu schlingen: —

Du sollst ins Haar die Rosen rot mir von Damaskus flechten,
Das Leben will ich, nicht den Tod, will küssen und nicht fechten:
Was Bethlehem, was Golgatha, was heilgen Grabes Streiter, —
Wer in dein blaues Auge sah, braucht keinen Himmel weiter."

So sang im blühenden Schloßgarten der kurdischen Feste Dschabar der gefangene Reinhart; er sang zu den hellen Tönen der maurischen Laute, die er in den süßen Wochen seiner Gefangenschaft spielen gelernt. Er saß unter dem Schatten der schlanken Ceder, die, wie erstaunt über das Bild, das sie überragte, die zart gegliederte Blätterkrone leise schüttelte; die schweren Eisenwaffen, längst von dem geschwächten Körper des Schwerverwundeten gelöst, hingen in einer Felsengrotte des Gartens, von Rosen und Epheu überrankt; um den ehernen Knauf des früher schmucklosen Helmes schlang sich nun, wie ein lebendiger Helmbusch, ein blühender Rosenzweig; sein Haupt, in einen leichten Turban von weißer Seide gehüllt, lag in Fatmes Schos. — —

Als das Lied zu Ende war, ließ er die Laute aus den Händen in den weichen Rasen des Gartens gleiten und, sich rückwärts neigend, breitete er beide Arme nach Fatmes schönem Haupt aus. „Was sinnst du, Geliebte?" rief er. „Dein Auge ist verloren in ein fernes Träumen. Du achtest meines Liedes, meiner Gegenwart nicht!" — „Nicht doch, — ich sann nur nach, wie lange du, mein Stern, so leuchtend über meinem Haupte stehen wirst." — „Wie lange? Ewig, Geliebte!" — „O nein, Reinhart. Seligkeit, wie die meine, ist gleich der wundervollen Blume der Wüste: — sie blüht nur einmal alle hundert Jahre und dann — nur eine Nacht!" — „Bist du doch so

schön, so gut — wie könnte ich von dir lassen! Was soll uns trennen? Ich fürchte keine Macht der Erde!" — „Aber ich scheue die Mächte des Himmels! Mir ist, von unserer Liebe stand in den Sternen nichts geschrieben. Gott hat uns als Feinde geschaffen, fremd einander an Glaube, Sinn und Sitte: — wir haben die Schranken durchbrochen, die er zwischen uns errichtet." — „O du böse, schöne Zweiflerin, was quälst du dich und mich! Der Himmel will das Glück seiner Menschen, und sind wir nicht glücklich? Muß ich dich mahnen an all die süßen Stunden unserer Seligkeit? Glaube mir, nichts soll der Mensch, als atmen und glücklich sein. Lange hab' ich mich, wie du, mit Gespenstern gequält, die nicht sind, mit den Wolkenschatten der Ritterpflicht, des Waffenruhms ... — ich suchte, ich wußte nicht was. Deine Liebe, die helle Sonne, hat die leeren Gewölke vor meiner Seele zerstreut und ich bade selig im blauen Himmel des Glückes; dich küssen, Fatme, ist wohlgethan und alles andere Thorheit!" Und er umschlang sie glühend und sie schwieg beglückt und beruhigt. —

„Was war ich ehedem für ein gebundener Mann," — fuhr er fort. „Unser Glaube, unsere Sitte hat ein Netz mit hunderttausend Maschen um uns geworfen; bei jedem Schritt fühlte ich die drückenden Fäden: ‚das ist nicht christlich', hieß es, wenn ich dem heißen Drang des Herzens folgen wollte in Liebe und Haß; — ‚das ist nicht Rittersitte' — hieß es, — wollte ich ein Mensch sein. Die blöden wasserblütigen Gesellen verstanden die Glut nicht, die in mir loderte. Da ward ich stolz und verachtete sie, die Schwächlinge von Männern und Weibern; und meine einzige Lust war, jenen auf die Köpfe zu schlagen und diesen das Liebesgeseufze zu versagen, das sie für ihre armselige Schönheit, für ihre mattherzige Empfindung als

Zoll forderten.“ — „Stolzer Mann! Kannst du dich denn nicht beugen? Kannst nur verachten, nicht verehren?“ — „Ja, Fatme, ich kann verehren: dich bete ich an, dir beug’ ich mich, und der göttlichen Macht deiner Liebe; du hast ein Herz, das in ganzen, vollen Schlägen geht, wie das meine! Du kannst dich und Welt und alles vergessen über der brausenden Begeisterung des Augenblicks. Du hast den Mut, frei und ganz du selbst zu sein. Sieh, ehe eines von jenen wohlanständigen Ritterfräulein meiner Heimat gewagt hätte, den Feind ihres Glaubens und Volkes, gegen das enge Gebot der Frauensitte, selbsthandelnd, vor der gerechten Rache ihrer Sippe zu schützen, sein Leben zu retten und zu hüten, nicht achtend der höhnischen, beleidigenden Rede der Leute, sich frei zu ihrer Liebe zu bekennen und dafür Verachtung und Spott zu ertragen, — lieber hätte jedes von diesen edelen Fräulein den Mann ihres Herzens tausendmal in der Wüste verschmachten lassen! Du aber, du hast all dies gewagt, hast mich gerettet und gepflegt mit weichen Händen lange Wochen, hast dem Zorn der Deinen getrotzt — und all dies um einen halbtoten, bewußtlosen Mann, der deine Liebe nicht erkennen, nicht erwidern konnte.“

„Ich hatte dein Auge gesehen: — es war der Stern, den ich solange geahnt in dem Nachthimmel meines Lebens; ich mußte thun, was ich that; dein Auge hat mich gezwungen. Und hört’ ich doch oft in deinem Fieberschlaf meinen Namen aus deinem Munde: — das war mir süßer und lieblicher als dir der Balsam, welchen ich deiner Wunde gab.“

„Mustapha hatte dich mir gerühmt — die Leidenschaft malt gut! — Dein Anblick war der letzte Sonnenstrahl meines Bewußtseins gewesen; er schimmerte fort in der Nacht meiner Betäubung; mit halb träumenden Augen

sah ich deine schöne Gestalt über mir walten. Und als ich nun genas, und sich der ganze Himmel deiner Schönheit, deiner Liebe mir aufthat, da fühlte ich erst, daß die suchende Frage meines Lebens in dir gelöst sei. Du warst meinesgleichen: glühend, begeistert, stark; die Netze meiner heimatlichen Formen fielen von meinem Haupt, und frei und glücklich ward meine Seele. Und ich schwör' es dir, wie du mir alles geopfert, was die schwachen Menschen bindet: Glaube, Sitte, Rücksicht, deine ganze Vergangenheit, — so will ich dir alles opfern; nicht Christ, nicht Ritter mehr will ich sein: nur Mensch, nur dein Geliebter. Und so, losgelöst von allen Fesseln, welche die blöden Schwächlinge für unzerreißbar halten, frei von all den Ketten, die Zeit und Raum und Gewohnheit um die Menschen schmieden, schweben wir beiden, ganz allein, hoch über den Vorurteilen der Menschen, in dem sonnigen, schrankenlosen Äther unserer Liebe!"

Sie sah entzückt in sein leuchtendes Auge: sie umarmten sich in seliger Vergessenheit der Welt. Aber die Ceder über ihnen schüttelte im Abendwind ihr Haupt.

Drittes Kapitel.

Warnungen.

Oft warnt das Schicksal, eh' es strafen will.

Die Liebenden hatten sich getrennt, als die Gestirne der mittleren Nachtstunden aufgegangen waren. Reinhart geleitete Fatme an das Thor der inneren Burgräume und

wandte sich von da zurück in den Garten, die luftige Grotte aufzusuchen, in welcher er schlief.

Als er in einen schmalen von dichten Rosenbüschen eingeschlossenen Wiesenpfad einlenkte, trat wenige Schritte vor ihm eine dunkle Gestalt aus dem Dickicht, eine Waffe blitzte im hellen Mondschein und der Ruf: „Stirb, Christ!" schlug an Reinharts Ohr. Er sprang rasch seitwärts: hart an seinem Halse vorbei fuhr ein Wurfspeer sausend in die hochstämmige Platane, die am Wege stand; noch zitterte der Speer in dem zerspaltenen Baum und schon lag der Mörder bezwungen auf der Erde. Reinhart kniete auf seiner Brust und schwang den krummen Säbel, den er ihm aus der Hand gerungen, über seinem Haupt; es war Belek, der schwarze Sklave Hassans. „Wieviel hat dir dein Herr versprochen für meinen Kopf?" frug Reinhart. „Nichts. Belek ist kein Lohnmörder. Belek hörte, wie sein Herr in seinem Morgensegen und seinem Nachtgebet je siebenmal den Namen des Christen verfluchte: und Belek wollte töten, wen sein Herr hasset: aber Allah hat es nicht gewollt, sein Name sei gepriesen." „Das ist es, was die Menschen Glaube nennen!" sagte Reinhart. „Komm, Sklave, ich will dich morgen Fatmes Vater zeigen, der sie so gewaltig rühmt, seine Wüstensöhne, und will ihn fragen, ob seine milde Weisheit auch hierfür einen milden Namen weiß."

Er nahm den Widerstandslosen mit sich, band ihn an die Eingangspfosten seiner Grotte mit dem festen Seidentuch seines Turbans, legte sein blankes Schwert zu sich auf das weiche Pfühl und versank bald darauf in ruhigen Schlummer; der gebundene Mohr sah stumpf und schweigend in die Mondnacht.

Der nächste Morgen fand die Besatzung der Feste im Hofraum als Gericht versammelt, den gebundenen Belek

in der Mitte. Reinhart trat als Ankläger auf; ihm zur Seite stand Fatmes Vater, ihnen gegenüber Hassan und dessen Sohn Rodvan.

Als Reinhart den Vorfall kurz erzählt und die Bestrafung des Meuchlers verlangt hatte, sprach Hassan zu seinem Sohne gewandt. „Mein Rodvan! Sage, hat nicht eine Fliege hier gesummt vor dem Ohre der Gläubigen?“ „Nein,“ entgegnete Rodvan, funkelnden Auges. „Nein, der hochmütige Christ hat seine Zunge erhoben: er hat eine Unthat verkündet und ihre Strafe verlangt. Und Strafe muß der feigen That werden, soll nicht ein ewiger Makel liegen auf dem Stamm Hassans von Hasar.“ „Mein Sohn,“ entgegnete Hassan, „wenn es auch Verbrechen gäbe gegen Ungläubige — es giebt nichts gegen sie Verbotenes, als die Liebe — so fehlt die Stimme des Anklägers; das Wort des Christen ist ein Mückengesumm im Rate der Moslem; ich höre keine Stimme, die sich erhebt.“ „So höre denn meine Stimme, du finsterer Eiferer,“ fiel Ibrahim ein: „meines Wortes mußt du achten: ich bin der Priester des Gottes, den du so wenig kennst. Und ich erhebe mein Wort und klage die blinde That des Werkzeugs nicht, ich klage dich, den dumpfen Sinn klag' ich an, der dies Werkzeug beseelt hat.“ Da sprach Hassan: — „Wohl ziemt sich's in der Sitte der Moslem, daß der Schwäher spricht für seinen Eidam; der Christ aber mag ihr Buhle sein, der Gatte deiner Tochter ist er nicht. —“ Die ganze Schar der Saracenen bezeugte ihren Beifall durch Worte und Mienen.

Reinhart fuhr zusammen und griff ans Schwert.

Doch würdevoll erhob sich Ibrahim, Feuer lohte in seinem klaren Auge und wie eine weiße Flamme wallte sein langer Bart. „Ihr Knechte des Wahnes und der Wut: — euer giftiges Wort trifft euch selbst, nicht mich,

Er riß den Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. (Seite 536)

in der Mitte. Reinhart trat als Ankläger auf; ihm zur Seite stand Fatmes Vater, ihnen gegenüber Hassan und dessen Sohn Rodvan.

Als Reinhart den Vorfall kurz erzählt und die Bestrafung des Meuchlers verlangt hatte, sprach Hassan zu seinem Sohne gewandt. „Mein Rodvan! Sage, hat nicht eine Fliege hier gesummt vor dem Ohre der Gläubigen?“ „Nein,“ entgegnete Rodvan, funkelnden Auges. „Nein, der hochmütige Christ hat seine Zunge erhoben: er hat eine Unthat verkündet und ihre Strafe verlangt. Und Strafe muß der feigen That werden, soll nicht ein ewiger Makel liegen auf dem Stamm Hassans von Hasar.“ „Mein Sohn,“ entgegnete Hassan, „wenn es auch Verbrechen gäbe gegen Ungläubige — es giebt nichts gegen sie Verbotenes, als die Liebe — so fehlt die Stimme des Anklägers; das Wort des Christen ist ein Mückengesumm im Rate der Moslem; ich höre keine Stimme, die sich erhebt.“ „So höre denn meine Stimme, du finsterer Eiferer,“ fiel Ibrahim ein: „meines Wortes mußt du achten: ich bin der Priester des Gottes, den du so wenig kennst. Und ich erhebe mein Wort und klage die blinde That des Werkzeugs nicht, ich klage dich, den dumpfen Sinn klag' ich an, der dies Werkzeug beseelt hat.“ Da sprach Hassan: — „Wohl ziemt sich's in der Sitte der Moslem, daß der Schwäher spricht für seinen Eidam; der Christ aber mag ihr Buhle sein, der Gatte deiner Tochter ist er nicht. —“ Die ganze Schar der Saracenen bezeugte ihren Beifall durch Worte und Mienen.

Reinhart fuhr zusammen und griff ans Schwert.

Doch würdevoll erhob sich Ibrahim, Feuer lohte in seinem klaren Auge und wie eine weiße Flamme wallte sein langer Bart. „Ihr Knechte des Wahnes und der Wut: — euer giftiges Wort trifft euch selbst, nicht mich,

Er riß den Schleier von der Gestalt, die sich ängstlich zurückbog: ihr Antlitz ward frei: sie sahen sich Auge in Auge. (Seite 536)

noch mein Kind! So könnt ihr mir's denn nicht vergeben, daß mein Auge, das in der Beobachtung der Gestirne Klarheit und Weite gelernt hat, auch außer den Zelten unserer Horde Menschen, Brüder sieht, daß ich an Wert und Tugend glaube, auch da, wo nicht des Propheten grüne Fahne weht? Ich kenne alle Sterne: — auf keinem habe ich die grüne Fahne entdeckt; sollen sie deshalb verflucht sein auf ewig?" — „So glaubst du nicht an den Propheten?" — „Ich glaube an ihn: aber auch an Zoroaster und an Pythagoras und an Moses und an den milden Mann von Nazareth, dem dieser Jüngling dient. In Granada, in Tolosa, wo ich der Unsern wie der Christen weise Meister hörte, lernte ich vergleichen und gleich der Biene den Honig der Weisheit saugen aus allen Blumen in dem Garten der Menschheit. Könnt ihr mir's nicht verzeihen, daß ich die schöne Lilie Menschlichkeit, mit der mein Kind den Todeswunden pflegte, gern in der Liebe rote Rose sich verwandeln sah? Nur einer unter euch darf mir drum zürnen: Rodvan der Edle, der Fatme liebt und sich in traurig Schwarz zu kleiden schwur, bis ihre Liebe seine Nacht erhelle. Er aber trägt sein Leid mit Stolz und edlem Schweigen; vergieb mir, mein Sohn, Rodvan, ich kann dir's nicht ersparen! Denn in den Sternen, jenen heiligen Büchern, die mir noch wahrer reden als der Koran, hab ich's gelesen schon über Fatmes Wiege, daß einst ein Jüngling aus dem Westen kommen werde: sein Leben — ihr Leben, und sein Los — ihr Los. Mir aber war dies sternenverkündete Schicksal ein freundlich Wahrzeichen für meinen liebsten Glauben: einst werden die Schranken fallen, welche die Thorheit der Menschen zwischen Volk und Volk, zwischen Sitte stellt und Sitte. Ja, dies junge Paar ist mir ein Sinnbild einstiger Versöhnung, eine Verheißung, daß Morgenland und Abendland, die

sich jetzt um die leere Gruft des Nazareners streiten, sich einst umarmen im Geiste jener Liebe, die da aus aller Propheten Munde spricht; dann wird Ein Hirt und Eine Herde sein."

„Weh mir," sprach Rodvan leise, „solchem Wahn soll ich die Rose meines Lebens opfern!"

„Ibrahim," begann Hassan, „du schwärmst! Weil du in Büchern und in Sternen belesener bist, als wir, schiltst du uns thöricht: du irrst, du selber bist der Thor! Es mag dein Recht im Reich der Sterne gelten, dein Glaube mag in deinen Büchern leben, — bei uns, auf Erden, gilt er nicht! Wir wollen nicht von unseres Volkes Weise lassen, von seinem Hassen, seinem Lieben, seinem Recht."

„Aber auch nach dem Recht unseres Volkes trifft den Meuchler der Tod!" rief Rodvan; „der Christ soll nicht sagen, unser Haß wähle solche Wege; man frage Belek auf der Folter, ob mein Vater, ob ich ihn gedungen habe." „Sein Schweigen würde mich nicht bekehren, wenn ich das glaubte!" fiel Reinhart ein. „Aber ich glaube es nicht, vielleicht nur darum nicht, weil ich dich nicht verachten möchte, Rodvan! Auf deinem Haupte ruht das Blut meiner Freunde: — ich fühl' es, daß ich den treuen Herebrant, den reinen Arnold noch blutig an dir rächen muß und ich bekämpfe lieber, was mutig als was feige." „Wohlan denn," rief Rodvan aufflammend, „hinaus mit mir in den Garten! Ein rascher Schwertschlag durchhaut den Knoten, der uns alle umschnürt hat; komm!" Reinhart wollte ihm folgen, doch Hassan ergriff den Arm seines Sohnes: „Mitnichten! Das Schwert Rodvans soll nicht über einem Haupte funkeln, das demnächst dem Beil des Gesetzes verfällt." „Welches Gesetz der Erde," rief Reinhart zornig, „droht mit dem Beil einem makellosen,

ritterlichen Haupt?" — „Das unsere, stolzer Christ, und kein anderes gilt in diesen Räumen! In vierzehn Tagen beginnt der heilige Monat Ramadan, in welchem der Prophet den Koran aus dem siebenten Himmel auf die Erde brachte. Du weißt es selbst, Ibrahim, bei Ausbruch dieses Krieges mit den Franken ward das Gebot verkündet und feierlich beschworen: der Tod trifft jedes ungläubige Haupt, das in dem Monat des Propheten unter einem Dache mit den Gläubigen weilt. Ihr beruft Euch auf unser Recht — wohlan, Ihr sollt es haben: — Belek stirbt, aber der Christ stirbt auch." „Das blutige Gesetz," sprach Ibrahim, „trifft nur den Christen, der mit freiem Willen das Dach der Moslem teilt. Reinhart ist nicht schuldig dieses Willens, er ist Gefangener, er muß hier weilen." „Der Christ ist frei!" schrie Hassan. „Glaubst du, wir wissen es nicht, daß schon vor vielen Wochen ein Heerführer der Ungläubigen, Graf Robert von Flandria, der die Gefangenschaft deines Schützlings erfuhr, hierher zu dir gesandt und dir sieben gefangene Saracenenfürsten der besten Stämme zum Lösegeld für ihn geboten hat? Du warst bereit zum Tausch, wir alle wollten ihn freigeben! Der Christ aber — möge sein Gott ihn dafür strafen! — der Christ zog die Knechtschaft der Freiheit vor: — frage deine Tochter, mit wieviel Küssen sie es ihm gelohnt. Der Christ aber ist unser, ist mein Gefangener; mein Pfeil hat ihn vom Rosse geworfen: und ich, wir lassen ihn frei." „Ich hab' ihn für mein Priesterteil verlangt," sprach Ibrahim. „Hüte dich, uns an dein Priesteramt zu mahnen! Wer an den Nazarener, an griechische Schwärmer nicht minder als an den Propheten glaubt, der ist kein Priester Allahs mehr. Unser, des Stammes, ist der Christ und wir, wir geben ihn frei um das gebotene Lösegeld; wollt ihr das, ihr Männer vom

Stamme Hasar?" „Ja, wir wollen es: — der Christ sei frei!" schrieen sie wild zur Antwort. Sicher hofften sie, den Einsamen auf seinem langen Weg durch die Wüste zu morden, sowie er dem Schutze Ibrahims entrückt war. „Du hörst es, Christ!" mahnte Hassan. „Auf, sattle nun dein rasches Roß und reite ledig aus den Thoren dieser Burg: sie stehen dir offen." Ibrahim aber fiel ein: „Er bleibt! — Er ist, wenn nicht mein Gefangener, mein Gast: — er bleibt." — „Gut — er bleibe noch! Doch hüte er sich, daß er zu lange bleibe! Wenn nach vierzehn Tagen der Mond den heiligen Ramadan beginnt und unser Auge erspäht ihn in unserer Mitte, so schützt ihn weder dein Priesteramt mehr noch das Gastrecht; ihr wißt es nun: — so hütet euch. Jetzt, Belek, auf zum Tode. — Du bist der Vorgänger des Christen: der Meuchler wird lebendig eingesargt." „Er lebe!" rief Reinhart schaudernd, „mir graut vor dem blutigen Wahn, den Ihr Euer Recht nennt." — „Wohl denn, er bleibe leben! Doch deute das nicht als ein Beispiel für dein Schicksal. — Auf Wiedersehen, Christ, in dieser Versammlung am ersten Tag des Monats Ramadan." Und Hassan schritt mit den Männern an Reinhart und Ibrahim vorüber. Niemand bezeugte dem greisen Priester, der langsam und ernst, aber ungebeugt aus der Halle wandelte, den Gruß der Verehrung; sein Ansehen und Einfluß war tief erschüttert durch die heutige Versammlung, durch sein ziemlich offenes Lossagen von dem Islam, durch seine eifrige Verteidigung Reinharts, auf welchen aus manchem dunkelen Saracenenauge glühende Blicke tödlichen, aber schweigenden Hasses fielen. — Nur Rodvan trat zu ihm heran und sprach:

„Du hast es nicht um mich verdient, du Übermütiger! Und doch will ich dich warnen: fliehe, fliehe bald! Ich

selbst will dir das Roß satteln, will dich geleiten durch der Saracenen Gebiet bis in den sicheren Schutz der Deinen: nur geh', nur flieh' aus ihrer Nähe: bleibst du, so wird es dein, wird ihr Verderben. Sieh', freudig war mein Leben, eh' du kamst. Ich war der unbesiegte Stolz meines Stammes, Fatmes, meiner Jugendgenossin Freundschaft, ihre Verehrung war mein, und mein, ich fühl' es, wäre ihre Liebe geworden. Mein Gewand trug die Farbe der Trauer, weil ich ihre Liebe entbehrte: doch mein Herz trug die Farbe der Hoffnung, ihre Liebe bald zu gewinnen. Da kamst du: — ein flammender Unglücksstern tratst du in den Himmel meines Ruhmes, meiner Liebe. Dein Arm hat mir die Unbesiegtheit, deine Seele hat mir die Blüte meines Lebens, hat Fatme mir geraubt: all meine guten Gestirne sind erblaßt vor deinem roten Feuer — und doch: ich habe nicht einmal die Kraft, dich zu hassen, wie du es verdienst, du Mörder meines Glückes. Ich bange für dich, wie für ein Freundeshaupt, wenn meine grimmen Brüder dein Herzblut heischen; sei so edel, Christ, wie du stolz bist. Sieh', ich, dein Todfeind, ich bitte dich: weiche, Unglücksstern, aus einem Raume, der ein heiterer Himmel des Friedens war, eh' du gekommen."

Seine Stimme zitterte; — Reinhart sah ihn an, fast mit Rührung: „Rodvan, halt inne! Du verschwendest Offenheit und Güte. Sie entwaffnen mich nicht. Fast könnt' ich gehen um deinetwillen: — aber Fatme!" — „Fatme wird sich selbst wiederfinden, wenn du ferne bist. Glaubst du, daß deine Liebe sie zum Glücke führen werde? Nimmermehr! Zu viele Schranken liegen zwischen euch, die ungestraft kein Sterblicher überfliegt; von ihrem Volk, ihrem Glauben, ihrer Heimat reißt sie deine Liebe. Und wird sie ihr Ersatz bieten? Nein, wie der wilde Bergbach die losgerissene Rose wirst du sie einige schwanke

Augenblicke tragen und dann versinken lassen in dem tosenden Strudel deines Lebens. Der Engel, der Fatmes Glück zu bauen hat, — schon in der Wiege hat er mein dabei gedacht. Ich bin der heimatliche, der jugendtraute Stamm, um den sich diese Ranke schlingen muß, soll sie gedeihen. Gehe, und Fatme wird das selbst erkennen. Ich will — sieh', so getreu ist meine Liebe! — ich will noch jetzt vergessen, daß sie in thörichter Liebesverirrung dich geliebt, dich geküßt hat. Ich will, wie einen Traum, aus ihrem Dasein diesen Irrtum löschen; noch jetzt will ich die starke Hand ihr bieten, die allein sie rettet, sicher durch das Leben führt." — „Gutmütiger Thor! Trotz all den Schranken, die du aufgezählt, haben wir beide gefühlt, daß uns der höhere Wellenschlag unserer Herzen zusammenführt hoch über all euern ohnmächtigen Gesetzen. Wir, die wir zusammenpassen, wie Helm und Haupt, — wir sollten unserer Liebe vergessen, wie eines irren Fiebertraumes? Wer im Himmel zu Gaste saß, vergißt seiner Freuden nicht mehr. Eine Fatme löscht die Liebe ihres Herzens nicht aus wie eine herabgebrannte Kerze. Und das Weib, das einen Reinhart geliebt hat, tröstet sich nicht in den Armen eines Rodvan." — „Hochmütiger! Schon wieder leuchtet in deinem Auge, spielt um deinen stolzen Mund jenes frevle Selbstgefühl, mit dem du deine Zauber wirkst. Dieser Wahn deines Wertes ist es, der Fatme bestrickt, der Ibrahim verblendet, der oft mich selbst und meinen Haß betäuben will. Mit welchem Rechte denn überhebst du dich so hoch, daß du auf uns heruntersiehst, und selbst Fatmes Liebe, die unschätzbare, wie ein selbstverständlich, ein wohlverdientes Beutestück betrachtest?" — „Das sei mir fern! Fatmes Liebe ist ein freies Gottesgeschenk, wie Leben, Sonnenschein, Frühling: — sie kann man nur dankbar empfangen, nicht verdienen. Mit welchem Recht aber ich

mich erhebe über dich, über euch alle? Hei, ich will dir's sagen: mit dem Recht des Adlers über die Geier! Von edlerem Stamme, von besserem Stoff bin ich geartet als ihr alle. Ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher. Kein dumpfer heißer Wüstenwind hat meine Gedanken erstickt von Jugend auf wie dir; ich bin von dem Volk, dessen König der Kaiser aller Völker ist, der rechte Arm Gottes, der die Welt beherrscht; im Lande der edlen Sitte bin ich aufgewachsen, wo edles Maß und sanfte Form und höfische Bildung walten; ihr aber, ihr seid plündernde Barbaren; eure Tugenden sind die der Wüstentiere: ein toller Mut und eine trotzige Freiheit; Räuberkunst ist all dein Rittertum; unebenbürtig seid ihr mir an Glaube, Stamm und Sitte. Kein Wunder, daß Fatme, die Perle unter den Kieseln, sich nach dem Edelsteine sehnt, fort aus eurer Mitte." „Genug des Hohns!" rief Rodvan wütend. „Welcher Widerspruch! Christ! Ritter! Deutscher! All das willst du ja verleugnen, mußt du abwerfen, Fatme zu gewinnen! Aber du rufst doch immer wieder diese Namen an! Du kannst dich gar nicht von ihnen lösen! Welcher Übermut! Für jedes stolze Wort in deiner Rede trifft dich ein tödlicher Streich von meinem Arm: — Haß dir und Rache dir!"

Und er stürzte wütend aus der Halle.

„So recht, Tiger der Wüste," rief ihm Reinhart nach. „Zeige deine Krallen, das steht dir besser an als Edelsinn. Geduld! Ich höre schon mit ehernem Fuß die Stunde heranschreiten, die unsern Zwist zu blutigem Ende bringt."

Viertes Kapitel.

Liebesproben.

„Denn die Liebe glaubt alles, und hofft alles.
Sie duldet alles und überwindet alles.“

Früh am andern Morgen trat Ibrahim an seiner Tochter Lager; er war reisefertig gegürtet und sein Morgengruß war ein Lebewohl. Auf ihre angstvolle Frage entgegnete er, noch in der Nacht sei ein fliegender Bote vom saracenischen Hauptlager gekommen: — sein überhetztes Tier stürzte tot im Hofe zusammen.

„Seine Botschaft? Ich kann sie dir nicht enthüllen. Sie würde dich nutzlos quälen und deinen Geliebten foltern. Aber diese Nachricht ruft mich und Hassan gleich mächtig, wenn auch mit entgegengesetztem Eifer, hinweg. Nun höre mich: das Schicksal Reinharts, sein Leben und sein Tod, liegt in seiner, vielmehr in deiner Hand.“— „Wie das, mein Vater?“ — „Die tiefe Grube, die ihm die Arglist der Feinde gegraben, kann der Goldschacht für euch werden, darin ihr für immer den Schatz eures Glückes findet. Der erste Tag des Ramadan ist Reinharts Tod, wenn er ihn als Christen, er ist seine Rettung, wenn er ihn als Muselmann begrüßt.“ — „Ich verstehe dich wohl: — aber wird Reinhart . . . —“? — „Er wird es. Denn er liebt dich. Und es ist der einzige Weg, euch beide zu retten! Brauche nun die Gewalt, die du über seine Seele gewonnen. Zu seinem Heile überliste ihn. Du weißt: — kein anderer Wunsch als der eures Glückes redet aus mir. Nicht der Priester des Koran, — ich bin der Schüler der leuchtenden Gestirne und hoch, wie von dem Rand des Morgensterns herab, betrachte ich der Menschen Wahn und

Aberglauben; ich sehe nicht Franken und Muselmänner, ich sehe nur meine Brüder, Menschen überall. Nicht umsonst habe ich in Granada und in Rom, in Paris und in Toulouse und in Byzanz, in Bagdad von Menschen und von Büchern gelernt. Die reine, schöne Menschheit darzustellen, sie loszulösen von all den entstellenden Verschiedenheiten, die Glaube und Stamm und Sitte um sie werfen, das ist mein Ziel. Sage ihm . . . — doch ich brauche dich nicht zu lehren, wie du den Geliebten gewinnen sollst; deiner Klugheit, deiner Liebe anvertraue ich sein Los. Lebewohl, mein Kind."

Und rasch war er geschieden. Auch Hassan mit der größten Zahl der Besatzung brach auf. Mächtige Aufregung hatte alle Saracenen ergriffen. Ein großer Schlag in den Kriegsereignissen mußte geschehen sein oder bevorstehen. Aber trotz aller Bemühung konnten die Liebenden den Schleier nicht lüften, der, undurchdringlich ihrem Blick, von den Muselmännern über den Gang der Weltgeschicke gebreitet wurde. Seit Monden hatte Reinhart nichts mehr von dem Kreuzheer, seiner Stellung, seinem Glück oder Unglück gehört. Er hatte über dem Himmel seiner Liebe die ganze Erdenwelt aus den Augen verloren. —

Der Abend desselben Tages fand die Liebenden im Garten an der gewohnten Stätte ihres Glücks; Fatme trug ein schmuckloses, weißes Schleiergewand; sie hatte das dunkle, weiche Haar in einer schlichten Welle hinter das zierliche Ohr gelegt. Nur eine dunkelrote, volle Rose war ihr Schmuck; die edle Bildung der weißen Schläfe trat weiß und blendend hervor: Reinhart hatte sie nie so herzgewinnend schön gesehen. Er lag an ihre Brust geschmiegt und sah in ihr Antlitz, nicht ermüdend, ihre große Schönheit zu schauen. Und nun begann sie, nach kurzer Mitteilung der Abschiedsworte des Vaters, ihre heiße, schwere

Bitte vorzutragen. Bei dem ersten Verständnis ihrer Absicht sprang Reinhart sprachlos, wie in entsetztem Staunen, auf. Sanft zog sie ihn mit weichen Armen, mit einem Blick höchster Liebe zu sich nieder. Willenlos folgte er ihrer stummen Bitte, weiter zu hören.

„Sieh, mein Geliebter," fuhr sie fort, „mein Vater sprach mir von dem Zauber, von der Liebeskunst, die ich üben sollte an deinem Willen. Ich habe nur Eine Kunst: die meiner vollen Liebe, nur Einen Zauber: — die innigste Ergebung. Wenn sie dich nicht gewinnen, vermag ich nichts. Ich will dich nicht mahnen, wie auch ich dir alles geopfert, was vor dir der Schmuck meines Daseins war. Es war kein Opfer. Ich gab eine Dämmerung für die Sonnenhelle deiner Liebe. Ich will dich nicht schelten, wenn du noch andere Götter neben unserer Liebe ehrst, wenn du dich scheust, mir für ein ganzes Leben voller Glück den Namen eines Glaubens zu opfern, an dem dein Herz, ich weiß es, nicht mehr hängt. Ich will dir nur sagen: es ist der einzige Weg, der uns zum Ziele führt, der uns vereinen kann. Ihn mußt du gehen oder von mir scheiden auf ewig. Kannst du das? Kannst du von mir scheiden?" Und sie beugte sich gegen sein Antlitz und sah ihm ins Auge.

„Nie, niemals!" rief er, sie glühend umarmend. „Aber auch diesen Pfad gehen kann ich nie! Meine Ehre, mein Rittertum!"

„Deine Ehre? Du selbstischer Mann! Wo war deine Ehre, das blutlose Gespenst, dem du das Leben meines Herzens opfern willst, wo war es, als du im Fiebertraum alles, alles vergessen hattest außer meinem Namen? Als meine Hand allein den schwachen Funken deines Lebens glimmend erhielt? Wo war dein Rittertum, als du dann später, genesen, selig in meinen Armen lagst und mir

schwurst, jetzt erst seiest du ein Mensch, jetzt seiest du wiedergeboren? Verbot dir deine Ritterehre nicht, die Opfer meiner Seele anzunehmen, und will sie dir nun verwehren, Opfer zu bringen? Ich bin zu stolz, das Recht geltend zu machen, das ich an dir habe. Ich will dich nur bitten, um deinetwillen bitten, glücklich sein zu wollen, abzustreifen den Zwang unwahrer Formeln und, wie ich es dich gelehrt, ein Mensch, nur ein Mensch zu sein."

„Nein, Fatme, nein! Bei deinen Worten wächst mir ein Gefühl zu immer hellerer Klarheit. Niemals, niemals laß ich von meinem Christenglauben! Er ist die tote Formel nicht, die nie mein Herz gefangen hielt. Er ist meine Jugend, mein Leben, mein Denken und mein Sein. Ha, nun erkenn' ich erst, wie weit, wie furchtbar weit diese Liebe mich von dem Mittelpunkt meines Lebens geführt hat. Diese entsetzliche Bitte, dies Wort: ‚Werde ein Muselmann!' erweckt mich erst aus dem schweren, schwülen Traum. Hinweg, du heißer Wüstenqualm! — O nur einen Atemzug deutscher, frischer Waldluft, o nur ein Hauch kühlen Nordwindes! Hinweg, du weiche Üppigkeit!" — Und so rufend, riß er die weiße Seidenbinde von seinem Haupte: — da fiel sein Auge auf sein Schwert, das an der Wand der Grotte unter Rosenzweigen hing — er eilte hinzu, riß es aus der Scheide, küßte den Kreuzesgriff mit Inbrunst, dann schwang er es hoch ob seinem Haupte. „Nein, Fatme, ich bin ein Christ in jeder Faser meines Herzens: — ich bin ein Christ, ein Ritter, ein Deutscher, und will es bleiben!" „Entsetzliche Bewegung," sprach Fatme, „die dich ergreift! Du willst dich von mir scheiden, — scheiden um eines Wortes willen!" — „Es ist nicht ein Wort! Es ist meine ganze Vergangenheit, aus der ich geworden, was ich bin; der Boden, auf dem ich stehe, mit dem ich fallen muß. Du selbst würdest mich nicht mehr lieben,

hätte ich diesen Kern meines Selbst verloren. Was dich mir gewonnen hat vor all den Wackern deines Stammes, — was dich an mich gezogen hat mit starken Banden — es ist nicht mein armes Ich! Es ist der Adel meines Volkes, es ist der höhere Geist der Art und Sitte, der aus meinem Glauben in mich überging; den Christen, den Ritter, den Deutschen Reinhart hast du geliebt: zerstöre nicht die Säulen deiner Liebe." — „Dein Glaube ist es, der uns ewig trennt." — „Nein, Fatme. Er ist es, der uns ewig eint! Du selbst bist eine Christin unbewußt. Dein reinerer, hellerer Sinn steht sternenhoch über den Frauen deines Stammes, die Sklavinnen sind, wo sie lieben: du bist die ebenbürtige, freie Genossin meiner Seele. Demut, Reinheit und Ergebung und das sehnende Gemüt sind die christlichen Weibestugenden: — du hast sie alle! Dein edler Vater, der bei uns im Abendlande christliche, abendländische Weisheit in sich aufgenommen, hat dich erzogen in seinem, in unserem Sinne, nicht wie die Töchter eures Volkes heranwachsen in Dumpfheit. Du warst schon halb Christin, eh' du mich geliebt und unsere Liebe hat dich ganz gechristnet. Und so entscheidet diese Stunde über uns, aber anders, als du es gedacht: nicht in dir — du — du folgest mir. Trennen kann uns nichts! Aber meine Hand, stärker als die deine, zieht dich auf meine Seite des Bandes, das wir beide halten. Du kommst mit mir ins Christentum, ins Abendland."

Und starken Armes hob er sie von dem weichen Rasen empor an seine Brust.

„O Gott, mein Reinhart! Ich fühl's, ich kann nicht widerstreben, wenn du mich ziehst! Aber ist es zum Heile? Sieh, schön ist's auch in meinem Vaterland, im Schatten meiner Edelpalmen. Auch meine Jugend wurzelt in der Heimat, in dem Vaterglauben. Du reißest mich los von

meinem Lebensboden. Traust du dir zu, Ersatz dafür zu bieten?"

„Ja, Fatme, ja. Ich biete dir Ersatz; deines Gatten Liebe wird dir Vater, Volk und Glaube sein. Euer ist die Wüste, unser ist die Welt! Ich führe dich in mein Deutschland. Mein edles Weib, du wirst die Königin aller deutschen Frauen! In meinen grünen Buchenwäldern sollst du wandeln und fahren auf dem breiten Rhein, wann von der frommen Klosterglocke das Ave Maria schallt. Von dem Erker meines Schlosses sollst du schauen weit in mein schönes, deutsches Vaterland. Und wenn du dann aus meiner Liebe, aus der Welt unserer Sitte wirklich nach deiner Heimat Sehnsucht fühlst, dann führe ich dich zurück, dann bist du die Fatme nicht, die mich geliebt. Wirst du Heimweh haben?"

„Nein, Reinhart — du, dein Herz ist meine Heimat — führe du mich, ich folge dir." Sie lag an seiner Brust: — die Bekehrerin war bekehrt. — —

Reinhart aber war wie umgewandelt von dieser Stunde. Sein fester Entschluß, mit Fatme zu dem Kreuzheer und von da nach der Heimat zu entfliehen, schien wie ein Windstoß das schwüle Gewölk des Genusses, das so lang sich über seine Kraft gebreitet hatte, plötzlich zerstreut zu haben. Er legte von Stund an die leichten, orientalischen Gewande ab, hüllte sich in seine Eisenrüstung und trug das rote Kreuz auf der linken Schulter, wie herausfordernd, unter all den Saracenen zur Schau. Er benützte die größere Freiheit, die man ihm seit der gefährlichen Versammlung gönnte, — da man sein Entweichen mehr zu fördern als zu hindern wünschte — sorgfältig dazu, die nächste Umgebung der Bergfeste kennen zu lernen und Nachrichten über den jetzigen Standort des Kreuzheeres

einzuziehen. So erfuhr er denn bald, daß ein Weg von einer halben Tagereise von der Burg an eine Bucht des Meeres, Al Irm genannt, führte, wo häufig christliche, namentlich byzantinische, Galeeren frisches Wasser zu holen pflegten: — doch ließ sich auf dies Ungefähr kein sicherer Plan der Flucht bauen. Auch brannte Reinhart vor Verlangen, nach so langem Schlummer seiner Kraft wieder im Verein mit seinen Waffenbrüdern den heiligen Kampf, zu dem er ausgezogen, fortzukämpfen, sein Gelübde zu lösen, und Jerusalem erobern zu helfen. Begierig ergriff er daher einen andern Ausweg, der ihn zum Ziele zu führen verhieß. Er vernahm, daß etwa drei Tagereisen von der Feste auf dem Wege nach Jerusalem ein Kreuzesfürst mit einer kleinen Abteilung ein der Burg Dschabar ähnliches Bergschloß genommen hatte und besetzt hielt. Nach der Beschreibung konnte er nicht zweifeln, daß dieser Heerführer kein anderer war als Graf Robert von Flandern, ein alter Waffengenosse seines Vaters und Reinharts väterlicher Freund und Schützer auf der ganzen Kreuzfahrt. Zu ihm gedachte er mit Fatme zu entfliehen und durch dessen mächtigen Einfluß die Wiederaufnahme in das Kreuzheer zu erwirken. Hatte doch noch jüngst der Versuch des edlen Grafen, Reinhart auszuwechseln, die alte Treue seines Wohlwollens bewährt.

Er selbst wagte nicht, Fatme zu verlassen. Er sandte daher den alten Gottschalk, der die Gefangenschaft seines Herrn treulich geteilt, aber die Liebe zu dem Heidenkind, wie er die schöne Fatme schmähte, mit tausend Flüchen und Thränen verabscheut hatte, auf Kundschaft aus. Er sollte den Grafen von Flandern zu erreichen suchen und mit ihm Zeit und Art der Flucht genau verabreden. Wenn er ihn nicht fände, sollte er suchen, Kunde von Standort und Schicksal des christlichen Heeres einzuziehen, und

vor allem nicht versäumen, rechtzeitig, das heißt, vor dem ersten des heiligen Monats Ramadan zurückzukehren, der wie eine schwarze Wetterwolke immer näher rückte; noch waren es zehn Tage bis dahin. In sechs Tagen konnte Gottschalk leicht zurück sein. Das Paar zählte jede Stunde seiner Entfernung mit bangen Herzensschlägen.

Rodvan hatte, wenn nicht den ganzen Plan durchschaut, doch scharfen Verdacht geschöpft. Spähend lag sein scharfes Auge auf den Liebenden. Und während Reinhart allein stundenweit vom Schlosse sich entfernen durfte, fühlte sich Fatme bei jedem Schritt aus ihren Gemächern in den hochummauerten Garten bewacht. Alle Ausgänge des Burgraumes waren Tag und Nacht von Wachen besetzt. Doch schreckte dies Reinhart nicht. Er hatte schon in der ersten Woche seiner Genesung in der Felsengrotte, darin er schlief, einen großen Stein in der Gartenmauer, die ins Freie führte, leicht aushebbar befunden und denselben insgeheim so bearbeitet, daß er eine versteckte und nicht allzu unbequeme Flucht ermöglichte. Aus dieser Grotte wollte er mit Fatme fliehen, sobald Gottschalk zurückgekommen. Ohne jede Hilfe, ohne nahe Deckung durch christliche Scharen die Flucht zu wagen, war unmöglich: die Rache Rodvans hätte auf der mindestens drei Tage langen Reise die Flüchtigen gar rasch überholt. Aber Tag um Nacht verstrich und Gottschalk kam nicht zurück. Umsonst ritt Reinhart ihm meilenweit entgegen auf den Wegen, wo er ihn erwarten konnte. Umsonst spähte Fatme mit nimmermüden Augen von hoher Warte: — kein Gottschalk wollte kommen. Und immer näher kam der verderbliche Monat und immer tödlicher wuchs der Haß gegen Reinhart in den Blicken der Saracenen. — —

Der Vorabend der Entscheidung war gekommen; Reinhart sah die Sonne sinken mit ernstem, aber festem Blick.

Er grüßte das Abendrot, — zum letztenmal vielleicht! Er gedachte seiner toten Mutter, der fernen Heimat, er dachte an den blauen Rhein und wie jetzt sein Schloß wohl friedlich leuchte im goldnen Abendlicht! Sein Herz wurde weich: aber er zerdrückte die Thräne, die in sein Auge dringen wollte, als er eine weiche Hand auf seiner Schulter fühlte. „Reinhart," sprach Fatme leise, „verzweifelst du?" „Nein, Geliebte," antwortete er mit fester Stimme; „niemals, solange du mich liebst." — „O Reinhart, hättest du mich nie gesehen! Ich war dein guter Engel nicht! Du lebtest frei und fröhlich, wäre ich nicht." — „Lästre nicht unsre Liebe! Auch ist noch nicht alles verloren. Gottschalk ist treu: wenn er lebt, kommt er zurück: vielleicht schon morgen. Wäre nur Zeit, nur der morgige Tag gewonnen!" „Nur der morgige Tag?" sprach Fatme nachsinnend. „Da du sterben sollst, weil du Christ? Halt," rief sie plötzlich leuchtenden Auges. „Nur Zeit, sagst du? Ich weiß ein Mittel, Zeit, den morgigen Tag zu gewinnen." — „Welches Mittel?" „Vielleicht beschleunigt es unser Verderben. Es ist höchst gefährlich!" fuhr sie nachsinnend fort. „Aber wir haben wenig Wahl." — „Sprich, welches Mittel?" Mit einem heitern Lächeln sah sie ihm ins Auge.

„Mein Geliebter, ich habe dir mein ganzes Dasein blind vertraut: vertraue auch du mir einmal und laß mir mein Geheimnis." Besiegt von einem Ausdruck hohen Seelenadels in ihren Zügen, küßte Reinhart ihre schöne Stirn und sprach: „Ich vertraue dir." —

Und der gefürchtete Tag brach an. Mit dem ersten Sonnenstrahl stürzte eine lärmende Rotte in das Schlafgemach Rodvâns, das Blut des Christen heischend.

„Müssen wir dich zur Rache mahnen?" schrieen sie. „Wer hat mehr Grund ihn zu hassen als du? Willst du den Buhlen deiner Braut beschützen?"

„Nein beim Propheten! Das will ich nicht," rief Rodvan aufspringend. „Er war genug gewarnt. — Das Burgthor stand ihm offen noch diese Nacht. — Wenn er geblieben ist, hat er sich selbst gemordet." „Er ist geblieben!" schrie die Schar. „Er wandelte die ganze Nacht im Garten. Jetzt ruht er in der Grotte. Gieb uns Befehl, Erlaubnis, und wir zerreißen ihn mit unseren Händen." „Haltet ein!" sprach Rodvan, „ihm widerfahre Recht, nicht Gewalt! Zwei von euch entbieten ihn vor Gericht. Ihr andern folgt mir in die Burghalle." Während sich Rodvan auf die Stufen des erhöhten Richterthrones stellte und die Saracenen mit klirrenden Waffen die Rundhalle erfüllten, trat Reinhart in die Pforte. Er war in voller Rüstung, in allen seinen Waffen erschienen. Sein stolzer Helm überragte selbst Rodvan auf den Richterstufen. Ruhig blickte sein Auge im Kreise umher. Ein Lächeln der Verachtung spielte um den feinen Mund.

Rodvan begann: „Im Namen Hassans halt' ich Gericht im Stamm Hasar. Wer bist du, Fremdling, an der Pforte dort! Du bist von unserem Stamme nicht: bist du ein Christ?" Unbeweglich antwortete Reinhart: „Siehst du das rote Kreuz auf meiner Schulter nicht?" — „Wohlan denn, Christ! Du wußtest das Recht unseres Volkes, was es spricht von diesem heutigen Tag, du warst gewarnt, warst frei und hast diesen Tag unter unserm Dach erwartet. Du wirst erkennen, was dein Recht ist, wie dein Richter sprechen muß." — „Mein Richter ist im Morgenland nur Gottfried von Bouillon! Im Abendland der deutsche König in seinem Lehenshof, zu Aachen, mit zwölf untadeligen, ritterbürtigen Lehensschöffen, meinen Heerschildgenossen. Mein Recht ist rheinisch Recht, das trag' ich überall mit mir. Und wer mich richten will, muß es nach diesem Recht. Ende darum diese Possen, Rodvan von Hasar!

Hier gilt Gewalt, nicht Recht. Brauch' deine Macht! Ihr seid nicht meine Richter: ihr seid Räuber und Barbaren." „Nieder mit ihm!" brüllte die Schar der Saracenen und stürmte mit wild geschwungenen Waffen auf ihn ein, Rodvan an der Spitze: — Reinhart erwartete sie mit Schild und Schwert.

Da rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme von der Pforte her: „Trefft auch mich, ihr Mörder!" und Fatme stürzte flatternden Gewandes, gelösten Haares, ohne Schleier, mitten unter die grimmigen Männer. Mit beiden Armen umfing sie Reinharts Brust, wie ein zweiter Schild ihn vor den Streichen der Feinde deckend. Alle standen wie gelähmt vor Staunen: ungeheuer, überweiblich schien die That. Die meisten sahen Fatmes entschleiertes Antlitz zum erstenmal und waren wie geblendet von ihrer Schönheit. Rodvan senkte den gezückten Säbel und sprach mit tonloser Stimme: „Unselige! — Wie sie ihn lieben muß! — Was beginnst du, was willst du hier?"

„Nicht ihn retten, Rodvan! Fürchte das nicht. Nur mit ihm sterben!" „Fatme!" riefen Reinhart und Rodvan zugleich.

„Ja, sterben mit dir, mein Geliebter! Sprich, Rodvan, du gerechter Richter! Ist nicht sein Haupt dem Tode verfallen, weil er, ein Christ, an diesem Tag unter eurem Dache ist?" „Du sagst es," antwortete Rodvan, „und er soll nicht leben!" — „Wohl denn, Rodvan, schwinge dein Schwert, erfülle das Gesetz. Aber nicht an ihm allein. Erfüll' es an mir. Denn ich bin eine Christin!" „Fatme!" jubelte Reinhart, die Todesgefahr vergessend in der Begeisterung über ihre That. „Mein Weib! Mein herrliches Weib!" „Fatme! — eine Christin — du —?" stammelte Rodvan entsetzt. Ein dumpfes, drohendes Gemurmel durchlief die Saracenenschar. „Nicht mehr Fatme," sprach sie, mit tiefer

Innigkeit in Reinharts Augen blickend, der selig ihr schönes Haupt an seine Brust drückte. „Maria ist mein Name. Der Gottesmutter Namen will ich tragen, die voller Schmerzen war und voller Liebe. Du hast mir Herrliches von ihr erzählt. In dieser Nacht habe ich im Angesicht der heiligen Sterne am Quell unseres Gartens mich selbst getauft in brünstigem Gebet. Und wie ich diesen Schleier hier zerreiße, so zerreiße ich jedes Band, das mich an Mohammed gebunden. Und wie ich diesen Mann umschlungen halte, fest, untrennbar, so halte ich an dem Kreuzeszeichen, das hier auf seinem Schwerte prangt.“ Und sie löste Reinharts Schwert aus seiner stählernen Hand und hielt den Kreuzesgriff mit erhobener Rechten wie schützend, hoch vor beider Haupt. „Maria, mein Weib, niemals will ich von dir lassen!“ rief Reinhart.

Sprachlos standen die Saracenen — Rodvan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Triumphierend fuhr Maria fort: „Du siehst, Rodvan, soll hier das Recht walten, so mußt du mein Haupt, das abtrünnige, zuerst treffen!“ „Nieder mit beiden!“ scholl es in der Runde. Doch nun erhob sich Rodvan, der sich inzwischen gefaßt.

„Ruhig, meine Freunde! Verlaßt die Halle. Ich bürge euch dafür, daß das Recht walte; laßt mich mit diesem Paar allein. — Ich will's!“ Sie gingen schweigend, drohend.

„Reinhart — ein Wort mit dir allein.“

Fatme ging mit einem seelenvollen Blick auf Reinhart.

Die beiden Männer traten abseits an ein Fenster: „Jenes Weib hat eine Riesenthat der Liebe gethan. — Sie hat gesiegt. Das Recht kann nur euch beide treffen. Und sie — muß ich schonen! Denn ich glaube fast, ich liebe sie noch immer! Wenn nicht Haß ist, was hier brennt.

Aber wir beide können nicht mehr zusammen atmen auf einer Erde. Drum laß uns das Mittel wählen, das längst, wie unser Schicksal, über unserm Haupte schwebt. Stelle dich zum tödlichen Gefecht, aus dem nur einer zurückkehren soll." „Wohl gesprochen!" rief Reinhart. „Ich folge dir. — Komm!"

Doch in diesem Augenblick scholl wüster, verworrener Lärm an ihr Ohr. Geschrei, Rossewiehern, Waffenklirren ertönte aus dem Hofraum; Saracenen mit wütenden Geberden stürmten herein und rissen Rodvan hinunter in den Hof, wo ihn Reinhart vom Fenster aus sofort von staubbedeckten Boten umringt sah. Eine furchtbare Aufregung hatte alle, hatte auch Rodvan ergriffen. Reinhart wollte hinunter eilen, die große Nachricht zu erkunden. Da trat ihm am Portal eine Gestalt entgegen, in härenes Gewand gehüllt, einen Strick um die Lenden, die Spuren der Geißel auf dem entstellten Leib.

„Gottschalk!" rief Reinhart entsetzt. „Was ist mit dir? Wo warst du, woher kommst du endlich?"

„Ich komme von Jerusalem!" sprach feierlich der Büßer.

„Von Jerusalem? Von den Heiden? Was hast du dort gethan?" — „Jerusalem ist in der Christen Hand! Es fiel vor sieben Tagen; auf dem Tempel Salomos weht die Fahne Gottfrieds von Bouillon." „Jerusalem erobert — ohne mich!" schrie Reinhart und stürzte verzweifelnd auf sein Angesicht: das Weh schlug ihn wie ein Blitz danieder.

Gottschalk rührte sich nicht, ihn aufzuheben und fuhr fort: „Den Grafen Robert fand ich nicht mehr in der eroberten Bergfeste. Sie war zerstört. Er hatte sich wieder in das Lager vor der heiligen Stadt begeben: denn lange schon lag das Kreuzheer, in sieben heißen Schlachten sich Bahn brechend, vor Jerusalem." „Und ich habe nichts

gethan, als ein Weib geküßt!“ stöhnte Reinhart und sprang auf. — „Die Ankunft der Christen vor Jerusalem war die Botschaft gewesen, die Ibrahim und Hassan von hier fort rief, Hassan schlug sich durch in die belagerte Stadt, Ibrahim suchte bei den Moslems den Frieden zu vermitteln, das Blutbad an der heiligen Stätte zu verhindern. Auch gelang es ihm, Waffenstillstand zu erzielen. Doch der starke Wille unseres Gottes zerschlug den Vergleich. Man rüstete zum Sturm. Schon tönten die Streithörner, noch immer wollte Ibrahim die Kämpfenden versöhnen. Mit ausgebreiteten Armen stellte er sich zwischen die Stadt und die Angreifer. Er fiel, zugleich von vorn von einem Christenspeer und rückwärts von einem Saracenenpfeil durchbohrt. — Und über seiner Leiche wütete der Kampf. Der fromme Gottfried erstieg zuerst den Mauerkranz. Genommen ward die Stadt mit Sturm! Vierzigtausend Saracenen fielen, — von Hassans Schicksal weiß ich nichts. Ich kam am Tage nach der Eroberung. Ich war geflogen, nicht gewandert, über die Berge, durch die Wüste, um Euch Hilfe zu bringen. Ich suchte den Grafen Robert. Ich hörte, er sei gerade mit dem ganzen Heer, mit allen Fürsten in den Tempel des heiligen Grabes gezogen. Sie hielten dort feierliche Messe. Auch ich habe gekniet am Grabe des Erlösers. Und als ich erwachte aus Thränen und Gebet — da — mir schaudert! — da hört' ich Euren Namen nennen.“ „Meinen Namen?“ rief Reinhart, „wer nannte mich?“ — „Fürst Bohemund von Tarent.“ — „Mein Feind! Der arge Normann! Der Pfaffenknecht! Der nannte mich nicht zum Segen!“ — „Nein, Unseliger, zum Fluch! Nach dem Hochamt des Dankes trat Bohemund auf die Stufen des Altars und verlas, im Namen des Feldherrn, die Liste all der Kreuzfahrer, die wissentlich und willentlich ihr Gelübde versäumt, vom heiligen Heere sich freiwillig ge-

trennt. Eine lange, lange Reihe! Da schlug mir Euer Name furchtbar an das Ohr! Die zurückgekehrten Boten des Grafen Robert haben bezeugt, daß sie Euch in heidnischem Gewand, ruhend in den Armen der Heidin, getroffen, daß Ihr die Auswechselung, die Rückkehr zu unserem Lager mit gottlosen Worten ausgeschlagen. Noch viele Namen wurden genannt. Ich harrte, fiebernd, auf das Ende. Da sprach zum Schluß der Fürst das Urteil: Acht und Feuertod über alle die Abtrünnigen, die bis zum Fall Jerusalems gesäumt. Ihr Wappen wird durch Henkershand zerbrochen, ihr Name soll ein Schandwort sein in aller christlichen Ritterschaft. Und ihr Haupt des Todes, wo sie ein christlich Auge sieht."

„O halt ein!" rief Reinhart. — Doch Gottschalk fuhr fort: „Als das Urteil zu Ende gesprochen war, widerhallte die Kirche von dem dreimaligen Achtruf des ganzen Heeres; kaum war dieser Ruf verstummt, da trat Bischof Gregor von Alkara auf die Stufen des Altars und sprach den Bannfluch der Kirche über die Gerichteten. Noch dröhnen die entsetzlichen Worte in meinen Ohren, mit denen er Eure Sünde, Eure Strafe schilderte! Er verfluchte Euch! Jedes Haar Eures Hauptes! Jeden Tropfen Eures Herzbluts! Jede Stätte, die Euch aufnimmt! Jede Speise, die Euch labt! Jede Hand, die Euch berührt! Und zum Schluß stieß er die brennende Fackel, die er in Händen hielt, zur Erde, daß sie erlosch, und schloß: ‚ihre Seelen aber sollen verdammt sein und erlöschen in ewiger Finsternis, wie diese Fackel!'" Da erhob Reinhart das Haupt: „Genug! Ihre blinde Wut giebt mir die Kraft wieder. Sie fordert meinen Trotz heraus. Hast du den Grafen nicht aufgesucht?" — „Herr! Wie leicht eilt Ihr hinweg von dem Wort ewiger Verdammnis! Mich, den der Schlag nicht getroffen, mich hält er noch betäubt! — Ich

fand den Grafen endlich und sprach Eure Botschaft. Er gab mir dieses Schreiben an Euch. Und ich flog zu Euch zurück. — Noch immer hat Euch die Gnade des Himmels einen Weg der Rettung für Eure arme Seele gelassen."

Eilig erbrach Reinhart das Schreiben des Grafen und las: „Toller, unseliger Junge! Verdient hast Du's nicht um mich, das wissen Gott und Sankt Robert! Aber um Deines Vaters willen, der ein ganzer Mann war, und weil Du selber sonst ein frischer Gesell gewesen, will ich Dir noch einmal die Freundeshand reichen. Retten vor Acht und Bann konnte ich Dich nicht. Der giftige Normann, der Dir nie verzeiht, daß Dein Vater ihn einst in Welschland vom Gaul gerannt hat und daß Du selber in Antiochia unsere deutsche Fahne, weil sie zuerst den Wall gewann, hoch über dem Banner von Tarent aufgesteckt, hat meinen Boten, die ohne Dich heimkehrten, sogleich Deine ganze Schande abgefragt und seitdem Deinen Namen auf das Sünderregister geschrieben. Sein eigener Neffe, Held Tankred, bat für Dich: — umsonst. Du bist auch ein ganz heilloser Geselle! Aber noch einmal will ich's mit Dir versuchen. Wirf vom Augenblick an die Heidendirne aus Deinem Herzen, Deinem Leben. Fliehe noch diese Nacht nach Jerusalem. Eine Tagereise von Eurem Bergnest will ich Dich erwarten und sicher nach Europa schaffen, und zuletzt, wär's auch nur dem finstern Bohemund zum Trotz, Deinen Frieden durchsetzen mit Reich und Kirche. Du weißt, ich verheiße nichts, was ich nicht halten kann. Du bist in meinen Augen genug dadurch bestraft, daß Du hier vorgestern die heiße Sturmhetz nicht hast mitgemacht. Das war ein blutiges, schönes, christliches Werk! Aber höre wohl: — komm mir ohne Deine Heidenprinzessin, sonst schlage ich ihr eigenhändig den Kopf ab und sperr' Dich in ein Pfaffenkloster für Dein Leben. Denn Du bist

kein Mann, kannst Du den süßen Minnequark nicht los werden. Höre auf mein Wort. Es ist die Stimme der Ritterehre. Sie ruft Dich zum letztenmal. Folgst Du nicht, so thust Du, wie wer den Kopf in eine Weiberschürze steckt, wann ihn das Hifthorn ruft zum letzten Streit. Komm! Ich erwarte Dich."

Reinhart ließ das Pergament fallen. „Es ist wahr!" sprach er vor sich hin. „Zum letztenmal, ich fühl's, werd' ich gerufen."

Da warf sich Gottschalk unter Thränen zu seinen Füßen. „O Reinhart, mein lieber Herr, mein Sohn! Gebt nach! Folgt seinem Ruf. Seht, als ich in der Kapelle stand und Eure schwarze Sünde schildern hörte und den grausen Bann vernahm, als die heilige Kirche Euch auf ewig ausstieß, da war mir's, als hätte sich mein Herz auf ewig von Euch gelöst. Habt Ihr doch auch mich ferngehalten von meinem Gelübde! Mit Grauen, fast mit Haß kam ich zurück zu Euch mit des Grafen Botschaft. Aber nun, da ich Euch wieder sehe, Eure Stimme wieder höre, — da wacht die alte Liebe wieder auf. Hab' ich Euch doch groß gezogen wie meinen Sohn. Gedenkt an Eure edle, tote Mutter! Mit tausend Ängsten schaut sie jetzt vom Himmel auf Euch nieder. Sie fleht mit mir zu Euch. Laßt von diesem zauberischen Weib. Kehrt zurück zur Reinheit! Zu Eurer Ritterpflicht!" Und weinend umschlang der alte Mann Reinharts Knie.

„Laß ab, steh auf, du treuer Freund," sprach dieser, ihn gerührt erhebend. „Es ist umsonst: — nichts trennt mich mehr von meinem Weibe. Und lägen Himmel und Erde, und — mehr als beide, — meine Mutter, wie du hier, flehend zu meinen Füßen: — ich werde nun und nimmer von ihr lassen! Ausgestoßen, tödlich verfolgt bin ich von Christ und Muselmann. Nichts, nichts habe ich

mehr als Fatmes Seele. Und Treue gegen sie ist alle meine Pflicht fortan auf Erden. Graf Robert, edler Freund, Dank für dein rettend Wort — ich kann ihm nicht folgen.“ So sprechend zerriß er des Grafen Brief. „O Gott,“ stöhnte der Alte, „so zerreißt er seine arme Seele! — Und alles um eine Heidin!“ „Diesen Dorn, mein Freund, kann ich aus deiner Brust ziehen!“ lächelte Reinhart. „Sie ist Christin, getauft mit dem schmerzlichen Blut ihres Herzens! Sie ward Christin, nicht mein Leben, nur meinen Tod zu teilen.“ — Und in raschen Worten erzählte er ihm den Versuch Marias, die Gefahr dieses Tages von seinem Haupte abzuwenden oder mit auf das ihre zu laden.

Diese That bewirkte eine mächtige Umwandlung in Gottschalks Gesinnung. Mit leuchtenden Blicken des Erstaunens begleitete er Reinharts Rede und unterbrach ihn mit freudigem Ausruf: „Wie? Das hätte sie gethan? Das Heidenkind hat soviel deutsche Treue, soviel christliche Liebe in sich? So ist es nicht die blinde, sündige Glut, ’s ist echte Minne? Sterben wollte sie für Euch? Und ihre Liebe hat ihre Seele herübergerettet aus der brennenden Verdammnis in die himmlische Seligkeit? Segen über ihr Haupt! Nun bin ich wieder Euer mit jedem Tropfen meines Blutes. Ich hatte beschlossen, mein Leben am Grab des Erlösers, für Eure arme Seele betend, auszuleben. Jetzt aber weiß ich’s besser zu verwenden. Euch will ich dienen und helfen mit aller Kraft. Und laßt mich nur gewähren! Ich sehe einen Pfad, der uns noch alle aus der Gefahr in die frohe Sicherheit der Heimat führen kann!“

Fünftes Kapitel.

Der Ausgang.

„Und aller Ausgang ist ein Gottesurteil.“
Schiller.

Reinhart eilte zu der Geliebten, mit ihr den Tod ihres Vaters, von dem ihr die arabischen Boten berichtet haben mußten, zu beklagen. Er fand sie niedergesunken auf eine Rasenbank des Gartens in heißen Thränen. Lange, lange währte es, bis er ihre Gedanken von diesem Schmerze hinweglenken und sanft zu der neuerwachten Hoffnung hinüberleiten konnte.

Der Rettungsplan, welchen Gottschalk den Liebenden mitteilte, war auf die Kunde gebaut, die er unterwegs erhalten, daß eine byzantinische Galeere, die Kranke und Verwundete aus Palästina nach den heilbringenden Inseln Griechenlands zur Genesung führen sollte, in der Bucht Al Irm, etwa eine halbe Tagereise von der Feste Dschabar, vor Anker lag und nach Mittag des nächsten Tages unter Segel gehen wollte. Gottschalk hatte das Schiff auf seinem Rückweg von einer der nächsten Berghöhen mit eigenen Augen liegen sehen und verbürgte sich, die Flüchtigen den nächsten und sichersten Weg an den Ankerplatz zuverlässig führen zu können. In einem scharfen Ritt von sechs Stunden sei auf dem ihm infolge seiner letzten Wanderungen wohlbekannten Pfad die Küste zu erreichen. Und so ward denn beschlossen, um Mitternacht von der Felsengrotte aus die kühne Flucht zu wagen. Es schimmerte den Liebenden neue Hoffnung auf Leben, Freiheit, Glück. Den Gedanken Reinharts, nunmehr doch die von Graf Robert gebotene Hand zu ergreifen, da Fatme Christin geworden, und zu hoffen sei,

daß der wackere Freund deshalb seine Gesinnung ändern würde, diesen Gedanken mußte man aufgeben, da Gottschalk — obwohl mit zögerndem Widerstreben — berichtete, wie der Graf einen grimmigen Eid geschworen habe, nimmermehr der Verführerin seines Freundes vergeben und ihr unter allen Umständen, wenn er ihrer habhaft werde, das zauberische Haupt abschlagen zu wollen.

Eben hatte Reinhart mit Gottschalk die nötigsten Vorbereitungen zur Flucht getroffen, Pferde und Wagen gerüstet, die natürliche Steinpforte der Gartengrotte erprobt, und in hoffnungsvoller Ungeduld sahen die drei Freunde die Sonne untergehen, als ein schwarzer Sklave Reinhart schweigend einen Zettel von Rodvan überbrachte. Reinhart las: „Die Botschaft des Falles von Jerusalem hat unseren Entscheidungskampf nur verzögert, nicht aufgehoben. Der Auftrag meines Vaters Hassan, der, dem Blutbad der Eroberung entronnen, ein großes Heer der Gläubigen zu neuem Kampfe führt und mir gebot, die Besatzungen der benachbarten Bergfesten zusammenzuziehen, hält mich für heute fern von Dschabar. Von Jerusalem aus zieht schon das Christenheer gegen uns heran und nahe unserem Schloß wird in den nächsten Tagen der letzte blutige Würfel fallen. Bis morgen aber, bei Sonnenaufgang, bin ich zurück und erwarte dich bei Tagesanbruch im Burghof zum letzten Kampf."

Bleich, zitternd, ließ Reinhart das Blatt fallen. Er hatte über den Berichten, über den Fluchtplänen Gottschalks völlig Rodvans und der tödlichen Verabredung vergessen. Jetzt, an der Schwelle der Rettung, fiel ihm dies feindliche Verlöbnis schwer auf die Seele. „Flieht — flieht ihr beide — und rettet euch!" stammelte er. „Ich kann euch nicht begleiten! Ich bleibe." — Er wankte und hielt sich mühevoll aufrecht an dem Stamm der Ceder, in deren

Schatten sie weilten. Entsetzt rafften Maria und Gottschalk das unselige Schreiben auf und mit schmerzlichem Liebesblick fragte Maria: „Und warum? Sage, warum mußt du bleiben?" „Du frägst?" rief Reinhart. „Meinem Todfeind hab' ich mich zum Kampf verpflichtet! — Meine Ehre ist ihm verpfändet! — Soll ich Wort und Ehre brechen und entfliehen?" — „O, Reinhart, stellt sich denn immer dies Gespenst zwischen dich und meine Liebe? Meinen Glauben, mein Leben hab ich dir geopfert! Und du opferst mich dem toten Götzen, deiner Ehre!"

„Mehr ist die Ehre denn das Leben, Kind! Wie? Rodvan, dem ich mit höhnender Verachtung die Ritterlichkeit absprach, der großmütig die Gewalt, die er über seinen Todfeind hat, nicht brauchen will, sondern alles auf die freie Entscheidung unserer Waffen stellt, — vor ihm soll ich entfliehen? Soll er sagen, Reinhart von Stauf war ein Ritter in Worten, ein feiger Bube in Thaten! Nimmermehr!"

Schmerzvoll zweifelnd sprach Gottschalk. „In der That, die Frage kann ich nicht lösen. Ich kann nicht raten, zu fliehen und nicht, zu bleiben; diesen Zweifel kann ich nicht entscheiden!"

„Aber ich," rief Maria begeistert, „ich kann ihn entscheiden! O Reinhart, glaube mir, nicht das selbsüchtige Verlangen meiner Liebe redet aus mir! Ich möchte dich, meinen Stern, nicht um den Preis der Beflecktung mir erhalten. Und doch sage ich dir: du darfst, du mußt für jetzt diesen Kampf vermeiden! Rette mich! Rette die Christin vor der Rache der Heiden, die sie verließ. Rette mich und dich! Tötest du Rodvan im Zweikampf, — nie lassen dich die Seinen entrinnen: sie morden dich! Rette uns zuerst. Und dann, muß es sein, ficht diesen Zweikampf aus, in Sicherheit vor Mördern." — „Ja! Du hast

recht! mag einstweilen Rodvan meinen, was er will! Sowie ich dich in Sicherheit gebracht, entbiete ich ihn zum Zweikampf." — „O, mein Geliebter, laß uns diese Stunde noch genießen, festhalten. Sieh, die Abendsonne grüßt, scheidend, unsere Häupter mit letztem Strahl. Laß sie uns zur Zeugin nehmen und vor ihrem leuchtenden Antlitz bekennen, daß wir glücklich waren in unserer Liebe." „Ja," fuhr Reinhart fort, „glücklich sind wir gewesen. Ob unsere Freude schuldvoll war, — ich weiß es nicht. Mir ist, die Menschen werden sie so nennen. Vielleicht haben sie recht. Vielleicht ist es thöricht, vielleicht ist es frevelhafte Überhebung, so stolz fliegen zu wollen über alle die Schranken, welche Glaube und Sitte und angeborene, altvererbte Art aufgerichtet haben zwischen Volk und Volk. Vielleicht lebt sie nie und nirgend, jene Menschheit über allen Völkern, — jene Menschlichkeit, an welche dein edler Vater glaubte —. Aber wie er starb für seinen schönen Glauben — oder Wahn! — so wollen auch wir leben und, muß es sein, sterben für unsere Liebe. Diese war kein Wahn!" — „Du sprichst, als ob du keine Rettung mehr hofftest." — „Ich hoffe, solang ich atme." Und schweigend, Hand in Hand, in träumerisches Sinnen verloren, ließen sie die letzten Stunden des Abends vorübergleiten. —

Die Nacht, die entscheidungsvolle Nacht war gekommen. Still ward es in der Feste. Die Abwesenheit der meisten Saracenen mit Rodvan verödete die Räume und verhieß, indem sie die Zahl spähender Augen verminderte, leichteres Gelingen der Flucht. Um keinen Verdacht zu wecken, trennten sich die Liebenden zur gewohnten Stunde. Maria ging hinauf in die oberen Gemächer der Burg und suchte ihr Schlafgemach. Früh entließ sie ihre Sklavinnen. Um Mitternacht wollte sie rasch die Treppen hinunterschlüpfen und mit leisem Handschlag Reinhart ein Zeichen geben, der

sie am Eingang des Gartens in Empfang nehmen und eilig in die Höhle führen sollte, in welcher sich der aushebbare Stein befand. Gottschalk erwartete sie mit zwei Rossen außerhalb der Ringmauer des Schlosses an der ihm genau bezeichneten Stelle der Felsengrotte.

Alles gelang nach Wunsch.

Die Feste lag in Dunkel und Schweigen. Nur einmal glaubte Reinhart das große Burgthor sich öffnen zu hören. Die Nacht war finster und stürmisch geworden. Der schwache Neumond ging erst spät auf. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel. Der Wind rüttelte mit Sausen an den Türmen des alten Schlosses. — Endlich kam die Mitternacht. In ihr weißes Nachtgewand gehüllt glitt Maria ungesehen, leise wie ein Geist, über die steinernen Gänge, durch Hallen und Treppen. Auf das gegebene Zeichen trat Reinhart aus dem Dickicht, faßte ihre zitternde Hand und zog sie eilig durch die Gebüsche.

Kein Wort wurde gesprochen. Mächtig schlug Marias Herz in Furcht und Hoffnung. In der Grotte angelangt, schlug Reinhart leise in die Hände, dem draußen harrenden Gottschalk ihre Nähe zu künden. Er lauschte auf Antwort, aber alles blieb still. Er wiederholte das Zeichen lauter. Ängstlich preßte er das Ohr an die Felsenspalte. Umsonst: keine Antwort erfolgte. „Wehe," flüsterte Maria, „Gottschalk verläßt uns!" — „Das thut der Getreue nicht. Er wird in der Dunkelheit den Ort verfehlt haben. Er muß ganz in der Nähe stehen: ich will hinaus und ihn suchen." — „Nein, Geliebter, laß mich nicht allein hier! Mich tötet die Angst!" Doch schon hatte Reinhart die Platte aufgehoben, war hinausgeschlüpft und hatte den Stein wieder hinter sich gesenkt. Maria stand nun in der Grotte, Reinhart im Freien. „Gottschalk," rief er leise, „wo bist du?" Und sich überall in der Dunkelheit

umsehend, trat er einen Schritt vorwärts. Da stieß sein Fuß an einen dunklen Körper. Er beugte sich nieder, der Mond trat aus ziehendem Gewölk: es war sein treuer Knappe, der vor ihm lag. „Gottschalk!“ rief er, „steh' auf! Schläfst du?“ „Nein, er ist tot!“ antwortete eine laute Stimme, und eine schwarze Gestalt trat hinter dem Vorsprung der Mauerecke hervor. „Rodvan!“ rief Reinhart und trat entsetzt zurück: — „Du hier?“ — „Ja, falscher Franke! Ehrloser Flüchtling! Ich bin hier, deine Schmach, deinen Wortbruch aufzudecken und zu strafen. Böse Ahnung trieb mich noch vor Mitternacht nach Haus. Der Haß schläft sowenig als die Liebe und hell ist das Auge der Eifersucht. Ich sah die weiße Gestalt der Abtrünnigen durch die Gänge gleiten, im Garten mit dir nach der Grotte eilen. Ich ahnte alles. Ich ließ euch gewähren: ich wollte sehen, wieweit der stolze Ritter sein Ritterwort vergäße. Ich eilte vor die Mauern des Schlosses, deiner schmählichen Flucht, nachdem sie unleugbar geworden, im offenen Feld entgegenzutreten, da stieß ich auf den thörichten Graukopf hier mit den Pferden. Er wollte mich aufhalten, euch warnen. Er hat seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt. Du siehst, du entrinnst meinem Schwerte nicht: — es ist dein Schicksal! — Zieh! Ich bin ganz allein! — Stehe mir.“ „Rodvan,“ sprach Reinhart mit tonloser Stimme, „geh' und gieb Raum! Laß mich erst Fatme retten. Dann, an sicherer Stätte, wollen wir uns treffen! Es ist nicht gut, den Verzweifelten aufzuhalten! — Gieb Raum! Gieb Raum!“ — „Zieh', Feigling! oder ich haue dich nieder.“ — „Du willst es. Komm denn und vollende dein Geschick.“ Sie fochten. — Hell klangen ihre Schwerter aneinander. Mit Entsetzen vernahm Maria den Schall in der Grotte. „Reinhart,“ rief sie, „Reinhart!“ sich an den Felsen klammernd und umsonst

an der schweren Platte rüttelnd, „Reinhart, was thust du? komm!“

Noch einmal klangen draußen die Schwerter. —

Dann ward es still. — Atemlos lauschte Maria. Da ward die Platte von außen gehoben, Reinhart stand vor der Öffnung, das nackte Schwert in der Rechten. „Komm,“ rief er, „eile!“

Sie trat ins Freie, sie sah sich um. — Der Mond trat wieder aus einer Sturmwolke. Sie sah, daß sie an Gottschalks Leiche stand. — Einen Schritt vorwärts: — sie sah Rodvan mit blutiger Stirn zu ihren Füßen liegen. „O Himmel!“ rief sie und trat entsetzt zurück. „Über Leichen geht mein Weg. Rodvan, armer Rodvan!“ „Jetzt ist nicht Zeit, tote Feinde zu beklagen,“ sprach Reinhart finster, „komm!“ Er stand vor ihr, ehern wie sein blutiges Schwert. „Du bist furchtbar, Reinhart,“ rief sie. „Es sind tote Menschen, die hier liegen! Armer, edler Rodvan — du starbst um mich.“ — „Ihm ward sein Wille! Sein Haupt für drei meiner Freunde. Komm, es ist die höchste Zeit!“ Mit diesen Worten ergriff er das bebende Weib und hob sie mit eisernen Armen auf eines der harrenden Rosse, schwang sich zu ihr in den Sattel und vorwärts jagte das Paar wild in die Nacht und den Sturm.

Sausend schlug der Wind des raschen Rittes Mariens Schleier und gelöste Locken in Reinharts Antlitz. Kein Wort ward gesprochen. Nur vorwärts, vorwärts spornte er das schnaubende Tier. Wohin der brausende Ritt sie trug, — sie wußten es selbst nicht! Nur fort von der feindlichen Burg, und die Richtung nach dem Meere einhaltend, eilten die Flüchtlinge. Den Weg zu verfolgen, welchen Gottschalk sie zu führen versprochen, war nach dem Verlust des treuen Alten unmöglich. Und mit diesem Weg

gab Reinhart die Hoffnung auf, rechtzeitig die Meeresbucht Al Irm und das byzantinische Schiff zu erreichen. Es galt ihm jetzt nur, möglichst großen Vorsprung zu gewinnen vor der grimmigen Verfolgung, welche die Mannschaft aus Dschabar beginnen mußte, sobald sie die Flucht des Paares entdeckt, sobald sie Rodvan vermißt und als Leiche gefunden haben würde.

Manchmal hielt Reinhart den rasenden Lauf seines Rappen an und lauschte, ob er nicht im Rücken den Hufschlag der Verfolger vernehme.

Aber nichts vernahm sein Ohr als den Nachtwind, der in den Bergeichen sauste und von ferne das brandende Meer, dem sie sich in wilder Eile näherten.

Dann drückte er wohl einen brennenden Kuß auf Marias schönes Antlitz, die ihn fest umklammert hielt, sprach ein ermutigendes Wort, an das er selbst kaum glaubte, und vorwärts wieder jagte die hastende Flucht. — —

So waren sie stundenlang geritten. Der Tag begann zu grauen. Die freundliche, aber gefährliche Helle ließ nunmehr die Umgebung deutlicher unterscheiden. Reinhart sah, daß sie in die Vertiefung des Küstenthales geraten waren, das, von zwei felsigen Hügelreihen umschlossen, in das offene Meer auslief.

Mit den ersten Strahlen der Morgenröte erblickten sie von der Spitze eines der Hügel, die sie erreicht, vor sich die rauschende See, deren Morgenflut eben begann. Reinhart beschloß, eine noch höhere Felsklippe, die einen Bogenschuß vor ihnen und schon ganz im offenen Flutgebiet lag, zu erklimmen, ob nicht von dieser Warte aus die rettende Galeere vor Anker liegend zu sehen sei. Mit Mühe spornte er das müdegehetzte Tier die steile Felshöhe hinan, an deren Fuß schon die Wellen spülten und unter den Hufen des Pferdes spritzten.

Als sie den Gipfel gewonnen, bot sich ihnen der überraschende Anblick eines großen kriegerischen Lagers dar, das zu ihrer Linken lag und bisher von der Hügelreihe vor ihren Blicken verborgen gehalten worden war. Es war offenbar das Heer der Christen, das von Jerusalem aus zur Vernichtung der saracenischen Macht in diesen Gegenden herangezogen war. Mit einem aus Freude und Schrecken gemischten Gefühl sah Reinhart die wohlbekannten Fahnen im Morgenwinde wehen. Die Wappen der einzelnen Banner konnte er nicht unterscheiden, doch goldig leuchtete im Morgenlicht von den Spitzen ihrer Schafte das Kreuz.

Schon war es lebendig im Lager. Man sah die Reisigen Rosse zäumen, Waffen putzen, Befehle durch die Zeltgassen tragen. Bald hatte man das Paar auf der hohen Felsspitze entdeckt und einige Reiter der Vorhut näherten sich, soweit es die unterdessen noch gestiegene Flut gestattete. Mit schmerzlichem Blick betrachtete Reinhart die früheren Waffenbrüder, als ihn ein plötzlicher Schreckensruf Marias sich wenden ließ. — Er blickte um und sah von dem anderen Höhenzug des Thales, zu ihrer Rechten, plötzlich zahlreiche Scharen saracenischer Reiter herabjagen, deren Annäherung früher zu vernehmen das Getöse der rasch emporschwellenden Flut verhindert hatte. Bald erkannte er Hassan, der unter den vordersten ritt. Kurz nach Mitternacht war dieser mit der Vorhut der türkischen Reiterei in Dschabar angelangt, hatte die Gefangenen entflohen, seinen Sohn erschlagen gefunden. Wütend hatte er die Flüchtlinge und ihre Spur verfolgt und endlich hier, am Meeresstrand, eingeholt. Sofort hatten die Saracenen die beiden Gestalten auf der Klippe erkannt und ungesäumt jagte Hassan mit seinen Reitern in die Flut, den Felsen schwimmend zu erreichen. Mit Schrecken sah sie

Maria näher und näher herankommen. Aber von dem Christenheere, das, sowie die Saracenen sichtbar geworden waren, sich eilfertig in Schlachtordnung gestellt hatte, schien den Flüchtlingen Rettung kommen zu sollen. Die Vorposten des Lagers hatten die offenbar feindlichen Absichten der Saracenen gegen das Paar auf dem Felsen erkannt und deshalb rasch beschlossen, den Feinden ihre Opfer zu entziehen. Gleichzeitig mit Hassan heransprengend hatten sich die Christen in Booten in die Fluten geworfen und mit kräftigen Ruderschlägen bald den mühsam schwimmenden Saracenenrossen Vorsprung abgewonnen.

„Seid gutes Mutes," rief der Christen Führer von weitem aus dem Nachen Reinhart zu, „die Heiden sollen Euch nichts zu Leide thun." „Wo ist Graf Robert von Flandern?" rief Reinhart. „Graf Robert führt die Nachhut aus Jerusalem herbei. Er trifft erst gegen Abend ein." — „Wer befehligt die Vorhut? Wessen Leute seid ihr?" — „Uns führt Fürst Bohemund von Tarent!" Und mit Schrecken erkannte Reinhart die normannischen Farben und die Helmzeichen seines grimmigen Feindes: denn schon stiegen die Reisigen aus den Kähnen. „Aber wer seid Ihr da oben? Ihr tragt christliche Waffen?" Reinhard antwortete nicht: — er zog das Pferd von dieser Seite des Felsens zurück. Aber der zweite Normanne, der ans Land sprang, hatte ihn erkannt. „Bei Tankreds Schwert!" rief er dem ersten zu, „Guido! Das ist Reinhart von Stauf! Der Apostat! Der Herzog hat einen Preis von fünfzig Goldgulden auf das Haupt des Geächteten gesetzt. Und wer den von der heiligen Kirche Verfluchten erschlägt, erhält Ablaß für drei Todsünden. Den müssen wir haben!" Wild jubelten die Normannen Beifall. Ihr Führer rief Reinhart vom Fuße der Klippe aus zu, sich zu ergeben. Reinhart sah sich schweigend nach der rechten Seite um,

von wo die Saracenen herandrangen. Hassan hatte nun den Felsenhügel erreicht und stürmte die steile Klippe herauf, den Seinigen voran und den Säbel schwingend mit dem Ruf: „Abtrünnig Weib! Mörder meines Sohnes! Nieder mit der Christenbrut!" „Maria!" sprach Reinhart, die Geliebte umarmend, „sollen wir uns ergeben? An Hassan? An die Normannen?" „Nein, Reinhart!" antwortete sie, seine Frage verstehend, „frei wie wir gelebt, wollen wir sterben, Gott wollen wir uns ergeben, nicht den Menschen!" Und sie wies hinaus auf das rauschende Meer. „Vergieb mir, Maria: ich war dein Verderben!" — „Und ich das deine. Und unser Verderben war unsere Seligkeit!" Fest umschlang sie mit beiden Armen seinen Nacken. „Ja, Geliebte! Nimm uns auf, du heiliger freier Ocean!" Und mit kräftigem Spornstoß, mit eiserner Hand riß er das schnaubende Roß empor zu schwindelndem Sprung. Hoch bäumte sich das edle Tier: es weigerte einen Augenblick den furchtbaren Dienst. Aber im nächsten schoß es, weit ausgreifend, hinaus in die rauschende Brandung, die, spritzend und schäumend, über ihm zusammenschlug.

Noch einmal tauchte Reinharts ragender Helm aus dem Strudel.

Noch immer sah man seinen Nacken umklammert von zwei weißen Armen. — Da rauschte eine hohe, schaumgekrönte Welle heran und begrub Roß und Reiter für immer in ihrem Schos. — —

Die Normannen waren, als sie den Fang entwischt sahen, zu ihren Kähnen und auf diesen zu dem Christenheere zurückgeeilt. Hassan erklomm ungestört den Gipfel der Klippe und sah die Flüchtlinge versinken. Einen Augenblick starrte er schweigend, finsteren Blickes, in die Fluten, als wollte er nicht glauben, daß ihm seine Opfer ent-

rissen seien. Dann kehrte er düster zu den Seinen zurück, die ihn in einem Boote vom Felsen abholten.

Bald entbrannte in dem ganzen Meeresthal die grimmige Schlacht. Lange tobte, bis zur sinkenden Sonne unentschieden, der Kampf. Am Abend aber traf Graf Robert von Flandern mit der Nachhut auf der Walstatt ein. Da ward der Tag für die Christen entschieden. Hassan trug die grüne Fahne Mohammeds zum letzten Angriff. Er fiel und mit ihm sank die grüne Fahne.

Vergebens suchte Graf Robert, dem die Normannen den Untergang Reinharts von Stauf berichteten, als die Toten bestattet wurden, nach der Leiche seines noch immer geliebten jungen Freundes. Er wollte sie von den Gebeinen der „heidnischen Zauberin" trennen und, trotz Acht und Kirchenbann, feierlich in geweihter, christlicher Erde bestatten. Seine Leute durchforschten die ganze Umgebung des Felsens, die mit der abends eintretenden Ebbe wieder trockengelegt war.

Vergebens: — das stolze Meer gab die Liebenden, die sich ihm anvertraut, nicht wieder heraus; es hatte sie ungetrennt fortgetragen in seine ewig freien Tiefen.

Aus der Vendée.

1794.

I.

Es war ein duftiger Frühlingsabend in der grünen, buschigen Vendée; die Sonne tauchte hinter die Waldhügel, die, den Ausblick nach dem Kanal von England hemmend, die Loire begleiten, bis sie in den Ocean mündet. Der Clairon, ein silberhelles Flüßchen, durchschneidet hier das enge Thal, das von den Ausläufern des Küstengebirges umschlossen wird.

Der Tag war feucht, zum Teil regnicht gewesen und die erst im Erlöschen siegende Abendsonnne weckte aus tausend Waldblumen jenen jungfräulichen süßen Duft, der nur der Maienabende flüchtige Gabe ist. —

Da stiegen von den südöstlichen Gebirgen auf den Pässen, die aus dem innern Frankreich führen, die Vortruppen des siegreichen republikanischen Heeres herab, das zwei Tage zuvor eine Abteilung der kühnen Chouans geschlagen und zerstreut hatte, die von George Cadoudal, dem begabtesten und mächtigsten Parteigänger des Königtums in dieser Landschaft, zum Schutz der Eingänge in die Vendée aufgestellt war. Es war ein wilder, unregelmäßiger Zug, einem einheitlichen, zuchtstrengen Heer ebenso unähnlich als die aus Edelleuten, Priestern, Bauern und Jägern gemischten Haufen der Chouans, die ihre waldgrüne Heimat und ihre altererbten Gesinnungen gegen die gleichmachenden Dekrete der Einen und unteilbaren Republik verteidigten.

Der Zug, etwa 400 Mann stark, wurde eröffnet durch eine aus Schützen bestehende Vorhut, die, der Hauptmacht vorausrückend, rechts und links die verwachsenen Waldhöhen rings um den schmalen Pfad beobachtete, jeden Hinterhalt der listigen Feinde zu erspähen, ehe die Hauptmacht, die sich auf dem engen Wegraum nicht ausbreiten konnte, in das Bereich der Gefahr geriete.

Ohne Widerstand erreichte die Schar den Gipfel der Hügel und stieg ohne Hindernis in das grüne Thal des Clairon hernieder, das im Abendlichte vor ihnen lag. Die Hauptmacht folgte; den Schluß bildete ein Haufe von Sansculotten und Marodeurs, deren kriegerische Haltung der Fahne der Republik wenig Ehre machte.

Drei Offiziere ritten langsam vor der Hauptmacht. Der älteste und höchste unter ihnen, ein Oberst, trug den damals gewöhnlichen schwarzen Civilanzug des mittleren Bürgerstandes und eine Jagdkappe von schwarzem Tuch. Nur der Degen an der breiten dreifarbigen Binde bezeichnete den Soldaten, den Offizier. Seine Züge, in denen mehr Betrachtung und Gedanke als Leidenschaft lag, stimmten zu dem Eindruck seiner Kleidung. Haar und Bart hatte er, nach Sitte der damaligen Freiheitsmänner, kurz geschoren, gleich den Republikanern Roms; aber sein blaues Auge ließ nicht auf romanische Abkunft schließen.

Der Offizier zu seiner Linken war ein Mann nur mittleren Wuchses, doch von nervigem, straffem Bau. Er trug eine verschossene blaue Soldatenjacke, lederne Hosen bis ans Knie, indes die Beine unbeschuht und unbestrumpft an den Weichen des Pferdes baumelten, dessen ganzes Reitzeug in einer über den Rücken geworfenen Wolldecke und einem Stricke statt des Zügels bestand. Über die Brust hatte er eine zerfetzte dreifarbige Schärpe geschlungen, die ihm ein langes Messer ohne Scheide trug. Den Kopf und einen

Teil des Gesichts bedeckte eine rote Feldmütze, aber doch nicht tief genug, eine frischgeschlagene Schramme zu bergen, welche sich vom linken Auge über die Nase nach der rechten Wange zog. Es lag etwas Theatralisches in der absichtlichen Wüstheit, in der Vernachlässigung seines Anzugs und seines Gebahrens.

Der dritte Reiter stach bedeutend von seinen Kameraden ab. Er ritt einen edlen Araber mit jenen schlanken Fesseln und dem feingebogenen Hals, durch welche die Rasse als die Aristokratie unter den Pferden erscheint. Er trug die volle Uniform der Revolutionstruppen; doch hatte er an dem dreieckigen Hut die Federnverbrämung des ancien régime beibehalten und der feine Kavalierdegen mit dem goldenen Griff mochte sich wundern, daß die Farben einer seidenen Trikolore freundnachbarlich ihn berührten; mehr noch als diese äußeren Zeichen verrieten das vornehm geschnittene Profil und die weiße Hautfarbe die adelige Abkunft. Das Stutzbärtchen, das gewiß früher diese schmalen Lippen bedeckte, war als ein Opfer der Sitte der Republik gefallen, aber das schöne kurzlockige dunkelbraune Haar schmückte noch immer sein edel gebildetes Haupt.

Die Sauberkeit der ganzen Erscheinung mochte besonders der Sorgfalt des alten Dieners zu danken sein, der dicht hinter ihm schritt und dessen Auge oft wie mit väterlicher Liebe und mit einem gewissen Stolz auf der feinen, höfischen Gestalt ruhte. Jetzt, als der Weg beim Herabsteigen von den Höhen besonders steil und schwierig ward, trat er vor, schob das Pferd des Sansculotten ziemlich rücksichtslos auf die Seite, ergriff den Zaum des Arabers und leitete so seinen jungen Herrn auf die gangbarste Fährte des Reitpfades. „Laß, Bertrand; du weißt, Oriel geht sicher wie eine Gemse und du bist dem Bürger

Froissard im Wege." — „Ah, Monsieur le Vicomte — Monsieur Hektor, wollte ich sagen" — verbesserte der Diener rasch mit einem verlegenen Blick auf den Oberst. „Thu' dir keinen Zwang an, Bertrand," lächelte dieser. „Du kannst es nicht über das Herz bringen, das ‚Bürger Chatillon', also bring' es auch nicht über die Lippen." — „Du mußt ihn entschuldigen, Gracchus, er ist zu alt geworden in der alten Form, um sich so leicht der neuen zu gewöhnen. Treue ist seine Haupteigenschaft: — Treue gegen die Menschen und gegen die Dinge." „Ja, die Treue," rief Froissard mit spöttischem Ton, „ist ein gut Ding, Bürger Papillon. Bewahrt sie nur der Republik fester als dem Königtum." „Froissard!" fuhr Hektor auf. „Euresgleichen könnte mir diese Treue schwer machen, wenn Ihr etwas anderes in mir erwecken könntet als Verachtung." „Hoho, junger Kavalier, das forderte Blut, wär' ich eine Adelspuppe wie Ihr. Aber wartet nur! Die Canaille hat auch ihre Waffen: wir sind Euch wie die Guillotine: Ihr verachtet uns, aber wir bringen Euch um." „Friede, Kameraden!" sprach der Oberst. „Zwist unter den Offizieren wäre unser sicheres Verderben in diesem Lande, wo nur wachsames Ineinandergreifen uns schützen kann vor einem allgegenwärtigen Feinde. Ihr wißt, wie schwierig unsere Aufgabe. Nach unserem Sieg an der Charente hat sich der Rest der Chouans, etwa dreitausend Mann, unter Charette und andern bedeutenden Führern geflüchtet und zwar vermutlich in das Thal des Clairon, auf Schloß Sombreuil Wir wissen noch nicht, ob sie sich von da ins Gebirge werfen und mit George Cadoudal vereinen oder ob sie nach der Küste sich wenden wollen, nach England zu fliehen. Beides muß verhindert werden. Denn nur durch ausnahmlose Zerstörung jedes kleinen Schößlings läßt sich der verderbliche Stamm brechen, der

seine zähen Wurzeln nach allen Provinzen Frankreichs ausbreitet. General Hoche mit der Hauptmacht wird die Flüchtlinge von der Verbindung mit Cadoudal abdrängen und gegen das linke Ufer des Clairon, wo Schloß Sombreuil liegt, vorrücken, indes wir sie umgangen und das rechte Ufer gewonnen haben, ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Wir müssen sie verhindern, auf das rechte Ufer des Flusses überzusetzen und sie auf dem linken so lange festhalten, bis General Hoche sie erreichen und vernichten kann."

„Freilich schwer genug," rief Froissard, „den Fuchs im eigenen Bau zu fangen. Sie kennen jeden Busch dieser Wälder, jeden Fels dieser Berge. Aber mich sollt' es freuen, den Grafen Alfons de Sombreuil auf den Zinnen seines eigenen Schlosses zu hängen."

„Ihr könnt ihm die Schmarre von der Charente nicht verzeihen," lachte der alte Bertrand. „Aber es geschah Euch recht. Ihr habt seinen schönen Rappen erstochen, das machte ihn wütend. Das edle Tier that mir leid."
„Weiß Gott — oder vielmehr wüßte Gott, wenn's einen gäbe — die Rosse dieser Aristokraten sind so stolz wie ihre Reiter. Es ist mir immer, als ob solche Bestie mich verachtet. Als ich den Rappen mit der hochmütigen Fußbewegung einhergaloppieren sah, hätte ich das Roß wie den Reiter zur Guillotine schicken mögen. Da sprang ich hin und stieß der Märe die Pike in den Bauch und der Schurke hieb mir den Degen übers Gesicht. — Aber wir sind am Ziel!"

Der Zug war im Flußthal angekommen; die sechs oder sieben Hütten, sonst von Bauern und Fischern bewohnt, waren verlassen. Jenseit des Flusses, eine viertel Stunde etwa entfernt, auf einem Hügel lag Schloß Sombreuil. Die Brücke war abgebrochen, die Kähne, die sonst

den Übergang vermittelten, verschwunden und ebenso die Stangen, die dazu dienten, die Furten des kleinen, aber tiefen und reißenden Flusses zu bezeichnen. Die Mannschaft verteilte sich längs dem Ufer und in dem verlassenen Dörflein. Froissard traf die Wache; der Oberst und Hektor quartierten sich in dem wohnlichsten der Häuser ein, das von einem Blumengärtchen umgeben war und überall die Spuren eines fleißigen Wirts zeigte, ja die unverkennbaren Spuren einer Frauenhand trug.

Hektor überließ es der Sorge Bertrands, der überall im Hause umherwirtschaftete, Quartier zu machen, und legte sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die schlichten Bretterstufen, die von dem Garten an die Hausthür emporführten und von wo er das kleine Thal überschauen konnte. Es war nun dunkel geworden: die ersten Sterne gingen auf: die Stimmen der Tiere in Baum und Wiese verstummten und über der Landschaft lag tiefe Stille, die nur selten von einem Ruf der Wachen am Fluß, von dem fernen Klirren einer Waffe unterbrochen wurde. Hektor versank in sinnende Betrachtung, die seinem Gesicht einen wehmütigen Ausdruck lieh. Eine Hand legte sich traulich auf seine Schulter. „Du träumst, Hektor,“ sprach eine milde Stimme, „wovon träumst du?“ Er sah auf; der Oberst stand bei ihm. „O Guillaume, wovon als von ihr!“ — „Von der Freiheit?“ — „Nein, von Hortense, der weißen Rose von Vaucluse. Du glaubst nicht, wie mächtig diese grünen Waldhügel, diese Thäler und Schluchten mich mahnen an die Auen meiner Jugend, wo das Schloß meiner Väter stand, in der blühenden Provence, und an sie, welche die Rose jenes Gartens, die Blüte meines Lebens war.“ — „Das sind gefährliche Erinnerungen, Hektor. — Überhaupt ist dein Sinn nicht mehr derselbe, seit wir Paris verlassen und diese Vendée be-

treten haben. Ich fürchte, dein bewegliches Herz ist nicht tief genug vom Golde der Freiheit befrachtet: es treibt auf den Wellen neuer Eindrücke."

„Neuer Eindrücke? nein, Guillaume. Die Empfindungen, welche diese Wälder in mir wecken, sind die ältesten meiner Seele. Wie jetzt dort das alte Schloß, so habe ich alle Abende meiner Knabenzeit das graue Chatillon im Sternenschimmer liegen sehen, wann ich heimkehrte von der Jagd, aus den Wein- und Olivenhügeln von Carcassonne. Dann ritt Bertrand neben mir und sang mir die alten Lieder der Provence und erzählte mir von meinen Ahnen, den ritterlichen Chatillons, die den weißen Falken im blauen Schild den Schlachten der Capets schon und der Valois getragen. Diese schilfigen Ufer mahnen mich an die Niederungen der Durance, wo ich mit Hortense de Bellaflor den scheuen Reiher beizte. Wie zierlich trug sie den Sperber auf der kleinen Hand! — Es war ein Maiabend wie heute — sie war schöner und freundlicher als je — ich hatte ihr nie von Liebe gesprochen, ich scheute mich, — sie war ja ein Jahr älter als ich —; sie hatte eine spanische Romanze gesungen vom Cid Campeador — da fiel ich ihr zu Füßen und bat sie, mir eine Gefahr, eine Heldenthat für sie aufzugeben, ich könne nicht unverdient ihre Schönheit schauen, ihre süße Stimme hören. Da lächelte sie und löste mit spielender Hand eine weiße Schleife von meinem Mantel und sprach: ‚Wohlan, ich nehme Ihren Ritterdienst an, Hektor! Von nun an vollbringt, was die Dame von der weißen Schleife von Euch begehrt.‘"

„Schwärmende Kinder!" lächelte der Oberst.

„Das sind nun fünf Jahre. Mein Vater schickte mich in die Pagerie nach Paris. Da lernte ich dich kennen, du lehrtest Philosophie und Geschichte: mein Lehrer ward

bald mein Freund. Du legtest den Schatz deiner großen Gedanken, deiner Freiheitsbegeisterung in meine Brust und erwecktest mir eine neue Welt in Rousseau, in den großen Philosophen. Du wecktest in mir die Liebe zur Menschheit, den Drang, Glück und Freiheit von Frankreich aus über alle Länder zu verbreiten, das natürliche Recht der Gleichheit allen Menschen wiederzugeben. In dem Weltmeere dieser Ideen versank alles, was mir früher teuer gewesen, mein Stand, das Schloß meiner Väter, selbst meine Liebe. Als ich aus der Pagerie trat, war der Kampf mit der Tyrannei begonnen; mein Vater war tot. Ich sah die Genossen in Scharen dem wankenden Thron zu Hilfe eilen: aber ich war dein Schüler geworden und das Schwert von Chatillon ward gegen die Bourbons gezückt. Man zerbrach mir mein altes Wappen, man nahm mir alles, bis auf dies Schwert: — aber ich wankte nicht, ich folgte dir und der Freiheit blind durch alle Gefahren, ja durch Ströme von Blut. Deine starke Logik baute mir Brücken über alle Abgründe; ich begriff, daß nur das Blut der Tyrannen die Schuld der Tyrannei sühnen, die Wurzeln der Freiheit tränken könne. Und in Paris, wo jeder Tag neue Gefahr, neue Aufregung brachte, wo die Republik stündlich ihr junges Leben gegen Gewalt und Verrat schützen mußte, — da ertrug ich alles, selbst die Roheit unserer eigenen Partei, selbst die dumpfe Bestialität eines Froissard. Aber hier in diesen Wäldern ist alles anders. Hier ruht der langgequälte Verstand, die Seele tritt wieder in ihre Rechte, das Gemüt wird beredt; die Vergangenheit, meine Vergangenheit redet zu mir aus diesen grünen Bergen. Die Begeisterung dieser Jäger und Fischer für ihr Recht macht mich irre an unserm Recht und ich muß oft denken: die Chouans sind Helden und wir sind Henker."

Der Oberst faßte bewegt die Hand des jungen Mannes.

„Nein, Hektor, werde nicht irre, wanke nicht! Es wäre mein Unglück, es wäre mehr: es wäre der Sturz meiner Idee. Du weißt nicht, was du mir bist; dein Haupt trägt mir die Weihe des Symbols. Ja, denn ich ringe um deine Seele mit dem Geist der Vergangenheit und der Ausgang des Kampfes ist mir ein Gottesurteil. Du weißt, wie ich geworden, was ich bin. Mein Vater war Kaufmann in Straßburg, ich sollte die Firma fortführen: — ich fügte mich. Des Tages habe ich Conti gezogen und in den Büchern gerechnet, aber nachts habe ich studiert. Und als mein Vater Bankerott machte und sich erschoß, habe ich mit vierundzwanzig Jahren die Mutter, die Schwester erhalten als Professor an der Pagerie. Ich habe nie eine Jugend gehabt, nie eine Liebe: die Logik Rousseaus war mein Genuß, die Freiheit meine Verlobte; ich hatte entdeckt, daß die Menschheit geirrt hatte, daß sie alle Wurzeln des Geschichtlichen ausrotten, daß sie neu beginnen muß, soll sie nicht verfaulen in Laster und Tyrannei. Ich habe an mir erfahren, was der Wille kann: er muß es in allen können. Mit Grundsätzen kann man eine Welt in Gedanken, warum nicht auch eine Welt in Wirklichkeit bauen? Die Vergangenheit oder der Wahn, die Heilighaltung der Vergangenheit ist ein gefährlicherer Feind unserer Republik als der feindliche Bund aller Könige Europas. Aber jeder Mensch kann seine Vergangenheit Lügen strafen, wenn er nur will. Meine Gegner in Philosophie und Geschichte, die Engländer, die Deutschen bestreiten dies: — aber es ist die Frage nicht meines Lebens nur, es ist die Lebensfrage Frankreichs. Da fand ich dich: dein aufopfernder edler Geist, dein freier Sinn hat mich entzückt; in dir will ich den Verehrern der toten Vergangenheit einen lebendigen Gegenbeweis aufstellen; du, der geborene Edelmann, sollst durch die verwandelnde Kraft

deines bloßen Willens, deines kühlen Verstandes der glühendste Republikaner werden. Ich selbst habe ein kleineres Beispiel davon geliefert, meine Natur neigt zu theoretischer Arbeit, zur Wissenschaft: — aber ich sah, das Vaterland hat Überfluß an Philosophen und Mangel an Soldaten: wohlan, ich bezwang die Natur und ward, meiner Vergangenheit zum Trotz, Soldat, Offizier."

„Und ein tüchtiger Offizier."

„Den größern, glänzenderen Beweis sollst du liefern, Hektor; laß mich nicht zu Schanden werden."

„Nein, Guillaume, gewiß nicht. Führe mich gegen meine ausgewanderten Genossen, die Vaterlandsverräter, die sich von preußischen Bajonetten wollen zurückführen lassen: — meines Vetters, meines Bruders Blut will ich vergießen in solchem Krieg. Aber es geht mir gegen das Herz, diese Bauern und Jäger hier mit überlegener Macht zu fangen und zu erschießen, die in ihren Bergen und Wäldern für ihren alten Gott, für ihren König und ihre Grundherren mit rührender Treue kämpfen und sterben."

„Glaubst du, Hektor, mir wird es leicht? Ich bin kein Froissard! Aber dem Heil der Menschheit muß auch dies Opfer fallen. Diese Thäler haben jahrhundertelang das Glück gehabt, unter einer milden und tüchtigen Adelsherrschaft zu stehen: kein Steuerpächter hat sie ausgesaugt, kein verdorbener Hof vergiftet. Sie haben den Fluch der Tyrannei nicht hassen gelernt, wie sollten sie die Freiheit lieben? Sie kämpfen für ein patriarchalisches Glück, das einzige, das sie kennen. Wir aber bringen ihnen ein höheres, ein politisches Glück: Geist, Bildung, Freiheit und zwar, wenn es sein muß, mit Gewalt. Denn wie wir alle Menschen sind, Ein Begriff, so soll auch die ganze Menschheit nur Ein Glück haben: die Freiheit!"

„Brav, Oberst!" schrie Froissard, der unbemerkt heran-

getreten war. „Ja, wir bringen die Freiheit! Wir wollen es ihnen austreiben, Unterschiede zu machen, die die Natur nicht kennt. Wird der eine als Bauer geboren aus seiner Mutter Leib, der andere als Edelmann, der reich, jener arm? Nein, beim Teufel, als Mensch wird jeder geboren, und Menschen sollen wir alle sein, nichts weiter. Die Natur hat Eine gerade Linie gezogen, gleich für alle: was um einen Kopf darüber hinausragen will, muß um eben diesen Kopf kürzer gemacht werden. Übrigens ist meine Wachtzeit um, an Euch ist die Reihe, Bürger Chatillon. Denn Bürger Gracchus ist Oberst und hält nicht mit im Dienste, dieser Unterschied muß sein. Merkt die Parole: France und fraternité."

Hector stand schweigend auf und ging mit Bertrand auf seinen Posten an dem Ufer, wo die Wachtfeuer brannten.

II.

Schloß Sombreuil lag einige hundert Schritte weit von dem linken Ufer des Clairon auf einem buschigen Hügel. Es war in der frühen Gotik des XII. Jahrhunderts gebaut mit der einfachen, wenig belebten Schönheit dieses Stiles; der Spitzbogen wiederholte sich an allen Fenstern und Thüren und zwar in der älteren, dem Romanischen noch näheren Form mit der mehr runden als keilförmigen Spitze: ebenso kehrte das Achteck wieder bei allen Türmen, Erkern und Zinnen. Nur die oberen Gemächer des östlichen Turmes waren, weil zum Wohnraum der Grafenfamilie bestimmt, in wohnlichem Stand erhalten und daher auch mit einzelnen Neuerungen versehen worden.

Die unteren Geschosse aber, für das Gesinde und weiland für die reisige Besatzung bestimmt, mochten jahrhundertelang keine große Änderung erfahren haben.

In der weiten Halle des Erdgeschosses waren am Abend unserer Erzählung einige der flüchtigen Royalisten versammelt. Man brannte kein Licht, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde zu wecken. Auf einer Erhöhung im Hintergrunde der Halle — dem sogenannten »dais«, von welchem herab dereinst der Burgherr die Wahrzeichen der Lehen an seine Vasallen vergeben hatte — saß auf einem Armstuhle mit hohem, gotisch geschnitztem Rücken ein stattlicher Greis, dessen graue Locken bis auf die Schultern seines Wamses von veilchenfarbenem Sammet herunterflossen. Die Linke hing matt von der Seitenlehne des Stuhles, indes seine Rechte auf dem Haupt eines schönen, in Trauer gekleideten, jungen Weibes ruhte, das zu seinen Füßen kniete und mit unendlich wehevollem Ausdruck ihre großen dunklen Augen zu ihm aufschlug; zu seiner Rechten stand ein Mann, den Tonsur und Cingulum als katholischen Priester bezeichneten. Ein Mann von etwa dreißig Jahren in der Offiziersuniform der bourbonischen Edelgarde, der den linken Arm in der Binde trug, maß mit ungeduldigen Schritten den Saal. Auf dem Boden lagen Büchsen, Pistolen, Säbel, Pulverhörner und Waffen aller Art zerstreut. In der Nische des großen Bogenfensters standen mehrere Männer in der grünen Jägertracht der Chouans. Alle waren — leichter oder schwerer — verwundet und blickten schweigend nach dem fernen Ufer, wo die roten Wachtfeuer der Feinde glühten.

Der Greis unterbrach die Stille: „Was ist beschlossen?“ fragte er den Offizier. „Sprich, Alfons; dieses Schweigen ist schrecklicher als das ausgesprochene Verderben.“ — „Wir können nichts beschließen, Graf Bellaflor, bis Martinet

zurück ist. Ist es General Hoche selbst, der dort am Flusse lagert, so müssen wir zu Cadoudal in die Sümpfe fliehen. Ist es nur ein zufälliger Streifzug, so müssen wir seine Entfernung abwarten und dann über den Fluß und nach England eilen."

Er verschwieg die dritte gefährlichste Möglichkeit, die er besorgte, daß jener Streifzug kein zufälliger, sondern absichtlich ausgeschickt sei, um ihre Flucht nach England abzuschneiden, bis General Hoche sie auf dem linken Ufer des Clairon erreichen und vernichten würde. Nur eine Erwägung bewog ihn, dies Schlimmste noch nicht anzunehmen, nämlich die, daß ein absichtlich gegen sie gerichteter Streifzug doch wohl geradeswegs das Schloß überfallen haben würde. Er setzte seine unruhigen Gänge fort, bis rasche Schritte auf der Außenflur die Spannung aller erregten. Da eilte zur Saalthür herein, die gewichtigen Eichenflügel offen lassend, eine hübsche Bäuerin in der schmucken Tracht der Vendée. „O gnädige Herrschaft," rief sie in lauter Freude, „er ist da! Er ist gesund wieder da, mein lieber kleiner Mann, mein Martinet." Und ihr auf dem Fuße folgte der lang erwartete Späher, das Wasser aus seinen triefenden Kleidern schüttelnd. Es war eines jener köstlichen Bauerngesichter, die mit größter Treuherzigkeit einen Zug schalkhafter Schlauheit vereinen.

„Ah Monseigneur, ah Comtesse, ah meine kleine Frau! Das war der beste, aber der gefährlichste Spaß meines Lebens. Jeannetton, gieb mir einen Schluck Wein und eine trockene Jacke, — ich bin halbtot vor Kälte und Hunger, — wenn es die gnädige Herrschaft erlaubt. Wisset vor allem: es ist nicht General Hoche, sondern Oberst le Gray, den sie Gracchus nennen, mit etwa vierhundert Mann." „Also zu Cadoudal können wir nicht mehr!" riefen einige der Chouans. „Nein," fuhr Martinet

fort, „denn zwischen ihm und uns steht General Hoche und rückt in Eilmärschen gegen uns. Sie glauben nämlich, alles, was nach dem Tage an der Charente von uns übrig gewesen, habe sich hierher geworfen. Sie wissen nicht, daß sich, was noch rüstig war, unter Charette über die Berge zu Cadoudal gewendet hat. Das ist auch der Grund, weshalb sie nicht sofort das Schloß anzugreifen wagten." „Und unsertwegen", rief der Greis, „seid ihr mit uns ins Verderben gegangen, anstatt mit den anderen in Sicherheit." — „Ah, Monseigneur, wir durften Euch doch nicht allein lassen mit der Comtesse und dem verwundeten Herrn. Aber mit dem Verderben hat's noch gute Wege. Wenn Charette zu Cadoudal entrinnt und ihn von unserer bösen Lage unterrichtet, so werden sie gewiß das Äußerste wagen, uns herauszuhauen." „Unmöglich!" sagte der alte Graf. „Hoche ist ihnen dreifach überlegen." „So müssen wir nach England!" rief der Kaplan. „Freilich, freilich," meinte Martinet mit einem verlegenen Lächeln. „Hat Oberst Gray fest Quartier gemacht längs dem Fluß?" fragte Alfons rasch. „Ja, allerdings ziemlich fest!" erwiderte Martinet verhalten. — Alfons biß auf die Lippen; er sah geschehen, was er fürchtete: jener Streifzug galt ausdrücklich dem Schloß Sombreuil: — sie waren im Netz. Niemand bemerkte seine Miene als Martinet, der allein außer ihm die Situation ganz überschaute. „Doch deshalb," rief er mit verstellter Munterkeit, „den Mut nicht verlieren! Ich habe einen köstlichen Plan, ich schaffe die gnädige Herrschaft doch noch über den Fluß und nach der Küste." „Laß hören," sagte Alfons hoffnungslos. „Nämlich so. Die Sansculotten glauben, wir sind ein Haufe von ein paar Hundert. Nun haben wir noch zwei alte Böller auf dem Schloß, die bei Todesfällen und anderen Freudenfesten losgebrannt werden. Diese

schleppen wir Chouans an die untere Furt, unterhalb des Dorfes, und feuern sie gegen die dortigen Posten am Engpaß ab, als ob wir dort mit Macht und Kraft den Übergang erzwingen wollten; der ganze Streifzug wird sich auf diesen Punkt werfen und die Wachen vom oberen Teile des Flusses abziehen; aber oberhalb des Dorfes, am Brombeerhügel, ist die seichteste Furt, und indes wir unten am Engpaß die Feinde beschäftigen, watet die Herrschaft oben gemächlich über den Fluß und hat einen Vorsprung von ein paar Stunden gewonnen." „Indes am Engpaß soviel treue Herzen für uns verbluten!" rief der alte Graf. „Pfui über uns, wenn wir das duldeten." „Nun, was ist's denn weiter?" rief Martinet, fast ärgerlich, das Aufopfernde in seinem Plan entdeckt zu sehen. „Hat nicht die Herrschaft und die frühere Herrschaft von jeher für und mit uns gelebt, und sollen wir nicht einmal ein wenig sterben dürfen für die Herrschaft? Sie sind nicht nach Paris gezogen, Sie nicht und ihre Väter nicht, und haben nicht am Hof das Blutgeld unserer Grundzinse verbraust, wie Sie's wohl gekonnt hätten, gleich den anderen, sondern hier, im grünen Land, im alten Pays, sind Sie geblieben, haben sich mit uns gefreut über ein gutes Jahr und uns fortgeholfen über ein schlechtes: — wir gehören zusammen, die Herrschaft und wir, wenn's erlaubt ist, sozusagen, und darum . . . —"

„Darum gehören wir auch im Tode zusammen, treuer Martinet," rief der alte Graf Bellaflor und erhob sich vom Stuhl. Hortense sah mit Bewunderung an ihrem greisen Vater empor: — sein langes weißes Haar wallte auf seine Schultern und sein sonst mildes Auge sprühte kriegerisches Feuer. Er trat vorwärts und ergriff ein zerfetztes Banner, das in einer Eisenröhre an dem Pfeiler steckte: „Ich sehe, Alfons, an deinem finstern Blicke, daß

jenes Streifkorps unsertwegen gekommen ist. Wohlan, wir wollen sie erwarten. Noch einmal soll das Panier von Sombreuil im Kampfe wehen und der Heldengeist deines Gatten, Hortense, deines Bruders, Alfons, wird uns umrauschen. Wir wollen dieses Schloß verteidigen bis auf den letzten Herzschlag." „Und die beiden Frauen?" mahnte der Kaplan. Da faßte Hortense, fortgerissen von der Begeisterung ihres Vaters, seine Hand. „Sorge nicht um uns, Vater: es liegt ein Centner Pulver im Keller." „Heldenmütige Tochter!" rief der Greis. „Ja, ein Donnerschlag soll von Schloß Sombreuil her erdröhnen in allen Bergen der Vendée und Rache, Rache wird das Echo sein." „Ich weihe eure Waffen mit dem Segen der Kirche," sprach der Kaplan. „Seid ihr bereit, Freunde, mit uns zu sterben?" rief Alfons, indem er die Fahne aus der Hand des Greises nahm und entfaltete.

„Ja, wir wollen sterben mit Euch!" riefen die Chouans einstimmig.

Martinet aber brummte: „Ja! Meinetwegen! — Aber zuvor soll mir noch mancher der Vernunftanbeter von unserm Schloßberg herunterpurzeln. Zwar, zu halten ist es nicht lange, das gute alte Haus: denn die Eisenbeschläge des Burgthores habe ich für die Stallthüre verwenden müssen, im Schloßgraben stehen, statt des Wassers, die Nelkenbeete der Frau Comtesse und in den Ringmauern sind Löcher, daß Mond und Sonne durchscheinen und die Dorfkinder darin Verstecken spielen. Aber François und Collin und ich, wir haben noch selten gefehlt mit der Büchse: die ersten, die heraufkommen, sollen nicht wieder hinunter."

Und er begann, die Gewehre zu laden, die auf dem Estrich lagen, indes die Chouans im Vordergrund und die Grafenfamilie auf der Erhöhung der Halle zu einem kurzen Mahle, dem letzten, das sie zu halten gedachten,

sich niederließen und dann, nachdem sie Wachen ausgestellt, Schlaf zu gewinnen suchten.

Jeannetton brachte, nachdem sie die Herrschaft bedient, auch ihrem Manne zu essen: „Aber sage, Herzens-Martinet, wie hast du denn all die schönen Neuigkeiten erfahren, die du uns gebracht, und bist doch mit heiler Haut davongekommen?“

„Das will ich dir sagen, Schatz. Als wir neulich von der bösen Schlappe an der Charente zu Euch Frauen zurückgekommen waren, eilte ich gleich wieder in die Berge, um zu sehen, in welcher Richtung uns der Feind bedrohe. Bald bemerkte ich von weitem den Streifzug und erfuhr von den Nachzüglern, denen ich Tabak und Branntwein verkaufte, allerhand; unter anderm auch, daß sie das rechte Ufer des Clairon besetzen wollten. ‚Da bekommen wir Gäste!‘ dachte ich, und als aufmerksamer Wirt eilte ich voraus in unser Dorf, in unser kleines Haus: — denn, dachte ich, Jeannetton ist eine gar saubere Hausfrau und gewiß gefällt es den Herren am besten bei uns. Ich versteckte mich also im Keller zwischen den Fensterbalken, weißt du, die unter der Hausthürtreppe münden. Richtig! Bald kam ein junger Offizier mit einem alten Diener — du, der rumorte weiter nicht im Hause umher! Er erwischte glücklich unser letztes Huhn und drehte ihm den Hals um — dann kam gar Oberst Gray selbst und sie redeten auf der Treppe eine Masse Zeug, was ich teils nicht verstand, teils aber gut brauchen konnte. Aber hör' —: Eins ist schnurrig — der junge Offizier kennt Madame la Comtesse und ist sterblich in sie verliebt.“ „Was, der Sansculotte?“ rief Jeanneton entrüstet. „Nein, beruhige dich, Schatz! Er hat Hosen an: und ganz feine; er ist so ein abtrünniger Graf: sie trauen ihm darum nicht recht drüben.“ — „Ein Graf? Wie heißt er?

Nannte er denn die Frau Gräfin beim Namen?" — „Ja freilich nannte er sie: aber nicht bei ihrem Witwennamen, sondern er nannte sie, wie sie als Fräulein hieß, in der Zeit, da du ihre Zofe warst in der Vaucluse: — er nannte sie Hortense, die weiße Rose von Bellaflor." „Und er?" rief Jeannetton hastig. „hieß er nicht Hektor, Vicomte de Chatillon?" „Ja, Hektor heißt er: — aber sieh, kleine Frau, du kennst ihn ja auch, den schmucken Offizier? Muß ich auch noch die letzten sechs Stunden meines Lebens eifersüchtig sein?" „Ach, sei still, du dummer kleiner Mann, das muß die Comtesse wissen." Und sie eilte zu Hortense, die an der Seite ihres Vaters ruhte. Sie schlief nicht und war im Augenblick bei Martinet, der ihr alles noch einmal ausführlich erzählen und beschreiben mußte.

„Es ist kein Zweifel," rief sie zuletzt, und drückte die Hand aufs pochende Herz, „es ist Hektor! Was sagte er weiter? Sprich!" — „Weiter hörte ich nichts. Ein dritter Offizier kam dazu, da schwiegen sie. Aber es war sehr gut, daß der kam: sonst hätte ich aus meinem Versteck nicht herausgekonnt, wie die Maus nicht aus dem Loch, solang die Katze davorsitzt." „Wieso?" fragte Jeanneton. „Ei nun, ich wußte das Losungswort nicht für die Nacht, ohne das sie niemand passieren lassen. Monsieur Froissard hatte die Güte, es mir, d. h. eigentlich dem Vicomte zu sagen. Da schlich ich zur Hinterthür aus unserm Haus und kam unangefochten an die Furt am Brombeerhügel oberhalb des Dorfes. Dort hatte der alte Bertrand Wache, weißt du, der Ceremonienmeister in unserm Hause; er ließ mich auf die Parole hin passieren und als er sich umwandte, tauchte ich ins Wasser, schwamm still wie eine Otter herüber et me voilà." „Freunde," flüsterte Hortense, von einem Gedanken ergriffen, der ihre bleichen

Wangen erglühen machte, — „ich sehe eine Hoffnung, die uns alle retten kann. — Ihr müßt mir beistehen, aber schweigt vor meinem Vater, vor meinem Schwager, bis alles gelungen: sie würden nie einwilligen."

„Auf uns könnt Ihr zählen," antworteten beide.

III.

Die Mitternacht fand Hektor nicht mehr auf dem rechten Ufer des Clairon, bei dem Lager der Republikaner, sondern auf dem linken. Oriel war an einen Baum des Brombeerhügels gebunden, Hektor ging in seinen Mantel gehüllt, den bloßen Degen in der Faust, vorsichtig spähend, um den buschigen Hügel; der Mond brach manchmal durch die ziehenden Wolken.

„Noch niemand da? War es ein Traum? Aber nein, ich wache: ich halte die weiße Schleife in der Hand, sie zerfließt nicht bei meinem Kuß! Hätte ich nur Bertrand hier, ihn noch einmal zu befragen. Wie war es doch? Er stand auf Posten, als plötzlich ein Bauer, aus dem Wasser auftauchend, auf ihn zuschritt; er wußte die Parole, winkte ihm, zu schweigen und flüsterte: ‚Sage deinem Herrn, dem Vicomte Hektor de Chatillon, die weiße Rose von Vaucluse erwarte ihn um Mitternacht jenseit des Flusses am Brombeerhügel, es gelte Tod und Leben'; und er reichte ihm die weiße Schleife und war wieder im Wasser verschwunden. — Und Bertrand brachte mir Botschaft und Pfand: — ich kann nicht zweifeln, es ist Hortense, nur Hortense kann es sein! Aber wie käme sie hierher aus der fernen Provence? Ist es eine Falle der

Chouans? Sie sollen ihren Mann finden. Aber Verrat und Hortense kommen nicht zusammen, wie die Hölle nicht zum Himmel. Doch horch, ein Geräusch! Wer da?"

Eine dunkle Gestalt tauchte aus dem Gebüsch am Wege: — es war eine Frau, ein schwarzer Seidenmantel mit Kapuze und Schleier bedeckte die Erscheinung: — sie schlug den Schleier auf und Hektor erkannte im bleichen Mondlicht Hortense.

„Hortense — Sie hier — welch ein Wiedersehen!" — „Ja, Vicomte, ein unselig Wiedersehen! Wir sind verwandelt, beide verwandelt seit den Tagen von Carcassonne!" — „Verwandelt? Sie vielleicht, Hortense: — nicht ich, mein Herz schlägt für Sie jetzt, wie damals, wie immer! Ich frage nicht, wie, warum Sie mir hier erscheinen: ich weiß, die Engel sind allgegenwärtig und ich liebe dich, Hortense, wie ich dich stets . . ." — „Schweigen Sie, Vicomte, ich darf diese Sprache von Ihnen nicht hören." — „Nicht hören, weil Sie Gräfin geblieben und ich Offizier der Republik geworden? O, Hortense, Sie thun mir unrecht mit Ihrer Verachtung. Es war nicht Zwang, nicht Todesfurcht, was mich zu dieser Fahne führte: es war der freie Wille meiner Begeisterung; ich bin edler als da ich von Adel war, ich bin deiner würdiger als damals, Hortense. Ich beschwöre dich, höre mich an." — „Ich darf nicht, Hektor, ich bin Gattin, ach nein, ich bin Witwe, und der Geist meines gemordeten Gemahls schwebt zürnend in dieser Stunde über unserm Haupte." — „Vermählt? Verwitwet? Wie konnten Sie . . .? — — Doch ich habe kein Recht zu dieser Frage: — Sie haben mich nie geliebt! — Ich konnte Ihr Herz nicht verlieren, ich habe es nie besessen!" — „Halt ein, Hektor! Vermehren Sie nicht grausam die Qual dieser Stunde. Glauben Sie, Hortense hätte damals ohne Zürnen das Geständnis Ihrer

Liebe angehört, wenn sie nicht leise sie erwidert? Sie hätte jetzt Zuflucht bei ihrem Feinde gesucht, wenn sie ihn nicht einst geliebt hätte?" — „Sie machen mich selig, Hortense, und elend in einem Augenblick! Sie liebten mich und Sie haben einem andern angehört und Sie sind meine Feindin?" — „Gott, die köstlichen Minuten verrinnen, an denen so viele Leben hangen! Hören Sie denn: ja, ich habe Sie geliebt in dem Thal unserer Jugend. — Sie gingen nach Paris — die Revolution brach los: wir hörten bald, daß Vicomte de Chatillon bei den Feinden des Thrones stand — oh, Hektor, wie konnten Sie so sich, und ach! wie konnten Sie meiner so ganz vergessen! Sie kennen die Grundsätze meines Vaters: — nie hätte er sein Kind dem Republikaner gegeben. Da kam der Graf Castor de Sombreuil aus der Vendée: — er war einer der ersten Helden des Königtums: — er warb um mich — er war zwanzig Jahre älter als ich, aber mein Vater wünschte die Verbindung — und Sie, Hektor, hatten mich vergessen, mich aufgegeben, — ich ward die Seine. — Im ersten Jahre unserer Ehe wurde er gefangen: die Guillotine war sein Los!" „Unselige!" rief Hektor. „Ich war ihm mit meinem Vater hierher gefolgt. — Mein Schwager führte den thränenvollen Krieg mutig fort: — da wurden sie kürzlich an der Charente geschlagen, wir sind umzingelt auf Schloß Sombreuil und uns alle erwartet der Tod. Da entdeckte ich Sie durch einen Zufall im feindlichen Lager: — und hier flehe ich Ihre Großmut an: — retten Sie mich." — „Hortense, Geliebte! Du bist schon gerettet. Folge mir ins Lager und ich schütze meine Braut gegen die Welt." — „Nicht so, Hektor! Nie kann ich die Ihre werden, nie mein Schicksal von meinem Vater trennen und den Meinen." „So sprechen Sie!" rief er gereizt: „Was verlangt die Gesandtin der Chouans?" „Lassen

Sie morgen Mitternacht den Posten an dieser Furt unbesetzt, lassen Sie uns den Fluß passieren und nach England fliehen!" — „Unmöglich! Hortense, was verlangen Sie von mir? Ich habe der Republik geschworen: soll ich ihr meinen Eid brechen, soll ich, als Offizier ausgeschickt gegen die Chouans, deren Flucht unterstützen?" — „O Männerherz, das sich rühmt, ein Weib zu lieben und aus gereizter Eifersucht dies Weib sterben, verzweifeln läßt! Hektor, geben Sie mir die Schleife zurück! Sie sind nicht der Ritter, dem sie gebührt; muß ich Sie mahnen an Ihr Versprechen, alles zu thun und zu opfern für Ihre Dame?" — „Alles thun, Hortense, außer: das Verbrechen, alles opfern, ausgenommen: die Ehre. Ich kann nicht das Heer der Feinde der Republik entrinnen lassen: ich kann nicht retten, was ich verderben soll." — „Das Heer der Feinde der Republik! Schnöde Ausflucht Ihres Hasses! Sind Sie wirklich ausgesandt, zwei Frauen, einen Greis, einen Priester und ein paar zu Krüppeln geschossene Helden zu vernichten, so vollenden Sie Ihr Werk und halten Sie Ihren Schwur der Guillotine." Sie wandte sich zum Gehen. „Bleiben Sie, Hortense, bleiben Sie! Es ist also nicht der Heerhanse des Charette, der mit dreitausend Mann von der Charente entfloh, was dort in Schloß Sombreuil liegt und dessen Rettung Sie von mir verlangen?" — „Charette hat sich längst zu Cadoudal gewandt; wir sind vier wehrlose Menschen mit wenigen Dienern." — „Und Sie wollen nicht die Meine werden, Hortense?" — „Niemals, Hektor! Ich kaufe mein Leben, selbst das meines Vaters nicht um eine Lüge. Die Witwe Castors, der auf der Guillotine fiel, wird nie das Weib eines Republikaners." — „Ist das Ihr letztes Wort, Hortense?" — „Mein letztes." — Hektor preßte beide Hände auf das Gesicht; seine Brust hob sich in gewaltigem Kampf. Endlich

rief er: „Wohlan, Gräfin Sombreuil: wer morgen um Mitternacht die Furt passiert, findet keinen Posten, aber einen Beschützer.“ „Dank, Hektor,“ rief sie, „Dank und Segen.“ Sie schieden ohne Abschied. Hektor stieg aufs Pferd und hatte bald das andere Ufer erreicht. Die Gräfin wandte sich, um nach dem Schloß zu eilen; da rief ihr aus dem Gebüsch eine Stimme zu: „Halt, Frau Gräfin, nicht so rasch! Nehmen Sie mich mit!“ Erschrocken wandte sie sich um: doch es war Martinet mit seiner treuen Büchse. „Du hier, Martinet? Ich verbot dir, mir zu folgen.“ — „Ja, Frau Gräfin, ich bin Ihnen auch eigentlich nicht gefolgt: — ich bin Ihnen vorausgeeilt und war vor Ihnen hier, um zu sehen, ob alles sauber sei. Verzeihen Sie meine Indiskretion, aber ich hätte Monsieur le Vicomte totgeschossen auf dem Fleck, wenn er nicht so galant gewesen wäre, schließlich nachzugeben.“ Und er geleitete sie nach dem Schloß, das alte Liedchen summend:

„Vergeblich all das Droh'n und Müh'n,
Ihr zwingt und fangt uns nie:
Solang im Land ein Busch noch grün,
Lebt die Chouanerie.“

IV.

Am andern Morgen wurde von ausgeschickten Streifwachen dem Oberst Gracchus gemeldet, was wir schon wissen, daß nämlich Charette mit den Seinen die Aufstellung des General Hoche umgangen und sich zu Cadoudal gewandt habe und daß nur Frauen und wenige Verwundete, die den höchst gefährlichen und erschöpfenden Eilmarsch über die

unwegsamen Bergspitzen nicht hätten mitmachen können, im Schloß Sombreuil verweilen könnten.

Sofort entspann sich unter den Offizieren lebhafter Streit, indem Froissard darauf drang, über den Fluß zu gehen und die Bewohner des Schlosses abzufangen, während Hektor dem Obersten vorstellte, wie ihre Aufgabe gewesen sei, das Entwischen eines großen Chouanhaufens zu verhindern, nicht ein paar Wehrlose zu verderben, und daß es daher jetzt viel wichtiger sei, Charette mit aller Macht zu verfolgen und vor seiner Vereinigung mit Cadoudal zu vernichten, als hier kostbare Zeit zu verlieren mit einer ruhm- und nutzlosen Unternehmung. Als sie allein waren, erinnerte er ihn auch, daß die Gefangenen unfehlbar der Guillotine verfallen seien und daß man nicht auch noch dies Blut unnötigerweise auf das junge Haupt der Republick laden dürfe, das genug zu tragen habe an den notwendigen Todesurteilen.

Guillaume schwankte. Aber einerseits der Eifer, die Scharen des Charette aufzureiben, und andererseits die Einsicht, daß er ohne Gegenbefehl die Stellung am Clairon nicht aufgeben dürfe, die er auf Weisung seines Feldherrn eingenommen, bestimmten ihn endlich, einen dritten Plan zu verfolgen, wodurch er beide Zwecke zu erreichen hoffte. Er selbst mit etwa dreihundert Mann brach auf, den flüchtigen Charette zu verfolgen, und ließ den Rest unter den beiden Kapitäns am Clairon zurück mit dem Auftrag, ruhig in der alten Stellung zu bleiben, bis er ihnen von General Hoche Ordre senden werde, Schloß Sombreuil liegen zu lassen oder zu nehmen. Beim Abschied bat sich Hektor den oberen Teil des Flusses als sein Wachgebiet aus, Froissard erhielt den unteren Teil nebst dem Dorfe. — Kaum aber war der Oberst abgezogen und Hektor auf sein Gebiet gegangen, wo er, die Soldaten nach seinem

Plane verteilend, den Posten bei der Furt am Brombeerhügel an Bertrand übertrug, als Froissard sowohl seine eigenen Leute als, unter der Hand, die Abteilung Hektors für seine Absichten zu bearbeiten begann, was ihm um so leichter gelang, als der beste Kern der Truppen mit dem Oberst abgezogen, nur die sansculottische Hefe zurückgeblieben und Hektor viel zu sehr mit eigenen Gedanken beschäftigt war, um auf die Katzenschritte Froissards zu achten. Dieser beschied alle Soldaten, die nicht auf Posten standen, auf den Abend zu sich in das Haus, das die Offiziere bewohnten, zu einem Gelage: — Hektor und Bertrand fehlten. Froissard, der sich ohnehin bei den Zurückgebliebenen großer Beliebtheit erfreute, weil er ihre Gesinnung teilte und ihre Sprache meisterlich zu reden verstand, bewirtete sie mit Branntwein bis tief in die Nacht, und als sie endlich alle und er selbst zur Hälfte berauscht waren, stellte er sich auf das leergetrunkene Faß und hob an: „Kameraden, ihr wißt, wie ich dazu gekommen, euer Offizier zu sein: — nicht, weil ich mehr wüßte und könnte als ihr, bewahre! — Sondern weil ich vor andern Gelegenheit gehabt, meine Liebe zur Republik zu bewähren. Ihr wißt, ich bin der Sohn von armen Handwerkern aus der Nähe von Marseille. — Eines Abends kam ich nach Hause von der Arbeit: da jammerte meine alte Mutter, meine Schwester Fleurette sei von dem Diener des Gerichtsherrn verhaftet worden, ohne Grund, ohne Angabe eines Grundes! Kameraden, ich hatte nicht viel gelernt: aber ich wußte, daß alle großen Herren Schurken sind — und meine Schwester war achtzehn Jahre und hübsch. Kameraden, ich lief auf das Schloß des Gerichtsherrn — ich fragte nach meiner Schwester — die Bedienten lachten und sagten, sie sei eine Diebin: — sie habe das Herz des Präfekten gestohlen. — Da rannte ich zum Oberpräfekten und verklagte den Präfekten: —

aber der Oberpräfekt war der Onkel des Präfekten und der Oberpräfekt ließ mich einsperren — acht Monate lang! — Da, im Kerker, hab' ich die glühende Liebe zur Freiheit gelernt. — Plötzlich ging der Teufel los in Marseille: — das Volk erschoß die Großen, die Reichen, und half den Kleinen, den Armen. — Mein Kerker flog auf, ich wußte nicht wie: — Ich eilte heraus, durch die brennenden Straßen, einen Brand in der Linken, in der Rechten ein Messer, da: dies Messer, — es ist dasselbe — ich führte das Volk, weil ich den Präfekten am wütendsten haßte. — Kameraden, sein Schloß lag auf einem Hügel: wie dort Schloß Sombreuil — wir überfielen, wir erstürmten das Schloß — ich warf den Brand in die seidenen Vorhänge — meine Schwester fand ich nicht mehr, aber den Präfekten fand ich und schnitt ihm den Hals ab: — und wir fanden seine schönen Töchter und den süßen Wein von Burgund in seinem Keller und Gold und Schätze und Freude die Fülle — und das Volk von Marseille machte mich zum Offizier auf den rauchenden Trümmern des Schlosses."
„Vive Kapitän Froissard!" brüllten hundert Stimmen. — „So hätten wir's auch gemacht, wären wir dabei gewesen! — So ein Schloß möcht' ich auch verbrennen." — „Nun seht, Kameraden, wie ich's gut meine mit euch: — heut früh im Kriegsrat hab' ich euch dasselbe Pläsir verschaffen wollen." „Wie so, wie das?" schrieen die Trunkenen. — „Nun, das alte Grafenschloß da drüben, das reiche Sombreuil hätte ich euch gegönnt! — Der aristokratische Raub von Jahrhunderten ist darin aufgehäuft und Wein und Weiber von der Provence sind dort versteckt und diese elenden Chouans, die uns an der Charente entkommen sind. Ich riet dem Obersten, euch zum Plündern hinüberzuführen: — aber der verkappte Vicomte verhinderte es und nun will der Oberst erst noch einmal anfragen beim General,

ob er auch thun dürfe, was ihm längst befohlen ist. Das verdankt ihr dem Herrn Vicomte!“ „Nieder mit Chatillon, nieder mit dem Verräter!“ rief der Haufe. — „Ich sehe alles, wie es kommen wird. Der General wird befehlen, die paar Flüchtlinge laufen zu lassen und dem Cadoudal, diesem Teufel, wieder nachzusetzen durch alle seine Berge und Sümpfe und die tapfere Armee hat nicht einmal eine kleine Erholung. Schloß Sombreuil mit seinen Schätzen wird im Namen der Republik von den Financeschreibern versiegelt und ihr geht leer aus.“ — „Nein! — Das wollen wir nicht! — Wir warten die Rückkunft des Obersten nicht ab! — Führe du uns, Froissard! — Führe uns gleich gegen das Schloß! — Wir wollen's plündern: — vive Froissard!“ — „Nun, ihr zwingt mich, Kameraden? Drauf denn in Teufels Namen!“

Und der wilde Schwarm stürzte wütend gegen den Fluß unterhalb des Dorfes; Froissards Pferd entdeckte die Furt, bald stürmten sie eilig, aber in aller Stille, um ihre Opfer nicht zu warnen und zu verscheuchen, auf dem untern Wege nach dem alten Schloß. —

Hektor aber hatte einen schweren Tag verbracht. Er führte einen harten Kampf in sich; das Angeborene und das Angenommene befehdeten sich auf Tod und Leben in seinem Herzen. Und er sah wie die Republik und Guillaume Schritt für Schritt den Boden verloren, wie die Vergangenheit und Hortense immer siegreicher in den Vordergrund drängten. Was war die kalte Logik Guillaumes gegenüber der süßen Sprache der Geliebten, was der Enthusiasmus für die Menschheit, zu dem ihn des Freundes überlegener Geist fortgerissen, gegenüber den wiedererwachten Erinnerungen seiner Jugend! Und doch wollte er sich durch süße Selbstsucht nicht einen Augenblick von seiner herben Pflicht abbringen lassen. „Ich will nicht der Fahne meiner

Wahl treulos werden, wie der Fahne meiner Geburt: ich falle, wo ich stehe." — Nach diesem Sieg über sich selbst konnte er um so leichter die Rettung der Geliebten und ihrer Freunde vor seinem Gewissen entschuldigen: er erwartete nun die Stunde der Gefahr mit jenem begeisterten Mut, den aufopfernde Selbstüberwindung gewährt.

Bertrand, von allem unterrichtet, zeigte den höchsten Eifer, das schöne Fräulein von Vaucluse, wie er sie noch immer nannte, zu retten. Er machte seinen Herrn auf die Umtriebe Froissards und die böse Stimmung der Soldaten merksam, aber der Aristokrat verachtete den dumpfen Gegner viel zu sehr, um ihn zu fürchten. Es war ihm sogar lieb, daß jene Einladung die Soldaten nach dem Dorfe gelockt und von der obern Furt entfernt hatte. Es fiel ihm nicht ein, daß Froissard im Sinne des Hasses die Grenze des Gehorsams ebensowohl überschreiten könne, wie er selbst das im Sinne der Liebe thun wollte.

Endlich kam die ersehnte Stunde heran; die Nacht war dunkel, aber heiter und windstill: das Schilf am Ufer stand regungslos, wie in banger Erwartung. Gegen Mitternacht setzte Hektor zu Pferd durch die Furt, um die Flüchtigen am jenseitigen Ufer zu empfangen; Bertrand sollte das rechte Ufer beobachten. Hektors Herz schlug hoch in Schmerz und Spannung. Endlich entdeckte er einen Zug von schwarzen Gestalten, die sich leise auf dem buschigen Wege dem Brombeerhügel näherten. „Eure Losung?" fragte er leise. „Hortense und Hektor", erwiderte Martinet, der den Zug führte. Ihm folgten Alfons und ein Chouan: der alte Graf, die beiden Frauen und der Kaplan bildeten die Mitte: drei Chouans schlossen den Zug; alle Männer waren wohl bewaffnet.

„Monsieur Hektor," flüsterte Alfons, „wir danken Ihnen das Leben: aber ich wüßte keinen Menschen, dem ich es

weniger gern dankte." Hektor fuhr auf, die Faust am Degen. — Da fühlte er den Druck einer weichen Hand auf der seinen: — „Hektor, — bezwingen Sie sich — Ruhe! — Ich fordere auch das noch! — Sie aber, mein Schwager, — halten Sie ein: — Sie wissen nicht, wie hohen Edelsinn Sie beleidigen." Alfons schwieg, Hektor neigte sich und küßte ihre Hand. „Hektor," sprach der Greis, „Ihr Wappen hat man zerbrochen, aber Ihr Herz blieb unversehrt. Sie sühnen Ihre Schuld am Adel Frankreichs, indem Sie seine Perle retten: — meine Tochter." „Eilen wir!" unterbrach Martinet. „Zeit verloren — Leben verloren!" „In Gottes Namen denn!" mahnte der Kaplan. Hektor hob die Gräfin auf den Rücken des treuen Oriel und führte diesen am Zügel sicher durch die Furt: — die anderen folgten schweigend; — kaum aber hatten sie, von Bertrand empfangen, das Ufer betreten, als Alfons, rückwärts zeigend, rief: „Ha, was ist das?" Eine rote Feuersäule stieg glühend in den nächtigen Himmel. „Das ist Schloß Sombreuil!" rief Martinet, „es steht in hellen Flammen." „Unvorsichtige," fragte Hektor, „habt ihr es angezündet, ehe ihr es verlassen? Das weckt die Aufmerksamkeit." „Nein, wir nicht!" antworteten die Flüchtlinge einstimmig. „Dann ist es Froissard mit den Sansculotten!" rief Bertrand. „O, Monseigneur, ich habe Sie gewarnt!"

„Still!" rief Martinet und warf sich lauschend mit dem Ohr auf die Erde. — „Sie eilen vom Schlosse hierher: — es sind wohl hundert: — ein Pferd galoppiert voran." „Flieht," rief Hektor, „ehe es zu spät ist. Wir decken euch den Rücken." „Weh dir, Frankreich," rief Alfons grimmig, den wunden Arm erhebend, „wenn wir wieder kommen!" „Leb wohl, Vendée, wir kehren wieder," rief Martinet. „Dank, Hektor!" rief Hortense, die auf Oriels

Rücken davonsprengte. „Leb' wohl, Hortense, auf Nimmerwiedersehen!“ rief Hektor; und die Chouans waren verschwunden.

Hektor und Bertrand stellten sich nebeneinander, so daß sie den ganzen Raum des schmalen Weges ausfüllten. „Bertrand — jetzt gilt's!“ rief Hektor und drückte die Hand aufs Herz: auf dem Herzen aber trug er die weiße Schleife. „Soll gelten, junger Herr!“ antwortete Bertrand, „hoch der weiße Falke von Chatillon!“ Da bogen Fackeln um den Brombeerhügel: — Froissard, zu Pferd, voraus, die Sansculotten hinter ihm setzten durch den Fluß und eilten gegen die Straße. „Halt!“ — rief ihnen Hektor entgegen: — „das ist mein Posten: — was wollt ihr?“ „Hier sind sie, die Verräter!“ brüllte die Schar und es fielen gegen die beiden einige schlecht gezielte Schüsse, die nicht trafen. Da ritt Froissard dicht heran, die Pistole in der Hand. „Zurück! — Was sucht Ihr?“ fragte Hektor. „Die Chouans suchen wir, Monsieur le Vicomte!“ schrie Froissard. — „Das Nest haben wir verbrannt, die Vögel waren zwar ausgeflogen, doch die frische Spur im feuchten Grase führt deutlich bis hierher: — wißt Ihr, wo sie sind?“ — „Hoffentlich in Sicherheit!“ „Gebt sie heraus! Laßt uns durch! Ihr habt keine Ordre, sie zu schützen.“ „Und Ihr keine, sie zu morden.“ „Verdammter Aristokrat!“ schrie Froissard und schoß: — Hektor wankte und fiel. Aber auch Bertrands Büchse blitzte und Froissard stürzte tot vom Pferde: — im nächsten Augenblick fielen zehn Schüsse zugleich und Bertrand sank sterbend über seinen Herrn.

Mit gellendem Geschrei stürmten die Sansculotten vorwärts, die Flüchtigen zu verfolgen: — da plötzlich hörten sie von der rechten Flanke her Trommeln und Hornsignale: — Fackeln zeigten sich auf den Hügeln und gleich darauf

sprengte Oberst Gracchus unter sie: „Halt," rief er, „halt ein! Die Chouans von Sombreuil sind frei: — General Hoche giebt sie frei. — Doch was seh' ich — Froissard? Und du Hektor, du stirbst!" Hektor richtete sich auf den linken Arm: „Sie sind frei, sagst du, frei?" „Ja! General Hoche ward am Tag, ehe ich bei seinem Heer eintraf, von Cadoudal und Charette, die sich vereinigt hatten, überfallen und geschlagen: — er selbst ist gefangen: — Cadoudal giebt ihn nur frei, wenn die Chouans von Sombreuil sicher den Boden von England erreicht haben: — niemand wage, sie zu verfolgen! Aber du, Hektor, du stirbst, — und stirbst für das Königtum!" „Still," — rief Hektor — „still — siehst du nicht, wie meine Seele gen Himmel fliegt? Der weiße Falke im blauen Feld! Hortense!" Und er war tot und Oberst Gracchus weinte über seiner Leiche.

Ernst und Frank.

I.

Die Ankunft.

Thüringen ist ein liebliches deutsches Land. Freundliche Gärten, lachende Felder füllen die Thäler, die von sanften Hügelwellen in anmutigen Linien umfriedet und von heiteren Wiesbächen durchschlängelt werden: und nur eine Fortsetzung dieser Gärten scheinen die Buchenwälder, die häufig die Höhenzüge krönen. Da ist kein schäumender Wildbach, der Verheerung drohte, keine düstere Schlucht, kein zackiger Fels mit scharfen, Kampf bedeutenden Formen: die Natur hat hier Friede geschlossen mit dem Menschen; gern gewährt sie seiner mäßigen Mühe das Nützliche und schenkt ihm das Schöne als freundlichen Schmuck obenein; nirgends sind die Saatfelder in so reichem und doch noch unschädlichem Maße von der blauen Kornblume geschmückt zu sehen. Und wie das Land, — so die Menschen: der Grundzug ihres Wesens ist ein heiterer sinniger Friede: weder heftige Leidenschaftlichkeit der Sinne, noch quälerische Schärfe des Verstandes stört das Gleichmaß der Volksanlagen.

In einem solchen thüringischen Thal lag Goldenau, das Landgut der Brüder Ernst und Frank Reichhart. In der Mitte der dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude erhob sich das einstöckige Wohnhaus, nicht zu stattlich gebaut, um

des Eindrucks der Ländlichkeit, nicht zu ländlich, um der Stattlichkeit zu entbehren. —

In seinem Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauses stand Ernst, der ältere der beiden Brüder; die nachgelassenen Papiere des Vaters lagen, auf das sorgfältigste geordnet, auf dem Schreibtisch. Die untergehende Septembersonne beleuchtete freundlich das Brustbild des ehrwürdigen Verstorbenen, auf dessen milden Zügen das Auge des Sohnes mit Rührung ruhte; er nahm eines der Papiere auf, welches die Überschrift trug:

„Von meinem lieben Sohn Ernst ein Jahr nach meinem Tode zu öffnen."

Er drückte die Schrift mit feuchten Augen an die Lippen.

„Guter, guter Vater!" sprach er dann leise, — „diese Worte —, immer wieder muß ich sie lesen: sie sind der größte Beweis deiner innigen Liebe: hier redet dein edles Herz seine eigenste Sprache!" Und er las: „Mein edler Sohn! Als ich in meinem Testament mein Vermögen und vor allem unser Goldenau unter Euch, meine guten lieben Söhne, gleich verteilte und den Wunsch aussprach, daß Frank die Verwaltung fremder Güter nach meinem Tod aufgeben und seinen Beruf in der Verwaltung unseres Eigentums vollständig erlernen sollte, Du aber auf dem Gute wohnen bleiben und hier Deine Studien fortsetzen mögest, bin ich in dieser Eurer Gleichstellung nur meiner Euch gleichmäßig umfangenden Liebe gefolgt. Ich habe gewünscht, daß Ihr zusammenlebet: denn, wie die Schrift sagt, es ist gar fein und lieblich, wo zwei Brüder einträchtiglich beisammenwohnen: und dann schien mir dadurch auch sonst am besten für Euer Wohl gesorgt. Möchte auch Frank in der Verwaltung fremder Güter mehr Kenntnisse und vielleicht mehr Vermögen erworben haben: — seine

Natur verlangt nicht nach Theorie, ihn wird die völlige Unabhängigkeit am meisten glücklich machen: zudem wird ja wohl unser Gut immer ausreichen, Euere bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Du aber, mein Ernst, sollst hier auf dem Lande wohnen bleiben: ungern sähe ich Deine innerliche, stille Art in den verzehrenden Geisteskampf hineingezogen, der heutzutage in den großen Städten ausgefochten wird. Du bist viel zu bescheiden und allzu gewissenhaft, um in diesen Schranken einen Preis zu erringen: Du würdest nur ritterliche Waffen führen, und sie würden Dich mit Keulen erschlagen, mit Dolchen erstechen. Ich selbst bin doch von derberer Art, als Du: und doch, Du weißt es, als ich im Jahre achtundvierzig meinen Lehrstuhl verließ, um an den Ministertisch zu treten, nicht ein halbes Jahr konnte ich mich behaupten. Der ‚Doktrinär' wurde gestürzt, und schwer enttäuscht suchte und fand ich den Frieden nur in völliger Zurückgezogenheit hier in Goldenau. Ich fühle es: die Wunden, die meinem Herzen damals geschlagen wurden, heilten nie mehr ganz. Dir, mein Ernst, dem Philosophen, würden die Verhältnisse noch widerstrebender sein, als mir, dem Historiker; ich möchte Dir diese sieglosen Kämpfe ersparen. Auch hat der nagende Gedanke, der das behagliche Gedeihen des Menschen nicht aufkommen läßt, in Dein Gemüt und auf Deine Stirn früh so tiefe Furchen gezeichnet, daß gewiß nur das Leben in der friedlichen und verjüngenden Luft des Landes Dich vor raschem Altern schützen kann. Laß mich mit der Hoffnung scheiden, daß Du Goldenau und Frank nur aus zwingenden Gründen verlassen wirst; er ist zwanzig, Du bist über dreißig Jahre alt: Deine Reife kann ihm den Vater ersetzen.

Und nun, mein Sohn, empfange den Lohn, den einzigen und höchsten, den ich Dir dafür geben kann, daß Du

mir nie im Leben eine Stunde des Kummers bereitet, daß Du meine Freude, mein Stolz gewesen bist von Jugend auf, daß Du mich in den sieben Jahren seit meinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben geheilt und verjüngt hast durch Dein geistiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit mir. Dieser Lohn, — er ist nur ein Wunsch: ich wünsche, daß unsere liebe Anna Dein Weib werde.

Ihr Vater, mein armer, frühverstorbener Bruder, hatte sie, eine hilflose Waise, meiner Sorge überlassen; bis in ihr sechzehntes Jahr habe ich die Verlassene hier mit Euch erzogen, wie Eure Schwester; ich habe gefühlt, was Dir vielleicht selbst kaum bewußt war, wie eine stille, tiefe Neigung zu dem lieblichen Kinde in Dir erwuchs; ich weiß, daß sie, die ja fünfzehn Jahre jünger ist als Du, mit begeisterter Verehrung an Dir hängt, der ihr als das Muster eines Mannes von Kindheit an gepriesen wurde und sich selbst bewährte. Ich werde, fürcht' ich, nicht mehr erleben, daß sich diese Verehrung in dem holden Mädchen zur Liebe entfalten wird; doch wird es geschehen, ich ahne es, und es ist der höchste, der letzte Wunsch meines Herzens; Ihr allein seid einander wert, Ihr seid füreinander geboren.

Niemals habe ich sie angesehen, ohne Dich als ihren Gatten zu denken; sie war mir darum immer wie eine Tochter. Und nur darum und unter dieser Voraussetzung nur habe ich in meinem Testamente ihre Erziehung, ja ihre ganze Lebensversorgung auf unser Vermögen übernommen und zwar ausschließlich Deinem Erbteil überbürdet. In dem beiliegenden Brief: ‚an meine liebe Tochter Anna‘ habe ich ihr die Erfüllung dieses Wunsches als den einzigen Dank ausgesprochen, den ich von ihr fordere. Gieb ihr diesen Brief, mein Sohn, sobald Du es für gut hältst: sobald wie möglich, denn das Leben ist kurz und ich möchte Euch recht lange glücklich wissen. Vielleicht ist der

Tag der geeignetste, an dem sie von der Pension in der Stadt, wo Du sie nach meinem Tode noch ein Jahr lang lassen sollst, um dort ihre Bildung zu vollenden, auf unser Gut zu Dir zurückkehrt. Ich weiß, Ihr werdet gerne diesen meinen Wunsch erfüllen, denn so erfüllt Ihr Euer eigenes Glück; lebewohl, mein Ernst, und mögest Du in Annas Liebe das Glück finden, das Du verdienst, Du allein unter allen Menschen. Dein Vater."

„So hast du noch über das Grab hinaus für mein Glück gesorgt, du lieber Vater! Und hast das Geheimnis in meiner Brust entdeckt, das ich so tief verborgen glaubte! Ja, dein schöner Wunsch soll erfüllt werden und im Angesicht der sinkenden Sonne, die so friedevoll die Landschaft beleuchtet, verspreche ich dir, Friede und mildes Glück, soviel meine Seele dessen zu spenden vermag, will ich auf das teure Haupt Annas häufen. Ihr Glück war dein letzter Wunsch; er soll mir heilig sein. Aber diesen Brief an sie, — vergieb mir, Vater, daß ich ihn nicht, nicht jetzt schon ihr übergebe. Weiß ich denn, ob sie mich liebt? Und soll ich etwa später immer fürchten müssen, nur der Wunsch ihres Wohlthäters habe ihre Liebe geweckt? Nein, frei von allem noch so leisen Zwang soll sie ihr Herz walten lassen: und hat sich mir dies Herz freiwillig geschenkt, dann mag sie hinterher erfahren, daß sie damit auch den Lieblingswunsch unseres Vaters erfüllt. Bis dahin schweiget, ihr Freiwerber des Vaters für den Sohn!" — Und er legte die Papiere zusammen, und schloß sie ein. — „Nun aber wird es bald Zeit sein, ihr entgegenzugehen; wenn sie, wie ich ihr geschrieben, mit dem letzten Zug von der Stadt abgegangen, muß sie bald in der Station Lichtenfeld eintreffen, wo wir sie abholen wollen. Ich will Meister Bernhard sagen, daß er anspannt."

Und er ging gegen die Thüre, welche zur Haustreppe führte.

Doch ehe er sie noch erreicht, vernahm er Schritte und frische, helle Stimmen, die ihn riefen: „Ernst, Ernst, wo steckst du? Im Zimmer! Bei dem herrlichen Abend!“ Und die Thüre flog auf und vor ihm standen Hand in Hand ein stattlicher Jüngling und ein holdes Mädchen; das waren sein Bruder Frank und Anna.

Frank, obwohl jünger, war viel höher und kräftiger gewachsen als sein Bruder: sein offenes, wohlgebildetes Gesicht leuchtete in blühender Jugend, aus seinen großen blauen Augen sprach mutige Lebensfreude. Lieblich lehnte die schlanke Gestalt Annas an ihrem kräftigen Begleiter: sie hatte den Reisestrohhut abgenommen und anmutig umschloß das goldblonde Haar in reichen Flechten das ovale Antlitz, indes die langen Zöpfe frei über ihren Nacken hingen; das Paar, den Ausdruck der Freude, die immer verschönt, auf dem Antlitz, und vom roten Abendschimmer, der voll aus dem offenen Fenster auf sie fiel, beleuchtet, war ein überraschend schöner Anblick und Ernst stand eine Weile im Anschauen der beiden versunken, eh' sein Erstaunen die Worte fand: „Ja, Anna und Frank, wo kommt ihr denn her? Wie kommt ihr zusammen?“

„Frank ist mir entgegengeritten! Schon bei der vorletzten Station! Ich sah zum Fenster des Wagens hinaus: schon begann der Zug sich in Bewegung zu setzen, als ein Herr vom Pferde sprang und fast mit Gewalt den Führer zwang, den Wagen, darin ich saß, nochmals zu öffnen: und ehe ich nur wußte, wie mir geschah, hatte mich der Herr aus dem Wagen herausgerissen; ich erkannte Frank gar nicht gleich: er hat ja einen fürchterlichen Bart und sieht viel stärker aus, als sonst.“ — „Aber wie kommst du dazu, Frank, schon so früh? — Wir wollten ja später

zusammen . . . —" — „Sei nicht böse, lieber Ernst! Sieh, meine Unruhe war zu groß, ich konnte es nicht erwarten! Ich war hinausgeritten zu unserem Wasserbau an der großen Straße: aber es litt mich dort nicht: ich war den Arbeitsleuten ordentlich im Wege mit meiner Ungeduld. Immer dachte ich: am Ende kommt sie doch schon mit dem Mittagszug und plötzlich galoppierte ich nach der Station und von da zu der nächsten. Ich dachte: besser Ernst fährt allein, als daß Anna früher ankommt und niemand findet, der sie in Empfang nimmt. Und sieh, ich habe ganz wohl daran gethan: sonst hätten wir sie wirklich unbewillkommt eintreffen lassen." „— Ja, weil eben Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit in keinem Frauenzimmerlein steckt," sagte Ernst, auf die Uhr sehend, „es ist jetzt . . . —" — „Du wirst mich doch nicht schelten wollen, daß ich zu früh gekommen, gestrenger Vetter? Ich wurde früher als ich gedacht mit Packen und Abschiednehmen fertig und wollte keine Stunde länger als nötig in der Stadt und ferne von euch bleiben: — o ich habe mich so sehr gefreut, hierher zu euch zu kommen!" Und sie streckte Ernst die offene Hand entgegen: wie hold, wie frisch, wie gut sah sie aus! „Willkommen auf Goldenau!" sprach Ernst mit leise zitternder Stimme und faßte die gebotene Hand. „Willkommen: — für immer."

II.

Winterleben.

Das war nun anmutig zu sehen für die Brüder, namentlich für den feiner beobachtenden Ernst, wie leicht und geschickt sich Anna in das Wirtschaften und Haushalten zu Goldenau gewöhnte. Man fühlte, daß ihre gesunde Natur froh aufatmete, des Zwanges und der Schuläußerlichkeiten, die in dem Pensionat herrschten, entbunden und dem Hause wiedergegeben zu sein. Bald hatte sie der Wirtschafterin, der alten Gertraud, der Frau des Hausverwalters Bernhard, die bisher den kleinen Junggesellenhaushalt geführt, alle Regeln und Gewohnheiten des Goldenauer Lebens abgelernt und dadurch das Regiment des Hauses spielend in die eigene Hand genommen. Es war eine Lust, die blühende Kleine mit ihren helltönenden Liedern durch Gänge, Treppen, Keller und Speicher des weitläufig, etwas altmodisch, aber breitbehaglich gebauten Hauses mit klirrendem Schlüsselbund hin und wieder gleiten zu sehen: hell und heiter wurden die ernsthaften dunkelbraunen Wände des alten Hauses, in allen Kammern und Verschlägen, die ihr leichter Fuß betrat, ward es licht, und der frische Mädchenkopf mit seinen reichen, blonden Zöpfen, die frei und mutwillig auf ihrem Rücken spielten, wirkte wie Sonnenschein, wohin er kam.

Mit stiller Freude empfand Ernst diese Segnungen einer reinen und gesunden Mädchennatur; oft sah er mit inniger, fast väterlicher Rührung der lieblichen Gestalt nach, wann sie mit jugendlichem Schwunge dahinschwebte und die Anmut, wie ein leuchtender Streif, jeder ihrer Bewegungen zu folgen schien.

Auch Ernst machte bedeutenden tiefwirkenden Eindruck auf das empfängliche Geschöpf. Da Frank, der nur in dieser Jahreszeit, nach Einbringung der Ernte, auf längere Zeit von der Wirtschaft und ihrer Arbeit sich entfernen konnte, den Spätherbst und den Winter zu Geschäftsreisen in der Umgegend benutzte, um Verkäufe und Käufe abzuschließen, sahen sich Anna und Ernst völlig und ungestört aufeinander angewiesen. Und es erwuchs daraus ein inniges und fruchtreiches Zusammenleben der beiden, eine geistige Wechselwirkung, wodurch Ernst erfrischt, Anna aber in ihrer Entwickelung mächtig gefördert wurde. Mit stillem Staunen nahm sie die Fülle geistigen Stoffes, neuer und, wie sie augenblicklich empfand, fruchtbarer Anschauungen in sich auf, welche die reiche Bildung und der hohe Geist des verehrten Freundes ihr darboten. Die erhabensten und edelsten Dinge, die Herz und Geist des Menschen zu erwärmen und zu fesseln vermögen, fesselten und erwärmten jetzt ihre Gemüter, die nie ausgesonnenen Fragen von Glauben und Wissen, die Gedanken von Welt und Gott, von Zeit und Ewigkeit.

Den gewöhnlichen Anknüpfungspunkt für solche Gespräche bildete die gemeinsame Lesung der besten deutschen und fremden Dichter; und oft gerieten die beiden tiefen und reinen Seelen über den Akt eines Shakespeareschen Dramas oder über einen Gesang der Odyssee oder der Nibelungen oder über eines jener Goetheschen Lieder, die den Herzschlägen der Menschheit abgelauscht scheinen, in so warme Begeisterung, daß Ernst täglich erwartete, die Liebe, die er selbst empfand, plötzlich auch in Annas Herzen in flammender Lohe aufsteigen zu sehen.

Allein dies geschah nicht; es geschah nicht, obwohl sie halbe Tage lang ungestört beisammen waren, obwohl Ernst die herzliche Empfindung Annas für seinen Wert nicht

verkennen konnte, obwohl eine gehobene, warme Stimmung, die sonst das schlummernde Gefühl so leicht zur Selbsterkenntnis bringt, fast jedes ihrer Gespräche begleitete. Wochen und Monate vergingen und noch immer ruhte Annas klarer Blick mit einer Sicherheit und Unbefangenheit auf den edlen Zügen des von ihr so innig verehrten Mannes, wie sie nur ruhiger Freundschaft eigen ist; vergebens harrte Ernst auf jenen scheuen Funken in ihrem Auge, der die schüchternen Blicke erwachender Liebe begleitet.

Offenbar hatten die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die Ernst durch seinen Einfluß auf Annas geistige Entwicklung erweckt hatte, alle anderen Empfindungen ihm gegenüber, die etwa keimend in ihr gelegen, in den Hintergrund gedrängt und sein Bild in eine kalte Höhe emporgehoben und mit einer Glorie umgeben, die für die Förderung der Liebe nicht eben günstig war. Dazu kam, daß Ernst in übergroßer Gewissenhaftigkeit sich völlig abwartend verhielt, nicht das mindeste that, ihr seine Liebe zu entdecken und so in ihr selbst gleiche Empfindung zu wecken. Er hielt es für unedel und unfein, auf solche Weise gleichsam mit Gewalt auf das junge Geschöpf einzudringen, das äußerlich wie innerlich vollständig in seine Macht gegeben war. „Kommt das Gefühl in ihr nicht ohne mein Zuthun, so ist es nicht das echte und soll gar nicht kommen," dachte er. — Dabei waren sich jedoch die beiden so unentbehrlich, der geistige Austausch war ihnen solches Bedürfnis geworden, daß sie möglichst rasch ihre anderen Geschäfte abzufertigen und die Stunden ihres Zusammenseins vor fremder Störung zu schirmen suchten. So waren sie über die oft wochenlange Abwesenheit des jüngeren Bruders nicht böse, ja nur mit halber Freude begrüßten sie manchmal seine Rückkehr als eine Art Zwang, der ihren Lieblingsgesprächen auferlegt wurde.

Denn Frank in seiner kräftigen und bestimmten Art duldete schlechterdings nicht, daß, wann er zu Hause war, die beiden Scholastiker, wie er Ernst und Anna spottend nannte, sich in jenen Gesprächen ergingen. „Ihr habt Zeit genug, zu eurer Gelehrsamkeit, während ich meine Ochsen und Schweine verkaufe: — wann ich daheim bin, wird nicht philosophiert. Es kommt doch nichts dabei heraus“ — pflegte er lachend zu sagen.

Und hatten sie dann anfangs nur mit Unlust ein ernstes Gespräch, das sich aus ihren Büchern ergeben, unterbrochen, so war doch auf die Länge der fröhlichen Treuherzigkeit, der fortreißenden immer heitern Laune Franks nicht zu widerstehen. Oft, wann er spät am kalten Winterabend von der Jagd oder von der Schlittenfahrt, von einem Besuch bei den Grundbesitzern der Umgegend heimkehrte, das Haar und den Bart mit Eis und Schneeflocken bedeckt, und alle Züge seines offenen männlichen Gesichtes wie seine blitzenden Augen die Freude seines Herzens über das Wiedersehen, über die Heimat ausdrückten, dann durchflog es Anna wie ein Vorwurf, daß sie seinem Kommen wie einer Störung entgegengesehen hatte. Dann sprang sie wohl lachenden Mundes ihm entgegen, nahm ihm Pelzkappe und Mantel ab, und ließ es sich nicht nehmen, noch spät abends ihm aus dem kalten Keller selbst einen Krug Wein von seinem Lieblingsfäßlein zu holen. Da machte er sich's dann bequem, gab kurzen Bescheid auf die Fragen der beiden nach seiner Jagd oder seinen Geschäften, die, wie er meinte, die zwei Weltweisen doch nicht verständen; dagegen besprach er ausführlich mit Anna deren Hauptfreude und Hauptsorge: — das Gedeihen der Blumen, die sie mit eifriger Liebe und mit wunderbar glücklichem Erfolge pflegte. Gar ernsthaft wurden da die Kinderkrankheiten einer Erika oder das betrübliche Aussehen einer

Myrte beraten: und überall wußte der geübte Gärtner mit klugem Rat die natürliche Begabung Annas zu unterstützen. Frank verlängerte diese Gespräche oft mit arger List, indem er Todesgefahr für irgend eine Lieblingsblume zu fürchten vorgab, während er an ihrer glücklichen Genesung im Innern nicht entfernt mehr zweifelte: es freute ihn, Anna dadurch ihre regelmäßige Abendbeschäftigung vergessen zu machen, die dem Wackern ein Gegenstand des Greuels war. Sie hatte sich nämlich freiwillig Ernst als eine Art von Schreiberin oder Gehilfin angeboten, indem sie ihm Stellen aus zahlreichen Büchern, die er zum Zweck eines größeren philosophischen Werkes über die Sittenlehre vereinzelt und zerstreut aufgezeichnet hatte, nach seiner Anweisung in die gehörigen Stellen seiner Hefte zusammenschrieb.

Anna hatte bemerkt, wie innig es Ernst erfreute, sie dergestalt zur Mitarbeiterin zu haben und ihre zierliche Handschrift in seiner gelehrten Arbeit zu sehen. Weil sie ihm nun diese Freude nicht nehmen wollte, fuhr sie unermüdlich in der Mühsal fort, zu der er sie nicht ohne Pedanterie anhielt; die Arbeit war ihr insgeheim bald recht herzlich verleidet, da sie den größten Teil dessen, was sie schreiben mußte, nicht verstand. Und wenn sie viel fragte, ward er ungeduldig. —

Dem guten Frank war nun dieser Mißbrauch der schönsten blauen Augen, wie er es nannte, höchst ärgerlich und er suchte ihn nach Kräften zu hintertreiben. Wenn er aber häufig das Mädchen aus ihrer Schreiberei zu einem Abendspaziergang durch das Dorf abrufen wollte, so erwiderte Ernst nicht ohne Gereiztheit: „Es steht Anna jeden Augenblick frei, ein Amt, zu dem sie sich selbst erboten, aufzugeben. Allein solange sie dies nicht gethan, muß sie es regelmäßig und pünktlich erfüllen.“ Dann wurde die Kleine

wohl blutrot und begann mit einem bittenden Blick auf Frank doppelt eifrig ihre kleinen Buchstaben zu malen, so sauber und regelmäßig, als wäre Schreiben ein Stück von feiner Stickerei. Und Frank ging dann, mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stoßend, unwillig zur Thüre hinaus.

Neben der Gärtnerei vereinte Anna und Frank die gemeinsame Liebe zur Musik: und am rascheſten ließ sich Anna von ihrem Schreibtisch und den Philosophen hinweglocken, wann Frank das Klavier aufschlug, und sie bat, mit ihm zu singen; in der That klang der glockenhelle Sopran des jungen Mädchens nie lieblicher, als wenn er begleitet ward von dem volltönenden Basse, mit welchem Frank sie, wie ein kühner Recke mit starken Armen, über die flutenden Accorde zu tragen schien. Da tönten denn all die alten Volkslieder wieder, welche seit Jahrhunderten die deutschen Herzen erfreut und gerührt haben: und lieblich klangen oft die reinen Klänge hinaus in die sternenhelle Winternacht.

Durch fleißige Übung, erleichtert von der gleichen Geschmacksrichtung, die meistens dieselben Lieder zu Lieblingen beider machte, brachten es Anna und Frank bald so weit im Vortrage dieser Volkslieder, daß nicht nur die Hausbewohner, die alte Gertraud und Bernhard, ihr Mann, ihre Freude daran hatten, sondern zumal auch die Leute im Dorfe, wann sie an dem im Erdgeschosse gelegenen Wohnzimmer vorübergingen und aus den erleuchteten Fenstern „die Zwiegesängeln“, wie sie's nannten, der jungen Herrschaft vernahmen, stehen blieben und gar andächtig zuhörten.

Ernst blieb diesen Freuden fern. Begabung und Lust für Musik waren ihm versagt wie der Sinn für die Blumen, die nicht in seinem Zimmer gedeihen wollten, trotz

Annas glücklicher Hand. Denn Blumen bedürfen der Liebe, Gleichgültigkeit läßt sie nicht aufkommen. Anna gab es nach einigen Versuchen, die er kaum beachtet hatte, auf, sein Fenster zu schmücken. Vergnügt richteten Hyacinthen und Aurikeln ihre Köpflein wieder auf, als sie Anna aus der Bücherstube forttrug. Musik aber, sagte Ernst, quäle ihn: er müsse immer grübeln, welches der Gedanke sei, der in jedem Accorde liege, und warum diese Folge der Töne gefalle, eine andere nicht, worauf Frank ihn einmal lachend fragte, ob ihn ein schönes Mädchen nicht entzücken könne, ehe er die Proportion ihrer Züge berechnet habe?

Eines Abends nun hatten die beiden bereits wieder längere Zeit gesungen, als Frank mit kräftigem Anschlag die Melodie begann:

„Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt."

Lieblich und innig stimmte Anna ein und mit besonderer Begeisterung sangen die beiden ihr schönes Lieblingslied zu Ende. Da mit dem letzten Ton erschreckte sie ein klirrendes Geräusch, eine Fensterscheibe fiel, wie von Stoß oder Wurf zerschmettert, in das Zimmer: ein entsetzter Blick zeigte Anna den einen Fensterladen aufgerissen und ein häßliches Gesicht, von feuerroten Haaren umstarrt, durch die Öffnung hereingrinsen. Frank sprang sofort zu und war im Begriff, dem Rotkopf einen Faustschlag zu versetzen, als ihn Ernst, der, ein Buch auf dem Schos, am nämlichen Fenster gesessen hatte, abhielt: „Laß sein, Frank! Ich habe es kommen sehen: es ist der rote Fritz." — „Der Narr? Du hast es kommen sehen und nicht verhindert?" „Wer ist das, der rote Fritz?" fiel die erschrockene Anna ein. „Gleich sollt ihr es erfahren," erwiderte Ernst; und mit einer für die anderen beiden unbegreiflichen Sanftmut, die fast wohlgefällige Freundlichkeit war, wandte er sich zu dem Eindringling, der noch immer sein Gesicht, das

vor Aufregung um Mund und Nasenflügel zuckte, in das zerbrochene Fenster hereinstreckte und den unheimlich stieren Blick auf Anna heftete. „Fritz,“ sagte er freundlich zu dem Blödsinnigen, „was hast du dir gedacht, als du die Musik hörtest und das Fenster zerschlugst?“

„Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein . . .“ antwortete der Gefragte mit den Worten des Liedes, auf Anna blickend. „Sieh mich an! . . . Was ging in dir vor, Fritz? Gieb Antwort!“ unterbrach ihn Ernst forschend. „Verzeiht,“ sagte dieser mit einem schmerzlichen Zucken der Lippen, „ich habe es nicht gethan — ich mußte es — Er hat's gethan.“ „Wer?“ fragte Ernst rasch. „Ach, Ihr wißt es ja, Herr! Der rote Wurm, der mir im Kopfe liegt und mir das Gehirn frißt — o, das thut so weh! Wißt Ihr's denn nicht?“ fuhr er in jämmerlich klagendem Tone fort, als er Annas Auge mit Scheu und Staunen auf sich ruhen sah. „Sie sagen, ich sei bös und arm und dumm: — glaubt es nicht, schöne Königstochter! Ich bin nicht dumm: ich verstehe, was das Holz sagt, wann es im Feuer knistert, ich weiß es genau, was sich die schwarzen Binsen da unten am Mühlbach erzählen — hei, die sprechen schottisch untereinander! Und arm bin ich auch nicht: — ich habe sieben Schlösser und zwölf Burgen.“ „Wo liegen sie denn, Fritz?“ forschte Ernst. „In Schottland?“ — „Nein, Herr, drei liegen im Feenland. Und eins im Mond. Und fünfzehn liegen im Windland. Denn wisset: ich bin des Königs von Windland Sohn. Mein Vater, der hat einmal eine rote Schlange erschlagen, die im Winter vor dem Erfrieren Schutz suchte an seinem Herdfeuer. Das war wohl schwer Unrecht: — aber was kann ich dafür? Ich war damals noch nicht geboren. Da hat mich der Schlangenkönig verflucht im Mutterleibe, seine Nichte zu rächen. Denn die

rote Natter war die Tochter gewesen seiner Schwester — und ach, meine arme, arme Mutter, der haben die Schlangen ins Herz gestochen, bis sie starb. Und mir hat sich eine ums Hirn gewunden siebenmal-siebenmal und die nagt und frißt Tag und Nacht mit ihren scharfen Zähnen . . . das brennt . . .! und ich muß thun sieben Jahre lang was sie will. Aber eine wunderschöne Königstochter, die kann mich erlösen." „— Wer ist die? Was muß sie thun?" fragte Ernst. — „— Die muß geboren sein zur Hahnenkraht in der Walpurgisnacht. Und muß ihre Wiege gewesen sein aus Eibenholz vom alten Baum, gewachsen auf der Kirchhofsmauer, wohin ein Hänfling den Samen getragen. Und den Baum muß der Blitz getroffen haben zu Sankt Johannis. Und das Königskind muß haben zwei lange, blonde Zöpfe, die reichen vom Kopf bis zum Knöchel: und muß haben die Stimme wie drei Feldlerchen und silberne Augen wie der Morgenstern." — „Woher kennst du sie so genau?" — . . . „Meine Mutter, die tote, hat sie mir dreimal im Schlaf gezeigt: o, sie ist sehr schön." — „Und was muß sie thun, dich zu erlösen?" — . . . „Sie darf noch nie einen Mann geküßt haben. Und zu Johannis, wann ein Gewitter und das wilde Heer kommen von Norden, da muß sie mich dreimal küssen auf meinen Mund bei dreier Blitze Strahl. Dann werd' ich schön, wie ich sein soll: der Wurm in meinem Hirn stirbt am eigenen Gift: und mir wachsen zwei wunderschöne, feuerrote Flügel und ich fahre gen Windheim mit meiner Braut, und meine Braut ist die Windsbraut . . . " — „Was hast du aber hier vor dem Fenster gethan?"

„Ich ging in die Felder und wollte einen Gruß bestellen, den mir mein Vetter, der Nordwind, aufgegeben hat an die alte Heideneiche: — er sagt, sie müsse sterben vor der Sonnenwende! Da hört' ich sie, die Stimme,

wie von drei Feldlerchen, aus dem Hause klingen: und ich machte leise den Laden auf und sah die Windsbraut mit den silbernen Augen: und der rote Wurm zuckte und wand sich bei dem Ton ihrer Stimme und konnte mich nicht beißen, solange sie sang . . ."

„— Aber warum wurdest du — ich sah es wohl — plötzlich zornig und zerschlugst die Scheibe?" — „Ja, Herr, wie der Wurm meinte, er müsse sterben, — da wollte er mich verführen mit Arglist. Er riet mir, ich solle durchs Fenster springen und sie jetzt schon küssen . . vor der Zeit . . . und da wäre doch alles verloren und ich würde nimmermehr erlöset, nimmermehr . . ." — „Höre," fuhr ihn Frank an, da er fühlte, daß Anna vor Furcht und Grauen bebte, „packe dich nach Hause, du dummer Narr, und lege dich aufs Ohr, und wenn du dich noch einmal hier von uns treffen läßt, so bring' ich dir die Vernunft mit Stockprügeln bei." — „Ich gehe schon, noch ist's nicht Zeit — noch nicht! — Ade, du schöne Königstochter!" So sprechend zog der Blödsinnige, den die feste Kraft des jüngeren Bruders einschüchterte, den Kopf zurück. Schon war er im Dunkel verschwunden.

„Schade, daß du ihn verjagt hast!" sprach Ernst bedauernd: „Ich hätte ihn gerne weiter gefragt." „Wozu das?" rief Frank, indem er den Laden sorgfältig verriegelte. „Der Narr hat Schrecken genug erregt. Ich muß dir meinen oft ausgesprochenen Wunsch aufs eindringlichste wiederholen, — jetzt mehr denn je: laß den armen Jungen in sicheren Gewahrsam, laß ihn in die Stadt bringen, ehe er sich und anderen Schaden thut." „Was ist's denn mit dem gräßlichen Menschen?" fragte Anna, noch immer zitternd. „Seine ganze Geschichte ist seine Geburt," antwortete Frank. „Du hast bisher nichts davon erfahren, weil unser guter Vater eifrig besorgt war,

dies wirre und unheimliche Bild deiner jungen Seele fernzuhalten. Seine Mutter war das Kohlenkäthchen, des Kohlenbrenners Hannes im Osterwalde Tochter. Das schönste Mädchen über alles Land soll sie gewesen sein: — sein Vater aber war ein reicher Laird aus Schottland, der einmal der Jagd wegen ein Jahr hier lebte und dann plötzlich verschwunden war. Als sich Käthchen von ihrem Verführer verlassen sah, verfiel sie in Trübsinn, in Irrsinn, und in einem ihrer Anfälle sprang sie mit gellendem Lachen mitten in den flammenden Meiler ihres Vaters. Furchtbar verbrannt zog man sie heraus. Sterbend genas sie des Knaben, den der alte Köhler aufzog. Bald wurde indessen offenbar, daß das Seelenleiden und vielleicht das Ende der Mutter auch des Kindes Geist zerstört hatte: er war halb blödsinnig und blieb es, trotz den Bemühungen unseres guten Vaters, ihn zu entwickeln. So ging er denn nie in die Schule, saß all sein Lebtag draußen im Walde bei den Kohlen, und sein Großvater trug redlich dazu bei, ihn vollends verrückt zu machen. Der alte Hannes bei seinen Kohlen ist nämlich ein lebendes Sagenbuch gewesen: all die alten Märchen und Geschichten, die, oft aus der Heidenzeit stammend, noch zahlreich bei uns im Munde des Volkes leben, kannte und bewahrte der greise Köhler, dessen Alter bis an hundert Jahre reichte. Der erzählte nun alle diese tolle Weisheit seinem tollen Enkel, der hierfür, und hierfür allein, das lebhafteste Interesse hatte. Der Junge hat, glaub' ich, in seinem Leben viel mehr vom wilden Jäger gehört als vom lieben Gott. Als nun der Alte gestorben war, wurde unser Vater, der eine monatliche Summe für den Verwaisten aussetzte, dessen Vormund. Nach des Vaters Tode übernahm Ernst die Pflege: man beschäftigte den roten Fritz als Hirtenbuben für die Ziegen der Gemeinde: als er aber einmal ein Zicklein an allen

vier Füßen packte und in den Mühlbach schleuderte, der Mühlnixe zum Geschenk, wie er sagte, und auch sonst zahlreiche Beweise seiner Bosheit oder doch Gefährlichkeit gegeben hatte, da mußte man ihm das Amt abnehmen. Der Schulmeister beaufsichtigt ihn jetzt, aber wie schlecht er ihn beaufsichtigt, das haben wir eben gesehen: er läßt ihn nachts allein im Dorfe herumstreifen! Es ist unverantwortlich!"

„Aber warum verwahrt man den Armen nicht besser?" meinte Anna. „Daran ist sein Vormund, unser gelehrter Herr Bruder, schuld! Das ganze Dorf hat schon öfters beantragt, ihn anderswo, auf Gemeindekosten, sicher unterzubringen. Ernst hat es bisher immer zu verhindern gewußt!" — „Warum thust du das, Ernst?" — „Weil ich nicht will, daß man einen unglücklichen, harmlosen Schwärmer in die Qualen, in die Zwangsjacke eines Irrenhauses steckt. Dieser Mensch ist das Kind des Waldes: er stirbt, wenn ihr ihm die Natur, die Landschaft nehmt! Und er ist ja nur blödsinnig, nicht gefährlich: was man von seiner Bosheit und Gefährlichkeit spricht, ist von der Feigheit ersonnen." „Das ist eben einfach nicht wahr" — entgegnete Frank. „Du überredest dich, er sei ungefährlich, du redest dich selbst in ein falsches Mitleid hinein und warum? Lediglich, weil es dich anzieht, Studien und Beobachtungen an dieser armen Seele zu machen." „Du magst recht haben," lächelte Ernst. „Ich gestehe, daß ich soeben mit dem größten Eifer den Eindruck der Musik auf den Blödsinnigen beobachtete: ich sah ihn den Fensterladen öffnen und beobachtete lange das Spiel seiner Züge, das euren Gesang begleitete. Zuletzt bemächtigte sich seiner ein unwiderstehlicher Antrieb: ich sah aus der Empfindung den Willen werden . . ." „Und hast ihn das Fenster zerschlagen und Anna erschrecken lassen?" schalt Frank

sehr ärgerlich. „Anna hat offenbar einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht,“ fuhr Ernst nachsinnend fort. „Wie wär' es, ginge sie auf seine Wahnvorstellung ein —?“ Das junge Mädchen zuckte zusammen. „Nein,“ fiel Frank ein, „das wäre ein verderbliches häßliches Spiel! Vielmehr muß ich jetzt ganz entschieden auf seine Entfernung dringen. Einen gefährlichen Narren kann man nicht frei umhergehen lassen.“ — „Er ist nicht gefährlich. Fürchtest du dich vor ihm, Frank?“ „Du weißt, Ernst,“ fuhr dieser heftig auf, „daß ich niemand fürchte: mit der roten Wildkatze würde ich auch noch fertig. Daß er aber gefährlich ist, kann ich dir durch einen Vorfall beweisen, den ich bisher verschwiegen, um euch nicht unnötigerweise zu beunruhigen. Du weißt, daß voriges Jahr unsere Holzhütte auf dem Goldacker pötzlich aufflammte und verbrannte ...—“ — „Jawohl — nun?“ — „Wir konnten uns niemals die Entstehung erklären: — ich weiß jetzt, daß Fritz das Feuer angelegt hat.“ — „Woher weißt du das?“ — „Als ich neulich spät abends von der Stadt nach Hause ging, bemerkte ich plötzlich an ungewohnter Stelle ein rotes Licht, das sich flüchtig hin und her bewegte. Leise eilte ich näher und sah den Narren, der mit einem langen, brennenden Kienspan wie besessen um unsere Aufhütte am Erlenwalde herumtanzte: endlich schleuderte er den Brand auf das Dach, wo er augenblicklich auf der dichten Schneelage erlosch. Ich sprang hinzu und packte ihn beim Arm: er erkannte mich nicht: ‚Laß los,‘ schrie er, ‚Feuerkönig, laß los: ich kann's nicht helfen, daß es diesmal nicht brennt: hast du nicht genug an dem letzten Opfer auf dem Goldacker?‘ Da wußte ich genug und führte ihn heim: der Schulmeister, dem ich harte Vorwürfe über seine Nachlässigkeit machte, erklärte, es sei ihm unmöglich, den schlauen Narren immer zu hüten.

Ich aber kann nicht länger eine lebendige Brandfackel um unsere Scheunen und Häuser herumstreifen lassen, und bitte dich herzlich, gieb deine Einwilligung zu seiner Entfernung."
„Ich werde mich hüten," lächelte Ernst. „Ich arbeite gerade jetzt in der Seelenlehre: und da ist mir mein Pflegling unentbehrlich; macht ihr keine Musik mehr, so werden uns keine Fenster mehr zerschlagen. Fritz bleibt frei und im Dorfe." Ernst bemerkte den ängstlich-flehenden Blick Annas nicht: „Ist es dein letztes Wort?" frug Frank kurz. — „Mein letztes." — „Gut, wenn du es gegenüber Anna verantworten kannst, namentlich aber gegenüber deinem Pflegling selbst, so soll er bleiben. Du, Anna, versprichst mir aber, nie mehr allein aus dem Hause zu gehen und dir, Ernst, sage ich voraus, daß ich bei dem nächsten Angriff auf ihre Sicherheit deinen Pflegling zusammenschießen werde wie einen tollen Hund. Dann mag sich der Philosoph wundern und der Vormund beklagen, soviel er will. Gut' Nacht, Anna."

Mit diesen Worten ging Frank zürnend aus dem Zimmer. Ernst sah ihm schweigend nach. „Der Hitzkopf!" sprach er dann ruhig — „aber er meint es gut: sei ihm nicht böse, Anna! gute Nacht." Und er nahm sein Licht und ging.

Anna fühlte sich verstimmt. Es war das erste Mal gewesen, daß ihr herzliches Zusammenleben unschön gestört worden war. Sie wunderte sich, wie Ernst glauben konnte, sie zürne auf Frank, da sie doch diesem vollständig recht gab und mit warmem Dankgefühl seine treue Sorge für sie erkannte; sie konnte nicht umhin, Ernst einer gewissen Selbstsucht anzuklagen und ging betrübt zu Bett.

Bald jedoch war unter den drei guten liebevollen Menschen die Spannung verschwunden. Franks treue Seele kannte nachtragenden Ärger nicht und rasch hatte er in

seinem mühevollen, kräftigen Leben die Erinnerung an jenen Abend verloren. —

Nicht aber hatte die dunkle Seele des Narren des lichten Schimmers vergessen, der sie damals gestreift; er umkreiste allnächtlich in scheuer und doch unwiderstehlicher Sehnsucht das Haus, das für den Unseligen eine phantastische, thörichte Hoffnung der Erlösung enthielt; er hatte die Fenster von Annas Schlafzimmer im ersten Stock erkundet oder erraten; und oft saß er in kalter Sturmnacht im Dunkel unter einem der Ulmenbäume an der Gartenmauer oder auf dem Zaun des Feldwegs und starrte mit geduldiger Erwartung in die Richtung jener Fenster, bis sie plötzlich auf kurze Zeit erleuchtet wurden, wann Anna aus der Wohnstube in ihr Schlafzimmer ging; und das reine Kind ahnte nicht, daß, während sie ihre blonden Zöpfe aufflocht und ihr Nachtgebet sprach, zwei brennende Augen mit wahnsinniger Leidenschaft jede Bewegung ihres Schattens an den Vorhängen verfolgten. Wann die Fenster wieder dunkel geworden, sprang der Narr auf, warf eine Kußhand in die Nachtluft und sprach im Heimgehen: „Schlaft wohl, ihr silbernen Augen; leb wohl, du Königstöchterlein, wann die Zeit gekommen, wirst du mich erlösen.“

III.

Frühlingsfreuden.

Und allmählich zog nun der Frühling in das Land. Schon waren die Felder vom Eise befreit: nur an wenigen von der Sonne abgelegenen Stellen lag noch hier

und da ein Restchen veralteten Schnees: — die Äcker zeigten die braunen Schollen wieder, aus denen feuchter Brodem aufstieg, wann die Sonne darauf schien; schon waren die Tage merklich gewachsen und die Dorfkirchglocke läutete wieder zu späterer Stunde zum Abendgebet. Die Primeln und Schlüsselblumen begannen zu blühen, bald schossen die ersten Schwalben zwitschernd über das Dorf, mancher frühe Schmetterling, manch' eifriges Bienchen flog im Mittagssonnenschein über die ergrünenden Wiesen, jubelnd begrüßt von den Kindern, die nun wieder gar lustig den Weg zur Schule in frohen Seitenwanderungen verlängerten und nach der Schule stundenlang vor den Häusern spielten, wo die Leute auf den Bänken saßen in der Dämmerung und ihnen zusahen; vollständig galt aber der Sieg des Frühlings für entschieden, als ein gravitätisches Storchenpaar über das Dorf hingestrichen kam und nach kurzer Auswahl auf dem Wohnhaus der Brüder Reichhart sein Nest zu bauen begann, was, wie männiglich weiß, eine Hochzeit im Hause bedeutet.

Die veränderte Jahreszeit führte notwendig auch Veränderungen in der Lebensweise unserer Freunde herbei. Frank, dessen Arbeit nun erst recht begann, war jetzt immer zu Hause, d. h. auf den Feldern in der Nähe des Gutes beschäftigt: und er arbeitete diesmal mit einem Eifer und Geschick, daß es eine Lust war, seiner Thätigkeit zuzuschauen. Diese Lust empfand und genoß Anna in hohem Grade. Frank hatte recht gehabt, als er Ernst an dem ersten schönen Märzentag, da er Anna die Winterfenster abnehmen half und die warme Frühlingsluft durch alle Zimmer streichen ließ, scherzend zurief: „Herr Bruder, — nun ist dein und des Winters Reich zu Ende. Der Frühling und ich regieren jetzt: nun wollen wir die kleine Philosophin vom Geist zu der Natur zurückbekehren.“ In

der That wurde es so. Anna war nur wenig mehr im Hause und mit Ernst zusammen: der Garten und die Felder waren jetzt ihre Welt: jubelnd trug sie ihre geliebten Blumen aus dem Treibhaus ins Freie und mühte sich stundenlang mit der Umpflanzung in die Beete, wobei ihr der alte Bernhard getreulich half. War das Gartentagwerk bestellt, so eilte sie, Frank aufzusuchen, der irgendwo in den Feldern oder im Walde oder an dem Mühlbach die Arbeiten leitete und rüstig selbst mit Hand anlegte. Ernst konnte diese ihre Freuden und Gänge nicht teilen. Er kränkelte: er hatte sich im Winter übermäßig angestrengt und im Eifer, sein philosophisches Werk rascher zu fördern, seinem Körper zu viel zugemutet; nur selten konnte er im wärmsten Mittag sein Zimmer auf eine Stunde verlassen.

Lange hielt Anna getreulich bei ihm aus, lesend oder schreibend in der dumpfen Luft seiner Bibliothek, deren Fenster er nicht öffnen ließ. Es war ihr aber ein hartes Opfer und mancher sehnsüchtige Seufzer mußte erstickt werden, wann sie die helle Sonne draußen auf den Bäumen glitzern sah und der fröhliche Fink auf dem Kirschbaum vor dem Fenster seine schmetternden Schläge wirbelte. Dazu kam noch, daß Ernst, durch seine Kränklichkeit verstimmt, ihr nicht mehr ganz wie sonst ein anregender und erfreulicher Gesellschafter war. Zuweilen fand sie ihn durch Kleinigkeiten über Gebühr gereizt: das machte ihr Beisammensein nicht mehr so rückhaltlos und vertraulich wie früher und oft sehnte sie sich mit Seufzen hinaus ins Freie.

Ernst bemerkte dies nicht, wohl aber Frank: und von dem Augenblick an, da er erkannt hatte, daß das gelehrte Stubenleben der Kleinen allmählich zur Last geworden, begann er, jedoch mit feinem Takt ganz sacht, um weder

dem Bruder noch Anna seine Absicht fühlen zu lassen, die letztere immer mehr und mehr für sich in Anspruch zu nehmen und ihr Leben ins Freie, in die Natur zu verpflanzen. Er erklärte, die alte Gertraud reiche nicht aus, die große Anzahl von Mägden und Tagelöhnerinnen, die er wegen der beginnenden Feldarbeiten mieten mußte, zu überwachen und zu versorgen; er richtete eine zweite Küche auf einem zum Gute gehörenden Vorwerk ein und stellte der Kleinen die Notwendigkeit vor, dort vormittags mit Hand anzulegen, eine Pflicht, die Anna mit Freuden, Geschick und Lieblichkeit erfüllte. Eifrig wanderte sie nun schon frühmorgens mit einem Korbe voll Küchengerätes hinüber nach dem Vorwerk, verteilte und ordnete die Arbeiten des weiblichen Gesindes, machte die Auszahlungen, hatte für jeden Knecht und jede Magd ein passendes Wort des Wohlwollens, zeigte für jede Verrichtung freundliche Teilnahme und gewann in kurzem die Liebe der Leute in dem Grade, daß diese selbst erklärten, unter Annas Augen noch einmal so leicht zu arbeiten, wie denn Frank behauptete, daß alles gedeihe, wo sie Hand anlege. Sie mußte ihn daher fast immer begleiten, und alles, was er vornahm, einweihen, wie er sagte. Wurde ein Feld neu besät, so mußte Anna die erste Scholle wenden und die ersten Körner streuen; wurde eine Wiese umgestochen oder ein Damm gegraben, so mußte sie die ersten Spatenstiche thun; wurde eine Scheune gebaut, so mußte Anna die ersten Hammerschläge führen. Das that sie denn immer mit ebensoviel Anmut als Wohlgefallen. So kamen die beiden oft den ganzen Tag nicht nach Hause, die Leute waren sehr erfreut, wenn sie das bescheidene Feldmahl mit ihnen teilten; dann, gegen Abend, pflegte Anna den Freund auf seinem Rundgang durch alle Arbeitstätten zu begleiten, wo er überall mit den Leuten kurz und treffend das Nötige besprach.

Mit Freuden entnahm sie aus den Reden und Thaten der Arbeiter, wie hoch sie alle Frank in Ehren hielten, als den tüchtigsten Landwirt und den trefflichsten Mann in der Gegend: dankbar wußte sie zu schätzen, mit welch unerschöpflichem Verständnis er alle ihre kleinen Fragen über die tausend Rätsel, die das Naturleben ihrer regen Phantasie aufgab und die sie dann an ihn richtete, immer reich belehrend — und doch nie pedantisch! — zu beantworten wußte. Auf diesen einsamen Feldwegen, wann sie den Sonnenuntergang von einem Hügel aus beobachtet hatten und nun in der Dämmerung durch die Wiesen nach Hause gingen, lernte sie das reiche Gemüt, die verhaltene, aber desto tiefere Innigkeit seiner Empfindung, die sich stets nur in kurzen Worten äußerte, immer mehr kennen und lieben. Und dies Zusammenleben mit Frank und der Natur brachte eine glückliche Stimmung harmloser Heiterkeit über sie: ihre Seele, während des Winters etwas strenge geschult, erging sich wieder in fröhlicher Freiheit. Auch äußerlich war dies sichtbar: ihre Augen blitzten in Munterkeit, ihre Wangen, die der Winter und das Schreiben gebleicht hatten, überflog ein gesundes Rot, ihre Formen füllten sich: geflügelt wurde ihr Gang, kräftiger ihre Stimme und ihr liebliches Lachen tönte häufiger und lauter.

Dies Aufblühen Annas war so sichtlich, daß auch Ernst die Veränderung und deren Grund: ein gesunderes Leben, wahrnehmen mußte. Er war darüber so erfreut, daß er gegen die umgewandelten Beschäftigungen Annas nichts einwenden mochte und sie stillschweigend ihres Amtes als Schreiberin, das sie in letzter Zeit ohnehin gar kläglich versäumt hatte, gänzlich enthob. Nicht ohne einen Seufzer schob er ihren Stuhl von der Stelle an seinem Schreibtisch, die er den Winter über eingenommen und fuhr fort, da weiter zu schreiben, wo sie mitten im Satz aufgehört

hatte, von Frank abgerufen, um die erste Kleesaat bestellen zu helfen.

Übrigens empfand Ernst nicht, daß eine Entfremdung oder Erkältung zwischen ihm und Anna stattgehabt hätte. Es fiel ihm nicht ein, eifersüchtig auf Frank zu werden: er selbst hielt Anna mit immer gleichmäßiger ruhiger Neigung, der einzigen und höchsten, deren er fähig war, umschlossen und betrachtete sie, da er stets mit Rührung des Testamentes seines Vaters gedachte, als ihm durch Vermächtnis zugewendet und zugehörig. Und wenn er auch noch immer in Annas Herzen keine Liebe für sich sah, so beunruhigte ihn dies nicht im mindesten: er hatte sich so ganz an den Gedanken gewöhnt, ihre Freundschaft allmählich in Liebe übergehen zu sehen, daß er nie daran dachte, dieser Übergang könnte ausbleiben. — Es wurde ihm nicht schwer, seine stille, ideale Neigung ganz in sich zu verschließen und weder Anna noch sein Bruder ahnten deren Bestehen.

So war der Mai herangekommen: ein wunderschöner erster Mai. Hell blühten bereits die Frührosen, die Anna in den Gartenbeeten gepflanzt, und lieblich drangen die Düfte der blühenden Spalierbäume, lieblich klang der fröhliche Vogelgesang in Ernsts Bibliothekzimmer, dessen Fenster offen standen. Er selbst lehnte, vom Vorhang verborgen, an der Fensterbrüstung, den Phädros des Platon in der Hand, und blickte sinnend über das Buch hinweg in den blühenden Garten.

Da kam Anna, ein Liedchen trällernd, mit einem großen Rosenstrauß in einer Vase, herein, stellte ihr duftiges Geschenk auf Ernstens Schreibtisch, warf das Köpflein zurück, um zu sehen, wie sich unter all den Folianten die Blumen ausnähmen und wollte, ohne Ernst gesehen zu haben, wieder hinaus, indem sie leise vor sich hin sang:

„Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt."

Da rief sie Ernst beim Namen und trat aus den Vorhängen.

„Schönen Dank, liebe Anna! für deine Blumen."

„Sie sind von meinen schönsten! — Du sollst doch auch wissen, daß heute der erste Mai ist, du Einsiedler! Wie siehst du wieder so traurig und bleich aus!"

„Bleich? Das mag sein. Aber nicht traurig, nur ernst. Weißt du, woran ich eben dachte, als du kamst?" — „Nun?" — „Ich dachte, als ich vom Fenster aus die vielen Blumen im Garten sah, wie viele heute, am Ehrentag des Frühlings, schon wieder verwelkt sind, und wie thöricht die Menschen sind, die das Glück so eifrig suchen, das so bald verwelkt." — „Daran hab' ich noch nie gedacht, wann ich meine Blumen ansah. Was sollen die Menschen sonst suchen, wenn nicht das Glück? Doch nicht bloß das Wissen?"

„Nein," sprach Ernst feierlich: „den Frieden!"

„Den Frieden? Was ist Friede?"

„Jener Standpunkt der Weltanschauung oder richtiger — jene immer gleichmäßige Stimmung der Seele, in welcher dem Menschen zur lebendigen Überzeugung geworden ist, daß es auf Freude und Trauer, diese flüchtigen Feuerfunken, nicht ankömmt, sondern auf jene milde und ernste Klarheit, welche, wie die Sterne, ein segenvolles, sanftes, niemals verderbliches Licht verbreitet. Es gilt, im Innern die gleichmäßige Ruhe eines glatten Wasserspiegels zu gewinnen, der die Welt rein wiederstrahlt, auch nach einem Steinwurf von außen bald die zitternde Bewegung verliert und die frühere klare Stille wiedergewinnt: — das ist Friede." „Das ist das Glück eines Gottes, nicht eines Menschen," meinte Anna. „Es bleibt uns ja immer,"

fuhr Ernst fort, indem sein dunkelbraunes Auge sinnend auf dem schönen Mädchen vor ihm ruhte — „die Sehnsucht nach jenen ewig gleichen immer leuchtenden Anschauungen, wie mein Platon sagt. Und die Seele, die einmal liebend in das Reich des ewigen Gedankens, in diesen Sternenhimmel hinübergeblickt hat, kann nimmermehr volle ungetrübte Freude finden an den Rosen dieses Erdenglückes, wären sie auch noch so schön. Ja, man kömmt dazu, diese Rosen als verführende Irrlichter, die vom Pfade des Friedens ablocken, zu betrachten."

„O ihr armen Rosen!" lächelte Anna, die heute nicht Lust zu haben schien, zu philosophieren. „Jetzt glaub' ich wohl, daß meine Blumen nicht in deiner Nähe gedeihen konnten: — du betrachtest sie mit Argwohn und Verachtung." — „Nicht meine Schuld: — warum welken sie so bald!" — „Ach was! Darum pflückt man die Rosen, daß sie uns schmücken und erfreuen, und wann sie dahin sind, pflückt man neue. Deine stolzen Sterne kann man doch nicht vom Himmel nehmen — und wenn man die Blumen ins Wasser stellt und hübsch sorglich pflegt, kann man sie lange, lange erhalten: das thust du aber nicht und darum verdienst du auch gar keine Rosen." — „Und was hat man davon, wenn man wirklich immer einen Wechsel von freudigen Momenten sich erhält?" — „Dann ist das Leben ein Rosenkranz, und das ist auch nicht übel."

Ernst wollte erwidern, — da trat Frank eilig ins Zimmer. „Wo steckst du, Anna? Ich suche dich im ganzen Garten! Hier? Bei den Büchern? Ich wollte dir sagen, daß sie drüben in Rosenau das Maifest halten; sie haben einen prächtigen Maibaum aufgerichtet und heute Abend wird getanzt. Unsere Knechte und Mägde fahren alle hinüber, drei Leiterwagen voll: — und da wollt' ich die ehrsame Jungfrau Anna Reichhart gebeten haben, auch mit

hinüberzugehen und meine Maikönigin zu werden nach altem Thüringer Brauch," — und er machte einen fröhlichen Kratzfuß und schwenkte seinen grünen Hut. „Maifest? Tanzen? Ja, da bin ich dabei!" rief Anna „Gleich will ich mich anziehen." „Nichts anziehen," sagte Frank. „Du bleibst, wie du bist: — dein rosa Sommerkleid steht dir am besten — die Zöpfe kannst du etwas höher binden: — derweilen sorge ich dir für einen Blumenkranz ins Haar."

Rasch war Anna zur Thüre hinaus; — Frank wollte ihr folgen; an der Schwelle wandte er sich um und fragte den Bruder, der mit dem Rücken an den Bücherschrank gelehnt, die Arme verschränkt, zugesehen hatte: „Kommst du nicht mit, Ernst?" — „Danke! Du weißt, ich kann die vielen Menschen und den Lärm nicht vertragen; und auch die Nachtluft nicht: — denn ihr kommt wohl spät zurück?"

„Vor Mitternacht nicht! Nun leb' wohl!" und fort war er. Jetzt wurde es lebendig auf dem Vorplatz vor dem Hause. Ernst trat an ein anderes Fenster, das auf die Straße ging und sah hinunter: drei Leiterwagen, mit Kränzen und Bändern geschmückt, fuhren vor; auch die Pferde, die sie zogen, waren mit Blumen geziert. Die Knechte und Mägde, im Sonntagsstaat, sprangen mit Scherzen und Lachen hinauf und stellten und setzten sich in dem leichten Fuhrwerk zurecht. In dem einen Wagen fingen sie an zu singen:

„Heraus aus den Stuben
Ihr Mädels, ihr Buben,
Juchheisatrara!

Der Schnee ist verschwommen,
Der Frühling ist gekommen,
Der Maien ist da!"

Da trat Anna aus der Hausthür, einen Kranz von Blauglocken und roten Rosen im Haar. Wunderhold sah sie aus mit den vor Freude geröteten Wangen: als sie Frank mit kräftigen Armen auf den Wagen schwang, dann selbst hinaufsprang und einem Knecht Zügel und Peitsche abnahm, jubelte das Gesinde vor stolzer Freude, daß die junge Herrschaft ihr Fest teilen würde. Noch einmal winkte sie grüßend zu Ernst hinauf: dann knallte die Peitsche und vorwärts flogen die drei Gespanne, Frank und Anna vorauf, mit fliegenden Bändern und Kränzen. Ernst sah ihnen nach bis zur Krümmung der Straße, dann schloß er das Fenster und setzte sich zu seinem Platon an den Schreibtisch, nicht ohne einen Seufzer und einen Blick auf die Rosen in der Vase. —

In Rosenau angekommen, fanden die Goldenauer schon eine fröhliche Menge versammelt. Die Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und das Gesinde der ganzen Gegend hatten sich eingefunden und einstimmig wurde Anna zur Maienkönigin, Frank zum Maienritter gewählt. Dann wurde vorerst ein großer Ringeltanz um den stattlich geputzten Maibaum aufgeführt: Frank mußte eine Flasche Weines am Stamm des Maibaums zerschlagen und den Rasen damit besprengen, damit „der gute Maien wachse“, wie es in dem alten Liede hieß, das dazu gesungen ward: aber Anna mußte einen Blumenstrauß, eine Schale Milch und eine Handvoll Klee „für den Maien stiften“. Dann strömte der Zug in den Wirtsgarten, die Musikanten spielten auf und der Tanz hob an! Anna mußte mit Frank den Reigen beginnen: auch den zweiten Tanz gab sie ihm gern und den dritten; — als er aber auch den vierten und alle andern begehrte, bedeutete sie ihm mit schelmischer Ernsthaftigkeit, daß sich das nicht schicke: zudem müsse sie doch auch mit den Bauern tanzen, die meinten sonst gar, sie wäre stolz.

Frank sah das denn auch ein und gab nach: und er hatte es nicht zu bereuen; denn so oft er ihr Auge suchte, fand er darin eine strahlende Antwort und oft nickte sie ihm gar holdselig zu, wenn sie sich im Tanze begegneten: und als zuletzt ein Mädelstanz gemacht wurde, zu dem sich die Mädchen ihre Tänzer wählten, kam sie mit strahlendem Angesicht auf ihn zugehüpft, machte einen feierlichen Knix und sagte lächelnd: „Ich muß mich eilen, den Herrn Vetter zu holen, sonst schnappen mir ihn die andern weg.“ Als sie nun aber im raschen Takte dahinbrausten, sagte sie mit inniger Stimme leise zu dem Glücklichen: „Höre, du guter, lieber Frank, wie kann ich dir danken für den heutigen Tag! Du hast mir eine große, große Freude gemacht.“ Da konnte sich Frank vor Liebe und Wonne nicht mehr fassen; mitten im Tanz schwang er mit einem lauten Jauchzer das erschrockene Mädchen ein paar Fuß vom Boden in die Höhe, fing sie mit sicheren Armen wieder an seiner Brust auf und tanzte im Takte mit ihr weiter unter dem Jubel und Gelächter aller, die es gesehen. Das war aber der Kleinen allzuviel; bestürzt und beschämt sah sie vor sich nieder und als er sie im Fortgehen vom Tanzboden zu ihrem Wagen fragte: „Hast mich denn lieb?“ antwortete sie, ohne ihn anzusehen, nur kurz: „Das weißt du ja längst, daß ich dich lieb habe;“ und als er ihre Hand drückte und dringender forschte: „Ja, aber so recht, so besonders lieb?“ da antwortete sie gar nicht mehr und sprach mit den Mädchen, die neben ihr standen. —

Frank war verdutzt; aber noch im Nachhausefahren merkte er, daß sie ihm nicht böse war; sie ließ sich in den Mantel wickeln, den er für sie mitgebracht und schmiegte vertraulich das müde Köpfchen an seine linke Schulter, indes er mit sicherer Hand die Pferde lenkte.

Wunderschön war die Maiennacht; ihr Weg ging durch

blühende Felder und Gärten· der Flieder duftete berauschend süß und der leise Nachtwind führte ihnen oft ganze Wolken von plötzlichem Wohlgeruch zu. Als sie Goldenau nahe kamen, sang im Hagedorn eine Nachtigall: Frank, der des Mädchens ruhigen gleichmäßigen Atem an seiner Wange fühlte, dachte, sie habe geschlafen; als er genauer zusah, sie zu wecken, sah er aber zwei liebevolle Augen mit aller Innigkeit auf die seinen gerichtet. Ohne zu sprechen, wies er mit der Peitsche nach der Richtung, wo der holde Vogel sang: und Anna, ohne die Augen von ihm zu wenden, nickte ihm schweigend zu.

Es war Gesinde mit im Wagen und Frank mußte sich begnügen, unter dem Mantel ihre Hand zu fassen, sie drückte die seine und zog die Hand wieder zurück; aber Frank war nicht besorgt darüber.

Und nun hielten sie in Goldenau und stiegen vom Wagen. Es war lange nach Mitternacht; Frank winkte dem Gesinde, so still als möglich auszuspannen und auseinanderzugehen, um den schlafenden Ernst nicht zu wecken. Als er sich nach Anna umsah, ihr gute Nacht zu sagen, war sie schon verschwunden. „Sie wollte den Abschied vermeiden,“ dachte er, „nun gut, morgen, morgen sehe ich dich ja wieder.“

IV.

Ein Gewitter.

Wohl sahen sich die beiden am anderen Morgen wieder, aber umsonst suchte Frank nach dem Blicke, nach dem Tone von gestern. Ein tiefes Mädchenherz ist ein gar seltsam

scheu Ding: solang es sich seines Gefühls nicht ganz bewußt geworden, fürchtet es sich vor der gewaltigen, fremden Macht, die es dunkel in sich anwachsen sieht. Anna war erschreckt durch den stürmischen Ausbruch, den sie gestern an Frank erfahren: noch war ihre Empfindung nicht gereift genug, eine gewisse schämige Bangigkeit zu überwinden; sie wußte nichts und wollte nichts davon wissen, daß sie Frank anders als bisher liebe; sie wehrte sich gegen die drohende Umwandlung, die sie ahnte. Sie vermied es daher möglichst, mit ihm allein zu sein oder doch auf den zärtlichen Ton jener Nacht wieder einzugehen; dies gelang ihr um so leichter, als sie nun wieder längere Zeit bei Ernst zubrachte, dessen Kränklichkeit zugenommen und ihn sogar eine Woche auf das Lager geworfen hatte. Sie pflegte ihn mit liebevollster Sorgfalt und wurde dadurch von Frank ferngehalten, der jetzt den ganzen Tag in den Feldern zubrachte. Nach einigen deutlichen Versuchen, jenen Faden wieder anzuknüpfen, denen Anna mit einer ihm unbegreiflichen Erschrockenheit auswich, vergrub er seine Enttäuschung mit Schmerz und Schweigen in sich. „Gespielt kann sie nicht mit dir haben, dazu ist sie viel zu gut," dachte er, „und zu rein. Also hast du dir etwas eingebildet, was nicht wahr ist. Sie hat mir auch im Grunde kein Recht gegeben, was anderes zu hoffen. Was hat sie denn gethan? Zum Tanze hat sie mich gewählt — nun, ich war ihr einziger Freund in Rosenau — und hat mir für den lustigen Tag gedankt: und daß ich sie in die Höhe schutzte, konnte sie nicht verhindern: und gesagt hat sie nichts auf meine Frage, als daß sie mich lieb habe, wie ich längst wisse. Und was weiß ich denn längst? Nichts, als daß sie uns beide gern leiden mag: und mich vielleicht nicht einmal so wie den Bruder, der's freilich auch mehr verdient . . . Aber angesehen hat sie mich doch mit

einem . . . — ach! was sind Blicke? Ich war eben ein Thor und es geschieht mir recht, daß ich bestraft werde für meine Einbildung.“ So suchte sich die bescheidene, treue Seele zu beschwichtigen: es gelang ihm aber schlecht, und immer fiel ihm die Nachtigall ein, die also umsonst gesungen haben sollte! — Er schaffte mit doppelter Thätigkeit im Felde, um den Schmerz loszuwerden und es war ihm ganz recht, daß eine große Dammarbeit am Teich, wo der Mühlbach mündete, gerade jetzt alle seine Kraft und Geschicklichkeit in Anspruch nahm.

Ernst aber, der in seiner Krankheit die schöne Weiblichkeit Annas wieder von ihrer gewinnendsten Seite kennen gelernt hatte, beschloß, nach seiner Wiederherstellung bei nächster Gelegenheit sich zu erklären und dadurch Annas unbewußte Neigung, die er sicher voraussetzte, ihr selbst zum Bewußtsein zu bringen. Mit freudig-bedächtiger Wahl hatte er den Geburtstag Annas, den ersten Juli, zum Tage seiner Erklärung bestimmt; und nicht ohne Wohlgefallen berechnete er, daß bis dahin der erste Band seines gelehrten Werkes, das Ergebnis jahrelangen Fleißes, die Presse würde verlassen haben. Das giebt so, dachte er, einen recht schönen Abschnitt in meinem Leben, die vollendete Arbeit findet gleich ihren Lohn.

Mit solchen Gedanken war es, daß er am Johannistage die Geliebte zu einem Nachmittagsspaziergang um den Teich aufforderte. Es war ein drückend heißer Tag gewesen; lange war kein Regen gefallen und dort am tiefen Teiche war die Luft immer am frischesten. Anna sagte gern zu, warf ihren Strohhut mit dem breiten Rande auf den Rücken, daß sie aussah wie eine Pilgerin, und sie schritten zum Gartenthor hinaus, durch die Felder auf den Teich zu.

„Es ist furchtbar schwül,“ sagte Anna stehenbleibend

— „und sieh, da über den Hügeln im Norden steigt ein Wetter auf.“ „Ich bin den ganzen Tag gesessen und möchte noch ein wenig Luft schöpfen,“ erwiderte Ernst, „wenn du aber meinst, das Wetter überrascht uns und dich fürchtest, so gehe ich allein.“ „O meinetwegen!“ lachte Anna. „Du weißt, ich habe die Gewitter lieb. Wenn du nicht das Naßwerden scheuest, laß uns nur weitergehen.“ Und so gingen die beiden etwa zehn Minuten, und hatten ein Sommerhäuschen auf einem der Hügel, die den Teich umgaben, erreicht: da sahen sie schon die roten Blitze häufiger aus dem schwergeballten Gewölke zucken, das der Wetterwind mit rasender Eile herantrieb. Und immer heller und knatternder folgte der Donner in immer kürzeren Zwischenpausen dem Strahl; schon fielen einzelne große Tropfen auf Annas Stirn und schon erhob sich zu ihren Füßen jener kreiselnde Staubwirbel, welcher der unmittelbare Vorbote des angekommenen Gewitters ist. „Das wird wirklich ein schweres Wetter,“ meinte Ernst — „wenn es nur nicht hagelt.“ „Komm,“ rief Anna mit lauter Stimme, um sich durch all das Geheul des Sturmes vernehmlich zu machen. „Laß uns unterstehen im Sommerhaus.“ — Und sie liefen rasch in das offene Häuschen, um von dessen Schwelle aus dem prächtigen Gewitter zuzusehen, das nun schon gewaltig über ihre Häupter dahinrollte. In Strömen schoß der Regen hernieder: bald flutete das lang entbehrte Wasser von allen Seiten den ziemlich steilen Hügel, auf dem sie standen, herunter nach dem großen Teich, der vom Sturme gepeitscht und vom Wolkenbruch geschwellt hohe, schäumende Wellen warf, indessen ihnen gegenüber der düstere Osterwald im Sturme die Wipfel seiner Tannen und Buchen heulend bog; Dunkelheit umhüllte sie, nur von den Blitzen manchmal grell unterbrochen.

„Was ist das?“ rief Anna plötzlich und wies nach dem Saume des Osterwaldes. Ernst blickte in der Richtung. „Ich sehe nichts,“ sagte er ruhig. — „Ich hab' es deutlich bei dem letzten Blitz gesehen: — eine Gestalt, ein Mensch! Ha, siehst du: — da ist es wieder: — es kommt näher! Es scheint zu fliegen! Um Gottes willen: es ist der Narr!“ „Ja, es ist der rote Fritz,“ sagte Ernst rasch und nicht ohne Unruhe. „Er läuft hierher: — fasse dich.“ Es war der Narr. In rasender Eile, mit tollen Sprüngen, rannte er, von dem Saume des Waldes her, über die Hügelplatte, auf das Sommerhaus zu. Er mußte eingesperrt gewesen sein und sich an dem langen weißen Leintuch herabgelassen haben, das er nun phantastisch um die Schultern geschlungen hatte; es wehte und flatterte wie zwei lange Flügel im Winde. In der Rechten trug er einen zweigabeligen Stock und so, den Kopf vorwärts gebeugt, die beiden Arme emporstreckend und hinter sich das weiße Tuch im Winde wallen lassend, jagte er immer näher heran. „O Gott, o Gott!“ rief Anna. „Er kömmt: — schließ' die Thür'.“ Ernst versuchte, die beiden Flügelthüren des Häusleins, die mit kleinen Ketten an der Wand befestigt waren, loszumachen; es gelang, er legte die Thüre zu, aber bevor er noch den Riegel vorschieben konnte, fühlte er einen starken Ruck von außen; auf sprang die Thür und vor der Schwelle stand, grell vom Blitz beleuchtet, der Narr; sein gellendes Lachen übertönte den Donnerschlag, der sein Erscheinen begleitete. Mit Entsetzen klammerte sich das Mädchen an Ernst und suchte sich zu verbergen.

„Was willst du hier, Fritz? Zurück!“ rief ihm Ernst mit Strenge zu. „Was ich suche, was ich will?“ schrie der Narr und strich mit beiden Händen das rote starrende Haar aus den Schläfen. „Die schöne Königstochter will

ich, meine Braut, meine Erlöserin! Heut' ist der Tag und dies ist die Stunde und ein Wetter ist kommen von Norden. Sie haben mich eingesperrt, auf daß ich die Stunde vergäße: — aber der Donner hat mich gerufen und der Blitz hat mir gewinkt und mein Vater hat mir den treuen Nordwind geschickt: der hat mich hierher getragen auf seinen Flügeln. O, ich sehe dich! — Verbirg dich nicht, schönste Prinzessin mit den goldenen Zöpfen! Der Wurm ist glühend, glühendheiß geworden in meinem Hirn: — er brennt und beißt wie nie zuvor; er weiß, heut' muß er sterben! Er thut zuletzt noch sein Ärgstes, aber bald bin ich erlöset durch deinen Kuß auf meinen Mund." Er streckte den Arm nach ihr aus, Ernst stieß ihn zurück, — Anna schauderte. Da rollte ein krachender Donner über sie hin. „Hörst du, mein Lieb," jauchzte der Narr, „wie sie jubeln oben in Windheim? Sie rufen uns, die Hochzeitsgäste sind da, alle da. Siehst du sie?" fuhr er fort, nach den schwarzen Wolken zeigend. „Den wilden Jäger und die Hexe vom Osterwald . . . und dort den Feuerriesen? Und unten am Teich steht mein geflügelter Wolf, auf dem wir einreiten in Windland: — siehst du, wie die Tannen ungeduldig ihre Köpfe schütteln? Geduld, wir kommen — wir kommen auf Flügeln! Die Windsbraut kommt."

Und er stürzte auf Anna. Ernst trat ihm einen Schritt entgegen: aber er war der wütenden Kraft des Wahnsinnigen nicht gewachsen; Fritz gab ihm einen Stoß auf die Brust, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Anna schrie laut auf: — aber schon hatte der Narr ihre beiden Hände, in seiner Rechten zusammendrückend, gefaßt und mit gellendem Jauchzen rannte er mit ihr, sie halb schleifend, halb zerrend, in schwindelnder Eile den steilen Hügel hinunter gerade gegen den brausenden, tiefen Teich.

Schon bespülten die ausgetretenen Wellen ihre Knöchel, schon gab sich die halbbewußtlose Anna verloren, als aus der Schiffshütte, an der sie vorbei rannten, ein donnerndes Halt! an ihr Ohr schlug. Der Tolle stutzte und wandte sich, ohne jedoch Annas Hände fahren zu lassen; im nächsten Augenblick stand Frank, der, bei der Dammarbeit vom Gewitter überrascht, in der Hütte sich geborgen hatte, an ihrer Seite. Es war ein furchtbarer Augenblick. Frank konnte es nicht wagen, sofort den Narren anzugreifen, der Anna noch völlig in der Gewalt hatte. Er trat hart an ihn heran und vorsichtig jeder seiner Bewegungen folgend, herrschte er ihm zu: „Laß das Mädchen los! Augenblicklich!" „Nein! Sie ist meine Braut!" sagte Fritz, aber seine Stimme bebte, sein Auge blinzelte scheu und seitwärts nach Frank, einen Vorteil erspähend: — offenbar fühlte er sich gegenüber diesem Gegner nicht in der früheren Überlegenheit; er vermied Franks Auge. Dieser bemerkte das und rief: „Anna, sieh mich an!" Mit unwillkürlicher Regung folgte auch der Narr diesem Gebot. Das hatte Frank gewollt: klar, ruhig und fest schaute er jetzt, ohne eine Miene zu verziehen in das unstet zuckende Auge des Wahnsinnigen, der zu zittern begann. Er fühlte, er habe seinen Meister gefunden; er war gebändigt von dem Ausdruck ruhiger Kraft, der in Franks festem Blicke lag. Sein Griff, mit dem er Annas Handgelenke umspannt hielt, wurde lockerer und er fragte mit dem Ton eines ertappten Schulknaben: „Aber, Herr, was hab' ich Euch denn gethan? Seht mich nur nicht so streng an!" — „Laß das Mädchen los und . . . —" Da fiel ein greller Blitzstrahl blendend in Franks Augen: er mußte sie einen Moment blinzend schließen. In diesem Einen Moment gewann der Tolle den tierischen Mut des Wahnsinns wieder.

Mit einem gellenden Schrei ließ er Annas Hände fahren, raffte ein kurzes Handbeil, das die Arbeiter hatten liegen lassen, vom Boden auf, sprang auf Frank los und schlug diesem eine tiefe Wunde in die linke Schulter gegen den Hals zu. Aber ehe er zum zweitenmal ausholen konnte, hatte ihm Frank die Waffe aus der Hand gerissen und sie sausend in alle Lüfte geschleudert. „Wart', du rote Katze, ich will dich lehren," rief er und faßte den Tollen mit beiden Armen um den Leib. „Lauf', Anna," rief er, „lauf' was du kannst, und rufe die Leute." Doch Anna lief nicht; furchtbares Entsetzen lähmte ihre Glieder: laut aufschreiend rief sie um Hilfe.

Zwischen den beiden hatte ein furchtbares Ringen begonnen. Frank, obwohl dem roten Fritz an Kraft überlegen, war durch seine Wunde bedeutend geschwächt und andrerseits gab dem Narren die Wut doppelte Stärke; eine Zeitlang schien Fritz die Oberhand zu behalten. Da gelang es Frank, seine rechte Hand loszuwinden: rasch fuhr er seinem Gegner an die Kehle und preßte sie so zusammen, daß Fritz ihn mit beiden Fäusten losließ und gleich darauf rücklings niederstürzte; Frank warf sich auf ihn und rief, indem er auf seine Brust kniete, Anna zu: „Jetzt schaff' aber Hilfe: — ich kann nicht mehr!"

Und zu rechter Zeit in der That kamen einige Arbeiter, die Annas Hilfeschrei herbeigeholt: kaum hatten sie den armen Fritz, der vor ohnmächtiger Wut schäumte, biß und kratzte, an Händen und Füßen gebunden, als Frank, von dem Blutverlust und dem Schmerz übermannt, zusammenbrach mit einem letzten Blick auf Anna.

Dieser Blick traf Annas tiefste Seele, „Frank, mein Lieber, mein Frank!" wehklagte sie — „er stirbt! — Ach, mein Frank!" Mit diesen Worten fiel sie ohnmächtig über ihn; Ernst, der, bleich und verstört, nun auch herbeigeeilt

war, mußte Anna ebenso wie seinen Bruder ohne Bewußtsein nach Hause zurücktragen lassen.

Das Gewitter war indessen vorübergebraust; würziger Odem stieg aus der Erde, die Vögel sangen freudig ihr Abendlied und über den lachenden Himmel war ein Regenbogen gespannt.

V.

Krisen.

Der eiligst aus der Stadt herbeigeholte Arzt erklärte Franks Wunde, namentlich bei der großen, durch den starken Blutverlust eingetretenen Schwäche für nicht unbedenklich. „Doch hoffe ich, wir reißen ihn durch," sagte er zu Anna, „wenn er gute Pflege hat."

„Die wird er haben," sprach Anna ruhig. Sowie sie wieder zu sich gekommen, schien ihr Wesen wie verwandelt; alle Aufregung, alles Entsetzen war verbannt· ihr ganzes Leben schien nur von dem einen Gedanken beherrscht: — Frank und seine Heilung. Sie war nur auf dies Ziel gerichtet; für alles andere schien sie abgestorben: auf Franks bleichen Zügen allein ruhten ihre Augen mit wunderbarem Ausdruck.

Franks erste Frage an den Arzt, der ihn bald aus seiner Betäubung gebracht hatte, war: „Wie geht es dem armen Fritz? Ist er in guten Händen? Er muß sehr leiden: sorgen Sie, daß er alles Nötige hat! Daß ich nicht sterben werde, weiß ich gewiß," setzte er mit eigentümlichem Ausdruck hinzu, — er hatte den letzten Blick und Ton Annas, ehe sein Bewußtsein schwand, noch erfaßt und in der langen

Betäubung nicht vergessen. „Ich muß und werde jetzt leben: aber sorgen Sie für den armen Tollen.“ Der Arzt beruhigte ihn.

Man durfte ihm, um die Aufregung zu vermeiden, erst nach einigen Tagen mitteilen, daß Fritz vom Augenblick seiner Überwältigung an in Krämpfe verfallen und nach einigen Stunden beim Dorfbader, zu dem man ihn gebracht hatte, gestorben war. Seine letzten Worte waren gewesen: „Nun fahr' ich gen Windheim und bin erlöst.“ Er hatte Recht gehabt, daß an jenem Tage der rote Wurm sterben und ihn nicht mehr quälen werde. —

Auf Ernst hatte das Ereignis furchtbaren Eindruck gemacht; seine geschwächten Nerven hielten den Stoß nicht ungeschädigt aus; er mußte einige Tage das Bett hüten. Die alte Gertraud pflegte ihn: denn Anna wich weder Nacht noch Tag von Franks Seite und widerlegte alle Ermahnungen des Arztes und der Freunde, sich zu schonen, mit einem eigentümlichen Lächeln, wogegen es keine Einrede gab. Sie pflegte ihn mit jener Sorgfalt, die nur ein Weib, ein liebendes Weib kennt: mehr noch als mit ihren hilfreichen Händen durch den Blick ihres Auges, durch den Ton ihrer Stimme, durch ihre Seele. —

Und wenn er oft gar zu dankbar ihre Hand drücken, wenn er sprechen wollte, wenn seine Züge eine gewisse Aufregung zeigten, dann legte sie lächelnd und sanft einen Zeigefinger auf seine Lippen, strich ihm das Haar aus der Stirne und sagte nur das eine Wort: „Warten!“ — Dann kamen ihm wohl die Thränen in die Augen, aber er schmiegte sich selig in die Kissen und flüsterte für sich: „Warten.“ —

Und so gedieh er denn und genas unter ihren Händen so glücklich und leicht wie ihre Blumen: an ihrem Geburtstag schon erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr,

dank der guten Pflege, wie er sagte. Am Tage darauf durfte Frank aufstehen und sich ans Fenster setzen, wo die helle Nachmittagssonne freundlich durch den grünen Vorhang auf das Gesimse schien. Anna saß ihm gegenüber und las ihm vor: und als er ihr sagte, es sei ihm lieber, sie lese nicht und sehe ihn nur so stille an, da that sie ihm den Willen und sah ihn nur so stille an. —

Ein paar Tage später durfte er schon an ihrem Arme durch den Garten gehen im warmen Sonnenschein und bald auch weiter in die Felder, nach den Arbeiten zu sehen, die er auch jetzt nicht aus den Gedanken verlor; aber immer an ihrem Arm schritt er: das — sagte er, — habe der Arzt als besonders heilsam verordnet.

Wenn auch unter den dreien die Veranlassung jenes Vorfalls nie besprochen wurde, vielmehr mit dem Leichnam des armen Fritz für immer begraben schien, wenn auch kein Wort des Vorwurfs einerseits, der Entschuldigung anderseits gewechselt wurde, so blieben doch die Wirkungen des Ereignisses dieselben.

Ernst fühlte sich gegen den Verstorbenen wie gegen die Lebenden im schweren Unrecht, das dadurch, daß es ihm niemand vorhielt, nicht leichter wurde. Diese nicht ausgesprochene Verzeihungsbedürftigkeit peinigte ihn sehr. Mit Schmerzen hatte er Annas Geburtstag vorübergehen sehen; — wie anders war alles geworden, wie unmöglich sein für jenen Tag bestimmtes Vorhaben! Und nun diese Genesung, diese einsamen Spaziergänge der beiden, die von jenem Schrecken her nur die schöne Nachwirkung innigster Dankbarkeit empfanden! Er fühlte sich durch eine unwillkürliche Scheu von den beiden Glücklichen fern gehalten und verbrachte seine Tage freudlos über seinen Büchern. Ja, es stieg ihm zum erstenmal die Besorgnis auf, daß ihm Anna doch nicht so sicher und verbrieft

sei, wie das Testament des Vaters: er fürchtete jetzt die Möglichkeit, Anna zu verlieren, an die glücklichere Natur seines Bruders zu verlieren. Ein bitteres Gefühl der Eifersucht, das einen Augenblick in ihm aufstieg, war zwar ebenso rasch von seinem edlen und starken Willen unterdrückt: allein erst jetzt, da er Anna einzubüßen fürchten mußte, erkannte er, wie so lieb sie seiner Seele geworden war. Nicht mit glühender Leidenschaft, aber mit all der innigen Idealität, deren er fähig war, hatte er das reine Geschöpf umschlossen gehalten: sie war die weiche poetische Erquickung seines mühevollen Gedankenstrebens, sie war das einzige Band gewesen, das ihn an das rosige Leben, an die menschliche Freude geknüpft hatte: — war sie verloren, so stand er allein und tot unter seinen toten Begriffen, unter seiner blutlosen Gelehrsamkeit. Er bereute es nun mit bitteren Qualen, durch seine lange Saumsal ein Glück, das er nur hätte fassen dürfen, vielleicht für immer verscherzt zu haben; er dachte an jene Winterabende, da diese junge Seele noch so ganz, so ungeteilt an ihm gehangen hatte, da er vielleicht mit einem Wort zu rechter Zeit sie hätte gewinnen mögen — und wenn er dies dachte, dann wurde ihm sehr, sehr wehe! Er beklagte seine lehrhafte Bedächtigkeit, er beklagte, daß ihm die gelehrte Gewöhnung jenes natürliche Leben, jene unmittelbaren Antriebe entzogen habe, vermöge deren er sein Los so viel freudiger hätte gestalten können. Aber er konnte niemand beschuldigen als sich selbst: — nicht jene beiden helleren Naturen, die sich unwillkürlich gefunden.

„Aber haben sie sich denn gefunden?“ dachte er weiter. „Ist sie denn wirklich schon mir verloren? Verdiene ich sie nicht so gut, nicht mehr vielleicht als jener fröhliche Junge? war es nicht der Wille des Vaters? Habe ich nicht Verdienste um ihren Geist, Rechte an ihre Seele?

Ich will doch noch nichts aufgeben, ehe ich es verloren sehe. Ich will mich erklären: vielleicht ist es noch Zeit und diese Annäherung der beiden beruht doch nur auf Dankbarkeit."

Jedoch nur selten dachte er so mutig; seine Natur scheute einen harten, entscheidenden Entschluß: er liebte es, wenn ihm die Dinge von selbst zuwuchsen, ohne daß er sie handelnd zu zwingen brauchte. Und zudem sagte ihm ein banges Vorgefühl, so oft er Anna betrachtete, leise, daß sie für ihn verloren sei: was sollte er sich seinen Verlust selbst schmerzlich, unwiderleglich zur Erfahrung bringen? Und doch besorgte er dann wieder, daß jeder Tag der Zögerung, wenn ihm heute noch etwa Hoffnung bliebe, diese morgen rauben könne. Es war eine qualvolle Zeit für den armen Philosophen! —

Da erhielt er eines Tages einen Brief aus der Residenz von seinem Freund, dem Professor Konrad, dermaligem Rektor der Universität daselbst, der ihm in den ehrenvollsten Worten die allgemeine Bewunderung aussprach, die der erste Band seines „Systems der Sittenlehre" in der gelehrten Welt sich erwerbe, und ihm eröffnete, daß es nur bei ihm stehe, die erledigte Professur der Philosophie an ihrer Hochschule zu gewinnen: doch müsse er sich in drei Tagen erklären, da die Zeit dränge.

Auch dieser Brief brachte Ernst viel Zweifel und Sorge. Einerseits gedachte er getreu des letzten Wunsches seines Vaters, daß die Brüder beisammen in Goldenau wohnen sollten, Ernst insbesondere dem Treiben in der Hauptstadt fern bleiben möge: konnte er diesem geheiligten Willen entgegenhandeln? Aber andererseits war ja dieser Wunsch mit dem anderen, den der Vater bezüglich Annas gehegt, in Zusammenhang gestanden: und niemals würde dieser, hätte er gewußt, wie die Dinge geworden, ihn verurteilt

haben, der Zuschauer des Liebesglückes dieses Paares zu werden. Dieser Gedankengang führte ihn zu folgendem Ergebnis: „wird Anna mein, so bleibe ich mit ihr nach des Vaters Willen in Goldenau und schlage die Professur aus: — wird Anna nicht die Meine, so ist gerade die Professur der ehrenvollste Ausweg aus einer unseligen Stellung. Aber in drei Tagen soll ich mich über die Professur entscheiden: — in drei Tagen also muß auch Anna entschieden haben!“ Und er beschloß, den nächsten Tag sich dem Mädchen zu erklären.

Als er an diesem Tag erwachte, fiel es ihm schwer aufs Herz, wie ein Vorgefühl seines Unglücks. Er verschob den Schritt von Stunde zu Stunde bis in den Abend: er wartete den Jupiter am Himmel ab, der ihm stets ein lieber Stern gewesen war. — Es ist lange Tag im sonnigen Juli. — Endlich wurde der Himmel dunkel, der Jupiter ging auf.

Ernst sah zum Himmel hinauf, schritt langsam aus seiner Thür und suchte Anna in ihrem Zimmer. Das Zimmer war leer; leise ging er hinunter, sie im Garten zu suchen.

Es war eine laue, warme Sommernacht: das Jahr stand in seiner Fülle; in schweigender Üppigkeit strotzten alle Pflanzen. Er wandte sich nach Annas Lieblingsplatz im Garten, einer Geißblattlaube unter einem großen, alten Apfelbaum, dessen mächtiger Stamm die eine Wand bildete. Als er näher trat, vernahm er flüsternde Stimmen aus der Laube: es waren Franks und Annas Stimmen. Sein Herz klopfte laut: er mußte sich an das Geländer des Springbrunnens lehnen. — Er blieb stehen und lauschte.

„Meine süße, liebe Anna! Mein süßes Lieb! Ist es denn wahr? Ist es denn möglich? Ich begreife es noch nicht!“ — „Und ich würd' es nicht mehr begreifen,

wie es anders sein könnte!“ — „Du liebst mich und bist mein? Ach, wie verdien' ich das? Aber sag' nur, wie das kommen ist? Wußtest du denn, wie lieb ich dich habe?“ — „Ja, seit dem Maifest wußte ich es wohl. Weißt du noch —, die Nachtigall? Sie hat doch recht gehabt. Oh, ich habe dich schon viel früher lieb gehabt und hab's nicht gewußt! Und dann hab ich dich gequält, nicht wahr? Und bin dir ausgewichen? Aber sieh, ich konnte nicht anders: mir war so scheu ums Herz und ich schämte mich vor den Leuten. Aber als ich dein Blut fließen sah, da drüben am Teich: da war es aus mit der Scheu, da konnt' ich mich nicht mehr halten.“ — „Du liebes Mädle! Oh, wenn du dort im Krankenzimmer so herzig gesagt hast, ‚Warten‘, da hab' ich die Stunde im voraus empfunden, die jetzt kommen ist. Du bist ein süßes, liebes Ding! Aber was werden die Leut' sagen und Ernst? Wie wird der es aufnehmen?“ — „Ernst? O, der Gute, der wird sich freuen!“ — „So? Meinst du nicht, er wird eifersüchtig? Es ist mir doch manchmal vorgekommen, als ob... —“ — „Der? Eifersüchtig? Oh, da irrst du dich: der weiß nichts von Lieb' und Liebesschmerzen. Hat er mir doch selber gesagt, daß er nichts hält auf die Rosen des Herzens, — der sucht nur die Sterne des Wissens.“ — „Horch: — was war das?“ — „Nichts: — nur der Springbrunnen dort hat gerauscht.“

Es war aber Ernst gewesen; der hatte schwer geseufzt und sich vor die Stirn geschlagen. — „Ich weiß genug,“ sprach er leise vor sich hin. „Sie ahnt nichts: auch er nicht: und sie sollen auch nichts ahnen, — niemals.“ Und leise ging er aus dem Garten hinauf in sein Zimmer; und eine dunkle Wolke zog über den Jupiter. In dieser Nacht rang ein starker Geist gewaltig mit einem reichen Herzen: und der Geist blieb Sieger. Es kam dem Philo-

sophen nun zu statten, daß er seine Gedanken gestählt und zu geistigem Ringen geübt hatte: nach manchem unruhigen Gang durchs Zimmer verbrannte er unter Thränen die Nachschrift zum väterlichen Testamente samt dem Brief „an meine liebe Tochter Anna", dessen Siegel also nur die Gluten lösen sollten, welche die Schrift verzehrten. Er blickte zu dem Bilde des Verstorbenen empor, als die Flamme die geliebte Schrift zerstörte: „Du hast es schön gemeint, Vater," sprach er zu dem Bilde hinauf — „aber es sollte nicht sein!"

Und noch ein paar Gänge durchs Zimmer und dann las er sich selbst die schönsten Stellen aus der Schrift des Boëthius: „über die Tröstungen der Philosophie" laut vor. Da schlug die Dorfuhr Mitternacht; er hörte die beiden aus dem Garten in das Haus kommen, er hörte sie scheiden und in ihre Schlafzimmer gehen. — Auch Ernst warf sich aufs Bett, aber kein Schlaf senkte sich diese Nacht auf alle drei: sie wachten in Wonnen und er in bitteren Schmerzen. —

Am andern Morgen ließ Ernst den alten Bernhard anspannen und seinen gepackten Koffer auf den Wagen tragen. Dann trat er in das Wohnzimmer, wo Frank und Anna Hand in Hand saßen, ihn zum Frühstück erwartend: — er ging lächelnd auf sie zu und reichte Anna einen Strauß von Rosen. Aber er hatte ihn ungeschickt gebunden und sie fielen alle auseinander.

„Verzeiht, Jungfrau Braut" . . . Anna errötete und Frank sprang auf — „Verzeiht, ich verstehe mich schlecht auf Blumen: ich — ich wünsche euch beiden herzlich Glück." „Bruder," rief Frank, — „woher weißt du?" „Ich suchte euch gestern Abend, weil ich — euch etwas mitzuteilen hatte und da hab' ich euer Laubhüttenfest belauscht. Übrigens hab' ich es längst geahnt; noch einmal Glück und Segen, ihr Guten!" Seine Stimme zitterte nicht; sein Ton war

heiter und da seine Augen Morgens nicht selten gerötet waren, so merkten die beiden nicht, daß er die Nacht geweint hatte; — auch waren sie viel zu sehr mit der eigenen Freude beschäftigt, um fremde Schmerzen zu entdecken.

Und nun teilte er ihnen rasch den Brief des Rektors mit und seinen darauf gefaßten Entschluß, die Professur anzunehmen. widerlegte ihre liebevollen Bitten, die ihn zurückhalten wollten, mit triftigen Gründen und nach kurzem, innigem Abschied rollte sein Wagen davon. — Er sah Annas weißes Tuch ihm Lebewohl winken, er warf noch einen Blick auf Haus und Garten, dann legte er sich zurück in die Kissen des Wagens und zerdrückte die letzten, die bittersten Thränen. —

Niemand merkte und erfuhr jemals den Kampf und die Schmerzen, die er bestanden, und lächelnd sagte Anna zu ihrem Geliebten, indem sie die Rosen Ernsts sorgfältig ins Wasser stellte: „Siehst du, daß ich gestern recht hatte? Der gute Ernst! Schön, daß mein erstes Brautgeschenk aus seiner Hand kommt!“ „Ja, du hast immer recht und bist so klug als du schön bist,“ sagte Frank und küßte sie und selig gingen die Brautleute hinab, ihr Glück dem Gesinde zu verkünden.

VI.

Ausklang.

Zehn Jahre später schrieb Ernst von Goldenau aus an seinen Freund und Kollegen Konrad in der Stadt: „So sitze ich denn wieder in Goldenau, wo ich alle Freizeiten zubringe. Es ist mir noch immer eine Heimat und unlösbar

ans Herz gewachsen: rührend ist mir der Rückblick auf die Vergangenheit, aber nicht mehr schmerzlich. Es liegt ein wunderbarer Segen in der Zeit; sie macht nicht nur ruhiger, sie macht auch unparteiischer und läßt uns die Dinge klarer würdigen.

Du weißt es — du allein, nur dir hab' ich mich vertraut — mit welch' blutendem Herzen ich damals in der Stadt ankam. Du weißt, wieviel ich gelitten. Und doch, wenn ich jetzt alles erwäge, sehe ich ein, es ist besser so, wie es gekommen. Denn wenn ich hier umherschaue, sehe ich eine solche Fülle von Glück um mich her aus allen Gesichtern, aus allen Zuständen mich anlachen, sehe ich eine so gedeihliche, gesund fröhliche Welt, wie ich sie mit Anna nimmermehr gleich ergiebig zuwegegebracht hätte; und es wäre Schade, wenn auf der freudenarmen Erde nicht dieses Stück von eitel lachender Glückseligkeit läge, das Frank und Anna auf Goldenau geschaffen.

Frank ist ein gar hoch ansehnlicher Herr geworden. Er hat unser Besitztum durch Geschick, Fleiß und Glück fast auf das doppelte gebracht; er ist Landrat, Vorstand unzähliger landwirtschaftlicher Vereine, Inhaber von ein paar Dutzend Preismedaillen für Bodenverbesserung, Wiesenkultur und Viehzucht und dabei in allen seinen Würden noch immer der alte, ewig junge, fröhliche Gesell. — —

Hier hat mich der junge Erbprinz von Goldenau unterbrochen, der neunjährige Ernst, mein Pate. Er muß mit mir zu seinem herzlichen Leidwesen den Cornelius Nepos lesen. Denn der arme Junge soll durchaus studieren nach Frau Annas Wunsch. Zur Belohnung, wenn er ein Kapitel ohne Fehler analysiert hat, darf er mit seinem Vater ausreiten in die Felder. Meine heimliche Überzeugung ist, daß der Junge viel zu gescheit ist, um ein Gelehrter zu werden. Das bleibt aber unter uns, Herr Collega!

Mein Liebling jedoch ist die kleine sechsjährige Anna, die letztgeborne, die mit ihren blonden Zöpfen und blauen Augen, mit Stimme und Bewegung so ganz das Jugendbild ihrer Mutter ist, daß ich manchmal mein Herz auf dem entfernten Versuch ertappe, sich in das Kind zu verlieben. Da sie mit mir nicht Cornelius Nepos lesen muß, sondern ich ihrem Vater nach Kräften helfe, sie zu verziehen, so hat sie mich ganz unbeschreiblich lieb.

Anna ist als Frau noch schöner, denn sie als Mädchen war. Sie ist gar voll und stattlich geworden: und doch liegt die alte Lieblichkeit auf ihren wohlwollenden Zügen; sie sieht aus wie eine jugendliche Demeter, wie sie Apelles gemalt haben soll. Sie Hand in Hand mit ihren Kindern Frank durch die Kornfelder entgegenwandeln sehen, das ist ein herzerquicklicher Anblick. Kurz — alles ist hier im Gedeihen und sonnig zu sehen. Ich habe vor, nach ein paar Jahren mich wieder ganz hierher zurückzuziehen — denn hic mihi angulus terrarum praeter omnes ridet! Die Luft und die Ruhe und das ganze Wesen hier thun mir gar zu wohl. Nun noch einige Aufträge. Du weißt, daß ich, seit Frau Gertraud gestorben ist, den alten Bernhard zu mir in Dienst genommen habe. Wir hausen still und gut zusammen: nur ist er mir nicht ordentlich genug, besonders mit den Büchern! Thu' mir nur den Gefallen in meine Wohnung zu gehen und dem Alten einzuschärfen, — nochmals: es war freilich mein letztes Wort an ihn gewesen! — daß er alle Morgen die Bücher an den Wänden sorgfältig säubere. Wenn die Zimmer auch nicht bewohnt sind, Staub sammelt sich doch immer; und mich beunruhigt es hier in der Ferne, weiß ich zu Hause nicht alles reinlich bestellt. Endlich, nimm, bitte bei der Gelegenheit gleich die jüngsten Werke über Sittenlehre aus meiner Bibliothek — sie stehen im kleinen Wandschrank rechts beisammen — und

schicke sie mir heraus. Denn ich werde wohl noch ein paar Monate hier bleiben und den fünften und letzten Band hier zu Ende schreiben, dabei muß ich aber nun gegen einige Ultra-Idealisten, unter andern auch gegen Kant, gewaltig zu Felde ziehen. Sie scheinen mir nämlich bisher fast alle in der Lehre vom Sittlichen zu viel Gewicht auf das Bewußte gelegt, den unwillkürlichen, unbewußten Antrieben der natürlichen Menschenanlage zu wenig Recht eingeräumt zu haben; mir ist klar geworden, daß für ein gedeihliches Leben auf die angeborene, gesunde Natur mehr ankommt, als wir Herren vom Katheder bisher meist anerkannt haben. —

Ich muß schließen; die kleine Anna ruft mir zu, die Mutter werde sehr böse, wenn ich die Suppe kalt werden lasse, und da muß ich wohl folgen . . . Du siehst, man kann unter dem Pantoffel stehen, und dabei nicht einmal das Vergnügen haben, zu empfinden, daß es der Pantoffel der eigenen Frau ist.

So leb denn wohl!

Dein getreuer Ernst."

„Bhüat Gott
auf die längere Zeit.“

I.

Der Herr Lieutenant von Baumhart im königlichen ersten bayerischen Jägerbataillon zu München und sein Bursche, der Gürtler-Franz von der Fraueninsel im Chiemsee, waren — sozusagen — gute Freunde. Das will heißen: als der Herr Lieutenant noch ein Bub' war wie ein andrer auch, hatten seine Eltern Jahr um Jahr viele Wochen der herbstlichen Freizeit auf jenem poesievollen Lindeneiland verbracht und der junge Herr hatte beim Fischen — mit der Grundangel auf der „Hachel" — und bei nicht immer ganz jagdpolizeilichem Jagen auf Stockenten am „Ganszipfel" jeden Herbst den Gürtler-Franzl als besten Gehilfen, Genossen, Mitschuldigen und so denn als Freund gewonnen und erprobt.

Wie lustig war's, nach erfolgreichem Fischfang mit dem Senknetz, sich vom Ostwind heimtreiben zu lassen an das Ufer beim Gürtlerhäusel, das, von Kletterrosen und anderm Gerank anmutig umhegt, von den aus dem See gefischten steinernen Bildsäulen des heiligen Petrus und Paulus bewacht wird: — wie es Freund Scheffel so reizvoll beschrieben hat.

Aber auch ernstere Erlebnisse verbanden die beiden Heranwachsenden. Als der Franzl sich beim Besteigen des Hochfelln beinahe „derfalln" hätte, sprang der junge Theodor rasch bei, warf sich auf die Erde, reichte beide Arme hinab und zog ihn herauf mit äußerster Gefahr,

von dem Schwereren hinabgerissen zu werden. Und als im nächsten Jahr der rasende Südwest den Einbaum der beiden Knaben in das Geklipp von Chieming trieb und der Herr Theodor, da sein Ruder brach, kopfüber in den weißgrün schäumenden Gischt hinausstürzte, da warf sich der Franzl ohne Besinnen nach in die tobende Flut, haschte den Versinkenden und half ihm wieder in den Kahn. So waren sie quitt, vorläufig.

Allmählich waren nun aus den Buben junge Leute geworden: aber die alte Freundschaft blieb unverändert und auch als der Franzl in die Kompagnie des Herrn Lieutenants eintrat, seine drei Jahre abzudienen, dauerte unter den nun durch Stellung wie durch Bildung so scharf Getrennten doch eine Art von Kameradschaft fort: — wenigstens unter vier Augen; mußte auch der Offizier, wahrlich nicht aus Hochmut, nur um der Disziplin willen, streng darauf sehen, daß in Gegenwart Dritter jedes Zeichen solcher Vertraulichkeit unterblieb.

Dem guten Franzl ward es freilich nie ganz klar, weshalb der „Thedi", der, wann sie allein waren, selbstverständlich ihn duzte und sich duzen ließ, so zornig ward, falls sein Bursche dies auch in Gegenwart anderer Offiziere oder Soldaten fortsetzte; und noch ärger war ihm, daß der Thedi dann auch ihn mit „Sie" anredete; oft drehte er sich hierbei um und sah, wer denn eigentlich damit gemeint sei. Auch das „Zu Befehl, Herr Lieutenant" statt des altgewohnten „Ja, ja, da feit si nix" [1]) ging ihm schwer ein, dem Franzl. Und noch manch andere chiemgauische Redewendung kam ihm nicht aus der Übung.

Eines Abends hatte der Herr Lientenant seine beste Uniform angezogen und sich sorgfältig vor dem Spiegel

---

[1]) Da fehlt sich nichts.

das braune Haar gescheitelt. Der Franzl stand dabei, machte ein verschmitztes Gesicht und reichte ihm nun den Säbel zum Umschnallen.

„Bhüt dich Gott, Franzl. Und wenn jemand nach mir frägt, so sag nur, ich sei bei . ."

„Dem Herrn General von Hanberg und Familie."

„Woher weißt du das?" fragte der Offizier verwundert.

„A mei, Thedi! Dumm bin i scho. Aber so dumm, daß i dös nit mirk, so dumm san mer do nit auf der Insel."

„Wieso? Was moanst? . . . was willst du damit sagen?" verbesserte sich der Lieutenant, ein wenig rot im Gesicht.

„Geh, g'stell di do nit so, Herr Leitnampt. Schau, alleweil, bal's di gar so schö scheitelst, nacher gehst zu den saubern Generalstöchterl mit de schena blau'n Augn und die gelben Haar. Is a schön's Dirndl. G'wiß is wahr. Und bal's zu der gehst, nacha bhüat di Gott auf die längere Zeit!"

Jetzt sehr erhitzt im Gesicht, fuhr der Herr den Burschen an: „Franz, du sakrischer Kerl, i sag dir, ich rate Ihnen, daß Sie sich wie viele andre unpassende Reden auch dies verfluchte ‚bhüat Gott auf die längere Zeit' abgewöhnen. Es ist das höchst unpassend für Sie und mir gegenüber."

„A mei, Herr Thedi. Das d'jetzt a so sagst! Es hört's ja koa Mensch da! Und auf der Hachel hamm mer . . "

„Wir sind nicht auf der Hachel! Und schau, Franzl," schloß er gutherzig, „wenn du dir's nicht abgewöhnst, wann wir allein sind, kannst du's auch vor andern nicht lassen. Und das geht doch nicht. Sixt es denn gar nit ein?"

„Ja, ja, dös sich i scho. Da feit si nix . . ."

„‚Zu Befehl‘, mußt du sagen. Erst neulich hat's der Herr Hauptmann gehört, wie du du zu mir gesagt hast, und hat mich gescholten, daß ich's leide, und dir Arrest gedroht. Also nimm dich zusammen!“

„Ja, ja, is ja recht. Feit si . . . Zu Befehl, Herr Leitnampt.“

II.

Lange waren die drei Dienstjahre des Franzl um. Er hatte geraume Zeit auf der Insel dem Vater geholfen beim Fischen, ja zuletzt dem alten Mann, dem die Gicht in den Beinen und in den Händen stak, die Arbeit ganz abgenommen: die im See und die zu Land in der Feldwies, wo das Gürtlerhaus ein paar saure Wiesen besaß.

Aber soviel Zeit ließ Fischen und Mähen dem Franzl doch, daß er gar oft am Abend in das Metzgerhäusl in Hoamgarten ging und dort am Herdfeuer seine alten Netze flickte, während die nußbraune Metzger-Nanni neben der alten Basen am Spinnrocken saß.

Und wenn die Waben[1]) manchmal in die Kuchl ging, nach der magern Brennsuppen für das Nachtmahl zu sehen, und wieder hereinkam, dann war es sonderbar, daß weder der Flachswocken am Spinnrad kleiner, noch das Loch im Senknetz schmaler geworden war: wohl aber hatte die Nanndl einen Kopf so rot wie die Nelke hinter ihrem Ohr.

Aber einmal an einem schwülen Julinachmittag kam der Franzl zu ganz ungewohnter Stunde an das Metzger-

---

[1]) Walpurga.

haus gelaufen und schrie laut — gegen seine sonstige Weise: — „Nanndl! Waben! Metzger! Gschwind geht's außi. Gschwind!“

Und als die drei Gerufenen hastig und erschrocken auf der Steintreppe, die zur Hausthür hinanführt, erschienen, sprang der Bub', seinen Stock und sein Packl, das er zusammengeschnürt hatte, fallen lassend, die Stufen alle mit Einem Satz hinan, packte die Nanndl mit beiden Händen an beiden Wangen und küßte sie dreimal rasch nacheinander auf den Mund: — zum sprachlosen Erstaunen ihres Vaters, und allerdings zu geringerem der Waben.

„Ja, Franzl, hat di der Teifi?“ [1]) grollte der Alte.

„Wird scho so sein, Metzger. Krieg is, der Napoleon, der Sakraschwanz, hat angfangt. Eingrufn sam mer alle samm. Alls muaß fort, auf Mincka [2]). Das Dampfschiff... hörst es? Da pfeift's scho. Woaß Gott, i muaß lafn. Aber — i hab's do der Nanndl sagen müassen. Und dir a, Metzger, bal i g'sund hoam kimm, na wirt glei gheirat. Jetzt, Nanndl, bhüat di Gott auf die längere Zeit!“

III.

Auf dem Bahnhof zu München war alles voll von Soldaten; auch Civilisten drängten heran, soweit es die rings aufgestellten Posten verstatteten, die Einschiffung des Regiments mit anzusehen, scheidenden Freunden noch einmal die Hand zu drücken: — manchem wohl zum letztenmal.

---

[1]) Hat dich der Teufel?
[2]) München.

Mit frohem Mut, mit lautem Hurra sprangen die letzten Schützen in die Wagen, die sich nach grellem langen Pfiff der Lokomotive schon langsam in Bewegung setzten: die Zurückbleibenden schwenkten die Tücher: die Soldaten winkten mit den Händen aus den offenen Wagenfenstern: endlich rollte der gewaltige Zug davon.

„No," rief da ziemlich wehmütig der Franzl, „jetzt, Minckaner Stadt, — jetzt bhüat di Gott auf die längere . . ."

„Wollen Sie wohl das dumme Gerede lassen, Gefreiter," grollte die barsche Stimme des Hauptmanns. „Sie machen ja die Leute abergläubisch. Maul halten!"

„Siehst du, Franzl," mahnte der Lieutenant. „Ich hab' dir's immer gesagt. Jetzt versprich mir, daß du das Wort nicht mehr brauchst. Versprich's. Gieb mer d' Hand drauf!"

„No, meintwegen, da seit si . . . zu Befehl, Herr Leitnampt."

IV.

Sechs Wochen später war's — am 1. September. Heiß tobte der Häuserkampf in Bazeilles.

Zum drittenmal besetzten die Ersten Jäger das Eckhaus gegenüber der Kirche: zweimal hatten sie's schon genommen, zweimal wieder räumen müssen, um nicht von der mit Übermacht vorstoßenden Infanterie des Generals von Wimpfen, der hier seinen letzten Durchbruchsversuch machte und die Bayern in die Maas werfen wollte, abgeschnitten und gefangen zu werden.

Jetzt — es war mittags 11 Uhr — brachen die stark gelichteten blauen Scharen wieder von dem Garten

der Villa Beurmann vor, auf den offenen Platz vor der Kirche: sie stürzten in das blitzende und donnernde Verderben hinein: der dunkle Qualm des brennenden Hauses, der hellweiße des Pulvers wogten durcheinander, man sah oft nicht zwei Schritt weit.

Krachend schlugen der Franzl und ein anderer Jäger die Thür des Eckhauses mit den Kolben ein, an ihnen vorüber sprang der Lieutenant mit geschwungenem Säbel als der erste über die Schwelle: kein französischer Soldat war in dem Hausgang sichtbar; nur zwei Civilisten, der eine im schwarzen Rock, der andere in der blauen Bluse standen links und rechts in den Thüren der beiden Vorderzimmer des Erdgeschosses.

„Pardon, Herr Offizier," riefen beide in ihrer Landessprache. „Harmlose Bürger und ohne Waffen. Es ist nicht ein französischer Soldat in dem Hause."

Aber im selben Augenblick fiel von oben, von der Treppenbiegung her, ein Schuß: die blaue Uniform eines Marinesoldaten ward sichtbar da oben.

Der Lieutenant wandte den Civilisten den Rücken und sprang eine Stufe hinan. „Ergebt euch da oben!" rief er. „Das Haus ist genommen."

Er beugte sich vor, die unverständliche Antwort, die herunter scholl, deutlicher zu vernehmen.

Da holte der Blusenmann leise aus der Brustfalte eine Pistole und hielt sie dicht hinter den Kopf des Offiziers.

„Schaug auf, Thedi!" schrie der Franzl, sprang vor und stieß dem Blaukittel das Bajonett in die Brust.

Aber im selben Augenblick schoß der andere Civilist aus einem verborgen gehaltenen Revolver dem Franzl in die Schläfe . . . Der Lieutenant stach den Meuchler nieder; dann kniete er neben Franzl, während die Jäger die Treppe hinaufstürmten und dort die Soldaten gefangen nahmen.

„Franzl,“ rief der Offizier, „Franzl! Wo — wo bist du verwundet?“

„Da,“ — sprach der Sterbende — auf den Kopf deutend. „Es is aus! — Bals d' hoam kimmst, grüß die Nanndl — im — Metzgerhaus — und jetzt — bhüat Gott auf die längere Zeit!“

Bis zum Tode getreu · Weltuntergang · Was ist die Liebe · Skirnir

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 3

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Bis zum Tode getreu · Weltuntergang · Was ist die Liebe · Skirnir

Romane und nordische Erzählungen

Illustriert von Hans W. Schmidt und Johs. Gehrts

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Bis zum Tode getreu

Erzählung
aus der Zeit Karls des Großen

Begonnen 1881, vollendet 1887

Carmen Sylva

zu eigen

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Grenze zwischen den Dänen-Gauen und den zum Frankenreich gehörigen Nordsachsen — nördlich der Elbe — bildete zu Anfang des neunten Jahrhunderts so ziemlich der von Osten nach Westen ziehende Lauf der Eider; wenigstens war die Mark nördlich der Eider ein bestrittener Boden; die Dänen behaupteten sich hier in gar manchen Strichen: erst allmählich gelang es, sie über die Schlei zurückzudrängen.

Das Land weitum dort war damals noch meist von Urwald bedeckt oder von schilfigem Ursumpf. Selten waren die Rodungen; auf brauner Heide ragte dann der einsame Hof; viele Stunden hatte man zu gehen bis zu der nächsten Siedelung.

An dem linken, dem südlichen Ufer der Eider erhob sich ein solches Gehöft da, wo eine Furt das sächsische, das Südufer erreichte.

Nicht ein Stein war zu dem Bau verwendet: ganz aus rohen Stämmen war er gefügt; das mächtige, fast bis zur Erde herabreichende, teils graue, teils bräunlich-grüne Dach bestand aus tiefen Schichten von Schilf und von Moos; an der dem Fluß abgekehrten Stirnseite kreuzten sich die beiden obersten Schrägbalken: in zwei kunstlos

geschnitzte Pferdeköpfe liefen sie aus. Das Wohnhaus und der daran gebaute Stall lagen wie versteckt hinter einer Gruppe von uralten, hochwipfligen Eichen. Umhegt und umfriedet waren das Haus und der etwa fünfzig Schritt im Geviert messende Anger von der fast manneshohen Hofwehre aus starkem Pfahlwerk.

In den hölzernen Trog rechts vor der Hausthüre goß aus gehöhltem Baumstamm ein Quell fast lautlos sein klares Wasser. Auf allen drei Seiten, nur nicht nach dem Flusse zu, war der Hofzaun auf Pfeilschußweite von dichtem Wald umgeben. Zwischen Wald und Hofwehre lagen ein paar schmale Felder Ackerlandes: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im sommerlichen Abendwind. Denn es sank der Tag.

Da schritt aus den Bäumen westlich vom Hof auf die Lichtung heraus ein stattlicher, hochgewachsener Mann in schlichtem braunem Mantel. Er trug keine Kopfbedeckung: das dunkelblonde dichte Haar, der Vollbart prangte in kurzgekräuseltem Gelock. Auf der Schulter lag ihm die Waldaxt: er kam von der Arbeit.

Wie er in den schmalen Pfad einbog, der durch das Haferfeld führte, blieb er stehen. Er warf einen langen, sinnenden Blick auf das Gehöft, das im Abendlichte vor ihm lag. Die Sonne grüßte es noch einmal, bevor sie hinter die hohen Wipfel des Waldes tauchte: das alte Moosdach leuchtete in warmem Goldbraun; ein feines Wölkchen weißen Rauches stieg aus der Luke oberhalb des Herdes: es war eine friedliche, fast feierliche Schau. — Der Mann fuhr mit der Linken über die Stirn, sein ruhiges, graues Auge glänzte nun rasch auf: „Nein," sagte er, „Herr Graf. Mein Haus bleibt mein.

Mit weit ausgreifenden Schritten hatte er das Haferfeld durchmessen. Als er die Thüre der Hofwehre öffnete,

erscholl starkes, aber freudiges Gebell, und mit hohem Satz sprang an dem Herrn empor ein mächtiger grauer Wolfshund, beide Vorderpranken wider seine Brust stemmend. „Hofwart, du treuer," sprach der Mann, sich losmachend und das breite Haupt des edlen Tieres streichelnd. „Hast wacker gewacht? Wo bleibt die Frau?" Der Hund hatte verstanden. Schnell wandte er sich und lief gegen das Haus mit rufendem Bellen. Aber er brauchte sie nicht zu holen, die Frau."

Schon stand sie auf der Schwelle der offenen Thüre: voll fiel der Strahlenguß der sinkenden Sonne auf die feine Gestalt: sie hielt die linke Hand, umgewandt, oberhalb der Augen, der Blendung zu wehren; in der Rechten trug sie, zur Erde gesenkt, die flachsumflochtene Spindel, das hellblonde, lichte Haar, vom Strahl der Abendsonne übergoldet, leuchtete: so stand sie da, umrahmt von den tief dunkelbraunen Eichenpfosten ihrer Hausthür, ein wunderschönes, ein edles Bild.

Dem steten, reifen Manne schlug das Herz vor Liebe, vor Stolz. Schon hielt er vor seinem Weibe: — die Axt ließ er aber doch nicht in der Hast zu Boden gleiten: bedachtsam schlug er sie ein in den Brunnentrog. — Nun zog er der schönen jungen Frau beide Arme nach rechts und nach links auseinander an ihren Händen, ließ diese fallen und drückte die Erglühende innig an die breite Brust. Sie schwiegen beide und hielten sich umfangen in langem, langem Kuß. — —

Sie schloß die Augen mit den goldbraunen Wimpern. Endlich machte sie sich los und schlug die Augen wieder auf, die sanft hellblauen. Der scheue, wie erstaunte Aufschlag dieses Auges hatte einen unwiderstehlichen, weil gar so keuschen Reiz und dann konnte das matte, sonst fast allzu kühle Blau auch wohl lebhaft, ja feurig leuchten.

„Du erstickst mich, Mann! Hast mich denn noch immer so lieb? Nach vierzehn Jahren!“

Er erwiderte nicht mit Worten, nur mit einem Blick. „Und die Kinder? Wo . . . —?“

Da waren sie schon. Hofwart hatte sie geholt. Laut bellend sprang er voran aus der Hausthür, manchmal sich wendend, bis aus dem Gang ein Knabe und dicht dahinter ein Mädchen hüpften: „der Vater!“ schrie der Kleine laut auf und sprang ungestüm an des Ankömmlings Hals.

„Willkommen daheim, Vater,“ lächelte, freudestrahlenden Auges, die Schwester und umschloß die mächtige Rechte mit ihren beiden zarten Händen. Sie mochte dreizehn, der Bruder zwölf Jahre zählen. Sie zerrten ihn an die Bank, welche die Stirnseite des Hauses umgab: sie zogen an ihm, bis er sich darauf niederließ. Gleich saßen sie auf seinen Knieen.

Der Knabe trug als ganze Gewandung nur ein eng anliegendes braunes Widdervließ, das die Arme und vom Knie ab die Beine unbedeckt ließ; er ging barfuß; den breiten Gürtel aus ungegerbtem Leder schloß eine eherne Spange; das Mädchen, dessen schlichtes Haar von allerhellstem, fast weißem Gelb, auf den Wirbel mit einem blauen Wollband von der Mutter zierlich zusammengeschnürt war, schmückte ein weißes Linnengewand, das vom Hals bis an die Knöchel reichte; den Gürtel aus blauem Tuch hatte die Mutter mit roten Fäden durchwirkt, ebenso den blauen Halssaum und die blauen Ärmelöffnungen des Gewandes; die Füßlein staken in Lederschuhen, die hübsche, sorglich gesäumte Lederriemen festigten oberhalb der feinen Knöchel.

Die Frau stand vor den Dreien. Sie erlabte sich des Anblicks. Die Spindel in der Rechten hatte Ruhe: ihr mildes Auge strahlte, langsam strich sie das frei flutende,

sanft wellige Haar mit der linken Hand aus der Schläfe hinter das zierlich gerundete Ohr.

Wie sie so da stand, umflossen von dem einfachen, langfaltigen, lichtblauen Wollgewand, das um die Hüften der handbreite Gürtel zusammenhielt, — das weiße, aber nicht glänzende, sondern mattweiße Antlitz von tiefstem Stolz auf den Gatten, von freudigem Mutterglück verklärt, — die nicht allzu hohe, aber durchaus ebenmäßige Gestalt, schlank, fein, und doch von jener weichen, echt fraulichen Rundung des jungen Busens, war sie vollendet schön.

„Vater, ich habe getroffen! Mit deinem Bogen!“ rief der Knabe, „das Wiesel im Lauf!“ — „Solang bist du fort gewesen, Vater!“ klagte die Kleine, sich zärtlich anschmiegend und mit den weichen Händen in seinen vollen Kinnbart langend. „Mehr Tage als ich Finger habe! Jetzt bleibst du aber doch recht lang bei uns?“

„Recht lange, Lindmuth.“

„Ist die Arbeit im Neubruch zu Ende gethan?“ fragte die Frau; sie ließ den Blick nicht von seinem Antlitz. — „Der Bifang ist fertig und die Rodung. Nur noch ein paar Eichenknorren sind auszukesseln. Das kann Heimo allein. Mich zog's nach Haus!“ — Er reichte seinem Weib die Hand über die Köpfe der Kinder hinüber. Sie drückte sie und ging dann ins Haus.

„Wann kommt Heimo?“ fragte der Knabe. „Er versprach, mir was mitzubringen.“ „Seine Fußwunde,“ forschte eifrig die Kleine — „heilt sie?“ — „Langsam. Eberzahn —“ „Und Hirschgeweih quetschen breite Wunde,“ fiel der Junge ein. „Und für den Vater,“ sprach Lindmuth, „empfing er die Wunde!“ „Ich war dabei! — Das heißt: ich sah es — von dem Baum herab!“ — verbesserte der Bruder, ehrlich. „Die wütige Bache griff die Männer beim Waldschwenden an: ich kletterte gar hurtig

auf die Tanne! Des Vaters Speer zerknickte in ihrem Schulterschild, sie rannte den Waffenlosen mit dem Gewehre an: da sprang Heimo dazwischen und gab ihr mit dem Sachs den Fang ins Genick. Aber sein Fuß war schwer gehauen." „Er hinkt fortan. Wird er immer hinken müssen?" fragte Lindmuth. — „Ei, dafür hat ihn der Vater freigelassen. Lieber lahm und frei, als heil und Knecht." „Recht, Volkbert," sprach der Vater — er sah sehr ernst dabei aus — und strich ihm über das krause Gelock.

Die Frau trat mit einem irdenen Krug und einem Holzbecher aus dem Haus, unter dem linken Arm einen Laib Roggenbrot. — Sie hatte des Gatten Blick gut bemerkt. Sie schenkte die schäumende Milch aus dem hohen Krug in den flachen, schalenähnlichen Becher und bot ihm diesen dar; er trank in tiefen Zügen. „Da ist auch Brot;" sie gab es ihm; er nahm das Messer, den Sachs, aus dem Gürtel und schnitt ab. Sie wandte das Auge nicht von ihm. „Wart ihr beiden immer allein im Wald?" fragte sie sehr ruhig; denn eine wunderbare, wohlthätige vornehme Ruhe eignete dieser blonden Frau: und doch verriet manchmal der aufblitzende Blick: — es war nicht Kälte, war Verhaltenheit.

„Immer, Muthgard. — Fast immer!" — „Hat der Graf nicht gejagt?" „Der böse Graf," flüsterte das Mädchen ängstlich, an den Vater sich schmiegend. „Auf den möcht ich schießen, nicht auf Wiesel," rief Volkbert und ballte die Faust. Der Vater hatte geschwiegen auf die Frage der Frau. Jetzt gab er dem Knaben einen festen Schlag auf den Krauskopf. „Volkbert! Du loser Bube! Der Graf waltet an des Herrn Kaisers Statt. Darüber denke nach. Aus meinen Augen!"

Schamrot, zögernd, schlich der Knabe in das Haus.

Die Kleine sprang eilfertig von des Vaters Schos und lief ihm nach. „Wohin?“ fragte er. — „Ihn trösten!“ Sie verschwand im Hause mit einem mitleidvollen und doch heiteren, trostgewissen Lächeln.

Die Gatten waren nun allein.

Zweites Kapitel.

Langsam ließ sich die Frau — all' ihre Bewegungen hatten etwas Getragenes, fast Feierliches — neben ihm nieder auf die Holzbank; sie schob Krug und Becher zur Seite und sagte, das klare Antlitz voll ihm zugewandt: „Graf Hardrad war im Wald. Ich hörte seine Hunde. Was hat er von dir gewollt?“ Der Mann furchte die Stirn. „Das alte Begehren. — Und ein neues dazu,“ lachte er bitter. „Er wollte mir die Rodung wehren. Es sei königlicher Wald und sein Lehen. Schweigend wies ich mit der Hand auf die Markeiche, in die, nach Beschluß der Märker, meine Hausmarke geritzt ist.“

„Und was gabst du ihm zur Antwort auf das — andere, — das alte Begehren?“ — „Nichts. Ich schlug nur grimmig in den Baum vor mir. — Die Späne flogen ihm ins Gesicht. Er fluchte laut und ritt davon.“ Da legte die Frau den vollen weißen Arm um des Mannes Hals und sah ihm scharf in die Augen: „Und das, Volkfried, muß ich dir alles abfragen — Wort für Wort?“ — „Du weißt, ich habe nicht viele Worte.“ „Du besorgst,“ sprach sie aufstehend und sich hoch aufrichtend, „mich zu ängstigen, sagst du mir des bösen Grafen arges Trachten, das nimmer ruht, seinen Haß gegen dich. Sei getrost:

du kannst mir alles sagen. Ich fürchte mich nicht. Ich habe dich."

„Und ich habe das Recht. Was kann auch der schärfste Richter gegen das Recht? Nichts. Drum trachtet er schon lange, mich ins Unrecht zu setzen. Er reizt mich, wo er kann. Aber der fränkische Edelherr kennt sie nicht, die Art der Sachsen: stet und still, stolz und stark. Er kann reizen, solang er will. Ich glaube," lachte er grimmig vor sich hin, „ich kann gar nicht zornig werden." — „Oh, Volkfried! Du bist wie das Meer. Wenn du losbrichst . . .! —" „Das hast du doch nie erlebt. Oder . . . Nur einmal . . .! — Als der freche Händler —" er sprang plötzlich auf: sein sonst so ruhiges Auge sprühte blaue Blitze, das Haar auf seiner Stirne hob sich — „dir an die Wange rührte." „Rühren wollte," lächelte sie, sehr anmutvoll —: und nun war zu sehen, wie lieblich diese stolzen, strengen Züge werden konnten, wann sie zärtlich, wann sie freudig, wann sie ein ganz klein wenig schelmisch erweichten. „Er kam nicht weit mit seinem schlimmen Trachten! Als er, der wenige Mann, die schmutzige Hand nur gegen mich emporreckte, da hast du ihn gewürgt, bis er umfiel — für tot. Zum Glück war er nicht ganz tot: sonst ließ Herr Karl dich hängen."

Sie suchte laut zu lachen. Aber es gelang ihr schlecht. Und in tiefstem Ernst, — der Scherz war ihr rasch vergangen — das Antlitz wendend — sprach sie zu sich selbst: „Nie, niemals darf er ahnen . . das andre."

Da schlug der Hund an und sprang in mächtigen Sätzen gegen den Eingang der Hofwehre. Ein Mann ward dort sichtbar: sein Speer und seine eherne Sturmhaube ragten über die Pfähle. Nun wollte er eintreten durch die schmale Gatterthür. Aber der Hund stellte ihn: wütend scholl das Gebell, dazwischen durch der Scheltruf,

bald der Hilfschrei des Mannes. Volkfried war schon zur Stelle: er rief den Hund ab; jedoch er trat nun selbst in die Pforte, den Einschritt wehrend.

„Hund von einem Hund! Hätte mich schier zerfleischt," schrie der Fremde, ein stämmiger Mann, das Gesicht von südlicher Sonne gebräunt. „So empfängt man des Herrn Grafen, des Herrn Kaisers Boten?"

„Der Hund kennt Feind von Freund des Hauses," sprach die Frau. „Gieb Raum! Laß mich ins Haus," rief der Fremde Volkfried zu, der schweigend den Eingang füllte. „In des vollfreien Sachsen Hof tritt der Fronbote nicht. Über die Hofwehre hin, durch das Gegatter, meldet er seinen Auftrag." „Ungastlich Volk, diese Sachsen," schalt der Fronbote. „Kaum versteh ich ihr Gelispel. Oh, wär' ich daheim im warmen Seinethal geblieben." „Wir haben dich nicht gerufen, wir Sachsen," sagte die Frau. „Was bringst du?" fragte Volkfried. „Eine Ladung. Nach sieben Nächten ist ein geboten Ding am Grafenstein — —" „Schon wieder?" rief Volkfried, er blieb ganz ruhig: aber er ward bleich. Die Frau sah das und erschrak. „Erst vor vierzehn Nächten entbot mich der Graf. Ich kann nicht schon wieder fort. Die ganze Ernte wartet! Und die Wasserarbeit unten am Deich! Stopf' ich den Deich nicht, ersäuft mir beim nächsten Hochwasser all mein Vieh auf dem Eideranger. Schon wieder Haus und Hof verlassen! Die Wirtschaft geht zu Grunde! Ich kann nicht!" „So bleib' aus," höhnte der Fronbote, „und zahle den Königsbann. Sechzig Goldgulden. Ist nicht viel für einen vollfreien Sachsen. In Geld habt ihr's wohl nicht. Aber der Hof ist mehr wert. Komm ich aber dann, um die verfallene Strafschuld euch zu pfänden, dann müßt ihr mich wohl einlassen."

Volkfried schwieg; doch er atmete schwer; der Hund

knurrte grimmig gegen den Fremden. „Verkaufe mir diese Bestie; ich drang schon oft in euch darum.“ Statt der Antwort strich Volkfried über des schönen Tieres Kopf. „Nicht? Dann pfänd' ich den zuerst. Also: richtig geladen bist du. Bleibst du aus, nehme ich euch Haus und Habe.“

„Schon wieder ein geboten Ding!“ wiederholte der Sachse. „Den Königsbann bezahlen? Das kann ich nicht! Und wieder zum Ding, — das kann ich auch nicht. Wer hilft mir?“

„Kaiser Karl. Er hat dir schon geholfen,“ sprach da eine feine Stimme, die hinter dem Fronboten aus der Erde zu kommen schien. Betroffen wandte sich der, die Gatten traten einen Schritt vor: „Bruder Fidus, Ihr seid's?“ riefen beide. Es war ein gar kleines, leibarmes Männlein; das ziegenhärene Gewand festigte ein Strick um die magern Hüften, einen Kreuzstab hielt die dürre Hand, recht traurig war das faltenreiche, müde Gesicht: aber die kleinen Augen blickten klug.

„Welch übler Wicht schickt Euch hierher?“ zürnte der Fronbote. „Mich schicken allerwege Herr Christus und Herr Karl. Ich trage wieder das Kreuz unter die Heiden. Ich muß durch die Furt. Stehe schon lange hinter Euch, hörte jedes Wort, Golo. Und staune. Wie? Warum ängstigt Ihr diesen guten Volkfried da mit leerer Drohung?“ — „Leere Drohung? Er wird's schon spüren, pfänd' ich ihn.“ — „Wofür? Weil er ein geboten Ding nicht besucht? Ja, bist du denn Schöffe geworden, Volkfried?“

Golo biß die Lippe.

„Doch sicher nicht,“ fuhr das Männlein fort. „So viele Hufen hast du nicht zu eigen. Und weiß der Fronbote, weiß Graf Hardrad nicht Herrn Karls Recht, das neue Recht, das gute, rettende?“

„Was meint Ihr?“ rief die Frau; erleichtert atmete sie auf bei des Mönches Worten.

„Ei, schon Jahr und Tag gilt Herrn Karls Recht, daß nur die allerreichsten Grundeigner — als Schöffen — die Dinge suchen müssen, welche die Herren Grafen außer der Ordnung gebieten: die kleineren Freien aber nur dreimal im Jahr die alten hergebrachten Dinge: zur Winter-Sonnwend, das Maifeld und den Herbsttag.“ „Seit Jahr und Tag schon, sagst du?“ grollte Volkfried. „Schon bald zwei Jahre sind's, seit zu Aachen dieses Gesetz erging.“ — „Und Graf Hardrad hat mich im letzten Jahr leicht zwanzigmal zum Ding entboten! Meine Wirtschaft verdarb schier darüber. Verkaufen mußt' ich sieben Rosse. — Und all das wider Recht . . .?“ — Der Zorn erstickte seine Stimme. Er ballte die starke Faust.

Golo trat zur Seite. „Ich weiß davon nichts. Ich habe meinem Grafen zu gehorchen.“ Er machte sich auf den Weg, doch warf er noch einen bösen Blick auf den Hof. „Hei, da ragen noch die zwei Pferdeköpfe auf dem First: die heidnischen Abzeichen, dem üblen Wichte Woden geweiht. Weißt du nicht, daß es geboten ist, sie abzusägen?“ Volkfried schüttelte den Kopf.

„Das meld' ich dem Herrn Abtvikar. Da giebt es Kirchenbuße! Ist darin vielleicht auch neues Recht ergangen, du kluger Mönch?“ — Er war schon in dem Haferfeld verschwunden.

Drittes Kapitel.

„Kommt in das Haus, guter Vater,“ sprach die Frau und beugte das schöne Haupt freundlich zu dem Männlein nieder, ihn sanft an der Schulter hereinziehend in die Zaunpforte. „Wie dank' ich Euch für Euer rettend Wort!“ „Ihr seid doch Eurer Rede gewiß?“ forschte Volkfried. „Es ist so große Hilfe dem versinkenden Volk! Und wie vom Himmel herab verkündet.“ „Das mag auch wohl sein,“ meinte der Mönch ernsthaft. „Der Engel Gottes schwebt gar oft im Sternenschein herab zu Herrn Karl und flüstert dem Träumenden Rat.“

Die Gatten hatten den Gast nun bis an die Thüre des Hauses geführt und hießen ihn eintreten.

„Nein,“ wehrte er ab. „Ach nein!“

„Du bleibst bei uns,“ mahnte Volkfried. „Siehe, schon ist die Sonne gesunken hinter dem Walde. Bald naht die Nacht.“ „Eben deshalb, Frau,“ seufzte der Kleine. „Du erreichst jenseit der Eider kein Gehöft vor acht Wegrasten. Du kannst doch nicht im Freien übernachten. Die Wölfe rennen im Eiderwald.“

„Und die Dänen streifen darin!“ warnte die Frau.

„Ja und gar viele Waldgänger;“ nickte der Mönch mit einem raschen Blick auf Volkfried, „verbannte Sachsen, die fliehen müssen vor dem Herrn Kaiser, weil sie ihren Treueid ihm gebrochen und dem Herrn Christus und in das Heidentum zurückgefallen sind. Ich weiß: die hassen das Mönchsgewand noch viel heißer als die Dänen, die niemals getauft wurden, wie diese Geächteten.“ „Durch Zwang sind die getauft,“ fiel die Frau ein, „die Armen!“ „Gleichviel,“ schloß Volkfried streng und herb. „Sie haben sich zwingen lassen. Wären sie doch gestorben, lieber als sich zwingen

lassen! Das stand jedem frei. Nun haben sie's geschworen. Nun müssen sie's halten." „Es ist gut, daß du so denkst," sprach der Gast bedeutsam, „sehr gut. Denn gar nah liegt dein Gehöft dem Eiderwald: — leicht könnte einer der Ächter dein Mitleid anrufen. Und du weißt: wer einen der Gebannten hauset und herberget, den trifft. . . . —"

„Sei unbesorgt," sprach Volkfried, „ich hab's geschworen."

Die Frau schlug rasch die Augen nieder: — die feinen Nüstern zuckten: — aber niemand achtete darauf und der Mönch sagte nochmal: „das ist sehr gut, daß du so denkst, — gut für euch alle." „Aber die Dänen feiern dort im Wald nach wenigen Nächten das Ernteopfer," mahnte die Frau.

„Eben deshalb," wiederholte der Mönch; er ließ sich auf der Hausbank nieder. „Hier — draußen — solang es noch nicht Nacht, darf ich wohl ein wenig bei euch ruhen. — Ich ruhe gern bei euch. Es ist gut bei euch sein. Das heilige Sakrament der Ehe, — bei euch hat es seinen ganzen Segen entfaltet. Das seh ich so gern an — — an den andern." Seine Stimme bebte. „Und eure Kinder — die holde Lindmuth, der kecke Volkbert, — wo sind sie?"

„Da kommen sie schon gesprungen," sagte die Mutter. „Sie haben dich lieb." Um die Ecke des Hauses hüpfte der Knabe: — der erste rasche Blick galt fragend dem Vater. Der sah nicht mehr zürnend aus: nun war Volkbert schon an des Mönches Seite. „Vater Fidus," rief er, „erzähle gleich weiter! Weißt du noch? Von Karl dem Hammer war's zuletzt und von der Saracenenschlacht." Lindmuth aber kniete vor dem Mönch, hob beide Hände zu ihm auf und sprach: „Ich glaube an ‚Einen Gott, den Vater, der da ist in dem Himmelreich, den Schöpfer Himmels

und der Erden'. Nun segne mich, Vater. Du hast es versprochen, falls ich den Spruch nicht vergäße."

Und der Alte legte die Hände auf das blonde Haupt und sprach: „Du bist schon gesegnet, Lindmuth, denn Gott hat dir ein sanftes Herz gegeben." Er hob das Kind auf. „Ei, Frau Muthgard, wie ähnlich sie Euch wird! Mehr von Jahr zu Jahr. Jeder Zug des Gesichts! Ganz so, aber wirklich ganz so saht Ihr aus — als ich Euch zuerst sah. Da wart Ihr etwa so alt wie jetzo Lindmuth."

Die Frau nickte, während sie für den Gast von dem Brote schnitt. „Ja, alle sagen's. Ganz ähnlich. Das ist nun lange her. — Nehmt vorlieb mit Brot und Salz und Fisch. Es ist kein Fleisch im Hause. Der Mann war lange fort: — da giebt es kein Wildpret." „Oho," rief Volkbert, „traf ich nicht — beinahe! — einen Hasen?" „Warum dürft Ihr nicht übernachten unter unserem Dach?" fragte Volkfried. — „Der Herr Abtvikar hat es mir verboten, unter Dach . . . — Übrigens: euer Dach! Der Fronbote hat recht: die Pferdehäupter sind verboten." Volkfried furchte die Stirn: „Von wem? Vom Herrn Kaiser?" — „Nein. Vom Abtvikar."

„Ich bin nicht sein Mönch! — Mein Vater hat sie selbst geschnitzt, als die alten verwittert waren. Meine Hand sägt nicht ab, was meines Vaters Hand geschnitzt."

„Bei Leibe!" rief der Knabe. „Mahnen sie doch die Waltenden, wann sie vorüberschweben, der vielen Pferdeopfer, die ihnen der Hof gebracht hat, und zeigen, daß dies Haus unter dessen Schutze steht, der das Grauroß reitet durch die Wolken und aller Sachsen Urahnherr ist." Der Mönch bekreuzte sich: „Wer gab dir diese Deutung, Knabe?" — „Ei, Heimo." „Mein Freigelassener," erklärte der Hofherr. „Der kann die alten Zeiten nicht vergessen und die alten Götter."

„Er muß,“ sprach der Mönch. „Und gerade wegen dieser Deutung — müssen die Pferdeköpfe fallen auf euren Dächern.“ — „Die da oben bleiben. Mein Vater, sag' ich dir, hat sie dort angebracht. Ich will sie nicht erneuen, fallen sie von selbst vermorscht herab. Aber ich zersäge sie nicht.“ Der Mönch wollte erwidern: aber die Frau winkte ihm mit den Augen.

Volkfried stand auf und ging mit großen Schritten auf und nieder vor dem Hause. Der Knabe hing sich in seinen Arm und ging eifrig mit: aber er mußte hüpfen, dem Vater, dem langausschreitenden, zu folgen.

„Wann er die Stirne so furcht,“ sprach die Frau, „sind alle Worte machtlos. Gebt es auf.“ — „Ja, ja, so sind gar viele. Deshalb hat der Herr Kaiser einen Ausweg . . .“ Volkfried kam grade wieder vorüber. Sie beugte sich zu dem Männlein nieder; er flüsterte in ihr Ohr.

„Gut,“ lächelte sie lieblich. „Diese Arglist will ich verantworten.“

Volkfried setzte sich wieder neben den Mönch. „Müßt Ihr wirklich fort noch vor Nacht, nehmt noch einen Trunk firnen Metes. — Wo ist der Krug?“ „Gleich,“ sagte die Frau. „Komm, Tochter, hilf. Doch laß: — da ist die Magd. Wlasta! — Wlasta! — hörst du nicht?“

Um die Ecke des Hauses bog eine schmächtige Gestalt, ein Mädchen; es schleppte auf den Schultern an einer Tragstange zwei Wassereimer; sie waren wohl schwer; sie ging gebückt. Da ersah sie, aufschauend mit trotzigem Blick bei dem Anruf der Frau, den heimgekehrten Hofherrn auf der Bank. Mit einem leisen Schrei schnellte sie die Stange von der Schulter, daß der Eimer halb verschüttete; blitzrasch war sie herangeflogen, aus dem roten Kopftuch flatterten lange, schwarze Strähne, sie lag vor Volkfried

auf beiden Knieen, beugte den Kopf tief zur Erde und küßte die Riemen an seinem Schuhwerk.

Volkfried achtete dessen nicht. „Und warum müßt Ihr fort?“ fragte er den Mönch. Er schob die Magd mit dem Fuß zur Seite; er hatte sie gar nicht gesehen. Fidus aber blickte auf das glühende, braune Gesicht des schönen Mädchens, das sich nun erhob und die wirrkrausen Haare mit beiden kleinen Händen hinter die Ohren strich; die braunschwarzen Augen waren auf Volkfried geheftet; die nackten Arme kreuzten sich über dem üppigen, heftig wogenden Busen.

„Das ist nicht Sitte unseres Volkes,“ sprach der Mönch verweisend. „Aber des meinen,“ erwiderte das Mädchen. „So ehrt man nur Gott,“ fuhr der Alte fort. „Und den Herrn.“ Fidus wollte heftig entgegnen. Doch Volkfried sagte, den Hund streichelnd, der den breiten Kopf auf seine Kniee legte: „Laß sie doch! Hofwart freut sich ja auch, wenn der Herr kommt, und kost ihm den Fuß.“

Ein Blick flog aus den schwarzen Augen, — der hätte jeden erschreckt, der ihn gesehen. Aber niemand sah ihn. „Hole den Metkrug aus dem Keller,“ gebot die Frau ruhig. „Und fülle die Eimer nochmal; das Wasser ist all' ausgeflossen.“ Wlasta verschwand im Hause.

„Wo ist die Wendin her?“ „Aus dem letzten Wilzenkrieg. Die Schilfhütten der zersprengten Horde loderten rot durch die Nacht. Ich schritt an der letzten vorbei, die gerade in Lohe zusammenstürzen wollte; über der Schwelle lag auf dem Gesicht ein Weib; ich stieß daran mit dem Speer, da zuckte das. Sie lebte noch, ich riß sie empor. Jetzt brach die Hüttendecke krachend, flammend, auf die Schwelle. Ich besann mich: die Frau wollte längst eine Magd kaufen. So nahm ich die Gefangene mit und,“ lachte er, „sparte den Kaufpreis.“ „Ich werde sie vertauschen,“ meinte die Frau. „Sie ist faul. Oder vielmehr

launisch: heute honigsüß, morgen natternböse." — „Wir brauchen ein paar Pfluggäule. Für die Wendin krieg' ich leicht vier."

Wlasta kam zurück aus dem Hause: den schweren Metkrug auf dem Kopfe tragend, mit der Linken den Henkel fassend, hielt sie in der Rechten ein paar irdene Becher. Sie stellte alles neben den Herrn auf die Bank, leise, zierlich, in kleinen Bewegungen der feinen Glieder, und verschwand geräuschlos, wie sie gekommen, die leergelaufenen Eimer mit der Stange auf die Schultern hebend; sie hatte den Blick jetzt nicht von der Erde erhoben. Fidus sah ihr sinnend nach.

„Aber warum willst du — mußt du noch vor Nacht fort, Vater Fidus?" fragte Lindmuth. „Das — das sollte ich fast nicht erzählen. Denn es gereicht mir nicht zum Lobe!" sprach der Mönch errötend. „Aber" — und er hob das Haupt — „gerade deshalb! Sich selbst herabsetzen: das ist Christenpflicht. Allzu hohe Meinung habt ihr guten Leute von dem schwachen Fidus. Es ist wohlgethan, sie herabzudrücken. Nein, laß die Kinder nur zuhören, Frau. Sie hören nur, was sie bessern, nichts, was ihnen schaden mag. — Ich bin ein schlechter, ungetreuer, pflichtvergessener Mönch." — Und das Haupt mit den spärlichen, grauen Haaren sank müde herab und die beiden Hände deckten die dunkeln traurigen Augen.

Viertes Kapitel.

„Wie kam es, daß Ihr Mönch geworden?“ fragte die Frau. „Ihr seid doch lange Zeit weltlich gewesen, Kaufmann mein' ich . . . Tuchmacher —?“

„Gewiß. In Utrecht, bei des heiligen Willibrords Kirche, steht heute noch meines Vaters kleine Werkstatt. Freigelassene und Grundholden des Heiligen waren die Vorfahren; und die Kunst, die friesischen Mäntel zu weben, zu färben, zu schneiden, vererbte sich bei uns von Geschlecht zu Geschlecht. Ich lernte beim Vater; und in der freien Zeit lernte ich wohl auch ein wenig Latein: — viel ist's nicht gewesen, aber es langt jetzt doch für die Gebete! — bei den guten Mönchen drüben im Kloster. Da — ich mach' es kurz! — Nach des Vaters Tod übernahm ich die Werkstatt und des Nachbars, des Klostergärtners, Tochter ward mein Weib.“ Er hielt inne; die Stimme versagte.

„Nehmt einen Schluck Met,“ mahnte die Frau. „Ihr werdet schwach.“

„Nein, ich — darf nie mehr schwach werden! Wir hatten uns lieb, von Herzen, ach so sehr!“ — Er schlug ein Kreuz. — „Wir durften ja damals. Wir waren sehr glücklich miteinander. Sie war so gut, so klug, so schön! — O Gott, ich werd' es nie vergessen.“ Er schlug die Hände wieder vor die Augen. „Ist sie denn tot?“ fragte Lindmuth und strich sanft an den magern Fingern, durch welche Thränen drangen. „Nein, liebes Kind! Nur tot — für mich! Jahrelang beteten wir, der Himmel möge uns ein Kind gönnen: — es war das einzige, was unsrem Glücke fehlte. Und der Himmel erhörte unser Gebet: — hatte ich doch dem Heiligen sechs neue Altardecken geschenkt

aus bestem rot- und blaugestreiften Wollzeug. Und da die Stunde gekommen war, da sprach der Klosterarzt zu mir und zu meinem zuckenden Weib: ‚Mutter und Kind müssen sterben'. Müssen sterben? Notwendig? schrie ich. ‚Ja, notwendig. — Es sei denn,' fügte er fromm hinzu, ‚die Heiligen thun ein Wunder.' — O wie weh! O wie weh! Da warf ich mich auf die Kniee vor ihrem Lager und faßte ihre Hand. Sie war schon ganz kalt. Da schrie ich in meiner Herzensqual: ‚Hilf, Sankt Willibrord, hilf! Rette mein liebes Weib! Du thust ja so viele Wunder, — thu' auch mal eins für mich. Und bleibt sie am Leben, so will ich dir fortab mein Leben weihen. Ich werde Mönch — ich werde Priester — ich will unter die Heiden fahren — nur rette sie.' Und kaum war das Gelübde gethan, da klang an mein Ohr der Schrei eines kleinen Kindes. Und mein Weib war gerettet. Und es blieben am Leben Mutter und Mägdlein. Und wie freute sich Hercha, da sie mir das Kind zeigen konnte! Aber ich schrie laut auf vor Weh und küßte sie. Und der Arzt, der Mönch, der mein Gelübde gehört, riß mich fort von dem Lager meines Weibes und schob mich in den Klosterhof und erzählte dem Abt die nach menschlicher Kunst unmeidbare Todesgefahr: — ja, er meinte, Hercha sei schon tot gewesen — und mein Gelübde und die plötzliche Rettung, ja Auferweckung. Und alle Mönche liefen zusammen und sangen Psalmen und machten einen Aufzug durch die Stadt und meldeten das neue Wunder des Heiligen dem Bischof zu Utrecht, dem Erzbischof zu Mainz, dem Herrn König — damals hieß er noch nicht Kaiser! — in Aachen. Und für den Heiligen war das sehr gut: denn der Glaube an ihn ward noch viel stärker. Aber für mich . . . —" „Nicht weinen!" bat Lindmuth. „Du sagst ja: sie lebt heute noch." — „Kind, du sprichst wahr wie ein Engel. Aber

für mich — das heißt: für den sündigen Menschen in mir — war es doch hart. Denn ich — ich habe mein Weib nicht wiedergesehen — ach! so viele Jahre lang."

Volkfried warf einen Blick auf seine Frau. „Ist hart," sagte er. „Aber Wort muß man wahren, Heiligen wie Menschen."

„Ja, ja, gewiß. Ich hielt es ja auch! Ich . . . .! — Gegenüber dem Klosterhof lag unser Hausgärtlein. Wann ich nun das Schreiben lernte, bald die Heiligenleben abschrieb, hörte ich meines Weibes süße, holde, liebe Stimme, wie die Mutter das Kind in Schlaf sang: — wie heiß das Herz mir entbrannte, — ich sah nicht hinüber in meinen eigenen Garten! Noch hatte ich geheime Hoffnung, loszukommen von dem Gelübde. Sie hatte — armes, junges Ding! — die Zustimmung nicht geben wollen, daß ich Mönch würde. Sie durfte nach dem Recht, auch nach der Kirche Recht, widersprechen. Dann war ich frei. Aber die Mönche! Nun, sie hatten ja recht! — Weiß der Herr: ich will nicht murren! — Die stellten ihr Tag und Nacht vor, welch scheußliche Sünde sie thue durch ihre Weigerung, wie undankbar sie sei. Das Kind müsse sterben, das der Heilige ihr gegeben nur unter der Voraussetzung meines Gelübdes: werde das nicht gehalten, werde der Heilige nehmen, — und sie hatten ja recht! — was man ihm abgelistet. Und ob sie sich nicht schäme, so sündhaft ihren Mann in den eigenen Armen behalten, der Kirche ihn weigern zu wollen? Das sei des Fleisches, der Eva Erbsünde in ihr: der Dämon Venus stecke in ihrem Leibe! Mein süßes, junges Weib — von zwanzig Jahren — und ein Dämon in ihrem holden Leib! — Aber sie hatten ja doch recht, die Mönche, und auch Hercha sah es ein. Sie ließ mich nur noch fragen, ob ich denn wirklich das grausame Gelübde gethan? Ich schrieb auf ein Blatt: ja. Da

schickte sie mir am anderen Tage das abgeschnittene nußbraune Haar! Sie war Religiose geworden. Denn am selben Tag, — da sie sich noch immer trotzig geweigert hatte, war unser Mädchen plötzlich gestorben. Sie hatte nun nichts mehr zu thun in der Welt; die Mönche aber sagten mir, — und sie hatten ja recht! — der Tod des Kindes sei des Heiligen Strafe für mein und meines Weibes Versuch, mein Gelübde nicht zu halten. Da ward ich Mönch — am gleichen Tage noch. Und neben den üblichen Gelübden nahmen sie mir noch das besondere ab — weil sie meiner Schwäche — ach, mit Grund! mißtrauten — niemals im Leben — bei schwerster Strafe im Himmel und auf Erden — wieder die „Religiose“ aufzusuchen oder, träfe ich sie zufällig, sie anzuschauen oder anzusprechen. Ich gelobte alles, was sie mir vorsagten. Denn ich dachte in meinem Sinn: ‚das Herz thut mir so weh — es kann ja nicht sein, daß ich am Leben bleibe. Bald bin ich tot vor Gram‘ Allein man stirbt, so scheint es, nicht vor Gram, wenn man fünfundzwanzig Jahre alt ist und gesund wie ein Lachs im Rhein. Gelacht hab ich nicht mehr seit jenem Tag und gefreut hat mich nichts mehr auf Erden: aber gestorben bin ich nicht. So sind zehn Jahre vergangen und zwanzig und dreißig. Ich bin gealtert vor der Zeit: bin doch noch nicht sechzig und bin doch schon so müde! Und so bergesalt fühl' ich mich! — Von Hercha hörte ich nie mehr, ob sie lebe oder tot sei. Mich schickten die wechselnden Äbte — schon viele habe ich begraben helfen! — mit allerlei Aufträgen weit umher; bis über die Alpen bin ich gekommen, und durch ganz Francien; gar oft nach Aachen zu dem Herrn Kaiser. Der will mir wohl, der gewaltige Karl! Weiß wahrlich nicht, warum. Vielleicht hat er Mitleid mit mir. Auch unter die Heiden hier in Sachsenland bin ich oft gefahren, mit

dem Abt von Fulda, Herrn Sturm aus Bayerland: das war ein wackrer Herr! Aber der ist nun auch lange tot! — Der hatte doch — bei aller Frömmigkeit — ein menschlich Herz im Leibe behalten. Jedoch mein jetziger Herr!" — Er seufzte tief. „Vergieb mir, Gott im Himmel! Ich darf ihn nicht schelten! — Er hat ja recht."

„Du meinst den finstern Langobarden, den Petrus?" fragte Volkfried. — „Er ist nur streng, nicht ungerecht gegen mich!" — „Man sagt, er hat einst seinen eigenen, den Langobardenkönig, in Paviastadt verraten?" — „Ich weiß das nicht! Nur ist es wohl eine Art Verbannung, daß man ihn aus Utrecht fortgeschickt hat — hierher: an die allerletzte Kapelle, an des Reiches äußerste Nordmark." „Wo hat er seinen Sitz?" fragte Volkbert. „In der neuen Burg, die der Herr Kaiser erst vor kurzem an dem Flusse Stör erbaut hat."

„Jawohl! zu Esesfeld," bestätigte Volkfried. „Die Feste soll das trotzige Werk des Dänenkönigs Göttrik noch übertrotzen, das der Heide angelegt hat, um sein Reich vom Ostarsalt zu sperren bis an das Nordmeer, an Eider und Treene hin: das ‚Dänenwerk', wie sie es hochmütig heißen."

„Wohl! Eben dorthin sind ein paar Mönche unseres Klosters gesandt worden, unter Petrus als Vikar des Abts, der Besatzung dort die Sakramente zu spenden und wohl auch den heidnischen Dänen und Wenden in der Nähe das Kreuz zu predigen."

„Das ist wohl eine Art Strafort?" fragte die Frau gespannt, „auch für die Laien dort?" — „Mag wohl sein." „Wie kommst aber du dann dorthin, lieber Mönch?" fragte Lindmuth. „Du bist doch —" — „Nicht zur Strafe geschickt. Ich bat um die Entsendung." „Warum?" forschte die Frau. — „Weil — weil: — es ist recht sündhaft von mir — nach dreißig Jahren!" „Schweig davon, thut es dir

so weh," mahnte Lindmuth. — „Nein! Es setzt mich herab — drum will ich's sagen. — In Utrecht daheim, im Kloster, in der Zelle, von der ich auf unser altes Häuslein schaue — da — ach, da kann ich die Erinnerung gar nicht los werden! Und die Sehnsucht, die sündhafte." „Sündhafte! Treue ist's!" meinte die Frau. — „Ach nein: Sünde! — Und um dem Bilde Herchas zu entrinnen — stets seh' ich sie dort zwischen den Blumen, den Lilien des schmalen Gärtleins wandeln! — floh ich bis hierher, bis an die Dänenwildnis. Und hier, ach, ach! — Nun, hört es nur zu Ende! Es muß sein! — Vorig Jahr hat der Herr Kaiser wieder, wie ihr wißt, viele Tausende von Sachsen ausgewurzelt aus der Heimat, ganze Geschlechter, mit Weibern und Kindern, sie fortführend nach Francien und überall hin verstreuend über sein weites Reich, die Weiber und Kinder gar oft in Klöster gebracht. Bei der weiten Fahrt geschah nun oft allerlei Ungebühr der fränkischen Krieger gegen die Weiber, die sie zu geleiten hatten."

„Und um dem zu steuern," fiel die Frau ein, „hat der Herr Kaiser — sehr hat mir das von ihm gefallen! — Nonnen eingeschifft in Friesland und hat sie die Elbe zu Berg fahren lassen, die Sachsenweiber abzuholen und in fraulichem Geleit zu Schiffe fortzuführen."

Der Mönch nickte. „Ja; und ich hatte mit ein paar anderen Mönchen die Frauen begleitet bis an das nahe Bardenfleth, den Flecken an der Elbe, wo die Schiffe der Nonnen auf unseren Zug warteten. Und oh! Wie ich die letzte der meinem Schutz befohlenen Sachsenfrauen auf schwankem Brett auf das hochbordige Friesenschiff geleite — wohl vierzigmal hatt' ich den Weg mit den früheren zurückgelegt — da schallt vom Schiffe her ein Schrei: und auf das Brett, mir entgegen, wankt eine Frau in grauem Schleier über dem schwarzen Gewand ‚Waltger!' ruft

sie, ‚mein Waltger!‘ So hieß ich nämlich bevor — so lang ich glücklich war, das heißt — Gott verzeih mir dies Wort! — glücklich nur in weltlicher Freude. Und nun wieder diesen Namen — so viele, viele Jahre hatte ich ihn nicht mehr gehört! Und auch die Stimme! Sie weckte alles wieder auf, was nur begraben, aber nicht erstorben war in mir. Ich erkannte sie, meine Hercha! Ich werd' es nicht leugnen. Und" — er schlug ein Kreuz — „obgleich ich sie gut erkannt hatte — merkt! ich beschönige nicht meine Sünde! — und obwohl ich recht wohl hätte umkehren können und ihr enteilen: — ach, ich that es nicht! Ich sah nicht weg, ich verhüllte nicht das Haupt, ich enteilte nicht! Sondern fest sah ich ihr in das liebe, schöne, ach so früh vom Gram gealterte Gesicht und auf das weißgraue Haar, das unter dem Schleier hervorquoll, — meine beiden Arme breitete ich aus und entgegen sprang ich ihr! „O mein Weib, mein geliebtes Weib!" rief ich und schloß sie fest in die Arme und drückte sie ans Herz und küßte sie auf den Mund; und heiße, bittre Thränen liefen uns beiden über die alten Wangen."

Die Frau drückte leise des Gatten Hand, die auf der Bank sich zur Faust ballte; er wollte die Rührung in sich erdrücken. Und aus des Mönches Augen rannen langsam zwei große, große Thränen: er ließ das Haupt auf die Brust sinken und schwieg. Der Hund legte den breiten Kopf auf seine beiden Kniee und sah zu ihm auf. Die Kinder waren traurig, sie wußten nicht recht, warum. —

„Der arme, gute Fidus, was sollte er thun?" flüsterte Lindmuth schüchtern dem Bruder zu. „Ich hätte sie bei der Hand genommen und wäre flugs mit ihr auf und davon gesprungen." — „Aber Bruder! Und sein Treuwort?"

„Wie kann doch nur eine Sünde," fuhr der Mönch

nun nach einem Seufzer fort, „so selig machen im Herzen! Noch jetzt, wenn ich daran denke, wird's mir selig weh und selig wohl da tief drinnen in der Brust.“ „Sünde!“ rief Volkfried. „Die acht' ich gering.“ — „Da thust du sehr unrecht. Große Sünde war es! — Nun, die Strafe blieb nicht aus. Kaum hatt' ich die Frau umfangen — noch hatt' ich sie nicht fragen können, wo sie und wie sie gelebt all' diese Jahre? — da riß mich an der Schulter eine harte Faust zurück. ‚Elender, Eidbrüchiger!‘ scholl es. Ich kannte die Stimme, brauchte gar nicht in das zornige Antlitz zu sehen. Ich sank ins Knie: nicht vor Schreck, nicht aus Furcht vor dem Abtvikar: aus Reue vor Gott dem Herrn, aus Scham. Einen lange gezogenen, aber leisen Weheruf, — wie ein ersticktes Wimmern — hört' ich noch. ‚Leb wohl, leb wohl, mein Waltger!‘ klang es von dem Schiffe her. Da hatte mich der Vikar schon aufgerissen von den Knieen und herabgezerrt von dem Brett. Er übergab mich zwei Brüdern zur Bewachung, die sollten mich binden. Aber sie weinten — sie hatten alles mit angesehen — und sie wußten, ich würde nicht entlaufen. In Esesfeld legte mir der Abtvikar die Buße auf. Sie ist nicht gar schwer. Ich habe Schlimmeres verdient.“ „Was mußt du leiden? Oder thun?“ fragte die Frau mitleidig. — „Er hat mir Stillschweigen auferlegt. — Die Nacht sinkt rasch! Lebt wohl, ihr Guten! Du hilfst mir wohl ein wenig, Volkfried: nur bis in die Mitte der Furt —: dann find' ich schon.“

„Das Wasser steht zu hoch. Ich trage dich hinüber. — Aber du gehst — im Eiderwald — in den Tod.“ — „Mag wohl sein! Jeder Schritt unsers Lebens geht in den Tod. Und das ist das Beste an meiner Buße, daß sie rascher . . —“ Die Frau stand auf. „Sage . . der Abtvikar, — weshalb will er deinen Tod?“ — „Ich könnte

sagen: ich weiß es nicht. Aber das wäre gelogen.“ — „Was hast du ihm zuleide gethan? Was kannst du ihm schaden?“ — „Ihm und seinen Freunden, dem Grafen Hardrad und dem Vicegrafen Fortunat, bin ich im Wege, weil ich in allen Dingen des Herrn Kaisers Willen und Gebot vollführet wissen will. Und weil ich viel kenne von den Gesetzen und Kapitularien in geistlichen und weltlichen Dingen, die der Herr Kaiser hat ausgehen lassen zur Schonung und Erleichterung der kleinen Leute im Volke, da ich gar oft zu Aachen weilte, zur Zeit der Reichstage und der Synoden, und der Herr Kaiser häufig Auskunft von mir verlangt über die Dinge in Friesland und in Sachsenland und die Bedrückungen durch Graf und Abt. Und ich verschweige und vertusche kein Unrecht vor dem Herrn Kaiser. So mögen sie denn wohl wünschen, daß dieser Mund bald verstumme.“

„Wie mag doch der Himmelsherr solchen Frevel dulden? Schläft er?“ rief da sehr laut der junge Volkbert. Er war schon lange zornig und sein Gesicht war rot.

„Daran magst du lernen, du Wildfang,“ sprach der Mönch sanft und strich dem Knaben über das krause, braungelbe Gelock, „daß der Himmelsherr, der niemals schläft“ — hier gab er ihm einen ganz leichten Backenstreich — „das merke dir! — den Seinigen alles zum besten kehrt. Denn schau: die drei Mächtigen zu Esesfeld, die mich ja wohl in den Tod mögen schicken wollen, die wähnen mir dadurch ein Übel anzuthun. Und siehe: sie bereiten mir Gutes. Denn von allen Dingen auf Erden ersehne ich nichts so heiß als den Tod.“ Und er drückte der Frau die Hand und schritt rasch dem Flusse zu. Volkfried folgte ihm. Die Frau zog leise die beiden Kinder an sich.

„Weißt du, Mutter,“ sagte der Knabe, „der Alte kann nicht lassen von seiner Frau, die Nonne ward. Er hat

sie noch immer lieb.“ „Ist das nun Sünde?“ fragte Lindmuth. „Vielleicht,“ antwortete die Frau. „Ich kann es nicht entscheiden. Denn es ist doch — Treue.“ „Aber es ist doch recht traurig für ihn,“ meinte Volkbert. „Es wär' ihm besser, könnt' er von ihr lassen.“ „Nein,“ sprach die Frau, „denn dann hätte er sie nicht geliebt.“ „Mutter,“ forschte Lindmuth, „des Vaters Bruder ist doch auch ein Waldgänger?“ Die Frau furchte die Brauen: „Wer hat dir das gesagt?“ — „Heimo. — Der Oheim hat doch auch den Treueid gebrochen dem Herrn Kaiser?“ „Ja,“ antwortete die Frau traurig, „leider.“ — „Aber ich darf doch, wann ich das Nachtgebet spreche, auch für ihn beten? Es muß so hart leben sein im Wildwald — unter den Wölfen.“ — „Ja, bete nur für ihn wie für . . . nun, du weißt für wen!“ „Für Herrn Richwalt,“ sprach die Kleine ernsthaft.

„Und für deine Mutter, daß Gott ihr . . uns allen . . alle Schuld vergebe!“ Sie seufzte schwer, stand auf und ging mit beiden Kindern in das Haus.

In triefenden Gewändern kam Volkfried zurück; er zog sie aus und schlüpfte in das Fell eines gewaltigen Wisent; die Frau spreitete die Kleider aus in der Nähe des Herdfeuers, das auch die Nacht über fortglimmte.

Die Kinder schliefen schon in dem Holzverschlage hinter der Halle; in demselben Raum, nur durch ein Segeltuch geschieden, stand der breite, starke, nur wenig vom Boden erhöhte Eichenschragen, auf welchem die Gatten ruhten. Zahlreiche gegerbte Felle machten das Lager weich und warm. Bald war Volkfried entschlummert: er hatte den Tag über streng gearbeitet. Die Frau fand keinen Schlaf; bange Sorgen hielten ihr Herz wach.

Da bellte der Hund draußen an der Hofwehre laut, anhaltend. Volkfried sprach im Traum: „Laß ihn nicht ein, Hofwart! O Bruder, Bruder, wie hab ich dich geliebt! — Von Kind auf! — Den Vater hab' ich dir ersetzt. Aber dich aufnehmen? — Nein! Herr Karl hat's verboten. Was brachst du den Eid? Niemals . .! Fort von meinem Zaun! Ach, armer Bruder!“

Die Frau hatte sich nun ganz aufgerichtet. Sie sah auf ihres Mannes edles Gesicht. Das Herdfeuer — es war nur in halber Manneshöhe durch den Verschlag ausgeschlossen — warf einen matten, ungewissen Schein herüber; seine Lippen zuckten vor Weh.

„Wie er ihn lieb hat! Fast wie die eigenen Kinder! Und doch! — Wenn er es wüßte! Gott, vergieb mir!“

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage ward es früh schon drückend heiß: weiße Donnerwolken, dicht geballt, stiegen auf; es mußte ein schweres Gewitter kommen. Und es kam.

Volkfried war weit vom Hof gegangen, nach seiner Roßweide zu sehen, die nahe dem Flusse lag; den Knaben hatte er nicht mitgenommen des drohenden Unwetters wegen; er war allein.

Manchmal, wie er über die Wiesen schritt und durch das Weidengebüsch, war ihm gewesen, er höre hinter sich einen leichten Schritt, höre durch die Zweige schlüpfen. Er sah einmal um: aber es nickten nur die Büsche, durch welche er selbst geschritten war. —

Er prüfte auf der Roßweide die Tiere, die ihn nur

scheu betrachteten: es waren erbeutete, die er vor kurzem den Slaven abgenommen.

Da brach das Gewitter los mit strömendem Regen; in der Umhegung stand eine offene Heuhütte; darin suchte Volkfried Schutz; er legte sich auf das duftende Waldgras, das hier hoch, bis fast unter das Dach, gehäuft lag; es war frisch geschnitten; sehr stark duftete es, fast betäubend, aber süß, berauschend. Er schlief nicht, aber er träumte. —

Da — es war keine Täuschung! — da regte sich's leise unter dem dichten Heu an seiner Seite: — die Haufen schienen lebendig zu werden: — sie hoben sich, wölbten sich.

„Ein Waldtier," dachte er, „dem ich die Zuflucht verstört."

Aber größer und länger ward die Erhebung; aus dem Heu tauchte eine Menschengestalt hervor, ein paar volle Arme, ein üppiger Nacken, eine Flut von schwarzem Gelock, aus dem überall Heuhalme ragten: — aber das stand gar gut, weil phantastisch, zu dem glühenden, braunen Gesicht: und vor ihm lag auf beiden Knieen, die Arme über dem wogenden Busen gekreuzt, die Wendin; das Kopftuch hatte sie verloren, die schwarzen Haare flatterten wild nieder auf die nackten Schultern, das Hemd aus weißem Schaffell war herabgeglitten von der rechten Achsel: denn die Spange war gebrochen; verwirrt, in Scham erglühend hielt das schöne Mädchen das rauhe, zottige Fell vor die junge Brust mit der linken Hand.

Er richtete sich langsam auf, so daß er saß, und stemmte beide Fäuste verwundert in die Hüften: „Wlasta! Du hier? Was suchst du hier?"

„Dich." — Ganz leise kam es aus den üppigen halb geöffneten kirschroten Lippen.

Er verstand sie offenbar nicht: weit öffnete er die lichtgrauen Augen.

Ein bittres Lächeln zog nun fast spöttisch um den ausdrucksvollen stets bewegten Mund: die kleinen weißen, ganz gleich gereihten Zähnlein wurden sichtbar. Aber gleich entfloh dies Lächeln wieder. „Ich schlich dir nach — all' den weiten Weg —! Ich wußte wohl, das Unwetter mußte dich hier herein treiben. — Ich kroch voraus."

Er sah sie immer noch höchst erstaunt an. Da trug sie es nicht mehr. Sie bäumte sich hintenüber, immer noch knieend, und schlug die rechte Hand vor die Stirn. „Ach, was hast du mich nicht verbrennen lassen in der Hütte der Mutter! Vom Rauch erstickt, war ich in meinem Versteck zusammengesunken. Ich glaubte zu sterben. Und ich wähnte, im Himmelreich, in den ewigen Blumenwiesen der Todesgöttin zu erwachen, vom goldhaarigen Lichtgott geweckt, als mich eine Lichtgestalt, ein himmlisch schöner, großer, hoher Held in seinen starken Armen aufhebt! — und der Lichtgott führt mich seinem blonden, herben Weibe zu wie eine erbeutete Kuh! — Ich will's nicht tragen! Ich will nicht. Ich verbrenne an langsamen Flammen! Küsse mich! Oder wirf mich dort in den Strom."

Sie hatte drohend, zuletzt schreiend gesprochen: ihre schwarzen Augen funkelten zornig. Aber gleich verflog blitzschnell dies Wilde: und mit weichstem, mit flehendem Schmeichellaute hauchte sie nun, die beiden ineinandergerungenen Hände bittend gegen ihn ausstreckend: „Bitte! Bitte! Nur einmal — aus Erbarmen —: küsse mich! Wir sind hier ganz allein! Niemand soll's wissen! Ich will dann selbst springen — gleich! — in den Strom." Und nun stürzte sie, vornübergebeugt, auf das Antlitz, die kleinen, zierlichen Hände weit vor sich hinstreckend: sie vergrub sie tief in das Heu.

Er sprach kein Wort. Er stieß nach ihr mit dem Fuß — er traf die eine Hand, — und sprang auf. Aber schon, gleichzeitig, war auch sie emporgeschnellt, wie eine sich aufbäumende Schlange. „Das? — Das? — Für all' meines Lebens innerste Glut? — Das dank ich ihr! Ihr willst du Treue halten? So hör's: du bist ihr keine Treue schuldig! Sie hat dich verraten. Sie traf — sobald du fort warst — jede Nacht, beinahe jede Nacht — an deinem Hofzaun einen fremden Mann! — Sie merkten mich nicht, wie ich im Grase herankroch . . . —"

Volkfried erbleichte. „Die Unselige!" stöhnte er.

„Siehst du?" frohlockte sie. „Nichts bindet dich mehr an sie. O, wie ich diese Stunde ersehnte! Nun ich dir ihren Buhlen . . . —"

Da traf er sie mit der Faust auf die Stirn. Sie stürzte schreiend vor seine Füße.

„Elende! Mein Bruder war's, der Gebannte. Das aber wisse: — zum Abschied! — denn morgen verkauf' ich dich in das nächste Nonnenkloster als Magd: — hätt' ich Frau Muthgard nie gesehen und ihres Angesichtes keusche Herrlichkeit: — die Wendin hätt' ich nie berührt. Mich reut's, daß ich dich aus den Flammen riß."

Blitzschnell sprang sie auf mit einem gellenden Schrei. „Haß für Liebe? Für solche Liebe Verachtung? Warte, das sollt ihr büßen! — Wohlan denn: der lichte Gott stieß mich mit Füßen fort: — ich weiß den dunklen Dämon, der mich aufnimmt. Wehe dir — und wehe ihr!"

Schon war sie im Freien. Volkfried trat aus der Hütte. Da sah er sie auf dem Rücken eines der kleinen zottigen Wendengäule hangen: sie hielt sich mit der Linken an der Mähne fest, mit der Rechten, der kleinen zierlichen Rechten, schlug sie aus Leibeskräften auf des Tieres Hinterbug: sie schnalzte mit der Zunge, sie gellte ihm, sich vor-

hebend an seinen Hals, slavische Zischlaute ins Ohr: hurtig setzte nun der Rappe über die hohe Umzäunung des Weidegeheges und schoß sausend davon in die Heide: durcheinander gemischt flogen dahin seine schwarze Mähne und ihr schwarzes Haar.

Sechstes Kapitel.

Die Burg Esesfeld war erst im Jahre vorher angelegt worden; an dem rechten Ufer der Stör erhob sie sich auf einem ragenden Hügel, den Übergang über die Furt beherrschend und die wenigen Hütten des früher offenen Ortes überschauend, die sich verstreut an dem Flusse hinzogen.

Die Feste war vor allem im Außenbau vollendet worden, sie gegen einen Handstreich der Dänen zu schützen; die Gräben waren hinreichend ausgetieft und durch das hineingeleitete Wasser des Flusses gefüllt, der Wall der ausgegrabenen Erde hoch aufgeschüttet, gestampft und oben durch Pfahlwerk gefestigt und gekrönt. Im Innern dagegen war noch gar manches unfertig, als die kleine Besatzung, schleunig aus den nächsten friesischen und sächsischen Gauen aufgeboten, den schmalen vierkantigen Turm und die paar Wohnräume bezog; dieselben Mannschaften hatten, in den Hütten der Fischer und Bauern eingelagert, die Bauleute während ihrer Arbeit beschützt, auch selbst, je zur Hälfte sich ablösend, mit Hand angelegt.

In dem mittleren der drei Stockwerke des Wachtturmes lag die Halle, der Wohnraum des Befehlshabers; das Erdgeschoß des Turmes und seine Anbauten enthielten Stallungen für die Rosse. Die Halle zeigte an der Ostseite in dem von rauhen Feldsteinen zusammengesetzten Boden

eine mannsbreite viereckige Öffnung, in welcher die vielsprossige Leiter lehnte, welche die Treppe ersetzte: durch einen breiten Quader war das Loch zu schließen. Der Turm zeigte ungefähr in Mannshöhe vom Boden vier schmale Ritzen, mehr Schießscharten als Fenster, aber genügend, den Ausblick über die ganze flache Landschaft zu gewähren; in das dritte, höchste Stockwerk unter dem Balkendach gelangte man aus dem zweiten ebenfalls nur durch eine Leiter und eine Öffnung in dem Holzboden jenes Dachraumes.

Die Sonne neigte nach regenreichem Tag zum Untergang, aus grauem Gewölke selten hervorblickend; sie warf nur noch wenig Licht in die Turmhalle durch die schmale Mauerritze im Westen; das Gewitter hatte starke Abkühlung gebracht: ein glimmend Feuer brannte auf der Westseite, abgetrennt von dem Boden durch einen kleinen Kranz von erhöhten Steinen.

An dem runden Eichentisch saßen zwei Männer auf einer halbkreisförmigen Bank, ein dritter lag neben der Bank auf den Binsen, die den Steinestrich hochgeschichtet bedeckten. Unwirsch stieß der eine der Sitzenden auf die Tischplatte einen zinnernen Becher, den er zu Munde geführt hatte, — so heftig, daß rote Tropfen heraussprangen. „Satan saufe das saure Gesöff!“ rief er, den roten Bart mit der umgekehrten Hand von der Lippe streichend.

„Der wird sich hüten, Hardrad,“ lachte sein Bankgenoß. „In seiner Hölle ist's heiß: da gedeiht wohl ein besseres Gewächs.“ Er zerschlug mit der Faust auf dem Tisch ein Stück Brot. „Das ist so hart, wie ein Sachsenschädel. Sticht schon in die Hand, wie sticht's erst in den Gaumen! Pfui!“ Er schüttelte das krause, dunkelbraune Gelock. „Und der verfluchte Rauch! Wie das in die Augen beißt!“ schalt der dritte, der auf der Streu lag; er nahm den

Ärmel seines schwarzen, faltigen Priestergewandes und wischte sich über die Lider mit den kohlschwarzen Wimpern. „Warum willst du auch Feuer haben mitten im Erntemond!“ meinte der zweite. „Weil ich immer friere in eurem Barbarenland,“ grollte der Geistliche und zog die Brauen zusammen. „Läßt man das Feuer ausgehen, wird man zu Eis und läßt man's brennen, wird man geräuchert. Und von den nassen Wänden rinnt es nieder in klatschenden Tropfen! Nicht einmal einen Teppich für Tisch, Estrich oder Mauer! Ein Hund lebt menschlicher in Italia als hier ein Bischof.“ „Ei, warum seid Ihr nicht in Italia geblieben, Herr Petrus?“ spottete der Krauskopf. „Das will ich dir sagen, Fortunat,“ lachte Graf Hardrad. „Weil's ihm dort ebenso zu heiß ward . . . —“ „Wie jetzt hier zu kalt!“ schloß der andre.

Der Priester biß die schmale Lippe.

„Nun,“ fuhr Fortunat fort, mit Wohlgefallen sein zierlich mit Silber gesticktes hellblaues Gewand betrachtend, „der Hochwürdige ist wohl ebensowenig ganz freiwillig hier in diesem Sumpfloch wie — wie meines Bruders Bruder. Allein du, großmächtiger Hardrad! Von deinen argen Streichen hat der Herr Kaiser, so allwissend er sich wähnt, doch noch nichts erfahren. Weshalb du hier aushältst . .“ — „Schlage mich der rote Donner, bleib' ich länger als ich's nötig habe. Dann werf ich diesem Schulmeister unter der Kaiserkrone sein Grafenamt vor die Füße und lebe, wo's mich und wie's mich freut.“ „Das könntet Ihr doch jetzt schon,“ meinte der Abtvikar. „Ja, wenn ich leben wollte, leben könnte wie so ein Welscher! Wie Ihr, der den Tag über an einer Kuchenrinde kaut und mehr Tinte verbraucht als Wein! Ich aber! Ich brauche Wälder und Felder, darin zu jagen, viele hundert Rosse, täglich ein anderes müde zu hetzen, Dörfer voll knirschender

Bauern, sie zu treten, edle Hunde, den Bär zu stellen, kostbare Falken, den Reiher zu beizen, ja, ich brauche Scharen von Gewaffneten, die nur meinem Winke folgen, mein Recht durchzusetzen . . . —" „Oder auch dein Unrecht," lachte Fortunat. „Ich brauche einen ganzen Gau als mein Erbeigen, einen fast gleichmächtigen Nachbarn, Fehde mit ihm zu führen! —" — „Das hat aber der Herr Kaiser verboten!" — „Bah, der ist fern und sein Reich ist groß und er kann nicht überall zugleich sein." — „Das ist das einzige, was es möglich macht, in seinem Reich zu leben. Sonst wär's halb Schulstube —" — „Halb Kloster, —" — „Halb Kriegslager, —" „Halb Kerker," grollte der Priester.

„Das sind viele Hälften," lachte Fortunat. „Und weshalb, Hardrad, brauchst du das alles?" — „Weshalb? Dumme Frage! Weil's meine Ahnen gebraucht haben von jeher. Waren Herzöge in Thüringland, lange bevor die Ahnen Herrn Karls Hausmeier hießen. Und die Ahnen haben's auf mich vererbt." „Das heißt," spottete Fortunat, „den Hang dazu, nicht die Mittel." „Auch die Mittel hatte ich," zürnte Hardrad und schlug auf den Tisch, daß die Becher klirrten. „Bis dieser . . . —" — „Thu dir keinen Zwang an! Ich habe ihn schon soviel gescholten vor deinen Ohren, daß ich dich nicht verschwätzen werde. Und dieser schwarzhaarige, gelbgallige Welsche da, — der schimpft zwar nicht laut wie wir, aber er haßt ihn schweigend und — giftig." Der Priester drückte die dunklen Augen zusammen. „Ich hatte Macht und Mittel genug," fuhr Hardrad fort, „wie ein Fürst zu leben, wie ein Herzog, bis dieser . ." — „Ja! Er nahm dir alle Benefizien und von dem Erbgut die Hälfte . . —" „Warum?" fragte der Abtvikar. „Weil ich, nach gutem altem Recht der Thüringe, dem Nachbar Fehde angesagt."

— „Ja, ja. Du hast ihm dabei das Haus verbrannt, den Sohn und zwölf Knechte erschlagen und alles Gold und Silber geraubt. Herr Karl hatte aber längst den Fehdegang verboten.“

„Und noch als Gnade mußte ich's hinnehmen, daß er mir die Hälfte des Allods beließ und mir diese Grafschaft übertrug, die schlechteste, ärmste, gottverhaßteste in seinem ganzen Reich. Nun warte! Wehe diesen Sachsen, denen er mich zum Grafen bestellt hat! Es wäre ihnen besser, der Höllenwirt wäre ihr Graf.“ — „Sie sind, glaub' ich, alle dieser deiner Meinung!“ — „Und sobald ich so viel Land und Gold aus ihnen herausgepreßt habe, daß ich wieder leben kann wie's meiner Sippe ziemt — fort aus diesem großen Gefängnis, darin Herr Karl mit Schlüsseln und Ketten rasselt.“ — „Aber wohin?“ — „Oh, gleichviel! — Zu den Dänen!“ „Sind Heiden,“ meinte der Vikar. „Sie fragen nicht nach dem Glauben, nur nach der Kraft. Das Land, das ich hier zusammengebracht, mache ich all' zu Gold, zu Waffen, zu Reisigen. Mit offenen Armen nimmt mich König Göttrik auf jenseit des Danevirks. Aber nicht mit leeren Händen, nicht ein Flüchtling, nicht bittend: — spendend will ich kommen. Geh mit, Fortunat!“ — „Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Weißbusige Weiber — das ist wohl war! — leben in Nordmannia. Aber vielleicht läßt mich doch Herr Karl zurück in meine Heimat Aquitania, in das schöne Land zwischen Loire und Garonne. Dort scheint die Sonne gütevoller. Und feuriger fließt das Blut der Frauen . . . —“ — „Daß du nichts anderes im Sinne hast als Weiber!“ — „Ja, sie sind all mein Glück! — Und all mein Unglück! — Sind sie doch auch schuld, daß ich hier eure angenehme Gesellschaft genieße.“ „Wie das?“ fragte der Langobarde. — „Nun ja! — Gewöhnlich

brauche ich keine andere Überreoung bei ihnen, als mir der reiche Gott in meinem glatten Gesicht, meinem glatten Wuchs und meiner glatten Zunge gegeben hat." „Heuchler und Schmeichler, — du betrügst sie alle!" schalt der Graf. „Nein! Da thust du mir unrecht. Schreiend unrecht! Mir gefällt immer eine am besten. Und das sag' ich ihr. Und da sie mir wirklich am besten gefällt, sag' ich ihr's sehr lebhaft und überzeugend, erfolgreich. Heilige Genoveva —!" „Laß die Heiligen aus dem Spiel," grollte der Vikar. — „Nun denn: Frau Venus!" — „Was weißt du von der?" — „O bitte! In der Klosterschule zu Tours lasen wir, auf Herrn Karls und auf Alkuins Befehl, Ovidius! — Lateinische Verse sollten wir dabei lernen: — aber Liebschaften lernten wir. Bei Sankt Venus also! Jede hält sich doch im Herzen für die Schönste. Sagt es ihr nun obendrein ein Mann, — der's selber glaubt in dieser Stunde, — wie soll sie's nicht erst recht glauben? Kam bis vor kurzem ganz glücklich vorwärts bei allen! Da will es das Unglück, daß zwei Schwestern gleich schön sind. Das wäre nun bloß ein doppelt Glück gewesen. Aber sie waren auch beide — und das eben war das Unglück! — gleich tugendhaft. Beiden mußte ich daher den verfluchten Goldring an einen ihrer weißen Finger stecken. Was thut man aber nicht den lieben Narren zuliebe! So heiratete ich die eine zu Tours, die andere — zwei Monate später — zu Toulouse. Keine wußte von der andern; Faustus hieß ich zu Tours und Fortunatus zu Toulouse. Die eine gab mir der Bruder, die andere der Oheim, der Bischof zu Tours. Sie hätten es noch lange nicht herausgebracht. Denn meine Villen, wo ich jedes der Weiblein hatte, lagen weit auseinander, eine an den Pyrenäen, die andere an der Loire. Aber zu meinem Verderben hatten sie ein Bäslein, ein reizendes

Ding, sag' ich euch! Das kam zu Besuch auf die Villa an der Loire. Und da das dumme Ding nicht nachgab, mußte ich mit Gewalt nachhelfen: — nur ein klein wenig! Da springt sie in den Strom! Und meine Frau — das heißt die eine, die an der Loire — erfährt es und ruft den Bruder herbei zur Rache. Und der kommt und erkennt mich als seinen andern Schwager, von den Pyrenäen her! Nun der Lärm! Der Bischof! Der Doppeloheim! Und der Doppelschwager! Was half's, daß ich den erschlug — in ehrlichem Zweikampf! — Der Bischof focht nicht: — er klagte bei Herrn Karl. Und das Hofgericht verurteilte mich zum Tode wegen so vieler Verbrechen! Ein ganzes Rudel! Zwei Seiten füllten die lateinischen Namen der Vergehen! Der Herr Kaiser aber begnadigte mich zur Einbannung nördlich der Elbe!"

„Warum?" meinte Petrus, vor Frost die Hände reibend. „Ihr hattet Euch den Tod doch redlich verdient!" „Gewiß," sagte Hardrad. „Aber Fortunat führt eine rasche Klinge. Er hat Herrn Karls Sohn, König Pippin, herausgehauen aus einem ganzen Wespenschwarm von Avaren. Dessen hat der Vater gedacht."

„Ja, ja," lachte der Aquitanier. „Aus mir hätte was werden können, gäb' es keine Weiber. — Nun, vielleicht wird hier was aus mir. Denn hier giebt es gar keine. Oder die, welche es giebt, sind so kühl wie die Eider im Winter. Neulich gar," — sprach er ganz zornig, — „hab' ich mir an einem Sommerabend einen Stoß vor die Brust und noch was geholt. — Ich will nie mehr küssen, zahl' ich's nicht heim!" „Wo? Bei unserm letzten Ritt?" fragte der Graf. „Die schwarze Wendin — dort an der Furt?"

„Eine Sklavin!" grollte Fortunat. „Ein schöner, schwarzbrauner Teufel! Ich packe sie plötzlich: — ich hatte

ihr Schilf schneiden zugesehen: — ihre geschmeidigen Glieder reizten mich. ‚Komm mit, schönes Weib,‘ rief ich ihr vom Roß herab — ‚du brauchst einen schönen Mann.‘ ‚Es giebt nur Einen Mann,‘ zischelt sie aus ihren weißen Zähnen, und mit einem Stoß vor meine Brust ist sie mir aus den Armen geglitten wie ein Aal.“ — „Und du gabst das Spiel auf?“ — „O nein! Ich ritt ihr nach! Sie huscht in den Pfahlzaun des nahen Gehöfts, ich springe vom Gaul, will nach durch das schmale Pförtlein: in der Pforte aber steht eine — nun, kurz gesagt: eine Göttin. Um eines Hauptes Höhe länger als ich — prachtvolle, stolze Brust — zwei Arme, schneeweiß, und rund und weich! Und eine Flut von hellblond leuchtendem Haar und —“ Wir schenken dir das andere!“ sagte der Graf. „Wär's mein eigen geworden, ich schenkte es keinem Gott! — Ich stehe vor ihr wie geblendet: — ich glaube wirklich, mein Knie senkte sich ein wenig in Scheu vor so viel reiner Frauenherrlichkeit. Aber gleich darauf stieg mir all' das heiße Blut, das die Traube der Garonne in sich kochen hat, in das Herz: mir schwindelte vor Verlangen und mit beiden Händen griff ich — sprachlos — nach ihren wonnevollen Schultern: — da war das nächste“ — er stockte. — „Nun?“ „Ha!“ lachte er grimmig. „Daß ich zur Erde flog. — Aber nicht allein!“ — „Mit dem Weibe?“ — „O nein! Mit der stärksten Ohrfeige, von der ich je gelesen oder gehört, oder, seit mein Vater starb, gespürt. Ich sprang auf wie der Blitz. Da stand in der Thüre, wo die nordische Göttin gestanden, geblitzt und gedonnert hatte, ein Hund — nun, so wie ein mäßiger Bär! — und knurrte. Die Göttin war verschwunden. Aber,“ schloß er grimmig, „wir Christen haben die Pflicht, Göttinnen zu zerstören. Ich kann nicht mehr schlafen, seit ich dies weiße Weib gesehen! Und ich schwör's: — die Hölle soll mich

braten, erfüll' ich's nicht: — ich sterbe oder ich zerbreche diesen keuschen Trotz in meinen Armen. So wahr mir Gott helfe und Sankt Martin von Tours! Amen."

„Eine hübsche Art von Christentum!" lachte der Priester. „Hat der fromme Kaiser viele solcher Vicegrafen in seinem Reich?" „Das war an dem Hof bei der Eiderfurt?" forschte Hardrad. „Ja? Das ist das Weib des Sachsenhunds, der mir den Hof nicht verkaufen und nicht mein Schutzhöriger werden will. Jahrelang dring' ich in ihn, jahrelang bann' ich ihn zu Ding und Heerfahrt und Wachtdienst, bis er mürbe werde oder ausbleibe, daß ich den Königsbann von ihm einheischen oder ihn vom Hofe treiben kann. Umsonst! Jedesmal ist er gekommen: — ich fass' es nicht, daß nicht längst seine ganze Wirtschaft verdorben ist." „Das macht die Frau," fiel der Abtvikar ein, „die soll, fehlt der Mann, so trefflich wirtschaften. Fidus hat mir viel von dem Paar erzählt, — steckte oft dort, rühmte diese Ehe als eine Musterehe. Die Frau, meinte er, ist so wacker und klug als sie schön ist. Ist eine gar herzbrechende Geschichte, bis die beiden sich heiraten konnten. Jahrelang mußte der Mann harren: ich hab' es nicht recht verstanden. Ihr Vater wollte sie einem ganz andern geben, einem gar vornehmen Nachbar. Ich weiß nicht mehr, wie sie dann doch der viel ärmere Freier gewann."

„Wie war das, Hardrad?" fragte Fortunat neugierig. „Weiß nichts davon," fuhr der Graf fort. „Aber das weiß ich: jetzt, seit der verfluchte Mönch ihm das Gesetz Herrn Karls gesteckt hat — der Fronbote hat's gemeldet! — jetzt ist ihm vollends nicht mehr beizukommen. Die Hölle verschlinge Fidus." „Der Heidenwald wird ihn wohl verschlingen," lachte der Abtvikar. „Kommt er zurück von dem Auftrag, den ich ihm gab, so müssen die Heiligen

mehr Wunder thun, als ich ihnen zutraue, für einen armen Mönch, der ihnen keine Kirche bauen kann. Der Tropf ist ein Aufpasser, ein verlängertes Ohr des Tyrannen Karl. — Übrigens, den Sachsen kann ich doch wohl fassen: wegen der dummen Pferdeköpfe, hat der Fronbote recht berichtet. Aber was liegt dir soviel an seinem Hof? Ist er so wertreich? So groß?" — „Das gerade nicht. Aber sein Land allein trennt noch die Hufen, die ich sämtlich dort mir zusammengezwungen. Und die Hauptsache: die Furt! Dort zieht der Hauptweg ins Dänenland. Sobald ich jene Uferstrecke habe, laß ich mir vom Kaiser Zollrecht, Furtrecht, Fährenrecht einräumen mit hohen Gebühren. Das kann sehr, sehr wertvoll werden! Dann verkaufe ich die ganze Landstrecke an einen Käufer, der ... der nicht knickert." „Ich ahne!" rief Fortunat. „Der Däne gewinnt dann Eigengut in Herrn Karls Reich und offenen Eingang." — „Aber ich fürchte, das hat nun gute Wege. Der Sachse hält sich streng ans Recht." „Das kann man brechen!" rief Fortunat. „Ein rascher Ritt: — in einer Nacht ist's gethan! — der Lümmel erschlagen: — dir der Hof — mir die herrliche blonde Herrin und — als Zugabe — die zierliche schwarze Magd!" Graf Hardrads Auge blitzte, wie gewährend; er griff ans Schwert. „Nichts da!" warnte der Priester. „Wohl ist das leicht, rasch geschehen. Aber dann kommen die Kaiserboten!"

Der Graf fuhr zusammen. „Das ist der verfluchteste Strick," grollte er, an dem roten Bart zerrend, „den dieser Karl um freier Männer Nacken geworfen hat!" „Ja, ja, die Kaiserboten!" fuhr der Priester fort. „Je ein Bischof und ein Graf, aus himmelferner Provinz, unbekannt, unbestechbar, parteilos bei den Streitsachen der Grafschaft Und sie rufen alle Geistlichen und alle freien Männer des Gaues zusammen und fragen sie aus über alles Unrecht,

das etwa im Laufe des Jahres, Graf oder Vicegraf, oder Abt oder irgend ein Amtmann verübt! — Vereidigte Rügeschöffen fragen sie besonders. Die trifft der Tod, schweigen sie. Aber sie schweigen nicht! Gar gern decken sie auf jede Gewaltthat der Beamten. Und wenn nur einer von den Hunderten redet, die da erfahren müssen, daß dort, an der Eiderfurt, ein Hof ausgemordet ward: — dann wehe dir, Graf Hardrad." „Es ist wahr," zürnte der. „Der Sachse muß ins Unrecht. Anders geht es nicht. — Horch, was ist das? — Das Wallthor wird geöffnet — ein Weib — auf einem Gaul. — Es springt ab: — es wird hierher geführt. — Du erhältst Besuch, Fortunat!"

„Da wollen wir doch lieber gehen," meinte der Priester und erhob sich. „Ja, gehen wir," lachte Hardrad.

„Nein! Bleibt, Herr Graf," rief da eine weibliche Stimme, und schon ward oberhalb der Öffnung ein schwarzer Lockenkopf sichtbar — schon sprang jetzt die schlanke Gestalt von der letzten Leitersprosse nach oben — schon lag sie zu den Füßen Fortunats.

„Nimm mich, Herr," rief sie außer sich. „Ich bin dein." Und sie umschlang seine Kniee mit den Händen. Ihr Atem flog, ihr Busen wogte: sie zitterte am ganzen Leib. Er hob sie nicht auf: „Und der einzige Mann, der lebt?" höhnte er, sich herabbeugend.

„Zertritt ihn, wie er mich getreten hat. Du kannst es: du mußt es. Er, Volkfried der Sachse, ist ein Verräter! Er und sie — die Verhaßte! Sie pflegen in ihrem Hof einen Waldgänger, einen Verbannten!"

Siebentes Kapitel.

Am Abend darauf saßen in der Halle des Hofes „bei den Volkingen“: — so hieß das Gehöft an der Eiderfurt: seit grauer Vorzeit hatten darin die Söhne des Volko gewohnt, die zuerst den Wald hier gerodet und aus den gefällten Eichen das Haus aufgezimmert hatten — auf der Bank an dem Herdfeuer die beiden Kinder, links und rechts geschmiegt an einen Mann von etwa sechzig Jahren, der in rauhe Felle gekleidet war: das graue, aber noch dichte Haar reichte nur bis an das halbe Ohr.

Der Alte saß vornüber gebeugt und schnitzelte mit leicht gekrümmtem Messer an einem schmalen Schaft, den er gegen seine Brust und gegen den gestampften Lehmboden der Halle angestemmt hielt; rasch glitten die Späne hernieder.

Die Frau saß, ihnen gegenüber, auf einem erhöhten Stuhl, oberhalb dessen sich eine im Halbkreis geschnittene Lehne erhob; sie ließ gar emsig die flachsumwobene Spindel schnurrend auf dem Estrich tanzen; aber oft flog doch ihr Blick hinüber zu den Kindern.

„Weil du nur wieder da bist, Heimo,“ sagte das Mädchen und streichelte dem Alten die wetterbraune Wange. „Ich sorgte um dich! So ganz allein — auch die Nächte! — im Eichicht. Die Waldfrau soll dort wohnen.“ „Die Waldfrau wohnt dort, das ist gewiß,“ sprach Heimo ernsthaft, den Schaft vor sich hinhaltend und mit dem Auge prüfend. „Aber die thut mir nichts zuleide. Im Gegenteil. Die schützt meinen Schlaf.“ Die Frau horchte auf: — sie wollte unterbrechen; aber sie sah, wie begierig beider Kinder Augen an des Alten Munde hingen: — und sie schwieg.

„Warum? Woher weißt du das?“ fragte Volkbert eifrig. — „Weil ich nie versäume, von meinem Nachtmahl ein wenig Milch und Brotkrumen vor der Holzhütte zu sprengen und zu verstreuen. Davon naschen gar gern die Waldwichtlein in der Königin Gefolge.“

„So ist sie eine Königin, die Waldfrau?“ forschte das Mädchen. „Geht sie auch unter Krone?“ — „Sie braucht keine. Ihre Krone ist ihr goldig Haar —: das trägt sie siebenmal um das Haupt gezöpft. Aber ein golden Halsgeschmeide trägt sie.“

„Hast du sie denn gesehen?“ meinte der Knabe.

„Muß man alles gesehen haben, was da ist? Hat der Mönch Fidus schon den Schutzengel gesehen, von dem er so viel zu sagen weiß?“ Da sprach aber die Frau: „Das ist doch nicht gleich! — Du sollst den Kindern nicht so viel erzählen von den Waldwichten. — Ist das Kreuz fertig, das ich dich — zur Strafe — habe schnitzen lassen?“ — „Jawohl! Steht auch schon an — seinem Ort. — So, jetzt ist der Schaft überall gleich gerundet, mein' ich. Das ist die Gabe, die ich dir mitzubringen versprach aus dem Eichenwald, — ward nur nicht ganz fertig damit. Da, Volkbert, wäg' ihn einmal. Ist er so handgefüg?“ „Herrlich!“ rief der Knabe, den Speer schwingend. „Und doch auch schwerer als der letzte war. Das wiegt doch!“ — „Alle neun Monde etwas schwerer. Denn alle neun Monde mehrt sich die Kraft dem Mann, — bis sie wieder abnimmt! — Ich werde alt und schwach!“

„Mußt dich nicht mehr so schwer mühen, Heimo,“ mahnte die Frau. „Wir wollen einen Knecht kaufen statt der entlaufenen Wendin.“ „Hi!“ lachte der Alte. „Weißt du, Frau, was das Beste ist an der? — Garnichts? O doch! Eben daß sie entlaufen ist. Die war nicht geheuer! War von den Dunkelelben, mein' ich.“ „Wo der Herr

nur bleibt?“ rief die Frau und warf einen Blick durch die halboffene Thür. „Er kann noch nicht zurück sein,“ tröstete der Alte. „Wollte er doch bis an den oberen Deich. Das ist weit.“ „Erzähle was, Heimo,“ rief Volkbert. „Ja, erzähle, guter Heimo,“ bat das Mädchen. „Aber nicht von den alten“ . . . die Frau hielt inne: „Göttern“ hatte sie sagen wollen — „nicht von den alten Gewalten.“ „Das hör' ich aber doch am liebsten,“ schmollte der Knabe. „Nun, so erzähle von Herrn Karl.“ „Ja, und von seiner guten, schönen Königin, Frau Hildigard,“ mahnte die Kleine. „Nein! Von der Schlacht, darin du ihn selbst gesehen. Und vom Vater — und von Herzog Widukind!“ — „Habt's ja schon oft gehört.“ — „Du hast immer wieder was Neues zu sagen, man muß dich nur recht ausfragen! Also: wie war's? Gieb acht, ob ich den Anfang noch weiß! Also: ‚weil die Sachsen wußten, der Herr Karl weile fern jenseit der großen Berge, war Herr Widukind aus den Dänenmarken, wohin er geflüchtet, zurückgekehrt und alle Sachsen nördlich der Elbe und die südlich in Wigmodia folgten ihm wieder zum Kampf. Und sie schlugen die fränkischen Grafen in zwei Treffen und trieben sie vor sich hin an die Weser. Und auch in dem dritten Gefecht an der Weser wankten bereits die Feinde und . . .“ Begeistert fuhr der Alte fort: „Auf grauweißem Roß sprengte Herzog Widukind voran wie Siegvater Woden . . . —“ Da fiel das Mädchen ein und schlug ein Kreuz: „Ab sag' ich Woden und Donar und Sassenot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.“

„Recht, Lindmuth,“ lobte die Mutter, „du bist ein frommes Kind . . .“

„Und wir folgten, zu Fuß in dichten Haufen, Speer an Speer,“ erzählte der Knabe. „Du warst aber doch noch nicht geboren!“ lachte die Mutter. Er ward feuerrot:

„Das ist gleich. Heimo erzählt so. Und auch Heimo war dabei. Denn auch die Knechte hatte man in solcher Volkesnot gewaffnet. Aber plötzlich sprengte aus dem Wesertann eine starke Schar von Gewaffneten, vorauf ein Gewaltiger, ganz in Eisen gehüllt, ganz eisengrau. ‚Herr Karl!‘ riefen da die Franken. ‚Herr Karl ist zurückgekehrt! Unser ist der Sieg!‘“

„Und viele Sachsen erschraken,“ fur Heimo fort, „denn sie erkannten ihn. Aber nicht erschrak Herzog Widukind.“ — „Und nicht der Vater . . . —“ — „Der Herzog zu Roß . . . —“ — „Der Vater zu Fuß, an seines Rosses Mähne sich haltend, und neben ihm vorspringend . . . —“ — „So drangen sie vor gegen Herrn Karl.“ — „Wohl deckten ihn treulich seine Grafen und Paladine . . . —“ — „Aber der Herzog schlug einen und zwei und drei . . . —“ — „Und der Vater traf zwei zu Tode . . . —“

„Und so hatten sie Herrn Karl erreicht. Der aber zagte nicht vor den zwei so starken Männern. Die Speere warfen sie, des Herzogs Wurf ging fehl, zum Staunen der Seinigen: aber Herr Karl fehlte nicht: er warf den Lindenschild Widukinds durch und durch, blutend stürzte der Held vom Roß, seine Gefolgen trugen ihn aus dem Getümmel: die Sachsen flohen . . . —“ — „Aber nicht der Vater! Der sprang an Herrn Karls schildlose Seite und bevor der König das lange Schwert ziehen konnte, hatte der Vater den Sachs gezückt und holte aus zum tödlichen Stoß wider sein Antlitz“ . . . . . .

Da hielt der Knabe plötzlich inne.

„Was stockst du?“ schalt die Frau. — „Es verdrießt mich jedesmal.“ Auch Heimo schwieg; er schaute unwirsch ins Herdfeuer. „Es soll dich nicht verdrießen,“ rief da Lindmuth. „Es ist keine Schande für den Vater, daß der Himmelsherr nur durch ein Wunder den großen Karl

erretten konnte vor seinem Arm. Und daß er unsern Vater gewürdigt hat, ihn durch ein Wunder zu bekehren. Denn wie war's? Als der Vater zielte auf des Königs Antlitz, — da mußte er ihm scharf ins Auge sehen: und der Herr König, furchtlos, obwohl jeder Waffe bar, erwiderte den Blick: — und — . . ."

„Und so gewaltiger Glanz," fuhr die Frau fort, „leuchtete aus diesen Augen nieder, so verklärt war das erhabene Antlitz, daß Held Volkfried, der noch nie gezagt, niederstürzte, wo er stand, neben des Königs Roß, die Waffe fortwarf und ausrief: ‚Herr Karl, mit dir ist der stärkste Gott!'"

„Ja," fuhr Lindmuth fort, „und nun waren die Paladine alle heran: Herr Wilhelm von Toulouse und Herr Erich von Friaul und alle, und ein kampfgrimmer Alamanne . . . —" „Herr Gerold selber war's, des Königs Schwäher," fiel der Knabe ein, „der schwang die Streitaxt über des Vaters Haupt . . . —"

„Da spreitete," fuhr Lindmuth fort, „Herr Karl vom Roß herab seinen blauen Mantel über den Vater und wehrte den vielen Waffen der Paladine und rief: ‚Der Mann bleibt leben! Er ward mein: — durch Christus den Herrn.'"

„Und als ich sah," hob nun Heimo wieder an, „wie mein Herr Herrn Karl sich ergab, da warf auch ich den Streitkolben weg und trat an seine Seite. Und war das die letzte Schlacht, die Herzog Widukind schlug wider den Herrn Karl."

„Denn er sprach zu seinen Gefolgen," ergänzte das Mädchen: „‚wahrlich, nun erkenne ich, daß sein Gott stärker ist denn die unsern. Nie hab' ich meines Feindes gefehlt auf halbe Speerwurfslänge! Sein aber fehlte ich! denn als ich auf ihn zielte, ganz scharf, haarscharf, da brach

plötzlich die Sinkesonne aus dem Gewölk und schien mir grell in die Augen und mir war, goldene Strahlenpfeile hoch vom Himmel her schossen mir durch die Wimpern. Und ich blinzte und warf und — fehlte. Er aber traf!' Und alsbald schickte der wunde Herzog Boten an Herrn Karl, wenn der ihm sicheres Geleit verspreche, wolle er zu ihm kommen in seine Pfalz und die Taufe nehmen und Herrn Karl Treue schwören. Und gern gewährte das der König. Und so geschah's gar feierlich."

„Und mit ihm nahm auch euer Vater die Taufe," sprach die Frau, „und that den Eid. Und unverbrüchlich haben beide seither die Treue gehalten, Herrn Christus und Herrn Karl. Das sollten sich Geringere merken." Heimo verzog das Gesicht. „Ja, ja, schon recht. Zumal was Herrn Karl angeht. Dem hab ich ja geschworen, als ich freigelassen ward. Was aber den Herrn Christus angeht ..." „Du hast den Taufbund mit ihm geschlossen," mahnte die Frau. — „Aber recht ungefragt! Ganz gröblich haben sie mich dabei angefaßt. Ja, wie sie den Herzog tauften und unsern Herrn zu Attigny — ich stand ja dabei — der unsichtbare Gesang von oben her und die vielen hundert Kerzen und der süßliche Rauchqualm aus goldenen, durchbrochenen Gefäßen, die kleine Knaben schwangen, — ganz betäubt ward einem dabei; und beinah' übel! Und war alles sehr geheimnisvoll und großfeierlich. Aber mit mir machten sie's weiland anders. Gleich nach jener Schlacht an der Weser wurden wir geringen Gefangenen zusammengetrieben an dem Ufer, wohl ein paar hundert auf einmal, von Frankenreitern und mit den Speerschäften zurecht geschoben, so recht wie eine Herde Schafe. Und dann kam ein Bischof und weihte das Uferwasser der Weser, und nun hieß es: ,vorwärts allzuhauf! Da hinein! Und untergetaucht! Als Heiden hinein, als Christen heraus.

Wer sich sperrt, wird erstochen.' Und das Wasser, in das sie mich hineinschoben, war schon ganz blutig. Denn manche hatten's gar nicht verstanden, was die Franken da auf fränkisch, der Priester auf römisch von ihnen verlangten, andere hatten gut verstanden aber nicht gewollt. Sie alle wurden flugs erstochen. — Und so stieg ich wieder heraus — halb mit Blut getauft und — mehr als halb —! wider Willen."

„Du mußt's doch halten," sagte der Knabe ernsthaft. „Hättest dich ja auch erstechen lassen können." — „Ja, ja, so sagt der Herr; und von dem hast du's gelernt." „Oder geerbt," sprach stolz die Frau. „Es wird schon so sein müssen. Nur verlangt nicht, daß es mich freuen soll auch noch!"

„Aber!" verwies Lindmuth. „Du kommst doch nun in den Himmel." „Wer weiß?" meinte der Alte. „Und wenn auch, — ich glaube kaum, daß es mir da so recht gefallen wird." „Lästre nicht," schalt die Frau. „Warum soll es dir dort nicht gefallen?" — „Warum? Weil es gerade wieder sein wird wie zu Aachen, wo es mir auch nicht — aber gar nicht! — gefallen hat. Gold, Weihrauchduft und Singen! Singen in fremden, leisen Sprachen, die ich nicht verstehe. Auf dem Throne der Himmelskönig mit dem langen weißen Bart, — ganz wie Herr Karl zu Aachen! — um ihn her die Erzengel und die Großheiligen, die Himmelspaladine! Und wir geringes Volk? — Ganz hinten, draußen, in den nassen Wolken. Und immer nur beten! In Walhall gab es Kampfspiel und Met und" . . . —

„Horch," rief die Frau und sprang auf. „Das ist Hofwarts Gebell." — „Ja, er grüßt den Hof, sobald er ihn sieht vom Waldrand aus!" „Der Vater! Dem Vater entgegen." Fort waren beide Kinder. Auch die Frau

legte die Spindel nieder und schritt zur Thüre hinaus in den Hofraum.

Die Sonne sank; sie hatte das Regengewölk durchbrochen; in hellem Schein lagen Anger und Wald; in die Pforte seiner Hofwehre schritt die hohe Gestalt Volkfrieds, ganz aufgerichtet: er trug schwer, der Starke, an dem Rehbock, dessen Läufe um den Jagdspeer über der Schulter zusammengeschnürt waren; die Kinder hielten ihn links und rechts an den Armen; die Frau reckte ihm beide Hände entgegen.

Auch Heimo war herangehinkt: er stand nun in der Hallenthür und sah auf die Gatten. „Die mögen sich immer noch, wie am ersten Tag. Fast allzu jung für so reife Leute! Nun, haben Kampf und Leid genug auszustehen gehabt, bis sie sich gewannen.“ Und leiser fuhr er fort: „Frau Frigg und du, guter Donar, schütz ihnen Herd und Haus! — Wenn's recht von Herzen geht, muß ich euch anrufen, nicht die Heiligen. Der Hofherr und die Frau opfern den Heiligen in der Steinkapelle, ich opfere den alten Göttern unter der alten Esche. Wißt ihr was, Götter und Heilige? Schützt sie reihum.“

Achtes Kapitel.

Volkfried war sehr müde von dem weiten Weg im feuchten Waldgrund und von der Jagd. Bald nach dem Abendessen wies er Heimo fort, er wolle sich schlafen legen.

„Ich hörte viel Hundegebell,“ sagte dieser aufstehend, „im Eiderwald. Auch Hörnerblasen.“ — „Die Frankengrafen von Badenfleth jagten.“ — „Auf Wölfe?“ — „Nein, auf

Waldgänger." — Heimo sah scharf in seines Herrn Antlitz, aber der verzog keine Miene; der Alte seufzte und ging; er schlief in der Hütte an der Furt.

Bald schlummerte Volkfried; aber die Frau an seiner Seite fand keine Ruhe. — —

Nach ein paar Stunden schlug der Hund an, heftig, zornig, dauernd. Sie warf einen Blick auf Volkfried; der schlief ruhig. Da schlug ein verhaltener Ruf an ihr Ohr: „Muthgard, hilf!" —

Sie war schon aus dem Lager; sie warf das mächtige Wisentfell ihres Mannes um die Schultern, schob geräuschlos den Holzriegel der Halle zurück und eilte durch den Hofraum. Es war ganz finstre Nacht; nicht Mond noch Stern stand am Himmel. „Volkhelm — du bist's?" — „Ich bin's." — „Schon wieder da! Ich hab' dir's doch verboten. Du hast versprochen, damals, es solle das letzte Mal sein." — „Heut' ist's, — glaub' ich, — das letzte Mal! Ich bin wund! — Da — im Rücken — der Pfeil! Sie haben mich gehetzt — den ganzen Tag — mit Hunden." — „Unseliger!" — „Laß mich hinein! Nur noch einmal am Herdfeuer liegen! Mich fröstelt. Rufe den Hund ab." — „Du weißt: ich darf nicht. Ich that schon mehr für dich, als mein Gewissen ertragen kann. Aber ich weiß, wie er dich liebt." — „Er! — Der Bruder, der mich umkommen läßt! Laß mich ins Haus!" — „Niemals!"

„Gieb mir zu trinken! gieb mir Brot! Schneide mir den Pfeil heraus! Du kannst's so gut! Ich verende sonst im Wald, wie ein weidwunder Hirsch."

Die Frau überlegte. „Wundenpflege? Das steht nicht unter den Verboten. Aber speisen und tränken!" — „Du hast es vorige Woche gethan!" — „Das steht unter den Verboten! Ich thu's nicht mehr. Ich kann Volkfried

nicht mehr in die Augen sehn. Warte hier! Nicht über die Schwelle! Ich hole . . . —"

Sie wandte sich und schrie auf — Volkfried stand hinter ihr. „Mein Weib erschrickt vor mir," sprach er sehr traurig, aber ohne Vorwurf im Ton. „Das ist hart." — „O Volkfried! Ich that's nur um deinetwillen."

„Ich weiß. Aber auch um meinetwillen durftest du Herrn Karls Recht nicht brechen —! Schweig! Den Pfeil magst du ihm ausschneiden." Sie ging. Volkhelm drängte herein: „Laß mich — ins Haus." — „Nein." Er schob ihn mit dem Arme von der Schwelle.

„Bruder! Bruder! Hast du vergessen, wie mich der Vater sterbend dir empfahl?" — „Ich that das Meinige an dir." — „Es ist wahr — wie ein Vater. Aber kannst du mich jetzt von deiner Schwelle weisen?" — „Ich muß. — Warum brachst du deinen Eid?"

Der Wunde lehnte sich ächzend an den Zaun. „Gezwungenen Eid! Sie hatten mich gefangen mit vielen andern. ‚Tod oder Taufe,' hieß es. ‚Tod oder Treueschwur.' Die Speerspitzen standen auf unsern nackten Leibern. Ich schwor." — „Drum mußt du's halten. Mancher — unser Oheim Volkhard — stieß sich selber den Frankenspeer, der auf seiner Brust stand, ins Herz. Du aber? — Du schwörst Herrn Karl Treue und sobald ein paar Nachbargaue wieder losschlagen, verläßt du den Hof, den ich dir bauen half, und eilst zu den andern Eidbrechern. Gar rasch wurdet ihr zersprengt! Ich sage dir — und ein viel Weiserer und Kühnerer als ich — Herzog Widukind selbst! — hat dir's gesagt: es ist umsonst. Herr Christus ist stärker als Woden und Herr Karl ist stärker als wir. Sei treu oder stirb!"

Da schlug der Hund, der schon vorher leise geknurrt hatte, an: zornig bellend sprang er zur Pforte hinaus und

um die Ecke nach dem Flusse hin: aber sofort verstummte er dort.

Jetzt kam Muthgard aus dem Hause zurück. Sie trug einen brennenden Kienspan in eiserner Stange mit je einem Öhre an jedem Ende; sie steckte das leere Öhr in einen spitzen Pfahl des Zaunes und trat zu dem wunden Mann. Die Fackel warf ihr flackernd Licht auf ihn: er sah wohl Volkfried ähnlich, aber er war etwa fünfzehn Jahre jünger, der Wuchs schlanker, schmächtiger; sein Haar war viel dunkler, fast braun; und nun war das schöngebildete Gesicht sehr hager: wilde Leidenschaften, Rachgier, Haß und Zorn und zuletzt der Mangel, das Elend hatten es vor der Zeit mit tiefen Falten durchfurcht; die Wangen lagen eingefallen, ein irres, unstetes Feuer loderte aus den dunkelgrauen Augen; Haar und Bart waren arg verwildert, Moos und Grashalme staken darin; barhäuptig, barfüßig stand er da auf den Pfahlzaun gelehnt, ein zerfetztes Wolfsfell, um die Hüften mit einem Schiffstau geknotet, sein einzig Gewand, einen Speerstumpf — die Spitze war abgehackt, — hielt er in der Faust; er zitterte vor Schmerz, er fröstelte vor Fieber.

„Da," stöhnte er, „da rechts in den Rippen." Sie prüfte die Stelle mit zart tastender Hand: er zuckte doch zusammen. „Das thut sehr weh," sagte sie. „Bah!" Er biß die Zähne übereinander. — „Aber es ist nicht zum sterben. Der Pfeil wird leicht herausgehen. Er hat nur einen, nicht zwei Haken."

„Bruder," begann Volkhelm aufs neue, „kenntest du das elende Leben im Wald! Von Hunden gehetzt! Auf Bäumen schlafen, festgebunden mit dem Gürtel, um nicht im Schlaf herabzustürzen! Von den Waldbeeren leben und von rohen Fischen und rohem Wild, solang ich's glücklich erjagte: Feuer zu machen darf ich nicht wagen. Und jetzt

erleg' ich nicht mehr Wild und Fisch: alle meine Pfeile sind seit dem letzten Gefecht verschossen; meinen Speer — siehe den Stumpf! — zerschlug mir der fränkische Reiter. Gieb mir einen frischen Speer!" — „Um keinen Preis! Du hebst ihn wider Herrn Karls Heerleute."

„O, so laß mich nur bis meine Wunde geheilt . . . — Hui, das that weh!" „Hier ist der Pfeil! Er ist heraus," flüsterte Muthgard. „Nun linde Salbe in die Wunde! — Das thut dir gut, nicht wahr?" — „Dank, Schwägerin!"

„Bruder, ich kann's nicht glauben von dir! Du —! Die Eider krachte im Eisgang — ich war eingebrochen — du sprangst hinein in den eisigen Tod und brachtest mich heraus. Ich lag unter dem Gaul, den der Wisent durchbohrt hatte: das Untier senkte den Kopf, mich zu spießen — du packtest den Stier am Horn und rissest ihn gegen dich und erstachst ihn. Dein Leben hast du — mehr als einmal! — eingesetzt, mich zu retten — und nun stößt du mich von der Schwelle? Ich habe nirgend ein Obdach! In meinem Hof — er ist eingezogen vom Kaiser! — hausen die Franken. Ich bitte dich — laß mich nur — nicht in deinem Haus, aber in dem Erdgang darunter, dem geheimen, liegen, bis die Wunde geheilt . . ."

Volkfried seufzte tief auf. „Auch dort ist mein Grund und Boden! — Mein Leben für dich lassen? Ich thät's auch heute noch. — Aber nicht die Treue." — „Nichts, gar nichts thust du für mich?" — „Was ich kann. Der Hof hier ist alles, was ich habe: — er ist mir lieb, sehr lieb. — Ich will morgen aufbrechen, zum Kaiser, nach Aachen: ich bitte ihn, dir Gnade zu schenken. Dafür biet' ich dem Kaiser meinen Hof." „Volkfried!" rief die Frau erschrocken. „Und wohin gehst du dann?" — „Ins Elend. Mit Weib und Kind. Das kann ich thun für dich, Bruder. Das andere nicht."

Volkhelm fuhr auf. „Sorge nicht, Schwägerin! Das nehm' ich nicht an. Lieber verend' ich im Busch. Oder" — schrie er plötzlich wild — „ich thue was anderes! — Was dich und deine Franken wenig freuen soll! Du aber, — mögest du's nie bereuen, Hartherziger, daß dir der Kaiser, der fremde Zwingherr, der vom Blut der Sachsen trieft, teurer war als der nächste Gesippe, als der eigene Bruder." Er sprang von dem Zaun weg gegen den Wald zu, verzweifelnd.

„He, he, eile nicht so," flüsterte es da aus dem Dunkel. Der Flüchtling hob drohend den Speerstumpf. „Ich bin's, Heimo. — Ruhig, Hofwart, nicht knurren! — Hab' alles gehört. Fast hätte der Hund mich verraten. Hätte dich fast nicht mehr eingeholt, — kann nicht so laufen mit dem lahmenden Fuß. — Sage: du kennst die Heidenesche im Südwald?" — „Den Wodensbaum? Gewiß!" — „Nun gut. Ich — ich opfere dort in den hohlen Stamm, den alten Göttern: Speck, auch Brot; fortab will ich auch gebraten Pferdefleisch da opfern. Ob's Wodens Raben holen oder — sonst wer — mir ist's gleich. Ich opferte alle sieben Nächte: fortab — alle drei." — „Dank, treuer Heimo, Dank!" Er war verschwunden im Dunkel der Nacht und des Waldes.

Neuntes Kapitel.

Die Gatten gingen schweigend in das Haus zurück. Die Frau leuchtete mit dem Kienspan in sein Gesicht: er wandte sich ab. „O Gott!" rief sie: „Schilt mich, schlage mich! Aber nicht dieses stumme Weh —! Es stößt mir

das Herz ab." „Laß gut sein," sagte er traurig. „Ich muß es nur erst lernen, daß du Heimlichkeit hast vor mir." — „Ich that's ja nur . . . —" — „Aus Liebe zu mir. — Aber es war doch schweres Unrecht. — Es wird uns alle verderben."

„Warum? Kein Mensch weiß darum." — „Die Wendin." — „Woher weiß die . . . —?"

„Sie hat dich bei mir verklagt. Sie hat dich mit ihm flüstern gehört. So hat sie wohl auch gesehen, daß du ihn speistest und tränktest!" — „Du hast sie aus dem Feuer gerissen! Wie könnte sie gegen dich . . .?" Er zuckte die Achseln. „Und wenn's auch niemand sonst wüßte . . . ich weiß es nun!"

Da schrie sie grell auf, ließ die Kienfackel fallen, daß sie erlosch, und griff mit beiden Händen nach seinen beiden Wangen. „Volkfried — magst du mich nicht mehr? Verwirfst du mich?" — „Wie könnt' ich dich nicht mehr lieb haben — so lange ich dies Herz in der Brust trage?" Er sprach ganz sanft, aber sehr traurig. „Allein es geht mir nicht aus dem Sinne, daß . . ." Er stockte. — „Was, Volkfried, oh was?" — „Es peinigt mich, seit mir's die Elende gesagt hat! Ich konnte mich deiner, — der Kinder nicht mehr freuen seitdem! Ich meine, ich . . . . Nein! ich will nichts übereilen! Ich muß es — langsam! — ganz durchdenken. Ich will — gewiß! — nichts darin rasch thun! — Aber — ich fürchte — es — muß — sein." — „Was? Was? Ich vergehe vor Angst bei deinen stockenden Worten! Was sinnest du?" „Der Kaiser — muß es wissen!" stieß er nun rasch heraus. — „Du — du selbst — willst mich . . anzeigen?" — „Ich sorge: die Treue verlangt's." — „Volkfried —!" — „Ich weiß, daß es ausdrücklich unter den Verboten steht — ‚speisen und tränken!' — Es ward so verlesen auf dem Grafending.

— Und ich hab' es dir auch gesagt? Oder" — und ganz freudig fragte er nun: „hab' ich dir dies Eine gerade vielleicht nicht gesagt? — Nur das vom ‚hausen und hofen und herbergen und waffnen' — aber dies Eine nicht? O sag: nein!" Sie senkte den Kopf. Sie weinte leise. „Du hast mir's gesagt!"

„Das ist hart. — Aber ich weiß nicht mehr, welche Strafe dafür gedroht ist. Ich achtete nicht darauf! Wie konnt' ich denken, daß mein Weib . . ." — „O Volkfried!" — „Auch saß ja damals, wie das verkündet ward, der Bruder noch ganz ruhig in seinem Hofe; hab' ich dir — damals — auch die Strafe gesagt?" — „Nein! Nur die für das Hausen und Hofen . . ." „Darauf steht der Tod!" Er erbebte: sein starker Leib zitterte heftig. — „Vielleicht ist doch das Speisen und Tränken gelinder bedroht." „Ich fürchte mich nicht, zu sterben," sprach sie fest. „Nur dich verlassen — so früh! — und die Kinder! — Und das Ärgste daran ist —:" — „Die Schande!" — „Die Schande!" Beide Gatten sprachen das Wort zugleich.

„Wenn dir die Treue gebeut," fuhr sie fort, „es anzusagen, so thu's gleich — morgen. Sonst zehrt es dir an der Ehre. Du mußt es dann thun." „Ja," sagte er ganz ruhig, „dann muß es sein. Jedoch — ich — seh's noch nicht klar. Die Liebe sagt: nein, die Treue sagt: ja. — Aber es ist noch was in mir — ich weiß nicht, was es ist — das spricht auch und sagt: „Nein! Das Ansagen wäre nur eine Wildheit des Stolzes." — „Wäre nur Fidus da, der gute Mönch! Der wüßte Rat!" — „Freilich, du mußt es beichten. Aber der Mönch, — der kann mir das nicht entscheiden! Die Kirchenbuße, ja: die wird er dir auflegen —! Aber dann — ich mein', ich hör' ihn schon! — dann sagt er: ‚damit ist's abgethan'. Aber für mich ist's damit nicht abgethan. Herrn Christus

ward damit sein Recht, nicht Herrn Karl. ‚Das ist eitel Stolz, — sündhafter Mannesstolz‘ — wird der Mönch sagen. Aber das eben ist's: ein Mönch ist kein Mann! In der Heidenzeit hielt man so trotzig auf die Ehre der Treue! Soll das nun nicht mehr gelten? — Ich glaube doch: ich muß!"

Sie richtete sich hoch auf: „Dir jeden Zweifel zu sparen" — sie sprach es ganz gelassen — „thu' ich's selbst. Morgen ... —" — „Ich verbiete dir's! Du hast gar nicht zu sprechen. Ich, dein Muntwalt, spreche vor Gericht für dich, und — muß es sein — gegen dich! Aber erst muß ich's ruhig, — gar langsam — durch und zu Ende denken. In der Hast folgen wir beide nur dem Drange der hochgemuten Herzen — auch in das Unnötige, Unsinnige hinein." —

Demütig schwieg sie und lehnte das schöne Haupt an seine Schulter.

„Und — wenn es sein muß — wem — wem willst du's ansagen?"

„O Schmach und Elend! Dem Grafen ...! Ihm müßte ich's ansagen. Den hat uns der Herr Kaiser gesetzt, ihn selbst zu vertreten. Aber dieser Graf! Mein Todfeind! Der jahrelang mich gequält — gegen Herrn Karls Recht! Wer bürgt mir, daß er mir nicht wieder falsches Recht, — Unrecht — spricht? Deine Strafe — aus Bosheit — erhöht wider das Recht? Ich kann ihm nicht mehr trauen! Das kann Herr Karl nicht verlangen! — Aber halt: da ist der andere, der Vicegraf! Der hat freundlichere Weise, — der hat mich noch nicht belogen. — Wenn ich Herrn Fortunatus dich, deine Sache überwiese ...?" „Nein," fuhr sie auf. „Lieber springe ich in die Eider. Jetzt gleich —!" Sie riß sich los von ihm.

„Oho! — Halt!" — Er griff sie am Arm: „du zitterst

ja am ganzen Leibe! Ist's vor Furcht?" — „Nein!" — „Was kann's dann sein —? Ah, —! Ich hörte sagen: er ist arg verbuhlt. Hat er gewagt . .? — Ja, ja, es kann nichts andres sein! Der Bube! — Er soll nicht mehr leben!" Er schrie, daß der Hund bellte, wie seinem Herrn im Zorn zu helfen. „Was, . . . was hat er gewagt?" — „Er griff nach mir . . . —."

Volkfried stöhnte: „Und auch das hast du mir nicht gesagt!" — „Wozu? Ich half mir selbst. Ich schlug ihn ins Gesicht, daß er umfiel: dort — in der Thüre — lag er. Ich hätt's nie gesagt. Wozu dich ergrimmen? Aber mich — meine Strafe — dem anheimgeben —!" — „Ich schlag' ihn tot, sobald ich ihn sehe." — „Volkfried! Dann mußt du sterben, wie — vielleicht — ich." Er hielt hart atmend inne. Plötzlich rief er laut: „Es hilft nur Eins! Es kann nur Einer helfen." — „Wer?" — „Herr Karl! Sein Recht hast du gebrochen, nicht dieser elenden Grafen. Wir müssen zu Herrn Karl." — „Das ist ein weiter, ein harter Weg!" — „Wir müssen. Er ist der höchste, der rechte Richter. Herrn Karls Recht soll über uns ergehen."

Zehntes Kapitel.

Der folgende Tag war trüb, stürmisch, regnicht; dichte graue Wolken lagen über Wald und Strom; der Rauch des Herdfeuers ward vom Winde niedergedrückt, vermochte nicht, aus den Dachluken abzuziehen.

Die Gatten saßen um Sonnenuntergang in der Halle beisammen, schweigsam. Beide, zumal Volkfried, machten niemals viel Worte; auch was sie am tiefsten bewegte, ward

nicht voll ausgesprochen. So hatten sie auch die Vorgänge der verwichenen Nacht und die schwere Sorge ihrer Herzen nicht weiter beredet. Aber jeder der beiden traf, ohne Verabredung, für sich allein handelnd, Vorbereitungen zu der bevorstehenden weiten Reise. Die Frau räumte in dem Haus umher. Der Mann holte aus dem Stall einen mächtigen Rucksack, füllte ihn mit Brot, mit etwas Salz, mit geräucherten Fischen, mit getrocknetem Fleisch. Dann stellte und legte er auf dem Estrich in der Halle des Hofes Speere, Schwerter, Streitäxte, Schilde zusammen, vor dem Aufbruch die besten daraus zu wählen.

Der Knabe mahnte, es sei wohl bald Zeit, das Nachtmahl einzunehmen. „Ich warte nur auf Heimo," sagte die Frau. „Er brennt Kohlen im Südwald." „Da kommt er," rief Lindmuth, aus der Thüre blickend. „Was hat er nur? Ganz eilfertig kommt er gehumpelt." Atemlos schleppte sich der Alte über die Schwelle: „Flieht!" rief er. „Sie kommen!"

Ruhig stand Volkfried auf: „Wer kommt?"

„Der Graf! Und der Vicegraf! Und eine ganze Schar! Ich sah sie reiten im Walde. — Sie bogen von der Heerstraße ab — hierher!"

„Muthgard erbleichte: sie heftete die Augen auf ihren Mann. — Der schritt gegen die Thüre. „Nicht doch, Herr! Lieber Herr!" rief Heimo, sich ihm entgegenwerfend. „Flieht! — Durch den Erdgang! Ihr und die Frau! Ich bleibe hier im Hof mit den Kindern bis . . . —" Volkfried schob ihn schweigend beiseite.

„Herr! Glaubt! Es sind zu viele! Wir können nicht Widerstand leisten." Da griff Volkfried rasch unter die gehäuften Waffen: eine mächtige, eine langgeschaftete Streitaxt schwang er auf die Schulter und schritt ohne Hast, ganz langsam, hoch aufgerichtet, über die Schwelle

seines Hauses. Heimo raffte ein Schwert auf und folgte ihm eilig; aber schon vor ihm war der Knabe, seinen neuen Wurfspeer schwingend, hinausgehüpft. Muthgard folgte, die Kleine an der Hand führend.

Als Volkfried die Pforte des Pfahlzauns erreicht hatte, sprengten die Reiter aus dem Wald auf die Blöße. Neben dem Haferfeld führte ein breiter Fahrweg, den die zwei Reisigen an der Spitze einschlugen. Aber der nun folgende Reiter — Volkfried erkannte den Grafen — spornte sein Pferd rechts ab: mitten in das Haferfeld hinein setzte der Rappe, alle die übrigen Gäule folgten ihm nach und trabten scharf auf den Hof zu, die Ernte zerstampfend.

„Auch das soll Herr Karl erfahren," knirschte der Sachse; er öffnete die Zaunpforte und trat in dieselbe, den schmalen Gang ganz ausfüllend. Der Hund stand knurrend hinter seinem Herrn.

Die Reiter stutzten, wie sie den Hofherrn erkannten; sie hielten die Rosse an. Der Graf sprach mit zweien seiner Begleiter; auf einen Wink sprangen sie ab; nur ein Weib, das in der Schar ritt, blieb im Sattel; zwei der Reisigen hielten bei dem Weib und bei den ledigen Gäulen; die andern, etwa ein Dutzend Gewaffnete und ein Waffenloser, im schwarzen Priesterkleid, gingen auf die Zaunpforte zu. Der Geistliche trat vor. „Gleich der erste Blick auf dies Haus zeigt eine Sünde," rief er laut. „Die heidnischen Pferdeköpfe am First! Ich klage, Herr Graf! Die Synode hat sie verboten." „Und ich hab' es dem Sachsen ausdrücklich gesagt," sprach der Fronbote und schwang drohend einen Eibenbogen. „Gut," sprach der Graf, „das giebt einen weiteren Bußefall." „Nein, Herr," rief da Heimo, auf den Zaun kletternd und nach dem Dache weisend. „Mitnichten! In der Mitte — zwischen den beiden heiligen Roßhäuptern! — steckt ein Kreuz. Seht nur recht scharf

hin! Gar groß ist es freilich nicht!" lachte er pfiffig, „aber das schützt uns vor Strafe. Fidus hat es uns gelehrt."

Volkfried wandte sich rasch und sah hinauf; er entdeckte selbst jetzt erst das Kreuz, so klein hatte es Heimo geschnitzt.

„Ist das so?" fragte der Graf, und als der Abtvikar schweigend die schwarzen Brauen furchte, fuhr er fort: „Gleichviel! Wo Leben, Eigen und Ehre verwirkt sind, kommt's auf das Geringe nicht an. — Sachse, gieb den Waldgänger heraus, den du hausest und hofest." Volkfried schwieg. „Hörst du nicht?" rief der Graf, näher tretend. „In des Herrn Kaisers Namen! Du bist verklagt ...." — „Von wem?" — „Dort! — von ..." — „Von meiner entsprungenen Unfreien, einer Wendin. Ihr Wort ist kein Wort." — „Gieb ihn heraus, den du verborgen. Dein Bruder ist's." — „Mein Bruder ist nicht in dem Hof." — „So war er drin." — „Niemals, seit er geächtet ist."

„Dein Weib," rief da der Vicegraf vortretend, „hat nachts mit ihm geflüstert, hier, am Zaun. Du hast es selbst gesagt. Da hinter dir steht sie ja, die Vielschöne! Sie soll's leugnen! Dann lügt sie, die stolze Frau!"

Wie Volkfried Fortunat erkannte, ward er ganz blaß; unmerklich den andern zuckte die Faust an der Streitaxt, er gab ihm keine Antwort.

„Und wenn!" rief Heimo vom Zaune herab. „Es ist nicht verboten mit Verbannten zu sprechen."

Volkfried pochte das Herz: nun mußte die Vorhaltung des Speisens und Tränkens folgen, falls die Wendin auch dies gesehen: aber jene Nächte waren ganz finster gewesen —: vielleicht hatte sie das nicht wahrgenommen? — — — Es war eine lange, bange Weile.

„Ach was," rief endlich der Graf ungeduldig. „Sie lügen alle. Was verlieren wir hier die Zeit? Ich gehe hinein und hole mir den Flüchtling." Er trat näher; die Männer hinter ihm machten Miene, ihm zu folgen. Volkfried atmete auf: — sie wußten von nichts! „Halt," rief er nun überlaut; sie fuhren zusammen. „Das dürft ihr nicht. Ich bin ein freier Sachse, unbescholten an meiner Ehre. Ihr dürft nur bei handhafter That über meine Hofwehre dringen." — „Was schert mich euer Sachsenrecht!" — „Herr Karl hat es uns eidlich bestätigt. Hier leg' ich mein Schwert auf meines Hofes Schwelle —" er zog den Sachs aus dem Gürtel und warf ihn vor seine Füße nieder — „ich rufe Herrn Karls Gericht an." Hardrad lachte: „Herr Karl ist weit! Es heißt: im Land Hispania. Du bist längst verfault, bevor der von dir hört. Laß mich ein oder —": er griff ans Schwert. Laut bellend sprang der Hund aus der Pforte und fuhr gegen ihn: — erschrocken wich der Graf.

„Zurück, Hofwart!" befahl Volkfried, „hierher!" Augenblicklich gehorchte das Tier und lief hinter den Zaun zurück.

„Was? Den verfluchten Hund auf des Herrn Kaisers Grafen hetzen?" schrie der Fronbote. „Warte, Bestie!" Er griff an den Köcher, den er auf dem Rücken trug, öffnete die Deckelklappe und zog einen schwarzgeflügelten Pfeil heraus. „Ihr habt's alle gesehen! Das war Friedbruch." „Nein, Golo," sprach da vortretend einer der Krieger, ein breitschultriger Mann, dessen schlichtes, flachsblondes Haar, nur an den Schläfen etwas grau, aus der Sturmhaube quoll, mit langer, gerader, schön gebildeter Nase und goldbraunen Augen. „Vielmehr hat der Mann den Hund gleich abgerufen." „Wer bist du, selbst Hund?" schrie der Graf und wandte sich zornig gegen den Sprecher.

— „Hülsung bin ich, Hülsos Sohn, ein freier Sachse. Für das Schimpfwort klag' ich dich, Graf, beim nächsten Königsboten.“ „Ha ha,“ lachte Hardrad, „es war noch nie einer in diesem Gau.“ „Und kommt auch keiner in diese Mark,“ meinte Fortunat.

Aber der Sachse fuhr fort: „Und recht hat der Mann, in allem, was er sprach. Ihr dürft nicht Gewalt brauchen. Zumal auch schon die Sonne zu Rüste gegangen dort hinter den Eschen im Wald. Ihr brecht den Hausfrieden, dringt ihr, ohne handhafte That und sonder Sonnenschein auf euren Helmen, in einen Sachsenhof!“

Der Graf wollte heftig erwidern; aber der Priester winkte ihm, den Finger leise hebend. „Du bist wohl Volkfrieds Gesippe, Hülsung?“ fragte er schlau. „Nein! Ich wußte und weiß nichts von ihm. Ich bin kein Nordelbinger, ich bin ein Westfale: auf roter Erde, am Habichtsbeck bei Mimisgerneford, liegt der Hülshof, unser altes Erbe.“ „Nun,“ lächelte der Priester, „dann redest du eben nur von Westfalenrecht.“ — „Nein, Herr, darin ist das Recht gleich aller Sachsen. Und Hülsung, der Hülsunge Sohn, hilft nicht mit dabei, Sachsenrecht zu brechen. Geschieht dem Hofherrn dort Gewalt, klag' ich's Herrn Karl.“

Der Graf riß mit einem Fluch das Schwert aus der Scheide und schwang es gegen den Kühnen. Petrus rührte leise an seinen Arm. „Geh, Hülsung,“ sprach er dann, „der Graf entbindet dich für heute des Dienstes; steig auf dein Roß dort und reite zurück nach Esesfeld. — Sei doch nicht so unklug,“ flüsterte er Hardrad zu. „Wir schicken ihn morgen ab mit dem Auftrag, nach Fidus zu suchen.“ —

Der Sachse warf den Speer auf die Schulter und ging, zögernd, zurück zu den Pferden; aber er stieg nicht auf und ritt nicht davon.

„Allzulang lassen wir uns hinhalten," rief Hardrad. „Mir nach!" Er trat auf die Pforte zu. „Haltet an!" rief Volkfried, die Streitaxt leise lupfend. „Den ersten, der meines Hofes Frieden bricht, schlag' ich tot! Ich rufe das Kreuz des Herrn Christi da droben zum Zeugnis an: — ich stehe hier in echter Not: — ich schütze Recht wider Gewalt." „Und ich erschlage den zweiten," rief Heimo vom Zaune rechts von Volkfried. „Und ich den dritten," rief der Knabe, hinter dem Vater sich reckend.

„Ha," lachte Fortunat, das Schwert ziehend, „mich wundert nur, daß die schöne Frau nicht auch mit schreit. Komm, Golo, holen wir die weiße Rebellin heraus. Dann mag er — allein! — drin bleiben, im sichern Schutze seines Hausfriedens. Aber, ich meine, dann kommt er ihr schon nach und heraus! Mir das Weib, dem Grafen den Hof . . . —"

„Und mir den Hund," lachte der Fronbote, warf Bogen und Pfeil zur Erde und zog das Schwert.

Beide sprangen vor und kletterten nebeneinander an dem Pfahlwerk des Zaunes zur Linken von Volkfried hinan. Fortunat war ihm zunächst: er sah dessen begehrende Augen seines Weibes Gestalt verschlingen. Nun schwang der Aquitanier behend, das Schwert in der Rechten, die Klinge gezückt, sich gegen einen Angriff zu decken, das eine Bein über den Zaun. Da sprang Volkfried gegen ihn mit der Streitaxt. Wohl hob der Geschmeidige flink das Schwert: aber ebenso leicht hätte er einen Blitzstrahl auffangen mögen, wie diesen furchtbaren Streich: die Schwertklinge zersprang wie Glas: das Helmdach barst: laut aufschreiend, mit zerschmettertem Schädel, flog er nach außen; Gehirn und Blut bespritzte Golo, der ebenfalls herabstürzte, unversehrt, vor eitel Entsetzen. Hardrad lief an des Freundes Seite, kniete nieder, richtete den blutenden Rumpf empor.

„Tot?“ rief er. „Erschlagen! Und um das Weib? — Wart! In Schmach soll sie vergehen!“

„Jetzt flieht, Herr! Rettet Euch,“ mahnte Heimo.

Volkfried, der schon wieder in der Zaunpforte stand, schüttelte schweigend das Haupt. „So rettet doch die Frau! Vor Schande! Vor . .“ Das begriff Volkfried. Er winkte seinem Weib und sprang in raschen Sätzen, die Kinder mit sich fortreißend, durch den Hofraum in die Hausthür.

Muthgard und Heimo folgten, auch der Hund; die Menschen kamen glücklich hinein: aber der Hund schrie auf, als er eben durch die nur ein wenig geöffnete Thüre folgen wollte: ein schwarzbeflügelter Pfeil stak in seinen Rippen: wimmernd kroch er in den Hausgang. Heimo warf die Thüre hinter ihm zu und schob den mächtigen Balkenriegel vor.

„Nehmt von den Waffen, was ihr könnt,“ rief Volkfried, mehrere Speere aufraffend, den Seinen zu. „Und Mundvorrat! — In den großen Sack! — So! — Mir nach! — Heimo, — ich lasse die Steinplatte offen — du folgst sogleich.“ — „Jawohl, eilt nur! — Horch! Schon donnern sie an die Thür! Da könnt ihr lange klopfen! — Die Thüre ist fest: ich hab' sie selbst gezimmert.“

Volkfried mit den Seinen war verschwunden. Heimo guckte durch eine Ritze des Wandgebälks hinaus. „Ja, lauft nur herum und sucht! Der gute Hof hat keinen andern Eingang. Nur noch hinten das Stallthor. Das ist noch stärker als diese Thür. Nun mag ich folgen.“ Er lief, wie vor ihm Volkfried, durch die Halle in die Schlafkammer. Aus dieser Halle führte eine Thüre in den angebauten Stall: derselbe war zur Sommerzeit nicht von Vieh bestanden: nur Gras und Heu war darin hoch gehäuft von dem Lehmboden bis unter das Dach. An einer Stelle war das Heu soeben zur Seite geschoben, eine

mächtige Quaderplatte aufgehoben und auf das Heu, zur Seite geworfen: ein schwarz gähnendes Loch im Erdboden ward hier sichtbar, breit genug, einen Erwachsenen — zur Not — durchzulassen. Schon hatte Heimo den einen Fuß in die Öffnung gesenkt: nun wälzte er den Quaderstein heran, um ihn dann von unten, so gut es gehen würde, ganz einzufügen —: schon wollte er das zweite, das lahme Bein nachziehen und sich auf die erste Stufe hinabgleiten lassen, eine Kellertreppe schien steil abwärts zu führen —: da schlug von der Vorderthüre her an sein Ohr ein hell krachend Geräusch, wie von splitternden Balken; zugleich zog schwelender Rauch und scharfer Brandgeruch, vom Südwind in die Fugen des Gebälkes geführt, durch die offene Stallthür herein; rasch schwang er sich wieder aus der Öffnung auf den Boden des Stalles.

„O weh," sagte er zu sich selbst. „Das geht rasch! Allzu rasch. Woher haben sie so schnell Feuer gehabt. Was klingt da und klirrt?" Er lugte vorsichtig durch eine Ritze im Gebälk des Stalles: „Golo! Stahl und Stein! Er schlägt Feuer!" Auch hier! Sie schieben Feuer, brennende Späne zwischen die Fugen! Und horch! Da vorn kracht's immer übler. — Hm, Heimo? Was thun? — Flieh' auch ich durch den Erdgang? — Den Quader bring' ich wohl zurecht: — aber Heu und Gras kann ich dann nicht mehr darauf häufen. Stürmen sie aus der leren Halle in den Stall, so entdecken sie sofort den Stein, den verdächtigen, entblößt vom Gras. Sie dringen nach! Ach! — es ist zu früh! Sie holen uns ein, bevor wir...! Nicht nur mich: — sind sie ihnen durch den Gang auf der unverfehlbaren Spur — auch die andern! Es ist zu wenig Zwischenzeit! Dagegen: wenn ich —? Ja, das rettet sie!"

Elftes Kapitel.

Und nun wälzte er den Quader über das Loch und bemühte sich emsig — immer heller krachten vorn die Balken, immer ärger schwelten die Rinden des Eichenholzes, das zwar, dank dem letzten Regen, nur schwer Feuer fing, aber dafür atemerstickend qualmte — unbeirrt mühte er sich, Massen von Gras und Heu gerade über dem verräterischen Stein zu häufen. Er lockerte dann, daneben knieend, wieder die hohen Schichten klüglich mit den Fingern, leicht zupfend: so daß die gefährliche Stelle ganz unverdächtig, ganz unberührt von Menschenhand und Menschenfuß aussah. Nun warf er einen zufriedenen Blick auf seine listige Arbeit: sie war ihm vortrefflich gelungen! — Ein Lächeln zog um die harten Lippen: „So! Will sehen, ob sie das herausbringen? — Werd's aber wohl nicht sehen!" — Er seufzte kurz. „Nun, sei's. Treuer Knecht läßt den Herrn nicht ungefolgt in den Tod schreiten, daß ihm nicht Hels Eisenthor auf die Ferse schlage. Ob ich Volkfried nachfolge in den Tod oder hineinspringe für ihn, damit er an dem Tode vorbeischlüpft — und die Frau an der äußersten Schmach! — das ist wohl dasselbe."

Während dieser Worte hatte er den Stall verlassen und war in die Halle zurückgeschritten. Er schloß nun die Thüre, die in den Stall führte. „Hier, nicht nahe dem Erdloch, sollen sie mich finden. Die Thüre in den Stall würde sie doch nicht aufhalten. Hier sollen sie suchen, staunen und nichts finden als — Heimo. — Nun, nun! Hübsch sanft anklopfen! Heimo findet ihr zu Hause! Und ein paar Hiebe!" Er nahm von dem Waffenvorrat auf dem Boden einen starken Lindenschild, mit Büffelleder überzogen, und streifte ihn an den linken Arm, stülpte

eine eherne Sturmhaube auf den grauen Kopf und griff so viele Speere, als er in beiden Händen fassen konnte: — es waren drei neben dem Schildriem —: so trat er dicht unter die Hallthüre.

Diese bestand aus zwei mächtigen, breiten und sehr dicken Platten von Eichenholz: in Eichenbalken waren sie oben und unten eingelassen. Ihren stärksten Widerhalt hatten sie in halber Höhe, wo ein Querbalken sie verband und wo überdies, oberhalb dieses Balkens, der Querriegel, das heißt ein zweiter Eichenbalken, fast so dick wie ein Mannesschenkel, an der Angelseite der Thüre in das Hausgebälk selbst eingelassen, an der Schloßseite derselben, wo sie öffnete, in eine gewaltige Eisenfuge eingeworfen war. Diese alten Sachsenhöfe, erbaut zur Zeit, da noch unbeschränkter Fehdegang waltete, waren kleine Festen, Holzburgen, auf Verteidigung schon des Hofraums, dann auch des Hauses weislich eingerichtet. So hatte die feste Thüre geraume Zeit widerstanden, ebenso die Stallthüre, an welcher nicht so viele Angreifer arbeiteten.

„Verflucht!“ rief vor der Vorderthüre der Graf. „Hätten wir nur mehr Streitäxte mitgebracht! Wer dachte, daß sie sich belagern lassen! Mit Messer und Speer ist nichts zu machen gegen diese Sachseneichen. Sind wie von Stein! Da! Bricht mir die dritte Speerspitze. Gieb mir mal die Doppelaxt, Golo. So! Hier, wo es schon hell brennt! Da bricht's! Jetzt — hinein.“

Die obere Platte, lange schon von Brand vermorscht und durch viele Schläge gesplittert, brach jetzt, krachend, nach innen: wenigstens der größte Teil ihres Mittelstückes: nur noch oben und von beiden Seiten blieben einige scharfgesplitterte Zacken stehen.

Heimos grauhaarig Haupt ward draußen nun voll sichtbar. Ein wildes Jauchzen begrüßte ihn: Speere und

Pfeile flogen gegen ihn, aber der gute Schild und die eherne Haube fingen alles auf.

Auch Hülsung stand vor der Hütte: es hatte ihn nicht bei den Pferden gelassen: er lehnte auf seinen Speer und schüttelte das Haupt langsam: „Es ist der Knecht!" „Er ist des Todes!" schrie Golo, den Bogen wieder spannend. „Noch nicht!" antwortete Heimo grimmig. „Das schickt dir Hofwart." Sein erster Wurfspeer flog: in die linke Schulter getroffen, schrie der Fronbote laut auf vor Schmerz. „Drauf! Alle zugleich!" befahl Hardrad und schlug, hoch sich reckend, mit der Streitaxt gegen Heimos Haupt: der Schlag ward wohl abgewehrt mit dem Speerschaft: aber dieser selbst ward glatt durchhauen: der zweite Speer war verloren. — Und in dem Schilde staken schon so viele Wurflanzen und Pfeile, daß er ihn nur mit Anstrengung noch halten konnte; den letzten Speer durfte er nicht zum Wurf verwenden: — er konnte nicht hoffen, zu dem Waffenvorrat in der Halle zurück und wieder an die einstweilen leer gelassene Thüre vorspringen zu können.

Ein wohlgezielter Speer — Hardrad selbst hatte ihn geworfen — hatte ihm die Helmhaube vom Kopf gerissen. Doch unverzagt und erfolgreich wehrte er durch scharfe, kurze Speerstöße noch eine Weile die Feinde ab: war er doch bis an die Brust durch die untere Thürplatte und die Balken geschützt, die immer noch standhielten. Nur der Brandqualm der ringsum glimmenden Balken ward sehr lästig: denn der Südwind trieb den vollen Rauch herein.

„Aber einstweilen," dachte er, „haben sie guten Vorsprung; es wird auch schon ganz dunkel." Diesen festen Trost im Sinne, sah er ruhig sein Blut von der Wange her in den langen Graubart rinnen: ein Pfeil hatte leicht sein Gesicht gestreift: — er hatte es gar nicht bemerkt.

Draußen trat ein Stillstand des Anpralls ein.

Hardrad hatte einen leichten Speerstoß durch den Schildrand in den linken Arm erhalten und ließ sich von Petrus die Wunde besehen. „Es ist nur eine Schramme. — Aber warte, Knecht! Gleich fährst du zur Hölle!“ drohte Petrus.

Heimo hatte nicht bemerkt, was ihm drohte. Der Priester hatte Golo, dessen rechter Arm unversehrt war, einen leisen Wink gegeben: nach oben, nach dem Dache, hatte er gedeutet. Von den beiden Seiten des Hauses, unwahrnehmbar für Heimo, waren Golo und drei Reisige auf das Dach geklettert.

„Zur Hölle?“ wiederholte Heimo: denn er hatte es gut verstanden. — Er überlegte. „Nein! In die Christenhölle mag ich nicht. Aber auch nicht in den Christenhimmel,“ sagte er ganz bedächtig. „Nein! — Und doch! — Wenn ich jetzt hier sterbe, — so, wie ich sterbe: — für meinen Herrn! Am Ende — getauft bin ich ja! — am Ende fahr' ich geradenwegs zu den verhaßten Heiligen? — Ich mag nicht!“ rief er laut und zornig. „Ich will zu Donar fahren, der treue Knechte aufnimmt, der Knechte treuer Gott in Thrudwang. — Die Taufe? Die gilt nicht! Ich rief zu Donar, während sie mich unterduckten. Und ich habe insgeheim seither oft und oft geopfert. Hör's, du Priester, und hört, ihr Heiligen da oben: ich sage ab Gott Vater, Gott Sohn und Gott dem Geiste und allen den Heiligen, die ihre Genossen sind. Ich glaube an Wodan und Sassenot und an Donar. Und zu dem will ich fahren.“

Es war sein letztes Wort.

Die auf dem Dache hatten, auf dem Bauche kriechend, die Dachluke gerade über seinem Haupte jetzt erreicht. Golo und einer der andern faßten einen mächtigen Dachbalken, den sie aus dem Gefüge gehoben: sie zielten scharf auf des Ahnungslosen Haupt: sie zählten: eins: zwei:

drei! Und nun stießen sie mit aller Kraft den Balken senkrecht auf seinen Wirbel. Lautlos fiel er, vornüber, auf die glimmende Thür; er war augenblicklich tot.

Wildes Geschrei begrüßte das Ende des ungleichen Kampfes. Einer der Reisigen zwängte sich über die Leiche hinweg durch die zertrümmerte Platte in die Halle, riß von innen die Riegel weg und stieß die Thür auf.

„Halt!“ schrie Hardrad. „Schlagt ihn nicht tot, den Mörder Fortunats. Fangt ihn lebend! Ich will ihn so lang foltern, bis ihm die Augen aus den Höhlen springen!“ Er eilte über die Schwelle. Die andern folgten. Groß war ihr Staunen als sie die Räume leer fanden. Sie durchsuchten alles in Halle, Schlafgemach und Stall, sie durchwühlten das Heu, sie durchstachen die Grashaufen nach allen Richtungen mit ihren Lanzen, sie rissen die Stallthür auf, sie suchten nach Spuren, nach Fußtritten außerhalb des Hofes, — obwohl Hardrad es für unmöglich erklärte, daß eine Seele unvermerkt aus dem sofort nach Fortunats Fall umstellten Haus hätte entrinnen können. Sie fanden nichts.

„Löscht! Löscht eilig!“ befahl Hardrad unmutig, das Schwert in die Scheide stoßend. „Der Hof wird mein! Das heißt: er wird eingezogen, aber ich kaufe ihn dem Krongut ab.“ Die Reisigen verließen die Halle, von außen dem Brande zu wehren. Da huschte über die Schwelle ein leichter Schritt. „Du, Wlasta!“ sprach Hardrad finster: „Unglücksweib! Deine Botschaft kostet Fortunat das Leben! Sahst du ihn liegen?“ Sie nickte gleichgültig. „Habt Ihr ihn? — Und das Weib?“ Sie sah sich ringsum. „Er — der Tote — hatte mir versprochen, das Weib solle — zuletzt! — meine Magd werden. Das müßt Ihr halten. Wo ist sie?“ Ihre schwarzen Augen funkelten feindselig. „Verschwunden! Wie der Mörder. — Es ist unerklärlich!“

„Nein," sagte der Priester, „nicht unerklärlich. Die Leute waren wohl noch halbe Heiden: sie haben die Dämonen angerufen, sie zu entrücken." „Ah bah! Alle vier? Samt dem Hunde?" rief da Golo, die Schulter reibend, — die Wunde schmerzte sehr. „Das glaub' ich nicht! Viel eher mein' ich — in diesen Sachsenhöfen sind gar häufig unterirdische Keller, Höhlen, lange Gänge, die irgendwo im tiefsten Walde münden. Ich werde danach suchen, bis ich so was gefunden, dann haben wir die richtige Spur. — Aber jetzt — schafft mir Pflege für meine Schulter! — Der elende Knecht!" Er gab dem toten Heimo einen Fußtritt. Dann fiel er um. Die Krieger trugen Golo hin zu den Rossen.

Hülsung trat zu dem Grafen. „Ist es dir Ernst mit deinem Auftrag?" Hardrad nickte finster. „Gut! Dann gehe ich gleich von hier aus; hier ist die Furt, die über die Eider in den Dänenwald führt." „Gehe mit Gott, mein Sohn," sprach der Priester, und zu Hardrad flüsterte er: „Nie kommt er zurück."

Nun brach der ganze Zug auf und kehrte, den toten Fortunat und den wunden Golo mit sich führend, nach Esesfeld zurück. Als aber die Sterne aufstiegen, da flammte neben dem Volkingenhof eine rote Lohe zu ihnen empor.

Hülsung hatte den toten Heimo auf seinem Schild — den Speer hielt noch die starre Hand umschlossen — auf einen von den Kriegern gehäuften Stoß von halbverbrannten Balken gelegt und diese noch leise glimmenden aufs neue entfacht. Neben diesem Scheiterhaufen saß der Sachse, den Speer über der Schulter, und hielt dem Stammgenossen die Leichenwacht. „Denn," sagte er zu sich selber, „ob bei Herrn Christus oder bei Herrn Donar —: der Mann ist jetzt im Reiche der Getreuen."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Viele Tagereisen weit dehnte sich nördlich von der Eider der Eiderwald oder, wie die Sachsen und Franken sagten: „der Dänenwald“: echter Urwald; der Bär fand da reiche Honigbeute bei den von Menschen nie gestörten Wildbienen in uralten Hohlstämmen; die Wölfe trabten in Rudeln hinter dem breitschaufeligen Elch; Wisent und Ur staken im Sumpf bis an den mächtigen Nacken; auf dem wagrechten Baumast, wagrecht hingestreckt, lag der Luchs und lauerte auf den Hirsch, der zum Moosbronn wechselte; der Wald war hier so weit gedehnt, so dicht bestanden —, das Eichhorn mochte von Wipfel zu Wipfel springen sieben Tage hintereinander, ohne zu Boden gehen zu müssen.

Zwischen Schleswig und Husum lag mitten im dichtesten Wald eine kreisförmige Lichtung: gerade unter den hochgehobenen Knorrwurzeln einer uralten Eiche hervor quoll ein mächtiger Quell, der war ein gemeinsames Weihtum von vier dänischen Gauen, deren Landmarken hier zusammenstießen; die Burg des Königs dieser Gaue hieß Sliesthorp (Schleswig).

Es war gegen Ende des Erntemonds, des August; reichlich war das Getreide gediehen und von allen Dörfern und Gehöften glücklich eingebracht; voll Dankes gegen die

guten, gnädig spendenden Götter hatten die Leute der vier Gaue das Ernteopfer, das Dankopfer dargebracht; drei Nächte hatte es gewährt: — die dritte, die letzte Nacht ging nun zu Ende.

In weitem Kreis um die heilige Stätte lagerten Männer, Weiber und Kinder; auf Wagen waren sie herangefahren, auf Rossen geritten; Wagen und Rosse waren zusammengestellt, letztere angepflöckt; auf den Wagen oder unter ihnen hatten die Opfergäste geschlafen, auch wohl in Hütten aus Zweigen, welche die Frauen rasch und geschickt herzustellen verstanden.

Vor der Eiche aber, so weit davon entfernt, daß Stamm und Zweige nicht geschädigt werden mochten, brannte ein mächtig Feuer; um dieses, das den Mittelpunkt gebildet hatte, lagen, saßen und standen die vornehmsten Opfergäste; ihre breiten Armringe, die Wehrgehänge, die nackten Schwerter, die Speerspitzen glänzten bald hier, bald dort aus dem Rauch, wie der Schein der flackernden Flamme, hüpfend im regen Winde, in phantastischem Wechsel sie streifte.

In grauer Vorzeit, bald nachdem zuerst Germanen aus dem Quell geschöpft, war derselbe gefaßt worden, wo er bei der damals noch jungen Eiche emporsprudelte, in mächtige, graue, unbehauene Steine.

Hoch von dem Geäst des Baumes schauten gebleichte Pferdeschädel nieder, von alten Opferfesten herrührend; seltsam nahm sich daneben ein Kreuz aus: es bildete die Spitze eines blauen, reich mit Gold bestickten viereckigen Banners, das, den Schaft nach oben, die Spitze nach unten, an den Stamm genagelt war. Und neben dieser Kreuzfahne hing ein altes Kriegszeichen: offenbar ebenfalls dereinst ein Fahnenschaft, mit goldenen Nägeln beschlagen, mitten durchgehackt, oben auslaufend in eine breite Querstange, auf der saß der Rest eines goldenen Vogels, aber

Kopf und Hals und die eine Schwinge waren hinweggerostet — nur ein halb gehobener goldener Flügel und die Griffe der Füße waren noch erhalten.

Gerade oberhalb dieser Steinfassung der Quelle war an dem gewaltigen Stamm der Eiche — er war breiter als drei nebeneinander gestellte Männer — aus Holz ein reliefartig Schnitzwerk angebracht: — eines Mannes oder eines Gottes Gestalt, aber in übermenschlich hohen und breiten Maßen; das Bild war jetzt nicht zu erkennen, ganz zugedeckt von dem Gedränge der Männer vor dem Stamm.

Unter der Eiche stand, vom roten Feuerschein beleuchtet, ein Mann in reichstem Waffenschmuck: auf dem Erzhelm sträubte der graue Geier die ungeheuern schwarzen, lichtgrau geränderten Schwungfedern; ein schmaler Zackenreif von Gold lief um die Stirndeckung; in langen Locken flutete das rote Haar auf die breiten Schultern, auf das schwarzbraune Bärenfell, dessen Pranken mit vergoldeten Krallen und kaum sichtbaren Ösen unter der Kehle des Mannes ineinandergriffen; auf der schöngewölbten Erzbrünne spielte des Feuers Glast; die Linke war in die Hüfte gestemmt, die Rechte hob ein mächtig Wisenthorn: die hellblauen Augen der kraftstrotzenden, aber schlanken Gestalt musterten die Krieger, die sich um den Hünen drängten: diese Augen suchten und fingen und hielten gebannt jedes einzelnen Blick und mit dröhnender Stimme begann er: „Hört mich, auf Erden ihr, Dänenhelden, Schildgenossen, Schiffgenossen, Segelbrüder! Und ihr, hoch da droben in Walhall, meine Thor entsprossenen Ahnen, die ihr auch da oben unter Krone geht! Und endlich ihr, hilfreiche Asen selbst, Odhin von Asgardh und Thor und Freir mit dem Schwert! Achtet, ihr alle, des Eides, den ich eide, ich, Göttrik, Gottwins Sohn, ein König der Dänen. Ich eide auf den Eber, vor meinen Füßen, und auf das hallende Horn voll

alten Aeles in meiner haltenden Hand: ich gelobe das gute Gelübde!

Alt ward zu Aachen König Karl, den zum Kaiser krönten Pfaffen und Priester: schwach ward sein Schwert: verschollen scheint er in fremden Fernen. Schon drangen meine Drachen dräuend nach Frankland: schon schatzte mir Friesland. Schon holt' ich dies Heiligtum des gekreuzigten Christus, dies bunte Banner am Baum dort, aus dem gewüsteten Weihtum zu Wanga, und hing es hoch, guten Göttern zur Gabe als beste Beute, doch das Oberste unten, neben das alte, das uralte, das vor ungezählten Zeiten unsere Ahnen einst entrissen furchtbaren Feinden, den Recken von Rumaburg.

So hol' ich hierher mir — hört's, ihr Helden! — auch ihn, der, — so singt man und sagt man, — auf dem Palaste prangt König Karls dort zu Aachen: den ehernen Adler. In freiem Felde schlag ich die Schlacht mit dem Heere des Helden, Karls des Königs, noch heuer im Herbste, bevor noch der Winter die Wälder weißet oder doch noch im währenden Winter, sobald schiffsicher die See, bevor im Frühling der Falke über die Felder fliegt. Ich schlage die Schlacht, ich ersiege den Sieg, oder lasse mein Leben. Hört es, hier unter Helmen ihr Helden, und hört es ihr Hohen, ihr Herrscher in Walhall."

Und er rührte mit der linken Hand an den Eber, der vor ihm über dem Opferfeuer auf gequerten Eisenstangen hing, und die Rechte mit dem Horn hob er über sein Haupt, emporblickend zu dem Wipfel der Eiche, der sich hoch in Rauch und Nachtgewölk verlor. Darauf setzte er das Horn an den Mund, von welchem der rote Langbart bis an den Wehrgurt herabfloß, und trank es leer.

Lauter, brausender, dröhnender Jubel antwortete dem stolzen Kampfgelübde. Die Männer riefen: „Heil König

Göttrik!" und schlugen die Waffen an die Schilde und drängten sich heran, des Fürsten Rechte zu schütteln. Lange, lange währte es, bis der wilde Lärm sich einigermaßen legte; gar mancher schwor dem König zu, seines Gelübdes Genosse, die große Frankenschlacht Schild an Schild mit ihm zu schlagen.

Da drängte sich durch die Jarle und reichgewaffneten Königsgefolgen ein Bauer, in ein Wolfsfell gehüllt, ohne andere Waffen als den langen Eibenbogen über der Schulter, aus dem alten Lederköcher ragten die Pfeile, beschwingt mit der grauweißen Feder des Wildschwans; das weiße Haar hing in langen schlichten Strähnen auf seine Brust. Er suchte geraume Zeit vergeblich, sich bemerklich zu machen, des Königs Auge zu gewinnen; der schien ihn nicht zu sehen; der Bauer wandte sich an einen der Jarle: der zuckte die Achseln; an einen der Königsgefolgen, der wollte ihn unwirsch zur Seite stoßen: aber der alte Bauer war viel stärker als er aussah — mit einem einzigen Ruck hatte er den Vollgewaffneten weit hinweggeschleudert: er stand jetzt neben dem König, faßte ihn an dem lang herabwallenden Bärenfell und zog daran, nicht heftig, aber deutlich spürbar.

Göttrik wandte sich rasch: „Du dreister Bauer! Schon wieder da?" Zornesröte flammte über sein schönes Antlitz, die Nüstern der scharfgeschnittenen kühngebogenen Nase flogen. „Was suchst du?" — „Mein Recht!" „Das hast du schon oft gesucht," lachte der König. — „Ich werd' es suchen, bis ich es finde, — und ich werde es finden: — durch dich — oder gegen dich." Der König schwieg; geärgert sah er seitab; einer der Königsgefolgen bemerkte es: er wollte den Bauer fortführen, er faßte dessen Hand; ein Stoß vor die Brust, — der Jüngling taumelte zurück.

„Gieb mir das Rotroß heraus, das du mir genommen.

Das Ding hat gesprochen: es ist mein. Meine Hausmarke trägt es am Vorderbein. Deine Königsgefolgen, die bösen Buben, haben es mir von der Weide gestohlen." Auf fuhr da Göttrik: das blaue Auge blitzte: doch er faßte sich. „Mir gefällt der Gaul. Ich reit' ihn alle Tage. Ich behalt' ihn." — „König, bitte mich: — so werd' ich dir ihn schenken!" Göttriks Faust fuhr an das schwergoldene Heft des Messers im edelsteinblitzenden Wehrgurt. „Fort mit dir, Bauer!" grollte er. „Hast du's noch nicht verstanden? Der König will's. Und Königs Wille soll fortab Recht sein in Dänenland." Da sprach der Bauer drohend: „Hüte dich, Göttrik, Gottwins Sohn, vor Königswahn. Volkswille ist Recht in Dänenland. Und bleibt es. Ich denke noch die alten Tage. Schon drei stolze Könige vor dir wollten wie du. Weißt du, wer sie geholt hat? Der graue Schwan mit dem eisernen Schnabel! Noch einmal ruf ich um Recht. Aber dann: — dann ruf ich um Rache." — Jähzornig riß der König das Messer heraus: — doch der Bauer war verschwunden hinter dem breiten Stamm der Thoreiche.

Zweites Kapitel.

Es blieb nicht Zeit, dem Vorfall nachzudenken; sofort trat vor den Fürsten ein Krieger und meldete: „An dem Verhack, welcher den Steig zu der Opferstatt sperrt, halten wir Wacht, wie du geboten. Wir griffen dort zwei Franken." „Späher?" forschte der König rasch. „Nein, sie stellten sich selbst." — „Überläufer? Gar viele Sachsen . .!" — „Nein. Der eine, ein Mönch, hat eine Bot-

schaft, der andere ist sein Geleitsmann." — „Eine Botschaft? Von wem? An mich?" — „Er sagt es nicht: — aber er will hierher — an das Opferfeuer. Sollen wir . . ?" — „Bringe sie!"

Einstweilen standen fern von der Eiche bei den ineinandergefahrenen Wagen, in dem äußersten Ringe der wogenden Volksmenge, Fidus und Hülsung, von einem Hüter des Verhackes mit gezogenem Schwerte bewacht. Neugierig gaffend drängten sich Weiber und Kinder an die beiden, zumal der Mönch ward eifrig bestaunt: und wenig freundlich.

Ein altes Weib leuchtete mit einem brennenden Span dicht an des Priesters Gewand: „Ja, ja," grinste sie, „der ist von denen! Die in solchen grauen Weibergewändern haben meinen armen Enkel — mit Gewalt — unter die Aller getaucht: — ja, ja, Mönch, ich bin aus Sachsenland hierher geflohen! — weil er sich der Taufe wehrte: und als sie ihm den Kopf heraushoben und er das Wasser von sich spie und ganz matt sprach: ‚und ich glaube doch an Woden!' da haben sie ihn wieder untergetaucht — für immer — und ich stand dabei und mußte 's mit ansehen. Ah," knirschte sie, „wie meinen Enkel sollte man ihn ersäufen."

„Nicht ersäufen," fiel ein Mann ein. „Wir haben das Feuer näher. Verbrennen! Alle beide! Bei lebendigem Leibe! Den Göttern zum Opfer! Wie sie mir Weib und Kind lebend verbrannten in meinem Gehöft an der Weser. Die Hunde!" Und er gab dem Mönch einen Faustschlag in den Nacken, daß er vornüber stürzte. Hülsung richtete den Alten auf; der zitterte sehr. „Du blutest an der Schläfe. Thut es weh?" „Ja — ein wenig — sehr! Ich fiel auf das Radeisen des Wagens. Aber" — er wankte — die Knie schlotterten ihm — „es ist nicht

das ...“ — „Was hast du?“ — „Furcht, Sachse! Elende Menschenfurcht, Furcht vor dem Tod! — Vor den Peinigungen. Horch, wie sie da so gräßlich jauchzen, — dort bei jenem großen Feuer. — Schon jetzt sind diese geflüchteten Sachsen, diese wilden Dänen so grimmig gegen mich —: gegen mein bloßes Mönchsgewand. Wie werden sie toben, wenn ich meinen Auftrag erfüllt habe! Sie werden mich zerreißen — Glied um Glied. Ach, ich bin alt, schwach ist das Fleisch! Und auch dich werden sie morden. — Weh, was bist du mir nachgedrungen durch alle Schrecken dieser Wälder! Du mußtest mich ja nicht gefunden haben! Warum gingst du mit mir bis hierher?“ — „Warum? Die Treue gebot. Der Frankengraf soll nicht sagen, Hülsung, der für das Recht sprach wider ihn, weigert dem Grafen das Recht, das seine Pflicht zu leisten: er soll nicht sagen, der Sachse sei entsprungen vor der Gefahr. Ich schwor Treue Herrn Karl. Die muß ich halten.“

Da stürzte der Mönch auf die Knie: „O Gott,“ rief er unter strömenden Thränen, „wie beschämt mich, deinen Diener, o Herr, dieser Diener der Welt! Ich habe dir Treue geschworen und geschworen deinen Vertretern auf Erden — den geistlichen Obern: — er nur dem irdischen König. Er hält sie unverzagt. — Ich wankte in der Treue gegen den Himmelsherrn! Aber ich wanke nicht mehr.“

Und hoch aufgerichtet schritt er, eilig und eifrig, der Mahnung des vom König zurückkehrenden Dänen folgend, auf das Opferfeuer zu! kaum konnte Hülsung Schritt mit ihm halten. Als sie, von den Flammen hell beleuchtet, heranschritten, da sprang rasch an des Königs Seite ein junger schmucker Krieger, in reichem Waffenschmuck: an seiner ehernen Sturmhaube staken ein paar Geierfedern. „Herr,“ flüsterte er in des Königs Ohr, hastig sich vor-

beugend und auf die Fremden deutend: „die Götter selbst senden dir diese beiden. Das fördert deinen Anschlag. Der eine ist ein Mönch aus jener Burg, — ich kenn ihn! — der andere gehört zur Besatzung. Wollen sie, können sie alles dir mitteilen, was wir so gerne wüßten.“ Sie sollen wollen,“ sprach drohend, aber ebenso leise der König. „Du hast eine Botschaft, hör' ich, Priester?“ fragte er laut. „An wen?“

„An den Gott, dem ihr hier dient. Ich suche schon lang sein Bild! Ist das nicht — da hinter dir . . ich kann es nicht deutlich sehen — ein solches Bild?“ Der König trat zur Seite. Voll sichtbar ward nun das über Menschenmaß hohe Holzbild, das in Halbrelief an den Stamm genagelt war: Haar und Bart waren grell rot bemalt, hellblau die Augen: mit der linken erzbehandschuhten Faust drückte er einen riesenhaften Wurm nieder, der gegen ihn empor bäumte, die Rechte schwang den Steinhammer; der Körper war unbekleidet, nur die Hüften deckte der breite Stärkegürtel von erzbeschlagenem Leder. „Das ist Asa-Thor!“ rief Göttrik. „Er lebt in dem Bild, er schwebt um dieser Eiche Wipfel.“

„So höre er denn!“ rief der Mönch. „Es ist nur Ein Gott, der Vater des Herrn Christus. Dieser Götze aber ist kein Gott, sondern ein Teufel. Nieder mit ihm!“

Und bevor die Dänen ihm wehren mochten, hatte der Alte einen der zahlreichen, an die Bäume gelehnten Speere ergriffen und mit aller Kraft gegen das Bild geschleudert. Ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens, des Schreckens über den Frevel erscholl: aller Augen richteten sich auf das geliebte Götterbild: aber sieh: es war unversehrt. Obwohl der Mönch nur drei Schritte entfernt gestanden, hatte er weder Bild noch Baum getroffen, zu Füßen des Gottes lag der Speer im Feuer, gierig ergriff ihn die

Flamme; der Mönch aber lag auf dem Boden: er war bei dem Ausholen zum Wurf ausgeglitten auf den glatten Tannennadeln, mit welchen der gestampfte Lehmboden hier überschüttet war; mit Mühe hob ihn Hülsung empor. Nun folgte bei den Heiden auf den Schrecken Wut gegen den frevelnden Mönch, aber auch ahnungsvolles Staunen über den Gott, der sein Bild geschützt hatte: dieses fromme Grauen erfüllte und lähmte viele der Dänen. Andere aber drangen tobend, mit geschwungenen Messern, auf den Priester ein — wohl warf sich der Sachse über ihn, mit dem eigenen Leib ihn zu decken: — doch schienen beide unrettbar verloren. Da sprang Göttrik mit Einem Satz zu den Bedrohten und spreitete mit der Linken seinen mächtigen Bärenmantel über sie wie einen Schild. „Haltet ein," rief er mit donnernder, des Befehls in der tosenden Heerschlacht gewohnter Stimme. „Haltet, ihr Dänen-Helden! Seht ihr denn nicht? Asathor will der Frevler Tod nicht. — Noch nicht! — Hätte er sie nicht ebensogut mit Miölnir mögen zermalmen, als — wahrlich ein viel wunderbarer Werk! — den so nahe heranfliegenden Speer zurückblasen mit dem Hauch seines Mundes, — mir war, ich vernahm seinen Bartruf wehen! — daß der frevelnde Schaft nun verzehrt wird von derselben Flamme, die da lodert zu Ehren des Gottes? Wie prahlen doch die Christen mit Wundern ihrer Heiligen, die sie nur darin finden, daß nichts geschieht! Fällt einer ihrer Bekehrer einen unserer heiligen Bäume und bleibt er dabei am Leben, weil unsere hohen Götter dieses Pfaffen-Gewürms nicht achten, — so ist's ihnen ein gewaltig Mirakel, wie sie's nennen. Hier aber! — Ich bin kein Priester: doch wir Nordleute bedürfen keines gelernten Zauberers, der allein zwischen den Himmlischen und uns vermittelte, wie die Christen: bei uns mag jeder den Willen der Götter

deuten, der ihn ahnt! — Hier aber — wir sahen's mit Augen — hier traf der Speer nicht, der treffen mußte! Und niederstürzte der Gott den Werfer aufs Antlitz, und ins Feuer blies er den fliegenden Speer. Hier hat der Gott durch handelnde That sein Bildnis geschirmt. Er will nicht des Christen Tod. Er will, daß die beiden hier ihm zu seiner Rächung, uns zum Siege verhelfen. Sie hat der Gott aus Esesfeld uns zugesandt, auf daß diese Zwingburg falle. „Hier, Volkhelm, mein jüngst eingeschworner Gefolge, nun verdiene dir die Geierfeder an deinem Helm. Dir übergeb ich die beiden: — als Führer sollen sie uns dienen, als Späher, als Geiseln und — will es ihr Trotz so — den Sieggöttern als Opfer.“

Drittes Kapitel.

Wie nördlich der Eider, so deckte südlich dieses Flusses alles Land bis an und über die Elbe hin dichter Urwald, nur selten von einzelnen Rodungen gelichtet.

Solche fehlten ganz in der Richtuug nach Osten: hier grenzten die nordelbischen Sachsen mit den slavischen Abodriten im heutigen Mecklenburg. Gar feindlich war die Nachbarschaft gewesen seit grauer Vorzeit: — erst in den letzten Jahren hatte der Kaiser Ruhe hergestellt zwischen beiden· den Sachsen, seinen nun unterworfenen Unterthanen, und den Abodriten, seinen abhängigen Verbündeten. Aber Siedelungen waren hier gar nicht vorhanden: beide Völker hatten ihre Sicherheit darin gefunden, möglichst viel undurchdringbaren Wald zwischen ihren Grenzen zu belassen; nur eine einzige, nicht leicht zu verfolgende Straße

führte von der Eider her durch den „Wendenwald". Hierher, in diesen „Wendenwald," hatte sich Volkfried mit den Seinigen geflüchtet.

Der Erdgang — es waren solche, wie Golo richtig gesagt, seit uralter Zeit sehr häufig unter den Gehöften aller Germanen, nicht nur der Sachsen — mündete in beträchtlicher Entfernung östlich vom Hofe der Volkingen, mitten in dichtestem Buschgenist, in einem alten verlassenen Dachsbau; von Geschlecht zu Geschlecht war das Geheimnis dieses letzten Rettungsweges immer nur vom Vater auf den Sohn vererbt worden, der verpflichtet war, es nach der Hochzeit der Ehefrau und noch zwei Getreuen mitzuteilen, damit es nicht durch plötzlichen Tod des einzigen Wissenden der Sippe verloren gehe.

Betreten hatte die Frau den Gang noch nie: er war höchst beschwerlich, an manchen Stellen so eng, daß nur mit äußerster Anstrengung eine schlanke Gestalt sich durchzwängen konnte, fast überall stockfinster, wo nicht, in sehr weiten Zwischenräumen, kleine Öffnungen, die, von oben her gesehen, Mauselöchern glichen, die höchst spärliche Luft einließen. Ohne den Hund, den sie voran laufen ließen, hätten die Frau und die Kinder, bepackt mit Waffen und Vorratsäcken, den Ausgang schwerlich erreicht; aber des Tieres Trieb warnte vor tiefen Löchern, die manchmal plötzlich aufgähnten, und führte nach todesbanger, endlos scheinender Zeit des Kriechens und geduckten Schleichens endlich ins Freie. Tief auf atmeten Mensch und Tier, als sie, statt des dumpfen Erdmoders, wieder die frische Himmelsluft verspürten.

„Ich dachte: das geht nach Hel," flüsterte erschauernd der Knabe, die Erdbrocken aus den Haaren schüttelnd. „Und du, Lindmuth — du?" fragte der Vater zärtlich. „Ich dachte: ob mich die lichten Engelein wohl auch so

tief unten finden und in den Himmel tragen könnten? Denn ich glaubte, zu sterben." „Und hast nicht geklagt?" lobte die Frau, die zitternden kalten Hände fassend. — „Sollte ich dir das Herz noch schwerer machen?" —

Lange, lange hatten sie in dem dichten Gebüsch gewartet auf Heimo, den Getreuen; Volkfried war sogar, trotz den Bitten der Seinigen, wieder in den Gang hinabgestiegen und eine Strecke weit darin zurückgekrochen; er hatte gerufen — ohne Erfolg. Als er wieder emporstieg und gen Westen schaute, wies er schweigend auf eine ferne Lohe.

„Was brennt da?" fragte Volkbert. — „Dein Erbe! Und darin wohl — Heimos Leiche! — Fort! — Die Flamme nimmt schon ab. — Sie haben uns nicht darin gefunden: — nun werden sie weiter suchen! — Fort! — Wir müssen tiefer in den Wald . . . . . ."

Die ganze Nacht liefen sie, fast ohne Rast, ohne Weg, nur stets nach Osten, von den Gestirnen geleitet, die durch die Wolken drangen, vorauf der Mann mit dem Hund, das Kurzschwert in der Rechten, manchmal die Dornbüsche zerhauend, Lindmuth mit der Linken nach sich ziehend; war der Weg oben von Strauchwerk freier, so setzte er das Kind auf den linken Arm und trug es weite Strecken; die Frau und der Knabe folgten.

Bei Sonnenaufgang machten sie Rast an einem Bach, wuschen sich und tranken gierig; die Frau schnitt dem Hunde, der oft leise gewinselt, den Pfeil aus dem Fleisch: dankbar leckte er der Herrin die weißen Hände.

Sie hatten alle heftigen Hunger: aber Volkfried verbot, an den Brotvorrat in dem Sacke zu rühren: „der ist für die Not, für die letzte," mahnte er. „So lang es so köstliche Moosbeeren giebt," rief Lindmuth fröhlich lächelnd und brachte ihren ganzen Kittel gehäuft voll — „hat's

aber keine Not! Wovon leben die Vöglein im Wald?" „Aber Hofwart?" fragte die Frau. „Der braucht Fleisch." „Hier ist der Braten für Hofwart," rief Volkbert, heranhüpfend. „Sieh, gut traf das Eichhorn mein Pfeil! Nur muß er den Braten fressen — ungebraten!" „Es ist gut für diesmal," warnte der Vater. „Aber fortan darfst du keinen Pfeil mehr wagen an so geringes Ziel. Bedenk, wir werden leben müssen von Bogen und Pfeil." „Wie lange?" fragte der Knabe.

Volkfried schwieg.

„Auf," trieb er, „wir dürfen hier nicht länger säumen. Wir sind dem Hofe noch zu nah. Vorwärts, immer mir nach! —"

Den ganzen Tag gingen sie, so rasch der verwachsene Wald es gestattete, weiter, der Sonne entgegen, nach Ost, dann nach Süd.

Früh ward es dunkel unter dem breitschattenden Dach der Riesenbäume; aber noch vor völliger Finsternis machte Volkfried Halt vor einem sanft ansteigenden Hügel, der, an seinem Fuß ganz von dichtestem, über mannshohem Gedörn umhegt, an den Seiten aber von mächtigen Ulmen bestanden war: wie prüfend, abmessend, ging er von einem Waldquell, der hier aus dem Moose sickerte, drei große Schritte nach rechts: dann blieb er stehen und bog das Gestrüpp mit beiden Händen auseinander: „Es ist richtig," sagte er nun: „da gähnt der Eingang in die Höhle: hier, vor Jahren, entdeckte ich einmal auf der Bärenjagd dieses Bärenlager: es ist nun der Volkinge Haus und Heim! —"

Unmutig, scheu blickte der Knabe auf die schwarz klaffende Höhlung. Muthgard schwieg: sie drückte die Lippen rasch zusammen. Aber das Mädchen hatte der Mutter verhaltenen Seufzer doch vernommen. „Mutter, sei getrost," flüsterte sie leise. „Ich schäme mich schon

lange wegen meines Zweifels an den Engelein, — da unten im Erdgang. Der liebe Gott ist überall: — Fidus hat's gesagt! — auch in diesem finstern Geklüft. Er wird uns nicht vergehen lassen."

Viertes Kapitel.

In den nächsten Tagen und Wochen hatten die Flüchtlinge, Kinder wie Eltern, Arbeit vollauf, die Zufluchtstätte, so gut es gehen mochte, wohnlich zu gestalten.

Die Knochen der Tiere, die der Bär in das Lager geschleppt und hier verzehrt hatte, wurden herausgeschafft, trockenes Waldmoos eingetragen, und der harte Felsboden dicht damit bestreut; ein paar Hiebe mit der Streitaxt in der Höhlung zeigten Volkfried, daß eine der Innenwände nur sehr dünn war: — sie ward schnell durchgeschlagen und so ein zweiter, zwar etwas niedriger Raum, tiefer im Hügel, gewonnen: dieser ward dazu bestimmt, die geringe Habe aufzunehmen, nicht nur das Mitgebrachte an Waffen, Gerät und Lebensmitteln, — auch die neuen Vorräte, die von alt und jung gar emsig, gleich vom nächsten Tag an, gesammelt wurden im Walde.

Denn vorsorglich machte sich Volkfried auf langen, unbestimmbar langen Aufenthalt gefaßt. Noch immer schwebte ihm der Gedanke vor, den Kaiser selbst anzurufen. Allein war die Reise von der Eider nach Aachen stets eine Art Wagestück, reich an Mühen und Beschwernissen, so schien sie jetzt so gut wie unmöglich.

Der Weg — gen Süden — führte notwendig über Brücken, durch Furten, durch Tag und Nacht bewachte

Durchlässe der Grenzwehren, die von des Grafen Kriegern besetzt waren; auf diesen Straßen wartete der beiden Gatten das sichere Verderben. Zu den heidnischen Dänen, den Feinden der Franken, — nach Norden — zu fliehen, diesen Gedanken zu bekämpfen hatten beide gar nicht nötig: er stieg den Vielgetreuen gar nicht auf.

Aber auch nach Osten, zu den Abodriten, konnten sie sich nicht wenden: waren doch diese Slaven alte Feinde der Sachsen an der Wendenmark; manchen Schwertschlag hatte Volkfried mit ihren Raubreitern auf den kleinen zottigen Gäulen getauscht in früheren Jahren: — mancher Abodrite hatte seiner Wunden Blut oder gar erschlagene Gesippen an ihm zu rächen. Nun waren sie zwar des Kaisers halb unterworfene Verbündete: aber das hielt sie einerseits nicht vom alten Haß gegen die Sachsen ab: und andererseits mochten sie gerade deshalb von Graf Hardrad gemahnt sein, ihm den Geächteten auszuliefern, falls sie ihn griffen. Denn daß man wegen der Tötung Fortunats und gewaffneten Widerstands gegen den Grafen diesen Spruch über ihn gefällt haben werde, war Volkfried gewiß. Er mußte das den Kindern klar machen, die es nur schwer begriffen.

„Aber du thust doch gewiß nichts wider Recht, Vater?" staunte der Knabe. „Gewiß nicht. Ich brach nicht das Recht des Kaisers, ich übte mein Recht: ja, ich schützte auch des Herrn Kaisers Recht und wahren Willen. Denn Herr Karl will unser Sachsenrecht gewahrt wissen: ich schützte in Notwehr den Hoffrieden und — und eure Mutter."

„Also können sie dich doch nicht strafen," meinte Lindmuth.

„Mit Recht nicht, aber mit Unrecht." — „So brechen ja sie Herrn Karls Recht!" — „Gewiß. Und Herr Karl würde mir zu meinem Recht verhelfen und jene strafen, wüßte er darum. Aber er weiß es nicht. Und wir können

nicht zu ihm gelangen, weil die Rechtbrecher die Wege zu ihm sperren."

Die Kinder schwiegen, offenbar wenig befriedigt.

„Ist es gewiß," fragte am Abend vor dem Einschlafen das Mädchen die Frau, „daß Herr Karl uns helfen würde, wenn er die Wahrheit wüßte?" — „Ja, Kind, das ist gewiß. Er ist gerecht: er selber ist das Recht."

„So will ich den Himmelsherrn bitten, daß er ihm die Wahrheit zeige — vielleicht in einem Traumbild! — Ihm zeige, wie wir hier im Wildwald hausen müssen — in steter Furcht und Sorge. Denn ich merke es wohl, wie — ganz anders als zu Hause! — der Vater hier das Schwert stets bei der Hand liegen hat und auffährt bei jedem Geräusch im Wald. Gott sollte das doch dem Kaiser sagen." „Ein gerechter Kaiser," schalt der Knabe unwillig, sich streckend auf dem Mooslager an der andern Seite der Höhle, „sollte auch nur gerechte Grafen haben! Oder er sollte alles wissen, was da geschieht in seinen Landen. Mich hungert! Nein! Beeren kann ich nicht mehr essen! Mich brennt der Gaumen schon: — er ist ganz wund von dem sauren Schmack." „Nun, vielleicht," beschwichtigte die Frau und schob dem Scheltenden die Brotrinde in die Lippen, welche Volkfried ihr als Abendschmaus zugeteilt hatte, „vielleicht erfährt Herr Karl von unserer Not, auch in der Ferne. Wenn ihr still zuhören und allmählich einschlafen wollt . . . —" „Wo ist der Vater?" fragte das Mädchen. „Es ist schon bald dunkel im Walde." — „Der Vater will ein Wild beschleichen, Hirsch oder Reh, wann sie zur Abendtränke gehen. — Wenn du, Volkbert, still zuhören willst, erzähl' ich euch vom Herrn Kaiser." — „Gern, Mutter, gern. Bitte, nimm das halbe Brot zurück, — ich sehe, du hast ja gar nichts." — „Iß nur!" — Und er aß.

„Also: der Herr Kaiser hat zu Aachen in der Königsburg an seinem Bette — das Bettgestell ist ganz von Silber und auf den vier Eckpfosten ragen vier heilige Männer, aus edlem Holz kunstvoll geschnitzt — auf einem weißen Marmeltisch stehen eine goldene Kugel, die schwebt frei auf silberner Stange. Auf dieser Kugel sind abgebildet alle Landschaften und Gaue seines weiten Reiches: vom Mittagland, wo's niemals Winter wird, bis hier an die Dänenmark, vom Aufgang der Sonne in Avarenland bis wo sie niedersinkt in einem fernen, fernen Inselmeer. Und wo irgend in seinem weiten Reiche Herrn Karls Recht gebrochen wird, oder wo der Feind von außen einbricht, ... horch, da klingt die Kugel, gerade an der Stelle, wo Unrecht geschieht oder Feindesgewalt: erst ganz leise, dann immer lauter, bis der Herr Kaiser es hört ...." „Wenn er aber schläft?" fragte Volkbert. — „Es klingt zuletzt so laut, daß er vom Schlaf erwacht. Und dann springt er auf, vom Lager zur Nacht, oder vom Mahle bei Tag, der Herr Kaiser, der das Recht mehr liebt als Schlaf und Wein und köstliche Speise, und eilt auf die Kugel zu und merkt, wo man seiner bedarf und reitet zu Hilfe mit Richterstab und Königsschwert." „Wenn er aber gar nicht in Aachen ist, sondern wo anders?" meinte der Knabe.

„Dann wachen Nacht und Tag zwölf Wächter neben der Zauberkugel: und zwölf windschnelle Rosse stehen unten im Hofe der Pfalz und stampfen den Marbelestrich: und sowie die Kugel ertönt, springt ein Wächter aufs Roß und jagt zum Kaiser, ihm es zu melden." „Das ist schön," sprach Lindmuth. „Wie stark muß doch die liebe, weise Kugel ertönt haben, als die Bösen über unsern Zaun drangen! Nun muß der Herr Kaiser schon bald bei uns sein." „Meinst du, Mutter," fragte Volkbert, „er ist morgen früh schon da?" — „Ich weiß es nicht." — „Es

wäre doch noch besser, — dann brauchte er keine Kugel und keine zwölf Rosse! — wenn der Herr Kaiser überall zugleich wäre." „Dann wäre er aber der liebe Himmelsherr selber, Volkbert," erwiderte die Schwester. „Ja, frommes Kind. Aber um sich allgegenwärtig zu machen — soweit ein Mensch das kann, — hat der Herr Kaiser sich etwas Wunderweises ausgedacht." „Hat er sich Flügel zaubern lassen?" forschte der Knabe eifrig. „Heimo erzählte, ein kluger Schmied Weland . . ." „Nein! Aber er sendet alle Jahre von seinem Palast in jeden Gau zwei seiner klügsten und gerechtesten Getreuen, fromme Bischöfe und tapfere Herzöge —" „Warum immer zwei?" fragte Volkbert. „Damit immer einer den andern überwacht . . ." — „O weh! Das ist schlimm! Er traut also doch auch diesen Treuesten nicht ganz!" — „Und diese beiden, — Sendboten, Kaiserboten, Königsboten heißen sie: — versammeln in jedem Gau, wohin sie kommen, alle freien Männer auf der alten Dingstätte und verkünden die neuen Beschlüsse, die Herr Karl und seine weisen Räte gefaßt haben für Heil und Wohlergehen der Freien. Und sie fordern alle Leute auf, unverzagt Beschwerde zu führen, laut zu sprechen oder leise zu den Königsboten, über alles Unrecht, das im Gau verübt worden, seit der letzten Sendboten Besuch . . . —" „Auch über böse Grafen?" zweifelte der Knabe: schon ziemlich schläfrig klang der Ton. „Darüber zu allermeist! Falls die selbst Gewalt brauchen oder auch nur das Recht nicht schützen gegen anderer Gewalt." „Da ist uns ja geholfen, sobald solch ein Königsbote in den Gau kommt," meinte Volkbert und lehnte den krausen Kopf gegen die Wand. „Du mußt mir noch viel mehr erzählen von Herrn Karl und seinem Recht, liebe Mutter" — flüsterte das Mädchen. — „Aber leise: der Bruder schläft schon — das giebt soviel Friede, so starken Trost

im Herzen. Und mir war doch heute manchmal bang in der garstigen Höhle. Aber nun bin ich ganz beschwichtet. Ich vertraue fest auf Herrn Karl! Weißt du noch mehr von ihm?" — „Noch viel! Ich erzähle euch noch vom Horn Herrn Rolands, das der Kaiser über aller Berge Gipfel hinweg vernahm, wann es um Hilfe rief in höchster Not. Und von der armen Blindschleiche, die ..... Aber siehe: die Äuglein fallen auch dir zu. Ein andermal davon! Schlafe nur getrost. Sieh', ich halte hier deine Hand. — Und draußen vor der Höhle steht — ich sehe seinen Schatten, ich höre seinen Schritt — der Vater, den Speer auf der Schulter: er bewacht uns, treu und kühn." „Ja," flüsterte das schöne Mädchen im Entschlummern. „Und ihn, den guten Vater, schützt und bewacht da oben der treue Himmelsherr!" — —

Fünftes Kapitel.

Und viele Wochen vergingen so. —

Der stummen bangen Frage seines Weibes — nur ihre Augen, nicht ihre Lippen hatten geforscht! — gab Volkfried zur Antwort: er hoffe nach Westen, zu den Friesen, zu entkommen.

Er wußte, daß diese im Spätherbst mit vielen Segeln nach dem Küstenort Milindorf zu fahren pflegten, friesische Mäntel und geräucherte Fische feil bietend gegen sächsische Rinder, Waldhonig, Bären- und Wolfsfelle: der Ort lag nördlich von Esesfeld und war zu erreichen auf einem Volkfried wohlbekannten Wege, der durch menschenleeren Wald zwischen Sachsen- und Dänen-Land sich hinzog. Unter

diesen friesischen Schiffern hatte er manchen Gastfreund; er durfte hoffen, ein solcher werde sein Verlangen, ihn auf seinem Schiff nach Friesland mitzunehmen, nicht abschlagen: von dort war Aachen sicher und gefahrlos zu erreichen.

Aber freilich: jener Tauschhandel ward erst eröffnet, kurz bevor die Schiffahrt zu Ende neigte, der Fischfang, die „Meeresernte", abgeschlossen war. Es galt, noch gar lange auszuharren bis dahin; und Volkfried vertraute der Frau auch nicht an, daß er noch nicht habe entscheiden können, was gefährlicher und sorgenschwerer sei, auf jenem Wege durch den wildesten Urwald Weib und Kinder mitzuführen oder sie hier — ohne Schutz! — zurückzulassen im Versteck, bis er von Aachen wiederkehre. —

Die erste Zeit, den Rest des Sommers und den Frühherbst, ging es den Waldgästen nicht gar so übel; gegen Wind und Regen bot die Höhle Schutz; an sonnigen warmen Tagen aber verbrachten Mutter und Tochter viele Stunden in einem gar luftigen, freundlichen und doch schattigen Aufenthalt: in dem Geäst der höchsten Ulme, die den Hügel krönte.

Der Vater hatte den Stamm unten derart behauen, daß man auf den wenigen übriggelassenen wagrechten Zweigen bequem hinansteigen konnte: in dem Wipfelgezweig aber hatte er ein paar sichere Sitze angebracht, auf allen Seiten mit Latten umhegt, gegen den Sturz zu schützen. Da saßen dann die Frau und das Mädchen, mit allerlei wirtschaftlicher Arbeit die niemals müßigen Hände mühend, während Vater, Sohn und Hund den wildreichen Wald durchstreiften und fast nie ohne gute Weidbeute heimkehrten. Es galt ja nicht nur für den nächsten Tag Speise zu schaffen, sondern Vorräte für solche Zeiten, da frisches Fleisch nicht zu erjagen war. Fern von der Höhle hatte Volkfried eine Räucherstätte angelegt, wo nach Möglichkeit

stets Kohlen glimmend erhalten wurden: denn das Feuerreiben aus harten Hölzern war mühsam und langwierig, und nicht stets glückte es, den Funken zu fangen, den Eisen aus Stein hervorschlug. Starken Rauch vermied Volkfried und bei der Dunkelheit auch Feuer, um nicht die Feinde auf seine Spur zu führen. Sorgfältig ward hier alles Fleisch, dessen man nicht für den rinnenden Tag bedurfte, geräuchert, getrocknet und in der Vorratskammer der Höhle aufbewahrt.

Auch Fische fingen sie in dem nahen Bache in länglichen Körben, die Mutter und Schwester kunstfertig aus den Binsen der vielen Sümpfe zu flechten verstanden: sie wurden, mit Steinen beschwert, auf den Grund versenkt, die Öffnung nach dem Zuthalfluß: der Knabe und Hofwart sprangen dann ein paar hundert Schritte weiter unten in den Bach und liefen und wateten darin, laut schreiend, patschend und bellend, zu Berg: die Fischlein flossen in Schrecken und Eile vor ihnen her und fuhren in die grünen Körbe, in denen der Vater sie griff. —

Aber auch Beeren jeder Art und Pilze, — die giftigen kannten auch die Kinder gar gut! — Holzäpfel und Waldbeeren, Hagebutten der Wildrosen und Haselnüsse mußten die Kinder suchen und ansammeln zu dichten Haufen geschichtet; ja auch Buchecken und Eicheln gebot der Vater aufzulesen: wohl zog Volkbert die Lippe kraus und sah fragend zu ihm auf. „Ja, ja, mein Sohn. Geben die Heiligen, daß wir sie nicht brauchen! — Aber wir können's brauchen müssen.“ „Sie schmecken nicht gut,“ meinte Volkbert, als der Vater weggegangen war. „Hunger schmeckt noch schlechter! Gehorche,“ schloß die Frau. —

Während der warmen, trockenen Jahreszeit also ging alles leidlich: diese Menschen waren an ein höchst schlichtes, ja rauhes, hartes Leben gewöhnt.

Aber nun kam der Herbst mit unendlichem Regen und kaltem Wind. Der liebgewordene Aufenthalt in der luftigen Wipfellaube war längst unmöglich: die grünen Blätter, die so lustig im Sommerwinde gespielt, sie lagen traurig am Fuße des Stammes, in Regenlachen verfaulend. Fast den ganzen Tag, wie die langen, langen Stunden der Dunkelheit mußten die vier Menschen in der niedrigen, engen Höhle zubringen. Feuer wagten sie hier nur selten zu machen: in der Höhle konnten sie dann nicht weilen: der Rauch war erstickend. Und draußen wollte es nicht brennen unter den triefenden Zweigen, auf dem pfützenreichen Boden; sie mußten jetzt auf gekochte, gebratene Speise verzichten. —

Einmal fand Volkbert im Moose — Hofwart hatte ihn geführt — ein verlassenes Nest ganz voll von Eiern der Wildente. Jubelnd lief er damit zu der Mutter: man mußte sie wegwerfen, sie waren alt und faul. — Der Bach war ausgefischt, soweit gen Südwesten hinauf man ihm zu folgen wagen durfte.

Aber das Schlimmste war: — oft und oft kehrten jetzt die beiden Jäger und der Hund ohne Jagdbeute heim: die Wildvögel waren weggestrichen, Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine hatten sich verzogen: jene ins freie Feld in die Nähe menschlicher Anbaue, diese aber in den tiefsten undurchdringlichsten Wald und Sumpf. Erschreckend rasch schmolzen nun die Vorräte hin von Rauchfleisch und getrockneten Fischen, von Beeren, Pilzen und Nüssen: auch Bucheckern und Eicheln verschmähte der junge Volkbert schon lange nicht mehr: er verzog den Mund, er schalt auch wohl, aber er schluckte sie hinunter. Lindmuth klagte nie; aber sie schwand zusammen.

Der Vater sah es wohl; er fragte die Mutter; deren Stimme zitterte leise, wie sie antwortete: „es ist doch

wohl der Hunger! — Oder, — nein doch! — die immer kalte Nahrung. Wenn wir nur einmal wieder ein Stück Fleisch braten könnten!" Am anderen Morgen war Volkfried mit dem Hunde allein auf die Jagd gegangen, bevor Volkbert erwachte. Erst spät in der Nacht kam er zurück — mit leerer Hand.

„Kein Wild weit und breit," sprach er tonlos. „Nicht einmal eines Wolfes Spur."

Einmal in diesen schlimmen Tagen — es ging ihnen schon recht traurig! — war Volkfried am Abend mit hastigeren Schritten als sonst nach Hause gekommen: — wieder ohne Beute. „Was ist dir?" hatte die Frau gefragt, wie er sich, kurz aufseufzend, auf die Moosstreu warf. „Nichts! — Mich verdrießt, daß ich euch nichts bringen kann." Aber in der Nacht hatte Muthgard, die schlaflos seinem raschen, ungleichen Atem lauschte, die Worte gehört, die er im Traume sprach. „Nein, Bruder! Weiche! Niemals! Ich geh' nicht zu dem Feind Herrn Karls! Auch nicht um Lindmuth! Nicht um Muthgard." Die Frau nickte schweigend. „O wüßtest du, Herr Karl, wie er dir Treue hält!" —

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch sprach der Mann zu der Frau: „Es muß ein Ende nehmen. Früher als je zuvor brach dieser Herbstregen ein. — Noch lange nicht — erst bei Vollmond — kommen zwar die Friesen nach Milindorf. Gleichviel! — Die Kinder schlafen doch? — Hier müssen wir elend verderben. Ich breche auf! Und ihr alle drei — ja, du auch, Hofwart, viel getreuer —," und er streichelte des klugen Tieres Kopf, „sollt mit mir

gehn. Hier könnt ihr ohne mich nicht bleiben. Schlechter kann es uns nicht gehen auf dem Wege. Es wird auch schon bitter kalt. Und meinen guten Speer, den letzten guten! hab' ich gestern verworfen! Bogen und Köcher hatte ich Volkbert gegeben. Ich sah am Saum des schwarzen Moors eine hungrige Krähe hüpfen: ich wagte um Lindmuth! — die gute Waffe: ich warf: aber der Vogel flog auf im selben Augenblick und meine beste Waffe — die Streitaxt ist zu schwach! — fuhr in den Sumpf, spurlos verschwindend! Umsonst watete ich eine Stunde lang in dem kalten Moorwasser: der unergründliche Wasserboden hat den Speer verschluckt. Jetzt hab' ich nur mehr den alten Schaft, mit der angeschnürten Steinspitze! Morgen schon brechen wir auf."

Sechstes Kapitel.

Aber am folgenden Tage, als Lindmuth, von der Mutter geweckt, aufstehen wollte, fiel das Kind wieder auf das Lager: „ich bin so schwach," sagte es ganz leise. „Es ist jetzt doch wohl der Hunger," meinte die Frau und zerdrückte eine Thräne.

Volkfried faßte den Speer und sprang zur Höhle hinaus. Da staunte er: — alles weiß ringsum! In der Nacht war Schnee gefallen, in ungeheuren Massen, Wald und Moor und alles bergend in gleichem unterscheidungslosem Weiß. — — Volkfried zog die Brauen zusammen: „ist schlimm. Nun sind die mir bekannten Waldwege verschneit. Aber komm, Hofwart! — Unser liebes Kind soll Bratfleisch haben, oder wir sterben darüber — beide.

Komm, Hofwart. Nein, zurück, Volkbert! Du bleibst bei der Schwester."

Der arme, magere Hund sprang freudig bellend an dem Herrn hinan, als dieser kräftig ausschritt und den Speer schwang. Der Herr sah ihm in das schöne kluge, goldbraune Auge. „Nein, Hofwart! Du sollst nicht sterben, — wie ich heute Nacht bedachte — damit wir — einmal! — satt werden. Verzeih mir den Einfall, alter Freund. Ich schäme mich! Ich komme mir vor wie ein Mörder seither. Nein! Komm, tapfrer Gesell! Wir holen zusammen den Braten für Lindmuth ..... — Wo war's doch? ... Der Schnee macht alles gleich! — Dort ragt die alte Weide. Dort ist Osten. Im Osten war's. Und dieser neue Schnee kann helfen, ja — wahrlich! — Da zieht schon eine frische Spur. Lauf, Hofwart! Vor Abend sind wir zu Hause. Ei, werden wir gut empfangen werden!"

Aber weder am Abend noch in der Nacht noch am folgenden Vormittag kamen Herr oder Hund nach Hause.

Noch eine lange, bange Weile harrte die Frau, die ängstlichen Fragen der Kinder nach dem Vater beschwichtend, immer neue Gründe für sein langes Ausbleiben vorbringend, an die sie selbst immer weniger glaubte. Endlich, als Volkbert wieder von dem hohen, jetzt ganz kahlen Baumwipfel niederstieg mit der Meldung, weit und breit sei vom Vater, auch vom Hunde nichts zu sehen, — da sprang die starkgemute Frau vom Lager des Mädchens auf.

„Volkbert, wir müssen den Vater suchen. Wenn er irgendwo läge! Ins Eis gebrochen! Von Schnee verschüttet! — Wenn er einsam sterben müßte, weil wir .... Lindmuth, mein tapferes Kind, fürchtest du dich, wenn wir dich allein lassen?"

„Ich fürchte mich nicht. Ihr laßt mich nicht allein.

Fidus sagt, der Schirmengel ist stets bei mir. Ich meine oft, ich sehe ihn im Traum."

„O treuer Himmelsherr," rief die Frau, die weißen Hände gegen beide Schläfe drückend, „hörst du dies Kind? So thue nach seinem Glauben! — Komm, Volkbert! Wir müssen ihn finden!"

Und sie fanden ihn . . . . . .

Es war kein Schnee mehr gefallen, seit er die Höhle verlassen: so waren die Spuren des Mannes und des voranspringenden Hundes in der Neue gar nicht zu verfehlen: sie führten gerade gegen Osten, in den tiefsten dichtesten Urwald. Ganz deutlich sahen die Suchenden, wie der Mann manchmal mit Mühe, — mit dem Langmesser hatte er hier und da die schneebeladenen Zweige weggehauen — sich durch das unwegsamste Gestrüpp gezwängt hatte. Nun führten die Fußstapfen auf einen Hügel zu, ähnlich dem, in welchem die Flüchtlinge hausten. Volkbert erinnerte sich, der Vater hatte ihn oft gewarnt vor dieser Richtung: — er sann nach, welchen Grund er genannt: — aber da wies die Frau, mit gellendem Aufschrei vorwärts springend, auf einen klaffenden Felsspalt des Hügels: der Schnee war weithin von Blut gerötet: — und mitten in dem roten Schnee lagen, nebeneinander hingestreckt, ein riesiger, ein furchtbarer Bär, Hofwart und Volkfried, regungslos alle drei.

Der Knabe kreischte nun auf vor Entsetzen: die Kniee versagten ihm: er konnte nicht von der Stelle. Als er aber die Mutter bereits dicht neben dem Untier im Schnee knieen und des Vaters bleiches Haupt sanft aufrichten sah, da war auch er mit einem Sprung an des Vaters Seite.

Tot lag der Bär auf dem Rücken; die rechte Vorder-

brante ruhte auf des Hundes zerschmettertem Haupt, die linke hielt zwischen Vorderbug und Brust den oberen Teil des zerbrochenen Speeres; ein mächtiger Blutstrom war ihm aus der Brust geflossen; zur Linken des Ungetüms lag auf der Seite Volkfried mit geschlossenen Augen, das Heft des blutigroten Langmessers in der Faust.

„Tot! Der Vater tot!“ schrie Volkbert. „Nein! Das Herz schlägt noch,“ sprach die Frau und schob in die halb geöffneten Lippen ein wenig Schnee. — Komm, reib' ihm die Schläfe, wie ich! Wir müssen ihn retten.“ Beide rieben ihm nun eifrig Stirn und Schläfe mit Schnee. Bald schlug er die Augen auf und atmete tief: „Du — Muthgard? — Liebes Weib! — und Volkbert! — Wo ist Lindmuth? — Ich wollte .. ihr .. Speise .. schaffen. Wo ist sie?“ — „In Sicherheit. Ich sehe keine Wunde — außer hier — oh, der Schenkel ist's. Thut's hier weh?“ „Kaum! Nur — ein wenig,“ sagte er und vor Schmerzen sank er in Ohnmacht zurück . . . —

Wohl war die Stelle wenig weiter als eine Stunde von der Höhle entfernt: aber viele, viele Stunden schwerster Arbeit vergingen, bis die Frau und der Knabe den großen Mann, sie das Haupt, er die Füße tragend, mit unzähligen Unterbrechungen in die Zufluchtstätte geschafft hatten. War er bei Bewußtsein, so unterstützte er wohl nach Kräften ihr Bemühen, bat aber auch wohl, vom Schmerz überwältigt, sie möchten ihn liegen und ruhig sterben lassen. —

Da schluchzte der Knabe wild auf; aber die Frau winkte ihm mit den Augen, zu schweigen: sie legte dann das Haupt des Wunden in ihren Schos, wartete, bis er wieder betäubt war, und gebot dann dem Sohn, aufs neue ihn aufzuheben und weiterzutragen.

Endlich, endlich — es dunkelte schon stark — war die

Höhle erreicht und der Wunde auf dem weichsten Moose gebettet. Volkbert schlug Feuer. Lindmuth schlief: die Frau sah auf ihr Antlitz, ein friedlich Lächeln spielte um ihre Lippen.

Volkfried aber sprach mit schwacher Stimme: „Lauf — Volkbert! — Lauf zurück zu dem Bären — Nimm mein Messer — du hast es schon! — Schneide von dem Fleisch ab, soviel du tragen kannst, und schaff es her. Du, Frau, machst dann Feuer an. Ja! Trotz aller Gefahr! — Ich will Lindmuth noch einmal essen sehen — essen nach Herzenslust! Bärenfleisch ist gut, sehr gut. Hofwart ist dafür in den Tod gesprungen: . . . . das Kind soll doch . . davon . . etwas haben . . . . —“

Da vergingen ihm wieder die Sinne.

Siebentes Kapitel.

Und so geschah's.

Und trefflich mundete der so teuer erkaufte Braten den lange Darbenden. Die wundenkundige Frau fand alsbald, daß die Pranke des Untiers zwar tiefe, bis auf den Knochen gehende Fleischwunden gerissen, aber den Knochen selbst nicht zerschlagen hatte. Kaum hatte sich der wunde Mann soweit erkräftigt, daß er sprechen konnte, als des Knaben wiederholte ungeduldige Fragen nach dem Verlauf des Kampfes nicht mehr zu hemmen waren.

Volkfried stützte das bleiche Antlitz auf die Hand, den Ellbogen auf das säuberlich abgeschürfte Fell des Bären, auf dem er neben Lindmuth ruhte, und erzählte: aber freilich, in seiner wortkargen Art, lange nicht ausführlich

genug für die mit leisem, süßem Grauen gemischte Neugier des Knaben.

„Ich konnt's nicht mehr mit ansehen, das!“ Er drückte Lindmuth leicht an seine Brust. „Und nachdem tagelang kein Wild mehr sich im Freien zeigte, ich auch einen Dachsbau, — einen Fuchsbau sogar! — vergeblich aufgegraben, erinnerte ich mich, daß vor Jahren, als wir, Jäger in großer Zahl, den Bären auftrieben, welcher diese — jetzt unsere! — Höhle bewohnte, wir einen andern aufscheuchten, der gen Osten hin verschwand in undurchdringbarem Gestrüpp: — damals, im Sommer, konnte nicht einmal Hofwart ihm durch die dichtbelaubten Büsche folgen. Als wir nun wochenlang hier hausten, wurde auf einem meiner Jagdgänge jener andere Hügel durch das kahle Buschwerk hindurch sichtbar. Ich dachte wohl, das sei jenes zweiten Bären Lager und warnte dich daher, allein dorthin zu streifen. Dieser Bär fiel mir nun neulich ein, da ich die Kleine so bitter leiden sah. Ich wollte sehen, ob er noch lebe.“ „Und du gingst“ — sprach die Frau — „den Bären im Lager zu suchen!“ „Allein! Mit dem Hund! Ohne mich!“ klagte der Knabe. „Und mit dem schlechten Speer!“ schloß die Frau. Lindmuth sprach nicht: sie zwang mühsam das Weinen zurück. „Ja, der Speer! Der war schuld. Sonst wär's ganz wohl gelungen. Als ich an den Höhlenspalt gelangt war, sah ich an der breiten Spur im neuen Schnee: der Bär war kürzlich zu Bau gezogen, sich einzulagern für den Winter. Die Spur war noch frisch: — er hatte sich noch nicht eingeschlagen zu Schlafe. Wie Hofwart in das Loch schnupperte und bellte, erdröhnte bald das Brummen des Hausherrn: ich stellte mich bereit, ihn zu speeren, wann er heraus fahre. Aber so blitzschnell schoß er dem weichenden Hunde nach — ich konnte nicht zielen! Sowie er den Mann sah, ließ er vom Hunde,

der seitwärts sprang. Der Bär erhob sich." „O Vater!" rief Lindmuth. — „Aufrecht kam er auf mich zu, tapfer wie ein Held —" „Ja, tapfer wie Donar ist sein brauner Hund, der Herr Bär," fiel Volkbert ein: „so lehrte mich Heimo." — „Brummend, die Vorderbranten zornig aneinander schlagend, kam er heran. Ich muß sagen: er war furchtbar bös. Er hatte wohl gerade den Winterschlaf beginnen wollen. Grimmig sahen die kleinen, feindseligen Augen. Lieber drei Wenden als — den! Also rannte ich ihm entgegegen, faßte den Speer mit beiden Händen und zielte scharf aufs Herz. Aber ein Schlag der linken Brante — der Stoß war abgeschlagen, die Spitze des Speers, der angeschnürte Stein, flog zur Seite, ein nutzloser Holzstumpf blieb mir in der Faust. Ich warf ihn weg und der Bär drang an." „Vater, mach ein Ende!" rief Lindmuth. — „Ich sprang zurück, Aug' in Aug' mit dem Feind, nach dem Messer im Gürtel tastend. Ich griff's nicht gleich. Ich war verloren —! Aber da sprang Hofwart, der treue, mit wildem Gebell das Untier an, entging geschickt dem ersten Schlag der Branten und saß ihm an der Gurgel — und hemmte ihn wacker." „Da hättest du doch fliehen können!" rief die Frau. — „Ja! Vielleicht — vielleicht auch nicht: — sie laufen unglaublich rasch. Aber ich dachte gar nicht daran. Sollte ich Hofwart, den treuen, im Stich lassen? Feiger sein als der edle Hund? Ich fand mein Messer, sprang vor und, wie der Bär den festgebissenen Hund mit der Brante sich von der Gurgel schlug, traf ich ihn in das Herz. Aber im Fallen schlug er noch einmal nach mir. Ich flog in den Schnee. Und ich konnte nicht aufstehen. Ich rief, ich schrie — nach euch — lang! Ich dachte: was wird aus ihnen — wenn ich von hier nicht mehr fortkomme? Das war das Ärgste: ärger als der Schmerz. Und wie ich

nicht mehr schreien konnte — ich wußte, ihr würdet mich suchen! — kam's über mich wie süßer Schlaf. Und wie ich erwachte und die Mutter sah, da dachte ich: wir wären beide im Himmel. — Arme Muthgard, arme Kinder!" Tief aufseufzend wandte er das Antlitz ab. Er dachte daran, daß jetzt, durch seine Wunde, durch sein Siechtum jede Hoffnung durch Schnee und Eis die Friesen rechtzeitig zu erreichen vernichtet war. — —

In den nächsten Tagen ging noch alles leidlich.

Lange Zeit hielt das Fleisch des Bären vor, das von dem Knaben bald allein, bald mit der Frau herbeigeholt ward. Es verdarb nicht: denn es fror in der nun streng einfallenden Kälte: die Schinken und die Tatzen waren Leckerbissen.

Die Wunden Volkfrieds schienen gut, aber langsam zu heilen. Lindmuth erkräftigte sich rasch. Aber auch eines recht großen Bären Fleisch geht allmählich zu Ende, soll es — allein — vier Menschen ernähren. Längst aufgezehrt war die letzte Rinde Brot. Ein paar trockene Krumen verwandte Lindmuth dazu, sie einem armen Vöglein dicht vor der Höhle auf schneebefreitem Platz zu streuen: es war ein Rotkehlchen, das die eine Schwinge gebrochen hatte und vielleicht deshalb im Spätherbst verblieben, nicht mit den andern fortgestrichen war. Es war ganz zahm und zutraulich geworden, hielt sich stets in der Nähe der Höhle, flog dem Mädchen auf dessen Zuruf auf die Schulter, auf die Hand, mahnte auch wohl, ihm Futter zu reichen mit seinem erregten Ruf: „Pitz-Witz! Pitz-Witz!"

Aber es kam der Tag, da Lindmuth ihm traurig sagte: „Ja, Pitz-Witz! Wir haben selbst gar, gar nichts mehr! Auch nicht Ein Krümchen Brot! Und keine trockene Beere

mehr. — Es ist jetzt wohl bald alles aus mit uns und — mit dir.“ Aber das Vögelein wollte es nicht glauben. „Pitz-Witz!“ rief es und flog ihr nach bis an die Höhle.

Achtes Kapitel.

Noch einmal half den Darbenden der Zufall.

Volkbert, der Tag für Tag mit Bogen und Pfeil den Wald durchstreifte, ohne auch nur die Spur eines Wildes zu entdecken, fand in dem Hohlstamm einer Buche versteckt einen reichen Vorrat von Bucheckern, auch von Eicheln und Haselnüssen, die sich wohl ein Eichhorn hier zusammengetragen hatte; jubelnd brachte er seinen Schatz der Mutter, die ihn sorgfältig und sparsam in vier Teile gliederte; Lindmuth gab von jedem Nußkern, den sie aß, ein Stücklein dem Rotkehlchen, das es gar dankbar aufpickte.

Aber auch diese vier Häuflein neigten zu Ende.

Und eines Abends, als die Kinder schliefen, brachte die Frau das lang zurückgehaltene Wort über die Lippen. Sie sah, wie der Mann, dessen Wunden wacker heilten — aber gehen konnte er noch nicht! — sich in dumpfer Verzweiflung verzehrte. Das gab ihr die Kraft zu dem harten Entschluß. Sie ließ sich neben ihm nieder. „Volkfried, Lieber,“ sagte sie sanft und schob ihm unvermerkt — es war ja ganz dunkel — von ihrem Viertel ein paar der größten Haselnüsse unter seinen Anteil. „Du kannst nun nicht zu den Friesen gehen. Laß mich gehen an deiner Statt. Ich fürchte mich nicht. Ich nehme die Streitaxt mit; die Kinder laß ich dir hier, dich zu pflegen.“ —

Da schlang der starke Mann, sprachlos vor bitterstem Weh, den Arm um die schöne Frau und lehnte den Kopf an die Schulter und stöhnte tief auf; weinen konnte er nicht.

„Sieh," fuhr sie fort, leise über seine Stirne streichend, „es thut zwar recht weh, dich zu verlassen. Ich weiß ja auch nicht, ob ich .. ob ich zurückkomme. Aber das weiß ich: es ist die einzige Hilfe, die uns von Menschen werden mag. Wohl sind die Dänen nah und nicht schwer zu erreichen, aber — nein! Niemals! Volkfrieds Weib darf nicht zu Herrn Karls Feinden fliehen. Ich weiß: es ist bei Todesstrafe verboten. Schwer lastet mir schon auf der Seele, daß ich gegen des Kaisers Gebot den Gebannten gespeist: ich belade nicht noch mehr mein Gewissen. Ach, wenn ich nächtelang den Himmelsherrn gebeten hatte, sich unser zu erbarmen, dir wenigstens ein Stück Wild vor den Bogen zu schicken und wenn er immer und immer nichts für uns that, dann sagte ich mir wohl, ‚das ist die Strafe meiner Schuld.' O, wie oft bat ich ihn, mich sterben zu lassen, — mich allein — aber nicht auch euch Unschuldige mit mir zu verderben. — Und deshalb, weil ich schuldig bin, ich allein, muß ich allein auch mein Leben wagen, ob ich uns alle errette. Ich weiß es wohl, der Weg ist . . ."

„Nie legst du ihn zurück! Nicht ich selber käme jetzt durch den von Eis und Schnee bedeckten Wald! Es sind viele, viele Tagereisen bis nach Milindorf. Ja, auch zu den Abodriten, die so viel näher, kommst du nicht durch die tief verschneiten Waldsteige! O mein Weib, mein liebes, treues Weib! Es stößt mir das Herz ab! Um meinetwillen! Nur um meinetwillen mußt du all' das leiden, mußt du hier elend verderben!"

„Um deinetwillen?"

„Ja, weil du mich geliebt, weil du mein Weib geworden. Nein — laß mich ausreden. Ich hab' es so lange denken müssen — immer im Kreise herum, immer dasselbe diese langen Tage, die ich nun hier schon liege: — es ist eine Wohlthat, es einmal auszusprechen. Hättest du, nach deines Vaters Wunsch, dem reichen Grafensohn, eurem Nachbar, der solang, so dringend um dich warb: — er hat dich wirklich geliebt . . .!"

„Ich glaube: ja!"

„Hättest du ihm die Hand gereicht! — Herrlich und in Freuden, reich und vornehm, lebtest du nun irgendwo, vielleicht zu Aachen in des Kaisers Pfalz: und keine von den stolzen Frauen dort, nicht Herrn Karls wunderschöne Töchter selbst, wären schöner, herrlicher als du. Statt dessen sagtest du dem Vater, er könne dich wohl zwingen nach dem Recht, aber nicht in der That: und an dem Tage, da er dich Richwalt gebe, sprängst du in die Elbe. Und doch war Richwalt schön, — sehr schön! — jung, und dennoch schon ein sieggekrönter Held, edelgeartet und viel, ach! viel klüger und geistmächtiger und redegewaltiger als der arme Volkfried, der Herr von ein paar magern Hufen, der Ungeschickte, der nie sagen kann, wie er's meint. Den güterarmen, gedankenarmen, redearmen Volkfried wolltest du haben oder keinen, sagtest du. Aber was zitterst du so? Friert dich?" — „Ja, mich fröstelt. Es war bitter kalt heut Nacht! Aber es geht bald vorüber!" — „Und dein Vater — er hatte der Mutter versprochen in ihrer letzten Lebensstunde, er wolle dich nie wider Willen vermählen: sie kannte ihrer Tochter Herz! — er zwang dich nicht. Er wies den Grafensohn ab. Verzweiflungsvoll, ingrimmig schied der — dein Todfeind und der meine: — du weißt gar nicht, wie tödlich er mich haßt. — Er verließ seines Vaters reichen Besitz, er ging weit,

weit nach Süden: — er ist verschollen. Dein Vater aber wollte wenigstens dem armen Frei-Bauer sein Kind unerreichbar machen. Er verlangte für die Verlobung einen Muntschatz, der . . . —" — „Der ganz unerschwinglich war, für den armen Volkfried, so wähnte er. Und wirklich: Jahre vergingen, — viele Jahre — ich hoffte nicht mehr. Da kam er eines Tages, der arme Volkfried, gesprungen in strahlenden Freuden und trug in seinen beiden Händen seine Sturmhaube und schüttete mir aus derselben einen ganzen Regen von Goldstücken in den Schos und lachte laut — der stille, der ernsthafte, der gemessene Volkfried lachte ganz unbändig! — und rief: ‚das hat der Sorbenkönig nicht gedacht, den ich für Herrn Karl erschlug vor seinem Lederzelt, daß er all diesen Hort für schön Muthgard zusammengeraubt hat.' Und der Vater, —" sie lächelte bei der Erinnerung in all dem Weh der Gegenwart — „machte Augen — so groß! Aber sein Wort mußte er halten: so gab er mich dir. Doch so bitter verdroß es ihn, daß er sein Gut verkaufte und mit all dem Golde davon zog — auf Nimmerwiedersehn! Er soll's zu Metz einer Kirche vermacht haben."

„Auch den Vater hast du mir geopfert! Wie den glänzenden Grafensohn . . . —"

„Und thät's nochmal!"

„O wie dich's schauert!"

„Mich fröstelt noch ein wenig. — Ja, wenn ich alles voraus wüßte: unsere ganze Not — bis auf diese Stunde: ich thät's nochmal und würde doch dein Weib — mit dir zu leben, mit dir zu sterben, du Heißgeliebter!"

Und die verhaltne Frau warf beide Arme um seinen Hals und küßte ihn heiß auf den Mund.

Da, zum erstenmal, traten die Thränen in des

starken Mannes Augen; aber er zerdrückte sie, bevor sie rannen. Und es waren Thränen eines Schmerzes, der da selig macht. Und in der dunkeln kalten Höhle schien es warm und licht zu werden, so glücklich waren die beiden Gatten, ja glücklich im Angesicht des drohenden Todes.

Am andern Morgen war der Streit darüber erspart, ob die Frau die Wanderung antreten solle; sie konnte nicht aufstehen, so groß war ihre Schwäche.

Wochenlang hatte sie, wann nur irgend sie es unvermerkt vermocht, an ihrem Teile der Nahrung gespart und das Ersparte den andern, ohne daß sie es ahnten, zugesteckt; das Fieber rüttelte sie jetzt mit kaltem Schauer, während ihre Schläfen glühten; sie redete irr.

Volkfried hüllte sie in das Bärenfell; er schüttelte den Kopf: „Gott im Himmel, hilf! Oder mach' ein Ende. Aber rasch! Auch mit den Kindern." —

Da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter. „Vater," sagte Lindmuth, „nicht verzagen. Ich habe gestern Nacht — ich konnte nicht gleich schlafen — gehört, was ihr spracht: — nämlich das von der Wanderung zu den Friesen oder zu den Abodriten. Nun kann die arme Mutter nicht gehen. Ich will gehen. Und Volkbert. Jedes für sich allein. Ich habe ihm alles gesagt: wie wir verloren sind, alle vier, wenn keine Hilfe geholt wird. Er sieht es ein. Er will ganz wie ich. Kommt eines von uns . . . vielleicht . . . nicht zurück, dringt doch . . . vielleicht . . . das andere zu Menschen durch. Zu den Dänen gehen wir nicht. So bitten wir um Urlaub, zu gehen."

„Ich gehe zu den Friesen," rief Volkbert herantretend, „weil das der bösere Weg; Lindmuth geht zu den

Abodriten. Ich nehme die Streitaxt, die Schwester nimmt das Messer: — aber sieh nur, Lindmuth — sieh — den Vater — er sinkt um.“ — „Er ist eingeschlafen. — Oder — wieder! — unmächtig. Nun sind sie beide stumm. Vater! Liebe Mutter! Wacht auf! Sagt doch, daß wir gehen dürfen!“ Sie rüttelten beide an den Schultern, sie riefen laut in ihre Ohren —: aber die beiden Gatten blieben stumm, ihre Augen geschlossen. „Komm, Lindmuth,“ rief der Knabe. „Wir können nicht warten bis sie erwachen. Komm! Es eilt.“ „Warte nur noch, bis ich sie ganz zugedeckt habe, beide: die Mutter auch noch mit des Vaters Mantel. Und hierher — dicht neben beider Hände — die letzten Nüsse, daß sie leicht danach greifen mögen. — So! — Nun, lieber Himmelsherr, behüte du unsere armen Eltern!“

Sie folgte dem Bruder aus der Höhle.

Sowie sie heraustrat, flog ihr das Rotkehlchen auf die Schulter.

„Leb wohl, Schwester,“ sagte Volkbert und gab ihr die Hand. „Ob wir uns wohl wieder sehn? — Dort steht die Morgensonne — dort ist Osten: das ist dein Weg. Ich geh gerade aus — hinweg von dir — nach Westen, zu den Friesen. Knicke die Zweige an den Büschen, wie du schreitest, damit du dich mit helfenden Menschen zurückfindest zur Höhle: — die Fußspuren könnte frisch fallender Schnee bedecken.“

„Leb wohl, Bruder! Der wache Schutzengel schwebe über deinem Haupt!“

Der Knabe schwang die Streitaxt auf die Schulter und sprang davon, ohne umzusehen.

Lange blickte ihm die Kleine nach; dann bekreuzte sie Stirn und Brust und schritt mutig der steigenden Sonne entgegen.

Es war nicht kalt. Aber der Schnee begann in dichten, dichten Flocken zu fallen; sie achtete nicht darauf. Sie stapfte fort, ohne Weg, ohne Steg. Das Vöglein flog ihr neugierig nach von Busch zu Busch: wo immer es aufhüpfte mit dem leichten Gewicht, stäubte doch der Schnee auf und rieselte von jedem Ästlein. Und immer dichter, immer dichter, geräuschlos, — kein Lüftchen regte sich — immer dichter fiel der Schnee. — —

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Im Grenzwald, fern von der Höhle der Gatten, bewegte sich ein langer Zug von Männern, Rossen, Wagen, auf der alten, der einzigen fahrbaren Straße, die von den Abodriten quer durch Sachsenland gen Friesland führte.

Ein ganzer Troß von abodritischen Knechten zog voraus, mit dreieckigen Schlittenkarren und breiten Holzschaufeln, den Schnee, wo er zu weich war, den Tritt von Roß und Mann zu tragen, zur Seite zu schieben und zu schaufeln. Manche ihrer kleinen zottigen Gäule hatten hellklirrende Blechklappen in Mähne und Schweif gebunden: die Gefahr für den einzelnen, abzukommen von dem erst zu findenden Weg und den Genossen, war groß.

In weitem Abstand folgte eine Schar wohlgewaffneter Reiter: es waren Sachsen aus Ostfalenland; nur der graubärtige Befehlshaber der Krieger war ein Franke. Hinter ihnen wurden von gar gleichmäßig schreitenden Maultieren zwei reichgeschmückte Sänften getragen: leichte hölzerne Tragsessel, mit hoher hölzerner Rückwand, auf den drei andern Seiten verschließbar durch Ledervorhänge an zierlichen Gestellstangen; der Sitz war mit Polstern, der Boden hochauf mit Pelzen belegt.

Aber die beiden Sänften waren leer. Die beiden

Führer des Zuges, denen offenbar die Sänften dienen sollten, hatten es vorgezogen, bei dem Aufbruch nach dem letzten Nachtlager — in den Zelten des abodritischen Häuptlings an der Grenze — zu Pferde zu steigen: der helle Sonnenschein lud dazu ein, der Schneefall hatte am frühen Morgen noch nicht begonnen.

Der jüngere der beiden Anführer war ohne Zweifel der viel vornehmere. Er ritt daher zur Rechten; er trug bischöfliches Gewand und zog manchmal aus der reichgestickten Ledertasche, die er auf der Brust trug, ein Pergamentblatt, las darin andächtig und sagte das Gelesene halblaut betend her.

Sein viel älterer Begleiter, der ihm zur Linken ritt, war ein schlichter Kriegsmann; seine Waffen waren gut, aber ohne Schmuck; ein langer, schöner weißer Bart wallte bis auf den breiten Schwertgurt; sein mächtiger Hengst schien doch schwer zu tragen an dem wuchtigen Reiter, der den Bischof um mehr als Hauptes Länge überragte und sich, trotz seiner Jahre, stolz aufrecht hielt im Sattel; das Roß war silberweiß wie des greisen Reiters Bart; es schien auch schon sehr alt. Den rundlichen Kopf schmückte noch reichlich das schöne weiße Haar, stark und gerade war die Nase, die sehr großen Augen blitzten in ungeschwächter Klarheit und Schärfe.

Den Schluß des Zuges bildeten mehrere Wagen, jeder von vier, auch von sechs Rossen gezogen, mit Lebensmitteln und Reisevorrat jeder Art reichlich beladen, begleitet von einer zweiten Schar wohlbewaffneter Sachsen zu Pferd und zu Fuß.

Nach langem Schweigen steckte der Bischof mit einer ungeduldigen Bewegung das Pergament wieder in die Buchtasche und warf einen raschen Blick auf seinen Begleiter. „Ich kann nicht mehr beten — nicht immer beten,“ rief

er und sein dunkelgraues Auge loderte. „Ich muß so viel an Euch denken, Graf. An unser langes, langes Gespräch von gestern Nacht. Und . . . ja, eben an Euch. Es ist wunderbar. Ich, der Priester, habe Euch, dem Laien, gebeichtet. Ich staune über mich selbst; das heißt: in Wahrheit über Euch. Ich bin verschlossen, hart, wie der Felsen Petri, hat der heilige Vater, Leo selbst, einmal von mir gesagt. Keinem Menschen als etwa meinem Beichtiger, falls die Qual, die brennende Qual zu heiß ward, das rasende Verlangen als arge Sünde mein Gewissen allzuschwer belastete, habe ich's gesagt! — Ja, auch in der Beichte habe ich — Gott vergeb' es mir! — niemals so offen, so hingegeben mein Herz aufgedeckt wie Euch, Graf Francio, — dem Laien, dem Fremden. Erst vierzehn Tage kenn' ich Euch — seit der Herr Kaiser uns zusammen auf diese Fahrt geschickt hat — und gestern hab' ich Euch so tief in meine Seele, in meine Schmerzen, in meine Sündenschuld, blicken lassen, wie nur Gott bisher geschaut hat. Ihr habt eine Macht über mich —! Wie ich sie bisher keinem Sterblichen gegönnt hatte. — Gleich zuerst, als ich in Euer leuchtend Auge sah — Euch muß ich vertrauen, wie — wie —"

„Wie der Sohn dem Vater," sprach der Alte und schlug das lebhafte, himmelblaue Auge auf. „Oder der Enkel dem Ahn. Könnt' ich doch fast Euer Großvater sein, Herr Bischof. Denn Ihr seid sehr jung, fast allzu jung, — will es scheinen! — für Eure hohe, pflichtenschwere Würde. Groß müssen Eure Verdienste sein, daß der Herr König von Italien und der heilige Vater Euch in so frühen Jahren schon zum Bischof gemacht haben."

„Ja, es ging nicht ohne Widerstand ab. Der Herr Kaiser wollte lange nicht." „Der Alte mischt sich in alles," brummte der Graf leise in den Bart. Aber der

andere hatte es doch verstanden; er zog den Zügel an, das Roß hielt: „Hört, Graf, das ist das einzige, was mir an Euch mißhagt. Wiederholt habt Ihr in diesen Wochen von dem Herrn Kaiser gesprochen, wie man von ihm nicht sprechen soll." Der Graf trieb seinen Hengst, den er ebenfalls angehalten hatte, wieder an. „Hei, ich kenn' ihn eben besser als Ihr." — „Ein wunderbarer Mann ist dieser Kaiser. Kaum faßlich ist, wie solche Fülle von Gedanken, von Plänen, von Sorgen zugleich Raum finden mag in diesem Einen Haupt." — „Von Sorgen? — Ja, da sprecht Ihr wahr. Glaubt mir nur: — er wäre oft viel lieber der ärmste Freimann in seinem weiten Reich, als dieses Reiches Kaiser. Und gerade jetzt — —!" — „Hat er jetzt schwerere Zeit als sonst?" „Freilich. Das wächst, das wächst von Jahr zu Jahr. Denn immer weitere und weitere Kreise zieht die Macht des Reiches um ihn her. In jungen Jahren, — da hat es ihn gefreut: — denn in das Maßlose, in das Ungemessene strebt sein Geist nur allzusehr! — Wenn immer wieder von neuen Völkern und Fürsten Gesandte eintrafen in seiner Pfalz: — Bitten, Wünsche, Hilferufe, auch wohl Forderungen und Drohungen überbringend, — das schmeichelte seinem Stolz, beglückte seine Thatengier! Hei, nun hat er's! Hat nun die Folgen, der Alte! Nun kann er sich der Fülle kaum mehr erwehren. Geschieht ihm recht!" brummte der Graf und strich den langen Bart. „Er konnte ja nie genug Arbeit, Kampf und Ruhm haben. Aber jüngst — in der letzten Ratsversammlung — ward's ihm doch allzuviel." — „Was beschäftigte ihn denn?"

„Nun: nur Europa, Asia und Afrika! In Italia schlägt sich sein Sohn Pippin mit Benevent und mit dem falschen Dogen von Venedig. In Hispania ringen seine Markgrafen mit den Arabern zu Land. Araber zur See

— Raubschiffe — plagen die Christen auf den fernen Inseln: — der Alte rüstet Schiffe zu deren Schutz: die Franken fechten jetzt zur See bei Eilanden, deren Lage der Kaiser erst bei Freund Alkuin erlernen mußte! — er weiß kaum die Namen alle auswendig! — Im Osten wehrt sein Sohn Karl die Avaren ab. Hier, im Norden, drohen Dänen und Wilzen sich zu verbinden: — der König Göttrik schickt ihm freche Worte, wirklich allzufreche! In Asia aber ruft der Patriarch von Jerusalem seine Hilfe an zum Schutz des heiligen Grabes und der Pilger: — der Statthalter des befreundeten Kalifen Harun in Afrika erbittet Hilfe wider den Omaijaden von Cordoba, der ihn von Hispania her bedroht. — Und der neidische, eifersüchtige, von uralt eingerostetem Hochmut aufgeblähte Imperator zu Byzanz weigert ihm immer noch die Anerkennung als Kaiser. Das wurmt den Alten schwer!" — „Ich weiß es." — „So? — Woher?" — „Vom Papst und von König Pippin. Und ich habe — mit meiner schwachen Kraft — versucht, ihm dies Ziel erreichen zu helfen." „Ihr?" — Der Graf hielt das Pferd an und sah erstaunt auf den Bischof hernieder. „Was habt Ihr gethan?" — „Eine Staatsschrift ausgearbeitet, die Kaiser Nikephoros zeigen muß, wie sein eigener Vorteil nicht minder als das Recht und das Heil der ganzen Christenheit erheischen, daß er Herrn Karl als seinen kaiserlichen Bruder anerkenne." — „Und diese Schrift?" — „Haben der Papst und König Pippin nach Byzanz geschickt." „Hinter des Alten Rücken!" grollte der Graf und sein blaues Auge blitzte. — „Jawohl! Das Nein trifft dann nur mich, nicht ihn. Das Ja . . . —" „Hei," lachte Graf Francio bitter, „Ihr seid ein feiner Kopf, Herr Bischof, aber das setzt Ihr niemals durch! Niemals! Der Alte hat die Hoffnung aufgegeben. — All' diese Wolken ziehen sich zur Zeit drohend über seinem

Haupt zusammen. Ich mein', er hat Ursache zu seufzen: ,O, Herr Christus, du gabst mir ein recht mühereiches Amt!'" — „Alles, was Ihr da von Herrn Karl erzählt, erhöht nur meine Bewunderung für ihn." — „So? — Dann hab' ich's schlecht gemacht! Nicht meine Absicht!" — „Nein! Wahrlich nicht. Ihr seid nicht sein Schmeichler, sein herber Tadler seid Ihr. Aber gegen Euren Willen müßt Ihr für ihn zeugen. — Und so hatte der Geistgewaltige auch ganz recht — ich kenn' ihn gar nicht! Und mein heißester Wunsch — seit Jahren — ist es, einmal dem Herrlichen in das Auge zu schauen — recht hatte er, als er nicht ohne weiteres meinen Lobspendern glaubte. — Ihr wißt es jetzt, wie sehr recht! Kennte der heilige Vater mein Geheimnis, wie Ihr es kennt, — er hätte mich noch nicht zum Bischof vorgeschlagen. Ich sträubte mich auch dagegen." „Hei, das ist also üblich bei euch demutreichen Herren," schmunzelte der Alte mit einem gutmütigen, geistüberlegenen Lächeln, das ihm sehr schön ließ. — „Mir war es Ernst! Aber der Papst befahl, der König Pippin wünschte und . . . —" — „Der Alte zu Aachen gab zuletzt nach! — Wie gewöhnlich!" — „Ich glaube jedoch: ganz hat der Kaiser sein Mißtrauen gegen mich noch nicht überwunden." „So? Woraus schließt Ihr das? — Wie das schneit!" Er schüttelte die dichten Flocken von dem blauen Mantel ab, der ihm das Brustwams von Otter und Zobel bedeckte. — „Aus dieser Fahrt als Königsbote, die er mir aufgelegt hat. Ungewöhnlich ist es, einen Bischof aus dem italischen Reich als Sendboten im Frankenreich zu verwenden, vollends hier im fernsten Sachsenland." — „Vielleicht weiß er, daß Ihr aus diesen Gauen stammt." — „Unmöglich! Er hat mich nie gesprochen. Wie sollte er . . .?" — „Hei, es ist sonst nicht viel zu loben an dem Alten . . . ." — „Herr Graf!" —

„Aber eins ist wahr: ein Gedächtnis hat er für Namen und Menschen und Menschengeschicke, daß er oft selbst darüber staunt. König Pippin wird seinem Vater über Euch geschrieben haben." — „Ich glaube vielmehr: der kluge Herrscher hat in diesem Auftrag ein ganz unauffälliges Mittel gefunden, mich vor sein Angesicht zu ziehen." „So? Meint Ihr? — Ei, ei, wie das schneit!" Und er schüttelte den breiten etwas kurzen Nacken und das silberweiße Haar, das aus der schlichten fränkischen Sturmhaube auf den Mantel niederquoll.

„Er selbst verläßt ja den Palast zu Aachen nur noch selten." — „Gar nie mehr. Bequem ist er worden! Allzubequem!" — „Er also kommt nicht mehr über die Alpen zu mir nach Arezzo . . . —" „Schwerlich!" lachte der Graf. „Mich ausdrücklich an seinen Hof laden, um mich zu prüfen, das vermeidet er wohl." — „Warum?" — „Er will den heiligen Vater und seinen Sohn Pippin nicht durch solches Mißtrauen kränken." — „Ihr traut ihm zuviel Rücksicht zu. Er ist gar grob." — „Aber jeder Königsbote muß nach Vollführung seines Auftrags Herrn Karl Aug' in Auge Bericht erstatten: — also muß ich alsbald vor ihn treten."

„Ihr seid klug — wie ein rechter Bischof sein soll. Nun ja! Es mag was daran sein. — In der Pfalz zu Aachen ward soviel erzählt von Eurer scharfen Strenge! — Nicht umsonst heißt Ihr Acerbus." — „Ihr wißt jetzt, weshalb ich diesen Namen angenommen!" — „Zumal von Eurer unerbittlichen Schärfe, — wie gegen Euch selbst, so gegen alle Geistliche — bei jeder kleinsten Verfehlung des Fleisches. Das hat den Alten — vielleicht — mißtrauisch gemacht. Es ist wider Menschen Art, daß ein Mann in voller Jugendkraft — Ihr seid noch nicht vierzig! — gar nichts verspürt gegen alle Weiber." — „Ihr wißt ja

nun ....“ „Ja, ich weiß! Aber nicht der Alte! Und der —: der glaubt nicht leicht an so was. Wißt Ihr warum? Nein? So will ich's Euch sagen: weil er selber in diesen Dingen ein recht arger Sünder gewesen ist, seit ihm der erste Flaumbart sproßte, und geblieben, bis er im Silberbarte ging. Gott sei ihm gnädig,“ brummte der Graf und schlug ein Kreuz über seine breite Brust. — „Ihr sollt nicht so von ihm sprechen. Ihr dürft nicht.“ — „Ich darf.“ — „Weshalb?“ „Hei,“ schmunzelte der Graf, und ein lustiges Leuchten flog über das heitere Antlitz. „Weshalb? Schnurrige Frage! Weil ich in keiner Schlacht gefehlt habe, in die er ritt. Oft hab' ich ihn mit meinem Schild gedeckt wie mich selbst, manchen Sachsenspeer hab' ich ihm abgewehrt. Aber auch seine Liebschaften kenn' ich wie — kaum ein anderer. Ich hab' ihn nur allzulieb, bin oft allzuschwach gegen den Alten gewesen. Ich darf auf ihn schelten: es meint's doch kaum einer besser mit ihm. Zumal seit Markgraf Roland fiel bei Ronceval! Und Gerold, der greise Held von Bayerland! — Und sie — Frau Hildigard! — ihm starb.“ Ganz langsam, schwer und traurig sprach das der Graf zu Ende, der in scherzendem Tone begonnen hatte.

Erstaunt sah der Bischof zu ihm hoch empor. „Verzeiht mir eine Frage —!“ — „Die Frag' ist frei. Aber die Antwort auch!“

„Wie kommt es, wenn Ihr dem Kaiser so nahe steht . . .“

„Daß ich es nicht weiter gebracht habe?“ lachte der Alte aus vollem Halse. „Ja, ich gab mir alle Mühe. Aber es ging nicht höher hinauf! Kaiser von Byzanz wollte ich einmal werden. . . ! Die Wahrheit ist: der Alte kennt mich so genau wie ich ihn. Er kennt auch meine Fehler. — Nun also: er hat vielleicht Eure viel gepriesene Blindheit für alle Weibesschöne und die furchtbare Strenge,

mit der Ihr an andern bestraft jede Schwäche gegen die holden weißen Leiber, für eitel Heuchelei gehalten.“ — „Ihr wißt nun . . .“ — „Ja ich! Aber der Alte! Und so was kommt vor bei Euch frommen Herren. Gerade um die eigenen schweren Laster zu decken, wüten sie gegen die leichten Verfehlungen anderer. Kommt vor, kommt vor!“ „Ich aber! — Hab' ich doch an mir erfahren, wie Jahre und Jahrzehnte hindurch die Liebe — nicht nur das heiße Verlangen der Sinne! — auch den Priester des Herrn bei heiligstem Willen beherrschen kann, seine Tage, seine Nächte mit wachen Qualen füllen. — Wie? Wenn ich unerbittlich — ob ach vergeblich! — die edle Liebe mir aus dem Herzen reißen wollte und darüber schier dies Herz selbst mir ausriß, — ich sollte dulden, daß die meiner Obhut Befohlenen nicht einmal die elende Wallung des Blutes meistern könnten? Ich sollte der so heilig — ob auch so heiß! — Geliebten entsagen müssen und die andern sollten dem tierischen Triebe fröhnen? Wehe den Elenden!“ rief er nun laut und grimmig. „Diener des heiligen Geistes sollen sie sein: und sind Knechte des Fleisches.“

Der Graf sah ihn sinnend an aus seinen großen seelendurchdringenden Augen: „Ihr seid ein armer Mann! Und ein edler Geist. Aber Euer grausam Geschick hat Euch bitter gemacht im Gemüt! — Ja, ja! Die Liebe ist stark — wie Zauber,“ schloß er ernst. „Hat doch sogar der große Kaiser,“ bestätigte der Bischof, „solchen Zauber gespürt. Oder ist es nicht wahr, was die Sänger schon singen von ihm und von seiner schönen Königin Hildigard? Die soll er am meisten geliebt haben von seinen vielen Frauen und . . . —“ — „Freundinnen. — Es ist nicht wahr.“ — „Wie? Er hat nicht Hildigard am meisten geliebt?“ Der Graf beugte die Sturmhaube bis tief auf die Mähne des

Rosses, schüttelte den unablässig rieselnden Schnee ab und besserte am Zaumzeug. „Geliebt hat er nur Hildigardis," sprach er ohne aufzusehen. „Die andern —? Er ist schwach, und sein Blut war sehr heiß." — „Nun also! Man sagt, er habe sich wochen- und mondelang nicht trennen können von der schönen Toten. Heer und Reich habe er darüber versäumt. Er saß Tag und Nacht bei der holden, durch fremde Künste schön erhaltenen Leiche. Sie habe einen Zauberring an der rechten Hand getragen, der ihn an sie bannte." — „Sie brauchte dazu keines Zaubers." — „Bis ein frommer Bischof, Tilpin von Reims, ihn von dem Bann erlöste, indem er der Leiche den Ring vom Finger streifte und in den See bei Aachen warf. Ist das wahr?" — „Nein. — Hier ist der Ring. Ich zog ihn ihr vom weißen kalten Finger und sprach zu dem Herrn Kaiser: ‚Du gehörst deinem Volke, sie selber will es so.' Da hat er mir den Ring angesteckt. Ich trag' ihn zum Gedächtnis jener Stunde. Ich zeig' ihn Herrn Karl, wenn er sie vergessen will; sie — oder seine Pflichten." — „So würde er auch mich verstehen! Den Zauber, den *meine* Liebe, meine Trauer um die Verlorne mir aufzwingt! Ja, er würde mich verstehen!" — „Ich glaube, ja. Aber er würde doch strenge sagen: ‚mach's wie ich! Brich den Zauber. Du gehörst deiner Kirche — wie ich meinem Volke. Entsage!'" — „Ich thu's ja! Ich *muß* wohl! Aber ich gestehe es: mir graut vor der alten Heimat. Ich werde zwar — die Heiligen wollen's gnädig abwenden! — weder sie noch ihn wiedersehen." — „Wer weiß!" — „O nein! Wer weiß vielmehr, was aus ihnen geworden ist, wohin sie geraten sind! Viele zehntausende von Sachsen sind seither gefallen. Viele andere zehntausende hat mit Weib und Kind Herr Karl ausgehoben aus der Heimat, sie verstreut über alle seine weiten Lande. Aber schon wenn ich

die braune Heide wiedersehe, den Hof ihres Vaters und den Wald, in den ich den Verhaßten zum Zweikampf geladen auf Leben und Tod . . .": jetzt schossen Lohen in die bleichen Wangen des edeln, fein geschnittenen Angesichts und aus den sonst so gebändigten Augen sprühten heiße Blitze tödlichen Grimmes. Er strich sich wild das dunkelbraune Haar aus der Schläfe. Es zuckte um die ausdrucksvollen Lippen des ganz glatt geschornen Mundes.

„So?" fragte der Graf gedehnt, scharf hinüberblickend. „Das habt Ihr mir gestern Nacht nicht erzählt." — „Wozu? — Ja, nachdem mich der Vater endgültig abgewiesen, mir gesagt, daß sie des Bauernsohnes werden wolle oder keines Mannes — da lud ich, der Edling, ihn zum Todesgang nach altem Sachsenrecht! — Und er — der Elende! — schlug es aus!" — „Aus Feigheit?" — „Nein! Das darf sogar mein Haß nicht sagen. Er kannte keine Furcht: er zählte zu Herzog Widukinds Gefolgschaft." „Das genügt," sagte der Graf sehr ernst, mit dem gewaltigen Haupte nickend.

„Er kämpfte wie ein Held bei Detmold und am Hasefluß." — „So? — Dort? — Da hätten sie den Alten — fast — geschlagen. — Und erschlagen dazu. Aber Gott half!" — „Dort ward er gefangen." — „So? — Den Namen könnt Ihr mir jetzt auch wohl sagen." — „Volkfried." — „Der? — Ich kenn' ihn gut!" — „Woher?" „Je nun —" der Alte stockte und schmunzelte — „Ich stand eben auch dabei, als Herzog Widukind die Taufe nahm zu Attigny. — Da nahm sie auch Volkfried, den ich in der letzten Schlacht — recht nah! — gesehen bei dem Alten. Ein treuer Mann: — Gott und Herrn Karl getreu." „Ja nur zu sehr!" knirschte der Bischof. „Er antwortete mir auf meine Kampfforderung: „Herrn Karls Recht hat das verboten." — „Ihr wußtet das nicht?" „Wohl

wußte ich's. Aber" — der Bischof ballte die Faust wie um einen Schwertgriff und hob sie in die Luft — „alle Rechte Karls hätt' ich gebrochen, dem Mann das Haupt zu spalten, den sie liebte. Und heute noch! O daß ich sie Euch schildern könnte! Hinter einer ruhigen Stirn eine Welt von Liebe! Wie soll ich sie Euch malen? Sie ist ..... wie in der Peterskapelle — in Rom — der römische Gesang —! Wart Ihr jemals in Rom, Graf Francio, und hörtet den Gesang?" — „Ich war in Rom und hörte den Gesang." — „Wohlan! — An sie — an sie allein muß ich immer dabei denken." — „Sünder! — Weshalb?" — „Der wunderbare, der berauschende Zauberreiz ihrer — versteht Ihr griechisch?" — „Schlecht! — Aber ein wenig hab' ich bei Paul, dem Sohne des Warnefried, mitgelernt, als der des Kaisers Tochter unterwies."

„Ihrer Harmonia! — Das ist's! Die Harmonia! Wie bei jener vielhundertstimmigen Musik und dem Dazwischenklingen der Orgel aus Byzanz der Zauber seligen Wohlgefühls darauf beruht, daß jedes Kleinste, jeder leise Hauch der Stimmen gerade so, genau so und nicht ein Geringstes anders ist und alles völlig ineinander stimmt: — das Kleinste anders und der Zauber wäre hin! — so ist die Schöne dieser heiligen Frau. Alles an ihr, bis aufs allermindeste — wie ihr das Haar am Nacken angewachsen ist! — muß so sein, wie es ist. Sonst wäre die „Harmonia" nicht mehr. Und fehlte nur der kleine leise Zug am Ende ihrer Mundwinkel, wann sie zu lächeln beginnt — selten genug hab' ich sie lächeln gesehen! — aber sah ich das, ging strahlend mir der Himmel auf." Er hielt erschöpft inne, so leidenschaftlich hastig hatte er gesprochen.

„Ihr seid ein arger Sünder! Seid krank! Seid wahnsinnig! — Aber: — Ihr wißt, was Liebe ist."

„Und könnt' Ihr es fassen, daß solche Liebe Gegenliebe nicht erzwang?“ — „Solche Fragen sollte ein Bischof nicht fragen.“

„Ihr Mann! Nun ja! Er ist ein Mann, ein Held sogar. Ein Jahr älter als ich, nicht schöner als ich — — war. Ich bin gegen ihn . . . —“ — „Vor allem seid Ihr sehr eitel.“ — „Ein Adler gegen den Falken! Ein Blitzstrahl gegen das Herdfeuer.“ — „Sie zog das Herdfeuer vor. Mit Recht!“ — „Mich verschmäht sie — ihn erzwingt sie sich! Warum? Warum?“ „Für einen Adler und so gescheiten Bischof fragt Ihr herzlich dumm. Weil sie ihn liebt und Euch nicht. Schweigt! Sonst leidet meine wirklich gute Meinung von Eurem Verstand,“ rief er laut, fast unwillig. — „Armer Mann!“ flüsterte er leise in den weißen Bart. Aber der Bischof fuhr fort: „Wie meine Liebe, lodert noch mein Haß! Ich bring' ihn um, wenn ich ihn treffe, ihn, der all' mein Leben zu einer grausamen Qual gemacht hat. Ah, an ihrer Seite! Vater ihrer Söhne! Ein Graf, ein Herzog wär' ich geworden, keinem der Paladine weichend an des Kaisers Hof. Ein Mann vor allem! Jetzt bin ich ein — Priester! Ein Verstümmelter! Ein Knecht der Bücher!“

„Ein Diener des Herrn, des Heiligen, Allmächtigen, gegen den Karl und seine stolzen Paladine elendes Gewürm im Staube sind,“ rief der Graf mit dröhnender Stimme. „Schweigt, sag' ich Euch! Mir widerspricht man nicht! — Nämlich,“ fuhr er, nach einer Weile sich sammelnd, fort, „wenn man so jung ist im Vergleich mit mir. — Ich will Euch noch mehr sagen. Der Alte hat mir's selbst vertraut: ja, er will Euch kennen lernen zu Aachen: — Ihr ahntet richtig. Einmal, weil er Eurer maßlosen Strenge mißtraut. Dann aber —“ und hier ward die Stimme väterlich mild — „weil er erforschen will, wie es kam, daß ein

Mann Priester ward, der einer seiner allerbesten Helden zu werden verhieß ... —" — „Herr Graf!" — „Schweigt, wenn ich rede! Ich weiß es. Von wem? Vom Kaiser weiß ich es. Ihr habt in jungen Jahren gegen Dänen und Wilzen, gegen Sorben und Linonen so heldenhaft gefochten, ja als Feldherr kleine Scharen so meisterlich geführt, daß Euch der Alte ein Herzogtum schon zugedacht hatte: — da kam die Nachricht, Ihr seid ein Mönch geworden! Es verdroß ihn damals in seiner sündhaft weltlichen Sinnesart. Aber das kann ich Euch sagen: wenn er ernst nachdenkt, stellt er einen Bischof wie Ihr seid — trotz Eures Geheimnisses! — als einen Diener Sankt Peters hoch über jeden Herzog seines Reichs, der nur dem Kaiser dient. Das merkt Euch! Klagt nicht mehr, daß Ihr dem Himmel statt dem Hofe dient! Des gedenkt alle Zeit, Herr Richwalt von Arezzo! — Seht, hier gabelt sich unser Weg: — ich laß Euch die Hälfte der Krieger, der abodritischen Knechte, der Rosse und der Wagen. Ihr zieht gerad' aus: nach Nordwesten, in den Nord-Eidergau; in Heidhof sollt Ihr dort Lager halten, gebot der Alte. Ich biege ab gen Süden, in den Süd-Eidergau. In Welandsfleth — südlich von Esesfeld — treffen wir wieder zusammen: wer früher eintrifft, wartet des andern. — Ei, ei der Schneefall! Unablässig flutet das herab! Hügelhoch! Die Knechte können kaum die Straße frei schaufeln. Wir haben's gar nicht recht geachtet im Eifer des Gesprächs. Ihr solltet vom Sattel steigen und in der Sänfte Euch bergen." — „Thut Ihr's doch auch nicht, Graf!" — „Hei, ich! Mich hat der Himmelsherr auf Erden nicht in einen Kasten sperren wollen, aufs Roß hat er mich gesetzt. Da reit' ich denn für ihn, solang ich Sattel halten mag. Auf Wiedersehn, Herr Bischof! Die Liebe, die reine Liebe laßt in Gottes Namen in Eurem Herzen,

bringt Ihr sie nicht heraus. Aber den Haß, — den erstickt! Das bitt' ich mir streng aus — im Namen Gottes nämlich und des Kaisers. — Nun trabe, treuer Tenzendur, weiß wie dein Herr vor Alter," flüsterte er dem Roß ins Ohr. „Trabe durch den Sachsenschnee. Wir kennen ihn: — weiß und — rot!"

Zweites Kapitel.

Der Führer der abodritischen Knechte konnte in der nordelbingischen Mundart sich verständlich machen: er wiederholte die Mahnung an den Bischof, in der Sänfte Schutz zu suchen vor dem gewaltigen Schneegestöber: „Wir können nicht rasch genug für die Wagen die Bahn frei schaufeln. Seht nur, alles wird zugedeckt, die Tiefen wie die Höhen. Wenn Ihr, hochheiliger Herr Bischof, in der Sänfte eine Weile warten wolltet . . . —" Aber Acerbus gab dem Roß die Sporen: „Ich kann nicht ruhn! Ich reite voraus. Kommt nach!" Und scharf sprengte er voran. „Mein Blut tobt! Das Herz will mir springen! Diese Unterredung hat alles in mir aufgerührt, hat geweckt, was ja doch nicht tot, nur mit Mühe eingeschläfert war: Liebe und Trauer. — Und Groll? Nein, Haß, tödlichen Haß! Auch gegen sie. — Beten? — Ich kann nicht! Es hilft nicht. Reiten und rennen! Der sausende Wind wilden Rittes, — der wird mir gut thun! O ging es in die Schlacht —! Stünde er dort in Waffen vor dem Walde!" — — Und schneller, immer schneller ritt er, so rasch das schäumende Tier in dem fußhohen Schnee vorwärts kommen mochte. „Muthgard, Muthgard!" rief der

starke gequälte Mann in die schweigende Schneelandschaft hinaus. „O weißes blondes Weib, warum kann ich nicht los von dir?"

Da strauchelte das keuchende Roß und fiel vornüber, tief einbrechend durch die Schneekruste; flink war der Reiter aus dem Sattel und half dem Tiere empor; aber es blutete am linken Vorderfuß, die scharfe Eiskante unter der Schneehülle hatte eingeschnitten. Mit dem wilden Jagen war es vorbei. Er nahm das Pferd am Zügel und schritt langsam, langsam vorwärts.

Da brach die Sonne wieder durch das weißgraue Gewölk: das Schneetreiben ließ allmählich nach; freier ward der Ausblick. Acerbus machte Halt: er sah um sich her. „Alles weiß, alles ebenmäßig zugedeckt wie mit einem großen, weißen Bartuch: still, schweigend, kein Leben ringsum — kein Tierlaut seit vielen Stunden. — Horch! Was ist das? Da links — neben der Straße taucht etwas auf. Ein Vögelchen? Ja, ein ganz kleines. Dort — auf jenem kleinen sanftgewölbten Schneehügel! — Es fliegt auf —! Aber sieh, es fliegt immer wieder darauf zurück. Wieder! Pitz-Witz! Pitz-Witz! Armes Tierlein, du mußt ja hier verhungern. Wieder auf dem Schneehügel? Was ragt da — bräunlich — aus all dem Weiß? — Was liegt unter dem Schnee?"

Er ließ das Pferd stehen und sprang ein paar Schritte zur Seite, nicht ohne einzusinken bis über das Knie in den frischgefallenen, ganz weichen Schnee, den der leise, aber unablässig wehende Wind hier zusammengetrieben und hoch gehäuft hatte.

Nun flog das Vöglein weiter davon, aber gar nicht weit: auf einem Busch am Wege ließ es sich nieder: — der Schnee schüttete dicht zu Boden bei seinem leisen Aufsitzen: neugierig drehte es das Köpfchen zur Seite und

sah zu, was der Mann da schaffen werde. Acerbus aber kniete schon neben dem leicht gerundeten, länglichen Hügel: „Ein Stück Bärenfell. Ein Mantel! Ein Mensch hier verschüttet. Ein Weib. Hier das Herz: — es klopft noch. Hier der Kopf — sie regt sich! Gleich, gleich! Du bist gerettet!" Er hob die schlanke Gestalt empor, den Schnee mit beiden Händen von Mund und Hals hinwegschiebend. Er richtete die Wankende auf, er lehnte sie an seine Schulter, er strich die letzten Schneemassen von ihrem blonden Haar, — er sah ihr nun ins Antlitz, sie schlug die Augen auf. „Muthgard!" schrie er. „Du . . . !"

Er zitterte am ganzen Leibe, er sprang einen Schritt zurück von ihr.

Das Kind sah verwundert zu ihm empor: „Wo bin ich? Noch nicht im Himmel? Ich träumte so schön." — „Ist es deine Seele? Bist du gestorben und erscheinst mir hier, Muthgard?" — „So heißt meine Mutter." — „Deine Mutter? Wo . . .?" — „O helft ihr, lieber Herr. Ihr und dem Vater." — „Er! Wo steckt er?" Drohend sah er umher. „In einer Höhle. Rettet! Helft! Sonst sind wir alle verloren. Ich kann nicht mehr. Laßt mich wieder einschlafen — es war so . . süß." Und sie knickte zusammen.

Aber er faßte sie mit starken Armen, trug sie an das Pferd, hob die leichte Last auf den Sattel und schrie und winkte den Führern des Reiterzugs und der Wagen, die nun schon nahe sichtbar waren, rasch heranzueilen. Von weitem flog das Rotkehlchen nach. Bald saß die Kleine in der Sänfte. Der Bischof schritt neben ihr, reichte ihr wiederholt edeln Wein und weißes Brot, — sie gab manche Krume dem Vögelein, das auf ihrer Schulter saß — und ließ sich erzählen, immerfort erzählen. — Aber er maß sie dabei mit finstern Blicken: immer drohender ward seine

Miene. „Tot, sagst du?“ schrie er plötzlich wild. Das Kind erschrak. „Der Vicegraf blieb wirklich tot?“ — „Der Vater hat es selbst gesagt.“ Da trat er rasch von der Sänfte hinweg und befahl dem Führer der Reiter: „Nimm zwei deiner bestberittenen Leute und jaget voraus! Immer nach Westen! Auf der Straße nach Friesland! Bald werdet ihr einen Knaben einholen, etwas jünger als dies Mädchen, Volkbert heißt er. Greift ihn! Er darf nicht entweichen. Er ist eines Hochverräters Sohn. Der Vater hat den Vicegrafen des Kaisers erschlagen. Er hauset hier in der Nähe im Walde. Ich gehe, ihn zu fangen. Ihr kommt zu mir zurück. Ihr könnt uns nicht verfehlen. Ich werde Feuer anzünden lassen und lagern vor seinem Versteck. Und weithin sichtbar wird euch winken — sein Galgen.“

Wenige Stunden darauf stand der Bischof mit seinem Gefolge vor der Höhle im Ulmenhügel. Er winkte den Reitern: sie sollten den Knaben, den sie soeben gebunden eingebracht, — gar bald hatten die raschen Rosse den zu Fuß tapfer, aber mühsam durch den Schnee Stapfenden eingeholt — in ihrer Mitte behalten, seitab von der Höhle. Er befahl der ungeduldigen Kleinen in der Sänfte zu bleiben und schritt — allein — in den halbdunkeln Raum.

Da lagen die beiden Gatten, dicht aneinander geschmiegt, mit geschlossenen Augen. „Sie ist es! — Schöner — nur bleicher! — als je.“ Er bückte sich. „Wenn ich zu spät gekommen wäre! Wenn sie tot wäre! — Nein, sie atmet: — o, welche Lust! Nun gieb, o Gott, daß er nicht mehr atmet! Hörst du, ich bete darum! Du ersparst mir damit eine große Sünde! Mache du sie zur Witwe, Gott, — sonst . . . O, wehe mir: — er atmet auch.“

Hastig, leidenschaftlich, wie zornig, faßte er nun die Schulter der Frau und rüttelte sie. „Wach auf, Muthgard! Kennst du mich nicht mehr?“

Sie schlug die sanften Augen auf und starrte eine Weile auf seine Züge, die Erinnerung suchend. „Richwalt!“ sprach sie dann. „Ihr? — Gerettet! — Wach auf, Volkfried, Lieber! Wach auf.“ Auch dieser erwachte nun und sah wirr um sich. „Nun ist alles gut,“ rief sie ihm zu. „Hilfe, Menschen sind da. Aber unsere Kinder! Wo sind sie?“ — „Draußen. In meiner Hand: beide.“ — „Freue dich doch, Mann! Es ist ja Richwalt.“ — „Acerbus ist mein Name.“

„Nun sind wir gerettet! Meine Kinder!“ Sie richtete sich auf und wankte aus der Höhle. Volkfried warf einen Blick auf den Bischof, der ihr eilend folgte: „Richwalt? — Verloren sind wir! — O, wären wir doch nicht mehr aufgewacht!“

Drittes Kapitel.

In dem Turmgemach zu Esesfeld saßen in später Nachtstunde der Graf und der Abtvikar beisammen in flüsterndem Gespräch. Der Wein auf dem Tische blieb unberührt; Hardrad hatte einmal aus dem Erzkrug den Zinnbecher randvoll gefüllt, aber vergessen, ihn zum Munde zu führen; schon oft hatten sie den Kienspan in der eisernen Zwinge erneut, der ein rotes, unstetes Licht spärlich über die nackten Mauern warf. Der Graf sprang zuweilen auf und machte hastig die paar Schritte, die der enge Raum verstattete; ruhiger blieb Petrus, obwohl auch seine Züge sich finster umwölkten.

„Verdammt!“ knirschte Hardrad und zerrte mit der Hand an dem dichten roten Bart. „Verdammt Herr Karl und seine Spürhunde! Wer hätt's gedacht, daß sie die Nasen bis in diese fernste Mark stecken würden! Nie — seit er das Amt dieser Aushorcher eingerichtet hat — noch nie ist ein solcher Königsspäher bis hierher gedrungen! Darauf hab' ich gebaut! Und jetzt! — Gerade jetzt! Mitten im Winter! Sonst reisen sie im Sommer, im Frühherbst! Nur um ein paar Monde handelte sich's. Im Frühjahr hoffte ich das ganze Land, das ich mir allmählich abrundend zusammenerworben, zu verkaufen. Und dann fort mit dem Gold zu dem Dänenkönig! Dann, hinterdrein, mochte Herr Karl erfahren, wie ich zu all dem weiten Grundbesitz gelangt: — Göttrik liefert keinen aus, der zu ihm mit reichem Golde flüchtet. — Und nun führt ein übler Höllenwicht diesen Kaiserboten her!“ „Ja, es wird ein hübscher Chorus werden,“ meinte Petrus ruhig, „wenn alle die armen Sachsen, denen Ihr Hufen und Habe abgepreßt, die Stimmen wider Euch erheben.“ — „Und nicht leiser wird es tönen, wann all die Bauern gegen Euch klagen, denen Ihr statt eines Zehnten zwei Zehnten abgepreßt, wie Karl angeblich befohlen habe! Und wie Euch alle die Geistlichen, die sündigten gegen alle zehn Gebote, mit Geld zum Schweigen bewegen konnten!“

Der Priester zuckte nur die Achseln: „Kennt Ihr diesen Grafen Francio?“ — „Nein. Ich wollte, er läge tot im Walde.“ — „Würde nicht viel helfen. Oder doch nicht auf lange. Dann schickt der Tyrann einen andern. Nicht die Sendlinge sind, — der Sender ist alles Übels Wurzel. Die müßte ausgerissen werden, die!“

So giftig kam das heisere Wort heraus, daß Hardrad erstaunt seinen Schritt hemmte und dicht vor dem Priester stehen blieb. „Hört,“ sagte er, „Ihr tragt dem Kaiser

— schon lange merk' ich's — furchtbar tödlichen Haß. Warum? Was hat er Euch gethan?" „Ich bin Langobarde," antwortete Petrus zögernd. „Er hat meines Volkes Krone gestohlen."

„Ei," lachte der andere und ging wieder auf und nieder. „Man sagt aber, gerade Ihr habt dem königlichen Diebe die Leiter gehalten, die ihn über die Mauer von Pavia trug." „Ich rat' Euch sehr," erwiderte Petrus, die schwarzen Brauen zusammenziehend, „nur zu sagen, was Ihr beweisen könnt. Weder erstürmt noch verraten, ausgehungert ward Pavia." — „Mir kann's gleich sein. — Aber ich bewundere Eure Ruhe. Auch über Euch zieht sich ein Gewitter zusammen! Sobald der andere Kaiserbote eintrifft, der Bischof, der auch schon angekündigt ist. Ihr habt — weiß Gott! — auch nicht alle Pflichten erfüllt, die Kanones und Kapitularien Euch auflegen! Was werdet Ihr thun?" — „Ich werde ihn bestechen." — „Und wenn er unbestechlich ist?" „Dann werd' ich ihn vergiften," sagte Petrus ruhig und schenkte sich den andern Becher voll. „Unbestechlich ist er schwerlich, unsterblich ist er schwerlicher. — Und Euch," fuhr er fort, „wird gegen diesen Grafen Francio auch keine andere Wahl bleiben, — wollt Ihr nicht jetzt schon zu den Dänen fliehen."

„Mit leeren Händen? Nein." — „Seid nur ruhig! Gift und Flucht werden nicht nötig werden. Schon viele Königsboten sind mir vorgekommen, Bischöfe und Äbte, — Herzoge und Grafen: ganz unbestechlich fand ich selten einen. Die meisten reizt etwas. Gold! Oder Weiber! Oder Rosse! Jagdfalken oder Jagdhunde oder Schmeichelrede! Oder Jagdgründe! Seltene Codices! Ja, zuweilen auch Knochen von Heiligen . . ." — „Wenn man aber keine Heiligen hat?" — „Nimmt man andere Knochen! — Schade, daß der Graf, wie man hört, schon so alt ist.

Für einen jüngeren wäre Eure heiße Wendin guter Köder." — „Ach, die tolle Dirne! Die küßt keinen mehr! Ich glaube, die hat einen Dämon!" — „Was thut sie?"

„Alles! Nur nicht küssen! Redet mit sich selbst. Rauft ihr schwarzes Haar. Wandelt nachts mit halbgeschlossenen Augen über den Burghof. Kratzt und faucht, will man sie anrühren. Seufzt Nacht und Tag." — „Nach Fortunat?" — „Nein! Der ward ihrer nicht froh! Nach dem Ächter, dem Sachsen. — Wenn ich nur Zeit gewinnen könnte bis zum Frühjahr! — Freilich, wollt' ich mich entschließen, auf des Dänen Vorschlag einzugehen, dann! Aber ich bring' es doch nicht recht über das Herz." — „Das heißt: Ihr findet den Kaufpreis, den er Euch bot, noch zu gering?" — „Nein, Priester! Ich bin ein Mann, kein Pfaff. Meine Ahnen waren den Königen trotzende Helden, aber Helden, nicht Verräter. Meiner Ehrentreue hat Herr Karl diese Feste anvertraut, diese Markwehr gegen den Dänen: soll ich sie selbst dem Dänen öffnen?"

Petrus zuckte die Achseln: „Logisch sündigen habt Ihr nicht gelernt. In tausend Fällen Eurer Lieblingsbegierden bracht Ihr dem Tyrannen die Treue, jahrelang. Ihr habt seine Bauern geplagt — wider sein Recht! — bis aufs Blut! Nun hier, wo ... —" — „Wo es des Kriegers Ehre gilt, da — wird mir's schwer. Ihr solltet beten, Bischof, daß mir die Wahl erspart wird. — Still! Man kommt! Du, Wlasta? Was bringst du?" Die Wendin stand in dem Eingang des Gemaches, zwischen den Falten des dunkeln Vorhangs. Geisterhaft bleich schien ihr sonst bräunliches Antlitz, die großen schwarzen Augen sahen verstört: hinter ihr ward ein Schritt vernehmbar. „Wen bringst du?" wiederholte der Graf. „Seinen Bruder!" Ganz tonlos sagte sie's, glitt zur Seite und verschlang den Eintretenden mit den Blicken. „Wie ähnlich! Aber Er

war tausendmal, tausendmal schöner." — Sie seufzte und verschwand.

Volkhelm, in vollem Waffenschmuck, blieb hart an dem Eingang stehen; nur karg war sein Gruß für Abt und Graf; von seinen schönen, obwohl von Leidenschaften verstörten Zügen war jenes freudige, hitzige Leben gewichen, das sie in jener Opfernacht beseelt hatte; finster, traurig, aber hart, entschlossen, sah er auf die beiden Männer.

„Des Dänenkönigs Bote!" rief der Graf. „Was bringst du?" — „Nichts Gutes: für dich und für — andere. Nochmal reicht dir mein Herr die Hand. Schlag ein diesmal oder . . . —" Unwillig schüttelte der Graf den Kopf. „Oder du bist verloren. Wisse, Fidus . . . —" Da stand der Abtvikar langsam auf. „Fidus und Hülsung sind uns entrissen." „Durch wen?" riefen Petrus und Hardrad zugleich. „Durch einen der beiden Kaiserboten. Wir wissen nichts näheres; aber sie sind ihren Wächtern unterwegs mit Gewalt abgenommen und weilen bei den Franken; das ist gewiß." „Hülsung? — So bin ich verloren!" rief Hardrad. „Wenn Fidus alles angiebt, — dann . . ." murmelte der Abtvikar. „Weshalb sollten sie euer schonen?" fragte Volkhelm. „Drum also spricht zu euch beiden mein Herr: übergebt ihm diese Burg und er zahlt nicht nur das angebotene Gold: — er sorgt dafür, daß beide Königsboten euch nicht schaden." — „Aber wie?" — „Sie werden ermordet. — Der König ließ seine Gefolgen losen. Mich traf das Los." — Er stockte. Er griff an den Dolch. — „Es ward mir schwer. Aber ich kann nicht meinem zweiten König den Eid brechen wie . . dem ersten. Ich thu's."

Hardrad schritt nochmals hastig durch das Gemach. „Mir wäre freilich lieber das Blut — eines andern," überlegte Petrus zögernd.

Da tönten laute Schritte auf dem Steingang unten: alsbald schlug die Wendin den Vorhang auseinander: ein über und über mit Schnee und Reif bedeckter Bote trat ein, — man merkte, er war nach scharfem Ritt soeben vom Pferd gesprungen: „Steh' ich hier vor dem Abtvikar Petrus und dem Grafen Hardrad? — Wohlan: so lad' ich euch beide vor der Kaiserboten Gericht nach sieben Nächten zu Welandsfleth. Euch klagen Fidus der Mönch und Hülsung der Westfale. Ihr habt gehört! Ihr seid nach Recht geladen.“ Und wandte sich und schritt hinaus.

Hastig sprang der Graf auf Volkhelm zu und faßte ihn bei der Schulter. „Jetzt muß es sein! Es gilt! — Aber eile!“

Viertes Kapitel.

Welandsfleth war ein altes Sachsengehöft, ganz ähnlich in der Anlage dem Hofe der Volkinger, nur erheblich größer, stattlicher, umfangreicher, mit zahlreichen Nebengebäuden.

In dem Haupthause, dem Welandshof, war Graf Francio mit den Seinen eingekehrt. Nach Reichsrecht mußten alle Beamten des Kaisers gehaust, gehoft, gespeist und getränkt werden, der Sachse hatte die Fremden wirtlich aufgenommen. Aber schon wie er vom Pferde stieg, hatte ihm der Sendbote zugerufen: „Erschrick nicht über die vielen Gäste! Die meisten Esser schick' ich gleich fort; und in den Wagen dort bring' ich Speise und Trank die Fülle, auch für dich und die Deinen. Es soll nicht dein Schade werden, daß des Kaisers Boten bei dir gasten.“

Der eisgraue Sachse sprach: „Ich und mein Hof, wir

sind Herrn Karl zu eigen. Fünfmal hab' ich ihm den Eid gebrochen, Woden wieder geopfert und gegen Herrn Karl gekämpft: und fünfmal hat er mir verziehen." „Ja, er ist gut," sprach der fränkische Führer der sächsischen Krieger. „Schwach ist er," schalt Graf Francio, über die Schwelle des Hauses schreitend. „Früher," sprach, ihm folgend, der Welandbauer — Welanding hieß er — „hatte ich den einzigen Wunsch, Herrn Woden einmal im Leben zu schauen . . . . —" „Du!" drohte Francio, sich wendend. „Wie heißt es? Ich sage ab —" — „Schon recht, Herr! Aber nun! Seit Jahren hab' ich nur den Wunsch, Herrn Karl einmal zu schauen. — Ist es wahr, daß kein Mensch seinen Blick ertragen kann?" „Mit schlechtem Gewissen: — keiner!" sagte der fränkische Scharführer und folgte dem Grafen in die Halle.

Der hatte den Jägern befohlen, das an offenem Feuer gebratene Fleisch an den Jägerspießen hineinzutragen; er aß sehr stark, aber er trank nur dreimal von dem mitgeführten Wein. Der Bauer, den der Graf mit zu speisen geladen, und die aufwartenden Diener verließen nun die Halle.

„Trinkt nicht zu viel, Herr Seniskalk," warnte Francio lachend. „Ihr seid schon beim vierten Becher! — Daß Ihr uns nicht verratet im Rausch."

„Euch muß man warnen, Herr," erwiderte der andere, den kurzen, grauen Bart wischend, „nicht mich. Das ist nicht mehr Mut —: Tollkühnheit ist, was Ihr treibt." „Hei," lachte der Sendbote. „ohne ein Stücklein Tollkühnheit hätten wir's nicht so weit gebracht, die Ahnherrn und ich. Zudem," schloß er ernst, „ich steh' in Gottes Schutz. Er hat mich oft schon wunderbar behütet."

„Ihr sollt aber Gott nicht versuchen! Seit drei Wochen treibt Ihr nun dies Spiel! Nur ich, von allen Euren

Begleitern, weiß darum. Diese Sachsen: — keiner kannte Euch." — „Drum that mir keiner was zuleide!" — „Aber **wenn** Euch einer erkennt! Bedenkt! Dreißig Jahre lang habt Ihr blutigen Krieg gegen sie geführt." „Der Herr Christus hat's befohlen!" sagte der andere sehr ernst: „sonst hätt' ich's wahrlich nicht gethan." — „Viele Zehntausende haben — nach ihrem heidnischen Wahn — für erschlagene Gesippen die Pflicht der Blutrache gegen Euch." — „Der Herr Christus, — nicht ich! — hat dieses Blut zu verantworten vor seinem Herrn Vater. Er ist mir siebenmal im Traum erschienen und hat befohlen: Karl, gewinne mir und dir die hartgemuten Sachsen." — „Dazu — die Dänen! Ganz nahe — wir haben's ja selbst gesehen — streifen sie durch die Wälder hier. Wenn sie erführen! Wenn ein Angriff gegen Euch . . ! Ein schwaches Häuflein unverlässiger Sachsen! —" — „Nenne sie nicht so, Freund Audulf. Sie waren dem Teufel Woden treu: — beneidenswert treu! — sie sind's nun mir, der ich kein Teufel bin."

„Gut! Aber die Hälfte von ihnen laßt Ihr mit dem Bischof ziehen und die andere Hälfte verschickt Ihr von hier aus nach allen Seiten!" — „Alle Freien aller fünf Nachbargaue will ich versammelt sehen beim Sendbotending. Und nicht durch die Fronboten dieses Grafen kann ich sie laden lassen, — die übergingen wohl die gefährlichsten Ankläger! — nur durch meine Leute. Wir haben ja schon unterwegs erfahren, wie diese Gewaltherren zu Esesfeld umspringen mit dem Recht. Nun wartet!" Drohend hob er die starke Faust, Feuer blitzte jetzt aus den sonst so freundlich heitern, hellblauen Augen.

„Überall in meinem weiten Reiche zertreten die Großen die Kleinen, ja meine Amtleute selbst die armen Bauern, deren Recht sie schützen sollen. O großer Himmelsherr,

allzuschwer ist die Bürde, die du deinem Diener aufgelegt hast zu tragen. Zugleich in Benevent, in Schleswig, in Barcelona, in den Avarenringen, in Rom und in Jerusalem sollte ich sein. Wenn du mir nur ein klein wenig, nicht von deiner Allmacht und Allwissenheit, aber nur von deiner Allgegenwärtigkeit ein Stücklein verleihen wolltest.“ „Ihr seid nicht zaghaft im Wünschen,“ lachte der Seniskalk.

„Noch immer keine Boten von all den vielen Bränden, die ich löschen muß zugleich an allen Ecken des Reichs, ja der ganzen Christenschaft? Noch keine Nachricht? Kein Brief aus Byzanz?“ — „Nein, Herr! Es ist auch noch nicht möglich.“ — „Hei, hätten nur die Jungen die Eiferschnelle wie wir Alten, Audulf! Es wäre schon möglich! Aber sie sind mir alle zu langsam, alle.“ — „Und weil Ihr nicht allgegenwärtig sein könnt, reist Ihr nun in Verkleidung durch Eure Lande?“ — „Jawohl! Aber das ist nicht meine Klugheit! Entlehnte, abgelernte.“ — „Wem abgelernt?“ — „Hei, meinem Freunde drüben überm Meer, in Bagdad, der auch mehr ungetreue als getreue Diener hat!“ — „Von dem Kalifen?“

„Jawohl, von meinem edlen Freund Harun Alraschid. Was gäb' ich drum, ihn nur einmal von Angesicht zu schauen! Ein herrlicher Held! Heiliger Christ, den muß ich dir noch zur Taufe bringen, eh' ich sterbe! — Nun, seine letzten Gesandten . . . —“ — „Die Euch das Tier Elephas gebracht?“ — „Jawohl! Die haben mir von ihm erzählt, wie er wunderbarerweise darauf geführt wurde, in Verkleidung durch seine Städte und Lande zu ziehen und so die Wahrheit zu erkunden. — Wieder einmal hatte er erfahren müssen, wie seine Herzoge und Grafen — Veziere und Walis heißen die heidnischen und taugen, scheint es, ebensowenig wie die getauften! — ihn

belügen und betrügen, die Not des Volkes vor ihm verbergen, sich bestechen lassen, die Schwachen bedrücken. Da warf er sich vor dem Einschlafen nieder in seinem Kämmerlein und betete um Rat und Abhilfe zu Gott." — „Zu welchem?" „Natürlich zu dem Seinen." Der Erzähler stockte und besann sich. „Aber der Unsrige hat ihn gehört." — „Wie wißt Ihr das?" — „Weil was Gutes dabei herauskam. — Denn im Traum vernahm er eine Stimme, die sprach zu ihm: ‚Wenn du mit vier Elefanten, o thörichter Harun, in goldner Sänfte und mit tausend Sklaven durch die Lande ziehst, schaust du nur, was man dem Kalifen zeigen will. Der Bettler, der Fischer, der Kaufherr, der Pilger sieht die Wahrheit.' Und am folgenden Tag zog Harun als Bettler, am zweiten als Fischer, am dritten als Kaufherr, am vierten als Pilger durch die Gassen von Bagdad oder auf die Landstraßen oder auf den Schiffen der Ströme. Und nun sah er die Wahrheit: und fast jeden Abend hing ein andrer Kadi — das ist so ein Gaurichter! — oder ein Wali — das ist dort ein Herzog! — an einem sehr hohen Galgen." — „Das ist gut." — „Ja, sehr! Aber noch besser ist: ein großer Schreck fuhr unter die ungetreuen Amtleute alle. Denn keiner wußte ja, ob nicht der Kalif in dem Bettler oder Fischer oder Kaufherrn oder Pilger stecke, der sich an ihn wandte. Und während sie früher solche Leute hatten prügeln lassen gleich beim Empfang, sind sie nun gar höflich und dienstfertig geworden gegen alle Leute und fragen jeden zerlumpten Bettler· ‚was wünschest du, mein Täubchen? Was kann ich dir Gutes anthun, mein Lamm? Worüber klagt mein Liebling?' — Und das ist sehr drollig! Nicht? Ha, ha!" Der Erzähler lachte recht von Herzen. „Und siehst du, nun mach' ich's Freund Harun nach." ‚Aber die Grafen hier zu Land haben's

noch nicht gemerkt," meinte der Seniskalk. „Sie sind noch recht grob mit den Leuten." — „Ich fange auch eben erst an! Warte nur! Wenn erst Graf Hardrad hängt auf der höchsten Turmzinne zu Esesfeld: — dann gieb acht, wie seine Amtsgenossen in der Nachbarschaft leutselig werden." — „Und ganz allein geht Euer kühner Freund auf solche Wanderschaft?" „Nein, meist gesellt er sich seinen getreuen Vezier! — wie ich mir dich geselle, Audulf. — In deinem Schoße liegt mein Haupt so sicher wie einst" — er seufzte tief — „auf Rolands Knieen. — Drum hab' ich seine Bretonenmark dir anvertraut: dem Treuesten sollte der Treueste folgen." Der Alte schwieg; sein Blick umflorte sich. „Dank, Herr, heißen Dank," sprach der graubärtige Seniskalk, seine Rechte fassend und zum Munde führend. „Aber denkt nicht — es macht Euch stets noch traurig — nicht so oft . . an" . . — „An Roland? Und an Ronceval? Ach, bis ans Grab werd' ich dran denken. — Manchmal, zur Nacht, ist mir, ich hör' sein Horn — wie ich es damals gehört, weit über Berg und Thal, wie es, so sehr — so sehr nach Hilfe rief! Ich hatt' es gehört. Der Engel Gottes wohl trug den Schall mir zu. Auf sprang ich vom Wachtfeuer, zu Hilfe wollt ich eilen, — zurück nach Ronceval. Nie verzeih' ich's den Höflingen, die da sagten, die da bewiesen, es sei unmöglich, das Horn so weit zu hören." „Es war unmöglich," sagte Audulf fest. — „Aber ich hab's doch gehört! Was ist Gott dem Herrn unmöglich? — Ich aber zweifelte an Gottes Allmacht und glaubte den klugen Menschen und legte mich wieder auf meinen Mantel: und unterdes verblutete Held Roland an seinen Wunden! Und als wir am andern Morgen — von dem einzigen Geretteten eingeholt — doch umkehrten nach Ronceval, — da lag er tot auf seinem Schild, der treue Held, und neben ihm — zer-

sprungen — lag sein Horn! — Und nun hör' ich's so oft . . des Nachts . . so oft!" — — —

Er versank in trauriges Brüten. Da schlug ihm der Seniskalk, hoch sich reckend, auf die Schulter: „Auf, auf! Nicht diesem einen Toten: — Ihr gehört dem Reich der Franken, Herr." Der Alte gab ihm die Hand: „Dank, du hast recht." „Ihr könnt aber nicht," fuhr Audulf fort, „in Verlarvung Euer ganzes Reich durchwandern von Huesca bis Heinburg, von Esesfeld bis Capua. Eure Königsboten, — die machen Euch in Wahrheit allgegenwärtig. Das ist die herrlichste Einrichtung, die Eure Weisheit ersonnen." — „Nicht meine Weisheit! Oder doch nicht ersonnen! Nur herüber genommen, nur geschöpft aus dem göttlichen Born, drin alle Weisheit beschlossen ist: aus der Kirche. Wie Papst oder Erzbischof fremde Priester in die Sprengel schicken, die ständigen Priester zu prüfen und Klagen wider sie aus der Gemeinde anzuhören, so hab' ich das auf die weltlichen Dinge übertragen. Gott dem Herrn allein, dem heiligen Geist, der seine Kirche lehrt, gebührt die Ehre auch für das Gute, was in meinem Kaiserbotenamt steckt. Aber —" und hier furchte sich die gewaltige Stirn — „eben weil es Gottes Weizen ist, gerade darum säet auch Satan sein Unkraut dazwischen. Wenn die Königsboten selbst mich betrügen, bestechlich durch Gold oder Begierde des sündigen Fleisches! Noch viel höher als den Grafen Hardrad häng' ich den Bischof Acerbus, wenn . . ."

Er sprang auf; furchtbar loderte das blaue Auge des alten Mannes in jugendlichem Feuer. Wie ein heiliger Zorn kam es über das majestätische Antlitz. Er ging, mächtig ausschreitend, einmal durch die Halle. Dann blieb er plötzlich stehen und pochte mit der geballten Faust dreimal langsam auf die breite Brust. — „Gemach! — Hin-

unter mit dir, Heißzorn! — Denk' an Verden! Denk' an die Aller! Denk' an die fünftehalbtausend Sachsen! — Sobald sie tot lagen, — wie hat es dich gebrannt! Hinunter, Heißzorn! — Lies mir seinen Bericht nochmal. Vielleicht ist er getäuscht. Vielleicht schreibt er in gutem Glauben. Man glaubt so leicht, was man zu glauben wünscht!"

„Gewiß, Herr. Der Mann hat mir so gut gefallen: grundgescheit, gelehrt sogar, stets wach, rascher Gedanken reich, stets arbeitdurstig, ein wahrer Feuereifer der Pflicht . . . —" — „Ja, ja. Ich hab' ihn lieb gewonnen, ins Herz hab' ich ihn geschlossen. Große Dinge hatte ich mit ihm vor! Er hat mir sein Innerstes gezeigt — und es hat ihm nicht geschadet: gehoben hat es ihn bei mir. Aber gerade, weil ich sein Geheimstes kenne, muß ich fürchten . . . . . Doch lies. Nicht alles! Nur das von dem Waldgänger!"

Der Seniskalk nahm von einem mit Urkunden bedeckten Tisch ein bereits entsiegeltes Pergament auf und las: „Endlich melde ich noch, daß ich durch eine wunderbare Fügung Gottes jenen Sachsen Volkfried gefangen habe, von dem und dessen Weib Muthgard ich Euch, Graf Francio, erzählt. Der Mann ist geständig, den Vicegrafen Fortunatus getötet und von der That hinweg die Flucht in den Wald ergriffen zu haben. Dies widerlegt vollständig seine Behauptung der Notwehr. Nach zweifellosem Sachsenrecht muß, wer in Notwehr tot schlug, bei der Leiche bleiben oder sofort sich dem nächsten Richter stellen: wer von der Leiche flüchtet, flüchtet von der Einrede der Notwehr. Ich erblicke die Hand Gottes darin, daß gerade mir zufiel die Hinrichtung des Mannes, um den ich, wie ich Euch erzählt, soviel gelitten. Seiner Witwe und seiner beiden Waisen,

die auch in meine Hand fielen, werd' ich mich annehmen nach besten Kräften."

„Ja," schloß der Seniskalk, „mit der Notwehr steht das ganz genau so, wie der Bischof schreibt. Der Sachse mußte bleiben, mußte sich dem Richter stellen." — „Aber du hast doch so gut gehört wie ich, daß dieser Richter, Graf Hardrad, mit Gewalt, nicht mit Recht, in des Sachsen Hof dringen wollte. Der Mann war ja verloren, wenn er blieb. Und um jenes bloßen Buchstabens des Rechtes willen spricht der Kaiserbote ihm die Notwehr ab? Das ist elende Heuchelei!" — „Ihr vergeßt: der Bischof ist ja nicht unterrichtet von dem Vorgang wie wir. Nur der Flüchtling, dessen Weib und Kinder, kein glaubhafter Zeuge sprach bei dem Bischof gegen den Grafen." — „Du aber weißt nicht .... was ich weiß von dieses allzu jungen Bischofs geheimen Wünschen. — Wenn er den Sachsen schon getötet hat!" — „Fast scheint es so," sprach Audulf, in den Brief blickend. „Er redet von der Hinrichtung, von seiner Witwe ... —"

„Dann wehe ihm! — Zeugen, sagst du? — Gut! Wo sind Hülsung, der Westfale und Fidus?"

„Hülsung ist noch nicht zurück. Ihr habt ihn ja selbst ausgesandt als einen der Aufbieter." — „Und Fidus?" — „Der Mönch erbat sich, gleich nachdem er befreit war, Urlaub auf kurze Frist. Er versprach, bald wieder zu uns zu stoßen. Seht, da wankt er in den Hof. Wie verstört! Hierher, Fidus! Hier ist der Herr Graf."

Fünftes Kapitel.

Bleich und traurig trat der Alte in die Halle, Thränen standen in den müden Augen, er eilte auf den Sendboten zu und warf sich ihm zu Füßen.

„O Herr, bestraft mich, wie Ihr wollt! Ich konnte nicht anders. Ich mußte es thun. Gott vergebe mir!“ „Steh auf, Mönch,“ erwiderte der Graf und half gütevoll dem Zitternden sich aufrichten. „Ich kenne dich lange. Du kannst so gar Schlimmes nicht verbrochen haben.“ — „O doch, Herr, doch! Ich habe die Treue gebrochen.“ — „Mir? Das glaub' ich nicht.“ — „Nicht Euch: — aber Gott dem Herrn. Oder dem Herrn Papst, was dasselbe ist. Und ach! zum zweitenmal schon.“ — „Rede!“ — „Ihr wißt — oder Herr Audulf wenigstens! — dem hab' ich's gesagt — wie es mir ergangen, wie der Abtvikar mich unter die Heiden geschickt.“

„Jawohl,“ sprach der Graf grimmig, „in den sicheren Tod. Er wird vor dem andern Königsboten, dem Bischof, dafür Rede stehen. Nur durch ein Wunder wardst du gerettet. Aber du hast nur Audulf, nicht mir berichtet, wie es kam, daß wir euch in jenem Wald trafen. Erzähle.“ — „Zwei Wunder hat der Herr an mir gethan! Und zweimal hab' ich ihm das Gelübde gebrochen! — Denn, nachdem der grimme König das erste Mal mein geschont . . . —“ — „Das war in der That ein Wunder, nachdem du, treu bis zum Tod, deinem Auftrag gemäß, auf seinen Götzen mit dem Speere gezielt.“ — „Und doch drohte mir und Hülsung das zweite Mal der Tod noch viel näher, unter grausen Qualen. Der Däne zog gen Mittag in aller Eile und aller Stille: nur zur Nacht ritten sie, tags über hielten sie sich in den Wäldern versteckt;

uns führten sie, auf Ein Roß gebunden, mit, wir wußten nicht, wohin. Endlich merkten wir, daß wir uns — aber nicht auf den offenen Straßen — Eresburg näherten. Eines Morgens sahen wir vom Waldrand aus die Feste vor uns liegen; sie war fast ganz in Nebel gehüllt, nur der Turm ragte empor aus dem wogenden Dunst, der die Dänen gewiß den Wächtern völlig verbarg. Da ließ der König uns beide losbinden, vor sich bringen und sprach von seinem schnaubenden Hengst zu uns herab: ‚Ich weiß, ihr habt monatelang gelebt in jener Burg dort, die ich haben muß und hielte euer Herr Christ Mariensohn selbst die Thorwache drin.‘" „Der freche Lästrer!" unterbrach der Graf. „‚Belagere ich sie, rufen mir ihre Feuerzeichen von allen Seiten die Frankengrafen auf den Hals. Durch raschen Überfall muß ich sie gewinnen. Nun saget mir genau alles an: wie tief und wie breit der Graben, wie hoch der Wall, wie dick das Hauptthor, ob nicht ein heimlich Pförtlein irgendwo? Erweisen sich in der genommenen Burg eure Worte als wahr, so sollt ihr reich beschenkt entlassen sein. Saget ihr aber die Unwahrheit, so sollt ihr sterben, fürchterlich gepeinigt.‘ Da trat Hülsung vor, sah dem König fest in das drohende Gesicht und sprach: ‚Weder Wahres noch Falsches über die Feste, — gar nichts wirst du von mir erfahren. Denn ich habe Herrn Karl Treue geschworen. Und wird das nie geschehen, daß ich die breche.‘ Und obwohl ich mich ein wenig fürchtete vor den zornigen Augen des Heiden, trat ich doch nun auch vor und sprach: ‚Ich bin — leider! — kein Kriegsmann, wie dieser Westfale da. Aber auch ich halte Herrn Karl die Treue. Ach, besser dem Kaiser als dem Herrn Christus hab' ich sie stets gehalten.‘

Da schlug mich der Herr König mit dem Speerschaft, den er in der Hand trug. Aber das war nur der An-

fang des Schlagens. Denn er winkte seinen Gefolgen und die schlugen auf uns los, ganz unbarmherzig, und dazwischen durch fragte der Grimme immer wieder, ob wir nun reden wollten? Aber wir schwiegen. Und die Knechte wurden allmählich müde. Da gebot der König, uns liegen zu lassen, wo wir lagen. Tags darauf aber sollten sie uns seitwärts in den Dänenwald führen, dorthin, wo aus Felsen ein Altar des Odhin geschichtet ist: — das ist aber derselbe Unhold, den die Sachsen Woden nennen . . . —"

„Ich kenn' ihn schon!" sprach der Graf und nickte drohend mit dem gewaltigen Haupte. „Dort sollten wir beide dem Götzen als Opfer geschlachtet werden. Denn uns zum Verrat zu bringen, das hatte der Däne aufgegeben. Aber auch den Überfall der Burg gab er auf, — schickte vielmehr wieder geheime Boten an den Grafen."

„So, so!" Und der Graf nickte Audulf zu.

„Die sahen wir noch abreiten. Dann wurden wir wieder auf Ein Pferd gebunden und von vier Knechten des Königs fortgeführt, Tag und Nacht und noch einen Tag. Da sahen wir in der Ferne, mitten im Walde rote Seile von Baum zu Baum gespannt. Mir graute davor: — ich wußte nicht, warum? Aber mir graute: Das merkte wohl einer der Knechte, der ein weicheres Herz hatte. Oder auch, er hoffte vielleicht, nun sei ich mürbe und leichter zum Reden zu schrecken. Er trat dicht an mich heran, wies mit dem Speer auf jene Seile und sprach: ‚Siehst du dort die heiligen Hag-Bande? Vom Blute der Opfer werden sie gerötet. Noch kannst du mit dem Leben davonkommen. Bist du, zum Opfer geweiht, einmal hinter jene Blutbande getreten, darf auch König Göttrik selbst nicht mehr dich retten durch sein Gnadenwort, auch wenn du alles uns sagst über die Feste. Und grausam sind die Messer der grauhaarigen Priesterin!'"

„Wartet nur, ihr Menschenschlächter," unterbrach mit lautem Zorn der Graf. „Ich werde euch lehren! Euch und euren blutigen Höllengott Woden! Bald kommt mein Heer, mein Sohn Karl! Dann wehe diesem Dänen!" „Graf Francio," mahnte Audulf, „Ihr thut ja, als wäret Ihr der Herr Kaiser selbst." Der Alte lachte. „Der treue Mönch verrät mich nicht." — „Aber Ihr schreit, daß Euch die Leute im Hofe draußen hören." „Nun graute mir noch ärger," fuhr Fidus fort, „ich leugn' es nicht. Aber ich schüttelte nur den Kopf. Da wurden unsre Begleiter plötzlich unruhig: sie spähten scharf nach Osten: auch ich vernahm nun in der Ferne das Klirren von Waffen, hörte ein Roß wiehern und Hülsung hob sich in den Bügeln: ‚Das sind fränkische Helme,' rief er. ‚Zu Hilfe, zu Hilfe!' Und obwohl von den Dänen mit dem Tode bedroht, falls wir nicht schwiegen, schrien wir doch so laut wir nur konnten um Hilfe. Und bald sprengtest du heran, auf deinem mir wohl bekannten alten Weißroß, großmächtiger . . . —"

„Graf!" fiel der Alte ein. „Und die Dänen flohen. Und wir banden euch los. Aber nun? Du hast dich ja — ganz wie der Westfale — dem Kaiser in Treue bewährt? — Wie hast du sie denn Gott gebrochen?" — „Ach, gleich darauf. Ich fragte Eure Krieger, ob sie nicht vielleicht durch die Eiderfurt am Volkingerhof vorbeigekommen seien und von den guten Leuten dort wüßten? Sie sagten: nein; sie seien weiter mittagwärts durch die Südfurt über den Fluß gekommen und hätten seit vielen Tagen keinen Menschen getroffen als gestern . . . —" „Nun?" — „Ein Häuflein Nonnen trafen sie aus Utrecht, die mitten im Winter zur Ablösung von anderen Religiosen nach Dünevik reisten: — diese tapferen Mägde Christi, — sie hielten Rast dort an der Furt. Das sagten mir Eure Leute. Und

als einer von ihnen mich von Euch beim Namen genannt hörte, sagte er: ‚Seltsam! Fidus heißt Ihr?‘ ‚Ja,‘ sagte ich. ‚Und in der Welt hieß ich Waltger.‘ Da staunte der Mann noch mehr und rief: ‚Dann seid Ihr's, den sie immer rief.‘ ‚Wer?‘ fragte ich. Mir schlug das Herz schon so heftig, seit ich von den Nonnen von Utrecht gehört! Denn Ihr wißt ja: Herr Audulf, — weshalb mir der Abtvikar jene Buße auferlegte?“ „Ich weiß es,“ grollte der Seniskalk, „du solltest keine Nacht mehr unter einem Dache schlafen, bis du — allein — ein Heidengötzenbild bei einem Heidenfest zertrümmert hättest! Das ist Mord.“ „Und wird auch so geahndet werden!“ drohte der Graf. „Weiter!“ — „‚Wer?‘ fragte ich also mit leisem Schauer von Furcht und Freude. ‚Eine der Nonnen,‘ fuhr der Mann fort. ‚Sie lag im Fieber, wohl im Sterben. Und unaufhörlich rief sie, auf der Tragbahre ausgestreckt: — ‚Waltger!‘ und dann wieder: ‚Fidus! Fidus‘ und dann wieder ‚Waltger! Komm! Komm zu mir! Wo immer du auch weilest: wenn du noch lebst, komm zu mir! Nur einmal noch muß ich dich sehen! Ich kann nicht sterben, bis ich dich gesehen. Und ....‘“ Da stockte der Mönch und brach in Thränen aus. „Armer Mensch,“ sagte der Graf und strich ihm, tief sich beugend, mit der Hand über den grauen Kopf. „Und da riß es mich fort, mit zwingender Gewalt, zu ihr, zu meinem Weibe! Ich erhielt Urlaub vom Herrn Seniskalk und ein gutes Pferd und fort ritt ich, so rasch das Roß laufen konnte, durch die Wälder, ohne Weg, über den tiefen Schnee, über das spiegelglatte Eis, Tag und Nacht, ohne Unterlaß. Und ich fand das Rastlager der Nonnen. Und sprang vom Gaul und lief mitten unter die Frauen — die Knechte konnten mich nicht aufhalten! — und sah eine Tragbahre auf der Erde und darauf die ausgestreckte

Gestalt, die wimmerte nur noch leise. Und ich schlug die Kapuze zurück von ihrer Stirn. Und es **war** das Antlitz, das liebe, liebe, das immer noch so schöne Gesicht meiner armen Hercha! Nur gar so bleich, so durchsichtig bleich war es geworden! Und ich kniete neben sie in den Schnee, rief sie bei Namen und umschlang ihre beiden Schultern mit meinen Armen. Sie schlug die schönen, großen, goldenen Augen auf: ‚Siehst du, mein Waltger,‘ — sagte sie und ein wunderselig Lächeln flog um ihren Mund. — ‚Ich wußte es wohl, daß du noch kommen mußtest. Nun ist alles gut. Leb' wohl. Aber nur auf kurze Zeit. Nun sind wir bald im Himmel: — dann ewig beisammen —. Gott wird uns nicht scheiden, wie uns der Bischof schied. O wie selig wird mir!‘ Und sie lächelte heiter, ihr Auge leuchtete noch einmal auf: dann schloß sie es — und war tot. Ich aber küßte ihr die kalte Stirn und die lieben Augen und die magern, magern Hände, ja und auch den roten Mund. Und die guten Nonnen ließen mich gewähren: denn sie sahen wohl, wie alles war. Und weinten. Und ich schaufelte ihr ein Grab dort, unter einer Eiche, und legte sie hinein mit diesen zitternden, müden Händen und schnitzte ein Kreuz und steckte es darauf. Dann stieg ich wieder in den Sattel und eilte spornstreichs her, alles zu gestehen und meine Strafe abzubüßen. Denn ach, es ist ja wahr! Gebrochen — zum zweitenmal gebrochen hab' ich mein Gelübde. Ja, und ich muß alles sagen: nicht nur Mitleid trieb mich, ach nein, Liebe, die alte, tiefe, heiße Liebe. Und als ich ihr den süßen, den schönen Mund küßte, ich greiser Mann, da durchdrang mein altes Herz eine wonnige Seligkeit wie eines Bräutigams Herz. Nun thut mit mir wie ihr wollt. Nur das Eine verlangt nicht, Herr, daß ich's bereuen soll. Ich **kann** es nicht bereuen. Ich thät's nochmal.“

Und er sank nieder zu den Füßen des hohen Mannes und umschlang seine Kniee und heißer und reichlicher flossen ihm die Thränen. Auch des Seniskalks Augen wurden feucht; der andere aber sprach, die Hand auf des Knieenden Schulter legend: „Steh' auf; ich vergebe dir: du wardst ungetreu — aus Treue." „Dank, Dank, o Herr!" rief der Mönch sich aufrichtend. „Nun will ich gern auf mich nehmen was der Abtvikar mir an Buße aufbürden wird." — „Nichts da von diesem falschen Petrus! Der wird bald selbst gerichtet — von Bischof Acerbus. Du aber reitest — mit Hülsung — eben steigt er dort vom Pferde — sofort nach Heidhof im Nordergau zu diesem Kaiserboten. Der Sachse Volkfried darf nicht sterben." — „Volkfried? Um Gott — was ist mit ihm?" — „Geduld. Bald mehr von ihm. Jetzt sag' ich dir nur — damit du weißt, wie sehr du eilen mußt! — der Sachse ist in seines bittersten Hassers, seines Todfeinds Händen." — „Nicht doch, Herr! Sein Todfeind heißt — ganz anders." — „Richwalt heißt er, des Grafen Richulf Sohn." „Herr," rief der Mönch in höchstem Staunen — „so ist es wahr? Daß dich der heilige Geist manchmal allwissend macht?" — „O nein. Aber vieles weiß ich, was keiner weiß in diesem Reich der Franken. Acerbus ist Richwalt." — „Und sein Gefangener ist Volkfried? Er ist des Todes!" — „Er darf nicht sterben! Darum eile. Hülsung und du, ihr eidet als Zeugen alles, was ihr von des Grafen Hardrad, von des Vicegrafen Fortunatus Freveln wißt: und von des Sachsen Unschuld." — „Und . . . und meine Buße?"

„Legt dir der Bischof Acerbus auf. Dem aber sagst du: ‚mich schickt Graf Francio zu dir und frägt dich: welche Buße verdient ein Priester, der sein eigenes Eheweib — nicht eines anderen Eheweib! — nicht vergessen kann, sondern geliebt hat treu bis in den Tod?'"

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

In allen diesen Tagen meldeten sich bei dem Königsboten, folgend dessen Aufforderungen, gar viele Sachsen der Umgegend, die schwere Klagen wider den Grafen zu Esesfeld, den Abtvikar, den Fronboten anmeldeten.

Mit steigendem Grimm nahm der Alte die schlichten, treuherzig vorgebrachten Reden entgegen und ließ sich von dem Seniskalk die Namen und die Hauptstücke der Beschwerden aufzeichnen; er selbst schrieb auch manchmal, aber meist warf er dann bald den Schreibgriffel ungeduldig zur Seite. „Es will nicht mehr! Wohl hab' ich nachts Täfelchen und Stift unter dem Kopfkissen und in wachen Stunden üb' ich die schwere Hand. Allein die Buchstaben sehen aus wie derbe Schwerthiebe! Hab' allzuviel den Schwertgriff, allzuwenig die Rohrfeder geführt. Mein Herr Vater — Gott mach' ihn recht selig in seinem Himmel! — hätte doch eifriger dafür sorgen sollen. Aber der nahm mich gleich in den Vaskonenkrieg mit, statt mich schreiben lehren zu lassen.“ „Ihr mögt wohl besser ins Lager gepaßt haben mit Eurem Heißzorn und Ungestüm als in die Klosterschule zu Saint Denis,“ lachte der Seniskalk. „Und es ist doch wohl besser so fürs Reich der Franken. Übrigens, Ihr sorgt ja jetzt so eifrig an den

„Kaiser Karl!" schrie der und taumelte zurück, wie vom Blitzstrahl geblendet: er brach ins Knie, beide geöffnete Hände wie zur Abwehr ausstreckend. (Seite 163)

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

In allen diesen Tagen meldeten sich bei dem Königsboten, folgend dessen Aufforderungen, gar viele Sachsen der Umgegend, die schwere Klagen wider den Grafen zu Esesfeld, den Abtvikar, den Fronboten anmeldeten.

Mit steigendem Grimm nahm der Alte die schlichten, treuherzig vorgebrachten Reden entgegen und ließ sich von dem Seniskalk die Namen und die Hauptstücke der Beschwerden aufzeichnen; er selbst schrieb auch manchmal, aber meist warf er dann bald den Schreibgriffel ungeduldig zur Seite. „Es will nicht mehr! Wohl hab' ich nachts Täfelchen und Stift unter dem Kopfkissen und in wachen Stunden üb' ich die schwere Hand. Allein die Buchstaben sehen aus wie derbe Schwerthiebe! Hab' allzuviel den Schwertgriff, allzuwenig die Rohrfeder geführt. Mein Herr Vater — Gott mach' ihn recht selig in seinem Himmel! — hätte doch eifriger dafür sorgen sollen. Aber der nahm mich gleich in den Vaskonenkrieg mit, statt mich schreiben lehren zu lassen." „Ihr mögt wohl besser ins Lager gepaßt haben mit Eurem Heißzorn und Ungestüm als in die Klosterschule zu Saint Denis," lachte der Seniskalk. „Und es ist doch wohl besser so fürs Reich der Franken. Übrigens, Ihr sorgt ja jetzt so eifrig an den

„Kaiser Karl!" schrie der und taumelte zurück, wie vom Blitzstrahl geblendet: er brach ins Knie, beide geöffnete Hände wie zur Abwehr ausstreckend. (Seite 163)

andern für Lesen und Schreiben, daß alle Buben zwischen acht und achtzehn Jahren vom Ebro bis zur Drave auf Euch schelten. Das ist das einzige, was sie an Euch auszusetzen haben."

Oft kam es vor, daß die durch den Druck des Grafen Eingeschüchterten den Kaiserboten baten, ihre Namen dem Grafen gar nicht zu nennen, so sehr fürchteten sie ihn: „Denn, oh Herr — Ihr kommt und gehet wieder: aber der böse Graf, der bleibt. Und furchtbar wird er sich an denen rächen, die wider ihn geklagt." Aber der Alte schüttelte das silberweiße Haupt. „Der wird euch nicht mehr lange schaden, mein' ich. Wenn der Kaiser erfährt, wie der Bösewicht gehaust, wird er ihn absetzen. Und wird wieder einmal recht bitter, bitter beklagen, daß er den Menschen, denen er seine Getreuen anvertraut, nicht in das Herz schauen kann."

Häufig begehrten — aus gleicher Besorgnis — die Beschwerdeführer, den Königsboten allein sprechen zu dürfen, oder in Gegenwart nur des Seniskalk. So geschah es auch heute.

Es war schon ziemlich dunkel; feuchte, schwere Nebel stiegen aus dem nahen Wald. Ein junger Sachse, schlank gewachsen, hoch, kam an den Hof geritten, sprang ab und warf den Zügel locker über einen Pfahl des Zaunes. —

Die Krieger bewunderten das schöne Roß edelster Zucht: „Es ist dänischer Schlag," sagte der alte Welanding, der mit einer Kienfackel hinzutrat; „aber auch bei den Dänen trifft man selten so treffliche Renner. Trägt es keine Hausmarke? Ja doch," und er leuchtete mit dem Kienbrand näher: „hier, von der Mähne verhüllt. Es ist die Rune Giba, G. Wie mag der Eigner heißen?"

Aber der Reiter war, den Speer über der Schulter, schon in den Hausflur getreten; hier stieß er auf den Seniskalk. „Ich muß den Kaiserboten sprechen, sogleich."

— „Geht nur da hinein, in der Halle da drinnen sitzt er, am Tisch." — „Allein muß ich ihn sprechen."

„Auch du — ein Mann wie eine junge Tanne! — fürchtest dich vor diesem Grafen? Nun, er ist allein. Ich gehe mit dir, ich bin sein Schreiber." — „Allein, sagt' ich." Der Seniskalk warf einen prüfenden Blick auf den Jüngling. „Lehne deinen Speer hier an die Wand. — So! Und gieb mir — du trägst ihn doch wohl, wie ihr Sachsen alle, unter dem Mantel — deinen Skramasachs."

Willig gehorchte der Fremde; er gab ihm selbst den Speer in die rechte Hand, schlug den Mantel zurück, löste das Kurzschwert aus dem Wehrgehänge und gab es ihm in die linke. Nun öffnete ihm Audulf die Hallenthür und der Fremde trat ein; der Seniskalk blieb in dem Gange nahe der offenen Hausthüre stehen.

In der Halle an einem mächtigen Tische saß der Sendbote nahe dem lodernden Herdfeuer. Dies verbreitete viel mehr Licht als die kleine Silberlampe, die auf dem Tische stand; aber das Feuer gab unsteten Schein, meist schwach fortglimmend, nur selten einmal hell aufflackernd. Der Alte hatte den Eintretenden nicht beachtet. Er saß über den Tisch gebeugt, das mächtige Haupt auf die linke Hand gestützt, während die Rechte dicht vor die Augen eine breite Pergamenturkunde hielt, die das Antlitz völlig verdeckte; der lange, schöne, silberweiße Bart floß nieder auf den Tisch.

Der Fremde blieb an der Thüre stehen, richtete zuerst das Auge auf den Mann und warf dann einen raschen Blick über den halbdunkeln Raum. Er suchte etwas; endlich bemerkte er die mannshohe Fensterluke, die, fast bis auf den Boden reichend, durch einen Holzladen von innen geschlossen war. Nun trat er schnell ein paar Schritte näher, auf die linke Seite des Alten: der ward erst jetzt

des Eingetretenen gewahr; ohne von der Urkunde aufzublicken, sagte er: „Was giebt's, Audulf?" Noch einen Schritt näher, um die Ecke des Tisches herum, trat der Fremde, die geballte Faust im Brustlatz; seitwärs knisterte das Herdfeuer; er bog den Kopf vor, um hinter der Urkunde das Gesicht des ruhig Lesenden zu sehen: da loderte die Flamme prasselnd hoch auf, hell beleuchtend Antlitz und Gestalt des Alten, der sich nun, aufblickend, voll dem Jüngling zuwandte.

„Kaiser Karl!" schrie der und taumelte zurück, wie vom Blitzstrahl geblendet: er brach ins Knie: beide geöffnete Hände wie zur Abwehr ausstreckend: da klirrte etwas auf den Boden. Der Kaiser erhob sich ruhig, zu seiner vollen Größe sich aufrichtend.

Im selben Augenblick war der Fremde aufgesprungen und, den Fensterladen aufstoßend, in das Dunkel hinaus verschwunden. Gleich darauf stand er im Hof neben seinem Roß, riß den Zügel von dem Zaunpfahl, schwang sich in den Sattel und schoß wie ein Pfeil davon in den Nebel, in die Nacht — in den Wald. Nur die paar Krieger, die in der Nähe des Hofthores standen, hatten ihn wie einen Schatten vom Hause her auftauchen und verschwinden gesehen.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen ritten Graf Hardrad und der Abtvikar mit wenigen Reisigen von Burg Esesfeld auf der großen Straße, die nach Süden führte. Jener mahnte den Gefährten, schärfer auszutraben. „Mich verzehrt die Ungeduld," rief er, „die Sorge. Wie mag es ausgefallen

sein? Der Sachse könnte schon zurück sein, mein' ich, wär er entkommen. Er ritt ein herrlich Tier aus König Göttriks Roßgarten. Es litt mich nicht mehr in der Burg." „Da seht!" erwiderte der Abtvikar. „Dort sprengt ein Reiter heran —: nie sah ich solch ein Jagen." — „Er ist's! Er ist's! Es ist gelungen!" Und den Begleitern winkend, zu halten, ritten Graf und Priester in Hast vorwärts. „Aber Volkhelm! Bei allen Heiligen! Wie siehst du aus!" Das keuchende Tier war mit weißem Schaum bespritzt. Der Reiter hatte in dem rasenden Ritt die Sturmhaube verloren, seinen Mantel hatten die Buschzweige zerrissen, wild und wirr flatterte sein langes Gelock, er war bleich, sein Blick starr vor Entsetzen.

„Hast du den Teufel von Angesicht gesehen?" — „Nein! Aber Kaiser Karl!" — „Du bist toll geworden!" — „Du rasest." — „Nein! Ich hab' ihn gesehen, wie ich euch hier sehe, mit diesen Augen." — „Wann?" — „Gestern Abend." — „Wo?" — „Zu Welandsfleth. Er ist der Königsbote, den sie Graf Francio nennen." „Unmöglich!" rief der Graf. Aber der Abt ward aschfahl. „Es ist recht gut möglich. Er liebt solches Umherziehen unter falschem Namen." — „Du hast dich geirrt!" — „Ich sag' euch: Nein! Ich habe den Kaiser früher gesehen — nur einmal. Aber wer vergißt dies Antlitz — dies Auge! Mir war, als er mich ansah, zwei blaue Strahlen schossen daraus blendend hervor in meine Augen. Ich mußte sie schließen. Ich stürzte aufs Knie." „Feigling!" schrie Petrus außer sich. „Du fandest ihn — du konntest ihn treffen — und du thatst es nicht?" Ganz entsetzt erwiderte der Sachse: „Wie? Den Kaiser Karl ermorden? Wissentlich — den Kaiser Karl? O du verruchter Priester! Schon seine Boten töten — es ward mir schwer! — Aber ich mußte doch dem Dänen die Treue halten, die

ich dem Franken gebrochen. Jedoch den Kaiser Karl ermorden? Das kann kein Mensch auf Erden! Die Giftnatter, mein' ich, die auf der Erde kreucht, das scheußliche Getier des Teufels —: es bebte zurück vor diesem Antlitz! — Ich wollte euch warnen, aber nur, weil mein Weg hier vorbeiführt." — „Dein Weg? Wohin? Du mußt den andern Königsboten treffen!" „Der ist doch nicht abermals der Kaiser", meinte der Abt. „Ich hebe nie wieder zum Morde die Hand." Und er spornte das Roß. „Wohin willst du?" — „Du kannst fragen? Zu König Göttrik, meinem Herrn! Ihm melden die ungeheure Nachricht: Kaiser Karl steht an seines Reiches Thor. Der Däne ist verloren!" Und er schoß davon, gen Norden, sonder Abschied. —

„Wir sind verloren," sagte Graf Hardrad dumpf, dem in der Ferne Dahinsausenden nachblickend. „Wir oder er," sprach der Priester kalt. — „Was? Ihr wolltet —?" — „Ich will nicht. Ich muß. Ja, und ich will auch! Mit heißen Freuden will ich! Die Sendlinge treffen: es gefiel mir wenig: — es lohnte nicht! Nur weil es galt, Zeit gewinnen um jeden Preis. Aber ihn selbst — den Tyrannen — das lohnt! Das thu' ich meinem Herzen zur Wonne. Hab' ich doch nichts mehr seit Jahrzehnten als diesen Haß, der, ungesättigt, hungerte. Nun freu' dich, Haß, jetzt wirst du endlich satt. Ha, der Stolze, der Undankbare! Der auf meine Ehre trat wie auf einen Wurm! Nein, Sachse: die Natter beißt, wenn sie getreten wird! Auch einen Kaiser!" — „Was hat er Euch gethan? Sagt's endlich! Man flüstert: zu Pavia ..." — „Ich war Priester in dem belagerten Pavia. Viele Monde lag er vor der Stadt, durch Hunger wollte er sie bezwingen. Aber die Langobarden hielten standhaft aus. Da riß ihm die Geduld. Er ordnete sein Heer zum Sturm: viele tausend

Franken wären dabei gefallen. Er wußte nicht, daß wir an diesem Tag das letzte Pferd geschlachtet, das letzte Mehl verteilt hatten. Ich schrieb ihm das heimlich und bedang mir zum Lohn ein Bistum aus. Er hieß die zum Sturm schon aufgestellten Scharen auseinandergehen. Am Tage drauf fiel Pavia ohne Schwertschlag. Er zog ein im Triumph, mit unversehrtem Heer. Er ließ mich in die Königsburg laden. Da stand er inmitten seiner Paladine. Sowie ich gemeldet ward, drehte er mir — oh ich zahl's ihm endlich heim! — den Rücken und sprach laut vor all den Seinen und vor all den gefangenen Herzogen der Langobarden: ‚Hinaus mit dem Schurken! Ein solcher Treuverräter soll König Karls Angesicht nicht schauen. Den Tod hat er verdient an seinem König Desiderius. Sein Verrat hat zwar vieler Franken tapferes Blut erspart. So mag er sein elend Leben behalten. Und auch die Priesterwürde ist ja unaustilgbar. Aber ich will ihn niemals sehen. Hinaus mit ihm!‘ Ich stürzte nieder im Gefühl unertragbarer Schmach. Aber die ärgste Schmach, die sollte nun erst kommen. Wie ich da lag auf meinem Angesicht, — da gingen die gefangenen Langobarden, die Herzoge, die Grafen, die Gastalden an mir vorbei und jeder — jeder — jeder gab mir einen Fußtritt. Und er, der Tyrann, er stand dabei und ließ es geschehn. O einen Dolchstoß ihm für jeden Tritt! Seither hat er mich von Bischof zu Bischof, von Kloster zu Kloster umhergeschickt, stets auf die schlimmsten Strafposten in allen seinen Reichen. Jetzt führt ihn sein böser Engel hierher — ohne seine erzgepanzerten Paladine, — ohne Heer — fast allein. Jetzt soll er fallen durch des Zertretenen Rache.“ — „Den Kaiser morden? Es ist doch arg.“ — „So geht hin und stellt Euch vor ihm! Um zehnfach leichtere Thaten als Ihr — als wir beide! — gethan — hat er schon Hunderte gehängt! Geht hin, bringt ihm

Euren Hals, ein Sohn der alten Thüring-Herzoge! Ei, wie Ihr da zuckt! Ein Fürst wolltet Ihr sein, wie Eure Ahnen waren, Fehde führen, Kriege, wie ein König im kleinen: und am dürren Baume wird er Euch baumeln lassen, der Tyrann, den letzten Sproß der stolzen, götterentstammten Hermanfriede, wie er den letzten Agilolfingen ins Kloster gesteckt hat. Nicht war, das freut Euch wenig? Ihr habt keine Wahl —: er oder wir! Also er! Was ist's denn so Großes! Hat doch sein eigner Sohn — jener Bastard — nach des Vaters Leben getrachtet!" — „Aber wie wollt Ihr —?" — „Das laßt meine Sorge sein. Wegen der beiden Sendboden hab' ich meine Gedanken nicht bemüht. Aber Kaiser Karl töten, — das ist der Mühe wert. Ich hab' auch schon meinen Plan. Doch zähl' ich im Notfall auf Euren starken Arm!" — „Getrost! Ich ward noch nie im Schwerterkampf besiegt und meine Hiebe hat noch kein Mann abgewehrt." — „Wohlan denn! Wenn nicht wirklich eine Legion von Engeln niederschwebt, ihn zu schützen, so soll er nicht entrinnen. Folgt mir! Zurück in die Burg!"

Drittes Kapitel.

Auf der Heide bei Sliesthorp, heute Schleswig, wogte, klirrte, blitzte und glänzte reich bewegtes kriegerisches Leben. König Göttrik hatte dorthin die Aufgebote der nächst gelegenen Bauernschaften einberufen.

In der Ferne, in der Schleibucht, sah man die blutroten Wimpel an den hohen Masten seiner stolzen Drachenschiffe flattern. Seine Gefolgschaft, eine nur kleine, aber trefflich berittene, trefflich gewaffnete Schar flog hinter

ihm über die fast schneefreie Heide. Zu vielen Tausenden waren die freien jütischen und dänischen Bauern eingetroffen, mit Speer und Schild, mit dem Eibenbogen und dem armslangen, des Ziels nie fehlenden, schwanfederbeflügelten Pfeil.

Der größte Teil der Bauern war gelagert in dem Weiler Revik, südlich der Feste Sliesthorp. Diese Scharen hatte der König noch nicht gemustert: sie stammten aus dem äußersten Norden seines Reiches; diese Jüten galten für besonders kriegerisch, aber auch für besonders trotzig und freiheitsstolz.

Bevor er dorthin, auch sie zu mustern, aufbrach, versammelte der König vor den Thoren von Sliesthorp nochmal alle seine Jarle, seine Gefolgschaft, „die Königsknaben", und die dort zusammengeströmten Krieger, auch seine beiden Neffen, Hemming und Hankwin, die für Freunde der Franken galten. Sie hatten vor Jahren den großen Kaiser zu Aachen in seinem Palast aufgesucht: und mit der größten Ehrfurcht vor seinem erhabenen Wesen, mit offen erklärter Scheu vor seiner unüberwindlichen Waffenmacht waren sie zurückgekehrt; oft und oft hatten sie sich bemüht, den Oheim zu Frieden und Freundschaft mit dem gewaltigen Karl zu bereden; aber der Nordmann schüttelte dann die roten Königslocken, schalt sie furchtsam und schlug ans Schwert mit dem schwergoldnen, dem drachenköpfigen Griff.

Jetzt trabte er freudig dahin auf herrlichem Rotroß inmitten seiner Jarle und Gefolgen: der graue Geier auf seinem leuchtenden Stahlhelm schien, wie lebend, die Flügel zu sträuben. Hell glitzerte die Mittagssonne vom wolkenfreien Winterhimmel auf seiner funkelnden Brünne, auf dem kleinen, mit glänzenden Steinen und vergoldeten Buckeln besetzten Rundschild.

Hinter ihm hielt sein Bannerwart die Fahne, den

goldnen gestickten Geier auf rotem schmalen Feld, das in zwei lange schmale Wimpel auslief.

„Wie nun, ihr zagen Neffen?“ rief er, wohlig im Sattel sich wiegend. „Ihr habt, als ihr von meinem Gelübde beim Ernteopfer vernahmt, mich flehend gebeten, den Göttern Buße zu leisten für die — Nichterfüllung, aber, so wahr mir Land und Leben lieb sei — ihn nicht zu reizen, diesen schrecklichen Karl, dem kein Mann — so sagt ihr — in die gewaltigen Kaiseraugen sehen kann, wann er zürnt. Ihr meintet, die Dänen würden mir gar nicht folgen zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen beiden Reichen? Aber siehe: der Heerpfeil flog durch meine Gaue, meine Königsknaben schlugen an den Schild in jedem Heidehof von Sliesthorp bis ans Skagenhorn: und alle Heerleute kamen. Selbst die stolzen Jüten, die harten Bauern der Nordmannshage, — unbotmäßig im Frieden sind sie: doch Rot-Königs Heerruf sind sie gefolgt. Morgen brechen wir auf! Ja, morgen! Mitten im Winter, da es die Weichlinge des Südens nicht für möglich halten, fallen wir ihnen in das Land. Herr Karl ist alt geworden. Alte Männer frösteln. Er sitzt daheim zu Aachen im Warmbad und schwitzt, oder im goldnen Saal und friert. Wir wollen ihm einheizen! Seinen morschen Kaiserstuhl werfen wir in sein Hallenfeuer. Morgen reit' ich aus! Und ich wende nicht dies edle Roß, bis es über die verkohlten Firstbalken des Aachener Kaiserhauses getrabt. Euch aber, Hemming und Hankwin, bring' ich von der Reise je ein Andenken mit: Hemming Herrn Karls Kopf und Hankwin seine Krone.“

Mit diesen Worten winkte er lachend dem Bannerwart. Dieser und die Königsknaben, die Gefolgschaft, etwa zweihundert, auf herrlichen Rossen, folgten ihm. Sausend, rasselnd, blitzend, sprengte er über die Heide. Seine roten

Königslocken flogen, dem Südwind entgegen, aus dem hohen Geierhelm.

Die Königsschau der kriegerischen Bauern aus den Nordgauen befriedigte vollauf Heerkönigs Herz. Zwar erstaunte ihn der finstere, trotzige, fast drohende Ausdruck auf sehr vielen Gesichtern: — kein freudiger Zuruf begrüßte ihn. Aber die Heerleute waren mit guten Waffen erschienen und so vollzählig wie noch gar nie. Er staunte über diese Pflichttreue: es waren mehr Speere und Bogen als je, wohl über viertausend.

„Ha, ha," lachte er übermütig seinen roten Bart streichend. „Zwang hilft! Sie haben gelernt, die trotzigen Odalbauern: Königswille ward Recht in Dänenland."

Er hatte die Musterung nördlich und südlich des Weilers Revik auf freiem Felde vollendet. Nun ritt er von Süden her an der Spitze seiner Gefolgen wieder zurück, nach Sliesthorp zu, durch die einzige, lange schmale Straße, aus welcher das kleine Dorf bestand.

Als er in die Mitte desselben gelangt war, sah er das Nordende der engen Gasse gefüllt, verstopft durch eine dichte Schar von Speermännern: sie standen hier Helm gedrängt an Helm. Er trabte vergnügt die Gasse entlang. Jetzt sollte wohl der bisher vermißte Königsgruß erschallen. Aber alles blieb stumm. —

Er ritt nun grad auf die Leute an. Sie rührten sich nicht. „Platz da! Gebt Raum für euren Herrn, ihr Bauernlümmel," schrie der Bannerwart dicht hinter ihm sich vorbeugend: — denn für zwei Rosse nebeneinander bot die schmale Gasse nicht Raum. „Ihr seid ja schon besichtigt, ihr Leute von Nordmannshag!" —

Nichts rührte und regte sich in dem Haufen.

„Platz, sag' ich, ihr Bauernhunde!" rief nun der König selbst und hob die Reitgerte zum Schlag gegen den nächsten

der den Weg sperrenden Männer. Aber er erschrak und riß das Roß zurück. Denn wie auf ein Befehlswort fällten die sechs Männer, welche die enge Gasse füllten, die sechs Speere und er hörte das wohlbekannte Geräusch, wie hinter jenen sehr, sehr viele andere harte Speere schmetternd in die harten Hände der Bauern fielen.

Er sah, in den Bügeln hoch sich erhebend, vor sich ein ganzes Meer von Helmen, Sturmhauben, Filzkappen, wie sie die jütischen Bauern trugen — und blitzende Speere die Menge —: wohl tausend. Sofort witterte er Gefahr.

Er warf das Roß herum. — „Zurück!" schrie er seinen Reitern zu. „Südwärts! Hinaus aus dem verfluchten Mauseloch! Und dann um das Dorf herum!" „Geht nicht, Herr König!" scholl es ihm entgegen aus seinen hintersten Reihen. „Die Bauern sind uns von der Heide auf dem Fuße nachgefolgt in das Dorf. Hinter uns steht Speer an Speer." — „Quergasse?" — „Keine!" Der König biß die Lippen zusammen, wandte wieder sein Roß und sprach zu den Leuten im Norden vor ihm ziemlich ruhig: „Was wollt ihr denn, meine freien Bauern?" Und er versuchte, zu lächeln. Aber das Lächeln wollte nicht kommen. Denn er erkannte nun den Mann, gegen den er die Roßpeitsche gehoben hatte. „Freie Bauern," sprach der langsam und strich sich bedächtig die langen Strähnen des weißen Haares aus den Augen. „Das sind wir. Nicht Bauernhunde. Und da du nun schon das gelernt, Herr König, wirst du wohl auch bald lebendig gen Nord aus dieser Gasse reiten." „Du, Warstein Warfredsson?" — Der König erschauerte. Doch fuhr er fort: „Was willst du von mir?" — „Mein Recht. Mein Eigen. Mein Pferd. Das, auf dem du da so stolz reitest. Du hast es mir gestohlen. Steig ab, Herr König, von dem edeln Tier und gieb es Warstein Warfredsson zurück."

Statt aller Antwort schlug Göttrik einen wütigen Gertenschlag auf den Hinterbug des Pferdes, stieß ihm den Sporn tief in die Weichen und wollte den Alten zerstampfen.

Hoch stieg das herrliche Roß, stolz aufspringend mit beiden Vorderhufen in die Luft: aber sein alter Herr pfiff leise und hob ganz sacht die rechte Hand: da sank das treue Roß gehorsam vor ihm nieder auf die Knie. Hilflos, wehrlos wie ein kleiner Knabe, kauerte der König, vornüber auf des Pferdes Hals geworfen durch die jähe Bewegung, vor dem Bauer.

„Du darfst aufstehen, Sleipnir," sprach der Bauer und winkte dem klugen Tier, das sich langsam wieder erhob. Der König aber fand kein Wort.

„Wir haben getagt — dreimal — im Nordmannshagerding. Dreimal haben wir dich geladen." — „Mich! Vor die Bauernhunde!" — „Richtig geladen in deinem Königshof: — vor das Gericht der Diebesthat, wo du den Diebstahl gestohlen oder die Raubnahme geraubt." — „Bauer!" — „Du oder deine bösen Buben, die gewaltfrechen Königsknaben. Du weißt es. Du hast es den Dieben befohlen. Oder der Deube wissenthaft genossen. Und du sitzest vor des Eigners Augen auf der Deube. Du bliebst dreimal aus. Die freien Bauern haben das Urteil gefunden: ich darf mein Eigentum wieder nehmen, wo ich es finde, wie ich es finde, wann ich es finde, wie ich es nehmen mag, mit Güte oder Gewalt. All diese meine treuen Nachbarn sind gekommen ihr Urteil aufrecht zu halten, zu vollstrecken. Dreitausend Urteiler machen heut' ihr Urteil wahr. Den Raubdieb darf ich zwingen durch Gewalt oder List; er muß von der Deube, er bleibe dabei lebend oder tot. König Göttrik! Ich will nur mein Recht, ich will nicht das Tier, obwohl ich es sehr liebe. König

Göttrik! Ich bin dein treuer Bauer. Ich nahm Eibenbogen und Schwanenpfeil auf dein Gebot und will für dich fechten und für dich sterben wie jeder meiner Nachbarn. Aber vorher: gieb mir mein Recht und mein Roß. Oder bitte mich hier laut — dreimal! — beim Ernteopfer kamst du noch mit einemmal der Bitte davon! — vor deinen frechen Königsknaben und vor meinen guten Nachbarn: dann schenk' ich dir das Roß!" — „Niemals!" „König, sieh dich vor!" rief der Alte. Er lehnte den Speer an die Brust und nahm rasch einen Pfeil aus dem Gürtel und den Langbogen von der Schulter. „Weigerst du mir mein Recht, so hol' ich mir's. Brichst du das Volksrecht, zerbrichst du selbst dein Königsrecht." — „Was, elender Bauer? Königswille ist Landrecht!" — „Ist das dein letztes Wort?" — „Ja! Mein letztes." — „Dann ist's dein allerletztes!"

Und Göttrik riß das goldgriffige Schwert aus der Scheide und spornte wieder den Hengst. Aber sausend flog von der Sehne der schwanfederbeflügelte Pfeil, flog dem König, dicht oberhalb der Brünne, durch den Hals und hinten im Nacken heraus. Rasselnd stürzte er rücklings aus dem Sattel: — die grauweiße Schwanenfeder des Geschosses ward ganz rotgetränkt von seinem Blut. —

Der Bauer griff das Roß am Zügel und zog es zu sich herüber: — freudig wiehernd folgte das edle Tier.

„Mord! Mord! Der König ermordet!" schrien die Königsknaben. Die Vordersten rissen entsetzt die Rosse zurück. „Nein! In Notwehr getötet," rief der alte Bauer. „Reitet frei hindurch, wenn ihr wollt." „Nein!" rief der Bannerwart. „Der königliche Gefolgsherr gefallen von einem Bauernpfeil! Schmach über den Gefolgen, der ihn nicht rächte! Rache, Rache, Königsrache!" „Rache! Rache! Königsrache!" wiederholten die stolzen Reiter und brausend

sprengten sie nach vorwärts in die dichten Haufen der Bauern. Schrecklich war der Kampf, aber nicht sehr lang. In der engen Gasse konnten allerhöchstens zwei Reiter nebeneinander ansprengen in den dichten Wald der langen vorgestreckten Speere. Jeder fiel. Meist zuerst das Roß durch Speeresstoß, dann der Reiter durch das Langmesser der kaltwütigen Bauern.

Mancher der Königsknaben hatte früher Gewalt geübt an Habe, an Weibern und Töchtern der freien Männer unter des rechtbrecherischen Königs Schutz und Begünstigung. Grimmig kam nun über sie die Rache — die grimmste, die es giebt auf Erden: die Rache des germanischen Bauers.

Im Anfang des ungleichen Kampfs kam der Anprall der herrlichen Rosse, der Vorzug der ausgesuchten Trutz- und Schutzwaffen den Reitern zu statten. Aber nur ganz kurze Weile. Zweimal, dreimal überrannten sie in zwei-, dreimaligem Anreiten die vordersten Reihen der Bauern. Allein sowie an beiden Enden der Dorfgasse — denn gleich, sobald das Gefecht vorn im Norden begonnen, hatten die Königsgefolgen auf der Südseite Kehrt machen und sich der Angreifer vom Rücken her erwehren müssen — die gefallenen Rosse und Männer sich hochgehäuft hatten, das Ansprengen unmöglich machend, waren die Reiter rettungslos verloren.

Immer mehr zusammengedrängt, mußten sie stehen und fallen, wo sie standen. Über die toten und wunden Rosse hinweg stiegen und schlichen, geräuschlos, die vom Blut, vom Sieg berauschten Bauern, das lange Messer in der Hand, das sie von unten nach oben den edeln Rossen in den Bauch, den Reitern unter der Brünne in die Weichen stießen.

Da gab es kein Erbarmen!

Wie das Feuer, das ein trocken Schindeldach von Nord

und von Süd zugleich erfaßt, gierig weiter frißt: — man meint, mit dem bewußten Streben der Flammen, zusammenzuschlagen in der Mitte, — Schindel um Schindel ergreift und die einzelne rasch überwältigt: — immer kleiner wird der Zwischenraum, der die zusammentrachtenden Lohen trennt, bis sie sich erreichen und wie in siegfrohlockend triumphierendem Glutschwall hoch emporschlagen, — so arbeiteten sich die schrecklichen Bauern von Nord und von Süd einander in die Hände. Einen sausenden Schwerthieb nach rechts, einen zweiten nach links, das war alles, was der stolze Reiter leisten konnte: — oft stürzte er schon nach dem ersten Hieb nach der einen Seite, vom Dolche des andern Feindes getroffen. Das letzte Häuflein sprang von den Rossen, stellte sich in der Mitte der Gasse Rücken an Rücken und focht zu Fuß weiter bis zum Ende.

Das ließ nicht lang auf sich warten.

Zwar den Angriff der Bauern auf der Straße wehrten sie jetzt, zu Fuß, mit ihren festen Schilden dicht aneinander gedrängt, besser ab, als früher jeder einzeln auf dem rettungslos niedergestochenen Gaul.

Aber die Pfeile! Die fürchterlichen unhörbar heranfliegenden unmeidbaren Lose des Todes! Die Bauern drangen in alle Häuser der Dorfgasse links und rechts: von den Dächern herab, aus den Fensterluken, unter den Pfahlzäunen hervor zielten sie langsam, kühl, bedächtig, mit nordgermanischer Ruhe. — Keiner der armslangen Pfeile verfehlte seines Ziels. Sie mieden Sturmhaube, Schild und Brünne: in die Stirn, in die Augen, in den Mund, in die Kehle, in die Weichen, unterhalb des Wehrgehänges, flogen scharf schwirrend die schrecklichen Geschosse, grauweißen Vögeln mit ehernen Schnäbeln vergleichbar.

Lautlos sank einer nach dem andern der abgestiegenen Reiter, einer nach dem andern. Endlich auch der aller-

letzte von den zweihundert. Und erst mit ihm sank auch die Königsfahne. Zwar der Bannerwart lag schon lange tot. Gleich der allererste nach dem König war er gefallen: — nachdem er, seinen Herrn rächend, dem alten Warstein die Speerspitze der Fahnenstange in den linken Arm gestoßen, hatte ihm der Bauer, zurückspringend, den langen Pfeil mitten zwischen die Augen geschossen. Aber dem Fallenden hatte ein Genosse die Fahne aus der Hand genommen: und so war sie gewandert von Hand zu Hand, von Mann zu Mann — bis in des letzten müde Faust.

„Sind sie noch nicht alle hin?“ fragte Warstein hervortretend. „Mein Köcher und zehn entliehene meiner Nachbarn sind leer.“ — „Doch! — Keiner rührt sich mehr. Da liegt das Banner. Wie es durchbohrt ist von Pfeilen!“ „Ja. Aber es reicht doch noch; ich blute stark,“ sprach der Alte, riß den letzten Fetzen von dem Schaft und wand ihn sich um den linken Arm. —

„Der Frankenkrieg ist nun wohl aus, bevor er anfing?“ — „Ich glaube: ja!“ — „Herr Karl mag von Glück sagen. Und alles — all dies Blut — um dein Pferd!“ — „Nein, Erich Erichson: um das Recht. — Lebwohl!“ Und er zog den Rothengst hinter einem Holzzaun hervor und schwang sich darauf. „Wohin?“ — „Zu Herrn Karl. Ich werde sein Unterthan — und meinetwegen! — auch des Herrn Christus. Unter ihm kommt der Bauer zu seinem Gaul, ohne so harte Müh', wie ich sie heute hatte.“

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Einstweilen hatten sich auch bei dem andern Königsboten seltsame Dinge begeben.

Sowie der Bischof durch Lindmuth die ohne Zweifel mit Ächtung oder Tod bedrohte That Volkfrieds erfahren, hatte ihn blitzschnell der Gedanke gefaßt: „Er also stirbt.“ Darüber hinaus wagte er kaum zu denken; er verscheuchte sogar in Scheu die heißen Träume, die ihm aufsteigen wollten: „Sie ist dann schutzlos, ganz in meiner Hand! Sie und ihre Kinder, von meiner Güte abhängig oder meiner — Gewalt.“

In dieser Stimmung hatte er, sofort nachdem er Muthgard aus der Höhle gefolgt war, jenen Bericht an Graf Francio geschrieben. Aber das ward alles anders auf Einen Schlag, als er nun die beiden Gefangenen vor sich sah: nicht mehr die Traumgestalten seiner wilden Phantasieen, seiner schlaflosen Nächte voll Hassens oder Verlangens — nein, diese beiden Menschen *selbst*: Schulter an Schulter gelehnt, bleich, mit den Spuren der solange getragenen Leiden, wirkliche, lebende, unglückliche, wackere Menschen: — da war es ihm plötzlich unmöglich geworden, zu denken an Vernichten, an . . . Rauben!

Einer der Knechte, der das Wort vom Galgen gehört

hatte, fragte ihn, mahnend. — „Was?“ rief der Bischof, ganz erschrocken, mit einem Blick auf Volkfrieds mannhafte Gestalt. „Das hätt' ich gesagt? Unmöglich! Oder nur im Fieber! Ich will nicht daran erinnert sein! — Nein,“ fuhr er nun, zu sich selber redend, fort. „Wohl soll er sterben: — aber anders.“

Er hatte sich vorgesetzt, die Gefangenen als deren Richter zu vernehmen. Er setzte sich auf der Lichtung vor der Höhle feierlich auf einen mitgeführten Faltestuhl und ließ die Gatten vor sich rufen. Aber sowie Muthgard nun vor ihm stand, — da sprang er auf und stieß den Stuhl um — in den Schnee. —

Auf sein Gebot erzählte Volkfried alles, was geschehen war. Finster, schweigend sah der Bischof vor sich nieder. Die Frau warf ihm einen großen, stolzen, fast drohenden Blick zu: „Herr Bischof — Acerbus —: ich kannte einen Richwalt, von dem hab' ich Gemeines nie gedacht. Ihr werdet nicht diesen Schuldlosen — — ermorden.“ „Da sei Gott vor!“ rief der Bischof. „Vielmehr“ . . . Er winkte nun Volkfried, allein heranzutreten. Muthgard, zürnend die weiße Stirne furchend, schritt langsam hinweg.

Die beiden Männer aber traten nun einander gegenüber Aug' in Auge: lange schwiegen beide.

Volkfried musterte aufmerksam den Feind, den Todfeind, in dessen Hand sein und seines Weibes Schicksal lag. Eine hohe Gestalt, noch höher aufgeschossen als der stattliche Volkfried, fast allzu hager, noch schlanker sich ausnehmend in dem schwarzen, weitflutenden Bischofsmantel mit sparsam, aber geschmackvoll verwendeter Goldstickerei. Keine Spur von Fülle an dem, wie es schien, ganz aus Muskel und Sehne gefügten fleischarmen Leib: die Unrast dieses Geistes ließ Behäbiges nicht aufkommen an dem Körper, der sein Gefäß war: stark, aber auch geschmeidig, wie edelster Stahl.

Tief lagen in den Höhlen die dunkeln, aber in unstetem Feuer leuchtenden Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, überwölbt von hochgeschweiften, starken, Trotz drohenden Brauen. Das längliche Kinn war kräftig gerundet, der feine, aber festgeschlossene Mund bekundete starken, viel erprobten Willen: die oberen Zähne und die Oberlippe überragten ein klein wenig die unteren Zähne und die Unterlippe, — die Folge jahrelanger Bändigung des Gefühls, des Wortes, ja der Miene. Das schmale, langgestreckte Antlitz war edelschön: auf der mächtigen, stolzgewölbten Stirn thronte königlich, nach manchem Kampfe sieghaft, der Gedanke. Aber eines fehlte zur Vollendung diesem Männerangesicht: — der Friede. Ganz marmorweiß, wie blutlos, geisterhaft bleich war seine Farbe: jedoch hin und wieder, wann heiße Gedanken durch dies Gehirn fuhren, dann schossen plötzlich in die weißen Wangen aus dem Herzen empor heiße Blutwellen, mit flammenden Lohen sie rötend: trotz jahrelanger Zucht der Selbstbeherrschung zuckten dann, den Sturm im Inneren verratend, die so festgeschlossenen Lippen und wie Wetterleuchten flog es über die stolzen Züge.

Volkfried schloß seine lange Musterung: „Rastlos — friedlos — glücklos — unselig, nicht aber bösartig ist dieser Mann. — Seltsam! Ich lese doch in seiner Brust: er liebt sie noch — wie damals! Und doch — schon damals konnt' ich ihn nicht hassen: — ich kann's auch jetzt nicht. Und wie“ — und er bebte vor Zorn bei der Erinnerung — „haßt' ich jenen Fortunat!“ —

Gleichzeitig hatte auch der Bischof Volkfried geprüft, das satte Blond von Haar und Vollbart, die stattliche männliche Gestalt, die mächtige breite Brust, das offene regelmäßige Gesicht, auch jetzt so ruhig im Ausdruck, die treuherzigen, großen, hellgrauen, echt germanischen Augen

Der Mann gefiel ihm gut im tiefsten Grund der Seele So maßen sich prüfend die beiden Männer, jeder lesend in den geheimsten Gedanken des andern.

Endlich sprach der Bischof leise: „Hättest du, Volkfried, damals den Kampfgang angenommen! Es wäre nun besser: so oder so. — Noch einmal: — heile deine Wunden vollends aus — ich will geduldig warten, bis du deine ganze Kraft wieder gewonnen hast — und dann — dann laß uns kämpfen um das Leben, um — um alles!"

Aber Volkfried schüttelte ruhig das Haupt. „Niemals. Ich breche nicht des Kaisers Recht." — „Nicht? — Nun denn! — So trage denn des Kaisers Recht und was du dir — nach diesem Recht — bereitet hast." Volkfried trat noch einen Schritt näher: „Hättet Ihr — an meiner Stelle — jene Frau dort der Gewalt des Frechen überlassen?" Da schrie der Bischof auf, beide Fäuste ballend, glutrot im Angesicht: „Erdrosselt hätt' ich ihn mit diesen Händen! Doch," fügte er bei, „Ihr mußtet nach der Notthat bei der Leiche bleiben, das wißt Ihr selbst! Aber — wie dem auch sei: ich richte Euch nicht. Da sei Gott vor, — tretet her und hört es, Frau Muthgard! — daß ich — anders als im Kampf — Eures Gatten Blut vergieße. Nicht vorschnell handl' ich, — streng nach dem Recht. Gewiß ist bereits ein rechtsgültig Urteil über ihn ergangen zu Esesfeld. Dies Urteil — führ' ich einfach aus. Ich muß: es ist des Königsboten Pflicht. Nicht ich: — das Recht hat über ihn zu richten: wer ihn frei giebt oder straft, das ist das Recht, ich bin nur des Rechtes Arm." „Wir rufen den Kaiser an und sein Gericht!" sprach Volkfried. „Das ist — in diesem Fall — verboten," sagte der Bischof ruhig; „hier steht's im neuen Sachsengesetz. Ihr könnt — beide — nicht lesen? — Aber — Ihr glaubt mir, Volkfried?" — „Ich glaub' Euch jedes Wort." —

„Jeder — mit bestem Recht — Verurteilte rief zuletzt doch noch des Kaisers Urteil an. Es ward zu viel am Hofgericht. Da erging das Gebot: gegen das Urteil des Grafendings im Sachsenland giebt es keine Berufung an den Kaiser. — Auf! Wir ziehen gen Heidhof. Dorthin ruf' ich Eure Gaugenossen als Zeugen. Ist ein Spruch gefällt, so muß ich ihn vollziehen. Begnadigen kann der Königsbote nicht. Muß aber erst gerichtet werden, — nicht ich, Frau Muthgard, richte dann, wie ich wohl könnte, Euren Mann: — ich will nicht! — dem andern Königsboten, Graf Francio, überweis' ich ihn. Auf, gen Heidhof."

Zweites Kapitel.

Auf der ganzen mehrere Tage währenden Fahrt vermied Acerbus die Frau auf das peinlichste. Er sah sie nie an, daß sie es merkte. Nur wann er hinter ihr ritt, sog er ihr Bild mit gierigen Augen ein. Und mußte er in der Enge des Weges einmal notwendig an ihr vorbei, nahm er sich sorgfältig in acht, daß nicht einmal sein weiter Bischofsmantel sie streife: er zog ihn dann fest, mit geballter Faust, an sich, an seine Brust.

„Eh' hack' ich mir," sprach er zu sich selbst, „mit der eigenen linken Hand die Rechte ab, als daß ich nur an ihre Schulter rühre, — wie sehr es in der Hand mir leise zuckt gegen sie hin, wie heiß ich den Knecht dort beneide, auf den sie den Arm stützt, wie sie sich vom Wagen schwingt! Oh nur einmal sie fassen — sie erdrücken zwischen diesen Armen! — Mein Leben gäb' ich drum. — Aber nein! Ich wahre ihm sein volles Recht. Er soll nicht sagen, ich

habe ihm das mindeste an seinem Weib gestohlen. Sein Recht, sein ganzes, soll ihm bleiben: — aber auch — widerfahren!"

Er verlangte von Volkfried bei Beginn der Fahrt das Versprechen, nicht zu entfliehen. Aber der Sachse schüttelte den Kopf: „Ich leide hier Gewalt. Nichts verspreche ich." Da befahl der Königsbote, den Gefangenen an den Knöcheln beider Füße an den Wagen zu fesseln, auf dem er saß.

Übrigens erholten sich schon in den ersten Tagen der Fahrt die beiden Gatten und die Kinder rasch wieder völlig. Volkfrieds Wunden waren bereits in der Höhle in bester Heilung begriffen gewesen, nur der Mangel an guter Nahrung hatte ihn so lange in Unkraft befangen gehalten; er und die Seinen, die ja nur an Erschöpfung gelitten, erstarkten nun schnell bei den nie gekosteten, edeln Weinen, der erlesenen Verpflegung, die der Bischof aus den mitgeführten reichen Vorräten seinen Gefangenen spenden ließ.

Und die beiden Kinder beschäftigte er gar viel. —

„Weißt du," fragte Volkbert die Schwester, „wie er aussieht? Wie der wunde Adler mit der gebrochenen Schwinge, den der Vater einst vor unserem Hofe fand. Er schlug ihn vollends tot — aus Mitleid." — „Nein, ich meine doch anders. Mutter, schau — nur heimlich einmal — den Herrn Bischof an. Sieht er nicht aus, wie in des Fidus bilderbuntem Buch der zornige Erzengel?" — „Sieh ihn nicht an, Kind! Sein Auge könnte bannen." — „Oh nein! Er ist so viel gut anschauen. Ich fürchte ihn nicht und nicht sein dunkles trauriges Auge! — Gestern sah ich es sogar — ich fühlt's: es hatte lang auf mir geruht — in hellen Thränen stehn. Mutter, — ich sag' dir was," flüsterte sie scheu hinauf: „ich hab' ihn lieb."

Sie warf einen raschen Blick auf ihre Tochter. Das Kind hatte sich — sie sah es wohl — gar seltsam gewandelt seit den letzten Wochen: die zarten Formen hatten sich leise, aber doch merklich mehr gerundet: ihr Auge leuchtete viel mehr als sonst — und oft sah es wie verträumt ins Leere: sie errötete manchmal und senkte dann die Wimpern.

„Jawohl: sehr lieb! Schon gleich zuerst, wie er mich aus dem Schnee, aus dem Todesschlafe hob in seinen starken Armen. Ich war im Himmel gewesen in meinem Traum: — und als das edle bleiche Antlitz auf mich niedersah — glaubt' ich, Er sei mein Schutzengel, den ich so lang schon gern gesehen hätte. Und er hat mich ja auch geschützt und gerettet! Hättest du nur gesehen, wie seine Augen vor Freude blitzten, als er mich aus dem Schnee davontrug. Wie seine Stimme bebte vor Rührung! ‚Muthgard' nannte er mich zuerst."

Die Frau schwieg nachdenksam; dann schritt sie hinweg zu ihres Gatten Wagen.

Aber das Mädchen plauderte fort zu Volkbert. „Mich und unser liebes Vögelein — hörst du, es singt in dem Weidenkäfig da hinter uns? Mitten im Winter! — hat er zuerst gerettet. Und dann dich und die Eltern. Elend verschmachtet wären sie ohne ihn. Ja, er ist der Helfer, um den ich unablässig bat und flehte, noch mit letztem Hauch, bevor ich, so süß ermüdet, einschlief unter den dichten Schneeflocken." — „Aber wenn er es treu meint mit dem Vater, — weshalb legt er ihm Fesseln an?" — „Der Vater trägt keine Fesseln mehr." — „Seit wann?" — „Seit heute! Die Mutter weinte manchmal: — ganz geheim: aber ich merkte es doch. Als ich sie fragte, — weshalb, da wir nun doch in des Kaisers Schutz geborgen seien, als ich immer dringender fragte, da sagte sie: ‚Kind,

das verstehst du nicht! — Sprich dein Abendgebet für alle, wie ich dich's gelehrt. Aber nicht mehr für Richwalt,‘ zürnte sie, mit ihrem allerhärtesten Blick, — weißt du? wie sie nur schaut, wenn sie nicht auf kurze, wenn sie auf lange Zeit böse wird! — ‚er verdient es nicht. Warum ich weine?‘ fuhr sie dann fort. ‚Je nun, es grämt mich so, daß der Vater in Fesseln liegt.‘“ — „Das ist's wohl nicht allein, weshalb sie so traurig ist. Wie seufzt sie oft!“ — „Gewiß. Ich sagte nichts mehr. Bald schlüpfte ich zum Vater hin und fragte, er wolle doch gewiß seinem Richter nicht entlaufen? ‚Niemals,‘ sagte der Vater. ‚Nur mich beugen — durch ein Versprechen — will ich nicht.‘ Da schlich ich zu dem Herrn Bischof hin —: du weißt, er hält stets das Roß an, sieht er mich auf der Straße in seiner Nähe und wie wird dann sein ernstes, strenges, ja meist finsteres Antlitz manchmal so mild, so schön —! Und ich sagte ihm des Vaters Wort und haschte seine Hand und küßte sie und auch eine Thräne fiel mir darauf — da . . . fing der Herr Bischof an, am ganzen Leibe zu zittern und zu beben. Und er beugte sich tief herab vom Roß: — wir waren ganz allein: — und küßte mich auf die Stirn. Und dann rief er einen der Speerleute heran. Und schickte mich mit dem zu dem Vater. Und wir lösten dem Vater die Fesseln von den Knöcheln. Siehst du nun, wie gut er ist? Du mußt ihn lieb haben! Du mußt.“

Drittes Kapitel.

In Heidhof angelangt, ließ der Kaiserbote sofort von den nächsten Höfen die freien Männer zu sich entbieten, mit ihnen über die Zustände im Gau zu verhandeln.

Staunend, zweifelnd, oft das strenge Haupt schüttelnd, hörte ihnen der Bischof zu; es war, als sträube er sich im Herzen, ihnen zu glauben, als widerstrebe er der Überzeugung von des Grafen Druck und Gewaltthaten, auch von des getöteten Vicegrafen bösen Lüsten. Seine erste Frage war gewesen, ob etwa das Gericht des Grafen zu Esesfeld über Volkfried den Sachsen bereits geurteilt habe? Da sagten zwölf Männer auf ihren Schöffeneid aus: das Urteil sei längst gefällt und längst rechtskräftig: nicht nur geächtet, sondern obendrein, nach den neuen verschärften Strafdrohungen wegen Tötung von Beamten, zum Tode verurteilt sei Volkfried vom Volkingerhof, zum Tode am Galgen. Als sie hörten, er sei eingefangen, verwandten sich alle dahin, ihn — das durfte der Sendbote — statt dessen enthaupten zu lassen; daß nur der Kaiser selbst den rechtsgültig zum Tode Verurteilten zu Leben und Freiheit begnadigen konnte, wußten sie: so wagten sie keine weitergehende Bitte, wie sehr sie den wackern Mann beklagten.

Der Bischof zog die Brauen zusammen und schloß die Augen. „Das war schon beschlossen. Denn ihm soll nicht mehr geschehen, als das Gesetz erzwingt. Nicht ich töte ihn, Herrn Karls Recht: das will er ja selbst — in allen Stücken — so unverbrüchlich gehalten wissen.“ — Und zu sich selber sprach er: „Meinem Schwerte wollte er sich nicht stellen: so treff' ihn denn des Richters Schwert.“

Die Gatten sollten von dem Unabwendbaren erst erfahren, wann es sein mußte. Aber es war dem Bischof

nicht wohl bei diesem nun doch unabwendbaren Verderben seines Todfeindes. Oft hörten ihn die Hofleute nachts laut beten oder leise stöhnen. Manchmal schritt er mitten in der kalten Winternacht aus dem Haus, in dem er Wohnung genommen, hinaus in das schneebedeckte Feld, an den Wachen vorüber: die sahen ihn dann die Hände erheben gegen den sternefunkelnden Himmel und laut reden hörten sie ihn: mit sich selber oder mit den Heiligen.

In der vierten Nacht aber steigerte sich noch mehr das Gären und Ringen in dem Manne. Schweigend durchmaß er immer wieder die weite Halle, in welcher er sein ruhlos Ruhebett aufgeschlagen; im Erlöschen glimmte das rote Feuer auf dem Herde.

Endlich sprach er zu sich selbst: „Was nützt es, biet' ich ihm zum drittenmal den Kampf? Mir wäre nun schon viel, viel lieber, ich fiele durch ihn: Aber er thut es nicht. Ich wollt' es ihm so leicht machen!“ — Sein Blick fiel auf ein Kurzschwert, das an dem Hallenpfeiler hing: — er machte einen raschen Schritt darauf zu: „Nein! Das ist mir zu feig. Ich lief noch aus keinem Kampfe und noch vor keinem Manne lief' ich: — auch nicht aus diesem und auch vor Frau Muthgard lauf' ich nicht davon. Luft! Luft! Ins Freie!“

Und nun, in dieser vierten Nacht, ist er hinaus, weit hinaus bis in die Wildnis geschritten: eilenden ungestümen Ganges, so weit, daß vom Hof aus auch sein Schatten nicht mehr gesehen werden konnte. Er ging, er lief, er stürmte, er rannte zuletzt immer weiter in den schweigenden Wald hinein, bis er erschöpft auf einer Lichtung innehielt.

Die gewaltigen Bäume ragten in der Ferne um ihn her wie drohende Riesen: es war aber doch nicht ganz dunkel, obwohl der Mond nicht am Himmel stand: der Schnee warf ein bleiches Licht weit von sich und schwei-

gend sahen die Sterne auf den ringenden Mann herab, wie wartend.

Er warf sich auf das Antlitz in den tiefen, kalten Schnee und faltete die Hände und preßte sie vor die glühende Stirn und weinte und betete und schrie zu Gott.

Endlich sprang er wieder auf. „Was soll ich thun?" rief er. „Was? Was? Den Zufall fahren lassen, welcher sie und ihn in meine Hand gegeben? Mein Recht, meine Macht nicht gebrauchen? Sie beisammen lassen? Gehen? Wohin? Wieder in die Einsamkeit? In die fürchterliche, verzehrende Einsamkeit? Die beiden glücklich wissen — jede Stunde des Tages und der Nacht! — und selber elend und einsam sein — jede Stunde des Tages und der Nacht? Immer allein — unter meinen toten, kalten Büchern und Pergamenten — unter meinen strengen, erbarmungslosen Heiligen? Nichts Weiches, Sanftes, Holdes je um mich? Wohl bin auch ich beweibt! Hei freilich! Der heiligen Kirche, der Kirche zu Arezzo bin ich angetraut! O Hohn! Meine Ehefrau: sie ist von Stein. Kann ich ihr vom Munde den Hauch des duftigen Atems schlürfen, den ich . . . ahne? Legt sie mir den vollen, den weichen, den weißen, den heißen Arm um den Nacken und flüstert sie mir zu: ‚nun, komm, komm zu mir, geliebter Mann, erlabe dich meiner Schöne, meiner Liebe!' Kann ich sie küssen, — küssen, küssen . . . — bis sie vor seligem Grauen zu vergehen bangt? Was giebt sie mir für solche Wünsche? Ihren Fluch! Wohlan! Er rührt mich kaum!

Ist mein Herz denn tot?"

Er griff, er schlug sich wild an die Brust.

„Nein! Da zuckst du ja noch immer, zuchtloses, pflichtloses, feiges, elendes Herz! — Es ist entsetzlich! Ich — Acerbus! Die schärfste Strenge gegen mich und — ach!

gegen andre! — sie war mein Stolz, die makellose Zucht mein Ruhm! — Und wär' es nur um das Priesterkleid! Aber ich blieb doch ein Mann, ein Sachse, da ich Priester ward. Wie lautet unseres Sachsenstammes alter Schwur? ‚Bis zum Tode getreu!‘“

Er hielt inne, er unterbrach sich. Er begann nach einer Weile mit ganz anderer, herber, kühler Stimme. „Bah! Wer darf mich darum schelten? Ist's ungerecht? — Und wär' es ungerecht: ich vollstrecke nur das Urteil. Ich hab' es nicht gefällt. Und ich kann ihn gar nicht begnadigen.“

Aber plötzlich brach er ab in diesem Gedanken und rang die Hände hoch ob dem Haupte und schrie in schrillem Vorwurf: „Lüge! Alles Lüge! Selbstbelügung! Und die gleißende lockende Hoffnung, die da kirrt: ‚ist er nur tot — so wird alles möglich?‘ Oh Richwalt, was hilft es dir, kann dich kein Mensch schelten, du aber, — bist du mit dir allein — mußt du dir sagen: ‚Und du hast es doch nur gethan, weil du sie ihm nicht gönntest, sie selbst gewinnen wolltest.‘

Du schreist, du gehst zu Grunde, Herz? So geh zu Grunde! siebenmal! — Besser als daß du treulos, ehrlos wirst. — Nein! — Nein! Und wüßt' ich es gewiß — was ach! ja nur ein Traum des Wahnes ist! — sie wird dann mein — nach Jahren! mein: Nein! Ich thu's nicht! Volkfried soll leben. Muthgard soll glücklich sein!“

Er wiederholte nun laut in freudiger Begeisterung: „Ja! Ja! Er soll leben! Sie soll glücklich sein!

Und ich? Und ich!“ stöhnte er nochmals auf in tiefster Qual. „Was wird aus mir! Hab' ich nicht auch ein Recht auf Glück im Leben? Richwalt, was liegt an dir? An der Ehre liegt alles! Und an der Pflicht der Treue.“

Und er richtete sich kräftig auf, hob das bleiche Antlitz

zu den Sternen: die grüßten nun schweigend, feierlich erglänzend, wie einverstanden, wie segnend.

Und hoch aufgerichtet schritt er rasch nach Hause.

Viertes Kapitel.

Nach Mitternacht erst kam er zurück in das Gehöft. Die Wachen merkten den Lichtschimmer, den seine kleine irdene römische Ampula warf, alle noch übrigen Stunden der Nacht hindurch.

Nach Tagesanbruch befahl er, Lindmuth zu ihm zu führen. „Das Kind allein! — Ohne — ohne die Mutter,“ fügte er hastig bei.

Aber als der Bote ihn verließ und die Thür öffnete, sie zu holen, da stand das Mädchen auf der Schwelle. Sie trat ein; sie fand den Kaiserboten mit dem Antlitz auf sein reich mit Pelzen und Decken ausgestattetes Lager gestreckt; vor ihm auf dem Schemel stand ein hoher Silberbecher. Sie blieb an der Thüre stehen, sie erschrak —: so totenbleich waren seine Züge, die Wangen eingesunken, die Mienen verstört. Er richtete sich langsam auf, stützte das Haupt auf die linke Hand und winkte ihr mit der rechten, näher zu kommen; ein sanftes, müdes Lächeln spielte freundlich um die sonst so strengen Lippen. Das Mädchen richtete bang, angstvoll die klaren Augen auf den Mann: es blieb, wo es stand.

„Muthgard,“ — sprach er. „Nein! Nein doch! Lindmuth! Komm' her.“ „Mein Gott, Herr Bischof,“ rief sie, nun heraneilend. „Wie seht Ihr bleich! Ihr seid sehr, sehr krank! Ich rufe die liebe Mutter. die ver-

steht . . . !“ — „Nicht, Kleine, nicht! Noch nicht.“ — „Ihr solltet von dem edlen Wein — da! — Randvoll, unberührt steht der Glanzkrug vor Euch! Trinkt davon! Der Feuertrank, der Lebenstrank hat uns allen — dem Vater! Und mir! — so gut gethan damals, da wir ganz verschmachtet waren, als Eure Güte uns gerettet hat. Bitte, — trinkt.“

„Ich will, Kind! — Trinke du zuerst! — So! Nun reich' ihn mir. Weißt du was? Wir wollen Freundschaft schließen, Lindmuth. — Willst du's? Ich — ich hab' dich lieb.“ „Ich aber hab' Euch sehr lieb gewonnen, lieber Herr Bischof, wie ich zuerst in . . . dein Antlitz sah.“ Sie sah ihn voll an mit freudestrahlenden Augen; sie errötete nicht. Sie empfand kein Gefühl der Scheu, aber sie war überglücklich in ihrem reinen Herzen. „Ihr habt mich auferweckt von den Toten. Ich meine, wann ich zum zweitenmal auferstehe aus dem Grabe: — der Gottesbote, der mich weckt, muß Eure Züge tragen.“

Der Bischof richtete sich nun rasch ganz auf. „Oh Kind — laß ab!“ Er schwieg eine Weile, dann legte er die Hand auf die Schulter des schönen Mädchens und sagte langsam: „Nicht wahr, Lindmuth, meine Freundin, du kannst gar nicht lügen?“ „Nein, Herr,“ sagte sie. „Ich sage immer die Wahrheit. Oder ich schweige,“ fügte sie gewissenhaft bei. „Das dachte ich wohl. Nun sage mir: du standst dabei — als — jener Vicegraf von deinem Vater erschlagen ward?“ — „Ja, Herr!“ — „Ist's wahr, daß der Graf und seine Leute mit Gewalt in den Hof brechen wollten?“ — „Ja, Herr!“ — „Ist's wahr, daß die Sonne schon zu Rüste gegangen war?“ — „Ja, Herr. Das heißt: wir sagen nicht: ‚zu Rüste‘, wir sagen: ‚zu Walde‘ gegangen. Und die Sonne war damals schon gesunken hinter die Eschenwipfel des Westerwaldes.“ —

„Und was hat der Vicegraf gerufen, wie er sich über den Zaun schwingen wollte?“ — „Den Sinn verstand ich nicht: die Worte nur. Er rief dem Fronboten zu, vor allem müsse er die Frau dort greifen, weil sie so schön sei. Er meinte die Mutter, lieber Herr Freund. Und wirklich griff er mit der Linken nach der Mutter. Und da schlug ihn der Vater tot.“ — „Nicht eher?“ — „Nicht eher.“ — „Und ist es auch wahr, daß einer von des Grafen eigenen Leuten dem Grafen Rechtsbruch vorwarf?“

„Ja, das hab' ich gehört.“

„Wie heißt der Mann?“

„Das hab' ich nicht gehört. Oder nicht verstanden. Oder vergessen.“

Acerbus sprang nun von dem Lager auf, so heftig, daß die Kleine ein wenig erschrak. „Ihr seid heute so milde im Gesicht gewesen — und in Euren tiefen Augen — und in der Stimme so sanft: — wollt Ihr nun wieder böse werden?“ „Nein, niemals mehr. — Es ist alles so,“ sagte er dann, die Halle mit langen Schritten durchmessend, zu sich selber. „Natürlich ist es wahr! Ich hab' es ja auch im tiefsten Winkel des Gewissens stets gewußt, daß es so ist. — Den Schein des Rechts wollt' ich mir selbst vortäuschen. Aber vor dieses Kindes klaren, himmlisch klaren Augen besteht keine Unwahrheit . . ! Noch eins, Lindmuth, — dann halt' ich dich nicht mehr.“ — „Ich bin aber so gern bei Euch, frommer Herr Bischof.“ „Sag,“ — hier trat er ganz dicht an sie heran und schaute sich vorher ringsum. „Was habt Ihr? Es ist ja niemand in der Halle.“ „Sag,“ flüsterte er ganz leise. „Hast du vom Vater — von der Mutter — niemals gehört von einem — Richwalt?“ — „Vom Vater nie. — Von der Mutter oft. — Richwalt war eines Grafen Sohn. Er ist verschwunden, wie der Mutter Vater. Die Mutter

befahl mir, wie für des Großvaters Seele, so für Herrn Richwalts Frieden zu beten."

Da brach der Bischof laut aufschluchzend zusammen; er warf sich auf das Lager und begrub das Haupt in den Decken.

Ängstlich sprang die Kleine hinzu: „Herr Bischof! Lieber Herr Bischof! Hört mich doch! Ihr seid ja nun mein Freund geworden. Ihr dürft mir jetzt nicht sterben. Ihr müßt uns ja wieder allen helfen, zum zweitenmal uns retten, deshalb kam ich zu Euch! Ich — Ihr fragtet gar nicht, was mich zu Euch geführt, so früh! Die Eltern wissen nichts davon. — Gestern Abend hat einer der Schöffen dem Vater etwas zugeflüstert. Seitdem ward der so ernst; und die Mutter weinte. Sie schalt sehr auf Euch. Der Vater verwies ihr das; er sagte: „Ich finde keinen Ausweg. Er thut nur nach dem Recht. Ich bin verloren.'"

Nun, lieber Herr Freund, das kann doch nicht sein. Und wenn der Vater keinen Ausweg findet — du findest — Ihr findet ihn gewiß. Ich schlich mich fort — mich trieb's zu Euch. Ihr könnt gewiß helfen — wenn Ihr wollt. Und weshalb solltet Ihr nicht wollen? Du bist ja gut." — „Gut bin ich gar nicht, liebes, holdes Kind. Aber sei getrost. Ja, ich will helfen! Geh jetzt, kleine Freundin. Und nun, — nun schicke mir deine Mutter."

Gehorsam wandte sich das Mädchen zum Gehen; an der Thüre blieb es stehen und sah zurück: „Herr Freund," fragte es, — ganz schüchtern kam die Stimme — „Lieber, darf ich nicht — mit ihr zugleich — auch meinen Vater schicken?" — „Ihn? — Auch vor ihm mich so tief beugen? — Aber es ist recht: das ist die richtige Buße für so viel gehoffte, geträumte Sünde. Schicke deine Eltern: — ich erwarte sie!"

Fünftes Kapitel.

Bald darauf schritten Volkfried und Muthgard, Hand in Hand, in die Halle; sie blieben nah am Eingang stehen. —

Durch den ganzen Raum des Gemaches getrennt stand Acerbus, hoch aufgerichtet, am breiten Eichentische nahe dem Herde; er hatte sich vorgesteckt, sich selbst zu züchtigen, und er hielt Wort. Anfangs freilich kamen ihm die Worte schwer, einzeln, abgestoßen, aus den kaum geöffneten Lippen; aber allmählich riß ihn der Eifer fort, sich selbst zu richten.

„Volkfried," sprach er, „Ihr seid frei. Ich bin überzeugt, daß Ihr in Notwehr schlugt, obwohl Ihr von der Leiche flohet. Ihr mußtet wohl. Ein rechtsgültig Urteil freilich mußte ich vollstrecken. Aber ich stoße jenes Urteil als ungültig um: — ich nehm's auf mich beim Kaiser: mag er mir darum grollen; er wird nicht lange grollen, wenn er — alles von mir erfährt. Viele Sachsen des Nordgaus rügen Hardrads, Fortunats Frevel und ein Mund, der nicht lügen kann .... Aber nein: auch ich belüge nicht mehr Euch, nicht mehr mich selbst. Es muß, es soll alles gesagt sein. Ich bin nicht erst heute von Eurer Unschuld überzeugt. Ich bin .... ich habe nie so ganz, so wahrhaft an Eure Schuld geglaubt, auch als ich Euch hart behandelte. Ich wollte so gern an Eure Schuld glauben. Denn — und nun merkt scharf auf, beide! — jedes Wort ist mir ein Dolchstich und ich wiederhole keines — denn ich bin ein Sünder."

Er stockte. Aber gleich fuhr er fort. „Ein arger Sünder. Stets flüsterte mein Gewissen: ‚Du weißt es ja, daß er schuldlos ist: du klammerst dich an den Buchstaben des Notwehrrechtes, um ihn zu — auszutilgen.'

Und ich wollte dich — austilgen, damit .... damit dieses Weib eine Witwe werde."

Volkfried zuckte und drückte seines Weibes Hand, die er nicht aus der seinen gelassen hatte. Muthgard senkte zürnend das Haupt zur Seite.

„Schont sie," sprach Volkfried. „Ich weiß alles."

„Nein!" schrie Acerbus, plötzlich ausbrechend. „Du weißt nicht alles! Und sie nicht. Nur Gott im Himmel und der Satan in der Hölle und mein zermartert Hirn wissen alles. Aber ihr sollt davon hören! Ihr müßt! — Sonst — sonst könnt ihr mir ja nie verzeihen. Ihr liebt euch, in eurer kühlen, schlichten Art, — aber ihr wisset beide nicht, wie ich dies Weib geliebt habe vom ersten Jünglingsalter an. Wie Mondlicht gegen den Feuerstrom, den ich in Welschland aus finstern, harten Felsen brechen sah, — so ist eure Liebe gegen die meine. Ich verzehrte mich um diesen herben spröden Reiz. Als ich sie dein wußte, — unabwendbar dein — als du den Zweikampf weigertest ... —"

Erschrocken sah Muthgard auf ihren Mann.

„Da faßte mich wahnsinnige Verzweiflung! — Ich hätte es weit bringen können in weltlichen Ehren, des reichen Grafen Richulf Sohn. Denn ich war stark und kühn und meine Gedanken waren schnell und scharf und sehr mannigfaltig. Keinem Großen Herrn Karls wollte ich — auf die Dauer — nachstehen. Jetzt aber floh ich aus dem Stammhofe meiner Ahnen: — mein greiser Vater sah mich niemals wieder: er starb gar bald vor Gram um den Verlorenen. Ich lief zum nächsten Priester, den ich finden konnte: — ich schwor der Welt, all ihrem Ruhm, all ihrem Reichtum, all ihren Ehren, ihrer Lust und aller Frauenliebe ab. Ich ward Mönch, Priester: kein Kloster war mir streng, keine Regel grausam genug. Ich lernte

alles, was ich zu lernen fand an Wissen in Francien, in Italien. Ich ward geehrt in jungen Jahren wegen meines Wissens, gefürchtet wegen meiner Strenge. Ich stieg rasch: ich ward Abt, ward Bischof. Und derselbe Acerbus, der jeden jungen Priester zu furchtbarsten Geißelungen verurteilte, wenn er beichtete, daß sein Blick mit Wohlgefallen geruht auf eines Weibes nacktem Arm — derselbe Acerbus, — o Frau, tritt von uns hinweg! du aber höre mich: du bist ein Mann! Bist ihr Mann freilich, gerade darum sollst du's hören!" —

Sie wandelte mit gefurchter Stirn im Hintergrunde der Halle auf und nieder, mit gemessenen, langsamen, feierlichen Schritten. — „Ich ward Tag und Nacht verzehrt von rasender Sehnsucht! Du kannst mich, wenn du willst, mit diesen meinen Worten beim Kaiser und beim Papst verderben. Thu's! Und willst du noch barmherziger sein: nimm jenes Kurzschwert von dem Pfeiler dort und stoß mich nieder! Ich werde dir's danken. Denn ich hasse mich. Vielmehr als dich. Dich haß' ich längst nicht mehr.

Um sie, um sie ist all mein Heldentum dahin! Ich war schon ein Held: ein größerer wär' ich noch geworden! Jedoch sie — sie hat mich im tiefsten Mark geknickt! Ach vergangen — um Muthgard! — ist all meine Weltfreude, meine Schwertfreude — ach, dahin, dahin um sie ist all mein Heldentum!

Jahrelang fand ich fast keinen Schlaf. Euch beide sah ich, Brust an Brust geschmiegt, vor meinem Lager stehen. Ich fing an, im Halbschlummer zu wandeln. Ich erwachte einmal, wie ich, im Traume dahinschreitend, die weiße Marmorsäule meines Schlafgemaches im Bischofshause zu Arezzo umschlungen hielt mit beiden Armen.

Mein Beichtiger sagte: ‚Du bist besessen von einem bösen Dämon. Bete, geißle dich, vergiß.‘

Und mein mönchischer Arzt sagte: ‚Du bist todkrank in Herz und Hirn und Blut und Mark! — Wahnsinnig bist du. Oder wirst es morgen: — laß dir zur Ader, bis du umfällst.‘

Aber mein saracenischer Arzt — er war ein Sklave des Bistums, ein gefangener Araber aus Spanien — der sprach: ‚Der einfältige Priesterarzt! Ich kenne ihn, diesen bösen Dämon. Himeros heißt er auf griechisch. Ihr seid liebessiech. Ist auch kein Wunder. Ein Mann wie Ihr! Vier Weiber brauchtet Ihr! Wir Söhne des Propheten, wir verstehen uns besser darauf. Ein Mann ohne Weib ist ein Kopf ohne Rumpf. Seid klug. Werft diesen Bischofsstab weg: — er freut Euch herzlich wenig: Ihr braucht ein Schwert fast so notwendig wie ein Weib! — Flieht nach Cordoba. Schon mancher Franke hat's gethan, hat dort sein Glück gefunden. In einem Jahre seid Ihr einer unserer ersten Fürsten und in Eurem Frauensaal habt Ihr zwanzig Arzeneien.‘

Ich stieß ihn mit der Faust von mir. Ein Richwalt löscht seine Flammen nicht mit Kot. Lieber verbrennen! Ich ließ mein Blut strömen, bis ich umfiel, und zergeißelte mich und fastete und trug unter härenem Hemde einen Stachelgürtel viele Jahre. Und wenn ich in eine bilderreiche Handschrift blickte — jeder Frauenkopf ward zu Muthgard! Und es blieb immer das Gleiche, all diese Jahre! Und — hört es, Frau Muthgard! — meiner Seele Frieden — fand ich nimmermehr! Wahrlich: Euer Glück, haltet's hoch im Wert! — es ist teuer erkauft: durch *meines* Vaters Gram — durch *Eures* Vaters Gram: ich traf ihn, eh' er starb zu Metz! — und durch das zerknickte, zerquälte Leben jenes Richwalt, der einst sich vorgesteckt hatte, Herrn Karl den Liebling, Held Roland, — Roland selber! — zu ersetzen.“

Er hielt erschöpft inne.

Da sprach Muthgard, herantretend und die Augen fest auf ihn heftend: „Meines Vaters Gram thut mir tief leid. Aber, was kann ich dafür, daß ich ihn lieben mußte, diesen Volkfried da und keinen sonst? Und wären alle Männer der Welt darüber verzweifelt, —: ich hätte doch nur diesen Mann geliebt."

Und sie lehnte sich an ihres Gatten starke Brust. Volkfried drückte ihre Hand.

„Ich weiß, ich weiß! — Und nun, nach fünfzehn Jahren, find' ich Euch wieder. Zuerst jenes holde Kind. Und dann — Euch selbst! — Ich schweige! — Und mein böser, scharfer Kopf raunt dem wilden, dem tobenden Herzen zu: des Mannes Leben ist in deiner Hand. Laß ihn sterben. Dann ... —" „Nun? Und was dann?" sprach Muthgard vortretend. „Die Verlaßne zwingen — mit Gewalt? — Wie jener Fortunat ... —?" Da schrie Acerbus laut auf in leidenschaftlichem Schmerz: „O weh, weh über mich! So schlecht bin ich in diesen Augen! — Nein! — Ich bin ja so tief herabgeschmettert: — wär' es wahr, ich würde auch diesen Frevel meiner Gedanken euch gestehen. Aber das hab' ich nie gedacht!" „Nicht Gewalt? Also wagtet Ihr zu wähnen . ?" zürnte die Frau. „Nichts! Oder ja doch: — denn alles muß gesagt sein! Ich träumte wohl: wenn der Mann doch sterben muß, nach des Kaisers Recht — und wenn ich dann der Witwe mich annehme wie ein Bruder und wenn sie sieht, wie die Kinder in meinem Bischofshause zu Glück, Reichtum, Glanz und aller Herrlichkeit der Welt aufsteigen — dann wird vielleicht ihr Herz in Freundschaft, in Dank, in Mitleid für mich schlagen. Und wer weiß, wenn ich die kluge Frau selbst emporhebe in das helle Licht meines Geistes, wenn ich sie teilen lasse all meine stolzen, reichen

Gedanken — denn ich verachtete dich, Volkfried, in der eiteln Hoffart meines Bücherwissens und erhob mich sehr über dich in meinen Gedanken und bin doch nicht wert, — hör' es, Frau Muthgard! — daß ich als Knecht diesem Vielgetreuen diene! —"

Unsichtbar für den Bischof drückte sie stolz ihres Mannes Hand.

„Ach, ich träumte wohl, — der Papst kann alles: — Papst Leo liebt mich sehr! — er kann auch das. Gar mancher Bischof hat ein Weib."

„Kluger Bischof," grollte die Frau, „was für ein Thor bist du! Das Weib, das Volkfrieds war —! Hier, diese einfältige Muthgard, die nicht lesen und nicht schreiben kann und nichts zu eigen hat als ein verbrannt Gehöft: — und böte ihr als Witwe der große Kaiser Karl Herz, Hand und Thron — sie lachte nur und sagte: Armer Herr Kaiser! Ihr kennt mein Herz und meine Liebe nicht. Denn Liebe: — das ist Ewigkeit."

„Amen," sagte der Bischof feierlich. „Das brauchst du mich — wahrhaftig! — nicht zu lehren. — Ich meinte — in den letzten Nächten — ich würde nun wirklich wahnsinnig. Aber Gott der Herr hat mir geholfen: diese Nacht, tief draußen im Wald, — im kalten Schnee. Gott und Lindmuth, die sein Engel ist auf Erden. Und ich beschloß zu meiner ersten Buße — meine zweite — viel leichter! — ist, daß ich Papst und Kaiser alles gestehe, dem Bistum entsage und in ein Kloster als Büßer trete —! euch — auch dir, Volkfried, und das war schwer! — alles zu gestehen und mich zu demütigen bis in den tiefsten Staub!"

Er schritt nun rasch durch die ganze Halle hin auf beide Gatten zu: „Ich bin ein sündhafter Priester gewesen fünfzehn Jahre lang. Ich habe dich morden wollen in

Gedanken, dich, du treuer, reiner, aufrechter Mann, morden unter dem Scheine des Rechts und deine Witwe mir gewinnen durch Reichtum, Glanz und Hochmut des Geistes. Ich büße! Hier, vor eure Füße, werf' ich mich und beuge mein hochfärtig Haupt vor euch in den Staub! Verzeihet mir, ich fleh' euch an, verzeiht!" Und ehe sie's hindern konnten, lag er vor ihnen hingestreckt am Boden, das Antlitz zur Erde gedrückt, die Hände über dem Haupte flehend emporgereckt.

Sofort faßte Volkfried seine Rechte und zog ihn halb empor, so daß er knieen mußte: „Richwalt, Nachbarssohn! — Du hast viel um diese Frau gelitten und verloren: — Richwalt, ich verzeihe dir aus tiefstem Grund des Herzens."

Aber Frau Muthgard wandte sich ab und schwieg.

Hilflos, flehend blickte der Knieende zu ihr empor. Sie sah es wohl. Aber, finster blickend aus den so lichten Augen, schüttelte die Frau feindselig, wie drohend, langsam das schöne Haupt: verhalten begann sie: jedoch, gegen ihre sonstige Art, gegen ihren Willen riß sie das Gefühl dahin, daß sie immer rascher, immer lauter, immer heftiger sprach.

„Nein! — Nicht also! — Daß Ihr mich damals liebtet — mich wirklich liebtet, — ich hab' es wohl gefühlt. Ich habe deshalb für Euerer Seele Frieden gebetet, mein liebes Kind beten lassen. Daß Ihr" — sie stockte: Erröten übergoß ihre Wange — „daß Ihr dann noch immer meiner — — daß Ihr mich in fünfzehn Jahren nicht vergessen habt, — ich will es Euch verzeihen."

„Ihr seid sehr gnädig," lächelte er bitter und sprang auf.

„Verzeihen, — nur um jenes Kindes willen, das Ihr gerettet habt. Aber daß Ihr meinem Mann — diesem Mann! — den Tod zugedacht habt, — das kann Euch Gott — vielleicht, — ich kann's Euch nicht vergeben."

Zornig funkelten jetzt die sonst so ruhigen Augen: lodernde Blitze schossen auf den Bischof, daß dessen bleiches Angesicht noch bleicher ward. Weder er noch auch Volkfried hatten sie jemals so gesehen. Sie trat drohend einen Schritt gegen ihn vor. „Hört es: ich hasse Euch! Es war nicht wohlgethan, daß Gott Euch schuf!“ Und stürmisch rauschte sie aus der Halle.

Hoch richtete sich der Gebeugte auf und hob — zum erstenmal — das Haupt: „Das war zuviel!“ sagte er ruhig.

Da ward die Thüre der Halle aufgerissen und Hülsung und Fidus eilten über die Schwelle. „Gelobt seien alle Heiligen,“ rief der Mönch, „Volkfried! Da steht er lebend.“ „Er ist unschuldig, Herr,“ rief Hülsung. „Der Kaiserbote Francio sendet uns. Der Mann schlug in echter Not. Ich eid' es.“

„Ich weiß es. Er ist frei.“

Da trat Volkfried an des Bischofs Seite und legte ihm die Rechte auf die Schulter: „Ja! und sagt dem Kaiserboten: der Bischof hatte mich freigegeben, — bevor Ihr kamt.“

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Wenige Tage darauf saß in dem Welandshof Graf Francio gegen Abend wieder an dem Tische, der mit Urkunden überdeckt war; er las bei dem Scheine der römischen Ampel; er war allein: vergebens hatte nach jenem Mordanfall der Seniskalk gefordert, daß immer Bewaffnete in der Halle selbst weilen sollten: nur den Laden ließ der Graf fest schließen und vor der Hallenthüre durfte ein Krieger wachen.

Das Ergebnis seiner Lesung schien den Alten wenig zu befriedigen. Das mächtige Haupt leise schüttelnd, warf er eines der Pergamente auf den Tisch, stützte den Kopf auf die linke Hand und sah träumend, brütend vor sich hin in das Feuer, das von dem offenen Herd aus eine wohlige Wärme verbreitete.

Immer tiefer furchten sich die Falten auf der gewaltigen Stirn, immer unzufriedener blickten die halbgeschlossenen Augen.

„Herr, Herr," sprach er zuletzt halblaut vor sich hin, „warum prüfst du deinen treuen Vogt auf Erden gar so schwer? So unaufhörlich? Könntest doch jetzt nachgerade wissen, wie ernst es ihm ist mit deinem Dienste! Wenn alles, was ich sorgfältig — in langen wachen Nächten, —

aussinne zum Heile des armen Volkes, wieder von den schurkischen Amtleuten mißbraucht wird, die Bedrängten vollends in den Staub zu treten, wenn die Arznei so zum Gifte wird, — dann, lieber Christus, ist das doch recht hart von dir gegen deinen Kämpfer, der allüberall auf Erden deine Sache führen will, daß du all das so hingehen lässest. Thust du's nur, meine Geduld zu prüfen, dann, lieber Herr, dann mach' bald ein Ende der Prüfung: — sonst bestehe ich sie nicht.

Wie hetzest du mich umher in deinem Dienst! Kaum vom Ebro heimgekehrt, jagst du mich bis an die Theiß, und von dem Tiber schickst du mich spornstreichs über die Elbe hierher an die Eider. Und keine Nachricht — immer noch nicht! — von Benevent, von Spanien, den Avaren, von Byzanz zumal. Bedenke doch, lieber Herr, ich bin alt: — ich werde müde. Du hast mit dreiunddreißig Jahr schon genug daran gehabt, die Erde zu treten. Und ich bin mehr als doppelt so alt geworden in deinem schweren Dienst. Und wenn doch so manches mißlingt, — verdrüssig möcht' ich werden! Ach wenn ich doch nur lesen könnte in den Herzen meiner Völker, ob sie's denn wirklich auch ein wenig mir danken, ob sie's ahnen, wie ich für sie mich mühe und keine Ruhe mir gönne nachts und tags . . ? Auch die Sachsen — wohl hab' ich sie lange quälen müssen — aber der Herr Christus hat mir's befohlen, zu ihrem Heile: ob die das gar nicht ein wenig einsehen? Ob sie nur dem Besieger fluchen, nicht auch dem väterlichen Beschirmer des Rechtes danken? Auf die Schmeichelberichte dieser falschen Grafen geb' ich noch weniger als auf die Lobverse meiner Hofdichter! Wie soll ich nun hinter die Wahrheit kommen? Ach manchmal werd' ich todmüde, und ich meine, all meine Lebensarbeit war umsonst!" —

Und er stöhnte und schloß verdüstert die Augen.

So nahm er nicht wahr, wie die Hallenthür geöffnet ward; — freilich auch nur ein ganz klein wenig: — das genügte, eine gar schlanke, feine Gestalt durchschlüpfen zu lassen, die nun leise, leise mit den kleinen Füßen über den Estrich hin zu dem Alten glitt, unhörbar vor ihm auf beide Kniee niedersank und jetzt anhob, mit beiden linden Händen ganz sanft und zärtlich den schönen langen blütenweißen Bart zu streicheln, der ihm bis auf den Gurt herniederfloß.

Nun sah er auf: über sein Antlitz zog ein heller Schimmer, die Düsterkeit, sie war hinweg: „Du bist's, Kleine? Du Sonnenstrählchen! Was willst du?"

„Nur bei Euch sein. — Darf ich?" — „Gern. Aber was willst du bei mir?" — „Euch anschauen. In Euer großes liebes Gesicht. Das ist so viel gut ansehen. Und dann . . ." — „Was dann?" — „Ich komme wohl auch von selbst gern zu dir; auch schon vorher. Aber doch! Ich hätte es nicht gewagt, so oft. Denn du bist zwar sehr, sehr gut, Herr Graf: aber doch auch sehr erschrecklich." „So?" sprach der Alte und wollte das Mädchen auf seine Kniee heben. Sie errötete aber und schmiegte sich nur an seine Seite. „Erschrecklich bin ich?"

„Ja," fuhr sie fort, ganz zutraulich in dem weißen Barte wühlend, „und ein klein wenig zornig wirst du doch recht oft." — „So?" — „Ja, ja. Und Herr Audulf sagte, wenn du ganz zornig bist, dann fahre dir Feuer aus den Augen und niemand könne dann deinen Blick aushalten. ‚Aber,' — hat er gesagt — ‚du, Kleine, gehe du nur oft zu ihm, wann ich fortgezogen bin' — hat er gesagt, — ‚und wann er die tiefen Furchen macht zwischen den Brauen. Denn er hat sehr viele schwere Gedanken, der Graf Francio. Aber dich' — hat er gesagt — ‚dich

hat er gern um sich, etwa wie du dein Rotkehlchen, das auch im Winter singt‘ — (Hörst du es? Da singt es! — Beim Licht des Kienspans draußen!) Und wie die Mutter meinte, ihr sei das wohl ganz recht, aber wie das doch käme, daß der gestrenge Herr Graf an solch jungem Ding Gefallen finde? Da sagte Herr Audulf: wegen ihrer! — Wegen Frau Hildigard. Das war nämlich seine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, — mehr als die ganze Welt.“

„Ja,“ sprach der Alte langsam vor sich hin, „das war seine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, mehr als die ganze Welt.“

„‚Und‘, fuhr Herr Audulf fort, ‚wie zuerst das Mädchen über die Schwelle trat, da rief der Alte‘ — so sagte nämlich der Seniskalk, — Ihr müßt's nicht übelnehmen!“ — „Ich nehm's nicht übel. Sie nennen mich so — schon lange! — von Benevent bis Sliesthorp.“ — „‚Das Mädchen ruft mir Frau Hildigard zurück. Hildigard war etwa so alt, als sie mein ward; das Kind soll recht viel um mich sein.‘“ „Sie war dreizehn Jahre, und mit vierundzwanzig hab' ich sie schon begraben,“ sprach der Alte schwermütig vor sich hin, mehr zu sich selbst, als zu der Kleinen. „Und vor dem Abreiten wies mir Herr Audulf einen Spalt in der Thür und befahl mir, da solle ich, wann Ihr lange Zeit allein hier säßt, hereingucken. Und wenn Ihr die tiefen Furchen zöget, dann solle ich keck hereinkommen und Euch was erzählen. Und so that ich auch heute, jetzt. Aber erzählen? Ich weiß nichts. Außer: wie wir lebten in der Höhle.“

„Arme Leute! — Warte nur, Graf Hardrad!“

„Und vorher, wie wir lebten in unserem lieben Hof. — Und von Fidus. — Aber das wußtest du meist schon. — Und von Hauswart. Den hast du leider nicht gekannt.

Und von Heimo —, dem Guten. Und von dessen vielen Geschichten von der Waldfrau und . . . ." — „So, so! Da weißt du wohl auch von dem übeln Woden und Donar und . . . —"

Da hob die Kleine ernsthaft den Zeigefinger und sprach: „Du! — ‚Absag' ich Woden und Donar und' — kennst du den Spruch denn nicht?" „Doch, doch!" sagte der Alte, ganz beschämt. „Dann weißt du auch, daß man von denen nicht mehr reden darf. — Herr Karl hat's verboten." — „Bah! Der ist ja fern in seinem Aachen. Der hört es nicht." — „Du, da bist du aber irre! — Erstens, sagt Fidus, muß man das Unrecht meiden, auch wo es niemand sähe: denn Gott der Herr und mein schöner Herr Schutzengel" — sie errötete über und über — dann fuhr sie fort — „der sieht es doch. Hast du das nicht gelernt?" „Ja doch, ja!" Recht kleinlaut sprach das der Versucher. „Und zweitens —: weißt du denn nicht, daß Gott seinem lieben Freunde, Herrn Karl, gar vieles zeigt, was gegen Herrn Karls Recht geschieht in allen seinen Landen?" — „So? — Nein! — Davon weiß ich leider gar nichts!" — „Nicht? Nun, so kann ich dir davon erzählen; überhaupt von Herrn Karl." — „Wer aber erzählte dir von ihm?"

„Fidus und der Vater und Heimo, die haben ihn gesehen. Und die Mutter. Und Er . . . ich meine, mein Herr Freund! Und jeder Gast, der über die Furt wollte und von Mittag kam." — „Haben die ihn alle gesehen?"— „Wie du doch seltsam fragen kannst! Nein! Aber gehört von ihm haben sie doch. Und einer sagt es immer dem andern. In den Hallen und Höfen, an dem Herdfeuer, die langen Winternächte über reden die Leute sehr viel von Herrn Karl. Fast von nichts anderm, seit sie von den Heidengöttern nicht mehr reden dürfen." — „Sie schelten

wohl auf ihn?“ Wieder hob das Mädchen warnend den Zeigefinger, diesmal noch höher, strenger: „Aber! — Herrn Karl schelten! — Die Bösen freilich, die Grafen“ — „Die Grafen! — Das sind also die Bösen?“ — „Ja, natürlich: meistens, sagt der Vater.“ „Ist ja recht tröstlich,“ meinte der Alte und nickte grimmig. — „Aber alle Guten, die Bauern, die Nachbarn, die Freien wie der Vater — die haben ja — oft sagt es der Vater — nichts zum Schutz als das Schwert an der Seite, den Himmelsherrn da droben und: — Herrn Karl zu Aachen. Oh, was war es mir für ein Trost in all unserem Elend zu wissen, daß Herr Karl und sein Recht auf Erden leben.“ — „Herzlich wenig halfen euch beide. Verhungert und erfroren wäret ihr nahezu, wenn nicht . . . —“ — „Herrn Karls Sendbote des Wegs gekommen wäre. Die sendet Herr Karl: — wie er nämlich meint. — Aber in Wahrheit sendet sie Gott, der auch den Herrn Karl auf die Erde gesandt hat, — als seinen großen Sendboten.“ — „Woher weißt du das?“ — „Ei, das wissen doch schon die Kinder bei uns: Gott der Herr hat Herrn Karl zum König gemacht, zum Heil aller Armen und Schwachen. Die Sänger singen's überall in den Hallen und Höfen!“

Da drückte der Alte einen leisen Kuß auf des Mädchens blondes Haar, so leicht, die Kleine merkte es gar nicht, sondern fuhr gar eifrig fort.

„Jawohl! Und weißt du denn nicht, daß manchmal Gott der Herr seine Engel aussendet in Menschengestalt, die dann als Herrn Karls Sendboten umgehen? Wer weiß, ob nicht auch in meinem Retter . . . ?“ Sie errötete und brach rasch ab. „Aber jenes Vögelein, das mich retten half, das hat mir —,“ nun lachte sie, „darf ich dir was vertrauen? — Sagst du's lieber Herr, auch nicht Herrn Karl?“ und schmeichelnd strich sie seine Wange.

„Von mir erfährt er's gewiß nicht," beteuerte der Alte. „Nun, dann höre: Volkbert sagt, die Rotkehlchen sind Herrn Donars Sendboten. Und so schulde ich — sagte er — dem rotbärtigen Donnerkönig ein Dankopfer von roten Ebereschen, sobald sie wieder reifen. Sonst wird er mich mit dem Blitz erschlagen. Aber ich fürchte ihn nicht, den Heidengott. Denn mich schützt Christus der Herr und mein Schutzengel oder auch — mein Freund!" In schöner Begeisterung leuchtete das blaue Auge des Mädchens auf. Der Alte strich ihr über das edel gebildete Haupt. „Amen! Aber den bösen Buben, den Volkbert, an den Ohren zu schütteln, dazu wird wohl auch noch Rat werden. Amen." — „Schilt ihn nicht! — Er hat all das von Heimo. Und Heimo war sehr gut. — Wann kommt endlich der Vater? Und Volkbert? Und Er . . . mein lieber, guter Freund?" — „Wann sie ihre Geschäfte erledigt haben. Der Bischof schrieb mir, als er deine Mutter und dich hierher sandte, er habe deinen Vater sich als Wegführer in all die Einzelhöfe des Nordgaues erbeten." — „Und Volkbert wollte dabei sein." — „Also der tote Heimo erzählte soviel von den Heidengötzen? Gut, daß er tot ist. Und der Vater und die Mutter — von was erzählten die?" — „Am liebsten von Herrn Karl." — „Muß langweilig werden." — „Du! Das sag' nicht! Von seinen Kriegsfahrten. Und, was ich viel lieber höre, wie er weise ist und gerecht." „Wer weiß, ob alles wahr ist," meinte der Alte; aber er schmunzelte doch. „Aber doch gewiß! Und ach, wie gut war es, daß mir die Mutter soviel von seinem Recht erzählt hatte. Das gab mir Kraft, auszuhalten in unserem argen Elend." — „Wie meinst du das, Kind?" — „So. Ich sagte mir: soviel wert bin ich doch wohl auch wie eine Blindschleiche. Kennst du die Art von Tierlein? Sind gar gutartig. Mußt dich nicht

vor ihnen fürchten, weil sie kriechen wie die Giftnattern." „Ich? Ich . . ich fürchte mich nicht gar so leicht," lachte der Alte. „Aber was willst du mit der Blindschleiche?" — „Nun ja! Das ist ja die schöne Geschichte, die wahrhaftige, von Herrn Karls Recht. Gieb sein acht, dann erzähl' ich sie dir. — Nein, nicht zugleich in die langen Rollen sehen! Nur auf mich mußt du achten. Sonst passest du nicht recht auf." Gehorsam legte der Alte die aufgenommene Urkunde wieder auf den Tisch. „Und vor allem: sonst wirst du wieder grämlich, wie du aussahst — so düster! — als ich eintrat. Jetzt siehst du schon viel freundlicher. Also, gieb acht! Nun kommt's. — Der Herr Karl ist der beste Herr König, der je gewaltet hat auf dem Erdreiche." „Schwerlich," zweifelte der Alte, das gewaltige Haupt hin und her wiegend. „Aber wenn ich dir's doch sage! Du darfst mir nicht immer in die Rede fallen! — Und er hat Christus dem Herrn gelobet, da der ihm zu Romaburg die Krone aufs Haupt hernieder schweben ließ durch seinen Engel . . . —" — „Es war aber doch Papst Leo und . . . —" — „Still doch! Da hat er gelobet, das Recht zu schirmen allüberall in seinen weiten Reichen, auch des geringsten Geschöpfes, wider Gewalt und Unrecht immerdar. Und Brot und Becher, Fleisch und Fisch zu lassen und Rast und Ruhe im lieben Lager, im breiten Bett, wann sie am wohligsten wäre, — du merkst es wohl: ein Sänger hat den Sang der Mutter vorgesprochen! — ob irgend ein Armer ein Unrecht klagte beim König.

Und am herrlichen Haus in dem alten Aachen ließ er seit langem eine gleißende goldne Glocke hangen zu Häupten der Pforte der Pfalz, ob den steinernen Stufen.

Und schwur den schweren Schwur vor dem Volke der Franken: ‚Wer immer ein Weh, ein arg übel Unrecht leide im Lande, wie arm auch und elend, wer irgend atme in

Karls Königtum, der solle, selber oder durch bittende Boten, ziehen ohne Zagen am straffen Strange der goldenen Glocke! Und wann immer den weckenden Wehruf die Mahnerin melde: — bei steigenden Sternen, bei sinkender Sonne, in fröhlicher Frühe, in nebelnder Nacht, — stets wolle der starke Rächer und Richter, des Rechtes Rat-Rüster, lassen vom Lesen, lassen vom Lager, vom wonnigen Wein, von der seligen Seite der milden Gemahlin, und eilen vor allem, mit Hilfe zu helfen dem kleinsten Kläger, der da klingen lasse das leiseste Läuten der gleißenden Glocke.'

Saßen selbander selig im Saale bei flammenden Fackeln, bei wonnigem Weine Karl der König und die herrlichen Helden: Roland der Recke . . ." „Das ist dann lange her," seufzte der Alte.

„Und Audulf der Edle und Gerold der Gute und alle die andern im goldnen Gemach. Sangen da süß in welschen Weisen Priester des Papstes. Horch da, hell hallend klang ein Klingen von der Pforte der Pfalz, von der Treppe ein Tönen. Und ein Edeling eilte hinaus aus der Halle, zu sehn und zu suchen.

Aber er fand nicht Freund, nicht Fremden.

Und lautere Lieder sangen die Sänger: doch horch: man hörte aufs neue durch die Nacht klingen die Klänge.

Da hastet ein Herzog hinaus aus der Halle, zu bringen den beharrlichen Bitter. Aber Mann nicht merkt er, Weib nicht gewahrt er: leer wie die Luft ist rings der Raum vor der Pforte der Pfalz, der treuen Thüre.

Und lauter lärmten die lustigen Lieder, die Freuden des Festes, hallten die hellen Harfen, hohe Hörner hoben die Helden — es rauschte die Rede — horch: da hörte zum dritten dröhnen Karl der Kundige die goldene Glocke: mächtig mahnend, all übertönend das laute Gelage. In

der Hand hielt der Held den bildreichen Becher, das schöne Geschenk der reichen Römer. Durst ihn drängte, der Männer mäßigsten: denn dreimal nur darf, nach gelobtem Gelübde, täglich trinken der Treue: so hat in jungen Jahren der Edle geeidet, seit selber er sah, wie ein redlicher Richter, sonst wacker und weise, der Pflicht nicht pflag und, vom Weine bewältigt, nicht dachte des Dings."

„Das ist wahr. — Mich wundert, daß man's weiß."

„Noch nicht letzte er die lechzende Lippe mit erstem Antrunk: — müd' war der Mächtige! Gerade gekommen aus spanischen Speeren, aus Haufen der Heiden, von dem Staube der Straße —! Horch, da hörte er laut durch das Lärmen wieder den Wehruf des klingenden, klagenden Klangs.

Auf sprang der Edle, den bereiten Becher, den schäumenden, schob er, die liebe Labe, von lechzender Lippe und ging, der Gute, sonder Saumsal, er selber, zu sehen. Fand er da forschend, bei flammender Fackel nahe sich neigend: — denn sorglicher suchte er selber als der erste, der Edling, und der hurtige Herzog, — um den straffen Strang der Glocke geschlungen ein weniges Wichtlein, einen winzigen Wurm, die blinde Blindschleiche. Als die Harrende hörte, die Harmvolle, Herrn Karls des Königs staunende Stimme — er rief: ‚zu richten ruft und zu rächen, mir trauend, ein Tier?' da glitt von der Glocke die Glatte und schlich gar schleunig, — doch oft abwartend, ob der Fürst ihr folge, — herab von der Halle, von den stolzen Stufen, durch staubige Straßen, durch das türmende Thor hinaus in die Heide, oft haltend und horchend, ob fürder ihr folge der rettende Richter. Der folgte mit flammender Fackel allein ihr und ohne die andern. Endlich aber weilte der Wurm vor Gestrüpp und Gestein und dichtem Gedörn.

Da schaute der Schirmer des Rechts, der Richter, wie ins niedliche Nest des wehrlosen Wurmes schlimme Schlange,

neidige Natter, üble Otter, giftgeschwollene, mit Gewalt sich gewälzt, verdrängend, verdräuend des Hauses Herrin, die alte Eignerin, die schlichte Schleiche. Und zornig züngelte gegen den schimmernden Schein der flammenden Fackel, gegen den guten Gewährer rettenden Rechts, die nächtige Natter, der Neiding: wie alles Untier auf Erden böse sich bäumet gegen den guten Karl, den Kaiser. Heia, nun hob er, der hohe Held, der herrliche Herrscher, das schwingende Schwert und mit hurtigem Hiebe schlug er der Schlange häßliches Haupt. Dankbar drängte des Hauses Herrin, die ihr Recht nun richtig errungen, an die Füße des Fürsten, mit den Lippen sie leckend. Aber der Edle hob sie mit Händen, sänftlich, er selber, in Haus und in Heimat und wirkte ihr weihend, wie ein rechter Richter, feierlich Friede. Aber von oben, hoch von dem Himmel, schoß mit Schimmern ein strahlender Stern auf das Haupt des Herrschers: seinen Segen sandte Gott der Gerechte Karl dem Kaiser, der auch winzigem Wurm ein Rächer des Rechts!"

Das Mädchen war von dem Knie des Alten hinweggetreten im Eifer der Rede: nun stand es vor ihm, seiner Gegenwart kaum bewußt, die großen lichten Augen weit geöffnet und nach oben gerichtet, auch beide Hände erhoben. Wie verzückt stand sie da.

Der Alte sah sie schweigend an: es zuckte ihm über die Augen hin: aber er faßte sich zusammen. Endlich sprach er: „Und — glaubst du das, Kind?"

„Gewiß und wahrhaftig."

„Ein blöder Wurm! Es wäre ein Wunder."

„Gewiß! Der Himmelsherr thut aber Wunder alle Tage, seit er die Welt geschaffen hat, sein größtes Wunder, sagt Fidus. Warum soll er nicht auch Wunder thun für ein arm hilflos Tierlein? Mir aber ward in meiner

allergrößten Not — im Walde, im Schnee — diese Geschichte zur Rettung. Ich sagte sie mir oft und oft, wann ich verzagen wollte in dem Elend der Höhle, und zuletzt im dichten, dicht fallenden Schnee. ‚Vorwärts, Lindmuth,‘ sprach ich zu mir selber, ‚im Himmel waltet Gott der Herr und auf Erden Herr Karl. Gott hat durch Herrn Karl das arme kriechende Tierlein gerettet. Er wird auch dich erretten durch Herrn Karl.‘ Und in Gedanken zog ich an der goldenen Glocke: — ihr leises, leises Klingen war das letzte, was ich im sausenden Ohre hörte, als ich einschlief im Schnee. Und als ich erwachte: nun? Da stand Er, vor mir —, mein Freund, ein Bote Gottes und des Kaisers.“ — „Du seltsam Kind!“ — „Seltsam? Gar nicht. Herr Karl, er ist des Volkes Hort, der Armen Schild. So sagen in unserem Lande alle guten Menschen, die ich kenne. Und keine Nacht durft ich einschlafen — so hat die Mutter, hat sogar der Vater mich gelehrt — bis ich die Hände nochmal frisch gefaltet und zu Gott gebetet hatte für Herrn Karl, des Rechtes und der Schwachen Hort. Aber, was hast du? — Du, du siehst jetzt so seltsam. Ernsthaft! Und doch freudig?“

„Ein Sachsenkind! — Ich danke Gott,“ sprach der Alte und küßte das Mädchen auf die weiße Stirn, „daß er mir dich gesandt hat und diese Stunde.“ Sie machte sich leise los und sah zu ihm empor — ein wenig listig. „Herr Graf, Ihr habt mir oft gesagt in diesen Tagen: Ihr habt mich lieb.“ — „Und ist die Wahrheit, holdes Kind.“ — „Wohl. Ich hab' Euch auch lieb, nicht wie — aber doch auch. Also. Nun, da wir so gut miteinander sind, — nun müßt Ihr mir auch helfen.“

„Gern! Worin? Wobei?“ Sie sah sich scheu um, man hörte Muthgard fern im Hause schaffen und walten. „Bei der Mutter. Sie hat zwei schwere Stücke auf dem

Herzen. Das eine weiß ich nicht, aber das andere weiß ich." — „Nun, was ist das andere?" „Mein Freund. Sie schieden in Unfrieden: — weshalb, das ahn' ich nicht. Aber es drückt sie: sie war wohl ungut gegen ihn. Und es dreht sich ein klein wenig ihr Herz herum. Ich habe bereits viel daran geschoben," lachte sie schlau. „Sie hatte mir verboten, für ihn zu beten, wie ich das doch gethan jahrelang bevor —" — „So? Was heißt bevor?" — „Nun eben, bevor . . ich ihn . . gesehen und er mich. Da bete ich nun bald zehn Jahre für ihn jeden Abend. Und nun, da ich ihn mir glücklich herbeigebetet habe und er mir hilft und ist so gut und so viel schön . . —"

„So?"

„Jawohl! Findet Ihr das denn nicht? Schon wie ich aus dem Schnee zu ihm emporsah, erschrak ich fast, so schön war er — obzwar so traurig. Und seitdem hab' ich ihn so lieb — gleich nach den Eltern und Volkbert. Heimo hatt' ich auch recht lieb, und Fidus ist mir so wert. Aber ihn — ganz anders! Muß immer an ihn denken. Ist ja auch meine Pflicht, Dankespflicht — nicht wahr? Ich muß ihn lieb haben! Nicht?" Sie war ganz eifrig geworden. Er sah sie an. „Kind, wie alt bist du?" — „Vor wenigen Wochen war mein vierzehnter Winter vorbei." — „So! So! So! — Nun — meinetwegen — hab' ihn lieb soviel du willst. — Und was soll ich dir nun helfen?" „Der Mutter Herz noch vollends herumschieben: denn es fehlt noch ein ganz Ende. Ich betete nun also nicht mehr für ihn. Das heißt" — und sie lächelte wieder, fast so lieblich wie ihre Mutter — „nicht mehr laut. Aber im stillen heißer als je. Neulich Abend nun, — wir hatten ihn und den Vater verlassen — als mein laut Gebet zu Ende war, sagt die Mutter, ganz tief in Gedanken, ‚du bist ja noch nicht fertig.' — ‚Doch.' —

‚Nein. Bete wieder für —, für deinen neuen Freund. Bete: Gott soll ihm ein versöhnlich Herz geben.‘ — Merkt Ihr was?“ — „Ich glaub’, ich merke was! Mehr als — du merkst.“ — „Er und die Mutter müssen sich wieder vertragen; sie müssen! — Sonst scheint mir die Sonne nie mehr hell. — Helft mir dazu! Aber horch! Sie ruft mir. Verratet mich nicht! Könnt Ihr wohl auch solch schwer Geheimnis wahren? —“ — „Ei ja, ich hoffe doch!“ „Gleich, Mutter, gleich!“ Sie sprang dahin.

Der Alte sah ihr nach: „Sieh, sieh, das Kind! Es ward ein Jüngferlein! — So war Hildigard, da sie mich liebte und es noch lang nicht recht wußte. Es ist ihr erster holder Herzenstraum. Sie ist die Mutter noch-einmal, verjüngt: nur weicher. Papst Leo giebt ihm sicher die Verstattung, fordr’ ich sie. Wird das die Lösung für sie alle?“

Zweites Kapitel.

In dem Walde, der sich zwischen der Burg Esesfeld im Westen und Welandsfleth im Osten hinzog, ritten aus einer Seitenrichtung, von Norden her, einbiegend auf den Weg nach dieser Siedelung, Volkfried und sein Knabe; sie waren freudigen Herzens: der böse Graf ward sicher bald unschädlich gemacht, und Acerbus hatte zugesagt, der Wieder-aufbau des gegen das Recht geschädigten Hofes solle auf Kosten des Schuldigen geschehen. Muthgard und die Kleine wußten sie gut aufgehoben bei dem andern Königsboten.

Es war ein schöner heller Wintertag: vom blauen Himmel herab lachte die Mittagssonne auf die Bäume, die im Rauhreif prangten, — jede Nadel der Fichten funkelte,

von vielen kleinen zarten Krystallen wie von winzigen weißen Federchen umschlossen — und auf die harte Schneedecke der Waldstraße; es war ein fröhlich Reiten in der frischen, wangenrötenden, aber nicht scharfen, windstillen, klaren Luft. „Laß uns doch wieder rascher traben," drängte Volkbert. „Wir müssen ja nun doch bald am Ziele sein." — „So rasch noch nicht. Vor Nacht nicht. Es sind noch viele Meilen. Der rechte Reiter schont sein Roß. Immer zu hastig bist du mir! Sonst war ich zufrieden mit dir in diesen Tagen. Es hat mich nicht gereut, dich auf dein Bitten mitgenommen zu haben auf den Wegen kreuz und quer zu all den Nordhöfen. Es ist gut, daß du beizeiten das Nachbarland und die Nachbarleute ringsum kennen lernst." — „Wann stößt der gute Herr Bischof wieder zu uns?" — „Bald, sowie er fertig ist mit den noch übrigen Höferschaften. Zu den letzten konnte er des Weges nicht verfehlen. So erbat ich Urlaub, mit dir zur Mutter ... Aber horch! Da! Hinter uns hallen ferne Hufschläge: — auf dem hartgefrorenen Boden hört man's weit. Das kommt von der Straße von Esesfeld her: — Vorsicht!" Beide hielten und spähten scharf aus. „Bah," rief der Knabe. „Es ist nur einer. Aber der hat's eilig, Vater! So sah ich noch niemals reiten. Der fliegt ja dahin!" — „Welch herrlich Roß! — Aber den Reiter, mein' ich, sollt' ich kennen: — die Gestalt —" — „Jawohl! Und nun sieht man auch schon das Gesicht im hellen Sonnenschein. Das ist ja ..." — „Mein Bruder ist's! Was kann ihn hetzen zu so wildem Jagen?" Der Reiter war heran. Die langen dunkelblonden Locken hingen ihm wirr ins Gesicht, der Mantel flatterte weit hinter ihm her: — tief lagen die Augen eingesunken —: seine Wangen waren fahl, obwohl ihm der Schweiß von der Stirne troff. Er hatte nun auch die beiden erkannt: und doch, er hielt das

keuchende Roß an: — nicht mehr die wenigen Schritte, welche die Brüder noch trennten, konnte er zurücklegen; erschöpft, todmüde, ließ er sich vom Sattel gleiten in den Schnee.

Rasch war Volkfried an seiner Seite; er richtete ihn auf, rieb ihm die Hände, die Schläfe: der Knabe mußte ihm aus einem Lederfläschlein Wein einflößen. Da schlug der Bleiche die Augen auf. „Bruder!" sprach er matt, aber hastig die Worte hervorstoßend — „also lebst du wirklich, wie sie — die Wendin — sagte! Dich schickt der Himmel! Der Christengott — zu dem ich reuig — wie zu Herrn Karl — wiederkehre! — Ich kann nicht mehr! Du kannst, du wirst ihn retten!" — „Wen?" — „Eben — ihn."

„Wen denn, Bruder?" — „Herrn Karl!" — „Du fieberst, armer Bruder!" — „Nein, nein! O Gott — glaube mir doch! Es verrinnt die Zeit! Und jeden Augenblick können sie hier sein, — auch dich aufhalten. Dann ist er verloren. Ich beschwöre dich: glaube meinen Worten! Der Graf dort — im Welandshofe — der alte Königsbote ist kein Graf: — es ist Herr Karl selbst!"

„Der Kaiser? Unmöglich!" — „Ach, niemand weiß es besser als ich! Ich hab' ihn ja selbst gesehn!" — „Du? — Was wolltest du in seiner Nähe? Man sagt, du bist des Dänenkönigs Gefolge!" — „Ich war's —! Davon mehr — später! Wenn wir am Leben bleiben, sollst du alles erfahren; auch Er: — denn er muß mir vergeben! Aber nicht jetzt. Ich erkannte den Kaiser. Ich jagte zurück, es dem König zu melden. Unterwegs traf ich Hardrad und Petrus. — Leider, leider sagt' ich es auch ihnen."

„Du meinst, nun werden sie entfliehen?" — „O nein! — Höre nur! — Als ich das Dänenheer erreichte, fand

ich König Göttrik erschlagen." — „Wie? Von wem?" — „Von einem Bauer, dessen Recht er brach! Nur Göttrik hab' ich geeidet: — an die andern Dänen knüpft mich nichts. Reue, bittere Reue war über mich gekommen. Ich wollte zu Herrn Karl zurück, alles eingestehen. Auf dem Wege von Sliesthorp her suchte ich Nachtlager — gestern Abend — in Esesfeld. Man ließ mich ein: — aber denk', Bruder! — nicht mehr Sachsen und Friesen: — Wilzen hausen in der Burg." — „Was? Sind Hardrad und Petrus gefallen?" — „Sie haben die Wenden hereingelassen." — „Die Verräter!" — „Sie haben vorher die Sachsen und Friesen unter allerlei Vorwänden fortgeschickt: in die leere Burg riefen sie die Wilzen." — „Woher weißt du . . . —?"

„Wlasta, die Wendin. Warte nur! — Eins nach dem andern. — Ich muß den Atem sparen. Als Petrus — weh: durch mich! — erfuhr, Herr Karl weile in der Nähe, beschloß er, ihn zu morden." „Volkhelm!" schrie der Bruder auf; der Knabe starrte sprachlos vor Entsetzen auf den schwer Ringenden. „Hardrad wollte doch zuerst nicht daran. Er wollte fliehen zu den Dänen. Aber an der Grenze ward er zurückgewiesen. Göttrik war tot, und sein Neffe, der jetzt seine Krone trägt, sucht Frieden mit dem Kaiser: er nimmt keine Flüchtlinge aus dem Frankenreich auf. Verzweifelt kehrte der Graf nach Esesfeld zurück: nun willigte er in des Priesters Plan." — „Unglaublich!" — „Sie verhandelten mit den Wilzen in der Nähe; ein Schwarm der Wenden besetzte die Burg; Hardrad und Petrus ritten davon, zu einem zweiten Haufen hier im Walde zu stoßen; von hier aus wollen sie noch heute Herrn Karl überfallen." Volkfried sprang auf: „Zu Pferd, zu Pferd!" — „Deshalb jage ich ja, wie Woden durch die Wolken! Geduld! Nimm *mein* Pferd! Es ist ein Roß

des Dänenkönigs. Viel rascher als —" — „Aber woher weißt du das alles?" — „Die Wendin, sag' ich dir, Wlasta." — „Die Dirne!" — „Sie bereut. Sie ist halb irrsinnig vor Reuegram." — „Hat Hardrad ihr —?" — „Nichts hat der ihr vertraut. Aber die Wilzen! Die zischelten untereinander in ihrer Sprache: — Wlasta am Herdfeuer schlief nicht, wie sie wähnten: sie vernahm, sie verstand alles. Sie verriet mir den Plan. Sie verhalf mir zur Flucht aus der Burg: vor Tagesanbruch, denn die Slaven wollten mich darin festhalten. Seitdem eile ich wie auf Flügeln des Windes."

„Und die Wendin wollte Herrn Karl retten? Warum?" — „So forschte auch ich, voll Argwohns. Aber . . . —" — „Nun, aber?" — „Ich verstehe sie jetzt. ‚Du frägst noch?' sagte sie. ‚Herr Karl ist — oft hat Er es gesagt — das Allerherrlichste auf Erden für —: für Ihn." — „Für wen?" — „So fragte auch ich: ‚Für den einzigen Mann,' erwiderte sie, ‚der lebt, für Wlasta lebt! Und den Wlasta in das Elend trieb — für Volkfried. Er lebt: er reitet mit dem anderen Königsboten, so meldeten Leute aus den Nordhöfen. Um Volkfrieds willen — rett' ich seinen Kaiser.'" — „Fort! fort! Steig aufs Roß, Bruder: — ich kann dich doch nicht allein hier lassen. Wenn die Wilzen . . . —" „Zu spät!" „Da sind sie schon!" schrie Volkhelm, sich aufrichtend. „O weh! Jetzt sind wir und ach! der Kaiser ist verloren."

Drittes Kapitel.

Und also schien's.

Denn plötzlich ward der stille Wald lebendig.

Nicht von der großen Straße, nicht von Esesfeld, sondern seitwärts, von Süden her, kam herangesaust ein Schwarm von Wilzen: sie tummelten ihre kleinen, magern, zottigen Klepper, ohne Weg und Steg, über die Schneefelder hin, manchmal einbrechend, fast bis an den Bauch, aber immer gleich wieder sich emporarbeitend: so kamen sie unglaublich rasch heran. Sofort sperrten sie, sobald sie dieselbe erreicht hatten, die Straße nach Osten, nach Welandsfleth; ein kleiner Haufe trabte auf die drei Sachsen heran. Diese saßen einstweilen im Sattel, Volkfried auf dem edeln Dänenroß, das ihm der Bruder hingedrängt hatte; auch Volkhelm war trotz seiner Erschöpfung wieder aufgestiegen, auf Volkfrieds Pferd. Aber das Entkommen schien unmöglich, zu groß die Übermacht.

Der Führer der einen Rotte winkte den Seinen mit der Hand, noch nicht zu schießen: denn ein Dutzend Hornbogen waren im Nu, auf jene Drei zielend, gespannt. Er ritt auf die drei Bedrängten los: er trug nicht wendische Pelze, sondern fränkische Waffen. Mit stumm eingedenkem Ingrimm erkannte Volkfried Golos, des Fronboten, verhaßte Züge. „Hui," rief dieser, „das ist ein hübscher Fang! Lebend bring ich den Mörder Herrn Fortunats dem Grafen. Gebt euch, ihr Sachsen."

Statt der Antwort riß Volkfried das Schwert heraus. „Hierher, hinter mich, Volkbert! Komm, Bruder! Wir rennen sie über den Haufen." Und was die Rosse rennen konnten, sprengten nun die drei Reiter auf jenen Haufen der Feinde los, der die Heerstraße nach Osten besetzt hielt.

Volkfried kam durch. Ein Schwerthieb spaltete dem nächsten Wilzen die Pelzkapuze, den zweiten kleinen Gaul überrannte der starke dänische Hengst. Der dritte Slave duckte scheu zur Seite. Wie ein Pfeil flog Volkfried weiter auf der guten Straße. Einmal nur schaute er um. Da sah er seines Knaben Roß stürzen, und zugleich den Bruder von vier Wilzen gepackt. —

Einen Augenblick schwankte er: er überlegte. „Umkehren? Noch einmal in die Feinde sprengen? Den Knaben herausreißen oder mit ihm sterben?"

Da hörte er Golos Stimme, der, allen voraus, ihm nachgejagt war: „Halt! Sachse, halt! Ich bürge dir für eure drei Leben! Gieb's auf, den Kaiser zu warnen! Nicht? — So will ich mit grausigen Qualen deinem Knaben die Seele aus dem lebenden Leibe reißen! Bleib' — und er lebt! Flieh' — und er stirbt!"

Tief auf stöhnte das gequälte Vaterherz: es krampfte sich zuckend zusammen. Aber nur einmal.

„Herr Karl!" rief der treue Mann und stieß dem Roß den Sporn in die Weichen, daß es, mächtig ausgreifend, davonschoß.

Viertes Kapitel.

Die Höfe der sächsischen Bauern sahen — und sehen heute noch — einander alle so ziemlich ähnlich: der gemeingermanische Hausbau hat hier eine dem Stamm eigenartige Gestaltung entwickelt.

So unterschied sich denn auch von dem schlichteren Heim der Volkinge der Welande reicheres Anwesen im Äußeren nur durch bedeutendere Größe. Auch hier umzog den Hof-

raum ein festgefügtes Pfahlwerk, die Hofwehre, auf der Stirnseite mit nur enger Pforte; im Rücken des Hauses gestattete breitere Öffnung einem Pflug oder auch einem Wagen die Ausfahrt.

Auf der Bank neben der Hausthüre saßen Graf Francio und Muthgard. Lindmuth schmiegte sich an des Alten Kniee.

Die Sonne hatte seit Mittag, durch Gewölk nicht gehemmt, ihre Strahlen reichlich herabgesandt; schwacher, weicher Südwind brachte milde Luft; der freundliche Wintertag neigte nun gemach zum Ende. Es dämmerte allmählich; aber ein schönes rosiges Licht ergoß sich über den sonst klaren Himmel und über die feierliche Schneelandschaft von Westen her, wo die Sonne hinter leicht behauchte Schleier von Dunst und Duft hinabglitt.

Der Sendbote hatte Lindmuth zu sich in den Hofraum gerufen, ihr das reizvolle Schauspiel zu weisen; die Mutter war gefolgt, die Spindel in der Hand: sie hatte auf die Holzbank neben der Thür eine dicke Wolldecke gespreitet, und auf den hier schneefreien Boden ein Wolfsfell geworfen, daß der alte Herr behaglich eine Weile hier sitzen möchte; er hatte ihr freundlich gedankt und sie am Arm an seine Seite auf die Bank gezogen; denn auch die Mutter stand gar sehr in Gunst bei Herrn Francio. Aber Frau Muthgard atmete manchmal schwer, wann es niemand merkte.

„Immer fleißig, wackere Frau. Das lob' ich! So war auch meine liebe Mutter, — die nun schon lang in Gottes Lichte lebt.“ „Wie hieß Eure Frau Mutter?“ fragte Lindmuth. — „Bertha.“ — „Wie des Herrn Kaisers Mutter. Ja, die soll auch stets gesponnen haben, sagte Fidus. Die Leute rühmen: sie spann Gold und webte Friede.“ „Ja, Friede webte sie!“ sprach er feierlich. „Unermüdlich

suchte sie zu versöhnen ihre beiden hadernden Knaben, bis . . . bis der jüngere so frühe — starb." Und er sah gar ernst vor sich hin.

„Nicht traurig werden, Herr Graf," schmeichelte die Kleine. „Ich hab's Herrn Audulf versprochen: ich wollte Euch nicht verdüstern lassen. Seht, Euch geht's ja sehr gut! Ihr habt Euch nicht nach Vater und Bruder und nach . . . nun, überhaupt so zu sehnen wie ich — so sehr!" Muthgard unterdrückte einen Seufzer; aber der Graf hatte es doch bemerkt. „Ihr aber sehnt Euch nach dem Gatten, schöne Frau?" Ein leichtes Rot, ein lebhafterer Ausdruck flog über die weiße Stirn, über die feinen, aber meist so stillen, fast allzu ruhigen Züge: — das verschönte sie noch. „Ich leugne es nicht," sagte sie. „Wir sind fast noch nie so lang getrennt gewesen."

„Er muß nun bald kommen," tröstete der Alte gutmütig. „Auch Acerbus muß nun bald hier sein," fügte er zögernd bei.

Muthgard wandte das Antlitz von ihm und ihrer Tochter ab.

„Und Audulf muß zurückkehren. Und viele Boten müssen endlich eintreffen, auf die ich lange harre! — — Dann halten wir das große Sendgericht und wehe . . . Siehe auf der Straße — von Westen her — die Sonne blendet doch noch — das ist ein Reiter: — wie der eilt! Das erträgt ja kein Gaul! Gleich — gleich ist er schon da." „Ist das nicht —?" zweifelte die Kleine. „Mein Mann!" rief die Frau. Aber hart erschrak sie, als dicht vor der Zaunpforte das Roß, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach, sowie der Reiter absprang. „Volkfried! Was ist . . ? Du glühst —!" — „Wo ist er —?" — „Wer?" — „Ah, ich seh' ihn schon!" An dem erschrockenen Weibe vorüber, vorüber an der Tochter, ohne

Wort, ohne Blick, stürmte er auf den Alten zu und warf sich vor ihm auf die Kniee.

Darüber staunte Muthgard am meisten.

„Wer ist das?“ fragte sie sich selbst, in namenlosem Befremden — „daß Er — daß Volkfried! — vor ihm kniet —?“ Sie brauchte nicht zu fragen.

„Oh Herr Karl,“ rief ihr Mann. „Flieht! Rettet Euch, Herr Kaiser!“ „Kaiser Karl!“ riefen Mutter und Tochter zugleich und unwillkürlich sanken auch sie auf die Kniee nieder, gebeugt von allüberwältigender Ehrfurcht. „Mein Richter!“ flüsterte Muthgard für sich. „Was verrätst du mein Geheimnis?“ sprach unwillig der Kaiser, hoch sich aufrichtend. „Herr, es gilt Euer Leben!“ rief Volkfried aufspringend. „Wo — wo sind Eure Krieger? Wo Weland und die Seinen?“

Der Kaiser schwieg.

„Fort! Alle verschickt!“ rief nun Muthgard, die sich erhoben hatte. „Wie bat Herr Audulf,“ erinnerte Lindmuth, „nicht so verwegen zu sein! Jetzt versteh' ich's erst!“ — „Wie viele Männer sind im Hof, Herr Kaiser?“ — „Außer mir nur ein Knecht Welands und einer meiner Krieger. Wer bedroht uns?“ — „Ein Schwarm von Wilzen! Wohl fünfzig! — Geführt von Hardrad und Petrus! — Morden wollen sie Euch!“ „Wo ist Volkbert?“ fragte die Frau ahnungsbang, den Finger auf seinen Arm legend. Da zuckte es über des Vaters Gesicht — wehevoll. „Gefangen! Vielleicht schon tot.“ Nur ganz leise stöhnte Muthgard; — lautlos blieb Lindmuth: aber zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

Der Kaiser hatte das nicht gehört: — er hatte sich gewandt und prüfend einen Blick auf das Gehöft geworfen. „Es ist nicht lang zu halten,“ sprach er dann sehr ruhig. „Aber lang genug, Euch zu retten!“ fiel Volkfried eifrig

ein. „Nur ein Mittel giebt's. Der wegkundige Knecht jagt sofort mit Euch davon, Acerbus entgegen. — Wir anderen drei — die Feinde wähnen Euch noch hier im Hof, — wir verhandeln mit ihnen in Eurem Namen, als wäret Ihr im Hause. — Wir halten sie hin — eine Zeitlang! Endlich, wenn sie's merken, verteidigen wir das Haus — eine gute Weile! — bis Ihr geborgen seid. Aber eilt, eilt!"

„Eilt, eilt, Herr Kaiser," flehten Mutter und Tochter.

Allein Herr Karl ließ einen langen Blick auf Volkfried ruhn und fragte, ganz langsam: „Du stirbst darüber —: unvermeidbar. Warum thust du das?"

„Warum? Weil ich Euch geschworen: ‚bis zum Tode getreu!' Das ist der Sachsen Eid."

Da richtete Herr Karl seine hohe Gestalt noch höher auf und schlicht sprach er: „Das gefällt mir, daß du das so gut weißt, Sachse. Aber merke: auch ich habe euch geschworen, euch zu schützen: — ‚bis zum Tode getreu.' Das ist des Kaisers Eid. Der wird auch gehalten. Ich fliehe nicht, indes du hier für mich verblutest. Ich bleibe." — „Herr Kaiser, unmöglich könnt Ihr doch . . . —" — „Ich bleibe. Soll ich vor Wenden laufen? Hab's nicht gelernt und lern's nicht mehr. Bin zu alt." — „Herr Kaiser, denkt des Reiches! Wenn sie Euch fangen! — Was werden sie als Lösegeld erpressen!" — „Meine Söhne haben Befehl, mich niemals auszulösen. Und es hat keine Not: — niemand greift lebend Kaiser Karl: — der steht in Gottes Schutz. Und dieses Eisens. Zurück ins Haus. Wir wollen uns mannhaft wehren."

Fünftes Kapitel.

Und das that not.

Kaum hatten Karl und Volkfried die beiden Männer aus den Ställen und Nebengebäuden herbeigerufen, die zwei Thore des Wohnhauses sorgfältig geschlossen, ebenso die Fenster mittels der Holzläden, und alle Waffen, die in dem Gehöft aufzufinden waren, auf dem Estrich der Halle aufgehäuft, als von Westen her mit wüstem Geschrei der ganze Haufe der Wenden heranbrauste.

Sie staken alle in Pelzen, meist in Schaffellen, die Wolle nach innen; sie starrten von Schmutz. Von Schaffellen waren auch die hohen, viereckigen Mützen, die zum Schutz gegen die Kälte, auch gegen Pfeilflug oder Schwerthieb, so tief herabgezogen werden konnten, daß nur die Augen frei blieben: Seitenklappen, unter dem Kinne verknotet, deckten dann den Nacken, die Wangen, die Kehle; über dem Schafwams flatterte den reicheren über den Rücken hin ein Pelzmantel, bei den vornehmsten mit kostbarem Rauchwerk verbrämt; aber vom Knie abwärts gingen oder ritten auch die Führer nackt, barfuß: nur etwa um einen Fuß war ein schmaler Riemen geschnürt, den Sporn aus spitzem Hartdorn zu tragen. Allein dieselben Führer prangten in phantastischem Putz: gestohlene fränkische Gold- und Silbermünzen waren durchlöchert und auf die schmierigen Schaffellmützen nebeneinander aufgenäht, hohe Reiherfedern erhoben sich auf der Stirnseite. Jedoch ein übler Geruch ging aus auch von diesen goldprunkenden Fürsten der Slaven, von den selten gereinigten Lammfellen, von den niemals gereinigten Leibern. Sie trugen Hornbogen über der Schulter, kleine Rohrbolzen — oft vergiftet an der Spitze — in zierlich geschnitzten Köchern, Holzkeulen, vier oder fünf, vor dem Sattel in einem Ledergurt — sie

wußten damit vortrefflich zu werfen, — leichte Lanzen und kurze, oft sichelähnlich geschweifte Hiebklingen. Mit einem wölfischen Geheul begrüßten sie das Sachsengehöft, das schweigend, im letzten Abendlichte des Wintertages, vor ihnen lag und ihren Anprall fest, trotzig, zu erwarten schien.

Im Augenblicke waren sie abgesprungen von ihren musterhaft gewöhnten Gäulen, die regungslos stillstanden, wo immer ihnen der Reiter die Zügelriemen über den Nacken warf. Sofort waren die wimmelnden Gestalten über die Hofwehre geklettert, durch die Gatterpforte eingedrungen.

Es ward nun rasch dunkel; in der Halle verbreitete das Herdfeuer Licht und warf es bis auf den Flur: die Angreifer führten hohe, rotflackernde Fackeln von Kien und Werch, welche sie durch den tiefen Schnee in den Erdboden stießen.

„Ein greulich Volk," sprach der Kaiser, hauptschüttelnd, „als Bundesgenossen schon: — und erst als Feinde!"

Graf Hardrad trat vorsichtig, mit dem gelupften Schilde sich deckend, gegen die Vorderthür, dicht neben ihm stand ein Fackelträger. „Herr Kaiser," rief er mit scheuem Ton, „wir wissen, daß Ihr in diesem Hause weilt. Gebt Euch gütlich gefangen. Wir sind sechzig Speere. — Gebt Antwort! — Wo ist Herr Karl?" „Hier!" erwiderte eine mächtige Stimme aus der halbgeöffneten Luke. Der Fackelträger stürzte mit lautem Schrei: — ein Wurfspeer hatte ihn um und um geworfen: — die Fackel losch knisternd, aufspritzend, im Schnee. Hardrad sprang zurück. „Er will's? Nun also drauf! — Von allen Seiten." „Drauf mit Beil und mit Feuer," rief hinter ihm eine dunkle Gestalt und schleuderte die erste Fackel in das Holzwerk.

Nur kurz konnte der Kampf währen: allzugroß war

die Übermacht. Die beiden andern, der Krieger und der Knecht, mochten dem Kaiser und Volkfried nicht helfen: sie hatten alle Mühe, die in den „Achterhof“ mündende zweite Thür des Hausganges zu halten.

Eifrig bearbeiteten die Wenden mit Feuer und mit scharfem Eisen die beiden Thüren des Hofes und die Läden. Unter den vielen Beilhieben splitterten alsbald die Bretter der Thüren: nur im Anfang hier und da konnten die vier Männer durch eine rasch aufgerissene und rasch wieder geschlossene Ladenluke einen Pfeil schießen, eine Wurflanze schleudern: bald mußten sie hierauf verzichten· denn sobald einmal die Angreifer die Luken genau bemerkt hatten, flogen, sowie sie von innen ein wenig geöffnet wurden, die kleinen Bolzen von den Hornbogen der Wenden in Menge herein.

„Was können wir beiden thun?“ flüsterte Muthgard, auf die Kleine deutend. Volkfried legte den langen Speer ab, schob den linken Arm in einen breiten Lederschild und zog das Kurzschwert aus dem Gürtel. „Beten! Heiß beten,“ erwiderte er, ebenso leise. „Es geht zu Ende.“

Im selben Augenblicke flog die ganze Vorderthür krachend nach innen, ihre brechenden Bretter trafen den Kaiser. Wildes Gejauchz der Slaven ergellte: zwei von ihnen sprangen zugleich auf die Schwelle. Aber schon stand Volkfried zur Rechten vor Herrn Karl: mit dem Schildbuckel gegenfahrend fing er den Lanzenstoß des einen auf, — der taumelte zurück, dem zur Linken schlug er das Schwert über das Gesicht. Einen Augenblick wichen die vordersten. Da trat der Kaiser ganz vor auf die Schwelle, offen und ungedeckt. „Wagt es, ihr Elenden,“ rief er, „mich anzutasten! Vor euch steht der Gesalbte des Herrn. Weh dem, der Hand an mich legt.“

Einen Augenblick bebten alle zurück, von der Majestät des Anblicks eingeschüchtert.

Da mahnte eine heisere Stimme: „Hand anlegen? — Nicht nötig! Wurfspeer und Pfeil!“ Und der Priester gab das Beispiel: sausend flog seine Wurflanze. Aber schon stand wieder Volkfried vor dem Kaiser: sein Schild fing auch dies Geschoß auf. „Nieder mit dem Sachsen!“ schrie Hardrad. „Alle Speere auf ihn.“ Ein Hagel von Geschossen flog auf die Thüröffnung. Im Augenblick staken und hingen so viele Wurfspeere und Bolzen in Volkfrieds Schild, — er konnte ihn nicht mehr halten: müde senkte er den linken Arm. Und da rannte, die Lanze mit beiden Händen fassend, ein neuer Feind herzu: Golo war's. Scharf zielte er auf des Sachsen schutzlose Brust, der, sein nicht achtend, mit gezücktem Schwert nur den Kaiser zu schirmen gespannt war. Schon erreichte fast des Feindes Speer Volkfried, als ein machtvoller Schwerthieb auf jenen niedersauste, Sturmhaube, Haupt und Hals des Angreifers spaltend: lautlos fiel er.

„Dank, Herr Kaiser!“ rief Volkfried. „Das war ein Streich.“ „Ja! Giojosa, die freudige Klinge,“ sprach der Alte ruhig, „ist noch immer scharf.“ Mit scheuer Furcht, mit Entsetzen wichen die Slaven, die den gewaltigen Hieb gesehen.

„Drauf, ihr feigen Wenden,“ mahnte der Priester. „Flieht ihr vor einem Greise?“

„Herr,“ erwiderte einer der Gescholtenen. „Er sieht aus wie der weißbärtige Gott des Todes!“ — „Das war keines greisen Mannes Hieb!“ — „Feuer fliegt aus seinen Augen!“ — „Das ist kein Sterblicher!“ „Laß doch sehen! Gieb mir deinen Bogen!“ Und der Priester kniete nieder und zielte scharf.

Da kam Graf Hardrad von hinten her um die Ecke des Hofes zurück. Er hatte versucht, von dort her einzudringen, den Kaiser plötzlich, überraschend von rückwärts,

lebend zu fangen. Er scheute sich noch immer, ihn zu töten; auch erwog er im goldgierigen Herzen, was ihm Slave oder Avare oder Byzanz für diesen Gefangenen zahlen würde. Aber die Thüre da hinten und die beiden Verteidiger gaben nicht nach. Und das Geschrei, das die Wilzen bei Golos Fall erhoben, rief ihn nach vorn. Er überblickte rasch die Lage. Sofort schlug er mit dem Schwert dem Priester den Bogen aus der Hand. „Lebend müssen wir ihn haben! Stellt euch! Ein Anlauf! — Den Sachsen niederstoßen, den Alten greifen.“ Volkfried übersah die Gefahr. „Leb wohl, Muthgard,“ rief er. Denn nun schien doch das Äußerste unabwendbar. Wohl deckte Volkfried den Kaiser mit seinem Leibe: aber ermattend wankte er und mit ihm wankte der Kaiser.

Da plötzlich erscholl aus den hinteren Reihen der Angreifer gellendes Geschrei: „Flieht! Die Franken! Die Sachsen über uns! Flieht!“

Und gleichzeitig tönte von fernher die helle Trompete des fränkischen Heerbanns und der dumpfe Hall des sächsischen Stierhorns. Fackeln in großer Zahl näherten sich rasch, manche der Wilzen flohen. Freund und Feind horchte nach der Ferne hin.

Graf Hardrad eilte an die Thüre des Zauns, zu sehen, was es gebe.

Diesen Augenblick ersah Petrus: er hatte bis dahin sich im dunkeln niedergekauert: nun schnellte er vom Boden auf und zielte mit dem Dolch einen tödlichen Stoß auf den Kaiser. „Stirb, Tyrann!“ zischte der Langobarde. Aber im selben Augenblick stürzte er zu Boden. Der erste der Erretter, weit voraus allen andern, hatte den Zaun von der Seite her, eine Streitaxt in der Rechten, überklettert und den Priester niedergeschlagen.

„Volkhelm! Fluch!“ schrie der im Fallen. Volkfried

wandte sich staunend seinem Bruder zu: da warf ein Wilze die Lanze auf den Kaiser.

Und er traf; aber nicht Herrn Karl, sondern Volkhelm, der — es war das einzige Mittel, den Kaiser zu retten — dazwischen sprang. „Volkhelm!" rief Volkfried, „du stirbst?" — „Ich glaube. Aber der Kaiser — ist gerettet! Und dein Knabe lebt auch."

„Zu Hilfe," schrie einer der beiden Knechte von der Rückseite des Hauses her, „sie dringen ein!" Da eilte der Kaiser mit erhobenem Schwert zu Hilfe in den Gang.

Schon kehrte Graf Hardrad von der Zaunthüre zurück. „Fliehen können wir nicht mehr," rief er. „Wohl aber den Kaiser, bevor sie da sind, fangen. Dann: — sein Leben für das unsrige. Hört!" Und er flüsterte leise, mit hastigem Deuten auf die Thüre, dann auf Volkfried. Gleich darauf teilten sich die Wenden: eine Schar zog sich um die Ecke des Hauses herum, die Angreifer auf der Rückseite zu verstärken. Sechs andere warfen sich zugleich auf Volkfried.

Wohl wehrte sich der heldenhafte Mann gewaltig: aber in dem Ringen ward er von der Schwelle herausgezerrt. Und nun war er verloren.

Wie ein Rudel Hunde, mag gar mancher unter ihnen blutend davongeschleudert werden von den grimmen Hauern, den tapfern Eber zuletzt doch deckt, wehrlos macht und niederhält, bis ihm der Jäger den Fang giebt: — so riß die Überzahl der Slaven den starken Sachsen trotz alles Widersträubens endlich zu Boden. Zwei hielten seinen linken Arm gepackt, auf jedem seiner Füße kniete einer: und Graf Hardrad, über ihn gebeugt mit gezücktem Schwert, spähte nach der Blöße der Brust, die der müde rechte Arm doch nun gleich öffnen mußte, mit dem er sich, das Kurzschwert in der Faust, noch verzweifelt verteidigte.

Da schrie ein Wende, vorn in der Hofthür, einen Warnungsschrei und fiel.

In der Hofthür erschien ein Mann, der erste der Entsatzschar. Er trug, barhäuptig, weder Brünne noch Schild: ein dunkler Mantel flatterte um die Gestalt, ein nacktes Schwert, irgendwo aufgerafft, hielt die geballte Faust: er spähte in den Hofraum, wo nur schwer Freund von Feind zu unterscheiden war. Nun langte hinter ihm an ein zweiter Mann, ein vollgewaffneter Krieger: „Zurück, Herr, um Gott!“ rief der, „es sind zu viele! Wir sind des sicheren Todes! Wartet hier.“ Aber nun hatte der im Mantel die Lage überschaut, den am Boden Liegenden erkannt. „Volkfried?“ rief er. „Ich komme!“ Im selben Augenblick stand er mitten zwischen den Wenden. „Graf Hardrad! Seht Euch vor!“ rief einer derselben, niedertaumelnd. Schon riß der Retter Volkfried an dem rechten Arm vom Boden auf. „Graf Hardrad!“ rief er, „wendet Euch. Nicht morden, fechten müßt Ihr jetzt.“

„Wer wagt es? Tollkühner!“ schrie der Graf, ließ ab von Volkfried, der sich nun wieder mit Erfolg der Wenden erwehrte, und warf sich auf den neuen Angreifer.

Und nun hob an ein fürchterliches Fechten!

Wohl war Hardrad der Stämmigere, wohl deckten ihn alle Schutzwaffen: Eisenhelm, Brünne und Schild und schutzlos bot ihm Haupt und Brust sein kühner Feind: aber er war gar rasch von Handgelenk, dieser Feind. Zwar sprang ein Wende von hinten herzu und schlug ihm eine Wunde in den Rücken, daß das Blut hoch aufspritzte: aber er achtete es nicht. Er führte die Klinge so meisterlich, als wäre sie beseelt: im Doppelschwang, wie eine zuckende Schlange, züngelte sie bald rechts, bald links um das wuchtige Hiebschwert des breitschulterigen Grafen, alle die zornigen, starken, aber ungeschlachten Streiche auffangend,

nicht wieder schlagend, nur eine ungedeckte Stelle an dem Leibe des Ganzgepanzerten zum Stoße suchend.

Hardrad ward immer grimmiger über die Erfolglosigkeit seiner besten, bewährtesten Hiebe: „Ich mach' ein Ende!“ schrie er nun, faßte, den Schild fahren lassend, das gewaltige Langschwert mit beiden Fäusten und hob es, einen furchtbaren Hieb auf das helmlose Haupt herabzuschmettern.

Aber dieser Hieb fiel nicht mehr: mitten durch die Kehle fuhr dem Grafen zuvor blitzschnell die schmale scharfe Klinge: rasselnd in allen seinen Waffen stürzte er schwerfällig auf den Rücken. Da flohen schreiend die Wenden aus dem Hofe. Volkfried war frei.

„Ihr — Bischof? Ihr seid's?“ rief er. „Zum Kaiser!“ antwortete der und sprang in das Haus. Muthgard eilte ihm entgegen. „Wo ist der Kaiser?“ fragte er. — „In Sicherheit! Der Seniskalk ist vom Rücken her in den Hof gedrungen. Aber wo ist mein . . .?“

„Da,“ sprach der Bischof, Volkfried vor sich her auf sie zuschiebend, wankend, auf sein ganz blutig Schwert gestützt — „da, Frau Muthgard, habt Ihr Euren Mann!“ „Er hat — er allein — mich gerettet,“ rief Volkfried. „Eure Wunde —?“ — „Nicht Wortes wert! — Aber nun — war's doch wohlgethan — daß . . . Gott — mich schuf.“

Und er stürzte zusammen.

Sechstes Kapitel.

Alsbald nach des Grafen Fall waren von allen Seiten die Befreier herbeigeströmt, auch Volkbert war in die Arme der Eltern gesprungen.

Hell leuchtete am andern Tag aus klarstem Winterhimmel die Sonne auf den Welandshof. Im Laufe dieses Tages waren auf gar vielen Wegen eilende Boten eingetroffen, welche dem Kaiser brieflich oder mündlich allerlei Nachrichten brachten. Immer heller und heiterer wurde das gewaltige Antlitz.

Die Spuren des Kampfes wurden, unter Frau Muthgards sorglicher Leitung, so gut es ging, getilgt, die Erschlagenen fortgeschafft und im Walde eingescharrt.

Volkhelm, dem unter der Schwägerin Pflege das Bewußtsein wiedergekehrt war, lag, wohl gebettet, in einer Kammer des Hofes. Die Gatten und die beiden Kinder saßen an seiner Seite.

Der Knabe aber erzählte: denn Volkhelm war das Sprechen fast unmöglich.

„Gewiß,“ rief Volkbert, „hat der Herr Kaiser dem guten Oheim hier seine Rettung zu danken: er war es doch, der all die Franken und Sachsen herbeigeholt, die dem Vater und dem Kaiser herausgeholfen. Aber freilich: der Oheim und ich, — wir wären nicht losgekommen ohne die Wendin, — weißt du, Vater? — die Wlasta! Das war nämlich so. Gar traurig lagen wir beide, der Oheim und ich, an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, nebeneinander im Schnee. Nachdem es Golo aufgegeben hatte, dem Vater nachzusetzen, erhob er drohend die geballte Faust gegen uns und schrie: ‚Entgeht uns der Fang durch des Sachsen Warnung, zerbrech' ich euch alle Knochen

im Leib.' Er hatte die Vorhut der Wenden geführt; bald traf der größere Haufe, unter dem Grafen und dem Abtvikar, ein: und auch von Esesfeld her ein paar Reiter: diese, die Wilzen sind ja des Landes fremd — zu geleiten, hatte sich ihre Stammgenossin Wlasta erboten. Sofort brach die ganze Schar auf, gegen euch. Wir wurden auf ein Pferd gebunden; ein paar Wilzen sollten uns mit Wlasta nach Esesfeld bringen. Noch nicht weit waren wir geritten, — gar traurig gedacht' ich, daß ich euch alle drei wohl niemals mehr im Leben sehen würde! — da trieb die Wendin ihr Rößlein an uns heran und rief laut, drohend, scheltend, in ihrer Sprache gegen uns. Wir verstanden es nicht. Ja, sie hob die Hand und schlug mit geballter Faust dem Oheim in das Antlitz und mir auf den Rücken; sie fuchtelte in der Luft herum gegen uns mit einem scharfen Messer. Der Slave hinter uns lachte ihr zu und ritt an uns vorüber. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, da zerschnitt sie mit dem Messer gar flink unsere Stricke und flüsterte uns auf Sächsisch zu: ,Nun reitet, was ihr könnt! Im Süden zieht — so meldeten eben die Späher dem Grafen — eine fränkische Schar, die holet nach Welandshof zu Hilfe. Du aber,' sprach sie zum Oheim, ,sag' ihm, wenn er den Knaben in die Arme schließt: die Wendin schickt ihm den Sohn. Er soll sie nicht mehr — in seinen Gedanken — stoßen mit dem Fuß. Ich weiß nicht, was das sagen will . . . —'" „Weiter," drängte Volkfried. „Weiter." Aber er verzieh der Ungestümen in seinem Herzen.

Frau Muthgard nickte leise, verständnisvoll, vor sich hin.

„Kaum," fuhr der Knabe eifrig fort, „merkten die beiden Wilzen, was geschehen war, als sie die Gäule herumwarfen, uns nachzusetzen. Dem einen fiel das Mädchen in die Zügel und hielt ihn fest, lange, bis er sie aus dem Sattel

hieb: ich sah es: denn ich, hinter dem Oheim sitzend, schaute mich angstvoll um: — lautlos fiel sie in den Schnee. Nun setzten uns beide nach. Aber nicht gar weit. Der von Wlasta Aufgehaltene kam uns schon gar nicht mehr nach. Und der Oheim kannte rings die Gegend. Er verließ sofort die festgefrorne Straße und sprengte mitten in den Wald hinein; — er mied meistens die lockeren, die unsichern Stellen. Wohl sanken auch wir zweimal in den tiefen Schnee ein: — aber rasch half der Oheim dem Rosse heraus und wir jagten wieder davon, während der eine Wilze, der uns noch nachsetzte, so oft und so tief einbrach, daß er uns bald nicht mehr einholen konnte, sondern aus dem Gesicht verlor. Wir eilten nun immer fort nach Süden, wohin uns die Wendin gewiesen. Und wie es dunkel ward, sahen wir nicht mehr gar weit Fackeln glänzen — es waren die Leute des Bischofs und des Seniskalks, die aber gar nicht zu euch, — durchaus nicht! — die noch weiter gen Süden ziehen wollten. Der wilden Verzweiflung des Oheims glaubten sie gar bald: — Herr Audulf gleich, aber der Herr Bischof machte große Augen! — daß es hier den Herrn Kaiser zu retten gelte. So ritten sie und wir denn, was die Rosse laufen konnten. Und kamen, scheint es, gerade noch zu rechter Zeit.“ —

Volkhelm hatte der Erzählung eifrig zugehört, manchmal genickt, manchmal die starr blickenden Augen noch weiter aufgerissen. Jetzt sprach er mit matter Stimme: „Bruder, — ich kann nicht sterben — ohne — ohne — seine Verzeihung. Rufe mir den Herrn Kaiser herbei.“ „Ach,“ mahnte Volkfried, „quäle dich nicht darum. Du hast, wie so viele Tausend unseres Volkes den aufgezwungenen Eid gebrochen, bist zuletzt zu den Dänen geflohen. — Das ist zwar sehr schlimm! Aber er hat so vielen verziehen, die ihn nicht, wie du, reuig vom sicheren Tode gerettet: er

hat dich gestern schon von der Acht gelöst, er wird auch dir verzeihen. Laß es gut sein."

„Nein, Bruder! Du weißt nicht! — sollst es nun auch nicht mehr erfahren. Ich flehe dich an, ruf' ihn! — Aber sag' ihm vorher — was der Knabe erzählt, — daß ich ihn wirklich gerettet! — Es eilt — ich kann nicht mehr warten."

Volkfried ging zum Kaiser in die Halle und erzählte ihm alles und sagte ihm des Sterbenden Wunsch. „Ihr werdet nicht!" rief Audulf zornig. „Ihr sagtet ja, es sei kein Zweifel — Ihr habt ihn gleich erkannt ... —" „Still, Seniskalk!" sprach der Kaiser, sich ruhig von dem Sitz erhebend. „Soll ich einem Sterbenden, einem so tief Bereuenden nicht verzeihen?"

„Nein! — Warum?"

„Warum? — Ich bete jede Nacht vor dem Einschlafen das Vaterunser: soll ich nicht mehr sprechen können: ‚wie wir vergeben unsern Schuldigern?'" — —

Gleich darauf stand er an des Wunden Lager.

„Herr, Herr!" hauchte der, mit letzter Kraft sich auf dem linken Ellbogen aufrichtend und ihm die rechte Hand entgegenreckend. „Verzeiht mir: — alles! Schweigt vor Volkfried von — von dem andern."

„Das bleibt zwischen uns beiden," sagte der Kaiser. „Ich habe dir gestern Abend schon verziehen, bald nachdem ich dich erkannt. Ich hatte vor, dich, wenn du genesen, nach Spanien gegen die Saracenen zu schicken, mit dem Auftrag, dort zu kämpfen, bis du für den Herrn Christus und für mich den Heldentod gefunden. Du findest den schon jetzt! — so gehe mir voraus zum Heiland; grüße ihn von Herrn Karl und sag' ihm: ‚Herr Karl hat mir vergeben. So vergieb auch du, Herr Christ, ihm seine vielen Sünden: — denn er hat's nötig.'"

Und er reichte ihm die Hand, Volkhelm drückte sie und sank zurück und starb. Und Volkfried weinte, wie er den Bruder begrub.

Siebentes Kapitel.

In einem Nebengebäude des Hofes an dem Lager des Bischofs saß ein welscher grauköpfiger Mönch, der Heilkunst tief gelehrt; er war als einer der Boten aus Italien gekommen.

„Bruder Sincerus," sprach der Bischof, die dunkeln Augen ihm in die Seele senkend: „Ihr schweigt noch immer? Wohlan: bei Eurem priesterlichen Gehorsamseide legt Euch der Bischof von Arezzo zwei Pflichten auf. Vorerst: Ihr sollt mir die volle Wahrheit sagen." — „Ich werde sie Euch sagen." — „Was wird mit meiner Wunde?" — „Ihr könnt heute noch — jetzt gleich — aufstehen." — „Ja, aber dann? Ich meine, es ist doch zum sterben? Ihr zögert? Die Wahrheit, Bruder Sincerus. Redet! Ich gebiet' es."

Diesem Blicke war weder auszuweichen noch zu trotzen. „Es ist zum sterben. Der Rückenwirbel ist zu schwer verletzt. Ihr werdet jetzt genesen: — werdet auch — nicht ohne bittere Schmerzen freilich — gehen, reiten können, aber nicht auf gar lange." — „Wie lange?" — „Ein Jahr: — nicht zwei." — „Es ist gut so." — „Wie, hochheiliger Bischof?" — „Sehr gut sogar. Sterben für sie — auf daß sie ihn behält! . . . Nun gelobt mir, zum zweiten: Schweigen gegen alle!" — „Auch gegen den Kaiser?" — „Auch gegen den Kaiser." — „Jedoch — die blonde Frau? Es sind ja jetzt viele in den Häusern,

aber ich meine die Schöne. Sie versteht sich offenbar gar fein auf Wunden — ich erstaunte über ihre Fragen — sie will Eure Wunde untersuchen: sie wird alles merken."
„Nein," sprach der Bischof kurz, die Decke zurückschlagend und sich erhebend: „denn ich stehe ja jetzt — genesen — auf. Da ist nichts mehr zu untersuchen. Helft mir ein wenig beim Ankleiden."

Als sie damit zustande waren, trat der Kaiser ein. Der Mönch verneigte sich und ging. „Ich dank' auch Euch, mein schwerttapferer Herr Bischof. Ich war sogleich bei Euch, als der Kampf zu Ende war. Aber Ihr lagt bewußtlos da." Des Bischofs bleiche Wangen erröteten heftig, er beugte tief das Haupt. „O, mein Herr und Kaiser! Euch — Euch — hab' ich gebeichtet." Der Kaiser reichte ihm die Hand. „Es ist alles gut gemacht. Ich komme als ein Bote — von ihr. Von Frau Muthgard. Sie wollte Eure Wunde pflegen: — ich sehe, das fällt weg."

„Ja, das fällt weg."

„Und dann — sie wollte vor ihrem Manne und mir mit Euch reden. Überwindet es! Ich will Euch — heute — gar nicht Eurer Priesterschaft mahnen: Ihr seid wund am Leib und an der Seele — sonst spräche ich ganz anders! Hört aber ein Wort — wenig christlich, wenig kaiserlich: aber wahr: ‚Ein Mann, der sich zergrämt, weil ihm Ein Wunsch nicht erfüllt werden kann . . .'" — „Ein Wunsch! Der Wunsch des Lebens!" — „‚Ist ein Thor. Oder krank.'" — „Oder er liebt." — „Sehet auf mich: mein Blut war sehr heiß, meine Macht fast ohne Schranken: und doch sag' ich Euch: es kann ein Mann nicht jedes Weibes froh werden, dessen er begehrt."

Hoch richtete sich der Wunde auf: „Ihr vergeßt, großer Kaiser, ich habe, solang ich atme, nur Ein Weib geliebt."

„Ihr — Euer Schicksal — schafft ihr Unrast."

Der Bischof schüttelte lächelnd, zweifelnd, ein wenig den Kopf.

„Doch! Ich weiß es! Von Eurer kleinen Freundin weiß ich es. Wie hold ist dieses Kind! Und ganz die Mutter, süßen Reizes voll! — Wie wär's, mein Freund? Papst Leo thut, was ich verlange. Ihr könnt die Kleine haben, sobald Ihr wollt. Ja, Ihr habt sie schon!"

Abwehrend streckte Acerbus den Arm aus. „Wer die Rose verlangt, den tröstet nicht die Knospe. Wie sagt Frau Muthgard? ‚Lieben, — das ist Ewigkeit!' Recht soll sie auch darin behalten." — „Euch ist nicht zu helfen! Übrigens — es ist mir lieb, daß es dem herben Sachsenweib doch endlich zu Herzen geht. Ich wartete darauf, bei dieser Art von Frau." — „Weshalb?"

„Weil . . . ! Nun, es giebt auch eine andere Art von Weibern, die solches freut und ihres Reizes Schaden stiftend Werk. Sie spielen mit dem Verderben aus eitel Übermut. Dagegen diese Muthgard! Laßt mir die Frau fortab in Frieden und Ruh!" — „Ich habe ihren Frieden nie gestört. Und ihre Ruhe? Hab' ich die gewirrt, — ich gebe sie ihr wieder. Kommt, Herr Kaiser, Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Achtes Kapitel.

Sie gingen in das Hauptgebäude; der Wunde hielt sich ganz aufrecht, nur bei dem Ausschreiten stützte er sich manchmal auf das Schwert, das er, aus dem Wehrgehänge gelöst, eingescheidet in der Rechten trug.

In der Halle trat Muthgard mit der Anmut ihres schwebenden Schrittes ihm entgegen, ihr Mann folgte. Sie hielt die Augen streng niedergeschlagen und wandte das Haupt leicht zur Seite, als sie mit fester Stimme sprach: „Herr . . . Acerbus!" — „Ich heiße wieder Richwalt." — „Ich danke Euch für meines Gatten Leben." „Und — du verzeihst — Ihr verzeiht mir?" rief er rasch. Innig bittend, angstvoll flehend hafteten seine dunkeln Augen auf dem so schönen, aber nun so strengen Antlitz; sie fühlte das wohl, aber sie wandte sich schweigend noch weiter ab. . Ein langes, banges, banges Schweigen. Ihm schien es endlos. Das Herz pochte ihm zum Springen.

Endlich, endlich belebten sich ihre starren Züge.

Kaum merklich öffneten sich die fest geschlossenen Lippen. Noch immer abgewandt, mit niedergeschlagenen Wimpern, hauchte sie ein ganz leises, kaum hörbares „Ja!"

„Das kam hart heraus!" stöhnte er.

Dieses gepreßte, aber abgrundtiefe Weh drang doch überwältigend in das lang schon ringende Frauenherz. Sie fühlte den Wunsch, den Trieb, ihm irgend etwas zu bieten, zu spenden, zu gewähren. Ihr suchender Blick fiel auf einen kleinen Becher, der auf dem Tische stand: es war nur eine ganz kleine Neige Weines darin: aber sie langte danach und reichte ihm schweigend das Gefäß, die Augen nun voll auf ihn gerichtet; ein holdes Erröten überflog die weiße Stirn; er ergriff den Becher und schlürfte hastig die paar roten Tropfen. „Ja — ich verzeih Euch ganz! Und — mehr noch!" Alles kam schwer, abgerungen, heraus. Sie stockte wieder. „Es ist nicht recht . . . es ist mir leid, daß Ihr Euch . . . Der Herr Kaiser sagt — und der muß es verstehen! — es wäre schade um Euch. Und Eure Freundin Lindmuth" — hier lächelte sie ein wenig — „die meint das auch. Sie redete mir sehr eifrig

zu — ich soll ..... Ja, und will es Euch auch sagen! Ich .. Ich kann es nur so schwer zeigen! Ich haß' Euch nicht mehr: seid Ihr doch sein Retter. — Ich will versuchen, — ob ich kann! ... Ja, ich meine, ich werd' es können — ich glaube, ich bin Euch schon ... fast ... ein ganz klein wenig — gut."

Sie hielt inne und atmete tief, wie nach einer großen, schweren That.

Da leuchteten zum erstenmal Herrn Richwalts trauerdunkle Augen auf.

Und eine große Wandlung kam nun über ihn. Wohl verflog jenes Aufleuchten sofort wieder: allein über diesen Augen, die sonst getrauert oder allzuscharf geblitzt hatten, lag es jetzt wie ein sanfter Schleier; die bleichen Wangen, allerdings heute noch bleicher, wurden nicht mehr von jäh aufflammender Lohe gerötet: das unruhige Wetterleuchten zuckte nicht mehr über das versöhnte Antlitz hin: ein Hauch leiser Wehmut, aber aufgelöst in Frieden schwebte darüber und mild war seiner einst herben Stimme Klang, als er begann: „Ich habe nun in diesen Tagen — und vollends in dieser letzten Nacht — Frieden gefunden. Nicht durch Gebet! Nicht durch die Heiligen! Nicht der Priester, der Mann in mir hat mir geholfen, hat gesiegt. Oh welche Wonne war's, wieder einmal das Schwert zu fühlen in der Faust! — Ich gönne Euch von ganzem Herzen Eurem Mann. Nicht Euch besitzen ist das Höchste, — Euch würdigen. Und darin," er lächelte traurig — „nehm' ich es getrost auch mit Freund Volkfried auf! — Ihr seid schön: — wohlan, so ist der Stern, der gestern abend, der dann die lange Nacht über auf mein Lager schaute. Ich will den lichten Glanz nicht für mich, will nicht ihn haben. Aber ich darf ihn doch schauen, darf mich freuen, daß Gott der Herr ihn so wunderschön geschaffen. So darf

ich Euer denken — immerdar, — daß Ihr so schön seid und — so gut! Ihr bleibt mir heilig bis ich sterbe! Es war ein furchtbar Leiden. Aber nun, nachdem sich alles so gewendet, so vortrefflich für uns alle" — da rüttelte ihn bitterster Schmerz, er griff nach dem Pfeiler der Halle, sich zu halten, faßte sich aber sofort wieder — „nun geb' ich, was ich erlebt und gelitten, geb' ich mein Weh' für alles Glück nicht hin. — Nachdem ich dies bestanden, trotz' ich allem, was noch kommen mag auf Erden. — Seltsam! Ich muß jetzt der Sage gedenken, die mir dereinst ein Skalde sang in grauem Bart." — Er fuhr wie träumerisch mit halbgeschlossenen Augen fort: ‚Ein Held sah einst die blonde Göttin Freia selbst. Er liebte sie. Da lächelte die Göttin, — sie verzieh ihm! — und sie zog aus ihrem goldenen Haar ihre goldene Nadel und fuhr ihm damit ritzend über die Brust: — nie heilt die Wunde und ihr süßes Weh. Doch unbezwingbar ward der Held im Kampf und keinen anderen Schmerz der Welt verspürt' er mehr.‘

So sang der Skalde. Es war ein traurig, aber stolzes, schönes Lied. — Ich konnte Euch nicht zwingen, mich zu lieben, aber wenn ich einst — vielleicht lange vor Euch — sterben werde . . . —"

„Oh Richwalt!"

„Dann werd' ich Euch gezwungen haben, zu sagen: ‚Das war ein Sieger.‘ Und dann wird meiner Augen letzter Traum sein — Euer Bild."

Er ließ sich nun langsam niedergleiten auf die Bank der Halle. Er winkte mit der Hand, sie möchten ihn ruhen, ihn allein lassen.

„Nun ist alles ja gut mit ihm," sagte Volkfried im Hinausschreiten.

Die Frau sah zu ihm empor und nickte. „Ja, frei-

lich, ganz gut! — Nicht Er liegt mir jetzt noch in Gedanken —, nur . . . das andere!"

Der Kaiser folgte den Gatten: er warf noch einen Blick auf Richwalt — und schüttelte schweigend das Haupt.

Neuntes Kapitel.

„Und nun, Frau Muthgard," hatte der Kaiser gesagt, „nun sollt Ihr uns zeigen, was Ihr als Hausfrau leisten könnt: keine Frau, nur Mägde sind ja im Welandsfleth. Welanding selbst, seit lange verwitwet, ist noch nicht zurück von den Botengängen, auf welche ihn Graf Francio verschickt hat. Auf Mangel an Vorräten sollt Ihr Euch nicht ausreden können: ich geb' Euch freie Hand über all die zwanzig Wagen, guter Dinge voll, die da draußen aufgefahren sind auf dem Hof. Ihr seid morgen des Kaisers Mundschenk, Truchseß und Küchenmeister, Euch müssen all' die Meinigen gehorchen. Ihr rüstet uns das Kaisermahl, das Siegesfest!"

„Euer Wille wird geschehen," erwiderte die Frau ruhig und ging ans Werk.

Der Kaiser und der Seniskalk lehnten in einem der Fenster und sahen hinaus in den Hofraum.

„Herr," sprach Audulf, „schaut nur die Frau, diese sächsische Bäuerin! Habt Ihr je ihresgleichen gesehen an Vornehmheit zugleich und Anmut? Wie sie jetzt über den Hof hinschreitet — nein, hinschwebt! Sie trägt in der Hand nur eine Schüssel kalten Fleisches: — aber sie trägt sie, als wär's der Königshort zu Aachen in der Pfalz!

Und seht nur, wie sie da für ihren Gruß den langobard'schen Reiterführern dankt: so freundlich, so fraulich und so vornehm doch! Die halten sie — so ehrerbietig neigen sie sich! — für eine Herzogin. Herr Kaiser, das wäre eine Frau für Euren Sohn, Herrn König Karl, der stets noch unvermählt."

„Ei, ei, Herr Seniskalk im grauen Bart! — Auch Ihr? Großvater seid Ihr? Ich werd' es Eurer Frau in Aachen melden! Haben wir zwei Greise, — Kriegsmänner, Reichslenker — nichts Weiseres zu reden als von dieser blonden Frau?" — „Weiseres vielleicht — Besseres nicht." — „Und Schöneres schon gar nicht! Und keine königlichere Frau verlangt' ich mir für meinen Sohn! Allein wir werden sie doch wohl diesem glücklichen Volkfried lassen müssen: wir, wie — wie andere Leute. Nun wollen wir gehen, uns für Frau Muthgards Mahl zu schmücken."

Und gar gewaltig und stolzprangend erschien Karl, eine wahrhaft kaiserliche Gestalt, wie er, der siebenmal seines eigenen Fußes Länge maß, nun alsbald mit feierlich langsamem Schritt in die Halle trat.

Unter dem blauen Mantel — eine kostbare griechische Spange hielt ihn auf der Schulter zusammen — trug er jetzt ein golddurchwirktes Gewand von weißer Seide. Edelsteine schmückten seine goldenen Schuhe. „Joieuse", „die freudige Klinge", hatte er abgelegt: er führte, aus dem Wehrgehäng gelöst, in der Hand, wie einen Stab, ein breites Prunkschwert in silberner Scheide: an dem Kreuzgriff desselben funkelten und blitzten ebenfalls lichte Steine und zwei schwere goldene Ketten umzogen den mächtigen Nacken; hell leuchteten, freundlich und freudig, die sehr großen, hellblauen Augen: ganz großartig, gebietend, war die

hohe, machtvolle und doch mild freundliche, echt väterliche Erscheinung.

Der Seniskalk hatte gestaunt, als ihm Herr Karl, der sonst stets in einfachster Gewandung ging, geboten hatte, die große Truhe, in welcher sie kostbaren Schmuck mitführten, heranbringen und öffnen zu lassen. „Ja, ja," hatte Herr Karl dem Befremdeten zugelächelt, „heute feiern wir ein Fest: eigentlich viele Feste für viele Siege."

Als nun das Mahl bereitet war und die Tafel, reich mit Silbergeschirr bedeckt, in der Mitte der Halle prangte, da befahl der Herr Kaiser, daß Volkfried ihm zur Rechten, Frau Muthgard ihm zur Linken sitzen sollten: ihm gegenüber der Bischof und der Seniskalk. Lindmuth aber und Volkbert mußten ihm die Speisen zutragen und den Becher füllen.

Und wenn die Kleine sich auf die Zehen stellte und dem Rotkehlchen in seinem Käfig, der an der Hinterwand der Halle hing, die Brosamen zuschob von dem zarten Weizenbrote auf des Kaisers Tisch, — dann sah das Vöglein mit klugen, vergnügten Augen auf das Mädchen herab, als wollt' es sagen: „und ich hab' auch ein wenig mitgeholfen."

Und als das Mahl zu Ende ging, da sprach der Herr Kaiser: „Nun hört, ihr getreuen Herzen, gar viel, was euch erfreuen mag. Die Gnade des Herrn Christus hat Großes an mir gethan in diesen letzten Monaten und Wochen, ohne daß ich's wußte, ahnte!

All' das schwarze Gewölk, das ich über dem Reiche drohen sah auf vielen Seiten, hat er hinweggeblasen, ohne mein Verdienst, mit dem allmächtigen Hauche seines Mundes. Gar viele freudige Kunden trafen in diesen Tagen zusammen unter diesem schlichten Dach: wohl darf der Kaiser heut' ein Fest begehen. Mein tapferer Sohn Pippin hat den

trotzigen Herzog von Benevent geschlagen. Mein tapferer Sohn Karl hat den letzten Ring der Avaren gestürmt. Mein Sohn Ludwig," hier furchte er leise die Stirne — „nun: alle Söhne können nicht gleich kühne Helden sein — mein Sohn Ludwig meldet, mein gewaltiger Feldherr, Graf Wilhelm von Toulouse, hat Huesca und Saragossa in Spanien bezwungen: nur Tortosa trotzt noch: davon alsbald mehr! Der Kalif von Bagdad, mein trauter Freund, Herr Harun Arraschid, — er ist ein edles, ein kluges und ein heiteres Haupt: aber seine Neigung, verkappt im Land herumzustreichen, ist doch zuweilen — nicht ungefährlich: ich mache ihm das sobald nicht wieder nach —! hat mir die Schutzgewalt über das Grab des Heilands zu Jerusalem übertragen, sie fortab vereint mit ihm zu üben. Mein Comes Stabuli Burchard hat die saracenischen Seeräuber mit meiner fränkischen Kriegsflotte — selbst hab' ich sie geschaffen! — bei der Insel Korsika geschlagen: — dies Eiland und der Balearen eine — ich weiß wirklich gar nicht so genau, wo die schwimmen! — haben meine Frankenschiffe erobert. Und der neue Dänenkönig Hemming bittet um Frieden."

„Herr," rief der Seniskalk, „von allen Seiten strömt's wie Wunder auf Euch ein. Der Himmel hilft Euch sichtbar!" „Ja," sprach der Kaiser, langsam den Silberbart streichend, „dem Herrn allein die Ehre!" Da trat Hülsung der Westfale mit einer Meldung an des Bischofs Seite. Der sprach tief gerührt:

„Gott hat auch dieses schön gefügt! Der Mönch — Fidus — der gute . . . —" „Was ist mit ihm?" fragte der Kaiser. „Aus vollem Herzen billigte und lobte ich, Herr Bischof, die Buße, welche Ihr ihm auferlegt. Das habt Ihr gut gemacht." Da fragte Muthgard — freundlich sah sie dem Bischof in die Augen und ohne Zucken

erwiderte der den Blick: „Ich erfuhr — von Graf Francio — des guten Mönches Schuld und daß Ihr — Ihr! — seine Buße bestimmen solltet. Was habt Ihr ihm auferlegt?" Bevor der Bischof antworten konnte, erwiderte der Kaiser: „Er hat ihm auferlegt, das Grab seines geliebten Weibes aufzusuchen und dort für beider Seelen Heil ein Vaterunser zu beten." Da reichte Frau Muthgard Herrn Richwalt über die Tafel hinüber schweigend die schöne, weiße, schmal zulaufende Hand. Er drückte sie fest und fuhr ruhig fort: „Er war schon recht schwach, der gute Alte, da er von mir Abschied nahm; nun meldet dieser treue Mann, Hülsung der Westfale —" „Ich kenne ihn wohl," nickte der Kaiser. „Das alte Sachsenrecht wird eifrig in diesem Geschlecht überliefert. Und minder nicht die alte Heldensage: gar manches Stück vom Kampf auf roter Heide hab' ich von den Männern und Frauen des Hülsenhofes mir und Einhard erzählen lassen — keiner weiß soviel davon wie die Hülsunge! — für meine große, große Sammlung solcher Sagen. Gebt ihm einen vollen Becher meines besten Weines, Hülsung dem Westfalen."

„Ich hatte ihn zum Führer der Bedeckung des Mönches bestellt. Sprich du selber, Hülsung."

Der Westfale neigte sich tief vor dem Kaiser und hob an: „Sowie er das einsame Grab wiedergefunden, das er selbst gegraben hatte, — das Kreuz ragte noch ein wenig aus dem hohen, frisch gefallenen Schnee — da hat er mir und den Wehrmännern geboten, zurückzutreten. Mit lauter Stimme hat er dann das ‚Vaterunser' gesprochen und sich nach dem ‚Amen' auf den Schneehügel geworfen mit dem Rufe: ‚Hercha, liebes Weib! Nun führt uns Gott der Herr zusammen für immerdar.'

Lang lag er so schweigend, regungslos mit ausgebreiteten Armen; als ich hinzutrat, ihn aufzuheben, da war er

tot. Und ein selig Lächeln hatte die Züge des Greises verjüngt. Da gruben wir ihm ein Grab neben seinem Weibe und ließen die beiden Gatten schlafen nebeneinander im einsamen Walde."

„Er war getreu bis in den Tod," sprach der Kaiser. „Herr Christus — vergieb ihm seine läßliche Schuld! Hätt' ich Frau Hildigard aufgeben sollen, — ich weiß nicht, ob ich mich nicht viel heißer versündigt hätte. — Ja, die! — Frau Hildigard!" — Er schwieg; plötzlich rief er: „Lindmuth, Kleine! Du hast ja Thränen in den Augen!" „Verzeiht mir — Herr Kaiser, — bei einem frohen Mahle! Aber ich habe Fidus sehr, sehr lieb gehabt." — „Komm zu mir! So! an mein Knie. — Einmal darfst du mir noch den Becher füllen: ich habe den letzten — den dritten — Trunk gespart — zu gutem Abschluß. Bleib' nur hier, an meinem Knie: du bist wie der Frühling, wie sie auch meines Lebens Frühling war.

Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Botschaften. Das Beste, das Größte hab' ich zum Schluß aufgehoben." Er winkte Audulf, nahm diesem eine mächtige Pergamentrolle mit schwerem Siegel ab und hielt sie in die Höhe. „Hier! Das langersehnte Schreiben aus Byzanz. Der Kaiser daselbst hat — endlich! — mich als Kaiser anerkannt:" stolz und freudig leuchteten die blauen Augen: „der Kaiser dort nennt mich ‚seinen Bruder', nennt mich ‚Basileus' und „Imperator'! Das ist, seit Papst Leo mir die Krone aufgesetzt, das mächtigste Geschehnis in der Welt. Der lange Krieg mit Byzanz, er ist zu Ende. Versöhnt sind Abendland und Morgenland, die ganze Christenheit hat Frieden. — Und was schreibt nun mein Gesandter aus Byzanz? ‚All' meine Mühe war umsonst — da lief ein Schreiben ein des Bischofs von Arezzo' — der Kaiser blickte hinüber zu Richwalt, der die Augen niederschlug —

,das hat ihn völlig umgestimmt, Nikephoros den Kaiser — so sagte der selbst ihm — so geistüberwältigend hat es ihm dargewiesen, daß seines eigenen Reiches Vorteil wie des Abendlandes diese Anerkennung und die Versöhnung fordere.' — Der Mann, der diese Staatsschrift verfaßt hat, darf mir nicht Bischof von Arezzo sein: — das kann ein anderer auch — und vielleicht besser. Mein Kanzler Rado ist gestorben — er war mir schon lange zu alt und langsam — ich brauche einen raschen Geist um mich, einen Mann von klugen, scharfen, feinen Gedanken, der das Herz des Menschen kennt in allen seinen Tiefen, in seinen Schwächen und Leidenschaften und in seiner Heldenkraft. Diese aber ist: die Stärke der Entsagung. Denn es ist mir lang aufgegangen: das ist die Tugend, die der echte Christ und der echte Held — und sei er Heide! wie mein Freund Harun — gemein haben: die allüberwindende Stärke der Entsagung, die Tod und Schmerz nicht scheut, nein, freudig überwindet, weil also Gott, weil so die Treuepflicht gebeut. So war Fidus, der alte Mönch, der leibschwache, ein Held, wie's dieser starke Volkfried da zu meiner Linken ist. Der Kanzler, den ich brauche, — der seid Ihr, Herr Bischof. Ich werde das schon durchsetzen bei dem Herrn Papst: er hat mir das Gleiche wiederholt bewilligt. Und als mein Kanzler und oberster Palatin dürft Ihr auch, obzwar Bischof, die Waffen führen. Nur Ein Feind ist noch unbezwungen. Im Laufe des Jahres wird ein neuer Feldzug nötig gegen die Araber in Spanien: zweimal hat mein Sohn Ludwig vergeblich Tortosa belagert: es muß fallen! Das ganze Heer des Reiches send' ich dazu aus. Und Ihr, Herr Kanzler, sollt dies Heer mir führen. Man weiß, daß Ihr die Heere wie das Schwert zu führen wißt. Nehmt hin — hier — Audulf, reich' es ihm! — mein eigen Schwert Ich weiß, vom Sieg umlaubt bringt —

oder," und der Kaiser sah ihm gütevoll, aber traurig, tief in die Augen und flüsterte „oder schickt — Ihr mir's zurück."

Da fuhr er auf vom Sitz, der sonst so streng sich bändigende Mann, mit beiden Händen griff er leidenschaftlich nach dem breiten eingescheideten Schwert, das ihm Audulf darreichte: er riß es an sich, er drückte es an die Brust, er küßte hastig den Knauf: er konnte nur stammeln: „Dank Euch, mein Kaiser!" Und die so traurigen Augen strahlten vor glückseligem Stolz.

„Und ich werde dafür sorgen," fuhr der Kaiser fort, „daß Ihr zwar nicht unsere Freundin Muthgard selbst, aber deren jüngeres Ebenbild oft am Hofe seht. Nein! Erschrick nur nicht. Ich schleppe dich nicht fort von den Eltern — noch nicht! Aber in ein paar Jahren! Ich habe, Frau Muthgard, am Hofe einen gar feinen Knaben von zwanzig Jahren, den Sohn des Grafen Wido: von dort, wo der starke Rhein die schlanke Jungfrau Mosel sich vermählt. — Was sagt Ihr zu dem künftigen Eidam?" „Aber Herr Kaiser," sprach die Frau. „Wie mögt Ihr spottend scherzen mit der heiligen Ehe? Eines schlichten Freisassen Kind und . . . —"

„Ja so!" Und er lächelte vergnügt vor sich hin. Er schwieg eine Weile und strich den schönen, langen, blütenweißen Bart. Dann sprach er laut, ohne irgend einen der Tischgenossen dabei ins Auge zu fassen, gerade vor sich hin: „Ein Gesandter der Wilzen kam vor einer Stunde. Sie unterwerfen sich. Sie bitten um Erlaß der Strafe. Esesfeld ist von ihnen geräumt. Die Burg muß erweitert werden, aus der schmalen Grafschaft mach' ich eine große Markgrafschaft. Herr Markgraf von Esesfeld, zieht ein in Eure Feste!"

Er rief das so laut, jetzt plötzlich in der Richtung auf

Volkfried blickend, daß dieser sich umwandte, den so Angeredeten zu sehen.

Aber hinter ihm stand niemand.

Erstaunt sah er nun auf den Kaiser; der aber lachte laut und sprach: „Du, Volkfried, bist der Markgraf von Eseßfeld. Deiner Treu' — ich habe sie erfahren! — vertrau' ich diese schwer bedrohte Mark. Aber ein Markgraf muß breite Hufen haben. Das Allod des Verräters Hardrad ist dem Krongut verfallen: — nach Abzug alles dessen, was der Elende deinen Nachbarn wider Recht abgepreßt — ich schenk's dir, Markgraf Volkfried: es bleibt noch all' genug! Ihr aber, schöne Frau Markgräfin . . ."

Jedoch Frau Muthgard rang schon lang mit sich gewaltig. Sie konnte sich nicht der Freude voll hingeben. Statt frohen Stolzes lag der Ausdruck der tiefen Beschämung, der Scheu, der Reue auf ihrem edlen Antlitz: ihr Busen wogte, die sonst so weiße Stirn erglühte, die Nüstern der fein geschnittenen Nase zuckten: — plötzlich sprang sie auf, warf sich ungestüm zu Füßen des Kaisers und streckte beide Hände wie abwehrend gegen ihn empor.

„Halt ein! Herr Kaiser! Halt! Ihn belohnet — nichts ist zu viel! — er ist das treueste Herz der Welt. — Ich aber verdiene nicht Lohn, — Strafe verdien' ich für schwere Schuld. Seit Monden lastet sie auf mir! — Ich muß es von der Seele wälzen! Bestraft mich! Ich ward Euch ungetreu und Eurem Recht!"

Staunend, mit großen Augen sah Herr Karl auf das schwer ringende Weib.

„Seit ich gewußt" — fuhr sie in atemloser Hast fort — „der Kaiser steht vor mir, wollt' ich's Euch gestehen — Euch allein — Euch im geheimen. Aber nun! Nun, da Ihr solche Huld — wie nur Gott oder doch wie nur ein sehr großer Kaiser kann — ausgeschüttet über mich

und all' die Meinen — nun sei's meine Strafe, daß es alle hören. Ich — ich — habe — meines Mannes Bruder — Volkhelm, der da draußen schläft im Wald, — als er geächtet war — zwar nicht ins Haus genommen, so heiß er bat! — aber — er war am Verschmachten — ich hab' ihn — vor dem Hofzaun — gespeist und getränkt! Wir wollten — beide — schon bevor wir in die Bärenhöhle flohen — zu Euch nach Aachen gehen und Euch alles sagen und Euch fragen — denn wir wissen's nicht! — welche Strafe steht darauf? Sagt's, Herr Kaiser, und gebet mir keine Gnade! nein: meine Strafe! — ich flehe Euch drum auf meinen Knieen." Und sie schwieg erschöpft und warf die beiden zusammengeschlungenen Hände auf des Kaisers Kniee und fest darauf drückte sie den herrlich gerundeten Kopf, und über ihren Nacken floß gelöst das wunderschöne blonde, das wellige Haar. —

Tiefe Stille entstand in der Halle: niemand wagte ein Wort: — die Leute hielten den Atem an: denn der Kaiser sah sehr, sehr ernst auf das gebeugte Weib, das vor ihm lag. Endlich — nach geraumer Weile, sie schien den Gästen allzulange — sprach er: „Du willst es. So werde dir dein Recht. Hülsung, alter Schöffe: du warst dabei, als wir das Sachsenrecht neu ordneten zu Aachen. Sprich: Finde du das Urteil: was sagt für diese That das Sachsenrecht Herrn Karls?"

Der Westfale erhob sich, tief erschrocken: „Herr Kaiser — Ihr werdet doch nicht? — Ihr wolltet . . . ?" —

„Soll Kaiser Karl zweimal um ein Urteil bitten?" sprach der Gewaltige mit drohender Stimme. „Sprich, Schöffe! Oder kennst du nicht dein eigen Sachsenrecht, das du mit verzeichnen halfst?"

Da sprach der Mann, die linke Hand auf die Brust legend, die rechte hoch erhebend, feierlich: „Ich weiß das

Sachsenrecht Herrn Karls: Wer einen Ächter hauset oder hofet, der soll des Todes sterben." — „Das hat sie nicht gethan! Weiter." — „Wer aber einen Ächter speiset oder tränket, der soll den Hals in Ketten tragen bis an sein Ende, solang er lebt."

Alles blieb still in namenlosem Schrecken.

Nur Lindmuth trat vor und hob beide Hände bittend zu dem Kaiser auf.

Der aber sprach, die hohe Stirn entwölkend, — und wunderschön leuchtete nun der milde, freudige Blick des blauen Auges: — „Du hast den Spruch gehört? Du willst nicht Gnade, sondern Strafe — nimm sie denn." Er löste von seinem Halse die schwere Goldkette, die in zwei breiten Schnurreihen zweimal ihn umschloß, und hing sie um den weißen Nacken der knieenden Frau.

„Steh auf, Frau Muthgard, viel Schöne und viel Getreue! Und trage diese deine Strafe bis ans Ende. Gott segne dir, mein Töchterlein, dein klares Antlitz und deine klare Seele," sprach der Kaiser und strich ihr leise über das Haar.

Langsam erhob sich, leise bebend, die edle Gestalt. — „Dank!" hauchte sie. Dann suchten ihre feuchten Augen das Auge des Gemahls: der drückte ihr nur stumm die Hand: — sie war so schön wie nie zuvor.

Lindmuth schenkte Richwalt ein: aber der Becher war ganz voll — es war nur eine List — „Mein Freund und — oh mein Herr!" flüsterte sie, „ich will mich aber gar nicht vermählen. Ich will immer bei der Mutter bleiben, abends für Euch beten, aber auch des Tages über recht viel an Euch denken: mit geschlossenen Augen — da geht es am besten! — Euer Antlitz schauend und . . . —" — „Die Mutter wird dich selbst an den Hof schicken." — „Treff' ich Euch dann am Hofe?" fragte sie rasch und

freudig. — „Gewiß! Ich werde dich dann vielleicht — aber beeile dich: in zwei Jahren triffst du mich nicht mehr dort! — selbst mit dem Grafensohne trauen.“ — „Ich mag ihn aber gar nicht!“ „Das ändert sich, mein Kind. Er ist sehr schön: du wirst ihn schon mögen, wenn ich . . . geh, schenke Herrn Audulfs leeren Becher voll.“ Und er schob sie sanft von seiner Seite weg —

Herr Karl aber erhob seinen Pokal und rief mit freudiger Stimme: „Erst laßt uns demütig dem Herrn Christus danken, der alles dies so wunderbar gelenkt: — Herr Gott, wir danken dir! — Und nun ruft Heil mit mir, ein lautes Heil: dem Kanzler und dem Markgrafen Heil. Sie waren treu: — treu bis zum Tod — drum hat sie Gott mit Sieg gekrönt!“

Zehntes Kapitel.

Es war im Spätsommer dieses Jahres.

Ausgebaut, vollendet war die Burg zu Esesfeld.

Auf dem Dache des höchsten Turmes flatterte der blumenbunte Kranz, den die Zimmerleute als frohes Zeichen des Abschlusses ihrer Arbeit um den Firstbalken geschlungen hatten.

Auf der Zinne seiner Burg aber stand der Markgraf der neugeschaffenen Eidermark, an seiner Schulter lehnte seine schöne Markgräfin, an beider Kniee schmiegten sich die Kinder. Das Jahr war ein reichgesegnetes gewesen: überall, wohin das Auge traf, strotzte das fruchtbare Land: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im sommerlichen Abendwind. Denn es sank der Tag.

Und der Markgraf streckte den rechten Arm aus und wies seinem Weibe nach allen Himmelsstrichen, wie weit sein Amtsgebiet sich dehne, und wo das Kronland mit des Markgrafen Allod oder Lehngut grenze. — „Sieh'," schloß er, „soweit du schauen magst, — all' diese reichen Felder: sie sind mein eigen."

Da hob sich die Brust der Frau voll höchsten Stolzes auf ihren Mann: sie schlug den holden Blick zu ihm empor — sie drückte zärtlich, verborgen vor den Kindern, seine Hand und flüsterte ihm zu:

„Und all' das hast du erreicht, nur durch die eigene Kraft und Treue. All' das dankst du dir selbst, allein! Oh Volkfried, was bist du für ein Mann! Wie ich dich liebe!" Und erglühend barg sie das schöne Haupt an seiner Brust.

Und die Abendsonne legte ihren vollen Strahlenguß auf die Frau: es leuchtete wie Gold ihr wellig Haar!

Und dieselbe Abendsonne leuchtete zur selben Stunde im fernen Spanien auf ein blutig Feld.

Die große Schlacht vor Tortosa war geschlagen: ein Sieg der Franken, wie er seit vielen, vielen Jahren nicht erfochten worden war. In zwei Tagen hintereinander hatten die Christen das Entsatzheer abgewehrt, welches in ungeheuren Massen von Cordoba herangezogen war: und gleichzeitig den letzten verzweifelten Ausfall der Belagerten. Lange, lange schwankte die Schlacht hin und her. Endlich hatten sich vor den Reihen beider Heere getroffen und im Einzelkampf gemessen ein Palatin der Franken und der große Emir von Cordoba selbst, Ibrahim, „der Zauberer des Schwertgefechts", wie ihn der Islam in ganz Spanien und Afrika pries: als ihn nach hitzigem Gefecht ein Stoß

durch die Kehle vom Rosse warf, da hatte das Entsetzen seine heulenden Araber in wilder Flucht entschart. —

Da war auch die gleichzeitig ausfallende Besatzung von Tortosa in die Feste zurückgetrieben worden: mit den Weichenden vermischt waren die Franken in das Ostthor der Stadt eingedrungen: die Geschlagenen flohen zum Westthor hinaus.

Damit schien dem durch zweitägiges Ringen gegen die Übermacht erschöpften Heer der Sieger für diesen Abend der Arbeit genug gethan und übergenug: denn die heiße Sonne des Augustmonds sank bereits.

Aber da sprengte, hochragend auf schwarzem Roß, der Franken Oberfeldherr auf den Marktplatz der Stadt: er befahl, mit Trompetenruf eine kleine Schar von Reitern hier um ihn zu sammeln. Bis ein müdes Häuflein beisammen war, hielt er auf dem Platz: schwer atmend, aber stolz aufrecht saß er im Sattel, vom schwarzen Helm bis an den Wehrgurt war er über und über mit Blut besprengt.

Jetzt trieb aus einer Seitengasse Audulf, der Seniskalk, das matte Pferd heran:

„Wie?“ warnte er, „Herr Kanzler? Ihr wollt noch nicht ruh'n? Zwei Tage lang habt Ihr über Menschenkraft hinaus gekämpft, — über Menschenmaß hinaus gesiegt. Erst Ibrahim vom Gaul gestochen! Und der Erste im Thore von Tortosa! Ihr blutet aus vielen Wunden!“

Aber der Kanzler hob sich hoch in den Bügeln: „Keine tief genug!“ Aus seinen dunkeln Augen leuchtete ein wunderbares Feuer: nicht einem Lebenden, einem bleichen Geist der Schlachten sah er ähnlich. Er hob schräg den Arm hoch und wies wagrecht mit der schmalen Klinge nach Westen dem Feinde nach: „Blast! Blast zur Verfolgung! Herr Karl und Sieg!“

Und bei dem schmetternden Rufe der lauthallenden Reiterfanfare — vom Knaben auf vor allen anderen Tönen hatte er diesen Klang geliebt! — in Kampf und Tod treibt er, zwingt er, reißt er hinein! — jagte Richwalt, hell aufjauchzend vor Kampfes- und Siegeslust, weit voraus den Seinen zu dem Westthor hinaus. Verwildert in dem langen Kriege war ihm Bart und Haar: im Westwind flogen wieder aus dem Helm ihm nach die langen dunkeln Locken, wie er sie, vor dem Mönchsgelübde, in froher stolzer Jugendzeit getragen: durstig sog er tief noch einmal die Luft, die Lust, den Stolz des Lebens in vollen Zügen ein. Die andern konnten ihm nicht folgen: bald war er ganz allein.

Am Rand eines Piniengehölzes hatte sich, den Rückzug der Massen zu decken, ein Häuflein arabischer Pfeilschützen in dem Waldgraben festgesetzt: — eine bunte, mit vielem Gold geputzte lange Fahne ragte aus ihrer Mitte. Kurz vor Pfeilschuß vor ihnen hielt der Reiter auf der breiten, ganz offenen Heerstraße: er schleuderte den Helm von dem Haupte, schnallte und riß die Brünne von der Brust, ließ den Schild vom linken Arme fallen und sprengte unter die Feinde mit dem jauchzenden Rufe: „Karl und Muthgard!"

Sie schossen ihre kurzen, spitzen, schwarzen Pfeile ab: — ein ganzes Schwirrgewölk davon zischte ihm entgegen: — aber sie hielten nicht stand, als der mächtige Rappe nun in edlem Schwunge stolz wiehernd unter sie setzte: den Bannerträger holte der Verfolger noch ein, durchstach ihn und riß ihm die Fahne aus der Faust.

Dann stürzten, von vielen, vielen Pfeilen getroffen, Rappe und Reiter.

In der Ferne, im Westen, verschwanden die fliehenden Feinde.

Die Abendsonne schien voll zwischen den Wipfeln der Pinien hindurch in das bleiche Antlitz; er hatte die Augen geschlossen. — —

„Um Gott, Herr Kanzler!“ rief nach kurzer Weile der graubärtige Audulf, über ihn gebeugt. „Ich sah — was Ihr gethan! Ihr habt ihn gesucht, den Tod.“

„Nein,“ sagte der Sterbende, fest, die Augen nochmal aufschlagend: „den Sieg und — endlich — den Frieden! Bringt dem Kaiser dieses eroberte Banner; es ist das zwölfte. Und hier — sein Schwert — gebt es ihm zurück. Ich hab's geführt, wie er — erwartet hat. Nun sterb' ich doch, ein Held, für ihn, wie einst sein Roland fiel — bei Ronceval. Grüßt ihn und . . . Ah, da ist sie schon! Sie schreitet, nein, sie schwebt heran! Sie lächelt: den Himmel seh' ich strahlend offen stehn! — Muthgard! Der Ehre und dir — bis zum Tode — getreu.“

Welt-Untergang

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr.

Den Freunden

Karl Gareis, Lorenz Grasberger,
Mathias von Lexer
und
Anton Freiherrn von Tröltsch

in dankbarem Gedenken gemeinsam zu Würzburg
verlebter Tage

zugeeignet.

„Dem Stift Wirzburg viel Gutes hat gethan
Bischof Heinrich, der herrliche Man,
  Das muß man von ihm sagen!
Zwei Grafschaften bracht' er daran,
Drei neue Kloster fing er an
  Zu bauen bei seinen Tagen:
Neumünster, Haug und Sankt Stephan,
Darin des Gottesdienstes pflagen
  Viel fromme Chorherrn sonder Wahn:
Sankt Benediktus Ordensban
  Thäten's alle jagen."

Alter Spruch.

* * *

In ew'ger Gegenwart steht alles Leben. — —

Vorbemerkung.

Die Gedichte, welche Gedanken und Namen — beides — nachfolgender Erzählung tragen, sind bereits 1868 entstanden, 1873 in der ersten Auflage der zweiten Sammlung meiner Gedichte (Stuttgart, J. G. Cotta) zuerst, zuletzt in der dritten Auflage dieser Sammlung (1883, Leipzig, Breitkopf und Härtel) veröffentlicht worden.

Erstes Buch.

I.

Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung schon flötet die Amsel ihr melodisch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Rüste geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen. Frühe sprießen an sonniger Halde die Veilchen hervor und wie leuchten, wie duften sie in den Weingärten der sanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen! Dankbar gedenkt, wer je sein genoß, des Würzburger Lenzes. —

Und ganz besonders schön, herrlicher denn je zuvor, meinten die frohen Menschen, war der liebe Lenz in das Mainthal eingefahren im Jahre des Herrn Eintausend.

Das Land weithin stand in eitel Maienbluft.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den sanft aufsteigenden Hängen umhegte — Weißdorn und Rotdorn und zahllose Hagerosen — blühte so reich, daß der süße Duft, vom Südwind getragen, berauschend flußabwärts zog. In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung sang die Mönchsgrasmücke, sang die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend eines wunderschönen Maientages leuchteten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne: sie trafen voll auf den ragenden Dom und das unmittelbar im Süden daranstoßende „Bischofshaus“: das heißt das gemeinsame Wohnhaus der Kanoniker. Brücke und Dom standen damals bereits genau an derselben Stelle wie heute: aber beide waren von Holz gebaut und erheblich schmäler als dermalen.

In dem Hauptsaale — der Bücherei — des Bischofshauses, in dem einzigen Stockwerk oberhalb des Erdgeschosses, stand an dem hochgewölbten romanischen Rundbogenfenster ein ernster Mann in mittleren Jahren. Er hatte soeben den von zierlichen Querlatten gebildeten Fensterladen, der den heißen Tag über verschlossen gehalten worden, nach außen aufgestoßen und blickte nun hinaus. —

Wo sich heute bergab, gegen den Fluß zu, die „Domstraße“ senkt, lag damals ein offener Platz, nur in weitem Abstand vom Dom und dessen Anbauten durch ein paar unverbundene „Höfe“ begrenzt.

Der einsame Mann neigte das braunhaarige, aber stark ergrauende Haupt leicht hinaus; er strich langsam mit der Linken über den breiten, fast völlig weißen Bart; er schloß die grauen, schwermütigen Augen; seltsame Augen waren es: nicht schön von Form oder Farbe: müde von vielem Lesen: — vielleicht auch von anderem: — aber doch war ihr Blick scharf, — wie der des Falken — und unvergeßbar für jeden, der ihn aus der verhaltenen, ja trüben Ruhe hatte plötzlich aufleuchten sehen in flammendem Blitz. —

Aber jetzt, als er sie wieder aufschlug, war der Ausdruck dieser sinnigen Augen tief verträumt. Lange blickte er schweigend hinaus. „Wie schön,“ sprach er endlich leise

vor sich hin, „wie friedevoll! Des Herrgotts reichster Segen ruht auf Gau und Stadt. Soll ich — darf ich — diesen Frieden stören? — Aber muß ich nicht? — Und wird nicht — wie sie sagen — vielleicht der Herrgott diesen Frieden in wenigen Wochen wandeln in flammende Zerstörung, in Verderben? — Er nach einem unerforschlichen Ratschluß im großen — ich im kleinen, nach Pflicht meines von ihm mir verliehenen Amtes, also doch auch nach seinem Ratschluß."

Er richtete sich hoch auf, trat von dem Fenster zurück und machte einen Gang durch den geräumigen, durch zwei Reihen von Holzpfeilern mit Rundbogen gegliederten Saal.

Die Einrichtung war einfach, ohne Prunk, aber würdevoll; das ansehnlichste Gerät bildete eine Art Baldachin, der an der Ostwand gegenüber den nach Westen blickenden Fenstern, von zierlich geschnitzten Rundpfeilern getragen, eine lange Truhe überhöhte, deren Deckel, mit weichen Decken belegt, als Rücksitz diente; in der Mitte der Bücherei stand ein mächtiger runder Tisch, dessen weiße Ahornplatte mit Schreibgerät und mit vielen Pergamenten bedeckt war, an welchen an Lederriemen und bunten Schnüren große Siegel in hölzernen, bleiernen und silbernen Kapseln herabhingen.

„Mein Amt?" raunte er nun leise. „Ist es nur des Amtes Pflicht, was dich treibt, Heinrich von Rothenburg! Oder ist es die alte Lust am Kampf?" — Er ballte die Rechte wie um Schwerteskanuf und spannte die Muskeln des eingebogenen Armes. — „Am Kampfe, — zumal gegen diesen Feind? — — Also Sünde? — Sünde also plante ich, während der Rächer aller Sünde vielleicht schon die Wolken zusammenballt, auf denen er niederfahren wird, zu richten die Lebendigen und die Toten!" —

Er hielt erschauernd inne in seinem hastigen Gang und schlug andächtig ein Kreuz über Stirn und Brust. —

„Sünde?“ — begann er aufs neue, wieder ausschreitend. „Jawohl! — Hätte ich nicht dringendere Pflichten, — vielleicht! — aber die meinen immer noch weltlichen Sinn weniger befriedigen, meine Kampfesfreude schwächer — locken? Denn diese Pflicht des Amtes lockt dich, Heinrich! Ist das nicht ein Zeichen, daß sie weniger Pflicht als — — Leidenschaft?“

Er stieß bei einer raschen Wendung an den Rundtisch: eine der Urkunden glitt herab und rollte vor seine Füße. Er hob sie auf und warf einen Blick auf das daranhängende Siegel. „Kaiser Karls Verleihung! Sie selbst! — War das ein Wink, eine Mahnung des Herrn? Wüßt' ich es nur, — zweifelfrei: — ich nähme sie ja so gern auf mich, die Pflicht und den Kampf.“ — Er drückte das Pergament heftig an die Brustfalten seines langwallenden dunkel-porphyrfarbigen geistlichen Gewandes.

II.

Da ward die in das Vorgemach — nach Süden — führende Thüre des Saales geräuschlos geöffnet und ebenfalls in geistlichem, aber ganz schwarzem Gewande trat ein wenige Jahre älterer Mann ein. Dicht an der Schwelle, zwischen den dunkelgelben Thürvorhängen, blieb er stehen; demütig neigte er tief das ganz glattgeschorene Haupt und mit leiser Stimme hob er ehrerbietig an: „Hochehrwürdiger Herr Bischof, Ihr habt befohlen.“

Der Angeredete trachtete, seine lebhafte Erregung zu

bändigen, zu verbergen; er legte die aufgeraffte Urkunde ganz sacht auf den Tisch: — er suchte, vor denselben tretend, sie dem Blicke des Besuchers zu entziehen. „Laß diese unterthänige Weise, Bruder Berengar", sprach er gütevoll. „Sind wir doch Kampfgesellen: du bist mein eifrigster Mitstreiter."

Der andere trat näher, langsamen Schrittes. Die starren Züge des langen, hageren, gelbfahlen Gesichtes blieben unbeweglich, die schmalen Lippen öffneten sich kaum, die tiefschwarzen Augen hielt er streng zu Boden gerichtet, als er sanft erwiderte: „ich darf nicht anders. — Euer Vorgänger, der hochselige Herr Bischof Bernwart, hat mir solches Gebahren besonders auferlegt zur Buße für meine hochfärtige Überhebung."

„Ja, ja," lächelte Herr Heinrich — und die freundliche Heitre stand dem wohlgebildeten Antlitz, den feinen Zügen herzgewinnend gut, „mein gestrenger Oheim war ein stolzgemuter Herr." — „Er durfte es sein. — War er doch ein Graf von Rothenburg, — wie Ihr." Der Bischof zuckte die Achseln: „Edle Geburt ist wertvoll." „Ha, wirklich?" flüsterte der Priester, aber ganz unhörbar. —

„Doch ist sie kein Verdienst. — Aber er hatte dich im Verdacht, Archidiakon", — und er hob mit lächelnder Drohung den Finger — „erstens schon bei seinen Lebzeiten Bistum und Bischof beherrschen und zweitens um jeden Preis sein Nachfolger werden zu wollen." — „Was doch nur abermals ein Rothenburger werden sollte." Ganz tonlos und unterwürfig kam das aus den kaum geöffneten Lippen. Aber der Bischof schüttelte lebhaft das Haupt und hob, schmerzlich berührt, in Abwehr die Hand: „Da irrst du, Freund. — Mein Oheim konnte nicht ahnen ..... War ich doch ein Kriegsmann! Ein Mann der Staatskunst ...." — „Und was für einer! In keiner Heerfahrt

des Kaisers Otto des Roten und des jungen Otto fehltet Ihr auf deutscher, wendischer und zumal auch meiner italischen Heimaterde. Wie oft ginget Ihr als der Frau Kaiserin Theophano Vertrauter in Gesandtschaft nach Rom, ja selbst nach Byzanz!"

„Also!" unterbrach Herr Heinrich, kopfschüttelnd. „Mein Ohm und ich — wir dachten wahrlich nicht daran, daß ich weltlicher, mit viel Schlachtenblut befleckter Mann jemals geistlich, vollends Nachfolger des heiligen Burchhard werden würde. Du — Archidiakon, es ist wahr — hattest das nächste Anrecht auf diesen Stuhl." — „Kaiser Otto der Junge dachte anders, weiser — als er Euch — noch nicht sehr lange trugt Ihr geistlich Gewand — das Bistum gab." Der Rothenburger seufzte: „Ja: Er gab es mir." Beschwichtigend fiel der Archidiakonus ein: „Ihr seid vom Kapitel gewählt." — „Ja, ja, aber warum? Weil der Kaiser es wünschte." — „Nachdem er und die Regentin so sehr überrascht waren durch Euern Rücktritt aus der Welt." „Sieh, Berengar," fuhr der Bischof fort, „das ist es ja, was mir den Entschluß so schwer macht. Er — der König — setzt mich in dies Würzburg, vertrauend, daß ich sein Recht und seinen Vorteil hier nach Kräften wahre. Und nun soll ich Stadt und Grafschaft ihm entreißen!" Der Archidiakon glitt geräuschlos näher; scharf richtete er auf den Ringenden die dunkeln Augen, die unter kohlschwarzen, streng regelmäßig geschwungenen Brauen hervorblitzten. „Verzeiht," sprach er ruhig, „Herr Bischof: das ist nicht bischöflich geredet." — „Mag sein! Aber es ist ehrlich gedacht: — mit Gedanken treuer Lehenschaft." — „Ihr aber seid vor allem Sankt Peters Vasall! Von ihm, nicht vom deutschen König oder römischen Kaiser, tragt Ihr den Bischofstab zu Lehen. Sankt Peters und Eures großen Vorgängers, Sankt Burchhards, Recht habt Ihr zu wahren,

auch gegen des Königs Vorteil. Und nicht im Recht, im Unrecht ist der König! Gedenkt des Briefes Kaiser Karls! — Scharf sah ich es, wie ich eintrat: — er hatte Euch gerade wieder beschäftigt! Diese ehrwürdige Urkunde giebt Euch nicht nur das Recht, — hört es, Herr Bischof! — sie legt Euch die Pflicht auf, in jenen Kampf einzutreten und nicht zu rasten noch zu wanken, bis Ihr Gott erstritten habt, was Gottes ist. Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist." — „Dann bleibt ihm wenig genug in Stadt und Gau!" — „Gleichviel! Habt Ihr des Kaisers Sache zu führen oder die der heiligen Kirche? Wollt Ihr, nachdem Ihr das gute, klare Recht des Bistums entdeckt habt, es diesem Bistum vorenthalten — aus Schwäche, aus Menschenfurcht?"

Unwillig fuhr der Bischof auf und griff an die Stelle, wo er einst im Wehrgehäng das Schwert getragen hatte.

„Verzeiht: aus Liebe zu diesem Kaiserjüngling vorenthalten, was der große Karl aus Ehrfurcht vor Sankt Kilian und Sankt Burchhard dem Stuhle zugewandt? Erkennt Ihr nicht den Finger Gottes darin, daß er Euch — gerade Euch! — durch Zufall, — sagen die Weltleute — durch ein Wunder der Heiligen, ziemt uns Geistlichen zu sagen — in der Kämmerei, unter altem wertlosem Gerät und Gerümpel dieses kostbare Pergament auffinden ließ?"

„Ja, es ist erstaunlich," sprach Herr Heinrich nachdenksam, das Kinn in die linke Hand schmiegend. „Ist wirklich wundersam! Unter Bischof Dietho — vor achtzig Jahren — verbrennen mit dem damals erst seit siebenundzwanzig Jahren vollendeten Dom — hier, an der Stelle des jetzigen, stand auch er — in der Sakristei alle Urkunden des Bistums, aber auch alle! So daß, als Bischof Burchhard der Jüngere, der wackere Henneberger, vor etwa zwei Menschenaltern dies Gotteshaus hier neu erbaute, auch

nicht Eine Urkunde, nicht Ein Beweismittel für all unsere Rechte vorhanden war: mußten alle vom König, von den Erben der anderen Schenker und Verleiher neu ausgestellt werden — auf vieles Bitten meiner Vorgänger. Und nun muß ich vor wenigen Monaten in einer alten Truhe der Kämmerei unter abgetragenen, zerschlissenen Meßgewändern und angebrannten Altardecken dieses unschätzbare Kleinod auffinden! Wie kann das aus der Bücherei oder aus dem Archiv dahin geraten sein?"

Berengar zuckte die Achseln: „Wer soll das wissen? Vielleicht gelang einem der Brüder die Rettung dieses wertvollsten Stückes aus dem brennenden Archiv: — er selbst mag darüber umgekommen sein." „Ja, ja," bestätigte der Bischof, „es sind mehrere bei dem Brand erstickt, und zwar gerade auch — in der Kanzlei — der Protonotar, der dem ganzen Urkundenwesen vorstand, der pflichtgetreue Bruder Skapelarius." — „Die Kämmerei lag auch damals im Erdgeschoß — die Urkunde, in die Altardecke gewickelt, kann von dem Kanzleifenster — hier, im ersten Stock — in das offene Fenster der Kämmerei geworfen worden sein, als der Protonotar, der sie retten wollte, erkannte, daß er selbst nicht mehr zu entkommen vermöge."

„Klingt ganz glaublich! — Aber weshalb lassen die Heiligen die wichtige Urkunde sechzig Jahre verborgen bleiben und sie auffinden gerade durch meine weltliche, schwertgewohnte, vom Schlachtenblut befleckte Hand?" — „Gerade darin erblickt und verehrt die weise Fügung der Vorsehung." — „Wie meinst du das, Archidiakon?" „Heinrich von Rothenburg," erwiderte dieser feierlich, wieder leis einen Schritt näher gleitend, „gebt der Wahrheit die Ehre, hier im Kämmerlein vertrauter Zwiesprache: mehr vom Kriegsmann, als vom Geistlichen, mehr vom Staats-

mann, denn vom Priester, mehr vom rechts- und waffenkundigen Grafen, als vom Bischof habt Ihr an Euch — immer noch!" „Ja, leider," seufzte Herr Heinrich demütig, „immer noch!" „Weshalb — vor fünfzehn Jahren etwa — der tapferste Graf über alles deutsche Land, die rechte Hand der schönen Kaiserwitwe und Reichsregentin, Frau Theophano, plötzlich das Schwert ablegte und Priester ward — — kein Mensch weiß es . . ." Er zögerte: er schien gespannt auf Auskunft zu warten. Allein Herr Heinrich sprach nur leise zu sich selbst: „Aber Gott weiß es" und drückte die schwermütigen Augen zu.

Der Welsche wartete noch eine Weile: da aber der andere beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Aus der Haut konntet Ihr eben nicht fahren, wie aus der Brünne, auch nicht, als Ihr, nach kurzer Priesterzeit, hier Bischof wurdet. Nach wie vor weilen Eure Gedanken noch häufiger bei Recht und Gericht und weltlicher Wohlfahrt und weltlicher Gewalt, denn bei Beten und Büßen und bei dem Jenseits." „Leider!" wiederholte Herr Heinrich betrübt. „Nein, nicht leider: zum Heile dieses Bistums! Seht Ihr denn nicht? Deshalb eben führten die Heiligen Kaiser Karls Verleihungsbrief gerade in Eure starke Hand! Euch, Eurem weltkundigen Sinn vertraute Sankt Burchhard, Eurer weltlichen Klugheit, Eurer frischen Manneskraft seine Rechte an, nicht Euren Vorgängern, meist mönchischen weltflüchtigen Psallierern. Der Bischof, nicht der Graf, muß herrschen über diese Mainstadt und den Waldsassengau, darin sie liegt. Vor allem über die Stadt! So wollte Kaiser Karl! So will es Gott! Seht hier auf diesen Plan der Stadt" — er wies auf eines der Pergamente, die auf dem Tische ausgebreitet lagen — ein langes Jagdmesser war darüber gelegt, es auseinandergespreitet zu halten — „Ihr selbst habt ihn — mit der Hand des

kundigen Feldherrn — entworfen: glaubt Ihr, es ist ohne Bedeutung, daß die Stadt ein Fünfeck bildet, genau wie Eure Bischofsmütze, die dort liegt, Herr Heinrich?" „Spiel des Zufalls!" erwiderte dieser. Aber der Einfall behagte ihm. — „Ihr seid der Mann, des Bistums Recht zu wahren, mit scharfem Wort und — muß es sein — mit scharfem Schwert. Sankt Burchhard, Sankt Kilian, Sankt Petrus, ja Gott selber rufen Euch in diesen heiligen Kampf. Heinrich von Rothenburg, der Mann ist ein Felon, der irdischem Lehnsherrn die geschuldete Heerpflicht weigert: Heinrich von Rothenburg, willst du sie dem himmlischen Lehnsherrn weigern?"

„Nein! Bei meinem Schwerte!" rief der Starke und seine grauen Augen blitzten auf. „In solchem Lichte sah ich's noch nie. Gott ruft zum Streit. So will ich denn streiten bis zum Sieg oder — Untergang! Ich fürcht' ihn nicht, den Grafen Gerwalt!" „Gewiß nicht! Und" — der Welsche trat näher und flüsterte — „jene Weissagung des arabischen Magiers in Kalabrien, die Ihr mir vertraut — wie war es doch?" „Ich werde nicht sterben — so las er in meiner rechten Hand — bis ich mit dieser Hand meinen schlimmsten Feind auf Erden erschlagen," sprach Herr Heinrich mit grimmiger Freude. „Nun also! Und das ist doch ohne Zweifel —" „Graf Gerwalt!" nickte der Bischof.

„Aber," fuhr Berengar fort, „es wird zum Waffenkampfe gar nicht kommen müssen. Ihr werdet schon auf dem Wege Rechtens — vor dem Reichstag gewinnen. Sicher! Das Gericht möchte ich sehen —" und hier flog ein stolzes Lächeln um die schmalen, allzu schmalen Lippen des Lombarden und seine schwarzen Augen funkelten — „das Gericht möchte ich sehen, welches gegen jene Urkunde Kaiser Karls irgend eine Einwendung gelten lassen könnte."

„Allein," warf der Bischof ein — „warum haben alle meine Vorgänger seit bald zwei Jahrhunderten das Recht aus der Verleihung nicht geltend gemacht?"

Berengar zuckte die Achseln: „Wer kann solche Fragen beantworten? Soviel steht fest: Graf Gerwalt, Euer schlimmster Feind . . —" „Der Welsche weiß nicht," flüsterte Herr Heinrich zu sich selbst, „wie sehr sein Wort die Wahrheit trifft!" — „Kannte die Urkunde nicht. Und groß war sein Erstaunen, ja sein Zorn, als ich sie ihm — wohlweislich nur in Abschrift — übersandte. Diese Urkunde ist unanfechtbar. Nicht umsonst hab' ich Jahre um Jahre in der Rechtsschule zu Pavia geistlich Recht, Lehenrecht, Landrecht gelernt bei den ersten Lehrern. Viele, viele hundert Urkunden von Königen und Kaisern hab' ich eingesehen, viele Dutzend hab' ich abgeschrieben, hab' ich selbst verfaßt im Auftrag des Pfalzrichters daselbst. Erkennt Kaiser Otto unser Recht nicht an, so rufen wir das Urteil des Reichsgerichts am Reichstage an. Nach dem Rechte muß es für uns ausfallen! Siegt aber in dem barbarischen Reichstag dieser plumpen Deutschen — verzeiht, aber manchmal bricht das Blut Italiens in mir durch! — die Scheu vor dem Herrn König, so lebt noch ein anderer Richter, der uns — das heißt Sankt Kilian und Sankt Petrus! — unzweifelhaft zu unserem Recht verhelfen wird."

„Gott der Herr!" sprach der Bischof fromm. „Der ist gar fern und unberechenbar! — Nein, der Herr Papst zu Rom. Nicht rasten will ich und nicht ruhen, bis wir gesiegt — für Sankt Burchhard. Und müßt' ich auf meinen Knieen im Sankt Peter dem heiligen Vater Bann und Interdikt über König und Reich der Deutschen entwinden!"

„Nein! Nimmermehr!" rief der Rothenburger erschrocken. „Ich sollte den Bann herabbeschwören auf des großen Otto Enkel, meines teuren Feldherrn in so vielen Schlachten?

Das Interdikt auf diese geliebte deutsche Erde, auf dieses blühende Mainthal? Es ist nicht deine Heimat, Lombarde!"

„In die Hölle stoß' ich ganz Lombardenland, das abgefallene, um diesen Sieg!" schrie der Welsche, fortgerissen von wilder Leidenschaft.

Betroffen sah Herr Heinrich auf ihn herab: „Abgefallen? Von wem?"

„Von . . . sich selbst!" rief Berengar noch heiß erregt, dann fuhr er zusammen und erläuterte: „Von seinem wahren Heil — das heißt: von der Herrschaft der deutschen Könige."

„Aber wie," fiel Herr Heinrich, plötzlich stehenbleibend, ein, „wenn all unser Planen und Trachten gar nicht mehr Zeit fände, sich zu vollenden? Wenn es sündhaft, frevelhaft wäre, solch' irdischer Sorgen zu pflegen, an Herrschaft über Stadt und Gau und an weltliche Macht zu denken, während Stadt und Gau und Welt in wenigen Wochen . . .?" Er brach ab. Der Welsche lächelte; es zuckte wie Hohn über seine sonst so starren Züge hin. „Ihr meint? Auch Ihr? Jene Weissagung — aus meiner Heimat kam sie über die Berge — unheimlich — wie der schwüle Südwind . . . —" „Es ist der Glaube ja weit verbreitet," sprach der Bischof ernst. „Viel gelehrtere und viel frommere Männer als ich hegen keinen Zweifel. Ich — ich kann's noch nicht recht glauben. Entscheidend ist mir der Ausspruch des Herrn Papstes. Und der, so schreibt man mir aus Rom, schwankt hin und her."

„Wie? Papst Sylvester? Er? Der große Gerbert von Reims, der Schüler der Araber in Spanien, der Lehrer des Erdkreises, von fast übermenschlicher Weisheit! Wenn der nicht daran glaubt, dann . . . ." — „Ich sage Euch ja, er soll zweifeln. Seine Auslegung der Schrift

und der Väter führte ihn nicht zur Bejahung." — „Nun also." — „Aber ein heiliger Einsiedler — den Namen erfuhr ich nicht — soll stets wachsenden Glauben nicht nur bei dem ganzen Volke in Welschland, auch bei dem tief gelehrten Papste finden. Doch, wie dem sei! Ich muß der Kirche, des Oberhauptes der Kirche Weisung einholen, nicht nur für meine Belehrung, sondern darüber, wie ich mich als Bischof gegenüber meiner Gemeinde zu verhalten habe." „Mich würde der nahe Untergang herzlich wenig freuen," meinte Berengar spöttisch. „Noch gar viel hab' ich vor in der Welt."

„Ist das ein Grund für den Himmelsherrn, sie noch zu erhalten, wenn das Maß der Sünden voll? Ich fürchte sehr, solcher Wunsch, solch weltlich Begehren ist auch für mich der letzte Grund, der, unbewußt in der Tiefe der Seele wirkend und wühlend, mich abhält, daran zu glauben. Und so hab' ich denn über die Alpen, nach Rom, an den Herrn Papst einen ganz eigen gearteten Boten gesandt." „Wen?" forschte Berengar eifrig. „Es fehlt keiner aus unserem — wollte sagen: Eurem Klerus." Der Bischof schwieg; ein heiteres Lächeln schwebte um seinen feinen Mund. „Denn," fuhr der Archidiakon eifrig fort, „es kommt oft sehr auf den Boten an, welche Botschaft er heimbringt. Wenn einer von den Schwarmgeistern, den Träumern, den geheimnisbrünstigen Priestern, wie sie Kloster Cluny züchtet —" Herr Heinrich lachte. „Nun, hat keine Gefahr! Ungefähr das Gegenteil von solcher Art hab' ich zur Kundschaft ausgeschickt. Wenn dieser Bote, der welt- und lebensfreudigste Mann —" — „Dann meint Ihr Arn aus Bayerland, Euren Jägermeister! Richtig! Er fehlt seit Wochen!" — „Wenn der in Welschland dazu bekehrt wird, an den Untergang der Welt zu glauben —" „Arn? Ja dann," lächelte der Lombarde, „dann muß sie vorher

schon halb untergegangen sein. Einstweilen aber: — ruhet nicht, handelt, Herr Bischof. Die Zeit ist günstig; der Mann, der von Amts wegen ebenso berufen ist für den Kaiser, wie Ihr für Sankt Burchhard zu handeln — der Graf des Gaues, ist fern — man sagt, in Italien. Wenigstens seine Reisigen und Vasallen alle hat der König nach Rom entboten: der Marienberg da drüben ist fast unbesetzt: ein rascher Handstreich und — aber —" er stockte und sprach leiser zu sich selbst — „es scheint beinah, Er — der andere — hat recht." Herr Heinrich stutzte. „Wer? — Was zischelt Ihr da?" — „Ich? — Oh nichts!"

„Doch! Ich hörte genug, um mehr hören zu müssen! Wer hat recht?" Drohend, ahnungsvoll trat er näher. — „Nicht doch," wich der Welsche aus. „Lasset ab, Herr! Nicht gerne nenn' ich Euch diesen Namen. Er pflegt Euch zu ergrimmen!" „Graf Gerwalt!" rief Herr Heinrich und seine Augen blitzten. „Dacht' ich's doch! Was — was hat er gewagt, von mir zu sagen?" „Es wird Euch erbittern!" warnte Berengar. „Oh nein," knirschte der Bischof und zerbrach mit der starken Rechten die Armlehne von Eichenholz des hohen Stuhles, den er ergriffen, „ich bin ja ganz ruhig! — — Was hat er . . . . ?" — „Nun — vor seiner Abreise — er war ja nur ein paar Tage auf der Burg — an der Brücke war's — der Zollwart erhob den Zoll von den Mainschelchen, welche den Fluß zu Berg getreidelt wurden und meinte —: ‚Nun wird der Zoll, wie jedes Gefäll in der Stadt, bald nicht mehr in des Herrn Grafen Jagdranzen, in des Herrn Bischofs Kirchenbüchse wird er wandern.' Da lachte der Graf, wie er zu Pferde stieg, — er und sein Jagdtroß sperrten mir den Weg über die Brücke — und meinte: ‚Bah, es wird gehen wie immer zwischen uns. Wo ich gegen ihn vor-

trete —'" — „Nun? Was . . . ?" — „'Tritt der Rothenburger zurück.'" „Ah, ah, ah!" schrie der Gepeinigte auf, wie von einer Natter gebissen. „Das hat er gesagt? Er soll sich irren! Graf Gerwalt liebt es zwar, an sich zu reißen, was nicht ihm, — was mir gehört: aber doch nur, wenn ich fern, wenn ich wehrlos bin gegen ihn. Doch Sankt Burchhards Recht soll er mir nicht entreißen. Und wehrlos? Noch bin ich's zwar — nicht lange mehr will ich's sein! — Wo . . . ?" Er schritt, hastig, heiß erregt, durch den Saal. „Wo stehen die Wenden? Du weißt: die Söldner, von denen wir sprachen?"

Der Archidiakon war nun dicht an den Tisch getreten: er legte beide Hände auf die hohe Lehne des Eichenstuhles und hielt sich fest daran: er drückte darauf, während seine Augen wachsam jedem Schritte, jeder Miene des Erbitterten folgten. „Mainaufwärts, wenige Tagemärsche. Noch auf deutscher Erde, aber nahe der böhmischen Mark. Sie sind von Markgraf Eckhard von Meißen — nach tapferen Diensten — entlassen. Ihr Führer, Zwentibold, verhandelt um neuen Dienst mit Herzog Boleslav von Polen. Kommt der zum Abschluß, dann ziehen sie nach dem fernen Osten . . . —" — „Nichts da! Wir müssen sie an der Hand, zur Verfügung bereit haben. — Noch diese Nacht muß an sie ein geheimer Bote — ein verlässiger Mann . . . . wen schicken wir?" Berengar folgte dem Gange des Bischofs durch die Halle: „Ich will gehen: ich selbst," sagte er mit leiser, aber fester Stimme. — „Du wolltest? Es ist halsgefährlich!"

Berengar zuckte die Achseln: „Ich trage dieses Haupt nur für Sankt Burchhard und für Euch." — „Gut! Dank! . . . Aber höre! — Noch nicht fest abschließen! — Ich bin jetzt — ein wenig — erregt! In der Hitze soll man nichts beschließen. — Nichts übereilen!" — „Aber

auch nichts versäumen soll man! Die Söldner sind viel umworben. Auch der Magdeburger Erzbischof, Herr Gisiler, will sie dingen ....“ — „Die Wenden sollen warten! .... Nur noch kurze Zeit!“ — „Das thun sie nicht — ohne Wartegeld.“ — „Freilich! Freilich! und die Kammer ist ....?“ — „Leer. Nur der fällige Betrag für die Armen — das Drittel der Einkünfte ....“ — „Nein! Nichts da! Kein Schilling davon! Aber — wie steht es denn mit dem Gelde für meine Bauten in der neuen Vorstadt?“ — „Euerer Vorstadt: auf dem Sande?“ — „Jawohl! Das Waisenhaus und die Klosterschule .... freilich: der Verschlag, in dem jetzt beide untergebracht sind — recht elend ist er. Aber bah! — Menschenalter hindurch hat es genügen müssen: — bessere ich es, ist's mein eigenstes Werk. Drängt sich mir nun Notwendigeres vor, so ...! Die Waisen, die Schüler können warten: die Wenden, — du hast recht — die warten nicht. Nimm das Geld für meine Bauten in der Sandvorstadt. Bezahle Zwentibold die Wartezeit.“ — „Es wird nicht reichen.“ — „So nimm die Summe für das geplante Siechenhaus bei Sankt Andreas überm Main dazu. Aber eile.“ — „Ihr sollt mit meinem Eifer zufrieden sein.“ Er stand schon in den Vorhängen der Thüre. — „Aber noch nicht abschließen: nur Wartegeld! hörst du?“ Die Vorhänge rauschten. — Ohne Erwiderung war Berengar verschwunden.

III.

Gar früh am Tage — wie heute noch bei unseren Bauern auf dem Lande — begann dazumal auch in den Städten das Leben.

Mit Sonnenaufgang und den Vögelein erhob man sich vom Lager: um elf Uhr pflegte das Mittagmahl gehalten zu werden: bald nach Einbruch der Dunkelheit suchte man den Schlaf: die recht spärliche Beleuchtung der Zimmer lud nicht dazu ein, Arbeit oder geselligen Verkehr im Hause in die Dunkelheit zu verlängern.

So war denn auch an dem schönen Maientage, der auf Berengars rasche Abreise folgte, das Leben in dem Städtlein früh erwacht. Bei der ersten Hahnenkraht war diejenige Rotte der speertragenden Bürger, die für diese Nacht die Reihepflicht der Wache an den Thoren, in den Türmen und auf den bezinnten Mauern getroffen hatte, abgelöst worden von der „Tagwacht“.

Und der „Morgengruß“ den, sobald die Sonne über die Höhen emporgestiegen war, die Türmer weithin über die Holzdächer der kleinen Siedelung aus ihren langen, gewundenen „Tuthörnern“ schmettern ließen, weckte überall in den wenigen schmalen Gassen, in den zahlreichen „Höfen“ der freien Plätze sofort rühriges Regen.

Die Runde der neu aufziehenden Wache bedurfte nicht langer Zeit, den ganzen Umfang der Umwallung abzuschreiten. Denn das liebe, liebliche Würzburg war dazumal noch gar enge beschlossen: zählte doch die Umwallung, eingerechnet die Geistlichen, die Mönche, die bischöflichen Dienstmannen und die Reisigen des Grafen auf dem Marienberge, nicht mehr als etwa viertausend Bewohner

Der Archidiakon hatte recht, als er die Gestalt der

Stadt einer Bischofsmütze verglich. Denn sie bildete damals ein Fünfeck und dessen Grundlage der von Süd nach Nord, dann nach Nordwest gerichtete Lauf des Mains.

Eine Holzbrücke, wie bemerkt, gerade an der Stelle der heutigen schönen und breiten Steinbrücke, bezeichnete ungefähr die Mitte der ganzen, damals noch auf das rechte Ufer beschränkten Stadt: auf dem linken Ufer lagerten sich an den Fuß der alten Feste, um ein paar Kapellen und ein Kloster nur wenige Hütten armer Fischer. Die Siedelung auf dem rechten Ufer hatte erst vor etwa achtzig Jahren Erdwälle, hier und da durch steinerne Mauern verstärkt, und davor einen schützenden Graben erhalten zur Abwehr der ungarischen Raubreiter, die wiederholt so weit westlich gestreift und alles nicht ummauerte Land verbrannt und verheert hatten.

Damals hatte der bisher offene Flecken zugleich Stadtrecht empfangen; aber auch die neue „Stadt" war unter der Amtsgewalt des Grafen des Gaues, — Waldsassen hieß er — zu welchem sie gehörte, geblieben.

Die Brücke oder — in ihrer Verlängerung — der ihr im Osten gerade gegenüberstehende Dom schied die Stadt in zwei ungefähr gleich große Teile. Denn von der Brücke lief die Ringmauer mainaufwärts gen Süden, wandte sich dann in scharfer Biegung nach Osten bis an den Zwinger, das heißt den Zwingergraben, vor dem Wall, und bog von da nach Nordosten, die Wiesen östlich außerhalb des Grabens belassend. Von dort zog sich die Umwallung weiter gen Nordwesten, dann von Ost nach West, wandte sich dem dermalen noch sogenannten „inneren" Graben entlang dem Flusse zu und erreichte stromaufwärts von Nord nach Süd den Ort, von dem wir ausgegangen: die Mainbrücke.

So war also die ganze damalige Stadt eingeschlossen

durch die Grenzen, die heute der Fluß im Westen, die Neubaugasse im Süden, die Kettengasse und die Theaterstraße im Osten, der innere Graben im Norden bilden. Auf dem linken, dem westlichen Ufer schaute von dem Marienberg die Burg des Grafen, das „Castellum Virteburch", weithin über Stadt und Gau.

Die von dem Fünfeck der Umwallung umhegten Häuser bildeten nun aber sehr selten Straßen oder Gassen: waren es doch „Höfe", ganz wie die Siedelungen der Landsassen draußen vor den Thoren im Gau, fast ausschließlich aus Holz aufgezimmert, nur etwa der Unterbau aus Stein: die vornehmeren „Höfer" liebten es wohl hier, ein paar Platten des wunderschönen fränkischen roten Sandsteins als Treppenstufen vor die alsdann etwas erhöhte Thüre des Wohnhauses zu legen. Dies war aber — ganz wie auf dem Lande draußen — stets umfriedet von einem manneshohen Hofzaun aus Pfahlwerk: der „Hofwehre"; das Hofthor mußte so weit sein, daß die zweispännigen breiten Wirtschaftswagen bequem ein- und ausfahren konnten. Denn Ackerbürger waren sie, diese burgenses, und die Anfänge von Handel und Gewerk noch sehr bescheiden. So lagen auch innerhalb der Mauern weite Strecken von Wiesen, lagen Äcker, besonders aber Gärten, in welchen Wein, Obst, Gemüse gepflegt wurden.

Alsbald nachdem bei Sonnenaufgang von der Zinne des Brückenturmes der Thorwart seinen Morgengruß geschmettert, antwortete ein höchst friedlicher Schall: auf dem Widderhorn blies der Gemeindehirte seine Herde von blökenden Schafen und meckernden Ziegen zusammen. Er fing damit an im Nordwesten der Stadt, hielt vor jedem Hof und wartete, bis der Viehschalk die bereits aus der

Stallthüre entlassenen und an dem verschlossenen Hofthore sich drängenden Tiere aus diesem zu dem Hirten hinausließ.

So zog er die Kreuz und die Quer an allen Höfen vorbei, bis er an das „Südthor“ gelangt war. Wie im Norden und im Osten zog sich auch im Süden um die Stadt, hart vor Graben und Wall beginnend, ein breiter Gürtel von Wiesen und Gärten innerhalb des „Pfahlhags“, den an geeigneten Stellen ein paar Blockhäuser, aus festen Balken gefügt, verstärkten; hier wohnten kleine Leute, die als Taglöhner, Gärtner, Zeidler, Winzer, Fischer ihr Leben fristeten.

Gleich hinter den wenigen ärmlichen Lehmhütten und Holzhäuslein dieser werdenden „Vorstadt“ begann die weitgestreckte, bis zu dem „Acker des Randahar“ sich hinziehende „Allmännde“, das Gemeindegut der Stadt, bestehend aus Weide, Wiese und buschigem Wald, von den „Burgensen“ besonders zur Weide für Rinder und Schafe verwendet; während manches Borstentier mit grunzendem Wohlbehagen in den häufigen Pfützen sich sielte, die, an Stelle von gepflasterten Straßen, Hof von Hof zu trennen pflegten.

IV.

Rado, der graubärtige, hünenhaft lange und starkknochige Gemeindehirte, kam nicht so rasch hinweg von den meisten Höfen als er wünschte: — denn ihm war nur wohl draußen in Wald und Heide: in der Stadt, diesem ummauerten Grabe, müsse er ersticken, schalt er.

Und er war ein Liebling der Leute, der Alte: Haus-

herr und Hausfrau, Knecht und Magd, zumal aber die Kinder ließen ihn nicht leicht los ohne ein paar Fragen. Er wußte gar so viel, so vielerlei, was sonst kein Mensch mehr wußte: von Jagd und Fischfang und Viehzucht, von gesunden und kranken Tieren. Das Wetter verstand er ganz genau vorher zu sagen, manche meinten, geheimnisvoll nickend, weil er es selbst — ein wenig — mache.

Und alte Geschichten vollends wußte er zu erzählen — von seiner verstorbenen Mutter her — und Mären und Sagen, daß Kinder und Große offenen Mundes lauschten; und Segen: Wundsegen, Jagdsegen, Kampfsegen, Reisesegen, Biersegen, Viehsegen, Fischsegen — in mannigfaltigster Auswahl: seltsam nur, daß er sie alle plötzlich vergaß, trat in den Kreis seiner Hörer ein „Geschorener", wie er unwillig sagte. Herr Heinrich schalt wohl oft darüber, aber er lächelte dazu und ließ ihn gewähren: denn der Hüne war in jungen Jahren ein gar treuer und trefflicher Waffenknecht der Rothenburger Grafen gewesen und hatte — so sagte man — dem Vater Herrn Heinrichs das Leben gerettet in Welschland.

Während nun der Hirt von Knecht und Magd und Kind an dem Hofthor aufgehalten ward mit Frag' und Antwort, wartete der vorwärtsdrängenden Herde gar oft — und auch heut' — ein anmutvolles Kind mit dicken, langen, dunkelblonden Zöpfen, die durch die lebhafte Kleine stets in Bewegung gehalten wurden, daß die hellblauen Bändlein an deren Enden hin- und herflatterten. Sie zeigte weit über ihre vierzehn Jahre hinaus voll und üppig entwickelte Formen, aber sie war so mutwillig und so kindlich wie die springenden, bockenden Zicklein ihrer Herde.

Als der Alte aus dem letzten Hofe vor dem Thor der Sandvorstadt zurückkam, fand er die Kleine aus vollem Halse lachend: lachend, daß ihr aus den hellgrauen Augen

die Thränen über die dicken, runden Kinderbacken liefen. Sie hielt sich vor Lachen kaum aufrecht an dem langen, gebogenen Schäferstab, den sie einstweilen dem Alten abgenommen hatte.

„Was hast du, Fullrun?“ fragte der. „Dich reiten wohl wieder die Elben!“ „Es ist zum Zerspringen!“ keuchte sie, sich mit der umgewandten Linken über die Augen fahrend. — „Was?“ — „Schau ihm nur nach, Ohm! Da — links hin! — humpelt er davon. Sieh nur, wie er ausschaut! Ganz weiß vom trockenen Straßenstaub. Wie der Müller aus der Au! Nur nicht so sauber!“

Der Alte reckte die hohe Gestalt und hielt die Hand vor die buschigen Augenbrauen: denn die Morgensonne blendete von dort her: „Ei, das ist ja Junker Blandinus, der Sohn des Dogen aus Venetia, der jüngst erst ankam, Korn zu kaufen von dem Juden Renatus. Was hat der hier — in deiner Nähe wieder! — gesucht?“ Und er nahm ihr den Stab aus der Hand und hob ihn drohend, daß sein langer Mantel, aus drei Wolfsfellen zusammengenäht, von seinen Schultern zurückwallte. „Weiß nicht, Ohm. Aber was er auch suchte: — gefunden hat er was anderes. Er ist immer um die Wege, mit seinem seidenen Mäntelein und dem bunten gezipfelten Wams. Wäre gar nicht so übel im Gesicht, putzte er sich nicht so weibisch heraus. Kaum warst du im Hammerhof verschwunden, da bog er flugs um die Ecke der Wirsinge und stand vor mir. ‚Jungfrau Fullrun!‘ flüsterte er in seinem welschen weichen Ton, ‚segne Euch Sankt Amor!‘ ‚Ich heiße die runde Runel und mein Schutzheiliger heißt Sankt Kilian!‘ rief ich. ‚Wer ist Euch wohl der Liebste auf der Welt nach Euren Gesippen?‘ fragte er und machte ganz verschwommene Augen. ‚Schnufilo!‘ erwiderte ich rasch ohne Besinnen. Denn es ist ja auch wahr. ‚S—Se—ch? —

Schn—ufilo?' wiederholte er lispelnd. ‚Wo ist er? Ist er ein Ritter, daß ich ihn bestehen mag? Ich durchspeere ihn!' ‚Durchspeeren? — Meinen Herzens-Schnufilo? Nun wartet! Komm!' schrie ich ‚faß, Schnuf, faß!' Und grimmig bellend sprang der herzige Schnuf herzu und fuhr ihm an die Waden.

‚Oh — ohimè — Eine bestia? Ein monstro!' Nun trat der Schwarzkopf wieder näher: die dunkeln Locken — 's ist wahr — lassen ihm nicht übel! Aber sein Haar stank süß von Salben! Ich hielt mir die Nase zu! — So!" Und sie machte es dem Alten vor: — so drollig, daß er lachen mußte. „Und wisperte: ‚Wißt Ihr auch, schöne Runa, wie man in Venetia küßt?' ‚Nein,' sagte ich. ‚Ich küsse überhaupt nur Schnuf und Schnee.' ‚S—ch—nee? Ist das auch so eine Beißbestia?' forschte er, besorgt um sich blickend. ‚Nein, hier mein Mailämmlein.' ‚So will ich Euch küssen lehren!' lächelte er und machte einen Schritt. Aber — o Sankt Kilian sei gepriesen! — er trat, nur auf mich guckend — auf das Ferkelein, das da — nun wieder! — in der Pfütze liegt. Laut aufquiekend fuhr ihm das zwischen die langen Beine — er stolperte und fiel bäuchlings in den weißen Staub daneben. Nun fuhr auch Schnuf ganz erbost wieder gegen ihn und zerriß ihm den langen erdbeerroten Flattermantel. Fluchend sprang er auf und entwich eilfertig."

„Kommt er wieder," drohte Rado, „lehr' ich ihn, wie man im Waldsassengau — haut! — Auf, Thorwart, auf mit dem Gitter!" — Und nun flüsterte er ganz andächtig, gen Himmel blickend:

„Unsern Ausgang
Geleite der graue
Wandrer, weise der Wege.
Die Wölfe wehr' er
Von Herde wie Hirt."

„Hier, Giero, hier!“ Er pfiff dem mächtigen grauen Hund: der trieb in unablässigem Umkreisen die zerstreuten Schafe und Ziegen auf dem weiten Platze rasch zusammen, so daß sie nun in guter Ordnung durch das geöffnete Thor und dann über den an eisernen Ketten herabgelassenen schmalen Steg über den Graben trippelten. Draußen begrüßte das kluge Tier freudig in lustigen Sätzen und laut bellend die Freiheit. Einverstanden klopfte ihm der Alte den Kopf. Fullrun folgte zuletzt; sie trug über den geländerlosen Steg gar sorgsam auf ihrem vollen linken Arm ein schneeweißes Lämmchen, das sie aus der blökenden Menge gegriffen hatte: mit der Rechten hob sie den Saum ihres rotbraunen Röckleins bis über den Knöchel des unbeschuhten Fußes: im Morgenwind flog das krause kurze Haar an ihren Schläfen: mit vollen Zügen sog sie den frischen Hauch des Morgens in die junge Brust.

V.

An demselben Morgen trabte, nachdem die Frühmesse in dem Dom zu Ende, ein bunter Reiterzug den freien Platz hinab auf die Mainbrücke zu.

Die Hengste der Männer und auch zwei zeltende Paßgänger für Frauen — mit zierlich gegitterten hohen Seitenwänden an den weichen Sätteln aus spanischem Leder — waren neben der Kirche von mehreren Knappen in Bereitschaft gehalten worden. Als das gemeine Volk aus den weitgeöffneten schön geschmiedeten Doppelthüren und über die vier roten Sandsteinstufen des Eingangs hinab sich verstreut hatte, wurden die Pferde dicht an die kniehohen

„Roßsteine“ geführt, die, an dem Dom, wie an gar manchem Eckgebäude angebracht, das Aufsteigen und Absteigen reitender Damen erleichterten.

Ein schlanker Jüngling von nicht allzuhohem, aber zierlichem Wuchs und von auffallend anmutvoller Haltung geleitete gar höfisch, nur an den Fingerspitzen ihren hellgelben Reithandschuh berührend, ein schönes junges Mädchen die Stufen des Domes hinab. Das veilchenfarbene Barett, geschmückt mit dem weißen Gefieder der Silbermöwe, stand gut zu dem dunkelbraunen dichten Gelock des jungen Ritters mit dem etwas helleren Bart, der überall das feine Gesicht umrahmte. Das enganliegende Wams, von gleicher Farbe wie das Barett, zeigte vorteilhaft die geschmeidigen, wohlgestalteten Glieder: die zarten Gelenke der Hände und der Knöchel schienen nicht deutsche oder doch nicht ungemischt deutsche Abkunft zu bekunden.

Lebhaft sprach er zu der jungen Dame, feurig blickte er ihr — und recht nah! — in die großen Augen von hellstem sonnig goldenem Braun, welche unter blonden, nicht allzustarken Brauen hervor freundlich und freudig in die schöne Welt hineinleuchteten. Ihre Wangen waren hold wie vom Flaum des Pfirsichs überzogen: die frischen, ein wenig aufgeworfenen Lippen lächelten gar gern und zeigten dann zierlich gereiht die weißesten Zähnlein. Ein Reiterhut von weißem weichstem Filz mit sehr breitem Rand und schwarzer Feder wiegte sich keck auf dem ganz hellbraunen, aber leicht von einem roten Schimmer durchleuchteten Haar. Gar anmutvoll war die Bewegung ihrer schmalen langen Hand, mit der sie das weitflutende weiße Wollkleid aufhob, wie die feinknöcheligen Füßlein über die Steinstufen vorsichtig hinabglitten. Herzhaft lehnte sie dabei den vollen warmen Arm auf den des Ritters; der führte sie an den weißen iberischen Zelter mit hellrotem Sattel-

und Zaumzeug, der, ungeduldig harrend, mit dem rechten Vorderhuf gescharrt hatte und nun, die schöne Herrin erkennend, sie freudig begrüßend laut wieherte.

Der Junker hielt ihr beim Aufsteigen die Hand unter den Schuh und umspannte dabei den feinen Knöchel erheblich fester, als die Sicherheit der Reiterin gerade würde erheischt haben. Diese zürnte aber nicht, sondern sowie sie sich sicher im Sattelsitz fühlte, neigte sie ihm das wunderschöne Antlitz zu in gar holdseligem Lächeln: er erglühte vor Glück über soviel Huld, seine dunkelgrauen Augen blitzten und freudig schwang er sich auf seinen feurigen friesischen Rapphengst.

Hinter diesem Paar schritt langsam ein zweites die Domstufen hinab: gleich jung, gleich schön, aber in ganz anderer Haltung und Stimmung, so schien es. —

Zwar der Ritter, dessen blondes Haar dicht aus der ehernen Sturmhaube quoll, ließ die blauen Augen gar sehnend ruhen auf dem schmalen, blassen, nur ganz zart rosig überhauchten Antlitz der Dame; aber diese preßte den kleinen, stolzen Mund fest zusammen, schlug die Augen unerbittlich nieder und furchte streng die Brauen, deren tief dunkelbraune Farbe scharf abstach von dem fast weißgelben Geriesel ihres gewellten Haares, das unter der himmelblauen runden Seidenkappe hervor auf den gleichfarbigen langen Mantel frei, gelöst, flutete; dieser Gegensatz der fast schwarzen Brauen zu dem weißblonden Haar verlieh dem höchst vornehmen, edeln, aber marmorkalten Antlitz eigenartig fesselnden Reiz: wer diese stolzen, feinen Züge einmal geschaut, — er mußte ihrer gedenken für und für. Die ganze schlanke hohe Schilfgestalt schien ein schönes, aber herbes Rätsel; man mußte nachgrübelnd fragen, welch Geheimnis das junge Herz so streng verschlossen hüte? Denn die hellgrauen Augen, die sie selten aufschlug, schienen

auch dann nicht in die Welt, schienen nach innen zu schauen, fest entschlossen, um keinen Preis zu verraten, was sie in diesen Tiefen erblickten.

Schweigend, sinnend, zögernd, wie widerstrebend, schritt sie nun die Stufen hinab: sie waren noch feucht vom Morgentau: — sie glitt ein wenig aus: — der Jüngling hielt ihr rasch den rechten Arm hin: aber sie achtete dessen nicht: noch schärfer die langgestreckten Brauen furchend richtete sie sich — allein — rasch auf zu ihrer vollen Höhe, schritt sicheren Fußes fürbaß und winkte, auf der letzten Stufe angelangt, einen grauhaarigen Knappen herbei: der mußte ihr auf den Rücken ihres Falben helfen. Dem Jüngling klirrte laut Schuppenbrünne, Wehrgut und Schwertknauf aneinander, wie er sich nun hastig auf das starke Streitroß schwang, einen braunen Flanderer schwersten Schlages.

Die beiden Junker ritten jetzt an die Seite der beiden Edelfräulein und nun ging's in raschem Trab hinab an die Brücke: — deren Thor ward von den Wächtern ehrerbietig aufgethan: — nun über die dröhnenden Balken und drüben aufwärts auf dem linken Ufer, wo sich der Leinpfad zum Schleppen für die Mainschelche hinzog.

Ein Holzverhack sperrte den schmalen Weg zwischen dem Fluß zur Linken und dem steil abfallenden Felsen des Marienbergs zur Rechten: jenseit eines engen Durchlasses in dem Verhack wartete der beiden Paare ein Häuflein von Jägern mit Pferden, Hunden und Falken: denn der Falkenjagd, der Reiherbeize galt dieser Morgenritt.

---

und Zaumzeug, der, ungeduldig harrend, mit dem rechten Vorderhuf gescharrt hatte und nun, die schöne Herrin erkennend, sie freudig begrüßend laut wieherte.

Der Junker hielt ihr beim Aufsteigen die Hand unter den Schuh und umspannte dabei den feinen Knöchel erheblich fester, als die Sicherheit der Reiterin gerade würde erheischt haben. Diese zürnte aber nicht, sondern sowie sie sich sicher im Sattelsitz fühlte, neigte sie ihm das wunderschöne Antlitz zu in gar holdseligem Lächeln: er erglühte vor Glück über soviel Huld, seine dunkelgrauen Augen blitzten und freudig schwang er sich auf seinen feurigen friesischen Rapphengst.

Hinter diesem Paar schritt langsam ein zweites die Domstufen hinab: gleich jung, gleich schön, aber in ganz anderer Haltung und Stimmung, so schien es. —

Zwar der Ritter, dessen blondes Haar dicht aus der ehernen Sturmhaube quoll, ließ die blauen Augen gar sehnend ruhen auf dem schmalen, blassen, nur ganz zart rosig überhauchten Antlitz der Dame; aber diese preßte den kleinen, stolzen Mund fest zusammen, schlug die Augen unerbittlich nieder und furchte streng die Brauen, deren tief dunkelbraune Farbe scharf abstach von dem fast weißgelben Geriesel ihres gewellten Haares, das unter der himmelblauen runden Seidenkappe hervor auf den gleichfarbigen langen Mantel frei, gelöst, flutete; dieser Gegensatz der fast schwarzen Brauen zu dem weißblonden Haar verlieh dem höchst vornehmen, edeln, aber marmorkalten Antlitz eigenartig fesselnden Reiz: wer diese stolzen, feinen Züge einmal geschaut, — er mußte ihrer gedenken für und für. Die ganze schlanke hohe Schilfgestalt schien ein schönes, aber herbes Rätsel; man mußte nachgrübelnd fragen, welch Geheimnis das junge Herz so streng verschlossen hüte? Denn die hellgrauen Augen, die sie selten aufschlug, schienen

auch dann nicht in die Welt, schienen nach innen zu schauen, fest entschlossen, um keinen Preis zu verraten, was sie in diesen Tiefen erblickten.

Schweigend, sinnend, zögernd, wie widerstrebend, schritt sie nun die Stufen hinab: sie waren noch feucht vom Morgentau: — sie glitt ein wenig aus: — der Jüngling hielt ihr rasch den rechten Arm hin: aber sie achtete dessen nicht: noch schärfer die langgestreckten Brauen furchend richtete sie sich — allein — rasch auf zu ihrer vollen Höhe, schritt sicheren Fußes fürbaß und winkte, auf der letzten Stufe angelangt, einen grauhaarigen Knappen herbei: der mußte ihr auf den Rücken ihres Falben helfen. Dem Jüngling klirrte laut Schuppenbrünne, Wehrgut und Schwertknauf aneinander, wie er sich nun hastig auf das starke Streitroß schwang, einen braunen Flanderer schwersten Schlages.

Die beiden Junker ritten jetzt an die Seite der beiden Edelfräulein und nun ging's in raschem Trab hinab an die Brücke: — deren Thor ward von den Wächtern ehrerbietig aufgethan: — nun über die dröhnenden Balken und drüben aufwärts auf dem linken Ufer, wo sich der Leinpfad zum Schleppen für die Mainschelche hinzog.

Ein Holzverhack sperrte den schmalen Weg zwischen dem Fluß zur Linken und dem steil abfallenden Felsen des Marienbergs zur Rechten: jenseit eines engen Durchlasses in dem Verhack wartete der beiden Paare ein Häuflein von Jägern mit Pferden, Hunden und Falken: denn der Falkenjagd, der Reiherbeize galt dieser Morgenritt.

VI.

Das Jagdgeleit bestand aus nur Einer „Rotte": das heißt dem Falkenmeister und drei Falkenieren; alle vier waren beritten; die letzteren hielten abwechselnd den Falkenrahmen, eine leichte viereckige Trage, aus weißem Holze zierlich geschnitzt, auf welcher zwei Beizvögel, mit einer langen Kette unter dem Flügelbug und einer kurzen um den rechten Lauf und Fang angefesselt, saßen: zierlich stand den schlanken Vögeln die Falkenhaube, ein Käppchen von rotem Leder aus Cordoba, oben mit weißen Federn, unten mit kleinen silbernen Schellenkügelein geschmückt: ein schmales Lederriemchen hielt die Haube, über Kopf und Augen gezogen, unter der Kehle festgeschnallt. Den Berittenen folgten zu Fuß drei Hundekoppeler, von denen jeder zwei Stöberhunde an der Koppelleine führte: mächtig zerrten sie vorwärts, die starken, grauhaarigen, hochbeinigen Rüden aus Ungarland: aber scharf erzogen, gaben sie bei aller Jagdgier nicht Laut.

„Was habt Ihr heute für Vögel auf den Rahmen gesetzt, Herr Fulko?" fragte die Braunlockige, anmutvoll den Kopf und den breitrandigen Hut nach ihrem Begleiter zurückwendend. „Geht es auf hohen oder auf niederen Flug?" „Wer mit schön Minnegardis jagt — und für sie, — denkt nur an hohen Flug," erwiderte der Junker mit weicher, wohllautender Stimme. „Die Falkeniere haben Reiher angesagt in den Altwassern des Mains, nahe der Fähre bei den Höfen der Heitinge: sogar einen —, nun, nicht vor der Jagd von der Strecke plaudern, sonst verfällt sie dem wilden Jäger! Heute wollen wir erproben, Freund Hellmuth, ob des Herrn Bischofs isländischer Girofalk besser arbeitet oder mein Wanderfalk: ich

holte ihn, gerade flügge geworden, selbst aus dem Horst auf dem Geiersberg im Spechteshart."

„Deiner steigt besser und streicht gehorsamer zurück auf die Faust zur Atzung," antwortete der Blonde; trüb war, gedämpft der Ton seiner Rede. „Ei ja," rief Fulko, „er hat mir auch manch Federspiel zerzaust, bis er's gehörig lernte. Der Isländer ist nicht gut abgetragen: denn Freund Arn, der Jägermeister, der's besser als wir alle kann, ward vom Herrn plötzlich verschickt, bevor der teure Vogel stoßreif war. Aber nun, habt acht, Jungfrau Minnegardis! Die Stöberer springen ein." „Da platschen sie ins Röhricht," rief das Mädchen, und setzte in hellem Jagdeifer ihren Zelter in lustigen Trab. „Seht, schon müssen die vordersten schwimmen: da ist's schon tief." — „Ja, ein altes Weidmannswort scherzt: ‚Reiher ist von höherem Stand denn Rüde'. Aber jetzt — den Rahmen herbei!" Die Ritter lösten den Vögeln beide Fesseln, nahmen sie von der Trage und setzten einen derselben je einem der Fräulein, — Minnegard den Wanderfalk, Edel den Isländer — auf den seidengestickten Handschuh der rechten Hand, so daß die scharfrandigen Krallen den Zeigefinger fest umschlossen; die Kappen blieben noch unbehoben.

Es war nun gar schön zu schauen, wie die beiden holden Reiterinnen in raschem Trabe den Fluß entlang dahinflogen, mit wehenden Federn, Locken und Mänteln, die stolzen Vögel auf dem anmutig gebogenen Handgelenk.

„Hört ihr?" rief Fulko. „Da schlagen die Stöberhunde den Reihergruß. Lüpft die Kappen! Werft eure Vögel, edle Jägerinnen!" Die Mädchen schnallten den Vögeln rasch die Kappenriemen ab, ließen die von dem plötzlichen Lichteinfall Geblendeten noch einen Augenblick in den Himmel schauen, wiesen ihnen dann Beute und Flug, sie in der Richtung der rasch enteilenden Reiher in die Höhe hebend,

und schnellten sie mit kräftigem Schwunge des Gelenks in die Luft mit dem lauten Rufe: „Holî! Holî!“

Sofort hatten die Falken das steigende Wild eräugt und stiegen nach, pfeilschnell, mit gellendem Schrei, dem der kreischende Angstruf der Reiher „krätsch! kraitsch!“ antwortete. Beide Flüchtlinge blieben auf dem linken Ufer und eilten flußaufwärts: die Berittenen hatten also nur die nebenherziehende breite Heerstraße einzuhalten, so konnten sie leicht folgen.

Herrlich war der Anblick der Flucht und der Verfolgung durch die Lüfte. Zuerst entleerten die beiden Sumpfvögel die Kröpfe des Fraßes, ihren Flug zu erleichtern: denn sie hatten mit Erfolg in dem Schilfwasser gefischt, stets gegen die Sonne stehend und watend, damit der hinter sie fallende Schatte die Fische nach vorn ihrem Schnabel zutreibe. Dann legte jeder den langen kegelförmig zugespitzten Schnabel mit den messerscharfen Schneiden auf den Kropf, streckte die langen Ständer gerade hinter sich und sausend ging es nun in die Höhe, immer höher, immer höher, dem Verfolger das Überfliegen unmöglich zu machen.

Denn der Falke konnte den viel größeren Feind nur zwingen, wenn er ihn überstieg und dann von oben her schlug, ihm zwischen den Flügelschultern und dem Ansatz des Halses den Haken des Schnabels mit dem scharf ausgeschnittenen dreieckigen Zahn des Oberkiefers einhieb, die beiden Fänge aber mit den kräftigen spitzen Krallen unter den ausgespannten Flügeln — vor deren Bug — in den Rumpf schlug und so schon durch den Druck von oben den keineswegs immer tödlich getroffenen Reiher zum sausenden Sturz brachte; der Falkenier eilte dann herzu und tötete oder fing den Verwundeten, während der Falke, wenn gut abgetragen, auf die Hand der Herrin zurückstrich.

Aber nicht gerade aufwärts stiegen die Reiher, sondern

schraubenförmig, ähnlich den Lerchen, in immer höher und höher gezogenen Ringen: der schwere Vogel konnte nicht senkrecht oder sehr steil schräg fliegen, während der Falke schnurgerade, nur stets etwas höher zielend als sein Gegner flog, auf diesen losstürmte.

Übrigens kamen diesmal die beiden Paare in den Lüften und demgemäß die beiden Jägerpaare auf der Erde bald ziemlich weit auseinander. Edel hatte ihren Vogel früher geworfen als Minnegard: derselbe ersah daher den zuerst aufgestandenen grauen Reiher: dieser und sein Verfolger, der Isländer, gewann rasch starken Vorsprung in die Höhe und in die Weite vor dem Wanderfalk, der den zweiten etwas größeren Reiher — weiß wie Schnee leuchtete im Sonnenglast dessen Gefieder — stets vom Wasser ab nach dem Walde hin zu treiben suchte.

VII.

Edel und Hellmuth sprengten an dem anderen Paare vorbei und hatten bald Mühe, zu Pferd den raschen Fliegern zu folgen.

Lange vermochte der Isländer nicht, dem Feinde nachzukommen: endlich, endlich aber hatte er ihn überstiegen — etwa um sechs Fuß — und sofort stürzte er sich nun aus dieser Höhe auf seine Beute. Allein blitzschnell hatte der Reiher den bisher abwärts auf dem Kropfe getragenen starken, spitzen und langen Schnabel — eine fürchterliche, oft den Augen des Jägers sogar, der den wunden Vogel greifen will, gefährliche Waffe — senkrecht nach oben gekehrt: der Falke, der mit voller Wucht herabstieß, spießte

sich dabei die Brust auf wie auf einem Speer, so daß die Spitze des Reiherschnabels ihm im Rücken zwischen den Flügeln hervordrang. Der Sieger aber konnte sich nicht von dem verendenden Feinde losmachen, nicht unter dem Drucke dieser Last den Schnabel aus der Wunde reißen nud so taumelte er denn, den Rücken nach unten, sausend zur Erde. Kaum war er aufgefallen, — zwischen der Straße und dem Fluß — war Hellmuth schon zur Stelle, Edel folgte. Der Junker sprang ab, riß den toten Falken von dem Reiher los, faßte diesen mit der Rechten im Genick an beiden Fittigen und warf ihn hoch in die Luft: „Geh!" rief er dem hastig Enteilenden nach. „Du hast dich ritterlich gewehrt — hast gesiegt: ich mag dich nicht unritterlich erwürgen. — Ich habe doch recht gethan?" fragte er zu Edel hinaufblickend, die nun dicht hinter ihm auf dem schnaubenden Falben hielt. „Gegen Reiher seid Ihr ritterlich," erwiderte sie herb, ohne eine Miene zu verziehen, wandte das Roß und ritt langsam zu dem anderen Paare zurück.

Auch dessen Beize war ausgebeizt. Gar bald hatte der Wanderfalk den großen, glänzendweißen Vogel überhöht, und ihn von dem Flusse, den er nun überschreiten wollte, ab- und auf das linke Ufer zurückgedrängt: auf den ersten Stoß gelang ihm das Schlagen: Reiher und Falk taumelten, aber der Falke rittlings auf seiner Beute sitzend, auf die blumige Wiese zur Rechten der Heerstraße. „Ruft ihn, ruft ihn rasch," drängte Fulko die Jägerin, während beide heransprengten. „Er verliert sonst die Zucht und den Heimstrich." „Hilô! Hilô!" rief Minnegardis freudig und setzte in vollem Jagen über den breiten Graben auf die Wiese: ihre schwarze Feder flog, ihre Locken flatterten. Entzückt folgte Fulko der zierlichen Gestalt der mutigen Reiterin.

Gehorsam kam der kluge Vogel zurückgestrichen und ließ sich auf dem Handgelenk der Herrin nieder: vergnügt die beiden Schwingen leicht schlagend rief er ganz leise, — nicht den gellenden Kampfschrei — und sah mit seinen nußbraunen Augen in Minnegardens Antlitz: ein Falkenier brachte ihr eilig auf goldenem Stäblein ein Stück Rinderherz und hielt ihr den Zügel, während der Vogel aus ihrer Linken behaglich und mit leisem Dankrufe gierig kröpfte: dann ward er wieder gehaubt und auf die Trage zurückgebracht.

Nicht eher doch hatte der Falke seinen Gefangenen freigegeben, bis Fulko, vom Rosse gesprungen, denselben an beiden Schwingenknochen gefaßt hatte; er hielt ihn nun der Jägerin hin, die sich anmutvoll aus dem Sattel herabbeugte. „Welch herrlich Tier!“ rief sie erfreut. „Welch leuchtend Weiß! Nie sah ich seinesgleichen!“ — „Es ist ein Silberreiher. Ich wollt' es nicht — vor der Zeit! — verkünden. Aber ich hatte ihn gestern abend angeschlichen.“ — „Er ist — wie es scheint — ganz unverletzt?“ — „Fast ganz. Nur wenig blutet hier der Hals. Das hab' ich ihn gelehrt, den klugen Greif, am Federspiel: — für den Silbervogel! — nur fangen, nicht morden!“ — „Oh! dann wollen wir das edle Tier freilassen! Nicht?“ — „Gewiß: Ihr seid ja seine Fängerin, nicht ich! Und ich: — im voraus erriet ich Euer gütig Herz.“ Er griff in die kleine von Stricken geflochtene Jagdtasche, die er am Wehrgurt trug. „Das mögt Ihr jetzt leicht sagen,“ lächelte sie. „Ich beweis es, Herrin!“ gab er zur Antwort. — „Wie? Was wollt Ihr thun?“ — „Wie immer: Euren Willen. — Nur ein Andenken an diesen frohen Morgen soll Euch Euer schöner Gefangener lassen. Seht Ihr die beiden silberweißen Federn hier auf seinem Haupt?“ — „Wie stolz sie wallen! Schaut, sie

reichen noch weit über seinen Rücken.“ — „Wie prächtig werden sie sich abheben von Eurem Jagdhut und von Eurem Haar.“ Er zog nun mit sanfter Gewalt dem Vogel die beiden Kopffedern aus und überreichte sie der Jägerin, die sie freudig dankend nahm und sofort in dem Goldring ihres Hutes befestigte. Sie schmückte sich so gern! Für sich und für andere. Und jeder einfachste Schmuck ließ ihr so gut. Aber nun vollends diese stolze fürstliche Zier!

„Ihr seht aus wie die Königin von Avalon, dem Feenland!“ — „Wenigstens trägt keine Königin schöneren Schmuck.“ — „Und keine Kaiserin würdiger denn Ihr.“ — „Dank! Recht von Herzen Dank!“ — „Aber nun wollen wir ihm die Freiheit geben, dem Glücklichen, der Euch erfreuen und Euch zieren durfte. — Seht, lange hab' ich vorgedacht für diese Jagd.“ Und er zeigte ihr, was er aus der Netztasche hervorgeholt: es war eine kleine, runde Goldplatte an einer länglichen, rohrartigen, innen hohlen Schließe aus Silber: „Was hab' ich darauf ritzen lassen von Meister Aaron, dem kundigen Goldschmied zu Frankfurt? Schon vor Wochen ritt ich deshalb hinüber.“

Und das Mädchen las mit holdem Erröten:

„Mich fing die wunderschöne Minnegard
Und gab mich wieder frei:
Der Freiheit wenig Dank ihr ward:
Denn wen sie fing, die holde Fei,
Will, daß er ewig ihr Gefangner sei.“

„Ihr seid ein Schalk,“ lächelte sie, „wie alle Sänger, aber ein feiner.“ — „Und was Ihr seid, — das singen und sagen alle Sänger der Erde nicht aus! — Nun fliege, Reiher, und verkünde in allen Landen vom Maine bis zum Jordan Minnegardens Schönheit!“ Er hatte nun das Silberröhrlein um den linken Ständer des Gefangenen

zusammengedrückt, die Schnalle geschlossen und gab ihn jetzt frei: der Reiher reckte sich in die Höhe, hob den langen Hals, breitete dann die mächtigen Schwingen aus, stieß vom Boden ab, hob sich und flog, mit lautem frohem Ruf der Erlösung, schwirrend in die Höhe: bald war er im fernen Blau wie ein schimmernd weiß Gewölk verschwunden.

VIII.

Das Jagdgeleit ward nun entlassen, es kehrte in die Stadt zurück; die beiden Paare jedoch, gefolgt von einigen Dienern zu Pferd, wandten sich von der Heerstraße und dem Flußufer ab nach Westen die Hügel hinan dem schönen Walde zu, der jetzt der Guttenberger heißt, damals der Königswald genannt wurde.

Sobald der kleine Zug wieder beisammen war, gab Minnegard ihrem Zelter, aber auch dem Falben ihrer Genossin einen leichten Schlag mit der Gerte, die ihr Fulko von einer Weide gebrochen: „Ei," rief sie, „gestrenge Edel, nun wollen wir sehen, welcher Reiterin Rößlein rascher läuft: deren Herz schlägt auch wohl mutiger." „Rascher das deine, aber mutiger nicht!" erwiderte die Blonde ernst und schoß weit an ihr vorüber. Sie wollte sichtlich allein sein; Hellmuth folgte ihr nicht; er hielt den Hengst an und blieb so auch hinter dem anderen Paare zurück.

Der steil ansteigende Weg ward bald so schmal, daß zwei Pferde nur gerade zur Not nebeneinander Raum fanden. Dies machte sich Junker Fulko zu nutze. Gar bald hatte er seinen Rappen dicht neben Minnegards Weißrößlein gelenkt und nun wich er nicht mehr von ihrer Seite.

Geraume Zeit ritten sie, nur stumme Blicke tauschend, nebeneinander hin, damit begnügt, Aug' in Auge zu senken. — Da strauchelte das Tier der Reiterin — allzuwenig achtete sie des Weges! — über eine knorrige Wurzel, die den Pfad kreuzte: es drohte, auf die Vorderfüße zu fallen und seine leichte Last vornüber zu schleudern. Mit raschem Griff riß der Junker das Pferd empor und schob die Errötende in dem Sattel zurecht. Sie war wohl ein wenig erschrocken: aber sie lächelte schon wieder mit schalkhafter Fröhlichkeit: „Dank!“ rief sie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite . . . —“ — „O dürft' ich's immer sein!“ „Ausreden lassen!“ schalt sie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite, hätte mich dies Unheil nicht bedroht.“ — „Wieso?“ — „Ei, dann hätte ich wohl besser, zwischen den Ohren meines Rößleins durch, gerade vor mich auf den Weg geschaut, wie mich Herr Bischof Heinrich, mein geistlicher Reitlehrer und reisiger Beichtiger, gelehrt hat. Da Ihr mich in Gefahr gebracht, mußtet Ihr mich freilich auch beschützen.“ — „O könnt' ich Euch auf meinen Armen über alle Gefahren hinweg — durch's Leben — tragen.“ — „Gemach, Herr Ritter von Yvonne! Zunächst müßtet Ihr mich dann tragen — in das Kloster, das zu schmücken ich bestimmt bin.“ — „Ihr seid noch nicht darin!“ — „Aber bald werd' ich's sein.“ — „Arme Minnegard!“ — „Und armes Kloster!“ — „Man kann Euch nicht zwingen.“ „Ich zwinge mich selbst. War es doch der letzte Wunsch meiner sterbenden Mutter. Meine Oheime, die Bischöfe von Köln und von Würzburg, kennen diesen Wunsch und . . .! Oder vielmehr,“ lächelte sie, — „weshalb wähnt Ihr, daß es des Zwangs bedürfe? Warum soll ich nicht gern eine Heilige werden?“ „Weil's ein Frevel ist!“ brach der Junker los, „eine Sünde wider die Natur, die Euch holdes Wunder, so wunder-anmutvoll geschaffen hat! O Minne-

gard, Ihr gleicht an holdem Reiz, an blühender Schöne der Alpenrose, die Euerer wie meiner grünen Heimat Berge schmückt. Ihr seid geboren, zu beglücken und beglückt zu sein! Schon Euch anschauen ist wie heiße Qual, so heiße Wonne, heiße Seligkeit! Und all dieser Reiz — er soll verblühen? O viel edle Dame! Ich sah einmal — zu Paris war's — in der Basilika der heiligen Genoveva — hinter einem Gegitter von Golddraht auf dem Seitenaltar schöne, wirklich wunderschöne vollblühende Blumen: Lilien, Rosen, Krokus, — auch eine Alpenrose war darunter! — Staunend trat ich näher: denn draußen lagen fußhoch Eis und Schnee: allein ach! meine Freude schwand! Gemacht waren sie, diese armen Blumen, aus Flitter, aus Lappen, auf Draht gezogen, seelenlos, duftlos: — vielmehr ging ein Geruch von Staub, von dumpfem Moder von ihnen aus! — Das, o holde Alpenrose, ist die Nonne! Und Ihr solltet also vertrocknen? Diese leuchtenden Augen sollten nicht Liebe strahlen? Diese roten, weißen, weichen Lippen . . . ." — „Hört auf, Herr Fulko von Yvonne! Vernähmen es die Leute, sie dächten, Ihr wüßtet drum, ob meine Lippen weich oder hart. Und davon wißt Ihr doch so wenig wie . . . ." — „Ach ja! wie Ihr von meiner heißen Liebe!" — „Ei, meint Ihr? Ich glaube, davon weiß ich doch ein wenig mehr!"

Und sie schaute ihn dabei so freundlich an und sie lächelte dabei so hold, daß er, kühn gemacht durch soviel Huld, fortgerissen von soviel Liebreiz seine verlangenden Lippen sehr nah unter ihren breitrandigen Jagdhut wagte. „Oho, Reitersmann!" rief sie, sich weit von ihm abbeugend. „Jetzt, — so scheint's — seid Ihr gestolpert — sehr stark sogar! Gemach! Sind das die gepriesenen Sitten der Provence? Oder sind's die Sitten in Poetenland? Man sagt, die Sänger brauchen den Mund mehr

zum Singen denn zum Beten, mehr zum Trinken denn zum Singen und noch mehr als zum Trinken zum — nun, zu was anderem! Ihr pflückt wohl jedes Röslein an Eurem Wege?“ — „O Minnegard, wer kann Euch sehen und noch nach anderem Reiz begehren? Und Küssen ohne Liebe: — das ist niederträchtig!“

Sein Auge blitzte in edlem Zorn, Glut schoß ihm in die Wangen: er ließ ihm sehr schön, dieser heilige Zorn der Reinheit. Sie sah zu ihm empor mit warmem Blick. „Dank Euch, Herr Fulko! Das war ein schönes Wort. Nie werd' ich's Euch vergessen! Ihr seid .... Doch nein! Wozu braucht Ihr zu wissen, wie Ihr seid? Könnt' Euch am Ende eitel machen! Und unter Euern vielen, wimmelnd vielen Fehlern hab' ich die Eitelkeit — noch! — nicht entdeckt. Nicht mal auf Eure Liedkunst seid Ihr eitel. Und das gehört doch sonst wohl zum Dichter wie zum Pfau das Radschlagen? Ihr geizt mit Eurer Kunst. Man muß Euch überlisten, sollt Ihr singen! Deshalb hab' ich Euren Waffenträger bestochen, — ich verhieß ihm ein Küßlein meiner Zofe: (denn sie lieben sich!) — heute unter seinem Mantel versteckt Eure kleine welsche — wie sagtet Ihr jüngst? Die Citole! — mitzunehmen. Seht Ihr ihn dort hinten reiten? Da guckt an seinem Halse das blaue Tragband hervor. Sind wir im Waldesgrunde gelagert, dann, Herr Sänger von Yvonne, singt Ihr uns ein Lied. Nicht wahr? Ich bitte!“ — „Ihr — mich — bitten? O vielsüße ....!“ — „Gemach! Ihr sprecht zu einer künftigen Äbtissin. Singt Ihr uns?“ — „Gern. Aber — den anderen nicht. Dir, dir allein!“ Verweisend hob sie den Zeigefinger. „Man sagt: ‚Euch, Jungfrau Minnegardis.‘ — Ein altes Lied? Das ich schon kenne?“ — „Nein. Ein neues.“ — „Wann gedichtet?“

„Noch gar nicht!“ — „Ja, wie wollt Ihr dann Euer Wort lösen?“ — „Wie? O Herrin:

Lieg' ich nun bald im Moos zu deinen Füßen,
In deines Auges Himmel will ich schaun:
Begeistrung wird mir in die Seele taun,
Aus meinem Lied dein eigner Reiz dich grüßen!“

IX.

Alsbald waren nun die ersten Bäume des „Königswaldes“ oben auf der Hügelkrone erreicht: schlanke hochstämmige Buchen waren es meist schon damals, wie sie heute an jenem schönen Fleck deutscher Erde den Wanderer erfreuen.

Aber dazumal war der noch nicht durchforstete Urwald noch viel häufiger und dichter mit Unterholz und Buschwerk bestanden: daher nisteten dort viel zahlreicher als heute die Vögel, deren noch zwei Jahrhunderte später Herr Walther sich erfreuen mochte. Als die kleine Schar die Raststätte, eine runde Lichtung, erreicht hatte, auf welcher schon während der Jagd vorausgesandte Diener über das weiche, hier in der Waldeskühle noch vom Tau funkelnde Moos Decken gespreitet und Körbe und Krüge für einen kurzen Weidmannsimbiß bereit gestellt hatten, stiegen die beiden Paare von den Pferden und lagerten sich auf der sammetweichen Waldwiese. Die Diener stellten das „Lägel“ Wein, die Zinnbecher und die mitgeführten Speisen zurecht und gingen dann mit den Rossen seitab.

Freudig glitzerte die Morgensonne des schönen Maientages durch die Wipfel der hohen Buchen und warf auf

den Waldboden ein goldiggrün Gegitter. Die Bienen, den Sonnenschein suchend, flogen häufig um den Agelei und die großblumigen Blauglocken, die an hochaufgeschossenen Stielen nickten. Würzigen Harzduft atmeten im Sonnenbrand die dunkeln Tannen, die hin und wieder neben der milden „Frau Buche" wie ernste waffentragende Kriegsmänner Wache zu halten schienen. Aus den dichten Wipfellauben scholl bis herunter in der lauschenden jungen Paare Ohr das kosige Girren und Gurren der Wildtaube und weither aus der Tiefe des Buchwaldes klang der Goldamsel metallischer Ruf. Gar schön war's und freudig auf der stillen, sonnigen Waldwiese.

Die warmblütige Tochter der Alpen empfand voll den Zauber des Ortes, der Stunde: ihre fröhlichen hellbraunen Augen suchten den feurigen Blick Fulkos: — sie hatten nicht lang zu suchen: — er lag im dichten Gras zu ihren Füßen. Denn den beiden Fräulein war über das hoch aus dem Boden ragende Wurzelgedräng einer breitstämmigen Buche als erhöhter Sitz ein weicher Teppich aus Lombardenland gespreitet worden, so daß die beiden Jünglinge tiefer lagerten.

Auch Edel spürte wohl, daß Hellmuths Auge unablässig nach dem ihren suchte; doch unerbittbar hielt sie die langen Wimpern niedergesenkt, und mußte sie dieselben aufschlagen, verstand sie es meisterlich, seinen Blick zu vermeiden.

Fröhlich den blinkenden Zinnbecher schwenkend rief Minnegard: „Wie wohlig ist's doch hier im Walde! Frisch, aber doch nicht kühl, sonnenhell, aber nicht sengend! Und alles in Laub und Blumen so jugendfroh! Das lieb' ich! Es scheint, — in solcher Stunde — das Leben noch so leicht, so einfach selbstverständlich! Und doch! — Was mußte nicht alles geschehen, bis gerade wir vier Menschenkinder an dieser Stelle, zu dieser Stunde zusammentrafen,

zwei gute Gesellen, zwei herzvertraute Gesellinnen!“ Und sie griff mit der rundlichen warmen Rechten nach Edels langen, schmalen, kühlen Fingern.

„Das ist noch nicht genug!“ rief Fulko. „Auch jeder Gesell muß sich eine Gesellin gewinnen; was meinst du, Freund?“ Aber Hellmuth schwieg: denn Edel runzelte die Stirn.

„Es ist so kurz erst,“ begann die Braune aufs neue, „daß wir alle vier zusammengetroffen sind in dem freundlichen Städtlein am gelben Main. Wir wissen noch gar zu wenig voneinander. Wie wär' es, wenn wir hier einander erzählten, was uns hergeführt und wie wir früher gelebt? Eine Waldbeichte! Die Tauben da oben — hörst du ihr zärtlich Gurren, Edel? — singen die Waldmesse dazu.“ „Ja, beichten wir!“ fiel Fulko bei. „Aber Ihr, schön Minnegard, macht den Anfang. Ihr habt gewiß von uns vieren das meiste Unheil in der Welt angerichtet. Uns anderen wird's dann leichter.“ „Mein junges Leben,“ lachte sie, die weißen Zähnlein zeigend, „ist gar bald auserzählt. Geboren bin ich fern im schönen Hochgebirg des Bayerlandes, wo, an den Schroffen des Wettersteins, die Partnach schäumend durch die Felsen bricht, die Kanker murmelnd durch die Büsche zieht, die Alpenrose bis herab zum Thalgrund blüht: dort ragt ein altes Schloß seit grauer Zeit: — des Werto Fels: das ist mein Heimatthal, auf jener Burg stand meine Wiege. Früh starb die gute Mutter, bald folgte ihr der Vater, Herr Werinher von Rothenburg, des Königs Graf im Sundergau. Da ward mein Muntwalt sein Bruder, der Herr Erzbischof Heribert von Köln; der ließ mich zu sich bringen an den Rhein. Als ich den achtzehnten Winter vollendet hatte, teilte er mir mit, der letzte Wunsch meiner Mutter habe mich dem Kloster bestimmt: dieser Wunsch solle mir heilig

sein. Ich erschrak! Thränen brachen mir aus den Augen. Das Kloster, das mich aufnehmen soll, darf ich mir wählen."

„Gut, sagt mir's vorher. Ich steck's in Brand," grollte Fulko leise.

„Ich erbat vor allem Aufschub. Und da der Oheim als Reichskanzler den Herrn Kaiser auf unabsehbar lange Zeit nach Welschland über die Berge zu begleiten hatte, gab er für immerdar die Vormundschaft über mich ab an seinen jüngeren Bruder, den Herrn Bischof Heinrich, und sandte mich hierher. Diesen Oheim lob ich mir! Ist's ein Mann!"

„Ein Held ohnegleichen!" rief der wortkarge Hellmuth begeistert und seine traurigen Augen blitzten dabei auf „Eine Faust von Erz!" „Und ein Herz von Gold!" ergänzte der Sänger, den Becher frisch füllend und hebend. „Ich trinke auf sein Heil!" „Wir thun Bescheid," fielen die andern ein und selbst Edels strenge Züge wurden freundlich: sie stieß mit dem frohen Paare an; Hellmuth machte gar nicht den Versuch, seinen Pokal ihrer Trinkschale zu nähern. „Allein auch er," seufzte Minnegard, „hält es für Pflicht, dem letzten Wunsch der Mutter nachzuleben." „Wäre nur Frau Heilfriede nicht so fern," meinte Edel, mitleidig auf die Freundin blickend, „die vieledle Gräfin, die hilfreiche, die ratkluge. Sie fände wohl Rat auch für deine Not!" — „Ja, die vielgütige Frau. Wie hat sie mir in Köln die Mutter ersetzt, solange ihr Gatte, Graf Gerwalt, des Deutzgau's waltete." — „Hat sie doch sogar mich, die Fremde, wie eine Tochter gehalten und gepflegt, als ich erkrankte, während mich Herr Heinrich dorthin gesandt hatte, dich zu besuchen." — „Und in hohem Ansehen stand sie bei dem Herrn Kanzler." — „Dagegen hier sah ich sie noch nie im Bischofshof." —

„Sie weilt ja nun schon geraume Zeit mit ihrem Gemahl in Welschland.“ „Und noch nicht gar lange ist's her,“ ergänzte Hellmuth, „daß Graf Gerwalt diesen, den Waldsassengau, erhielt.“ „Die heilige Gräfin, wie wir sie alle nannten,“ fuhr Minnegard fort, „sah wohl mein Widerstreben; ich glaube, sie hat auch einmal bei Herrn Heribert für mich gesprochen. Aber ohne Erfolg! So werde ich denn —“ und hier spielte schon wieder ein schelmisch Lächeln um ihre Mundwinkel — „in irgend einem weltvergessenen Klösterlein dereinst als ‚heilige Äbtissin‘ für euch drei sündhafte Weltkinder beten. Vielleicht, Edel, läßt du dich dort vor meinem Altare trauen.“

„Ich werde mich nie vermählen,“ sprach diese gepreßt und sah scharf in die Ferne. Gespannt folgten Hellmuths Augen diesem Blicke. „Oho!“ lachte der Ritter von Yvonne und warf den krausgelockten Kopf in den Nacken. „So hat schon manch Jungfräulein gesprochen, das als Urgroßmutter starb. Die eine soll nicht heiraten, die andere will nicht! Ja, soll die Welt aussterben? Zwingen muß man euch zu eurem Glück, vielholde Thörinnen!“ — „Welcher Mann zwingt mich?“ Scharf, wie drohend flog die Frage aus Edels stolzen Lippen und ein blitzender Zornesblick aus den hellgrauen Augen schoß auf Fulko. „Nicht ein Mann, aber eine Frau, strenge Edel von Edelhag,“ erwiderte der rasch: „Frau Minne! Die ist doch noch mächtiger denn Euer Herzenstrotz.“ „Und,“ forschte sie bitter, „giebt es wirklich kein anderes Glück als Liebe und Ehe?“ — „Für das Weib — nein!

Wenig weise wähn' ich das Weib,
Welches weigert der Liebe den Leib
Und süßem Sehnen die Seele:
Freudlos verblüht sie, darbend verdorrt sie,
Keinem zur Wonne, sich selber zum Weh!“

„Ich fand noch keinen," sprach Edel laut und fest, „der meiner Liebe wert." Dabei wandte sie das stolze schöne Haupt und sah mit zürnenden Augen Hellmuth voll in das Antlitz; es war der erste Blick, der ihm heute ward. Der senkte demütig den Kopf: „Ihr werdet nie einen finden," sprach er leise, nickend. „Doch, doch!" rief der Junker von Yvonne. „Herr Hellmuth vom hohen Horst, trauter Genoß, — das war — mit Urlaub der herben Jungfrau dort sei es gesagt! — das war herzlich thöricht geredet. Verdienen zwar kann der Mensch die Liebe überhaupt nicht:

Lenz, Leben, Liebe, Sonnenschein
Kannst nicht als Recht verlangen:
Drum mußt du fein bescheiden sein
Und sie geschenkt empfangen."

„Das ist hübsch," rief Minnegard. „Ist gewiß provençalisch Gewächs?"

Der Sänger neigte sich höfisch und fuhr gegen Edel gewendet fort: „Aber dieser Spruch gilt von Weib wie von Mann. Die anders dächte, der sagte ich:

Der Starke ist der Schönheit wert
Und gleich der Rose gilt das Schwert.

Und dir, du junger Aar vom hohen Horst, du Sieger in fast so viel Gefechten als du Jahre zählst: — schon nennt man dich weit über Frankenland hinaus bis zu den Wenden den Rennespeer, den Junker Siegespeer! — dir sag' ich: es lebt kein Mädchen noch so schön und noch so stolz-gemut, dessen du nicht würdig wärest!" „Eia wohl!" wollte Minnegard rufen, aber die Stimme versagte ihr: sie erschrak, so zornig klang nun Edels Frage, die sie Hellmuth zuschleuderte wie einen spitzen Speer: „Euer letzter Sieg, Herr Ritter, war der zu Worms im Lanzenstechen — nicht?" Er errötete über und über; er ließ das Haupt

noch tiefer auf die Brust sinken und erwiderte, ohne sie anzublicken: „Ich habe seither keine Waffe mehr geschwungen." „Ja, allen Heiligen sei's geklagt!" schalt Fulko laut. „Ein Kopfhänger ist er seither worden! Kein Mensch begreift, warum? Nach dem glänzendsten Siege, der seit Menschengedenken in einem Stechen gewonnen ward, so erzählte der Herr Bischof." „Jawohl," bestätigte Minnegard. „Auch mir rühmte der Ohm — weiß nicht, Herr von Yvonne, warum er uns beide damals zu Hause sitzen ließ! — den Sieg des ‚Rennespeers'. Du aber, Edel, — erzähle doch! — du warst ja mit dem Herrn Bischof damals zu Worms." „Jawohl," fiel Fulko ein. „Wart nicht Ihr es, edle Jungfrau, die damals den Siegesdank zu reichen hatte?"

Die Frage blieb ohne Antwort. Denn ungestüm sprang Hellmuth auf. „Es wird schwül im Walde!" rief er und ging mit langen Schritten auf und nieder. Und zornig, schweigend, mit zusammengedrückten Lippen sah ihm Edel nach.

X.

„Halt an, Freund!" rief Fulko. „Du darfst nicht entweichen mit deiner Lebensgeschichte. Beichte!" Hellmuth erwiderte nicht, er strich nur das schlichte, kurze, dichte Blondhaar aus den heißen Schläfen. „Jawohl," pflichtete Minnegard bei und haschte ihn, da er wieder an ihr vorüberstürmte, am braunen, lang nachflatternden Mantel. „Steht! Und steht Rede!" „Ist bald geschehen," erwiderte gelassen der Traurige. „Heiße, wie ihr wisset, Hellmuth . . ." — „Trübmuth solltest du heißen!" — „— vom hohen Horst. Fern, aus dem Lande der Ost-

falen stammte der Vater. Der trat in den Dienst Sankt Burchhards zu Würzburg. Als des Bistums Dienstmann bin ich geboren und trage seit der Schwertleite des Bistums Waffen. Das ist alles." „Nein," rief der Ritter von Yvonne, „wie du sie trugst, — das ist die Hauptsache. Noch zählst du nicht dreißig Jahre und seit vierzehn Jahren hast du in keinem Gefechte gefehlt auf deutscher, welscher, wendischer Erde, darin Sankt Burchhards Fähnlein geflattert und jedesmal . . . —" „Bist du nun fertig, Lobposaune?" schalt der Sachse, kurz vor ihm Halt machend. „O nein, noch lange nicht!" lachte der Provençale. „Denn du wirst noch lange ruhmreich weiterkämpfen in Ernst und Spiel." — „Glaubst du? In einem Spielkampfe spiel' ich nie mehr mit. Ich hab's gelobt. Nur in den nächsten Ernstkampf, der bevorsteht, — in den reit' ich noch ein." — Und als er wieder fern von den anderen war auf seinem hastigen Gang, fügte er bei: „und nimmermehr heraus!" — „Und du, schöne Edel, vielgestrenge Vetterin, — willst du uns auch nicht mehr Worte gönnen als dieser eiserne Rennespeer?" — „Noch wenigere. Ihr wißt, ich bin von der Spindelseite eine fern versippte Niftel der Herrn von Rothenburg, aber aus Nordalbingien von der Eider stammen mir die Ahnen, von den Markgrafen von Esesfeld. Weit von hier im Nordgau lag meines Vaters Volkfried Lehen, nahe der Wendenmark. Sie brachen gar oft ein, die wilden Verunzanen. Und einmal trafen ihre weitgeschleuderten vergifteten Wurfdolche den Vater vor der Burg am Edelhag bei Wolframsdorf . . ."

„Ja, sind gar arg liebe Leute!" meinte Fulko, grimmig lachend.

„Sie drangen mit den Fliehenden in die Burg und verbrannten sie mit meiner armen Mutter: — Muthgard

hieß sie, nach einer Ahnin — und allem, was darin lebte. Nur mich flüchtete, aus der Wiege mich reißend und aus den Flammen, ein treuer Knecht in den Taubergau zu meinen Gesippen nach Rothenburg. Dort und, seit Herr Heinrich Bischof ward, hier, haben sie mich mit milder Hand geborgen. Die Heiligen werden es den Gütigen vergelten!" — Sie schwieg eine Weile. Dann fuhr sie, weich geworden, fort, in das Ohr der Freundin flüsternd: „Du sollst ins Kloster, Liebe, und ich — will." Minnegard erschrak. „Du wolltest — noch vor kurzem — so wenig davon hören wie ich!" — „Jetzt aber will ich! Der Herr Bischof scheint — — anderes zu wünschen. Dürft' ich mit dir tauschen! So wär' uns beiden geholfen." „Aber wohl nicht allen," lächelte das Kind der Alpen, mit einem heiteren Blick auf Hellmuth. Jedoch das Lächeln verflog ihr sofort, sowie sie Edels Auge, das sie suchte, feindlich den Schritten des Junkers folgen fand. Sie trachtete eifrig, das dunkle Gewölk solcher Stimmung zu verscheuchen: — lachte sie doch selbst so gern und hörte sie doch so gern andere fröhlich lachen! —

„Nun," rief sie mit ihrer glockenhellen Stimme, „Herr Fulko von Yvonne, nun ist's an Euch. Da werden wir wohl viel mehr Worte und viel weniger Wahrheit hören. Seid Ihr doch ein Sänger: — oder wie sagt man jetzt oft? — ein Dichter!" — „Gelogen ist nicht gedichtet, schönes Fräulein. Ja, wer lügt, der ist kein Sänger. Und mein Wahlspruch lautet: Wahre Schönheit ist schöne Wahrheit." — „Nicht ganz übel! — Nun, so sagt uns denn auch schön die Wahrheit über — Euch! Nämlich! ..." — Sie schwieg beharrlich. — „Was will dies nämlich?" — „Nämlich: — — ich kam einmal in Euere Kammer! ..." — „Nun?" — „Nämlich der Herr Bischof schickte mich: — denn er wußte, Ihr waret fern: — mit den Junkern

Hellmuth und Blandinus saßet Ihr, wie gewöhnlich um die Mittagszeit, im schmalen Rebgarten des Hatharlin, der den besten Wein verzapfen soll, unter seinen grünen Bäumen . . . —" — „Weiß Dame Abonde, dort trinkt sich's gut mit fröhlichen Gesellen!" „Der Herr Bischof, der selbst noch zuweilen die Laute zupft wie in seinen Welttagen, gebot mir, Euere Citole zu holen. Oder vielleicht auch" — sie errötete — „erbot ich mich dazu an Supfos des Kellermeisters Statt. Denn längst war ich ein wenig neugierig, wie es wohl bei . . . . Nun — ich fand Euere große, große Truhe offen." — „Hab' leider keine Ursach', sie zu schließen!" — „Und fand — bei Eurer welschen Laute! — gar sonderbare, mannigfaltige Herrlichkeiten. — Beutestücke wohl? Siegeszeichen?" — „Was meint Ihr da?" „Ei nun, welke Blumen, darunter noch in der Welke gar schöne, mir unbekannte, wohl an Durance und Garonne aufgeblüht, ganze oder auch in der Mitte geteilte Schapel, seidene Bänder, buntfarbige Schleifen, goldene Knöpflein, Ringlein und Spangen und allerlei solch' Zeug. Wenn die erzählen könnten, — was würden wir da alles erfahren!" drohte sie mit dem Zeigefinger.

„Daß Fulko von Yvonne mit Schwert und Laute durch gar manches Herren Land geritten ist vom Pyrenäenberg bis über den Main, daß er in gar mancher Schloßhalle und mancher Kemenate gesungen und unverdientes Lob gewonnen, auch gar manch' üppige Frau, manch' schlanke Maid gesehen und schön gefunden und ihr das auch vorgesungen, — aber nur Eine geliebt hat. Wollt Ihr deren Namen wissen, Jungfrau Minnegard?" „Behüte! Mädchen sind nicht neugierig," fiel sie hastig abwehrend ein, aber sie lächelte und errötete. „Jedoch ein anderes wüßten wir gern von Euch: Euer Wesen schillert zwiefach. seid Ihr ein Welscher oder ein Deutscher?" — „Beides, o wiß-

begieriges Fräulein. Ich verbinde beider Völker Tugenden." — „Oder doch Laster! Aber erzählt!" — „Mein Vater war ein Neckarschwab; er kam auf einem Kriegszuge unter Kaiser Ott dem Roten nach Frankreich: das schöne Land gefiel ihm: er blieb nach dem Friedensschluß darin, nahm Lehen von Kaiser Otts treuem Verbündeten, dem Grafen Gottfried vom Ardennerland, zog mit diesem in allerlei Fehden tief in den Süden bis in die Provence und erstürmte dort einmal das feste Schloß Yvonne, das hoch von steilem rotem Fels durch Rebgelände niederschaut auf die wild schäumende Durance, nahm den Burgherrn, Graf Eudo von Yvonne, gefangen und machte mit dem Graukopfe wenig Umstände . . . ." „Pfui, wie unmenschlich!" schalt Minnegard. — „Nun, das ist doch zuviel gesagt. Er that ihm gar nicht weh dabei, als er ihn . . . —" — „Schweigt! Wie grausam!" — „Zu seinem Schwiegervater machte." Da lachte die Braune hellauf und selbst das andere Paar konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Ja, das blieb nicht die einzige Unmenschlichkeit, die er ihm anthat. Schon zehn Monate danach erhob er ihn — aus lauter Ehrfurcht für sein graues Haar! — zu noch höherer Ehre, indem er ihn —" — „Nun?" — „Zu meinem Großvater machte. Meine Mutter aber, Frau Jolanthe, war die wunderschönste Frau über all Septimanien, Aquitanien und Provence. Noch jetzt ist sie gar hold zu schauen, wie Ihr bald selbst sehen und gestehen werdet, Jungfrau Minnegard. Gott segne ihre lieben Augen. Heil mir: ich hab' sie niemals im Leben weinen machen." — „Das — das war ein hübsches Wort — das beste, was ich noch von Euch gehört. Aber was schwatzt Ihr da von Sehen? Wie sollte Eure Frau Mutter an den Main kommen?" — „Aber Ihr kommt — sicher! — an die Durance. — — Der Vater sandte mich schon früh

von Yvonne an die Lehnhöfe zu Orleans, zu Paris, zu Givet: — denn ein Junker, meinte er, wird nirgends schlechter erzogen als daheim. Von Givet aus geleitete ich unseren Lehnsherrn, Graf Gottfried, zu dem jungen Kaiser, der damals noch in Deutschland weilte, erhielt Urlaub, unsere schwäbischen Gesippen am Neckar zu besuchen, ward auf dem Rückwege hier von Bischof Heinrich, altem Waffenbruder meines Vaters, väterlich aufgenommen und . . . —" „Und es scheint Euch hier nicht übel zu behagen," meinte Minnegard. „Schon recht lange erfreut Ihr den Main und uns durch Euren Anblick." „Der Bischof hat ihn gar lieb gewonnen, den Schalk," sprach Hellmuth, die Hand auf des Freundes Schulter legend, „wie wir alle. Wir lassen ihn gar nicht wieder fort." — „Ja, ich lasse mich erbitten, noch zu bleiben. Denn ich muß dabei sein, wenn Jungfrau Minnegard den Schleier nimmt. Ganz notwendig muß ich dabei sein." „Wie schadenfroh!" schalt diese. — „Ich meine ja nicht den Nonnenschleier: — den anderen meine ich!" flüsterte er ihr ins Ohr, sich so nahe vorbeugend, daß sein braun Gelock ihre Wange streifte. „Jetzt ist's Zeit, aufzubrechen," rief sie. „Es wird immer heißer hier im Walde."

Hellmuth und Edel sprangen hastig auf: sie fanden das Beisammen kaum zu tragen; sie schritten dem Rastorte der Rosse zu. Aber dem anderen Paare schien's nun nicht so zu eilen: — auch dem Mädchen auf einmal nicht. „Ihr habt noch ein Wort einzulösen," mahnte sie, ruhig sitzen bleibend. — „Ich weiß: ein Lied!" — „Nun wird es zu Tage kommen, daß Ihr gar nicht, wie Ihr geprahlt, aus dem Stegreif dichten könnt." — „Doch! Aber — wenn's Euch dann nur auch gefällt. Ihr müßt's dann nehmen, wie mir's aus der Seele bricht. Und bei mir heißt's: Feuer in die Leier oder Leier ins Feuer."

„Nur zu! Fangt nur an. Ich fürchte mich nicht vor dem Feuer. Ich gleiche der Schwalbe: die Kälte verscheucht mich, die Wärme zieht mich an. Da! Nehmt!“ Sie reichte ihm die kleine, zierliche, welsche Laute, die sie schon vorher neben sich bereitgelegt hatte. Er strich einmal über die Saiten, hob das schöne Gesicht in recht bedrohliche Nähe zu dem ihrigen, sah ihr tief, suchend, in die hasel-braunen Augen und hob an:

„Zu deinen Füßen lieg ich hier
Und schau' dir in die Augen:
O könnt' ich all dein Wesen mir
Heiß in die Seele saugen!

Du trägst empor zu Sternenhöhn
Die glanzbeglückten Sinne:
Du bist so schön, so zauberschön,
So wonnig wie Frau Minne.

Streifst mein Barett nur an dein Kleid,
Durchrieselt mich's wie Feuer:
Du meine Qual und Seligkeit,
Du mehr als Gott mir teuer!

Man sagt, bald wird die Welt verwehn
In Brand und Funkenstieben:
Doch nicht in Glut kann untergehn
Mein noch viel heißres Lieben.

Die Liebe, die ich — unerkannt! —
Fühl' hier im Herzen schlagen,
Sie wird dich durch den Weltenbrand,
Ein Flammenmantel, tragen!“

Bei der letzten Zeile sprangen beide, heiß bewegt, auf: die Laute flog in das Moos, und wer weiß, was das Rotkehlchen, welches neugierig aus der Weißdornhecke auf das Paar hervorguckte, würde zu sehen bekommen haben, — hätten nicht gerade in diesem Augenblick die Diener den Zelter des Fräuleins herangeführt.

Zweites Buch.

I.

Der Herr Bischof von Würzburg war nicht recht mit sich zufrieden.

Er sagte sich das, wie er an einem heißen Nachmittag in der Bücherei auf und nieder wanderte. „Schon all diese Zeit her ist mir nicht geheuer, seit ich Berengar entsendet habe; eigentlich doch mehr nur: habe ziehen lassen. Und ich hab' ihm streng eingeschärft, noch nicht abzuschließen mit den wilden Wenden. Ich scheue mich, sie in den Gau hereinzurufen, am Ende gar in die Stadt einlassen zu müssen. Wenn diese Heiden ...." Er blieb plötzlich stehen und griff mit der Hand an die heiße Stirne.

„Ah bah," fuhr er, wieder ausschreitend fort, „ich habe doch schon oft schlimmes Kriegsvolk in Zucht gehalten, werd' auch mit diesen fertig werden. Der erste, der stiehlt, hängt. — Es ist nicht das! — Aber gegen den Kaiser! Gegen den deutschen König! Gegen diesen Jüngling: — er, seine Mutter, sein Vater haben mich mit Huld, mit Ehren überhäuft. Undank wird er's nennen. Er — und die Welt! Ich trotze dem lauten Wort der ganzen Welt, wenn das stille Wort hier — hier in der Brust mich freispricht. Und es muß mich freisprechen. Ich muß Sankt Burchhards Rechte wahren! — Wäre doch Arn zurück mit

der Entscheidung des Papstes. — Ja: die Entscheidung! Wäre ihre Stunde doch da! — Inzwischen verzehrt mich die Ungeduld! — Immer beten! — Kann's nicht! — Und auch nicht immer lesen! — Es ist so eng, so dumpf, so staubig hier unter all den alten Pergamenten! — Ich bin büchermüde. Menschen will ich sehen! Hinaus ins Freie! Aber was draußen thun? Fechten darf ich gar nicht mehr. Jagen soll ich nur zahm und selten. Der Bischof, der Priester soll —! O Weh und Pein! Der Priester! Warum Priester, warum? Ah falsches, treuloses Weib! Was hast du zu verantworten! Was hast du angerichtet in mir, Verräterin!" Und er drückte die geballte Faust vor das Auge.

„Der Priester, — der Bischof — was kann er thun draußen unter den Menschen? Ihnen wohlthun! Ja, und das will ich! ‚Seelsorge!' Schönes Wort! ‚Herzenssorge' wäre auch gar schön, aber wer auf Herzen baut —! Ah was! Fort damit.

Geht es dir schlecht, soll's andern desto besser gehen! Hinaus, Heinrich, und hilf, wo du kannst!"

Er stieß den halbgeschlossenen Laden auf und blickte über die Stadt hin gegen den Main.

„Die Sonne geht zu Gold. Bald sinkt sie hinter die Buchenwipfel des Königswaldes. — Aber noch ist's Zeit genug, Gutes zu wirken, bevor der Tag verronnen ist. Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken mag. Die Nacht! Am Ende gar — für diese Welt — bald die ewige Nacht."

Er schritt aus dem Büchersaal in das Vorgemach, dann auf den breiten Gang, in welchen die Holztreppe mündete, stieg diese herab und wollte sich der Hauptthüre zuwenden, die aus dem Bischofshause ins Freie — in der Richtung nach Westen, gegen die Brücke hin, — führte.

Allein in der Mitte der Vorhalle ward er angerufen von einer Stimme, die aus der Unterwelt emporzudringen schien. „Hezilo! Herr Graf! — Hochwürdiger Herr Bischof, wollt' ich sagen." — „Du, Supfo? Was soll's? Was willst du?"

Und er wandte sich zur Rechten, wo einige Stufen in die Keller des Hauses hinunterführten. Auf der obersten derselben tauchte jetzt dort eine behäbige drollige Gestalt auf, die aus lauter aufeinandergesetzten Kugeln aufgebaut schien.

Kugelform hatte das grüne Mützlein aus steifem Wolltuch, das, vorn höher als hinten, etwas schief auf dem rundgeschorenen Grauhaar des runden Kopfes saß. Aus dem ganz glattgeschorenen Gesicht traten die stark geröteten Wangen halbkugelig hervor unter den runden vergnügten Äugelein, die frisch und hell in die Welt schauten; unter dem hellbraunen Schurzfell erhob sich ein Bäuchlein, das sich der Kugelgestalt nach Kräften zu nähern trachtete und auch die roten Wadenstrümpfe zwischen Knie und Knöchel hatten Mühe, ihren geschwellten Inhalt zu bergen. Fröhlich, treuherzig und dabei recht gescheit, ja schelmisch-witzig war der Ausdruck der angenehmen Züge: auch Herrn Heinrich schien der Anblick zu vergnügen: heiter ward seine bewölkte Stirne, während er auf die Antwort des dicken Männleins wartete. Diese kam etwas langsam, denn der Rundliche hinkte ein wenig beim Ersteigen der Stufen und schnaufte ganz gewaltig. „Uf! Heiß ist's im lieben Würzburg im Brachmond sogar im kühlen Keller." „Ja freilich," drohte der Bischof lächelnd, „wird dem Kellermeister warm, wenn er so fleißig seines Amtes waltet — im Vorkosten! Aber was willst du?" — „Was ich will? O Hezilo, lieber Herr, — das krieg' ich doch nie wieder." — „Was ist's?" — „Meinen Hezilo von ehemals möcht' ich wieder haben! Den aus der guten Rothenburger Zeit. Hei wie wir

jagten mit dem alten Rado in dem waldgrünen Taubergrund! Den Grafen Heinrich möcht' ich wieder haben, den jagdfrohen, waffenfrohen, weinfrohen, frauenfrohen ...." Hier furchte der Bischof die hohe Stirn. „Den weltfrohen Liebling von Jung und Alt, von Mann und Weib!" „Ja, Vielgetreuer," seufzte Herr Heinrich, „der ist gestorben und begraben! Lange schon!" — „Ich weiß! Ich weiß! Weiß auch den Todestag, die Todesstunde — zu Pfingsten war's. — — Hätt's nie von ihr geglaubt! Der arme Herr!" brummte er unhörbar. „Schad' um Euch, Graf Hezilo! Was war's für eine Freude, mit Euch leben im Frieden, und im Krieg erst recht! Wißt Ihr noch den schlimmen Julitag von Squillace? Wetter und Strahl, dort in Kalabrien war's doch noch heißer als hier am Main! Da Ihr — Ihr allein den Herrn Kaiser Ott den Jüngeren — noch seh ich ihn vor mir in seinem jugendlichen welligen roten Bart! — vor der Gefangennehmung gerettet habt? Sie glauben falsch, diese Saracenen, aber dreinschlagen thun sie ganz richtig. Auf einmal waren sie da, wie vom Himmel heruntergeflogen, unzählbar viele! Nichts sah man mehr — vorn, hinten und links — als ihre weißen Flattermäntel fliegen! Es war wie ein unabsehbar Schneegestöber."

„Ja," fiel Herr Heinrich eifrig ein. „Und welch' ein furchtbar Kampfesfeld für uns! Ich hatte treu davor gewarnt, von der breiten alten Straße oben auf den Berghöhen herabzuziehen auf den Schmalpfad unten an der See. Nun hatten wir's! Vorn und hinten die Araber zu Roß: auf den Felsen aber zur Linken — wie steil stiegen sie empor! — die arabischen Pfeilschützen zu Fuß, unsichtbar, unerreichbar: und hart zur Rechten — das brausende Meer, gierig, jeden Ausgleitenden zu verschlingen." „Wie viele starben damals," fuhr Supfo fort, „des Herrn Kaisers

Entkommen zu decken! — Wißt Ihr noch, wie er zuletzt — auf geliehenem Roß! — in das Meer hineinsprang und schwimmend ein Schifflein erreichte?" — „Da fielen alle um ihn her, Herr Richari, sein Lanzenträger, und die Markgrafen Berchtold und Günther, die Grafen Udo, mein Vetter, Gebhard, Ezelin." — „Landulf von Capua und Atenulf, die edeln Langobarden." „Und sogar der alte ehrwürdige Herr Bischof Heinrich von Augsburg kämpfte dort und starb für seinen Kaiser. Beneidenswerter Tod für einen Bischof!" seufzte Herr Heinrich. — „Da lag sie hingestreckt, seine ganze Stechschar. Nur Einer daraus stand noch aufrecht, seine Flucht zu decken. Aber zu Fuß, denn das eigne Pferd hatte er dem Kaiser aufgedrängt, da dessen Rotroß, von Pfeilen gespickt, unter ihm zusammengebrochen war. Und dieser, stets der vorderste am Feind, im Weichen der letzte, der hieß — Heinrich von Rothenburg." — „Nein! der vorletzte hieß so. Denn der letzte, der den Schild über mich hielt, der hieß Supfo, der von der Taubermühle. So oft ich dich den linken Fuß ein wenig nachschleppen sehe, denk' ich des Schwerthiebes, den du damals für mich aufgefangen." „Bah," lachte Supfo, „der Heide, der den Hieb schlug, ist doch schlimmer daran. Zwar schleppt er den Fuß nicht nach, aber auch den Kopf nicht mehr mit! — Ja, das waren noch Zeiten! Achtzehn Jahre sind's nun bald! — Aber auch noch nach des Herrn Kaisers frühem Tode erging's uns gar gut. Wir sonnten uns unter der warmen, — recht warmen! — Gnade der schönen Kaiserwitwe. Weiß Sankt Kilian, Ihr und ich, wir beide regierten damals die Frau Regentin samt dem heiligen römischen Reich!"

Herr Heinrich mußte lachen.

„Als der falsche Vetter von Bayerland sie verriet, ihren Knaben stahl, das Reich an sich riß, viele, viele geistliche

und weltliche Fürsten abfielen von der vereinsamten Witwe und ihrem guten Recht, da habt Ihr bei der vielschönen Griechin nahezu allein ausgeharrt, — wie einst bei ihrem Gatten in der Schlacht — ein Turm in ringsher brandender Flut, und habt endlich ihre Sache zum Siege durchgekämpft. Das war lustig. Fast jede Woche ein Gefecht! Und jed' Gefecht ein Sieg. Und die Sieger immer Ihr und Graf Gerwalt."

Der Bischof schloß die Augen.

„Und in dem Hoflager der Regentin die edle, holde Jungfrau Heilfriede! Wie oft hat sie nach erfochtenem Sieg Euch den Helm mit Eichenlaub gekränzt! Euch oder Graf Gerwalt."

„Was hast du von des Grafen Gerwalt Eheweib zu schwätzen?" — Recht unwillig war das gefragt. — „Und wozu riefst du mich an?"

„Zu nichts Bösem wahrlich! Ich wollt' Euch bitten, den Lautertrunk vom vorvorigen Herbst zu kosten: ich sag' Euch — der ist fein geraten!" — „Ist mir nicht danach zu Mut. — Mich rufen Pflichten." Und er wollte sich zur Thüre wenden, aber der Kellerer hielt ihn am langen porphyrroten Bischofsgewande fest.

„Auch das ist Pflicht, zu erproben, wie herrlich der milde Himmelsherr Eurer müheschweren, klugen, ja weisen Arbeit gelohnt hat. Viele Jahre sind's nun, seit Ihr, — kaum waret Ihr hier eingesetzet — befohlen habt, auch die unwirtlichen Hügelhalden im Norden der Stadt dem Weinbau zu gewinnen. Eitel Geröll und Gestein bis dahin! Den ‚Stein' schalten die unzufriedenen Bauern den ganzen unnützen Berg, auf dem nur ein paar Ziegen kletterten. Aber die liebe Mittagssonne liegt darauf so lang und so heiß sie irgend kaum! Die Blust der Trauben verweht dort nie ein rauher Wind: — des Berges hoher und breiter

Rücken schließt ihn aus. Schwer Geld hat's Euch gekostet, die edelsten Rebschößlinge tief aus Welschland zu beziehen: — den ersten habt Ihr mit eigener Hand gepflanzt und gesegnet, und unverdrossen habt Ihr all die Jahre lang bei dem müheharten Winzerwerk selbst mitgearbeitet in Sommerbrand und in Herbstnebel. Zum erstenmal nun kelterten wir vor zwei Jahren dies welsche Gewächs auf ostfränkischem Boden — treu und liebevoll, wie eines Liebchens, pflegte ich des Fasses! — und nun kommt in den Keller und schmeckt, genießt, was Ihr da Köstliches geschafft. Es rollt wie flüssig Feuer durch die Adern. Noch späte Enkel werden Euch drum danken." — „Ich hab' gelernt, der Menschen Dank entsagen. Ich gehe, um ...." — „Nein, Herr, bitte, bleibt nur noch ein weniges. Ich .... ich habe Euch im Keller etwas mitteilen wollen: — es wäre gerade der rechte Ort dafür gewesen: auf einem Fäßlein sitzend und von Weinduft umweht — so muß man das lesen und anhören. Denn es ist ..." er lachte herzlich. — „Nun was ist's?" — „Ein Brieflein von Arn!" — „Wie? Von Arn? Aus Welschland? Wohl gar aus Rom? Was? An dich schreibt er und mich, der ich so schmerzlich auf Nachricht, auf Entscheidung warte, mich läßt er ohne Kunde? Das ist ja ...." — „Nein, nein, Herr Graf, es ist kein Unrecht wider Euch: — Ihr werdet's gleich selbst einsehen: aber, bitte, laßt Euch einen Augenblick nieder — dort auf der Hallenbank." — „Ich nicht! Aber du! Dein Fuß! Verzeih mir, Freund, daß ich dich so lange stehen ließ." Und fürsorglich geleitete er den Humpelnden an die Bank und ließ ihn auf dieselbe niedergleiten.

II.

„Wie gut er ist!“ flüsterte der Runde. „Und immer so allein! So trübselig! Unter den verwünschten heiligen Pergamenten. Gott verzeih mir's: ich wollte sie wären lauter Fässer voll Stein und Leisten!“ — „Nun also! Was schreibt mein träger Bote?“ — „Vor allem, er ist noch nicht in Rom. Der Brief ist geschrieben in einem Dörflein hinter Florentia und erst vor einer halben Stunde brachte ihn ein Laienbruder aus dem Sankt Gundberts Kloster zu Onoldesbach (dem mußt' ich doch den Willkommbecher vom Fasse füllen!) dort, bei den guten Mönchen, liegt Arns Reitknecht wund: er stürzte mit dem Gaul schon auf dem Brennerberg und schleppte sich seither all den weiten Weg durch Bayerland und Schwabenland bis in unser liebes Franken. Darum währte das so lang. Nun hört, was der wilde Bayer schreibt: mir ist, ich seh' ihn vor mir und hör' ihn! Die armen Welschen, die ihn angehen wollen! Der Riese steckt zwei von ihnen, wie etwa Euer zwiebelgelber Berengar ist, unter jeden Arm und trägt sie ins Wasser wie junge Katzen.

‚Unsern huldvollen Gruß und geistlichen Segen zuvor . . . . .‘“ „Der Unverschämte!“ lachte der Bischof. — ‚Unserem lieben und getreuen, aber durstigen Supfo. ‚Meinem gnädigen Herren, dem Bischof, hast du sofort zu melden, daß nichts Entscheidendes zu melden ist.‘“ — „Noch immer nicht! Ja freilich, wenn er erst bei Florenz ist!“ — „Verzeiht, Herr Hezilo, der Brief ist ja viele Wochen alt: — wegen des Boten, der lange Zeit schon zu Wilten am Fuße des Brennerberges liegen bleiben mußte: — einstweilen muß der Bayer längst am Tiberstrom angelangt, ja er kann schon bald wieder zurück sein! — ‚Dem hoch-

ehrwürdigen Herrn Bischof — oder wie ich lieber sage — denn so durft' ich sagen in den schönsten Jahren meines Lebens! — dem tapfern Herrn Grafen also Gott zum Gruß voraus. Aber dann gleich Weidmannsheil und Weinfreude vollauf!

Schon einige Male hab' ich ihm durch Boten Nachricht gesandt, wie es mir ergangen auf meiner frommen Fahrt, zu der er mich unfrommen Jägersmann auserkoren hat. Wundert mich nur, daß er mir nicht Rado, den Heiden, mitgegeben hat als Begleiter. (Grüße mir den Alten und er soll mir noch ein paar Stück Wild übriglassen im Grafenwald!) Hat meine Aussendung Herrn Heinrich der heilige Geist eingegeben, so war der gerade in sehr guter Laune. Denn mir geht's soweit ganz gut. Lieber zwar ritt ich mit Junker Hellmuth auf die Wolfsjagd oder säße mit dir, Freund Kugilo, in dem geheimen Kellerverschlag, wo du Schlauer die Griechenweine birgst, und mit dem lustigen Junker Fulko: — grüß' ihn schön, und sag' ihm, ich habe zwischen Main und Arno keine zweite Minnegard gesehen, ja keine, die würdig wäre, jener ersten den Strumpf über den feinen Knöchel zu streifen.'"

„Ich werd' ihm!" unterbrach heftig der Bischof. „Du unterfängst dich nicht, dem kecken Provençalen . . .! So weit ist das schon? Nun, warte Jungfräulein! Das führt dich noch rascher ins Kloster." Supfo wollte etwas einwenden, aber dies zornige Antlitz vertrug jetzt kein Widerwort; so fuhr er fort: „‚Als daß ich hier im heißen Welschland erkunden soll, — höchst überflüssigerweise! — ob nicht demnächst die Welt untergehen wird. Es fällt ihr gar nicht ein. Sie schaut gar nicht danach aus! Zwar wahr ist: je weiter man gen Mittag reitet, desto häufiger findet man diesen dummen Wahn in den Köpfen der Leute und desto verbissener und versessener sind sie darauf. Aber

das macht nicht die größere Weisheit, sondern die größere Hitze, bei der ja die klügsten Rüden, die oft viel gescheiter sind als die Menschen, toll werden. In Augsburg glaubte noch kein Mensch daran: — nur ein paar Nonnen! — in Bozen schon viel mehr Leute, auch Weltliche: in Mailand ist noch kaum ein Vernünftiger — ausgenommen Herrn Heinrichs Bruder, der Herr Erzbischof Kanzler Heribert: — der sagte mir: er glaube es erst, wenn's der Herr Papst befehle ...'" Der Bischof nickte: „So schrieb mir Heribert, und also halt' ich's auch." Der Runde legte das Pergamentblatt nieder auf seine Kniee und sah ihn an — mit einem vielsagenden Lächeln. „So — —?" fragte er gedehnt. „So? — Ich ... ich halt' es anders." — Rasch, wie um einer Frage zuvorzukommen, las er weiter. „‚Vollends aber in dieser sonst gar lieblichen Stadt Florentia! — ich kenne sie gut von früher! — jedoch davon alsbald. Es ist mir also immer gut gegangen, Freund Supfissimo, wie man dich hier zu Lande nennen würde, abgesehen von der landesgebräuchlichen grausamen Hitze: die verträgt mein zottiger Kopf und mein vollblütiger Leib gar schlecht. Denn siehst du: die unsinnige Hitze macht unsinnigen Durst, der unsinnige Durst macht ein Trinken, das auch nicht alle Tage sinnig bleibt und dann macht das starke Trinken wieder noch stärkere Hitze und so geht es in der Runde fort wie beim Rosenkranzbeten.

Zumal ich doch die edle Gottesgabe, die hier wächst — fast schwarzrot ist der starkduftende Feuerwein! — wahrlich nicht wie diese erbärmlichen Welschen mit sündhaftem Wasser verschänden werde. Nun, und im Rausch giebt's dann manchmal einen gelinden Raufhandel. Denn mich macht der Rausch nicht weinerlich, sondern minnegehrend wider die Weiblein und kampfgehrend gegen die Mannsleut' —' Ich muß schon sagen," unterbrach sich

der Dicke hier, „einen gar frommen Boten habt Ihr an den heiligen Vater geschickt. Der wird eine Freude haben an Arn aus Bayerland! — ‚Trittst du aus den kühlen, kellergleichen Weingewölben auf den glutheißen, in grellstem Sonnenbrand bratenden Marktplatz so einer welschen Stadt, dann glaubst du ohnehin, du stehst mitten in einer sausenden Windmühle: so geschwind drehen sich Säulen und Kirchen und Bettelbuben und Heiligenbilder und Cypressen und Marktweiber um deinen armen Schädel. — Nun, und da bin ich auch schon manchmal einem schwarzlockigen, glutäugigen Mägdlein oder auch einer Ehefrau — man kann's doch nicht immer gleich erraten, zumal sie hier ihre Ringhand mit Handschützen zudecken! — nachgestolpert . . . —'"

Hier sah sich zur Abwechselung der Bischof zu einer Unterbrechung veranlaßt: „Nun warte, Bayer! Geht die Welt nicht unter, sollst du mir fasten und dursten, daß dir die Üppigkeit vergeht." „Hilft nicht. Kommt nicht wieder!" meinte Supfo trocken und las weiter. „‚Schon in Verona, in Mailand hab' ich daher leider manchen Degenstoß auffangen und zurückgeben müssen, wenn mir so ein neugieriger Vater, Bruder oder wenig duldsamer Ehemann dabei in den Weg lief. Aber in dieser schönen Stadt Florentia: — das gab einen Spaß ohnegleichen! Schon lange erzürnte mich, daß, je tiefer ich in das schöne Land hineinreite, desto mehr die Hitze zu- und der Verstand abnimmt, so daß sie mir achselzuckend ‚barbarische Wildheit' an den Kopf werfen, weil ich an jenes Gewäsch vom Weltende nicht glaube.

Hatt' ich mich da in meiner Herberge den ganzen Abend herumgestritten mit zwei edlen Florentinern und zwei Mönchen von Cluny — die nicht zu trinken, sondern zu bekehren in die Weinherbergen gingen, tranken zwar doch bei der Bekehrung, aber ich mehr als alle vier! — und

als der eine Pfaff boshaft wurde und von ‚dummen Deutschen‘ und ‚groben Bayern‘ sprach, erklärte ich, ihn hinausthun zu müssen: — und zwar, weil's näher sei, zum Fenster: — es war nämlich im Erdgeschoß und nicht gar zu hoch — und da ich es ihm einmal versprochen, ließ ich ihn auch nicht lange warten. Sein Genosse entwich kreischend durch die Thüre. Aber da die beiden florentinischen Valvassori dem andern helfen wollten, hatte ich sie diesem vorausschicken müssen. Nun, so was bringt das Blut in leise Wallung. Und wie ich nun den Schlaf suchen will auf meinem elenden Lager — ungleich weniger Strohhalme denn Flöhe barg der Sack, der also richtiger ein Floh- denn ein Strohsack würde geheißen haben, von anderem Getier, nicht so groß wie Skorpione, aber viel häufiger, zu schweigen! — da ertoset ein unglaublich Heulen und Winseln auf dem weiten Platz vor meinem Fenster, als ob tausend Teufel tausend alte Weiber zwackten. Ich springe mit einem Salzachfluch ans Fenster und seh' im Mondschein und im Licht von düster rotflammenden Pechfackeln einen langen, langmächtigen Zug von Pfaffen und Laien und Männern und Weibern und Kindern und gewaffneten Valvassoren und schön geputzten Edelfrauen und zerlumpten Bettlern, alles einträchtiglich nebeneinander, und all das wälzt sich, betend und singend, gegen die alte Basilika mir gegenüber. Und trugen eine Menge Wachskerzen und Fackeln und Kreuze und Bandièren und Heiligenbilder: und heulten aus eitel Furcht vor dem nahenden Tod und Teufel und Weltgericht, daß es die Steine erbarmte; oder doch die Hunde von Florenz, denn die heulten mit gottsjämmerlich. Und scholl's da durcheinander auf Latein und auf Welsch und sangen: ‚Wehe! Reue! Buße! Besserung! Glaube! Der Diabolus droht. Das Weltgericht! Und vorher geht umher der Antichrist.‘

Gute Nacht, Schlaf! sagte ich. Flöh' im Stroh, vor dem Fenster Weiber, Hunde, Pfaffen heulend um die Wette — mir ward's zuviel. Gut' Nacht, Florentia, denk' ich. In hellem Zorn lauf' ich hinunter in den Stall — ziehe meinen Hengst heraus — den Reitknecht hatte ich schon vorausgeschickt nach Germinianum: denn der hatte — er ist aus Passau und ein wenig grob! — mit dem Wirte einen unerheblichen Raufhandel gehabt: — drei Zähne, aber nur florentinische! — Und will auf und davonreiten noch in der Nacht. Suche aber den Wirt, weil ich die Zeche immer zahle, wie hoch sie sei. Alles leer! Wirt und Wirtin und Kammermagd und Stallknecht: — alle halfen wohl da draußen das Ende der Welt herbeiheulen. Und wie ich durch all die kleinen engen Kammern laufe — (in wahren Mauslöchern hausen sie, diese Welschen! Warum? Liegen immer auf der Straße)..... Jetzt weiß ich aber nicht mehr, wie ich den langen Satz angefangen habe, denn auch hier in Germinianum ist der Wein ziemlich stark: ich mußte ihn sogar auch in die Tinte träufen (atramento sagen sie hier), und ist immer im Eintrocknen, wegen Hitze der Natur und Seltenheit des Schreibens ... also hier geht es mit den Worten nicht ganz zusammen, wohl weil die Tinte — nicht ich! — des Weines allzuviel getrunken, aber du wirst es schon verstehen — also daher finde ich keine Seele. Aber in einer Gewandkammer, in die der Mond voll hineinscheint, wär' ich schier erschrocken. Denn da hing einer. An einem Thürhaken. Sah aus wie der leibhaftige Teufel, etwa wie ihn die Buben bei uns am Ostersonntag auf der Bleichwiese vor der Stadt verbrennen im Osterfeuer. Schwarze Tarnkappe mit zwei Gemshörnern, schwarze Kapuze, glühendrote Augen, rote Zunge, lang heraushängend aus bleckenden weißen Beiß zähnen — Fledermausflügel an den Schultern — langer

schwarzer Mantel, der die ganze Gestalt verhüllt — eine zweizinkige Feuergabel lehnte daneben. Die Welschen haben solche Mummerei im Hornung. Ein lustiger Gesell hatte wohl für manchen vertrunkenen Krug Chlavintowein den kostbaren Seidenmantel als Pfand zurückgelassen. Die Verlarvung sehen und laut aufschreien vor Spaß war eins bei mir! Flugs stak ich drin: vom Hirn bis zum Knöchel der Teufel. Flugs auch saß ich auf meinem schwarzen Gaul und, die Zackengabel schwingend, jage ich, was das Roß nur laufen kann, schreiend, wie auf einer Salzburger Hochzeit, plötzlich in den heulenden Zug. Von der Seite her kam ich: ganz ungesehen, bis ich mitten drin war unter den heulenden und zähneklappernden Weibern und Pfaffen. Da schrie ich in meinem besten Florentinisch: ‚Ja! Ja! Der Teufel! Der Teufel! Ihr habt ihn gerufen. Jetzt kommt er, euch holen!‘ O Supfo mein! Hättest du das mitangesehen! Du hättest dir das Bäuchlein gehalten vor Lachen! Hättest du den Schrecken gesehen, den ich, der Eine Mann, der verachtete Barbar aus Deutschland, all diesen überklugen, feingeistigen Welschen einjagte. Auseinander stoben sie wie ein Flug Sperlinge, darein der Habicht stößt.

Männer wie Weiber, Ritter wie Pfaffen, die Kerzen, die Fackeln, die Kreuze, die Fahnen warfen sie weg, über den Haufen rannten sie sich, alles drängte, die Kirche, den rettenden Altar mit seinen Heiligenknochen zu gewinnen. ‚Der Teufel! Der Diabolo! Der Antichrist! Der Dämon!‘ schrieen sie durcheinander. ‚Gleich greift er mich. Er hat mich schon.‘

So sprengte ich zwei-, dreimal von links nach rechts und von rechts nach links quer durch den langen Zug, der in seinen Windungen sich mehrfach über den weiten Marktplatz hin dehnte. Und nicht einer hatte den Mut zu stehen,

meinem Gaul in den Zügel zu fallen. Nachdem ich, der Eine Salzburger, etwa zweitausend Florentiner in die Flucht der Todesangst gejagt, sprengte ich davon, und riß mir, als ich an das römische Thor gelangt war, die Teufelslarve ab. Hier ward ich eine kleine Weile aufgehalten. Der Thorwart hatte meine Entmummung gesehen und leider kannte mich der Mann von meiner letzten Fahrt durch Florenz: und nicht gerade von meiner tugendlichsten Seite: denn er hatte damals eine Nichte gehabt, eine dralle Dirne von üppigem Wuchs und Wesen. Der unchristlich lang nachtragende Oheim stürzt also, sobald er mich erkennt, auf den Platz vor dem Thore mit gefälltem Speere: „Halt,‘ schreit er, ‚ruchloser Arn, du trägst mit Recht des Teufels Gewand.‘ Und wirklich mußte ich ihm erst den Speer aus der Hand und die Sturmhaube vom Kopfe schlagen, bevor ich an ihm vorbei ins Freie jagen konnte. Die Zeche blieb — zu meinem großen Kummer! — unbezahlt: ein halbes Brot, ein Käse und siebzehn Krüge Wein. Der Teufel, für den sie mich genommen, mag sie zahlen, kommt er einmal wirklich nach Florenz.

Nun Gott befohlen, Supfo. Trinke den Griechenwein nicht allen allein aus, bevor ich wieder zurück bin. Ich komme durstiger aus diesem Lande der Heiligen heim als ich hineingeritten. Noch heute geht's nach Rom weiter. Ich freue mich auf den heiligen Vater. Aber noch viel mehr auf die unheiligen Römerinnen, die stolzbusigen, wie man sie nennt, und auf den Wein der Campagnatrauben. Das soll der feurigste sein. Gegeben in einer Taverna zu Germinianum, wo es auch wieder Flöhe hat. Aber es sind doch andere. Es grüßt dich Arn von der Salzach, Jägermeister zu Würzburg und Teufel zu Florenz.‘“

III.

Der Bischof schüttelte den Kopf, aber er mußte doch lachen. „Es ist nur ein Glück, daß mir der wilde Bayer die Entscheidung des heiligen Vaters schriftlich zu bringen hat. Seinem mündlichen Bericht . . . .!" „Nun ist's schon recht," rief Supfo heiter, sich erhebend von der Bank und das Pergament wieder in den Gürtel des Schurzfells steckend. „Der freche Brief hat doch was Gutes gewirkt: Ihr habt gelächelt, Herr Hezilo, und die böse Falte auf der Stirn, mit der Ihr kamt, hat sich verzogen. Wißt Ihr was? Wollt Ihr mir nicht in den Keller folgen, so verstattet, daß ich mit Euch gehe. Meine Gesellschaft ist doch noch besser als die Eurer Gedanken in der Einsamkeit." — „Du hast weit mehr recht hierin, als du ahnst! — Komm mit!" — „Gleich, teurer Herr, gleich! Aber da, nehmt, bitte, diesen Schattenhut: — ich habe ihn für Euch erstanden auf dem letzten Markt von den Dalmatinern — er hängt nun immer hier an der Hallenthüre für Euch bereit — er ist von feinem Stroh, gar leicht und luftig: — die Sonne schießt noch heiße Pfeile über den Main herüber. Wo steht mein Krückstock? Da in der Ecke. Ich schreite doch besser damit und manchmal gilt's, ein bissig Schwein von den Waden zu wehren! So!" Er öffnete die breite Thüre der Halle. „Im Namen Gottes!" betete der Bischof im Hinausschreiten. „Er segne unsern Ausgang." Beide stiegen nun die Sandsteinstufen hinab auf den freien Platz vor Bischofshaus und Dom. „Wohin zuerst?" fragte der Kellermeister. — „Ich will einen Rundgang der Seelsorge machen und der guten Werke; es gilt gleich, wo wir beginnen: führe du. Du kennst der Menschen Not und Wünsche gut, fast besser als ich, was traurig zu

gestehen," schloß der Bischof seufzend. „Ja freilich," meinte Supfo und schlug die Richtung von dem Domplatz nach links, nach Süden, ein. „Für die letzte Zeit mag's zutreffen. Ihr zieht Euch ja immer mehr in Euch selbst zurück. Oft seh' ich noch nach Mitternacht vom Hof aus in der Bücherei Euer Öllämplein glimmen. Immer beten!" — „Wenn's doch gebetet wäre!" — „Oder höre unten in unserm Schlafzimmer Eueren Schritt ob meinem Haupte rastlos — rastlos — auf und nieder! Seit Ihr diesen schwarzhaarigen Welschen . . . ." — „Schweig, Supfo. Ich weiß, du hassest ihn bitter. Das ist unchristlich." — „Aber unvermeidlich! Der hagere Kerl mit seinem graugelben Gesicht — wie ein unreif verfaulter Apfel! — sein Anblick schon zieht mir das Wasser im Mund zusammen wie der Saure von Dürrbach." — „Er hat sich als mein — und was viel mehr ist — dieses Bistums eifrigster Freund bewährt." — „Wer's glaubt wird selig, — oder angeführt! Er ist glücklich fort seit ein paar Tagen. Sankt Kilian schenk' ihm eine lange Reise! — Seht hier, Herr Bischof, könnt Ihr gleich anfangen mit guten Werken!" Und er blieb stehen.

IV.

„Was? Hier?" rief der Bischof unwillig. „Bei dem Hause des Geizhalses, des Kornwucherers? Wenig erbaut bin ich vom Treiben dieses Renatus."

„Nennt ihn doch nicht Renatus. Isaak heißt der Jud'." — „Er ist getauft." Supfo lachte. „Tauft ihn nochmal! — deshalb führt' ich Euch her! — Aufs erstemal half's wenig, aber besser: laßt es ganz bleiben! Wein kann man

wässern, nicht Blut.“ — „Ich verbiete dir, so von dem heiligen Sakrament zu sprechen.“ — „Verzeiht mir, Herr. Aber ist's nicht so? Der Glaube wird danach — vielleicht, vielleicht auch nicht! — geändert: aber das Geblüt? Wisset Ihr noch in Neapolis, der schönen Stadt, des Herrn Kaisers Mohren aus Äthiopia? Die Welschen hatten ihn bei ihrem Mummenschanz vor Aschermittwoch mit weißem Mehlkleister überstrichen — fingerdick! Aber sowie er schwitzte beim Tanzen und Springen, da bröckelte die weiße Tünche ab von Stirne, Wangen und Händen und allüberall kam die angeborne schwarze Haut wieder zum Vorschein. Gedenkt Ihr's noch? Nun seht, gerade so steht's mit dieses Juden Taufe. Wird der Mensch in ihm warm und rührt sich, — bröckelt der Christ ab und der Jude kommt zum Vorschein. Da lob' ich mir die Ungetauften: — unter denen sind die Besten!“ — „Du sprichst unchristlich. Die Taufe bringt ihnen das Heil.“ — „Ja, aber nur, wenn sie daran glauben, wenn sie das Sakrament deshalb suchen. Wenn sie's aber suchen, weil sie sich ihres Volkes schämen und lieber mit den Christen die Juden placken wollen als sich mit den Juden von den Christen placken zu lassen . .“

„Und geplackt müssen sie doch nun einmal werden, nicht, Supso?“ lächelte der Bischof. — „Gewiß, dafür sind's Juden. Sind ja das ‚auserwählte Volk‘. So hat sie der Herr, nachdem sie seinem Sohn Gewalt und Unrecht gethan, auserwählt, Gewalt und Unrecht zu leiden. Das ist doch klar und höchst gerecht. Ihr Volk verleugnen diese Abtrünnigen und Euch, Herr Bischof, lügen sie vor, sie glauben: Untreue und Lüge aber bringt nicht Heil, sondern Schmach. Dagegen des Juden Mutter, — das ist ein prächtig Weib! Seht, da tritt sie gerade hervor aus ihrem Hofthor.“ Vor der Außenthüre des ansehn-

lichen Holzhauses erschien eine stattliche alte Frau mit edeln, vornehmen Zügen des tief gebräunten Gesichtes. Sie trug die phantastische, kleidsame, weitfaltige Gewandung der Orientalen. Ein gelbes Brusttuch von feinster Wolle verhüllte den Oberleib, gelb waren auch die spitzen Schnabelschuhe, die aus dem langen, dunkelblauen Rock hervorsahen; ein ganz enganliegendes, turbanähnlich gebundenes Kopftuch von schwarzer Seide verbarg sorgfältig jedes Haar der Witwe. Sie kreuzte ehrerbietig die Arme über der Brust, neigte, gleich einer Palme, das hohe Haupt vornüber und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Der Gott meiner Väter segne dich und behüte dich, großgewaltiger und — was siebenmal mehr ist! — großgütiger Herr Bischof. Und er lohne dir, daß du bist ebensogut als du bist gewaltig." „Mit der großen Gewalt, Sarah," erwiderte der Gelobte, „ist das so schwach bestellt wie — leider! — mit der Güte." „Laßt Euch nicht irren, kluge und schöne Frau!" fiel Supfo ein. „Wären wir nur so fröhlich, als wir gut sind." „Unnütze Reden!" verwies der Bischof. „Jawohl," sprach die Greisin mit sanfter, wohllautender Stimme und schlug die langen, schwarzen Wimpern auf: — die schönen dunkelbraunen Augen leuchteten immer noch — „unnütz, denn man kennt Eures Herzens Güte! Mein Eheherr Manasse, — lang ruhet er, gesegnet sei sein Gedächtnis für und für und sein Name sei nicht vergessen in Israel! — oft hat er es uns geschildert, Isaak, unserm Sohn, und mir, wann wir saßen in Frieden vor den brennenden Leuchtern und aßen vom Passahlamm und Ruhe waltete im Haus und ringsum im Lande und Sicherheit in der Stadt. ‚Die Ruhe,' — hat er gesagt, — ‚und die Sicherheit verdanken wir nach Gott dem Herrn dem Mann, der da ist wie ein Turm der Stärke und ein Streitwagen von Erz, dem Löwen von

Rothenburg. Der Graf ist fern, denn leer steht da oben die Grafenburg der Gewalt. Er steuert — der Bischof — dem Raub auf den Handelsstraßen und auf dem Flusse und er hat die bösen Buben gebändigt, die schlimme Rotte, die da plündern wollte mein Frachtschiff auf dem Main und einbrachen mit Beilen in das Haus unsres Friedens. Der Engel des Herrn ist mit diesem Bischof der Christen!‘ Und so hab' ich mich gewöhnt zu Euch, starker und guter und weiser Herr, emporzuschauen alle Zeit als zu einem Helfer in der Not. Und so bin ich hinausgeeilt aus meinem Witwengemach, wie ich von fern Euch kommen sah des Weges und stehe hier vor der Thüre meines Hauses, eine alte, kummervolle Frau, und greife Euren Mantel und lasse Euch nicht, bis Ihr mir habt geholfen in meinem großen Leid!“ Und sie glitt langsam vor ihm nieder auf beide Kniee und haschte sein weites Obergewand mit ihrer magern Hand und küßte demütig dessen Saum.

„Steht auf, alte Frau,“ mahnte der Kellermeister, sie aufrichtend, „wir mögen das nicht leiden. Sagt kurz, was oder wer Euch quält.“

„Es ist,“ sprach sie, sich erhebend, aber den Saum nicht aus der Hand lassend, „Isaak, mein Sohn, mein einzig Kind. Was oder wer sonst könnte mich auch quälen auf der Welt? Hab' ich doch auf Erden nichts als ihn. Und ach! ihn hab' ich nicht mehr, seit . . . Nun, seit er die Taufe nahm zu Mainz.“ Der Bischof furchte die Brauen: „Daran, Jüdin, that er recht. Aber er wußte wohl, weshalb er nicht von mir das Sakrament erbat, sondern zu Mainz, wo Herr Erzbischof Willigis nicht so viel von ihm weiß wie wir leider hier von ihm wissen. Ich hätte ihm zur Bedingung gemacht — vorher — ein Gelübde, daß er nun auch innerlich den Christen anziehe und von sich werfe seinen jüdischen Wucher und Geiz.“ „Jüdischer

Wucher und Geiz!“ stöhnte die alte Frau und ein so schmerzlicher, vorwurfsreicher Blick der dunkeln Rehaugen traf Herrn Heinrich, daß er leicht errötete und rasch einfiel: „Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Euer Gatte — Manasse — hat in der großen Kornnot aus seinen Speichern die verhungernden Christen in allen Städten und Dörfern am Main gespeist von Staffelstein bis Mainz. Er war ein Wohlthäter der Armen: — Gott möge ihm die Strafe seiner Verstocktheit mildern, Sankt Burchhard und Sankt Kilian mögen für ihn bitten, wie ich, deren unwürdiger Nachfolger, es dankbaren Herzens gar oft thue. Aber Euer Sohn ist ein . . . .“ — „Herr, er ist krank, glaubet mir. Er ist besessen von übeln Geistern! Wir haben ja zu eigen soviel Güter der Erde, — der Herr hatte gesegnet meines Manasse Redlichkeit und Fleiß! — daß wir wahrlich nicht sorgen müßten um unsere Lebsucht. Aber — es ist wahr — er ist so . . . . sparsam, mein armer Isaak, daß er sich nicht gönnet eine Neige Weines am Sabbath des Herrn!“ „Und Euch, scheint's,“ schalt Supfo zornig, die hagere Gestalt musternd, „Euch, seiner alten Mutter, auch an den andern Tagen keinen Bissen Fleisch.“ — „Vollends aber seit ein paar Tagen ist er ganz krank im Gehirn und wirr in seinen sonst so klugen, scharfen Gedanken. Denn er ist gar scharf, mein geliebter Isaak.“ „Wir wissen's!“ bestätigte der Kellerer. „Allzuscharf! Möchte seine Seele nicht sehen! Muß voller Scharten sein!“ — „Seit wann, arme Frau?“ forschte der Bischof voll Mitgefühls. Ihn jammerte um die leidende Mutter und es ergriff ihn, über das ehrwürdige, schöne Gesicht langsam zwei große Thränen rinnen zu sehen. — „Seit das Gerede überhandnimmt unter den Burgensen hier und seinen Geschäftskunden in andern Städten, die Welt werde demnächst untergehen. Das hat ihm ganz verstört die

Gedanken. Er kann nicht mehr schlafen seitdem. Und immerfort, in der eifrigsten Arbeit, im Rechnen sogar oder wann er wiegt auf seiner Wage die Goldmünzen des Herrn Kaisers — wobei ihn sonst nichts störte, ja nicht einmal Blitzschlag ins Haus des Nachbars Hesso: er wog ruhig fort. Jetzt spricht er dabei mit sich selbst wirre Worte und unterbricht sich und rechnet falsch — der Isaak! — und stiert vor sich hin und stöhnt: ‚wenn's wahr ist, bin ich ein Narr gewesen vom Knaben an und Narretei war all' mein Thun, mein Raffen, Listen, Geizen! Wenn's wahr ist — wüßt' ich's nur! — noch heute werd' ich ein Schlemmer, ein Fresser, ein Säufer wie diese . . .‘"

„Diese Deutschen, sagte er wohl," ergänzte scharfsinnig, aber grimmig, der Kellerer. — „‚Ein Spieler werd' ich, ein Kleiderthor, und halte mir Jagdrosse und Eberhunde und Reiherfalken und . . . . . anderes! Ob's wahr ist!‘ stöhnt er dann wieder und rauft sich Haar und Bart, ‚ob's wahr ist?‘ — So quält er mich, — aber was liegt an mir! — so quält er sich selbst, meines Manasse Sohn, er quält sich Nacht und Tag mit Grübeln. Jetzt ist er fortgeritten gen Frankfurt, einzuheimsen den Gewinn von einem großen, großen Geschäft, das er hat gemacht in Goldkörnern, Silberbarren und edlem Gestein! Aber, o wehe wehe geschrieen! Es hat ihn nicht gefreut das reiche Geschäft! Und wie er mir vorrechnet den Gewinn, verrechnet er sich wieder! Zu seinem Schaden verrechnet er sich, der Isaak! Das war noch nie! Wie muß er sein ungesund! Und warum verrechnet er sich? Weil er mitten drin immer wieder stutzt und fragt: ‚ob's wahr ist? Ob's wohl wahr ist?‘ Und als er steigen will auf das Pferd zu reiten nach dem Gewinn, steigt er daneben statt in den Bügel, weil er gen Himmel schaut und fragt ‚ob's wohl wahr ist?‘ Und er findet und findet nicht Ruhe, bis er's

weiß, so oder so Ich bin eine unweise Frau, ich kann's ihm nicht sagen. Und es kann ja sein, daß es geht zu Ende: denn oft hat es gelesen Manasse aus den Rollen, daß die Welt wird einmal vergehen und Elias wiederkommen im feurigen Wagen. Aber Ihr, Herr Bischof, guter Mann und weiser, Ihr kennet die Schriften, Ihr wisset viel. So sagt nur ja oder nein, daß ich beruhige meinen wirren Sohn, wann er wird wiederkommen, und beschwichte sein fiebernd Gehirn!"

Und wieder wollte sich die Weinende vor ihm niederwerfen. Er hielt sie fest am Arm und sprach: „Frau, Ihr thut mir leid in der Seele! Ihr: — merkt! — nicht Euer Sohn, den auch die letzten Dinge der Menschheit nur schwanken lassen zwischen dem alten sündhaften Wucher oder neuem sündhaften Sinnentaumel! Pfui über den Juden und schade um das vergeudete Taufwasser! — Höret denn, gute Frau, — Ihr wäret würdig christlicher Gemeinschaft! — Ich selbst habe davon keine Wissenschaft. Allein ich habe das Haupt der Christenheit befragt: bald muß der Bescheid eintreffen. Dann werd ich ihn allem Volke dieser Stadt, dieses Bistums, verkünden. Bis dahin aber sagt Euerm Sohn: ‚der Herr Christus hat nicht Freude an denen, die da nehmen die Taufe, aber nicht lassen vom Wucher. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: man kann nicht Gott dienen und dem Mammon'. Das hat der Herr schon Eurem Volke offenbart: — aber mit dieser Offenbarung hat er von allen seinen Worten den wenigsten Glauben gefunden in Israel. Ihr jedoch, gute Sarah, Euch rate ich: nehmet die Taufe. An Euch werden die Heiligen Freude erleben! Mag das Gericht nun nahe sein oder fern: rettet Euere unsterbliche Seele!" Und er löste mit sanfter Gewalt sein Gewand aus der Hand der Greisin, die es immer noch

festgehalten hatte, und schritt hinweg von ihr mit gütigem Nicken des Kopfes.

Die alte Frau sah ihm lange nach. Dann sprach sie, kopfschüttelnd und mit der Hand über die Augen wischend: „Ich glaube es nicht, daß wir Kinder Israel verdammt sind. Wäre es aber so: — lieber mit Manasse in der Hölle, als mit Isaak im Himmel der Christen. Ich will beten für uns und für die Christen — für den armen Isaak und für den guten Bischof — zum Gott meiner Väter!"

Und sie schritt langsam zurück in den Hof.

V.

Von dem Hofe des Kaufmanns hinweg übernahm zunächst Herr Heinrich die Führung des Rundganges. Er wollte nach dem Stand der neuen Bauten sehen in der Vorstadt vor dem Südthor „auf dem Sande", die er als sein eigenstes wohlthätiges Werk betrieb; vor allem den großen Bau des Klosters und der Kirche — nur diese war bereits vollendet — die er dort den Apostelfürsten Sankt Peter, Sankt Paul und dem frühest berufenen Blutzeugen: Sankt Stephan, zu Ehren gestiftet hatte.

Schwer fiel es dem Bauherrn aufs Herz, als er sich jenseit des Thores der Baustätte näherte, von der her sonst, weithin vernehmbar, der fröhliche Klang des Beilschlags, der Reihengesang der Arbeiter, der Befehlsruf der Werkmeister ihn begrüßte, daß statt dessen eine Grabesstille waltete.

In die Luft hinauf stiegen die hohen Gerüste: — aber

sie waren leer, verlassen; sie schienen zu trauern; die halbfertigen Holzwände sahen wie vom Feinde zerstört aus. Nur ein einsamer Mann schlich, die Verödung betrachtend, über den leeren Bauplatz; als er den Bischof von weitem erkannte, wollte er hinter einem großen Bretterhaufen verschwinden. Aber Herr Heinrich hatte ihn erkannt und rief ihn an: „Hallo! Haltet an, Hesso! Was lauft Ihr vor Eurem Bauherrn davon, Werkmeister?“

Der Angerufene, eine starke stattliche Männergestalt mit treuen Augen in dem gebräunten Gesicht, machte Halt, zog ehrerbietig, aber mißmutig den kurzrandigen Filzhut und erwiderte trübselig: „Werkmeister ohne Werk: — Bauherr ohne Bau.“ Verstimmt und verdüstert entgegnete der Bischof: „Nun — eine kurze Unterbrechung! Wird soviel nicht schaden! Bald dürft Ihr wieder hauen und hämmern lassen hier, Meister Hesso.“ Der Mann zuckte die breiten Achseln. „Schade! Wir waren so gut im Zuge. Die Arbeiter willig und geschickt. Nun haben sich die besten schon verlaufen. Und der Bau des neuen Münsters zu Sankt Johannis Ehren und des Stiftes in der Nordvorstadt, der Hochvorstadt, des Siechenhauses und des Waisenhauses und der Schule! Alles unterbrochen! Warum? Weil kein Geld in der Kammer sei, log der verfluchte Welsche. Aber am gleichen Tage hatte er Speere, Sturmhauben, Brünnen für die bischöflichen Dienstmannen gekauft und bar bezahlt bei dem Waffenschmied Gericho im Eisenhof! Als er nun mit seinen Lügen hier auf das Gerüst trat und die Arbeiter ablohnte und fortwies, — gern hätt' ich ihn im Namen und zu Ehren der heiligen Petrus, Paulus und Stephanus herabgeworfen von den Balken.“ — „Geduld! sag' ich Euch. Ihr müßt warten.“

„Ich kann warten. Aber die Waisen, die Schulknaben in dem feuchten Loch am Main und die Siechen, die nun

auf den Gassen im Stroh liegen? Die können nicht warten, Herr Bischof. Jedoch Speere und Brünnen für die bischöflichen Dienstmannen: — das eilte wohl! Uns bedroht ringsum kein Feind weit und breit!" „Hört doch auf," mahnte Supfo. „Ihr seht — Ihr sagt da . . . ." — „Ich sehe, der Herr Bischof zürnt, aber ich sage die Wahrheit! Und das Schlimmste ist — die Armen!" „Wieso?" grollte Herr Heinrich. „Ihr Teil ward nicht angetastet." — „Nein, aber durch die plötzliche Einstellung all dieser — sechs — großen Bauten haben doch recht viele Brot und Lohn verloren. Wohl waren viele Bauleute Unfreie des Stifts — allein gar mancher kleine Freie fand doch auch bei der Arbeit Lohn und Brot für Weib und Kind. Die hungern nun! Sind aus der Stadt gelaufen, rotten sich zusammen im Gau, stehlen und rauben." „Wie Wetter Gottes fahr' ich unter sie," rief Herr Heinrich. „Ich will sie! Wenn der Graf des Waldsassengaus schläft . . . ." — „Er schläft nicht, der wackere Herr Gerwalt, aber er ist fern, in Welschland. Wißt Ihr das nicht, Herr Bischof?" „Die Bauten werden bald wieder aufgenommen, sagt das den Leuten. Und den Gauräubern sollen meine Ritter Hellmuth und Fulko den fehlenden Herrn Grafen mehr als ersetzen, das gelob' ich." Unmutig schritt er davon, ziellos, weiter gen Süden.

„Nichts für ungut, Herr Bischof!" rief ihm der Werkmeister nach. „Aber nehmt sie bald wieder auf, Eure Bauwerke: sind gott- und menschen-gefällig." „Gott und Menschen gefällig," wiederholte der Enteilende bei sich. „Jawohl. Zweifellos. Und das Werk, dem ich diese Bauten geopfert, wird den Menschen nicht gefallen. Und Gott? —"

Erregt hastete er weiter, immer gerade aus nach Süden. Der treue Supfo hatte mit seinen klugen Augen schon bei

den ersten Worten des Baumeisters das Gewölk gesehen, das aufstieg auf der hohen Stirne Herrn Heinrichs. „Auch hinter diesem Unheil steckt," brummte er, „— wie hinter allem! — Berengar. Ich muß den Herrn auf andere Gedanken bringen. — Ei sieh da!" rief er. „Was verschwindet da so fluchteilig, links, hinter dem Buschwerk, vor dem Graben? Ich meine, ich kenne sie, diese fliegenden Zöpfe mit den roten Bändern! Da könntet Ihr schon wieder ein gutes Werk thun, Herr Bischof Heinzelein!" — „War der Bursche, der nach dem Maine zu davonstob, nicht Gericho, ehedem meines Hellmuth Waffenträger, jetzt Waffenschmied in dem Eisenhof?" — „Jawohl! Und das hübsche runde Kind, das da entsprang, das war die braune Rosbertha, die Tochter des Bezzo, der da ein Gärtlein hat und eine kleine Verzapfung östlich vom Südthor." — „Hm! Was thaten die beiden da drüben?" — „Ei, was werden sie groß gethan haben? Dort ist ja der Ziehbrunnen des Wolfilo. Gericho hat wohl dem zarten Kind geholfen, den schweren Eimer heraufzuwinden." „Du mußt deinen Bischof nicht anlügen, Supfilo," lächelte Herr Heinrich. „Zumal ich als junger Knab' zu Rothenburg auch wohl einmal hinter einem Ziehbrunnen stand. Der Eimer wartete schon ganz ruhig auf dem Brunnenrand. Aber der Bursche stand immer noch bei ihr hinter der Brunnenmauer. Recht nah stand er. Und hielt sie, glaub' ich, an der Hand."

„Nun ja, soll er das arme Kind etwa in den Brunnen stürzen lassen?" Herr Heinrich mußte doch wieder lachen. „Und welch' gut Werk hätte ich hier zu thun? Das Mägdlein verwarnen, den Burschen schelten —?" — „Bewahre! Hilft so wenig wie bei Arn!" — „Und dem Vater Bezzo die Augen aufthun." — „Ja freilich! Aber nicht darüber, daß die beiden jungen Leute sich gern haben, — so dumm, das nicht zu sehen, ist der Bezzo auch nicht!

— sondern darüber, daß es sündhaft ist, das frische junge Blut, statt es dem hübschen tapfern Gericho zu geben, dem alten Stedilo zu verkuppeln, dem reichen Büttner, nur weil er fromm und reich ist, der dicke. Er hat nämlich nicht eine thatfreudige Frömmigkeit an sich, sondern eine feige, sozusagen eine muffige! Und nicht eine liebliche Rundlichkeit hat er: wie .... nun wie sie Sankt Urban seinen Lieblingen gewährt, sondern sozusagen: eine aufgedunsene, eine Wanstigkeit. Ihr solltet ... —" — „Supfilo, ich bin nicht junger Minne Feind und Verfolger. Nein, mich freut's, wenn treue junge Liebe siegt, — wenn solche wirklich lebt, außer in Fulkos Liedern! Aber du kannst doch wirklich deinem Bischof nicht das gute Werk auflegen, junge Maide wider väterliche Muntschaft aufzustacheln!" — „Das wäre hier gar nicht mehr nötig. Nur ein wenig — stützen. Aber ich vertraue, der Alte lernt noch rechtzeitig frisches Mark und feiges Fett unterscheiden." — — „Er sah schon wieder recht ernst darein," sagte er nach einem raschen Blick der hellen runden Augen zu sich selbst. „Ich darf ihn nicht ins Grübeln versinken lassen —" Er spähte ziemlich ratlos umher: da fiel sein Blick auf einen Schwirreflug von weißen Tauben, die jetzt, bei stärker einbrechender Dämmerung des Brachmondtages, aus den nahen Feldern nach ihrer Heimstätte flüchteten. Die lag in dem spitzen, hochragenden Giebel eines alten braunen, vielfach mit Moos geflickten Strohdaches: rechts, westlich von der großen Straße, die damals schon wie heute auf dem östlichen Mainufer flußaufwärts nach Süden führte. Dort fielen sie ein: blendend blitzte dabei in den letzten Sonnenstrahlen ihr helles Gefieder. —

„Dorthin!" dachte der Treue. „Frau Ute! Und Wartold mit seinen Blumen! Das wird ihm gut thun. Und sie — das liebe, schlimme Kind! Und ein wenig

Ärger über den andern? — Ei was, wird ihm auch gut thun, so ein gesunder streitbarer Ärger. — Und im geheimen mag er den Alten doch ganz gut leiden — noch aus der alten, das heißt der jungen, fröhlichen Zeit.“ Er begann nun: „Ihr solltet doch wieder einmal einsprechen da, — da vorn mein' ich, wo die Tauben einfielen, bei der alten Mutter Ute. Trägt ihr hartes Los so fromm! Aber manchmal ein wenig Trost thut ihr doch recht wohl.“ — „Ja! — Und ein paar Worte Christentums können nicht schaden in dem alten Hirtenhaus. Dem Heidenhaus! Ist die letzte Trutzburg der halb vergessenen Unholde, an welche die Leute hier zu Lande glaubten, bevor Sankt Kilian sie erleuchtete. Wohl, laß uns in Rados Haus gehen. Dort braucht's wirklich Seelsorge!“ „Wenn der Alte still hält dazu,“ dachte Supfo. Aber er sagte es nicht.

VI.

Rüstig ausschreitend hatten beide bald das Pfahlbürgerhüttlein erreicht.

Der starke Wolfshund vor dem Zaun schlug an, wie sie sich von Osten her dem kleinen Nebenpförtlein näherten: gleich darauf stob eilfertig zu dem großen Hofthor ein Reiter hinaus und verschwand alsbald gen Süden im Staube der Straße. Herr Heinrich schaute ihm merksam nach: er hielt die Hand vor die Augen: denn die jetzt wagrecht einfallenden Strahlen der Sonne blendeten ungeachtet des Schattenhutes; er sah nur den Mantel des Reiters noch flattern. „Ich meine fast, das war — auf seinem braunen Hengst — mein Junker Hellmuth. Was

hat der hier zu suchen?" Der Kellerer machte sein ahnungslosestes Gesicht: — der Frager sah ihm nämlich scharf in die Augen. „Nun? Du weißt doch sonst gar viel von ihm — steckst immer mit ihm zusammen und mit dem lustigen Provençalen." „Das macht: der steckt gern bei meinem Lauterwein," schmunzelte Supfo. „Aber Junker Hellmuth . . . . Kaum trinkt er noch! Und lachen hab' ich ihn schon seit unser lieben Frauen Verkündigung nicht mehr hören." „Was sucht der hier?" wiederholte Herr Heinrich, nachdenklich. „Schon einmal traf ich ihn hier um die Wege. — Heda, halt, Rado!" rief er dem Hirten im grauen Wolfsmantel zu, der des nahenden Bischofs offenbar ansichtig geworden und gleichwohl beflissen war, durch eine schmale Lücke im Zaum zu entweichen. Er pfiff seinem großen Hund und enteilte gar hastig. „Komm, Giero!" rief er alsdann, diesem über den zottigen Kopf streichend, wie das Tier auf der Straße in mächtigen Sätzen neben ihm her sprang, „wir gehn zu Walde, zur alten Esche . . . zu unserm wahren Herrn! Seit der Held von Rothenburg ein Geschorener geworden! . . ."

Der Bischof schüttelte das Haupt: „er entläuft dem Hirten seiner Seele! In der Schlacht entlief er nie. Damals folgte er mir blind." „Und würde Euch auch heute gerne folgen in die Schlacht: — viel leichter denn in den Beichtstuhl!" meinte der Runde und schloß das Zaunpförtlein hinter dem Bischof.

Gegenüber der Verwahrlosung und Unreinlichkeit, in welcher die Häuser der geringeren Leute fast ausnahmslos lagen, berührte in diesem bescheidenen Höflein das Auge gar wohlthätig die Reinlichkeit und Wohlgepflegtheit des ganzen Anwesens. Die Wiesenfläche vor dem Wohnhäuschen war durchschnitten von säuberlich mit rotem Sand bestreuten Wegen: daneben zeigten sich in dem Gras ausge-

schnitten — regelmäßig mit der Schnur gezogen — bald längliche, bald kreisrunde Beete, in welchen Blumen, oft auch nicht deutscher Heimat, glänzten und dufteten, während an dem gen Mittag gekehrten Holzzaun Spalierbäume von Edelfrüchten, sorgfältig aufgebunden und liebevoll gewartet, nebeneinander in Reih' und Glied standen.

Wohlgefällig wies Herr Heinrich seinen Begleiter darauf hin: „Welcher Fleiß! Welche Reinlichkeit! Leider selten bei unsern Gauleuten!" „Ja, ja," nickte der Kellermeister. „Auch ganz leidlichen Wein züchtet der alte Wartold .... für einen Laien in der edeln Winzerei. Ein ungleich Brüderpaar. Der Gärtner gerade so sanft, friedlich, fromm ..." — „Als Rado der Jäger — denn er jagt, fürcht' ich, mehr die Wölfe als er die Schafe hütet! — wild und rauh und unfromm. Muß einmal den Archidiakon über ihn schicken. Der ist schärfer als ich. Mich erweicht immer das Gedenken an die alte Zeit. Aber Berengar mag ihn ...." — „Laßt den beiseite, lieber Herr. Der treibt die Leute leichter aus der Kirche denn hinein."

VII.

Wie sie unter solchem Gespräch auf dem mittleren Sandweg gegen die Thüre der Wohnhütte vorschritten, hüpfte ihnen etwas entgegen mit wehendem Gezöpf, gefolgt von einem desgleichen hüpfenden Hündlein, das gar lustig bellte und mit dem struppigen Schweif wedelte. „Kind," lächelte der Bischof, und strich über das wirre Haar der Kleinen, während sie ihm ehrfürchtig die Hand küßte, „weißt du's wohl? ‚Das schlimme Kind' nennen sie dich — alle." —

„Aber sie haben mich doch gern — alle, hochheiliger Herr.“ — „Mir ist, du bist nicht schlimm. — Und ein Kind ist sie auch nicht mehr,“ sprach er zu sich selber. „Sollte vielleicht Junker Hellmuth . . . ? Doch nein! Den traf doch wohl ein andrer Pfeil! — Aber immerhin, laß sehen. Mein fröhlich Vögelein,“ begann er wieder zu ihr, „hab' dich lange nicht gesehen. Hast du keinen Wunsch?“ „Doch, lieber — hochlieber — nein — hochheiliger Herr Bischof. Doch!“ sprach sie und senkte das blonde Köpflein. „Urgroßmutter befahl mir, Euren stärksten Segen zu erbitten gegen . . . . gegen meinen argen Mutwillen, wie sie's nennt.“ „Herr Heinrich, spart Müh' und Segen!“ lachte der Kellerer, der Kleinen in die volle Wange kneifend, „der den Mutwillen auszutreiben, — dazu brauchte es stärkern Exorcismus als sogar der gelehrte Herr Papst Sylvester kennt. Was meinst du selber, Hexlein?“ „Daß Ihr recht habt, kluger Herr Supfo,“ antwortete sie ganz betrübt und kleinlaut. „Seht, es ist ein Kreuz und ein Elend mit mir. Mein Mutwille, wie sie's alle heißen — der ist gerade wie — wie meines — Gott! wo ist er denn jetzt schon wieder hin? — wie meines Schnufilos Fell vom Schnauzbart bis zum Zagel. Immer und immer kämm' und bürst' ich ihn glatt und Schnuf verspricht auch, er solle nun glatt bleiben: — und er schüttelt sich und 's ist alles beim alten und zottel-rauh-zottig, zum Fürchten! Heiliger Kilian,“ seufzte sie, „ich weiß nicht, was in mir steckt. Aber es läßt mich nicht! Ich muß!“ — „Nun, was mußt du denn, Kleine?“ — „Lachen muß ich! In einem fort lachen! Vom Aufstehn an, wann der Knecht so tölpisch daher tappt mit den Wassereimern bis zur Vesper, wann die Zicklein so närrisch gesprungen kommen von der Weide. Möchte oft gern ernsthaft sein, — werde soviel gescholten! Aber es läßt mich nicht! Seh

immer an allen Sachen und Tieren und Menschen was zum Lachen!“ „So? Zum Beispiel auch an mir?“ forschte der Bischof. „Ei freilich!“ lachte sie. So geschwind kam die Antwort aus den kirschroten Lippen, daß Herr und Diener mitlachen mußten. „Was? Daß Ihr Euren Abendgang mit dem Kugelmännlein da machen müßt, armer heiliger Herr, und stünd' Euch so gut zu Arm und Antlitz ein stattlich Ehgemahl. — Aber o weh, das — ich seh's an Euren Augen! — das ist mehr zum Weinen als zum Lachen.“ „Wein und Kinder sagen die Wahrheit,“ seufzte der Kellerer. — „Also den Segen für mich .... Herr Süpfelin hat recht! — er ist doch wohl vergeudet — den möcht' ich umtauschen statt für mich — für einen andern.“ „So? Und für wen?“ forschte der Bischof ernst. „Etwa für Ritter Hellmuth, der soeben mit Euch sprach?“ „Der?“ lachte sie. „Mit mir? Behüte! Kein Wort. Sieht mich gar nicht. Nur mit Ohm Rado raunt er immer heimlich. — Aber den Segen möchte ich haben für den, der mir — nach den Gesippen — aber gleich nach ihnen! der Liebste ist auf der ganzen Welt. Seht Ihr. Da kommt er. Dort links!“

Argwöhnisch, wenig erfreut drehte sich der Seelsorger um und spähte scharf nach links. „Seht, meines Herzens Schnufilo! — O gnadenreiche Jungfrau, wie schaut er wieder aus! — Voll Schmutz, und blutend am Mündlein. — Jetzt hat er schon wieder gerauft mit des Nachbars großem Kater! Meint Ihr, Herr Bischof, er läßt es? Nein! O den segnet mir. Er hat soviele Verfolger und Unterdrücker unter den Bürgerschweinen und Bürgerhunden und den Beißkatern. Er kommt oft heim, zerzaust und zerrissen und blutend, wie die heiligen Märtyrer im Sankt Burchhard drüben in der Kapelle auf dem scheußlichen, greulichen, heiligen Bild! Ich bitt' Euch um

Euern kräftigsten Hundesegen. Ist er doch mein herzallerliebster Schatz!" schloß sie seufzend.

Herr Heinrich hatte die Stirn in Falten legen wollen, aber — „es ließ ihn nicht": — er mußte lächeln, wie er der hübschen Kleinen heiligen Ernst und des wirrhaarigen Köters Liebesblick zu ihr empor aus den ringsumzottelten Augen gewahrte. „Möge er noch lange dein Herzallerliebster bleiben und du noch lange die schlimme Fullrun," sprach er freundlich und schritt fürbaß. Supfo verweilte noch bei der Verdutzten: „einen Hundesegen, tolle runde Runel, holt man nicht beim Herrn Bischof, sondern von . . . einem andern Jäger. Frage nur Rado — aber ja nicht die Urmutter!" „Behüte! Weiß schon!" lachte sie, „komm, Schnufelschatz!" und sie sprang davon in hohen Sätzen, daß Zöpflein und Röcklein flogen, bis Schnufilo sie zornig bellend daran fing und festhalten wollte. Aber sie schleifte ihn nach und lachte, daß es schallte. Der Kellerer sah ihr nach: „Und das — das! — soll der liebe Himmelsherr demnächst zu Zunder und Asche verbrennen? Er müßte sich ja schämen! Nein. Unser Herrgott hat das Herz am rechten Fleck — trotz unsereinem. Ich mag's nicht von ihm glauben!"

VIII.

Wie nun die Besucher dem Hüttlein unter dem Moosdach sich näherten, öffnete sich die niedere Thür und heraus trat eine sehr alte Frau, gestützt auf ihren auch schon betagten, aber noch vollrüstigen Enkel. Die Züge der Greisin waren immer noch schön — so friedlich waren sie!

— und das silberweiße Haar stand ihr gut zu den rosigen Wangen. Diese zarte Gesichtsfarbe und das Milde in den Mienen und im ganzen Wesen hatte der Enkel von ihr geerbt.

„Dort steht der hochehrwürdige Herr Bischof, dort, zur Rechten, Großmütterlein!“ mahnte der Führer, indem er den aus Mainschilf geflochtenen Flachhut, wie ihn in der heißen Zeit während der Arbeit in den Weinbergen die Winzer trugen, demütig abnahm. „Dank Euch, Herr Bischof, daß Ihr auch die Hütten der Geringen aufsucht. Ihr seid wie des lieben Herrgotts Sonne! Die grüßt und erfreut auch nicht bloß, was ihr stolz das hohe Haupt entgegenrecken mag, — auch das geringe Blümlein sucht sie segnend auf, das sich bescheiden duckt am Raine.“ Der Bischof nickte ihm freundlich zu: „Ich fand schon oft, wer viel mit Blumen und Pflanzen zu thun hat, dessen Seele wird sanft und sinnig.“ Er faßte jetzt die Hand der Alten: „Nun, Mutter Ute, wie steht's? Ihr tragt Euer schweres Los so lang — so lange schon! — mit echt christlicher Geduld.“ — „Ach, gütiger Herr Bischof, es ist nicht schwer, wenn man nur einen recht festen Glauben hat. Und den, seht, — den hab' ich! — Und daß ich ihn habe, — das dank' ich auch — Ihm!“ — „Gott dem Herrn!“ „Mag wohl sein,“ erwiderte die Greisin zögernd. „Will gewiß nicht nein sagen. Der Herr mag es wohl meinem armen Konrad auf die Lippen gelegt haben, bevor er starb.“ — „Euer Mann! Was hat er Euch gesagt damals? Er starb', mein' ich, in derselben Nacht, da Ihr, da die Ungarn —“ — „Ganz recht, Herr Bischof! Hunnen nannte man sie. Bald sind's nun siebzig Jahre.“ „Siebzig Jahre blind!“ seufzte der Kellerer mitleidig. „Ja, das war noch unter Bischof Dietho,“ fuhr die Alte fort, immer lebhafter redend in dem Eifer der

Erinnerung und wiederholt mit der Hand über ihr dichtes weißes Haar streichend. „Damals war noch Sankt Burchhards heiliger Leib nicht erhoben. Da war der Graben um die Stadt noch nicht gezogen, noch nicht einmal der Pfahlhag war ganz fertig geworden. Wir wohnten in einem Hüttlein dicht hinter dem Pfahl im Osten der Stadt am dürren Bach. Mein Mann, ein Freigelassener des Bistums, war gar geschickt, mit Axt und Stemmeisen zu bauen und zu zimmern; er war vom Knaben auf im Bischofshaus als Zimmerer verwendet worden, hatte daselbst gar frommen, frommen Sinn gewonnen und nun hatte ihm vor Jahr und Tag der Herr Bischof Dietho das Hüttlein am dürren Bache zur Leihe gegeben, damit er mich heiraten konnte: ich war Magd von Sankt Andreas, wie man damals statt Sankt Burchhard noch sagte. Ich hatte meinem Konrad gerade ein paar Nächte vorher Zwillinge gebracht: — einen Knaben und ein Mägdlein. Wir waren so glücklich! Auf einmal — in der Nacht — ein Gejohle, wie wenn der Höllenwirt tausend böse Geister losgelassen hätte! Konrad springt ans Fenster — das war offen: denn warmer Sommer war's, wie jetzt — ‚Helft' rief er, ‚Sankt Kilian, Sankt Koloman und Sankt Tetnan!' — Rings Feuer! Rings Flammenschein! Des Nachbars Hütte zur Rechten brennt lichterloh! Und in dem Flammenschein Hunderte von Teufeln und Unholden, zu Roß, zu Fuß, schreiend, jauchzend, mit Äxten an die Nachbarhöfe zur Linken, auch schon an unsere Hausthüre schlagend. ‚Das sind die Hunnen!' rief mein Konrad, schloß rasch den Laden und griff nach einem Beil. Wie aus dem Abgrund aufgestiegen, so plötzlich waren sie da. Schon brannte auch unser Heim, das Strohdach und die rechte Holzwand! Aber hinaus? Wehe, wir sahen durch die Ritzen des Ladens, wie die Unholde da draußen die

Weiber, die Kinder, die aus den brennenden Hütten flüchteten, griffen und in ihre Lanzen oder zurück in die Flammen warfen.

So blieben wir an dem Herd zusammengedrängt, mein Kurt das Mägdlein, ich den Knaben im Arm und beide schreiend zu Gott und den Heiligen. Da plötzlich — von oben her — ein Krach und eine Lohe über uns hin! Der Firstbalken war gerade auf uns herabgestürzt, über meine Augen ein brennender Span. Das that weh, Herr Bischof! Noch spür' ich's, denk' ich daran. ‚Kurt,' gellte ich in grellem Schmerz, ‚wo bist du, ich sehe dich nicht.' ‚Hier,' stöhnte er, ‚ich sterbe, arme Ute.' ‚Wo? Wo denn?' schrie ich und tastete nach ihm. Ach — ich sah ihn nicht mehr — ihn nicht und nichts mehr auf Erden. Er merkte es bald: ‚Utelein,' sprach er, ‚liebes Weib, schönes Weib' — so sagte er, Herr Bischof: O ich hab' mir's seither vorgesagt tausend, tausendmal! — ‚das Mägdlein an meiner Brust ist tot, zerschmettert. Und ich — ich muß sterben. Aber der Knabe in deinem Arm ist ganz unversehrt. Du — glaub' ich — siehst nicht mehr ganz gut. Das ist hart! Aber sei getrost: der Himmelsherr hat's so gewollt. Und horch — es wird schon stiller draußen — die Hunnen haben sich verzogen'. ‚Blind!' schrie ich. ‚Blind fürs Leben? So soll ich niemals dein helles Antlitz wiedersehen?' ‚Du vergissest, liebes Weib,' sprach er sanft, ‚ich muß jetzt sterben. Aber dereinst, wann auch du stirbst, dann wirst du wieder sehen. Im Himmelreich da oben, bei dem milden Gott, giebt es keine Lahmen, Krüppel und Blinde: dort ist lauter Vollkommenheit: erst gestern hat's der Herr Bischof gepredigt im Dom. Also sei ganz getrost! Kommst du zu sterben, wirst du sehen, wirst du mich wiedersehen. Mit dem Mägdlein auf dem Arme schweb' ich dir aus den Wolken entgegen und hole

dich ab aus der Not und der Nacht der Erde in das ewige Licht. Leb' wohl! Gewiß ist's wahr — glaub' mir — du wirst mich wiedersehen, wann du stirbst.' Das war sein letztes Wort.

Bald darauf gruben mich die Reisigen des Herrn Grafen und die Dienstmannen des Herrn Bischofs — die Hunnen waren hinweggestoben, nachdem sie die Häuser vor der Mauer verbrannt — aus dem noch qualmenden Schutt, mich und den unverletzten Knaben und ach! die beiden Toten. — Und nun leb' ich und zehr' ich bald siebzig Jahre von dem letzten Wort meines Konrad. Ich glaube an sein Wort wie an Gottes Wort so fest."

Gerührt sprach der Bischof: „Gott der Herr hat dich gesegnet, arme Frau, in deinem Elend durch deinen Glauben." „Ja, Herr, da sprecht Ihr wahr," bestätigte ihr Enkel, sich aufrichtend: er hatte sich gebückt, die Schnecken von seinen Blumen abzulesen und auf dem Sandwege zu zertreten. „In aller Not hat sie dies Wort aufrecht erhalten. Und es ging ihr früher doch oft recht übel." „Nicht Schuld meines braven Sohnes Konrad," fiel die Alte eifrig ein — „und seines lieben Weibes: Gott lohnt ihnen längst schon beiden in der lichten Himmelsaue! Und auch wahrlich nicht, sobald die irgend eine Arbeit leisten konnten — meine beiden Enkel. Denn darin muß ich den Schwarzen loben wie den Blonden — so ungleich sonst sie geartet sind, die seltsamen Brüder. Auch mein Rado — ... wo ist er? ich höre ihn nicht —?" — „Zu Walde gegangen, Großmutter." „Schon wieder!" seufzte die Greisin. „Das ist sein Unsegen! Weiß Sankt Kilian, immer in den finstern, verrufenen Grafenwald! Böse Geister sollen dort hausen" — sie bekreuzte sich Stirn und Brust — „der wilde Jäger hetzt ob seinen Wipfeln und jagt die Holzweiblein darin mit lautem Huhu, Huhu. Bald als

Hirt, bald als Jäger, bald als Köhler, aber immer in jenem Wald macht er sich zu schaffen. Schon vom Knaben auf! Seine Mutter — will sie sonst gewiß nicht schelten! — ist schuld daran: sie erzählte ihm viel, viel mehr vom wilden Jäger und vom bergentrückten Kaiser und von Waldschrat und Rauchries' und Drachenries' als von den lieben Heiligen. Aber was er früher im Waffendienst der Rothenburger verdiente und was er später hier im Hirtendienst der Bürger erarbeitete, — alles brachte er mir, der Schwarze wie mein Blonder — wie ihr Vater sie nannte. Aber der Blonde ist immer gern bei mir geblieben."

„Nun, Großmütterlein, jetzt sind wir schon lange beide grau. Und es ist doch nicht mein Verdienst, daß es mich von Kind auf mehr freute, hier im Gehöft zu bleiben, das die Bürger dem Vater als Gemeindehirten zur Erbleihe gegeben und dies Gärtlein anzulegen und meiner lieben, lieben Blumen zu pflegen und an den Zäunen des Edelobstes und der Reben." — „Er hat eine so glückliche Hand, mein Wartold. Alles gedeiht unter seinen geschickten, geschmeidigen Fingern . . ." „Der Herr hat sie ihm gesegnet, diese Hand," sprach der Bischof, „die so getreulich die blinde Ahnin geführt hat." „Aber auch Rados Hand!" fiel der Gärtner eifrig ein. „Wohl ist sie härter als die meine hier, aber stärker und sicherer. Er trifft den fließenden Fisch im Main! Und Bär, Luchs und Wolf, sie kennen seinen Speerwurf gut." „Wie weiland Saracenen, Wenden und Welsche," nickte Herr Heinrich. „Aber die Heiligen schlecht sein Beten!" „Zürnt ihm nicht, Herr," bat Wartold. „Lieber Gott," raunte Supfo ungeduldig, „ich kenne einen, — einen Seelenhüter, nicht bloß Gemeindehüter — der hat die längste Zeit seines Lebens auch viel lieber den Auerhahn im Buchenwald balzen als den Pfaffen im Dom Messe singen hören." „Und nun geht ja doch bald alles

zu Ende, Gott sei Dank,“ erinnerte Frau Ute. „Da gönnt ihm doch noch sein bischen Jagen.“ — „Meint Ihr, gute Frau? Noch hat sich die heilige Kirche nicht ausgesprochen über jenen Glauben.“ „Herr Bischof,“ fragte Wartold, sehr ernsthaft, „was meint Ihr? Giebt's im Himmelreich auch Blumen?“ Herr Heinrich schwieg verdutzt einen Augenblick. „Das . . . . das hat mich noch kein Mensch gefragt! Und ich mich selber auch nicht! — Blumen? — Weiß nicht! — Aber ja! Doch wohl! Palmen, Palmen für die Märtyrer.“ „Ach, die wachsen nicht bei uns,“ klagte Wartold ganz betrübt. „Hab' sie immer nur gemalt gesehen in den Kapellen. Von denen hab' ich kein Verständnis; werde sie am Ende zu trocken halten,“ schloß er nachdenksam. „Die Wipfel in Glut, die Wurzeln in Wasser taucht die Palme,“ so lehrte mich der Araber, den Ihr eine Weile hier als Geisel gehalten.“ „Nun, Gärtner, verzagt mir nur nicht,“ lachte Herr Heinrich. „Eben fällt mir bei: auch Lilien brauchen sie da oben für die Jungfrau Maria. Und um die Stirnen der Seligen zu kränzen. Und auch Engelein sah ich zu Rom im Sankt Peter auf Goldgrund fliegen, — die trugen weiße Lilien in den Händen.“ „Eia, Eia!“ rief der Alte vergnügt und rieb sich die Hände in heller Freude. „Gott lohn' Euch dieses Wort, Herr Bischof! Lilien! Lilien, sagt Ihr? Nun seht: das sind ja gerade meine Lieblinge. Und ein klein wenig,“ nickte er lächelnd, „ein klein wenig verstehe ich mich auf deren Pflege! Habe dafür am meisten Geschicklichkeit. — Oder Gnade von Sankt Gertraud, will ich sagen. Seht nur, frommer Herr Bischof, dort das runde Beet. Zwei neue Arten! Haben hier zu Lande noch nie geblüht. Die eine — die weiße — gefüllt! Und die andre — die feuerrote — noch viel süßer duftend als die weißen! Ein Freund von mir, der Klostergärtner von

Herrieden, der seinen Abt auf einer Pilgerfahrt nach Rom begleiten durfte, brachte mir die Zwiebeln mit aus einer welschen Stadt: — die soll nach den Blumen benannt sein: ach diese Stadt möcht' ich wohl gesehen haben! Aber nun ist's zu spät. Seht nur, wie sie gedeihen! Und noch schönere hab' ich in dem Neubruch, den ich angelegt — weiter gegen die Stadt und den Main hin, die solltet Ihr mal sehen!" „Der Alte hat eine Liebe zu den unnützen Stingel-Stengeln," brummte Supfo, „als wären's wirklich Reben vom Stein!"

„O, Herr Bischof," fuhr Wartold fort und faltete die Hände, „komme ich — Unwürdiger! — doch etwa in den Himmel . . . —" „Er ist dir sicher, schon wegen des vierten Gebots," sprach die Blinde. — „Dann legt ein gutes Wort für mich ein bei Eurem Amtsbruder, Sankt Petrus — der hat ja doch wohl das Ganze des himmlischen Hauswesens unter sich, nicht? Ich meine: die Vergebung der Ämter zu Lehen! — Bittet, daß ich sein Gärtner . . . , ach so, wegen der Palmen? Nun, die werd' ich mir wohl auch anlernen können! — o wenn ich nur sein Gärtnergehilfe werden darf. Ewiglich der Lilien pflegen, wie selig!" Und seine sanften blauen Augen leuchteten ganz verklärt. „Sancta simplicitas!" sprach Herr Heinrich gerührt zu sich selber. „Mir ist, diesem reinen Herzen ist der Himmel gewisser als mir." „Soll ich einmal selig werden im Himmel — aber es eilt nicht, gar nicht!" — raunte Supfo — reiß' ich ihm die Lilien aus und setze Leistenschößlinge!" — „Wenn nur dein wilder Bruder," warnte Herr Heinrich, „nichts Ähnliches wünscht wie du: zwar nicht ewig gärtnern, aber ewig jagen!" „Sankt Kilian schütze ihn," rief die Alte, „vor solch' frevelem Wort! Da müßte er ja dem wilden Jäger folgen immerdar."

Der Bischof wandte sich zum Gehen; vorher aber zog er noch ein Geldstück aus seiner ledernen Gürteltasche, reichte es dem Alten und sprach: „Da! Nimm! Ich kaufe dir all' deine Lilien ab. Das heißt: — erschrick nur nicht! — alles soll dein eigen bleiben: Beet und Zwiebeln und Stengel und Blätter und Blüten —" — „Ja, aber was — was ist denn dann die Ware, die Ihr kauft?" — „Du sollst mir nur, soviel ich davon brauche, an Sonntagen zum Schmuck des Hauptaltars des Domes liefern. Bist du's zufrieden?" — „Gewiß, Herr! Welche Ehre für meine Blumen! Meine Fullrun soll sie Euch immer, frisch geschnitten, bringen. Aber — es ist des Geldes ja viel zu viel. Und für so kurze Zeit! Wie viele Wochen wird denn die Welt noch stehen?" „Es ist zum Lachen," schalt Supfo in sich hinein. „Sie glauben fest an die Dummheit." — „Nun, für so lange eben gilt der Handel, als die Welt, der Dom und die Lilien noch stehen." — „Gut, gut. Aber ...." — „Noch ein Bedenken, Alter?" — „Wenn der jüngste Tag an einem Sonntag gerade hereinbricht . . . ?" — „Nun, was dann?" „Dann," rief der Greis tief erregt, „dann geht der Himmel Euerem Altare vor! Die letzten, die ich hier gezogen, die nehm' ich mit hinauf, die Stirnen der Seligen dort oben damit zu schmücken. Zumal Eine Stirne . . . !" Die Stimme versagte ihm: — die blauen Augen wurden feucht. „Nun, Wartoldchen, mein Junge, nun!" tröstete die Blinde. „Mußt nicht weinen! Siehst sie ja nun bald wieder, Friedlindis, deine gute Frau! Hast sie nicht so lange entbehren müssen wie ich meinen Kurt. Sie starb, nachdem sie ihm das liebe, schlimme Kind geboren. Sind erst fünfzehn Jahre. Da thut so was noch heiß und bitter weh!" „Sind erst fünfzehn Jahre'," wiederholte Herr Heinrich tonlos, „da thut so was noch heiß und bitter

weh. Ach, und er hat nur ihren Leib, nicht ihr Herz verloren!“ brütete er still weiter. „Und kann der Mann ein Weibesherz verlieren, das er einmal besessen? Weh, ich bilde mir nur ein, ich hab's verloren. Sie hat kein Herz. Oder ich hab's nie besessen.“

„Was ist Euch, Herr Bischof?“ fragte die Blinde. „Ihr leidet! Ich hör's! Ihr atmet so schwer.“ Supfo zupfte sie am Rock, sie möge schweigen.

Aber Herr Heinrich hatte sich schon wieder emporgerafft: „Lebt wohl, ihr guten Leutchen. Bald komm' ich wieder zu euch. — Friedlich ist's bei deinen Blumen, Wartold. Ich will beten für euer Heil im Himmel. Betet ihr für meinen Frieden — auf Erden! Komm, Supfo! Nach Hause! In die Einsamkeit.“ Und hastigen Schrittes eilte er aus dem Garten.

IX.

In einem dem Bischofshause benachbarten und dem Bistum gehörigen Hofe hatte schon Herrn Heinrichs Oheim und Vorgänger Edel, unter der Obhut der Frau Malwine, einer alten verwitweten Dienerin des Rothenburgschen Hauses, geborgen; der jetzige Bischof hatte sie hier belassen und Minnegard während ihres Besuches am Main bei seiner Schutzbefohlenen — ihrer Freundin — untergebracht, bis die künftige Nonne in einem Religiosenhause von frommen Schwestern am Nordthor in Empfang genommen und für den Eintritt in ein eigentliches Kloster vorbereitet werden sollte: das hatte ihr Herr Heinrich als nahe bevorstehend angekündigt.

Ziemlich trübselig daher erwartete sie an diesem Abend

in der schmuckarmen Kemenate des schmalen Holzhauses den Ohm zum Nachtmahle.

Statt seiner erschien der Kellerer mit einer Absage: „Der Herr Hezilo ist von einem Rundgang ganz weich- und wehmütig nach Hause gekommen," meldete der Treue kopfschüttelnd. „Er hat als Abendspeisung nur trocken Brot und Wasser bestellt; ich sollte es ihm in die Bücherei tragen. Das Brot bracht' ich ihm ganz gehorsam. Das Wasser aber? Ich schickte es ihm durch den Brunnenmeister und ließ ihm sagen, bischöflicher Keller führe das Gewächs nicht! O das bedeutet wieder einmal eine zu durchwachende Nacht! Er geht jetzt wieder auf und nieder, auf und nieder, und summt dazu — aber nicht ein Gebet! Die erste Zeile hab' ich erlauscht: 's ist, glaub' ich, aus einem alten Liede, das der Junker von Yvonne einmal vortrug:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut —'

aber das andere hab' ich nicht verstanden. — Vielschöne Jungfrau Minnegard," rief er näher tretend, „ich sag' Euch: wenn das noch lange so fortgeht, dann geht's nimmer lang so fort! Er schläft nicht mehr, er ißt nicht — das, glaub' ich, hat er nie gelernt — er trinkt nicht mehr! Und wenn nun vollends auch Ihr noch uns verlaßt! Dann weicht von uns der letzte Sonnenstrahl. Über Euch und Eure Schalkheit hat er doch noch manchmal gelächelt mit seinem lieben, feinen, sonst so traurigen Mund. Wer sollte auch an Euch nicht seine helle Freude haben!"

„Ja, mein treues Supfolein," seufzte das schöne Mädchen und trug von dem säuberlich von ihrer Hand gedeckten Tisch des Bischofs silbernen Teller und goldenen Becher hinweg und stellte sie, sich zierlich auf den Zehen reckend — „wie steht ihr alles so anmutig!" dachte Supfo dabei — auf das vorspringende Kruggesims an der lindengetäfelten

Wand. „Ich weiß es wohl, — Ihr habt mich lieb gewonnen in Eurem treuen Herzen und in Euren klugen Gedanken, — soviel der Oheim und der Wein Raum darin leer gelassen haben. Bitte, gießt ein wenig Öl aus jenem Krüglein auf die Ampel — aus Byzanz, Geschenk von Frau Theophano, nicht wahr? Die hätt' ich gern gesehen. Denn ich meine immer ....! Nicht wahr, sie war argschön?" — „Schöner vielleicht sogar als Ihr, und das heißt was! Aber nicht so anmutvoll. So mehr wie die marmornen Göttinnen in Rom." — „Sie soll aber gar nicht von Stein gewesen sein, die üppige junge Witwe, wenigstens nicht gegen ...! — Ach, wer doch von Stein wäre! Glaubt Ihr, herzgescheiter Mensch, ich gehe gern von Euch und mit Vergnügen in das Kloster?" „Ist ein Schandfleck für alle deutsche Jugendschaft!" schrie der Dicke und ward rot im Gesicht. „Hei, wär' ich ein Junker wie wir hier zwei oder drei herumstolzieren haben: — auf dem Wege zu den Schmachtnonnen, ja noch hinter dem Klostergitter hervor würd' ich Euch retten. Für Euch selbst und für ...." — „Am Ende gar für Euch selbst? Hört, Ihr werdet ganz gefährlich in Eurem Mitleid! Ich rufe mir Aufsicht herbei — und was für gestrenge! — komm, Edel, komm heraus. Erscheine, du Heilige, und hilf mir wider die Anläufe dieses dicken Dämons. Wir armen Jungfräulein müssen wieder einmal allein zu Abend speisen." „Die?" flüsterte Supfo. „Ja, die vertreibt mich. Denn Junker Hellmuth ist mir nah ans Herz gewachsen. So blond, so schön und so widervernünftig!" Und er verschwand.

X.

Nachdem der Ruf ohne Erfolg blieb, schlug die Braune den dunkelroten Vorhang zurück, welcher das Nebengemach zur Linken abschied.

Da erblickte sie im trüben Dämmerlicht einer Hängeampel die Freundin auf dem Betschemel knien, die schmalen, langen, weißen Hände gefaltet zu brünstigem Gebet vor einem dunkelfarbigen Kreuz; das stammte aus Jerusalem; Herr Heinrich hatte es aus Monte Casino mit heimgebracht. Rasch erhob sich nun die Beterin, strich ihr tiefblaues langfaltiges Gewand zurecht und trat in das Vorderzimmer; mit leisem Kopfschütteln empfing sie Minnegard. „Der Bischof kommt nicht," seufzte sie. „Und also auch nicht das junge Geleit, das er manchmal mitbringt." „Desto besser," erwiderte Edel, die schönen dunkeln Brauen zusammenziehend. „Du denkst nur an dich," meinte die andere und öffnete einen in der Wand angebrachten Verschlag, Schüssel und Teller daraus hervorholend. „Vergieb!" bat Edel weich. „Es war selbstisch." Sie griff nach der Freundin Hand, sie half ihr, die Teller aufstellen. „Glaube nur, ich gönne dir von Herzen das Vergnügen, das dir der Ritter von Yvonne zu gewähren scheint. — Ich gönn' es dir, — obgleich ich es beklage." — „Jetzt . . . . erst setze dich, Edel! Wir wollen unser Nachtmahl nicht versäumen! Ist doch morgen ohnehin schon wieder Fasttag! Weil an diesem Tag vor vielen hundert Jahren irgendwo ein sehr heiliger Mann — wer kann sich alle merken! — geboren oder gestorben oder ‚transferiert' worden ist. Komm! Greif zu! Der kalte Rehbraten wird dir munden, — du wirst ihm nicht anschmecken, daß der verhaßte Fulko den Bock erlegt hat. Sage nur, weshalb du wie auf —

den andern — o! ich nenne ihn nicht! — auch auf den fröhlichen Singemund deinen Groll geworfen hast?" — „Ich trage dem Ritter Fulko keinen Groll." — „Aber er mißfällt dir?" „Doch nicht! Denn bei allem Übermut ist er . . . ." sie brach ab. — „Warum dann beklagst du, daß ich ‚Vergnügen' — wie du das nanntest — an ihm finde?" — „Warum? — Weil ich fürchte, holde Thörin, es ist weit mehr als Vergnügen, mehr als Scherz." „Und wenn es Ernst wäre?" erwiderte Minnegardis sehr rasch. — „O liebes Herz! Das eben fürchtete ich, — sah ich. Bedenke doch! Wie soll das enden? Du — im Kloster. Und im Herzen das Bild eines Mannes! Hast du das wohl je bedacht?" Da ward das schöne Gesicht des heiteren Mädchens plötzlich sehr ernst, — der edle Ausdruck ließ ihr doch noch viel besser denn der Mutwille! — und sie antwortete nachdrücklich: „Ja, Edel, ich hab' es bedacht. Oft, lang und tief. Sieh, dieser Gedanke ist mein Halt, er ist mein Trost, er ist mein einzig Glück. Mögen sie mir ein Geschick aufnötigen, dem ich widerstrebe mit Leib und Seele: — nur den Leib doch können sie einsperren und zwingen, die Seele nicht! Und muß ich aller andern Lebensfreuden darben, nach denen ich — ach! so lechzend heiß begehre — das Eine Glück —, es ist mir ja zu gönnen, das bloße Glück der Gedanken! — können sie mir nicht rauben: das Glück, sein liebes, schönes Bild tief in der Brust zu tragen, das Glück, ihn zu lieben und — o ich weiß es! — heiß von ihm geliebt zu sein. Und Heil mir! Er ist es so voll wert, daß ich ihn liebe!"

Da schluchzte plötzlich Edel laut auf: strömende Thränen brachen aus ihren Augen, sie schlug beide Hände vor das blasse, schmale Antlitz, bog das Haupt dicht an die Stuhllehne zurück und seufzte: „Du Beneidenswerte!"

Erschrocken sprang Minnegard auf: nie hatte sie solchen

Ausbruch des Gefühls erlebt bei der so streng verhaltenen, bis zur Härte und Herbheit spröden und scheinbar so kühlen Freundin. „Edel, mein Liebling!“ rief sie, kniete sich zu ihren Füßen auf das Bärenfell des Estrichs und umschlang mit beiden Armen die schmalen Hüften. „Was ist dir? O sprich! Wirf endlich dieses starre, stolze Schweigen ab! Es schmerzt ja doch dich wie — wie mich! Vertrau' dein stummes Weh meinem treuen Herzen! Sprich es aus! Es wird dir gut thun! Sieh, ich ahne ja doch so manches! Hab' ich doch wochen- und monatelang gelebt neben dir und —“ „Nenn' ihn nicht!“ brachte die Ringende schwer aus den halbgeschlossenen Zähnen hervor. „Hab' ich's doch mit angesehen, wie — allmählich! — sogar deines allzustolzen Herzens Eisrinde endlich schmolz. Ist auch wahrlich kein Wunder! Ist er doch ....“ — „Lob' ihn nicht! Es ist all' nicht wahr! —“ Bitter, schmerzlich kam das heraus. „Ach was! Wohl ist's wahr! Er ist — leider Gottes: er war! — der freudigste junge Held (— in Blond! —), den man sich träumen konnte, wenn man nicht lieber von — was Braunem träumte. Wie lobte ihn der Bischof! Und auch dir gefiel sein ritterlich Wesen. Er taugte so gut zu deiner stummen, stolzen, ehernen Art. So gut zu dir — wie — — ein anderer zu meiner Weise. Und zuletzt — unnahbar wie du bist — du nahmst es an, sein edel zurückhaltend, zartes Werben!“ — „Edel zurückhaltend — zartes — Werben!“ Sie riß die Hände von dem Gesicht, ein funkelnder Zornblick schoß aus den grauen Augen, die Flügel der feinen Nase zuckten. „Bis auf einmal — nach jenem Stechen zu Worms! — O wie ihr daher zurückkamt! — Er vom Tage seines höchsten Ruhmes wie ein weidwund geschossener Edelhirsch. Und du — wie jene zürnende Göttin der Jagd, von der uns Fulko verdeutschte aus Meister Ovidius.

Und wie hängt er noch immer an jedem Blick deines Auges, so grausam auch du mit ihm umgehst! Mich wundert, daß dich seiner nicht erbarmt. Bedenke! Wenn wirklich die nächste Sunnwend' ein Ende macht mit uns allen . . .!"

Da flog ein leichtes Erbeben über Edels feine Gestalt: ihre Züge wechselten den Ausdruck: an Stelle des Zornes trat ein Etwas wie Wehmut, wie Trauer: die Kluge ersah das und fuhr eifrig fort: „Wodurch immer er deinen Zorn gereizt hat, — willst du unversöhnt mit ihm hinübergehen in die Ewigkeit?"

Edel schwieg und schlug die langen Wimpern nieder.

„Willst du, Grimm und Groll im Herzen gegen ihn, der dir so ganz ergeben, vor den ewigen Richter treten, vor Christus, der seinen Mördern selbst vergeben hat? O Edel — ich überraschte dich — nicht das erste Mal! — im Gebet: wenn du denn so fromm bist: wie lehrte uns der Heiland beten? ‚Gleich wie wir vergeben unsern Schuldigern.' Was immer du gebetet hast, — das Rechte — dies Gebet! — du hast es nicht gebetet!" — „Ich . . . ich betete — wie schon so oft! . . . . für ihn!" — „Edel! — Wie gut du bist!" — „Nein, nein! Hoffart war mein Gebet: — ich sehe es jetzt ein! Ich fühlt' es bei deinen wahrhaft frommen Worten. Ich betete immer nur . . ." — „Nun, was?" — „Gott möge ihm seine Schuld gegen mich verzeihen." — „Und du hast beigefügt: gleich wie ich, Edel, ihm verzeihe?" Beschämt senkte Edel das Haupt auf die wogende Brust. Minnegard hob es zärtlich und gelinde, mit dem Finger unter dem Kinn, in die Höhe.

„Du schweigst, kleiner Trotzkopf?" — „Ich . . . . ich will nicht . . . ., daß ihm um meinetwillen Gott zürne und ihn strafe." — „Aber du, du zürnst und strafest fort! Geh du dem lieben Gott mit gutem Beispiel voran! Ver-

zeihe du zuerst.“ — „Ich . . . ich kann nicht . . . will nicht.“ — „Weil du ihn eben nicht liebst! Du kannst wohl gar nicht lieben!“ Da traf sie ein blitzender Blick aus den plötzlich voll aufgeschlagenen grauen Augen: „Glaubst du?“ — „Noch einmal, Edel, bedenke: wenn nun wirklich demnächst alles aus ist? — Wenn ich dessen erst sicher bin — ganz gewiß! — dann . . .!“ — „Nun? Was wirst du dann thun?“ — „Dann . . . .!“ Minnegard sprang heftig vom Boden auf. „Ja, siehst du, ganz genau weiß ich noch nicht, was ich dann thue. Aber einmal noch im Leben, thu' ich dann, — wozu das Herz, — dies heiße Herz! — mich treibt, unbekümmert um das Geschelte der Welt: — sie hat ja dann nicht mehr viel Zeit, zu schelten.“ — „Kind — du glühst! — Was wogt in dir? Was treibt dich um?“ Ohne die Frage zu beantworten, fuhr Minnegard fort, heiß erregt in der engen Kemenate auf und nieder zu schreiten; sie hob die vollen Arme in die Höhe und holte tief Atem: „Mit einer Halbheit in der Seele, mit ungestilltem Sehnen, mit unbefriedigtem Begehr: — ich weiß freilich nicht, wonach! — aber nach Liebe, nach einer süßen Wonne — mit dieser schmerzenden Leere hier in der Brust — hinübergehen in das Jenseits, wo nicht geliebt wird, nicht gefreit und nicht . . . . geküßt, also nie — in Ewigkeit nie! — erfahren, wie die Minne beglückt — das — das also wird dann mein Los? O wie traurig!“ Sie blieb plötzlich hart vor Edel stehen. „Und du vollends! Du willst deinen Haß mit hinübertragen gegen den Mann, der dich so herzverzehrend liebt? Willst du dann vor den Richter treten und verlangen: bestrafe ihn!“ — „Nein doch! Nein! Ich bete ja das Gegenteil!“ — „Dann wird der Richter sprechen: Und du verzeihst nicht? Die ganze Welt ist vergangen, aber nicht dieses Mädchens Haß?“ Die so Bedrängte erhob sich

rasch vom Stuhle: „laß mich! Ich kann nicht anders! Laß mich ringen im Gebet mit meinem Stolz, mit mir selbst! Laß mich wieder beten.“ — „Gut, Schwester, bete! Geh wieder hinein zu dem Kreuze des Allvergebers. Junker Hellmuth ist ein Ritter ohne Makel: er kann nicht Unvergebbares verbrochen haben. Auch ich werde beten: aber nicht, daß Gott ihm, daß er dir verzeihe deinen lang nachtragenden, deinen unversöhnlichen Groll.“

XI.

Zu der gleichen Stunde saß in dem Speisesaal in dem Erdgeschosse des Bischofshauses an dem runden Tisch mit der Ahornplatte Hellmuth in stummem Brüten vor dem unberührten Weinkrug; er hatte den linken Ellbogen auf den Tisch gelehnt und das blonde Haupt auf die Hand gestützt. Da trat Fulko ein und warf zorngemut das reiherbefiederte Barett auf die Bank. „Nichts ist's!“ rief er unmutig. „Der Herr Bischof beliebt wieder einmal zu fasten, nicht zu Nacht zu speisen und gönnt uns die gleiche Frömmigkeit.“ „Ist gelogen, mit Verlaub, Herr Ritter von Yvonne,“ lachte Supfo, der eben eintrat und eine stattlich mit allerlei Kaltfleisch gefüllte Silberschüssel auftrug, sich neben den beiden Freunden niederließ und alsbald tapfrer als beide zusammen auf den Braten einhieb. „Fasten müßt ihr heute Abend nur in der Minne, richtiger gesagt: im hungrigen Anschauen einer allerdings fast unerlaubt schönen Jungfrau. Daß sie letzteres noch ist, Herr Ritter, ist nicht Euer Verdienst.“ „Verschafft sie mir zum Eheweib und ich erhebe Euch zu meinem Kellermeister,“ rief der

Provençale und schenkte sich den Zinnbecher wieder voll. „Leichter Amt wär' es als hier," erwiderte Supfo und trank ihm zu. „Warum?" — „Nun: immer leerer Keller, weil immer durst'ger Herr. — Übrigens, wo steckt Junker Blandinus? Der pflegt doch sonst häufig euer Abendgast zu sein! Wo läuft er noch so spät herum?" — „Jedenfalls hinter einem Weiberrock! Schad' um ihn." — „Er ist nicht übel." — „Nicht dumm und nicht feige." — „Beides nicht!" — „Aber die verfluchte Eitelkeit!" — „Und die Verliebtheit! Nach allen Seiten hin!" — „Es ist ihm eigentlich gar nicht drum. Er meint nur, als Venetianer, als Dogensohn und schmucker Bursch — denn er ist wirklich hübsch! — müsse er überall um Minne werben. Wenn ich ihn nur einmal gehörig zum Fechten und Schlagen bringe! Dann kann noch ein Mann aus ihm werden." — „Bis dahin — in ein, zwei Jahren — ist auch die schlimme Runel kein Kind mehr; und wer weiß, ob der Schwarzlockige dann nicht doch den graulockigen Schnufilo verdrängt in ihrem trutzigen Herzlein." — „Bah, was schwatzen wir da von ein, zwei Jahren — und sind nur noch ein paar Wochen bis Sunnwend' und Weltend'! Sagt, schlauer Supfo, wie findet Ihr Euch ab gegenüber den Schrecken des Gerichts und Eurem Gewissen?" „Ich?" lachte der Dicke und schob ein mächtig Stück Rehbraten in den Mund. „Ich habe das beste Gewissen, das mir je bei einem Menschen vorgekommen ist." — „Wieso?" — „Es ist so gut. So weinfromm. Besser als Euer Rapphengst, Herr Fulko, der beißt zuweilen: und mein Gewissen, — das beißt mich nie. Ich kann ihm viel bieten, bis es nur, warnend, schnappt. Aber beißen? Nie! — Und das andre . . .?" — Er hob den Becher an die Nase. („Köstlich der Ruch, dieses weißen Leisten! —) — das andre: der Weltuntergang? — Das ist dummes Zeug!"

— „Aber Supfo!“ Sogar Hellmuth fuhr hier aus seiner trübsinnigen Träumerei auf und warf dem Dicken einen fragenden Blick zu. Jedoch der rümpfte unverzagt die rötliche Nase, verzog den Mund wie bei einer Weinprobe und sprach bedächtig: „da hab’ ich von unserem Herrgott eine viel bessere Meinung denn ihr alle.“ „Wenn’s aber der Herr Papst selber sagt?“ forschte Hellmuth. — „Hat er’s schon gesagt? Nein! Und wenn er’s sagt, —“ „Nun, dann aber?“ meinte Fulko. „Dann ist’s doch bewiesen.“ „Daß er’s glaubt!“ schloß Supfo und stellte den Becher nieder, daß er klirrte. „Mehr nicht. Ich glaub’s mal nicht vom braven Himmelsherrn. Man glaubt auch sonst gar viel, was nie geschah und nie geschieht. Diese seine Welt sollte er selbst zerstören? Wer weiß, ob er eine neue so schön wieder zusammenbrächte! Und nun gerade heuer, da wir des Trunks der Steinrebe froh werden wollen! Heuer, da in meiner Neupflanzung auf dem Harfenhügel schon jetzt — vor Johannis — alles so wundervoll abgeblüht hat. Habt ihr alle zwei den Duft nicht verspürt vor lauter Verliebtheit? — Übrigens —“ er sog und schlürfte nun langsam, verständnisinnig einen Schluck durch die gespitzten Lippen (— „ah, ist das ein Weinlein! Viel zu gut für euch unmerksame Knaben! —) übrigens hab’ ich eine prächtige Wetterprobe für Gewitter, Erdbeben und all’ dergleichen Erfreulichkeiten. Eine Prophetissa — sagt man in Welschland —, der glaub’ ich mehr als sieben Päpsten.“ „Ihr redet recht lästerlich, Supfo,“ sprach Hellmuth verweisend. „Für Erdbeben — Ihr?“ zweifelte Fulko. „Jawohl, Herr Sänger! — Meint Ihr, nur Ihr mit Eurer Laute seid in der Welt umhergekommen. Oho! Wir waren auch schon draußen! Sind mit Kaiser Ott dem Roten unter dem Rothenburger Fähnlein in Welschland auf Heldenschaft gefahren. Lagen wir da vor Napoli,

der schönen Stadt. Sehr schön. Aber heiß! Und dreckig! Wir lagen vor den Thoren, als Beschirmer nämlich gegen die Saracenen. Nicht in Zelten oder Holzhütten, sondern in den Häusern der Bauern lagen wir: — sind alle von Stein vom Grund bis unters Dach. Da drüben rauchte ganz behaglich und gemütlich der Feuerberg, der Mons Vesuvius: — wir waren schon so daran gewöhnt in all' den Wochen, wie daß man den Atem sieht im Winter. Mein Hauswirt — Gaudenzio hieß der Wackere — hatte eine Katze, die liebte er mehr, beteuerte er oft, als seine gelbhäutige, schnurrbärtige Ehefrau. ‚Denn warum?' sagte er. ‚Meine Lucia kratzt nur, fängt aber keine Mäuse und verkürzt mir das Leben, während Mucia zwar gelegentlich kratzt — aber nicht mich, nur Lucia (woran sie recht thut), Mäuse fängt und mein Leben verlängert, meine schwarze Prophetissa!'" „Wieso?" fragte Fulko. „Ja, wieso? genau meine Worte von damals! (woran man erkennen kann, was Ihr für ein kluger Knab' seid!) ‚Ja,' sagte Gaudenzio und streichelte die Katze, die gleich schnurrte. ‚Nämlich wir haben hier gar oft die landesüblichen Erdbeben. Ist weiter gar kein Vergnügen nicht, sag' ich Euch, Supsone, wenn Ihr gar nicht getrunken habt und doch wackeln müßt mit den Beinen, weil nämlich das Land unter ihnen wackelt, als habe das Land einen Rausch. Und wenn Euch das eigne Haus auf den Kopf fällt, so genau und platt, wie der Deckel auf einer Schildkröte liegt — nur, daß Ihr nicht damit davonkrabbeln könnt, sondern gar keinen Leichenstein mehr zu bestellen braucht! Nun also, kurz bevor Santo Vesuvio da drüben — Santo Januario, bitt' für uns bei ihm! — ein wenig rappelig wird über die Sünden seiner lieben Napolitaner, an die er nun doch schon seit mehr als einem Jahrtausend gewöhnt sein könnte, — aber er ist ein unberechenbarer Heiliger! —

also bevor der liebe gute alte Vater da drüben — mit dem dürfen wir's noch weniger verderben als mit der heiligen Jungfrau! — auch nur ein kleines rappelig wird, wird Mucia — schon ziemlich lange vorher! — ganz rappelig, miaut, wie wenn sie ihr Fleisch durch Gesang verdienen müßte, springt bald gegen mich, bald gegen die verschlossene Hausthür und ruht nicht, bis sie im Freien ist: — sie und ich auch. Nach Lucia schaut sie gar nicht um.' Ich begreife Eure Liebe zu dem Tier, sprach ich verständnisvoll. Nun gut: — ein paar Nächte nach dieser Unterredung weckt mich mein Gaudenzio aus dem tiefsten Schnarchschlaf: — denn der schwarzrote Amalfitaner ist gut, aber schwer! — reißt mich aus dem Strohlager und stößt mich zur Thüre hinaus ins Freie. Ich wollte ihn gerade niederschlagen, da schrie er: ‚Die Katze! die Katze! Mucia hat gewarnt.' Und kaum senk' ich den erhobenen Arm, — da taumel' ich und wanke, als hätt' ich den Amalfitaner nicht ganz verschlafen — war aber hecht-nüchtern — und auf einmal — pardauz! — lag sein ganzes Steinhaus platt auf dem Bauch, wie ein Frosch, drüber ein Lastwagen fuhr. Die Ungewarnte lag leider darunter. Am andern Morgen zog unsere Heerschar ab. Zum Abschied schenkte mir mein Wirt seine Katze. ‚Denn warum?' sagte er treuherzig unter Thränen. ‚Brauch' sie nicht mehr. Baue kein Steinhaus mehr. Und nehme — ganz gewiß! — keine Frau mehr. Denn warum? Lucia war doch so böse, wie ich keine mehr fände. Und jetzt thut es mir gleichwohl leid um sie. Nun denket erst, wie leid mir eine sanftere thäte! Also wozu Katze?' So nahm ich Mucia mit. Auf meinem Rucksack quer durch ganz Welschland über den Brenner trug ich sie bis in die Heimat. Sie verläßt mich nie. Hört ihr sie draußen miaun? Ich komme, Schätzlein, ich komme. — Nun seht: merkte Mucia das bißchen Erbrechen

von dem lumpigen Vesuvio da drunten und jedes Erdbeblein, das dort zu Lande so häufig wie bei uns das Nießen im Schnupfen, und zeigt sie — wie sie immer thut — hier jedes Gewitter an, lange bevor es vom Königswald heraufzieht! — da wird's die Prophetissa doch wohl auch merken, wenn alsbald die ganze Welt zerkrachen soll. — Ich komme schon, Liebelein! — Ich nehme sie, — an dem Vorabend — mit in einen Ort, wo — nun, wo man dem Kern der Erde näher ist als anderwärts. Bleibt sie ruhig, bleib' ich auch ruhig. Die Zeit soll uns dabei schon nicht lang werden: denn an jenem heimlichen Orte giebt's für Mucia viele Mäuse und für mich — nun, für mich giebt's da auch was. Wir sehen uns dann schon wieder, Jungherrn. Entweder in der ewigen Seligkeit oder — was ich eine Zeitlang noch vorziehe — hier in diesem Jammerthal. Aber dann, Herr Fulko, dann singen wir erst recht das Lied, das mir von all' Euren Schelmenweisen zumeist gefallen hat!" — „Welches? Sind ja viele so nichtsnutzig, daß sie Euch gefallen können." — „Ich meine das:

Nun woll'n wir erst heben ein Trinken an,
Daß der Herr Gott es nicht kann fassen,
Und spricht: ‚wenn der Mensch so viel trinken kann,
Mehr Wein muß ich wachsen lassen!'

Ich komme, Prophetin des Herrn. Ich bringe dir deinen Prophetenlohn heraus," und er nahm ein leckres Stück Braten aus der Schüssel. „Traumselige Nacht, ihr Herren. Ihr, Fulko, küsset für mich mit!" Und er humpelte hinaus und verschwand.

XII.

„Ein guter Gesell,“ lachte Fulko. — „Aber ach, meine Gesellin! Nun ist es heute abend wieder nichts! Ohne den Bischof läßt uns die Tugendverwalterin und Unschuldbeschließerin und geheime Obervestalin — wie heißt sie doch? aus Schottland stammt sie — richtig: Malwine! — dadrüben gar nicht über die Schwelle am Abend. Und wie heiß hatte ich mich gesehnt, wieder einmal in das süße, klare, holde Gesicht zu schauen! Ist ja wenig genug, weiß die heilige Aphrodite! für mein wildes Begehren. Aber als der Teufel einmal sehr durstig war, trank er Wasser. Sind wir daher doch auf das Zabelspiel gekommen. Kenne keinen Zug! Aber dabei konnten wir uns doch an den Abenden manche gute Weile einander gegenüber setzen, uns — recht nahe! — in die Augen schauen und manchmal stießen unsere Finger durch Zufall aneinander, während wir auf dem Brett die Steine rückten. Denn dergleichen mußten wir schon zuweilen thun. Jüngst trat Herr Heinrich an unsern Marbeltisch im Erker, wo wir schon drei Stunden saßen — die ganze Vesper hatten wir darüber versäumt — und sprach: ‚Nun, wie steht das Spiel?‘ Heilige Eulalia von Barcelona! Wir hatten in all' der Zeit ja erst einen Zug gethan. Und das lose Mädchen hatte mir, während ich ihr die Rechte drückte und ihr selig in die Augen sah, ganz verstohlen mit der Linken meinen König vom Brette genommen und in ihrem leer getrunkenen Goldbecher in Gefangenschaft gesetzt! Es war schrecklich. Lächelnd befreite ihn der Gütige, hob ihn heraus, stellte ihn auf seinen Platz und fragte: ‚hoffentlich ist dies nicht noch immer das erste Spiel?‘ Er war so freundlich, mir das Lügen zu sparen: er schritt hinweg,

ohne meine Antwort abzuwarten. Ein prächtig Herz! War wohl auch einmal jung und heiß. Und noch jünger war Frau Theophano . . . ." „Gieb acht," warnte Hellmuth. „Man hört da draußen auf dem Gang, was hier so laut gesprochen wird." „Nun," lachte Fulko, „das flüstert man vom Danevirke bis Salerno! War sie doch Witwe! Wär' ein schönes Paar geworden! — Aber das Zabelbrett war auch sonst so willig! Konnte meinem holden Schatz stets abends meine den Tag über gedichteten Minnelieder darunter durchschieben. Wie geschickt zog sie mit den wachsweißen langen schmalen Fingerlein die Blätter auf der andern Seite heraus! Und hui! waren sie verschwunden in ihrem lang herunterhängenden Ärmel. Jetzt müssen meine armen Reime wieder Messe hören!" — „Wie das?" — „Nun ja! Morgen früh in der Kirche halte ich sie ihr wieder vor das zierliche Näslein und sie singt daraus die lateinischen Psalmen. Ist aber gefährlich! Neulich stand der fürwitzige Venetianer hinter mir, guckte über meine und ihre Schulter, las ein paar Zeilen und fragte mich lachend, ob ich das hohe Lied Salomonis in das Deutsche übersetzt hätte? Nicht schlecht! Lache doch, Hellmuth! Oder trinke wenigstens! Thu' Bescheid. Unserer Herrinnen Minne." Aber Hellmuth schob kopfschüttelnd den Becher zur Seite. „Nun, willst du nicht reden, so höre wenigstens. Du hattest immer Freude an meinen Versen." „Gewiß, Freund. Denn du kannst sagen, was ich nur fühlen und — leiden kann. Zwar schmerzt es, zu hören, welch' Glück erwiderte Minne gewähren mag: aber es ist ein Weh, das wohl thut mitten im Schmerz. Bitte, beginne." Fulko war ein Dichter: zweimal ließ er sich nicht bitten. Er trank erst herzhaft, griff dann in den Brustlatz, holte ein paar Pergamentblättlein hervor und las:

Du hast gesiegt, du starke Liebe!
Hinweg, Besinnung und Bedacht!
Und ob sie ins Verderben triebe: —
Nimm ganz mich auf in deine Macht!

Die Vorsicht sprach: „das wird nicht frommen,"
Die Sitte sprach: „vernimm mein Wort:" — —
Da ist der Strom der Liebe kommen
Und ohne Wahl riß er mich fort.

So trage mich, du heil'ge Welle,
Und, wenn du dies Verlangen stillst, —
In Todesnacht, in Himmelshelle, —
Ich folge dir wohin du willst.

* * *

Die Eiche rief zum Wolkensitz:
„Ich trotze dir, du starker Blitz."
Der aber sprach: „Du ziehst mich an!
Sieh, ob dein Trotz dir helfen kann,
Ich bin ein rascher Freiersmann:" —
Und Schlag und Glut und Wetterschein: —
In Flammen ward die Eiche sein.

Die Uferrose sprach zum Fluß:
„Du flehst umsonst um meinen Kuß:"
Der aber sprach: „Hilft denn kein Flehn,
Sollst du ein andres Werben sehn,
Jetzt, Rose, ist's um dich geschehn."
Er stieg empor in stolzer Lust
Und riß sie fort an seine Brust.

Das ist der Liebe Prob' und Macht,
Wenn sie in echtem Mann erwacht,
Daß sie des echten Weibes Herz,
Und hüllte sich's in dreifach Erz,
Doch mit sich fortreißt sternenwärts
Und zur Geliebten siegbewußt
Und triumphierend spricht: „du mußt."

* * *

Wenn aus der Erde dunklem Schose
Zur Schönheit aufgeknospt die Rose

Und wenn sie dann in Wonnetagen,
Indes die Nachtigallen schlagen,
Ihr ganzes süßes junges Leben
Dem Kuß der Sonne hingegeben, —
Erfüllt hat auch die schönste Rose
Die schönsten ihr bestimmten Lose.

* * *

So sind bestimmt des Menschen Lose:
Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
Und dicht beim Tod das Edelweiß!"

Er schloß ab und that einen tiefen Trunk.

XIII.

„Das Edelweiß!" wiederholte Hellmuth. „Sechsmal würd' ich sterben, könnt' ich dadurch sie — nicht gewinnen, — ach! nur versöhnen! Danke dir, mein Fulko. Deine Verse sind —" — „Bah, Verse sind's! Nicht Küsse! Bittere Tinte und trocken Pergament! Das ist all' nichts, gar nichts! Ich halt' es nicht mehr aus! Immer bloß das verfluchte Reimen von ihrem roten Mund und heißen Kuß! Morgen — ganz in der Frühe — paß ich's ab! Wenn sie aus der Kemenate tritt — immer allein: — Malwine, die Verwalterin des Anstands, hütet alsdann die Tugend noch im Traum: und Jungfrau Edel verbetet sich immer um ein Weilchen! dann trete ich hin vor diese Minnegard und fasse sie und frage sie nicht lang und küsse sie, daß sie — nun, nicht gerade ganz erstickt, aber recht beinahe." Da sprang Hellmuth auf, legte die Hand

auf des Freundes Schulter und rief: „Nein! Um Gottes willen nicht! Thu's nicht! Wag' es nicht!" — „Warum nicht? Ich mein', ich kann es wagen!" — „Thu's nicht, mein Fulko! Willst du so elend werden wie — ach! wie mich viel, viel bescheidneres Wagnis gemacht hat?" Und er schlug die geballte Faust vor die Stirne. Der andre zog ihm mit sanfter Gewalt Arm und Hand herab: „Hellmuth, tapfrer Gesell! Sprich! Sprich's doch endlich einmal aus: was ist geschehen zu Worms? — Du weißt, ich bin getreu und verschwiegen!" — „Ich weiß es! Und darum sollst du — du allein von meiner Schuld, — meiner schweren Schuld! — erfahren!" Er seufzte tief. „Bin gespannt! — Alle Augen hier im Bischofshaus sahen nicht bloß, daß du . . . auch, daß sie dir — allmählich! — gut ward. Herr Heinrich selbst sah's auch und hatte wahrlich nichts dawider! ‚Ein schönes Paar und trefflich gepaart,' rief er mir einmal aus dem Sattel zu, als ihr auf dem Rennweg uns entgegengesprengt kamt. ‚Der liebe Gott scheint sie für einander geschaffen zu haben.' So werdet Ihr sie nicht scheiden wollen? fragte ich rasch. ‚Ich? Junge Liebe scheiden? Ich doch gewiß nicht! — Es sei denn', — warnte er und sah mir scharf ins Auge — ‚daß zwischen Wunsch und Erfüllung steht — ein Kloster.' Und als der Bischof nach Worms nur euch beide mitnahm, da sagten wir: die kommen zurück mit den Ringlein am Finger. Aber wie kamt ihr zurück! Sie wie die Eisjungfrau und du wie ein in ihren Armen Erfrorner. Was ist geschehen, sprich, an jenem Tage deiner schönsten Siege?" — „Ach, ich verfluche sie. Sie haben mir all' das Unheil angerichtet. Sieh, Fulko: du weißt, eitel und eingebildet bin ich wahrhaftig nicht . . . ." — „Behüte! Deine Bescheidenheit ist dein größter Fehler. Könntest mir drei Viertel abgeben, — wär' uns beiden geholfen." —

„So hätt' ich auch wahrlich nie gewagt, mir einzubilden, die stolzeste der Jungfrauen werde mir, bevor ich feierlich beim Bischof um sie geworben und dessen Ja wie das ihre erhalten, das geringste Zeichen von Gunst gewähren.“ „Verkehrt,“ meinte Fulko und trank seinen Becher aus. „Einmal muß man doch anfangen! Weib will gewonnen sein durch Wagen.“ — „Als ich nun aber in dem Lanzenstechen alle — wirklich alle! — Gegner aus dem Sattel gehoben — zuletzt auch Siboto, den zähen blonden Friesen, und den starken Richard, den Grafen zu Winklarn, — nie noch hatte ich die beiden zwingen können! — und als nun rings die Drommeten schmetternd meinen Sieg verkündeten und die Herolde mich auf dem schnaubenden Roß dreimal durch den Kampfkreis führten und alles Volk mir ‚Heilô!‘ und ‚Siegô!‘ zujauchzte, und der Herr Bischof mir huldvoll zunickte von seiner Altane herab an Edels Seite und als ich nun heranritt, aus ihrer weißen Hand den Preis, den dreifach gewundenen Eichenkranz mit der goldenen Schnur, mir auf das Haupt setzen zu lassen, als ich sie nun vor mir sah, schön wie nie zuvor, strahlend vor Anmut und — wie ich wähnte! — auch ein klein wenig vor stolzer Freude an mir, als sie sich über mich beugte, als ich den zarten, leisen Druck ihrer beiden lieben Hände auf meinem Haupte fühlte, — da schlug ich entzückt die Augen zu ihr auf: durch mein Herz jagte das Blut in wilden Sprüngen: — die Hitze des Kampfes tobte noch nach in meinen Adern — und all' der Lärm, der Glanz ringsum, die Freude, daß sie meinen Sieg gesehen — all' das zusammen berauschte mich! Sehnsüchtig, — aus aller Kraft der Seele! — suchte ich nach ihrem Auge, nach nur Einem Blick! —

Allein beharrlich, eigensinnig, trotzig — ach! oder war es süße jungfräuliche Scham? — hielt sie die langen,

langen, die feierlichen Wimpern gesenkt. Ich flehte leise: ‚Edel! Einen Blick — nur Einen,‘ hauchte ich. — Umsonst! — Da ergriff mich Stolz, Trotz, heiße Wut: — ich wollte mir den Blick erzwingen, wie ich mir den Sieg erzwungen. Mit der Rechten griff ich — kein Mensch konnte es gewahren, der dichte Kranz und ihr vorflutend Haar verbargen völlig meine Hand — ganz leis an ihr Kinn und hob es mit Gewalt empor: ‚Einen Blick!‘ wiederholte ich dringend! —“ — „Nun? Da sah sie auf?“ — „Ach ja! Da sah sie auf! Da erhielt ich einen Blick, aber welchen Blick! Wie blaues Feuer blitzte mir Zorn, Haß, Empörung, Verachtung entgegen aus den sonst so sanften Augen. — Sie bog sich zurück, soweit sie irgend konnte, ach! mir war, zwei scharfe Pfeile flogen durch mein Herz! Ich wankte im Sattel: — in Verzweiflung sprengte ich aus der Stechbahn: — draußen glitt ich besinnungslos vom Gaul! ‚'s ist die Hitze, die schwere Rüstung‘, hieß es. Ach wär' ich nicht mehr aufgewacht! — Seitdem hab' ich sie verloren für Zeit und Ewigkeit. Nie — ich kenne dieses Herz von Diamant! — niemals verzeiht ihr gekränkter Mädchenstolz.“ Und er brach zusammen auf der Bank und stützte die Stirn auf die Hand. „Hm! Armer Freund!“ sprach Fulko nach einer Weile. „So hat sie dich denn wirklich nie geliebt? — Denn liebt ein Weib, — ein echtes Weib — und ich will das dieser herben Edel nicht bestreiten, — so verzeiht es, unter Thränen, ja im Zorne lächelnd, der Kühnheit des Geliebten. Und was ist es denn, was du gewagt? Gar nichts! — Nein, Hellmuth,“ — er sprang auf — „dein Geschick kann mich nicht warnen. Nein! Geht wirklich demnächst die Welt zu Grunde, dann . . . . ! Bei einem Kuß laß ich's dann nicht bewenden. Dann, schöne Minnegardis, wirst du mein, magst du darüber grollen oder

nicht. Liebst du mich aber — wie ich's hoffe! — mitten im Grolle wirst du verzeih'n und — selig sein in diesen Armen. — Komm, Hellmuth, laß uns schlafen. Es wird spät."

Der Blonde erhob sich nun ebenfalls. „Ich schlafe nicht. — Auch ich habe mir ausgesonnen — bin nur über eins dabei nicht aufgeklärt! — wie ich die letzte Stunde dieser Welt verbringen, wie ich sterben werde. Nicht so süß umarmt wie du und nicht so weich gebettet: — aber auch nicht übel umarmt und auch nicht übel gebettet: — hart, jedoch herrlich. Allein vorher muß ich noch manches erkunden. — Schlaf wohl! Ich reite aus!" — „So spät! Wohin? Zu wem?" „Zu wem?" lächelte Hellmuth grimmig. „Nicht zu einem Liebchen. Vielleicht — zum wilden Jäger!"

Und klirrend in seinen Waffen schritt er hinaus.

XIV.

Angesehene Leute fanden in jenen Zeiten auf ihren Reisen fast immer Unterkunft bei Gastfreunden; auf dem flachen Land in Burgen der Ritter oder in Höfen der bäuerlichen Landsassen, in Klöstern oder in den — freilich noch seltenen — Städten in den Häusern der Burgensen. Die schmutzigen Herbergen in den Dörfern und Städten aufzusuchen und darin zu nächtigen, vermied man gern: es ging gar unsauber, wüst und lärmend darin her. Häßlich und unbehaglich sah es denn auch aus in einem solchen Leuthaus des Nordgaues südlich der Eger nahe der Mark der böhmischen Berunzanen. In der großen Schenkstube

lag auf den löcherigen Dielen schmutzig Schilf; und nicht nur von ehrlichem Ruße waren die Wände aus ungehobeltem Kiefernholz so dunkelfarbig geworden; ein paar rote Flecken in dem Schmutz des Bodens verrieten verdächtige Ähnlichkeit mit der Farbe des Blutes.

Um den viereckigen Schenktisch — dessen Platte ein mittendurch zersprungener Schieferstein bildete, sie ruhte auf vier geschrägten Balken — saßen auf niedrigen Schemeln, rohen Eichstrünken, zwei Männer in eifrigem, oft im Flüsterton geführtem Gespräch. Die lange nicht mehr gesäuberte, hohe, schmale enghalsige Zinnkanne und zwei Becher aus leichtem Tannenholz enthielten ein gelblich braunes, säuerlich riechendes Getränk; nur einer der Gäste sprach ihm zu: der andere — in geistlicher Tracht — schob mit widerwilliger Handbewegung seinen Becher so weit von sich hinweg, daß der Geruch des Nasses ihm nicht mehr in die Nase steigen möchte. „Ihr trinket gar nix, Archidiakon?“ fragte der eifrige Zecher in einem Deutsch, dem slavische Zischlaute einen seltsamen Anklang liehen. „Verbietet's ein Gelübde? Oder eures Magens Eigenart?“ „Mein Gaumen gebietet mir und meines Wesens Eigenart, nur Wein, — guten Wein — zu trinken, nicht dies Gärgebräu, das zu einer gewissen Ähnlichkeit mit kahnigem Traubensaft verdorben ist und das diese deutschen Barbaren Bier nennen.“ „O, ist nix schlecht,“ meinte der andere und füllte sich den Becher aufs neue. Obwohl es ein warmer Sommerabend war, bestand seine Tracht aus Pelz: sein enganliegendes, bis an die nackten Kniee reichendes Wams war aus vielen hunderten von schwarzen Maulwurfsfellen zusammengenäht; um die Hüften hielt es ihm ein breiter Dolchgurt aus mattem schwarzem Leder zusammen: die Waden steckten in Strümpfen aus dem gleichen schwarzen Rauhwerk: die Schuhe wurden ersetzt durch stroh-

geflochtene Sohlen und ein Kreuzgeschnür von dunkeln Riemen. Die sammetschwarzen und sammetweichen, jeder Biegung der geschmeidigen Glieder sich eng anschmiegenden Fellchen sahen aus wie die angewachsene Haut selbst des Wenden und gaben ihm bei seinen weichen, katzengleichen Bewegungen Ähnlichkeit mit einem schwarzen Panther.

Aus dem dunkelbraunen Gesicht über den häßlich vorstehenden breiten Backenknochen zu beiden Seiten der aufgestülpten Nase funkelten ein paar tiefschwarze, aber feurige Augen; der Bart war glatt abgeschoren, ausgenommen zwei sehr lange schmale Stränge des Schnurrbarts, welche ihm rechts und links vom Munde hingen: er strich und drehte daran unablässig mit der Linken. Auf dem schwarzen, kleingekrausten Haar saß ihm schief, aber kecklich, eine hohe viereckige Mütze aus dem gleichen schwarzen Fell, von dem ein paar schwarz-weiße Elsterfedern grell abstachen; die rechte Hand fuhr ihm öfter an den Horngriff des langen krummen Säbels als für die Gemütlichkeit der Unterhaltung ersprießlich war: gereinigt war alles, was er am Leibe trug, niemals worden und der Leib selbst recht selten. „Ist ganz gut hinunterschütten," wiederholte er, den Becher niedersetzend und sich den triefenden Schnauzbart mit der Rückseite der Hand wischend. — „Ja, Ihr seid nicht verwöhnt, Herr Berunzane. Weder in Trank noch in Speise. Wahrscheinlich habt Ihr all die armen Schermäuslein auch verspeist, denen ihr die weichen Wämmslein abgestreift." — „Aber gewiß! Leckerer Braten! Besser sogar noch als Engerlinge! Sind wir nix so reich, wir armen Brüderlein, wie diese Deutschen." — „Wißt Ihr auch warum, mein Fürst?" — „Oh ja. Weil nix arbeiten, wie die Bauerntölpel. Deutschen ist Hand gewachsen zum Pflugziehen, uns, zu nehmen, was Deutscher erarbeitet hat." — „Ja, ja, Eure Leute treiben's arg mit Stehlen im Nordgau.

Deshalb will ja Euch und Eure Haufen weder Ritter noch Freibauer noch Abt aufnehmen in Burg, Hof oder Kloster. Deshalb muß ich heute in diesem übelstinkenden Bretterverschlag mit Euch sitzen, Fürst Zwentibold, Spithinieffs edler Sproß!" — Der Fürst der Maulwürfe zuckte die Achseln: „Ich hab' Euch nix gesucht, Ihr mich. Und was wir zu verhandeln hatten, brauchte weder Laie noch Pfaff zu hören." — „Wir sind nun doch einig — in allen Stücken?" — „Ganz einig. Der Handel gilt: ‚Blut gegen Gold'. — Nur eines wurmt mich noch." — „Und das wäre, wackrer Held?" — „Daß Ihr mir nur die Hälfte des Geldes ausgezahlt habt." — „Die andere nach dem Sieg." — „Das will sagen: Ihr traut mir nix. Aber ich soll Euch trauen. Und seht, Herr Archipfaff, das ist zu viel verlangt." — „Herr Wende!" — „Nun ja! Schaut, ich und meine lieben Wölflein, — wir sind hier fremd im Land. Daß wir — gegen gutes Gold! — gern gegen die verhaßten Deutschen losschlagen, daß wir gerne dazu helfen, wenn deutscher Bischof gegen deutschen König kämpft und Königsgraf, — das! — beim großen Zrnbog! — das mag man füglich von uns glauben. Wer aber bürgt uns, daß Ihr Euch nicht wieder vertragt mit den anderen Deutschen? Wer bürgt für die Zähe Eures Hasses? Ihr seid . . ." — „Kein Deutscher!" — „Wohl, wohl. Weiß! Seid Lombarde! Aber Kaiser Otto ist auch Euer Landesherr. Wie Deutschland gehöret ihm Lamparten!" Da erschrak der Wende: denn der sonst so kühle Priester schlug plötzlich mit der Faust auf die Schieferplatte, daß die Becher aufhüpften: und tödlicher Haß sprühte aus den dunkeln Augen unter den starken Brauen, als er mit einer vom Zorn halb erstickten Stimme hervorstieß: „Ja, leider! Fluch ihm dafür! Fluch und Verderben allen Deutschen." „Beim schwarzen Zrnbog!" rief der Slave, zurückprallend

auf seinen Schemel. „Welche Wuth! Woher?“ „Woher? Warum? Weil ....! Wohlan: Ihr sollt' es wissen! Ihr müßt sogar darum wissen, sollt Ihr das eine — das letzte — verstehen, was wir noch nicht beredet haben und was mir doch das Wichtigste von allem.“ Mißtrauisch fuhr der Häuptling an den Schwertgriff und warf die dicken wulstigen Lippen auf: „Nix einen Finger rühr' ich über das Versprochene hinaus für das wenige Geld, den Bettelsold. Ein Knicker ist er, euer Bischof von Würzburg.“ „Es ist nicht viel,“ gab der Priester zu: „Nicht meine Schuld! Der Weichmütige wollte nicht einmal diesen Betrag — ‚einstweilen nur!‘ — seinen frommen Bauten entziehen. Säße ich auf dem reichen Stuhl des reichen Würzburg, — Euer Lohn sollte ....! Aber Ihr fragt, woher mein Haß gegen diesen Kaiser-Knaben, gegen alles, was Deutsch? O der Haß ist trefflich begründet. Ihr wißt nicht, wen Ihr vor Euch habt, tapferer Häuptling.“ — „Den Archidiakon von Würzburg,“ sagte dieser, offenbar ohne sehr hohe Meinung von einem solchen Wesen. — „Gott sei's geklagt! Aber in des Priesters Adern fließt königliches Blut.“ — „Das wäre!“ staunte der Wende und riß die Augen auf. „Und ging' es nach Recht und Gerechtigkeit, so säße ich in diesem Augenblick statt in dieser schmutzigen deutschen Herberge auf dem goldenen Throne zu Pavia und dies Haupt trüge, statt der Tonsur, die Königskrone des Lombardenreichs.“ — „Ihr seid ...?“ — „Ich bin der Sohn Berengars, des letzten rechtmäßigen Königs von Italia, und der einzige Erbe seines Rechts und seiner Krone. Mein armer Vater! Überwunden und gefangen von jenem schrecklichen eisernen Otto, verbannt für immer aus unserer schönen Heimat starb er — hier in der Nähe — zu Bamberg. Anmaßer, Gewaltherren, Thronräuber, Tyrannen sind alle Ottonen wie jener erste, der

meinem Vater das Scepter aus der Hand riß." — „Aber," wandte der Slave ein, „in Welschland sagte man mir, die Welschen selbst haben jenen ersten Otto ins Land gerufen, damit er endlich Ordnung und Ruhe ...." „Tyrannen sind sie!" schrie der Lombarde, ohne auf die Worte zu achten. „Auch mich, ein Knäblein damals, hat der fremde Zwingherr mit meinen Eltern über die Alpen geschickt in dies Land voll Eis und Nebel und nach des Vaters Tod zu Würzburg erziehen lassen." — „Das war unvorsichtig, sehr! Bei uns zu Land erdrosselt man die Knaben besiegter Fürsten." — „Teuflisch grausam war es! Denn in einem Kloster — zum Priester! — ward ich erzogen. Der Welt, den Waffen sollte ich für immer entrückt, unschädlich sollte ich gemacht werden. Ein Pfaffe kann Italien nicht befreien vom Joche der Barbaren! Und doch ist die Lust an weltlicher Macht, die Gier, zu herrschen, ja — und ich fühl's! — auch die Gabe, zu herrschen, Land und Leute zu regieren, staatsmännische Pläne zu schmieden mit des Vaters Herrscherblut auf mich vererbt. Statt dessen — was bin ich?" — „Nun, wie sich soeben zeigt, auch in weltlichen Dingen nix ohne Gewalt: — die rechte Hand eines deutschen Kirchenfürsten ...." — „Verschling' ihn der Abgrund der Hölle!" schrie der Lombarde. — „Hui, welch heißer Haß! Und dennoch dient Ihr ihm so eifrig? — Wie soll ich das verstehen?" — „Ihr müßt's verstehen lernen! Hört weiter! Als ich zum Jüngling, zum Manne herangewachsen war und den Frevel begriff, den diese Deutschen an meinem Vaterland, an meinem Vater, an mir begangen, da knirschte ich in das Gebiß, mit dem sie mich wehrlos gemacht hatten. Tag und Nacht sann ich darauf, es abzustreifen. Aber tief verbarg ich Haß und Groll und Hoffnungen! So gut gelang mir die Verstellung, daß ich das vollste Vertrauen

Er trat nun dicht an seinen Verbündeten heran und flüsterte diesem in das Ohr: „Der Bischof darf seinen Sieg nicht überleben.“

(Seite 389)

meinem Vater das Scepter aus der Hand riß." — „Aber," wandte der Slave ein, „in Welschland sagte man mir, die Welschen selbst haben jenen ersten Otto ins Land gerufen, damit er endlich Ordnung und Ruhe ...." „Tyrannen sind sie!" schrie der Lombarde, ohne auf die Worte zu achten. „Auch mich, ein Knäblein damals, hat der fremde Zwingherr mit meinen Eltern über die Alpen geschickt in dies Land voll Eis und Nebel und nach des Vaters Tod zu Würzburg erziehen lassen." — „Das war unvorsichtig, sehr! Bei uns zu Land erdrosselt man die Knaben besiegter Fürsten." — „Teuflisch grausam war es! Denn in einem Kloster — zum Priester! — ward ich erzogen. Der Welt, den Waffen sollte ich für immer entrückt, unschädlich sollte ich gemacht werden. Ein Pfaffe kann Italien nicht befreien vom Joche der Barbaren! Und doch ist die Lust an weltlicher Macht, die Gier, zu herrschen, ja — und ich fühl's! — auch die Gabe, zu herrschen, Land und Leute zu regieren, staatsmännische Pläne zu schmieden mit des Vaters Herrscherblut auf mich vererbt. Statt dessen — was bin ich?" — „Nun, wie sich soeben zeigt, auch in weltlichen Dingen nix ohne Gewalt: — die rechte Hand eines deutschen Kirchenfürsten ...." — „Verschling' ihn der Abgrund der Hölle!" schrie der Lombarde. — „Hui, welch heißer Haß! Und dennoch dient Ihr ihm so eifrig? — Wie soll ich das verstehen?" — „Ihr müßt's verstehen lernen! Hört weiter! Als ich zum Jüngling, zum Manne herangewachsen war und den Frevel begriff, den diese Deutschen an meinem Vaterland, an meinem Vater, an mir begangen, da knirschte ich in das Gebiß, mit dem sie mich wehrlos gemacht hatten. Tag und Nacht sann ich darauf, es abzustreifen. Aber tief verbarg ich Haß und Groll und Hoffnungen! So gut gelang mir die Verstellung, daß ich das vollste Vertrauen

Er trat nun dicht an seinen Verbündeten heran und flüsterte diesem in das Ohr: „Der Bischof darf seinen Sieg nicht überleben."
(Seite 389)

der häufig wechselnden Bischöfe in der Mainstadt gewann. Bald ward ich ihr Apokrisiar, Vorstand ihres gesamten Urkundenwesens: diesseit der Alpen lebt kein zweiter, der dies Schrifttum so fein versteht. So konnte es geschehen — daß .... O ich hatte jahrelang nur gehofft, als Flüchtling über die Alpen zu entkommen, um dort ganz Italia zur Freiheit aufzurufen, mein Königsrecht mit dem Schwerte zu verfechten. Und nun geschah das Wunderbare, daß mich Bischof Poppo — der zweite dieses Namens — selbst mit sich nahm auf einer Romfahrt. Wie erglühte mein Blut! Wie pochte mein Herz, als ich jenseit der Berge zuerst lombardischen Boden betrat, mein Erbgut! Wir weilten viele Monate in Pavia, in Mailand: Zeit übergenug für einen Kopf wie ich, einen Aufstand vorzubereiten. Und, — bei meines Vaters Grab! — ich war nicht müßig. Aber Schmach und Verderben! Was mußte ich erleben?“ — Und er verstummte vor Ingrimm, warf beide Arme auf den Tisch und legte das Gesicht darauf. — „Nun? Was ist? Nix traurig werden!“ — „Was antworteten sie mir? Sie, meine Landsleute, meine Stammesgenossen, ging's nach dem Rechte — meine Unterthanen! ‚Nie — solange wir zurückdenken mögen und unsere Jahrbücher berichten — nie seit den Tagen des großen Carolus, hat solch weise, friedliche, und doch starke, Recht schirmende Herrschaft gewaltet in unserm Heimatland von Verona bis Benevent und Napoli, wie unter diesen rotbärtigen Ottonen. Das Land ist glücklich und zufrieden — laß es so!‘ — Und da ich nicht abstand, zu schüren, zur Freiheit aufzumahnen, da drohten sie, — meine eignen Vettern in Pavia! — mich dem deutschen Zwingherrn anzuzeigen! Ah Schmach und Weh! Vernichtet war da, zertreten für immerdar all' mein Hoffen, des Vaters Krone mir wieder zu erkämpfen, diese knechtischen Seelen zu ent-

flammen. Ich eilte nun nach Deutschland, nach Würzburg zurück. In der entarteten Heimat Macht und Herrschaft zu gewinnen, — ich hatte es erfahren! — war unmöglich. Allein ich wußte längst, ich sah es täglich vor Augen an Köln, und Mainz, ja auch an Würzburg, wie im deutschen Reiche Männer von Geistesschärfe und Willenskraft — lange nicht soviel davon eignete ihnen wie dem Königssohne von Italien! — von ihren Bischofssitzen aus den Staat leiteten — den deutschen und den italischen dazu. König von Italien konnte ich nicht werden, aber Kanzler des deutschen Reichs wie der Kölner, — wie schon so mancher Bischof das ward. Und einstweilen war es auch nicht übel, als Bischof von Würzburg zu walten! Unablässig war ich daher bemüht, die Gerechtsame dieses Bischofs zu erweitern, durch erbetene Verleihungen des Königs, durch Geltendmachung alter, vergessener Ansprüche, die oft nur durch meine Gelehrsamkeit — oder „Findigkeit!“ — aus Urkunden, die ich erst wieder entdeckte, zu erweisen waren. Sie staunten über mich, die blöden Thoren, Bischof und Domherren! Sie lobten, sie lohnten meinen unermüdbaren Eifer für Sankt Burchhards Recht, wie sie es nannten. Diese deutschen Tölpel! Als ob ich mich für den ersten lange toten oder auch für den jetzigen lebendigen Bischof zu Würzburg also mühte! Nein: für den nächsten Bischof: und der sollte heißen: Berengar!“

„Ah, verstehe jetzt. Versteh! Nix dumm!“ nickte der Fürst, kratzte sich eindringlich, — aber vergeblich am Kopf und trank.

„Drei Bischöfe — Poppo, Hugo und Bernward — hatte ich, höher und höher steigend in geistlichen Würden, erlebt. Nun hatte ich allen Grund, anzunehmen, — mein Amt als Archidiakon, als Apokrisiar, meine von allen laut anerkannten Verdienste um das Bistum gaben mir

ein Recht dazu — bei der nächsten Erledigung des Stuhls könne keinen andern die Wahl treffen als mich. Ich zählte schon so fest darauf, daß ich — vielleicht unvorsichtig! aber wie hatte ich mich jahrzehntelang zusammengehalten! — den Stolz, das Gefühl des geborenen Herrschers, der Überlegenheit fühlen oder doch erraten, ahnen ließ — kurz, Bischof Bernward verfiel in seinen letzten Zeiten in Mißtrauen, wirkte bei dem Kaiser, bei den Domherren gegen mich und als er starb, der alte Rothenburger, da folgte ihm nicht ich, sondern sein Neffe Heinrich!" — „Ja, der Rothenburger," knirschte Zwentibold und griff ans Schwert. „Der arge Wolf des Waldes fresse seine Seele! Was hat er uns früher viele Brüderlein erschlagen." — „Dieser höchst ungeistliche Graf, der erst vor ein paar Jahren — plötzlich — der Welt entsagt hatte! Dieser Weltling schnappte mir mein schwer verdientes Bistum weg! Bei meines Vaters Grab! Er soll's nicht lang mehr tragen."

Zwentibold lehnte sich zurück, blinzelte dem Priester zu und wölbte die dicken Lippen zu einem gelinden, aber ausdrucksvollen Pfeifen: „Ahi! Aho! Fange an zu begreifen!" — „Das geht — scheint's — langsam, Fürst, bei Veranzanen wie bei Deutschen. Meintet Ihr wirklich bisher, für eines andern Macht müht sich der Königssohn Italiens so emsig ab, feilscht um die Hilfe Eurer wilden Horde, begiebt sich in hohe Fährlichkeit? Denn Reichsverrat ist was wir treiben: — ich, mit Wollust, in klarem Bewußtsein: — der ehrenfeste Bischof unbewußt, aber doch mit mahnendem Gewissen. Das Leben kann mir's kosten: — im Gefecht oder — nach der Niederlage: — am Galgen. Denn Graf Gerwalt versteht keinen Scherz." „Mich wundert doch," sprach der Wende, kopfschüttelnd, „daß es der Rothenburger thut. Er focht so treu für dieses Reich." — „Gerade so treu ficht er jetzt für seines Bistums Recht.

Aber Ihr habt nicht Unrecht. Ich hätte ihn nicht soweit getrieben ohne einen glücklichen Zufall. Der Graf, dem er den Gau zunächst abkämpfen muß, dieser Graf Gerwalt, — er haßt ihn tödlich." — „Warum?" — „Weiß nicht. Man flüstert in der Stadt, der Graf habe ihn ausgestochen in der Gunst der schönen Kaiserwitwe. Ich entdeckte diesen Haß, als — erst ganz vor kurzem — Gerwalt, bisher Graf des Deutzgaues gegenüber Köln, den Waldsassengau mit Würzburg erhielt. Der Rothenburger wurde glutrot vor Zorn bei der Nachricht. Erst seit es gegen Gerwalt fechten heißt, will er — im Notfall — fechten. Im Notfall! wie er meint: denn erst will er den Spruch des Reichstags abwarten: — nur falls dieser sein sonnenklares Recht nicht anerkennt ...." „Kann nix solang warten," grollte der Slave. „Gewiß nicht! Deshalb hab' ich, statt Euch erst Wartegeld zu zahlen, gleich fest mit Euch abgeschlossen. Wann brecht Ihr auf?"

„Sobald mein frischer Zuzug eingetroffen aus Tethin: zweihundert Lanzen!" — „Gut! Seid Ihr einmal — in seinem Namen — eingebrochen in den Gau, kann er nicht mehr zurück. Er darf nicht mehr Zeit haben, zu bereuen. Deshalb wollen wir auch gleich wegziehen von hier und unsere Spur verbergen, damit mich seine etwaigen Boten nicht finden und abrufen können. Denn es gelang mir doch nur dadurch ihn fortzureißen, daß ich dem verhaßten Grafen Droh- und Hohnworte in den Mund legte, die dieser nie gesprochen! Ich erfand sie — jenem Gerücht angepaßt! Das half! Wie der Stier aufs rote Tuch stürmte der plumpe Deutsche darauf hin los. Aber nun merkt auf. Jetzt kommt die Hauptsache. Der Rothenburger —" er stand auf, trat vor die halb offene Thür in das Freie und überzeugte sich, daß dort niemand das Ohr an die dünne Bretterwand lehnte. Dann kam er

zurück, warf einen Blick in die anstoßende Küche, sah, daß diese völlig leer war, trat nun dicht an seinen Verbündeten heran und flüsterte diesem in das Ohr: „der Bischof darf seinen Sieg nicht überleben.“ „Aha,“ nickte der Slave. „Meint Ihr, ich will noch jahrelang in seinem Dienst, als sein Knecht, zusehen, wie er mit den von Kaiser Karl verliehenen Rechten den Gau beherrscht, den er mir verdankt? O nein! Ohne Zweifel werde ich zu seinem Nachfolger gewählt: — er selbst hat im voraus, falls er stürbe, die Stimmen des Kapitels für mich gewonnen: — so möge denn sein eigener Wunsch geschehen: — aber bald.“ — „Jedoch wie soll . . .?“ — „Merkt auf! Er wird nicht fehlen in dem Gefecht! Er läßt sich's nicht nehmen, selbst den Überfall der Burg — denn die vor allem müssen wir nehmen! — zu leiten.“ — „Ich führe meine Wölflein selbst,“ erwiderte der Häuptling schroff. „Und nicht schlecht, glaubt mir. Hab' was gelernt im Dienst der Byzantiner! Nix so tölpelig bloß dreinschlagen wie diese Deutschen!“

„Schon gut. Aber der Rothenburger kämpft jedenfalls mit. Nun wohl! Nach dem Sieg — den soll er uns noch erkämpfen helfen! — fliegt nicht ein Pfeil oft irr im Gefecht? Auf der Verfolgung der Fliehenden? Kann ihn nicht ein Geschoß — falsch gezielt — von Euren eigenen Leuten treffen?“ Zwentibold sprang auf: „Oder ein geworfenes Messer! Sind vergiftet. Ein Hautritz — muß sterben. Fehle nie meinen Mann. Es gilt! Aber dann . . . .“ — „Das Doppelte!“ — „Nix genug.“ — „Wie, Unersättlicher? Ich bringe — auch als Bischof — nicht mehr auf.“ — „Nix mehr an Geld. Erst das Doppelte. Dann — andres. Ist wilder, lustiger! Vorerst: meine Wölflein müßt Ihr auch in die Thore hinein lassen.“ — „Er will's zwar nicht. Aber der Überfall der Burg — der Kriegsmann in ihm wird's einsehen —

gelingt am sichersten so. Ihr sollt hinein!" — „Hui wohl! Dann — liegt er erst tot — nix zahm die Hand hinhalten, wie Bettler um Geschenklein — dann —" Die Augen des Slaven funkelten, wie die des Raubtieres, das zum Sprunge niederduckt. „Nun, was dann?" „Plündern!" stieß Zwentibold hervor mit schnalzender Zunge. „Nur zwölf Stunden! Mit Brand und Blut und — nix zu vergessen! — die Weiblein küssen, — ohne kirchlichen Segen. Ihr wißt, wir brauchen den nix," höhnte er, „sind nix getauft!" — „Das muß ich doch ..." — „Erst überlegen? Nix! Herr Bischof Berengar muß!" Seine Faust fuhr an den Schwertgriff. „Oho! Es giebt der Söldner noch mehr." „Wohl", lachte der Häuptling, daß seine weißen Zähne blitzten. „Aber Zwentibold, Spithinieffs Sohn, kennt jetzt des Herrn Archidiakons Geheimnisse." „Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der Lombarde, scheinbar ruhig, aber er ward ganz bleich unter seiner gelben Haut.

„Ihr seid nix so dumm, das nicht zu erraten! Entweder Ihr thut nach meinem Willen oder ich fange an, Geschichtlein zu erzählen. Dankbare Hörer, gut zahlende, werd' ich finden: den Herrn Kaiser, den Grafen Gerwalt und — nicht zum mindesten — den Bischof Heinrich." Er sprang auf. Berengar that desgleichen und reichte ihm die Hand. „Es sei! Ich gönn' es diesen Deutschen!"

Drittes Buch.

I.

Es war ein strahlend schöner sonniger Sonntag im Brachmond, ein paar Stunden nach Mittag: da wogte auf den weitgestreckten Gemeindewiesen vor der Vorstadt „auf dem Sande“ eine festlich-fröhliche Menge.

Denn der Verband der Bogenschützen feierte die Wiederkehr des Tages, an dem vor fünfzig Jahren König Otto der Große ihnen durch einen Gnadenbrief die Rechte einer Genossenschaft und allerlei Freiheiten und Befugnisse verliehen, auch die königliche Kammer angewiesen hatte, alle fünf Jahre drei große Stückfässer Wein der Schützenschaft zu verabreichen, wenn sie an diesem Tag ein Bogenschießen halten wolle; sie hatte es immer gewollt!

Auch heute drängte sich da draußen vor dem Südthor so ziemlich alles, was die Beine rühren und die enge, heiße Stadt verlassen konnte: denn zur Lustbarkeit ließen sie sich schon damals recht leicht bewegen, die guten Burgensen der fröhlichen Stadt am Main.

Männer und Weiber, diese gar oft ganz kleine Kinder auf den Armen oder auch auf dem Rücken in einem Huckekorb oder einer „Butte“ festgebunden tragend, Laien und Priester und Mönche, bischöfliche Dienstmannen, Pfahlbürger und zumal auch viele Bauern und Winzer aus den benach-

barten Dörfern und Höfen wallten und wogten hier durcheinander; es fiel auf, daß die Reisigen des Grafen fehlten: aber die wenigen, welche ihm nicht über die Alpen gefolgt waren, durften die Burgwacht nicht verlassen.

Gerade an der Stelle, wo sich heute die Straßen nach Randersacker und nach Heidingsfeld gabeln und wo auch dermalen — gegenüber dem Ehehaltenhause — ein Wirtshaus steht, hatte ein Wirt für das allzeit durstige Völklein — denn die drei Fässer reichten bei weitem nicht! — zu dem Festtage eine sehr bescheidene Schenke aufgezimmert: über ein paar tannenen Tischen und Bänken spannte sich, von belaubten Birkenstämmlein getragen, aus Segeltuch ein luftiges Gezelt: grüne Gewinde von Schilf und Zweigen waren darüber hingezogen: oberhalb des Eingangspförtleins schwankte ein Kranz von Rebenblättern: roter Teufelsabbiß, weißer Ehrenpreis, zierlicher Frauenschuh waren hineingeflochten.

Hastig lief der Wirt, der sonst gar behäbige Bezzo, mit den Zinnkrügen und Holzbechern voll billigen weißen Weines zwischen den Bänken auf und ab, sein rosig Töchterlein zu gleichem Eifer mit manchem Scheltwort treibend. „Röschen! daß dich der Donner verschlag! Was steckst du wieder solang bei dem Schlingel von einem Waffenschmied?" Und der würdige Kapellan von Sankt Burchhard und sogar der Nachbar Spedilo, der brave und gerechte Büttnermeister, müssen schier vor Durst verschmachten! Der Bettelbub, der Scheibennarr zahlt dir doch nie ein Handgeld über die Schuldigkeit hinaus."

Verschämt wischte sich die Kleine das Mündchen: „Ei, ich bin mit dem Mundgeld zufrieden!" und eilig sprang sie nun zu der Bank, wo mehrere Geistliche und ältere angesehene Bürger der Stadt um einen weißgescheuerten Ahorntisch versammelt saßen, dabei der dicke Büttner, der

sich vergeblich bemühte, der Flinken den Arm um die schlanken Hüften zu legen; der junge Waffenschmied aber rief, sich das braune Bärtchen streichend: „Ei, Vater Bezzo, Ihr müßtet von Rechts wegen dem Gast noch Mundgeld obendrein zahlen, der Euern sauern Rostputzerwein hinunterwürgt.“

„Gelbschnabel, unverschämter! Für dich wird wohl eigens Herr Supfo den Edeltrank vom Stein- oder vom Harfenhang schenken? Wann zahlst du deinen letzten, vorletzten und drittvorletzten Trunk?“ — „Auf der Hochzeit mit Röschen, Vater Bezzo!“ — „Der Teufel ist dein Vater.“ — „Nein, der wird ja mein Schwiegervater!“ — „Ich werd' euch,“ grollte von dem geistlichen Tische her der Baß des Kapellans, „wer nennt da so keck den üblen Höllenwirt? Dann kommt er gar rasch herbei.“ „Fürcht' ihn nit!“ lachte der Waffenschmied, „ich schieß' ihn zusammen auf fünfhundert Schritt wie einen alten Auerhahn. Mein früherer Herr, Junker Hellmuth, hat's gesagt: zwei Burschen wie er und ich reiten allen Teufeln entgegen. Da kommt der Ritter! Er soll euch zeigen, daß er noch viel besser schießt als ich.“

Damit sprang der hübsche Bursche auf und eilte einem ansehnlichen Zug entgegen, der eben von der Stadt her auf die Festwiese gelangte. Es war der Bischof selbst, begleitet von vielen seiner Geistlichen, von seinen Junkern und den Edelfräulein. Während Herr Heinrich von den Ältesten der Schützengilde ehrerbietig empfangen und mit seinem geistlichen Gefolg in eine vorbehaltene festlich geschmückte Laube geleitet ward, mischten sich seine weltlichen Begleiter unter die Menge.

„Ich hörte schon unterwegs,“ begann Hellmuth, „von Gästen, die von der Wiese bereits nach Hause trachten, wer heute — wieder einmal! — den besten Schuß gethan.“ —

„Ja, bis jetzt — weil Ihr nicht mit geschossen. Kommt, Herr! Bogen und Pfeile liegen bereit. Dort: den Rebhügel aufwärts, vor der Weinbergmauer des Geigilo steht die Scheibe. Nun reißt die Augen auf, ihr Stümper: jetzt sollt ihr sehen, was treffen heißt." „Ich schieße nicht mehr — im Spiele, Gericho;" düsteren Blickes schritt er weiter. „Wie schade! — Bei dem letzten Wettschießen, mein Röslein" (denn sie war schon wieder an seiner Seite! —) „zu Werthheim traf ich das Rote so genau in der Mitte, daß ein besserer Schuß nicht möglich schien. Aber was that er? Was that mein Herr? Er traf doch noch viel, viel besser. Denn er schoß meinen Pfeil mitten entzwei. — Wo lebt — alles in allem — ein junger Held seinesgleichen?"

Diese Worte schlugen an Edels Ohr wie sie, vom Gedräng aufgehalten, mit Minnegard einen Augenblick verweilen mußte: sie schlug die Augen auf, glühendes Rot schoß aus dem stolzen, verhaltenen Herzen in die bleichen Wangen bis unter die lieblich krausen Haare über der Stirn; ganz verstohlen, von keinem gesehen, flog von der Seite ein leuchtender Blick stolzer Freude über die edle Gestalt des Jünglings hin. Aber auch die folgenden Worte Gerichos, obwohl er sie seinem Liebchen leise zuflüsterte, vernahm ihr feines Ohr.

„Der Unselige! Ganz verwandelt ist er. Er lacht nicht mehr. Sogar Roß und Speer, und all' seine Waffenfreude sind ihm verleidet. Er muß verzaubert sein von irgend einem Neider, der ihm den vielen Ruhm nicht gegönnt hat. Wüßt' ich den Zauberer, ich riß ihm das Herz aus dem Leibe."

„Vielleicht ist's eine Zauberin, die ihn verwunschen," meinte Rosbertha mit leisem Grauen. „Es giebt solche. Er ist gar schön. Vielleicht that's Eifersucht — verschmähte

Liebe." — „Oder auch: er grämt sich um ein Weib." Hastig schritt Edel fürbaß, Minnegard an der Hand mit sich ziehend.

„Nun, Nachbar Bezzo," rief der dicke Büttner dem Wirte zu, „wann endlich schließen wir ab? Ich bin jeden Tag bereit, den Muntschatz zu zahlen — soviel Ihr fordern mögt. Ich kann's! Ich hab's liegen. Ich bin ein Mann, der Frau und Kind ernähren kann." „Könnt Ihr sie auch beschützen?" fragte Gericho, blitzenden Auges hinzutretend. „Schämt Ihr Euch nicht, alter Kahlkopf? Rösleins Großvater könntet Ihr sein!" „Immer noch jung genug," erwiderte der Dicke, „dich, Nestling, zu züchtigen": und er holte mit der Rechten, zornig aufstehend, zum Schlage aus. „Ihr? mich?" lachte der. „Versucht's! Für Euch brauch' ich nur die Linke. Da! Seht! Meine Rechte leg' ich auf den Rücken — so! — und rühre sie nicht, bis Ihr am Boden liegt. Kommt an!"

„Nachbar," meinte Bezzo, „das könntet Ihr wagen, mein ich. Gebt dem Keckling eine Lehre." Sichtlich nicht gerade gern befolgte Spedilo seines Freundes Mahnung, hob die beiden Fäuste und schritt drohend gegen den Burschen heran.

Der unterlief ihn, schlang den linken Arm um seinen Leib und, ohne den rechten Arm vom Rücken zu lösen, lupfte er den schweren Gegner ein wenig in die Höhe, drehte ihn um und warf ihn bäuchlings in das weiche Gras der Wiese. Lautes Gelächter, tosender Beifall erscholl von allen Seiten und Gericho hob nun die Rechte, dem schwerfällig sich Aufrichtenden einen herzhaften Schlag auf die untersten Grenzgebiete seines Rückens zu versetzen.

Aber mitten im Ausholen hielt er ein: er lauschte, vorgebeugt, flußaufwärts und rief: „Halt! Haltet an!

Still ein wenig! Was ist das?" Und er ließ den erhobenen Arm sinken. — „Jawohl! Stille!" — „Horcht! Gebt Ruh." — „Was für ein Gedröhn!" — „Dort von Mittag her — auf der großen Straße!" — „Sind's Feinde?" — „Die Hunnen kommen wieder!" rief entsetzt ein altes Weiblein. „Nein! Es sind Drommeten!" — „Nein! Posaunen!" — „Aber nicht das deutsche Heerhorn!" — „Und Grabgesänge tönen drein!" — „Wie schauerlich!" — „Immer näher kommt's." — „Schon sieht man die Staubwolken!" — „Viele, viele Reiter!" — „Und Wagen." — „Da! Da sind die ersten Reiter schon!" — „Was bringen sie? Was hat das zu bedeuten?"

Und die mehr als zweitausend Menschen auf der Wiese gerieten in wirre Bewegung: Alles drängte den die breite Heerstraße heranziehenden Ankömmlingen entgegen.

II.

Noch bevor die staubbedeckten Reiter — meist Bauern aus den nächsten stromaufwärts gelegenen Dörfern — abgesprungen waren und den neugierig Fragenden Bescheid gegeben hatten, kam bereits ein gar schauerlich aussehend Gefährt in Sicht.

Vier schwarze, mit schwarzem Trauerzeug über und über bedeckte Rosse zogen einen gewaltigen, auf hohen Rädern stehenden Wagen, einen italienischen »carroccio«: auf diesem aber war ein bühnenartiges Gerüst aufgeschlagen, das, wie der ganze Wagen, auf allen Seiten ebenfalls mit schwarzen Tüchern behangen war.

In den vier Ecken des langgestreckten breiten Wagens,

der nahezu die ganze Heerstraße füllte, standen vier Mönche in schwarzen Kutten mit weithin hallenden ehernen langen Posaunen in den Händen, in der Mitte aber, sie alle überragend, ein fünfter riesenhoher Mönch, der die schwarze Kapuze bis an die Augen über die Stirn gezogen hatte: in der Rechten trug er eine lang hinwallende schwere Fahne von schwarzer Wolle, in welche mit weißer Farbe plump ein Totenkopf über zwei geschrägten Knochen gemalt war: alle fünf aber sangen in schauerlichen Tönen — nach den Weisen eines römischen Grabgesanges — ein Lied: und schauerlich stimmten sie ein, die vielen Hunderte von Männern, Frauen, Kindern, die vor dem Wagen schritten oder demselben folgten, alle vom Staube langer Wanderschaft über und über bedeckt, die meisten in schwarze Gewande gehüllt, viele davon mit Geißeln und Stöcken sich auf die entblößten Schultern und den Rücken schlagend.

Das Lied aber lautete:

„Hört ihr die Posaunen dröhnen
Und der Bußgesänge Chor?
Wehe, weh' euch, Adams Söhnen:
Euer Ende steht bevor!

Wann des Sommers Sonne wendet,
Bricht der jüngste Tag herein:
Unter geht die Welt und endet
Und euch droht die ewge Pein.

Auf den Wolken kehrt hernieder
Fürchterlich des Menschen Sohn,
Rauschend Cherubimgefieder
Schwirrt um seinen Richterthron.

Und sie reißen aus den Grüften
Sünder aus vermorschtem Sarg
Und sie zerren aus den Klüften,
Was sich zitternd lebend barg.

Alle, die im Erdschos schliefen,
Bannt der Richter sich daher
Und gehorsam aus den Tiefen
Seine Toten speit das Meer.

Weh euch Männern, weh euch Weibern
Die ihr lebend dies erschaut!
Weh den Seelen! Weh den Leibern!
Wie mich schauert! Wie mir graut!

Thuet Buße! Streuet Asche,
Asche auf das sündge Haupt,
Daß euch Satan nicht erhasche,
Der im Höllen-Abgrund schnaubt.

Euch verkündet Papst Sylvester,
Dem's der heilge Geist enthüllt,
Nicht ein Wort des Herrn steht fester:
Was er weissagt, wird erfüllt:

Hört's, ihr Kleinen, hört's, ihr Großen:
Euer Ende bricht herein:
Wer noch zweifelt, ist verstoßen
Aus der Kirche Heilverein.

Wann die Sommersonne wendet,
Mit dem Schlag der Mitternacht, —
Unter geht die Welt und endet: —
Habt auf eure Seelen acht!"

III.

Die Wirkung des Liedes, des ganzen Aufzuges auf die wirre Menge war eine furchtbare.

Nur wenige zwar verstanden genau die Worte des Gesanges: aber von den dem Wagen nächsten aus verbreitete sich mit Windeseile bis in die hintersten Reihen der Heran-

drängenden das kurze, vernichtende Wort: „Es ist so. Die Welt geht unter. Der Papst hat's selbst gesagt. Er hat befohlen, es zu glauben.“ Was monatelang nur wie ein fernher drohendes Gewölk über den Gedanken der Menschen geschwebt hatte — die allermeisten der leichtlebigen Franken hatten gehofft, es werde sich zerstreuen — das hatte sich nun plötzlich zu einer furchtbaren schwarzen Wetterwolke über ihren Häuptern geballt und donnernd zu entladen begonnen. Keiner von den Tausenden zweifelte mehr. Heulend und schreiend liefen sie durcheinander, Männer wie Weiber, zerrissen die Kleider, rauften sich das Haar; einzelne rannten in wahnsinniger Angst gegen den Fluß zu, sich zu ertränken. Die meisten strömten in wilder Flucht nach der Stadt zurück — manch' alt' Weiblein ward dabei umgeworfen und überrannt — die zurückgelassenen Ihrigen zu benachrichtigen, zu warnen oder in den Kirchen an den Altären, bei den Überbleibseln der Heiligen zu beten. Die paar Hunderte aber, die wahrgenommen hatten, daß der lang erwartete Bischof bereits vor dem schrecklichen Aufzug eingetroffen war auf der Wiese, drängten alle, wie eine Herde Schafe, die der Wolf bedroht, auf ihren Hirten, so auf ihren Bischof zu um Hilfe, Rat, Trost, Auskunft, Rettung. „Helft, helft, helft, Herr Bischof! Herr Heinrich, was sollen wir thun?“ riefen Hunderte von Stimmen. Und der Herr Heinrich that seine Hirtenpflicht

Seine Ritter hatten ihm alsbald Bahn gebrochen durch die wogende Menge, so daß er ziemlich in die Nähe des schauerlichen Wagens gelangte und den Sinn des Liedes genau verstehen konnte. Seine Junker und er selbst, mächtig den Fliehenden sich entgegenstemmend, die beiden Mädchen hinter sich deckend, hielten auch nun, nachdem der Gesang zu Ende, in dem Gedränge stand. Endlich legte sich der

Lärm, es entstand um den Wagen her eine todesbange Stille: Herr Heinrich drang durch die letzten Reihen des Volkes, die ihn noch von dem schwarzen Gespann trennten: scharf spähten seine Augen auf die Gesichter und Gestalten der fünf Mönche: er kannte keinen. „Wer ist es,“ rief er mit starker Stimme, weithin vernehmbar allem Volk, „der solche Schrecken zu erregen wagt? Wer will hier das Wort führen im Namen Sylvesters, des heiligen Vaters?“

Da schlug der riesenhafte Mönch in der Mitte des Wagens die Kapuze zurück und sprach! „Ich!“

„Arn!“ rief der Bischof mit Entsetzen. „Du! Arn!“

„Nein! Nicht mehr Arn, Bruder Monitor ist mein Name. Abgelegt für immer, abgeschworen habe ich, was an mein sündhaftes Leben in der Welt erinnert.“ Der Bischof entgegnete: „Wohl! — Aber das ist unweise gehandelt und nicht im Sinne der Kirche, diese gewaltige Wirrnis, plötzlich, ohne Vorbereitung, unter den großen Haufen zu werfen. Schau’ hin, welch’ Unheil du angerichtet hast. Da tragen sie blutende Kinder, ohnmächtige Weiber vorüber!“ — „Heil ihnen, nehmen sie Schaden an ihren Leibern und retten ihre Seelen.“ — „Warum hast du nicht — in alter Treue — mir, deinem Dienstherrn, deinem Lehnsherrn, zuvor vertraute Kunde geschickt, wie es gutem Boten ziemte?“ — „Ich weiß nichts mehr von Treue, Dienst und Lehen! Ich bin Mönch, habe weder Allod noch Lehen und diene nur den Heiligen.“ „Nun,“ erwiderte Herr Heinrich heftig, „so bin ich doch Euer Bischof geblieben und als Euer Bischof verbiete ich Euch, den Schrecken in solcher Weise weiter unter meine Gemeinde zu werfen und Verzweiflung zu verbreiten. Ich verbiete Euch, weiter in diesem Aufzug durch meinen Sprengel zu fahren. Als mein Bote seid Ihr ausgesendet worden und

mir allein habt Ihr genauen Bericht zu erstatten. Ich werde ihn prüfen und werde, was davon für die Gläubigen zu erfahren ersprießlich ist, unter gehöriger bischöflicher Vermahnung und Anleitung mitteilen. Herunter mit Euch von dem Gerüst! Spannt die Pferde von dem Wagen ab!" Und drohend trat Herr Heinrich dicht an das Gespann. Aber der Mönch riß aus seinem Gürtelstrick eine Pergamentrolle, hielt sie ihm entgegen und schrie mit gellender Stimme: „Nichts hast du mir zu befehlen, du allzuweltlicher Bischof von Würzburg! Als dein Bote ritt ich aus, als Bote des Herrn Papstes kehre ich wieder. Schau' her! Kennst du das Siegel? Lies! Mein Orden, der Orden des schwarzen Bundes von Garganus, neu gestiftet unter den furchtbaren Offenbarungen dieser Wochen von Sankt Nil, dem größten Heiligen und Wunderthäter der Christenheit, steht unmittelbar unter dem Papst: nur der Bischof von Rom ist mein Bischof, er hat mir mit eigner Hand diese schwarze Fahne gereichet und mich zu seinem Bandalarius, zum Bannerträger und Herold des drohenden Gerichts bestellt. Und der heilige Vater selbst — lest doch, leset auch ihr, Ritter und edle Fräulein! — hat mir Auftrag und Befehl gegeben, mit vier andern Brüdern aus Deutschland in die Heimat zurückzueilen und hier vom Brennerberg an von Gau zu Gau zu ziehen, rastlos und unhemmbar, bis zur Dänenmark und überall in jedem Dorf, in jeder Stadt zu verkünden: ‚das Ende bricht herein. Thuet Buße! Bereitet euch, den fürchterlichen Richter zu empfangen‘. Und Ihr seht, mit welchem Erfolg ich das Wort vom Gericht verkündet habe. All' diese vielen Hunderte hinter mir, zu Roß, zu Fuß, zu Wagen, von meiner Verkündung hingerissen, haben vom Inn bis zum Main Haus und Hof und Habe verlassen und folgen mir nach freiwillig: Männer und Frauen, Jünglinge und Greise,

um die schreckende Kunde weiterzutragen und die eignen Seelen zu retten, indem sie andre warnen, aufrütteln und erretten vor dem ewigen Verderben. Und überall will ich laut verkünden vor allem Volk — nicht vor Bischof oder Priester im geheimen! — das große Wunder, das der Herr in Welschland an mir gethan."

Inzwischen hatte der Bischof das Pergament durchflogen, das ihm der Mönch von dem Wagen herunter gereicht: — er prüfte nun und erkannte als echt das große daran hangende päpstliche Siegel: seufzend gab er das Schreiben dem Mönche zurück und mahnte seine Junker, welche bereits sich anschickten, die schwarz behangenen Pferde auszuspannen, davon abzulassen.

„Kein Zweifel," sprach er. „Es ist alles, wie er sagt. Ich habe kein Recht, dem Boten des heiligen Vaters das Wort zu verbieten. So redet denn in Gottes und der Heiligen Namen! — Seid Ihr zu Ende, wird der Bischof anordnen, welche geistlichen Vorbereitungen geschehen sollen."

Er trat nun mit seinem Gefolg ein paar Schritte von dem Wagen zurück: auf einen Wink Monitors stießen die andern Mönche wieder dreimal in die ehernen Posaunen: — weit dröhnten sie über das Blachfeld hin: eine bange, eine ungeheure Stille entstand.

IV.

Der Bischof und die Seinen betrachteten mit Staunen, mit leisem Grauen die Verwandlung, welche die Gestalt des hünenhaften, breitschultrigen Jägermeisters verändert hatte. Er war kaum wieder zu erkennen. Zum Knochen-

gerippe war der einst kraftstrotzende Leib abgemagert, mit Mühe hielt die hagere Gestalt sich auf den Fahnenschaft gestützt aufrecht, die Wangen waren völlig eingefallen und von wachsgelber Leichenfarbe, die Backenknochen ragten spitz hervor, unablässig zuckte es krampfhaft um die glattgeschornen Lippen und aus den tiefen, von schwarzen Schatten umränderten Höhlen schossen die unheimlichen Augen Blicke von fanatischem Wahnsinn. Er zitterte am ganzen Leib: — es war wohl das welsche Fieber: — oft unterbrach das Klappern der Zähne den Fluß seiner Worte.

Und die gewaltige Fahne mit der Linken an seine Brust drückend hob er an mit lauter schriller, markdurchgellender Stimme: „Höret mich! Höre mich, alles Volk der Deutschen! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn aus meinem, ihres unwürdigsten Knechtes, Mund redet der heilige Geist, redet Sankt Petrus, redet dessen Statthalter auf Erden, der Herr Papst zu Rom, redet der große Wunderthäter Sankt Nil im Land Italia und redet auch der oberste Herr der Weltlichkeit auf Erden — solang sie noch bestehen wird! — der Herr Kaiser Otto. Euch, ihr Ritter, Geistliche und Dienstmannen des Bischofs von Würzburg, bin ich allen wohl bekannt. Aber auch die meisten Bürger dieser Stadt und gar viel Bauern der Dörfer und Höfe kennen mich gut, der ich in der Weltlichkeit Arn hieß, des Helmbrecht Sohn aus Salzburg. Und wisset wohl: ich war der Jägermeister des Bischofs und war aller Weltlinge weltlichster und sündigster. Aus dem Bayerland war ich und allerwegs gerichtet nicht auf das Geistliche und Himmlische, sondern auf das Fleischliche und Irdische: kein Felsgrat in meinen Bergen war mir zu steil vom Wetterstein bis zum hohen Ortler: wohin der schwindelfreie Gemsbock stieg, da stieg ich nach. Des

Weines trank ich mehr als drei Männer zusammen und mit drei Männern zumal zu raufen hab' ich mich nie gescheut. Dem Bären ging ich an den Leib, allein, Schwert in Hand. Beim Reigentanz war ich der erste auf dem Platz und der letzte, aber auch beim Waffentanz in Pusterthal und Krain mit Wenden, mit Arabern und Welschen in Calabria. Ach und manche Maid in manchem Land hab' ich zerstört durch meine wilde Minne! Und viel, viel Blut von Erschlagenen — in Krieg und in Frieden! — klebt an meinen Händen. Viel öfter lief ich zu Wald mit Rado, dem argen, argen Heiden — dort steht er und wendet sich finster von mir! — als in den Dom, wann der Bischof die Messe sang. Diese Welt, diese lustige Erde, mit Jagdhornklang und Becherschwang und Speeredrang und Mädchenfang: — sie war mein alles. Und als nun vor vielen Monden zuerst das Wort vom nahenden Gericht auch in unseren Gau drang, da war keiner unter all den Dienstleuten des Bischofs, der weniger daran glaubte, der übermütiger, frevelhafter — verzeihe mir Sankt Petrus! — darüber spottete als ich. Und gerade mich wählte er als seinen Boten nach Rom. Wie lachte mein sündhaft begehrlich Herz bei dem willkommenen Auftrag! Ich freute mich auf ein üppig Feld von Sünden und ich trieb's danach von hier bis Rom. Auch Rom machte mich durchaus nicht besser. Nicht einmal das Grab der Apostelfürsten! Aber bald darauf — da kam über mich die erlösende Zermalmung, die beseligende Zerknirschung, die errettende Verfinsterung des natürlichen Verstandes durch das Übernatürliche, das Wunder, das unsrer sündhaft stolzen Vernunft eitel Thorheit ist."

V.

„Ich erforschte, der Papst weilte zur Zeit nicht in der ewigen Stadt. Er war mit dem Herrn Kaiser und mit großem Gefolge von Geistlichen und Laien — und viele Tausende von Römern und Welschen aus der Campagna hatten sich alsbald dem Zug angeschlossen — gepilgert nach dem Kloster des heiligen Michael auf dem Berge Garganus zu Nilus, dem greisen Einsiedler, der in einer Höhle jenes Berges hauste. Viele, viele Wunder hatte der Herr durch ihn bereits gethan, der auch zuerst schon seit Monaten die große Botschaft von dem nahenden Gericht verkündet hatte. Der Herr Papst hatte sich heftig wider jene Verkündung gesträubt: er beschloß, mit allen seinen gelehrtesten Priestern und Scholarchen und mit einem ganzen Lastwagen voll heiliger Schriften — den Beweismitteln für seinen Unglauben! — selbst hinzuziehen zu dem Manne Gottes: denn der hatte sich geweigert, auf den Ruf des Herrn Papstes nach Rom zu diesem zu kommen: Sankt Petrus hatte ihm im Traumgesicht verboten, die enge Felsenhöhle zu verlassen, bevor die Engel des Gerichts ihn selbst daraus abholen würden. Und wollte der Herr Papst durch seine fast zauberhafte Gelehrsamkeit den schlichten Einsiedler widerlegen, und ihm — bei Strafe der Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft — verbieten, — ganz wie vorhin jener Bischof mir! — solche Schrecknisse zu verbreiten unter dem Volke. Der Herr Kaiser begleitete ihn: seine schwärmerisch glühende Jünglingsseele vertraute viel mehr als der gelehrte Papst dem Worte des großen Büßers: denn der Greis hatte ihm schon manches geweissagt von Plänen seiner Feinde in Rom, und alles war eingetroffen. Ich aber — als sie mir das erzählten — ich

Frevler lachte laut und spottete — der Heilige hat es mir in der Beichte vergeben! —: ‚ei, hat der alte Schlaukopf so gute Späher in Rom?‘ Und also, lachenden, höhnenden Mundes all den Weg über, eilte ich tagelang von Rom gen Süden bis zum Berge Garganus durch das Volk hin, das zu vielen, vielen Tausenden zu Fuß, oft auf den Knieen rutschend, schwere Eisenketten schleppend, die nackten Rücken geißelnd bis aufs Blut, unablässig Psalmen singend und betend alle Wege, die von Nord nach Süd zu dem Weissager führten, wimmelnd bedeckten wie wandernde Ämsen. Und als ich endlich an dem Fuße des steilen Berges vom Gaule sprang, rief ich meinem Roßknecht zu: ‚Jetzt paß auf! Denn jedenfalls erlebst du heut' ein Wunder. Ich steige jetzt da hinauf zu dem Alten. Steige ich ungläubig herunter — ist's ein großes Wunder für all' die Tausende, die da herum kriechen und knieen und klettern. Steig' ich aber gläubig herunter, mein Sohn, dann ist's ein noch viel größer Wunder — für mich.‘

Aber ich stieg gar nicht mehr herunter! Ein Weltling stieg hinauf: — einen Mönch trugen sie herab. Denn .... ah meine Freunde! Wie soll ich's euch schildern! Als ich endlich durch das Gedränge der Hunderte und Tausende die Höhe erstiegen hatte, da ergriff mich, den schwindelfreien Gemsenschütz, alsbald ein seltsam kreiselnd Schwirren im Kopfe. Furchtbar heiß brannte die kalabrische Mittagssonne gerade senkrecht auf die nackten Schieferfelsen: nirgends ein Baum, ein Strauch, nirgends ein Streifen Schattens! — Und stundenlang mußte ich so harren, an dem Platz, an dem mich, nachdem ich die Hochplatte erstiegen, ein Priester eingereiht hatte hinter vielen hundert andern Pilgern, die vor mir eingetroffen waren und nun alle harren mußten, bis sie nachrücken konnten in die enge Höhle. Viele Stunden stand ich so!

Die Welschen sind's gewöhnt, barhaupt in der ärgsten Sonnenglut auszuhalten: und ich — ich — mußte es nun auch. Denn meinen breitrandigen Reisehut, den ich allein trotzig auf dem Kopf behalten hatte, als ich in die Reihe trat, den hatten sie mir flugs abgerissen und den Felshang hinuntergeworfen: — raufen konnt' ich nicht: konnt' ich doch die Arme nicht heben, so eng war ich eingekeilt. Und mir war, als finge unter der stechenden Mittagssonne mein Gehirn an zu sieden, nein, zu braten: ich konnte kaum mehr denken: in meinen Ohren sang es wie das Gesumms von ganzen Heerscharen von Mücken!

Endlich — traf uns die Reihe.

Kaum trugen mich die Füße noch die paar Schritte bis an den Eingang der Höhle: meine Schläfe pochten. Da empfing mich in dem Eingang ein solch furchtbares Geschmetter von Posaunen und Drommeten, daß ich glaubte, der Kopf platze mir auseinander.

Und ein Weihrauchduft, wie ich ihn so süß, aber auch so betäubend stark nie geschmeckt, quoll und qualmte mir entgegen: mit Mühe rang ich nach Luft! Und aus dem Hintergrund der schmalen, aber sehr langen Grotte strahlte mir in dem ganz dunkeln Eingang entgegen ein Meer von Licht, von tausend und aber tausend Kerzen: geblendet, schloß ich die Augen: sie zuckten mir vor Schmerz. Aber gleich that ich sie wieder auf, erschrocken, erschüttert bis in den Grund der Seele.

Denn eine Mark durchbohrende Stimme, die aus dem Grabe, — nein doch! aus der andern Welt! — zu dringen schien, schlug an mein Ohr: „Bereue! Büße! Das Gericht ist nah."

Und ich sah mir gegenüber den Heiligen!

O meine Lieben, das war kein Mensch mehr! Eine hohe hagere Gestalt, nackt bis zum Gürtel. Das gewaltige

Haupt umflattert von wirrem weißem Haar: aus tiefen Höhlen sprühten die kohlschwarzen verzückten Augen Feuer: man sah ihnen an, die schauten Himmel und Hölle offen. Und neben ihm kniete, in einem härenen Gewand, Asche auf dem Haupte — gar wohl kannte ich ihn aus unserem letzten Kriegszuge gegen die empörten Römer, — der Herr Papst, der gelehrte Sylvester, und er, der Stolz der Wissenschaft, küßte demütig die halbnackten Füße und umschlang seine Kniee und rief: „Ich büße! ich bereue! Ich bereue meinen hochfärtigen Unglauben! Denn wahrlich, wahrlich ich sage euch: diesem Ungelehrten hat der Herr sich offenbart. Und das Gericht des Herrn ist nahe.‘

Wohl schlug mir das Herz vor Grauen an die Rippen, daß ich meinte, es müsse mir zerspringen. Aber es war ein gar trotzig Herz und wollte nicht nachgeben. ‚Ach was,‘ sagte zu mir dies sündhafte Herz: ‚Pfaff ist Pfaff: auch der Herr Papst ist Pfaff: — leicht glaubt er dem andern Pfaffen.‘ Aber da — o meine Geliebten . . .!“

Und überwältigt von der Erinnerung knickte die hünenhafte Gestalt zusammen; der Mönch brach in lautes Schluchzen aus, der Kopf schlug ihm mit der Stirn auf dem Gerüst auf.

Das wirkte noch mehr als alle seine Worte. Ein Murmeln des Grauens lief durch die Menge. Die Männer zitterten vor Erregung, viele Weiber ergriff krampfhaftes Weinen: selbst Herr Heinrich preßte die Linke auf das tapfere Herz.

VI.

Aber schon erhob Monitor wieder das Haupt und fuhr fort: „Da ersah ich zur Linken des Heiligen einen andern knieen! Wohl kannt' ich auch den — und doch! — ich erkannte ihn kaum wieder. Eine herrliche blühende Jünglingsgestalt — von goldenem Gelock das Haupt umwallt — schön wie die marmornen nackten Götter, die man zu Rom aus dem Schutte der Heidentempel gräbt. Nackt war auch der Jüngling, bis auf einen Lendenschurz von schwarzer Schafwolle: — und in Bächen, in Strömen rieselte ihm das rote Blut von Rücken, Brust, Seiten und Beinen. Denn unablässig, grimmig, mit aller Kraft seines Armes geißelte sich vor allem Volk der Jüngling mit einer siebensträngigen Geißel, ein Eisenstachel am Ende jedes Stranges, und unablässig schrie und keuchte er mit schon versagender Stimme: ‚Ich büße, ich bereue. Ich bereue jeden Gedanken, den ich jemals der Welt und ihrer nichtigen Herrlichkeit zugewendet und dem Reiche des Herrn entzogen habe. Denn — schon seh' ich es vor Augen! — es nahet das Gericht des Herrn!‘ Und nun — denn ich meinte, die Stimme zu erkennen — nun schärfte ich meine Augen, auch das Antlitz des schönen Jünglings in der Weihrauchwolke genau zu sehen ....

— O Heiland der Welt! — — —

Ja, er war es! Aber wie furchtbar verwandelt, wie entstellt, wie abgethan all' der freudigen stolzen Herrlichkeit, die einst ihn geschmückt, unsere Freude, unseren Stolz. Denn — hört es, höret es alle! — er, der uns allen das leuchtende Beispiel des Glaubens und der blutigsten Büßung gab — er, der zum Entsetzen herabgemagert, nackt, wie ein Verbrecher bei dem Staupenschlag, vor allem Volk sich

selbst zergeißelte — Er war es — mein Herr, euer, unser aller Herr: es war des großen Otto herrlicher Enkel, der Deutschen und der Lombarden König, des römischen Kaisers Majestät, der Herr der Welt — Herr Otto war's der Dritte!"

Da ging ein Stöhnen, ein dumpfer Schrei des tiefsten Wehs über den Jammer aller irdischen Größe und doch auch einer gewissen grausigen Wonne durch die vielen Hunderte hin.

„Und nun," fuhr der Mönch, sich hoch aufrichtend, fort: „Nun geschah mir das Ärgste. Ich wankte, meiner Sinne nicht mehr mächtig, dem blutüberströmten nackten Jüngling entgegen, ich streckte meine beiden Hände gegen ihn aus: — da — da traf sein Auge auf das meine, er erkannte mich und in wildem Schrecken schrie er: ‚Wehe, weh! Ich kenne dich! Du bist Arn, der wilde, arge Arn, der Genosse so vieler meiner Sünden in Krieg und Jagd und Gelag. Ach, du heiliger Mann Gottes! Das ist derselbe — man hat ihn erkannt, wie er davonjagte aus dem Thore von Florenz und hat es mir gemeldet — der auf dem Marktplatz dort, auf Antrieb und in der Larve des Teufels, unter die Büßenden sprengte. Er trägt einen Dämon im Leib. Er ist besessen. Heiliger Mann Gottes, treibe den Teufel aus seiner Seele.'

Und ohnmächtig sank der junge Kaiser zusammen.

Nun aber — wehe! wie geschah mir! Alle, alle um mich her schrieen: ‚Er hat einen Dämon! Er hat einen Dämon!' Und der fürchterliche, der hagere Heilige schritt gerade gegen mich heran und streckte die beiden knöchernen Arme gegen mich aus und bohrte mir die brennenden Augen in meine glanzgeblendeten, schmerzenden Augen und sprach in schauerlichem Grabeston: ‚Ja, ich sehe es, mein Sohn: aber nicht Einen Dämon, vier Dämonen trägst du in dir

von Jugend auf: den Saufdämon, den Wollustdämon, den Kampfdämon, den Spottdämon. Ich aber — ich bin vom Herrn berufen sie von dir auszutreiben und deshalb hat dich der Herr hierher gesandt zu dieser Stunde. Auf, ihr Gerechten und Geheiligten, greift ihn, bindet ihn und geißelt ihn bis aufs Blut.'

Ich schrie auf!

Aber nicht aus Furcht vor den Schlägen, die nun von zwanzig Geißeln auf mich niederhagelten: nein, wahrlich nein! Sondern ich schrie auf vor Entsetzen über mich selbst, vor Grauen über mein vergangenes Leben, aus Furcht vor den Teufeln in mir. Ich schrie, weil ich's fühlte, weil ich's denken mußte in meinem brennenden Hirn: ‚Er hat Recht! Weissagend hat der Heilige, der mich nie gesehen, mein Inneres, und den Inhalt meines Lebens aus meinen Augen gelesen.' Und ich spürte, wie die Dämonen in mir sich bäumten und wanden, wie aufsteigende Schlangen. Und ich schrie mit letzter Kraft: ‚Ja, ja, ihr Frommen! Der Heilige sprach wahr. Ein Wunder! Ein Wunder! Er hat sie erkannt, — die Dämonen, von denen ich besessen bin dreißig Jahre. O treibt sie aus! O rettet meine Seele.'

Das war das letzte, was ich hörte und wußte auf lange, lange Zeit.

Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, lag ich in dem Krankensaal des Klosters des heiligen Michael und stak in der Kutte der schwarzen Brüder von Garganus.

Und an meinem Pfühle saßen der Herr Kaiser zur Linken und der Herr Papst zur Rechten, zu meinen Häupten aber stand der Heilige, und sprach: ‚Sehet, es ist geschehen, wie ich gebetet, wie ich geweissagt. Er sollte ja sterben müssen, sprach euer griechischer Arzt, Herr Kaiser, an »sideratio« wie er's nannte: — Sonnenstich, das sollte

das ganze Wunder sein! Ich aber fragte den gelehrten Spötter: Ei, hat die Sonne auch seine Seele gestochen? Warum ist er geworden aus einem Saulus ein Paulus? Wahrlich, wahrlich ich sage euch: ich kleide diesen geretteten Sünder in das Gewand meiner schwarzen Brüder und er wird nicht sterben. Oder, wenn er stirbt, wird er nach dreien Tagen wieder auferstehen von den Toten. So sprach ich. Wohlan: es ist der dritte Tag — er schlägt die Augen auf — er ist genesen. Ausgefahren aber von ihm auf immerdar sind seine vier Dämonen.' —

Und er beugte sich über mich und sah mir in den Grund der Seele mit diesen überirdischen Augen und forschte feierlich: ‚Ich frage dich im Namen des Herrn, mein Sohn: nicht wahr, du bereuest, du büßest und du glaubst an das Nahen des Gerichts?' Und bei dem Klange dieser Stimme kam mir zurück die Erinnerung an alles, was ich in der Höhle gehört, gesehen und erlebt, und erschauernd sprach ich: ‚Ja, du Heiliger des Herrn, ich bereue, ich büße und ich glaube an das Nahen des Gerichts.' Da warfen sich der Herr Papst und der Herr Kaiser zu des Heiligen Füßen und umfingen seine Kniee und küßten sie und der Herr Papst rief: ‚Heil mir, nun hab ich, was ich immer gewünscht zur Verscheuchung meiner Zweifel: nun hab ich eines deiner Wunder mit Augen gesehen!'

Der junge Kaiser aber schluchzte unter Thränen: ‚Wohl mir, daß ich nie an dir gezweifelt, du Heiliger des Herrn.' Und ich beichtete dem Propheten. Und als Buße — ach wie geringe Buße! — legte er mir auf, von Stund an nie mehr im Leben Fleisch zu essen und überhaupt nur jeden dritten Tag Speise zu nehmen und nie mehr Wein. Und sprach zuletzt: ‚Du ziehest aus als des heiligen Vaters Sendbote und als der meine. Weil du verspottet hast das Nahen des Gerichts, sollst du das Nahen des Gerichts

verkünden unter den Menschen deiner Heimat, in dem Land Italien aber nur auf dem Marktplatz zu Florenz: wo der Dämon des Hohnes aus dir sprach, soll der heilige Geist der Wahrheit aus dir sprechen. Und wenn dir in deiner Heimat die Weltlinge nicht glauben und dich verhöhnen, so wird das die gerechte Strafe sein deines Hohnes. Wenn sie dir aber glauben, wirst du noch vor dem Nahen des Gerichts erretten die Seelen Vieler und dadurch auch die eigene: denn jener Errettung wird dir der ewige Richter anrechnen als ein gutes Werk.'

Und bald darauf erhielt ich des Herrn Papstes Brief und Siegel und diese schwarze Fahne und vom Herrn Kaiser diesen stattlichen Wagen und die vier Rappen und zog aus auf meine heilige Sendung. Und der Herr hat sie gesegnet von Florentia an, — wo sie mein Carroccio ausspannten und den bekehrten Sünder im Triumph auf ihren Schultern über den Marktplatz in die Kirche trugen, — bis hierher: ihr sehet diese Hunderte von Geretteten.

Ihr aber, o Bischof und ihr Priester von Würzburg und ihr Bischofsmannen und Bürger und Bauern — o thuet desgleichen wie diese. Verstocket nicht eure Herzen! Ihr seht das Wunder vor Augen: das große, das der Heilige gethan hat an Arn, dem argen Sünder. So befolgt denn des Herrn Papstes, des Herrn Kaisers, des heiligen Nilus Gebot. Büßet, büßet und glaubet, das Gericht ist nah: um Mitternacht dieser Sommersonnwend — noch wenige Wochen sind's — geht die Welt in Flammen auf und der jüngste Tag bricht an."

Da stürzte der Mönch bewußtlos zusammen: Schaum trat ihm vor die Lippen: seine Kraft war erschöpft: er sank mitsamt seiner riesigen schwarzen Fahne in die Arme eines seiner Genossen: die drei andern aber setzten wieder die Posaunen an den Mund und bliesen und schmetterten,

als erschallten schon jetzt die Posaunen des Gerichts: sie hieben auf die schwarzen Rosse ein: diese zogen an — vorwärts rollte langsam der schwere hohe Wagen und ihm folgte singend und schreiend und heulend alles Volk, die Hunderte von Ankömmlingen, und die Tausende von Bürgern und Bauern — alles wälzte sich unaufhaltsam gegen die Stadt zu: der Bischof und sein Gefolge vermochten weder seitwärts auszuweichen noch den gewaltigen Strom der wild Erregten, der Verzweifelnden aufzuhalten: willenlos wurden sie mit fortgetragen von dem wogenden Gewühl.

Viertes Buch.

I.

Jetzt gab es Arbeit für den Bischof von Würzburg, geistliche und weltliche! —

Die Wirkungen des Glaubens an das demnächst hereinbrechende Weltende waren im ganzen Abendland gewaltig. Freilich nicht überall gleich starke: In Italien, im Süden von Frankreich wurde die Bevölkerung, an sich von lebhafterer Empfindungsweise und leichter erregbar, in größeren Mengen und leidenschaftlicher ergriffen, weil so nahe den Quellen, von denen die Verkündung ausströmte: süditalische Einsiedler, zuletzt auch Rom. Die kühleren Deutschen nahmen die Sache kühler, mit häufigerer Bezweifelung und, auch wo sie glaubten, mit festerer Haltung auf; in manche Landschaften des Nordens und Ostens war das Gerücht kaum gelangt.

Allein wo, wie im Würzburgischen geschehen war, ein Bote, unmittelbar von Papst und Kaiser und heiligem Wunderthäter entsendet, ein Bote, befeuert von schwärmerisch verzücktem, felsenfestem Glauben, selbst durch ein Wunder erst zu diesem Glauben bekehrt, das schaurige Wort verkündete, — da war die Wirkung eine furchtbare, eine fortreißende. Nicht einer und nicht eine, die den Aufzug des Mönches und seine Bußmahnung auf jener Fest-

wiese gesehen und gehört, verharrte im Unglauben, hegte noch Zweifel; sogar der alte Rado raunte Hellmuth zu: „Ja, zur Sonnwend! Ist richtig! Ich wußt' es längst. Die Welt geht unter, — aber anders als die Pfaffen wähnen."

Supfo hatte wichtiger Geschäfte gewaltet und an jenem Nachmittag den Keller nicht verlassen.

Noch am selben Tage hatte sich der Zug des Mönches durch die Stadt hindurch den Fluß hinab weiter gewälzt: der Bischof hatte, mancherlei Wirren in der Gemeinde besorgend, die baldige Entfernung des starken Haufens in jeder Weise begünstigt und beschleunigt.

Eines der ersten Geschäfte Herrn Heinrichs, sobald er in seinen Hof zurückgelangt war, bestand darin, daß er einen Eilboten in die Gegend von Bamberg sandte, wo er noch die Lagerung der wendischen Söldner vermutete, mit dem strengen Befehl an Berengar, die Verhandlungen abzubrechen, das etwa bereits Bezahlte zu opfern und schleunigst zurückzukehren. Es hatte keinen Sinn mehr, für Sankt Burchhard eine Grafschaft zu erkämpfen, die in wenigen Wochen in Feuer aufging.

Im übrigen aber hielt der tüchtige, klar-verständige Mann streng darauf, daß, unerachtet der frommen Vorbereitung durch Gebet und Bußen, jeder seine obliegenden weltlichen Pflichten streng und genau wie immer erfülle, gleichwie er selbst mit bestem Beispiel darin voranging: er sah voraus, was die Erfahrung der nächsten Tage schon bestätigte, daß die Wirkungen jenes Glaubens keineswegs bloß fromme, wohlthätige, sittliche sein würden.

Gegenüber der maßlosen Aufregung der Gemüter, der Furcht vor Tod und Hölle, die zu unthätigem Brüten, zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, zur Lockerung aller hergebrachten Bande, zur Vernachlässigung aller Gewohnheiten

und Geschäfte verführte, war das einzige Heilmittel die strenge treue Erfüllung jeder Pflicht, auch der weltlichen. Unermüdlich schärfte er das wie in seinen nun täglichen Predigten, so im Beichtstuhl und im Verkehr mit Geistlichen und Laien ein.

Und wahrlich: es that not!

Die meisten freilich, die Frauen und Mädchen fast ausnahmslos, und auch der weitaus größte Teil der Männer wurden durch die Erwartung des nahenden Endes zur Zerknirschung, Reue und Buße getrieben. Und die Furcht vor dem Zorne des allwissenden Richters bewog Unzählige, nach der sehr bedenklichen Sittenlehre nicht der Kirche zwar, wohl aber der Zeit, die Heiligen zu bestechen, ihre Fürsprache bei dem Herrn dadurch zu gewinnen, daß sie den Heiligen: das heißt deren Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen Geschenke zuwendeten soviel sie nur konnten. Viele, viele Tausende errichteten damals Schenkungen an die Kirchen von Land und Leuten, von nutzbringenden Hoheitsrechten, von Häusern und Feldern, von barem Geld, von Gold- und Silbergerät und Schmuck. Auch dem Bischof von Würzburg wurden jetzt für Sankt Kilian, Sankt Burchhard und andre Heilige solche Vergabungen in einer kaum zu bewältigenden Fülle aufgedrängt. Wenig Freude hatte Herr Heinrich an diesen Äußerungen einer Frömmigkeit, die dem Schenker den Genuß nur auf drei Wochen noch entzog, dem Heiligen nur auf drei Wochen zuwandte und durchaus nicht in Selbstverleugnung, sondern in jämmerlicher Furcht vor den Höllenqualen ihren Beweggrund hatte.

Allein ausschlagen durfte er das Dargebrachte nicht: — das verboten die Canones! — Auch würde die Zurückweisung die Leute erbittert, zur Verzweiflung, zu wüstem vergeudenden Genuß getrieben haben. In solchen Mengen aber drängten sich Schenkungsurkunden und geschenkte Fahr-

habe zusammen, daß er außer dem Bischofshaus auch noch andre verfügbare Räume zur Aufnahme anweisen mußte. Auch das bisher von den beiden Mädchen bewohnte Haus ward hierzu bestimmt: die Freundinnen mußten sich trennen. Denn der Bischof bestand darauf, daß der Eintritt Minnegardens in das Kloster nun doch noch zu geschehen habe. Das Widerstreben der Weinenden, die geltend machte, nun könne es doch darauf nicht mehr ankommen, ob sie nächstens als Weltkind oder als Nonne sterbe, wies er gütig, aber bestimmt zurück. Er würde, gestand er ihr, wäre der Bescheid des Papstes anders ausgefallen, ihr vielleicht nachgegeben haben, da er längst erkannt habe, wie wenig das Alpenkind zum Kloster neige und dafür tauge, wie so ganz auf andre Dinge ihr Sinn gerichtet sei. Aber nun, da alle solche Hoffnungen und Wünsche doch ausgeschlossen, nun sei es Pflicht, den letzten Wunsch der Mutter zu erfüllen: auch teilte er den allgemeinen festen Glauben der Zeit, es sterbe sich viel seliger im Nonnen- oder Mönchsgewand denn in weltlicher Tracht; er machte mit dieser Versicherung freilich wenig Eindruck auf das Mädchen! Schon daß sie sterben müsse, bevor sie in das Himmelreich eintreten könne, fand sie recht hart; sie hatte gemeint, nachdem der Herr die Menschen, die er lebend antreffe, lebend richte, könnte er sie wohl auch gleich lebend mit in den Himmel nehmen. Da hatte sie denn zu lernen, daß jenes Leben ein andres als das auf Erden und daß nur wenigen Auserwählten verstattet sei, ohne den Tod zu schauen, in den Himmel einzugehen.

So ward die Tieftraurige untergebracht in das Haus der „Religiosen“, das nördlich der Stadt vor dem Holzthor, aber innerhalb des Pfahlhags auf dem rechten Ufer flußabwärts an der heutigen Straße nach Veitshöchheim lag: hier ward sie von den frommen Frauen für die Ein-

kleidung vorbereitet, die — nach Anordnung des Bischofs — von diesem selbst in dem Dom in der letzten Stunde vor Mitternacht vorgenommen werden sollte.

Edel bezog mit Malwine, der alten Pflegerin, ein kleines, dem Bischof gehöriges Häuslein, das, gerade dem Religiosenhaus entgegengesetzt, flußaufwärts vor dem Südthor und der Sandvorstadt in der Nähe der großen Festwiese, aber auch außerhalb des Pfahlhags lag. Sonder Abschied hatte Fulko die Geliebte müssen ziehen lassen; denn er wie Hellmuth wurden gleich in den nächsten Tagen nach jenem verhängnisvollen Schützenfest von Herrn Heinrich sehr häufig außerhalb der Stadt im Gau verwendet. Der waffenfrohe Bischof fand nämlich neben der unablässigen geistlichen auch weltliche, kriegerische Arbeit in diesen Wochen. Denn keineswegs alle Seelen wurden durch den Gedanken des nahen Endes zerknirscht: es gab doch auch gar viele rohe, kraftstrotzende Männer, in der Vollkraft der Jahre, in welchen umgekehrt die Flammen der Genußgier noch einmal wild aufloderten bei der Vorstellung des baldigen Erlöschens für immerdar. Von wahnsinnigem Drang nach Erdenlust jeder Art ergriffen, betäubten sie ihre Angst vor dem Tod und fröhnten zugleich ihrer Sinnengier in wüsten und verbrecherischen Thaten gegen alle Gebote der Kirche und gegen alle Gesetze des Reichs.

In der Stadt selbst hielt Herr Heinrich solche Ausbrüche nieder mit eherner Faust. Es war dem tapfern Manne sehr erwünscht, daß die Abwesenheit desjenigen, der durch sein Amt berufen war, den Landfrieden zu wahren, des Grafen, mit fast all seinen Reisigen in Italien, dem Bischof die Erfüllung dieser Pflicht zwar keineswegs von Rechts wegen aufzwang, aber doch ermöglichte und nahelegte.

Wie in anderen Teilen Deutschlands hatten sich im Waldsassen- und Rangau bei Würzburg, zumal aber auch in den armen Gegenden des Spessart, dann im Maingau, wohin der Mönch Monitor seine aufregende Verkündung zunächst getragen hatte, bewaffnete Scharen zusammengerottet. Sie suchten mit Raub und Brand die nächsten Herrensitze, ja auch Klöster heim, sie erbrachen hier die vollen Weinkeller, die strotzenden Vorratskammern ihrer Herren — die oft ihre Peiniger gewesen waren — oder ihrer reicheren Nachbarn und nahmen sich mit der Faust zu einem letzten Rausch, zu einer letzten Völlerei, was ja doch in wenigen Tagen dem Untergang geweiht war: auch manche Weiber und Mädchen rissen sie zu wilden, schamlosen Reigen und oft zu schlimmeren Dingen fort.

Es waren meist Unfreie, die ihren Herren entlaufen waren, entsprungene Gefangene, Landstreicher, Waldgänger, Räuber, unzufriedene verarmte Kleinbauern. Schwer aber fiel es Herrn Heinrich aufs Herz, als ihm gemeldet wurde, auch viele jener Bauleute seien darunter, die er plötzlich aus Arbeit, Brot und Lohn entlassen hatte.

Daß so er — er selbst! — die Scharen jener Mordbrenner verstärkt habe, — das legte ihm die rasche, kraftvolle Dämpfung der Unruhen noch besonders als Pflicht auf das Gewissen.

So gab er sich denn mit heißem Eifer wie mit altbewährter Stärke und Umsicht dieser kriegerischen, staatlichen Aufgabe hin. In einer kampffreudigen Predigt in der in diesen Tagen immer bis auf den letzten Fleck gefüllten Domkirche forderte er alle wehrfähigen Bürger der Stadt und des Gaues auf, sich zu waffnen: — er stellte ihnen die eigne reiche Waffensammlung zur Verfügung — und zusammen mit seinen Dienstmannen unter Führung seiner Ritter die Umgegend zu durchstreifen, die bedrohten offenen Landsitze,

Dörfer und Klöster zu schützen, die Banden aufzusuchen und zu zerstreuen.

Seine flammende Beredsamkeit — „wie ein Herzog sprach er, nicht wie ein Pfaff," meinte Fulko begeistert — hatte guten Erfolg: wohl ein paar hundert Bewaffnete sammelten sich alsbald um den Bischofshof: hatte er doch solches Thun für gottwohlgefälliger und verdienstlicher noch denn Fasten und Beten erklärt! Und eine Freude und heiß erwünschte Erholung von den jetzt fast erdrückenden geistlichen Geschäften war es ihm, gelegentlich selbst, hoch zu Roß, die Sturmhaube auf dem Haupt, das Schwert in der Faust auszuziehen — nicht gerade ganz im Geist der Canones! — an der Spitze einer solchen gewaffneten Schar und eine Rotte von Räubern und Landbrennern auseinanderzusprengen, wie sie Aschaffenburg im Nordwesten, Kissingen im Südosten bedroht und geschädigt, aber auch im Waldsassengau in der Nähe von Würzburg selbst Holzkirchen, Helmstädt, Utingen, Römlingen, Fotingen, Birkenfeld, Himmelstadt, Steinbach, Trifenfeld heimgesucht hatten mit Gewalt und Plünderung. Da hatten außer dem Bischof selbst seine Junker die Hände voll kriegerischer Arbeit. „Es ist all nicht genug," schalt gleichwohl Hellmuth. „Sie halten nicht Stand, die feigen Schächer. O nur noch Ein tüchtig Einhauen vor dem Ende!"

II.

Aber neben allen geistlichen und weltlichen Aufregungen dieser Wochen irdischen Daseins gingen doch die Dinge des täglichen Lebens, dessen Erfordernisse und Bedingungen

— in seltsamem Gegensatz zu jenen außerordentlichen Geschehnissen — ihren hergebrachten Gang: die Leute sahen dem Ende entgegen: aber einstweilen wollten sie doch schlafen und trinken und — wenn sie nicht gerade das Fasten sich vorgesteckt hatten — auch essen.

Herr Heinrich hörte einmal, wie er die Eingangshalle des Erdgeschosses durchschritt, seines treuen Supfo Stimme gewaltig schelten: laut drang aus der Tiefe des Kellergewölbes seine schallende Rede an die Oberwelt, verbrämt mit manchem nicht gerade bischöflich gedachten Kernfluch. Das bewog den Seelenhirten, zu verweilen und an seinem Kellermeister im Vorüberwandeln ein wenig Seelsorge zu treiben. Er blieb stehen, beugte sich über das Geländer der steinernen Kellerstufen und rief hinab: „Aber Supfo! Schämst du dich nicht? Es wird wohl dein Werk, was immer es sei, auch ungeflucht von statten gehen. Aber nichts als: ‚Donner!‘ und ‚Donnerstrahl!‘ Was bringt dich denn so auf?“ „Nun, Herr Hezilo!“ antwortete der Runde, der langsam ein paar Stufen entgegen humpelte. „Wenn das einen Christenmenschen nicht aufbringen soll! Was haben sie gethan, diese Eselfüllen von Kellerjungen? Den köstlichen Trank vom Stein schon aufgespundet. Jetzt hält er sich kaum mehr zwei Jahre!“ — „Aber Supfo! In zwei Wochen ist ja alles aus!“ — „Ja — ja! — Jawohl! — Aber nichtsdestoweniger! — Wie habt Ihr erst gestern wieder so schön gepredigt in der Vesper (— wie jetzt schon so oft, daß ich's auswendig weiß!)? ‚Geliebte in dem Herrn! Vor allem fahret fort, eure Pflicht zu thun in allen Stücken, im kleinen wie im großen‘ (der Steinwein ist aber nichts Kleines!) ‚als ginge es noch immer so fort wie von je.‘“

„‚Ohne doch (fügte ich bei) durch solche Geschäfte euere Gedanken ablenken zu lassen von dem nahen Ende.‘ —

Du aber scheinst ein sehr gutes Gewissen oder — noch immer! — einen herzhaften Vorrat Leichtsinn zu besitzen." „Beides, lieber Herr," beteuerte der Kellerer treuherzig, die Hand auf sein Schurzfell legend in die Grenzgebiete zwischen Herz und Bauch. „Was hast du denn aber da?" forschte der Bischof sich tiefer bückend. „In der großen Kiste, die du dort in den Nebenkeller schaffen lässest?" — „Das? Das . . .? Das kleine Kästlein, meint Ihr? O . . das . . das ist nichts . . . von Bedeutung." — „Was ist darin? Kirchengerät?" — „O nein, im Gegenteil — sozusagen! Es sind Schläuche — von . . . von dem Griechenwein, den weiland Frau Theophano, — Gott hab' sie selig! (werdet sie ja auch nun bald wiederschauen: ob sie wohl noch so schön ist?) — Euch oder vielmehr, wie es in ihrem Schreiben hieß, Sankt Burchhard (der aber schon lange — zu Lichtmeß waren es zweihundertsechsundvierzig Jahre! — seinen letzten Trunk gethan), also doch wohl Euch verehrt hat. Der Griechenwein steht hier der Kellerarbeit im Wege und . . ." „Lauter überflüssig Thun!" schalt der Bischof und schritt zum Thor hinaus, im nahen Dom wieder Beichte zu hören. „Ganz unnütz!" „Wer weiß?" meinte Supfo und sah ihm verschmitzt lächelnd nach.

III.

Wenige Tage danach — es war schon dunkler Abend — kam Junker Fulko von einem Streifzug in der Umgegend — mainaufwärts — gegen die Landschädiger zurück. Er hatte sein Häuflein in dem Thore der Vorstadt auf

dem Sand entlassen, Orco, seinen schönen Rapphengst, dem Roßwart übergeben und schritt nun in tiefe — ach! nicht mehr hoffnungsfreudige — Gedanken verloren durch die schmale Gasse, die innerhalb der Umwallung von Ost nach West an den Fluß führte; er wollte sich von da allmählich an das Religiosenhaus heranpirschen, zu versuchen, ob es nicht endlich gelinge, einen Blick auf oder von Minnegard zu erhaschen; bisher war die Hut der frommen Schwestern nicht zu durchbrechen gewesen! Er summte den Anfang eines werdenden Liedchens vor sich hin in der Dämmerung:

„Wes Auge je dein inne ward,
O zauberschöne Minnegard ...“

Da drang aus der noch engeren Quergasse, welche die Straße von Nord nach Süd kreuzte, lautes Gekläff eines Hundes, dazwischen durch der Streit zweier menschlicher Stimmen, zuletzt etwas wie ein Hilfeschrei: und das war nicht eines Mannes Stimme.

Im Augenblick stand der Ritter in der ziemlich dunkeln Gasse: an deren Südende sah er gerade noch zwei blonde Zöpfe fliegen, während ein zottiges Grauhündlein, mit zornigem Gebell vorstoßend, den Rückzug seiner Herrin deckte.

„He, Junker Blandinus! Bei Euerem Sankt Markus! Schon wieder einmal beim Kinderquälen und im Köterkampf?“ rief Fulko. „Könnt Ihr denn nicht warten bis diese Kirsche reif? Noch ist sie zu sauer — wenigstens für Euch. Ja so! Warten! — In vierzehn Tagen . .! Gleichviel, laßt mir das dicke Kind zufrieden oder ....“ „Tod und Teufel! Ich liebe das holde Geschöpf und würde sie zur Dogaressa machen, ging nicht — leider! — vorher — zufällig die Welt unter!“ rief der Venetianer, blitzschnell sich wendend und die schmale Stoßklinge herausreißend. „Was geht's Euch an, Provençale! Seid Ihr

des Mädchens Muntwalt oder der meine? Zieht! Was habt Ihr mich zu stören? Zieht, sag ich.“ Aber Herr Fulko hatte schon gezogen und wehrte ruhig, jedoch nachdrücklich die hitzigen Stöße ab, mit welchen der Erbitterte auf ihn eindrang. „Brav, brav,“ lachte der Sänger. „Das war sogar recht hübsch, dieser Doppelstoß. Aber nun ist's doch genug.“ Des Venetianers Klinge flog in die Luft, Fulko haschte sie behend vom Boden auf und reichte ihm mit anmutiger Verbeugung den reichvergoldeten Griff hin; beschämt steckte sie der Entwaffnete ein.

„Seht,“ fuhr der Sieger gutmütig fort, „so gut wie jetzt habt Ihr mir in Eurem ganzen Leben noch nicht gefallen. Das war doch ein Anflug von Mannheit, wenigstens ein Flackerzorn, und ein ganz leidlich Fechten. Hätte Euch dabei das hübsche Kind gesehen, — ich glaube, Ihr hättet stark bei ihr gewonnen. Glaubt mir, ich mein' es gut mit Euch, junger Löwe von San Marko. Es steckt was in Euch, Ihr seid gar nicht so übel. Nur laßt — für die paar noch übrigen Tage — die verfluchte Geckerei und Ziererei! — Erst werdet ein Mann, eh' Ihr Weiber gewinnen wollt. Bei Sankt Amor, ich schelte Euch nicht drum, daß Ihr verliebt seid im Angesicht des jüngsten Tages. Es wäre recht sündhaft von mir! Aber alles hübsch nach der Reihe. Nur der Starke ist des Schönen wert! Glaubt mir, merken die Mädchen, an Eurem Auftreten gegen die Männer, Ihr seid ein Mann, dann werden sie Euch nicht mehr auslachen, tretet Ihr auch gegen sie auf mit dem Begehr, weil mit dem Recht des Mannes. Hätt' ich nur mehr Zeit, zu predigen, und Ihr, mir zu folgen. Folgt mir doch noch diese Spanne Zeit. Und nun gerade erst recht in diesen Tagen. Wenn Ihr nun in Bälde steht vor Sankt Georg, dem Erzengel, der uns Ritter unter sich hat, und er Euch fragt: ‚Junker Blan-

dinus aus Venetia, was habt Ihr beschafft auf Erden? Womit habt Ihr die zwanzig Jahre, seit Ihr Hosen tragt, ausgefüllt?' Ihr müßtet ja doch vor Scham in die Erde sinken (wenn sie noch da wäre!), könntet Ihr nur sagen: ‚Den Mädchen bin ich nachgelaufen — und noch dazu oft sonder Erfolg!'"

„Ihr .... Ihr habt nicht Unrecht, glaub ich," sprach zögernd Blandinus, mit niedergeschlagenen Augen, — „ich will's befolgen." — „Wollt Ihr? Das ist recht! Morgen zieht einmal mit mir aus wider die tollen Bauern. Ich stehe Euch dafür: der Mann findet ganz gehörig zu reiten, zu fechten und zu trinken, der auf Kampf und Abenteuer zieht mit Fulko von Yvonne."

IV.

In der diesem Abend folgenden Nacht sprengte auf der Heerstraße von dem Südthor flußaufwärts ein ungeduldiger Reiter; immer wieder trieb er den ohnehin wacker ausgreifenden Braunen zu rascherem Lauf an. —

Die Höhen gegen Randersacker hin, auf denen heute ein edler Trank gewonnen wird, überzog damals noch dichtes Gehölz: im Unterschied von dem „Königswald" auf dem linken Ufer hieß es der „Grafenwald": denn es gehörte zu dem Amtslehen des Grafen des Waldsassengaues. Etwa eine Stunde oberhalb der Allmänndewiese bog von der breiten Heerstraße ein schmaler Reitweg links nach Osten ab und schlängelte sich durch das buschige Gelände bis zu der Höhenkrone mit ihrem finstern Urwald hinan. Diesen engen Pfad schlug der nächtliche Reiter ein.

Er mußte der Örtlichkeit genau kundig sein: denn nicht eben leicht war durch Weißdorn- und Hartriegelgesträuch der schmale Streif des Weges zu verfolgen. Freilich warf der Mond, bereits über den Höhenzug emporgestiegen, von Osten her sein phantastisches Licht auf die Abhänge gen Westen, auf die Heerstraße und den silbern glitzernden, ruhig ziehenden Fluß.

Allein der Wind trieb unablässig ziehend Gewölk über die noch nicht gefüllte Scheibe, so daß das wechselvolle Licht, geraume Zeit völlig versagend, dann wieder plötzlich auf kurze Weile grell und blendend vorbrechend aus den schwarzgrauen Wolkenflügen, vielfach mehr störte als förderte. Alsbald sah sich der Reiter, wie der Pfad steiler anstieg, genötigt, abzuspringen und das Roß am Zügel langsam bergan zu führen: trotzdem stolperte es zuweilen über die Knorrwurzeln, welche, wie dunkle Schlangen, quer über den Waldweg liefen. „Gemach, Falk! hübsch bedächtig," mahnte er das erschrockene Tier. „Sieh, bei Tage trägst du mich! bei Nacht, im Dunkel, wie billig, führ ich dich! Treue um Treue. Erschrick nicht! Das war nur ein Glühwurm! Aber freilich, es hauset mancherlei im nächtlichen Tanne, was mit eisigem Grausen auch an die Brust des Weidmanns rühren mag. Schon mancher zog zu Walde zur Nacht — kam nicht mit heilen Sinnen wieder daraus hervor. — Ruhig, Brauner! Das war eine fauchende Eule — und was da rot leuchtet an dem alten Baumstumpf, das ist Morschholz. Vorwärts und scheue nicht! Wir sind nicht auf schlimmem Gang!" Nach einer scharfen Rechtsbiegung des Pfades ward oben auf der Höhe in einiger Entfernung ein schwach glimmendes Licht sichtbar. Dahin zog nun der Weg. —

Da schlug der Vorderhuf des Pferdes, das sonst ganz geräuschlos auf das Waldgras trat, an einen Stein: weit

klirrte der helle Ton durch die schweigende Nacht: gleich erscholl lautes, wütendes Hundegebell von der Höhe her und in mächtigen Sätzen rannte ein gewaltiges Tier zornmütig auf die Ruhestörer herab: kaum war es abzuwehren durch den umgewendeten Speerschaft, welchen der einsame Wanderer ihm entgegenstreckte. „Giero! Treuer Herdenwart! kennst du mich nicht mehr?“ rief er dabei beschwichtend. Da stutzte die grimme Rüde, schnob und schnupperte gegen den Wind und hüpfte gleich danach friedlich und freundlich an Mann und Pferd hinauf. „Schon gut, du wachbarer Freund! Besser zu viel Vorsicht als zu wenig. Nun komm hinauf zu deinem Herrn.“ Bald standen nun, von dem freudig bellenden und meldenden Hunde geführt, Reiter und Roß auf der Höhe, wo in einer runden, wie es schien, schon lang bestehenden Waldlichtung an dem Fuß einer uralten gewaltigen Esche ein schwaches Reisigfeuer mehr Qualm als Licht verbreitete.

Neben der Glut lehnte an dem Stamme, hoch aufgerichtet, ein hagerer Mann in einem Mantel aus Wolfsfellen, eine ungeheuere Schürstange, wie sie die Köhler führen, in der Faust; er hatte nach oben geschaut, in den gerade wieder hervorgleitenden Mond; schweigend, nur mit leichtem Nicken des grauen Hauptes, begrüßte er den Ankömmling, der sein Pferd seitab, geschützt vor dem Zug des Rauchqualms im Südwestwind, an eine junge Buche band.

„Nun Rado, kam ich noch zu rechter Zeit?“ — Hastig entflog die Frage. „Du weißt: gleich durft' ich dir nicht folgen: es war noch zu hell; und der Bischof, der mit seiner Streifschar zurückkam, noch ganz nah. Ich fürchte, er erkannte mich, wie damals in Eurem Hof. Gar manchen Ritt im Zickzack macht' ich noch, meine Spur zu verbergen, falls er mir einen seiner Reiter nachgesandt hätte.

Und doch — streng schärftest du's ein — mußt' ich die Stunde einhalten."

Der Alte, den Schürbaum weglehnend, nickte.

„Nur zu ziemender Zeit,
An bestimmter Stätte,
Geschieht mit Gedeihen
Weihevoll Werk!

So der Spruch der Ahnen. Wir haben noch Zeit. Seht Ihr, Junker Hellmuth, dort rechts vom milden Herrn Mond das kleine Sternchen? ‚Hollespang' heißt er: und ist unserer lieben weißen Frau Holle Busenspange. Er darf nur mehr drei Handbreiten von dem Mondrand abstehen. So müssen wir noch warten. Und fragt jetzt, was Ihr noch zu fragen habt: denn

wann das Werk begonnen,
darf es nicht wirren
Wort und Widerwort."

V.

„Wie soll ich dir danken, Rado, treuer Rado? Du erfüllst den letzten heißen Wunsch meines Lebens, der mir noch übriggeblieben!"

„Danken? Ihr? Gar nicht! Euer Vater hat mir vorausgedankt für alle Zeiten. Die vielen Jahre, die ich, von den Rothenburger Herren ihm als Waffenträger zugeteilt, ihm dienen durfte in Jagdfahrt und Heerfahrt, — das waren die besten, die ich gesehen.

Seit er gestorben, Herr Heinrich Pfaff und ich Hirt

der Burgensen geworden, — wenig Freude habe ich mehr am Leben. Nur daß ich im Wildwald hausen darf als Jäger und Köhler — neben der Herden-Hut — das thut mir wohl in der Seele. — Und wißt Ihr, was mir das Liebste war an Euerm Vater? Nicht, daß er mir Lohn und Beuteanteil gab mit vollen Händen, — nein, daß er sich so gern von mir erzählen ließ von — von den Alten — Ihr wisset schon! . . . Und daß er davon vieles glaubte, was ich von meiner Mutter überkommen. Mein Bruder Wartold, Großmutter Ute bekreuzen sich dabei, Fullrun ist zu kindjung und mutwillig. Aber Wartold wird's schon erleben, — gar bald! — daß ich recht habe. Und daß auch Ihr, obwohl des Bischofs Lieblingsritter, mir glaubt . . . —" — „Manches, Rado! Beileibe nicht alles! Ich bin ein guter Christ und will es bleiben. Ich glaube dir von deinen Sachen nur . . . ." „Was Euch anzieht, was Euch gefällt," schmunzelte der Alte. „Ihr werdet nicht bereuen, daß Ihr glaubt: ‚reich lohnt Woden treue Freundschaft,'" brummte er leis in den grauen Bart. „Und seht:" fuhr er laut fort, „Eins hat mir — all diese Monate her! — so gut gefallen von Euch." — „Nun?" — „Daß Ihr etwas nicht gethan, nicht von mir verlangt habt!" — „Bin gespannt!" — „Keinen Minnezauber!" „Rado!" rief der Jüngling und errötete über und über. — „Nun, ich sage nichts weiter. Aber wer Euch und — Eine im Winter selbander zur Jagd reiten sah, — Aug' in Auge! — und Euch jetzt beisammen sieht, der merkt was. Und doch verlangtet Ihr nicht — wie so viele — von mir einen Liebeszauber." „Niemals!" rief Hellmuth. „Lieber dreimal drüber sterben als ihren keuschen Willen brechen — durch Zauber!" — „Ja, das eben ist mein Hellmuth, den ich vom Kind an kenne und seine lichte Seele: sie ist durchsichtig wie ein klarer Waldquell und

kein trüber Fleck darin. Ihr leidet so schwer." — „Bald ist nun ja auch diese Qual zu Ende. — Aber sage, wie kommt es, daß du, der sonst allzuwenig den Worten der Priester glaubt, gerade diese Verkündung gleich von Anfang — lange bevor der Papst durch den Mönch es gebot! — so gläubig, ja so eifrig, so gierig aufgenommen hast? Was nur die Allergelehrtesten und Allerfrömmsten der Kirche ergrübelt hatten ... — ..." „Hm," lachte der Alte. „Und wie lang ist's her, daß die das lehren?" — „Noch nicht Jahr und Tag." — „So? — Nun da weiß ich's etwas länger — so seit vierzig Wintern etwa! Mich hat's die Mutter gelehrt, als ich meinen ersten Fuchs geschossen. ‚Ei,' sagte sie, ‚ein wacker Werk. Du hast Herrn Loges Heer gemindert.' ‚Herrn Loges Heer?' forschte ich. Und nun hob sie an zu erzählen, was sie von ihrer Mutter gehört und die wieder von ihrem Ahn. Ich glaube," grübelte er vor sich hin, „unsere Sippe wußte es von je." „Aber was, was wißt Ihr?" unterbrach Hellmuth ungeduldig. „Das andre ist mir all gleichgültig: nur das will ich nun endlich genau wissen, von den letzten Geheimnissen, was Ihr immer so dunkel angedeutet, wo und wie . . . ?"

„Hei, ist so kurz nicht zu sagen. Setzt Euch. Hier! Ins trockene Eschenlaub. Nehmt die Lederflasche. Der Wein, den in der Bergleiste Frau Sunna kocht, die heiße Herrin, ist feurig. Und da — in meinem Netzranzen, das ist Wildeberfleisch. Und nun gebt acht!" Er trank einen langen Zug und hob an: „‚Heilige und Teufel ringen dann', sagt der Bischof? Mag ja wohl sein! Riesen und hohe Helfer sagen wir. Die ringen und kämpfen unablässig miteinander um die Herrschaft der Welt und um die Seelen der Menschen: so sagt der Bischof, so sage auch ich. Einst endet die Welt, so sagen wir beide. Aber

wie endet sie? Das weiß der Bischof nicht —: auch der Papst nicht und der irrsinnig gewordene Arn — schad' um ihn! den hätten wir als dritten mitgenommen, hätte ihm nicht die welsche Sonne das Gehirn verbrannt, der Tod sieht ihm aus den hohlen Augen: ich glaub's nicht, daß er die Sunnwend noch erlebt! Also Arn, der wußt es auch nicht: sonst hätte er's doch neulich gesagt. Wir aber wissen's seit grauer Vorzeit der Ahnen: die Welt geht unter — freue dich, mein tapfrer Hellmuth! — in einem ungeheueren herrlichen Heldenkampf, wie er noch nie gestritten ward auf Erden."

Der Ritter sprang auf: „Den kämpf ich mit!"

Wohlgefällig ruhten die Augen des Alten auf dem edeln, leuchtenden Antlitz des schönen Jünglings, im Glanze des von der raschen Bewegung auffladernden Feuers. „Das sollst du, mein Liebling, an meiner Seite. Das eben gönn' ich dir — dir allein — seit Herr Hezilo sich hat scheren lassen. Den letzten Sieg, den auf dieser alten Männererde lichte Helden gewinnen gegen dumpfe Unholde, — du sollst ihn mit ersiegen helfen." — „Aber wann? Wo? Wie?" — „Gemach! Heute will ich das selbst erst erkunden. Deshalb hab' ich dich heute nacht hierher beschieden. Aber noch ist's nicht an der Stunde. Schau hinauf — Hollespang steht noch zu weit rechts." „Ich erinnere mich," sprach der Junker nachdenkend. „Ja, ja! Von einem Kampfe, der dem Gericht vorangehen wird, sprach auch einmal einer der Dompriester. Aber da müsse — als Führer der Frommen — zuvor Elias wiederkommen."

„Wer ist der Held? Hab' nie von ihm gehört!"

„Ein Prophet der Juden. Und werde der gewaltig streiten."

Ziemlich ungläubig zuckte der Alte die breiten Schul-

tern unter dem Wolfsfell. „Würde mir andern Herzog küren. Vernimm nun die alte Sage von diesem Kampfe, wie sie mich die liebe Mutter gelehrt.“

VI.

„Einst endet das All, es welket die Welt, wann wilde Gewalten ruchloser Riesen reißen die kräftigen Ketten, darin sie gefesselt gute Geister. Und es wollen die Wilden, die wütigen Wölfe, die dräuenden Drachen sich der Seelen bemeistern der Menschen.

In Feuer und Flammen hebt sich ein Buhurd: vom hohen Himmel steigen, stolz und strahlend wie Sterne, uns Helden als Helfer herab und auf Erden ringen, rennen und reiten alle Edeln, die Waffenwerks weise. Wird da wild ein kühnes Kämpfen, ein arges, entbrennen, wie nimmer noch Augen ersahen auf Erden. Es hallet ein Heerhorn, ein gellendes, goldnes, das da wahret der Wächter des Wegs zu den himmlischen Hallen. Von drüben dumpf dröhnet der Riesen Ruf: nun treffen die Tapfern in Eil' aufeinander.

Es naht eine Natter, ein wütender Wurm, mächtig aus dem Meer, aus Wogen und Wellen windet und wälzt er sich in Schlangenschuppen ans steile Gestade: giftigen Geifer speit er in Sprudeln. Es schwimmt ein Schiff, schwarz und schrecklich: gräßliche Geister stehen am Steuer, setzen die Segel, rühren die raschen Ruder: Reihen von Riesen lädt es ans Land. Krächzend krähet der heis're Höllenhahn: es heult der Helhund. Der Helwolf hat die Bande gebrochen: die Fessel fiel, rasend rennt er und

reißt, was er erreicht. Da beben die Berge, da brechen die Bäume, entwurzelt erdröhnen uralte Eichen und Fichten im Fall. Es ächzen die Elben, die zottigen Zwerge, unter den fallenden Felsen. Es birst der blaue Himmel, der hohe, es birst die Brücke, der reichfarbige Regenbogen, darauf die Stolzen herabgestiegen. Unter all dem Dröhnen und Donnern doch dauert der Drang der ringenden Recken: aus den Fugen fällt die weite Welt, nicht stört das die Starken im Stürmen: fort fechten sie freudig, unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt."

„Fort fechten sie freudig, . . . unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt —" wiederholte Hellmuth leuchtenden Auges und drückte fest die Faust um den Schwertgriff.

„Es rasen die Rosse der helmfrohen Helden, die wild wiehernden Hengste, hoch hauenden Hufs: Speere zerspellen: zerschrotene Schilde, zerhackte Helme, zerbrochene Brünnen decken dicht die alte Erde, die eine einzige Walstatt wurde. Aber ach! Allmählich werden die Wilden, die argen Unholde, Meister der Menschen: es wanken und weichen die schimmernden Scharen der guten Geister, der hohen Helfer.

Und die ermüdenden Menschen mähet und fället furchtbar der Feinde finsterer Führer, das schwarze Scheusal, der Rauchriese, ganz gehüllt in Rauch und in Ruß. Auf dem Rappen rennt er in die Haufen der hellen Helden. Soll er denn siegen?"

„Nein," knirschte Hellmuth, „nicht, solang ich Hand heben mag."

„Da rufen die Recken, die bitter bedrängten, blutend aus Berch-Wunden, sie rufen um Rettung: ‚komm, kehre du Kühnster der Kühnen, uns, du Waltender, wieder! Was wichst du von uns? Was weilte dich, Wandrer, im

Walde? Was barg dich im Berge? Siegvater, siehe die Drangsal der Deinen!'

Und horch! Da hallet es hin durch die Himmel! Gellender gellt das helle Horn: und es läuft durch die Lüfte wie Rauschen von Raben und ein Jauchzen, ein Jagen von raschen Rossen! Und siehe, da sauset, im mächtigen Mantel, im herrlichen Hochhelm, auf dem großen Grauroß, mit dem spitzigen Speer uns zur Hilfe heran der herrliche Held: Kaiser Karl, den in hohler Höhle des Berges geborgen zäher Zauber: verwunschen war er, als wilder Jäger zu jagen. Aber in äußerster Not nun naht er!

Der Zauber zerfiel und stolz und strahlend, wie er weiland gewaltet in hohen Hallen, führt er freudig die Seinen zum Siege! Und siegen darf an seiner Seite, wer ihm die Seele selber brachte im Bündnis, im treuen Vertrag, auf ewig zum Opfer! An seiner Seite darf er die dräuenden Drachen bestehen im Streite und fällen die Feinde. Wir siegen! Wir siegen! Es fliehen die Feinde, es weichen die Wilden. Wohl verbrennt in breitem Brande die alte Erde. Doch es taucht aus den Tiefen, den nächt'gen, aufs neue wonniger wieder eine werdende Welt und hoch dann und herrlich mit dem hehren Helden haus' ich im Himmel mit allen Edeln immer und ewig."

Er sprang auf und hielt inne, mehr verzückt als erschöpft.

VII.

Hellmuth wollte sprechen: — aber der Alte kam ihm zuvor: „Still! Nun sollt Ihr nicht mehr hören, Ihr sollt sehen. Schaut hinauf, das Sternlein ist dem Mondrand nah. Die Stunde kam."

Er bückte sich und hob, nicht ohne Anstrengung, unter den hohen, mächtig gewölbten Wurzeln der alten Esche eine Rasenscholle aus: — erst jetzt gewahrte der Jüngling, daß sie auf drei Seiten eingeschnitten war — und holte darunter ein Stück Fell hervor: — es war ein Hamsterpelz: — darin lag gehüllt ein etwa zwei Hände breiter rundlicher Gegenstand. Der Alte wickelte ihn sorgfältig heraus und wies ihn dem Überraschten dar: es war eine dunkle, ganz glatte Metallscheibe in ehernem Rahmen: einen in sich gerollten Drachen stellte der umrahmende Erzreif dar.

„Ein Spiegel?“ rief Hellmuth erstaunt.

„Ja! Aber nicht der Eitelkeit: — der Wahrheit. Ein Zukunftspiegel! In unserer Sippe vererbt von Geschlecht zu Geschlecht! Alle andere Fahrhabe teilte die liebe Mutter, als sie zu sterben kam, ganz gleich unter uns beiden Brüdern. Aber diesen Spiegel gab sie mir voraus! Sie schickte den Bruder, der so kircheneifrig war, hinaus, griff unter das Kopfpolster und reichte dies Erbstück mir —, weil sie wußte, ich würde davon schweigen gegen die Geschorenen. ‚Und so haben's,‘ sagte sie, ‚die Ahnen gehalten von Geschlecht zu Geschlecht: immer nur Einem — dem Treuesten! — haben sie das Erbe der Vorzeit vertraut.‘ — Und sie lehrte mich auch, wie ich des Spiegels zu gebrauchen habe. Einst war er wohl zu eigen den drei seligen Fräulein auf der Karlsburg da unten am Main: Sankt Kilian soll sie von ihren Herrscherstühlen im Goldsaal des Schlosses vertrieben und sie verwunschen haben in den tiefen Ziehbrunnen unten im Burghof. Aber der einsame Hirt, der im Abenddämmer an der Halde die Ziegen weidet, hört sie noch manchmal leise singen aus der Tiefe und ein Sonntagskind mag sie wohl auch in heißester Mittagsschwüle da oben im hohen Grase des Burghofs überraschen, wie sie ihr Goldhaar strählen mit goldenem Kamme. Und

ein Urahn von uns hat den Spiegel gefunden, da er einst hinabstieg in den Brunnen, weil ihn das leise Singen und Rauschen lockte. Und die Mutter sagte, das Ende der Welt wird kommen in einer Sommer-Sunnwendnacht. In der Sunnwendnacht eines Jahres, da am Tage der letzten Rauchnacht — heilige drei Könige nennen's die Pfaffen jetzt — also mitten im Winter! — ein mächtig Gewitter wird aufsteigen über dem Stein zur Mitternachtseite der Stadt und wird der Blitz schlagen — gerade zu Mittag — in diese uralte Heidenesche hier."

Da erbleichte der Jüngling: „Das ist dies Jahr! Am Tage der heiligen drei Könige kam ein Gewitter von Norden und schlug zu Mittag in diese Esche: — ich stand ganz nah dabei, auf Wölfe pirschend, und sah es." — „Deshalb, nicht weil die Geschorenen es predigen, glaub' ich an das Ende der Welt, in diesem Jahr, in jener Nacht. Zwei Stunden vor Mitternacht, so lehrte die Mutter —, beginnt der Kampf." — „Gut. Die Stunde weiß ich nun: — aber wo?"

„Das zu erfragen kam heute die Nacht: — nach dem Stand der Gestirne. Nun laßt mich gewähren und schweigt."

Und der Alte streifte den geflochtenen Bundschuh von der linken Sohle, trat barfuß auf die Breitfläche seines nackten Weidmessers, das er vor sich niedergeworfen hatte, streifte den Mantel von dem rechten Arm zurück, riß Gras, Kraut und Erdschollen aus dem Boden neben den Wurzeln der Heidenesche, streute sie auf sein graues Haar und hielt den runden Spiegel derart empor, daß die Strahlen des Mondes schräg hineinfielen, Hellmuth aber wie er selbst auf die Metallscheibe blicken konnten. Er drehte sich dabei langsam im Kreise und winkte dem Jüngling, ihm zu folgen. Lange schwieg er. Zuerst hatte er den Spiegel gen Norden — nach der Stadt zu — gehalten: man sah

nichts. Dann drehte er ihn gen Westen dem Flusse zu: — lange hielt er hier inne. Weiter drehte er ihn gen Osten — nichts zeigte die Scheibe. Endlich wandte er sie gen Süden, — flußaufwärts.

Alsbald fuhr er zusammen. „Seht Ihr?“ raunte er leise. „Es zuckt durch meine Hand! Von dorther! Von Mittag — nein, von Südost also — reiten sie an da unten — auf der großen Heerstraße!“

In dieser Richtung jagte der rasche Wind dunkles Gewölk wechselnd mit Helle über die Mondscheibe hin: — phantastisch wirre Gestalten: — und demgemäß verdunkelte und erhellte sich der Spiegel.

„Schaut!“ Dem Alten zuckte und bebte vor Erregung die starke Hand. „Allen voran der Schwarze! Auf schwarzem Gaul! Den gilt es, vor allen zu treffen! Und hinter ihm — seht nur! — die ganze dunkle Schar, zu Roß, zu Fuß! Schaut wie sie wimmeln und drängen! Danke dir, Mutter! Nun weiß ich's gewiß! Ich werde nicht fehlen! In mancher Sturmnacht hab' ich's geschrieen in die Wolken hinauf: ‚Hör' es, Herr Wode oder wilder Jäger, oder Kaiser Karl oder wie immer du heißest, der da oben brausend hinfährt über meinem Haupt: ich kämpfe für dich im letzten Kampfe. Dafür gieb mir Weidmannsheil und treffende Pfeile.‘ Hoch aus den Wipfeln, lachend, gleich der Eule, rief er Gewährung hernieder: — nie fehlte mein Pfeil. So fehle auch ich nicht in seinem letzten Kampfe.“

„Noch ich,“ sprach Hellmuth ernst. „Merke: keinem andern als dem Himmelsherrn gelob' ich meine Seele. Aber in dem Kampf, der — auch die Priester sagen's ja! — in der Sunnwendnacht gekämpft wird auf Erden gegen Satan und all sein Heer — den Kampf kämpf' ich mit, Alter: wir reiten zusammen in die Teufel! Zur rechten

Stunde bin ich da unten — wo der Reitweg abbiegt — zur Stelle.“

Und von ihm hinweg schreitend zu seinem Roß, sprach er zu sich selber: „Das höchste Glück der Welt — es war, in Edels Arm zu ruhn. Es blieb versagt! Das zweite ist der Siegeskranz von höchster Ritterschaft: — den will ich mir ertrotzen. Sankt Georg soll gestehen: ‚nie sah ich Ritter ritterlicher streiten‘ und — noch einmal — jenseit des Grabes — soll mich Edel müssen krönen.“

VIII.

Näher und näher kam der verhängnisvolle Tag der Sonnenwende, der Johannes dem Täufer geweihte vierundzwanzigste des Brachmonds.

Da begaben sich seltsame Dinge vor und in dem Hause des reichen Kaufmanns, des Kornhändlers Renatus. An dem klugen Manne rächte sich nun der Christenglaube, den er nicht aus Überzeugung, den er aus heuchlerischer Selbstsucht und aus Feigheit angenommen hatte. Und damals war es nicht wie später mit dem einmal abgelegten Bekenntnis, also einer einzigen Lüge, abgethan. Wie alle andern Christen mußte der neugetaufte Jude all’ die durch das ganze Kirchenjahr sich hinziehenden äußeren Bethätigungen des Glaubens mitmachen vor allem Volk. Täglich — wo irgend thunlich — mußte er die heilige Messe hören, alle vorgeschriebenen Fasttage einhalten, die öffentlichen Aufzüge durch die Stadt mit wallenden Fahnen und Umhertragung der hölzernen Heiligenbilder begleiten, alle die vielen anderen Feste mitfeiern, die öffentlichen Gebete ein-

halten und mindestens sechsmal im Jahre zur Beichte gehen. Scharf überwachte die Seelsorge der geistlichen Oberen den Neugewonnenen, strenger als die Altchristen: und wehe dem Jüdling, gab irgend seine Lässigkeit Grund, ihn des Rückfalls zu beargwöhnen!

So hatte denn auch Renatus viele Jahre lang all diese Christengebräuche mitgemacht, sorgfältiger noch als andere. Den Glauben an die Lehre seiner Väter hatte er abgestreift: der christliche Glaube aber hatte ihn nicht ergriffen, höchstens hier und da ein Stück christlichen Aberglaubens.

So hatte sein feiges Herz die Verkündung des nahenden Gerichtes mit Schrecken erfüllt: zwar glaubte er anfangs nicht unbedingt daran, wann er aber glaubte, war er der Verzweiflung nah.

Und als nun die Entscheidung immer näher herankam, da wuchs ihm von Tag zu Tag wie der Glaube, so die Angst.

Es war der Morgen des dreiundzwanzigsten im Brachmond angebrochen. Da sah Renatus mit stieren Augen, wie alles Volk, die vielen Hunderte, die ohne den leisesten Zweifel felsenfest an das bevorstehende Ende glaubten, sich in die Kirchen drängten, betend, singend, weinend, heulend vor Todesfurcht oder vor Gewissensangst. Und er mußte es erleben, daß auf dem offenen Platze vor seinem Hof, dem Kornhof, die Leute in dichten Haufen vor einem hochragenden Holzkreuz sich auf die Kniee warfen, an die Brust schlugen, das Haar rauften, vorbeigehende Priester mit Gewalt festhielten, ihnen nochmal zu beichten, ja laut sich solcher Sünden und Verbrechen anzuklagen, die sie nie zuvor über die Lippen gebracht.

Und er sah wie die Männer vorüberschreitenden Mönchen das Mönchsgewand abrissen, sich darein zu hüllen und so seliger zu sterben und sicherer vor den Krallen der überall

unsichtbar in der Luft auf die arme Seele bei deren Ausfahren aus dem Munde lauernden Teufel.

Und er sah zuletzt, wie, in immer wachsender Herzensangst, reiche Frauen heraneilten, vor dem hohen Kreuz ihre Prachtgewande, Schapel, Schleier, Geschmeide von sich warfen, bis diese Opfergaben der Todesfurcht und Höllenfurcht zu einem gewaltigen hochgetürmten Haufen sich aufbauten.

Und er mußte es mit anhören und mit ansehen, wie endlich eine Stimme aus der Menge schrie: „Ins Feuer damit. Laßt uns alle diese Sünden verbrennen.“

Und alsbald ward der Haufe von Schätzen zum Scheiterhaufen!

Ein Knecht der nahen Schmiede rannte herzu mit brennendem Span, andere rissen das Stroh von des Kaufherrn Scheunendach herunter, brachen Planken und Bretter aus seinem Zaun, und warfen sie, die Glut schürend, auf die brennenden Kleider: bald stieg die rote Flamme hoch in die Lüfte.

Und nun strömten von allen Seiten Männer und Weiber herbei, und schleuderten Gewänder, Gerät, Schmuck, auch bares Geld, Urkunden, Schuldverschreibungen unter Schreien und Heulen in die gierig fressende Lohe.

IX.

Da ergriff es auch ihn mit der ganzen fortreißenden, ansteckenden Gewalt solch wahnwitzigen Thuns!

Er sprang mitten in den tobenden Haufen, unter jedem Arm ein paar vollgestopfte Ledersäcke, gefüllt bis zum

Bersten mit goldenen Solidi, silbernen Denaren, kupfernen Pfennigen: er schnitt die Säcke mitten durch und ergoß den klingenden klirrenden Inhalt wie einen metallenen Regen unter die Leute: ja, zuletzt riß er einen kleinen Leinensack, den er sorgfältig verwahrt auf der nackten Brust nachts wie tags getragen hatte jahrzehntelang, von der Schnur ab, öffnete ihn und streute Perlen und Juwelen mit vollen Händen unter die Menge: wie blitzten, wie funkelten die lichten Steine in dem roten Glast der Flamme!

„Nehmt doch," schrie er dabei mit scharf ergellender Stimme. „Nehmt, ihr Leute! Lest auf! Hier Gold! Da Silber! Hier Smaragden — o schöne Smaragden aus Askalon! kostet mich der große da . . ach ich weiß nicht mehr, wie viel! Nicht ins Feuer werf ich's, wie die Närrinnen dort. Wie schlecht verstehen sie sich auf ihren Seelenprofit! Ich — schau her, Jesus von Nazareth, und hör' auf mich! — ich schenk es den Armen, zum Heil meiner Seele! Siehst du's auch wohl genau, Galiläer, in all dem Qualm? Diamanten sind sogar dabei und viele blaue Saphire! Ich bin der Schenker, ich, dein Renatus, du Sohn Gottes! Ich bin wohlthätig gegen die Armen, ganz wie du es hast befohlen, Rabbi. Ihr Leutchen, tretet's doch nicht mit Füßen! Kauft euch Brot, Wein, Fleisch! Siehst du's, Sohn Marias der Jungfrau, wie ich speise die Hungernden? Hier du, Alter, — wie bist du zerlumpt! — nimm diesen Topas und kaufe dir einen Mantel. Schau' her, Stern von Bethlehem und, du heiliger Geist, seht her wie ich kleide die Nackten. Hab' ich früher wohl genommen mehr als sechs oder zwölf! — ach ja! es war manchmal wohl mehr, — vom Hundert, — ich mach' es jetzt gut millionenfach. — Und, Herr Christus, hier — schau hier! — bist ja allgegenwärtig, sagen sie! Hier ist der Auszug aus dem Taufbuch —

weißt du? — aus deiner großen Kirche zu Mainz" — er riß ein Pergamentblatt aus dem Brustlatz und hielt es ausgebreitet mit beiden erhobenen Händen gen Himmel: — „hier! hat's doch geschrieben deines Herrn Bischofs — nein, Erzbischofs sogar! — eigene Hand: — wie heißt er doch gleich! Nun, Christus, du mußt es ja wissen! Willigis heißt er! Dein frommer großer Willigis selbst hat mich getauft. Ich bin getauft: ich kann's dir beweisen! Also mußt du's gelten lassen. Und ich glaube auch an dich, o ja! Nicht immer hab' ich geglaubt. Aber heute — jetzt — glaub' ich. Ich zittere, aber ich glaube. Ich möchte lieber nicht glauben, aber ich muß!"

Nun wandte er den Blick vom Himmel wieder auf seine Umgebung: „Was!" schrie er und das dichte, kohlschwarze, struppige Haar sträubte sich ihm. „Was? Sie nehmen es gar nicht! Sie bücken sich nicht nach meinen Saphiren! Sie zertreten — wehe, wehe geschrieen! meine Perlen, meine weißen Edelperlen, meine Zahlperlen aus Damaskus! Wie! Ihr stoßt gegen mich mit den Ellbogen? Ihr Undankbaren! Nehmt doch, gute, edle Herren, schöne Frauen, nehmt: — wenn nicht für euch — aus Barmherzigkeit gegen mich, daß ich kann aufrechnen morgen vor dem Zimmermannssohn, — ach nein, vor dem Sohn Gottes, dem Messias! — gegen kleinen Wucher großmächtige Wohlthätigkeit und abziehen von meinem armen winzigen Betrug zu Frankfurt dieses unsinnig reiche Almosen. Ach wehe! Sie hören gar nicht auf mich! Sie lassen's liegen — im Kot! O Christus, ich kann doch nicht dafür, daß sie nicht wollen? Ich habe gewollt — Gutes thun." Da brach er ohnmächtig auf das Gesicht nieder, Geifer und Schaum standen ihm vor dem Munde.

Die tobende Menge, die sein kaum geachtet hatte, würde ihn zertreten haben: aber da warf sich, aus dem Hofthor

hervoreilend, in den dichtesten Haufen eine hohe Gestalt in dunklem Gewand: furchtlos sprang sie unter die Rasenden, ergriff mit beiden Armen des Bewußtlosen Haupt und zog ihn — ihn aufzuheben vermochte sie nicht — quer über den Platz und durch das Hofthor, das sie sorgfältig hinter ihm verschloß. Sie besprengte seine heißen pochenden Schläfe mit Wasser aus dem nahen Brunnentrog: da schlug er die Augen auf.

„Er lebt!“ frohlockte die alte Frau. „Er lebt, mein Isaak, meines Manasse Blut! Gott meiner Väter, ich danke dir: deine Gnade währet ewiglich! — Zwar wie wird er rasen übermorgen, wann er sieht, die Welt, Jehovahs weises Werk, ist nicht untergegangen — denn ich habe nachgelesen in den Rollen und kann es nicht finden darin und kann es nicht glauben! — und er hat geworfen all sein Geld und Gut auf die Straße! Er wird verfluchen sich und Gott und die Welt, und mich wird er schlagen, grausam schlagen! Aber! — nun ist er eingeschlafen! — wie schwer er atmet! — aber verzweifle nicht, mein armer Liebling. Nun ist es doch gut, daß die alte Mutter — wie hast du oft gescholten ihre Dummheit! — dir nie hat aufgedeckt den großmächtigen Schatz, den dein Vater hat vergraben als Notpfennig tief unter dem alten Birnbaum im Wurzgärtlein! Das wird dich trösten in deiner Trübsal und du wirst streichen der alten Mutter Kinn, daß sie dich errettet von dem Bettel. Und wirst erkennen, daß es nichts ist mit dem Glauben der Christen und daß sich geirrt hat der große Bischof in Rom und geirrt hat auch der gute Herr Bischof hier, als er ihm folgte. Und wirst einsehen, daß da ist kein anderer Gott als der Gott deiner Väter, Jehovah ist sein Name, der hat über dich gebracht, wie einst über Hiob, diese Prüfung zu deiner Läuterung. Verloren hast du viel Geld, aber zurückgewinnen wirst du

deinen Glauben. Und wirst thun nach dem Rat deiner alten Mutter und abschütteln von deinen Schuhen den Staub dieses Landes, wo wir doch immer, ob wir nun verleugnen unsern Glauben oder ihn bekennen, werden bleiben Fremdlinge und Verachtete, in diesem wilden Volk der Gojim, der Waffengewalt, und wirst nehmen den Wanderstab und wirst mit mir wandern an den Jordan, wo die Palmen rauschen, und wirst begraben mit frommen Händen deine alte Mutter am Jordan unter rauschenden Palmen."

Als bald darauf Fulko und Blandinus — denn der war in den Waffendienst Herrn Heinrichs getreten — mit einer Schar von bischöflichen Reisigen erschienen, die rasende Menge auseinandertrieben, und das Feuer, das bereits das Holzkreuz ergriffen hatte und den Kornhof schwer bedrohte, löschten, da vernahmen sie aus den geschlossenen Läden des Judenhauses einen leisen eintönigen Gesang. Sie verstanden die hebräischen Worte nicht: allein sie lauschten, tief ergriffen, dieser eigenartigen fremdartigen feierlichen Weise; der Sinn der Worte aber war:

„Ich halte treu an meinem Gott:
Drum leid' ich von den Heiden Spott.
Jedoch aus Spott und Herzeleid
Löst mich der Herr zu rechter Zeit.
Ich bau auf dich, Herr Zebaoth,
Mein Gott ist stark, mein Gott ist groß
Und süß ruht sich's in Abrams Schos."

X.

Die Sonne dieses Tages neigte sich zur Rüste, die Wipfel der Buchen des Königswaldes wunderschön vergoldend.

In tiefster Erregung durchschritt der Bischof nach Erledigung aller geistlichen und weltlichen Geschäfte — auch in den Nächten hatte er zuletzt nicht mehr geschlafen — lange den geräumigen Büchersaal.

Ein blaues Wölklein von gar süßem Geruch schwebte kreiselnd durch den Saal und verzog sich langsam durch das offene Fenster: neben dem mit Urkunden hoch bedeckten Schreibtisch ruhte auf hohem Erzgestell ein zierlich gearbeitetes Kohlenbecken, in welchem auf rotglühenden Kohlen Weihrauch glimmte: der Bischof hatte befohlen, denselben für den Abendgottesdienst bereit zu stellen.

Oft und oft ließ er im Wandeln den Blick durch das Fenster auf den freien Platz, auf den Strom, die Brücke, die ragende Feste und die Hügelkette im Westen schweifen.

„Wie schön war sie doch, diese Welt, welche morgen in Flammen aufgeht!" Er seufzte tief: dann schloß er fromm: „aber nicht mein Wille, — dein Wille, o Herr, geschehe!" —

Supso trat ein, offenbar, jemand zu melden.

Rasch schritt Herr Heinrich auf ihn zu: „Berengar, — nicht wahr?" Der Alte schüttelte schweigend den Kopf. „Oder doch Nachricht von ihm? Auch nicht! Einer meiner Boten — es ist der vierte, den ich nach ihm ausgesandt . . . . ?" — „Ritt eben ein; aber er hat Berengar sowenig gefunden, wie seine drei Vorgänger. Kein Mensch weiß, wohin die Söldner, in deren Lager er gesucht werden sollte, sich gewandt haben." „Es ist auch gleichgültig,"

sprach der Bischof vor sich hin. „Ich wollte nur, er sollte wissen, daß mich der ganze Plan . . . . Was willst du aber, Supso? Du blickst so ernst — wie ich es kaum je an dir gesehen. Fängst du doch endlich auch an, des Gerichtes zu gedenken? Es ist wahrlich an der Zeit." Aber Supso schüttelte noch stärker als zuvor das Haupt und sprach: „Ich melde Besuch, Herr Hezilo."

„Habe jetzt nicht Zeit für Besuch und Unterhaltung." — „Wird nicht sehr unterhaltend werden, rat' ich." — „Wer ist's?" — „Eine Frau. Bittet um eine Unterredung." — „Nein doch. Soll anderwärts Unterredung suchen. Oder vielmehr, sie soll gar nicht Unterredung suchen, sondern nachdenken über das nahende Ende." — „Gerade darüber will sie mit Euch reden." — „Ah, sich trösten lassen? Soll nachhher in die Abendpredigt kommen. Oder in die Mitternachtsmesse, wie die andern auch. Soll sich geistlich vorbereiten."

„Das eben will sie. Ihr müßt sie hören, diese Frau: sie will Euch beichten." — „Beichten! Dann freilich! Führe sie herein! — Kennst du sie?" Der Alte hatte die Frage wohl nicht verstanden; gar eilig war er hinausgehumpelt. Noch einen friedlosen Gang durch das Gemach: „Beichte hören! Andrer Sünden würdigen . . . im Namen des Heilands den Reuigen, den Büßenden vergeben! Und ich? Ich selbst! Wer verzeiht mir im Namen des Heilands meine Erinnerungen, — die ich nie gebeichtet, weil ich sie nicht für Sünde hielt, und die mich auch jetzt noch nicht loslassen? Wer verzeiht mir die unbereute . . . . ?"

Er brach ab, — mitten im Schritt — mitten im Wort.

Er erschrak: er schlug hastig ein Kreuz: denn er glaubte, sie zu erkennen, die Frauengestalt, die ganz geräuschlos über

die Schwelle geglitten war, hart an der Thüre stehen blieb und nun den langfaltigen dunklen Schleier zurückschlug. „Hilf, Sankt Kilian!“ flüsterte er, während ihm das Blut heiß vom Herzen in die Wangen schoß. „Es ist ein Blendwerk des Versuchers. Ach, gut kennt er die Schwäche meines . . .“ — Lauter sprach er nun: „Es ist ja nicht möglich!“ — „Doch. Es ist. Ich bin Heilfriede.“ Unsagbarer Wohllaut klang aus dieser sanften, lieblichen Stimme, die wie aus dem Mund einer Verklärten zu tönen schien. Etwas Verschleiertes, Verhülltes, wie ein stets im Verborgenen gehütetes Heiligtum lag in der Stimme. Und verschleiert auch war der Blick dieser sanften, lieblichen Augen von mattem Blau unter langen, langen blonden Wimpern: nicht traurig war der Blick, aber so friedlich, so wehmutvoll befriedet, so weltentrückt!

In das lichtblonde, leicht gewellte Haar hatte das häufige Silberweiß nicht das Alter gestreut: die zarte Frau hatte offenbar das vierzigste Jahr noch nicht erreicht: diese blassen, weich gerundeten Wangen waren so jugendlich: nur gar so bleich, so farblos, so nonnenhaft! Der Zug der Augenbrauen war kaum sichtbar angedeutet durch einen Halbkreis von Blond: aber die sanfte Weichheit dieses Antlitzes ward auch von dem bloßen Anschein der Schwäche weit ferngehalten durch den Ausdruck des kleinen, fein geschnittenen, aber festgeschlossenen Mundes, der Willenskraft und lang geübte Willensmeisterung bekundete. Wie sie so dastand, die schmächtige, nur mittelgroße, zarte Gestalt in dem grauschwarzen Schleier, im dunkelveilchenfarbenen Mantel, der das Untergewand völlig verhüllte, glich sie einem stummen, wunderschönen, seelenbeschwichtenden Heiligenbilde. — — —

Herr Heinrich war regungslos stehen geblieben, weit von ihr: er lag völlig unter dem Banne des von ihr ausstrah-

lenden Zaubers, dieser rührenden Sanftmut, dieser stillen Ergebung, dieser heilig verklärten Anmut. Lange, lange schauten sich die beiden sprachlos an: sie fanden keine Worte: vor tiefem stillem Weh oder war's vor geheimer Wonne?

XI.

Endlich that Herr Heinrich, fortgerissen von der Gewalt des Gefühls, einen raschen Schritt ihr entgegen: er hatte ihr die ausgestreckte Hand hinreichen wollen. Allein mitten in der Bewegung hielt er inne: er ließ den rechten Arm schlaff herabfallen. „Frau Gräfin . . . . !" brachte er nun leise hervor, kalt, beinahe feindlich. Grimm und Erbitterung malten sich auf seinen durchgeisteten, von Schmerz durchzuckten Zügen: er furchte finster die gewaltige Stirne.

Jedoch wie er nun in die sanften Augen der stillen blassen Frau einen feuchten Schimmer treten sah, der sie noch schöner und noch viel rührender machte, — da versagte ihm die Kraft, zu zürnen und in ganz anderem Tone fuhr er traurig, tief aufseufzend, fort: „Ach wie lang ist's her, daß wir uns nicht gesehen!" — „Fünfzehn Jahre." — „Das ist lang." — „Ja. Denn es ist das ganze Leben." Gegen den Ton dieser Stimme — Herrn Heinrichs Jugend klang daraus hervor! — gab es nicht Trotz, nicht Groll, nicht Widerstreben. Er wies mit der Hand auf den erhöhten Platz an der Wand unter dem dunkelroten Baldachin. Aber die Frau blieb an der Thüre stehen; sie sprach nicht. So mußte er aufs neue beginnen. Und das war so schwer! — Milder hob er an: „Was . . . ?

Was führt Euch zu Heinrich von Rothenburg?“ Da richtete sie die Augen fest auf ihn und sprach mit Nachdruck: „Zu dem Bischof sendet mich mein Gemahl.“ Jäh fuhr Herr Heinrich zurück: „Ah so! — Freilich! Ich hätte mir es denken können!“ schloß er herb.

„Gewiß! Ihr konntet nicht annehmen, ich suche Euch gegen, ohne meines Gatten Willen.“ — „Es hieß . . . man ließ mir sagen . . . Ihr wolltet beichten?“ — „Ich will beichten. Euch will ich, muß ich beichten, keinem andern. Das sagte ich meinem Mann; und dazu schickt er mich.“ Der Bischof war aufs höchste überrascht: aber er wollte es um keinen Preis verraten; kühl erwiderte er, leicht die Achsel zuckend: „Seine Pflicht! — Christenpflicht!“ — „Mich zu Euch als Beichtiger ziehen zu lassen, zu schicken? — Nein, das verlangte keine Pflicht von ihm.“ Herr Heinrich entgegnete nicht. Er strich nur einmal langsam mit der umgewandten linken Hand über die stolze Braue: „So beginnet,“ sprach er tonlos.

„Ich beginne damit, zu gestehen, daß ich mir gerade Euch als Beichtiger ausgesucht habe nicht nur meinetwillen, auch — ja mehr noch! — um Euretwillen. — Nein: die ganze Wahrheit muß gesagt sein: nur um Euretwillen habe ich Euch zum Beichtiger ausgewählt und von meinem Mann erbeten.“

Jetzt konnte Herr Heinrich sein Erstaunen nicht mehr verbergen: „Und auch das . . . . das habt Ihr ihm gesagt?“ — „Gewiß.“ — „Und er hat . . . . ?“ — „Er hat erwidert: ‚Ja. Geh zu ihm. Sag' ihm alles. Alles, was du soeben mir gesagt. Wenn etwas auf Erden ihm wohlthun kann und seine Seele retten . . . . ‘“ „Graf Gerwalt soll für seine Seele sorgen!“ donnerte der Bischof sehr zornig. Aber ruhig schloß sie: „‚ . . so wird es das sein.‘ Also sprach mein Mann.“ — „Ich will

nicht hören, was mir Graf Gerwalt sagen läßt — durch Euch." — Trotzig schritt er durch den Saal. Geduldig wandte die Frau das schmale Gesicht so, daß sie ihm überall hin folgen konnte mit den Augen. —

„Nicht Er," sprach sie ganz sanft, „meine Seele spricht — unter seiner Verstattung — zu Euch. Bald stehen wir — wie alle — vor dem Richterstuhl des Herrn. Ihr glaubt doch zweifelfrei daran? Sagt mir das offen, bevor ich weiterrede. Euch glaub' ich unbedingt darin, wie — wie in allen Stücken. Nur weil übermorgen doch alles klar und offen wird zwischen Eurer Seele und der meinen — nur deshalb" . . . hier überflog die bleichen Wangen ein leiser Hauch von zartem Rot — „konnte ich mich soweit überwinden. Stehen wir übermorgen vor Gott? Sprecht: Ja oder Nein? Wenn Nein, bleibt meine Beichte ungebeichtet." — „Ja. Habt Ihr nicht all meine Vorbereitungen in der Stadt gesehen?" — „Ich treffe soeben erst ein. — O Gott sei Dank für dieses: Ja!" Sie faltete die Hände und sah nach oben.

„Ein betender Engel!" mußte der Bischof denken. „Aber welche Freude in diesen Zügen? — Ihr — ersehnt, so scheint's, den Tod?" — „Von ganzer Seele!" — „Lange schon?" — „Seit . . . . seit vielen Jahren." — „Und die drohenden Schrecken des Weltbrands?" — „Ich fürchte sie nicht. Ich segne sie. Sie allein haben mir diese Stunde gebracht. Das Wort der Erlösung — ach! nicht nur für mich — so selbstisch bin ich nicht! — für Euch — — von bittrem Leid."

Vornehm richtete er sich auf zu seiner ganzen Höhe: „Wer sagt Euch," fragte er stolz, „daß ich leide oder litt?" Sie wollte ein rasches Wort erwidern: aber sie erschrak über ihr eigenes Wort, faßte sich und verbesserte sanft: „Oder doch von bittrem Groll. Leugnet Ihr auch den?"

„Nein, das wäre gelogen!“ lachte er grimmig. „Bin kein Erzengel, nur ein Mensch, ein Mann. Und bin's geblieben, auch als ich Priester und Bischof ward.“ — „Nun seht, Herr Bischof, daß Ihr nicht mit der schweren Todsünde dieses Hasses, dieses unversöhnten Grolles auf der Seele vor den allwissenden Richter tretet, deshalb, o glaubt es mir, Herr Bischof Heinrich, — nur deshalb steh ich hier: hört es: nur Eure Seele zu retten.“

Er schüttelte finster den Kopf: „Das ist keine Beichte. Habt Ihr keine Schuld auf der Seele?“

Aber ohne auf die Frage zu achten, fuhr die Frau in wachsendem Eifer fort: „Diese Sorge, diese Angst um Euch hat mich ergriffen von dem Tag an, da ich das nahende Ende erfuhr: diese Qual um Euer ewig Heil hat mich rastlos umgetrieben Nacht und Tag. Sie hat mich — ich bin sonst scheu, wie Ihr vielleicht noch wißt, Herr Heinrich! — fortgetragen über alle Bedenken — hierher zu Euch getragen — wie auf Flügeln: die Sorge, die heiße .... Sorge um Euch. Beichten konnte ich, nachdem ich meinem Manne gebeichtet — das war nicht leicht! — jedem Priester. Aber diese Beichte, die ich Euch anvertraue — o Gott! — sie soll ja nicht, wie Beichte sonst, der Beichtenden Seele retten, — sondern die Eure! Euch retten und erlösen — bevor der Richter richtet! — von dem dumpfen Haß und bitteren Groll gegen meinen Mann und — ach! — gegen mich!“ Rasch machte sie einige Schritte — dann sank sie unter Thränen auf den vorher abgelehnten Sitz.

Auch er war tief, mächtig bewegt: die edle Empfindung dieser reinen Frauenseele hatte ihn erschüttert. Er trat dicht vor sie hin, schaute scharf auf sie herab und hielt seine beiden zuckenden Hände fest ineinander geschlossen: „Graf Gerwalt zu hassen, ihm zu grollen, — prüf' ich

mich — als Christ — im Angesicht des nahen Todes — dazu hab' ich kein Recht. Wir streiten uns um Zoll und Brückengeld, — um Grafenbann und Bischofsrecht: — wir sind beide aus recht hartem Holz — da setzt es denn harte Stöße. Aber deshalb Haß und Groll? Nein! Er glaubt im Recht zu sein, wie ich. — Und .... das andre? Das vor fünfzehn Jahren ....?"

Sie seufzte und zog den Schleier vor die Augen.

„Beim Donnerstrahl, ich kann's ihm nicht verdenken! Nicht Freunde waren wir: — nur Waffengenossen, Jagdgefährten, Bechergesellen — oder Nebenbuhler um Ruhm und Glanz und Lebensfreude. Daß er die schönste Jungfrau liebte, die wir — beide — jenseit und diesseit der Alpen — gesehen, daran that er recht. Und daß er ihre Hand nahm, als sie ihn vorzog, daran that er wahrlich nicht unrecht. Also — will ich — nur als Mann, gar nicht als Priester — fragen — also warum Haß und Groll gegen — ihn?" — „Aber gegen mich, nicht wahr?" Das brach aus ihrer Brust wie aus dem Felsen der Quell, wie aus dem Vulkan das Feuer — weil sie müssen.

„Ah!" Und mit herzzerreißendem Klageton schlug sie die Stirn gegen die Holzwand und bedeckte den Kopf mit den beiden durchsichtigen Händen.

XII.

Aber diesmal erweichte sie ihn nicht, die rührende Stimme, den grimmen, seit langen Jahren verhärteten Groll des Mannes. Einen Augenblick noch blieb er vor ihr stehen mit festverschlungenen Händen: dann wandte er

sich jäh von ihr ab und stürmte in raschen Schritten — in abgebrochenen Sätzen redend — den Saal auf und nieder. „Kann es anders sein? — Bedenkt doch! — Ihr habt es wohl all vergessen — in diesen langen Jahren — an der Seite des schönen Gemahls? Ich nicht! Ich war nicht — abgezogen durch neues Liebesglück! — Merkt auf, ob ich's noch weiß. Und straft mich Lügen — gleich! — thu' ich Euch unrecht — nur mit Einem Wort. — —

Jahrelang kannten wir uns — am Hofe der Regentin .... Ihr stets in der hohen Frau Geleit: — auch ich nur selten fern von ihr. Denn sie hielt viel auf Euch. Und auch — ein wenig — auf mich. Seit ich zuerst Euer Antlitz geschaut .... — Genug! — Ihr merktet es bald — leugnet es nicht! — mußtet es merken! Und nach vielen Monden treuen Werbens — durft' ich annehmen — durft' ich wenigstens hoffen: .... Frau Gräfin: sagt es offen, wenn es Einbildung eines eitlen jungen Thoren war. Durfte ich nicht hoffen — ich sei Euch nicht ganz ... o wie sag' ich nur?"

Er stand jetzt wieder dicht vor ihr.

Da löste sie langsam die langen, schmalen Hände von dem Gesicht, wandte ihm voll das blasse Antlitz zu, schlug die Augen groß auf und sprach mit traurigem Blick: „Ja. Ihr durftet annehmen, ich liebe Euch. Denn es war die Wahrheit. Und ich konnte — Ja: mehr! Ich wollte es auch nicht — weiter verbergen."

„Hei! Das gesteht Ihr also zu? Und doch, und doch, Verräterin, verraten und verlassen!"

„O Herr Heinrich ....!" — „Nun, beim Zorne Gottes, der uns morgen richtet! Ist das nicht Verrat? Ihr liebtet mich, sagt Ihr? Seltsame Liebe! Sechs Wochen aus den Augen — für immer aus dem Sinn!" — „Herr Heinrich — war das Heilfriedens Art?" —

„Nein! Freilich nicht! Gewiß nicht! Ich hätte geeidet als Euer Eidhelfer und Euer Kämpfer — allein! — gegen eine Welt von Speeren: — ‚Kein steter, kein verlässiger Herz hat je in Weibesbrust geschlagen.‘ Daher ja die Verzweiflung! Es war nicht nur der Schmerz um Euch: — nicht nur Euch, den Glauben an die ganze Menschheit hab' ich ja verloren. War mir doch bei der Kunde, als fielen alle Sterne vom Himmel: Dieses herrliche Geschöpf — dieses! — verhehlt mir nicht mehr ihre Liebe. Das war zu Ostern. Ich ziehe aus in der Regentin Dienst wider die Wenden. Ich wußte, kehrte ich siegreich zurück an den Hof nach Regensburg, — die Herzogswürde war mir zugedacht. Als Herzog wollt' ich um die Hand Heilfriedens werben. Zu Pfingsten bin ich, sieggekrönt, zurück und sie — — ist fort und des Grafen Gerwalt Weib. O pfui! Wie grenzenlos abscheulich!“ Und er stürmte wieder durch den Saal.

Matt sprach sie, kaum vernehmbar: „Ja. Fort war sie. — Und war des Grafen Gerwalt Weib. — Wißt Ihr auch, warum?“ „Tod und Verderben!“ fuhr er auf. „Welcher Hohn! Weil sie jetzt — war er doch auch jünger und schöner! — auf einmal den Grafen Gerwalt liebte!“ Und er blieb wieder hart vor ihr stehen und schoß flammende Blitze auf sie herab. „Nein,“ sagte sie ruhig und sah ihm voll und fest in die zornigen Augen. „Weil Kaiserin Theophano befahl.“

Er taumelte zurück. „Wie? Was? . . . . Und darum?“

„O Herr Heinrich,“ begann sie liebreich-sanft und beinah heiter in allem Weh. „Nein, Ihr seid wahrlich nie ein eitler Mann gewesen, der sich die Gunst der Frauen eingebildet hätte. Ihr sahet sie ja nicht an vielen von uns, als sie mit Händen zu greifen war. Und nun vollends

Sie! Ihr allein merktet nicht, was der ganze Hof wußte." — „Aber was denn? Was?" — „Die Kaiserwitwe Theophano — die wunderschöne Griechin — verwitwet im sechsundzwanzigsten Jahre — die herrliche, glühende Frau — sie hat Euch geliebt aus aller Macht ihres Wesens."

„Die Kaiserin? Unmöglich!"

„Und die schöne, stolze, heiße Frau in ihren blauschwarzen diademgleichen Flechten," fuhr sie ruhig fort, „sie entdeckte, der Graf von Rothenburg, der von so vielen geliebte Held, zeichne vor allen Frauen und Jungfrauen des Hofes aus das schlichte blonde, arme Edelfräulein von der Heide, aus dem Lande der Westfalen. Sie konnt' es nicht begreifen. Sie hatte recht: denn ich begriff auch nicht, warum? Und deshalb — so dachte sie wohl — achtet er gar der Frau Kaiserin nicht und sieht nicht ihre brennende Liebe. Sie war meine Wohlthäterin, die Erzieherin meiner verwaisten Jugend. Sie ließ mich kommen, sie öffnete mir ihr Herz. ‚Du mußt ihm aus den Augen,' sprach sie, ‚blondes Kind. Du mußt ihm unerreichbar werden. Dann — ist er mein. Du wirst nicht so selbstisch sein, ihm den Weg an meiner Seite — den sichern Weg zu höchstem Erdenglanz und Ruhm — zu versperren. Aber auch du sollst nicht leiden. Behüte! Graf Gerwalt liebt dich, ich weiß es. Er ist ein schöner wackrer Mann, ein Held wie jener. Du wirst sein glücklich Weib. Heinrich aber — er wird wozu ihn Gott vorausbestimmt hat durch hohe Gaben —: Regent des deutschen und italischen Reiches und mein Gemahl.' Sie befahl. Ich gehorchte. Durft' ich, — ich armes Ding! — dem Aufflug des Adlers zur Sonne im Wege sein?" „Um Gottes willen!" schrie der Gequälte auf. „Geopfert um meinetwillen?" Und er warf sich leidenschaftlich vor ihr nieder auf die Kniee.

Sofort sprang sie auf.

Weit trat sie weg von ihm zur Thüre.

„Steht auf, Herr Bischof! Sofort: oder ich verlass' Euch."

XIII.

Er stand schon wieder.

Hochaufgerichtet stand er, die geballte rechte Faust auf die Tischplatte gestemmt, die flache Linke auf das wild pochende Herz gedrückt, glühendes Rot im Gesicht.

„Verzeiht, Frau Gräfin ... — nein: Heilfriede, vergieb, daß ich auf die Kniee sank! Ich bin's so sehr gewöhnt, vor Heiligen zu knieen. Und du — du bist eine Heilige! — Und ich blinder, wildherziger Mann habe dich all diese Jahre ... gehaßt? O nein! Ich konnte nicht! Aber verachten wollt' ich dich und deine Treulosigkeit. ‚Die schöne Verräterin' nannte ich dich so gern in meinen schlummerlosen Nächten. Ach der Spruch:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut
Schmerzt wie verratne Liebe thut,' —

er war zu meinem Nachtgebet geworden. O dich verachten — diese Wollust that so bitter weh! Vergieb mir, Heilfriede! Kannst du mir vergeben?"

Sie trat nun langsam von der Thüre wieder in die Mitte der Halle zurück. „Ich hab' mir's wohl gedacht," erwiderte sie traurig. „Ihr kanntet mich doch nicht genug, an mich zu glauben auch gegen den Anschein. Ich, Herr Heinrich, würde nie so an Euch gezweifelt haben." — „O sprich, daß du mir verzeihst!" Sie lächelte wehmütig: — es ließ ihr unendlich schön. „Stände ich hier, wenn

ich Euch nicht vergäbe?" — „Dank!" — „Ist doch kaum etwas zu vergeben! Daß ein ungestümer Mann, gekränkt in seinem Stolz von einem Weibe, das ihn aufgab, diesem nicht gute Beweggründe beilegt, sondern Schwäche in seinen vorwurfsvollen Gedanken, — das ist wohl so der Lauf der Welt. Aber Ihr ahnt nicht, was ich empfand, als mich, statt der Nachricht Euerer Verlobung mit der Regentin, wie ein Donnerschlag die Kunde traf am fernen Rhein: ‚Graf Heinrich von Rothenburg hat der Welt entsagt.' Er!" Hier leuchteten die sonst so mattblickenden blauen Augen zum erstenmal auf in freudigem Stolz. „Der allerersten Helden des Reiches einer — mir — so lange Zeit! — der Erste! Er nahm die Weihen! Ward Priester! Umsonst, umsonst — so sagt' ich mir — habe ich mein Herz verleugnet, mein Leben geopfert, ihr und ihm. Weder die Herrin, vor der ich aus Dankbarkeit zurückstand, noch Er, dem ich den Weg zu kaiserlichem Glanze bahnen wollte, hat Vorteil davon! — Ach, in jenen Nächten ist mein Haar ergraut. Und ich sagte mir doch auch, welches Weh allein es sein konnte, das den heldenhaften Mann dahin getrieben, das siegvertraute, das geliebte Schwert sich abzugürten." — „Ja, Heilfriede, auch das that weh." „O so vergebt Ihr mir!" rief sie nun in überraschendem Ausbruch des Gefühls, „daß ich Euere Liebe nicht als so stark erkannt, wie sie es war. Aber seht: darum ließ mir die Sorge um Eure Seele keine Ruhe! Sollten wir vor Gott treten — Ihr belastet mit diesem sündhaften, grundlosen Hasse gegen mich und ich ohne Eure Verzeihung, daß ich Eure Liebe unterschätzt? Alles, alles sagte ich meinem wackren Mann in diesen Tagen auf unserer Rückreise aus Welschland: alles! Und er ließ, ja er hieß mich dennoch zu Euch eilen."

„Ich dank' ihm! Sagt ihm das!" In rascher Auf-

wallung des Edelgefühls kam das hervorgesprudelt. Zögernd fügte nun der jahrelang genährte Groll hinzu: „Das heißt: wenn ein Dankeswort von mir bei Graf Gerwalt gute Stätte findet."

„O Herr Heinrich! Ihr habt ihm noch viel, viel mehr zu danken!"— „Hei ja, gar manchen Span, Streit und Verdruß! Ein Glück, daß er, seit er diesen Gau erhalten, immer jenseit der Alpen weilte. Saß er da oben auf dem Marienberg und ich hier — es wäre wohl Blut geflossen. So hab' ich mich nur mit seinen Amtleuten herumzuzanken gehabt. Wo ist er? Wann folgt er Euch nach?" — „Heute Nacht oder morgen in aller Frühe. Er hat noch in seinem andern, im Rangau Geschäfte."

„Auch über diesen," schalt der Bischof, „gab es immer Zank und Hader!" — „Gerade deshalb hat er . . . .! Aber nein! Ihr würdet mir nicht glauben. Und bevor der Erfolg eintreten kann, stehen wir alle drei vor Gott. Dort — auf Wiedersehen, Herr Heinrich!" — „Heilfriede! Wohin?" — „Nach Haus' — in die Burg — so gebot mein Gemahl — ihn dort zu erwarten." — „Gut! Gehorcht ihm Aber noch eine Bitte — die letzte im Leben." — „Sprecht!" — „Wann nun die letzten Dinge hereinbrechen — wann die Posaunen erdröhnen der Engel des Gerichts — dann, Heilfriede, laß uns die Ankunft des Herrn gemeinsam erwarten. Im Dom, am Hauptaltar, im Schutz aller heiligen Reliquien, versammle ich, lang vor Mitternacht, die Gemeinde um mich — so viel der Gläubigen die Kirche fassen mag. — O Heilfriede, in solch schirmender Umgebung, an solch heiliger Stätte erwarte auch du das Ende. Steige rechtzeitig herab von der Burg und —"

„Mein Gemahl ist bis dahin sicher hier. Gern wird er mit mir Euren frommen Vorschlag annehmen. Versöhnt,

befriedet, vereint, Hand in Hand wollen wir dann alle drei das Ende erwarten ... — Und nun noch" — ihre Stimme zitterte — „Euren Segen, Herr Bischof!" Und sie beugte demütig vor ihm das bleiche Gesicht.

Er aber winkte ihr abwehrend mit der Hand. „Wer bin ich, daß ich dich segne? Der Sünder die Heilige! Dich hat der Herr gesegnet aus der Maßen. Selig sind, die reinen Herzens sind, denn ihrer .... ach, dein, Heilfriede, ist das Himmelreich!"

Und der starke Mann brach laut aufschluchzend zusammen über dem Tisch. „Leb wohl! Auf Wiedersehen am Ende, Hezilo!" hauchte sie. „Heilfriede! Deine Hand! Nur deine Hand —" Er sprang stürmisch auf.

Sie war verschwunden. Wieder lehnte er sich vorgebeugt, seiner selbst kaum mehr bewußt auf den Schreibtisch.

Dabei streifte sein langfaltiger Ärmel eines der Pergamente, es glitt herab von der Tischplatte und fiel gerade auf das offene Becken der glühenden Kohlen.

Hastig raffte er es auf, schon war es leicht angebrannt.

„Kaiser Karls Verleihung!" rief er erschrocken. „Beinahe ...! Nun, und wenn sie verbrannte?" lächelte er. „Wie thöricht doch die Gewohnheit macht! Übermorgen verbrennt sie ja doch! Mit allem was sie mir — dem Bistum — schenkte. O du unselig Pergament! Durch deine zierlichen Buchstaben hat mich der Welsche bezaubert, durch dich hat er mich immer wieder angetrieben, wann ich nachgeben wollte. Zwar für Sankt Burchhards Recht ... ach nein, nein, es ist ja all nicht wahr!

Heinrich, gesteh' dir's doch endlich — an diesem Tage — selber ein, dir und dem Allwissenden, den du ja doch nicht täuschen kannst, wie du dich selbst so lange, so gern getäuscht hast. Die Lust, Land und Leute zu be-

herrschen, gegen ihren Gatten — lauter Sünde hat dich dabei getrieben! Unheilsurkunde! Hätt' ich dich doch nie entdeckt! Wärst du doch verbrannt mit allen andern damals vor vielen Jahren! Oder jetzt verbrannt — in diesen Kohlen, — eh' ich dich nochmal sehen mußte!

Dämonisches Geschreibsel!" Zornig zerknitterte er es in der Rechten. „Wieviel Sünde hast du in mir angerichtet! Ich hasse dich, ich verfluche dich — nicht erst übermorgen — gleich sollst du verbrennen! Durch meinen Willen! Durch meine Hand! Und so wie ich dich zerstöre, so thu' ich von mir — zu Ehren jener bleichen Heiligen — allen Haß gegen Gerwalt und jedes — jedes! — sündige Verlangen!"

Und in fiebernder Erregung, seiner Sinne nicht mehr mächtig, riß er das zähe Pergament mit den beiden starken Händen mitten durch und warf die beiden länglichen Streifen in die glühenden Kohlen.

Hoch loderte sofort die helle Flamme auf. Mit seltsamer Lust sah er das noch: dann stürzte er besinnungslos, ohnmächtig auf den Estrich nieder.

So fand ihn Supfo, der den schweren Fall gehört hatte und besorgt herbeieilte.

Fünftes Buch.

I.

Der furchtbare Tag war angebrochen und nahezu abgelaufen ohne irgendwelche Störung der Ruhe in der Stadt.

Das war bei der gewaltigen Aufregung aller Gemüter nur den weisen und kräftigen Anordnungen zu danken, die der Bischof schon lange für diese bangen Stunden vorbereitet und nun ins Werk gesetzt hatte. Unter Supfos treuer Pflege — er hatte dabei des Steinweins nicht gespart! — erholte sich die starke Natur Herrn Heinrichs bald von der Betäubung, in welche ihn der rasche Wechsel so mannigfaltiger Erregungen gestürzt hatte; er begab sich noch am Abend zu rechter Zeit in den Dom und waltete dort seiner heiligen Pflichten.

Nach durchwachter und durchbeteter Nacht schritt er in feierlichem Aufzug, gefolgt von seiner ganzen Priesterschaft und allem Volk, durch die Straßen, zum letztenmal Gott zu danken, seine Gnade und die Fürbitte der Heiligen anzurufen. Zwar ward gemeldet, daß räuberische Bauern auch an diesem Tage selbst noch sich ziemlich nahe der Stadt gezeigt hätten: — aber auch hiergegen hatte Herr Heinrich wachsame Vorkehrung getroffen auf den Warttürmen.

So war der wunderschöne Sommertag friedlich, feierlich, erwartungsvoll hingegangen.

Nun deckten bereits blaue Schatten die fernen, waldigen Höhen an dem Oberlaufe des Flusses, während in der Stadt auf den Türmen im Umkreis der Mauern die roten Pechpfannen der Türmer glühten; auch stromabwärts glomm hier und da ein Licht aus den auf den beiden Ufern verstreuten Höfen: die Leute wachten in bangem Gebet die Mitternacht heran.

Schon damals setzte sich wie heute auf dem rechten Mainufer die von Süden herziehende große Heerstraße unterhalb der Stadt gen Norden hin fort: im Osten stieß sie dicht an die mit Reben bepflanzten Anhöhen; aber links, gegen den Fluß hin, erstreckten sich in jener Zeit noch Wiesen und Buschwerk.

Wonnesam ist und berauschend die laue Mittsommernacht zu Würzburg und, wie des Lenzes in jenem gesegneten Mainthal, wird, wer je dort einer Mittsommernacht genoß, ihrer dankbar gedenken.

Und diese Nacht, welche da als die letzte ihren weichen dunklen Schleier werfen sollte auf die Erde, — diese Nacht war wunderbar vor den andern vieler Jahre! —

Der Mond stand nahezu voll am Himmel: von den Osthöhen aufschwebend warf er sein bleiches Licht zauberhaft auf den Fluß, auf die ragenden Mauern der Burg im Westen; leichtes fast durchsichtiges Gewölk, von rötlich gelben Rändern umsäumt, zog manchmal, vom lauen Südwest getragen, über die leuchtende Scheibe, durch solchen Wechsel des vollen und des gedämpften Lichts den Reiz geheimnisvoll erhöhend.

Jener weiche, warme Südwest — hauchend, als wär'

es Atmen des Himmels — führte auf seinen leisen Schwingen den wunderbaren, den süß berauschenden, den entzückenden Duft der Rebenblüte von den Weingärten des Burgbergs, zumal der Burgleiste über den Fluß nach Nordosten. — Zur Sonnwend gerade stehen dort die Reben in voller Blust und ihr Duft ist keinem auf Erden vergleichbar! Es ist eitel Poesie, süße, feurige, heiße Liebeslust atmende Poesie, was die trunkenen Sinne da einschlürfen in einer Berauschung, viel feiner und beseligender als im Trunk des Rebensaftes selbst.

Durch jenes Strauchwerk an der Straße und über die Wiesen hin flogen Leuchtkäfer in reicher Menge, mit ihrem grünlichen Licht das Phantastische, Ahnungsvolle dieser halbdunkeln Stunden noch steigernd.

Das Buschwerk aber bestand zum größten Teil aus wilden Rosen, die so schön, so starkstämmig, so zahlreich wie dort im sonnigen Mainthal wohl nirgend mehr gedeihen auf deutscher Erde.

Vielfach hatten zwar die Rosen schon abgeblüht: aber der überaus warme und doch feuchte Sommer hatte an vielen Büschen eine zweite Blüte hervorgelockt: und der honigduftende süße Hauch der Wildrose mischte sich hier mit dem feineren herberen der Rebe.

Und in den Rosenbüschen schlugen und schmetterten ihr feurig Lied ungezählte Nachtigallen! So laut, so lustheiß, so jauchzend in beglücktem Minnewerben! So stark, wie noch in keiner Nacht dieses Sommers! Es war, als ahnten die klugen Vögelein, die zwar an den Untergang der Welt nicht glaubten, daß sie nun bald verstummen mußten für ein Jahr: und als wollten sie noch einmal aus vollster Kraft den Wonnejubel der Liebe hinausschmettern in die blaue, die leise atmende Nacht! —

All das: das silberne Mondlicht — der laue Wind

— der Reben- und Rosenduft — das heiße, brünstige Lied der Nachtigall — wirkte zusammen zu einer süßen, weichen lustvollen Berauschung der Sinne und der Seele. — —

II.

Der Zauber dieser Stunde befing wohl auch den einsamen Reiter, der aus dem äußersten flußabwärts vorgeschobenen Blockhaus der Pfahlbefestigung in raschem Trabe gegen die Stadt geritten kam.

Er hatte den Helm abgenommen und ließ die laue kosende Nachtluft, den schmeichlerischen Wind, der ihm entgegenkam, frei durch seine dunkeln Locken streichen. Er hielt nun das schwarze Roß an, sprang ab und führte es am Zügel: „Still, Orco, tritt sacht auf! Sie dürfen uns nicht kommen hören, die frommen Frauen, sonst . . .! — Ich hielt es nicht mehr aus! Ich mußte! Es riß mich fort so unwiderstehlich — wie dort der heiße Sang dem kleinen Vöglein aus der Seele bricht. Diese Nacht! Nie sah ich ihresgleichen! Du mußt — du mußt mein werden vor dem Ende. Magst du wollen oder nicht! Aber du wirst wollen: — wollen müssen! — denn du liebst mich! Wie lautete doch das Lied, das ich gestern auf diese Nacht, auf diese Stunde gedichtet?

Morgen um die zwölfte Stund',
Heia, geht die Welt zu Grund!
Doch nicht eh' bis Minnegard —
— Leib und Seel'! — mein eigen ward! —
Diese Nacht,
Wann Hut und Wacht

Liegt in Betgeheul und Jammer,
Dann erbrech ich deine Kammer:
Magst erglühen, magst erblassen, —
Eher nicht will ich dich lassen
Bis du mein!
Dann brich herein,
Ew'ge Pein!
Wirst von deinem roten Mund
Gott mich in der Hölle Schlund:
Du warst doch mein!

Aber der liebe Gott wird's selber einsehen, daß ich nicht anders konnte. Was hat er sie so schön geschaffen und mich so heiß? Und ich hätte ja ganz gern des Bischofs Segen dazu erbeten, wenn . . . Aber halt! Was ist das? Wer kommt da mir entgegen? Eine dunkle Gestalt — ein Weib — ganz allein — heute! in dieser Stunde! — Sie winkt mit der Hand. Bei Sankt Martin zu Tours! Wahrhaftig — sie ist's! sie selbst. — Minnegardis!" „Fulko!" schallte es zurück. Und er eilte ihr entgegen, das Tier nach sich ziehend. Hell trat der Mond aus Gewölk, da sie sich erreichten. „Geliebte! Du — hier?" rief er und faßte ihre beiden Hände. „Wen suchst du?" — „Dich!" — „Aber wie konntest du . . . ?" — „Ich ahnte, du würdest, müßtest kommen in der letzten Stunde der Welt. Ach, ich wußte es!"

„Woher?" — „Aus meinem eignen Herzen und Verlangen! Ich erfuhr, du hast Wache in dem Blockhaus da unten. Da wußte ich, du würdest versuchen, mit List oder Gewalt zu mir zu dringen, in meine Kemenate bei den Religiosen. Aber ich wußte auch, es könne dir nicht gelingen." — „Ich bin auf dem Weg und mein Schwert..." — „Wäre nicht nötig gewesen. Ich erwartete dich und hätte dir den Laden der Kemenate selbst geöffnet." — „Nun also!" — „Aber ich sollte ja fort! Der Bischof

ließ mir sagen, er werde mich noch vor der zehnten Stunde durch die Runde der Wachen abholen lassen in den Dom Dreißig Speeren konntest du mich nicht entreißen! Und darum — o ich sollte wohl vor Scham vergehen! — darum, weil du nicht zu mir dringen konntest — deshalb, du geliebter Mann, kam ich zu dir! Drang ich, flog ich dir entgegen. Denn, wisse das, du heiß Begehrter: ich liebe dich über alle Maßen. Und nicht sterben will ich, bevor du das erfahren und gefühlt. Ich muß, ich muß! Es reißt mich dir entgegen mit unbezwinglicher Gewalt, so notwendig wie hier die Rose duftet, dort das Vöglein singt. Dein will ich sein und dir gehören — unscheidbar Eins in Ewigkeit. Und wird — wie sie lehren — in der Ewigkeit nicht geküßt und gefreit, — so will ich dich küssen und kosen in der letzten Stunde, da die Welt noch steht. Will mich der gütige Himmelsherr drum strafen, — — so mag er's thun. Ich aber thu', was ich nicht lassen kann. Ich kam, um dein zu werden, ach nur im Tod: nicht mit dir zu leben, nur mit dir zu sterben. Ich liebe dich, komm an dies Herz und fühl's, wie ich dich liebe." Und weit öffnete sie beide Arme und stürmisch umschlang er sie. Und er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Komm," — flüsterte er dann — „hier auf der offenen Heerstraße — man wird dich vermissen — suchen . . . ."

Ein leichter Sprung und sie waren westlich von der Straße im dichten Gebüsch: — das kluge Roß sprang hinterdrein: — er schlang den Zügel um den nächsten Baum: „Nun, treuer Orco, halt Wacht! und warne, kommt jemand." Der Rappe wieherte lustig und nickte mit dem Kopf, als hab' er alles verstanden. — — —

Und — nun alles still ringsum . . . . ganz still.

Der Mond lugte nur selten und schonend durch das dichte Gebüsch auf die weiche Wiese. Ein Leuchtkäfer flog

über ihre Häupter hin und ließ sich dicht neben Minnegardens Locken nieder auf das Gras „Unsre Hochzeitfackel!“ flüsterte er.

Und der laue Wind trug ganze Wolken Wohlgeruchs von Rebenblüt' und Rosen ihnen zu.

Und laut, schmetternd, jubelnd, schlug die Nachtigall im nahen Busch ihr triumphierend Siegeslied der Minne. — — —

Sonst rings alles ruhig um sie und weihevoll: rings alles still: auch sie sprachen nicht vor eitel Seligkeit und eitel Liebe. — — —

Plötzlich wurden die Glücklichen aus ihrer süßen Versunkenheit aufgestört durch einen dröhnenden ehernen kriegerischen Ruf.

Erschrocken fuhr Minnegard auf unter seiner heißen Liebkosung, strich das gelöste wirre Haar aus den brennenden Schläfen zurück und rief: „Horch! Was war das? Die Posaune des Gerichts? Bricht das Ende herein? Ich fürchte es — nun — nicht mehr. Denn du wardst mein und höchste Seligkeit. Und nicht den strengen Richter: Hand in Hand mit dir tret' ich vor ihn hin und jauchze: ‚Ja, ich liebe ihn, ewig werd' ich ihn lieben! Strafe mich, Herr, wenn es Sünde war. Aber ich thät's nochmal!‘“

„Still, Kind! Laß mich horchen! Richtig. Das — es ist auch noch lange nicht Mitternacht! — Das ist nicht die Posaune der Erzengel: — das ist das Wächterhorn vom Brückenturm. Aber es bläst den Waffenschrei!“

Er machte sich los aus ihren Armen und lauschte.

„Horch! In der Runde antworten die andern Türmer. Es ist der Notruf: ‚Feinde!‘ Und schau — dort — in der Ferne — unweit der Stadt — vor der Sandvor-

stadt — flammt Feuerschein auf. Das sind Mordbrenner, räuberische Bauern."

„Wie? In dieser Nacht? Kurz vor dem Ende?"

„Gleichviel! Es scholl der Waffenschrei: Herr Heinrich ruft seine Ritter. Nicht vergeblich soll er Fulko rufen! Auf, mein süßes Lieb, du mein holdes Eigen: — rasch in den Sattel! So ist's recht! Halte dich an der Mähne! Hier bin ich schon hinter dir im Sattel. Noch einen Kuß! Und noch — und noch Einen — den letzten wohl! Und nun, renne mein Rößlein! Fulko und Minnegard darfst du tragen aus seliger Lust in seligen Tod."

Pfeilschnell sauste das edle Tier durch die Wiesen gegen die Stadt dahin: es wieherte den schmetternden Trompeten feurig entgegen.

III.

Es waren noch etwa zwei Stunden vor Mitternacht.

Im Dome standen der Bischof und seine Geistlichen und so viele Gläubige, als der Raum zu fassen vermochte, Kopf an Kopf gedrängt, versammelt: auch in allen andern Kirchen und Kapellen hatte, nach Anordnung des Bischofs, nächtlicher Gottesdienst stattgefunden, ein paar Stunden nachdem die Vesperfeier vorüber war: auch sie waren sämtlich überfüllt.

Zu Hause blieben fast nur die Kranken, die Bett oder Haus nicht verlassen konnten und oft, aber nicht immer, ein Pfleger — oder meist eine Pflegerin! — welche die Pflicht, bei den Siechen auszuharren, höher anschlugen als den Trost, das Ende in der Kirche, in der schützenden Nähe der Heiligtümer zu erleben.

Nur Eine Ausnahme kam vor: — der Bischof selbst hatte sie befohlen.

Die Führer der Thor- und Wallwachen, die er — in Abwesenheit des Grafen — ordnete, waren am Morgen vor ihn getreten und hatten ihn gefragt, ob sie nicht mit ihren Leuten heut, am letzten Tag der Welt, ihr kriegerisch Werk einstellen und in den Kirchen der Andacht aller andern sich anschließen dürften?

Bei Herrn Heinrich hatten auf diese Bitte hin der Bischof und der Kriegsmann einen scharfen Kampf geführt; aber der Kriegsmann hatte gesiegt. Er hatte die Stirne gefurcht und gesprochen: „Nein! Die Landbrenner sind nah! Jeder auf seinem Posten. Der Bischof vor dem Altar, der Turmwärter auf dem Turm. Findet uns der Herr dort, so findet er uns da, wohin wir gehören. Bis zum letzten Augenblick — die Pflicht des Dienstes, des weltlichen wie des geistlichen.“

Mit stillem Kopfnicken hatte er, lange bevor er die Messe begann — die letzte, die er zu lesen hatte! — von dem Ankleidezimmer aus die Gräfin mit ihren Frauen die Steinstufen des Doms hinaufschreiten sehen. „Sie hält Wort,“ sprach er gerührt; den Grafen Gerwalt sah er noch nicht, er vermißte auch noch Minnegard und Edel: aber er zweifelte nicht, sie würden rechtzeitig, wie er geboten, erscheinen.

Die Messe war gelesen, auch die Predigt zu Ende, in welcher der Bischof ernst, aber ohne weich zu werden, in mannhaften tapfern Worten zu seinen Hörern sprach, dem Feldherrn vergleichbar, der seine Sturmschar ermahnt, dem sichern Tode kühn entgegenzuschauen. —

Der Dom hallte wider von dem lateinischen Gesang der Priester und der Chorknaben, in welchen hin und wieder

die Latein- und Sanges-Kundigen aus der Gemeinde einfielen. —

Wallend und wogend zogen dichte Wolken des Weihrauchs durch den von Öllampen und Kienspänen nur schwach beleuchteten einschiffigen Holzbau: — bloß der Hauptaltar, wo der Bischof nun segnend stand, strahlte in der Helle zahlloser Wachskerzen. —

Da plötzlich schmetterte durch die offene Thür — denn die Menge der Andächtigen drängte vom Chore durch die ganze Kirche und auch durch die Thüre hinaus bis auf die Stufen und auf den Platz vor dem Dom — derselbe eherne Trompetenschall, welcher das wonneberauschte Liebespaar aufgeschreckt hatte.

Auch hier würde wohl die Vorstellung des Posaunentons des Weltgerichts — heute allen die nächstliegende — die Menge ergriffen und in dem dichten Gedränge Schrecken und Entsetzen verbreitet haben. —

Aber Herr Heinrich kam dem zuvor.

Sofort erkannte sein an solchen Ruf gewohntes Ohr die Eigenart dieses Grußes. Er ermaß auch blitzschnell die Gefahr, welche ein falscher Schreck über die vielen Hunderte, in engem Raum zusammengepferchten, höchst erregten Menschen bringen mußte.

So rief er denn mit seiner lauten Stimme, die gewohnt gewesen, mit dem Ruf des Befehls das Toben der Reiterschlacht zu überdröhnen: „Bleibt ruhig, ihr Gläubigen! Das ist nicht der Beginn des Gerichts! Ich habe befohlen, mit der Turmtrompete . . . Hört ihr? Es ist die Trompete vom Sandturm — jetzt auch vom Brückenturm! — zu melden, wann sich das Raubgesindel gegen die Stadt heranzieht. Es sind Brandräuber!“

Da brach sich durch die Menge vor den Stufen ein ganz Gewaffneter Bahn — er schob die Bürger, die Frauen,

links und rechts kräftig zur Seite — schon hatte er den Altar erreicht. „Auf, Herr Bischof! Hier Euer Schwert. Nehmt! Eure Sturmhaube! Euer Roß steht draußen gesattelt. Feinde vor der Stadt! Es brennen schon mehrere Höfe mainaufwärts. Kommt und helft!" Es war Blandinus, voll glühenden Eifers: Nie war sein schön Gesicht so schön gewesen, wie es jetzt unter der Sturmhaube hervorglänzte. „Helft! Rettet! Herr Bischof!" riefen die Bürger. „Was sollen wir thun?" „Hierbleiben! Beten!" schrieen die Weiber.

Aber Herr Heinrich richtete sich auf zu seiner vollen Höhe, riß das Schwert aus der ihm dargereichten Scheide, warf diese weg, und, hoch die Klinge schwingend, rief er: „Fechten sollt ihr! Nicht beten! Eure Stadt, Sankt Burchhards Weihtum, schirmen! Fallt ihr so, so fallt ihr schön und büßet manche Sünde. Wie können wir besser unsre letzte Stunde verleben, als im Kampfe für Sankt Kilians Heiligtum? Folgt, ihr Bürger Würzburgs, folgt euerm Bischof! Hinaus vors Thor und wehe den Kirchenräubern! Sankt Kilian und Sankt Burchhard ziehn euch voran!"

Und er stürmte die Stufen des Altars hinab der Domthüre zu.

„Sankt Kilian und Sankt Burchhard! Steht uns bei!" riefen die Krieger und folgten ihm.

IV.

Das kühne Vorgehen des streitbaren Bischofs sollte sich aber doch gar bald als allzukühn erweisen.

Zwar die Dienstmannen und Reisigen waren rasch zur Stelle und folgten sofort eifrig ihrem heißgeliebten Führer: Blandinus, dem der Befehl in der inneren Stadt übertragen war, hatte sie rasch gesammelt: aber Hellmuth und Fulko konnten nicht zur Stelle sein: ihnen hatte ja Herr Heinrich die gefährlichste Wacht: die in den beiden entlegensten Blockhäusern des Pfahlhags flußabwärts und flußaufwärts anvertraut.

Und das Häuflein, an dessen Spitze jetzt der Bischof durch das Südthor und die Sandvorstadt sprengte, war doch nur recht klein: zwanzig Rosse und vierzig Fußknechte: mehr waren es nicht.

Die Bürger aber zeigten zwar guten Willen, waren auch nicht übel gerüstet und in den Waffen geübt. Allein es währte recht lange, bis sie diesmal in genügender Stärke beisammen waren und ihrem Bischof hinaus nacheilen konnten, der sofort mit seinen Dienstmannen allein dem Feinde entgegengesprengt war.

Unbewaffnet waren die Burgensen alle — den Canones und dem Landfriedensrecht gemäß — in den Dom und in die übrigen Gotteshäuser gekommen: nun mußten sie erst in ihre oft weit entlegenen Höfe zurück, sich mit Schutz- und Trutzwaffen zu versehen, meist unter dem Widerstreben, den Bitten und Thränen ihrer Weiber und Kinder, die sie im Angesicht des nahenden Gerichts nicht von ihrer Seite, nicht aus dem Hause, am wenigsten vor das Thor hinaus zum Gefecht ziehen lassen wollten.

So sammelten sie sich heute nicht, wie herkömmlich war,

an den vorherbestimmten „Schar-Orten", sondern einzeln, paarweise oder in ganz kleinen Häuflein, wie sie sich auf dem Wege zu der Sandvorstadt zufällig gefunden, trafen sie vor dem Südthor weit, weit hinter dem Bischof auf der Heerstraße oder auf der Allmännde ein, die nun gar bald zum Schlachtfeld werden sollten.

Bevor wir aber dieses betreten, müssen wir nachholen, was auf demselben unmittelbar vorher sich begeben hatte.

V.

Um dieselbe Zeit, da nördlich der Stadt Frau Minne Ritter Fulko und schön Minnegard einander entgegengeführt hatte, eilte im Süden der Stadt auf der großen Heerstraße gegen das Südthor zu eine weiße Gestalt.

Ein lichter Schleier flatterte ihr nach, so hastig schritt sie: im Glanze des Mondes, den nur selten ziehend Gewölk verdeckte, leuchtete das freiflutende, hellblonde Haar — es war aufgegangen: das zusammenhaltende blaue Band hatte sie bei dem raschen Aufbruch verloren. Sie drückte den weiten hellgrauen Mantel über der Brust zusammen. Ihr Auge spähte scharf vorwärts: aber nicht auf die Vorstadt am Ende der Heerstraße war es gerichtet, sondern links ab von der Straße, wo, nahe dem Flusse, das äußerste Blockhaus des Pfahlhags vor dem Südthor ragte.

„O Gott," betete die Eilende, „laß mich noch recht kommen. Nun Ein Wort zu ihm — von ihm! Dann will ich ja gern in den Dom. Wie spät mag es schon sein? Ich konnte die Zeit nicht genau erkunden! Wartete ich länger, mußte ich in Begleitung der andern Frauen

gehen und dann mit ihnen gleich in den Dom. Mag es wohl schon bald Mitternacht sein? Barmherziger Heiland, o verschiebe die Stunde des Gerichts nur so lang, bis ich .... Du blickst in mein Herz, heilige Jungfrau! Du weißt, mich treibt nicht sündiger Liebe Verlangen — nicht an seine Hand will ich rühren! — nie würde ich aus solchem Sehnen die scheue Scham überwinden, und zerspränge mir darüber das Herz in der Brust. Nein! Nicht nach solchem steht mein Begehren! Ich will ja nur — — — du weißt, Gott, was ich will. Darum hilf mir! Bald — bald bin ich ja dort. Sehe ich doch schon das schmale Thor, das in das Blockhaus führt. Gleich muß der Wiesensteig links abbiegen hier unten von der Straße .... Ah! Was ist das? Dies Thor ...?"

Sie konnte nicht vollenden.

Mit Schrecken nahm sie wahr, wie das Blockhausthor, nach welchem Ziel ihres eilenden nächtlichen Ganges sie so sehnsüchtig ausgeschaut hatte, sich von innen öffnete und wie aus demselben auf dem engen Wiesenpfad, der ein wenig hügelan auf die Heerstraße führte, ein Reiter ihr in den Weg sprengte.

„Weh mir — wenn man mich erkennt, anhält, — aufhält!"

Sie wankte: sie stützte die Hand auf einen breiten Grenzstein rechts an der Heerstraße, der hier die Markung der Stadt von den Äckern des Kandahari trennte. Schon hatte der rasche Reiter die Hochstraße erreicht: ungestüm jagte er heran — sein Helm glänzte und strahlte hell im Mondlicht — ein langer dunkler Mantel flog ihm nach von den gepanzerten Schultern: — sie hoffte, er werde an ihr vorbeisausen: sie glitt ganz hinter die breite Steinsäule — schon hörte sie das Schnauben seines Rosses — schon sah sie ... „Ah! Er! Gott ich danke dir!"

rief sie frohlockend und sprang, beide Arme hoch gen Himmel erhebend, aus ihrem Versteck hervor.

Heftig erschrak das Roß, aber nicht der Reiter. „Edel!“ rief er, bändigte kraftvoll das scheuende, hochsteigende Tier, brachte es zum Stehen, sprang nun ab und schritt ihr, den Zügel in der Hand, entgegen. „Jungfrau Edel“ — in höchstem Erstaunen sprach er — „was thut . . . was wollt Ihr hier — allein . . zu dieser Stunde? Was sucht Ihr?“ „Euch!“ rief das Mädchen. „Nein doch: dich, Hellmuth, dich!“ Und beide Hände fest ineinanderringend ließ sie sich vor ihm auf die Kniee gleiten. „Laß mich! Nicht deine Liebe such' ich mehr — ich weiß, ich habe sie verwirkt — aber deine Verzeihung. Ich kann nicht sterben, kann nicht vor den ewigen Richter treten mit dieser unverziehenen Schuld auf meiner Seele, der schweren Sünde der Herzenshärtigkeit, des verstockten Stolzes, der grausamen Mißhandlung . . . Ich habe dich gequält . . . gepeinigt, ich habe dein stummes monatelanges Flehen um Verzeihung eines ach! so leichten Fehls, — eines Fehls aus Liebe! — mit Füßen in den Staub getreten! O es war so schlecht von mir, so eitel, so sündhaft! Aber sieh: nun — in der letzten Stunde meines Lebens — lieg' ich, Edel, die stolze Edel, vor dir im Staub — nein, laß mich! Ich stehe nicht auf, bis . . . Und ich flehe dich an: verzeihe mir! Verzeihe mir um des Heilands willen, der, ein Wunder wirkend, dich mir hier entgegengesandt hat in dieser Stunde! Ich sprang aus dem Fenster der Kemenate in den Garten. Ich wußte, wo du zu finden warst. Ich konnte es nicht mehr ertragen — ich lief dir entgegen — es schob mich vorwärts wie mit unsichtbaren Engelshänden: das Wort, das in diesen Tagen unablässig uns verkündet ward: — ‚Bereue! Büße!‘ — es mahnte mich unwiderstehlich, die schwerste Schuld meines Lebens

zu büßen: die Schuld gegen dich und deine große, deine rührende Liebe. Ich hätte dich im Blockhaus aufgesucht vor allen deinen Reisigen und dich dort laut angefleht, wie hier in der heiligen, nur von Gott erschauten Einsamkeit: Hellmuth, verzeihe mir!"

Schon hatte er sie vom Boden aufgerissen. „Edel! Ich Euch — ich dir verzeihen? Nein, vergieb du mir. Die Liebe riß mich fort. Doch du kannst das nicht fassen! Denn was weißt du von Liebe!" „Ich?" — Sie errötete über und über, wie sie nun mit unendlicher Anmut das edle langgestreckte weiße Antlitz zu ihm emporhob: es leuchtete geisterhaft im Glanz des Mondes, umrahmt vom blonden Haar: — sie richtete einen langen Blick auf ihn aus den tiefen grauen Augen. — Dann senkte sie die dunklen Wimpern und fragte: „Was immer Euch in dieser letzten Stunde der Welt in die Nacht hinausgetrieben hat, was immer Ihr suchtet — gewiß war's nicht Edel?" — „Wie durfte ich das wagen? Nein! Den Tod, den Heldentod in herrlichem Reiterkampf. Denn wisset — von dorther — von Süden — nahen alsbald furchtbare Feinde." „Den Tod? O so laß mich ihn teilen!" rief sie leidenschaftlich ausbrechend. „Du hast mir verziehen — und du liebst mich noch immer — ich sehe dir es an: so gewähre mir die letzte Bitte! Im Leben hat mein sündhafter Stolz uns getrennt: laß nun im Tode meine Demut uns vereinen. Vergönne mir, mit dir zu sterben." Und überwältigt von allbezwingender Liebe sank sie an seine Brust, das schmale Köpflein vorwärts beugend wie eine tauschwere Blume. „Edel! Geliebte! Ist es wirklich? Bist du meine Edel?" — „Ja! Deine Edel! Aber nur im Tode dein!" Und er küßte sie auf die weiße Stirn: er wagte es nicht, sie auf die so festgeschlossenen, schmerzumzuckten Lippen zu küssen.

Es war ganz still um dieses Paar; hier sang keine Nachtigall. —

Plötzlich schlug an beider Ohr von Süden her ein schriller gellender Hornruf. „Horch! Was war das?“ rief Edel, erbleichend und sich hoch aufrichtend. Beide wandten sich nun flußaufwärts nach der Richtung des Schalles. Alles still. Da flammte in der Ferne rote Lohe auf. „Der Weltenbrand!“ rief Edel. Aber im selben Augenblick antworteten dem ersten Hornruf zwei, drei lautere dem Paar erheblich näher. „Nein!“ rief Hellmuth. „Gut kenne ich den wilden Ton! — Das sind wendische Hörner! Sie blasen den Kriegsruf. Und schau: dort brennt ein zweites — wie rot! — ein drittes Feuer auf — dort liegen die Höfe des Randahar — es sind ihre brennenden Strohdächer. Das sind wendische Plünderer! Sind ja Heiden, glauben nicht an das Weltgericht. Und horch nur! Ich meine . . .“ Er warf sich zu Boden und drückte das Ohr fest auf die harte Heerstraße. Sofort sprang er wieder auf. „Kein Zweifel. Reiter sprengen heran! Viele, sehr viele! Die Erde dröhnt von Hufengestampf. Das sind nicht die himmlischen Heerscharen und nicht die Teufel der Lüfte. Auf, Edel, rasch! In diese Hände darfst du nicht fallen.“

Er hob sie auf das Pferd und schwang sich hinter ihr in den Sattel. „Wohin? Was willst du thun?“ fragte sie. „Ich warne die Stadt und Herrn Heinrich.“ Und schon jagte der treue Falk sausend zurück nach dem Südthor. Funken stoben unter seinen klirrenden Hufen aus den Kieseln der Straße, weithin flog Edels weißer Schleier nach.

VI.

So war es Hellmuth gewesen, welcher zuerst den Turmwart des Südthors gewarnt und auf die nahenden Feinde merksam gemacht hatte.

Er führte die bleiche schweigende Edel in die nahe Kirche in jener Vorstadt der Heiligen Petrus, Paulus und Stephanus. Hier, dicht bei dem Südthor, fanden sich alsbald viele Frauen und Mädchen der Stadt aus den nächsten Höfen, aus dem Dom und den andern Kirchen zusammen: denn hier war man sicher, zufrühest Nachricht von dem Gefecht zu erhalten, sowie den Bischof und die Seinen bei ihrer Heimkehr zuerst zu begrüßen. Hierher führte auch Fulko die Geliebte, die er schon außerhalb des Nordthors vom Rosse gehoben und gar sittsam durch die von den zusammenlaufenden Bürgern belebten Teile der Stadt geleitet hatte; bereits vorher war hier aus dem Dome mit ihren Frauen der beiden Mädchen mütterliche Freundin, die Gräfin Heilfriede, eingetroffen.

Als der Bischof das Thor hinter sich gelassen hatte und nun auf der Heerstraße ungestüm vorwärts sprengte, — vor ihm mit brennender Fackel Blandinus — da drängten Hellmuth und Fulko von rechts und von links ihre schnaubenden Rosse an seine Seite. „Gut, daß ihr da seid. Willkommen, tapfre Junker, im letzten Gefecht,“ rief er ihnen freudig zu. „Herr Heinrich,“ erwiderte Hellmuth, „wollen wir nicht warten, bis von den Bürgern einige heran sind?“ Höchlich erstaunt, ohne im Vorwärtsjagen einzuhalten, sah der Bischof zu ihm hinüber: „So redet Hellmuth vom hohen Horst? Um eine kleine Rotte schlecht gewaffneter Bauern zu zersprengen . . .?“ — „Herr, es sind nicht Bauern. Und nicht eine kleine Rotte! Da!

Hört Ihr das Horn? Wenden sind's." „Gewiß die Söldner Zwentibolds!" rief Fulko. „Das wolle Gott nicht!" stammelte der Bischof und erbleichte, . . . aber nicht aus Furcht. „Da vorn — rechts — brennt schon wieder ein Hof!" rief Blandinus mit der Fackel deutend „Das ist, mein' ich," riet Fulko, „das Haus des Zeidlers Wulfilo, des Nachbars von Frau Ute. Arme Fullrun, wie mag es dir ergangen sein! Halt, holla! Hier geblieben, Signor Blandinus!" und er fiel dem Venetianer in die Zügel, der bei jenem Namen, laut aufschreiend, den Gaul spornend, nach rechts hin über die Wiesen davonjagen wollte: „Jetzt heißt's, beisammen bleiben! Wollt Ihr allein die Wenden schlagen?" „Das Kind wird Gott beschützen," pflichtete der Bischof bei, „wir kämen zu spät." „Da! Da sind sie schon!" rief Hellmuth. „Jawohl," lachte Fulko, das Schwert ziehend. „Jetzt hat sie der Teufel schon da." „Weiß Gott, die Wenden!" stöhnte der Bischof dumpf. „Und wie viele!" rief Fulko. „Jetzt, Freund Hellmuth, jetzt heißt's fechten." „Ja! Gott sei Dank! — Das wollen wir," antwortete der mit blitzenden Augen. „Wohlan!" sprach der Bischof. „So mögen sie denn zum letztenmal auf Erden schmettern, die deutschen Drommeten. Bald schallen die himmlischen Posaunen darein!"

Noch nicht gleich kam es zum Zusammenstoß: die vorausgeschickten Reiter der Slaven jagten zurück, offenbar, ihrem Führer Meldung zu bringen. Und der Bischof gebot Halt, seine Fußknechte nachkommen zu lassen. Wie er das Ganze übersah, mußte er erkennen, daß sein kleines Häuflein doch in recht schlimmer, aufs höchste gefährdeter Lage war.

Was von einer erlesenen Reiterschar gegen einen wenn auch viel zahlreicheren Haufen schlecht gerüsteter Bauern, die nur zu Fuß fochten, zu wagen gewesen wäre, das

erwies sich als undurchführbar gegen diese trefflich und mannigfaltig bewaffneten, zum Teil gut berittenen Soldknechte, die unter ihrem mit wilder Begeisterung verehrten Häuptling seit einem Jahrzehnt im Dienste gar vieler Fürsten auf wendischer, deutscher, welscher, byzantinischer Erde gefochten und gar oft gesiegt hatten.

„Der Wende," rief Fulko „— Gott verdamm ihn! — versteht den Krieg. Schau, Hellmuth, wie klug benützt er seine große Übermacht! — Auf wieviele schätzest du sie?" Hellmuth hob sich hoch in den Bügeln, bog das behelmte Haupt vor und spähte nach allen Richtungen: „Die links von uns in den Weinbergen und im Gehölz kann ich nicht schätzen. Aber da auf der Straße vor uns und rechts in den Wiesen — das sind eher vier- als dreihundert."

„Schau — man sieht es deutlich im Mondlicht! — hier auf der breiten Straße schart er seine Reiter zusammen, viele Glieder tief, unsern Anprall abzuwehren." — „Aber auch das Umgehen hat er gelernt! Sieh, westlich von der Straße — über die Wiesen hin — läßt er andere Reiter vortraben, uns in der Flanke zu fassen." — „Und wo bleiben unsere Bürger? Noch gar wenige sammeln sich auf der Wiese." — „Und seine Fußknechte," ergänzte der Bischof, „und Pfeilschützen schickt er östlich von der Straße in die Weingärten und in den Buschwald der Höhen, uns von links zu packen. Ja, von dort könnten sie sich zwischen uns und die Stadt werfen und uns auch vom Rücken fassen." Er gebot den Junkern, hier zu halten, und ritt langsam voraus, seine vordersten Reiter zu ordnen. „Nun, die links werden aber nicht viel ausrichten," meinte Hellmuth, „bergan, auf den Schmalpfaden zwischen den Weinbergen. Ein Häuflein entschlossener Männer genügt ...."

„Sind aber immer noch nicht da, auch zur Linken nicht,

die lieben Bürger von Würzburg!“ — „Oder doch nicht genug. Jetzt hab' acht, Herr Heinrich winkt mit dem Schwerte!“

VII.

Der Bischof hatte, jener Dreiteilung der Feinde zu begegnen, auch von seiner ohnehin so schwachen Schar einen rechten und einen linken Flügel abzweigen müssen.

Er sandte Boten über Boten in der Richtung gegen die Stadt zurück, die Bürger zur Eile zu mahnen und sie, wie sie einzeln oder in kleinen Häuflein herankamen, jenen beiden Flanken zuzuteilen. Er gedachte, durch das beste, alterprobte Mittel deutscher Kriegskunst — seit nämlich die schwer gepanzerte Reiterei (zuerst in den Ungarnkriegen) wichtiger geworden war als das alte nur zu Fuß kämpfende Aufgebot des Heerbanns — gegen alle Feinde: durch das Ansprengen seiner eng aneinander geschlossenen schwergerüsteten Ritter und berittenen Heerknappen auf den mächtigen Streithengsten die Wenden auf der Heerstraße über den Haufen zu rennen, so durch einen gewaltigen Stoß ihre Mitte zu durchbrechen und die Schlacht zu entscheiden. Mit dem alten Feldruf der Deutschen: „Christus! Kyrie eleuson!“ sprengte er, hoch das Schwert schwingend, auf seinem leuchtend weißen Dänenhengst an der Spitze seiner Panzerreiter auf die Wenden an und ein.

Es erging — anfangs — wie er gehofft: die schwächeren Gäule der Slaven und die geringere Körperkraft ihrer Reiter hielten den deutschen Ansturm nicht aus: das erste Glied war sofort überritten, das zweite — in der Mitte

wenigstens — durchbrochen: aber in der dritten Reihe kam der Anprall zum Stehen.

Jetzt kreuzten sich deutsches Ritterschwert und slavischer Streitkolben: das Gefecht stand.

Und das war sehr schlimm für die kleine Reiterschar, deren einzige Siegeshoffnung in raschem Niederreiten der Übermacht bestanden hatte.

Da ersah Herr Heinrich im roten Licht einer Pechfackel einen feindlichen Führer in reicher Rüstung mit geschlossenem Helm, der sich soeben von seinem gestürzten Gaul — Hellmuth hatte ihn überrannt — los machte und behend auf ein anderes Pferd schwang, das ihm ein Wende zuführte. „Vorwärts!" scholl es aus dem Mundloche des Visiers hervor. „Nieder mit den Deutschen." Und die Wurflanze in der Hand wirbelnd ritt er wieder in die vorderste Reihe.

„Die Stimme kenne ich!" rief Herr Heinrich, spornte das Roß gegen den Feind, schwang grimmig das Schwert und schmetterte einen solchen Streich auf den reich vergoldeten Helm, daß dieser klirrend in zwei Stücke auseinander sprang. „Berengar!" schrie der Bischof. „Wie konntest du es wagen? Gegen meinen Befehl ....?" — „Befiehl du deinen deutschen Knechten, nicht mir!" gab er zurück und hob scharf zielend den Speer zum Wurf.

Allein da wurden sie getrennt, auseinander gerissen durch den Stoß einer frischen Rotte Fußvolks, die, auf den Befehlsruf eines nicht sichtbaren Führers, aus der vierten Reihe der Slaven mitten auf der Heerstraße mit gefällten Lanzen vorbrach und die deutschen Reiter sofort schwer bedrängte. Diese konnten auf der von gefallenen Pferden und liegenden wie kämpfenden Menschen vollgestopften Straße nicht mehr vorsprengen, also ihr wirksamstes Kampfmittel nicht mehr gebrauchen. Und ein Roß der Bischöflichen nach dem andern brach zusammen: denn die

wendischen Lanzenknechte stießen nicht auf die gepanzerten Reiter, sondern auf die Pferde. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Fulko, der sich stets ein wenig vor Herrn Heinrichs Schimmel hielt, die zahlreichen Speerschäfte niederzuschlagen, welche dies weithin sichtbare Ziel vor andern bedrohten.

Da sprengte Hellmuth, welchen der Bischof entsendet hatte, Nachricht von seiner rechten Flanke einzuholen, wo die Wenden auf den Wiesen, nach dem Vordringen ihrer Hornrufe zu urteilen, erheblich Raum gewonnen, auf die Straße zurück und meldete: „Nun geht's wieder da drüben! Es stand schlimm. Aber ein Häuflein Bürger, das eben eintraf und das ich und Gericho den wendischen Reitern entgegenwarfen, hat das Gefecht dort gestellt. Jung Gericho macht seine Sache gut. Allein Übles vernahm ich von unserm linken Flügel her. Dort scheinen ....“

Er konnte nicht vollenden.

Denn von eben dort, von Osten her, sprengte Blandinus, der zu gleichem Zweck entsendet worden war, auf die linke Seite der Straße: den Helm hatte er verloren, sein Gesicht war von Blut aus einer klaffenden Wangenwunde überströmt. „Herr Bischof, wir sind umgangen. Die feindlichen Pfeilschützen und Fußknechte haben die wenigen Bürger in den Weinbergen überwältigt. Baumeister Hesso, der starke, treue Mann, der sie befehligte, ist gefallen: ich führte die Weichenden zu einem letzten Stoße vor — umsonst — — mich traf ...“ Er wankte: Fulko hielt ihn aufrecht im Sattel.

Herr Heinrich drückte in bitterem Schmerze die Augen zusammen: „Zurück? In die Stadt? Nein! Weichen wir einen Fuß breit, — sind wir verloren und der Feind dringt mit uns ein. Das soll nicht sein.“ — „Nein!“ rief Hellmuth. „Um keinen Preis! Seht, dort hinten schart

sich ein frischer, ein noch stärkerer Haufe Fußvolks zum Stoße gegen uns. Kommt zuvor! Laßt uns noch einmal einsprengen, so gut es eben geht, und dabei fallen, das Gesicht nach vorn!" „Jawohl," rief Fulko. „Es muß doch endlich einmal gleich Mitternacht sein. Dann holen die Englein unsere Seelen hier und die Heiden holt, wie billig, der Teufel. Drauf und drein, Herr Heinrich! Auf Wiedersehen im Himmel, Minnegard."

Und schon wollte der Bischof, zum Tode bereit, den Befehl geben zum letzten hoffnungslosen Ansprengen wider den entgegenstarrenden Lanzenrechen, als plötzlich, wie durch ein Wunder, das Gefecht völlig umschlug.

VIII.

Denn auf dem rechten Flügel der Wenden — östlich der Straße — in den Weingärten und von den Waldhöhen herab ertönte auf einmal wildes, wüstes, verworrenes Geschrei.

Freund und Feind stutzte, hielt ein im Kämpfen, wandte dorthin Augen und Ohren. Und schon stürzten die wendischen Pfeilschützen und Fußknechte, aufgelöst, in wilder Flucht, die Höhen herab, auf die Straße, in die rechte Seite der Ihrigen hinein, brachten diese in volle Verwirrung und warfen sie mit solcher Wucht auf die Mitte und diese auf die westlichen Nebenmänner, daß diese über die steile Straßenböschung hinunter in die Wiesen stürzten.

„Steht, beim Zrnbog! steht! meine Brüderlein," schrie den flüchtigen Pfeilschützen eine schrille Stimme zu. Und ein Führer, auf schwarzem Roß, in ganz schwarzer Gewan-

dung und Rüstung, warf sich ihnen entgegen, den Nächsten über den Haufen reitend, den zweiten an der Schulter packend und mit eisernem Griffe festhaltend, daß er wohl stehen mußte. „Steht doch! Es ist ja schon alles gewonnen!“ „Ja, steht, ihr Memmen!“ schrie Berengar herzureitend. „Habt ihr den Teufel gesehen, daß ihr so lauft?“ „Wie? du bist's, Kratochwyl?“ rief der auf dem Rappen. „Bist doch wahrlich kein Feigling! Hab' dir ja den ganzen rechten Flügel anvertraut! Wer jagt euch denn so?“ „Der Teufel,“ keuchte der Wende atemlos. „Wirklich der Christenteufel — wie der Christenpfaff gesagt hat. Wir hatten die Bürger vor uns zurückgeworfen — schon zweimal! — hatten fast schon den Kamm der Höhe erstiegen, — da plötzlich brach aus dem dichtesten finstersten Buschwald in unsere rechte Flanke — hoch von oben herab — ein rasender Riese — nicht gar viele hinter ihm! — Aber ein Riese! In Wolfsfellen! Das muß der Teufel selber sein! Unverwundbar! Die Pfeile prallten von seiner Wolfsschur ab. Er sprang mitten unter uns: ‚Hilf, Woden! Woden hilf!‘ schrie er unablässig und bei jedem Schrei schlug er mit einem fürchterlichen Balken, den er mit beiden Händen schwang, einen, auch zwei von uns zu Boden. Da zog ich mein Wurfmesser — du weißt, ich fehle nicht — und warf's ihm seitwärts in den Kopf. Es traf: es blieb stecken. Aber er fiel nicht! Vorwärts sprang er gegen mich und — ich sterbe. Flieh, Zwentibold! Es ist der Teufel!“ Und er fiel um und war tot.

Zwentibolds geübtes Auge ersah, daß er die Flucht seines zersprengten rechten Flügels nicht hemmen konnte. Rasch entschlossen befahl er seinem Mitteltreffen, vorzurücken und die Fliehenden hinter sich vorüber fluten zu lassen, wohin sie wollten.

Er warf einen Blick nach vorn, überzählte die geringe

Schar der deutschen Reiter, fand, daß von den Seinen immer noch genug in Ordnung standen, sofort vorgeführt zu werden, und befahl mit gellendem Hornruf den Vorstoß. Jetzt erst zog auch er den krummen Säbel. „Nun hat's Sinn, daß auch der Feldherr ficht," rief er Berengar zu. „Drauf, meine Brüderlein! Wir sind immer noch fünf gegen einen. Werft den Bischof dort und seine paar Reiter und euer ist die reiche Stadt. Plündert sie und brennt sie nieder!"

Ein gellendes Geheul — wie von Rudeln hungriger Wölfe — ward ihm zur Antwort. Vorwärts sprengten und rannten die Wenden und da die Deutschen, die neue Wendung erkennend, im selben Augenblick anritten, prallten beide Scharen sofort zusammen. Gewaltig war der Stoß. Gab den Deutschen die Wucht der Hengste und der Waffen großen Vorteil, — voll aufgewogen ward er durch die starke Übermacht der Wenden. Ein wildes, heißes Ringen auf der Straße: — nach Osten, die Hügel aufwärts, gab es kein Ausweichen für die Gäule — so drängte alles von der Mitte nach Westen gegen den Fluß hin: da stürzten die Rosse und die Reiter und die Fußknechte der Wenden, oft, wie Käfer, aneinander zu Klumpen geballt, in dichten Massen hinunter auf die Wiese. Zwentibold merkte, daß dort die Seinen schwere Verluste litten; er bahnte sich den Weg hierher; Berengar war dicht hinter ihm. Beide ersahen an der Spitze der Deutschen hier einen Gewaltigen auf weißem Roß, der mit sausenden Streichen seines langen Schlachtschwerts hoch von oben herab die Fußknechte wie Mohnköpfe niedermähte. „Der Bischof!" riefen beide wie aus einem Munde. Und alsogleich fielen sie beide ihn an.

„Schaut links, Herr Heinrich!" schrie Hellmuth und fing mit dem Schild einen sehr starken Säbelhieb Zwenti-

bolds, während Fulko mit dem Schwert einen Speerstoß Berengars zur Seite schlug, daß der Schaft zersprang. Aber da stürzte, von dem Lanzenstoß eines Fußknechts getroffen, Fulkos Rappe und begrub den Reiter unter sich. Sofort riß Berengar das Schwert aus der Scheide und hieb auf Herrn Heinrich ein. Aber der — nun gewarnt — schwang ausholend mit aller Kraft — denn er war jetzt sehr zornig! — die Klinge hoch in die Luft und hieb ihm den Schwertarm samt Hand und funkelndem Schwert hart an der Schulter, gerade wo er aus der Brünne trat, so säuberlich ab, als wär' er niemals dort angewachsen gewesen. Aufbrüllend vor Schmerz schlug der Verstümmelte rücklings aus dem Sattel.

Allein nun warf sich Zwentibold auf den Bischof.

Seines bisherigen Gegners Hellmuth, mit dem er blitzschnelle funkensprühende Hiebe getauscht, hatte er sich soeben entledigt, indem er des Gegners Roß durch einen tückischen Hieb über die Vorderbeine zu Fall gebracht. „Hierher, Brüderlein! Alle zu Hauf! Auf den Bischof! Auf den Schimmel!“ schrie er.

IX.

Und nun wäre Herr Heinrich — bei aller Kraft des Armes und aller Tapferkeit des Herzens — doch verloren gewesen. Blandinus, der ihm beispringen wollte, stürzte, aus nächster Nähe von einem Wurfspeer mitten auf die Brünne getroffen, aus dem Sattel. Der nächste der bischöflichen Reiter, der den Schild über seinen Herrn hielt, ward von Zwentibold über das Gesicht gehauen; und wäh-

rend Herr Heinrich alle Mühe hatte, sich der raschen Doppelhiebe des Fürsten zu erwehren, erschaute er die spitzen Speere von vier Fußknechten gegen sich und sein schon mehrfach verwundetes Roß gezückt. Er sah den Tod vor Augen. „O Heilfriede!“ dachte er noch, „Gott sei mir gnädig!“

Aber da ergellte ein wilder Schrei vieler Feinde von seiner linken Seite: — er verstand die Worte nicht: — jedoch auf einmal sah er von der Anhöhe des Weinbergs zu seiner Linken in gewaltigem Satz auf die Straße herabspringen eine Hünengestalt — und eine furchtbare Waffe schmetterte nieder auf das Roß Zwentibolds. „Hilf, Woden!“ scholl es nun ganz nah an seiner Seite, und der Ankömmling schlug mit einem zweiten Streich den nächsten Lanzenknecht nieder. Die drei andern ließen zwar noch nicht ab: sie packten des Bischofs Roß am Zügel und zielten auf den Reiter mit den Speeren. Aber dem einen fuhr mit wütendem Gebell ein grauer Wolfshund an die Kehle und gleichzeitig fielen die beiden andern vor den hochgeschwungenen Schwertern Hellmuths und Fulkos, die sich inzwischen unter ihren Gäulen hervorgearbeitet hatten.

Jedoch auch Zwentibold stand schon wieder, katzenbehend, auf seinen Füßen und wollte — zum drittenmal — Herrn Heinrich anfallen. Allein er kam nicht dazu.

„Halt, Schwarz-Riese: — du bist mein. Hilf, Woden!“ scholl es ihm entgegen und Rado hob den furchtbar wuchtigen Schürbaum. — Der Slave duckte sich, sprang zurück und kauerte hinter einem toten Gaule nieder auf den Boden. „Warte, Langer, du kommst später. Dein Bischof hat den Vortritt.“ So zischend nahm er den Säbel zwischen die Zähne, riß ein kleines, kaum fingerlanges Messer aus dem Wehrgurt, faßte das Hornheft mit nur den ersten drei Fingern der Rechten und warf die dünne Klinge gegen

Herrn Heinrich. Schwirrend, pfeifend durchschnitt sie die Luft — und traf. Gerade, wo zwischen dem Halsrand der Brünne und dem Sturzrand der Sturmhaube eine schmale Lücke klaffte, oberhalb des Schlüsselbeins, drang die scharfe Spitze in den Hals. Der Getroffene glitt langsam nach rückwärts aus dem Roß, das Schwert aber ließ er nicht aus der Faust.

Hellmuth und Fulko fingen den Sinkenden auf.

Gleichzeitig aber sprangen Rado und Zwentibold widereinander, beide in tödlichem Haß, nicht sich zu decken, nur zu treffen bedacht. — Und beide trafen. Dem Alten hatte die geschweifte Säbelklinge die dicke Sturmhaube aus dreifachem Wolfsfell durchschnitten und war noch tief in den Schädel gedrungen: — dem Slaven aber war die schwarze Pelzmütze und der schwarze Kopf in Eins zusammengeschlagen.

Das waren fast die letzten Streiche, die geschlagen wurden in diesem Gefecht. Denn die Söldner auf der Heerstraße entscharte der Schreck, als sie den Führer fallen sahen, dem sie blind in abgöttischem Vertrauen zu folgen so lange gewohnt waren. Ohne ihn zu kämpfen, waren sie nicht fähig.

Zugleich trafen nun von Osten, von den Höhen und Halden herab, jene Bürger ein, die unter Rados Führung den rechten Flügel der Wenden zersprengt hatten. Sie fielen den auf den Wiesen westlich von der Straße noch im Gefecht mit Gerichos Schar ausharrenden Feinden in den Rücken und nun floh alles, was noch fliehen konnte zu Roß und zu Fuß eilfertig flußaufwärts, eifrig verfolgt von den Siegern.

Das sah noch Herr Heinrich, den seine Ritter unter einer alten Eiche, die am Wege stand, gebettet hatten. —

Er sah's mit strahlenden Augen und faltete die Hände

um den Kreuzgriff seines blutigen Schwertes: „Herr Gott," sprach er, „dich loben wir. Sieg! Sankt Burchhards Stadt gerettet! Nun will ich gerne sterben. — Und seht — seht dorthin, meine Freunde! Dort im Osten flammt es lohend auf! Das — das sind die Flammenboten — das sind die Cherubim des Herrn, der zum Gericht herniedersteigt."

„Nein!" jubelte Fulko laut aus voller Brust, mit erhobenem Schwerte deutend. „Das ist Sonnenaufgang! Mitternacht muß ja längst vorüber sein! Wir dachten nur nicht dran im Drang des Kampfes! Vorüber ist der gefürchtete Tag — und die Welt: — sie steht noch! — Es war ein Wahn! — Herr Gott, wir danken dir aus tiefster Seele! Nein, du wolltest sie nicht vernichten, deine alte, liebe, schöne Welt!" Und er warf sich auf die Kniee und hob dankend, frohlockend, beide Arme gen Himmel.

Da fiel der erste Strahl der Sonne über die Höhen auf sein Antlitz: trillernd stieg aus den Wiesen eine Heidelerche in den noch grauen Himmel. —

Und Hellmuth und Blandinus und alle, die nicht die Wunde hemmte, thaten desgleichen, warfen Schwert, Speer und Schild von sich, und aus vielen hundert Kehlen in die dämmernde Morgenfrühe hinauf — deutsch und lateinisch durcheinander — klang der alte Lobgesang:

Gnade, du, nicht in Zeit	Nunquam resolvitur,
Nein, in Unendlichkeit,	Nunquam revolvitur
Immer erneut:	Credens in te:
Herr Gott, wir danken dir,	Gratias agimus,
Herr Gott, dich loben wir	Gratias canimus
Ewig wie heut!	O domine!

Sechstes Buch.

I.

Prachtvoll ging die Sonne des jungen Tages auf über dem Mainthal: der Himmel strahlte in wolkenloser Bläue: auf wieviel Glück und Freude sah er hernieder!

Viele Tausende von Menschen, die mit Entsetzen, mit Furcht vor schwerer Strafe durch den allwissenden Richter die Mitternacht herangewacht hatten, lagen nun auf den Knieen und priesen, unter strömenden Thränen, die oft von seligem Lächeln, ja von lauten Jubelrufen unterbrochen wurden, die Gnade des großen, des barmherzigen Gottes, der seinen Geschöpfen nach wie vor die süße Lust des Atmens belassen und vergönnt hatte.

Wo heute in Würzburg nahe der Brücke der stattliche „Vier-Röhren-Brunnen" steht, da scharen und verweilen sich am Morgen und am Abend gar gern die Mägde, nachdem sie das Wasser in ihre auf dem Rücken getragenen „Butten" geschöpft haben. Gar oft läuft die Butte über, weil zwar sie mit Wasser gefüllt ist, aber noch nicht das harrende Mägdelein mit den Neuigkeiten — meist nicht so lauterer Art wie Brunnenwasser! — welche ihr die Nachbarsmagd, die Freundin, zuträgt; oder mit den Koseworten, die ihr der schon lang hier ihrer wartende Schatz zu sagen hat.

Damals schon war an derselben Stelle ein tiefer Ziehbrunnen gegraben, der reichlich Wasser spendete: ein paar Lindenbäume standen im Kreis um das runde Gemäuer aus rotem Sandstein herum und in den Ästen eines derselben war das Holzbild Sankt Kilians, in grellsten Farben gemalt, unter einem vorspringenden dreieckigen Schutzdach angebracht.

Dieser Brunnen und seine schattige und zugleich geweihte Umgebung war auch damals schon ein Lieblingsort der Würzburger, die schon damals erstaunlich viel über sich selbst — und zumal über andere Leute! — zu plaudern hatten; hier und auf den Stufen, die zu der nahen Brücke hinanführten, drängten sich die Leutchen zusammen, wann es etwas zu erzählen gab. Und es gab immer etwas zu erzählen zu Würzburg, obwohl — streng genommen — nicht gerade sehr viel dort, in der frommen und weinfrohen Stadt, sich zu ereignen pflegte.

Aber heute, — am fünfundzwanzigsten des Brachmondes des Jahres eintausend, — da gab es allerdings einiges zu erzählen! Und es ist den Würzburgern von damals kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie diese Gelegenheit, sich einmal auszusprechen, sich nicht entgehen ließen, sondern recht ergiebigen Gebrauch davon machten. Das wichtigste von allem war ihnen, daß sie überhaupt noch vorhanden waren; auf diese erfreuliche Thatsache kamen sie immer wieder zurück.

Um den Brunnen und auf den Stufen der Brücke und auf dieser selbst wogte eine mächtig bewegte Menge, Männer, Weiber und Kinder, Bürger, Geistliche, Mönche, Reisige des Bischofs — alles durcheinander. Es litt die Menschen nicht in der Einsamkeit, nicht in den engen Häusern: das Gemüt, von so gewaltigen, widerstreitenden Eindrücken der Furcht, des Grauens, der aufatmenden, aufjauchzenden

Erlösung durchzittert, suchte nach dem Ausdruck seines aufs tiefste erregten Innern. So liefen denn die Leute überall zusammen und wurden nicht müde zu reden von der überstandenen Angst, von dem wilden Kampf mit den Wenden, von der Gewißheit der Errettung. Zumal auf der Mainbrücke standen die Menschen dicht gedrängt, sahen flußaufwärts und flußabwärts und hinan zu der ragenden Burg und freuten sich, daß sie noch lebten, und zeigten einander, wie schön und freundlich alles sei, die bewaldeten Hügel und die rebenbewachsenen Gelände und der helle glitzernde Sonnenschein auf dem lieben alten Main! So schön, meinten sie wohl, sei's noch gar nie gewesen in der trauten Heimat. —

„Nun," sprach einer der jungen Bürger, — dem alten Bezzo auf die Schulter klopfend, „gar manchem kamen die Wenden zum Verderben, aber Euch kamen sie zur Erleuchtung." „Und mir zum Glück!" rief Gericho, sein Liebchen um die Hüfte fassend. „Freilich," lächelte Rosbertha, sich an ihn schmiegend. „Sonst hätt' der Vater nie eingesehen, wieviel mehr du wert bist als der dicke Spedilo mit all seinem Gelde." „Nun ja," rief Bezzo gutgelaunt, „wie konnt' ich glauben, daß mein bester Freund ein solcher Tropf ist? Wir standen nebeneinander auf der Wiese gegen die wendischen Reiter: — im ersten Anlauf ritten sie uns über den Haufen! — ich lag unter einem erstochenen Gaul, der mich schier zu Tode drückte. Da lief Spedilo an mir vorbei." „Nach Hause!" lachte Gericho, unterbrechend. — „‚Hilf mir, Nachbar,' keuchte ich, ‚hilf mir hervor. Ich ersticke.' Was antwortete mir der Lump? ‚Schad' nicht! Erstickt ist auch gestorben.' Und lief weiter. Aber dieser wackre Bursche da — oft gab ich ihm zu Unrecht harte Namen! — er sah mich von fern, brach sich Bahn mitten durch die Wenden, riß mich unter dem Roß

hervor, deckte mich mit seinem Leib und — rettete mein Leben." „Ja, und Hieb und Stich traf ihn dabei," klagte Rosbertha zärtlich. „Bah, Kopf und Herz und auch beide Arme blieben ganz," lachte Gericho, umschlang und küßte sie.

„Aber sagt," forschte der Alte, „noch weiß ich immer nicht — wir standen ja am weitesten rechts ab — wie kam es denn, daß von links her der alte Rado — gerad' noch zu rechter Zeit! — den Wenden in die Flanke brach, mitten aus dem Grafenwald hervor?" „Ja," erwiderte Gericho, „das hab' ich auch nur zum Teil herausgebracht aus den letzten Worten, die er mit Junker Hellmuth — Gott segne seine Klinge! — tauschte. Als sie den Herrn Bischof auf den Schild gelegt hatten, kniete Herr Hellmuth — ich kam gerade dazu — neben dem Alten nieder und wollte seiner Wunde pflegen. Da sprach der: ‚Laßt's gut sein! Ich fahre zu Ihm! Dem Sieghelfer. Gut hat er diesmal geholfen. Lange, lange harrte ich auf Euch, Junker, an der beredeten Stelle, — Ihr kamt nicht —'" „Versteh' ich nicht," meinte Bezzo. — „Versteh's auch nicht. Aber der Junker verstand ihn; er antwortete: ‚Mich führte höhere Pflicht in die Stadt zurück.' Und Rado fuhr fort: ‚Plötzlich entbrannte tief unter mir — auf der Straße, — bald auch neben mir in den Weinbergen der Kampf. Ich sah — wie wir's vorausgeschaut — die schwarzen Scharen von Süden gen Norden vorstürmen: — immer mehr Raum gewannen sie! — Da lief ich zu den Bürgern, nördlich von mir, die in den Weinbergen nur noch schwer standhielten, raffte ein Häuflein, das mir gern folgte, zusammen, eilte mit ihnen in den Wald und auf Pfaden, die nur dem Luchs, mir und noch Einem bekannt, führte ich sie den Unholden in Flanke und Rücken. Und Woden half: er that das übrige.'"

„Woden!“ flüsterte Rosbertha und bekreuzte sich, „den darf man gar nicht nennen.“ — „Der Junker und ich sahen wohl, daß der Alte dem Tode nahe sei: denn er redete nun ganz wirr: daß er den Schwarzen, den Rauchriesen nun doch glücklich erschlagen habe. — Und der Junker erfüllte die letzte Bitte des Alten, daß er nicht, wie alle Verwundeten, in die Stadt gebracht werden solle — auch die Feinde, so hatte der Herr Bischof noch befohlen — zur Heilung und, falls sie stürben, zur Bestattung: — sondern vier Bürger trugen Rado auf seinen Wunsch an den Main hinab unter die alte Rabenesche. Sein grauer Hund, aus tiefer Wunde blutend, wich nicht von seiner Seite.“

„Da schaut!“ rief Rosbertha. „Wer fährt dort davon — gegen das Ostthor hin — in dem Wagen, — dem leinwandüberzogenen?“ „Das ist Isaak, der Jude,“ antwortete Bezzo. „Aber Vater, er ist ja getauft,“ mahnte Rosbertha. — „Bah, scheint nicht geholfen zu haben auf die Dauer.“ „Wieso?“ fragte Gericho. „Er fehlte nie in der Dommesse.“ — „Wohl! Aber jetzt — wißt ihr's noch nicht!“ „Nein! Was denn?“ fragten viele Stimmen zugleich. „Heute früh,“ erzählte Bezzo, „kam seine Mutter zu meinem Röschen da —“ „Die wackre Frau!“ rief das Mädchen. „Hat mir oft die frühverstorbene Mutter ersetzt.“ — „Und teilte ihr mit, sie und ihr Sohn verließen für immer die Stadt, ja sogar das Reich. Sie gingen nach Jerusalem. Ihr Sohn . . . —“ „Er war oft recht wenig freundlich gegen sie!“ schalt Röschen. — „Ja, aber jetzt sei er ganz lammfromm und so voll Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine alte Mutter! Und die Alte übergab meiner Tochter eine Schrift: für den Herrn Bischof — es kann ja niemand zu dem Sterbenden! — darin verschenkt Renatus seinen Hof in der Stadt und alles, was drin

steht und liegt: aber an wen? Nicht an die Heiligen, nicht an seine Glaubensgenossen, die Christen! Nein! Der Herr Bischof soll alles verkaufen und der Erlös soll eine Stiftung werden zur Unterstützung armer — Juden in Stadt und Bistum. Da grüßt die Alte nochmal mit der Hand aus dem Wagen! Nun, gute Fahrt nach Jerusalem!"

„Ob der Herr Bischof das wohl so ausführt?"

„Gewiß! Wenn er mit dem Leben davon käme. Aber . . ." — „Man sagt, es steht sehr, sehr schlecht!" — „Ja! Das Messer, das seinen Hals traf, soll vergiftet gewesen sein. Er muß sterben!"

„O der arme, brave Herr!" klagte Rosbertha. „Der herrliche Held!" rief Gericho. — „Seine beiden Junker pflegen ihn." — „Und Herr Blandinus." — „Nein. Der liegt selber wund danieder." — „Wo? Im Bischofshause?" — „Nein! Bei Wartold draußen. Er eilte, sowie der Bischof zurückgebracht war, dorthin. Der Knecht Wartolds erzählte es mir, der in die Stadt lief, einen Arzt zu erbitten von den grauen Mönchen." „Ja, ja," lächelte Röschen. „Der Junker strich immer hinter der runden Runel drein." „Blandinus kam eilends, um zu sehen, was aus ihr geworden," fuhr Gericho fort. „Als er sie heil und unversehrt fand, atmete er tief auf und brach zusammen. Er hat sich in dem Strauß — hätt's ihm nicht zugetraut! — manchen Hieb und Stoß geholt. Nun liegt er draußen in dem Gärtnerhaus und die schlimme Runel pflegt ihn und weint dabei, daß ihr die hellen Thränen über die dicken Backen laufen und Schnufilo — sonst eben nicht sein Freund! — leckt ihm die Hände. So erzählte der Knecht, selbst voll Staunen. Ja, ja! es hat sich gar manches gewendet mit der Sonne in dieser Sonnwendnacht."

„Aber sagt," fragte Bezzo, „wie konnte es nur geschehen, daß die Leute in dem Gärtnerhof verschont blieben,

während doch die Wenden . . . —?" „Da kommt der alte Wartold selbst!" rief Gericho. „Mit einem großen, wunderschönen Strauß von Lilien," sprach das Mädchen. „Kommt, Vater Wartold, Ihr seid müde. Man sieht's an Eurem Schritt. Setzt Euch ein wenig zu uns, hier, auf den Brunnenrand. Wir rücken zusammen. Erzählt uns doch, wie es Euch ergangen. Ihr seid gar seltsam bewegt."

II.

„Dank euch, danke, gute Leute," erwiderte der freundliche Greis, mit dem sanften, rosigen Gesicht, vom weißen Haar umwallt. „Bewegt! Ja, liebe Nachbarn! Welch Gemüt soll da nicht bewegt sein, bei so wunderbarer Führung durch den Herrn? Den Bruder hab' ich diese Nacht verloren und die alte Großmutter: und doch hab' ich Gott für reiche Gnade zu danken." „Erzählt, erzählt!" drängten alle. „Ja, ja," begann er langsam. „Wunderbar sind die Dinge verlaufen in dem kleinen taubenumflatterten Haus. Es war schon fast dunkel geworden, da sprach ich zur Großmutter: ‚Mutter Ute, gebt mir Urlaub, mir und dem Kind Fullrun.' ‚Wohin, mein Sohn?' fragte sie. ‚Die Stunde des Gerichtes naht. Wir wollen sie doch miteinander erwarten und erleben.' ‚Gewiß!' tröstete ich. ‚Lange vor Mitternacht sind wir zurück. Ich habe noch eine dringende Arbeit.' ‚Aber Wartold!' mahnte die Gute. ‚In ein paar Stunden ist alle Menschenarbeit zunichte, und ihre Frucht vergeblich.' ‚Nicht die meine, Mutter,' erwiderte ich. ‚Sieh, unsere Lilien hier im Garten sind verblüht und versengt vor der Zeit. Es war gar so heiß in diesen

letzten Tagen und so trocken hier oben und staubig neben der großen Straße. Ich gehe hinunter an den Fluß und hole frische aus meinem Neugarten dort. Soll ich die Stirnen der Seligen mit welken Lilien schmücken? Für meine Friedlindis ist nur das Schönste schön genug.' In dem weit abgelegenen Neugarten angelangt mit dem Kinde, konnt' ich mich lange nicht trennen von meinen Blumen, geraume Zeit, nachdem ich die schönsten ausgesucht und geschnitten. Auch die ich stehen ließ, sprengte ich — zum Abschied! — noch mit Wasser aus dem Fluß.

Als ich nun mit meiner Arbeit zu Ende war und allmählich an die Rückkehr dachte, da loderte in der Ferne südlich von unserem Höflein eine rote Flamme in den dunkeln Nachthimmel: bald folgte, immer näher rückend, der Heerstraße entlang, eine zweite, dritte: und während wir noch zagend berieten, was das zu bedeuten habe, drangen auch schon von der Stadt her die Waffenrufe der Wächter auf den Walltürmen, ja bald auch von der Straße her verworrener Lärm, Schreien, Waffenklirren an unser Ohr. Erschrocken barg ich mich und vor allem mein holdblühendes Kind in den dichten Gebüschen des Gartens: — denn daß hier Räuber und Feinde drohten, war mir bald klar: ich dachte es seien die schlimmen Bauern! — Hier lauschten wir, bis der Lärm, der unverkennbare, eines scharfen Kampfes vertoset war: jetzt erst wagte ich — immer noch sehr vorsichtig — den Rückweg einzuschlagen. Wir trafen unseren Hof unversehrt: so weit waren die Wenden nur auf ganz kurze Zeit vorgedrungen, wir fanden bloß die Spuren weniger Rosse im Sandweg des Gartens, der alten Frau thaten sie nichts zuleid." „Aber wehe, trafen sie Fullrun!" rief Gericho. — „Das nächste Haus, etwa dreihundert Schritte weiter südlich, stand in hellen Flammen: wie staunten wir, als wir die blinde Frau auf der

Schwelle aufrechtstehend fanden: ihr weißes Haar flog im Nachtwind: sie wies mit der ausgestreckten Rechten auf die rote Flammensäule und rief: ‚Seid ihr endlich zurück? Ich erwarte euch schon solange. Sehet ihr, sehet ihr? Alles erfüllt sich wie mein Konrad gesagt. Der Tag des Gerichts, der Tag des Herrn ist angebrochen. Hörtet ihr nicht das Gefecht? Und die Drommeten der Engel des Herrn? Ich hörte sie vorbeirasseln auf ihren Rossen, hörte ihre Waffen klirren: sie haben gekämpft gegen die Unholde des Abgrunds: grell schrillte deren Geschrei — wie einst der Hunnen! — in mein Ohr: sie waren schon ganz nah: — ich meine, ich hörte sie im Garten. Die Teufel sind geworfen und geflohen. — Dort aber — dort — von wo der Rauchqualm herweht — dort — ich seh' es mit den Augen der Seele! — da nahet in flammenden Lohen, im weißen Gewande der Seligen mein Kurt, das Mägdlein trägt er — wie damals — auf dem Arm! Er holt mich! Er winkt! Er ruft mir. Ich komme. Du hast wahr gesprochen: im Sterben seh' ich dich wieder. Ich komme.‘ Und sie sank, ein selig Lächeln um die Lippen, zurück in meine Arme und war tot.“ Und er weinte bittre Thränen, der alte Mann.

„Welch schöner Tod!“ schluchzte Rosbertha, sich an ihren Schatz schmiegend und die Augen wischend.

„Die schönsten meiner Lilien wand ich um ihre Stirn. Diese hier bring ich dem guten Herrn Bischof — ach! für seinen Dom waren sie bestimmt: — nun werden sie wohl seine Totenbahre schmücken.“ „Und was ist mit Eurem Bruder?“ fragte Gericho. „Der Knecht erzählte — ist es wahr? . . . er ist nicht gefunden worden unter der Rabenesche?“ „Es ist so,“ nickte Wartold. „Weder er noch Giero, sein Hund! Ihr wißt, der Baum steht nahe dem Fluß: — es schien auch eine Blutspur über die Wiese an

das Ufer zu führen. Aber vergeblich suchte ich mit dem Knecht und den Nachbarn das ganze Ufer ab, vergeblich mit den Mainschiffern — die kennen gut die Wirbel und die Löcher im Bette — auch den Fluß. Ich wollte doch so gern die Leiche in geweihter Erde bestatten, aber wir fanden nicht Mann, nicht Hund. Und schon — gleich nachdem das fruchtlose Suchen vorüber war" — — er erschauerte und bekreuzte sich. „Nun? was geschah?" forschte Röschen in bangem und doch süßem Gruseln. — „Nichts geschah, liebes Kind. Aber die Nachbarn, die Schiffer, alle, die davon hören, raunen — — —"

„Nun was raunen sie denn? Sagt's doch geschwind!" — „Ihr wisset, der Rabenbaum ist der Sitz — ist geweiht dem . . . —" „Den man nicht nennen darf!" warnte das Mädchen und schlug rasch wieder ihr Kreuz. — „Nun, eben dem soll — sagen sie — mein armer Bruder längst seine Seele geweiht haben. Und der — sagen sie — habe ihn geholt, samt seinem Hund, ewig mit ihm zu jagen. Ja, ein Schiffer, der sich im Mainschilf vor den Wenden verborgen hatte, will gesehen haben, wie noch vor vollem Sonnenaufgang zwei Raben —" „O weh!" schrie das Mädchen. „Das sind seine Begleiter." — „Vom Feuerschein der brennenden Dächer grell beleuchtet über das tosende Schlachtfeld hin geflogen sind und auf der Esche aufgebäumt haben. So betet manchmal, liebe Nachbarn, betet für meines armen Bruders Seele."

III.

In Vertretung des Bischofs hatten Hellmuth und Fulko alle erforderlichen Maßregeln getroffen.

Die Toten vor dem Südthor wurden bestattet, die Spuren und Schäden des Kampfes nach Möglichkeit getilgt. Hellmuth ritt als Herold, einen Drommetenbläser voran, durch die Straßen, verkündete den in der Stadt Verbliebenen, zu welchen doch nur wirre, abgerissene Kunde der Ereignisse dieser Nacht gelangt war, feierlich das Geschehene und forderte alle Burgensen auf, mit Weibern, Kindern, Knechten und Mägden in den Dom und in die übrigen Kirchen und Kapellen der Stadt zusammenzuströmen, wo überall Dankgottesdienst gehalten werden sollte. Sie sollten beten für die Erhaltung ihres tapfern Bischofs, der, ein echter Hirte, sein Blut gelassen in Verteidigung seiner Herde, — und den nur ein Wunder Gottes noch vom Tode retten könne.

Es war allbekannt, die kurzen Wurfmesser der Wenden waren vergiftet. Und als der Wunde schon während er, von Blut überströmt, auf einem breiten und langen Standschilde von sechs seiner Reisigen behutsam in die Stadt zurückgetragen wurde, das Bewußtsein verlor, da gaben seine Getreuen ihn verloren. Und man wagte doch nicht die tödliche Klinge aus der Wunde zu ziehen: man fürchtete, alsdann werde der Bischof, der schon sehr viel Blut verloren, sich rettungslos verbluten. Man hatte das Lager des bleichen Mannes in dem geräumigsten luftigsten Gelasse des Dombaues, der Bücherei, aufgeschlagen: man wußte, sie war — nach dem Waffensaal, aus dessen Vorräten die Bürger waren ausgerüstet worden — der Lieblingsaufenthalt Herrn Heinrichs gewesen. Wie viele

Nachtstunden hatte er hier durchwacht, den schweigenden Gang der Sterne verfolgend, ein stiller, einsamer Mann, „wachend und betend" und doch gar oft „in Anfechtung fallend"!

Der Wunde fand die volle Besinnung nicht wieder: auch nicht, als er sanft von dem Schild herab auf ein Pfühl in der Bücherei gelegt wurde; wohl war es ihm einmal, gleich beim Eintritt in die Stadt — noch unter dem Thorbogen — gewesen, als beuge sich ein bleiches, schönes Frauenantlitz auf ihn herab, als fühle er eine leise Berührung ihres Mundes: — dann hatte er eine große, große Erleichterung des Atmens verspürt — aber er sagte sich gleich selbst, das sei ein Gebilde seiner Träume, des Wundfiebers.

Lange, lange Zeit lag er so. —

In dem Bischofshause sammelten sich, nachdem die weltliche Arbeit des Tages erledigt und der schuldige Dank dem Himmelsherrn dargebracht war, die nächsten Zugehörigen des wunden Mannes. Es waltete nicht nur in der Bücherei, auch in den andern Räumen des Hauses jene bange, atemverhaltende Stille, welche die Sorge um das Leben eines geliebten Kranken verbreitet; wer einmal ihren beengenden Druck lasten gefühlt auf der Seele, vergißt sein nie mehr.

In einem Vorsaale der Bücherei saßen Hand in Hand die beiden Liebespaare: sie sprachen in bangem, leisem Flüsterton.

„Wie traurig!" klagte Fulko. „Wir andern alle dürfen uns der geschenkten Welt erfreuen. Ist es doch, als habe Gott der Herr die Erde zum zweitenmal für uns geschaffen! und nur Er — der Beste von uns allen! — soll sich nicht mit uns des gesicherten Daseins erlaben." „Ja, aber,

Liebster," koste Minnegard, verschämt das Köpflein an seiner Schulter versteckend. „Nun steht die Welt immer noch! Und die Welt und alle Leute werden schelten: — — — es ist schreckbar, wie sie alle schelten werden! Und wenn sie erst alles wüßten, wie der liebe Gott es weiß, dann würden sie gar nie mehr aufhören!"

Fest sah Edel dem Geliebten in die Augen: „Ich sage der Welt und dem Herrn Bischof, bevor er stirbt, alles. Und fürchte mich nicht." Er drückte schweigend ihre Hand.

„Ja, das ist keine Kunst, streng Schwesterlein," lächelte die Braune. „Erstens hat der Herr Bischof dich nie zur Nonne bestimmt: — was will er Besseres für dich als einen Eheherrn wie dieser junge Ritter Georg? Und zweitens" — sie stockte, sie errötete, und schmiegte das Haupt wieder an die Brust des Geliebten. „Nun, was, mein Liebling?" — „Kann's nicht sagen." — „Nur mir ins Ohr — ins Herz vielmehr." — „Die andre hat wohl nicht soviel zu gestehen — oder doch im stillen zu bereuen: nein," brach sie leidenschaftlich aus, „nicht soviel zu bereuen, nein, selig zu bejubeln!" Und sie küßte ihn heiß auf den Mund und umschlang seinen Nacken mit beiden Armen.

IV.

Schon fielen sie seitlich ein, die Strahlen der sinkenden Sonne des langen, langen Sommertages durch die Öffnung des Bogenfensters: — der dunkelgelbe Vorhang war zurückgeschlagen —: ein goldiger Streif spielte auf dem dunkelfarbigen Kopfpolster und berührte das bleiche Antlitz des

stillen, blassen Mannes: — da holte der auf einmal tief und voll Atem und schlug die Augen weit auf.

„Wo bin ich?“ fragte er matt. „Nicht im Sarg! Nein. Es ist hell. Nicht im Jenseits — nein — das ist — was da hängt — o Gott! es ist mein Schwert! — Ringsum die Wände — meine Bücherei. Ja, ja! Die Welt steht! Mitternacht war ja auch schon vorbei. Gott — ich danke, daß du die Heiden von der Stadt gewehrt — ich sah sie fliehen! — nun will ich gern sterben.“ „Nein, Herr Bischof, nicht sterben. Leben sollt — leben werdet Ihr jetzt,“ sprach da eine wunderliebliche Stimme und über ihn neigte sich ein sanftes bleiches Antlitz und zwei Thränen fielen auf seine Wangen. „Heilfriede! Nein, das war diesmal kein Traum. Und wir sind nicht gestorben — beide?“ Sie schwebte leise an die Thüre des Vorsaals und winkte den dort Harrenden, einzutreten. „Gestorben? Nein. Gerettet seid Ihr, Herr Bischof!“ jubelte Fulko und küßte seine Hand. „Gerettet durch diese Frau!“ rief Edel. „Das ist gar keine Frau,“ besserte Minnegard, „das ist eine Heilige.“ „Ein Engel auf Erden,“ schloß Hellmuth. „Und es war auch kein Traum,“ lächelte die stille Frau, die nun zu seiner Linken kniete und ihm einen Heiltrunk reichte, „daß Ihr mich schon vor Stunden gesehen.“ „Wir zagten, wir verzweifelten ob Eurer Wunde —“ begann Fulko. „Wir fürchteten das Gift, und wußten — auch der Klosterarzt nicht — Hilfe,“ klagte Edel. „Aber Frau Heilfriede!“ fuhr Minnegardis freudig fort. „Weiß Gott, wie sie auf einmal, — schon im Thorbogen — da war,“ rief Fulko. „Sie beugte sich sofort über Euch,“ ergänzte Hellmuth. „Und obwohl der Klosterarzt verbot, das Messer zu entfernen, zog sie es sanft heraus. Viel Blut floß nach! Und dann . . . Ja dann! Obwohl der Arzt sie warnte, es gebe Gift, das

nicht nur im Blut, auch im Magen den Tod bringe —"
„Kein Wort sprach sie," rief Fulko, „ihren Mund preßte sie auf Euren Hals und sog die Wunde aus in tiefen Zügen."

Da schaute Herr Heinrich verklärten Blickes auf zu der Errötenden; die schlug die langen blonden Wimpern nieder.

Nun schloß auch der Wunde die Augen: — aber er konnte doch nicht hindern, daß sie weinten; er griff nach ihrer Hand; sie ließ sie ihm willig. „Aber auch ich werde nicht sterben," sprach sie beschwichtigend. „Viele Stunden ist's her. Längst hätte das Gift gewirkt. Ich aber — ich bin ganz wohl. Ach, und ich bin so glücklich." — „Wie . . wie war doch alles . . vorher? Nach unsrer Unterredung? — Was hab' ich doch . . . dann — vor dem Gefecht — noch gethan?" Da fiel sein im Saal umhersuchender Blick auf das Räucherbecken. Er stieß einen jähen Schrei aus und fuhr empor aus den Decken: er wollte sich aufrichten: aber matt sank er zurück. „Um Gott!" stöhnte er. „Nun steht die Welt noch! Und ich — ich Unseliger! Was hab' ich gethan! Weh mir! Sankt Burchhards Recht — den Beweis! — hab' ich zerstört. Die Schenkung . . . die Urkunde Kaiser Karls hab' ich verbrannt!" Und er hob die beiden geballten Fäuste und wollte sie sich in das Antlitz schlagen. Schrecken ergriff die andern: aber zwei weiche Hände haschten die Fäuste und zogen sie sanft hernieder auf die Bettdecke: „Daran habt Ihr sehr recht gethan, Herr Heinrich," sprach die herzgewinnende Stimme. „Ich wollte Euch gerade bitten, es zu thun. Denn sie war falsch." „Was? Was sagt Ihr?" rief Heinrich. „Unmöglich! Jener . . Berengar . . verstand sich scharf auf Urkunden." — „Jawohl. Nur allzu scharf! Er verstand auch, sie zu fälschen. Gemäß Eurem Gebot ward auch er in die Stadt

getragen. Ich sah nach seiner Wunde; ich sagte ihm, er müsse sterben. Und nun sterbend, in den Qualen des Todes, zitternd vor der Hölle, hat er all seine Schuld bekannt und bereut. Er hatte mit Zwentibold abgeschlossen: — er glaubte nicht an das Ende der Welt: er wollte die Wenden in die Stadt lassen und Euch ermorden. Er starb, nachdem er mir aufgetragen, Euch zu bitten, sein Machwerk zu zerstören." „Ihr wollt mich . . . . ? Nein, dieses Antlitz kann nicht täuschen," rief der Bischof und atmete beseligt auf. — „Die Schenkung Kaiser Karls war falsch: Ihr wart im vollen Unrecht gegen meinen Mann. Aber eine andre Schenkung — eines andern Kaisers — die ist echt. Eine Ersatzurkunde — für die verbrannte falsche — ist Euch erworben." — „Ihr . . Ihr habt . . . ?" — „Nicht ich. Und nicht aus meiner Hand sollt Ihr sie nehmen. Aus einer andern Hand. — Herr Heinrich," flüsterte sie in sein Ohr — „der Herr hat so große Gnade an Euch gethan . ." — „Durch seinen lichtesten Engel!" — „Ihr könnt jetzt nicht Groll in der Brust tragen." — „Nein. Ich vergebe dem toten Fälscher."

„Auch nicht gegen Lebende Groll. Herr Heinrich: unten im Waffensaale steht mein Mann. Er traf bei Sonnenaufgang auf dem Schlachtfeld ein, mit dem Aufgebot der nächsten Gaue: — er hatte von dem Zug der Wenden auf Würzburg gehört, war ihnen auf dem Fuße gefolgt und hat die Flüchtigen in den Main gesprengt. Er wartet. Er hat Euch was zu bringen. Aus Italien. Vom Kaiser Otto. Er selber hat's bewirkt, — schon vor vielen Wochen — und mitgebracht. Es ist was Freudiges! Freude wird Euch nicht schaden — wird Euch gut thun. Darf ich Graf Gerwalt rufen?"

Er konnte nur stumm nicken.

„Aber vorher noch," sprach die ernste Frau jetzt gar

holdselig lächelnd — „vor den Staatsgeschäften — eine Stärkung. Sagt, ihr tapfern Junker — ihr wißt doch sicher, wo hier im Bischofskeller der beste Wein liegt?“

Beide waren schon an der Thüre! Die Gräfin und die Mädchen folgten ihnen.

V.

„Supfo, Supfo!“ rief Hellmuth lautschallend durch das Haus. „Wo ist Supfo? Wo steckt der dicke Schalk?“ „Ich hab' eine Ahnung!“ lachte Fulko und eilte durch die Vorhalle auf die Fallthüre zu, welche die Kellertreppe schloß.

Da ward diese Thüre von unten aufgestoßen und auf der obersten Stufe erschien Supfo, ein strahlendes Lächeln auf dem stark geröteten hübschen rundlichen Gesicht; auf seiner linken Schulter lag, behaglich schnurrend Mucia, die Kluge, in der Rechten trug er einen mächtigen erzgetriebenen Krug, aus welchem ein starker, herzerfreuender Duft aufstieg.

„Ja Supfo! Wo wart Ihr denn die ganze Zeit?“ — „Da, wo ich hingehöre, ihr Gelbschnäbel!“ — „Supfo — ist es möglich? — Ihr habt? — während des Untergangs der Welt . . .?“ — „Na, ist sie untergegangen?“ — „Aber sie sollte doch.“ — „Nicht doch! Sie sollte eben nicht! Hab' ich's euch nicht vorausgesagt? Mucia und ich, wir wußten es besser.“ — „Aber Supfo! — Wann seid Ihr denn da hinunter?“ — „Vorgestern Abend.“ — „Und die ganze Zeit verschlafen?“ — „Das ist Verleumdung. Nur die zweite Hälfte.“ — „Und das Sturmblasen von allen Türmen! Das Hinaussprengen der Reisigen, den Auszug und den Einzug? Ihr hättet

wirklich die Posaunen des Gerichts auch verschlafen." — „Haben sie geblasen? — Was ich that in der ersten Hälfte der Zeit? Nun, der Griechenwein ist zu Ende. Das ist die Neige — diesen Vollkrug hab' ich für den Herrn Bischof und für euch gespart. — Wer war nun der klügste Mann in ganz Würzburg?" Und er lachte, daß ihm das runde Bäuchlein bebte, bis ihm Fulko erzählte, aus welchen Gefahren und Sorgen sie sich eben erst geborgen wußten. Da humpelte der Dicke — unglaublich rasch — die Treppe hinauf und an Herrn Heinrichs Lager und sank dort auf die Kniee und weinte, weinte Thränen des Schmerzes und der Freude durcheinander.

Während Hellmuth den Grafen Gerwalt aus der Waffenhalle holte, wartete die Gräfin mit den beiden Mädchen und Fulko im Vorsaal.

Da trat Minnegard an Frau Heilfriede heran und begann, ziemlich kleinlaut: sie schlug die Wimpern nieder — denn allzu glücklich für eine zage Bitte und geheimen Glückes zu süß bewußt leuchteten — sie fühlte das — ihre minneseligen Augen: „Was soll nun werden aus ... aus uns beiden armen jungen Paaren? Wir hatten uns ganz darauf eingerichtet, daß heute nur der liebe Gott, der — leider Gottes! — doch ohnehin alles weiß, mit uns rechten werde können über das, was wir Mädchen diese Nacht gethan — oder doch: erlitten" seufzte sie, „und vielleicht nicht ganz heftig genug abgewehrt: — wer konnte aber heute Nacht um Hilfe gegen Entführer schreien? Es hätte doch niemand darauf gehört!" Da lachte Fulko. „Mein süßes .... Kind. Deiner Mutter Klosterwunsch galt nur für die alte Welt: — die ist heut' Nacht versunken: — nicht bindet er für die neue, die uns der Herr Gott heute

geschenkt." „Das würde der Herr Bischof schwerlich gelten lassen," meinte die Frau Gräfin, drohend den weißen Finger gegen Fulko hebend: „aber getrost. Herr Heinrich steht so tief in der Schuld des gnädigen Himmelsherrn, —" „Und in der Eurigen," riefen die drei andern. — „Daß er auch ein Übriges an Güte thun muß — und wird. Seid ganz getrost. Ich — ich führe eure Sache — aller vier."

„Dann ist sie gewonnen!" jubelte Minnegardis, warf sich an ihre Brust und küßte sie stürmisch. „Wie sollen wir Euch danken?" fragte Edel, tief gerührt. — „Mein Dank ist — euer Glück. Ich war auch einmal jung. — Da kommt mein Mann. Nun zu ihm . . . zu Herrn Heinrich."

Am Lager Herrn Heinrichs stand Graf Gerwalt, eine stattliche, mannhafte Kriegergestalt in voller Waffenrüstung, nur ein paar Jahr jünger als der Bischof, aber sein blondes Haar war weit weniger ergraut. Er hielt des Wunden Hand gefaßt und sprach: „Ihr habt mir nicht zu danken. Was ich gethan, ich that's nicht Euch zu lieb' — ich that's fürs Reich. Ich kam zu der Einsicht, daß, wie die Dinge hier in der Stadt und im Gau nun einmal liegen, Bischof und Graf, auch wenn sie beide nicht solche Streitköpfe sind wie wir, auch bei friedfertigem Sinn — unablässig in Hader über die Grenzen ihrer Rechte kommen werden, kommen müssen. Deshalb hab' ich — und allerdings auch, weil ich den Rothenburger Heinrich als einen Mann kenne, der Land und Leute trefflich zu leiten und — wir haben's diese Nacht wieder erlebt! — zu schirmen weiß, bei Kaiser Otto mit Hilfe Eures klugen Bruders, des Herrn Kanzlers, durchgesetzt, was fortab — nun, ich lese Euch seine Urkunde vor"; und er ließ sich von Frau Heilfriede ein Pergament reichen mit dem großen kaiserlichen Siegel und las:

„In dem Namen der heiligen unzerteilten Dreifaltigkeit Otto der Dritte, ein Knecht Jesu Christi und römischer Kaiser, Mehrer des Reichs, nach dem Willen Gottes, unsres Seligmachers und Erlösers. Was von unserer Majestät zu Erhöhung der Kirchen Gottes und seiner Heiligen gegeben wird, das, so hoffen wir, wird sonder Zweifel zur Stätigung unseres Reiches und uns zur Freude des ewigen Lebens ersprießlich sein. Darum sei kund allen unsern gegenwärtigen und künftigen Getreuen, daß wir um Willen der Bitten des ehrwürdigen Erzbischofs und Kanzlers unsres Reiches, Herrn Heriberts, auch auf verständige und für des Reiches Nutz zuträgliche eindringliche Vorstellung des tapfern Herrn Gerwalt, bisher Grafen des Ran- und Waldsassengaues und dazu aus besonderer Ehrung der wackern Dienste in Krieg und Frieden, die uns Herr Heinrich, weiland Graf von Rothenburg ob der Tauber- nunmehr aber Bischof von Würzburg, geleistet hat, diesem Herrn Bischof Heinrich und all seinen Nachfolgern zu Ehren des allmächtigen Gottes, Seligmachers der Welt, und der kostbarlichsten Martyrer Sankt Kilian, Sankt Coloman und Sankt Totnan geweihet haben, geschenkt und gewidmet zwo Grafschaften, genannt Waldsassen — mitsamt Stadt und Weichbild von Würzburg — und genannt Rangau in dem Lande, das man das Morgenfrankenland heißt, gelegen, die wir mit allem Zwang, allen Satzungen und unserm königlichen Banne, mit Ordnung und Gerichtsbarkeit, nichts ausnehmend von dem allen, was die Grafen oder sonst irgend ein Mensch von Herkommen und Gewohnheit wegen haben sollen, und dies alles mit aller Nutzbarkeit den obgeschriebenen Martyrern zu eigen gegeben und aus unsern Rechten und unsrer Herrlichkeit in des ehrwürdigen Bischofs Heinrich und seiner Nachfolger Recht und Herrlichkeit gänzlich übertragen haben: nämlich in der Gestalt, daß gemel-

deter, ehrwürdiger Bischof Heinrich und alle seine Nachfolger die vorgenannten Grafschaften wie immer es ihnen gefallen wird für und für ordnen, selbst verwalten oder einen andern als Grafen damit belehnen mögen, ohne daß wir, unsere Nachfolger oder sonst männiglich Eintrag und Widerspruch erheben mögen. Und damit diese unsere kaiserliche Übergabe nun und hinfort desto beständiger verbleibe, haben wir diesen Brief mit eigener Hand gefestigt und zu besiegeln geboten. Gegeben den dreißigsten Tag des Maien, nach der Menschwerdung des Herrn im tausendsten Jahr, in der dreizehnten Römer Zinszahl, in unseres des dritten Otten Königtum dem sechzehnten und unseres Kaisertums im fünften Jahr. Gegeben zu Rom: seliglich. Amen."

Herr Heinrich reichte ihm die Hand und suchte sein Auge, gewaltig hob sich ihm die Brust in tiefem Atmen. Es dauerte geraume Zeit, bis er sagen konnte: „Dank! — Heißen Dank! Und war mir doch geweissagt, ich würde nicht sterben, bevor ich meinen schlimmsten Feind erschlagen! Ich meinte, das ... war ..." „Nicht ich!" sprach Graf Gerwalt und strich ihm über die Stirne.

„Nein! — Das war .... ein anderer! — Aber Graf Gerwalt, was wird aus Euch?" Heilfriede legte die Hand auf ihres Gatten gepanzerte Schulter und sprach mit stolzfreudigem Blick: „Markgraf von Meißen wird er, mit herzoglichem Recht und Rang. Der große Held, Markgraf Eckhart, der Schreck der Slaven, der Schirmer unserer Marken dort, ist gestorben. Mein Mann tritt an seine Stelle. Sobald Ihr vom Lager erstanden seid, brechen wir dorthin auf."

Herr Heinrich nickte: „Er hat's verdient. — Zwei Grafschaften kann ich allein nicht selbst verwalten. Hellmuth soll den Rangau — Wo ist Hellmuth? ah dort! Sieh, Hand in Hand mit Edel? Nun möcht' ich doch

wissen auch von gar manchen andern noch: von dem Geschicke so vieler der mir anvertrauten Seelen — wie hat all das gewirkt auf . . .? — ach auf viele! Und wie kommt es, — daß Minnegard, — sie lehnt an Fulkos Brust! Ei schlimme Mündel! Berichtet und erklärt!"

„Nein," sprach Frau Heilfriede sanft, den Finger auf die Lippen legend, „heute wird nichts mehr berichtet und erklärt. Es ist genug, fast schon zuviel gewesen für einen wunden Mann. Morgen dann — da uns der liebe Gott nicht mehr bedroht! — morgen ist auch noch ein Tag. Da mögt Ihr alles vernehmen: — wird Euch wohl manches wundern! Aber Ihr werdet mir eine Bitte nicht verweigern, Herr Hezilo?"

„Keine, Heilfriede!" — „Jetzt, Herr Bischof, sprecht Euer Nachtgebet. Es wird draußen schon dunkel. Jetzt scheidet . . . auch du, mein Gerwalt — geht nun alle hinaus. Der Kranke muß ruhen, schlafen." „Aber er darf nicht allein bleiben," rief Minnegard. „Gewiß nicht! Ich will . . ." sprach Edel eifrig. „Nein, liebes Kind," erwiderte die sanfte Frau, ihre Wange streichend. „Das ist mein Recht: ich bin doch seine älteste Freundin."

Was ist die Liebe?
Skirnir

Kleine Nordische Erzählungen

Was ist die Liebe?

Halla zu eigen

Scheveningen, August 1887

I.

Dunkelnd sank der Herbstabend auf die See. Eintönig grau lagen Meer und Land, das einzig sichtbare Land: der Küstensaum des kleinen, weltverlorenen Eilands.

Eintönig, mit immer gleichem Anschlag, rollte die letzte Welle der weit draußen sich brechenden Brandung, langsam ersterbend, auf den grauen Sand des Gestades. Kein Lufthauch kräuselte die lichtlose, die unendliche Wasserfläche. Der Strand lag bereits in tiefem Schatten.

Nur der hohe Turm, der von dem ragenden, schwarzen Schieferfels des Inselberges in die Wolken stieg, erglomm plötzlich in rotgelbem Lichte: die Sonne, die im fernen, fernen Westen niederging, hatte, gerade bevor sie in die Flut tauchte, die ihr vorgestreckte lange Nebelwand durchbrochen und einen grellen Strahl auf die finstern Felsenmassen geworfen: gleich wieder verschwand dieser Strahl und nun war abermals alles grau, aber noch düsterer, so schien es, als zuvor.

Kein Leben rings; regungslos reckte der Strandhafer, der spärlich auf den hohen Dünen wuchs, seine scharfen Rispen in die Höhe; kein Schall, als das leise rollende, reibende, knisternde Anrauschen der schwachen Welle über die vielen kleinen, meist zerbrochenen Muscheln hin; kein Tierlaut auch: denn ganz geräuschlos flog sie, die eine, einsame Möwe, die langsam, langsam am Gestade hin gegen die Klippen im Osten des Eilands zog.

In der Bucht, die sich nach Westen hin zwischen zwei schwarzen Felswänden aufschloß, lag, auf dem grauen Sande der Länge nach hingestreckt, eine schlanke Mädchengestalt. Gen Westen blickte sie unablässig, noch nach einem Schimmer des Lichtes suchend: vergeblich: die Sonne war bereits hinabgesunken. —

Lange, lange lag sie so, regungslos; nur die leise Hebung und Senkung des weißen Gewandes über dem kaum aufgeknospten Busen verriet, daß sie lebte. Denn die Augen mit den langen, sonnenfarbnen Wimpern hatte sie nun geschlossen, müde von schmerzlicher Ausschau. Ihr blondes Haar, wunderhold gewellt, flutete über den linken, lang ausgestreckten Arm: er war blendend weiß; und auf dieser linken Schulter ruhte das schön geformte Haupt; die rechte Hand griff nach dem Herzen. —

Lange, lange lag sie so, in Sinnen und Sehnen versunken, verträumt. —

Sie hörte nicht, wie von den Dünen in ihrem Rücken, von Süden her, ein leichter Schritt nahte; der lockere Sand knisterte kaum unter diesem behutsam gemessenen Tritt.

Es war ein Mann in dunklem Mantel; ein breiträndiger Hut beschattete die hohe Stirn; einen Speer trug er in der Hand. Er stand nun dicht hinter ihr, zu ihren Häupten; schweigend sah er herab auf ihre bleichen Wangen. — Endlich schaute sie empor: sie hatte seinen Atem gefühlt oder einen halb verhaltenen Seufzer.

„Ihr, Dagfred?“ sagte sie ruhig, mit einem langen Blick. „Ihr verratet mich nicht.“ — „Ihr verratet euch selbst.“ — „Was meint ihr?“ — „Immer find' ich euch — hier.“ — „Ich sah der Sonne nach.“ — „Weil sie über den West-Eilanden sinkt.“

„Mir geht sie dort auch auf;“ sie schlug die sanften

ganz hellblauen Augen sehnend auf. — „Die Sonne nicht: aber die Hoffnung.“

Der Mann sah ihr ernst in das edle, schmale, fast farblose Antlitz: es war vollendet schön. Er schwieg; er drückte nun die meergrauen Augen zu.

„Redet!“ sprach sie, langsam sich erhebend; — die jungfräuliche schlanke Gestalt erreichte fast des stattlichen Mannes Höhe. — „Euer Schweigen ist ein Tadel. Was andres soll die Gefangene denken, träumen, wünschen, als — Befreiung.“ — „Oft strafen die Götter am schwersten, indem sie Wünsche erfüllen.“ — „Ist das eure Skaldenweisheit?“ — „Ein Stück daraus. — Ihr ersehnt nicht die Befreiung, — den Befreier.“

Sie hob das Haupt: „Ich darf's; er ist mein Verlobter.“ — „Er ist ein Knabe.“ — „Fürst Kjartan zählt dreißig Jahre.“ — „So ist er denn ein Knabe von dreißig Jahren.“

Sie furchte die weiße Stirn, wandte sich von ihm ab und wollte den Dünenhügel rasch hinansteigen: aber sie glitt aus auf dem glatten, abrieselnden Sande, sie wankte, sie fiel, schon war das Gesicht ganz nahe der scharfen Felsenkante. Da streckte der Mann den rechten Arm vor sie hin, den Speer tief in den Sand stoßend: — er berührte sie nicht: — sie griff mit beiden Händen nach seinem Arm und richtete sich daran auf. —

„Dank!“ sagte sie nun, innig. „Ihr seid hier mein einziger Freund.“ — „Ich bin nicht euer Freund, Königskind.“ — „Was seid ihr mir?“ — „Euer Beschützer, Halla.“ — „Wider wen?“ — „Wider — alles.“

„Wohl denn! Aber ihr zählt nicht zu meinen Feinden, seid nicht des Königs Hako, nicht seines Inselvogtes Unterthan: ihr seid hier auf dem Eiland . . . —“ — „Gast.“ — „Der Einzige seid ihr, der es mit der Gefangenen gut

meint: — warum hasset ihr meinen Verlobten?“ — „Ich hass' ihn nicht, ich kenn' ihn nur.“ — „Weshalb redet ihr stets gegen ihn?“ — „Weil ich euch behüte gegen — alles. — Ich kam, euch zu warnen: laßt euch nicht von den andern treffen an dieser Stelle, dem einzigen Landungsort des ganzen Felseneilands. Sonst läßt man euch nicht mehr frei umherwandeln — und das würdet ihr doch bitter vermissen. — Lebt wohl.“ — „Ihr geht nicht mit mir in die Burg zurück? Bald kommt die Nacht.“ — „Und mit ihr kommen — meine Sterne.“ Er bog um den Felsen zur Linken.

Sie sah ihm eine Weile sinnend nach: dann stieg sie, leise das blonde Haupt schüttelnd, den Dünenpfad hinan.

II.

Am Mittag des folgenden Tages saßen der Inselvogt und der Skalde Dagfred in der Halle der Turmfeste beim Mahle. Unwirsch schob der Vogt den Zinnkrug mit Ael zur Seite; er strich den rotbraunen Bart von den Lippen. „Nicht einmal der Trunk mundet mir mehr. Ich mach' ein Ende, so oder so! — Selbst zum Mahle steigt sie nicht mehr von ihrem Turmgemach herab, die Hochfärtige, seit... —“ — „Seit ihr sie verscheucht habt, Hardbrand,“ schloß Dagfred ruhig. — „Verscheucht! Ist es etwa eine Schmach, die ich meiner Gefangenen ansinne, begehr' ich sie zum Weibe, ich, ihr Herr und Gebieter?“ — „Der seid ihr nicht.“ — „Nun ja! Nicht ich habe sie gefangen. Mein alter König Hako hat sie geraubt und hierher gesandt auf dies schmale Geklipp mitten im wilden Meer,

das nur die Möwe kennt, sie hier verborgen zu halten, bis ihren Vater, den greisen König Ring, den er mit Waffen nicht bezwingen kann, die Sehnsucht nach dem einzigen Kinde bezwingt, daß er sich König Hako unterwerfe. Ich aber bin auf diesem Eiland Herr... —" — „Das ist euer König Hako." — „Ich bin ihr Herr." — „Ihr Kerkerwart seid ihr." — „Und ihr? Was seid ihr für Halla?" schrie der Vogt und sprang auf; nun sah man: er war ein Riese, um mehr als Hauptes Länge überragte er den nicht kleingewachsenen Skalden. Grimmig blitzten unter buschigen braunroten Brauen hervor seine großen hellblauen Augen auf Dagfred. „Ihr seid wohl ihr Freund?" — „Nein. Ich sagte das gestern der Jungfrau selbst." — „Was hat euch dann hierher geführt? Und wie, beim Donner, konntet ihr so thöricht sein, von König Hako, nachdem ihr bei dem großen Skaldenkampf in seiner Halle die Nordlandssänger sämtlich überwunden, statt roten Goldes nur das Eine als Siegespreis zu erbitten, daß er euch Hallas Versteck nenne? Ihr, ein armer Skalde! Von dem reichsten und den Sängern freigebigsten König: — das heißt, seit jener König Harald von Thule verschollen ist. Was hat euch hergeführt?" — „Ein Gelübde." — „Wem gelobt?" — „Mir selbst." — Er stand auf. — „Nun wohl, da kommt ihr denn gerade recht, mich den Brautlauf um die Schlanke halten zu sehen. Ich habe," lachte er, „König Hako nur geeidet, die Jungfrau nicht von dem Eiland entkommen zu lassen. Das werd' ich halten! Als Jungfrau soll sie nicht von mir scheiden! Diese Schilfgestalt — mit meiner Hand zerdrück' ich sie. — Sie hat mir's angethan. Sie wird mein Weib, mit Güte, oder mit Gewalt." — „Solang ich lebe — nicht." — „Was geht's euch an?" schrie der Riese. „Freilich: die Weiße ist euch zugethan! Nur eurer

Harfe Tönen belebt das kühle blaue Auge, nur bei eurer Stimme Klang zieht zuweilen ein sanftes Rot über die bleichen Wangen." — „Sie ist verlobt." — „Mit dem Irenfürsten Kjartan. Wer aber weiß, ob sie den Kelten liebt? Wer kann das sagen?" — „Sie sagt es." — „Und wenn! Kann das euch hindern . . .?" — „Mein Haar wird grau." — „Bah, euer Haar ist noch ganz braun! Und euer Herz ist heiß. Meint ihr, man hört das nicht heraus aus eurem Harfenschlag? Die Worte versteht man nicht, die ihr leise dazu singt. Aber diese Harfentöne! Wie sie locken, werben, klagen, stürmen! Nicht nur meine Nichte, das junge, thörichte Ding, schleicht euch verstohlen nach in das Geklipp, in die Nacht: — selbst das Gesinde! die rauhen Knechte, sie lassen Fische, Speck und Ael, auf euch zu lauschen. Ich habe niemals solchen Harfenschlag gehört in allen Fürstenhöfen. Und auch die andern nicht. Nur jener König Harald . . . —" — „Den habt ihr doch nie gehört." — „Nicht ich! Aber der Knechte einer: — der war dereinst auf Thule, er ist seither erblindet, der sagte jüngst: „so harft nur noch Harald." — Aber gesteht: was zieht euch dieser Königstochter nach?" — „Ich sagte schon: ein Gelübde." — „Wie lange kennt ihr sie?" — „Vier Jahre sind's." — „Wo traft ihr sie?" — „In ihres Vaters Halle. Der hatte sie gerade mit Kjartan verlobt." — „Schlecht hat der Bräutigam sie behütet! Gleich darauf ward sie gefangen, da sie mit ihm am Strand den Reiher beizend ritt."

Grimmig fiel Dagfred ein: „Er ließ sie greifen — vor seinen Augen! — und versteckte sich im Schilf und rettete sein Leben!"

„Habt ihr vielleicht gelobt," lachte der Vogt, „sie zu befreien und sie diesem Bräutigam zuzuführen?" — „Nein." — „Nun: das ist gut. Denn seht euch vor, Skalde:

Ihr seid mein Gast, vom König dringend mir empfohlen: doch wollt ihr die entführen, — ich schlag' euch tot."

„Ich will sie nicht entführen. — Genug der Worte. Allzuviele schon." Er schritt hinaus.

Hardbrand sah ihm drohend nach: „Der Gast wird lästig. Ich kann ihn nicht zum Hochzeitsreigen brauchen, wann ich das Schilf in diesen Armen knicke. Nun, mein Pfeil fehlt nie und die See ist tief."

III.

Hoch in dem obersten Stockwerk des Turmes in einem schmalen Gelasse saß die bleiche Jungfrau auf einem mehrstufigen Holzschemel, den Arm gelehnt auf den Steinsims der einzigen Fensterluke: diese gewährte den Blick über die unendliche See; träumerisch schaute Halla hinaus.

Sie beachtete es nicht, wie zu ihren Füßen knieend Dala, des Vogtes rotlockige Nichte, der Gefangenen langes goldwelliges Haar gelöst hatte und nun mit den weichen Fingern darin wühlte, strählend und streichelnd, sanft, zart, ja zärtlich. Dala war kleiner als das schlanke Königskind, in üppiger Fülle wölbten sich ihre reizvollen Formen.

„Oh wie schön, wie wunderschön ist dies dein goldnes Haar, Herrin," sprach sie, in beiden offenen Händen die volle Flut wägend und dann liebkosend an beide Wangen schmiegend. „Es ist so schön, es muß so schön sein, weil — Er es liebt," hauchte sie leise.

„Nenne mich nicht Herrin, Kind. Ich bin ja deines Oheims Magd." — „Oh nimmermehr! Und gingest du in

Ketten, — du wärest doch die Seligste auf Erden!" Begeistert schlug sie die schönen, feurig leuchtenden, hellbraunen Augen zu ihr auf. — „Sieh, Dala, taucht dort, im Westen, nicht ein Segel auf?" Hastig streckte sie den Arm durch die Luke. — „Laß sehen." Die Kleine reckte sich auf den Zehen. „O nein! Es ist nur weiß Gewölk. Wie oft nun schon hast du's gemeint!" — „Ach ja, wie oft nun schon! Und stets ein Wahn!" — „So mächtig sehnst du dich von hier hinweg?" — „Ach, mit der ganzen Seele." — „Es ist unfaßlich," sprach Dala halblaut vor sich hin. — „Oder . .? Sage, ist es dein Verlobter? Sind es seine Küsse, nach denen du so heiß dich sehnst?"

Sie hatte das ganz leise in das Ohr der Freundin geflüstert: sie errötete über und über bei der scheuen, der brennenden Frage.

„Küsse?" erwiderte Halla, langsam mit der Hand über die Schulter, über das dunkelgrüne Gewand der Erglühenden hinstreichend. „Ich weiß von Küssen nicht. Fürst Kjartan hat mich — Einmal — auf die Stirne geküßt, — als mich der Vater ihm verlobte. Drei Tage kannt' ich ihn. O nein! Nicht nach ihm — nach dem Vater sehn' ich mich. Und — nach der Freiheit! Nur fort von hier!" — „Ich verstehe: mein wilder Oheim . ." — „Es ist nicht das. Ich fürcht' ihn nicht." — „Dann — weshalb: „nur fort von hier?"

„Ich weiß es nicht! Ich vermag nicht, es zu sagen. — Ich glaube" — nun sprach sie ganz nachdenklich — „Er ist schuld daran." — „Wer?" — „Nun Er! — Der Skalde, mein' ich. Oder doch sein Harfenschlag. Und auch sein leiser, verhaltner Gesang aus der Ferne. Seine Stimme!"

Starr vor Staunen sahen die braunen, leuchtenden Augen auf sie. „O Halla! Er? Sein Spiel, seine Stimme,

— die vertreiben dich? Mein ganzes Leben lang möcht' ich, zu seinen Füßen schweigend hingestreckt, ihm in das ach! so trauerernste Antlitz schau'n und lauschen seiner weichen Stimme Steigen und Fallen, dem Silberklang, dem Tonfall seiner Worte, mich sonnend in seines Wesens stillem Glanz. Er zwingt ja zu sich heran."

Betroffen blickte die Königstochter auf: „Mag sein! — Obzwar ich das nie so — so stark gefühlt, wie du es sagst, wie du es scheulos, — mich erschreckend — ausspricht. Aber es mag das gerade sein. Ich — ich will nicht gezwungen sein! An Fürst Kjartan, oder an den Vater will ich denken, will ich denken müssen. Oft drücke ich das harte Gold meines Brautrings an den Finger bis er mich schmerzt, vernehme ich ... Da! Ganz fern! Hörst du es?" — „Ob ich es höre!" — „Fort! Fort von hier! O könnt' ich Fürst Kjartan meine bräutliche Treue durch die That, durch eine große That beweisen!" — Sie erhob sich rasch.

„Sage, Halla, du liebst doch diesen Kjartan?" — „Gewiß! Bin ich doch seine Braut! Ich soll, ich muß ihn ja lieben. Auch ist er schön, sehr schön in seinen lichten langen Locken. Und jung. Viel jünger als ..." — „Das ist all' keine Antwort. Liebst du ihn?" — „Ja doch! Gewiß und wahr! — Nach allem was ich davon weiß. Denn — Dala, gute Dala — sage selbst: was wissen wir Jungfrauen davon? Was ist die Liebe? — — Weißt du es, Dala? O dann sag' es mir."

„Ich?" — Glühendes Rot übergoß ihr die Stirn und den heftig wogenden Busen. Sie sprang auf. „Du gehst, meine Freundin? Du verläßt mich?" — „Ich muß. Es zieht mich nach. Horch! Der Wind verträgt die Töne schon. Ich muß ihm folgen. Aber ganz geheim — von weitem!" —

IV.

Der folgende Tag brachte dem einsamen Eiland ein fast unerhört Ereignis: einen Gast.

Der Türmer sah von der Hochzinne bei heftigem Weststurm ein kleines Schiff herantreiben: nicht dem Steuer schien es zu gehorchen, nur Wind und Wellen. Glücklich gelangte es gleichwohl durch die Brandung und die Klippen in die Westbucht. Der Inselvogt war vorsorgend mit mehreren Knechten an den Strand hinabgeeilt, einen Angriff abzuwehren. Aber es waren nur zwei Männer in dem Boot: so ließ man die meermüden Leute landen: es war mit seinem Ruderer ein Skalde, Horand nannte sich der; sie waren durch den Weststurm von den Däneninseln hierher verschlagen, sagten sie. —

Abends in der Halle sang und harfte der Gast gar hell und heiter, in ganz anderen Weisen als Dagfred, dessen Lied man immer nur von ferne klagen, grollen, stürmen hörte. Die Knechte, die Mägde drängten sich eifrig um das Herdfeuer, dem fröhlichen Spiele zu lauschen. Als Halla vernahm, der Fremde sei vom Weststurm hergetragen, stieg auch sie mit Dala hinab in die Halle, welche sie sonst mied.

Ehrerbietig begrüßte die Eintretende Horand: — einen raschen Blick wechselten beide — dann aber achtete er gar nicht mehr der wunderschönen Jungfrau. Das gefiel Hardbrand: denn nicht sonder Argwohn hatte er seine Gefangene ihre stolze Einsamkeit durchbrechen sehen.

Dagfred aber, der bisher neben dem Fremden gesessen, erhob sich nun: er stellte sich hinter Hallas Stuhl, jenem gegenüber.

Der frohgemute braunlockige Sänger hatte, so schien es,

Augen nur für die üppige Gestalt, die weichen Formen, die blühenden Farben Dalas: an sie allein, nie an die Königstochter, richtete er die Rede: aber karge Antwort nur entlockte er den vollen, kirschroten Lippen. Nach geraumer Zeit schritt der Vogt hinaus, noch einmal, wie er jeden Abend pflag, einen wachsamen Rundgang längs den Mauern der Feste zu machen.

Da sprach Dagfred, mit ausgestrecktem Finger auf Horands Saitenspiel deutend: „Auf Irland wurde diese Harfe gebaut." Halla erschrak: einen flehenden Blick warf sie auf Dagfred. Horand aber erwiderte ruhig: „So? Das mag wohl sein. Ich kaufte sie auf Lethra von einem Dänen. Aber viele Iren landen dort." — „Horand," sprach Dagfred langsam vor sich hin. „Den Namen sollte ein Gast meiden. Er mahnt den Wirt zur Vorsicht." — „Warum?" — „Horand hieß der Sänger, der — in Verkleidung — für König Hettel einst schön Hilde stahl." — „Ich habe mir den Namen nicht ausgesucht," lachte der Gast. „Nein. Das that ein anderer für euch."

Hardbrand trat wieder ein, sein mächtiger Schlüsselbund rasselte ihm am Wehrgurt. „Noch ein Horn Ael und noch ein Lied, ihr Skalden," rief er.

„Nun ist die Reih' an euch," meinte Horand zu Dagfred. — „Mein Lied ist nicht für Fröhliche."

„Wünscht auch ihr, vielschöne Jungfrau in den roten Locken, daß ich noch eins singe?" Und ohne die Antwort abzuwarten — Dala, die kein Auge von Dagfred ließ, hatte die Frage gar nicht gehört, — fuhr er fort: „Ja? Dann thu' ich's gern. So hört — zum Schluß — noch eine Weise, die weiland König Harald sang von Thule."

„Singt nicht *seine* Weisen!" warnte da von der Bank der Knechte her eine Stimme. Alle wandten sich dorthin. — „Ei Knut, der blinde Knecht," rief der Vogt. „Was fällt

dir ein? Warum?" — „Haralds Weisen kann nur Harald singen." — „Er ist aber tot. Oder verloren," lachte Horand. — „Wie lange schon, lieber Herr?" fragte der Blinde. „Sein Bild ist das Licht in meiner Augen Nacht, sein Lied mein Trost in meiner Seele Gram geworden. Denn er war gut — mit allen — auch mit uns Knechten." — „Wie lang? — Vier Jahre mögen's sein! — Mir gefällt die Weise. Und ich singe sie. Es ist das Lied wie Freir warb um Gerdha."

Und nach ein paar Griffen in die Saiten hob er an:

„Wann der Vollmond über die Düne steigt,
— Königskind, klug Königskind! —
Dann halte bereit dein hoffendes Herz,
— Königskind, klug Königskind! —
Dann naht in der Nacht in dem Nachen dir
Freir, dein Freund, dein Befreier.
Dann holt dich, Holde, der hohe Held, —
Dann trägt dich, Traute, dein Treuer fort;
Wann der Vollmond über die Düne steigt,
— Königskind, klug Königskind! —"

Schrill durch die Saiten fahrend brach er jäh ab. „Hei, nun vergaß' ich, was noch alles folgt. Es war mir ja nur um die Weise. Auf die Worte kommt nichts an. Ich bin sehr müde von der schweren Arbeit am Steuer. Laßt uns schlafen gehn." — „Ja, laßt uns schlafen gehen," wiederholte Hardbrand und alle brachen auf.

Dagfred aber sah den Blick, den Halla im Hinausschreiten dem Fremden zuwarf.

Er blieb bei diesem, dem in der Halle Stroh und Schilf geschüttet ward.

„Teilen wir das Lager?" fragte Horand. — „Ich schlafe außerhalb der Burg." — „Nun so trinkt noch das Horn leer. Gebt mir den Bechergruß." — „Nein. — Aber einen Rat will ich euch geben." — „Welchen Rat?"

„Singt ihr wieder einmal des Verschollenen Worte, so singt sie richtig. Es heißt:

„Wann der Vollmond fällt auf den flutenden Fjord.“

— wie der Stabreim verlangt: nicht:

„Wann der Vollmond über die Düne steigt.“

Seltsam, daß ein Skalde des Stabreims so ganz vergißt. Freilich: hier ist kein Fjord. Die Änderung ist eure Erfindung — nicht König Haralds.“ Und er schritt hinaus.

V.

Am andern Morgen verabschiedete sich der Gast. Das Meer war ruhiger, der Wind umgesprungen, man konnte wieder nach Westen segeln.

Bevor Dagfred nach dem Frühmahl die Feste verließ, sprach der Vogt zu ihm: „Nun, Skalde, acht' auf mich. Ich muß dies weiße Geschöpf haben. Nicht länger zügle ich mein Blut. Mich hört sie nicht an, meine Nichte weigert sich, für mich zu sprechen. So sage du ihr —: in sieben Nächten muß sie mein sein. Will sie mein Weib werden, gut. Will sie nicht mein Weib werden, so wird sie meine . . . —“

„Schweig! Sieh hier dies Schwert — schau dir's genau an. — Das wird dein Tod, stehst du nicht ab.“ Und aus den graudunkeln Augen des Skalden sprühte solch heiliger Zorn, daß der Riese erschrak und scheu zur Seite sah. — „Wart!“ drohte er, als jener den Rücken gewandt hatte. „Ich kann diesen Blick nicht tragen. Aber mein Pfeil ist blind: — den blendet nicht dein Auge.“

VI.

Ziemlich in der Mitte des kleinen Eilandes stieg der Schieferfelsberg, der es krönte, zu seiner steilsten Höhe hinan. Ein viel zerrissener, phantastisch gezackter Kamm zog seine Schroffen hier von Ost nach West. Einzelne, verwitterte, vom scharfen Seegesprüh ausgefressene Nadeln und Spitzen ragten wie schwarze Pfeiler in die Wolken, unzugänglich für des Menschen Fuß; der Seeadler flog hier kreischend zu Horst. — —

Unter der Jochhöhe wölbte sich in die Felswand hinein eine Höhle; vor derselben lag ein runder freier Platz; auf dessen Nordseite baute sich vorn auf breiten Stufen eine natürliche Brüstung des Felsens in die See hinaus.

Hier verbrachte Dagfred die meisten Stunden des Tages; in der Höhle schlief er: den Riegeln und den Knechten des Vogtes mochte er seinen Schlaf nicht anvertrauen. Hier verwahrte er unter dem Gestein die Schieferplatten, auf denen er schrieb mit den Schiefergriffeln, welche die Felsensplitter reichlich gewährten; hier auch hatte er seine mitgebrachten Waffen geborgen. Hier weilte er auch an dem Abend, in der Nacht dieses Tages.

Der Mond — noch nicht ganz voll — war blutrot aus den dunkeln Meereswogen gestiegen: er spiegelte sein zitternd Bild in der wild bewegten Flut. Denn stoßweise fuhr ein springender, wechselnder Wind über die See; dann fegten die weißlichen Wolken, in Fetzen zerrissen, an der Mondscheibe vorbei, hastig, wie gehetzte Geister, und hoch auf spritzten dann unten am Fuße der schwarzen Klippen die weißkammigen Wellen der Brandung. — —

Dagfred schritt vor der Höhle auf und nieder, ruhelos, rastlos. Im Winde wehte hinter ihm der dunkle Mantel,

der weitfaltige, zwei mächtigen schwarzen Adlerflügeln gleich; um das Haupt, aus den offenen Schläfen flatterten die braunen Locken und über den Hals hin wehte der ergrauende Bart. Den Hut hatte er von der heißen Stirne geschleudert. So ging er lange schweigend auf und ab, die beiden Hände in die Hüften gestemmt, vornüber gebeugt, die mächtige Stirne zur Erde gesenkt, nur hier und da sie rasch emporreckend gegen den unruhigen Nachthimmel.

Endlich begann er: „Denk' es aus! Denk' es durch, armes, heißes, müdes Hirn! Tauche hinab, mein Geist, in deine eignen tiefsten Tiefen! Kein Buch, kein Mensch, kein Gott auch kann dir raten. Du selbst mußt, du allein kannst dir helfen. —

So rollet denn nochmal vorüber an mir, ihr langen, ihr kämpfereichen Jahrzehnte!

Die abgerissenen Sprüche der Skalden — wortkarg, dunkel: gut, um trotzig danach zu sterben, nicht gut, um weise danach zu leben! Weiter: Der Christenpriester fromme Predigt: jahrelang des guten Bischofs Unterweisung! Dann aber: im blauen Griechenmeer — in Athen — die Weisheit jener großen Meister! O mein Platon, wie du doch so herrlich — geirrt hast! — Jerusalem! — Den „Jorsalafara“ haben die Landsleute staunend mich genannt. Aber Frieden fand ich nicht in den lärmenden Schulen von Athen, nicht in Christi stillem, leerem Grab!

Was hab' ich nicht alles gelernt! Die Skalden lehrten mich dichten, die Mönche träumen, denken die Griechen: aber Trost lehrte nur ich mich selbst!

Dann die That, das Leben, der Kampf, der Sieg, der Ruhm!

In meine Hand vererbt des greisen Vaters Königsstab. Sieg in zwanzig Schwertschlachten, Sieg in hundert Harfenkämpfen! Mein Name groß über all Nordland hin!

Schwertkönig, Harfenkönig, Siegkönig! Holder Frauen ungesuchte Gunst, Glanz, Gold die Fülle: — und nicht ein Sandkorn Glückes! —

Da hör' ich von der weißen Königstochter in Halogaland, wie schön von Angesicht, wie tief an Seele, vor allen Jungfrau'n sei das blonde, weiße Kind. Werb' ich offen um sie? — Ein Wort und mit Stolz legt König Ring mir die Tochter an die Brust.

Ich will nicht!

Sie, nicht der Vater, soll mich wählen.

Nicht den König, den Schwert- und Harfenkönig und Sieger, — den Mann soll sie wählen, lieben, lieben müssen. Und kann das junge Weib den Mann im grauen Bart lieben? Das eben gilt's zu prüfen!

Als Skalde tret' ich in ihres Vaters Halle: — ich sehe sie: — und ach! das stets gesuchte Glück, das nie erreichte, stets entschwebende — hier steht es vor mir und schaut mich staunend an aus blauen, scheuen, zagen Augen! Und am Tage vorher war dieses Mädchen — dieses! — dem eiteln, nichtigen Knaben verlobt worden! O ewige Sterne! Seid ihr denn wirklich leer, ihr weiten Himmel?"

Tief aufstöhnend blickte er empor.

„Und gleich darauf läßt sie der Feigling sich stehlen. Jetzt: mein Gelübde: „sie suchen, finden, behüten gegen alles." Vier Jahre, lange Jahre!

Endlich find' ich sie — und nun, nun hebt erst an die allerherbste Qual! — Denn jetzt: was? was thun? —

Soll ich sie tragen auf mein rasches Schiff: — morgen, bevor die anderen nahen, — sie rauben, mir rauben? Sie liebt mich nicht. Noch nicht! Liebt sie den Knaben? Sie glaubt ihn zu lieben! Und vor allem — armer, armer Harald! — sie glaubt ihn lieben zu müssen. Soll ich ihr sagen, daß er, kaum war sie verschwunden, um König

Hakos Tochter warb, bis der ihn fortjagte? Was hilft es? Es macht sie nur traurig — treulos nicht! Das ist's! Das ist's!

Und wenn ich sie mir raube und wenn es mir gelingt, sie zu zwingen, mich zu lieben: — ich meine, es muß gelingen: — ihr Herz, ihr Geist kann nicht widerstehen, zeig ich ihr die ganze Fülle meiner Liebe, führ ich sie in die Heiligtümer meiner Gedanken ein: lauscht sie doch jetzt schon meinen Liedern, meinen Worten gern: — was dann?

Lieben wird sie mich, dem Bräutigam wird sie die Brauthand wahren. Den Brautring kann ich ihr mit Gewalt vom Finger streifen: — den Ring der Pflicht nicht von der Seele. Denn sie ist treu. Darum ist sie so herrlich! Sie stirbt, ehe sie dem ungeliebten die Treue bricht um den geliebten Mann. Und soll sie dann bei seinen Küssen mein gedenken? — —

So wart' ich den Ausgang ab? In wenigen Nächten landen sie.

Wagt sich der schöne Knabe mit den glatten Mädchenwangen selbst hierher und fecht' ich gegen ihn, unzweifelhaft, — hei ganz unzweifelhaft! — erschlag' ich ihn! Und dann? Was dann?

Zwar auch mit diesem Vogte werd' ich fertig. — Und dann? Nie wird sie dessen Weib, der ihren Bräutigam erschlug!

Wohl denn· so fecht' ich für Kjartan, erschlage ihren Wächter und führe selbst die Braut dem Bräutigam in die Arme? Schweig, zuckend Herz! Du kannst es, wenn du willst. Und du willst es, wenn du sollst.

Und dann? Und dann? O weh dann, Halla, weiße Halla, über dich!

Vor Jahr und Tag ist dann ihr Los das elendeste

Weibeslos auf Erden: sie muß den Mann verachten, dessen Kuß sie trägt, in dessen Armen sie — mit Schaudern! — Lust empfindet, eine Geschändete, geschändet an dem Leib, und — ach! — geschändet an der Seele!

Das darf nicht sein!

Sie gegen alles hüten, war mein Schwur! Auch gegen dieses Gecken Umarmung, gegen die Entweihung!

Ist das nicht Selbsttäuschung der Eifersucht? Nein, hör' es, Halla, heilig Geliebte: wüßt' ich dich glücklich durch ihn: — selbst erkämpft' ich ihn dir und stürbe darum mit Freuden.

Also: was thun?

Das einzige Heil wäre: er stirbt, aber nicht durch mich, durch ein ander Schwert. Dann rett' ich sie vor des Riesen Gewalt und dann, ja dann kann sie mein werden ohne Treubruch. Das — o ihr Sterne: werdet ihr das fügen? Und das legt mir das Schwerste auf: gar nicht handeln. Abwarten, was geschieht, und dann: Halla oder — das andere! Das ist das Härteste. Doch ist's die Pflicht. —

Die Sterne riefst du an? Thörichter, schwärmender Skalde! O wer jetzt beten könnte! Beten, ringen mit seinem Gott in heißem Gebet. Ich kann es nicht! Die Pflicht: — sie ist alles, was ich gerettet habe aus dem Schiffbruch meiner Gedanken: aus Walhall, aus dem Christenhimmel und aus Platon!

Pflicht! Oder Ehre! Oder Treue: nenn's wie du willst: es ist das Menschen-Notwendige, ohne das du nicht leben, nicht das Auge frei aufschlagen kannst. Das Andere — das Pflichtlose — ist Lüge, Selbstwiderspruch, ist der Vernunft Zertretung, ist Wahnsinn, ist Untergang der Welt.

Der Welt! Was ist die Welt? Ward sie geknetet von einem Gott, wie der Töpfer knetet ein Gebild aus Thon?

Und wer hat den Gott geschaffen? So ist sie ungeschaffen, ungeworden, nur wir in ihr geworden? Ach nicht zu unserm Glück!

Auf Glück ist und Unglück
Die Welt nicht gerichtet.
Das haben nur thöricht
Die Menschen erdacht.
Es will sich ein ewiger
Wille vollenden:
Ihm dient der Gehorsam,
Ihm dient auch der Trotz.
Ihm beug' ich in Ehrfurcht,
Ihm beug' ich in Andacht,
Ihm beug' ich, erschauernd
In ahnenden Schauern,
Ihm beug' ich freiwillig
Gehorsam das Haupt . . . .

Freiwillig! Wer ist frei? Was ist Freiheit? Ist Freiheit Willkür der Wahl? Kann ich anders als ich muß? Kann ich aufhören, Halla zu lieben? Ich muß sie lieben, weil ich Harald bin. Kann ich Harald sein und nicht Harald sein? Frei sein ist sein eigen sein. Freiheit ist angeborne Eigenart. Mein eigen — wie lange bin ich's? Nach dem Tode? Gar nicht mehr sein? Nicht mehr Harald sein? Nur eine Spanne Zeit jenem ewigen Willen dienen — durch meine Eigenart — und dann — nicht mehr?

Es ist so grausam!

Aber so großartig, so übermenschlich, so göttlich grausam. Vielleicht gerade deshalb das Wahre, weil unsere Lebensgier, unsere Todesscheu es zu denken kaum vermag.

Gleichviel! Nur für sein Leben sorge, daß es schön, daß es würdig verlaufe, der Mann: das nach dem Leben ist Gottes Sache. Ja, Gottes. Denn er *ist*, der Unbegreifliche! Er ist: so wahr die Welt ist, in der webend

und waltend er wirkt. So bleibt? Die Pflicht! Ist wenig! Und hart, hart wie Schwert und Tod. Nur die Pflicht? Nein! Daneben die Liebe.

Und die ist hold und weich, wie Harfenklang und Duft der Rose. Auch so vergänglich wie der Saite Zittern und der Rose Hauch? Das wäre noch trauriger, als wenn sie gar nicht wäre! Und um dies eine Gut, dies weiße junge Weib mit den scheuen blauen Augen, giebst du nun all' dein Leben hin?

Gewiß. Meines Volkes waltet mein Bruder so wacker wie ich: — sonst wär' ich nicht aus dem Lande geschieden! Und nur Einen höchsten Preis, Ein höchstes Gut hat alles Menschenringen.

Das höchste Gut des Sängers aber ist die Schönheit.

O nur einmal — Einmal nur! — sie fassen, sie halten in diesen Armen und sie küssen, küssen . . , bis ihr vor seligem Grauen, vor schauernder Wonne die Sinne vergehen! Ihr die Liebe in die Lippen, in die Seele küssen! — —

Ach, all mein Leben war und ist ja nur ein Sehnen nach dem Schönen. Der Traum von Schönheit, den ich suchte, dem ich nachjagte über die heimischen Fjorde hin, durch die Rebenhügel des Rhone, durch die Myrtenhecken Ausoniens, über die Eilande der Hellenen, unter den Palmen des Jordans: — ich fand ihn endlich nah' der eignen Heimat: in diesem blonden Weibe mit dem goldwelligen Haar fand ich das Urbild alles Schönen. Und all' mein Glück oder viel wahrscheinlicher wohl: — all' mein Unglück! Das heißt: alles Glückes Entbehrung!

Denn was ist Glück? Gold? Macht? Weisheit? Ruhm?

O nein! Pflicht und Liebe. Der Friede der Pflicht und die schönheittrunkene Begeisterung der Liebe.

Der Liebe! Was aber, — was ist die Liebe?"

Er stand nun im vollen Lichtgusse des entwölkten Mondes, dicht vor der Höhle: in deren Mündung tauchte ein Schatte auf, eine Gestalt, die sich vorsichtig verbarg, jedoch zugleich eifrig lauschte.

„Was ist die Liebe?“ wiederholte der Skalde sinnend, strich einmal leise über die Saiten der Harfe und sprach wie verträumt vor sich hin:

„Die Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen:
Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder: seeleversehrendes Sehnen
Und stummes, stolzes Sterben!
Aber immer ewig ist die Liebe.“

VII.

Bald darauf stürmte Dala mit brennenden Wangen atemlos in Hallas Gemach; diese hatte in Sinnen versunken in die Mondnacht hinausgeblickt.

„Dala! Du erschreckst mich! Welche Hast! Bringst du ein Unheil?“

„Nein,“ rief das schöne Mädchen und warf sich leidenschaftlich an der Freundin Brust. „Eine Antwort! Auf deine Frage! Halla, o Halla, denke nur: ich weiß nun, was die Liebe ist.“

„Wie? Von wem hast du das erkundet?“

„Von ihm selbst!“

Da sprang die Königstochter tief erschrocken auf. „Von Ihm!“ rief sie. „Er liebt dich? Er hat dir . . . . ?“

„Nicht mir! Sich selbst hat er's gesagt, auf seine

eigne Frage. Er ahnte nicht meine Nähe. Auf dem Felsen stand er — im vollen Lichte — ich im tiefen Schatten. — Die Strahlen des Mondes kosten und küßten seine Stirne: — sein Auge leuchtete in überirdischem Glanz und einem Gotte glich er, wie er sprach:

„Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen:
  Dann: göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
  Oder: seeleversehrendes Sehnen
Und stummes, stolzes Sterben.
  Aber immer ewig ist die Liebe."

O Halla! Und es ist wahr! Alles wahr! Jedes Wort, ich fühl' es."

Aber Halla legte mit bedachtsamer Bewegung die Hand auf die Brust und schüttelte sacht das schöne Haupt.

„Ich verstehe es nicht. — Gar nicht: das erste! Verlangen? Wonach? Ist das wie — Durst? Eher: das andre: vom stummen Sterben. Am meisten, das letzte: „immer ewig ist die Liebe." Und doch!"

Sie setzte sich wieder und stützte das Kinn auf die gebogene Hand. „Fürst Kjartan ewig mit mir eins? — Ich meine," fuhr sie langsam, nachgrübelnd, fort, „die Liebe ist anders. Sie ist — glaub' ich — ein leises, banges, aber doch seliges Grauen: — eine süße Furcht! Ein scheues Fliehen, Fliehen*wollen* hinweg — von wem? Nun eben von . . Ihm, — von dem Geliebten, wollt' ich sagen.

Und doch! Vor Fürst Kjartan bin ich nie geflohen. Seltsam! Und dann dennoch wieder ein zartes, zages, aber doch seliges Hinziehen, ein zwingendes Sehnen der Seele nach — nach wem? Nun eben . . nach Ihm! Nach dem Geliebten!

Und doch! Zu Fürst Kjartan hat mich Sehnsucht nie gezogen.

Wie seltsam! Wie rätselhaft! Mir wird bang um mich selbst. O könnt' ich dem Verlobten meine Treue zwingend beweisen. Um Fürst Kjartan sterben! Viel lieber als für ihn, mit ihm leben. Was ist mir in dem Herzen irr und wirr? Ich weiß nicht, wie mir helfen!"

Und sie ließ nun das Haupt herabsinken von der Hand und preßte die Stirn auf den harten kalten Stein des Gesimses, — mit der linken griff sie, abgewandt, nach dem Arm der Freundin.

Aber Dala riß sich stürmisch los. „Wie? Du zweifelst? Du wagst an seinen Worten zu mäkeln, zu ändern? O da bin ich seliger als du! Ich glaub' ihm! Ich versteh' ihn! Ich fühl's, wie er, was die Liebe ist. — Ich kann nicht bei dir bleiben, Zweiflerin. — Schlafe wohl! Wenn du schlafen kannst! Ich kann es nicht! Ich muß ihn denken! Ihn — und die Liebe."

VIII.

Und sie eilte in ihre eigene Schlafkammer, sprang auf den an dem Fenster stehenden Schemel und sah hinaus in das flutende Mondlicht.

„Hör' es," rief sie, „hör' es, heiliger Himmel! Ich lieb' ihn, ich lieb' ihn. Mit Jauchzen dir künd' ich's! Nun weiß ich's gewiß. Er hat mich's gelehrt, — er selbst! — daß ich ihn liebe. Nicht nur das Traurige, das allein Halla begreift, nicht nur das Sterben um ihn: — o nein, auch das andre!

Ja, Liebe ist Leid! Wie weh thut's im Herzen, daß er mich gar nicht sieht und merkt, nicht mich, nicht meine Liebe.

Ja, Liebe ist lechzend Verlangen. Wonach? frägt Halla. Nach ihm!

Ach seit er neulich unversehens mit der weichen Hand meinen Arm gestreift, seitdem weiß ich es. Lechzendes, heißes Verlangen nach ihm, nach seiner Nähe. O dürft' ich nur zu seinen Füßen liegen! Erst umschläng' ich ihm beide Kniee mit diesen meinen Armen. Dann aber — ei wie kühn bist du doch, Dala, in deinen Gedanken, wenn er nicht da ist! . . . — Dann höb' ich mich leicht und leise auf seinen Schoß — so leicht — er sollt' es anfangs gar nicht merken. Und dann schläng' ich meine Hände, — gefaltet, so! — ihm hinter dem Nacken zusammen und zöge leise, leise — nein, nicht leise! mit heißer Gewalt! — das hohe Haupt ihm herab! Ach und an seine Brust schmiegte sich dies wogende, wallende, stürmende Herz, — o springe nicht, Herz, bei dem Gedanken! — Und dann? — Dann küßte ich ihm zuerst, ganz ehrfürchtig, ganz scheu und verhalten, die traurigen, traurigen Augen! Und dann die mächtige Stirn und das krause Gelock. Und wenn er das geduldig gelitten" — sie sprang auf und reckte beide Arme in die Höhe — „o dann wäre schon alles gewonnen! Dann käme mir der Mut, der heiße Wagemut der Liebe: und ich faßte seine beiden bleichen Wangen mit diesen meinen beiden Händen und ich küßte ihn auf den stolzen, strengen, ach so unleidlich fest geschlossenen Mund, bis er, der Traurige, vergäße seiner Trauer, vergäße der eisigen Halla, vergäße alles und freudig lächelte, selig, in seligem Rausche, und mich wieder küßte — hierher! — auf den Mund, gerade mitten auf die lechzenden Lippen, und wir wären eins in göttlichen Glückes lodernder Lust!"

Da sank sie erschöpft zusammen, über den Schemel

hingestreckt, und mit Macht brachen ihr die Thränen flutend, strömend aus den Augen und flossen auf die heiße, junge Brust.

IX.

Lange lag sie so, hingegeben wohlthuendem, lösendem Weinen. Plötzlich fuhr sie auf, von einer lauten Stimme in einem Nebenraum emporgeschreckt. „Horch! Der Oheim! Er spricht — wieder einmal — halb im Aelrausch! — laut mit sich selbst. Was hör' ich? Sein Name? Wieder! — Ich muß lauschen.“

Und sie drückte das Ohr an den dünnen Bretterverschlag, der ihr Gemach von der Schlafkammer des Oheims trennte.

Sie lauschte gespannt — atemlos.

Sie unterdrückte einen leisen Schrei des Entsetzens. Sie schloß die Nacht über kein Auge; angstvoll wachte sie den Morgen heran.

X.

Ganz früh am andern Tage trat Dala schnell auf den Skalden zu, wie der im Burghof an seiner kleinen dreieckigen Harfe frische Saiten aufzog und stimmte.

Sie zupfte mit den rundlichen Fingern an den Saiten, sie streichelte zärtlich den Bug der Harfe, der in einen Schwan mit gewölbten Schwingen auslief. Knechte gingen hin und wieder durch den Hof.

„Hüte dich,“ flüsterte sie während des schwirrenden

Geräusches des Stimmens. „Mein Oheim: — er sinnt deinen Tod."

Dagfred nickte, eifrig weiter stimmend.

„Dank dir, Kind. Aber ich fürchte beide nicht —: nicht den Ohm und nicht den Tod."

Ihre Stimme bebte, als sie traurig fragte: „Du lebst nicht gern?" — „Ich lebe nicht für mich." — „Ich weiß!" — „Du willst das wissen, Kind?" — „Ich bin kein Kind. — Ich bin so alt wie — sie."

Halla trat sinnend in den Hof; sie sah noch bleicher als sonst; aber sie erschrak wohl, als Dagfred plötzlich auf sie zuschritt: denn sie errötete stark.

„Nehmt diesen kleinen Dolch," sprach er zu ihr. „Er hüte euch, wann ich euch etwa nicht mehr hüten kann." Er schlang die Harfe an dem breiten Lederriemen um die Schulter, nahm Mantel und Hut und schritt aus dem Hofthor.

XI.

Dieser Tag ward seltsam schwül.

Obwohl der Spätherbst bereits gekommen war, ballte sich's gewitterhaft über der See: im Westen zuckte es wie Wetterleuchten, ja der Skalde glaubte ganz in der Ferne Donner grollen zu hören.

Er hatte die Stunden der Helle an seinem einsamen Lieblingsorte verbracht, schreibend, singend, harfend.

So heiß hatte die Mittagssonne gebrütet, so heiß hatten die nackten Schieferplatten die Strahlen zurückgeworfen, daß er den langfaltigen Mantel, der ihn ganz verhüllte, und den breitrandigen Hut vor der Höhle abgelegt hatte;

„Seeleverzehrendes Sehnen und stummes, stolzes Sterben. — Siehst du, Halla! Das ist die Liebe.“ (Seite 554)

Geräusches des Stimmens. „Mein Oheim: — er sinnt deinen Tod.“

Dagfred nickte, eifrig weiter stimmend.

„Dank dir, Kind. Aber ich fürchte beide nicht —: nicht den Ohm und nicht den Tod.“

Ihre Stimme bebte, als sie traurig fragte: „Du lebst nicht gern?“ — „Ich lebe nicht für mich.“ — „Ich weiß!“ — „Du willst das wissen, Kind?“ — „Ich bin kein Kind. — Ich bin so alt wie — sie.“

Halla trat sinnend in den Hof; sie sah noch bleicher als sonst; aber sie erschrak wohl, als Dagfred plötzlich auf sie zuschritt: denn sie errötete stark.

„Nehmt diesen kleinen Dolch,“ sprach er zu ihr. „Er hüte euch, wann ich euch etwa nicht mehr hüten kann.“ Er schlang die Harfe an dem breiten Lederriemen um die Schulter, nahm Mantel und Hut und schritt aus dem Hofthor.

XI.

Dieser Tag ward seltsam schwül.

Obwohl der Spätherbst bereits gekommen war, ballte sich's gewitterhaft über der See: im Westen zuckte es wie Wetterleuchten, ja der Skalde glaubte ganz in der Ferne Donner grollen zu hören.

Er hatte die Stunden der Helle an seinem einsamen Lieblingsorte verbracht, schreibend, singend, harfend.

So heiß hatte die Mittagssonne gebrütet, so heiß hatten die nackten Schieferplatten die Strahlen zurückgeworfen, daß er den langfaltigen Mantel, der ihn ganz verhüllte, und den breitrandigen Hut vor der Höhle abgelegt hatte;

„Seeleverzehrendes Sehnen und ſtummes, ſtolzes Sterben. —
Siehſt du, Halla! Das iſt die Liebe.“ (Seite 554)

weiter nach Westen hin war er gewandelt, den Schatten der vorspringenden Felsen und den frischen Hauch des Windes von der See her zu suchen.

Nun war die Sonne längst gesunken; und den Mond verdeckten völlig dicht getürmte Wolken; es lagerte dunkles Dämmern finster auf den schwarzen, schweigenden Felsenmassen.

Da kam langsam, gemessenen Schrittes, von der Höhle des Sängers her über den schmalen Felsensteig, der von West nach Ost zur Burg zurückführte, eine Gestalt in Mantel und Hut. Der schmale Steig — nicht zwei Menschen nebeneinander faßte er — war zur Linken überhöht von dem hochragenden, vielzackigen Kamme des Bergscheitels: zur Rechten fiel dicht neben dem schwindelnden Pfade die glatte, senkrechte Wand turmhoch ab gerad' in die See, die gierig unten an die Klippen leckte.

An einer kleinen Senkung des Weges machte die Gestalt in Hut und Mantel Halt, — sich nach rechts, nach dem Meere hinwendend mit dem Antlitz; so war die linke Seite voll dem überragenden Felsenkamme zugekehrt.

Da schwirrte hoch in einer Spalte der Schieferzacken eine Bogensehne.

Ein leiser Aufschrei: — Mantel und Hut flogen in die See: mit zarten Fingern suchten zwei weiße Hände Halt an den scharfen Steinkanten des letzten Saumes des Felsenpfads.

„Für ihn!“ hauchte eine matte Stimme. „Hier liegen bleiben? Bald würde er mich — tot — finden: — vielleicht alles erraten — dann um mich klagen! — Nein! Er soll — um mich! — nicht trauern. Er soll es niemals ahnen! Wie sagte er doch? „Oder sterben — stolz — . . . stumm.“

Die beiden kleinen Hände gaben ihren Halt auf. Lautlos glitt die Gestalt in die Tiefe.

XII.

Am andern Morgen saß in der Halle beim Frühmahle der Vogt, die Stirne gefurcht, die geballte Rechte trotzig auf das Knie gestemmt. Da rauschte der rote Wollvorhang des Eingangs und Dagfred trat herein.

Entsetzt fuhr Hardbrand empor vom Stuhle, das struppige Haar hob sich ihm auf der Stirne.

„Du, Skalde? — Du —?"

„Wer sonst?"

„Ich sah ihn fallen," knirschte er zwischen den Zähnen — „mit diesen Augen sah ich es." Er sank auf den Stuhl zurück. „Was — was suchst du hier?" — „Meinen Mantel und Hut. — Ob einer der Knechte sie fand? Ob der Wind sie vom Felsen geweht? Sie sind auch hier nicht."

Dala war verschwunden.

Man durchsuchte das ganze kleine Eiland, man forschte unten in der See: man fand keine Spur. Nun gebot der Vogt, das Suchen aufzugeben; sie sei — so erklärte er finster — offenbar auf einem ihrer nächtlichen Gänge von dem Geklipp in das Meer gestürzt. Dagfreds Mantel spülte die Flut des Abends an den Strand; er ward dem Skalden gebracht.

Er trug ihn nach wie vor. Er bemerkte nicht das nur fingerbreite, ganz runde Loch, das ihn links, in der

Herzgegend, durchbohrt hatte, und nicht den roten Flecken, der auf der Innenseite das kleine Loch umsäumt hielt.

Er mißte sie doch, die leuchtenden, die so warmen, hellbraunen Augen. Und Halla weinte um das glühende Herz, das sie verloren.

XIII.

Wenige Tage darauf stieg der Vollmond über die Düne.

Bald nach Tagesanbruch traf die Gefangene den Skalden in dem Burghof bei dem Ziehbrunnen; sie bat ihn, den schweren Deckel aufzuheben, die Eisenkette zu lösen und den mächtigen Holzeimer hinabzulassen; er that es, über den Brunnen gebeugt; sie saß auf der runden Ummauerung. Der Vogt stand in der offenen Thüre des Burgwalls.

Dagfred stellte nun den gefüllten Eimer auf den Brunnenkranz. Die Jungfrau dankte, schöpfte einen kleinen Holzbecher voll und trank.

„Heut' Abend also kommen sie," flüsterte er, laut mit der Kette rasselnd, die er wieder festigte. „Ihr wißt—?" — „Alles." — „Ihr werdet mir beistehen!" — „Ich werde euch behüten." Rasch und leise waren die Worte hin und her geflogen: aber Hardbrand hatte doch argwöhnisch auf das Paar geblickt.

Als Halla auf das Wallthor zuschritt, ihrer Gewohnheit nach einen Morgengang an den Strand zu machen, warf der Vogt den Eisenriegel klirrend in die Fuge.

„Nichts da! Heute bleibt ihr zu Hause."

„Warum?" — „Der Türmer hat mehrere Segel auftauchen sehen in der Ferne, im Westen. Zwar schienen sie

nicht hierher, auf Möwenrast, zu halten. Allein, wer weiß? Ihr bleibt heute hinter Schloß und Riegel, bis die Schiffe verschwunden sind."

So war die Hoffnung der Gefangenen, sich von der Bucht im Westen heimlich, ohne Gewalt, auf ein rettendes Boot flüchten zu können, abgeschnitten.

XIV.

Wohl hatten die Schiffe, fünf an der Zahl, eine Zeit lang, den hellen Tag über, das Eiland nicht zu ihrem Ziele genommen: sie hatten es nur umkreist, sie schienen zu fischen, zu jagen. Aber gegen Abend zogen sie ihre Kreise enger und enger, und als nach Sonnenuntergang die Flut einsprang, fuhren sie vor frischem Nordwest geraden Wegs auf die Westbucht zu.

Als der Vollmond stieg über die Düne, liefen sie ein.

Der Inselvogt hatte vom Turm aus die allmählich drohend werdenden Bewegungen der Segel verfolgt und alsbald die Abwehr gerüstet. Nur die Mägde und zwei Knechte ließ er bei der Gefangenen in der Burg zurück: er selbst eilte mit allen andern Knechten — es waren zwanzig — hinunter an den Strand.

Auf halbem Wege, da wo sich der schmale, nur mannsbreite Felsenpfad von Süden her gegen Osten und Westen gabelte, traf er den Skalden. Der trug Schild und Speer und auf dem Haupt einen Helm mit dunkeln Adlerflügeln.

„Freund oder Feind?" rief ihn Hardbrand an.

„Noch keins von beiden: Gast," erwiderte Dagfred und

trat einen Schritt höher auf den Felsen, den Zug der Männer, einen nach dem andern vorüber zu lassen.

Einen Augenblick erwog der riesige Vogt, ob er nicht den gefährlichen Gast in seinem Rücken unschädlich machen solle, bevor er an die Bucht hinabzog.

Aber da riefen drängend die Seinen: „Eilt, Herr, eilt! Sie wollen schon landen."

Hinunter in raschen Sprüngen hastete die Schar.

Auf seinen langen Speer gebogen sah von der Felsenplatte aus der Skalde zu.

Und auf der Mauerkrone der Feste stand das gefangene Königskind, die Hände ringend, um Sieg betend für die Befreier; die schlanke weiße Gestalt hob sich scharf ab von den dunkeln Schatten des Turmes hinter ihr: von flutendem Mondlicht übergossen leuchtete ihr goldwelliges Haar.

XV.

Nicht lange währte der ungleiche Kampf: allzustark war die Übermacht der Angreifer: König Ring hatte seiner Schätze nicht gespart, das geliebte einzige Kind zu erretten. Fünf hochbordige Drachenschiffe hatte er ausgerüstet, hundertfünfzig Söldner hatte er geworben, kampferfahrene Angelsachsen aus Kent: Horsa, ein kecker Wiking, der auch ganz leidlich die Harfe schlug, war der Führer. Der hatte als Skalde den lange schon vermuteten Versteck der Geraubten erkundet.

Von dem Deck ihrer Schiffe aus bereits hatten die Angelsachsen mit ihren niemals des Zieles fehlenden, armslangen, reiherfederbeflügelten Pfeilen, von den mannshohen

Eibenbogen mit mörderischer Kraft geschnellt, die meisten der Verteidiger getötet oder verwundet. Nun sprangen sie von den Borden in das Meer und, die Brust auf den langen, schmalen Lindenschild gelegt, das gezogene Kurzschwert im Munde, den Speer in der Linken, schwammen sie, die ganze Breite der Bucht entlang, einer neben dem andern, von der helfenden Flut getragen, an den Strand: fünfzig auf einmal sprangen, allen voraus Horsa, auf den Sand.

Fünfzig andere folgten. Darauf ward von dem größten der Schiffe herabgelassen ein gar zierlicher Nachen, wie eine Nußschale, weiß angestrichen, rot bemalt, reich vergoldet, von vier Ruderern gezogen; in der Mitte ragte ein dünnes spielerisches Mastbäumchen, bunt bewimpelt und bekränzt; an diesem lehnte ein Jüngling in himmelblauem Gewand, glitzernd von Gold und edeln Steinen, der silberne Helm umreiht von einem Goldkranz: — Kleeblätter stellte das Goldgewinde dar —: Brünne und Schild waren besäumt mit goldenen Fransen und Glöcklein. Die langen, sorgfältig geringelten und salbenduftenden, hellgelben Locken waren auf das zierlichste mit blauen Bändern durchflochten.

Der Jüngling ward, wagrecht liegend, von den vier Knechten auf den Schultern durch die letzten Uferwellen getragen; unbenäßt stellten sie ihn sänftlich und säuberlich auf den trocknen Sand: hier, in guter Sicherheit, weit hinter dem Gefecht, blieb er stehen und schwenkte einen goldenen Feldherrnstab.

„Der — Das! — ist ihr Bräutigam," sprach ergrimmend Dagfred — die Faust zuckte ihm am Speere: „ihrer Seele, ihres Gürtels, ihres weißen Leibes Herr und Gebietiger!"

Als Fürst Kjartan auf den Strand gehoben ward, schien der Kampf bereits zu Ende.

Der Inselvogt stand fast allein noch aufrecht. Mit gewaltigen Hieben seines wuchtigen Langschwertes hatte der Riese gar manchen der Angreifer niedergestreckt: ein ganzer Haufe von Feinden lag tot oder wund um ihn her. Da erschaute auch er den Irenfürsten. Mit gellendem Schrei sprang er vorwärts, schlug dem tapfern Horsa, der sich ihm entgegenwarf, eine Wunde in den Schwertarm, rannte geradeaus auf den Keltenprinzen und erreichte ihn. Der stürzte ins Knie.

Das sah, hoch vom Mauerrand herab, seine Braut: ein leiser Schrei: — ein im Mondlicht blitzender Stahl: — die weiße Gestalt knickte auf der Mauer zusammen. Niemand hatte es bemerkt, nur die Mägde, welche sie auffingen.

Aber Fürst Kjartan war nur vor eitel Schreck ins Knie gesunken.

Und seine Feigheit hatte ihn gerettet. Denn nun war der furchtbare Hieb des Riesen fehl gegangen. Und zu einem zweiten kam er nicht. Auf allen Seiten umstarrt von Speeren, die den Fürsten deckten, warf Hardbrand plötzlich den Schild auf den Rücken, brach sich durch die Angreifer hinter ihm Bahn mit einem sausenden, radförmigen Schwertesschwang rings um sich her und floh in wilden Sprüngen die Düne und den Felsen hinan auf die Burg zu.

Auf dem Engpfad trat ihm Dagfred entgegen.

„Wohin?" — „Zu ihr!" — „Was willst du?"

„Sie tot küssen zwischen diesen Armen. Solange hält das Eisenthor. Dann mit ihr in die Flammen. — Laß mich vorbei!"

Statt Antwort zu geben fällte Dagfred den Speer. Sofort flog er ihm aus der Hand, zersplittert von einem

zornigen Streiche des Riesen: der Schwerterkampf zwischen den beiden Männern begann.

XVI

Unterdessen überwältigten die Angelsachsen unten am Gestade den letzten Widerstand der noch übrigen Knechte. Das Gefecht war aus. Fürst Kjartan erhob wieder den goldenen Feldherrnstab, deutete damit auf die Burg und stieg hinan.

Halbwegs erschrak er heftig; er stieß auf den Inselvogt. Doch er faßte sich: er sah, tot lag der Riese auf seinem Schild, einen Schwertstoß in der Kehle.

Der schöne Fürst, fünfzig Angelsachsen hinter ihm, eilte weiter bergan. Er fand das eiserne Burgthor weit geöffnet; zwei Knechte legten ihm auf der Schwelle ihre Lanzen zu Füßen.

Er schritt nun in den Burghof und stieg auf der kleinen Steintreppe auf der Innenseite des Walles auf dessen Krone.

„Halla," rief er, „geliebte Braut! Wo bist du? Komm, ich habe gesiegt: — ich habe dich befreit."

Keine Antwort. Aber bei dem nächsten Schritt um die Mauerecke sah der Bräutigam die bleiche Braut — der Vollmond gab ganz hellen Schein — in den Armen einer Magd liegen. Neben ihr stand, auf ein blutig Schwert gestützt, ein Mann im Adlerhelm.

„Halla! — Bei allen Göttern! — Verwundet! Wer hat sie getroffen?"

Da sprach der im Adlerhelm: „Sie sich selbst Sie

glaubte dich gefallen — im Heldenkampf, — für sie gefallen. Die treue Braut wollte den Bräutigam nicht überleben. — Sie stirbt um dich: aus Treue gegen dich: hörst du es, Kjartan?"

„Ich hör's. — Aber was soll das mir?"

Da hob Halla das schöne Haupt und sah gespannt, die sanften blauen Augen weit geöffnet, bald auf Fürst Kjartan, bald auf den Skalden.

„Du hast es gehört und du lebst noch? Ich sage dir: dies Mädchen hier: — es stirbt um dich. Und du lebst noch?"

So drohend ward dies Wort gesprochen, — der Bräutigam trat einen Schritt zurück.

„Weißt du, was die Liebe ist?" sprach fast drohend der Skalde.

„Gewiß! Ein süßer Rausch."

„Nein, lern es nun. Die Liebe — o Halla! Auch du weißt es nicht."

Da erhob sie sich ein wenig auf dem linken Arm, wandte das Antlitz von Kjartan ab, richtete die Augen, tiefsten Ausdruckes voll, auf den Skalden und hauchte: „Doch, Dagfred! Mir ist — ich weiß es jetzt. Ich hab' es gelernt — in dieser Stunde — meiner letzten."

„Die Liebe ist, du schöner Knabe, Leid, ist lechzend Verlangen. Dann: göttlichen Glückes lodernde Lust. Oder: . . . — Deine Braut wird nicht dein: sie stirbt um dich!

Töte dich mit diesem Dolch, der noch in ihrer Wunde steckt! Oder du hast sie nie geliebt. Und dann — dann töt' ich dich." Grimmig trat er auf ihn zu.

„Mich selbst töten! Wilde That! Niemals!"

Mit einem Sprung war er auf der Walltreppe und verschwand.

„Siehst du, Halla, — davor — vor solchem! — mußt' ich dich doch behüten! Nun — gieb her! — nun mischt sich doch dein süßes Blut mit meinem." Und er zog den Dolch aus ihrem weißen Busen und stieß ihn sich in die Brust! Er sank neben ihr nieder und hielt ihr die offne Rechte hin.

„Oder: Seeleversehrendes Sehnen und stummes, stolzes Sterben. — Siehst du, Halla! Das ist die Liebe."

„Ja," antwortete sie und schlug ein in seine Hand, „ja, mein Geliebter: — mein ewig Geliebter: — Denn immer ewig ist die Liebe."

Da starben beide.

Skirnir.

Lieber um Liebe sterben
als ohne Liebe leben.

I.

Skir hieß ein Bauer; der war frei, aber sehr arm. Denn sein Bauland lag all' in dem mitternächtigsten Teil von Norge, da, wo die Menschen ihr Leben kaum mehr fristen mögen; schmal war die Hufe, karg der steinige Boden: ganz nahe, nur pfeilschußweit von der niederen Hütte begann der Steinriesen Reich.

Das Ärgste war: ein hoher und breiter Felsberg — eben Riesenheims Grenzburg — warf nahezu während des ganzen Jahres so kalten, finstern Schatten auf Skirs Ackerschollen und Wiesanger, daß da nichts gedeihlich wachsen wollte: nicht Spelt für die Menschen, kaum magres Gras für die beiden magern Ziegen; „die kalte Ecke“ nannte man den schlimmen Berg.

Wacker half dem Bauer bei aller Arbeit Ambla, sein Weib; aber wenig konnte ihm helfen, so eifrig der wollte, Skirnir, sein Sohn: denn der war blind geboren und hatte nie den schönen Glanz des Lichts gesehn. —

Mehr als zwanzig Winter waren seit Skirnirs Geburt über das niedere Moosdach der Hütte hingegangen, da kam wieder einmal die Zeit, da es lenzt in glücklichen Landen.

Aber wo Skir wohnte, lenzte es nicht.

Nur Eisblöcke schmetterten von dem Riesenberg nieder auf das Rodland, Felstrümmer mit sich reißend, jahrelanger Arbeit Ergebnis mit Steingeröll überschüttend und

verderbend, hatte die Mittagstunde den firnen Schnee des Gletschers ein wenig geschmolzen. Das war der armen Menschen Frühling.

II.

Und diesmal brachte die Schneeschmelze Schlimmeres. Ein Erdrutsch des bösen Berges überraschte den Bauer auf dem Acker: er warf ihn mit gebrochenem Fuße nieder hinter dem Pfluge: kaum entsprang der Sohn, der den hölzernen Hakenpflug gezogen hatte, dem Schlage: mit Mühe nur trug er den Vater, den lang vertrauten Weg ertastend, in die Hütte zu der Mutter. —

Da ward der Jammer groß und laut.

Der junge Sohn hörte, wie die Eltern verzweifelten; die wähnten, er sei, übermüdet von der schweren Arbeit, eingeschlafen.

„Nun ist alles aus," ächzte der Bauer. „Nun kann ich den Acker nicht mehr besäen. Wir sterben vor Hunger und Not. Fern, unerreichbar fern, sind die nächsten Menschen."

„Aber die Götter?" fragte schüchtern, leise die Frau. „Bitte, Lieber, ergrolle nicht!"

„Die Götter!" lachte der grimmig und fuhr mit der Rechten durch den eisgrauen Bart. „Wenn Götter sind, — oft zweifl' ich fast — sind sie noch viel unerreichbarer fern als der nächste Jarl des Königs. Und noch viel härter gegen unsere Not. Haben sie uns je geholfen?"

„Still, der Knabe möchte es hören! Er soll nicht . . ."; angstvoll suchten die sanften, dunkelbraunen Augen den Sohn, der in der entgegengesetzten Ecke der Hütte — sie

bot nur diesen einen Raum — auf einer Streu von Binsen lag.

„Ja, gerade der! Warum blind? Blind geboren? Seitdem vertraue ich nicht mehr auf die von Asgardh.“

„Und seither hast du auch mir den Glauben erschüttert. Aber sie erhören, sagt der Priester Freirs, die Bitten nur derer, die voll an sie glauben.“

Statt der Antwort stöhnte der Bauer schmerzlich, zog das alte, abgehaarte Bärenfell fester um die Schultern und kehrte das Gesicht gegen die morsche Holzwand der Hütte; der Nordost blies schneidend durch die Löcher und Ritzen; die Frau deckte ihn sorglich noch mit dem eignen Mantel zu, den sie sich von den Schultern nahm.

III.

Lange saß die Frau so, das hagre, nicht unschöne, aber vor der Zeit durch Arbeit, Not und Sorge gealterte Gesicht vornüber gebeugt und die Stirn vergraben in die beiden magren Hände; die Ellbogen ruhten auf den Knieen, zwei bittre Thränen flossen langsam, langsam über die runzeligen Wangen. Es war ganz still in der armen Hütte; dumpfes, hoffnungsloses Elend schien zu brüten in dem halbdunkeln Raum; es war, als stehe die Zeit still, — als währe der Schmerz ewig.

Nach geraumer Weile fühlte die Frau, wie der Sohn tastend ihre Wangen streichelte; seine Hand war so geschickt im Suchen, so weich beim Finden. „Mutter,“ flüsterte er, „der Vater schläft: ich hör's an seinem tiefen, gleichen Atmen; Mutter: — i c h glaube an die Götter.“

„Du? — Armer!“ erwiderte sie ebenso leise und strich zärtlich über sein dunkelbraunes krauses Gelock. Und dann küßte sie den Blinden zwischen die schön geschweiften Augenbrauen auf die edle, hochgewölbte Stirn.

„Ja. — Und am liebsten von allen denk' ich — eigentlich immer! auch während ich den Pflug ziehe — an einen aus ihnen . . . —“ — „An welchen?“ — „Nun, an Ihn! — Den Sonnengott, an Freir.“ — „Oh mein Sohn!“ — „Ihr redet soviel von Licht und Glanz und allerlei Farbe. Ihr ersehnt so heiß, wann es Nacht war, wie ihr die ganz stillen Stunden nennt, oder Winter, wie ihr sagt, solang der Bach fußfest ist, seinen sieghaften Strahl. Nichts liebt und lobt ihr mehr als das Licht. — Er muß der schönste sein der Götter. Und der zumeist beglückt. Ich glaub' an ihn so fest! Ich will ihn rufen. Er muß mich hören.“

„Das ist seine Art,“ sprach die Frau und weinte, aber leise, daß er es nicht höre. „Welch Herz! — Und so elend.“

Und sie machte sich los von seinen Händen, stand auf und ging hinaus vor die Hütte: denn sie mußte nun laut schluchzen. Und er sollte das doch nicht merken.

IV.

Es ging erst gegen Abend; aber es war schon recht finster in Skirsdal; denn der Riesenberg im Südwesten hatte längst den Sonnenschein ausgeschlossen.

Da legte Skirnir — er tastete nach der Mutter und erkannte, daß sie gegangen war — wie er neben dem tief

Schlafenden auf der kalten Erde saß, beide Hände flach an die Stirne vor beide Augen und sprach ganz leise: „Gott Freir! Sonnenherr! Schöner Lichtgott! Ich glaube so fest an dich. Das Licht ist gewiß ganz wie meiner lieben Mutter Haar: — so lind. Oder wie meiner lieben Mutter Stimme: — so weich, so herzerfreuend. Oder wie auf der Zunge der Seim der Wildbienen: — so süß. Gott Freir, hilf uns! Nur dem Vater, daß der gebrochene Knochen heilt. Das kannst du doch leicht! Mehr will ich nicht von dir verlangen. Hab' ich doch kein Recht an dich. Denn ich bin „blind", wie sie sagen, und weiß nicht von dir. Hilf! Dafür will ich, obwohl ein frei Geborner, dein eigen sein zeitlebens, wie ein Knecht. Und will dir treu dienen. Und dir alles hingeben; das Leben und gäbe es dergleichen, was noch lieber wäre denn das Leben, — alles."

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, da mußte er die beiden Hände ganz fest drücken auf die beiden Augen. Denn sie schmerzten ihn plötzlich scharf, wie wenn stechende Nadeln darein drängen.

Das kam aber davon, daß plötzlich eine Fülle von Licht, wie sie nie zuvor seine langen dunkeln Wimpern durchbrochen, auf seine zuckenden Lider einstrahlte.

Und mit dem geübten Empfinden des Blinden spürte er, daß eine Gestalt mit wehendem Gewand zwischen ihm und der von der Mutter geschlossenen, aber nun aufgesprungenen Hausthür stand. Und er fühlte seine Rechte gefaßt von einer warmen, weichen, sanft emporziehenden Hand und gleich darauf drang an sein Ohr eine wunderschön klingende, helle, laute und doch liebliche Stimme. Und die Stimme sprach zu ihm: „Steh auf, du Armer! Dir werde, wie du glaubtest. Ja, über dein zages Bitten hinaus werde dir. Denn wem die lichten Götter nahen, dem ist geholfen über all sein Hoffen. Wer bin ich wohl?"

„Freir bist du, der Gott des Lichts!“ rief der Jüngling und sprang auf von dem Binsenlager. „Ich fühl's.“

„Sehen sollst du es!“ rief der Gott und strich ihm mit der Rechten über beide Augen.

Da stieß der Jüngling einen Schrei aus: einen Schrei der höchsten Lust: er konnte sie nicht begreifen, diese nie gekannte Empfindung: er sah.

V.

Und das erste, was er nun durch das staunende Auge in sich aufnahm — wie früher etwa durch das Ohr den holden Ton eines Singvogels — das war eine wunderherrliche Jünglingsgestalt, ungefähr seines eigenen Alters: die glänzte wie Bergkrystall im Sonnenglanz.

Der Gott trug einen leuchtenden Helm, der war besetzt mit bunten Steinen in allen Farben des schönen Bogens, der sich wölbt, wann die Sonne trifft auf regenfeuchte Wolken. Das hellblonde Gelock flutete in langen Wogen aus dem Helm auf den weißen Wollmantel, der das Untergewand von weißem Linnen bedeckte; in dem Wehrgurt von weißem Leder stak ein goldnes Schwert, das schoß von sich Strahlen gleich der klimmenden Sonne.

Einen Augenblick senkte Skirnir die langen dunkeln Wimpern: denn die plötzliche Blendung schmerzte scharf. Aber die Freude, die fortreißende Lust an dem eben zuerst geschauten Licht, die Gier nach so viel berauschender Schöne war so allüberwältigend, daß er die Lider gleich wieder aufschlug: und siehe, — nun war der Schmerz vorbei und nur die Wonne währte. — —

VI.

Sein Aufschrei hatte den Vater geweckt, die Mutter in die Hütte zurückgerufen. Die Frau warf sich stumm auf die Knie, glanzgeblendet: sie erkannte den Gott.

Der Bauer konnte den gebrochenen Fuß nicht regen, kaum sich ein wenig aufrichten: aber beide Hände hielt er wie abwehrend vor sich hin: „Weh mir,“ rief er. „Bist du ein Gott, — so mögest du nicht zum Unheil gekommen sein. Strafe mich — für meine Zweifel — nicht zu schwer.“

„Zu strafen nicht, zu helfen kam ich her. — Eurem Sohne dankt ihr alles.“ Er machte mit der Rechten Zeichen in die Luft über den langausgestreckten Fuß des Alten und sprach beschwörend:

„Bein zu Beine,
Blut zu Blut,
Flechse flechte sich wieder zu Flechse,
Sehne wieder zu Sehne,
Röhre rühre wieder an Röhre,
Splitter an Spleiße,
Ungeknickt sei Knochen wie Knorpel.“

„Auf mit dir, Bauer! Oder zweifelst du noch immer?“

Da sprang der Alte rasch auf seine beiden Füße und stand.

„Ei,“ rief der Gott, den Blick zur Hüttenthüre hinaus schweifen lassend, „wie dunkel ist's doch hier bei euch schon so früh am Tage!“

„Nur wo du stehst,“ sprach die Frau und küßte den Saum seines weißen Mantels — „da ist es hell.“

„Ah, ich merke,“ fuhr Freir fort, „was die Ursach' ist. Der Riesenberg da! — Ihr Armen! Wie solltet ihr

an mich glauben? Ihr sahet ja kaum je meinen Sonnenwagen. Wartet — aber du — was thust du?"

„Ich?" sprach Skirnir, verzückt vor sich hinschauend. „Ich sehe! Oh wie warm — wie weich — wie süß! — Ach nein, all das trifft es nicht — wie unaussprechlich ist das Licht! Nimm mein Leben für Einen Blick, für ein Auge voll von deinem Glanz."

„Dein Leben nicht," lachte der freudige Gott, die hellen Haarwogen schüttelnd. „Nur deinen Dienst, — wie du ihn gelobt. Gleich sollst du mir helfen. Folge!"

VII.

Gehobnen Schrittes, wie die sel'gen Götter schreiten, die das lichte Asgardh bewohnen, schwebte er über die Schwelle. Skirnir wollte eilends folgen: aber er konnte, nun eben erst sehend, noch nicht so rasch und sicher gehen, wie bisher in der lang gewohnten Tastung der Blindheit.

„Komm," wiederholte Freir, als er ihn draußen aus der Thüre des Gatterzaunes vor den Hof treten sah. „Du sollst ja fortab mein Waffengesell sein und mein Kampfgenoß. Der Berg da — fort muß er!"

„Der Riesenberg!" staunte der Bauer, der gefolgt war.

„Zweifelst du schon wieder?" lächelte der heitre Gott. „Nun gieb nur acht. Skirnir — so nennen dich ja die Eltern? — dort an der Ecke des Zauns hab' ich vier Speere hingelehnt — Sonnenlanzen! — Hole sie, reiche sie mir! — Erst muß das Gletschereis, das firne, von Jahrtausenden hinweg — dann...! — Gieb den Speer!"—

Und er faßte einen nach dem andern der Speere, wie

sie der Jüngling ihm darreichte, und warf sie, in der Mitte des goldleuchtenden Schaftes sie fassend, gegen den schneestarrenden Gipfel des nahen Berges: das sauste und blitzte, wie der Hand es entflog.

Da wallte schon Dampf auf! Weißer, feuchter, wassergesättigter Dampf, wo die Sonnenlanze traf! Hoch empor sprangen Eis und Schneegestieb in die Lüfte. Nach dem dritten Wurf war der vorhin ganz weiße Gipfel des Riesenbergs ein dunkles Dreieck, braungelb von Aussehn.

„Feuerstein?“ rief Freir. „Das wird Freund Thor besonders freuen! Den haßt er recht herzhaft. — Nein, Skirnir, nicht die vierte Lanze. Das ist eines andern Arbeit. Er schilt gewaltig, nimmt man sie ihm fort. Komm, Rotbart! Steinriesen starren! Thursen trotzen! Ich rufe dich! Niemals noch mußt' ich zweimal dich rufen!“

Noch war das Wort nicht verhallt, da erdröhnte es hoch in den Lüften: — über ihre Häupter hin rasselte das in den Wolken wie ein rollender Wagen: — auf dem Erdboden wirbelte der Wetterwind Staub und Schnee empor: — gegen den Steinberg zuckte roter Schein — so grell, daß die Sterblichen geblendet die Augen schlossen, das Herz erbebte ihnen und schlug an die Rippen vor Schreck: — denn ein furchtbarer Donnerschlag erscholl: aus dem klang es hervor wie helles, siegfreudiges Lachen eines sehr lebfrohen brustbreiten Mannes: gleich darauf knatterte und krachte es da drüben in den Bergwänden, als ob zehntausend Felsen einstürzten.

Ein warmer Gewitterregen, ein rechter Frühlingsguß, rasch und kurz, in nicht vielen, aber sehr großen Tropfen, drasch senkrecht auf die Flur.

Und als die erstaunten Menschen wieder die Augen aufschlugen, — verschwunden war der Berg: licht war es, wo er dereinst gedunkelt, und die untergehende Sonne

warf — zum erstenmal seit die Erde stand und jener Berg — aus rosigem Abendgewölk des Westens ihre warmen, holden Strahlen auf Acker und Wiesland von Skirsdal; ein Regenbogen wölbte sich im Ost: dorthin wies Freir mit der Hand und schied.

VIII.

Und von Stund an ging es ihnen nun gar gedeihlich, den Leuten von Skirsdal.

Freir hatte, bevor er gegangen, unvermerkt mit der glänzenden Hand über eine Furche des Ackers, über eine Scholle der Wiesenhalde hingestrichen: siebenfach trug fortab der Acker, dreischürig ward der früher so halmkarge Anger.

Und von Thors Wagen waren, unbeachtet, eine paar goldfarbene, längliche Körner herabgeglitten in die vom warmen Gewitterregen gefeuchteten braunen Schollen, aus denen ein Brodem von würzigem Erdgeruch aufstieg: wuchernd gingen die Körner auf, den Spelt verdrängend: weißes, edles Mehl gewährten sie: reich ward Skir, so eifrig boten die fernen Nachbarn für die köstliche Frucht Vieh und Wollzeug und Ringe: „Weizen" nannte ihnen Freir das Getreide, als er im Herbste wieder einmal zusprach und sie ihm freudig darwiesen die goldig wogenden Ähren.

Denn häufig kam er nun, Skirnir zu entbieten, wann der Gott auf Abenteuer zog in die Südlande oder wann es einen Kampf galt gegen die Riesen. Und nie fehlte der Treue an seines Herrn schildloser Seite. Und ward da große Freundschaft zwischen dem jungen Gott und dem jungen Menschenmann.

Und als einmal in einem schweren Streite mit den Winterriesen, da Freir von allen Seiten durch die Eisjotune so eng umzingelt war, daß er das hochgezückte Sonnenschwert gar nicht mehr niederblitzen lassen konnte, — so dicht hatten sie seinen erhobenen Arm unterlaufen! — als da Skirnir seinem Herrn gerade noch zu rechter Zeit zur Hilfe gesprungen war und allein kämpfend neben ihm ausgeharrt hatte, bis Odhin die Bedrängten erschaut hatte und siegbringend an ihre Seite gebraust war, — da streifte nach geschlagener und gewonnener Schlacht der Gerettete den wunden Schwertarm auf und ließ in seinen Helm rinnen das hellrote Blut, wie es den Wunden der seligen Götter entfleußt, die das lichte Asgardh bewohnen, und mischte es hier mit den dunkeln Tropfen, die aus Skirnirs breiter Brustwunde troffen, goß Met dazu aus Thors ledernem Feldschlauch, der sich stets von selbst wieder füllt, und tranken nun aus dem Helm beide, der Gott und der Bauernsohn, Blutsbrüderschaft und Treue bis zum Tode. Skirnir aber war es, als hab' er Feuer getrunken, so heiß schossen die wenigen Tropfen Götterblutes durch seine Adern.

Und verstrichen so viele Winter; wacker standen in allerlei Fährlichkeit die Blutsbrüder zusammen, immer lieber gewannen sie sich in ihren Herzen und ward das ein Sprichwort unter Göttern und Elben und Menschen und Riesen: wenn zwei Männer recht treue Freundschaft hielten, sagte man: „die halten zusammen wie Freir und Skirnir“.

IX.

Da geschah das, daß einmal Skirnir von den Asen ausgesandt ward auf Kundschaft nach Riesenheim, zu erforschen, ob nicht die Feinde wieder einen Einbruch rüsteten. Der Sterbliche war ja unverdächtiger als ein Gott, auch wenn sich der verkleidete.

Lange war der Späher ausgeblieben: tief ins Riesenreich war er unerkannt eingedrungen: manch wichtige Kunde hatte er erforscht: er freute sich, sie Freir bringen zu können und Odhin, der ihm gar gütig gesonnen war: nun suchte er den Heimweg auf anderen Pfaden.

Da kam er — die Sonne ging schon zu Golde — von hohem ödem Felsgebirg herabgeschritten in ein Thal, das lag nahe der Grenze zwischen Riesenheim und Menschenheim.

Er sah unten in der grünenden grasreichen Niederung zu seinen Füßen ein stattliches, wohlumzäuntes Gehöft liegen: er hörte das Brüllen der Rinder in den Stallungen: aus dem Dache des Wohnhauses stieg bläulicher Rauch: die Abendkost ward bereitet auf dem Herd; auf dem First ragten zwei schräg gekreuzte Balken, je mit einem Wolfes- und einem Drachen-Haupt, das Wahrzeichen riesischer Behausung.

Der Jüngling lenkte seine Schritte den Berghang hinab gegen den Hof: auch hier war vielleicht noch wertvolle Kunde zu erfahren: vorsichtig suchte er sich unvermerkt zu nähern von der Rückseite her. Auf der letzten Erhebung des hier sanft abfallenden Höhenzugs, hinter einem mächtigen Felsstück, das als Grenzstein der Hofmark gegenüber der des Nachbarn aufgerichtet sein mochte, lugte er, beide Hände auf seinen langen Bergstock gelehnt, von

oben hervor über den mehr als brusthohen Pfahlzaun in den Hofraum hinein.

Er kam von Niedergang: so fiel das volle Licht der sinkenden Sonne auf das Haus und dessen Vorplatz. Scharf abgehoben von der dunkeln wetterbraunen Holzwand sah er eine Mädchengestalt knieen vor der Thüre des Stalles: sie wandte ihm den Rücken zu, eifrig beschäftigt mit einem jungen Rosse, dessen glänzendes Weiß hell in der Sonne leuchtete; er konnte nicht genau wahrnehmen, was sie an dem Tiere that, doch hörte er es freudig wiehern.

Haupt und Nacken des Mädchens waren zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit einem dunkeln Tuche verhüllt.

Der Späher sah, daß es ganz allein war; im Hause regte sich nichts; das Pförtlein in dem Zaun auf der Rückseite des Gehöftes war geöffnet.

Rasch eilte nun Skirnir den glatten Wiesenhang hinab, mit unhörbarem Schritt trat er durch die offne Pforte, schon stand er dicht hinter dem jungen Weibe, ganz unbemerkt, wie er wähnte: auf den Schattenfall zu achten hatte der so lange Zeit Blinde noch nicht gelernt. Aber sein Schatte, von der Sonne nach vorn auf das weiße Roß geworfen, verriet ihn. Das Mädchen sprang rasch auf und wandte sich gegen ihn.

X.

Da zuckte der Jüngling zusammen, er schloß die Augen, er stöhnte leise. Er hat später Freir gesagt: „es ward mir, wie da ich zuerst das Licht erschaut: ich fürchtete wieder zu erblinden“. Erschrocken, geblendet bedeckte er, den

Bergstock an die Schulter gleiten lassend, die Lieder mit beiden Händen.

Aber gleich darauf — wie damals, da er zuerst gesehen! — zwang ihn die Sehnsucht nach dem schönen Glanz, doch wieder gierig hinzuschauen: er ließ die Hände sinken, — sie falteten sich von selbst über seiner Brust — er schlug die Augen groß auf und sah und sah. — — —

So hatte die Jungfrau gute Muße, den Fremden zu mustern. Und sie that es: sie maß ihn prüfenden Blickes: von der weißen Wollmütze mit dem breiten hellroten Saum — die liebe Mutter hatte den ihm so gewirkt, gar gut hob sich ab die Farbe von seinem dunkelbraunen krausen Gelock — über den langen dunkelgrünen Mantel hin, der, vorn offen, die schlanke Jünglingsgestalt nicht verbarg — bis zu seinen Füßen schweifte das Auge: dann aber haftete es, — wie nachdenksam — auf dem edel gebildeten Antlitz: denn Skirnir war schön: hochgewölbt die freie Stirn, anmutig geschwungen die Brauen, die dunkeln Augen sanft und gütevoll, der lichtbraune weiche Bart umfloß die feinen, ausdrucksvollen Lippen; zierlich und fein waren ihm alle Glieder gewachsen an dem schlanken Leibe, der die Mittelgröße nicht überragte.

Als sie zu Ende war mit der Musterung des sprachlos Staunenden, warf die Jungfrau das herrliche Haupt trotzig in den Nacken und fragte: „Was gaffst du?“ Herb, rauh kam das heraus. Bei der raschen Bewegung glitt ihr das Tuch herab: sie fing es mit der Linken: aber eine prachtvolle Flut von lichtbraunem, wie von Sonnengold durchzittertem Haar ergoß sich nun über den weißen Hals, die nackten, schimmernden Schultern. „Hast du noch nie ein Weib gesehn?“ Noch heftiger klang diese Frage.

„Keines — gleich — dir!“

So notwendig, so wahrhaftig kam das aus seiner

tiefsten Brust hervor: — so hilflos! Das plötzliche Aufleuchten des Haares im Sonnenglanz: — es hatte ihn nochmal geblendet. Die hoch Ragende — sie war voll so groß als der schlanke Skirnir — fühlte: der Gast war weit mehr überrascht durch die plötzliche Begegnung als sie. Er war ratlos, unsicher: dies Gefühl mehrte ihr die eigne Sicherheit, die nur einen Augenblick ins Wanken gekommen war. — Kühl, forschend, bis in seine Seele hinein suchend ließ sie die lichtblauen, prächtig leuchtenden Augen ruhen auf seinem edeln, aber jetzt wirr bewegten Antlitz, in dem die Farbe rasch wechselte.

XI.

Und nun plötzlich, — als sei sie zu einem Ergebnis gelangt, — kaum merklich hatte sie genickt! — nahm ihr Blick einen drohenden Ausdruck an: — er erschrak! Das hatte wie Zorn, wie tödlicher Haß hervorgeblitzt unter den langen, sehr schönen, dunkelbraunen Wimpern.

Aber sofort verschwand dieses lodernde Leben wieder aus dem streng vom Willen gehüteten Gesicht und ganz gefühllos kam nun die dritte Frage aus den scharf geschnittenen reizvollen Lippen: „Was suchst du hier?“

„Ich? . . . — Nachtherberge!“

„Die soll dir werden. — Sage nicht mehr: du könntest lügen. Komm ins Haus!“

„Wer . . .?“ Er staunte sie noch immer an — wie einst das Licht — und konnte sich des Anblicks nicht ersättigen.

„Des Riesen Gymir, meines Vaters, war der Hof

zu eigen, bis er ... bis er starb. Ihn erbte Beli, mein Bruder. — Nun, Hvitr, lauf in den Stall, du bist fertig."

Sie gab dem milchweißen Roß, das mißtrauisch, mit weit geöffneten Nüstern, den Fremdling beschnuppert hatte, mit der flachen Hand einen zärtlichen Schlag auf den Bug: das kluge Tier nickte, die lange kraushaarige Mähne schüttelnd, mit dem Kopf und trabte in geschmeidiger Bewegung nach der Zaunthüre des umgatterten Roßgartens, der zur Rechten an den Hofraum stieß, schob die ein wenig geöffnete mit dem rechten Vorderfuß vollends auf und sprang dann lustig hinein auf den grünen Anger; die Thüre fiel hinter ihm zu.

Wie die Jungfrau zur Seite trat, sah der Gast, sie hatte dem Liebling Mähne und Schweif zierlich mit breiten kirschroten Bändern durchflochten: das stand schön zu seiner milchweißen Farbe.

„Und du frägst nicht —?" Er zögerte; er fürchtete nun doch ihre Fragen. Denn wie konnte er Unwahres reden vor diesen Augen!

„Wir Riesen sind wirtlich, nach Sitte der Vorzeit. Wirtlichkeit forscht nicht nach des Gastes Namen. Selbst die Blutrache ruht, solang den Todschläger das Dach deckt und hütet der heilige Herd."

„Skirnir heiß ich." Kaum merkbar hob sie die stolzen Brauen: ein schwer erklärbarer Ausdruck, wie von Befriedigung, von Bestätigung legte sich über das ruhige Antlitz.

„Der Sohn Skirs aus Skirsdala. Aus Riesenheim reis' ich zurück zu ..."

„Den Freunden," fiel sie rasch nickend ein. „Tritt über die Schwelle — flugs! — daß ihr Schutz dich beschirme. Die Abendmilch ist gekocht. Nimm vorlieb. Wir Riesen sind Hirten, wie von jeher die Ahnen. Acker-

frucht der Menschen erwarte du nicht in Gerdhas Gehegen, die Gabe des verhaßten Rotbarts und — andrer."

Sie wandte sich, hob das weiße langfaltige Gewand, das um die jungfräulichen Hüften von einem mehr als handbreiten rotbraunen Ledergürtel mit goldener Schlußnadel zusammengehalten war, mit der Linken ein wenig empor und schritt dem Gaste voran auf die Hinterthür des Hauses zu, welche sie öffnete.

„Folge!" mahnte sie. Aber nur zögernd folgte er, langsamen Schrittes. Denn er konnte das Auge nicht lösen und nicht die durstig den Anblick einsaugende Seele von der herrlichen, von der wonnigen Gestalt, von dem edel gewölbten Haupte im Schmuck des leuchtenden Haares, von dem stolzen Nacken, von den weißen Armen, von den Schultern, wie sie aus dem lichtblau gesäumten Gewand hervorglänzten: er mußte mit den Augen begleiten den schwebenden Schritt: das Herz schlug ihm sehr stark, das Blut darin tobte, es stieg ihm siedheiß in die Schläfe, und nur mit Anstrengung vermochte er, zu atmen.

XII.

Sie durchschritten nun zunächst den breiten Gang, der, von West nach Ost, von der Hinterpforte zu der Halle mit der Hauptthür auf der Vorderseite führend, den ganzen Innenbau in eine Nord- und eine Südhälfte schied.

Gerdha schlug einen bis auf den Estrich herabhängenden Vorhang zurück von stärkstem dunkelgelben Hanfgespinst, — es war wohl ein altes Segel: nun standen sie in der geräumigen Halle: sie war gefügt von mächtigsten Eichen-

stämmen, denen die Rinde verblieben war; auf dem hohen, aus einer einzigen unbehauenen ganz gewaltigen Felsplatte dunkeln Urgebirgsteins bestehenden Herde brannte, wiewohl es Hochsommer war, ein wohlgepflegtes Feuer; auf der um den ungefähr viereckigen Herdstein rings gezimmerten breiten Bank lag, mit dem Gesicht gegen den Herd gewandt, mit einem Walroßfell zugedeckt, ein Mann in eisgrauem Bart; der schien bergesalt.

Es befremdete Skirnir, daß der Greis, obwohl sie ganz unhörbar eingetreten waren, sofort emporfuhr und mit heiserer Stimme rief: „Ein fremder Schritt! Wen bringst du da, Gerdha?“

„Einen Gast, Oheim. — Setze dich, Fremdling“ — sie sprach das dringend — „an den Herd. — Gleich!“

Der Jüngling gehorchte: an dem nun auf den Ellbogen gestützten Alten vorüber schritt er an die andere Kante des Herdes, lehnte den Bergstock an die Wand und ließ sich auf der Holzbank nieder.

Der Greis flüsterte: „Gerdha, liebe Niftel! Komm! Neige dein Ohr ganz nah. Wo bist du?“ Und er griff mit der zitternden Rechten in die leere Luft: da merkte Skirnir, daß der Alte blind war. „Du Armer!“ sprach er mitleidig mit seiner weichen, wohllautenden Stimme. „Du schaust nicht das schöne Licht! Das ist sehr hart.“

Der Weißbärtige wandte sich nun ihm zu. „Seine Stimme ist gut,“ raunte er halblaut vor sich hin. „Aber wer darf trauen? — Ich bin dir fremd,“ sagte er nun laut, „woher solch Mitgefühl? Ist verdächtig!“ brummte er, mißtrauisch den Kopf hin und her wiegend, wie Bären wohl in der Gefangenschaft pflegen.

„Woher? — Nun, bedarf das Mitleid noch besonderer Ursach? Wohl denn: ich selbst war blind, viele Jahre! So weiß ich, wessen du darbst.“

Gerdha ging während dieser Reden in der Halle hin und her; sie hob den mächtigen, unten erzbeschlagenen Kessel von Lindenholz — so weiß wie die darin dampfende Milch — von dem Herde, langte aus Verschlägen in den Wänden Butter, Käse und Rauchfleisch, wie getrocknete Fische hervor und stellte alles, zuletzt auch einen roh geformten, in der Hand gedrehten Teller aus grauem Thon auf den mächtigen runden Tisch: — das heißt auf die genau wagrecht durchgesägte Scheibe einer Rieseneiche, die, auf die langen Wurzeln gestützt, mitten in der Halle stand, doch so, daß der Gast von dem Herd aus bequem zulangen mochte; — und auch ein Messer legte sie dazu, aus Feuerstein, in ein Stück Elchgeweih gar fest mit Baumbast gebunden; dem alten Mann schob sie mit eigner Hand die Bissen in den Mund und gab ihm die gekochte Milch zu trinken, welche sie in eine flache Schale gegossen und sorgfältig durch Blasen gekühlt hatte; aber sie verlor bei dieser emsigen Geschäftigkeit kein Wort, das beide Männer wechselten.

XIII.

„Bist auch du blind geboren?“ fragte Skirnir. Grimmig schüttelte der Alte das breite Haupt. „Nein doch! — Geblendet!“ knirschte er. „Nicht zur Strafe! Meinthat verübte Hrimnir nie. Redlich rühmt man uns Riesen. Im Kampfe! Von ihm! Von dem Riesenzermalmer! Dem Verhaßten! O könnt' ich ihn würgen an seinem Halse, bis er verröchelte.“ Er ballte die magern, knochigen Fäuste.

„Mußt nicht daran denken, Ohm, lieber,“ mahnte Gerdha freundlich, ihm die langen Strähne weißen Haares

aus den runzligen Wangen streichend. „Es macht dich grimmig.“

„Ich denke nichts andres,“ grollte der Alte, „in meiner wachenden Nacht, der endlosen. Immer, immer wieder seh ich's vor mir,“ fuhr er, mehr für sich selbst als für den Fremden erzählend, fort und immer zorniger ergrollend im Verlauf des Berichts, „wie ich und mein tapfrer Bruder Geir in der Schlacht gegen die Argen von Asgardh sieghaft vordrangen gegen der Walküren Schar — dein Vater, Gerdha, rang ferne von mir mit dem bluttriefenden Tyr! — Freia, die kecke, wollten wir uns lebend greifen, das schöne Wunder, so kampfkühn und zugleich so süß zu schauen, so weiß und so weich! Schon hielt der Bruder am Speerarm sie fest, schon griff ich nach der schlanken Hüfte, sie vom gelben Roß herabzuzerren. Da ersah Er uns — der Riesenwürger. Ein Wurf seines schrecklichen Hammers — hart an meinen Augen vorbeiblitzend — in den Kopf des Bruders — der tot! Ich aber — brennenden, sengenden Schmerz in beiden Augen — lasse, aufbrüllend, das Weib fahren, taumle zurück, schlage die Hand vor die Augen — ach nur vor die leer gebrannten Höhlen! Seither Nacht — immer Nacht! — Viele, viele Winter! Viel mehr als ich noch Haare trage auf meinem Kopf. Alt, alt, so alt wie der Eichwald am Fjord bin ich seither geworden: — ich war jung wie der im ersten Anflug stand! — blind, elend! Während sie immerdar in dem Alter beharren, das zu ihrer Eigenart gehört, haben sie es einmal erreicht, die Argen von Asgardh. Wohl immer noch prangt sie in Mädchenblüte, die schlanke Freia, und in Jünglingsschöne ihr Bruder Freir.“

Scharf blitzte es da aus den lichtblauen Augen zu dem Gaste hinüber; der senkte die dunkeln Wimpern und

verbarg die erglühenden Wangen hinter den beiden Händen, die einen länglichen Krug emporhoben, dessen Neige von Milch er schlürfte.

„Oh wenn ich einmal einen von ihnen greife!“ drohte der Alte jetzt grimmiger. „Oder von ihren Genossen aus Midhgardh, den hündisch ihnen dienenden Menschlein. Die Riesen-Stärke konnte nicht der Blitz, konnte selbst das Alter nicht ganz mir nehmen. Und noch weniger — den Riesen-Zorn.“

Damit riß er, sich bückend, mit den knochigen, hagern, krallenähnlichen Fingern einen dicken Kloben von Eichenholz, der ihm beim Sitzen als Fußstütze diente, mitten auseinander und warf beide Stücke in die Ecke der Halle, daß das ganze Gehöft erdröhnte und erbebte. Furchtlos war Skirnir: — Odhin selbst hatte das gesagt: — aber doch nicht ohne leises Grauen spürte er diesen abgrundtiefen Haß; er schwieg nachdenksam.

XIV.

„Unvorsichtiges junges Ding,“ fuhr der Alte, nun leise in den Bart raunend, fort, „thörichte Niftel.“ Da erhaschte er die an ihm Vorüberschwebende mit der Rechten am Gewand und zog sie mit Gewalt heftig ganz nahe heran. „Du hättest es nicht wagen sollen,“ flüsterte er, ihr Haupt ertastend mit der Linken, in ihr Ohr. „Was Wirtlichkeit! Üben sie die Übeln von Asgardh gegen uns? Dein Bruder ist noch nicht zurück von der Fahrt zu unsern Vettern im Frostathal. Und auch mein Sohn: — wann kehrt er heim von der Jagd? Wohl ist es nur ein

Menschenmann — gleich kannt' ich's am Schritte! — jedoch wer weiß, ob er nicht im Dienste geht der Argen. Seinen Namen sollte man doch erlisten."

„Skirnir," erwiderte sie, ebenso leise. „Er hat ihn — ungefragt — gesagt."

Der Alte zuckte die Achseln. „Gelogen."

Sie schlug die Augen nieder, drückte die schönen Lippen fest zusammen: — dann sprach sie fest: „nein. Ich weiß, er log — dabei — nicht."

„Gleichviel! Ich rufe die Knechte." Und bevor die wehrende Hand der Jungfrau es hindern mochte, hatte der Blinde ein Seil erfaßt, das aus einer Dachluke über seinem Haupt bis an seine Schulterhöhe herabhing, und heftig daran gerissen.

Da ertönte oben auf dem Dach ein weithin hörbarer, hell knatternder Klang: ein schwerer Stein, um den das Seil geschlungen war, schlug da oben, von der Gabelung des Drachenbalkens und des Wolfbalkens getragen, nun wie ein Hammer auf das flache Dach.

„Wie überflüssig, Ohm!" grollte das Mädchen. „Ich fürchte mich nicht! Vor keinem aus Midhgardh! — Und vor keinem aus Asgardh!" schloß sie trotzig.

Da ward die Vorderthüre der Halle heftig aufgerissen und herein stürmten zwei Männer, riesiger noch als Riesen zu sein pflegen.

„Was soll's?" schrie der vordere. Der war nackt bis auf einen breiten borstigen Gürtel — die ganze Schur eines Ebers — um die Lenden; in der Rechten schwang er drohend einen jungen Tannenbaum, eben ausgerissen: denn in den Wurzeln staken noch die frischen Erdschollen.

„Ich rannte her von der Arbeit im Walde — ohne Waffe war ich: da riß ich die Waffe mir aus der Erde." Und breit lachend fletschte er die großen Zähne.

„Wen tot schlagen?“ rief der zweite, hinter ihm nachdringend in die Halle. Er strich das wirre Rothaar aus den weit offenen hellgrauen Augen und warf den Mantel aus Wisentfell zurück, seine furchtbare Eisenstange besser schwingen zu können. So wild holte er damit aus, daß er Splitter aus dem Eichengebälke der Halldecke schlug. „Den Knirps da?“

Skirnir regte sich nicht, auf Gerdha sah er, nicht auf die Riesen: denn er erwog, es könnte wohl sein letzter Blick sein im Leben.

„Am heiligen Herd?“ zürnte die Jungfrau, vor den Gast tretend und die Rechte in Abwehr erhebend. „Schämt euch! Längst spotten die Stolzen in Asgardh: „roh wie ein Riese“. Sollen sie auch noch schelten dürfen: „und wie ein Riese ruchlos“? Geht nur wieder an euere Arbeit, Hirten. Ihr solltet ja die verwilderten Stiere einfangen.“

„Ja, und harte Arbeit ist's,“ brummte der mit der ausgerissenen Tanne. „Mußte einem — er folgte nicht lebend — das Genick brechen, mit der Hand; nicht so stark würde dabei krachen,“ lachte er breit, „in meiner Hand dort des Männleins Genick.“

Unverwandt und unverzagt schaute Skirnir ihm in das wilde Gesicht.

„Ist es ein kleiner Mensch oder ein großer Zwerg?“ höhnte der andere. — „Ein Held ist er,“ sprach Gerdha entrüstet, „und mein Gast. Daß aber die Länge des Leibes den Sieg nicht gewährt, das solltet nachgerade sogar ihr gemerkt haben in euern dumpfen Köpfen. Viele Schlachten — solang ich lebe — haben die Riesen gegen Asen und Menschen geschlagen: habt ihr je von einem Siege der Riesen gehört?“

„Sie hält im Herzen nicht zu uns — zu den andern! Ist auch begreifbar! Aber warte nur! —“ stöhnte der Alte

dumpf vor sich hin. Laut sprach er nun: „damit ihr nicht umsonst aufgestört seid von euerer Arbeit, — geht, sucht meinen Sohn im Honigwald. Er jagt dort auf Bären. Gleich soll er in die Halle kommen! Er lasse den Bär in der Wildnis! Ein Füchslein schloff durch den Hinterzaun in das Gehöft. Der Vater ruft nach dem Sohn. Eilt!"

Tölpisch sich neigend stolperten die ungefügen Gesellen hinaus, nicht ohne Blicke tödlichen Hasses auf den Gast.

XV.

Der aber dachte gar nicht der Drohenden; an den Herd gelehnt hielt er die Augen nur auf Gerdha gerichtet.

„Reiche mir meine Arbeit herüber, Niftel!" gebot der Greis. „Wer weiß: vielleicht entbrennt er bald, der letzte Kampf: dann muß die Waffe fertig sein. Keine andre mag ihn erlegen, den Ärgsten der Argen!"

Das starke Mädchen schleppte doch nicht ohne Anstrengung eine wuchtige Keule herbei, die in der Ecke der Halle lehnte: es war die gewaltige Wurzel einer gewaltigen Eiche, am schweren Ende so dick wie ein Manneschenkel, am Handgriff so dick wie ein Mannesarm; gierig tastete der Blinde danach und drückte die furchtbare Waffe wie zärtlich an die Brust. „Aber wo," fragte er eifrig, „wo bleibt das Beste daran? Gieb, Gerdha! Es kann ja eilen."

Mit einem mitleidigen Blick schob ihm das Mädchen einen schweren Hammer zu, das heißt ein Stück Granit, in ein Hirschgeweih gezwängt, und einen Menschenschädel, der, zur Schale ausgehöhlt, eine große Zahl scharfer, spitzer Tierzähne trug, — alle vom gleichen Tier offenbar: und

nun bemerkte Skirnir, auf die Keule blickend, daß schon eine dichte Reihe gleicher Zähne rings in dem Schlagende der Keule gefestigt waren: emsig mühte sich der Alte, mit dem Hammer noch immer mehr solcher scharfer Spitzen einzuschlagen. Aber nur mühsam kam der Blinde damit vorwärts; er ermüdete bald, und ruhte, das graubärtige Kinn vorbeugend, auf dem Handgriff.

Skirnir fragte nicht nach dem seltsamen Thun des Alten: seine Gedanken und — nach kurzem Abschweifen — seine Blicke ruhten nur auf ihr; die Sonne war hinter dem Westgebirg versunken: es ward nun rasch dunkel: aber die Jungfrau *fühlte* ihn, diesen verzehrenden Blick.

„Iß, Gast!“ mahnte sie, sich von ihm ab und dem Tische zuwendend. „Ich . . . ich kann nicht.“ — „Ah ja! Bist Besseres gewöhnt,“ zürnte sie. „Brot! Die Gabe . . .“

„Es ist nicht das!“ Willfährig griff er, seine gute Absicht zu zeigen, nach dem Milchkrug, hob ihn an den Mund — dann setzte er ihn — mit unsicherer Bewegung — auf den Tisch zurück. „Mir — mir schwindelt ein wenig.“ Er schloß die Augen. Das unausgesetzte, heiße, stumme Anschauen der schönen Jungfrau hatte ihn berauscht wie feuriger Wein. „Mir ist,“ fuhr er fort, „ich erblinde wieder.“ Er fuhr mit der Rechten über beide Augen. „Ich glaube — ich bin müde.“

Das Mädchen sah scharf hinüber nach der Herdbank: bei dem roten Glimmen der Scheite sah sie deutlich, der Alte war, mit dem Rücken gegen den Herd gelehnt, eingeschlafen; die Keule hielt er noch zwischen den Knieen.

„Ich bin wegmüde,“ wiederholte der Gast mit seiner weichen traurigen Stimme. Er wagte nicht mehr, sie anzuschauen, so heiß ihn danach verlangte. „Zeige mir, wo ich schlafen mag.“

XVI.

Da trat sie raschen Schrittes plötzlich dicht vor ihn hin: er schrak zusammen, er blickte auf: der Glast des Herdfeuers beleuchtete voll ihr schönes, weißes Antlitz: es war jetzt so edel in seinem tiefen Ernst. „Nicht schlafen darfst du," flüsterte sie ihm ganz leise zu. „Fliehen mußt du! Sogleich!"

„Schon fort . . .? Fliehen? Ich fürchte mich nicht. Ich will noch . . . bleiben." Hier labte er voll seine Augen an ihrem Anblick. „Und muß ich drüber sterben."

„Aber du sollst — du darfst nicht sterben!" Fast flehend brach der Ton aus ihrer Brust.

„Für die Eltern," sagte er ruhig, wie bei sich selber erwägend, „ist gesorgt. Und sonst niemand schmerzt Skirnirs Tod."

„Doch! . . . Freir, deinen Blutsbruder."

Da trat er überrascht vor: „Du weißt . . .?"

„Alles. — Schwer wund lag der Vater auf blutiger Wal, gefällt — oh wüßt' ich von wessen Hand!" Sie hob die geballte Rechte. Ihr hoher Busen wogte. Und nun begann sie leise: langsam, schwer kamen ihr die Worte: oft spähte sie hinüber nach dem Greis auf der Herdbank.

„Nacht war's, mondlose. Nicht gar zu weit war das Schlachtfeld von unserem Gehöft entlegen. Ich hatte — hoch oben im Heudach des Rossestalls — aufhorchend mit Grauen den Lärm des Kampfes vernommen. Er schien sich allmählich seitab nach Norden zu entfernen. Da kam mein Bruder, bleich, blutbesprengt, mit zerbrochener Keule angerannt. „Rasch, Gerdha," drängte er, „hilf mir den wunden Vater davontragen: er ist mir allein zu schwer, mein Schwertarm, von Elbenpfeil getroffen, versagt mir fast. Eile!"

Ich erschrak, aber ich folgte gleich. Wir liefen durch den dunkeln Herbstnebel, liefen, bis wir das Schlachtfeld erreichten. Der Kampf war zu Ende. Hinter hohem Felsen verborgen spähten wir aus: da sahen wir alles, die Besiegten und — die Sieger! Ein mächtig Feuer hatten die angezündet: in dessen Flackerscheine sahen wir sie alle. Tyr, bluttrunken, Thor, laut lachend, aeltrunken, Bragi, die Harfe schlagend, liedtrunken: — dann aber, fernab den andern, einsam, auf seinen Speer gelehnt, Odhin, siegtrunken. In weitem Bogen schlichen wir, nun wieder vom Nebel geborgen, um das Feuer herum und suchten und fanden den Vater, der, über viele Tote unseres Geschlechtes hingestreckt, noch atmete. Schwer ward es uns, den wuchtigen Leib aufzuheben. Und wie wir, unter unserer Last gebeugt und lautlos dahinschlichen, unter dem Winde, abgewandt von dem lodernden Siegesfeuer, da . . ."

Sie stockte, sie schlug die langen, schönen Wimpern nieder.

„Nun? Da . . .?"

„Da sahen wir zwei Männer stehen: die tranken abwechselnd aus einem Helm. Wir hielten, ausruhend, ein wenig an: da sprach der eine — deutlich trug der Wind jedes Wort uns zu! —:

„Treue trag' ich dir bis zum Tode,
Skirnir, Sohn Skirs, mein Schirmer."

Und der andere" — fuhr sie noch leiser fort — die Stimme versagte ihr — „was sagte der?"

Da sprach Skirnir, rasch einfallend, feierlich:

„Mein froher, mein freudiger Freund!
Alles dir opfre ich, was irgend mein eigen:
Leib und Leben und liebste Lust."

XVII.

„Ja, so lautete es," sprach das Mädchen, tief ernst, leicht mit dem Haupte nickend, „gerade so. — Und im Glanze der auflodernden Flamme sah ich deutlich beider Männer Antlitz: — zum erstenmal. Der eine, im dunkelbraunen Haar, warst du. Und — — der andre? — Der im sonnengoldnen Gelock, das war . . .?"

„Freir."

„So dacht' ich!" — Sie senkte die Lider, sie atmete tief. „Immer noch seh' ich — auch mit geschloßnen Augen — dies Bild! — Euch beide, mein' ich. — Im Wachen und — im Traum." Sie verstummte, in Sinnen verloren.

„Schlag zu, mein Sohn, mit der Keule!" krächzte da eine heisere Stimme. Der Alte regte sich im Traum auf der Herdbank.

Gerdha fuhr erschreckt auf. „Flieh!" flüsterte sie. „Sofort. Ich zeige dir den nächsten Pfad an die Grenze. Nicht auf der breiten Heerstraße! Wenn sie heim kommen, mein Vetter, mein Bruder! Der erkennt dich wieder! Sie zerreißen dich! Wenn nicht hier in der Halle: — sicher auf dem Wege." — „Ich weiß mich zu wehren," sagte Skirnir ruhig, sich aufrichtend. — „Nein, nein!" rief sie in wachsender Angst. „Du bist des Todes, wenn sie dich erblicken." — „Und wenn: — was thut das dir?" — „Du sollst nicht sterben! Du darfst nicht sterben! — Folge! — Ach um — wenn nicht deiner Eltern, um — um — nun ja: deines Blutsbruders willen! Denk' an seinen Schmerz! Ich bitte dich! Hörst du? Gerdha bittet! Ich bat noch nie einen Menschen als den Vater

und die arme Mutter. Flieh!" Und sie rang flehend die ineinandergreifenden Hände dicht vor seinem Angesicht.

Ihm war so seltsam: ihre Sorge, ihr Schmerz um ihn rührte ihn: — und doch mußte er, von ihrem Liebreiz ganz gefangen, jeder Bewegung dieser weißen, weichen, hold gerundeten Hände folgen und immer nur denken: „nie sah ich dergleichen. Nie dacht' ich, daß eine Hand schön sein könne! Wie schön sind doch diese Hände."

Da riß ihn aus solchem Bewundern eine neue rasche Bewegung der Maid: sie löste plötzlich die verschlungenen Hände, schlug sie, das edle Haupt mit dem lang nachwallenden Haare zurückbeugend, vor die Stirn und seufzte tief: „oh, vergeblich bitten! Das schmerzt."

Allüberwältigend war der Ton. Skirnir faßte rasch den Bergstock, der neben ihm lehnte. „Ich gehorche dir, Gerdha! Leb' wohl! Aber — wir seh'n uns wieder." Lautlos sprang er an die Hauptthüre.

Sie eilte mit ihm hinaus, durch den Vorderhof, dann rechts seitab einen kaum sichtbaren Fußsteig, der in den hier ganz nahen Föhrenwald führte, weitab von der Reitstraße, die geradeaus von dem Gehöft zuerst über das Heidemoor, dann, künstlich erhöht, über abgrundtiefe Sümpfe leitete. Es war nun ganz finster. Sobald der Wanderer den Saum des Waldes erreicht hatte, war es, als habe die Nacht ihn verschlungen und unsichtbar gemacht.

Hochklopfenden Herzens kam die Jungfrau nach eiligem Gang zurück an das Gehöft: leise trat sie durch die offen gelassene Thüre, leise glitt sie an die Herdbank: sie lauschte: der Riese sprach wieder im Schlaf:

„Ja, ja, sie hält heimlich im Herzen zu den Menschen, die Tochter des Menschenweibes. Ich warnte den Bruder so treulich vor solcher Vermählung. Nun regt sich das Halbblut in ihr. Aber warte nur! Wohl weiß ich mich

hinzutasten an das Gastbett. Ich erwürge ihn im Schlafe!"

Da atmete das Mädchen hoch auf: „Er ist in Sicherheit! — Und ich — ich! — hab' ihn gerettet!"

XVIII.

Am andern Tage stand Skirnir vor Freir auf dem Gipfel des hohen Berges, wohin jener den Späher beschieden hatte, zu berichten, was er erkundet habe in Riesenheim. Er hatte nur des Gottes Namen emporgerufen in die helle heitre Luft, die oberhalb des Berges blaute, — über der Niederung lagerte dichter Nebel, dessen Dunst sich auch noch bis über die Mitte des Felsgebirges hinaufzog: — gleich stand, aus der Höhe herab lautlos geglitten, wie ein schießender Stern, die lichte Gestalt: denn leicht durchmessen sie die Räume, die seligen Götter, die das weite Asgardh bewohnen.

„Dank dir, Freund!" sprach Freir, nachdem der Kundschafter seinen Bericht geschlossen. „Gar wichtig ist, was du Findiger erforscht. Zumal das von der Trutzmauer, dem Riesenvirke, daran sie bauen. Kein Zweifel: sie rüsten von dort her zum Einbruch in Midhgardh: wenn wir sie — wie immer! — zurückgetrieben, — dort wollen sie sich wieder sammeln und halten. Gleich meld' ich es in Asgardh Odhin. Er wird dir gütig vergelten: denn reich lohnt er treuen Freundesdienst. Fahr wohl! Ich eile zu ihm. Aber . . . du hast noch etwas zu sagen, so dünkt mir. Du blickst so bedeutsam, . . . so ganz

seltsam. Sprich! Hast du noch andres erfahren in Riesenreich?"

„Ja!" sprach Skirnir und schloß die Augen in seligem Erinnern. Er erglühte über und über: heiß stieg ihm die Welle des Blutes vom Herzen in die Wangen.

„Du zögerst! Was hast du noch gesehen?"

„Ein Weib . . . ach nein! . . . eine Göttin! Schöner ist sie als Frigg und Freia zusammen." — „Still, Freund," lächelte der heitre Gott. „Gut, daß sie beide so fern. Das hören sie nicht gern, die Weiblein, auch wenn sie Göttinnen sind." — „Ein Mädchen! . . . Oh nun erst dank' ich dir, daß du mir die Augen aufgethan! Als ich sie erschaute, wurde mir wieder wie damals, da ich zuerst in mich sog das leuchtende Licht, es hier hinein fluten fühlte in die Stirne: nur diesmal ohne Schmerz der Blendung. Ein seliger Rausch! Er machte mich schwindeln!" „Nun," meinte Freir lachend, „du hast noch nicht eben viele Weiber gesehen, seit ich dir half. An mich würde Rausch und Schwindel nicht rühren!" — „Oh, Herr! . . . Und ich gönne mir's gar nicht allein, um soviel Lieblichkeit — nein: Herrlichkeit! — zu wissen. Du, mein Gebieter, mein Freund, der mir erst die ganze Welt des Lichts geschenkt: — auch du sollst sie sehen und dann gestehen: „es lebt nicht ihresgleichen." Ich führe dich gar bald — der Weg ist nicht weit! — nach Gymirs, des Riesen, Gehegen."

„Nun," erwiderte der Gott wohlgemut auf des Freundes Wunsch eingehend, „eilt es dir so gewaltig: — die Mühe des Wanderns können wir uns sparen. Und beinahe," spottete er gutmütig, „könntest du mich neugierig machen, das Wunder zu schauen, das sogar Freias Schönheit überstrahlen soll. Ich halte mein Schwesterlein, so kühn und doch so weich, für aller Mädchen schönstes! Vielleicht hat

der holden Schwester Schöne mich gefeit, daß mich bisher noch kein Weib berückt hat!“

„Was ist Freia gegen Gerdha!“ rief Skirnir leidenschaftlich.

XIX.

Eine ganz leichte Wolke — ein Wölklein nur, aber doch ein Schatte des Unmuts — senkte sich auf des Gottes hellleuchtende Stirn: „Hm, ich hatte mir das anders vorgedacht. Und vielleicht — noch jemand außer mir. Wer weiß, was der Treue hätte gewinnen mögen in Volkwang, wo der Rotlockigen Lindenbäume so süß duften in der Sommernacht. Mein Schwesterlein . . .!“ Diese Worte hatte er still für sich gesprochen, über den blonden weichen Flaumbart streichend. Nun begann er laut, fast ungehalten: „Laß doch seh'n, ob sie auch mich berauschen wird, die Riesenmaid.“ Und er hob gebietend die Rechte, in der er die goldene Sonnenlanze mit der goldstrahlenden Spitze trug.

„Was willst du thun?“ fragte Skirnir erstaunt.

Aber der Gott sprach, ohne ihm zu antworten, im Klang des Befehls:

„Weichet, ihr wallenden
Wolken, ihr wogenden!
Nichtige Nebel seid ihr, wo nahet
Sonnig, selig und sieghaft
Das lodernd leuchtende Licht.
Hurtig hebt euch von hinnen!
Und alles sei offen,
Was dem Blick will wehren den Weg
Nach Gymirs Gau und Gehege.“

Da fielen wie auf einen Zauberschlag die ziehenden Wolkengespinste, die Mittelgebirg und Niederung umzogen hatten; was in der Ferne lag, schien plötzlich wunderbar nahe gerückt: solchen Zauber mag die Sonnenlanze zaubern an Nebelgebilden.

Deutlich wie auf halbe Speerwurfsweite sahen beide das Gehöft des Riesen unter sich liegen.

Und eben trat Gerdha aus der Vorderthüre der Halle in den Hof hinaus: voll traf die edle Gestalt der volle Strahlenguß des Sonnenlichts, der soeben auch da unten die Nebel zerrissen hatte: hoch erhob die Jungfrau, die Sonne, die auch die Steinriesen ehren, zu grüßen, die beiden wunderschönen nackten Arme: da glänzte alles ringsum wieder von deren Weiße.

Dankend für das Licht wandte sie das wundervolle Antlitz gegen den Berggipfel, über dem die Sonne soeben durchgebrochen war: so schaute sie gerade dem für sie unsichtbaren Gott in das Gesicht. —

Da erschrak Skirnir sehr.

Denn mit lautem Aufschrei taumelte Freir nach rückwärts: er schloß die hellen Augen: — da ward plötzlich wieder alles von Nebelgewölk verfinstert.

Skirnir aber fing in seinen Armen den Sinkenden: der gab nicht Antwort auf Zuruf noch Frage.

XX.

In Volkwang, Freias Hallengebiet oben in Asgardh, waltete bange Stille. An Freirs Lager, das dort in aller Hast sie aufgeschichtet, saß Freia: sie fuhr zuweilen mit linder kühler Hand über des Bruders heiße Stirne hin.

Und war das gar seltsam zu schauen, wie der Walküren kampfwilde Führerin des Siechen nun so zärtlich pflegte, so leise sich regte, so sanft ihm die weichen Felle zurechtschob, auf denen sein Haupt ruhte.

Ihr Falke, nicht gewöhnt, so viele Tage zu rasten, saß auf der Stange zu Häupten des Pfühls: erstaunt sah er mit seinen klugen goldbraunen Augen dem Gebahren der Herrin zu. Wunden schlagen hatte er sie oft gesehn, im Gefecht hoch über ihr schwebend, und, falls Gefahr sie bedräute, herabstoßend und dem feindlichen Riesen mit gesträubtem Gefieder die Fänge in das Gesicht schlagend: Sieche pflegen hatte er sie nie gesehn.

Vor der Thüre des Gemaches stand harrend Skirnir. Sacht pochte er an. Da erschien schon die junge Göttin in der halbgeöffneten Thüre: ihr wunderherrliches rotes Gelock flutete gelöst auf die weißen Schultern; sie war sehr, sehr schön: aber Skirnir sah nichts davon: gesenkten Auges wollte er — ganz lautlos — an ihr vorbeigleiten.

Er konnte doch nicht: sie stand im Wege, den Zeigefinger der Linken an die schwellenden Lippen legend: ganz leise hauchte sie: „noch ist meine Weile der Wache nicht um, Vielgetreuer. Auch verlangt dich Odhin — dich allein zur Zwiesprach! — sobald er zurückgekehrt. Siehst du? Dort kommt er. Wie langsam schreitet er heran, bedächtig bei jedem Schritte vorsetzend den Speer! Wie sinnend, wie sorgend! Tief hat er den Hut in die Stirne gezogen,

die rechte Hand auf der Brust im dunkeln Mantel vergraben, das mächtige Haupt vorgesenkt. Das bedeutet nichts Gutes! Trauriges hat er wieder ergrübelt. Mir bangt um den Bruder! Ich lass' euch allein." Sie trat zurück und schloß lautlos die Thüre.

Eilfertig ging Skirnir dem Nahenden entgegen; so traf er ihn unter den Lindenbäumen, die in Volkwang vor der Halle stehen; still war es dort und feierlich schön; die Amsel sang ihr flötend Lied vom Wipfel des höchsten Baumes; der holde Ton flutete herab vermischt mit dem holden Duft der Lindenblüten: es war gar hold, süß und doch nicht glücklich: — so ahnungsvoll war es. — —

XXI.

Unter dem Schatten der letzten Linden trafen sie zusammen.

Der Frage Skirnirs zuvorkommend sprach der Gott, sich mit dem Rücken an den breiten Stamm lehnend und leicht mit der Hand über die starken, hochgewölbten Brauen streichend: „Herstellen muß ich Freir — um jeden Preis. Nicht kann ich ihn missen in der Kampfreihe der Asen, den raschen Helden und sein leuchtend Sonnenschwert. Ich warf drum die Lose. Es ist wie ich gefürchtet, — gewußt, seit ich des Weges wanderte über den Nebelberg und ihn ohne Besinnung neben dir liegen sah, sein Haupt auf deinem Schoß."

„Hättest du, o großer König von Asgardh, ihn nicht in deinem Mantel mit dir hinaufgetragen — — ich wußte mir nicht zu helfen."

„Seitdem sann ich, sorgte, grübelte und ahnte. Nun weiß ich — ach, was ich sogleich gewußt. Denn ahn' ich Unheil, — ahn' ich immer recht." Er schwieg, verdüstert, eine kurze Weile. Dann aber warf er das Haupt in den Nacken und lupfte leise den Speer: „gleichviel! Nicht was wir tragen, wie wir's tragen, . . . das macht alles aus. Aber, Jüngling, das verstehst du nicht. Oder . . . doch schon?" Und es forschte der Blick des aufleuchtenden Auges in des Erschauernden Antlitz.

„Ich . . . ich glaube, es zu verstehn."

„Dann, desto besser — für ihn, vielleicht nicht für dich. Höre: liebessiech liegt der Unselige, wund von jenes Weibes Schöne wie von durchbohrendem Speerwurf getroffen. Er stirbt." — „Wehe!" — „Oder — nach den untrüglichen Losen, die ich geworfen, er kann nur genesen, wird sie sein Weib."

Da ward Skirnir sehr bleich, bleich bis in die Schläfe, die das dunkle Haar beschattete. Scharf ruhte des Gottes durchdringender Blick auf ihm, aber er merkte es nicht; er hatte die Augen fest geschlossen.

„Nun wäre das nicht schweres Werk. Gar bald hätte ich die Maid aus Riesenheim mitten aus ihrer bärenhaften Gesippen Waffen herausgeholt, auf diesem Arm: — schon Manche riß er nach oben! — durch die Wolken getragen und dem Siechen an die Brust gelegt zu seligem Genesen."

„Sie — Gerdha! — zwingen?" Schwer kamen die drei Worte heraus: er drückte wieder die Augen zu.

Geraume Weile schwieg Odhin.

Nun schlug Skirnir die Wimpern auf: aber sofort senkte er sie abermals: denn ihn traf ein Blick des Gottes, der drang bis in den Grund seiner Seele.

„Den Freund zu retten," begann nun der Gewaltige nachdruckvoll, „nicht, der Riesin zu schonen, das muß nun

all' mein Sorgen sein: und" — so schloß er zögernd, bedeutsam — „auch das deine, Skirnir, dächte ich."

Der wollte heftig erwidern, aber zuvorkommend fuhr Odhin fort: „Du willst mir einwenden: ‚Gerne Skirnir opfern für Freir, aber nicht . . .'"

Skirnir erschrak im tiefsten Herzen: das waren die Worte gewesen, die sich ihm schon auf die Lippe gedrängt hatten.

XXII.

Ruhiger hob der Gott aufs neue an — fast mitleidig klang nun sein Ton —: „Ja, ja, junger Gesell, so gut wird es uns nicht, daß wir uns diejenigen Heldenthaten und — was viel, viel schwerer! — diejenigen Opfer aussuchen dürfen, die wir vorziehen, welche wir freudig verrichten und gern darbringen — mit Wollust selbst im Weh! Anders — ich hab' es in vielen Qualen nicht ergrübelt, nein, bitter erlebt! — ganz anders ist solches geordnet. Nicht, was wir — ob auch mit Schmerzen! — zu opfern bereit sind — oh nein! gerade das, was wir nicht hingeben wollen, — um keinen Preis! — was uns viel teurer ist als unser Leben, als — und das wirst du am besten würdigen — als das Licht unsrer Augen . . . —"

Skirnir erbleichte: ein fröstelnder Schauer durchrieselte ihn.

„Ja, das, dessen Verlust wir nicht einen Atemzug überleben zu können glauben — gerade das, junger Gesell fordert uns am liebsten ab das Schicksal. Oder" — und nun legte sich tiefster Ernst über das geistgewaltige Antlitz — „oder sie: die noch viel eherner, noch unerbittbarer

als das eherne Schicksal, sie, das Allergrößte und das Allergrausamste zugleich, was Gott oder Mensch zu denken vermag: die Pflicht!"

Tief erschüttert lauschte Skirnir: auch den Gott hatten seine eignen Worte stark ergriffen, er atmete schwer.

Nach längerem Schweigen begann er wieder, viel leiser, mit weichem, mit schmerzdurchzittertem Klang; und wahrlich, es hatte der Jüngling nicht geglaubt, daß diese machtvolle Stimme, die er den Schildkrach des Kampfsturms hatte überdröhnen und Schreck und Entsetzen in die steinharten Herzen der Felsriesen hatte jagen hören, daß diese Stimme so zart hinschmelzen, so rührend erweichen könne: „ja, er ist im linden Säuseln," dachte er, mit hingegebenem Lauschen, „wie im brüllenden Sturm" — als der Gott nun, traurig vor sich hinblickend, langsam sprach:

„Wird es Menschen schwer, ihr Liebstes zu opfern, — Odhins sollten sie denken! Wo ist mein rechtes Auge? Ich gab es dahin als ein Opfer, Göttern und Menschen heilsame Weisheit einzutauschen. Ja, und könnt' ich damit abwenden, was — ich fürchte sehr! — unabwendbar Göttern und Menschen droht — den Schatten eines ferne her, langsam, aber unaufhaltsam herandüsternden Verderbens: — ich gäb' auch noch das andre Auge dafür hin."

„Ach Odhin, blind sein, nachdem man sehend war, — es muß hart sein."

Da rief der Graubärtige, ausbrechend, in wildem Schmerz: „Aber die Geliebte hingeben, nachdem du dich geliebt weißt, Knabe, — das ist doch noch härter."

„Ja," seufzte Skirnir, ganz erschrocken, „— das — das muß nicht zu ertragen sein!"

„Meinst du?" lachte der Gott grimmig. — Aber gleich darauf sprach er wieder in tiefer Wehmut: „Wo ist

Gunlödh im blonden Wellenhaar? Nach Hel sank sie, zu Tod gegrämt, hinab! Man singt von mir: „er nahm den Met der milden Maid und ließ Gunlödh sich grämen!" Ich! Ich — freiwillig — sie sich grämen lassen! Sie — die ich so heiß geliebt, wie nie noch Weib ward von Manne geliebt! Ich sie verlassen aus treulosem Wankelsinn oder aus Furcht etwa vor dem Riesen, ihrem Vater. Sie — die mir viel lieber war als meine beiden Augen! Den Untergang der Welt — sofort — hatte mir Mimir geweissagt, schloß ich nur noch einmal sie in die Arme. Weißt du nun, Menschenkind, wie grausam sie ist, die schrecklichste Macht: die grausame Pflicht? Nicht selbst leiden ist das Ärgste bei zerrissener Liebe: — die Geliebte — die liebende Geliebte — leiden wissen, leiden lassen müssen."

„Die liebende Geliebte!" wiederholte der Jüngling tonlos, starr vor sich hinschauend.

XXIII.

„Das ist noch viel härter," nickte der Gott, „als sich um eines andern willen die eigne Liebe aus dem Herzen reißen."

„Vergieb, oh Herr, das kann doch nicht geschehen," sprach Skirnir, ein trübes Lächeln auf den feinen Lippen, leicht das dunkle Lockenhaupt schüttelnd.

„Du hast Recht. Denn „ewig ist die Liebe". So sang dereinst ein Skalde auf Thule. Der kannte sie. Von Thule bis nach Asgardh drang dies sein Lied. Was im Herzen zuckt, zu zertreten — nicht Freund kann's fordern,

nicht Pflicht — nicht einmal sie — die Schreckliche! — kann's gebieten. — Es — es darf nur nie mehr zu Tage."

„Es darf nur nie mehr zu Tage," wiederholte Skirnir und drückte die geballte Linke auf die Brustfalten seines Mantels, als wollte er dabei sein Herz zerdrücken.

„Raub und Gewalt," begann Odhin rauher aufs neue, „fruchten hier nicht. Wenig sonst — wahrlich! — würd' ich dich fragen, ob dir's genehm. Aber nur dann wird Freir genesen, wenn Gerdha freiwillig — aus Liebe, — sein Weib wird."

„Freiwillig! . . . — Aus Liebe . . . —!"

„Ja, freiwillig! Also auch meine Zaubertränke, Liebesrunen, — ich kann sie diesmal nicht brauchen. — — Und nun — bedenke! — das Schlimmste: wonnig Weib will gewonnen werden durch Werbung. Zwingen ja muß man sie durch überwältigende Liebesgewalt. In den glimmenden Funken unbewußten Sehnens — sie träten ihn aus, entdeckten sie ihn! — muß lodernd schlagen, zum Brand ihn entfachend, des stürmenden Mannes flammend, fortreißend, siegend Verlangen. Freir, dein Freund, ist wahrlich schön und heldenhaft genug, ein Weib zu gewinnen. Auch der uns so bitter hassenden Riesenjungfrauen gewann schon manche . . . — einer von Asgardh."

Er verstummte, traurig; ein Gewölk von Erinnerung senkte sich auf die stolze Stirn.

Von Mitgefühl fortgerissen streckte der Jüngling dem Gewaltigen die Rechte hin: „man — man weiß es," flüsterte er scheu.

Aber Odhin sah es nicht, hoch sich aufrichtend fuhr er fort: „So würd' ich nicht zweifeln: Freir, in voller Manneskraft und Mannesschöne, heiß werbend um Gerdha, werde sie gewinnen trotz Bruder, Vetter und Ohm. Aber ach! Dort drinnen liegt er ja, siech, hilflos hingestreckt

auf das Lager. Und nicht eher — so las ich aus den Runenlosen — kann er vom Pfühl sich heben, bis Gerdha ihm zuflüstert: „hier, nimm mich hin. Ich liebe dich!"

„Hier, nimm mich hin. Ich liebe dich!" — Ganz leise, stöhnend, sprach es Skirnir nach; nur an der Bewegung der Lippen merkte das der scharf blickende Gott.

„Freir kann nicht werben für sich selbst," fuhr Odhin, wie mit sich selbst beratend, fort: aber er ließ das bohrende Auge nicht von des andern Antlitz. „Wer soll für Freir werben? Freia? Nein! Ein Mann muß es sein. Nur ein Mann kann die schlummernde Glut erwecken im Weibe. Ein Mann, der der Jungfrau schildern kann, wie ihre Schönheit allbezwingend dahinreißt: — ein Mann, der Gerdha kennt, und ihrer Schöne Wirkung. Ein Mann, der die verbrennende Qual von nicht erfüllter Liebe kennt. Also kann nicht Odhin, nicht Thor, nicht Tyr, der Asen nicht Einer Gerdha für Freir gewinnen. Das kann nur, wer . . ."

„Ich kann es," sprach Skirnir laut. Er schlug nun die gesenkten, dunkeln, traurigen Augen auf und sah Odhin fest in das Antlitz. „Ich kann es und ich will's."

„Und ich wußte es, mein Sohn," erwiderte Odhin, einen Schritt näher tretend und ihm die Rechte auf die Schulter legend. „Ich werde dir dabei helfen."

XXIV.

Am Abend dieses Tages saßen in Gymirs Gehegen an dem offenen Herdfeuer Beli und Steingrimr, des alten Hrungnir Sohn; der Greis kauerte auf seiner gewohnten Stätte, der Herdbank, in halb wachem Brüten; nur hier und da erhaschte er ein Wort aus der Zwiesprache der beiden jungen Männer: dann gab er wohl, nickend oder kopfschüttelnd, auch etwa mit einem kurzen Wort Beifall oder Unwillen zu erkennen; und ward er so vollends wach, dann schaffte er auch gar eifrig an seiner Arbeit, grimmig die spitzen Zähne hämmernd in die dicke Keule.

Es war schon ziemlich spät in der Sommernacht.

Das Feuer auf dem Herde, herabgebrannt, glimmte nur noch in wenigen Eichenkohlen, die ihre dunkelrote Glut schwach in den weiten, viereckigen Raum ausstrahlten; den Kienspan, der in dem Öhr des Erzhakens neben dem Herde gebrannt, hatten sie zu Ende brennen lassen in erregtem Gespräch und nicht erneut: warf doch der Mond durch das weit geöffnete Fenster einen breiten Streifen hellen Lichtes auf den gelben Lehmestrich. Der wechselvolle Nachtwind, der durch die gleiche Öffnung drang, spielte launisch in den lang an den Holzwänden herabhängenden Fellen von Eisbär, Elch und Wisent; manchmal klirrten und klangen dann auch leise die Riesenwaffen aneinander, die dazwischen aufgereiht waren: plumpe Steinäxte, dicke Eichenbalken, vorn zugespitzt und die Spitze im Feuer gehärtet, Wurfkeulen von dem zähen Holz der Eibe, selten eine eherne Klinge, Menschen abgestritten oder Zwergen abgetauscht.

„Kurz, ich verstehe nicht, Vetter,“ begann nach längerem Schweigen Steingrimr, „warum du noch zögerst.“ Und

er richtete die ungetümen Glieder hoch auf und fuhr unwirsch mit der breiten tatzenhaften Rechten durch das dichte braunrote Haar, das ihm, steif wie Stoppeln, auf dem großen Kopf emporstarrte.

„Dann verstehst du nicht eben leicht, Vetter," lachte Veli, der lange nicht so ungeschlacht war; „ich sagt' es dir deutlich."

„Weil du nicht wissest, ob sie mich liebt!"

„Siehst du? Du hattest es doch verstanden!" — „Darauf kommt es mir gar nicht an." — „Aber mir." — „Warum dir?" — „Weil ihr!" — „Pah," meinte Steingrimr kopfschüttelnd, „man frägt sie nicht lange, die Jungfrauen unseres Volkes." — „Gerdha ist anders denn andre."

„Ja leider!" brummte von der Herdbank her Hrungnir und that einen grimmigen Schlag auf die Keule; „das macht in ihr das Blut aus Midhgardh." — „Ja, ja!" nickte sein Sohn. — „Wie durch ihr braunes Haar — vom Vater geerbt — sich ein sonniger Streif oder ein rotleuchtender Goldglanz zieht von der Mutter her."

XXV.

„Mag wohl daher rühren," erwiderte Veli, achselzuckend. „Aber du, Alter, solltest schlafen, nicht mehr dich mühen."

„Doch, doch!" rief der mit heiserer Stimme und hämmerte emsig drauf los. „Meine Arbeit eilt. Wer weiß, wann die Waffe gebraucht wird! Wann es gilt, den Verhaßtesten zu . . ." da war er wieder zurückgesunken an die Herdwand.

„Freilich," grollte sein Sohn, „freilich ist sie anders als alle die andern langen, plumpen Dinger. Zierlicher, schöner, feiner! Gerade deshalb will ich sie ja haben!" schloß er, die flache Rechte klatschend auf den breiten Schenkel schlagend.

„Und gerade deshalb, Vetter, will sie dich — vielleicht — nicht!" — „Woher weißt du das?" brauste der Werber auf. Im Zorne sträubte sich ihm das Rothaar auf dem Wirbel. — „Je nun . . ." lachte Beli und sein großes blaues Auge ruhte heiter auf dem Ungeschlachten. — „Übrigens . . . frage sie doch! Gleich morgen! Dann sind wir rasch im Reinen. Heute schlummert sie wohl schon lang. Oder sie träumt in ihrer Kammer wachen Auges. Denn seit vielen Monden schon," fuhr er, mehr mit sich selbst als zu dem Vetter redend, langsam fort, „geht sie umher wie verträumt, manchmal eine halb verlorne Weise still vor sich hinsummend, die dereinst ihre Mutter mitgebracht aus Thule. Wie lautet es doch:

„Liebe ist Leid,"

Und dann? — Das andre fehlt mir — am Ende aber heißt es:

„Seele-versehrendes Sehnen
Und stummes stolzes Sterben,
Aber immer ewig ist die Liebe."

Ein seltsam, schwermütig Lied," schloß er. „Aus Thule kam's." — Ganz nachdenklich war er geworden. „Es mag wohl wahr sein," sprach er nun ganz leise und nur zu sich selbst, über den starken braunen Bart streichend, „wahr für Riesen wie für Menschen. Und auch das ist wahr, daß nach uraltem Recht unsres Volkes schon manchmal Halbbruder die Halbschwester gefreit. Viele Ahnensteine beweisen's." Er versank in stilles Sinnen. —

„Wenn ich sie frage —“ unterbrach seine Gedanken laut und unwirsch der Werber.

„Sagt sie sicher: nein!“ schalt der Alte an dem Herd und hieb auf die Keule.

„Nun,“ lachte Beli aufstehend, „wenn ihr das beide, Vater und Sohn, so sicher wisset, so schlagt euch nur die Weißarmige als Schnur und Braut aus dem Sinn. Denn ich hab’ mir’s gelobt: „nie geb’ ich die Holde wider ihren Willen hin.“ Horch! Was war das? Da draußen! Vor dem Fenster!“ Und er wollte hinausblicken.

Aber der Vetter zog ihn am Arme wieder herab auf die Hallenbank, darauf er neben ihm gesessen. „Nichts. Eines Nachtvogels Ruf. Höre weiter auf mich.“ — „Ich will nicht!“ rief Beli laut.

Da richtete sich Hrungnir höher auf und drohte mit der geballten Linken: „Du! Du! Hältst mehr zu ihr als zu uns. Rätst du weshalb?“ — „Weiß nicht! Aber ich hab’ es lieb, mein holdes Halbschwesterlein.“ — „Bist doch aber,“ grollte Steingrimr, „Vollriese, von Mutterseite wie von Vaters halben.“ — „Wohl! Doch werd’ ich es Gerdha’s Mutter nie vergessen, was sie für mich gethan. Meine gute Mutter war bald gestorben, nachdem sie mich geboren. Da legte Gerdhas Mutter mich, den kränkelnden Sohn des Riesen, der sie geraubt, an die eigene Brust und bot mir die rettende Milch: Gerdha an der rechten, mich an der linken Brust nährte sie zugleich. Und wenig Freude doch wahrlich fand sie in des Riesen Gehöft, die Königstochter aus Thule, welche, die laut Jammernde, mein Vater aus ihrer verbrannten Hofburg entführte, während der Fürst fern über See gesegelt war. Sie nährte, sie rettete ihres Räubers Sohn. Des Dankes dafür soll Gerdha genießen.“

XXVI.

„Ja, ja," grollte der Greis, „mit der Milch des Menschenweibes hast du das fremde Gift eingesogen, das Gift aus Midhgardh. Willst du vielleicht die Hochfärtige — wenig weiß sie an uns treuen Riesen zu loben! — einem Menschenmanne zum Weibe geben? Oder einem Lichtelben? Oder gar einem . . .?"

„Sprich's nicht aus," schrie Beli, zornentflammt aufspringend. „Du weißt es, wie ich sie hasse, die Argen von Asgardh. Die der Riesen uralt Reich und Recht gebrochen! Vom Knaben an lehrte der Vater mich, zugleich mit Axtwurf und Stangenhieb, sie hassen. Und nun vollends, seit sie mir wie den Ohm, den Vater erschlagen! Blutrache schulde ich ihnen. Schmach über mich, zahl' ich's nicht heim. Oh wüßt' ich, wer den tödlichen Streich geführt! Des Vaters Töter suche ich — ihn allein — in jedem Kampf aus allen Asen mir heraus. Nicht rasten will ich, bis ich ihn ausgefunden, bis ich sein Herzblut rinnen sah."

„Hat denn der Ohm nicht . . .?" fragte Steingrimr „Er konnte nicht mehr sprechen, als ich ihn fand in dem Haufen unserer Sterbenden und Toten. Aber ich habe doch eine sichere Spur." — „Welche?" forschte der Alte, innehaltend in seinem Hämmern. — „Drei Asen standen und ein vierter, — — ein Midhgardhmann — da ich zuletzt ihn aufrecht und kämpfend gesehen, gerade vor dem Vater, in der Reihe gegen ihn: Tyr, Freir und Er, der Ärgste der Argen von Asgardh," knirschte er. „Einer von den vieren war's. Die such' ich auf im nächsten Kampf — einen nach dem andern — und töte sie oder falle."

„Gut, Neffe," rief der Alte. „Dann nimm du die Waffe, statt meines Sohnes. Nun ist sie fertig. Der letzte

Wolfszahn, — der siebzigste — steckt darin. Da, nimm sie hin! Und zerschlage die stolze, die hochmütige Stirn voll undurchdenkbarer Grübelgedanken, zerschlage sie ihm, und jeder der siebzig Wolfszähne soll sich einbeißen in sein verhaßtes Gehirn: — dem schrecklichen, dem unerträglichen Odhin von Asgardh. Nimm, sag' ich. Ich will's," schrie er heiser hervor.

Sein Sohn, der ihm näher saß, nahm ihm aus der magern, jetzt vor Erregung zitternden Hand die schwere Waffe ab und reichte sie Veli: „aber Vater," sagte er, „was hast du gethan? Allzugut hat es dein Haß gemeint! Du hast ja soviel Wolfszähne hineingeschlagen, daß die Keule ganz durchlöchert ist und sonder Halt. Sie zerbricht beim ersten Schlag."

Der Alte hatte es nicht gehört oder nicht verstanden; er war nach dem heftigen Ausbruch in sich zusammengesunken; jetzt richtete er sich wieder auf: „was sagt ihr, Knaben? Was?" Bedeutsam legte Veli die Hand auf des Vetters Schulter und kam seiner Antwort zuvor: „wir meinen, weshalb die kleinen Wolfszähne? Ein paar Hauer vom Eber wären stärker und . . ." — „Das versteht ihr nicht, ihr Buben. Kommt, kommt ganz nah: — daß die aus Thule es nicht hört und nicht seine, des Arglistigen, Späher es etwa erlauschen." Sie thaten ihm den Willen und traten dicht an ihn heran; er ertastete — langsam — beider Köpfe und zog sie an seinen Mund: Dann zischelte er leise — mit tiefster, mit wollüstiger Befriedigung des Hasses — „merkt: ein uralter Riese las es einst in den Sternen: „nur Wolfesrachen mag Odhin verderben." Nun, der R a c h e n kann ihm doch nicht schaden: nur die Zähne darin. So hab' ich denn, ich, der blinde schwache Greis, es ausgesonnen, was allein ihn verderben mag, den Hoch. . ." Da sank er wieder zurück.

Ganz langsam ließ Beli die Keule niedergleiten, aber sie zerspellte doch in viele, viele Splitter, die Wolfszähne rollten auf dem Estrich umher. — „Viele lange Winter hat er daran gearbeitet: So waren — so kindisch —“ sprach Beli traurig, „bisher all' unsre Anschläge wider den Gott der raschen Gedanken. Ein übles Zeichen.“ Er trat sinnend nah an das Fenster.

„Ich zerreiß ihn lebendig,“ drohte Steingrimr, ihm folgend, „komm ich ihm nah genug.“ — „Das wirst du schwerlich.“ — „Ich erwerfe ihn fernher mit Felsen, — groß wie ich selber. Ich werfe gut, ich fehle selten. Aber — noch einmal — höre von Gerdha. Nicht gegen ihren Willen? Weichliche Schwäche! Jedoch willst du sie also jedem geben, den die Thörin sich wählt?“

„Behüte!“ rief Beli laut. „Ich hab' es dem Vater zwar nicht geschworen, — wir Riesen schwören nicht, aber wir halten ungeeidete Worte treuer als Asen, Elben und Menschen ihre Ringeide — aber versprochen hab' ich es ihm: nie geb' ich die Holde andrem Mann als aus Riesengeschlecht, weder Ase noch Elbe noch Mensch soll den Gürtel ihr lösen. Solang ich den Arm heben kann, wird sie nur eines Riesen. Aber horch! Welch Seufzen da draußen?“

Er beugte sich zu dem offnen Fenster hinaus: jedoch die Bank, die darunter an die Hauswand gezimmert war, stand leer: alles still, einsam: nur das silberne Mondlicht spielte auf dem weißen Lindenholz des Sitzes. Alles leer.

„Nun, dies Wort war ein Trost,“ meinte Steingrimr. „Aber komm,“ schloß er gähnend, „laß uns schlafen gehen. Morgen trifft uns die Reihe, an dem Riesenvirke zu bauen. Ist harte Arbeit, braucht Kräfte.“

Schweigend schloß Beli den Fensterladen und beide Männer suchten in der Nebenkammer ihre Streu aus Schilf.

Kurz vorher war in die Hinterpforte des Hofes, von

wo aus man das Frauengemach zunächst erreichte, eine schlanke weiße Gestalt geschlüpft: „Also nie! — Niemals!“ seufzte sie.

XXVII.

An Freirs Lager, zur Linken seines Hauptes, stand Skirnir, zur Reise gerüstet.

Zur Rechten beugte sich Freia über des Bruders bleiches Haupt; über den Kranken hinweg reichte sie dem Scheidenden die weiße Hand und ein warmer Blick ihrer goldbraunen Augen fiel auf ihn, als sie sprach: „Dank! — schon die Botschaft von deiner beschloßnen Fahrt, die ich bringen durfte, hat dem Siechen mächtig wohlgethan. Als ich sie ihm in das Ohr geflüstert, hat er zum erstenmal das Auge wieder aufgeschlagen. — Sieh, auch jetzt blickt er dich an. — Sprich! Er will reden mit dir.“

Skirnir beugte das erzbehelmte Haupt und sprach ruhig, feierlich: „Sage mir, Freir, volkwaltender Gott, mein teurer Herr, sage mir, daß ich ihn löse, nein, daß er dir sich löse, deinen Gram.“

Da stöhnte der Liebessieche tief auf und nur schwer brachte er die Worte hervor: „Wie sollen Worte sagen der Seele großen Gram! Die Sonne wird leuchten noch viele Tage, aber nie zu meinem Glück.“ — „Wir teilten, Herr, viele Speere: solche, die wir warfen, und solche, die wir auffingen. Ich meine, du könntest mir vertrau'n.“ — „Ach,“ seufzte der Kranke, „wie Zauber befiel mich's! Seit ich in Gymirs Gehegen gesehen das wonnige Weib...! Wie leuchteten doch ihre Arme! Die Luft erglänzte von deren Scheine. — Mehr lieb' ich die Maid, als je, seit die Welten geworden, Weib ward von Manne geliebt.“

Da schlug Skirnir schweigend die graudunkeln Augen nieder. — — —

„Aber," fuhr Freir fort, „von Asen und Alfen und Riesen will es nicht Einer, daß ich sie gewinne! Und ich selbst liege hier siech! — Du, so sagte die liebe Schwester — du, Vielgetreuer, wolltest um sie für mich werben? Das that wohl! Doch: du wirst dich selber verderben bei den grimmen Thursen." Angstvoll, zagend nickte Freia, die kühnste sonst der kühnen Walküren. Aber der Liebende fuhr fort: „Und dennoch: . . . versuch' es."

„Das ist die Liebe," meinte Freia entschuldigend, „sie ist immer selbstisch."

„So?" sagte Skirnir. „Muß sie es sein? — Gleichviel! — Ich bringe dir die Jungfrau oder lasse das Leben." Und er richtete sich hoch auf.

„Dank! — Aber wann? Wie lange . . .?" Fiebrig, hastig forschte er.

„Vor neun Nächten kann ich nicht zurück sein."

„Geh, eile! Du solltest schon fort sein. Lang ist eine Nacht: — länger sind zwei: wie mag ich dreie dauern? Ein Jahr ist minder lang als eine halbe Nacht des Harrens. Des Liebesverlangens! Eile doch! Geh! Du könntest schon unterwegs sein. Doch was weißt du von Liebesverlangen!"

Skirnir stand schon an der Thüre.

„Vergieb ihm," flüsterte Freia, die ihm leise nachgeschwebt war, das leuchtende wallende Rothaar leicht über die linke Schulter zurückwerfend und bittend sein Auge suchend. „Der M ä n n e r Liebe — nicht die unsrige," — hauchte sie sanft — „der Männer Liebe ist selbstisch." — „Du sagtest es schon," sprach Skirnir und schob den Helm zurecht. „Leb wohl! — —"

XXVIII.

Über die braune Heide daher kam gewandert ein Mann, langsamen, aber gleichmäßigen Schrittes. Er trug das behelmte Haupt vornüber gebeugt; der dunkelgrüne Mantel, der ihm von den Schultern floß, wogte leise nach im Winde; in Gedanken verloren schritt er dahin; unlieben Gang schien er zu gehen; er seufzte zuweilen tief auf; aber auch im Seufzen nicht unterbrach er den steten Schritt. Er machte sowenig Geräusch und war offensichtlich so ganz nur mit sich selbst beschäftigt, daß das scheue Heidegevögel — der Rohrschwirl, die Heidenelster und selbst der mißtrauische Heerwegvogel — kaum aufflogen von dem Nest oder von der Wurmsuche, streifte er auch nah an dem Verstecke von hohen Halmen vorüber, darunter sie duckten.

Im Westen, wo Asgardh lag hinter goldgesäumten Sommerwolken, ging die Sonne allmählich zu Rüste; langgestreckt fiel des einsamen Wanderers Schatte vor ihn; denn nach Osten trachtete sein Schritt: ostwärts liegt Riesenheim. Zu Ende verlief nachgerade das offne, weite Heideland; immer häufiger ward nach und nach, immer höher und zuletzt immer dichter allerlei Buschgestrüpp: zuerst noch das echte Gewächs der Heide: leuchtend gelb blühender Ginster und ernster, dunkelgrüner Wacholder, dann aber immer zahlreicher auch andres Strauchwerk: Rotdorn, Hasel, Weißdorn und Hagbuche, bis allmählich Buschwald begann, der nach Osten zu immer mehr in wahren Hochwald überging, — Urwald, der aus schwarzem Ursumpf emporstieg. — —

Vor dem Eingang dieses eigentlichen Waldgebiets stand, hoch aus dem niedrigen buschigen Hecicht ragend, eine alte, alte Esche: einer ausgestellten Vorwache vergleichbar blickte

sie weit über das offne Land gen Westen hin; arg zerzaust war ihr Haupt vom Sturm, — wie das der Vorwacht wohl ergehen mag —; ein paar Äste, halb geknickt, verdorrten am Stamm; aber trotzig stand der Baum und stolz.

Wie der stille Wanderer auf Pfeilschuß heran war, strich ein großer dunkler Vogel ab vom höchsten Wipfelzweig: er gab nicht Ruf, wie wohl sonst ein Warner: lautlos zog er zu Walde, ganz langsam, nur selten mit den Schwingen schlagend.

Dämmerig war's in dem dicht bestandenen, tiefen Gehölz: wie der Traurige hinter die ersten Stämme trat, verließ ihn der letzte Gruß der Sonne; ihn fror: fester zog er den Mantel um sich: aber ohne Zögern schritt er weiter, immer weiter. — —

Der breite Wald war nie gelichtet worden: den Grenzhag bildete er zwischen Midhgardh und Riesenreich; aber ein zur Not kennbarer, obzwar schmaler Pfad durchschnitt ihn ziemlich gerade von West nach Ost, durch daneben gelegte Steine zuweilen gezeichnet; und das war gut: denn rings lag tückischer Sumpfgrund in dem Walde, hart links und rechts von dem erhöhten Steg. Gegen die Mitte der dunkelnden Baumwildnis hin ward das Gestrüpp und der Moorgrund immer schlimmer: abgestorbene, ertrunkene Baumriesen ragten zu beiden Seiten aus dem schweigenden, schwarzen Wasser. Dazu ward es immer finsterer unter dem dichten Laubdach der uralten Eichen, Eschen und Ulmen, deren Wipfel hoch über des Wanderes Haupt ineinander griffen; wenige Schritte nur konnte er den Weg vor sich übersehen.

So überraschte es den Sinnenden, der stets nur traurig auf den Boden vor sich niedergeblickt hatte, als er plötzlich vor einem Hemmnis seiner Schritte stand.

XXIX.

Das war ein ansehnlicher Hügel, der die ganze Breite des Weges sperrte: rechts und links davon gähnte der schwarze Moorgrund: mannshoch ragte daraus das Schilf hervor mit seinen grauen federähnlichen Blütenfahnen.

Ein mattes Licht glomm vor dem Aufstieg am Fuße des Hügels: es drang aus einem verlöschenden Hirtenfeuer; der Hirt, ein alter Mann, saß davor; ein wolfähnlicher Hund kauerte zu seinen Füßen, lang ausgestreckt, den spitzen Kopf auf den Vorderfüßen ruhend; oben auf dem von Eschen bestandenen Hügel saßen zwei große dunkle Vögel, einer davon war der von der Späh-Esche abgestrichne: hier hatte er wieder aufgebäumt. Dichtes Hartriegelgebüsch, finster, dem Blick undurchdringbar, und ein paar hohe Basaltfelsen füllten den schmalen Raum zwischen dem Hirten im langfaltigen dunkelblauen Mantel und dem Fuße des Hügels; sacht, seltsam knurrte der hochbeinige Hund, seltsam krächzten zu seinen Häupten die Vögel: da erkannte Skirnir, daß es Raben waren.

Der Alte rührte sich nicht; regungslos saß er, das Haupt, vom schwarzen Schlapphut die Stirne beschattet, vornüber gebeugt, gelehnt auf seinen langen Hirtenstab: denn das war doch wohl der stattliche Schaft: die Spitze war freilich über der Schulter im faltigen Mantel verhüllt.

Skirnir schritt vorwärts, ganz im gleichen Schritte wie bisher, als ob Hirt und Hund und Hügel nicht wären; langsam sprach er: „Hebe dich, Hirt, der am Hügel du hausest und wachest des Weges, heb' dich von hinnen."

Kaum merklich hob der das Haupt, dabei den Hutrand noch tiefer über das eine Auge rückend und ohne sich zu regen, erwiderte er: „Eilt es so arg, junger Gesell?"

„Es eilt.“ — „Doch nur langsam kamst du des Weges.“ — „Aber unaufhaltbar.“ — „Als ob du schwer trügest.“ — „Mein Gepäck ist schwer. Nicht leicht sind schwere Gedanken.“ — „Mancher weiß seinen Weg, doch nicht sein Ziel.“ — „Ich weiß mein Ziel! Besser als meinen Weg.“ — „Und den Rückweg?“ — „Nicht jeder Weg hat einen Rückweg.“ — „Wohin willst du, Wandrer? Suchst du Gymirs Gehege? — denn gerade dorthin zieht von hier sich der Steig über den Hügel. — Solltest du nach schön Gerdha begehren? Dann bist du so gut wie gestorben: grimm sind die Riesen, welche die Holde behüten.“ — „Wer gefaßt ist zur letzten Fahrt, der zögert, zaudert und zagt nicht.“ — „Wohl anders redetest du, gewännest du Gerdhas Gunst. Schön ist die Schimmernde und wert ist sie wahrlich, um sie das liebe Leben zu lassen. Auch ich war einst jung, junger Gesell. Ich schelte dich nicht, willst du um die Wonnige werben.“ — „Nicht für mich! — Laß mich vorbei!“

„Doch“ — und hier traf ihn, dessen Gesicht das Feuer bestrahlte, während der Alte im tiefen Schatten saß, ein Strahl des Auges wie ein durchbohrender Pfeil — „wenn du nun gar nicht zu werben mehr brauchest? Wie, wenn sie dich schon liebt? — Rotkelchen, das neugierige Wichtlein, sang mir vom Wildrosenbusch herab: „seit Monden geht Gerdha verträumt umher, seit zuerst auf der Walstatt sie Einen gesehen“. Aber welchen? Wie, wenn sie nun dich heimlich heget im Herzen? Schön ist dein Antlitz, wohlgethan steht dir die Gestalt.“

Aber der Jüngling schüttelte die braunen Locken: „Wie käme mir solch Glück!“ — „Solch Glück?“ schnell und scharf kam die Frage. — Erschrocken fuhr Skirnir zusammen: „Nein — du fragst mit Recht! — solch Unglück!“ — „Und wenn nun aber doch? Was dann?“

„Dann — dann — . . ." sein Auge leuchtete kurz auf. Allein gleich darauf schloß er, langsam vor sich hinredend und traurig: „dann würde ich es ihr ausreden. Würde ihr sagen: ein anderer lebt, der ist soviel mehr wert als Skirnir, soviel mehr deiner Liebe wert als ich — wie — wie Asgardh glücklicher ist als . . . das Elend der Erde."

XXX.

Da rührte sich der Alte zum erstenmale: zufrieden nickte er mit dem gewaltigen Haupte und strich mit den Fingern durch den wirren grauweißen Bart: „Wacker gesprochen. Das verdient redlichen Rat. — Um den Rückweg nicht sorgt, wer da auszog, zum Tode bereit: aber wer andre geleitet?" Staunend sah Skirnir auf den Alten: „Du redest weiser als du ahnen kannst. Aber das ist doch der nächste Weg nach Gymirs Gehöft und Gehegen?" — „Der nächste, doch nicht der beste. Der beste — merke! — der sicherste zieht nicht nach Westen, zieht von seinem Hof aus nach Süden in diesen Wald." — „Warum der sicherste?" — „Du wirst es finden, kehrst du je zurück. — Aber wenig hold ist man dort den Gästen aus Midhgardh. Die Riesen sind —" — „Ich fürchte sie nicht. Ich suche den Hof." — „Dann hast du Unglück." Der Alte lächelte und blinzelte mit dem allein sichtbaren Auge. „Sie sind nicht bei Hofe: Beli baut und Steingrimr der Starke an dem Grenzwall der Thursen. So raste bei mir, bis die Männer zurück sind."

„Ich fürchte sie nicht, doch auch such' ich nicht sie. Laß mich vorüber."

Aber der Graubart wich nicht von der Stelle; mit dem Schaftende seines Stabes ritzte er langsam Zeichen in die dunkle feuchte Walderde, die unter den Eschenwurzeln sichtbar ward: „eilt es so arg?“ wiederholte er. „Was immer du in Gymirsgardh ausrichtest in der Hofherren Abwesenheit, — hoffe nicht, zurückzugelangen, ohne daß sie dich einholen. Der Alte auf der Herdbank hat das Rußseil stets zur Hand: reißt er, — gar rasch sind die Riesen zur Stelle.“

„Ich weiß.“ — „Waglich ist der Weg, den du wanderst.“ — „Ich weiß!“ — „Wenig weise wähn’ ich den Mann, welcher die Warnung wirft in den Wind! Stark sind die Steine, die Steingrimr wirft. Und ein Held, ob ein Riese, — nicht lieb’ ich sie wahrlich! — ist Beli, der Bräutlichen Bruder!“ — „Sage für wen hütest du, Hirt, wenn nicht für die Riesen?“ — „Ferne rasten die dunkeln Rosse, die auf hohem Berge ich hege. — Aber mich jammert um Gerdha.“ — „Warum?“ — „Wartete deiner wirtlich die Weiße — so ist ihre edle Art! — und kommt der Bruder dazu, wird er sie züchtigen: darfst du das dulden?“ — „Ich schütze sie!“ — „So? Womit? Wo sind deine Waffen, den Wilden zu wehren?“ — „Er hat Recht!“ sprach Skirnir zu sich selbst, klagend. „In mein Weh versunken, um meine Rückkehr nicht besorgt, bedacht’ ich nicht genug —: sie, sie muß ich ja zu ihm geleiten, wenigstens: sicher ihm senden.“

„Unter dem Mantel wohl birgst du sie weislich,“ begann der Wirrbart aufs neue, „wie vorsichtigem Wanderer ziemt: „denn in der Fremde befällt rings dich Feindesgefahr,“ so sang ja warnend in seinem hohen Liede der Wegfärtigen Gott.“ Aber trübe lächelte der Jüngling und schlug mit beiden Händen den flutenden Mantel weit auseinander; da stak nur ein kurzes Dolchschwert — nackt,

ohne Scheide, — in seinem Wehrgurt. — „So willst du die Riesen bestehen? — Nie kehrst du zurück!“ — „Wohl möglich,“ meinte Skirnir. — „So willst du Gerdha beschützen?“ — „Ach, du hast Recht, Alter!“ seufzte der Ratlose. — „Zuweilen, leider nicht immer,“ meinte der und griff hinter sich in des Gebüsch und hinter die Basaltsteine. „Sieh, da hab' ich einen trefflichen Eschenspeer. Ich vertausch' ihn dir gern.“ — „Ich . . . ich trage weder Ringe mit mir noch Wat; doch lebt mir ein reicher Freund, der würde wohl für mich bürgen.“ — „Wo?“ — „In . . .! Weit von hier.“ — „Pah,“ sprach der Alte kopfschüttelnd, „dann frommt er uns nicht. Den Bürgen muß man haben, um ihn zu würgen! Aber wir werden schon finden, was du mir dagegen leistest. Doch der Speer verfliegt auf Einen Wurf. Das Schwert ist treu wie die Hand selbst.“ — „Ich habe ein gutes Kurzschwert: — hier.“ — „So? Gieb einmal her!“ Der Alte nahm die starke Klinge, die der Jüngling ihm reichte, zwischen Daumen und zwei Finger seiner knochigen, sehnigen, magern Hand, die dem Fange des Adlers vergleichbar, drückte daran, bog sie und warf sie, in zwei Stücke gebrochen, seitab in den Sumpf.

„Was thust du?“ schalt der Wandrer.

„Ich waffne dich. Da liegt schon lang in dem Hügel ein treffliches Langschwert aus Saxland. Der Held, dem es zu eigen war, und dem sie's mitgegeben, schwingt ein besseres oben in Walhall. Die Klinge beißt: denn eine lebende Natter ward in die heiße Spitze geschmiedet. Wölundr hieß der Schmied, der es schuf. Da! Nimm es.“ — „Dank! Aber wie zahlen?“ — „Ich schenke nichts her. Das wissen gar viele speertote Männer. — Jedoch wie willst du dich der Steine erwehren, welche der ungetüme Sohn Hrungnirs schleudert? Felsen wirft er,

wie Knaben flache Kiesel zum Tanzen werfen auf die glatte See. Der beste Schirm ist dem Manne der Schild. Da schlummert mir einer unter dem Moose: das ist der beste Schild auf Midhgardh gewesen. Helgi einst trug ihn, der die Hundinge schlug. Vierfach überzieht ihm Elchhaut das Getäfel der Eiche. Weichest du, wirf ihn über den Rücken. Da!" — „Dank! Nie im Leben kann ich's vergelten!" — „Aber nach dem Leben vielleicht! — — Und endlich: der Helm da! Er gleißt und verrät dich. Und wenig doch schützt er. Mit meinem Stab hier durchstoß ich ihn leicht."

Mit raschem Ruck schwang er, bevor der Erstaunte sich dessen versah, den langen Schaft aus dem Mantel, drehte ihn wirbelnd in der Faust und stieß die verborgene Spitze ganz leicht gegen den Helm: der zersprang wie ein Möwenei beim Druck eines Fingers: Skirnir aber sah nun, das war kein Hirtenstab, das war ein Speer.

„Besser als der schreiende Helm ist die stille dunkle Kappe hier." Der Alte griff in seinen weiten Mantel und holte daraus hervor eine seltsame ungestalte Verhüllung aus ganz weichem nebelgrauem Fell, stand plötzlich auf — hoch überragte er den schlanken Skirnir — und zog ihm die eng anliegende, weiche, dehnbare Mütze über Hinterkopf, Stirn und Nase bis an den Mund: nur die Augen fanden zwei gar schmale Schlitze, gerade noch genügend, hindurchzugucken.

„So! — Nun aber gieb mir die Hand," lachte der Hirt behaglich in sich hinein. „Sonst verschwindest du mir. Es wird auf einmal gar dunkel." — „Dank! Aber wo — wo find' ich dich wieder — oder mein Bote — dir's zurückzugeben?"

„Ich wandere weit über die Wege der Welt. Wir finden uns wieder." — „Und — noch einmal — wann

zahlen?" — „Im Tode — nach dem Tode! Nun fromme dir die Fahrt nach Gymirs Gehegen."

Schon schritt der Alte weitaus gen Westen: sein langgestreckter Hund trabte ihm voran, — unglaublich rasch trabte der! — aber langsam, langsam flogen über seinem Haupte die beiden Raben: bald war er in Wald und Heide verschwunden. — — —

Wie Skirnir nun über den Kamm des Hügels stieg, merkte er, daß ihm die Tiere des Waldes nicht auswichen. Ein rotes Eichhorn, hell von dem zum letztenmal noch aufflackernden Feuer beleuchtet, blieb aufrecht vor ihm sitzen mitten auf dem Schmalpfad und nagte ruhig weiter an der Schale der Haselnuß, die es zierlich zwischen beiden Vorderpfötlein hielt, bis er es mit der Fußspitze berührte: da huschte es, fauchend und kollernd, den Stamm der nächsten Ulme hinauf.

Da erkannte der Jüngling, was das für eine Kappe war, die er auf dem Haupte trug, und wer der Hirt gewesen, der sie ihm geliehen: nur so viel greisenhafter hatte der Mann ausgesehen als . . . „Odhin von Asgardh," rief er sich wendend. „Danke dir, Hoher! — Zwar den Nachruhm der Heldenschaft wird sie mir mindern, solche Zauberhilfe. Aber das Gelingen wird sie mächtig erleichtern. Und nur eins ist notwendig: des Freundes Genesung. Darin liegt alles, auch Skirnirs Ruhm und Ehre." Und rascheren Schrittes ging er nun vorwärts, den Hügel hinab, tiefer in den Wald, in die sinkende Nacht, in das Grauen.

XXXI.

Wie die Morgensonne über die Ostberge schaute, stand der Jüngling vor Gymirs Hofwere; der Frühtau war durch die weiche Hülle gedrungen und lag auf seinem dunkeln Haar, auf dem ein wenig helleren Flaumbart, der ihm die schmalen Wangen umsäumte.

Vorsichtig hatte er hinter den letzten Bäumen des Waldes, sobald er des Gehöftes ansichtig geworden, hervorgelugt, ob die Hofherren, ob ihre Knechte sich zeigten. Aber keiner von ihnen machte sich merkbar. „Soll es gar nicht zum Kampfe kommen?“ Trübe sagte er das, während er über die feuchte Wiese hin auf den Zaun der Vorderseite des Hofes zuschritt.

Da ward die breite Hausthüre des Wohngebäudes von innen aufgestoßen und auf die Schwelle, ihm gerade gegenüber, trat Gerdha heraus, in weißem Gewande, das wellige lichte Braunhaar gelöst. Sie hob die beiden herrlichen nackten Arme nach oben, der klimmenden Sonne entgegen, und andächtig sprach sie:

„Ich neige dir, Frau Sonne!
Gieb Gerdha Gutes!
Betaut ist der Tag: —
Ein erfreuender Anfang!
So sende mir Segen,
Sel'ge Frau Sonne!“

„Oh wie schön, wie wunderschön sie ist!“ flüsterte der Lauscher verzückt vor sich hin. „Nur noch eine kurze Weile — einmal noch! — mich ihres Anblicks sättigen, unverstört! Zum letztenmal! Denn nehm' ich die Hehlkappe vom Haupt und richt' ich meine Botschaft aus: — niemals — wie immer der Ausgang — schau' ich sie wieder!“

Und wirklich war das junge Weib so schön, daß

Himmel und Erde wiederzustrahlen schienen von ihrer Schöne.

Er stand und schaute und schaute, bis sie sich seitwärts wandte, die Stirnseite des Hauses entlang schritt und um die Ecke bog nach der Thüre des Stalles. Nun eilte Skirnir durch das breite Wagenthor des Holzzaunes in den Hofraum: er nahm die Tarnkappe ab und barg sie im Wehrgurt: „ich darf sie nicht jäh erschrecken," dachte er, „auch nicht gleich von Anfang durch Zaubergewande verraten, wer die sind, die mich senden." So blieb er nahe dem Zaunthor stehen, ihrer Rückkehr harrend.

Alsbald erschien die Strahlende wieder und nun war ihr Anblick, das Bild, das sie darbot, noch lieblicher denn zuvor. Denn sie führte gar zärtlich ihr milchweiß Rößlein an der lockigen Mähne, die wunderschöne, weich gerundete Hand ganz darin vergrabend: das junge Tier wieherte fröhlich der frischen Morgenluft entgegen.

Da erschaute das Mädchen den Fremdling, der, hoch aufgerichtet, den ragenden Speer auf der Schulter, regungslos vor ihr stand.

In dem klaren Antlitz ließ sie keine Spur von Überraschung merken: und daß sie in rascher Bewegung die linke Hand auf den plötzlich hoch wogenden Busen gedrückt hatte, — das war ihm unsichtbar geblieben: der Hals des Rosses hatte es verborgen.

Sie ließ das Tier an der Mähne nun los und schob es gegen die Hecke innerhalb des Zaunes hin, wo es an den zarten jungen Trieben zu nagen begann; sie sprach, ihm fest in die Augen sehend: „Abermals in Gymirs Gehegen, Skirnir? Bist du müde, zu leben? Nicht ein zweites Mal kann ich dich retten. Doch tritt in die Halle, — bald kommen sie zurück — daß du rasch den Herdfrieden gewinnst."

Aber regungslos blieb Skirnir stehen, die dunkeln Augen so ernst auf sie gerichtet, daß sie erschrak. „Du willst nicht in das Haus?“ — „Nein. Ich suche nicht den Frieden dieser Halle: ich kam, ihn zu brechen.“ — „Hüte dich!“ rief sie, hastig einen Schritt zurückweichend. Aber er folgte ihr, langsam. „Was suchst du hier?“ — „Dich.“ — „Was willst du von mir?“ — „Dich selbst.“ — „Verwegener!“ Glühend Rot schoß ihr in die Wangen, ihre licht-blauen Augen sprühten Blitze, die feingeschnittenen Nasenflügel zuckten, sie zog die stolz gewölbten starken dunkelfarbigen Brauen streng zusammen: berauschend schön war sie in ihrem Zorn.

Er sah es! Er sah es mit tausend Schmerzen: dann begann er traurig das Haupt schüttelnd: „Nicht für mich wahrlich, den armen Erdenmann . . .“

Da brach Skirnir verwundert ab: er staunte gar sehr über die Wirkung seiner Worte: völlige Wandlung trat ein in dem schönen Antlitz: es verlor plötzlich alle Farbe: milchweiß wurden die eben noch zornglühenden Wangen, verschämt senkte sie die langen, dunkelschattenden Wimpern und ein wunderselig Lächeln spielte um den kirschroten vollen Mund.

Skirnir sah das alles: aber, unkundig der Frauen, erriet er nichts weiter: er erkannte nur, sie grollte nicht mehr. Zuversichtlicher trat er wieder einen Schritt näher und sprach — nur ganz leise zitterte es wie verhaltenes Weh durch seine weiche wohllautende Stimme: „mich senden zu Gerdha die Asen von Asgardh, mich sendet zu dir der schönste der Götter, Freir . . . —“

Da schlug sie groß die Augen auf; sie leuchteten vor Glück und Glanz.

„Um deine Hand für ihn zu werben. Hör' es, Gerdha: Freir verlangt dich zum Weibe.“ — „Ah!“ brach es da

wie ein Jauchzen aus dem aufatmenden Munde; sie schlug die beiden lichten Hände vor die Augen: leise zitterte dabei das schöne Haupt und die wogende Brust. —

Da kam das Weißroß, aufgeschreckt durch den Schrei der Herrin, vom Zaune her in hohen Sprüngen und schob zutraulich den Kopf auf ihre Schulter. Sie ließ die erhobnen Arme nun auf seinen Hals gleiten: „du hast Recht, Hvitchen!“ sie streichelte ihm den glatten Bug: „du mahnst an die Heimat.“

Aber der Bote drängte: „Welchen Bescheid auf Freirs Werbung giebt Gerdha? Guten, so hoff' ich.“ — „Keinen Bescheid giebt Gymirs Tochter, des Riesen. Es ist ja doch nur Hohn!“ — „Oh Jungfrau, sieh mir ins Auge. Ist es Hohn, was daraus zu dir redet?“

So ernst, so traurig, so rührend schaute das dunkle Auge, — — milder gab sie zur Antwort: „du stammest aus Midhgardh, wie — zur Hälfte — ich selbst: ich glaube dir: du meinst es ehrlich mit Gerdha. Aber von Asgardh die Argen! Wann einer der Übermütigen zu ihr kam, unseres Volkes manche Jungfrau lächelte schon; wann er dann schied, dann hat sie geweint, geweint alle Tage, die sie noch lebte.“ „Niemals wird Freir scheiden von dir, nie du von ihm! Nicht hierher ja kommt er zu flüchtigem Besuch: er entbietet, er ladet, er holt dich durch mich hinauf in Asgardhs goldene Säle, dort bei ihm zu wohnen, sein Weib immerdar.“ Wieder zog jenes selige, so verschämte, und doch so freudigstolze Lächeln um ihren Mund: „Sein Weib. — Sein! — Doch: er hat mich nie gesehen!“ — „Doch! — Einmal. Das genügte. Ich zeigte dich ihm. Und auch du hast ihn ja gesehen. Einmal oder . . .?“ — „Einmal. Das genügte. Ich erschrecke sonst nicht: doch damals erschrak ich.“ — „Vor Furcht! Auf dem Schlachtfeld.“ — „Nicht vor Furcht!“ lächelte

sie verträumt. — „Ich weiß nicht: — doch süß war der Schreck. Aber," fuhr sie aus dem Sinnen empor, „das Schlachtfeld! Dies Wort warnt zur rechten Zeit. Dort — dort!" rief sie, den weißen Arm ausstreckend nach Westen. „Wo so viele unseres Volkes erschlagen lagen! Zu Hauf getürmt lagen die Toten! Und darüber hingestreckt: mein eigener Vater! Ah," schrie sie plötzlich grell auf, „es ist ja unmöglich! Wer weiß, ob nicht er . . . ? Soll ich die Hand erfassen, die meinen Vater schlug?" — Da sprach Skirnir laut und fest: „Nicht Freir hat Gymir getötet." — „Nicht?" jubelte sie und strahlend traf ihn der Glanz des lichten Auges. „Wirklich nicht? Oh du Guter, du meinst es treu?" — „Ich meine es treu." — „Täusche mich nicht — lüge nicht!" — „Ich lüge nie. Ich stand ganz nah. Freir schwang das Sonnenschwert —" — „Von Speerwurf fiel der Vater!" atmete sie auf. „Wer warf jenen Speer? Du etwa?" — Sie schauderte zurück. — „Nein", sprach er innig, „dies Ärgste, Gerdha, dies Allerärgste blieb mir doch erspart. Du brauchst mich nicht zu hassen."

„Wer aber? Wer?" — „Ich sah es genau. Wohl kannte ich Gymir aus manchem Gefecht. In der Reihe gegen ihn und die Seinen standen Odhin, Freir und Tyr —"

„Jawohl, jawohl," bangte sie. „So sagt der Bruder!" — „Und fochten im Vorkampf . . ." — „Ein Vierter stand aber dabei."

„An Freirs schildlosem Arm, wie immer: — ich. Doch hinter uns im Eibengebüsch kauerte Loki. Zwischen uns durch flog sein Speer und Gymir fiel." — „Der Verhaßte! und ihn sollte ich da oben . . ?" — „Nie wirst du Loki schauen in Asgardhs goldenen Sälen. Seine Tücken wurden erkannt. Friedlos gelegt floh er in Wildnis

aus. Freir war's, der ihn vor Siegvater übler Ränke verklagt und sonnenklar überführt hat." — „Dank! — Dank ihm! — Und dir!" — Sie reichte ihm — zum erstenmal — die Hand hin.

Aber traurig schüttelte er das edle Haupt: „Nicht fass' ich deine Hand, oh Herrin, nicht rühr' ich an dich — ich hab' mir's gelobt — bis ich dich Freir gebracht, deinem Gemahl. — Nun horch auf, wie er wirbt: elf Äpfel, allgolden, Idunen zu eigen, beut er der Braut. Ewig erneun sie, verjüngend, die Jugend, auf daß du, unalternd, wie Freia und Frigg und die Himmlischen all, nie endender Freuden mit dem Gatten genießest."

Aber das Mädchen schüttelte das Haupt: „Die elf Äpfel, allgolden, nehme ich nicht! Um keines Mannes Liebe! Und nie mögen wir beide, Freir und ich, beisammen sein, solange wir atmen. Mein Blut zieht mich hinab zu Riesenreich." — „Aber deine Schönheit," rief der Jüngling in ausbrechendem Gefühl, „trägt dich sieghaft empor, wohin du gehörst: zu den unendlich schönen, den seligen Göttern!" Lebhaft war er einen Schritt vorgetreten.

Verwirrt, leicht erschrocken sah die Jungfrau zu ihm hinüber.

„Vergieb," stammelte er, Schamröte auf der Stirn, „ich sprach ja nur in seinem Namen!" — „Nein," wiederholte sie zögernd. „Des Thursen Tochter . . .!" — „Aus Midhgardh stammt dir die Mutter. Mehr, mein' ich wahrlich, ward dir zu eigen von Menschengemüt als von rauhen Riesen, oh Königskind du von Thule! Daghelm, deinen Großvater, der im Kampfe für Odhin gegen die Riesen fiel, wirst du in Walhall strahlend schaun. Mit offnen Armen schreitet er der Enkelin entgegen. Gehörst du näher als zu ihm, der dort noch leuchtend unter Thules Krone geht,

zu jenem blöden Alten auf der Herdbank dort? Willst du das Weib werden seines rotborstigen Sohns?" — „Nie!" — „Sie werden dich zwingen." — „Nein. Mein Halbbruder — ich dank' es ihm tief — wird mich nicht zwingen." Traurig dachte sie, wie er sie doch nur einem Riesen geben wollte: aber ruhig klang ihre Stimme, da sie fortfuhr: „unvermählt werd' ich sterben."

„Oh Gerdha," flammte Skirnir leidenschaftlich auf. „Du! Soll so viel Schöne ungepflückt verblühn? Freudlos schleichen die Tage alterndem Weib ohne Mannesminne — ohne Erinnerung sogar! „Die preis ich selig" — so lehrte die liebe Mutter mich einst — „die, ob auch nur einmal, — beglückt und beglückend — in Mannes Arme geruht, die da selig gefühlt, daß sie einmal — und wär' es nur einmal! — den Geliebten in Wonne berauscht. Des mag sie dann immer, beim Erwachen und beim Entschlummern, stolz, froh und befriedet gedenken: höchstes Weibes Glück ist ihr geworden, denn den Geliebten hat voll sie beglückt." So lehrte die Mutter. Ich . . . weiß es ja nicht; aber eins weiß ich, darf ich erinnern: willst du verdorren, der vertrocknenden Blume vergleichbar, die, auf dorrendem Glutsand erwachsen, nicht leben kann und doch auch nicht sterben? Hart ist ihr Los. Einsam und öd und ungeduldig, leer, im lechzenden Durste des Sehnens, nährt sie Mißgunst und Neid. Und nun du, oh Gerdha! Sahst du niemals dein Bild in spiegelndem Quell? All dieser Reiz soll welken, keinem zur Freude? Denke dich dagegen: sein Weib! Seines! Des Strahlendsten der Götter! Goldig wogt ihm das lange Gelock, es leuchtet sein Auge und . . ." — „Laß ab," sprach sie, leicht die linke Hand erhebend. „Ich hab' ihn ja gesehn!" — „Wie kannst du noch zögern? Weshalb . . .?" — „Sprich," erwiderte sie, hold errötend, „ist ihm also zu Sinn: — ich zweifle nicht, du redest die

Wahrheit: denn“ und nun sah sie ihm voll in die edeln Züge — „nie sah ich glaubwürdiger Antlitz: du hast so treue Augen! — Aber ist es dem Werber Ernst, — weshalb sendet er dich? Weshalb“ — hier zögerte sie eine Weile, dann vollendete sie rasch — „weshalb kömmt er nicht selbst?“ — „Weil er krank liegt, siech bis zum Sterben.“ — „Ah! Ah! Weh!“

Mit lautem Aufschrei trat sie, beide Hände hoch erhoben und ausgespreitet, ganz nah an den Boten heran.

Der öffnete weit die erstaunten Augen. „Das war mehr als Mitleid,“ sprach er kopfnickend zu sich selbst.

„Krank?“ stöhnte sie — „Er! — Was ...?“ — „Liebeskrank. — Liebessiech bis zum Sterben. Ich — ich zeigte dich ihm! Wie er zuerst dich erschaut, fiel er in meine Arme, wie blitzgeschlagen. Seither liegt er regungslos. Und also entschieden die Runenlose: er stirbt! Nie wieder wird er vom Lager sich heben, legt sich nicht Gerdha ihm liebend — nicht aus Erbarmen! — ans Herz. So ist es. Ich eid' es. Bei Odhin ... — nein, — bei dem Allerheiligsten: bei dem Licht deiner Augen.“

Eine kurze Weile noch zauderte die Jungfrau. Sie hatte die lichten Hände ineinander gerungen und sah starr mit gesenkten Augen zur Erde. — „Sterben?“ fragte sie tonlos. „Sterben — um mich?“ — „Das ist sein Los: Tod oder du.“ — „Gehen wir!“ rief sie plötzlich, hoch sich aufrichtend. — „Aber — merk' es wohl! — nicht aus Erbarmen! Warum willst du sein werden? Sprich!“ — „Weil ich ihn liebe — über alle Maßen! Namenlos!“ jubelte sie laut. — Da schlug er die dunkeln Wimpern nieder: „Ja. — — Wie muß sie ihn lieben, mir, dem Fremdling, das zu sagen! — — Komm“ sprach er ruhig, „steig' auf dein Pferd Es eilt ihm.“ — „Gleich! Gleich!“ — Sie warf einen feuchten Blick hinter sich auf die Halle,

in der sie groß gewachsen war. — „Komm! — Er leidet. — Laß alles dahinten."

„Alles, — bis auf der Mutter letzte Gabe." Sie war im Hause verschwunden.

Er sah ihr lange schweigend nach. „‚Über alle Maßen! Namenlos!' — Ist's nicht zu viel des Glückes, auch für einen Gott? — Schweig, neidisch Herz. Sei begnügt, daß gerade du, dein thörichter Wahn sie zusammenführen durfte. Gerdha und Skirnir: Licht und Blindheit! Ich bringe sie dem, zu dem sie gehört."

Er griff das Roß an der Mähne mit der Linken, löste mit der Rechten den weichen Mantel von der Schulter und glättete ihn als Decke über des Thieres Rücken; dann führte er es an die Bank vor dem Hause: „hier mag sie aufsteigen. Ich . . . berühre sie nicht. — — — Und dann, wann ich sie sicher an seine Brust gesendet, — dann zuschauen? — Nein! — Lieber wieder erblinden; — diesmal: für immer! — Wo bleiben sie, die tapfern Riesen?"

Er sah umher: da erblickte er aus dem Fenster zum Dache hinaufführend ein Seil. — Er nickte. —

Schon trat Gerdha aus der Thüre. „Nur diesen halben Armreif der Mutter nehm' ich mit: die andre Hälfte schläft, um ihren Arm geschlungen, in ihrem Hügelgrab. — Nun, Hvitr, lauf, mein Rößlein." — Sie schwang sich von der Hofbank auf den Rücken des Thieres, das lustig mit dem Vorderhuf auf den Sand hieb. „Komm nun, du treuer Bote."

„Ich komme," sagte der und riß aus voller Armeskraft an dem Seil. Ein donnergleiches Gepolter erkrachte oben auf dem Dache.

„Was thust du?" rief das Mädchen entsetzt. „Du rufst die Riesen herbei." — „Sie sollen nicht sagen, daß

Skirnir dich stahl. — Lauf, Rößlein!" — „Du sitzest nicht hinter mir auf? Halte dich an mir. Es ist Platz."

„Nicht mein Platz! — Vorwärts!"

Und die Rechte in die Mähne des Rosses schlingend und sich fest daran haltend sprang er zu Fuß neben dem rasch ausgreifenden Tiere her. Er stockte nie, blieb nie zurück. Aus der offnen Hofthüre schossen wie Pfeile Roß und Mann.

Gerdhas Haar flatterte gelöst im Winde nach, einem leuchtenden Sterne vergleichbar: denn scharf war der Ritt und der Westwind blies lebhaft entgegen.

XXXII.

Bald vor dem Hofe verließ Skirnir die Richtung, aus welcher er gekommen, und schlug den von dem Hirten ihm geratenen Weg nach Süden ein. Aber nicht gar weit waren die Flüchtlinge gekommen, da hörten sie hinter sich ein mächtig Schreien.

Erschrocken wandte Gerdha das Haupt. „Weh mir!" rief sie. „Schon folgen sie uns! Was hast du gethan!"

„Was ich mußte," erwiderte Skirnir, der, ohne in seinen weiten Sprüngen einzuhalten, nur kurz umgeblickt hatte. „Rascher, Rößlein, rascher!" Und er schlug dem feurigen jungen Tier freundlich ermunternd mit der flachen Linken auf den glatten Bug: laut wiehernd griff es noch stärker aus.

„Wir sind verloren!" klagte Gerdha. „Ach und dann — auch Er." — „Gerettet bist du gleich. Und dann — auch Er. — Lauf, Rößlein!" Der Weg, der zuerst durch

mooriges Wiesland geführt hatte, ward jetzt — schon lange vor dem Wald — ein schmaler Steilpfad, eine Art von Hochdamm: auf beiden Seiten abgrundtiefer Sumpf, darin Mensch und Tier weder schwimmen noch waten mochte· viele Rasten weit dehnte sich das so hin: zu umgehen war der hohe Engstieg nicht.

Nur auf der gerade entgegengesetzten Südseite mündete er auf festem Waldboden: von da ab ward er zu breiterer Straße.

Aber noch hatten sie den langen Schmalweg nicht durchmessen, da schlug haarscharf neben dem Rößlein zur Rechten ein furchtbarer Felsstein platschend in den Sumpf: hochauf sprang und spritzte das schwarze Wasser.

„Das war Steingrimr!“ rief das Mädchen. „Das galt mir.“ — „Verfehlt!“ brüllte es hinter ihnen. „Eher zerwerf' ich der Hausflüchtigen jeden Knochen im weißen Leib, eh' ich sie dem Menschengewürme gönne.“ Gerdha schauderte leicht. „Fürchte dich nicht,“ rief Skirnir zu ihr hinauf, „gleich bist du geborgen.“

Aber da erdröhnte auf seinem Rücken ein Krach und er stürzte vornüber. Wenig fehlte und er wäre in den bodenlosen Sumpf hinab getaumelt. Doch er hielt sich mit starker Hand fest an der Mähne des Rosses und richtete sich wieder auf. „Was war das?“ — „Ein Speerwurf.“ — „Speere wirft mein Bruder! Das galt . . .“

„Mir. Der Schild auf meinem Rücken ist treu. Der Speerschaft brach: hier ist die Feuersteinspitze. — So! Nun bist du gesichert. Spring' ab!“ Er verlangte so heiß, sie vom Pferde zu heben, einmal nur die schlanke Gestalt zu umfassen: aber er bezwang sich; ohne die Hand nach ihr auszustrecken, blieb er ruhig vor ihr stehen und wartete, bis sie — ohne seine Hilfe — herabgeglitten war.

Sie standen nun an dem Eingange des Waldes, an

dem Ende des schmalen Hochpfades durch den Sumpf. „Das Rößlein muß jetzt ein wenig verschnaufen, muß trinken — dort rinnt ein Quell aus dem Moose! —: sonst kann es dich nicht weiter tragen.“ — „Aber einstweilen ...?“ — „Sorge nicht. Sie kommen nicht herüber in den Wald. Aber damit dich nicht von ferne her des wütenden Tölpels Geschosse treffen — er wirft wirklich recht weit! — da: nimm diese Kappe! Ziehe sie über das Haupt.“

Noch einmal sog er mit heißen, brennenden, durstigen Augen in sich den weichen, den unendlichen Liebreiz der ganzen Gestalt: — — „nun leb wohl, Gerdha! Die Kappe macht dich unsichtbar: ich schaue dich dann nicht mehr.“ — „Du begleitest mich nicht weiter?“ — „Ich bleibe hier. Ich darf sie nicht über den Hochdamm lassen.“ — „Dank! Noch eins!“ — „Was befiehlst du, Herrin?“ — „Mein Bruder! — Er war immer gut gegen mich. Du darfst ihn nicht töten. Schone sein! Um jeden Preis.“

„Um jeden Preis?“ wiederholte er. „Außer dem einen,“ dachte er bei sich, „daß sie zu dem Geliebten gelangt; also ist das gemeint!“ — „So!“ rief er nun wieder laut, „das Roß hat genug getrunken. Reite nur stets gerad aus durch den Wald, dann draußen auf der Heide gen Mittag. Bald gelangst du so an einen hohen Berg. Ein Regenbogen wölbt sich über ihn. Dort nimm die hehlende Kappe vom Haupte — vergiß das ja nicht! — hörst du? — Dann rufe: „Heimdall, hier steht Freirs Braut.“ Und gar bald wirst du an seinem Herzen ruhn. — Leb wohl, Gerdha!“

Laut rief er ihr dies Lebewohl nach: denn schon war sie seinen Augen in die leere Luft entschwunden: schon hörte er die Hufe ihres Pferdes fern und ferner auf den harten Wurzeln des Waldwegs klappen ... immer schwächer ... jetzt verhallen .. —

Da sprang er zurück auf den schmalen Hochpfad und lief den Verfolgern eine Strecke darauf entgegen.

XXXIII.

Nun machte er Halt, warf den runden Schild vom Rücken an dem langen Riemen herum auf den linken Arm, zückte mit der Rechten den Eschenspeer und füllte, breit sich dehnend, den linken Fuß unter dem Schilde vorgestemmt, den ganzen Raum des engen Sumpfsteiges. Es war Zeit. Denn die Riesen waren da. Beide hatten vom ersten Tagesgrauen an geschanzt, an dem Thursen-Virke, das hier Midhgardh bedrohen, Riesenreich aber schließen sollte.

Es lag der Ort nicht gar zu weit nördlich von ihrem Gehöft; gewaltige Felsmassen von Urgestein türmten und fügten sie da neben- und aufeinander, ohne Mörtel, nur die Zacken und die Vertiefungen ineinander passend; ihre Waffen hatten sie zu der Arbeit weislich mitgenommen: denn nahe war die Grenze der Feinde.

Das Notzeichen von dem Dache der Halle her hatte sie aufgeschreckt von ihrem Werk. Aufblickend erkannten sie Gerdhas Gestalt, auf ihrem weißen Rößlein davon jagend gen Süden, und einen Menschenmann, der an ihrer Seite dahin sprang. Brüllend vor Wut hatte Steingrimr mit jeder Faust einen Felsen, die größten, die zur Hand lagen, aufgegriffen. Aber Beli, der stumm blieb, — nur ganz bleich war er geworden vor tödlichem Zorn — erkannte, daß er zu Fuß die Reiterin nicht einholen könne: so lief er auf die nahe Roßweide der Riesen, wo deren mächtige Pferde — halb wild — grasten.

Steingrimr sah ein, daß der Vetter recht habe und folgte seinem Beispiel. Darüber verstrich einige Zeit: denn nicht sofort gelang es, die scheuen und bösen, schlagenden und beißenden Hengste zu greifen.

Steingrimr war zuerst auf eines mächtigen Tieres Rücken gesprungen: — ein Brandfuchs war's —: vom Gaule herab hob er die beiden schweren Felsstücke wieder auf, die er einstweilen hatte fallen lassen müssen, und er jagte nun den Fliehenden nach, je einen Fels mit jedem Arm an die Brust drückend, nur mit den Schenkeln sich haltend auf dem ungezäumten Gaul.

Hinter ihm folgte auf schnaubendem Rappen Beli, den schweren Eichenbalken auf der Schulter, den er bei der Arbeit als Hebel verwendet hatte; aber auch den mitgeführten Wurfspeer hatte er aufgerafft. —

Kaum stand Skirnir auf dem Sumpfstieg, als Steingrimr heranraste auf dem unter seinem Gewichte stöhnenden Hengst: auf halbe Steinwurfweite herangekommen, hob der Riese, mitten im Rennen, mit beiden Fäusten das zweite ihm noch verbliebene Felsstück über seinen Kopf und schleuderte es mit aller Kraft seines ungetümen Leibes auf den Jüngling, den er allein durch die Wucht des anprallenden Rosses umzurennen vertraute.

Stark, niederbeugend war schon der Luftdruck des sausenden, fast manneshohen Felsens: gerade auf dem Fleck schlug er nieder, wo Skirnir gestanden.

Aber Skirnir stand nicht mehr da.

Geduckten Hauptes war er vorwärts gesprungen und hatte den Speer nicht gegen den Reiter, gegen das gewaltige Roß gezielt: denn auch er erkannte, er war verloren, erreichte ihn der Ansprung des wuchtigen Tieres. In die linke Brust getroffen schrie das wilde Roß gellend auf, bäumte sich, stieg, überschlug sich und stürzte samt

seinem Reiter, der, brüllend vor Wut zugleich und Todesangst, die ungeschlachten Arme um des Hengstes Hals geschlungen hatte, in fürchterlichem Sturz von dem Hochpfad hinab in die schwarze Sumpfflut zur Rechten: dumpf gurgelte und brodelte es nach aus der Tiefe. — — —

XXXIV.

Nun war auch Beli heran. Das Geschick seines Vetters vor Augen sprang er weislich vom Pferde herab: er sah, den Feind über den Haufen zu reiten, das durfte er jetzt nicht mehr hoffen.

Denn mit heller Verständigkeit, mit findiger Klugheit verteidigte der verachtete Fremdling aus Midhgardh den Weg wider die überstarken Feinde.

Skirnir war sofort zurückgesprungen an die Stelle, wo der gewaltige Fels, der ihm bis an die Schulter reichte und fast die ganze Breite des Steiges sperrte, niedergesaust war, tief sich einbohrend mit dem spitzen Zackenende in den weichen Boden von altem verfilzten Moorgrund: mit Mühe zwängte sich der Schlanke daran vorbei und stand nun dahinter, gedeckt wie von trefflichster Schutzmauer durch das Geschoß selbst des überwundenen Riesen.

Beli sah, zu Roß war hier nicht durchzukommen. So schritt er zu Fuß, grimmig den dicken Hebelbalken schwingend, gegen den Jüngling heran.

„Nur nicht ihn töten!“ sprach der zu sich selbst. — „Elender Mädchenräuber!“ schrie der Riese. „Nicht sollst du, Bauernsohn! — denn ich kenne dich, Skirnir! — froh werden ihres weißen Leibes.“ — „Nicht raubte ich Gerdha:

— freiwillig kam sie mit mir." — „Die Schamlose!" knirschte Beli. Es war ja wahr! Er hatte es ja gesehen, wie sie selbst eifrig das Roß angetrieben hatte mit schlagender Hand. „Das ist das Blut des Menschenweibes in ihr! Warte, Verführer!" — „Nicht für mich warb ich um Gerdha: Freirs des Strahlenden Weib wird sie werden." — „Eines von Asgardh!" rief Beli grimmig, sprang vor und schlug einen wilden Streich gegen Skirnirs Haupt: der aber duckte behend unter den Fels: auf des Steines scharfe Kante schmetterte der Eichenbalken und zersprang in große Splitter.

Da ergriff den Riesen Riesenzorn: er schleuderte den nutzlosen Stumpf, der ihm in der Faust geblieben war, in das Moorwasser, packte mit beiden Händen den Stein und suchte ihn auf den dahinter Stehenden niederzustürzen. Wohl stemmte sich Skirnir dawider: doch merkte er bald, daß er den Armen des Riesen auf die Dauer nicht werde widerstehen können.

„Laß von dem Steine, Beli," sprach er. „Ich will hervorkommen und offen mit dir kämpfen." Aber Beli ließ nicht los: schon brachte er den tief eingegrabenen Stein ins Wanken, schon neigte dessen Gewicht hinüber. „Hüte dich, ich stoße zu!" warnte der Jüngling, das Schwert ziehend. — „Ich darf ihn noch nicht durchlassen," sprach er ernst zu sich selbst. „Noch holt er sie ein vor dem Berge und dort nimmt sie ja die Tarnkappe ab! — Hüte dich!" wiederholte er drohender. — „Hüte du dich!" gab Beli zurück und, um den Felsen vollends zu stürzen, — er bog schon stark nach links über — stemmte er nun das rechte Knie mit aller Kraft von der Seite her gegen den Rand: breit ragte sein mächtiger Schenkel neben dem Steine hervor. Das ersah Skirnir: er stieß ihm die Spitze des scharfen Schwertes von oben nach unten

in den Schenkel. Der Riese schrie auf vor Schmerz, ließ den Stein los und sank stöhnend auf den Rücken.

XXXV.

Behutsam trat der Sieger nun hinter dem Steine hervor. „Ich warnte, Beli. Schmerzt es arg?"

Der Wunde suchte sich zu erheben: umsonst. — Hilflos fiel er zurück: grimmig ballte er die Faust: du höhnst noch, Mensch!" — „Nein, Beli," sagte Skirnir, der sich nun überzeugt hatte, daß der Wunde die Schwester geraume Zeit nicht verfolgen konnte. „Es thut mir leid, daß ich dich treffen mußte. Ich warnte. Aber sei getrost, du stirbst nicht an der Wunde. Sicher nicht!" Mit großen Augen sah der Riese auf seinen Besieger.

„Du verstehst mich nicht und all mein Thun, nicht wahr?" — „Nein. Aber . . . Oh könnt' ich dir ans Leben." — „Du kannst," sagte Skirnir langsam und trat ganz dicht an ihn heran. „Dein Arm, deine Hand blieben ja heil."

Immer stärker staunte der Wunde. „Das . . . das ist nicht Hohn!" sprach er vor sich hin. „Dann" — scharf sah er auf den Jüngling — „dann ist es: Wahnsinn!" — „Mag wohl sein. — Oder Trübsinn. — — Ist wohl dasselbe." — „Gleichviel! Schwester und Vetter hab' ich an dir zu rächen. Oh hätt' ich eine Waffe!" schrie er, Skirnir, der sich über ihn beugte, plötzlich mit der linken Hand am rechten Arme packend. — „Nimm die meine," sagte Skirnir und hielt ihm den Griff seines Schwertes hin: die Spitze war noch rot.

Ein grimmes, grelles Jauchzen — schon stak die Klinge in Skirnirs Brust: der Riese ließ die Waffe darin haften.

„Ich danke dir,“ sagte Skirnir, die Klinge festhaltend in der Wunde. „Dort kommt einer: — vor dem muß ich dich noch schützen.“

Aus dem Walde kamen raschen Schrittes, in Hut und Mantel, den Speer in der Hand, Odhin heran. Sowie er an dem Felsstück vorbeigeschlüpft war, erblickte er den vor dem Steine auf ihn zuwankenden Jüngling und zugleich den Riesen: er sah, daß der nur wund war: sofort stand auf seiner hohen Stirne zwischen seinen Brauen die tiefe Falte seines tödlichen Asenzorns: augenblicks hob er zum Wurfe den Speer. Skirnir fiel ihm in den Arm: „Nein! Um ihrer willen! Ich flehe dich an — in ihrem Namen! — bist du irgend zufrieden mit Skirnirs Fahrt.“

„Ich bin zufrieden,“ erwiderte der Gott und senkte den Speer. „Ich komme von Gerdha. Aus Asgardh. Soeben hat Thor mit dem Hammer sie Freir zum Weibe geweiht. Er ist genesen. Aber du? . . . Ich weiß, ich sehe alles! — Nun siehst du, Skirnir, sollst du im Tode dem Hirten bezahlen die Gabe der Waffen: sie war dir vonnöten: nicht ohne sie entkam Gerdha. Du stirbst nun den Bluttod und immerdar lebst du droben bei uns mit den Einheriar in Walhall, Asgardhs goldenem Festsaal.“

Da hauchte Skirnir — er ward schon sehr bleich —: „Großer Wunschgott — darf ich auch für mich wünschen? Belis Leben erbat ich für . . . sie.“ — „Was immer du willst und was ich mag gewähren. Denn du warst treu.“ — „So erlaß mir den Lohn! Nicht in Walhall! Nicht . . . —! Laß mich hinab . . . — nach Hel.“ Schon wollten die dunkeln Augen müde sich schließen: mit Anstrengung schlug er sie nochmals weit auf und schaute flehend in des Gottes gewaltiges Angesicht.

in den Schenkel. Der Riese schrie auf vor Schmerz, ließ den Stein los und sank stöhnend auf den Rücken.

XXXV.

Behutsam trat der Sieger nun hinter dem Steine hervor. „Ich warnte, Beli. Schmerzt es arg?"

Der Wunde suchte sich zu erheben: umsonst. — Hilflos fiel er zurück: grimmig ballte er die Faust: du höhnst noch, Mensch!" — „Nein, Beli," sagte Skirnir, der sich nun überzeugt hatte, daß der Wunde die Schwester geraume Zeit nicht verfolgen konnte. „Es thut mir leid, daß ich dich treffen mußte. Ich warnte. Aber sei getrost, du stirbst nicht an der Wunde. Sicher nicht!" Mit großen Augen sah der Riese auf seinen Besieger.

„Du verstehst mich nicht und all mein Thun, nicht wahr?" — „Nein. Aber . . . Oh könnt' ich dir ans Leben." — „Du kannst," sagte Skirnir langsam und trat ganz dicht an ihn heran. „Dein Arm, deine Hand blieben ja heil."

Immer stärker staunte der Wunde. „Das . . . das ist nicht Hohn!" sprach er vor sich hin. „Dann" — scharf sah er auf den Jüngling — „dann ist es: Wahnsinn!" — „Mag wohl sein. — Oder Trübsinn. — — Ist wohl dasselbe." — „Gleichviel! Schwester und Vetter hab' ich an dir zu rächen. Oh hätt' ich eine Waffe!" schrie er, Skirnir, der sich über ihn beugte, plötzlich mit der linken Hand am rechten Arme packend. — „Nimm die meine," sagte Skirnir und hielt ihm den Griff seines Schwertes hin: die Spitze war noch rot.

Ein grimmes, grelles Jauchzen — schon stak die Klinge in Skirnirs Brust: der Riese ließ die Waffe darin haften.

„Ich danke dir," sagte Skirnir, die Klinge festhaltend in der Wunde. „Dort kommt einer: — vor dem muß ich dich noch schützen."

Aus dem Walde kamen raschen Schrittes, in Hut und Mantel, den Speer in der Hand, Odhin heran. Sowie er an dem Felsstück vorbeigeschlüpft war, erblickte er den vor dem Steine auf ihn zuwankenden Jüngling und zugleich den Riesen: er sah, daß der nur wund war: sofort stand auf seiner hohen Stirne zwischen seinen Brauen die tiefe Falte seines tödlichen Asenzorns: augenblicks hob er zum Wurfe den Speer. Skirnir fiel ihm in den Arm: „Nein! Um ihrer willen! Ich flehe dich an — in ihrem Namen! — bist du irgend zufrieden mit Skirnirs Fahrt."

„Ich bin zufrieden," erwiderte der Gott und senkte den Speer. „Ich komme von Gerdha. Aus Asgardh. Soeben hat Thor mit dem Hammer sie Freir zum Weibe geweiht. Er ist genesen. Aber du? . . . Ich weiß, ich sehe alles! — Nun siehst du, Skirnir, sollst du im Tode dem Hirten bezahlen die Gabe der Waffen: sie war dir vonnöten: nicht ohne sie entkam Gerdha. Du stirbst nun den Bluttod und immerdar lebst du droben bei uns mit den Einheriar in Walhall, Asgardhs goldenem Festsaal."

Da hauchte Skirnir — er ward schon sehr bleich —: „Großer Wunschgott — darf ich auch für mich wünschen? Belis Leben erbat ich für . . . sie." — „Was immer du willst und was ich mag gewähren. Denn du warst treu." — „So erlaß mir den Lohn! Nicht in Walhall! Nicht . . . —! Laß mich hinab . . . — nach Hel." Schon wollten die dunkeln Augen müde sich schließen: mit Anstrengung schlug er sie nochmals weit auf und schaute flehend in des Gottes gewaltiges Angesicht.

Das ward nun sehr ernst.

Nickend mit dem mächtigen Haupte sprach Odhin: „Traurig ist es in Hel! — Doch es sei! — Du Armer: nicht zum Heile gedieh dir, daß dir jemals Freir genaht."

„Doch! Ihm dank' ich ja, daß ich — — sie — sehen konnte." Er zog die Klinge aus der Wunde: „sag' ihm — ich danke ihm." Und er sank dem Gott an die Brust und war tot.

Langsam ließ der Schweigende ihn — und zärtlich — zu Boden gleiten; dann drückte er ihm einen Kuß auf die bleiche, schöne Stirn. — Nun richtete er sich hoch wieder auf, den dunkeln Mantel mit der Linken über der Brust zusammenziehend, die Rechte um den Speerschaft schlingend.

So sprach er vorgebeugt, verträumt und traurig, vor sich hin: „Fahr wohl, du Armer! — Und doch war er reich. Denn echte Liebe hat er geliebt. Lieben aber — ist es nicht seliger noch als geliebt sein? Und ist es nicht besser — sag' es, Gunlödh im blonden Gelock! — um Liebe sterben, als ohne Liebe leben?"

Dresden, Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, Königliche Gemäldegalerie in Kassel, Pinakothek in München, Schackgalerie in München, Prado-Museum in Madrid, Louvre in Paris, Nationalgalerie in London, Rijksmuseum in Amsterdam usw.) werden in 100 originalgetreuen Reproduktionen für einen wahrhaft billigen Preis zum dauernden Schatz jeder Familie. In leichtverständlicher und doch literarisch vornehmer Sprache führt der Text des Werkes in das Leben und Schaffen der Künstler ein und öffnet so gewissermaßen erst dem Leser die Augen über die Schönheit der Gemälde. Wenigen Menschen nur ist es vergönnt, die berühmten Kunstmuseen Europas zu besuchen und die herrlichen Gemälde durch eigenen Augenschein kennen zu lernen und sich daran zu erfreuen. Die glückliche Zusammenstellung dieses Buches, die nach streng künstlerischen und wissenschaftlichen Grundsätzen erfolgt ist, bietet dem Kunstfreund einerseits in großen Umrissen eine Geschichte der Malerei, andererseits eine Hausgalerie der wertvollsten Gemälde aller Zeiten, die ihn in kurzer Zeit zur Freude und zum Verständnis für die Kunst erzieht. Die Kunst gehört heute mehr denn je zum Bestand des Gebildeten und er darf an ihr nicht vorübergehen. Durch dieses Werk wird ihm, wie wohl bei keinem anderen, Gelegenheit geboten, sein Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Auch die Hausfrau und die heranwachsenden gebildeten Töchter und Söhne des Hauses werden einen immerwährenden Born der Schönheit und Belehrung in diesem wundervollen Buche entdecken. Die Nennung nur einer kleinen Anzahl von Künstlern möge genügen, um den Reichtum des Inhaltes zu zeigen. Mit ihren bedeutendsten Schöpfungen sind unter anderen vertreten:

Leonardo da Vinci, Raffael, Tizian, Moroni, van Eyck, Dürer, Cranach, Holbein, Reni, Rubens, van Dyck, Franz Hals, Rembrandt, Ostade, Ter Borch, van Steen, Vermeer, Hobbema, Velasquez, Murillo, Lorrain, Watteau, Boucher, Fragonard, Greuze, Goya, Lebrun, Graff, Hogarth, Reynolds, Romney, Gainsborough, Constable, Millet, Ingres, Turner, Rosetti, Schwind, Feuerbach, Israels, Whistler, Sargent, Rjäpin, Zorn, Böcklin, Leibl, Menzel, Thoma, Uhde, Corinth usw.

Sind Götter? / Odhins Trost / Die Kreuzfahrer

Felix Dahn

Gesammelte Werke

Erzählende und poetische Schriften

Neue wohlfeile Gesamtausgabe

Zweite Serie: Band 4

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Felix Dahn

Sind Götter? – Odhins Trost – Die Kreuzfahrer

Romane und Erzählungen

Illustriert von
Hugo L. Braune und
Hans W. Schmidt

Verlegt bei Breitkopf & Härtel in Leipzig
und bei der
Verlagsanstalt für Litteratur u. Kunst
(Hermann Klemm) in Berlin-Grunewald

Die zweite Serie dieser „Neuen wohlfeilen Gesamtausgabe“ wurde in einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren in der Buchdruckerei von Ernst Hedrich Nachfolger in Leipzig gedruckt. Den Einband und die Innentitel zeichnete Erich Gruner in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

Sind Götter?

Die Halfred Sigskaldsaga

Ein nordischer Roman aus dem zehnten Jahrhundert

Seiner Majestät

dem

König Ludwig II.

von Bayern

allerehrfurchtvollst

zugeeignet.

I.

Es wuchs da vor bald fünfzig Wintern im Nordland ein Knabe, der hieß Halfred. Auf Island, an dem Hamundsfjord, stand seines Vaters Hamund reiche Halle.

Damals gingen noch, wie die Heidenleute glauben, Elben und Zwerge häufig unter das Nordlandsvolk. Und viele sagten, eine Elbin, die dem starken Hamund hold gewesen, trat an des Knaben Halfred Schildwiege, strich ihm wilden Honig als erste Speise auf die Lippen und sprach:

„Harfe sollst du sieghaft schlagen,
Lieder sollst du sieghaft singen,
Sigskald sollst du sein und heißen.“

Aber das ist wohl Wahnrede der Heidenleute.

Und Halfred wuchs heran und ward stark und schön. Er saß viel einsam auf den Klippen und horchte, wie der Wind in den Felsenspalten harfte. Und wollte seine Harfe danach stimmen. Und ward voll Grimmzorns, weil er es nicht konnte. Und wenn der Grimmzorn über seine Stirne zog, schwoll ihm die Ader an der Schläfe und ward es rote Nacht vor seinen Augen. Und sein Arm that dann weilings, wovon sein Kopf nicht wußte.

Als sein Vater gestorben war, nahm Halfred den Hochsitz in der Halle ein. Aber er achtete nicht, das Erbe zu hegen und zu mehren: er pflag Harfen- und Waffenwerks. Er ersann eine neue Liedweise, „Halfreds Gang“, die allen

sehr gefiel, die sie vernahmen und darin ihm niemand nachdichten konnte. Und im Axtwerfen kam ihm keiner von den Islandmännern gleich: sein Hammer schlug durch drei Schilde und er fehlte auf zwei Schiffslängen nicht mit des Hammers Beilseite eines fingerbreiten Rohrpfeils.

Sein Sinn stand nun darauf, einen Drachen zu bauen, stark und reich, eines Wikings würdig: darauf wollte er ausfahren, zu heeren und zu schatzen Eiland und Festland, oder auch Harfe zu schlagen in den Hallen der Könige. Und er sann in sorglichen Nächten, wie er das Schiff beschaffen sollte und fand nicht Rat. Aber das Bild des Schiffes stand vor seinen Augen, wie es werden sollte, mit Steuer und mit Steven, mit Bord und mit Bug: und sollte es statt eines Drachen einen Silberschwan am Steven führen.

Und als er eines Morgens aus der Halle trat und nach dem Fjord ausschaute gen Norden, da ging vor Süd-Südost ein gewaltig Meerschiff mit geschwellten Segeln in die Hamundsbucht, daß Halfred und seine Hausleute in die Waffen fuhren und hinaus eilten, die Seemänner abzuwehren oder zu bewillkommnen. Immer näher trieb das Schiff: aber nicht Helm, nicht Speer blitzte an Bord, und da man es anrief mit dem Heerhorn, blieb alles still. Da sprang Halfred mit seinen Gefolgen in die Boote und ruderten an das große Schiff und sahen, daß es ganz leer war und stiegen an Bord. Und war dies das schönste Drachenschiff, das je Segel gebauscht auf der Salzflut; aber statt eines Drachen führte es einen Silberschwan am Steven.

Und auch sonst, sagte mir Halfred, glich das Schiff in allem dem Bilde, das er in Nacht- und Tages-Traum gesehen: vierzig Ruder in Eisenpflöcken, das Deck mit Schilden überzeltet, die Segel purpur-gestreift, der Bug mit Brandungsrunen geritzt, die Taue von Seehundsfell; die hoch-

gewölbten, versilberten Schwingen des Schwanes aber waren kunstvoll geschnitzt und der Wind fing sich darin mit singendem Rauschen.

Und Halfred schwang sich auf den Hochsitz am Steuerbord: auf dem lag ein purpurner Königsmantel gespreitet und eine silberne Harfe mit Schwanenhaupt lehnte daran.

Und Halfred sprach:

„Singschwan sollst du heißen, mein Schiff:
Singend und sieghaft sollst du segeln.“

Und viele sagten, die Elbin, die ihm den Namen gegeben, habe ihm den Singschwan gesendet.

Aber das ist Wahnrede der Heidenleute.

Denn oft schon wurden seicht geankerte Schiffe vom Sturm davongetragen, während die Seemänner am Lande zechten.

II.

Und alsbald ward es kundbar, Halfred rüstete seine besten Hausleute und seine Gefolgen mit guten Waffen, auszufahren als Wiking auf Sieg und als Skalde auf Sang.

Und auf ganz Island und den Inseln ringsumher ward groß Gerede von dem Singschwan, den der Wunsch selbst — das ist der Heidenleute Gott — dem Halfred Hamundsohn gesendet, und sie sagten: „Er ist des Wunsches Sohn: nichts wird ihm mißraten in Manneshaß und Weibesliebe, in Schwertschlag und in Harfenschlag und reiche Beute und reichen Skaldenlohn wird er gewinnen, und seine milde Hand kann nehmen und spenden, aber nichts behalten.“ —

Und kamen da viele zu ihm gezogen, die seine Segelbrüder werden wollten, bis aus den fernsten Eilanden der Westersee, daß er hätte sieben Schiffe füllen können. Er füllte aber nur den Singschwan mit dreihundert Mannen, die er selbst erlesen, und fuhr mit ihnen in See. Und wäre nun viel davon zu erzählen, welch' große Siege Halfred mit Hammer und Harfe viele Jahre lang erstritten auf allen Meeren von Mikilgard, das die Lateiner Byzantium nennen, bis nach der Insel Hibernia im fernen Westen.

Und habe ich alle diese Thaten und Siege, Fahrten und Gesänge und Wettkämpfe in Waffen und Harfenspiel schon als Kind am Herdfeuer des Klosters von den Skalden singen hören und von fahrenden Gästen erzählen, lange ehe ich in Halfreds meergraues Auge sah.

Denn während der langen Zeit, da er verschollen war und der Singschwan aufgeflogen war in Lohe und alle Leute Halfred für tot hielten, dichteten die Skalden viele Lieder von ihm. Aber das war später.

Damals zog also Halfred überall umher, siegend und singend in Meerkampf und Hallenkampf. Und weil er alle Skalden im Wettgesang besiegte, nannten ihn die Leute Sigskald, und daher, nach rückwärts weissagend, erfanden wohl die Heidenleute die Fabel von der Elbin, die ihm Honig und Namen gab in der Wiege.

Und große Beute und viele Hunderte von Ringen roten Goldes erwarb er und vergabte sie wieder an seine Segelbrüder. Und häufte doch noch reichen Hort auf dem Singschwan und brachte auch viel reiches Gut nach Hamundshalle, wo er weilings überwinterte. Und er wölbte die Halle viel herrlicher und baute gegenüber einen weiten Metsaal, wo tausend Männer trinken konnten, und hatte der Hochsitz der Methalle sechs Stufen.

Aber das reichste Stück aus all seiner Beute war ein

Leuchter, — „Lampas“ nennen ihn die Griechenleute, — halb mannshoch, goldgediegen, mit sieben flammenden Armen: den hatte er fern in Grekaland aus einer brennenden Marmorburg davongetragen. Und dies Kleinod hielt Halfred selber hoch, der sonst des Goldes nicht achtete: und zum Julfest und zur Sommersonnenwende und zu allen hohen Festen mußte er dicht vor ihm auf dem Tische stehen und siebenfach flammen.

Aber das, was alle Leute am meisten wunderte, war, daß alle Leute Halfred hold werden mußten, die ihn sahen und singen hörten; oft geschah es, daß auch Skalden, die er im Wettkampf besiegt hatte, selbst große Liebe zu ihm faßten und seine Weisen mehr lobten als die eignen. Das ist nun aber wohl das Allerunglaublichste, was von Skalden gesagt werden mag.

Dagegen ist es ein Kleines, daß ein Freier, den er in eines Weibes Gunst überwand, sein Freund und Blutsbruder wurde. Aber das war später. —

Und weil das nun allen ganz übermenschlich schien, ersannen sie, wie die Heidenleute sind, jene Märlein, daß er des Wunsches Sohn gewesen, daß ihm daher nicht Manneszorn, nicht Mädchentrotz habe widerstehen mögen, daß ein Gott seiner Stirne vorangeflogen sei, der alle Blicke geblendet habe und solcher Fabeln viele.

Zumal sein Lächeln aber, sagen sie, soll alle Herzen bezwungen haben wie Hochsommersonne mürbes Eis. Und auch davon erzählen sie eine Geschichte. Er fand nämlich einmal in tiefem Winter am Fuß des Snaeja-Fjoell ein verirrtes Mägdlein von fünf Jahren, das war am Erfrieren und wußte nicht den Weg nach seiner Mutter Hütte.

Und obwohl Halfred sehr wegmüde war und viele Gefolgen bei sich hatte, schickte er doch die Gefolgen allein nach der Halle, nahm das Kind selbst auf die Schulter

und wanderte noch viele Rasten, stets den kleinen Fußstapfen des Mägdleins folgend, das tief eingeschlafen war, bis er die Hütte der Mutter fand. Und er legte der Mutter das Mädchen in die Arme: und da erwachte es und lächelte: und die Mutter wünschte ihm als Dank, er solle fortan lächeln wie das Kind, da es die Mutter wieder sah. Und das habe ihm der Wunsch erfüllt.

Aber das ist eine Wahnrede der Heidenleute, da es keinen Wunschgott giebt und keine Heidengötter und vielleicht auch kein* . . . .
. . . .

Ich sage: das Kind mag er selbst mit Mühe der Mutter zugebracht haben: mancher Wiking hätte es aus Erbarmen nur tiefer in den Schnee gedrückt, die besten hätten es einem Gefolgen zum Mittragen in die Halle gegeben: aber der Mutter selbst durch den Schnee zurückgetragen, das hätte kein Wiking gethan, den ich kenne, wenn er nämlich müde war und hungrig.

Ich sage also: In Halfred war eine große Gütigkeit des Herzens, wie sie sonst nur unschuldige Kinder haben. Und deshalb war sein Lächeln herzgewinnend wie der Kinder Lächeln ist. Und daraus haben dann die Heiden jene Gabe des Wunsches gedichtet. Denn daß er das Kind der Mutter gebracht, das glaube ich freilich selbst ganz und gar von Halfred. Und wäre ich der letzte, das nicht von ihm zu glauben.

Aber auch sehr zornmütig konnte er plötzlich werden, wenn ihm die Ader an den Schläfen schwoll: dann sprang er oft, wenn der Feind durch Gegentrotz ihn reizte, blind wütend in die Speere wie ein Berserker.

---

1) Hier ist das Pergament durchlöchert und mit anderer Tinte sind drei Kreuze über die ausgebrannte Stelle gezeichnet.

Auch darüber erzählen sie viele Geschichten von Göttergaben, daß ihn die Mädchen lieb hatten. Aber das ist nicht übermenschlich, wie nahezu jenes ist, das ihn besiegte Sänger liebten.

Denn er war von leuchtendem, mächtigem Antlitz, das keiner vergaß, der es geschaut, und von herzgewinnender, weicher und doch starker Stimme. Er mied rohen Scherz und es fiel ihm stets von jedem schönen Mädchen ein, warum sie so schön sei: und er wußte ihr das wie ein Rätsel zu sagen, daran sie selber lange geraten.

Aber auch andere Rätsel wußte er gut zu raten.

III.

Und war er nun schon viele Jahre als Wiking und als Skalde umhergefahren und hatte Ruhm und rotes Gold gewonnen und feierte das Julfest wieder einmal daheim in der Halle.

Und waren da sehr viele Hundert Männer in der Methalle versammelt, die er gezimmert hatte: alle seine Segelbrüder und sehr viele Inselmänner und auch viele fremde Gäste aus Austrvegr und bis aus Hlymreck und Dyflin aus den Westerwogen, darunter auch der Skalde Vandrad aus Tiundaland.

Und der Bragibecher kreiste und viele Männer legten Gelübde darauf ab und mancher vermaß sich kühner Werke, die er vollführen wollte binnen Sonnenwende oder er sei tot. Halfred aber hatte auch wie die Gäste des Metes sehr viel getrunken und mehr als selbst ihm gewöhnlich war, wie er mir selber später ernsthaft gesagt hat. Und

das deuteten ihm die Heidenleute auch als eine Wundergabe seines Vaters, des Wunsches, daß er viel, viel mehr trinken konnte als andere Männer, ja — sie priesen ihn darum sehr glücklich — so viele Vollhörner als er wollte, ohne daß der Reiher der Vergessenheit streifend über seine Stirn rauschte.

Aber das ist thöricht geredet: denn auch ich kann den Reiher scheuchen, wenn ich bei jedem Trunk mir still was denke und nicht viele Trinksprüche rede; denn solche locken den Reiher heran.

Halfred hatte nun zwar viele Hörner geleert, aber er hatte noch kein Gelübde gelobt: schweigend und würdevoll saß er auf dem Hochsitz, wie dem Hauswirte geziemt, mahnte die des Trinkens Säumigen, — es waren aber ihrer nicht viele — indem er ihnen das Trinkhorn durch den Mundschenk sandte und lächelte leise, wenn mancher Gelübde gelobte, die er nicht leisten würde.

Da stand der Skalde aus Tiundaland, Vandrad, von seiner Bank auf, trat auf des Hochsitzes zweite Stufe und sprach: — Halfred hatte ihn fünfmal besiegt und doch war ihm der Skalde ein treuer Freund und hold: —

„Gelübde gelobt hat hier gar mancher
Geringe Gast:
Aber Halfred, der Herr der Halle,
Hielt sich verhohlen bisher:
Ich lobe den Hehren:
Nicht hat er's noch nötig:
Sein Name genügt ihm. —
Doch miß' ich im Metsaal,
Dem mächtigen, Eines:
Es mangelt dem Manne
Die Maid, das Gemahl:
Wie wonnig erst wär' es,
Wenn hehr von dem Hochsitz
Hellleuchtender Hand

Das Horn uns herunter
Die herrliche Herrin
Harthild hielte."

Alle Gäste schwiegen, da Vandrad so gesprochen hatte; Halfred sah hoch auf ihn hernieder und ganz leise, sagte er mir später, fühlte er die Ader an der Schläfe schwellen, als er den Skalden lächelnd fragte: — aber das Lächeln war ein Königslächeln, nicht ein Kindeslächeln —

„Was hast du von Harthild
Holdes und Hohes
In Halfreds Halle
Hier zu verherrlichen?"

Da sprach Vandrad:

„So vieles weißt du,
Wegwallender Wiking,
Und hast von Harthild
Nicht Herkunft noch Hochruhm
Harfen gehört?
Aus Upsalas altem,
Uredlem Abstamm
Ist sie entsprossen.
Hartstein, der hagre,
Heißet ihr Vater,
Der reiche König
Weitreichenden Ruhmes.
Treu trägt er die Tochter
In trutzendem Hochsinn:
Er weigert die Werbung,
Wer nicht im Wettkampf
Des Wurfs ihn bewältigt.
Nicht minder meidet
Die Männer das Mädchen
Selbst männischen Mutes:
Rühmt sich mit Recht
Der Rätselrunen

das deuteten ihm die Heidenleute auch als eine Wundergabe seines Vaters, des Wunsches, daß er viel, viel mehr trinken konnte als andere Männer, ja — sie priesen ihn darum sehr glücklich — so viele Vollhörner als er wollte, ohne daß der Reiher der Vergessenheit streifend über seine Stirn rauschte.

Aber das ist thöricht geredet: denn auch ich kann den Reiher scheuchen, wenn ich bei jedem Trunk mir still was denke und nicht viele Trinksprüche rede; denn solche locken den Reiher heran.

Halfred hatte nun zwar viele Hörner geleert, aber er hatte noch kein Gelübde gelobt: schweigend und würdevoll saß er auf dem Hochsitz, wie dem Hauswirte geziemt, mahnte die des Trinkens Säumigen, — es waren aber ihrer nicht viele — indem er ihnen das Trinkhorn durch den Mundschenk sandte und lächelte leise, wenn mancher Gelübde gelobte, die er nicht leisten würde.

Da stand der Skalde aus Tiundaland, Vandrad, von seiner Bank auf, trat auf des Hochsitzes zweite Stufe und sprach: — Halfred hatte ihn fünfmal besiegt und doch war ihm der Skalde ein treuer Freund und hold: —

„Gelübde gelobt hat hier gar mancher
Geringe Gast:
Aber Halfred, der Herr der Halle,
Hielt sich verhohlen bisher:
Ich lobe den Hehren:
Nicht hat er's noch nötig:
Sein Name genügt ihm. —
Doch miß' ich im Metsaal,
Dem mächtigen, Eines:
Es mangelt dem Manne
Die Maid, das Gemahl:
Wie wonnig erst wär' es,
Wenn hehr von dem Hochsitz
Hellleuchtender Hand

Das Horn uns herunter
Die herrliche Herrin
Harthild hielte."

Alle Gäste schwiegen, da Vandrad so gesprochen hatte; Halfred sah hoch auf ihn hernieder und ganz leise, sagte er mir später, fühlte er die Ader an der Schläfe schwellen, als er den Skalden lächelnd fragte: — aber das Lächeln war ein Königslächeln, nicht ein Kindeslächeln —

„Was hast du von Harthild
Holdes und Hohes
In Halfreds Halle
Hier zu verherrlichen?"

Da sprach Vandrad:

„So vieles weißt du,
Wegwallender Wiking,
Und hast von Harthild
Nicht Herkunft noch Hochruhm
Harfen gehört?
Aus Upsalas altem,
Uredlem Abstamm
Ist sie entsprossen.
Hartstein, der hagre,
Heißet ihr Vater,
Der reiche König
Weitreichenden Ruhmes.
Treu trägt er die Tochter
In trutzendem Hochsinn:
Er weigert die Werbung,
Wer nicht im Wettkampf
Des Wurfs ihn bewältigt.
Nicht minder meidet
Die Männer das Mädchen
Selbst männischen Mutes:
Rühmt sich mit Recht
Der Rätselrunen

Wie kein Skalde
Kundig zu sein.
„Man-Vits-Breka“ [1])
Nennt man im Nordland
Sie neidend mit Namen:
Jeglichem Jüngling,
Der ihr das Ehjoch
Werbend ansinnt,
Sagt sie dasselbe
Versiegelte Rätsel:
Denn keiner noch konnte
Der Klügsten es künden:
Und schmählich verschneidet
— Denn so ist die Satzung —
Mit scharfer Schere
Hohnlächelnd die Harte
Dem Helden das Haar.“

Da schwoll Halfred die Stirnader mächtiger an, er schüttelte das gewaltige, schwarze Gelock, das ihm bis auf die Schultern wogte, in den Nacken, und stürzte ein tiefes Trinkhorn hinab; dann sprang er vom Hochsitz und griff nach dem Bragibecher, auf welchen die Gelübde geleistet werden: einmal noch hielt er an sich, setzte den Bragibecher nieder und fragte:

„Schnell sage noch, Skalde,
— Du schautest sie oft schon —
Die Männer-Scheue,
Ist sie auch schön?
Die Man-Vits-Breka,
Wie stünd' ihr das Brautband?“

Vandrad gab Bescheid:

„Nicht leis und linde
Ist sie, noch lieblich:

---

[1]) Die Männerwitz- (Verstand-) Brecherin.

Doch stolz und stattlich
Steht ihr die Gestalt
Und keine könnte
So kühnlich tragen
Königskrone."

Da nahm Halfred den Bragibecher wieder auf, schritt auf die oberste Stufe, die zu seinem Hochsitz führte und blieb stehen, wo gerade in der Mitte mit roten Runen ein Kreis in den Eichen-Estrich gebrannt war, so schmal, daß ein Mann nur mit einem Fuß darein treten konnte: Halfred kniete nieder, setzte dabei den linken Fuß in den Kreis und hob den Bragibecher mit der Rechten hoch über sein Haupt:

Und alle waren sehr begierig zu hören, was er nun spräche: denn das ist ja die allerstärkste und feierlichste Art, Gelübde zu leisten. Halfred aber sprach:

„Bevor noch des Sommers
Sonnenwende
Zur See sich gesenkt hat
Hol' ich Harthild,
Hartsteins Tochter,
Mir als Hausfrau
Hierher in die Halle:
Sonst halte mich Hel.

Ihre spitzen Sprüche,
Ich will sie sprengen:
Ihre Runenrätsel
Will ich raten:
Unverschoren, unverschändet,
Diesen schwarzen Scheitel schütteln:
Ihr mannverachtend
Magdtum meistern,
Will Weibes-Weise
Sie gewöhnen:
Die Man-Vits-Breka

Will ich brechen:
Einen edlen Erben
All' meines Eigens
Soll sie im Saal bald
Säugen, den Sohn, mir
Und in Schlaf ihn singen
Mit seines Vaters
Siegesgesängen:
Sonst halte mich Hel."

Das war damals des Julfestes Ende: denn alle Gäste fuhren mit großem Geschrei von ihren Sitzen empor und lärmten durcheinander und tranken Halfred Heil zu und riefen, das sei das beste und trefflichste Gelübde, das seit Menschengedenken gelobt worden im Nordland.

Und ward der Aufruhr so groß, daß Halfred von dem Hochsitz herab Einhalt gebieten mußte und den tosenden Helden bald den Endetrunk reichen ließ.

Und Halfred sagte mir, daß ihn, als er unter den Sternen hin über den Hof nach seinem Schlafhause ging, des Gelübdes reute: nicht, weil er König Hartsteins Hammerwerfen fürchtete oder seiner Tochter Rätsel scheute: aber weil es für einen Mann weiser ist, eine Jungfrau erst zu schauen, bevor er sie zu seinem Weibe bestimmt.

IV.

Und als die Austr-Wogen eisfrei geworden, schwamm der Singschwan gen Svearike und durch mancherlei Fährlichkeiten bis in den großen See, der Upland gegen Mittag und gegen Aufgang liegt und fuhr von da auf einem Strom, soweit er Schwimmgrund fand, aufwärts gegen Tiunda-

land und nach Upsala. Und glaubt nun wohl mancher, daß Halfred große Kämpfe und Mühe gehabt habe, König Hartstein und seine Tochter zu besiegen und erwartet, das nun gesagt zu hören. Aber davon ist gar nichts zu sagen: denn es ging ihm da alles leicht und rasch nach dem Wunsche, was die Heidenleute wieder als von dem Wunschgott so gefügt rühmten.

König Hartstein war sonst ein kieselherziger Mann, voll Mißtrauen und karg an Worten: als er aber Halfred sah und anrief, wie dieser in seiner Halle vor seinen Königstuhl trat, und ihn fragte: „Fremdling, was begehrest du in Tiundaland und von König Hartstein?" Und als Halfred ihm mit jenem Lächeln, das ihm der Wunsch geschenkt, in die harten Augen sah und freudig sagte: „Das Beste will ich, was Tiundaland und König Hartstein haben, seine Tochter" — da war des alten finstern Mannes Herz sofort gewonnen und er wünschte sich Halfred heimlich in seinen Gedanken zum Eidam.

Und sie gingen hinaus in den Hof zum Hammerwurf und der König warf gut: aber Halfred warf noch viel besser, und war so das erste Spiel gewonnen. „Schwerer wird dir das zweite scheinen," sagte der Alte und führte Halfred in die Skemma, das Frauengemach, wo die Männerwitzzerbrecherin in glänzend dunkelblauem Mantel saß unter ihren Mädchen, um Hauptes Länge sie alle überragend.

Und sie sagten, als Halfred in das Gemach trat und sein Blick sie traf, erschrak sie heiß und ein Glutstrahl färbte ihre Wangen hochrot und verwirrte sie. Und gewiß ist, daß sie sich mit einer goldnen Spindel, mit der sie gespielt mehr als gesponnen hatte, in die Finger stach und sie klirrend fallen ließ. Aber Sudha, die vornehmste ihrer Jungfrauen, des Königs von Halogaland speergefangene Tochter, die ihr zur Rechten saß, hob die Spindel

auf und behielt sie: und viele deuteten das später als ein böses Zeichen.

Damals aber achtete man kaum darauf.

Und Vandrad der Skalde sagte später Halfred, daß das bisher so kalte Weib elfenpfeil getroffen ward, da sie ihn zuerst sah; er aber sprach darauf ernsthaft: „Es wäre besser, ich wäre bei ihrem Anblick elfenwund geworden! Aber ich blieb ganz heil."

Und alsbald versammelte König Hartstein alle Hofleute, und die Frauen der Burg und die Gäste in der Halle zu dem Rätselraten. Und Harthild stand auf von dem Armstuhl zu seiner Rechten und ward rot im Antlitz, als sie auf Halfred blickte, was ihr — wie sie sagen — vordem nie widerfahren war bei dem Herausfordern zum Rätselraten. Sie schwieg eine Weile, sah vor sich nieder, blickte abermals auf Halfred — diesmal aber mit forschendem und trotzigem Auge — und sie begann:

„Was hallt in Walhalla?
Was hehlt sich in Hel?
Was hämmert im Hammer?
Was hebt sich im Helm?
Was beginnet die Heerschlacht?
Was schließet die Ruh?
Und was hält in Harthild
Das Haupt und das Herz?"

Und wollte sich setzen, wie sie pflag, nachdem sie das Rätsel aufgegeben: aber starr vor Schreck blieb sie stehen und griff nach der Stütze des Armstuhls, als Halfred sofort ohne Besinnen die rechte Hand gegen sie erhob und sprach:

„Hältst du nicht Härteres,
Herrin, verhohlen,
So kränze das Haupthaar
Hurtig zur Hochzeit!

Denn was hallt in Walhalla,
Was in Hela sich hehlt,
Was da hämmert im Hammer
Und sich hebet im Helm,
Was die Heerschlacht beginnet
Und schließet die Ruh',
Was Harthild der Hohen
Das Haupt und das Herz hält,
Das hüpfet ihr heimlich
Im Hochgang des Herzens
Und hat heute Halfred
Zu Harthild verholfen:
Die heilige Rune: — —
Das hauchende H!"

Da sank Harthild zornesbleich auf den Stuhl und verhüllte das Haupt mit dem Schleier.

Als Hartstein, ihr Vater, herantrat unter dem lauten Staunensruf der Hörer in der Halle und ihr den Schleier von dem Antlitz ziehen wollte, sprang sie auf, schlug heftig den Schleier zurück — da sah man, daß sie geweint hatte — und sie rief mit rauher Stimme:

„Geraten hast du
Die Rätselrede:
Mit Witzes Gewalten
Gewonnen ein Weib:
Weh dir, wenn weich du
Sie nicht dir gewöhnest."

Alle schwiegen, bang über die drohenden, nicht bräutlichen Worte.

Halfred brach endlich die Stille: er warf das Haupt in den Nacken, das schwarze Gelock schüttelnd, und lachte: „Ich wag' es darauf! König Hartstein, noch heute zahl' ich dir den Muntschatz: wann rüsten wir den Brautlauf?"

V.

König Hartstein aber verlangte Aufschub bis Hartvik und Eigil zurückgekehrt wären von einer Heerfahrt: dann sollte ihr Empfangsfest und die Hochzeit zugleich gefeiert werden. Es war aber Hartvik der Sohn des Königs, der echte Bruder Harthilds, und Eigil war ein Brudersohn des Königs und Harthilds Vetter. Und hätte der gerne Harthild als sein Weib davon getragen; aber diese hatte ihm gesagt: „Rätst du mein Rätsel nicht, wird dir dein verschnitten Haar zum Schmerz; und rätst du mein Rätsel und werd' ich dein Weib, so wird dir das noch viel härterer Schmerz. Denn mein Herz weiß nichts von Liebe zu dir und wehe dem, der mich ohne Liebe zum Weibe gewinnt." Da stand Eigil traurig ab, obwohl er ein guter Rätselrater war. —

Und als Hartvik und Eigil eingetroffen waren, wurde das bald eine große Freundschaft zwischen Halfred und Hartvik und Halfred und Eigil und liebten ihn beide bald so sehr, daß sie sagten, sie wollten ihr Leben für ihn lassen.

Und ist das zwischen Halfred und Hartvik kein großes Wunder, weil eben Halfred aller Menschen Herz gewann. Aber das mag wohl viele erstaunen, daß auch Eigil ihn so lieb gewann, der doch noch immer große Liebe zu Harthild trug wie zuvor und der doch deutlich sah, wie alle, welche Augen hatten, daß die herbe Jungfrau, die Manvitsbreka, ganz erfüllt war von Liebe zu Halfred. Und Eifersucht läßt doch sonst oft nicht erkennen, daß die Nachtsängerin lieblichere Stimme führt denn die Nebelkrähe.

Hartvik und Eigil liebten nun aber Halfred so sehr, daß sie ihn baten, sie als Blutsbrüder anzunehmen. Und

an dem Tage, ehe man die Hochzeit rüstete, wurden also Hartvik und Eigil Halfreds Blutsbrüder Sie traten mit ihm — wie die Heidenleute thun — unter einen Rasenstreifen, der auf Speeresspitzen über ihre Häupter erhöht wurde, an beiden Enden mit der Erde noch zusammenhaltend. Und mischten das Blut, das aus ihren geritzten rechten Armen zur schwarzen Erde unter ihren Füßen träufelte. Damit verwünschten sie ihre Häupter auf ewig den untern Göttern, wenn je einer der Blutsbrüder den anderen in Gefahr und Not verließe. Und so stark gilt dieser Bund und Schwur, daß selbst gegen die eigenen Gesippen, ja gegen den eigenen Vater, der eine Blutsbruder dem anderen im Kampfe beistehen muß bis auf den Tod.

VI.

Am Tage nach der Hochzeit aber ritt Halfred allein in den Föhrenwald.

Er wollte sinnen, sagte er, und wies Harthild, die mit ihm reiten wollte, und auch seine Blutsbrüder zurück.

Finster sah ihm Harthild nach, als er aus dem Hofe ritt.

Aber auch Sudha, die schöne Königstochter aus Halogaland, sah ihm nach aus einem verhangenen Fenster und strich langsam ihr blauschwarzes Haar aus den Schläfen.

Es trug aber Vandrad der Skalde, der manchmal an Hartsteins Hofe zusprach und auch diesmal dort zugegen war, seit lange Liebe zu Sudha. Und hatte er oft von König Hartstein ihre Freilassung erbeten, aber umsonst: der harte Mann wies ihn immer ab. Und hatte sie ihm

früher nicht ungern zugehört, wenn er sang. Als er aber in diesen Tagen zu ihr trat und ihr von einem Liede sprach, das er ihr zum Preise gedichtet, wendete sie sich ab und sagte: „Nur Einem haben die Götter Honig auf die Lippen gelegt.“

Und als gegen Abend Halfred aus dem Föhrenwalde nach der Königsburg zurücklenkte — er führte das müde Roß am Zügel, denn der Mond schien nur ungewiß durch sturmzerrissen Gewölk, — da saß auf dem Runenstein, hart am Wege, ein tief verhülltes Weib, rief ihn an und sprach: „Halfred, Hamunds Sohn, warum reitest du am ersten Tage deiner Ehe einsam in dem Föhrenwald?“ — „Wenn du das weißt, o weise Wala,“ sagte Halfred anhaltend — und einen Seufzer hauchte er, — „dann weißt du mehr als Halfred, Hamunds Sohn.“ — „Ich will dir's sagen,“ sprach die Verhüllte, „du hast ein Weib gesucht und eine Männin gefunden, rauh und herb und ohne Reiz. Der Singschwan hat sich mit des Geiers Brut gepaart. Du korst den harten Kieselstein — daneben lag zu deinen Füßen, glühend, empordustend, die Rose.“

Da schwang sich Halfred aufs Roß und rief der Verhüllten zu: „Höher halt' ich das Weib, das zu hart ist, als das zu heiß!“ Und sprengte davon. Und sah, wie er mir sagte, nur einmal zurück. So schön, sagte er, war sie nie zuvor gewesen im Tagesglanz wie nun im Mondlicht: ihre schwarzen Augen leuchteten — denn sie hatte die Kopfhülle herabgerissen — und sie rief ihm seinen Namen „Halfred!“ nach — und ihr blauschwarzes Haar flatterte im Nachtwind wie ein Geisterschleier um sie her.

VII.

Und als der Hochwinter vergangen und der Lenz gekommen war, sandte Halfred Botschaft gen Upsala zu König Hartstein, daß zur Sommersonnenwende Frau Harthild eines Kindes genesen werde. Und hätten die weisen Frauen Stabrunen über sie geworfen siebenmal und jedesmal aus untrügenden Zeichen erkannt, daß das Kind ein Sohn sei. Und habe man ihm schon den Namen erkoren: Sigurd Sigskaldsohn. Und lud Halfred den König und Hartvik und Eigil und Vandrad den Skalden und alle Burgleute zu Upsala, so viele die Schiffe fassen würden, zu sich zu Gast nach Hamundshalle, einundzwanzig Nächte vor der Sonnenwende. Und sollte da zur Geburt und Namengebung des Knaben ein großes Fest gefeiert werden, wie nie zuvor gehalten worden auf Island.

König Hartstein aber gab Bescheid, daß er und all die Seinen, soviel zwölf Schiffe tragen könnten, dem Gastgebote folgen würden. Und kamen denn auch zu Anfang des Sommerhüttenmonats König Hartstein und Hartvik und Eigil und viele Hundert der Burgmänner von Upsala und Leute aus ganz Tiundaland. Und unter den Frauen, die mitgekommen waren, stieg als die erste von Bord Sudha; sie hatte gebeten, sie mitzunehmen, aus Sehnsucht nach Harthild.

Es war aber wieder große Freundschaft unter Halfred und seinen Blutsbrüdern Hartvik und Eigil: sie teilten Tafel, Salz und Brot.

Und erwartete man die Geburt des Hallerben auf die Sonnwendtage und rüstete in der Methalle ein großes Fest. Reiche Wandverhänge aus gewebten und seidenen Stoffen, die Halfred aus den Inseln von Grekaland davon-

getragen, wurden da an den Holzwänden der Trinkhalle aufgezogen; der Boden ward mit Binsen und reinem Stroh fußhoch bestreut, die langen Tafeln und Bänke waren in einer Querreihe und zwei Langreihen aufgestellt. An allen Pfeilern der Wände aber hingen, künstlich durcheinandergesteckt, Beutewaffen, die auf geentertem Schiff, gestürmter Burg, gewonnener Walstatt der Wiking aufgelesen. Auf den Schenktischen umher aber waren die vielen Becher und Hörner aufgereiht aus Gold, Silber, Erz, Bernstein und Edelgehörn, die der Sigskald in den Hallen der Könige ersungen hatte. Auf dem Hochsitz war für König Hartstein zur Rechten des Hauswirts ein Thronstuhl gestellt. Vor Halfred unmittelbar aber ragte der halbmannshohe Leuchter aus Grekaland mit den sieben flammenden Armen. Eigil und Hartvik sollten zu seiner Linken, die Gäste aus Tiundaland und die andern Fremden auf der Langbank zur Rechten, die Hausleute aber und die Inselmänner auf der Langbank zur Linken von dem Hochstuhl sitzen. Die vornehmsten der Gäste erhielten sogar auch Rückenpolster, die aus einem verbrannten Säulenmarmorhause an der Küste von Rumaburg stammten.

Die Frauen aber sollten die Halle nicht betreten, sondern bei Harthild im Frauensaale weilen, deren Stunde zu erwarten.

So war alles schön geordnet und sagte mir Halfred selbst, daß er weder als Gast noch als Wirt jemals herrlichere Festrüstung gesehen habe.

Zwei Tage vor dem Fest, als Halfred sonnen- und sommermüde nach dem Mittagsmahl auf seinem Lager lag, glitt Sudha leise in die Thür, trat vor ihn und sprach: „Halfred, Singkunst, Sieg und Ruhm hast du seit zwanzig Jahren, du hast ein Weib seit einem Jahre, du wirst einen Erben haben in Bälde. Niemals aber hast du Freias

Gabe, die Vollliebe, gekannt — widerrede mir nicht —: dein Auge meidet Frau Harthilds suchenden Blick und wenn du in die Saiten deiner Harfe träumend greiffst, schaust du nicht in Frau Harthilds hart-herbes Gesicht, sondern aufwärts nach den Sternen. Halfred, nicht in den Wolken weilet, was du ersehnst, nicht aus den Sternen wird dir's niederschweben: auf Erden wandelt es dahin, es ist ein Weib, das den Singschwan mit Liebreiz mit Weibeszauber zwingt. Wehe dir, wenn du sie niemals findest. Und gewinnst du allen Ruhm mit Schwert und Harfe — das Beste bleibt dir dann doch versagt. Du fragst, was mich so weise macht und so kühn zugleich? Die Liebe, die Vollliebe zu dir, du reicher, armer Sigskalde. Sieh, ich bin nur ein Weib, eine Gefangene, aber ich sage dir, es giebt auch ein Weibesheldentum. Ich habe es mir bei den untern Göttern gelobt, als ich deine Heimaterde betrat: hier auf Island gewinne ich mir deine Liebe oder den Tod."

Da stand Halfred auf von seinem Lager und sprach: „Weisheit und Wahnwitz hast du gemischt geredet. Aus dir redet mehr als Sudha, redet ein göttergeschlagener Geist. Mich ergreift Grauen und Mitleid: ich will von König Hartstein deine Freiheit fordern: dann ziehe heimwärts nach Halogaland: dort magst du Glück finden in eines wackern Helden Armen: hier aber sei dir heilig Frau Harthilds Recht und Herd, nicht störe ihr Glück."

Und er ergriff seinen Speer und schritt hinaus. Sudha aber rief ihm nach, daß er's noch vernahm: „Ihr Glück? sie ahnt ihr Elend längst; bald soll sie klar erkennen, die Hochfärtige, daß sie unendlich elender ist als Sudha."

Am Abend desselben Tages aber rief sie Vandrad den Skalden, der noch immer große Liebe zu ihr trug, an den Brunnen im Hofe, wie ihn zu bitten, ihr den schweren

Wassereimer aus der Tiefe zu ziehen, so hat Vandrad sterbend später Halfred selbst erzählt. Als er aber den Eimer auf den Brunnenrand gehoben hatte, legte sie leise einen Finger auf seinen nackten Arm und sprach: „Vandrad, komm' heute Nacht hierher, wenn der Stern Örvandils sich just in diesem Brunnen spiegelt. Du sollst mir alles sagen, wie das damals herging bei dem Gelübde auf den Bragibecher."

Vandrad bedachte sich und sah sie zögernd an.

Da sprach sie: „Vandrad, ich schwöre dir bei Freias Halsgeschmeide, ich werde dein Weib, wenn ich dies Eiland verlasse. Willst du nun kommen, und alles mir künden?"

Da gelobte Vandrad zu thun, wie sie begehrt.

VIII.

Das Fest der Sommersonnenwende wurde nun gar herrlich gefeiert in der Halle.

Und waren da wohl tausend Gäste innerhalb des Saales, viele Hunderte aber des Gesindes und der Knechte lagerten rings um den Bau im Freien. Außer den Gästen aus Svearike waren da von allen Nachbarküsten und Eilanden viele Jarle, Goden und große Häuptlinge gekommen; so aus dem fernen Irland die Könige Konal und Kiartan aus Dyflin; aus Sialanda die Dänenjarle Hako und Sveno von Lethra; dann aus Westgotland die drei Brüder Arnbiörn, Arngeir und Arnolfr, Jarle der Westergoten; diese hatten lange in Blutrache, die erst kürzlich durch Sühnegeld beigelegt war, gelebt mit den beiden

Fürstenbrüdern aus Ostgotaland, Helge und Helgrimr. Und waren diese beiden und jene drei Männer nur mit starkem Gefolge in vielen Waffen aufgebrochen, als sie vernahmen, daß auch die Gegner zu dem Feste Halfreds geladen seien. Und hatte Halfred Sorge getroffen, daß die Gefolgen der Fürsten aus Westgotaland zur Linken, die aber aus Ostgotaland zur Rechten, beide im Rücken der Halle, in Tannenhütten untergebracht wurden. Und trennte eine Holzwand mit starkverschlossener Pforte die beiden Lagerungen.

Aber auch aus andern Thälern von Svearike außer Tiundaland, aus dem Eisenland, aus Herjadal, Jemtland und Helsingaland waren viele Gäste gekommen, oft alte Feinde der Leute aus Tiundaland.

Es hatte aber das Fest sehr schönen Fortgang von Tagesanbruch an bis in die Nacht. Und da man in der Halle und draußen, wo das fremde Gesinde lagerte, viele Pechfackeln und Feuer anzündete — vor Halfred aber brannte der siebenarmige, schwere Leuchter — ward das erst ein recht frohes Sonnenfeuerfest.

Und sprangen die Männer, die Trinkhörner schwingend und leerend, über die Flammen und die Skalden sangen in Liedern, die sie, plötzlich aufstehend dichteten, in die Wette Loblieder auf Halfred und seine Thaten mit Hammer und Harfe und auf den Singschwan und die Halle und das Fest. Und rühmten auch alle die fremden Könige, daß sie noch nie so herrliche Sommersonnenwende gehalten, weder daheim noch in den Hallen anderer Wirte.

Halfred saß freudigen Herzens auf dem Hochsitz; er winkte seinem Harfenträger, ihm die Silberharfe zu bringen: denn er wollte endlich den vielen Ehrenliedern der Skalden und den Preisewortten der Gäste mit einem Dank- und Willkommlied erwidern, — — da begann das Geschehnis

zu geschehen, das Halfred und sein Haus und die Männer von Tiundaland und alle Gäste und viele Hundert andere Männer und Frauen, auch ganz fremde und ferne, welche nie von Halfred und Harthild gesehen oder gehört, in Blut und Feuer verderben sollte.

Auf that sich nämlich die Hauptthüre der Halle, gerade dem Hochsitz gegenüber, und herein schritt Frau Harthild. Hochaufgerichtet schritt sie, das Haupt in den Nacken geworfen; sie hatte einen langen, schwarzen Mantel um Haupt und Hals und Brust und den ganzen Leib geschlagen, er wallte nachschleppend hinter ihren Füßen wie Kräuselwoge hinter Ruderschiff. Und Halfred sagte mir, ihm war damals, als schreite die furchtbarste der Nornen in den Saal.

Sie ging, gefolgt von Sudha und ihren Frauen, mitten durch die Halle, den Blick nur auf Halfred gerichtet. Langsam, schweigend schritt sie die sechs Stufen des Hochsitzes hinan und hielt hart vor Halfred an dem Tisch. Nur der schwere Leuchter stand zwischen beiden.

Alle Männer aber in der Halle verstummten und schauten empor zu dem schwarzen Weibe, das einer dunklen Wetterwolke glich.

„Halfred Hamundsohn," — hob sie an und ihre Stimme war laut und doch ohne Klang — „Antwort erheisch' ich auf zwei Fragen vor diesen zehnmalhundert Hörern in deiner Halle. Lüge mir nicht!"

Da schoß Halfred das Blut in die Stirn, mächtig fühlte er die Schläfenader pochen: — „Wenn ich spreche oder handle," sagte er noch zu sich selbst, „weiß ich nicht, was ich sprechen oder thun werde: so will ich schweigen und nichts thun."

Harthild aber, die linke Faust in die Hüfte gestemmt, fuhr fort: „Hast du mir in jener ersten Nacht, da ich

deine Hand an meinem Gürtel festhielt und dich fragte, ob du mir Liebe tragest, Ja! gesagt oder Nein!? Gieb Antwort, Sigskald, ich und die Götter wissen drum!"

„Ja," sagte Halfred und furchte die Brauen.

„Und ist es wahr, was Vandrad der Skalde geschworen, daß du hier, in der Halle, beim Julfest, nach vielen Hörnern Metes, in übermütiger Laune, gelobt, aus frevler Wettlust, vor der Sommersonnenwende die Manvitsbrecherin zu brechen, wie ein störriges Roß: und zur Lösung dieses Prahlworts auszogst du nach Tiundaland und bliebst ganz heil, wie du geseufzt, bei meinem Anblick? Sage die Wahrheit — lüge nicht wieder —! dich hören tausend Hörer, du herrlicher Sohn des Wunsches, ist es so?"

Da ergrimmte Halfred im tiefsten Herzen, doch er bezwang sich und sprach fest und vernehmlich: „Es ist wie du gesagt."

Da richtete sich Harthild noch höher empor und wie zwei Schlangen schossen die Blicke des furchtbarsten Hasses aus ihren Augen und sie sprach: „So sei verflucht vom Scheitel bis zur Sohle, der du ein armes Weib belogen und geschändet! Fluch über deine stolzen Gedanken: — Wahnsinn soll sie schlagen! Fluch über deine falschen Augen: — Blindheit soll sie treffen! Fluch über deine lügenden Lippen: — sie sollen verlechzen und nie mehr lächeln! Fluch über deine schmeichelnde Stimme: — sie soll verstummen!

Dein Haus und die Halle in Lohe verbrennen, verbrennen der Singschwan!

Hand soll dir erlahmen, Hammer nicht treffen, Harfe zerspringen.

Sieg sei dir versagt in Schlacht und Gesang.

Nichts soll dich mehr freuen, was sonst dich erfreut: die Sonne des Lenzes, die Blume des Waldes, das Feuer

des Weines, der Amsel Gesang und des Abendsternes Gruß: schlummerlos wälze das stöhnende Haupt und naht dir der Schlaf, sei's mit würgendem Traum!

Doch zweifacher Fluch soll euch beide zerfleischen, wenn Weibesliebe du wieder gewinnst.

In Irrsinn und Siechtum soll sie verderben, die du mehr als deine Seele liebst.

Aber der Sohn, den ich Unselige gebären muß, er soll der Mutter Rächer sein am Vater!

Lügnersohn, Neidingssohn, Harthildsrache soll er heißen und dereinst dich Niederträchtigen treffen, wie vor allen Männern dich zu schänden dir jetzt ins Antlitz schlägt meine Hand!"

Und hoch erhob sie die flache Rechte und führte einen Streich über die Tafel hin nach Halfreds Haupt. Dieser sprang empor: zur Abwehr solcher Schmach fuhr er mit dem linken Arm entgegen.

Da stieß er an den schweren siebenfach flammenden Leuchter: schmetternd schlug das Erz mit allen sieben Flammen auf Frau Harthilds Brust und Leib, dann zur Erde.

Wie vom Blitz entzündet stand das Weib in flammender Lohe, Mantel und Haare brannten hell auf. Schon auch brannte das dichte trockne Stroh, das fußhoch den Estrich bedeckte.

„König Hartstein, räche dein Kind!" schrie Harthild auf vor Schmerz; sie glaubte, aus Zorn habe Halfred den Leuchter auf sie geschleudert.

Dasselbe glaubte der König: und während Halfred rettend nach dem brennenden Weibe griff, schlug ihm König Hartstein mit dem Aufschrei: „Nieder du Neiding!" einen scharfen Schwertschlag an die Stirn, daß er betäubt niederstürzte. Und hätte ihn da mit einem zweiten Streich ge-

tötet, wenn nicht Eigil und Hartvik, hervorspringend, den Blutsbruder rasch davongetragen hätten.

Und war dies, daß Halfred gleich zu Anfang nicht abwehren und gebieten konnte, der Hauptgrund des Verderbens; er allein hätte das vermocht. Nun aber erfüllte das brennende Weib und das flammende Stroh alles mit plötzlichem Entsetzen —.

Die Leute aus Tiundaland fuhren auf in Wut, da sie ihre Königstochter in Flammen niederstürzen sahen auf prasselndes Stroh: und die Genossen Halfreds rissen die Schwerter heraus, da sie ihren Herrn blutend fallen sahen: und Brand, Rauch, Geschrei der Weiber, Racheruf der Männer erfüllte den Saal.

Und brach da ein Kampf und ein Verderben los in der Halle, riesengroß, wie seinesgleichen, sagen die Heidenleute, nur zur Zeit der Götterdämmerung wiederkehren wird, wann alle Asen und Riesen, Wanen und Elben, Einheriar, Menschen und Zwerge sich erschlagen und Himmel, Erde und Hel in Lohe verbrennen.

Harthild trugen ihre kreischenden Frauen in brennenden Kleidern hinaus. Nur eine fehlte: Sudha drang durch Flammen und Waffen, wo Halfred auf der Blutsbrüder Knieen lag. „Tot?" rief sie —, „tot durch Sudha? So teilen wir den Tod, wenn nicht das Leben!" Und zuckte Halfreds Dolch aus dessen Gürtel und stieß ihn tief sich in die Brust.

„Tot Halfred um meine schwatzende Zunge! Tot Sudha!" rief Vandrad der Skalde. „Ich räche dich, Halfred!" Und riß einen Wurfspeer aus den Beutestücken, die an den flammenumleckten Holzpfeilern hingen, und warf ihn König Hartstein sausend in die Schläfe, daß er tot umfiel. Wild auf schrieen da die Leute aus Tiundaland und ihre nahen Gesippen aus Westgotaland um Rache für Harthild und

König Hartstein. Und der Jarl Arnbiörn aus Westgotaland faßte einen schweren ehernen Henkelkrug mit beiden Händen und schleuderte ihn auf Vandrads Stirn, daß dieser stürzte. Als aber die Fürsten aus Ostgotaland dieses sahen, daß ihr Todfeind zu den Männern aus Upsala half, da fielen sie, Helgi und Helgrimr, mit ungefügen Streichen über die alten Feinde und die Gäste aus Upsala zusammen her.

Und konnte nun keiner mehr daran denken, zu löschen das prasselnde Stroh auf dem Estrich oder die leise brennenden Seiden- und Wollvorhänge an den Wänden oder die Holzpfeiler, an welchen die Glut emporzüngelte. Denn blindlings flogen schon Speere und Äxte und die goldenen und silbernen Trinkhörner: und mancher, der zum Frieden gemahnt oder die Brände hatte zertreten wollen, war gefallen, von beiden Seiten getroffen.

„Wollen wir allein müßig stehen von den fremden Gästen bei dieser blutigen Sonnwendfeier?" sprach da der Dänenjarl Hako zu dem Irenkönig Konal, „daß uns die Skalden trinktapfer, aber schlagfeige schelten? Wir haben einen alten Streit um geraubte Rosse, laß ihn uns hier ausfechten! du irischer Grünspecht!" „Du Säufer aus Seeland!" gab dieser zur Antwort, „dir lösch' ich für immer den Durst und die Lästrung!" und stieß ihm das breite, kurze Irenmesser durch die Zähne in den Schlund. Da schlug Sveno, sein Bruder, grimmig auf den König ein und kämpften nun die Gefolgen, Dänen und Iren, für sich allein in der Vorderseite der Halle ihren Kampf: und sperrten so die Thüre, daß niemand aus der Halle ins Freie sich retten konnte.

Und die keine Waffen bei sich hatten, rissen die Beutewaffen von den Pfeilern: oder schleuderten die schweren Trinkhörner und schon auch die flammenden Holzscheite und

Balken, die rings von dem Dachgezimmer niederstürzten: und statt der Schilde deckten sie sich mit den Tafeln der Tische. Und schlugen nun wild durcheinander die Leute aus Tiundaland und Island, aus Westgotaland und Ostgotaland, aus Seeland und Irland.

Und wußte kaum einer noch, wer Freund und Feind. Und sanken viele, viele Männer durch Blutwunden und Brandwunden.

Und endlich hatte die Flamme das Dachgerüst durchbrochen und stieg hochauflohend zum Himmel. Und als der Wind von oben in die schwelenden Vorhänge an den Wänden blies, da flackerten auch sie plötzlich in heller Lohe.

Und nun stürzte der Firstbalken krachend herab — — und darauf erscholl ein Ton, als ob vierzig Harfensaiten auf einmal sterbend aufschrieen. Und war das auch so: denn der Balken hatte Halfreds Silberharfe, die dicht neben seinem Haupte lag, mitten entzweigeschlagen. Bei diesem schwirrenden Harfenschrei schlug Halfred die Augen auf und sah um sich: und kam ihm die volle Wahrheit. Und sprang auf und schrie dröhnend durch Mord und Flammen —, Hartvik und Eigil hielten Schild und Schwert schützend über ihn: — „Halt! Friede! Friede in der Halle! Zauber hat uns alle verwirrt! Löscht, löscht das Feuer, das uns alle verzehrt!"

Und so groß war sein Ansehen bei Freund und Feind, daß einen Augenblick alle innehielten.

Horch, da donnerten von außen an die Hinterpforte der Halle mächtige Axtschläge und der Ruf:

„Halfred, Halfred rette dein Haus, rette den Singschwan!" Krachend fiel die Pforte einwärts und neues Verderben ward sichtbar, die in der Halle kaum für einen Atemzug erstickte Kampfesglut neu entfachend. Halfred sah durch die Thürpfosten: seine Erbhalle und die Schiffe

im Hafen und der Singschwan standen in Flammen. Die Gefolgen der Fürsten aus Westgotaland, die in den Tannenhütten gelagert waren, hatten zuerst den Lärm des Kampfes gehört und den Brand der Halle gesehen: „Zu Hilfe, zu Hilfe unserem Herrn!“ schrieen sie, rissen die Holzwand nieder, die sie von der Methalle schied, und wollten auf diese loseilen.

Aber da warfen sich ihnen ihre feindlichen Nachbarn, die Gefolgen der Fürsten aus Ostgotaland, entgegen, sie zu hemmen: waren jedoch zu schwach, das offene Feld zu halten und wichen teils in das Wohnhaus Halfreds, teils auf ihre Schiffe in dem Fjord zurück. Jauchzend folgten die Sieger, drangen mit den Weichenden in die Wohnhalle Halfreds, stürmten gegen die Schiffe in der Bucht, — und Wohnhalle und Schiffe standen plötzlich in Flammen, sei es von den Stürmenden in Brand gesteckt, sei es, daß der starke Südwind Funken und brennende Splitter von dem Dache der Methalle herübergeweht hatte.

Halfred warf noch einen Blick auf seine zertrümmerte Harfe, auf das brennende Erbhaus seiner Väter — dann faßte er den Hammer fester und rief:

„Hierher alle zu mir, Halfreds Gesellen, räumet die Halle, rettet den Schwan!“

Und in mächtigem Anlauf, den Hammer um das Haupt schwingend, durchbrach er die Reihen der Männer, die sofort den Kampf wieder erneut hatten. Hartvik und Eigil folgten ihm auf den Fersen und viele der Seinen und auch der Feinde.

Die aber nicht mit ihm die Trinkhalle verließen, die waren gleich darauf fast alle des Todes. Denn mit dumpfem Krach fiel hart hinter Halfred das ganze brennende Balkendach nach innen in die Halle. Halfred sah zurück im eiligen Lauf: hoch schlug die Lohe noch einmal

empor und der Schrei von Hunderten Erschlagenen: dann ward es still in der Sonnwend-Festhalle.

Halfred rannte weiter, gefolgt von Freund und Feind, vorüber an seines Vaters Halle: er sah die Flammen an den Pfeilern emporsteigen und von drinnen scholl wüster Mordlärm. Eine erschlagene Magd lag auf der Schwelle.

Bald hatten Halfred und die Seinen die Bucht erreicht, wo der Kampf um die hochbordigen Schiffe wogte. Viele brannten. Manches Drachenhaupt schien Feuer und Rauch zu speien.

Um den Singschwan aber tobte am grimmigsten der Streit: dicht geschart umdrängten ihn die Feinde: watend, schwimmend, in Boten und auf Flößen drangen sie hinan, andere schossen vom Lande Pfeile und Speere auf die Verteidiger: und mehr als ein Brandpfeil hatte zündend getroffen. Der linke Flügel des kunstvoll geschnitzten Schwanes stand in Lohe, die Taue und Segel hinan züngelte die Flamme: gerade, als Halfred das Gestade erreichte, erfaßte sie den Mastbaum. Da ergriff ihn Schmerz und Grimmzorn, die Schläfenader schwoll ihm fast wie ein Kindesfinger an: „Löscht, löscht! all' ihr Hände auf Deck! Rettet den Schwan! Durchhaut die Ankerseile, treibt in See! Fechtet nicht mehr, fechten will ich für euch alle!"

Und die Getreuen gehorchten: die Schiffsmänner ließen vom Kampf und mühten sich nur, die Flammen zu löschen, was auch bald gelang, als keine Brandpfeile mehr vom Lande flogen und die Feinde von dem Schiffe lassen mußten.

Denn Halfred wütete grimmig, wie man ihn nie hatte kämpfen sehen! mit lautem Schlachtruf sprang er auf die Leute aus Westgotaland und Tiundaland und schlug sie nieder, einen nach dem andern. Getreulich halfen ihm Hartvik und Eigil, seine Blutsbrüder, und schonten diese ihrer eigenen Landsleute und Vettern gar nicht, sondern gedachten

des Bluteides, der sie enger an Halfred band als an die eigenen Gesippen. Und wichen die Feinde vor Halfred und den Seinen aus dem freien Felde in das Erbhaus, das halb niedergebrannt war, und verrammelten es.

Und so stürmte er sein eignes Erbhaus, in welchem die Leute aus Westgotaland vordem über die Hausleute und die Ostgotamänner gesiegt und alle erschlagen hatten. Eine ganze Stunde noch währte der Kampf.

Da erschlug Halfred auf der Schwelle seines Hauses den Dänen-Jarl Sveno, den letzten Häuptling der Feinde, der noch lebte, drang in das Haus und hinter ihm die Seinen. Die Leute aus Westgotaland, Seeland und Tiundaland wehrten sich wie umstellte Bären: aber endlich waren sie alle, alle erschlagen.

Und von da zog Halfred nach der Methalle, die noch immer glühte, und forschte, wer da noch lebte.

Aber auch da waren alle tot.

Und fanden sie die Leiche von König Hartstein und Sudha, von dem Dänen Hako und den zwei Iren Konal und Kiartan, von dem Ostgotenfürsten Helge — Helgrimr war bei den Schiffen gefallen — und von Arngeir und Arnbiörn — Arnolfr war bei dem Erbhause erschlagen — und fanden Vandrad den Skalden im Sterben. Der sagte noch Halfred, wie ihn Sudha zum Reden gebracht und bat ihn, er möge ihm so vieler Helden Tod verzeihen. Und Halfred hielt seine Hand, bis er gestorben war.

Frau Harthilds Leiche aber fanden sie nicht, obwohl viele ihrer Frauen in dem Erbhause verbrannt und erschlagen da lagen. Manche Leichen waren aber auch ganz unkenntlich, verbrannt und verkohlt.

Und sie wandten sich suchend nach den Schiffen.

Und waren da alle Schiffe der fremden Gäste verbrannt und alle der Isländer, die in der Bucht lagen:

denn zuletzt hatte bei Halfreds grimmen Schlägen niemand mehr an löschen gedacht. Und rief Halfred mit dem Heerhorn den Singschwan herbei, der im Mondlicht gerettet schwamm, und stieg mit seiner kleinen Schar an Bord. Und lagen da erschlagen viele hundert von Halfreds Isländern. Die fremden Gäste aber, die zum Sonnwendfest gekommen waren, lagen alle, alle tot bis auf Hartvik und Eigil.

Und zählte Halfred, als er alle Häupter zum Maste zur Musteruug rief, noch siebzig Männer am Leben.

Alle andern waren gefallen in der einen Sommersonnwendnacht: und kam nach dem wüsten Lärm eine grausige Stille über Strand und See: und traurig und schweigend schwamm der Singschwan mit versengtem Flügel im Mondlicht über den Fjord.

IX.

Und Halfred war in tiefes, tiefes Schweigen verfallen, seit der Kampf zu Ende war und er Vandrads Sterbewort vernommen; er sprach kein Wort.

Als es aber voller Tag geworden, landete der Singschwan und die Männer stiegen ans Land. Schweigend winkte Halfred den Segelbrüdern, die Leichen aus der Trinkhalle, der Erbhalle, von den Schiffen und auf dem Gestade alle zusammenzutragen. Er hieß sieben Scheiterhaufen errichten und auf diesen wurden die Toten verbrannt mit ihren Waffen. Die Asche aber befahl Halfred zu mischen, von Freund und Feind.

Und schüttete sie selber in eine große, steingeplattete Grube, die er graben ließ hart an der Flutgrenze am

Strand. Und ließ dichte Erde darauf häufen und einen ungeheuren schwarzen Felsblock, den einst der Hekla ausgeworfen, darauf wälzen. Und kostete das viele Tage Arbeit.

Halfred aber schwieg.

Und die Nächte über saß er an dem Aschengrabe und sah bald aufwärts in die Sterne der Sommernacht und dann wieder starr auf die Erde und das Felsengrab. Und leise, leise schüttelte er manchmal das Haupt.

Aber er sprach kein Wort.

Und als nach sieben Nächten die Sonne aufging, schritten Hartvik und Eigil auf ihn zu, der auf dem Steine saß, und sprach da Hartvik: „Halfred, mein Blutsbruder! Ein großes Unheil ist geschehen; dir, auch mir, auch uns: Vater und Schwester und viele Freunde hab' ich verloren: und Eigil hat auch viel verloren, was ihm teuer war. Wir wollen es tragen, alle drei. Komm, Halfred, Sigskald, auf mit dir! Dies Schweigen und Brüten ist vom Übel. Erbhalle und Methalle, die Feuer verbrannt, baut Axt wieder auf. Harfen giebt es noch viele auf Erden und der Singschwan wirft die angesengten Federn aus. Auf, Halfred, trinke: da hab' ich dir von des Singschwans Beutevorrat aus Grekaland einen Becher Chioswein gebracht, den du immer liebtest. Trinke, sprich und lebe!"

Halfred stand mit einem Seufzer auf, nahm den Becher aus Hartviks Hand und goß den Wein langsam auf das Aschengrab: die Erde sog ihn gierig ein.

„Kommt heute um Mitternacht wieder. Dann sag' ich euch Bescheid. Ich kann es immer noch nicht zusammendenken. Noch einmal will ich die Götter fragen, die in den Sternen wohnen, ob sie mir immer noch Antwort weigern."

Und setzte sich wieder auf den Stein und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Und als um Mitternacht die beiden kamen, wies Halfred gen Himmel. „Es sind so viele tausend, tausend Sterne. Aber sie schweigen mir alle. Unablässig, seit sieben Tagen und Nächten, frag' ich mich und frage die Sterne: warum ließen die Götter das Ungeheure geschehen? Ist es eine Schuld, daß ich ein Gelübde geleistet, wie viele geleistet werden im Nordland? Hunderte von Frauen hätten das hingenommen ohne Groll. Ist es meine Schuld, daß Frau Harthild anders geartet war? Und es war keine Lüge, daß ich ihr Liebe trug in jener Nacht. Voll-Liebe war es wohl nicht, wie Sudha das nannte, das mag sein. Nie kannte ich Voll-Liebe.

Und sei's drum — hassen mich die Götter um begangene Schuld — warum strafen sie nicht mich allein? — warum büßen und leiden andere, viele andere um meine Schuld? Warum verderben sie König Hartstein und viele andere Fürsten und tausend Männer von allen Küsten und Inseln? Warum verderben sie Frau Harthild selbst, die sich rächen wollen, und unsern ungeborenen Knaben? Was haben sie alle verschuldet? Redet, ihr beiden, wenn ihr mehr wißt als ich und die Sterne!"

Aber die Blutsbrüder schwiegen und Halfred fuhr fort: „Es müssen doch Götter sein! Wer hätte sonst die Riesen gebändigt, das Meer beruhigt, die Erde geebnet, den Himmel gewölbt und die Sterne verstreut? Wer lenkte die Schlacht sonst? und wie kämen nach dem Tode wackre Helden nach Walhall und die Schlechten in die finstere Schlangenhölle? Denn jenes furchtbare Andere, das mir von fern her auch schon finster in die Sinne kam: daß vielleicht keine Götter leben, — — will ich nicht mehr denken. Es müssen Götter sein! sonst kann ich nichts, gar nichts mehr denken, und es springt mir in Wahnsinn das pochende Hirn. Und wenn Götter sind, müssen sie auch gut sein und weise und

mächtig und gerecht. Sonst wäre es ja noch viel furchtbarer zu denken, daß Wesen, mächtiger und klüger als die Menschen, sich der Qualen der Menschen freuten, wie ein böser Bube, der zum Spielen den gefangenen Käfer spießt. Das also darf man nicht denken: — Beides nicht — daß keine Götter oder daß böse Götter sind.

Und so will ich denn fromm ergeben dies ungeheure Unheil tragen, erwartend, daß ich im Laufe der Jahre auch dieses Rätsel rate — ein so schweres ward mir noch niemals aufgegeben.

Euch aber, ihr Vielgetreuen, die ihr bis in den Tod zu mir gestanden und eurer Sippe nicht geschont und eure Nächsten um mich verloren, euch will ich nie verlassen, mein Lebenlang, und euch großen Dank tragen: und sollt ihr mir das Liebste sein auf immerdar, euch allein will ich leben!"

Da sprach Hartvik: „Nicht also darfst du reden, Halfred. Harfe sollst du wieder sieghaft schlagen, Hammer wirst du wieder freudig schwingen, unter blauem Griechenhimmel Blut der Rebe schlürfen und ein wonnesamer Weib als . . . —"

Da sprang Halfred empor von dem schwarzen Stein: „Schweig, Hartvik: Frevel redest du. Wer so schwer wie ich getroffen ist vom Haß der Götter, die da leben und gerecht sind, der steht wie der blitzgeschlagene Baum am Wege: Vöglein singt nicht darauf, Tau netzt ihn nicht, Sonne küßt ihn nicht. Wie sollte ich singen und lachen, trinken und küssen, um den so viele tausend Männer und Frauen Todesverderben erreicht hat oder Todestrauer für immerdar! Nein! Andres habe ich mir gelobt. Lange zweifelte ich, ob ich noch leben könne nach solchem Unheil, das die Götter an dies Haupt geknüpft: und nicht könnt' ich es, wenn ich nicht noch an gute Götter glaubte und auf des Rätsels Lösung harrte. Aber Glück und Freude

haben keinen Teil mehr an Halfred Hamundssohn; auf ewig sag' ich ihnen ab."

Und er kniete nieder und nahm aus seinem Brustlatz einen Lederbeutel, der war mit weißer Asche gefüllt: und langsam streute er und dicht über und über auf sein langlockiges schwarzes Haupthaar, auf Antlitz, Brust und Leib die weiße Asche.

„Hört mich, ihr guten, allwaltenden Götter, und ihr strahlenden, allsehenden Sterne am Himmel, und von den Menschen auf Erden Hartvik und Eigil, meine Blutsbrüder! Abschwöre ich hier, um des grausen Unheils willen, das ich heraufgeführt über Weib und Kind und viele hundert Freunde und Fremde, abschwör' ich für immer dem Glück und der Freude, dem Sang, dem Frohtrunk, der Weibesliebe. Den Toten nur, den um meine Schuld Erschlagenen, mit deren Asche ich mich hier auf ihrem Grabhügel bedeckt, gehör' ich an und unter den Lebenden meinen treuen Blutsbrüdern. Und breche ich dies schwurheilige Gelübde, — ganz soll Frau Harthilds Fluch sich vollenden."

Und die Sterne und die Freunde hörten schweigend seinen Schwur.

X.

Und Halfred hielt Wort.

Jahr um Jahr verging — er sagte mir, er wisse nicht mehr, wie oft inzwischen die Sommersonnwend' wiederkehrte — und lebte Halfred ein Leben, als ob er tot wäre. Hartvik und Eigil führten den Singschwan und den Befehl über die Segelbrüder. Sie koren die Ziele

der Hafen und die Wege der Fahrten, Halfred ließ ohne Wort, Wunsch und Wahl alles geschehen. Nur, wenn der Südsturm zu stark ward für Hartviks Faust, stieg Halfred schweigend an das Steuer und führte es, bis die See wieder ruhig war.

Auch wenn Wikinger das Schiff angriffen — Halfred hatte verboten, daß der Singschwan zu Land oder See noch Leute schädige — und die Gefahr übergroß ward, griff Halfred schweigend — nie mehr erhob er den Schlachtruf — zu seinem Hammer und schlug unter die Feinde, bis sie wichen. Aber er führte den Hammer nur mehr mit der linken Hand — den Schild hatte er abgelegt — und auch nicht Helm und Brünne deckten ihm Haupt und Brust. Er trug jahraus und ein das Gewand, das in jener Sonnwendnacht Rauch, Brand und Blut dunkel gefärbt.

Wann der Singschwan landete — die schwarzen Brandflecke an den Flügeln durften nicht getilgt werden — und Hartvik und Eigil und die Segelbrüder in die Hallen der Könige gingen, blieb Halfred auf Deck liegen und hielt Schiffshut.

Und trank nur noch Wasser aus hölzernem, bitterem Wachholderbecher.

Eigil brachte einst aus einer Königshalle, wo der Sigskald früher oft gegastet, eine prachtvolle goldene Harfe, welche die Königin dem alten Freunde grüßend zum Geschenk schickte. Als aber das Schiff um die Bucht gebogen war, glitt die Harfe mit leisem Rauschen in die See.

Und einst lag Halfred im Hochsommer auf Island am Strand an dem schwarzen Felsstein — denn jede Sommersonnwendnacht verbrachte er einsam dort, die Freunde mußten auf dem Schiffe bleiben — und sah sehr, sehr traurig aus

Denn sein Antlitz war sehr bleich geworden.

Da kam eine Frau und eine wunderschöne Jungfrau, das war ihre Tochter, und blieben vor ihm stehen; der wandte sein Gesicht, aber die Mutter sprach: „Ich kenne dich doch noch, Halfred Sigskald! Ich werde dein Antlitz nie vergessen, ob auch des Wunsches Lächeln nicht mehr darauf spielt, und ob auch die Furchen in deiner Stirn wie vom Pfluge tief eingegraben sind, — dies Mägdlein hast du mir vor fünfzehn Wintern, ein schlafendes Kind in den Arm gelegt: siehe, wie schön ist sie geworden, wie keine mehr auf ganz Island! Und diesen Kranz von Sommerblumen hat sie dir geflochten; setze ihn auf deine bleiche Stirn und dir wird wohler werden: denn Dank hat ihn gewunden."

Da sprang Halfred auf, nahm den Kranz aus des errötenden, schönen Mädchens Hand, hob mit gewaltigem Ruck den ungeheuren Felsen leis empor, warf den Kranz darunter und ließ den schwarzen Stein wieder wuchtig auf die alte Stelle fallen. Weinend gingen Mutter und Mädchen. —

Und sprach Halfred in diesem Jahre fast nur mit Hartvik und Eigil und auch mit diesen nur, was er mußte.

Und was er sprach, war weich und traurig.

Und seine Stimme war leise geworden.

Und war er sehr gütig mit allen Menschen, auch mit ganz geringen Leuten.

Und hörten ihn die Schiffsleute nachts viel seufzen und sich auf dem Strohlager auf Deck wälzen, wo er immer bis in den kalten Winter unter den Sternen lag.

Und hörten ihn oft sprechen, wann niemand zugegen war, mit dem er reden konnte.

Und bei Tisch stützte er das Haupt in die linke Hand, schlug die Augen nieder, oder sah weit, weit in die Ferne.

Und klagte er fast nie: nur das Haupt schüttelte er

manchmal leise und preßte sehr, sehr oft die linke Hand an die Brust, und sagte manchmal:

„Mich meidet die frohe Himmelsluft. Ich kann nicht atmen; will ich atmen, muß ich seufzen. Es drückt mir fast das Herz zusammen."

Und Hartvik und Eigil sprachen untereinander: „Er ist siech."

Und einst, als sie in Grekaland fuhren, rief Eigil heimlich einen Arzt, die dort sehr weise sind, und achtete der Arzt auf Halfred viele Tage und Nächte und sprach:

„Das ist eine schwere Krankheit, daran dieser arme Mann leidet. Und ist schon mancher an ihr still gestorben, oder laut in Wahnsinn verdorben. Wir nennen sie: Melancholia."

XI.

Und fuhr der Singschwan wieder in den Westerwogen im Spätfrühling und Frühsommer, in der Zeit, welche die Lateiner Mensis Maius nennen.

Und waren ihnen auf langer Reise die Vorräte ausgegangen. Und war auch das Schiff der Rast und Heilung bedürftig. Und sprachen die Blutsbrüder zu Halfred, als sie in die Gewässer der Insel Hibernia gelangten: „Mann und Mast müssen sich bessern; wir wollen landen in König Thoruls Hafenburg und an Bord schaffen, was wir brauchen. Weit gerühmt ist König Thoruls Halle; höchste Harfenkunst wird dort gepflegt. Komm' mit in die Burgstadt, erfreue dein Herz an Menschengesellung; denn dort kannst du nicht, wie sonst, einsam auf dem Schiffe liegen: auch auf den Singschwan werden viele Leute kommen, Handwerker und

Mit dem Heerhorn rief Halfred den Singschwan herbei, der im Mondlicht gerettet schwamm, und stieg mit seiner kleinen Schar an Bord. (Seite 41)

manchmal leise und preßte sehr, sehr oft die linke Hand an die Brust, und sagte manchmal:

„Mich meidet die frohe Himmelsluft. Ich kann nicht atmen; will ich atmen, muß ich seufzen. Es drückt mir fast das Herz zusammen."

Und Hartvik und Eigil sprachen untereinander: „Er ist siech."

Und einst, als sie in Grekaland fuhren, rief Eigil heimlich einen Arzt, die dort sehr weise sind, und achtete der Arzt auf Halfred viele Tage und Nächte und sprach:

„Das ist eine schwere Krankheit, daran dieser arme Mann leidet. Und ist schon mancher an ihr still gestorben, oder laut in Wahnsinn verdorben. Wir nennen sie: Melancholia."

XI.

Und fuhr der Singschwan wieder in den Westerwogen im Spätfrühling und Frühsommer, in der Zeit, welche die Lateiner Mensis Maius nennen.

Und waren ihnen auf langer Reise die Vorräte ausgegangen. Und war auch das Schiff der Rast und Heilung bedürftig. Und sprachen die Blutsbrüder zu Halfred, als sie in die Gewässer der Insel Hibernia gelangten: „Mann und Mast müssen sich bessern; wir wollen landen in König Thoruls Hafenburg und an Bord schaffen, was wir brauchen. Weit gerühmt ist König Thoruls Halle; höchste Harfenkunst wird dort gepflegt. Komm' mit in die Burgstadt, erfreue dein Herz an Menschengesellung; denn dort kannst du nicht, wie sonst, einsam auf dem Schiffe liegen: auch auf den Singschwan werden viele Leute kommen, Handwerker und

Mit dem Heerhorn rief Halfred den Singschwan herbei, der im Mondlicht gerettet schwamm, und stieg mit seiner kleinen Schar an Bord. (Seite 41)

Kaufleute, und du würdest nicht allein sein unter deinen Sternen. Sollen wir nicht nach der grünen Insel steuern?"

Und Halfred nickte und freudig drehte Hartvik das Steuer scharf nach West.

Als sie aber die Türme von Thorulshalle im Morgenlicht aus den Wellen steigen sahen, ließ Halfred mit eigner Hand das Wasserboot herab, das auf dem Steuerhochsitz festgebunden lag und sprach: „Wenn ihr euch erfreut habt an König Thoruls Hof und das Schiff versorgt, holt mich ab von jenem kleinen Felseneiland nach einundzwanzig Nächten." Und er nahm Pfeil und Bogen und Angelrute, sprang in das Boot und ruderte nach dem Holm. Der Singschwan aber segelte weiter nach Westen.

Und Halfred landete auf der schmalen, felsigen Insel; er fand eine bequeme Bucht und zog das Boot ganz heraus auf den weißsandigen Strand. Und wehte ihm da in der Luft etwas entgegen, das ihm fremd war und doch wohl bekannt: nur unter goldneren Sternen hatte er früher den Rausch solchen Duftes genossen. Es lebt nämlich eine Blume, die zart rötlich ist wie Mädchenwangen. Rosa nennen sie die Lateiner, und duftet wie Kuß von reinen Mädchenlippen. Und diese Blume hatten die Römerhelden, solange sie mächtig waren, auch in diesen Westlanden künstlich in Häusern und Gärten gepflegt. Seit vieler Zeit aber waren die Römerhelden verschollen, die Säulenhäuser verlassen und verfallen, die Gärten verwildert. Und verwildert war auch die mädchenfarbene Blume, die man Rosa nennt, und war über alle Eilande verweht und hatte sie alle wuchernd überzogen. Und atmete ein starker, berauschender Duft von ihnen her.

Auf jenen kleinen Eilanden und Holmen, die um die große Westerinsel Hibernia liegen, waltet aber ein ganz milder Lufthauch: der Schnee bleibt dort zu Lande selten

liegen und nur dünn und auf kurze Zeit gefrieren die Quellen. Und die Singvögel, die anderwärts vor dem Frost wichen, halten Winterrast in diesen Verstecken, wo Wiesen und Sträucher und Bäume grün bleiben auch in der schlimmsten Zeit. Denn es regnet dort viel und feucht ist der Hauch der ringsum wogenden Seeflut.

Und die Heidenleute nennen deshalb jene Eilande „Baldurs Inseln“: denn Baldur heißt ihnen der Gott des Frühlingslichts.

Und als Halfred die Hügel am Strande hinaufschritt, war alles Unterholz und liebe Lenzgedörn in Vollblust: Weißdorn und Rotdorn, Schlehdorn und Hagedorn und die wilden Rosen. Und auch die vielen edlen Fruchtbäume, welche die Römerhelden von Mittag und von Aufgang mitgebracht, standen in voller Blüte.

Und aus allen Büschen und Bäumen scholl ihm entgegen ein süßer Ton von dem grauen, braunen Singtierlein, welches die Lateiner Luscinia nennen, die Leute aus Grekaland Philomela, wir aber die Nachtigall.

Und Halfred schritt aufwärts und landeinwärts an der Seite eines raschen klaren Quellbachs, der unter lichtgrünem Gebüsch über weiße Kiesel daherschoß.

Er kam auf der Höhe in ein durchsichtig Gehölz von Erlen, jungen Buchen und schlanken weißen Birken; da flogen bunte breitflüglige Falter auf der stillen sonnigen Waldwiese über die schönsten Blumen hin. Tief im Hag rief die Walddrossel. Die Wipfel und schwanken Äste der Birken nickten und wogten.

Und da vernahm er, vom Morgenwind getragen, noch andern Laut als das Lied der Nachtsängerin, viel heller und zarter: es waren leisgerührte Saiten eines Harfenspiels, das aber viel lieblicher klang, als er je zuvor von sich oder andern Skalden hatte Harfe spielen hören. Und

hoch von oben, wie aus dem Himmel, schien der Ton zu kommen. Halfred ging dem Klingen nach, es rief und lockte ihn mächtig.

Kein Laut hatte, seit seine Harfe im Sterben schrillend aufgeschrieen, durch sein Ohr seine Seele erreicht: dieser Harfe Klang erweckte seine Seele: er glaubte, Elben oder Bragi, der Liedgott, harften da in den Lüften.

Er wollte den Spieler nicht verscheuchen, aber erlauschen; leise ging er dahin mit gewählten Schritten: das Waldgras verriet ihn nicht, denn es war weich, hoch und dicht.

Er war nun dem Laut ganz nahe gekommen: und doch sah er den Sänger noch immer nicht. Vorsichtig bog er das dichte Weißdorngebüsch auseinander und erblickte nun einen kleinen grünen Waldbühl: darauf standen im Kreise sechs Buchen: die siebente aber, die höchste, stand in der Mitte und überragte alle: und war da um diesen Stamm eine zierliche Wendeltreppe von weißem Holz gezimmert: und aus dem gleichen weißen Holz war ein leichtes Gerüst da eingefügt, wo die breiteren Äste der Buche auseinandergingen: Geländer und Brüstung des Gezimmers waren künstlich geschnitzt.

Und aus dieser luftigen Baumlaube hernieder kam der wunderbare Ton. Noch näher schritt Halfred und lugte durch die Zweige und die Lücken des Gerüsts: sein Herz schlug stark — vor Staunen, vor Göttergrauen, vor Sehnsucht.

Da sah er den Spielmann.

An der Brüstung lehnte ein Knabe, der war wundersam schön: so schön, sagte mir Halfred, wie er auf Erden niemals Schönheit geschaut: so schön wie die Elben sein sollen, an welche die Heidenleute glauben.

Er war ganz weiß: weiß war sein langgezogenes Antlitz,

wie der Stein, den die Griechenleute Alabastron nennen. weiß war das faltige Gewand, das ihm vom Hals bis unter die Kniee reichte, und weiß die Riemenschuhe an seinen Füßen.

Augen aber und Haar des Knaben waren wie Gold.

Und sagte mir Halfred, daß das Auge wie eines Adlers Auge goldbraun war: in dem lichten Haare jedoch, das ein gleichfarbig Netz statt eines Hutes zusammenhielt, spielte flutend sonnfarbener Glanz hin und her: als habe sich ein Sonnenstrahl darin verirrt und suche nun stets vergeblich den Ausgang.

Es harfte aber der Knabe auf einem kleinen dreieckigen Saitenspiel, wie es nur die Skalden auf Hibernia führen und spielte eine nie gehörte Weise. Und spielte und sang so schön, wie Halfred noch niemals spielen und singen gehört: traurig und doch selig zugleich war die Weise, wie ein Schmerz der Sehnsucht, den aber das Herz um keine Lust der Erde hingeben würde.

Und Halfred sagte mir, zum erstenmal seit jener Sonnwendnacht zog wieder warmer Hauch über seine Seele.

Und der schöne Knabe in der luftigen Laube ergriff ihm die Augen und das traurig selige, sehnende Lied ergriff ihm die Seele.

Und zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren konnte seine Brust hoch aufatmen.

Und Thränen füllten ihm die Augen und frischten und heilten und verjüngten ihn, wie kühler Tau nach Sonnenbrand die Heide.

Und lauteten stets am Schlusse von zwei Zeilen die Worte des Liedes gleichklingend: und doch auch wieder nicht ganz gleich: als ob sich zwei Stimmen suchten im Hall und Wiederhall. Oder wie wenn Mann und Weib, eins und doch zwei, sich zusammenschließen im Kuß.

Der Knabe sang in der weichen, lispelnden, irischen Sprache, die Halfred wohl kannte: aber jenen Gleichklang hatte er nie gehört, der viel ohrgefälliger klingt als die gleichanlautenden Stäbe der Skalden.

Und das Lied des Knaben klang:

Weiße Rose nickt an Zweigen
  Sehnend durch die Maienluft:
„Sonnengott, dir bin ich eigen!
Wann wirst du dein Antlitz zeigen,
  Aufzutrinken meinen Duft?
Wann wirst du mit heißem Grüßen
  Zittern über meinem Blüh'n?
Komm, — und muß ich sterbend büßen —
Laß in meinen Kelch den süßen
  Gotteskuß hernieder glüh'n."

Da schloß der Knabe Gesang und Spiel mit helltönendem Vollklang der Saiten.

Und sowie er schwieg und die Harfe in die Zweige hing, siehe, da kamen von der nächsten Buche zwei schneeweiße Tauben geflogen: die setzten sich die eine zur Rechten, die andere zur Linken auf des Knaben Schultern, der lächelnd ihre Köpfchen streichelte und langsam, sinnend, mit edlem, fast etwas zagem Schritt die weiße Holztreppe herunterwandelte und nun auf den schönen blumenvollen Rasen der Waldwiese trat.

Halfred sorgte, der zarte Harfner möchte erschrecken, schritte er plötzlich aus dem Dickicht auf ihn zu. Er rief ihn daher zuerst von weitem und mit leiser Stimme an, langsam näher kommend: „Heil, feiner Knabe! bist du ein Sterblicher, sollen die Götter dir hold sein. Bist du aber selbst ein Gott oder, wie ich rate, der Lichtelben einer, so sei du mir Erdenmanne nicht unhold."

Da wandte sich der Knabe langsam, ohne zu erschrecken,

oder nur zu erstaunen, auf ihn zu, der jetzt ganz nahe gekommen und sprach mit wohllaut-schwingender Stimme: „Willkommen, Halfred. Bist du endlich kommen? Lang harr' ich dein.“ Und bot ihm beide Hände hin, den Blick der goldnen Augen bis in seine Seele tauchend.

Halfred aber wagte nicht, diese Hände zu berühren: er fühlte tief aus seines Wesens Grunde wohlige Wärme aufsteigen und durch Leib und Seele rieseln Schauer des Wohlgefallens, der Freude an höchster Schönheit: aber auch heiliges Grauen wie vor Götter- oder Geisternähe: denn er zweifelte nun vollends nicht mehr: ein Überirdischer stand vor ihm.

Fast versagten ihm Atem und Stimme, als er forschte: „Wer hat dir Halfreds Kommen und Namen verkündet?“ — „Das Mondlicht.“ — „So bist du also, wie ich gleich erkannte, der Lichtelben Fürst, dem Mond und Sterne Sprache sprechen. Sei mir hold, o lieblichster der Götter.“ Da lächelte der Knabe: „Ich bin ein Menschenkind gleich dir, Halfred. Tritt näher: fasse meine Hände.“

„Wer aber bist du, wenn du sterblich bist?“ fragte Halfred immer noch zögernd. — „Thoril, König Thoruls elternverwaistes Enkelkind.“ — „Und warum weilst du einsam hier, auf kleinem Eiland, wie verborgen, und nicht in König Thoruls Halle?“ — „Ihm träumte dreimal, mir drohe Gefahr in dem Monat, da die Wildrosen blühen: ein fremdes Schiff, das in seiner Hafenburg lande, werde mich davonführen auf Nimmerwiedersehen. Der Gefahr mich ganz sicher zu entziehen, sandte er mich hierher auf diese entlegene kleine Insel, an der wegen des Klippengürtels kein Meerschiff landen kann: nur Moëngal, sein alter Waffenträger, und dessen Weib, meine Amme, sind mit mir: dort in jenem kleinen Holzhaus hinter dem Buchenhügel wohnen wir. Aber solange die liebe Herrin leuchtet

und die bunten Tagfalter über die Blumen fliegen, weile ich hier in lauschiger, luftiger Laube.“ — „Aber, du Wunderknabe, wenn du wirklich ein Menschenkind, wie verriet dir mein Kommen, meinen Namen der Mond?“ — „Ich soll nicht schlafen im Mondlicht, weil es mich hinauszieht und empor: vom Lager hebt es mich zwingend auf und zu sich hinan; mit geschlossenen Augen, sagen sie, wandl' ich dann dahin auf schmalstem Dachesfirst und weithin durch Wälder und Berge schaue ich, was sich spät, was sich ferne begiebt. Sorgfältig hüten sie mich davor in der Königshalle; aber hier blickt der traute Mond frei durch die Ritzen unseres Hüttendachs. Und da sah ich vor sieben Nächten ein Schiff mit Schwanenbug, das näher und näher herantrieb: auf dem Deck unter den Sternen lag schlummerlos ein dunkelbärtiger Mann mit mächtigem Antlitz: Halfred riefen ihn zwei Freunde.

Und immer näher flog der Segelschwan; als aber in einer Wolkennacht der Mond nicht auf mein Lager schien und mein Auge Schiff und Mann nicht sehen konnte, da ergriff mich Sehnsucht nach dem mächtigen Antlitz: und ich legte seither mein Pfühl und mein Haupt stets sorgsam unter den vollen Guß des Mondlichts: und Nacht für Nacht schaute ich wieder die hohe Stirn und die bleichen Schläfe. Aber noch schöner und herrlicher bist du als dein Traumbild und niemals habe ich einen Mann gesehen deinesgleichen.“ „Du aber bist,“ rief Halfred, des Sängers Hände beide fassend, „so frühlingschön wie Baldur, holder Knabe! Nie hab' ich solchen Liebreiz noch geschaut an Jüngling oder Mädchen: wie Sonnenschein auf erstarrte Glieder, wie Chioswein durch durstende Kehle flutet deine Schönheit durch mein Auge tief mir in die Seele: du bist wie Amselruf und Waldesblume, wie Abendstern im Goldgewölk, bist wie das allerwundersamste Lied,

das je aus Skaldenmund geklungen: selbst, so wie du lebst und wandelst, bist du eitel Dichtung. O Thoril, goldner Knabe, wie bist du so hold! wie hast du mein trauerkrankes Herz erquickt! o Thoril, geh nicht mehr von mir! Greife nochmal in die Zauberharfe: erhebe noch einmal den süßen Gesang, der mir die Seele aus Todesschlaf geweckt. O komm, laß mich das schwere Haupt auf deine Kniee legen und in dein sonnig Wunderantlitz schauen, weil du die Harfe stimmst und spielst und singst."

Und also thaten die beiden.

Und zutraulich flog eine der beiden Tauben von Thorils Hand auf Halfreds breite Schulter und gurrte der andern Taube nickend zu.

Und als das Lied zu Ende war, faßte Halfred wieder des Knaben beide Hände und zog sie langsam, langsam über seine Stirne und seine feuchten Augen.

Und war das ganz wie in den heiligen Büchern der Juden zu lesen steht von dem König voll Gram und Schwermut, der nur beim Harfenspiel des Knaben Isais genas.

XII.

Und währte das viele Tage: und auf Halfreds Stirne wichen die Falten und Furchen eine nach der andern. Und konnte wieder tief Atem holen mit voller Brust ohne zu seufzen.

Und er trug das Haupt wieder hoch emporgerichtet, — wann er es nicht gerade niederbeugte, dem Knaben in die goldnen Augen zu sehen, was er immer wieder und immer wieder that. Und solche Furcht hatte Halfred, Thoril

wieder zu verlieren, daß er ihm den langen Tag nicht von der Seite wich: und weil Thorils Lager und Schlafraum so schmal waren, daß, wie er sagte, Halfred sie nicht teilen konnte, so legte sich dieser vor der Thüre auf die Schwelle.

Und konnte zwar wieder nicht schlafen; aber jetzt, weil er voll Sehnen die Atemzüge des Schlummernden zählte. Und beim frühesten Morgengrauen schon pochte er Thoril aus Schlaf und Schlafgemach.

Und schien des Wunsches alte Gabe Halfred wiedergegeben, alle Herzen zu gewinnen: denn die beiden Pfleger des Knaben, die voll Mißtrauen den fremden Mann an Thorils Hand auf ihre Hütte zuschreiten sahen — mit dem Speere war ihm der alte Moëngal entgegengefahren, — waren ihm alsbald hold und gewonnen, als er sie mit dem alten Wunsches-Lächeln bat: „Lasset mich genesen an Thorils goldnen Augen."

Am dreißigsten Tage aber — die Zeit, da der Singschwan ihn holen sollte, war lange verstrichen, aber Halfred dachte nicht daran — zogen die beiden aus mit Angel und Netz, Fische zu fangen. Denn Moëngals Vorräte waren ausgegangen.

In der Mitte des Eilandes lag ein dunkler See zwischen hohen, steilen Felswänden. Aus dem See aber ging ein Flüßchen in das offene Meer. In einem kleinen Boote fuhr man auf dem See und auf dessen Ausfluß in das Meer. Und waren da viele edle Fische, die man Silberlachs nennt, in dem See und in dem Fluß bis in die Salzflut hinein. Und Halfred und Thoril fuhren den ganzen Morgen auf dem See und legten Grundangeln und Netze. Und als es gegen mittag immer heißer und heißer auf sie niederbrannte, sagte Halfred: „Komm hinweg von dieser schattenlosen Tiefe. Da oben auf dem Felsenrande

sehe ich eine silberne Quelle glitzernd niederstäuben, — aus Wildrosen, aus Erlen bricht sie vor — da oben ist es kühl und schattig. Leicht finden wir auch eine Grotte in dem Tuffstein: mich lüstet nach frischem Quellwasser. Und dort oben zur Linken nicken dunkle süße Beeren — die stillen den Durst und die jungen Knaben lieben sie — laß uns hinaufglimmen: ich stütze dich gern.“ Und langsam stiegen sie die steilen Felshänge hinan: Thoril gestützt bald, bald geführt von Halfred.

Da quoll ihnen auf dem halben Wege zur Quelle ein starker Duft aus einem hohlen Lindenbaum entgegen, wie Wein, — es war aber wilder Honig, den Waldbienen hier zusammengetragen.

Und Thoril tauchte den Zeigefinger tief in das helle dichte Gezäh und legte ihn auf Halfreds Lippen und lächelte ihn an und sprach: „Nimm! es ist viel süße!“ Und gar holdselig sah er aus. Da rief Halfred: „Solchen Honig haben, so sagen die Leute, die Götter auf meine Lippen gelegt — versuch', ob es wahr ist.“

Und er faßte rasch Thorils Haupt, der sich zu ihm herniederbeugte, mit beiden Händen und küßte ihn auf die schwellenden Lippen. Da fuhren beide auseinander: — heiß wie Glut durchschoß es Halfreds Leib: — Thoril aber wandte das Antlitz leis erbebend ab und stieg rascher den Fels hinan.

Halfred blieb stehen, tief Atem holend.

Dann folgte er.

„Sieh, Thoril,“ rief er, Halt machend, „diese Höhle von den Elben in den Fels gesprengt: die dichten Dornbüsche mit den duftigen roten Blumen verdecken fast den Eingang: da sieh, dort hütet die braune Nachtsängerin an ihrem Neste die schmale Pforte. Und wie die Honigbienen darum schwärmen! Hier wollen wir im Herab-

steigen eindringen und uns lagern, wenn wir getrunken da oben."

Aber Thoril gab nicht Antwort und stieg rascher empor. Noch etwa fünfzig Schritte hatten sie aufwärts zu klimmen bis an den Felsenrand, von welchem der Sturzquell silberstäubend herabdrang: Halfred fiel es auf, daß der Knabe fortan stets voranging, ihm den Rücken zuwendend, und, wenn er ihn im Klimmen stützen wollte, ohne umzusehen sich selber half.

Heiß brannte der Mittag auf die Felsen nieder; rings war tiefe Stille: nur blaue Fliegen schossen schwirrend durch den Sonnenduft und hoch aus den Lüften scholl manchmal der schrille Schrei des Wanderfalken, der mit gespannten Schwingen ob ihren Häuptern kreiste. Sie waren aber nun so hoch gedrungen, daß sie weit über die kleine Insel hinweg nach drei Seiten hinter und neben sich das blaue Meer erschauten.

Das Meer aber schlang um die blühende Insel seinen dunkelstahlblauen Arm, wie gepanzerter Held um blühendes Weib. Fern von Westen aber nahte ein weißes Segel. —

Endlich hatten sie die Höhe erreicht: Thoril stand oben hart an dem Wasserguß, wo kaum ein Paar Menschenfüße auf dem nassen, glatten, bröckeligen Gestein Stehraum fand. Unter ihm, etwa fünf Fuß tiefer, hielt Halfred und sah zu ihm empor: „Gieb mir zu trinken, mich dürstet sehr!" rief er ihm zu.

Und Thoril zog aus seiner Fischertasche eine gewölbte silberglänzende Perlmuttermuschel. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, füllte die Muschel randvoll und wandte sich, Halfred die Schale herabzureichen: da glitt sein Fuß von dem glatten Gestein: vergebens wollte er sich halten, die Arme ausspreitend an den nackten Felswänden, Halfred

sah ihn gerade auf sich herabstürzen: weit breitete er die beiden starken Arme aus, die leichte Last auf sich zu nehmen: aber sieh! welch' Wunder! in dem raschen Fall war die Spange gebrochen, welche Thorils weißes Linnengewand über der Brust zusammenhielt: weit auseinander, über die Schultern herab, fiel das Gewand: zugleich fiel das Fischernetz, das die goldenen Haare zusammenfaßte: ein reicher Strom von flutendem Gelock ergoß sich über den schimmernden Nacken und die wogende Brust.

„Ein Weib bist du! Ein Mädchen!" jubelte Halfred laut empor; „Dank euch, ihr Sterne! Ja, das ist Voll-Liebe!" Und das schöne Mädchen barg die erglühenden Wangen an Halfreds Hals. In wenigen Schritten hatte dieser mit seiner schlanken Bürde die Felshöhle wieder erreicht, an der sie beim Aufsteigen vorbeigekommen. Halfred bog die Zweige des wilden Rosenstrauches zurück. Die Nachtsängerin, welche dort, an ihrem Neste sitzend, sang, flog nur kurz auf: es ward gleich wieder so still in der schattigen Höhle, daß das Vöglein alsbald wieder zu Neste flog und den Eingang hütend laut und ununterbrochen sang und schmetterte.

Und die Bienen flogen summend um die wilden Rosen. — —

Und als die Abendsonne rotglühend über das Eiland schien, schritten Halfred und das Mädchen aus der Höhle. Und war nun des Mädchens Antlitz noch unvergleichlich schöner denn zuvor. Und trug sie das Haar nicht mehr im Netze, sondern frei wallend, daß es, wie ein Mantel aus Sonnengold gesponnener Fäden, vom Hals bis auf die Kniee sie bedeckte. Und statt der verlorenen Spange hielt ein kleiner Rosendornzweig mit einer aufgeblüten Rose das Gewand über ihrer Brust zusammen.

Und so schritten sie Hand in Hand zu dem See her-

nieder und dort holte Thora ihre dreieckige Harfe aus dem Boot und so wandelten sie entlang des Flüßchens, das aus dem See nach dem Meer eilte, hinab an die Bucht gen Westen.

Das Schiff aber, das von Westen her auf die Insel gehalten hatte, war der Singschwan gewesen. Jetzt lag er in geringer Entfernung in der Bucht vor Anker; hell leuchteten seine Segel im Abendlicht. Und das Schutboot fuhr von dem Schiff an den Strand, Halfred und das Wasserboot abzuholen, geführt von Hartvik und Eigil.

Und sprangen die Blutsbrüder an den Strand und staunten sehr, als sie Halfred Hand in Hand mit einem wunderschönen Weibe stehen sahen: stumm fragten ihre Blicke.

Halfred aber sprach: den Arm um das schlanke Mädchen schlingend: „Diese ist Thora Goldauge, König Thoruls Tochter. Sie ward hier vor mir verborgen und in Knabenkleider gehüllt, daß ich sie nicht finden sollte. Aber ich habe sie doch gefunden: gegen Sternenlauf und Götterwillen: liebet sie wie mich selber: denn sie ist mein Weib."

XIII.

Und war das nun sehr wunderbar zu sehen wie Halfred ein ganz anderer geworden war, seit er Thora gewonnen hatte.

Er legte den zerschlissenen Dunkelrock ab und kleidete sich in das kostbarste Königsgewand von Scharlach und reichem Gold, das im Beutehort des Singschwans als ein Kleinod zu unterst lag. Er trank den funkelnden Chios-

wein aus silbernen Schalen und eifrig trank er Thora Freias Minne zu. Er spielte viel auf ihrer Harfe und sang neue Lieder, viel schönere und heißere und mächtigere, nach einer Weise, die er erfand und „Thoras Stimmfall“ nannte.

Und schien er ganz verjüngt: denn von seiner Stirne wichen die tiefen Furchen: die Augen, die er gesenkt getragen, als schaue er rückwärts oder in sich selbst hinein, schlug er nun leuchtend wieder auf: und um seinen Mund spielte wieder selig das Lächeln des Wunsches. Und er wich Tag und Nacht nicht von seines jungen Weibes Seite: und ward nicht müde, ihr langes goldenes Haar zu streicheln oder ihr tief in die goldenen, selig schimmernden Augen zu sehen. In der Nacht aber legte er sie oft auf seine Arme und hielt sie hoch empor: und zeigte sie schweigend den schweigenden Sternen.

Und hatte selbst das Steuer ergriffen, den Singschwan nach Süden zu wenden: „Denn,“ sprach er, „Thora soll die Inseln schauen, die seligen, im blauen Griechenmeer, auf welchen Marmorbilder, weiß und schlank gleich ihr, aus immergrünen Lorbeerbüschen lauschen.“ Und die Brandflecken der Schwanenflügel ließ er tilgen und Mast und Rahen mußten stets mit frischen Blumen bekränzt sein: denn Thora liebte die Blumen.

Das junge Weib aber hatte nur Augen für Halfred: sie sprach nicht viele Worte, aber unter süßem Lächeln flüsterte sie oft: „Ja wahrlich, du bist des Himmels Sohn: Erdenmänner, wie ich sie sonst gesehen in meines Vaters Halle, mögen nicht so gewaltig sein und so weich zumal: du bist wie das Meer: ein furchtbarer unwiderstehlicher Gott und ein lieblich träumendes Kind zugleich.“ Und wenn sie dahinschwebte über das Schiff im ganz schneeweißen Gewande und mit dem goldig flutenden Haare, so

hielten die Männer an den Schiffsbänken mit rudern inne und Hartvik an seinem Steuer vergaß des Steuers zu achten und folgte ihren Schritten mit staunenden Augen. Und wenn sie nahe ans Land fuhren und die Leute sie auf den Flügeln des Singschwans schweben sahen — wo sie am liebsten stand — so streuten sie ihr opfernd Blumen: denn sie glaubten, Frigg oder Freia komme zu Gastbesuch herangesegelt.

Und sagte mir Halfred, daß sie schöner wurde von Tag zu Tag. Und ging das so wohl viermal sieben Nächte. Und war Halfred so berauscht und versunken in Thora, daß er gar nicht darauf achtete, was unter dem Schiffsvolk brütete und was seine Blutsbrüder, die sich seitab von ihm hielten, zusammen raunten. Er hörte nur einmal, wie ihm später einfiel, daß Hartvik zu Eigil flüsterte: „Nein, sage ich dir! Niemals thut er es selbst und in Güte. Auch dem Kranken muß der Arzt mit Gewalt die Wunde ausbrennen.“

Er achtete nicht auf diese Worte und verstand sie nicht. Bald darauf aber verstand er sie.

In einer hellen Mondnacht hatten Halfred und Thora bereits in ihrer Kammer im Zwischendeck, wohin eine schmale Luke und Treppe abwärts führte, das Lager gesucht: und Thora war entschlummert. Bevor aber Halfred einschlief, war es ihm, als spüre er deutlich den Singschwan, zwar sehr langsam, aber doch unverkennbar wenden: er ächzte wie widerstrebend unter dem Druck des Steuers; auch glaubte er, viele Tritte auf Deck zu hören durch die offene Luke, flüsternde Stimmen und hin und wieder klirrende Waffen: unwillkürlich blickte er zu Häupten des Lagers, wo sein Hammer schützend über dem Brautpfühl hing: die Öse war leer, der Hammer fehlte.

Rasch, aber leise, die Schlummernde nicht zu wecken,

sprang er die schmale Treppe hinauf: er kam gerade noch recht: eben waren Hartvik und Eigil daran, das schwere Fallbrett, das mit einem Riegel über die Luke zu schieben war, darüberzuziehen und so das Paar im Zwischendeck einzuschließen: da stand Halfred schon mit dem rechten Fuß auf Deck, mit dem linken auf der ersten Treppenstufe: Hartvik und Eigil sprangen vom Boden auf und wichen etwas zurück, Hartvik stützte sich auf Halfreds Hammer; das Schiffsvolk stand in Waffen im Halbkreis hinter ihm: auch das Steuer war von Bewaffneten besetzt und hatte gewendet: das Schiff ging nicht mehr nach Südost, es hielt nach Westnordwest und die Segel waren halbgerefft.

„Was schafft ihr da, meine Blutsbrüder,“ sprach Halfred leise — denn er dachte Thoras, — und immer erstaunt noch mehr als erzürnt, „raset ihr oder seid ihr untreu geworden?“

Eine Weile schwiegen alle, erschreckt durch Halfreds plötzliches Erscheinen, den sie im tiefsten Schlafe an Thoras Seite wähnten. Aber Hartvik faßte sich und sprach: „Nicht wir sind rasend und treulos geworden, aber du, unser unseliger Bruder, unter Elbenzauber. Wir wollten vollführen, was geschehen muß, ohne daß du's hindern konntest: du solltest das Deck erst wieder betreten, wenn du, dir zum Heile, gegen deinen Willen, gerettet warst. Nun, da du aber zu früh gekommen, erfahre, was wir, deine Blutsbrüder, und die meisten hier am Bord im versammelten Schiffsrat gestern Nacht beschlossen, dir zum Heil beschlossen, wenn auch manche widersprachen und dich erst fragen wollten. Füge dich drein in Güte: denn unabwendbar ist's wie Sternengang. Und ob du auch sehr stark bist, Halfred Hamundssohn, bedenke, du bist ohne Waffen und wir sind siebzig.“ —

Halfred schwieg: mächtig schwoll ihm die Zornesader, aber er dachte Thoras: „Sie schläft,“ flüsterte er: „sagt leise, was ihr zu sagen habt: ich höre.“

„Halfred, unser lieber Blutsbruder,“ fuhr Hartvik leise fort, „du liegst zaubersiech in eines Weibes Banden, die — ich will sie wahrlich nicht schelten, denn ich liebe sie viel heißer als mein eigen Herzblut — was immer sie sein mag — ein Erdenweib ist sie unzweifelhaft nicht! Hier waltet einer der stärksten Zauber, die je gezaubert worden und je Mannessinn bethört. Nicht schmähe ich sie darum, wie manche thun unter den Segelbrüdern. Sie kann nicht anders: es ist ihr Wesen so. Sie ist wohl ein Elbenweib oder wie sonst die Iren ihre weißen Halbgöttinnen nennen. In alten Sagen ist's erzählt: es giebt solche Weiberwesen, welche, sie wollen oder nicht, wohin sie kommen, aller Männer Augen und Herzen berücken; in Herjadal lebte eine solche vor siebzig Jahren: und ward nicht eher Ruhe im Lande, bis man ihr einen Mühlstein um den Hals gehängt und sie versenkt hatte, wo der Fjord am tiefsten war.

Daß aber dieses Weib kein Erdenweib, sieht jeder, der ihr nur einmal in das weiße Antlitz sah, durch das alle Adern bläulich schimmern, und in das elfisch leuchtende Goldauge: dazu braucht einer nicht erst gesehen zu haben, was manche unter uns gesehen, wie sie neulich in der Vollmondnacht unhörbar sich von deiner Seite hob und heraufschwebte auf Deck und mit geschlossenen Augen auf den schmalsten Flügelfedern des Singschwans auf und nieder tanzte wie Elben auf Mondenstrahlen. Und als der Mond wieder hinter Wolken ging, glitt sie ebenso leise hinab zu dir.

Aber das ist das geringste ihrer Wunder. Nicht bloß dich hat ihr Reiz berückt: verwirrt hat sie die Segelbrüder

alle, daß sie Pflicht und Ruder vergessen, ihr nachzuschauen, wie sie schwebt.

Ja, unter uns Blutsfreunden selbst hat sie furchtbare unheimliche Gedanken entzündet gegen dich und gegeneinander: ich, der ich der Weiber nie geachtet und Eigil, der nie eines anderen Weibes gedacht als meiner verbrannten Schwester, wir haben uns offen und treuherzig neulich Nacht gestanden, wie uns das schweigende weiße Mädchenweib die Sinne so wild verrückt hat, daß jeder von uns schon dir den Tod gewünscht, ja selbst den Tod gesonnen, um dann die Goldgelockte zu gewinnen. Und als wir uns beide den gleichen Gedanken gestanden, schämten wir uns. Und sannen doch zugleich einer dem andern den Tod!

Das muß ein Ende nehmen!

Es soll nicht dies schlanke gleißende Weib Männer zu Mördern machen in ihren Gedanken, die Feuer und Blut mit einander geteilt. Nicht über Bord wollen wir sie werfen, wie manche der Segelbrüder geraten aus Geisterfurcht — was hülfe es auch: sie schwämme wie eine Silbermöwe auf den Spitzen der Wellen! — aber zurückführen wollen wir sie auf das einsame Eiland, wo kein Männerauge sie schaut und wohin sie wohl weise Götter gebannt. Wir alle wollen genesen und keiner soll haben, was jeder begehrt."

Furchtbar pochte die Zornesader an Halfreds Schläfe: „Dem ersten," sprach er ganz leise aus knirschenden Zähnen, „dem ersten, der eine Hand, ja nur den Blick nach ihr erhebt, dem reiß' ich das freche Herz aus lebendem Leib." Und er trat auch mit dem linken Fuß empor auf das Deck, so daß er ganz die Luke füllte.

Und so furchtbar drohend war sein Antlitz zu schauen, daß Hartvik und alle die Gewaffneten zwei Schritte zurückwichen.

Aber Eigil trat wieder einen Schritt vor und hob an mit lauterer Stimme als Hartvik geführt hatte: „Halfred, gieb nach, wir haben's geschworen! Wir werden dich zwingen!"

„Ihr mich zwingen?" rief auch Halfred jetzt mit stärkerer Stimme, „Meuterer und Empörer an Singschwansbord! Was sagt der Wikinga-Balk? Dem Hund gleich soll hangen am Hals an der Hauptrah, wer heimlich dem Schiffsherrn verhetzt den Gehorsam!" „Dem Schiffsherrn ja, wenn nicht Wahnsinn ihn wirrt," schrie Eigil dagegen. „Darfst du vom Rechte reden, Halfred Hamundssohn? Nur weil Wahnsinn und Zauber dich entschuldigen, haben wir nicht längst unser Recht gebraucht gegen dich, der du jedwedes Wort und Band des Rechts gebrochen. Wir heischen unser Recht! Du aber hast kein Recht auf jenes Weib.

Hast du vergessen, eidbrüchiger Mann, jener blutigen Sonnwendnacht am Hamundsfjord? Davon hast du ihr wohl nicht geredet, als du wie ein liebesiecher Knabe um diese schlanke Zauberin gefreit. Du hast es vergessen: aber der Seefahrer, der an jener Stätte vorüberfährt, der schaut mit Grausen den ungeheuren schwarzen Heklastein, der da ein ungeheures Schicksal verbergen soll und decken einen ungeheuren Fluch. Aber so groß und schwer er ist — er kann es nicht niederbergen: aufsteigen racheheischend die Schatten der viel hundert Toten, die dort ruhen um deine Schuld und denen du Pflicht und Schwur gebrochen. Denn wie hast du geeidet in jener Nacht?: ‚Abschwöre ich hier um des grausen Unheils willen, das ich heraufgeführt über Weib und Kind und viele hundert Freunde und Fremde, abschwör' ich für immer dem Glück und der Freude, dem Sang, dem Frohtrunk, der Weibesliebe. Den Toten nur, den um meine Schuld Erschlagenen, mit deren Asche ich mich hier auf diesem Grabhügel bedeckt, gehör'

ich an und unter den Lebenden meinen treuen Blutsbrüdern. Und breche ich dies schwurheilige Gelübde, ganz soll Frau Harthilds Fluch sich vollenden.‘ — Aber du scheust nicht mehr Götter und Menschen: nicht uns mehr, deine Blutsbrüder, die zu dir gestanden bis in den Tod, die dir Treue gehalten gegen die eigenen Sippen, die dein Haupt geschützt gegen König Hartsteins Schwert, als du wehrlos wie ein Kind auf unsern Knieen lagst, die wir unsere nächsten Gesippen für dich erschlagen, die wir Schwester und Geliebte dir verziehen. Auch sie selbst, deren üppige Lippen dir das Vergessen in die Stirne geküßt, auch sie selbst hat deine Selbstsucht mit vergessen: denn du wirst sie verderben: so gewiß die Götter Flüche vernehmen und Eidbrüche strafen.

Du hast der Weißarmigen wohl nie erzählt, welch' furchtbaren Fluch du mit jedem Kuß näher und näher heranziehst auf ihr Haupt."

„Schweig! Rabe," rief Halfred drohend, in Grauen und Zorn erbleichend.

Aber Eigil fuhr fort: „Wer weiß, ob die goldenen Augen sich nicht schaudernd von dir wendeten, wüßten sie, daß auf deinem Haupte lastet der Fluch des durch dich verbrannten Eheweibes, des ungeboren gemordeten Sohnes! Und du hast sie ausgesetzt wie dich selber dem grimmigsten Wort: — es wird sich erfüllen, denn unfehlbar ist so todgrimmiger Haß:

Fluch über deine stolzen Gedanken — Wahnsinn soll sie schlagen!

Fluch über deine falschen Augen — Blindheit soll sie treffen!

Fluch über deine lügenden Lippen — sie sollen verlechzen und nie mehr lächeln!

Doch zwiefacher Fluch soll euch beide zerfleischen, wenn

Weibesliebe du wieder gewinnst. In Irrsinn und Siechtum soll sie verderben, die du mehr als deine Seele liebst."

Da scholl ein leises Ächzen seelenzerschneidend aus der Lukenöffnung.

„Du hier?" rief Eigil und starrte.

Halfred wandte sich: da stand hinter ihm Thora, nicht weiß, wie sonst, sondern hochrot erglühenden Hauptes, wie eine Mohnblume: die Augen wirr nach oben gegen den Mond und die Sterne gerichtet: beide Arme hob sie plötzlich hoch empor, als wollte sie einen furchtbaren Streich aus den Wolken von Halfreds Haupt abwenden: — dann nochmal ein leises, aber markdurchdringendes Ächzen: und nun fiel sie nach vorwärts auf das Antlitz wie eine gemähte Blume: Blut floß von ihrem Munde: rasch wollte Halfred sie erheben, aber leblos hing die leichte Gestalt in seinen Armen.

„Tot?" schrie Halfred, „gemordet? Und ihr habt sie gemordet!" Er ließ die Eiskalte gleiten, entriß, in gewaltigem Satz vorspringend, Hartvik seinen Hammer und weit ausholend traf er mit einem einzigen Streich seines Armes zerschmetternd seiner beiden Blutsbrüder Häupter, daß Hirn, Blut und Schädelknochen umherspritzten.

Und auf diese That begann an Bord des Singschwans ein Morden, ähnlich dem in der Sonnwendnacht: nur viel kürzer währte es: denn es waren weniger zu erschlagen.

Halfred war, als sei ihm die Schläfenader gesprungen: er fühlte statt Gehirns nur siedendes Blut in dem Haupt, er schmeckte Blut im Munde, er sah nur rotes Blut vor Augen; ohne Wahl, ohne zu fragen, wer für ihn sei oder wider ihn, sprang er in den dichtesten Haufen der Gewaffneten, faßte Mann für Mann mit der Linken an der Gurgel und zerschlug ihnen mit der Breitseite des Hammers den Schädel.

Er achtete gar nicht darauf, daß eine Hand voll Leute zu ihm standen; er merkte nicht die zahlreichen Wunden, die er an Armen und im Gesicht und an den Händen im Nahekampf von den Verzweifelten empfing; er raste fort, und mordete, bis alle, die er vor sich gesehen, stumm und tot auf Deck lagen: da wandte er sich, hoch den Hammer schwingend, und schrie: „Wer atmet noch außer Halfred auf dem Fluchschiff?“

Da sah er, daß etwa sechs Männer noch, von denen, die zu ihm geholfen hatten, hinter ihm knieten: sie hielten im Halbkreis Thoras Leib mit ihren Schilden umringt und hatten manchen Speerwurf abgewendet, der der Leiche der weißen Walandin gegolten: Halfred erkannte das.

„Steht auf,“ sagte er, mit dem linken Arm sich Blut und Schweiß von der Stirne und weißen Schaum vom Munde wischend. Er steckte den blutigen Hammer in den Gürtel und kniete neben Thora, ihr Antlitz, das bleicher geworden als je zuvor, an seine Brust schmiegend. „Es war zuviel auf einmal zu hören und zu tragen. Dieses Fluches furchtbare Hagelkörner haben die weiße Rose zu schwer getroffen.“

Da schlug sie die Augen auf und hauchte: „Nicht um mich, nur um dich hat mich der Fluch, der grauenhafte, erschreckt.“

„Sie lebt! sie lebt! Dank euch, ihr gütigen Götter,“ jubelte Halfred auf. „Sie konnte ja auch nicht sterben um fremde Schuld! Sie muß genesen, so wahr als Götter leben. Erläge Thora um meine, um anderer Menschen Schuld, mit diesem Hammer müßt' ich alle Götter erschlagen.“

Und zärtlich und leise wie eine Mutter das kranke Kind hob der gewaltige Mann das junge Weib auf seine beiden Arme und trug sie, sacht auftretend, die Stufen hinab.

Aber noch einmal, bevor sie das Deck verließ, schlug Thora die Augen auf: sie sah Halfred über und über mit Blut befleckt: sie erkannte an Rüstung und Gewand Hartviks und Eigils Leichen mit furchtbar zerschmetterten Häuptern: sie sah das ganze Deck mit Toten besät: sie sah, daß nur sehr wenige noch übrig waren von dem Schiffsvolk und schaudernd, zusammenzuckend, schloß sie wieder die Augen.

XIV.

Halfred aber kniete Tag und Nacht neben ihrem Lager: er hielt ihre matte Hand, er lauschte auf ihren schwachen Atem: er küßte von ihrem Munde die leisen Tropfen Blutes, die manchmal daraus quollen.

Er hatte das Brett, das die Luke schloß, mit herabgenommen ins Zwischendeck; Himmel und Sterne leuchteten bis auf Thoras Pfühl.

Wenn der Tag schlimm gewesen und viel des Bluts entquollen war und sie entschlief mit sinkender Nacht, — dann stieg er wohl ein paar Stufen hinauf, zog den Hammer aus dem Gürtel und drohte gegen die Sterne hinan mit furchtbaren Worten: „Laßt ihr sie sterben um fremde Schuld, dann weh euch, ihr Götter, weh allem was lebt!" —

Hatte sich aber die Kranke gekräftigt und ihm freundlich beruhigend zugelächelt, dann stieg derselbe grimmige Mann empor aufs Deck, kniete nieder und rief mit ausgebreiteten Armen in thränenerstickter Stimme: „Dank, Dank euch, ihr guten Götter! Ich wußt' es ja, daß ihr lebt und gerecht waltet und sie nicht sterben laßt um fremde Schuld."

Und schwankte der Tag zwischen Gutem und Bösem, zwischen Furcht und Hoffnung auf und nieder, dann durch-

maß er das enge Gemach mit hastigen Schritten und murmelte unaufhörlich: „Sind Götter? sind Götter? sind gütige Götter?“

Und er glaubte, Thora hörte das nicht, weil sie schlafe. Aber sie lag oft wach mit geschlossenen Augen, und vernahm alles und es quälte sie sehr im Wachen und Träumen. Und Halfred erzählte ihr auf ihr stummes Bitten nun alles von Frau Harthild und von dem Fluch und wie alles gewesen. Als er geschlossen, lispelte sie schauernd: „Viel hat sich erfüllt! wenn sich noch mehr erfüllte, — armer Halfred!“ —

Aber es schien besser zu werden mit Thora.

Und Halfred beschloß, sie demnächst emporzutragen auf Deck, daß sie frische Luft atme und die Schönheit von Meer und Himmel wieder schaue. Und ließ das Deck sorgsam reinigen von allen Spuren des grausen Kampfes und gebot den Schiffsleuten, den Tag vorher an einem Strand anzulaufen, welcher voll Sommerblumen lachte und befahl einen ganzen Berg von Blumen, wie er sagte, auf das Schiff zu schaffen: denn auf einen Blumenhügel wollte er sie betten.

Und die Männer gehorchten und war das ganze Deck mit Blumen bestreut so dicht, daß nirgend ein Stück des Holzes sichtbar war. Und hart am Mast erhob sich ein schwellend Pfühl von duftigem lockerem Waldgras und allen schönsten Waldblumen, so hoch, daß es Halfred bis über die Kniee reichte. Darüber spreitete er einen weichen, weißlinnenen Mantel und legte die Schweratmende darauf.

Und wieder wurde es Vollmond, wie in jener Nacht des Kampfes auf dem Schiff: aber es jagte noch viel zerrissen Gewölk an dem Himmel: die segelnde Scheibe des Mondes war nicht durchgedrungen.

Und es war Sonnwendnacht: — die erste, die Halfred nicht an dem schwarzen Heklastein auf Island verbrachte.

Thora war eingeschlafen auf ihren Blumen.

Halfred hatte sie mit dem eignen Mantel zugedeckt. Und er saß hart an dem Blumenberg und sah auf das edle, bleiche, ganz blutlose Gesicht und blickte dann wieder still vor sich hin.

„Ihr habt's doch wohl gemacht, ihr Gütevollen da oben in den Sternen. Ihr habt's vergolten, daß ich niemals ganz an euch gezweifelt. Ich will auch nicht wieder mit euch rechten, weshalb ihr mir das zweite Furchtbare bereitet: daß ich meine lieben Blutsbrüder erschlagen mußte und so viele von den Schiffsgenossen.

Weil ihr nur diese Wunderblüte gerettet habt und nicht habt schuldlos verderben lassen um fremde Schuld, ewig will ich euch danken!

Und ein Dankeslied will ich euch dichten, ihr Gütigen, Gnadevollen, wie es noch nie erklungen ist zu eurem Lobe! Dank euch, ihr gütigen Götter!"

Und solches sinnend schlief er ein; denn viele, viele Nächte hatte er gar nicht mehr geschlafen.

Da weckte ihn ein durchdringender Ruf, der aus den Sternen zu dringen schien: „Halfred!" schlug es an sein Ohr hoch von oben her.

Er fuhr empor aus dem Schlaf und sah aufwärts: da schaute er, was ihn mit Entsetzen erfüllte: der volle Mond hatte während seines Schlafes die Wolken zerteilt und mit aller Macht auf Thoras Antlitz geleuchtet: jetzt sah Halfred sie hoch auf der schmalen Mittelrah des Mastes schwebend stehen, viele, viele Ellen ober seinem Haupte.

Wie ein weißer Geist glänzte sie im Mondlicht: ihre weitgeöffneten Augen blickten hinaus in die Zukunft: die Linke drückte sie auf die Brust, mit der Rechten griff sie wie abwehrend in die Nacht hinaus: sie hielt sich nicht fest auf der schwindelnd hohen schmalen Rahenstange, auf der

sonst nur die Silbermöwe schaukelnd rastete. Und stand doch sicher aufrecht. aber auf ihrem Antlitz lag verzweifeltes Weh.

„O Halfred," klagte sie mit einer leisen Stimme von herzzerreißender Angst, — „o Halfred, wie siehst du so wirr — wie furchtbar verwildert Haar und Bart — ach wie rollt dein Auge! — und halb nackt — wie ein Berserker — in zottiger Wolfsschur! Und wie bist du ganz mit unschuldiger Menschen Blut bedeckt! — Und was bedrohst du den Hirten in blondem Gelock, den freudigen Knaben? Hab' acht, hab' acht vor der Schleuder — hüte dich — wende das Haupt — es saust die Schleuder — es fliegt der Stein — o Halfred! dein Auge!" —

Und sie griff, weit vorbeugend, wie schirmend, mit beiden Armen in die Luft: sie mußte nun stürzen, so schien es.

„Falle nicht, Thora!" rief Halfred empor.

Da erwachte sie und, pfeilschnell, wie vom Blitz heruntergeschmettert, stürzte sie, hell aufschreiend, herab von dem schwindelhohen Mast. Die weiße Stirn schlug auf das Deck: — in Blut schwamm ihr Haupt und das goldne Gelock.

„Thora, Thora!" rief Halfred und hob sie empor und suchte ihr Auge: da fiel er sinnlos mit ihr auf sein Antlitz in die Blumen — denn sie war tot.

XV.

Als Halfred sich wieder erhob, — er hatte schon lange vorher die Besinnung wiedergefunden, aber nicht die Kraft aufzustehen — neigte sich die Sonne zum Niedergang.

Er rief den sechs Schiffsgenossen, welche sich scheu am Steuer und im Zwischendeck gehalten hatten, und sprach, und seine Stimme, sagte er mir selber, klang ihm fremd wie die eines andern.

„Sie ist tot. Tot um fremde Schuld. Es sind keine Götter. Ich müßte ihnen allen, Kopf für Kopf, mit diesem Hammer das Hirn zerschlagen. Die ganze Welt, Himmel und Meer und Erde und Hela müßte ich verbrennen in zehrendem Feuer. Nichts sollte mehr sein, da Thora nicht mehr ist. Die Welt kann ich nicht zerstören. Aber das Schiff und alles was darauf ist, verbrenne ich, ein großer Leichenbrand für Thora.

Thut, was ich euch sage!“

Und er bettete mit zärtlichen Händen die tote Thora in den Blumenberg, daß man fast nichts von ihrem Leib und Gewande sah. Und auf sein Gebot mußten die sechs Männer alle Waffen, Kleinode, Kleider und Geräte aus dem Hort des Singschwans von dem Schiffsbauch empor auf Deck tragen. Und häufte sie Halfred alle rings um den Mast auf den Blumenberg: und Purpurkleider, Linnentücher, Seidengewebe, Goldgeschirre, weiche Polster türmte er ringsumher. Dann übergoß er alles mit Schiffsteer und bedeckte es mit trockenem, dürrem Reisig, und mit Spänen aus der Küche. Und befahl alle Segel aufzuhissen: — es ging aber ein starker warmer Südwind. Dann stieg er auf den Steuerhochsitz und überschaute alles. Und er nickte mit dem Kopf wohlzufrieden. Und er stieg hinab, einen Feuerbrand aus der Küche zu holen. Als er wieder heraufkam, fand er von den Segelbrüdern die beiden Schiffsboote, das Wasserboot und das Schutboot, herabgelassen: sie schwankten links und rechts an den Bootseilen neben dem Singschwan.

„Eile, o Herr,“ rief ihm einer der Seeleute zu, „sowie

du die Fackel geworfen, in ein Boot zu springen: denn rasch wird bei diesem Föhn der Singschwan auflodern und leicht könnte der Brand auch die Boote ergreifen und dich und uns alle verderben."

Halfred sah mit großen Augen auf den Mann.

„Leben wollt ihr noch, nachdem ihr dies geschaut? Leben, meint ihr, soll ich, ohne Thora, nachdem die Schuldlose um fremde, um meine Schuld gestorben! Nein, gleich mir sollt ihr alle auf diesem Schiffe verbrennen, ein geringer Totenbrand wahrlich für Thora!"

„Du sollst nicht uns Schuldlose verderben. Scheue die Götter!" rief der Mann und sprang auf Halfred zu, ihm den Feuerbrand zu entreißen. Aber mit furchtbarem Faustschlag schmetterte ihn Halfred zu Boden. Grell lachte er auf und schrie: „Götter! wer wagt es noch, an Götter zu glauben, nachdem Thora schuldlos starb? Es sind keine Götter! sag' ich euch. Wären sie, ich müßte sie alle erschlagen. Und erschlagen will ich als meinen Todfeind, wer noch an Götter zu glauben bekennt." Wütend schwang er den Brand mit der Linken, den Hammer mit der Rechten und rief den zagenden Schiffsleuten zu: „Wählet: glaubt ihr, daß Götter sind, so schlag' ich euch nieder, wie diesen vorlauten Gesellen! Schwört ihr aber die Götter ab, so mögt ihr leben und hingehen und überall bezeugen, daß keine Götter sind! Sind Götter?" schrie der Rasende, hart vor die Erschrockenen tretend.

„Nein, o Herr, es sind keine Götter!" riefen die Männer und warfen sich auf die Kniee.

„So geht, und laßt mich allein gewähren!"

Zögernd stiegen die Schiffsleute die Strickleiter hinab in das Schutboot zur Linken.

Halfred aber steckte den Hammer in den Gürtel und schritt eilenden Fußes hierhin und dorthin auf dem Deck

und steckte Mast und Segel und Purpurkleider und Schnitzwerk und den Hals des Schwanenbildes in Brand; klagend zog noch einmal der Wind durch die gewölbten Flügel des Schwans.

Der starke Süd blies sausend in die flackernden Flammen, rasch stand das Schiff auf allen Seiten in lodernder Glut. Die Segel flogen wie feurige Flügel um den Mast.

Schweigend, die Arme verschränkt, saß Halfred auf dem Steuersitz, die Augen starr nur auf den Blumenberg gerichtet.

Pfeilschnell ging das brennende Schiff vor dem Winde: das Feuer hatte das trockene Waldgras rasch verzehrt und Thoras Leib und Antlitz ward voll sichtbar: da sah Halfred noch, wie die Flamme sengend Thoras langes, wallendes Goldhaar ergriff — „das war das letzte," sagte er mir, „was ich sah auf lange Zeit!" —

In ungeheurem Schmerz sprang er auf und rannte entlang dem ganzen brennenden Schiff mitten durch die Lohe auf Thora zu: er sprang in den Blumenberg, die Leiche zu umschlingen.

Da fühlte er einen furchtbaren Schlag auf das Haupt und das linke Auge: der halbverbrannte Mast schlug schmetternd auf ihn nieder: er stürzte in die Blumen und in die Flammen auf das Antlitz und Nacht umfing sein Auge.

XVI.

Da Halfred wieder erwachte, lag er auf dem Boden eines kleinen Bootes, das im offnen Meere trieb.

Sein Hammer lag zu seiner Rechten: ein Krug Wasser

stand zu seiner Linken: zwei Ruder lehnten am Hintergransen. Halfred sprang auf, um sich zu sehen. Da erkannte er, daß er alle Dinge zu seiner Linken nur schwer sehen konnte: er langte nach seinem linken Auge und griff in eine blutende Höhle: ein Splitter des Mastes hatte es ihm ausgeschlagen: auch bohrte ein stechender Schmerz durch sein Gehirn, der ihn, sagte er, nicht mehr verließ, solange er lebte.

Er sah auf seinen Leib: in Fetzen hingen die zu Zunder verbrannten Kleider um ihn her. Ganz in der Ferne sah er ein Fahrzeug, das er als das Schutboot des Singschwans erkannte. Der Singschwan selbst war verschwunden: aber im Süden lag eine Wolke von Qualm und Rauch über der See.

Das Boot, in dem Halfred stand, erkannte er als das Wasserboot des Singschwans: offenbar hatten die Segelbrüder den Halbtoten aus dem brennenden Schiff getragen und geborgen: sie hatten ihn den Göttern überlassen, die er leugnete und die sie glaubten, ob sie retten wollten oder verderben. Aber gemein wollten sie nichts mehr haben mit dem Manne, den der schwerste Fluch getroffen: der Irrsinn.

Denn irrsinnig war Halfred von Stund an, da er in die Flammen sprang und ihn der Mastbaum traf, bis kurz vor seinem Tode. Daher konnte er mir auch nur wenig berichten von allem, was in der Zwischenzeit mit ihm oder durch ihn geschehen. Was er mir aber sagte, will ich hier getreulich niederschreiben.

Es müssen aber viele, viele Jahre ihm in solchem Irregang verstrichen sein. Er sagte mir darüber, daß er nur noch vor Augen sah: wie Thora von dem Mastbaum stürzte und wie dann die Flammen ihr Haupt und ihr Haar ergriffen. Und daß er nur noch einen einzigen Gedanken denken konnte: „es sind keine Götter! wären Götter, müßt'

ich sie erschlagen. So muß ich alle Menschen erschlagen, die an Götter glauben; denn ausgetilgt soll auf der Erde Name und Gedächtnis sein der Götter."

Und wollte er nicht sterben, bis er den letzten Mann erschlagen, der noch an Götter glaubte. Und so fuhr er überall auf seinem kleinen Schifflein umher, landete an Buchten und auf Eilanden, lebte vom Wild, das er erjagte oder von Haustieren, die er auf dem Felde fand, von Wurzeln und wilden Beeren des Waldes, von Eiern der Seevögel und Muscheln der Düne. Und oft gingen die Sturmwogen hoch über sein Boot und zerbrachen dessen Planken: aber es sank nicht und er ertrank nicht. Und eines Tages sah er, daß er völlig nackt war: die letzten Zunderfetzen waren von ihm abgefallen: ihn fror; und als er im Wald einen Wolf traf, lief er ihm so lange nach, bis er ihn einholte, erschlug ihn mit seinem Hammer, zog ihm das Fell ab und schlang es sich um die Hüften. Und so wandelte und fuhr er halbnackt im ganzen Nordland umher: und Niemand erkannte in dem irrsinnigen Berserker den Halfred Sigskald, den Sohn des Wunsches.

Und er sagte mir, wann er auf Menschen stieß, waren ihrer viele oder wenige, so sprang er auf sie zu und rief sie fragend an: „Sind Götter?" — Und wenn sie sagten: „Ja," oder, wie die meisten thaten, gar keine Antwort gaben, so schlug er sie tot mit seinem Hammer; sagten sie aber: „Nein," wie auch viele thaten — denn es war schon im ganzen Norden ruchbar geworden, daß ein nackter Riese mit dieser Frage durch die Länder ging, den die Leute „Götterdämmerer" nannten — oder ergriffen sie die Flucht, so ließ er sie leben. Und oft gaben ihm die Bauern und die Weiber aus Furcht Brot und Milch und andere Speise.

Aber es verbanden sich wohl auch viele Gehöfte, gegen ihn auszuziehen und ihn zu erlegen wie ein Untier: aber

sie konnten nicht standhalten vor der Wut und Kraft des Wahnsinnigen. Er erschlug die Kühnen: die Feigen flohen. Er schlief fast gar nicht des Nachts: deshalb konnten sie ihn auch im Schlafe nicht überfallen. Als er einstmals in der Scheune eines Bauern übernachtete, der vorher mit all den Seinen die Götter abgeschworen hatte, versperrten die Hofleute von außen mit mächtigen Balken die strohgefüllte Scheune und zündeten sie an: Halfred aber warf das Dach herunter, sprang durch die Flammen und die Pfeile, die an seinem Leibe nicht haften wollten, und schlug sie alle tot mit seinem Hammer.

Und währte dies Irrefahren viele Jahre.

Und gingen Meersturm und Sonnenglut und Herbstreif und Wintereis über Halfreds halbnackten Leib hin. Und sein Haar und Bart starrte wie eine Mähne um ihn her. Aber nicht mehr dunkel, wie da er einst werbend in König Hartsteins Halle trat: sondern schneeweiß: in einer einzigen Nacht — der Nacht, da Thora gestorben — war sein Haar ihm weiß geworden.

XVII.

Und nach manchem Jahre kam er auf seinem morschen Boot über die See gefahren, welche die Insel Caledonia umspült, landete, ergriff seinen Hammer und schritt aufwärts gegen einen steilen Felshügel, an welchem Ziegen und Schafe weideten. Es war früh am Morgen, in der Zeit, da die Rosen zu blühen beginnen. Nebel wogte auf der See und auf den Felsen.

Da sah Halfred den Schafhirten oben auf dem Felsenhang stehen, der auf der Hirtenpfeife eine liebliche Weise blies.

Und war er anfangs zweifelhaft, ob er auch an diesen Hirtenknaben die Götterfrage thun solle; denn wie Weiber ließ er auch Knaben unbefragt: und der Hirt schien ihm fast ein Knabe zu sein.

Als er aber näher gegen ihn heraufstieg, sah er, daß der Hirt einen Speer führte und eine Hirtenschleuder, mit welcher sie die Wölfe erlegen.

Und der Hirtenjunge glaubte, ein Räuber oder Berserker komme gegen ihn und seine Schafe heran. Und langte aus seiner Ledertasche einen scharfen, schweren Stein und legte ihn auf die Schleuder. Und holte aus mit derselben wie zum Schwunge.

Halfred hielt die Linke über das eine Auge, das ihm geblieben, und blickte empor, mühsam, geblendet: denn eben brach die Sonne gerade ob dem Haupte des Hirten durch das Nebelgewölk und zeigte diesem klar die Gestalt des halbnackten Mannes mit verwildertem, wehendem Haar und Bart, der nun, drohend den Hammer erhebend, den Hügel hinaufstieg; auf einer Felsenplatte, unter einer großen Esche, blieb er stehen und rief den Hirten an: „Sind Götter, Hirtenknabe? Sagst du ja, — so mußt du sterben."

„Götter sind nicht!" rief der Hirt mit heller Stimme zu Thal, „aber weise Männer haben mich gelehrt: es lebt der allmächtige, dreieinige Gott, Schöpfer Himmels und der Erde."

Da stutzte der Mann mit dem Hammer einen Augenblick, als ob er nachsänne. Denn solche Antwort hatte er nie erhalten. Bald aber sprang er wieder dräuend nach oben. Jedoch zuvor kommend schwang der Hirt seine Schleuder: sausend fuhr der scharfe Stein: es war ein scharfer, harter, dreispitziger Feuerstein: ich hatte ihn sorgsam aufbewahrt für höchste Gefahr: — und wehe, wehe mir Armen! nur allzugut traf er: ohne Laut stürzte

Halfred, wie er stand, auf den Rücken unter dem Eschenbaum, selbst einem plötzlich gefällten Stamme vergleichbar.

In wenig Sprüngen hatte der Hirt den Liegenden erreicht, vorsichtig den Speer vorhaltend, ob nicht plötzlich der Feind wieder aufspringe, der vielleicht nur listig sich verwundet gestellt.

Als er aber näher herantrat, sah er, daß das nicht Verstellung war, sondern lautere Wahrheit. Blut strömte über des Gestürzten rechte Wange und in der Höhle des rechten Auges stak der scharfe Schleuderstein.

Den Hirten aber, wie er in das furchtbar gewaltige Antlitz des Mannes sah, der lautlos zu seinen Füßen lag, ergriff Rührung und Grauen zugleich: er hatte nie zuvor ein so mächtiges Antlitz geschaut, so edel und so traurig zugleich. Und ihn überkam abergläubige Furcht, ob nicht der oberste der Heidengötter, Odhin, der einäugige, der Wanderer mit dem weißen Bart, hier ihm täuschend erschienen sei. Aber bald fühlte er noch viel mehr Rührung und Erbarmen, als der wunde Mann mit weicher Stimme begann: „Wer du auch seist, der du diesen Wurf gethan, nimm den Dank, o Hirtenknabe, eines welt- und wehemüden Mannes! Du hast mir auch des zweiten Auges Licht genommen: ich brauche nun nicht mehr die Menschen und den Himmel zu schauen, die ich beide nicht mehr verstehe, seit lange. Und bald werde ich hinfahren, wo Fragen nicht mehr gefragt werden und Flüche nicht mehr geflucht. Habe Dank, wer du auch seist, du hast von allen Menschen — bis auf Eine — das Beste gethan an Halfred Hamundssohn!" Da warf ich laut aufschreiend meinen Speer zur Seite, stürzte auf die Kniee, umfaßte das bleiche blutende Haupt und rief: „O Halfred, Halfred, mein Vater, vergieb, vergieb mir — ich bin der Mörder — und dein Sohn!" —

Denn ihr, die ihr dereinst dieses Pergament entrollen werdet, — haltet inne an dieser Stelle und schaut aufwärts zu der Sonne, wenn es Tag ist, und zu den Sternen, wenn es Nacht ist, und fragt mit Halfred: „Sind Götter?“ Denn ich, der ich diese Blätter heimlich und mit Angst nächtlicherweile schreibe, ich bin der Hirtenknabe — Halfreds Sohn, der ihn erschlagen hat.

Und die Götter oder der Christengott haben es geschehen lassen, daß der Sohn den Vater geblendet und gemordet hat.

Ich weinte heiße Thränen auf meines lieben Vaters bleiche Stirne. Er aber wandte das Haupt, als ob er mich sehen wollte und sprach: „Das ist hart, daß mir der Fluch so gar genau in Erfüllung geht, daß ich noch ganz erblinden muß vor dem Tode. Gern hätte ich noch dein Angesicht in der Nähe gesehen, mein lieber Sohn. So weiß ich nicht, ob das Goldgewoge, das ich um dein Haupt gebreitet sah, dein Haar war oder die Sonnenstrahlen. Du schienst mir gut anzuschauen von Gestalt, mein Knabe! Aber sage mir, wie heißest du? Haben sie dich wirklich Lügnersohn, Neidingsohn, Harthildsrache genannt bei der Geburt? Und wie geschah es, daß du ins Leben kamst? Ich wähnte Frau Harthild verbrannt in dem Erbhaus.“

Und ich legte meines lieben Vaters Haupt auf meine Kniee und trocknete mit den langen, gelben Haaren, die ich damals noch tragen durfte, das Blut von seiner Wange und erzählte ihm alles.

Wie meine Mutter aus der brennenden Festhalle nicht in das Ehehaus zurückgetragen werden wollte, sondern auf eines der Schiffe ihres Vaters. Wie sie von dort, als der Kampf und der Brand Erbhaus und Schiffe bedrohte, von ihren Frauen und den Schiffsknechten auf ein Boot jenes Schiffes gebracht und auf diesem Boote aus dem Fjord

gerudert wurde. Wie sie auf dem Boote alsbald eines Knaben genas, selber aber zu sterben kam und ehe sie starb, noch die Hand auf mein Haupt legte und sprach: „Nicht Lügnersohn, nicht Neidingsohn, nicht Harthildsrache soll er heißen, — nein: Fridgifa Sigskaldssohn.“

„Sie behielt Recht, auch darin,“ sagte Halfred, „du hast dem Sigskald endlich zum Frieden verholfen.“

Und wie, nachdem sie gestorben war, der furchtbare Kampf und Brand am Gestade die Knechte und Frauen immer weiter fortscheuchte in die weite See. Und wie das kleine Boot fast bei heftigem Weststurm sank, und alle Knechte und Frauen von den Sturzwellen hinausgespült wurden, bis auf einen Ruderer und eine der Mägde, die das Knäblein unter dem Steuergransen barg. Und wie endlich Christenpriester, die auf Bekehrung der Heidenleute ausgesegelt waren, die Halbverhungerten auflasen aus den Wellen und alle drei hierher brachten nach der Insel des heiligen Columba, und jene beiden und das Knäblein mit dem Taufwasser netzten. Und wie die beiden, meine Pflegeeltern, mir alles erzählten von meinem Vater und meiner Mutter, was sie wußten, bis zu dem Brand in der Festhalle. Und wie sie beide nicht müde wurden mir meines Vaters Herrlichkeit in Schlacht und Sang zu preisen.

Und wie die Mönche von St. Columba, als ich heranwuchs, mich lesen und schreiben lehren wollten, ich aber viel lieber mit den Jägern und Hirten des Klosters aufs Feld hinaus lief und auf die Pergamentblättlein lieber Scheibenkreise zeichnete für meine kleine Armbrust. Und wie sie mich endlich der Bücher unfähig sprachen, als ich eine kostbare Malerei, die auf Daumenbreite in Goldgrund die ganze Passion darstellte, mit meinem kleinen Bolzen durch und durch schoß, und mich mit einer Tracht Prügel zum Schafjungen des Klosters erhoben. Und wie ich nun

seit Jahren, da meine Pflegeeltern gestorben, die Schafe des Klosters hütete und meine einzige Freude dabei der Kampf mit den Bären, den Wölfen und den Lämmeradlern war. Oder auch auf meiner Hirtenpfeife zu blasen. Oder auch dem Rauschen von Meer und Wald zu lauschen.

Und Halfred legte mein Haupt auf seine breite Brust und umschloß es mit seinen beiden Armen und legte seine Hand auf meinen Scheitel und schwieg lange Zeit ganz still.

Und ich brachte ihm Wasser zu trinken aus der Quelle und Milch von meinen Schafen und wollte ihm den Stein aus der Wunde ziehen; aber er sagte: „Laß nur, mein lieber Sohn, es geht zu Ende.

Aber ich fühle das Band von meinem Gehirn genommen, das seit vielen, vielen Jahren darauf drückte. Und es wird hell und licht vor meinen Gedanken: ich kann wieder inwendig schauen wie alles gewesen ist, seit ich die Dinge draußen nicht mehr sehe. Und ich will dir und mir selbst bevor ich sterbe noch alles deutlich und genau vorführen wie alles gewesen ist. Gieb mir nochmals von deiner Schafmilch zu trinken."

Und ich gab ihm zu trinken und er legte sein Haupt wieder auf meine Kniee und hob an zu erzählen, ganz klar und hell, wie alle Dinge gewesen seit jener Sonnwendnacht. Und aus seinem Munde habe ich alles erfahren, was ich in den früheren Blättern dieses Buches aufgeschrieben habe von jener Nacht an. Und manches hab' ich aus seiner Erzählung auch über die früheren Zeiten vernommen, wovon meine Pflegeeltern nichts wissen konnten. Und ich behielt alles in getreuem Gedächtnis. Und als es gegen Abend ging, war er zu Ende mit seiner Erzählung und sprach: „Lege mein Antlitz so, daß noch einmal die Sonne darauf scheint, ich will die liebe Herrin noch einmal fühlen."

Und ich that, wie er gebot. Und er atmete tief und sprach: „Es muß wohl Frühling sein. Ein Duft von wilden Rosen weht mir zu.“ Und ich sagte ihm, daß er unter einem blühenden Rosenbusch liege. Und da erhob ein schwarzer Vogel aus dem Busch einen milden Gesang. „So höre ich auch noch einmal der Amsel Abendlied!“ sprach Halfred. „Nun lebt alle wohl! Sonne und Meer, Wald und Himmelssterne, Wild-Rosenduft und Vogelsang und auch du, mein lieber Sohn! Hab' Dank, daß du mich erlöset hast aus Irrsinn und argem Leben. Ich kann dir zum Dank als all' mein Erbe nur diesen Hammer lassen: wahre ihn treu. Ob Götter sind? ich weiß es nicht — mir ist, die Menschen werden's nie ergründen — aber ich sage dir, mein Sohn, ob Götter leben oder nicht: Heldenpflicht, Hammerwurf und Harfenschlag und Sonnenschein und Weibeskuß, — sie lohnen des Lebens. Mögest du ein Weib gewinnen, das nur ein schwacher Abglanz Thoras wäre, dann Heil dir, mein Sohn.

Begrabe mich hier, wo Wald und Meer zusammenrauschen. Lebe wohl, mein lieber Sohn! Frau Harthilds Fluch ward mir in dir zum Segen.“

Und er starb.

Die Amsel schwieg im Busch. Und als die Sonne sank, warf sie noch einen warmen, vollen Guß ihrer Strahlen auf sein gewaltiges Antlitz.

So starb des Wunsches Sohn.

XVIII.

Als nun aber mein lieber Vater gestorben war, den ich selbst erschlagen hatte, weinte ich sehr, und lag die Nacht an der Seite des Toten.

Und als die Sonne wieder aufging, dachte ich nach, was ich nun thun sollte. Zuerst wollte ich die Herde in das Kloster treiben, das wohl sechs Rasten entfernt lag, und den Mönchen alles erzählen und beichten, daß ich, obzwar ohne Wissen, meinen eigenen Vater erschlagen, und um Absolution bitten für mich und um ein christlich Grab für meinen lieben Vater.

Aber da kam es mir, daß die Mönche den Vater nicht mit christlichen Ehren begraben würden, da er ja als Heide gestorben: und auch mir nicht gestatten würden, ihn nach Brauch der Heidenleute zu verbrennen, da viel, was an die Heidengötter erinnert, dabei vorkömmt: und sie würden ihn wohl ungeehrt ins Meer werfen, wie sie schon einmal mit einem Heidenmann aus Sialanda gethan.

Da beschloß ich, von allem zu schweigen und meinen lieben toten Vater den Priestern nicht zu verraten.

Und also auch den Totschlag konnte ich nun nicht beichten und mir nicht Rates erholen über meine unschuldige Schuld. Und war das der Anfang davon, daß ich meinen Sinn von den Mönchen und ihrem Glauben frei machte. Und ich wußte ganz in der Nähe eine Felshöhle, die nur mir bekannt war: denn sie hatte ganz schmalen Eingang und ich hatte sie nur entdeckt, weil ich einem Steinmarder nachgefolgt war, der da hineingeschlüpft: da fiel die Felsplatte um, welche den Eingang verbarg und viel Asche und Knochenreste fand ich in der geräumigen Höhle, die gerade nach dem Meere mündete: in grauen

Tagen hatten wohl die alten Heidenschotten hier ihre Toten verbrannt; dorthin trug ich, nicht ohne viele Mühe, meinen lieben toten Vater, und setzte ihn aufrecht in die Höhle, das Antlitz gegen das Meer gewendet: die Wurzeln der Eichen und Eschen, die ober der Höhle rauschten, drangen durch das Gestein bis fast an sein Haupt herunter: ober ihm rauschte der Wald, vor ihm rauschte das Meer: dort habe ich meinen lieben Vater beigesetzt und die Felsplatte wieder vor den Eingang gewälzt.

Aber auch seinen Hammer, sein einzig Erbe, durft' ich nicht behalten: selbst wenn ich den Mönchen vorerzählt, ich hätte ihn gefunden oder von Seefahrern erhandelt — sie hätten mir ihn nicht gelassen: denn starke heidnische Siegrunen waren auf dem Schafte eingeritzt. So legte ich denn auch den Hammer zur Rechten neben den Toten: „Bewahre ihn mir, lieber Vater," sprach ich, „bis ich ihn einmal brauche: dann werde ich ihn holen."

Von Stund' an aber zog eine große Wandlung über meinen Sinn. Was mich am meisten gefreut hatte, mit Wölfen, Bären und Lämmergeiern um meine Schafe kämpfen, — das lockte mich nicht mehr. Sondern die Frage, die meinen lieben Vater umgetrieben hatte bis zum Wahnsinn, ob Gott oder Götter sind und wie es geschehen mag, daß so Furchtbares geschieht, wie in dieser Geschichte sich begeben, von dem Gelübde auf den Bragibecher an bis zu dem Gräßlichen, daß der Sohn den eigenen Vater erschlägt, — dieses Grübeln ergriff mich und ließ auch mich nicht ruhen, wie meinen lieben Vater. Und wie mein lieber Vater ehemals zu den Sternen blickte und zu den Heidengöttern flehte um Auskunft, so blickte auch ich zu den Sternen um Erleuchtung empor, betend zu Christus und den Heiligen.

Aber auch mir blieb der Himmel stumm.

Da sagte ich zu mir: „hier auf der Schafweide und aus dem Meerrauschen und aus dem Licht der Sterne findest du die Antwort deine Lebtage nicht, sowenig wie dein lieber Vater. Aber in den Büchern der Mönche, den lateinischen, und den andern mit den krausen Runenschnörkeln, liegt alle heilige und weltliche Weisheit beschlossen. Und wenn du sie lesen kannst, wird dir alles klar werden im Himmel und auf Erden."

Und so nahm ich Abschied von meinem lieben Vater, blies meine Schafe zusammen und trieb sie nach dem Kloster.

„Bist du unsinnig geworden, Irenäus," sprach der Pförtner, als er mir und meiner blökenden Gefolgschaft das Thor erschloß, „daß du heimtreibst vor der Schurzeit? Sie werden dich wieder schlagen." „Ich war unsinnig," rief ich entgegen, „doch nun will ich ein Buchgelehrter werden. Jetzt mag ein anderer Wölfe scheuchen: ich lerne Griechisch." Und so sagte ich auch dem guten Abt Älfrik, vor den ich alsbald zur Bestrafung geführt wurde.

Dieser aber sprach: Leget die Ruten zur Seite! Vielleicht ist aus dem Knaben, der immer ein heidnischer weltlicher Saulus war, plötzlich ein Paulus geworden durch Gnade des heiligen Columba: er soll seinen Willen haben. Hält er aus, so war's ein Werk des Heiligen; läßt er nach im Eifer, so war's ein Spiel des Satans und er gehe wieder aus zu seinen Schafen."

Ich aber schwieg und sagte nichts von dem Grunde, aus dem ich lesen lernen wollte. Und ließ nicht nach im Eifer: und lernte Latein und Griechisch und las alle Bücher, die sie im Kloster hatten, die christlichen von den Kirchenvätern, was sie Theologiam heißen, und viele heidnische von den alten Weltweisen, was sie Philosophiam nennen.

Und merkte bald, daß oft in einem Kirchenvater das Gegenteil stand von dem andern Kirchenvater. Und daß Aristoteles auf Plato schalt und daß Cicero alles zusammenreimen wollte und nicht konnte. Und nachdem ich in drei, vier Jahren alle Bücher durchgelesen, die sie im Kloster hatten, und mit allen Mönchen, die im Kloster waren, nächtelang gestritten hatte, wußte ich nicht mehr von dem, was ich wissen wollte als an dem Tag, da ich meinen lieben Vater begraben hatte.

Der alte, gutmütige, dicke Abt Älfrik aber — er war aus edlem Geschlecht und früher Kriegsmann gewesen am Hofe des Schottenkönigs und hatte mich lieb — sagte mir oft: „Laß das Grübeln, Fridgisa" — denn er nannte mich gern bei meinem Heidennamen, wann wir allein waren — „du mußt glauben, nicht fragen. Und trink manchmal zwischendurch gutes Ale oder Wein und sing' ein Lied auf der Harfe" — denn er hatte mich Harfe spielen gelehrt, wozu ich große Lust hatte und was er sehr liebte, und alle sagten, gleich mir spiele niemand Harfe in ganz Schottland — „und vergiß auch nicht, manchmal im Klostergarten nach der Scheibe Lanzen zu werfen: das viele Bücherlesen verwelkt den Leib."

Und ich gedachte, daß ganz ähnlich meines lieben Vaters letzte Worte gewesen: und oft und oft stahl ich mich hinaus zu meines lieben Vaters Hügel, holte den Hammer heraus, übte mich im Hammerwerfen bei Sternenschein und saß dann stundenlang vor der Höhle und hörte Wind und Wald und Woge rauschen.

Und war mir jetzt oft, als ob ich mit solchem Sinnen der Wahrheit näher käme als durch alle Bücher der Christenpfaffen und Heidenphilosophen.

Und ich glaube fast, ich bleibe nicht mehr lang in dem Kloster. Zumal seit neulich ein Skalde aus Halogaland

im Kloster einsprach und erzählte von dem Leben an dem Hofe König Haralds, von seiner herrlichen Königshalle, in welcher zwanzig Skalden wechselnd Harfe schlagen. Und wie die kühnsten Helden stets gern in seine Gefolgschaft treten. Und wie Jahr für Jahr dort siegreiche Heerfahrt gehalten wird.

Und von Gunlödh, seiner wunderschönen, goldgelockten Tochter, die dem tapfersten Helden und dem besten Skalden das Goldhorn zutrinkt. — —

Seitdem steht mein Sinn nicht mehr auf Psalmensingen und Vigilien. Aber freilich, leicht werden sie mich nicht aus dem Kloster lassen. Denn weil ich gut Latein und Griechisch schreiben kann, läßt mich Aaron, der neue Abt, der Welsche, der dem wackern friedliebenden Älfrik nachgefolgt ist, unablässig Handschriften abschreiben, die sie dann teuer verkaufen nach Britannien und bis nach Germanien hinein. Und Aaron ist mir scharf auf der Spur, weil ich ihm nicht den rechten christlichen Eifer zu haben scheine. Und wüßte er, daß ich auf diese Pergamentblätter, auf die ich zum siebzehnten Male die Schrift von Lactantius: »de mortibus persecutorum« abschreiben soll, nächtlicherweile die Geschichte meines lieben Vaters aufgeschrieben habe, — es ginge nicht ab ohne viele Tage Fasten und einige Schock Bußpsalmen.

Neulich drohte er mir gar, „Einen" geißeln zu lassen, der abermals zu spät zur Hora käme.

Das war aber ich: denn ich hatte gerade den Kampf auf dem Singschwan zu schreiben begonnen und konnte mich nicht gleich davon losmachen, als das Horaglöcklein rief. Aber ehe Halfreds, des Sigskalds, Sohn Geißelschläge auf dem Rücken duldet, eher schlage ich Aaron tot und alle seine welschen Mönche. Aber zum Totschlagen brauche ich andres Ding als diesen Schreibgriffel .... —

— — — So weit hatte ich geschrieben bis Karfreitag. Lange kam ich nicht mehr dazu, weiter zu schreiben. Denn es wird Aarons und seines Anhangs — es sind viele seiner welschen Landsleute mit ihm aus Rumaburg gekommen: — Haß und Neid und Mißtrauen immer größer: er hat mir verboten, des Nachts zu schreiben.

Nur bei Tage und in der Bücherei, nicht mehr in meiner Zelle, soll ich schreiben und die Abschrift des Lactantius auf dem dazu bestimmten Pergament ihm zum Pfingstfest abliefern bei Strafe von sieben Tagen Fasten.

Mein Ingrimm wächst gegen diesen Pfaffenzwang.

Nur selten und verstohlen komme ich noch zu diesen Blättern. Auch zu meines lieben Vaters Hügel kann ich nur noch sehr schwer gelangen: sie spüren meinen einsamen Wanderungen nach.

Es kommt wohl bald zu offenem Streit. Ich schaffe mir auf alle Fälle sichere Gewaffen.

— — — Mit Mühe habe ich gestern abend im Ärmel meiner Kutte meines lieben Vaters Hammer in das Kloster gebracht. Im äußeren Klosterhof habe ich ihn verborgen: wo aber, das vertraue ich nicht einmal diesen Blättern. Ich sinne viel nach über die Frage meines lieben Vaters und ich glaube, bald finde ich das Rechte.

— — — Drei Tage konnte ich gar nicht schreiben. Der Skalde vom Hofe König Haralds war wieder zu Gast im Kloster.

Er mußte mir alles erzählen von dem Leben an jenem Hofe. Es ist ganz wie zu meines lieben Vaters Tagen. Freilich sind König Harald und alle seine Hofleute Heiden und ihre Heerfahrten gehen meist gegen die christlichen Könige und Bischöfe. Aber das macht meinen Sinn nicht wanken, der fest entschlossen ist. Er erzählte mir viel von Gunlödh.

In zwanzig Nächten fährt ein Schiff König Haralds wieder in den Hafen von . . . — —

— — Ich weiß jetzt Antwort auf Halfreds Fragen. Heidengötter sind nicht.

Aber der Christengott ist auch nicht, der, allmächtig, allgütig, allwissend, den Vater durch den Sohn erschlagen ließe. Vielmehr geschieht auf Erden nur was notwendig ist: und was die Menschen thun und lassen, das müssen sie so thun und lassen: wie der Nordwind Kälte bringen muß, der Südwind Wärme: und wie der geworfene Stein zur Erde fallen muß — warum muß er fallen? Niemand weiß es, aber er muß. Und er glaubt vielleicht, er fliege frei. —

Der Mann aber soll nicht seufzen, grübeln und verzagen, sondern sich freuen an Heldenpflicht, Hammerwurf und Harfenschlag, an Sonnenschein und Griechenwein und an Frauenschöne. Denn das ist eine Lüge, daß es Sünde sei, ein schönes Weib zu begehren. Sonst müßten die Menschen aussterben, wenn alle so fromm wären, kein Weib mehr zu begehren.

Und die Toten sind tot und nicht mehr lebendig! Sonst wäre der Schatte meines lieben Vaters längst mir erschienen auf mein inständiges Anrufen.

An was allein aber der Mann glauben soll, — das werde ich später noch sagen. Ohne Furcht soll er leben und ohne Wunsch soll er sterben. In diesem Kloster aber bleibe ich nicht länger mehr, als . . . —

XIX.

— — — „So weit hatte er geschrieben, der gottverlassene Bruder Irenäus, — da brach das Strafgericht des Himmels über ihn herein.

Ich, Aaron von Perusia, durch Gottes Gnade berufen, diese Lämmer des heiligen Columba zu weiden, ward auch der Gnade gewürdigt, das räudige Schaf aus der Herde zu treiben.

Längst war ich auf der Spur: ihm und seinem weltlichen, heidnischen, sündhaften, gottlosen, ja gottesleugnerischen Treiben; er hatte das richtig geahnt im schuldbewußten Gewissen; auf Schritt und Tritt ließ ich ihn bewachen von gotteseifrigen Brüdern aus Italia, ohne daß er es merkte: dem frömmsten von ihnen, dem Bruder Ignatius von Spoletum, gelang es, sein Vertrauen zu gewinnen — denn tölpisch arglos sind sie, diese Barbaren — dadurch, daß er sich öfter Harfe von ihm vorspielen ließ. Diesen bat er einmal um neues Pulver zur Tinte aus seinem Vorrat, da er die eigene zugeteilte Menge verschrieben habe und von ‚dem Haupt der Pharisäer‘ — so nannte der Freche seinen Abt und Oberhirten! — könne er nicht neues Atrament verlangen, ohne abzuliefern, was er mit dem alten Vorrat geschrieben.

Bruder Ignatius sagte sofort das alles, frommer Pflicht gemäß, mir, seinem Abt; das Tintenpulver aber gab er ihm doch: mit der Klugheit der Schlange, die da Gott wohlgefällt an seinen Priestern.

Bald darauf ging der Sünder wieder aus auf eine seiner geheimnisvollen Wanderungen, die er immer machte, nächtelang fortbleibend, wann ihm ein Auftrag aus dem Kloster zu entkommen gestattete. Ich verwehrte ihm den

Ausgang nicht: denn am leichtesten hoffte ich auf einem dieser Schleichwege sein geheimes Treiben zu entdecken. Ich schickte ihm jedesmal Späher nach: aber jedesmal verschwand er plötzlich den fernher vorsichtig Folgenden ganz rätselhaft mitten in den Waldfelsen des Strandes. Ich selbst entsendete ihn dieses Mal: und sowie er aus dem Klosterhofe getreten, durchsuchte ich sofort seine ganze Zelle aufs genaueste.

Da fand ich endlich, nach großer Mühe, diese gottlosen Blätter, in seiner verfluchten, zierlichen Handschrift, ganz klein geschrieben, zwischen zwei Steinplatten des Fußbodens in einer Ritze listig versteckt. Ich nahm das Teufelswerk mit mir und las und las mit steigendem Entsetzen: soviel Sünde, soviel Weltlust, soviel heidnische Freude an Kampf und Gesang und Trunk und Fleischesliebe, soviel endlich des Zweifels, des Unglaubens, der nackten Gottesleugnung war unter dem Dach des heiligen Columba, war unter meinem Hirtenstab aufgezeichnet und aufgewachsen! Grauen ergriff mich und heiliger Zorneseifer.

Sofort berief ich heimlich die Brüder aus Italia zum engern Rat und zum Gericht; ich wies ihnen die ärgsten Giftbeulen in dem Geschreibsel, das ja aller sieben Todsünden voll war, und das einstimmig gefällte Urteil lautete: erst dreihundert Geißelhiebe, dann Einmauerung in der Strafzelle bei Essig, Wasser und Brot bis zu reuiger Zerknirschung und völliger Sinnesbesserung.

Ungeduldig erwarteten wir die Rückkehr des armen Sünders. Mit dem Vesperläuten trat er in die Pforte des Klosterhofes. Sofort stellte ich mich selbst vor die Thür, warf den Stangenriegel vor und rief die Brüder aus Italia herzu — die Mehrzahl, die Angelsachsen, die dem Ruchlosen hold waren wegen seines sündhaften Harfenspiels und lau im Eifer des Herrn, hatte ich vorher im

Refektorium versammelt und eingeschlossen, bis der Frevler gebunden wäre.

Eilig erschienen jene und etliche bewaffnete Klosterknechte hinter ihnen: da hielt ich dem Elenden statt aller Anklage nur diese Blätter entgegen und verkündete ihm das gefällte Urteil. Doch, ehe wir's uns versahen, sprang der Gottverhaßte blitzschnell nach der Cisterne im Klosterhof und holte aus dem innern Gestein einen furchtbaren, schrecklichen Hammer hervor.

„Hilf heut', lieber Hammer Halfreds, seinem Sohne!" so rief er mit dröhnender Stimme. Und das Nächste war, daß mir zu Sinne ward, als fiele der Himmel auf mein Haupt und meinen Hals: ich stürzte zu Boden.

Spät erwachte ich wieder: da lag ich zu Bett, ein aufgegebener Mann, und die Brüder aus Italia wehklagten an meinem Lager und erzählten, der grimme Simson habe mit einem zweiten Streich den Riegel am Thor zerschmettert, die Pforte aufgerissen und das Freie gewonnen. Wohl folgten ihm die Klosterknechte und von den Brüdern etliche, geführt von dem Bruder Ignatius: als aber der Flüchtling sich plötzlich wandte und die eifrigsten der Verfolger, einen der Knechte, der ihn greifen wollte, mit dem furchtbaren Hammer tötete und den Bruder Ignatius mit einer schweren Wunde niederstreckte, da ließen die anderen von ihm. Alsbald verschwand er wieder wie immer in Fels und Wald.

Niemals haben wir ihn wieder gesehen, obzwar ich noch am Tag meines Erwachens alles ringsum genau nach ihm absuchen ließ am Strande: die Felshöhle, von der diese verfluchten Blätter sprechen, vermochten wir nicht zu finden: ich hätte die Knochen des alten heidnischen Mörders in die See werfen lassen: vermutlich barg sich dort der Sohn, bis er auf einem Schiff die Insel verlassen konnte. Ich aber habe von seinem Hammerschlag, der mir auf einer

Seite Schulter und Schlüsselbein zerschmetterte, für meine Lebtage eine häßliche Krummhalsigkeit davongetragen, die äbtlicher Würde schweren Eintrag thut.

Dieses sündhafte Buch aller Greuel aber schickte ich nach Rom an den heiligen Bischof mit der Anfrage, ob wir es verbrennen sollten oder noch aufbewahren zur Verfolgung der Spuren und Überführung des entsprungenen Mönches, wenn wir seiner wieder habhaft würden.

Lange, lange Zeit kam kein Bescheid.

Aber nach vielen, vielen Jahren kam das Buch zurück aus Rom mit der Weisung, es aufzubewahren — nur die gotteslästerlichsten Stellen darin waren getilgt — und zum warnenden Beispiel für andere solle der Abt Sankt Columbas aus einem mitgesendeten Briefe des Erzbischofs Adaldag von Hamburg auf diesen Blättern beifügen, welch gräßliches Ende nach einem sündhaften Leben höchster irdischer Lust (die er, des dürfen wir uns getrösten, ohne Zweifel in der Hölle mit ewigen Qualen zu büßen haben wird) dieser Abtrünnige durch das Strafgericht Gottes gefunden hat.

Nach dem Briefe des Erzbischofs leidet es nämlich keinen Zweifel, daß unser entsprungener Bruder Irenäus niemand anders ist, als der an allen Höfen des Nordlands viele Jahre als Krieger und als Harfensänger hochgefeierte, mit allem Erdenruhm und Erdenglück gekrönte Jarl Sigurd Halfredson, der am Hofe König Haralds von Halogaland plötzlich — man wußte nicht, von wannen er gekommen — mit einem Skalden des Königs auftauchte und sich durch Hammerwurf und Harfenschlag bald solchen Ruhm gewann, daß ihm König Harald drei Burgen, den Heerbefehl über alle seine Krieger und seine Tochter Gunlödh zur Ehe gab.

Es war aber König Harald der grimmigste Christen-

hasser und der ärgste Widersacher der Ausbreitung des Evangeliums im Nordland.

Und jahrelang führte Jarl Sigurd die Scharen König Haralds und immer führte er sie zum Sieg.

Der Herr prüfte damals die Seinen durch schwere Heimsuchung: er hatte sein Antlitz von ihnen gewandt und vermochten die Vasallen der Bischöfe und die christgläubigen Nordlandsfürsten nicht zu bestehen vor Jarl Sigurd und seinem gefürchteten Hammer.

Das Ende aber dieses Blutmenschen war gräßlich: und deshalb wird es, wie der heilige Vater befohlen, aus dem Briefe des Erzbischofs hier aufgezeichnet als furchtbare Warnung für alle, welche dieses lesen.

Als er nämlich abermals in einer großen Schlacht die Bischofsritter geschlagen hatte, traf ihn, da er in sündhafter Freude auf der Verfolgung ‚Sieg! Sieg!‘ jauchzte, ein Pfeil tödlich in die Brust.

König Harald ließ an die rechte Seite des Sterbelagers seine Heidenpriester und die Skalden treten, die ihm von Walhalla tröstend singen sollten. Der Wunde winkte sie hinweg mit der Hand.

Da traten an die andere Seite des Sterbenden drei Christenpriester, die in der Schlacht gefangen worden, und wollten ihm das heilige letzte Sakrament reichen, wenn er den Herrn bekenne. Unwillig stieß sie der Gottlose mit dem Arme von sich: und als König Harald ihn staunend fragte, an wen er denn glaube, wenn nicht an die Asen und nicht an den weißen Christus? — da lachte er und sprach: ‚Ich glaube an mich selbst und meine Stärke. Küsse mich noch einmal, Gunlödh, und reiche mir Griechenwein in goldenem Becher.‘

Und küßte sie und trank und sprach: ‚Schön ist's, im Siege sterben,‘ und starb.

Und blieb er aber von Heidenpriestern und Christen ungeehrt und unbestattet, da er sie beide noch im Tode trotzig abgewiesen.

So ist es denn gewiß und gereichet allen zur Warnung, uns aber zu gerechtem Trost, daß die gottverfluchte Seele dieses ruchlosesten aller Sünder von Ewigkeit zu Ewigkeit in der Hölle brennen muß. Amen."

Odhins Trost

Eine nordische Erzählung aus dem elften Jahrhundert

Motto: Wen'ge, ich weiß es,
Wird er trösten,
Odhins heldentapfrer Trost

Begonnen 1875, vollendet 1880.

Meinem lieben Vater

Friedrich Dahn

und

meiner lieben Frau

Therese.

Schwer würde mich strafen, mit Bet-Zwang und Buß-Zwang Isleifr der Bischof, schärfer noch Gizurr, sein scharfer Sohn und scharfer Schürer, wüßten sie, was ich hier aufzeichne nächtlicherweile. —

Zauberlieder, Höllensprüche, würden sie schelten die alten Runen, die stolzen Liedstäbe der Väter, die ich hier rette vor der Söhne Vergessen. Heidenschaftspflege, Unholdendienst würden sie's nennen, daß ich meines alten Vaters, des hohen Mannes, Sagenweisheit verzeichne, soviel ich ihrer noch weiß und gedenke.

Und doch will ich gern glauben — nach des Bischofs Gebot — an den Himmelskönig, den Altweisen, der geschaffen Land und Meer. Und im Meere die Eilande. Auch dieses Eis- und Feuer-Eiland. Und will glauben an den Herrn Christus, seinen Edelerben, der Helden Herrlichsten, der in den Tod ging für seine Gefolgschaft: — hätten doch die Jünger, die allzu sanften, Schwerter geschwungen, so kühn wie meine Gesippen: niemals hätten, so mein' ich, die Männer von Juda noch auch von Rumaburg die stärkeren Recken gebunden den Edling. Will auch glauben — obzwar unleicht — an den Geist, den heiligen, der daher fliegt in Tauben-Weise. Lieber wär' mir's, käm' er geflogen im Adler-Hemd, wie Odhin. — —

Nun aber will ich leise hinausgehen und schauen, ob nicht von außen sichtbar sei der Lichtschein von meinem Kienspan: denn schlau sind, allum spürend, des Herrn

Bischofs eifrige Späher, die braunen Mönche. Auch wir freien Godhen, im Hausfrieden unserer Godhordhe, sind nicht sicher vor ihrer Spähe nach Heidenschaftsthaten, obzwar solche Spähe das Landrecht verbietet. Nicht wäre mir lieb, Lügen zu lügen: aber auch nicht ratsam, das Wahre zu sagen, fragten sie mich, was so spät ich schaffe, wann lange schon schlafen die andern unter allen den Dächern meiner Gehöfte.

Auch hört ich den Eisbären brüllen am Geißstall —: den scheuch' ich mit Speerwurf.

Gescheucht ist der Eisbär. Rot glühte sein Auge im Dunkel. War es ein Unhold, ein Wer-Bär? Hat ihn der Hölle übler König gesandt, mich zu schrecken, der leidige Loki, wohl wissend, wie ich zu schreiben gedenke von seinen Listen und seinem Erliegen? Dann: wenig gelang ihm's. Nicht fürcht ich der Heiden dunkle Hel noch der Christen hell flammende Hölle. Denn mich schützt der Himmelsherr, an den ich ganz glaube. Und nicht auch versagt mir der Licht-Alfen Geschlecht, die uns seit alters hausen am Herde, unserer Sippe ein altbefreundetes Völklein: noch auch in der Rechten der starke Speer. —

Kein Lichtstrahl glomm durch den Laden — getrost mag ich schreiben: — still liegt das Haus und die beiden Kleinhöfe, still weithin die schneebegrabene Heide; der Aelkrug reicht noch, bis die Sterne bleichen: — denn nur selten darf trinken, wen der Schlaf nicht beschleichen soll, bei nächtlichem Schriftwerk. Noch den knorrigen Wurzelstock der Före werfe ich auf die Herdstätte. Denn kalt wird die Nacht. —

Also: ich glaube an des Bischofs Lehre. Aber das Eine will nimmer ich glauben, daß es Sünde sei, treu zu

bewahren der Väter Altsagen. Mögen Odhin, Thor und ihre Genossen nicht Gott gleich sein —: daß sie lebten und noch leben, sagt ja auch Isleifr, der Bischof. Nur üble Wichte, Höllengeister, meint er, sind sie.

Dem aber ist nicht so. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — sagt das heilige Buch. Ei nun wohlan! Unsere Ahnen, mein Vater zumal, haben aus diesen Altsagen von den Walhallgöttern höchsten Mut und tapfern Trost geschöpft. Und treffliche Thaten, nicht nur herrlichen Heldentums, auch tiefer Weisheit und gütevollen Herzens, haben sie gethan, die Heidenleute, Männer und Weiber, nach der Walhallgötter lichtem Vorbild, ihnen zu gefallen, ihnen zu gleichen, endlich zu ihnen aufzusteigen in Asgardhs goldene Säle.

Alle Tugenden des Heldentums, der Treue, der Zucht pflegten unsere Vorväter und Vormütter in der Walhallgötter Dienst. Zwar Seraphicus, der böse Mönch, las uns neulich in der Kirche aus einem lateinischen Buch eines heiligen Bischofs, Augustinus heißt er, ein Wort, das lautete: „die Tugenden der Heiden waren und sind nur glänzende Laster“. Aber das ist, und wenn es auch ein heiliger Bischof, ein heißblütiger, im heißen Südland Afrika geschrieben, ein so scheußliches Wort, daß ich sofort mich wandte, dem Altar und dem Priester den Rücken kehrte und mitten durch die Versammelten zur Thüre der Kirche hinausschritt.

Denn ich dachte meines Vaters, des hohen Mannes: und Zorn und Verachtung füllten mir das Hirn mit heißer Glut. Und gar manche meiner Freunde und Nachbarn folgten meinem Schritt. Jenes giftböse Wort, das unsere toten Helden und edlen Frauen noch im Grabe schänden will, verzeihe ich dem Pfaffen nie. Und er mir wohl nicht, daß ich ihm den Rücken wandte!

Loki aber und die schadenden Riesen, das waren Unholde, „Daemones“ wie der Bischof sagt; denn übel war ihr Werk und Beispiel. Dann aber ist es stark unsinnig, zu sagen, Odhin und die Asen seien auch Teufel; denn gerade das Gegenteil von Loki und den Riesen thun sie und trachten. Wüßten der Bischof und sein Sohn von Odhin soviel Hohes als ich, — selbst müßten sie's einsehn.

Aber in blindem Zorn — oder ist es Grauen? — läßt der Junge ja alle Bücher verbrennen und alle Skalden verbannen, die da wissen und singen von den alten Göttern. So kann er's nicht einsehen.

Mein Vater aber, Thormodhr, Thorgeirssohn, der Hohe, Herrliche, ein Held im Speerkampf, ein Weiser im Rat und ein Kind an weicher Güte des Herzens ist der letzte Skalde gewesen, der im vollen Glauben an die alten Götter gestorben, auch nachdem der neue Glaube Gesetz ward auf der Insel. Alle die alten Sagen von den Göttern, den Königen und den Helden wußte er zu singen und zu sagen, wie keiner sonst. Oft und oft hörten wir ihm zu, die Mutter, die Brüder und die Schwestern und ich, der jüngste (seinen Liebling nannte mich die Mutter), wann er abends in der Halle vor uns und den Wintergästen sang und harfte von den Asen und Riesen. Und gar manchen Sommer zog ich mit ihm, die Harfe ihm tragend und stimmend, fort aus der Halle, über die Eilande hin und durch das ganze Nordland, gen Mittag bis Friesland und zu den Sachsmännern; und lauschte dabei seinem Gesang, wie er ihn einübte auf dem Schiff unter schweigenden Sternen oder ihn vortrug in der Könige Hallen. Aber einmal fuhren wir gar bis Rumaburg und bis zu einem Eiland mit einem Feuerberg, gleich dem auf unserer Eis-Insel.

Vieles habe ich vergessen. Denn es sind manche Großzehnte von Jahren, daß sein Mund im Tod erschwieg.

Aber manches habe ich gemerkt; vor allem die Sage von „Odhins Trost". Sie schien mir immer nicht gerade die schönste; aber die höchste.

Freilich: der Vater wußte das Ganze in Liedstäben.

Ich aber habe die Liedstäbe meist vergessen; nur in schlichter Rede kann ich erzählen, wie alles geschah. Ausgenommen die Stücke, welche der Vater in den Hallen — oder auch mir — am häufigsten sagen mußte, weil sie den andern — oder auch mir — am meisten gefielen. Von solchen Stücken weiß ich auch noch meist die Liedstäbe.

Und wenn ich nun anhebe, zu erzählen, so geschieht es schlecht und nicht gut, ohne jede Kunst. Denn Kunst erbt nicht. Und nicht als Skalde, die Hörer zu ergötzen, erzähle ich, zur Freude und Kurzweil mir und den andern. Sondern nur als ein Zeuge — muß es sein: mit meinem Blut — von der Herrlichkeit der Ahnen und ihrer Götter, welche sie jetzt zu Teufelsanbetern machen und zu Teufeln. In Volksrede bald und bald in Skaldenrede, wie ich mir solche gemerkt, spreche ich. Daher — ungefüg und ungleich.

Und gar nicht habe ich gelernt, kunstvoll mit Faden und Einschlag die Sage zu weben oder alles, wie eines auf das andere folgte, hübsch an der Schnur aufzureihen, wie der Fischer die Winterfische zum Trocknen aufreiht an der Schnur.

Sondern mitten darin fange ich an und greife bald in den Anfang, bald in das Ende der Rede; wie die Möwe bald vor dem Bugspriet eintaucht, bald unter dem Steuer: sie fängt den Fisch, wo sie ihn findet. So fange ich der Sage einzelne, verloren, wie Treibholz, schwimmende Trümmer zusammen, wie sie verstreut auftauchen in meinem Erinnern. Denn diese Hand hat manches Jahrzehnt nur Hammer und Ruder geführt. Schwer lernte ich die Finger zum Schreiben zu krümmen, als mich die Kniewunde zum

Sitzen zwang in der Halle. Aber ich will ja nicht, wie ein Skalde, um Gunst singen mit Kunst. Gunst suche ich nicht, noch Lohn. Mein Lohn wird Ärgernis sein bei den meisten, wie jetzt die Menschen sind im Nordland.

Aber der eine oder andere wird mit Ehrfurcht hören von den alten Göttern. Vor allem du, Thorbiörn, mein lieber Sohn, wann du heimkehrst und dies Schreibwerk findest.

Denn schon da du von mir und der Halle aus der Insel schiedest vor zwei Wintern, drüben in der alten Heimat, in Hördhaland, unsrem verwaisten noch waffen-unreifen Vetter Thorwaldr als Muntwalt beizustehen gegen die Raubgier seiner bösen Nachbarjarle und deren Waffen-angriffe abzuwehren, — schon damals war zu befahren, daß etwa meines Bleibens nicht mehr lang sein werde auf der Insel.

Immer härter wird Isleifr, der gute alte Bischof, der selbst nichts Hartes will — gedrängt von einem andern, hart zu werden gegen uns alle, in deren Hallen, wie sie wissen, manchmal noch ein Lied von den alten Göttern tönt. Seither ist's übler geworden und übler. Denn der andere gewinnt immer höher Macht über den gutherzigen Isleifr, der immer tiefer in Siechtum fällt.

Aber ärger und giftiger als der Bischofssohn — der ist nur heißblütig, wie mancher unter uns Nordleuten: aber streng geschult, denn er war in Rumaburg und saß dort zu des großen Bischofs Füßen — ist ein anderer, den Gizurr aus dem Südland mitbracht, das ist Seraphicus, der häßliche Mönch. Der habe, so sagt mir ein Häusling des Bischofs, dem er es räuschlings vorgeplaudert, daheim, bevor er Mönch geworden, sehr weltlich gelebt, habe in einem bösen, bösen Handel den Mann eines schönen Weibes erstochen, sei dann, sich der Strafe zu entziehen, in ein

Kloster gelaufen und habe dort die Kutte genommen, diese aber nur unter dem Beding erhalten, daß er das Land räume und, Gizurr folgend auf dessen Heimfahrt, bei uns Nordländern das Kreuz predige.

Und dürfe er in das schöne Südland nur zurückkehren mit dem Zeugnis unseres Bischofs, daß er dreihundert Heiden bekehrt oder zur Strafe gebracht und dreihundert Stück Heidengerät eingeliefert habe.

Nun friert ihn elend bei uns.

Und so eifert er aus Reue und Frömmigkeit und aus Heimweh gleich gierig, an uns armen Nordleuten seiner Seelen Seligkeit und die Rückkehr nach Italia zusammen zu verdienen. Gizurr schürt Isleifr, den Vater: das wäre noch auszuhalten: aber Seraphicus schürt Gizurr; und das ist aber schon fast nicht mehr auszuhalten. Und hinter all' den Priestern und ihren Kreuzen steht, vom Festland herüberdrohend, das Schwert in der Faust, mit seinen sieben Fuß Länge sie alle überragend, jener wilde König Harald Hardhradhi. Obzwar er in seinem Norge Bischof und Priester niederdrückt mit so harter Hand, daß viele ihn für einen heimlichen Heiden halten: — mit unsern Priestern hier auf diesem noch freien Eiland thut er gar schön. Und rasch kämen, meine ich, seine Drachen-Segel geflogen, riefen ihn unsere Frommen, die Kirche zu schützen, das Heidentum vollends niederzubrechen. Lange schon lauert er listig; er käme gar eifrig, bräche das Heidentum, bräche noch viel lieber unsere alte Bauernfreiheit, der Gewaltherr, und behielte als Lohn für seine fromme Fahrt — das ganze Land! Soll er ja doch schon planen, die viel machtvollere Insel, das volkreiche England, dem wackeren Sachsenkönig Harold zu entreißen: — wer solchen Hunger hat für das Hauptmahl, — uns fräße er vorher zum Frühstück.

Darum hab' ich dir in sternenloser Nacht den Ort gezeigt, tief unter den Schritten der Menschen, wo ich Kunde vom Vater und seiner neugewählten Heimat bergen kann, sicher, daß sie keine Hand erhebt — oder die deine. Wenn sie vielleicht die alte Halle niedergebrannt haben, bevor du heimkehrst und wenn du den Vater nicht mehr findest auf Island, so sollst du doch außer dem Wink, wo ich weile, auch dies finden, was ich für dich aufgezeichnet. Denn wer weiß, ob wir uns dann jemals wiedersehen. Bald sechzig Winter habe ich getragen.

Und wenn diese Sage unter die Leute kommt, wird das Zeugnis davon sein, daß sie mein Sohn gefunden hat. Und daß sie ihm wohl gefiel. Denn nur er kann sie finden. Und gefällt sie dir nicht wohl, mein Sohn, so wirf sie ins Feuer. Gefällt sie dir aber, so überliefere sie deinen Kindern und Enkeln, wie ich sie dir überliefert habe.

Hier hebt an die Sage von „Odhins Trost“

I.

Viele Winter, ja unvordenklich viele, hatten sich Asen und Riesen bekämpft. Schaden konnten sie sich thun, mannigfaltigen, aber ganz hinzwingen nicht. Denn weder konnten die von Asgardh die Riesen alle erschlagen, noch konnten die Riesen einbrechen in Walhalls Burgthor. Da hatten die Riesen den Göttern Botschaft gesandt, friedliche Zwiesprach zu halten, ob nicht der alte Streit beizulegen sei für immer und alle Tage.

Herausgeben wollten die Riesen, falls ein Vergleich vertragen würde, wertvollste Waffe und wonnigstes Weib, die sie beide den Göttern abgewonnen durch List eines Menschenmannes: — der hieß Argr. Und die Asen mißten Waffe und Weib wie Arm und Auge. Denn die Waffe war Miölnir, Thors Hammer, und das Weib war Freia.

Argr hatte Thor in Rausch getrunken mit sehr, sehr vielen Hörnern Ael: nicht so gut, als mancher meint, ist Ael den Erdensöhnen. Aber auch Asen, scheint es, ist es oft von Übel.

Argr hatte mit Thor in die Wette getrunken; jeder wettete ein Trinkhorn. Nach sehr vielen Hörnern sagte Argr, er könne nicht mehr. Thor konnte auch nicht mehr: aber er trank fort und gewann so großes Horn, aber größeren Rausch. Den von Ael und Ael-Sieg berauschten Gott hatte nun Argr zum Würfelspiel gereizt.

Thor verlor alles, was er bei sich trug. Endlich setzte

er auf den letzten Wurf seinen Hammer. Da warf Thor ein Auge und Argr acht. Da hatte Thor seinen Hammer verloren. Willig hatte der treue Gott den Hammer dem Menschenmann hingegeben, der eilig verschwand.

Aber damit hatte Thor seine Freude hingegeben aus seinen Lebenstagen. Schwer seufzend, wortlos, lag er auf der Haut des großen Riesen in Eisbärengestalt, den er zuletzt mit dem Hammer erlegt, in Thrudhwang, seiner Halle. Und was das Ärgste war: ungekostet stand neben ihm im Becher der Met. Da sahen alle Götter, daß Thor sehr krank sein mußte. —

Zu Freia aber war Argr gegangen in Gestalt von Skirnir, der ist Freirs Freund, und hatte ihr, in Skirnirs Gestalt, Botschaft gebracht von Freir, in neun Nächten zu kommen in den Wald der stillen Wege, den beide kannten. Und Freia kam, denn Liebe zwang sie.

Nun hör' ich schon überkluge Skalden schelten: Freia sei nicht Freirs Braut, sondern Schwester. Aber die Schelter sollen nur glauben, daß mein lieber Vater der Götter Versippung so gut wußte wie sie. Es giebt aber verschiedene Kunde im Volk von der Götter Geschlecht und Sippezahl. So ist auch, was mein Vater sang, daß Frigg Thors Mutter gewesen und Odhin Lokis Vater, in andern Geschlechterrunen und noch manches derart — so, daß Baldur den Sonnenwagen führe — anders geritzt.

Bei den Heidenleuten durfte darin jeder sagen und glauben, wie er wollte. Anders ist das und scharf gefährlich geordnet bei den Christenleuten.

Aber in dem Walde traf Freia nicht Freir, sondern sieben Riesen; die schleppten die Weinende fort. Und die Götter klagten, daß Thor gram-krank liege. Und klagten noch mehr, daß sie Freia nicht mehr hatten, sie anzuschauen. Denn sie welkten nun und wurden alt. Eifrig verlangten sie, Waffe und Weib wieder zu gewinnen und nahmen gern die Zwiesprach an mit den Riesen. Was aber diese als Tauschgabe heischten, — das hatten sie noch nicht angesagt.

Als nun die Nacht herangekommen war, nach deren Sinken bei klimmender Sonne die Zwiesprach beginnen sollte, da lagerten seit Abenddunkel in dem beredeten Thal die Riesen zur Mitternachtseite, die Götter aber auf der Mittagseite. Festadalr oder auch Festadalar hieß das Thal oder hießen die beiden Thalgründe. Denn ein dünner Bach zog sich zwischen beiden hin.

Da schoß aus dem schon nächtigen Gewölk ein roter feuriger Streif hernieder in den Bachgrund zwischen beiden Lagern; er erlosch: aber gleich darauf sah man unablässig, bald zur Rechten, bald zur Linken des Rinnsals einen Irrwisch huschen, bald zu den Göttern, bald zu den Riesen gleitend.

Auf der Mittagseite, fernab von den andern Asen, die unter Laubhütten schliefen, saß auf einem alten Hünengrab, den Speer in der Hand, einsam, ein Gewaltiger. Der Nachtwind strich wie liebkosend durch seinen wirren Bart. Das hohe Haupt ruhte auf der um den Schaft geballten Speerfaust. Aber der Einsame schlief nicht. Nichts entging ihm in des dunkeln Himmels Rundung und in dem noch dunkleren Thal. Jetzt knurrte, leise den Kopf reckend, ein Tier, das dicht zu seinen Füßen, lang ausgestreckt, lag, und es warf einen warnenden Blick nach dem Gebieter empor: dieser aber, ohne sich zu rühren, flüsterte

kaum hörbar: „Laß nur, Geri. Wohl seh' ich den Irrwisch. Scharf witterst du Loki. Schärfer doch ahnt ihn dein Herr."

II.

Als nun der Tag anbrach, und so auch Baldur, der wechselnd mit Freir den Sonnenwagen führt, über die Ostberge her bei den Asen eingetroffen war, da stiegen Götter und Riesen herab von den Höhen in das Thal zu der Zwiesprach; nur der schmale Bach trennte sie: darüber hin und her wie Pfeile flogen die Worte.

Loki saß auf Steinen, die trocken aus der Mitte des Wassers ragten.

Da sprach Surtur, der Feuerriese, der das Wort führte für seine Gesippen: „Weit ist die Welt. Hoch ist der Himmel ob Thursenheims Thoren. Versöhnen könnten sich Götter und Riesen. Nur ein schlimmes Geschlecht reizt beide stets zum Streit: die redenden Ratten: der maßlos mutige Meister Mensch."

Alle Riesen nickten und winkten und brüllten Beifall zu diesen Worten. Surtur aber fuhr fort, zornig und zorniger und seine Stimme scholl wie der prasselnde Atem der Flamme: „Seit die Götter, in übler Stunde, die Menschen gebildet aus stummen Bäumen, aus dem Eschenbaum den Mann, das Weib aus der Erle, — anhoben die alsbald, frech geworden, anzutasten die Erde, unser uraltes Erbe. Mit Stahl aus starrem Gestein klopfen die Klüglinge des freien Feuers freudige Funken, dem festen Felsen entführend sein heilig verhohlen Geheimnis; aus hartem Holz reiben sie ruchlos die flackernde

Flamme. Sie zwingen die zähen Zwerglein, den grollenden Geist zu niedrigem Werk, zu dumpfem Dienst unfreien Frons! Sieden soll er den Sud zur Suppe, trocknen das triefend durchweichte Gewand und den Thon, daß er tauge zum Topfe. Edles Eisen, ächzend in Asche, klopfen sie kläglich, schmelzend und schmiedend, zu den winzigen Waffen, zu Gerät und Gerümpel widrigen Werks. Ja, sie legen zuletzt noch die leidige Leiche, die ekle, entehrend den Atem der freudigen Flamme, ihr ans heilige Herz. Und in kleinlicher Knechtung schleppen die Schlauen von Hütte zu Hütte, von Herde zu Herd, durch das Dorf gedehnt, die gegliederte Glut, entlehnend einer vom andern, wie Leibeigene man leiht und käufliche Knechte. —

Zuweilen zwar zornig brech' ich die Bande der geknechteten Kinder: und in grimmiger Größe, in rasender Rache für langes Erleiden verzehren sie zündend Fahrnis und Vieh, Haus, Habe und Herd und Wiege und Weib. Aber die Argen, maßlos Mutigen! Nicht verzagen die zähen, die frechen Frevler! Nein! Sie nehmen aufs neue aus der Flamme des fallenden Balkens den Brand, erhöhen die Halle auf dem früheren Fleck, auf der Asche der alten: und wieder erwärmt sie an verhaßtem Herde des Hauses die Flamme, die frech noch aus glimmender Glut des zerstörten sie zogen!"

Da schwieg Surtur. Sofort aber begann Starkadhr der Wasserriese: und seine Stimme brauste wie Rauschen der Meerflut: „Leidiger Leid noch legen die Listigen uns auf, des Wassers einst wildfreien Gewalten. Brausend durch Berge, die Bahn sich bohrend, brach Bradhr, mein Bruder: uralt und immer war sein Weg so gewesen. Da kamen die Kleinen, die Klüglinge, die Menschen: und maßen und machten Gemäuer, aus starken Steinen fest es fügend, und wehrten den Weg der wogenden Welle.

Zornig zischte Bradhr, mein Bruder; und sammelte sämtlich die sausenden Söhne, die sieben, der Sippe, die breiten Bäche, die brausenden: auch die tanzenden Töchter, die quirlenden Quellen, die kleinen, die klaren, die wonnigen Wichtlein, rief er zum Reigen: und zur Rache Rauscheregen von oben, den uralten Ahn.

Hoch auf den Häuptern der Hügel sammelte er so heimlich in Höhlen ein Heer; und, nächtlich genaht, plötzlich, polternd und prasselnd, Felsen voran fortwälzend als Wurfwaffen, stürmten die Starken, gießend vom Gipfel, auf die Mauer der Menschen und brachen sie brausend in bröckelnde Brocken und verschlangen zerschlagend die gehaßten Gehöfte, die dahinter sich hielten, und schleppten Schlamm und kugelten Kies und streuten Gestein über alle die Äcker, die Getreide getragen dem Meister Mensch: und ersäuften der Siedler siebzig im Schlaf.

Aber die acht, welche waren entwichen, nur nackt mit dem Leben, ließen, die Leidigen, nicht nach! Nein! Aufs neue nahten sie! Gewitzigt wagten sie wieder — und weiser — das Werk. Sie erstiegen das steile Haupt der Höhe und banden den Bruder, oben ihn überraschend, gleich am Gipfel, wo er noch wenig wälzt der Gewässer. Und sie lenkten ihn listig gezwängt zwischen zwei mächtige Mauern, enge, den Ächzenden: gruben im Grunde ihm ab die Bundesbrüder, zwangen den Zürnenden anders als ehdem ins Land zu laufen nach der Sumpfseite, südlich. Aber ach! Eine der tauigen Töchter, die ich Nifteln nenne, die niedliche Nixe, Quana, das Quellchen, fingen sie völlig aus des Vaters Gefolge: und zerrten die Zierliche, herabzurinnen ins Thal, wo die Trotzigen wieder gewagt, an der alten Ecke zu erhöhen die Gehöfte. Seht, sie selber mag melden, die Maid, wie weh ihr geworden. Bis hierher hört man die Holde klagen, die Kleine."

Und er hielt inne.

Von fernher aber hörte man die helle Stimme der Quelle, wie sie vorbeiglitt an den Hütten des fernen Dorfes: „Ach ich Arme, gefesselt Gefangne! Schmählichen Schmutz soll ich säubern mit Seufzen, trüb' und traurig. Rußig Gerät, klebende Kleider waschen die Weiber in mir und die Mägde. Mit häßlichen Händen, mit heißen, haschen die Derben durstig die tauigen Tropfen. O wär' ich doch wieder beim Bergbach da droben! Da nickten so neigend die bunten Blumen, die zieren, mir zu! Da strahlten mir still auf die Stirne die Sterne! Und es fiel nur ein Falter, der lang mich geliebt und mich schillernd umschaukelt, mein Liebling, zuletzt in mein reines Rinnsal; treu trug ich den Toten auf weicher Welle. O helft mir, ihr Helden, ihr reisigen Riesen, ihr freudigen Vettern, aus freudlosem Fron!"

Da trat vor Bläster, der Luftriese, und sprach: „Kann ich nicht blasen, muß ich sticken und sterben. Aber auch mich wollen meistern die Menschen. Trotzig türmen sie mir mitten auf meinem Weg über Bergjoch und Heide Bretter entgegen und Gebälk, die ich nicht immer fortblasen kann. Was hat der Mensch so hoch zu bauen, daß das Gebäu sein Haupt so hoch überragt? Ja, wie den Knecht und das Rind sie über die Tenne treiben, zu treten die kleibigen Körner, daraus ihr Brot zu backen, zwingen sie mich Zornigen, für sie mich zu mühn und Mehl zu mahlen. Breite Bretter muß ich drehen mit ächzendem Atem; und je zorniger ich erzürne, je wilder ich wehe, desto rascher gerät, das sie wollen, das Werk; und sie lachen meines unfreiwilligen Eifers. Aber ich, Bläster, ich blase sie doch noch alle wie welke Blätter im Herbst ins Meer, daß sie elend ersaufen."

Da sprang auf Gridh, die Erdriesin, ein gewaltig

schönes Weib: mächtig hoben sich und wogten, wie sie zornig rasch atmete, ihre Brüste; braun war ihr weites Mantelgewand mit breiten grünen Randstreifen: und lichte Blumen, rot, gelb und weiß, waren verstreut darein gewirkt: Riesen und Riesinnen rückten ehrerbietig zur Seite, ihr Raum zu schaffen; und auch die Götter, die bisher zu manchem Wort der Riesen leise spöttisch gelacht, beruhigten der Lippen höhnendes Spiel. Blitzenden Auges über alle Götter hinweg schaute die Riesin auf Odhin hinüber.

Odhin aber zog den breitrandigen Schlapphut tiefer herab und furchte die Stirn, wie er pflegt, wann er Antwort sucht auf gewichtigen Einwurf.

„Kränkenden Kummer künd' ich wie keine," sprach sie mit tiefer, verhaltener Stimme. „Und heiße doch heilig selbst meinen Hassern. Auch Odhin einst" — hier hob sich lauter ihr Ton — „der Übel-Arge, ob er heute das Haupt vor mir hehlt, hat einst hehr und hold mich geheißen. — — Muß ich euch mahnen, wie einst ein Alter der Unschuld uns einte? Das ganze Gebiet der endlosen Erde, einst war es Riesenreich! Nur redliche Riesen, unsere Altahnen, füllten die Felder, die langen Länder, die breiten Gebirge. Da wuchset gewaltig — wer weiß es wie! — ihr argen Asen! Aus Ostland, acht' ich, aus hellerer Heimat, kamet ihr Kühnen. — Lang lebten wir leidlich, lau zwar in Liebe; doch hemmend den Haß. Ja, man raunt: mancher Mann aus den argen Asen gewann von wonnigem Weib in Riesenheim kosenden Kuß. — Ob er's oben in Asgardh der göttlichen Gattin wohl vertraute, der Treue?" —

Sie schwieg eine Weile, strich mit der Linken über die wogende Brust und fuhr fort: „Leidlos lebten wir redlichen Riesen. Rinder und Rosse hegten wir, herrliche, und schimmernder Schafe häufige Herden: wir molken die Milch und holten den Honig der braunen Bienen: starker

Stein und hartes Holz nur Waffen und Wehr und rüstig Gerät zu ehrlicher Arbeit: Krieg nicht kannten wir, Schlachten nicht schlugen, Morde nicht mordeten: Wölfen nur wehrte und brummenden Bären der Stab und der Stein: Frieden und Freude füllten die Felder.

Da schuf der gewaltig weise" — und ihre Stimme zitterte leise — „der schrecklich Schöne, der Asgardh-Odhin, die Menschen, die mächtig bald sich Midhgardhs bemeistert. Aus Eschenhärte und Erlenweiche schuf er — so sagt er — den Menschenmann und das Menschenweib. — Ganz und gar nicht glaub' ich's dem Gotte! Weiber wissen — so wähn' ich, — in Wonnen und Weh, wie er Weiber gewinnt!

Aus Esche und Erle nicht hat er geholt sie, die Zwillinge zart. Eine Buhle gebar sie, die heimlich er hegte. Eine Elbin etwa: — Lichtelbinnen liebt er! Daher, denk' ich, die lange Liebe, die den Menschen er zumißt. Selten sieht man den argen Odhin lange lieben! Seine Söhne wohl sind sie und Enkel alle und zierlich zarte, traute Töchter! Doch das ist, denk' ich, Friggs Frage! Der rauhen Riesin, — was ist ihr Odhin?" Sie schwieg, warf das lange schwarze Haar zornig in den Nacken und fuhr fort: „Als Menschen maßen mit schnellen Schritten die freien Gefilde, da endete Unschuld: Harm hub sich und Hader. Unten, im Urfels des innersten Erdkerns, liegt mein Lager: vom Vater gefestigt umfängt mich wuchtiger Wall stärksten Gesteins, von Wasser umwogt, von Feuer umflammt, von dräuender Drachen Häuptern gehütet. Und doch wagte ein Wandrer, zur Nacht zu nahn, wo noch nie war genaht ein frevelnder Fuß. Das Wasser durchwatete, die Lohe durchlief, die Drachen verdrang der wundernde Wandrer: im Finstern mich fand er, die unmaklige Maid; und zaubernd bezwang er Sinn mir und Seele: und lockte

mir listig heraus mein Geheimstes, daß schöne Schätze gelben Goldes, daß Erz und Eisen endlos ich eigne, daß schlummernd im Schose Wärme mir wohne, die wuchernd wieder läßt wachsen, was an Keim und an Korn ins Gewand man mir wirft. Wie im Finstern er mich fand — im Finstern entfloh er; wer der Wandrer gewesen, — nicht wag' ich's zu wähnen."

Tief schöpfte sie Atem und schwieg.

Frigg schob den breiten goldnen Gürtel mit beiden Händen zornig hinab gegen die Hüften und warf einen funkelnden Blick auf die Riesin.

Diese fuhr, nun hastig die Worte stoßend, fort: „Aber Odhins Erkorne, die mutigen Menschen, brachen bald herab in mein Reich: Gold gruben sie, Erz und Eisen, Schwerter schmiedeten sie, schneidende Pflugschar und ritzten, die Räuber, mit dem eigenen Eisen mir wehvolle Wunden und bohrten und brachen in mein heiliges Heim, zwangen es, zu zeitigen Körner und Keime. Und die Gier des Goldes vergiftete ganz wie die glänzenden Götter so die redlichen Riesen: Gold gebar den Männermord, Eisen erzeugte den Kriegeskampf, anhub alsbald alles Unheil. Muß ich noch mahnen? Malmet die Menschen, die maßlos Mutigen." Sie schwieg und setzte sich und alle Riesen nickten und brummten ihr Beifall zu.

Odhin aber, der das Haupt sinnend auf die Hand am Speer vorgebeugt hatte, hob nur ein klein wenig das Antlitz und sprach, einen kurzen Blick auf die Riesin werfend: „Wo immer ein Weib Argwohn hegt um Liebe, da wähnt es, Odhin, der Arge, schulde ihr Schuld. Aber ich eide bei meinem eigenen hohen Haupte: nicht ich habe die Menschen gezeugt. Soll ich nur lieben, wo mein eigen Blut mich zwingt? Allvater bin ich geheißen: alles lieb' ich, was mir hilft, die Welt zu erhalten. Und nicht ich

habe der Erdjungfrau Geheimnisse geraubt. Ein Menschenmann, ein mutiger, mein' ich, war der Gewinner. Vielleicht, daß ein Gott den Weg ihm gewiesen."

Da glättete sich Friggs Stirn, die sie finster gefurcht. Ein flammender Blick heißer Liebe flog zu dem Gatten hinüber, der, nur ihr sichtbar, mit der Wimper ihr winkte.

Die Riesin aber fuhr schreiend empor. Blaß und kalt wie Eis waren ihre Wangen plötzlich geworden, während ihr Antlitz kurz vorher wie roter Mohn geglüht hatte: „Ein Menschenmann," rief sie schmerzlich, „ein mühseliger Mensch, der Gridh gewann? Ich will es nicht wähnen! Dann wehe dem Gott, der den Speer ihm geliehen und den weitgerandeten Hut und den dunkelblauen Mantel!" Da lächelte Odhin durch all seinen Ernst: und herrlich schön stand das reife, verhaltene Lächeln dem bärtigen, dem feingeschnittenen Mund: „Finster war doch die Höhle. Speer kann man greifen, auch breiträndigen Hut. Aber wie griffest du, daß der Mantel dunkelblau?"

Verwirrt sprach die Riesin, Gluten wieder im Antlitz: „Sagte ich das?"

Loki aber richtete sich auf beiden Ellbogen auf — er lag nun im trockenen Grase, fast ganz zugedeckt von den dürren Halmen (denn Vorfrühling, fast Winter noch war es) — stützte das schmale Kinn auf beide Hände und lachte: „König Hicko von Hadaland war ihr Gast, von Odhin gesendet und gekleidet. Die Thörin hielt ihn für den Götterkönig. Als er entschlummert war, das Haupt auf ihrem Busen, schlug die Listige Stahl an Stein, fing den Funken und wollte dem Schlummerer ins Antlitz leuchten. Der aber erwachte, wandte sich und floh: seinen Mantel nur sah sie noch flattern. Mir hat es der Gast erzählt, all das. Und noch mehr . . . —."

„Schande dem Schwätzer!" rief Odhin laut mit jener

breiten Stimme, die nur aus seiner Brust bricht —: erschreckt durch den wohlbekannten Zornruf griffen alle Riesen unwillkürlich nach ihren Waffen: die Midhgardhschlange aber, die ihren Kamm aus dem nahen Meere gereckt hatte, zu lauschen, fuhr zitternd pfeilschnell in die Tiefe.

Jedoch ruhig fuhr Odhin fort: „Und Schande dem Nachschwätzer. Schweig, lästernder Loki." Und nur ganz leise hob er den Speer.

Zwei Frauen blickten tief dankend auf Odhin. Die Riesin — aber auch Frigg: denn Frigg ist an aller Frauen Ehre und Geheimnissen gelegen.

Gestärkt durch Odhins Schutzwort fuhr Gridh fort: „Und war es ein Mensch, — so heisch' ich desto heißer der Menschen Verderben. Nicht ruh' ich mehr und raste, so lange freche Füße mutwilliger Menschen trotzig treten mein heilig Haus. Brocken der Berge, Kronen der Kämme, hohe Hügel schleudr' ich den Schlimmen auf Häupter und Hütten: auf reiß ich den Abgrund in klaffende Spalten und schlinge die Schlauen in tödliche Tiefe."

Fornjotr aber, ihr Vater, der Riesen Ältester, fuhr fort — eisgrau wallte sein breiter Bart ihm bis auf den Gürtel: „Friede und Freundschaft wird nur zwischen uns und euch, wenn nicht mehr die Menschen zwischen uns wandeln, gehaßt und geliebt, bedroht und beschirmt. Und so sprech' ich als aller Riesen Fürsprech: Friede und Freundschaft bieten wir euch, geben heraus euch Freia und Miölnir, wenn ihr gelobt, mit uns auszutilgen die Menschen."

Da ging ein zorniges Murren durch die Reihen der Götter und Göttinnen. Selbst Freir, so heiß er nach Freia, und Thor, so ungestüm er nach Miölnir verlangte, wollten von solchem Vergleich nicht hören. Alle riefen und redeten durcheinander. Nur Odhin schwieg; er blickte spähend nach Süden, in die Ferne.

Da sprach, als einige Stille geworden, Baldur: lebhaft hob er seinen kurzen ganz goldenen Wurfspeer empor: „Das sei fern von den Asen! Nichts, was außer Asgardh ist, erfreut mich mehr als der Menschen Freude. Ja, ihre Freude, noch vor ihrem Dank: noch ehe sie sich besinnen, daß sie mir Dank schulden. Wann ich, nach langem Winter, zuerst wieder hinfahre auf helleren Wolken, verkündet von den vor mir zwitschernden Schwalben, wann ich den ersten gelben Falter vorausgeschickt, wann aus dem Walddicht das fahle Reh zuerst herauslugt, am Saume zu äsen der jungen Birken saftiger schwellende Knospen —, wann in den wetterbraunen Gehöften die Menschen mein Nahen verspüren, — wann der Hofherr, tief einatmend den ersten Lenzwind, von der Hausthür das Wintervorbrett herabnimmt und dem Weibe zunickt: ‚Für dies Jahr ist's wieder gewonnen!‘ — wann der Hirt von der Halde zurückruft mit lautem Horn: ‚der Waldquell hat das Eis abgeworfen!‘ — wann dann Knaben und Mädchen mit fröhlichem Lärmen sich an den Händen fangen und hinaus hüpfen aus den Höfen auf den Anger zum ersten Reigen auf dem noch feuchten, aber schon warm beglänzten Rasen: — — dann zieht mir Wonne durchs Herz, noch bevor sie mir danken! Und nicht missen will ich, solange ich den Frühling führe über die Erde, glücklicher Menschen frühlingsfreudiges Antlitz! Nicht tilg' ich sie aus, die geliebten Thoren, solange ich atme.“

„Solange du atmest!“ sprach Odhin leise vor sich hin, seufzend: denn er hatte schwer geträumt. —

Da nahm Fro das Wort, gestützt auf den langen Schaft der Sense, deren goldene Schneide kosend streichelnd: „Nicht freute der Herbst mich, sähe ich nicht mehr, von emsigen Menschen geschnitten, die dicht wogenden, goldgelben Halme, welche sie sorgsam gepflegt viel schwankende Monde.

Gern fahr' ich dahin über die flutenden Felder im Abendwind über die nickenden Ähren und segne sie leise. Gern schau' ich den letzten Ährenbüschel auf dem Acker, mir dankbar geschont, von blauen Blumen gekränzt; gern sehe ich sie tanzen um den garbenbedeckten Feldaltar; gern hör' ich den Dank auch der fröhlichen Schnitter und im Winter den Schlag der dröhnenden Drischel! Die fleißigen Schollendurchfurcher, — nie tilg' ich sie aus!"

„Nie tilg' ich sie aus!" wiederholte Frigg, die silberne Spindel schwingend und zurückschlagend den zarten Linnenschleier: „Nie will ich vermissen die Freude im Busen, seh' ich der Jungfrau schämigen Blick, wie mit Zagen und süßem Grauen von den Eltern hinweg und festlichen Bänken des Brautlaufs dem Gemahle sie folgt, der ungeduldig an der Hand sie dahin zieht über des Brautgemachs blumenbestreute Schwelle. Und fast weniger noch will ich entbehren, stand ich der wehvoll Ringenden bei, den ersten Blick mit dem seligen Lächeln, den auf das Kind, das erstgeborene, das schmerzerkaufte, wirft die junge Mutter, aller Schmerzen vergessen. — Die Männer, die rauhen, die untreuen, — wohl könnt ich sie missen auf Erden: doch nimmer die Frauen, die zarten, die tiefen, treuen entbehr ich!"

Da zog, trotz all seines ernsten Sinnens und scharfen Spähens, über Odhins bärtige Lippen ein leises Lächeln: schön stand der überlegene Scherz dem Hohen, als er, das Haupt leicht seitwärts neigend, langsam sagte: „Willst du der Weiber, Frigg, dich freuen, fast allzu Strenge, wirst du auch Männer müssen ertragen. Lange nicht, wähn' ich, werden die Weiblein blühen auf Erden, missen sie Männer."

Und es lachten die Götter, die es vernommen, leise.

Nur Thor, der lachte so lautschallend, daß Frigg fast zürnte.

Doch ward sie ihm gleich wieder hold, dem starken Sohn, als er einfiel: „Wie die Mutter nicht die Weiber, so mag ich die Männer nicht missen. Lieb ist mir mein Hammer: wie lieb — das weiß keiner außer mir: lieber als dem Durstgen das Aelhorn, lieber als dem Manne das Brautweib. Und nicht weiß ich, weder wie ich froh werden noch wie Walhall sicher sein soll ohne Miölnir. Aber das weiß ich: nichts zuleide thu' ich den Menschen! Ich meine: den Guten! Denn manchem unter ihnen schon habe ich den Kopf zerschlagen, so weich wie Hirsebrei, der da hatte brechen wollen was Thors Hammer gefestigt. Thoren! Das Recht wollen sie brechen und brechen das eigene Leben, Thors Frieden wollen sie brechen und brechen nur den Frieden im eigenen Herzen! — Aber daß wir auch die Treuen austilgen sollten — bei meinem armen, herrenlosen Hammer! — das wäre Neidingsthat. Haben sie uns nicht Opfer geblutet und Sud gesotten und Ael geweiht in großen Eimern? Sollten wir geschmaust haben Roßopfer und Eberopfer und das Opferbier getrunken, wir alle, — und nicht am sparendsten Thor, Odhins Sohn, den erwarteten Schutz aber versagen, den verdienten, den Freigebigen und Wackeren, ja, sie verderben? Wahrlich, gleich dem Dreschknecht würd' ich mich achten, der voraus trinkt das Dreschbier, das dem Drescher gebührt, dann aber müßig davongeht, ja das Gehöfte verbrennt. —

Und wie freut es mich doch in der breiten Brust, wann ich krachend, mit rollenden Rädern des dröhnenden Wagens, dahinfuhr über die Dorfflur, wie die Leute nun heraustreten aus den Hausthüren und meiner letzten Regentropfen sich freuen, die goldglänzend unter Baldurs Blick wie eitel Segen fallen auf die Saat: würziger Brodem quillt aus den braunen Schollen und freudig rufen sie dankend mir

nach: ‚Grimmiger Groller, schrecklich dein Schrei, doch Segen dein Sinn und Wonne dein Werk!‘

Und nimmer auch will ich es missen, zu schauen, wie ernst sie blicken, bedächtig und wacker, weihte ich ihnen neu gezimmertes Haus mit Hammer und Spruch. Noch auch, wie traurig und treu, weih’ ich den Toten zuletzt auf dem Holzstoß. — Arme, sonnendurstige Schlucker! Sie dauern mich! Ich habe sie lieb: sie mühen sich endlos und müssen so bald sterben und die meisten versinken nach Hel, während wir ewig leben, wir Götter, die wir das weite Walhall bewohnen.“

Tief aufatmete schwer da Odhin und blickte mit einem Blick treuer Liebe auf den freudigen Sohn.

„Genug, daß sie einzeln sterben! Nie tilg’ ich aus das ganze Geschlecht,“ so schloß Thor und er griff in den Gürtel, den Stärkegürtel, wo sein Hammer zu stecken pflag an der linken Hüfte. Leer war der Gürtel: — seufzend setzte sich der Gott. —

Aber an seiner Seite sprang empor Tyr, der Kriegsgott, des Schwertes nackte Klinge, die er, ohne Scheide, rechts im Wehrgehänge trug, herausreißend und drohend gegen die Riesen reckend: „Nicht will ich missen der Menschenmänner freudigen Kriegsruf, die schallenden Schilde, das hallende Horn, wann Keil trifft auf Keil in herrlicher Schlacht. Mit Jauchzen springen sie in die Speere und den Tod. Heil den Helden! Oft haben sie auch lange Lümmel, hochragende Riesen, mit Mut und mit Raschheit gefällt, mir zur Freude! So sollen sie oft noch.“

Und Heimdall warf im Unwillen sein Wächterhorn zurück, das er an langem Lederbande trug, sprang auf und rief: „Den Regenbogen hüte ich den Göttern, die Brücke, ein mühereich freudenarm Werk. Tag und Nacht, wann sie kämpfen, spielen, schmausen, zechen, schlafen — Heim-

dall ist nicht dabei. Nur selten hab' ich Ablösung. Denn am wachsten wacht Heimdall. Nicht will ich der Freuden entbehren, wie die Menschen staunend aufblicken zu mir. Erst gestern lief ein Kind auf mich zu, die Ärmchen erhoben, die nackten, die runden: lachend vor Freude rief es: ‚Nun will ich laufen, bis daß ich den Bogen finde, mit Händen ihn greife.‘ Und es lief, bis es lächelnd einschlief. Heim trug es die Mutter: und goldene Schüsselein warf ich dem Kind im Traume herab. Nie will ich es missen — das Staunen, das Lächeln der Kinder!“

„Nie tilgen wir die Menschen!“ riefen die Götter.

Nur Odhin schwieg; er gedachte des Spruches, den er einst als schwer ersonnener Weisheit Frucht aus Runen gelesen: „Solang leben Asen in Asgardh, als Menschen in Midhgardh an Götter glauben: die Götter vergehn mit den Menschen zumal.“

So hatte Odhin nicht erst Zweifelfrage zu fragen, ob er die Menschen austilgen solle und annehmen der Riesin Vorschlag. Deshalb schwieg er. Aber er sann. Denn noch nicht wußte er, wie er auf andrem Wege möge Freia und Miölnir wieder gewinnen von den Riesen. Er sann und fand nicht Rat. Verzögern wollte er die Entscheidung, bis daß ihm zurückgeflogen wäre Hugin, sein Rabe: „Gedanke“; denn der andre Munin: — „Erinnern“ — saß ratlos auf seiner Schulter. Hugin aber hatte er entsendet auf Spähe weithin über sieben Königreiche nach Süden. Und der Rasche war noch nicht zurück. Scharf sah Odhin aus in den Himmel. —

Da nun aber die Riesen gehört hatten der Götter heftige Weigerung, da entbrannten sie in Riesenzorn, fuhren auf, brüllten, daß die Felsen wiederhallten, schlugen die Steinwaffen aneinander, daß große Splitter davon sprangen und schrieen den Asen zu, daß sie wollten Freia und Miölnir

in die See werfen, da sie am tiefsten wäre. Und die Midhgardhschlange, die sich, da Odhin wieder schwieg, von ihrem Schrecken erholt und wieder herangewälzt hatte im nahen Fjord, freute sich sehr, da sie hörte, daß sie Freia sollte verschlingen dürfen; und sie peitschte mit dem Schweif die Flut, daß sie hoch auf spritzte.

Und sprangen da auf von ihren Sitzen alle Riesen und alle Götter und drohten, in Waffen widereinander zu fahren. Nur Odhin blieb sitzen in hoher Ruhe, das Haupt vorgebeugt, den Speer über die Schulter gelehnt, nachsinnend und gelegentlich spähend, ob nicht Hugin komme geflogen.

Und drunten am Bach blieb liegen in dem hohen, dürren Grase der lauernde Loki; er blickte bald in Odhins zweifelndes Antlitz empor, bald auf den lärmenden Haufen der Streitenden.

Da er nun sah, daß diese bald würden handgemein werden, — schon hatte Thor, in Ermangelung seines Hammers, zwei Steinriesen gegriffen mit bloßen Händen und stieß ihre harten Schädel widereinander — sprang er plötzlich auf und stieß seinen spitzen Eisenstab vor sich in die Erde: da loderte hoch auf eine schmale rote Säule knisternden Feuers zwischen Asen und Riesen, die schon Kämpfenden scheidend: und alle sahen erstaunt auf Loki und hielten inne.

Das hatte er gewollt, sich Gehör zu schaffen. Lächelnd streichelte er nun mit der Hand liebkosend die Feuersäule: die versank sofort wieder in den Erdboden. Loki aber sprach: „War ich der Arge, den viele mich schelten, der an Unheil sich freut, — behaglich blieb' ich jetzt liegen, wo behaglich ich lag: und sah zu, wie ihr wieder einmal, ihr dummen Riesen und ihr tagblinden Götter, euch die Knochen zerschlagt.

Aber ihr dauert mich, ihr, glänzend an Gliedern und wuchtig an Waffen, doch winzig an Witz. — Und da der grübelnde Ase, der Weiseste aller," — er beugte das Haupt vor Odhin voll Ehrfurcht, wie es schien: aber Baldur glaubte doch einen Zug des Hohns um den feinen Mund des Feuergottes spielen zu sehen — „noch nicht seinen bessern Gedanken gefunden, so vernehmt einstweilen, was Loki euch rät: vielleicht ist es doch schlauer als Schädelspalten."

„Loki lügt," sprach mißtrauisch Hrim, der Reifriese. „Man weiß nie, mit wem er es hält, mit wem er es gut meint, mit Riesen oder Asen."

„Nur mit einem," fiel Baldur ein, „meint er es gut: aber gerade deshalb meint er es mit diesem einen am allerschlimmsten: mit sich selber! Loki, mein armer Bruder: am elendesten ist in allen Welten, wer nur sich selbst liebt." Und zärtlich legte er den Arm um Nannas Nacken, seines Weibes: und voll liebender Ehrfurcht blickte er hinauf zu Odhin, seinem Vater.

Loki warf nur einen geschwinden bösen Blick auf Baldur und fuhr fort: „Ein Narr nimmt vom Feind nicht Gutes. Ist heute meine Rede gut: — weshalb sie verwerfen? Weil euch frühere mißfiel? Höret nur erst. Muß ich euch mahnen, ihr redlichen Riesen, wie übel ihr von jeher gefahren bei dem Kampf mit den Göttern? Weit verstreut bedecken die Gebeine eurer Erschlagenen die Erde. Mit Staunen graben und brechen sie die Menschen aus Urgestein. Viele von euch, mein' ich, würden noch fallen von Odhins Speer und Tyrs Schwert und daß euch Thor auch ohne seinen Hammer Kopfpein schaffen mag, das habt ihr eben verspürt.

Ihr aber, edle Asen, werdet doch nicht wieder froh, bis nicht Freia, die Freundliche, wieder unter euch wan-

delt, wie der Sonnenstrahl unter den Hochstämmen des Buchwalds. Und wenn Asathor nicht bald wieder seinen Hammer hat, wird er tiefsinnig, fürcht' ich. Und wegen der Erdwürmer, der Menschen, sollten so starke Helden wie ihr Riesen und so edelweise wie wir Götter uns nie versöhnen? Wahrlich, das sind sie nicht wert! Nun höret: die Riesen verlangen, wir sollen die Menschen mit ihnen austilgen: die Götter wollen, wie bisher, sie schützen gegen der Riesen Angriff: ei, laßt doch beides bleiben! Ihr den Angriff — ihr die Beschützung."

Und nun glitt er zu Surtr, dem mächtigsten der Riesen, und flüsterte ihm zu: „Teurer Großohm (denn Surtr war der Bruder von Lokis Großvater von der Spindelseite, Leiti), du weißt es: von jeher hab' ich heimlich zu euch Riesen gehalten, zu denen ich gehöre durch das halbe Blut und durch den ganzen Haß gegen die Götter —: zumal gegen einen! — und wie grimmig ich die Menschen hasse, das wissen Riesen, Götter und Menschen! Auch heute nützt mein Rat nur euch. Ihr wißt, wie die elenden Lieblinge Odhins durch eure Angriffe, durch Not und eigne Zwietracht zusammengeschmolzen sind auf der ganzen Erde auf drei kleine Gaue. Dürfen die Asen sie nicht mehr schirmen vor Not und der eigenen Mordgier, — bald sind auch diese letzten geschwunden. Und ich will schon heimlich dazu helfen." Und er patschte leise auf des Riesen Hüfte: denn höher hinauf konnte er nicht reichen.

Surtr nickte brummend: er wolle es beraten mit den andern. — Loki aber glitt so glatt und rasch und leise wie Schlange schleicht oder Flamme fliegt hinüber zu dem Rasenhügel, wo Odhin saß: eines toten Königs Asche ruhte drunten: — der König selbst aber, Odhins Wahlsohn, Halfdan, König Haralds von Hördhaland Vater, lebte herrlich unter den Einheriar in Walhall.

Behend wie das Eichhorn kletterte Loki den Stamm der Föhre hinauf, die am Fuß des Hügels stand, und wiegte sich schaukelnd in der Baumkrone, wo er gerade an des Götterkönigs Ohr reichte und leise zischelte er hinein: „Herrscher, Allwissender," — bei diesem Wort furchte Odhin finster die Stirne — „folge meinem Rat. Du weißt, wie stark und zäh und klug der Menschen Geschlecht: vor allen König Harald, dein Liebling. Wahrlich, wenn nur nicht mehr die übergewaltigen Riesentölpel durch Eis, Sturm, Erdfeuer, Deichbruch und Sturmflut der See sie bekämpfen dürfen, — mögen die mutigen Menschen auch ohne Asenhilfe sich selber erhalten. Denn viele Runenweisheit hast du ja schon deinen Schützlingen offenbart."

Während Loki sprach, schien Odhin gar nicht auf ihn zu achten. Hoch in Lüften im Mittag zeigte sich ein kleines dunkles Gewölk: Loki gewahrte es nicht: wohl aber Odhin. Pfeilschnell schoß das kleine dunkle Wölklein näher und näher. Und Odhin sprach, ohne auf den Flüstrer zu schauen, den Blick nach oben gerichtet: „Herber als Hel heg' ich dir Haß. All meiner Übel äußerstes acht' ich, dich Sohn nennen zu sollen. Böse bist du, urböse, wie die Stunde deines Werdens war. Schlimmes geschah, Schuld und Schade, Wahn und Weh, so oft ich horchte deinem wohlgewogenen, wohlgewinnenden Wort: denn lieblich und listig zu lügen weiß Loki: so oft ich dir folgte, fiel ich in Fallen. Oft schon erwog ich, ob ich nicht tauglich thäte, tilgt' ich dich aus." Und leise zuckte seine Hand am Speerschaft.

Loki aber lächelte gar eigen und sprach: „Soll den Sohn fällen der Vater? Furchtbarer Frevel!"

Aber Odhin antwortete finster: „Sinnt doch schon lange sehnlich der Sohn, wie den Vater er fälle! Scheint dir das, Schlimmer, schwächere Schuld? Rede nicht,

Rotkopf! Leugne nicht, Loki! Allwissend, wie hämisch du höhntest, bin ich Armer nicht: viel doch fand ich, mehr als die meisten. Auch durch deine Gedanken dring' ich, die dicht gedeckten. Nicht schelt' ich dich, Schlimmer! Nicht ich darf dich verdammen. Du wardst — wie du mußtest: — so werden wir alle! Lüge drum und lästre noch länger, wie dir Lust. Später spürst du, spöttischer Späher, doch vielleicht noch dieses Speeres Spitze. — Auch jetzt rätst du nicht redlich — wohl weiß ich's —: sondern Schaden schürend. Vielleicht aber folg' ich dir, — hört' ich erst Hugin."

Da schwirrte es sausend durch die Luft: und so gerade und sicher wie haarscharf gezielter Pfeil schoß Hugin der Rabe auf des Gottes rechte Schulter: mit frohem Flügelschlag, mit lautem Freudenruf begrüßte auf der linken Schulter sitzend Munin den Genossen.

Odhin aber strich streichelnd, liebkosend über des Vogels Kopf und Rücken: „Nun, Hugin, mein hurtiger Held! Was bringst du für Botschaft? Sieh, hier den hellen Halsring von gleißendem Golde — du schätzest, was schimmert! — hab' ich dir geholt aus Walhalls Hort" — und er nahm aus dem Brustlatz einen glänzenden, geöffneten, aber schließbaren Goldreif: — „als leuchtenden Lohn für den besten der Boten, bringst du erwünschte Wahrheit."

Hugins schwarze, runde Augen glitzerten in begehrlicher Freude, da sie den schimmernden Schmuck erschauten und er rief laut mit vorgebeugtem Kopf in Odhins Ohr. Wohl vernahm Loki den Schall: aber nicht verstand er den Sinn der Meldung: denn nur Allvater versteht seiner Raben Rede. —

Als er geendet, sprang Odhin freudig auf und schloß den Ring um Hugins Hals: beide Vögel flogen in die Höhe und umflatterten mit frohem Rufen sein Haupt.

„Heil dir, Hugin, hüpfender Herold," sprach Odhin: — und nun, da er stand, sah man erst, wie gewaltig und herrlich des breitbrüstigen Götterkönigs Gestalt war.

Loki glitt mit leisem Grauen vor dem Geheimnisvoll-Mächtigen am Stamm der Föhre herab und blickte scheu empor zu dem manteltragenden Gott. Dieser hob den Speer befehlend und sprach: „Laufe, Loki, rasch zu den Riesen! Ich sah es schon an ihren Gesichtern: sie werden wählen nach deinem Wort: ich selbst will dasselbe. Doch nicht freue dich zu frühe tückischer Täuschung: was du Böses gebraut, soll zu Gutem gedeihn. Wir Götter schwören den schweren Schwur bei meinem heiligen Haupte: nicht nah'n wir geneigt den mühseligen Menschen: — sie sollen vor Schaden selber sich schirmen! — solang nicht die langen Leiber da drüben, die rauhen Riesen, sie kämpflich bekriegen. Gütlich nun geben soll uns Surtr Freia, die Freundliche, und den heiligen Hammer. Freundschaft und Friede sei fromm gefestigt Riesenreich und den edeln Asen."

„Und ein lustig Gelage, rief Thor der Tapfre, ein leidlich langes, soll trefflich mir taugen. Aller Übel, die ich erfahren, acht' ich das Ärgste doch den Durst! Fahrt die Fässer heran des unendlichen Aels! Breitet die Bänke, kränzet die Krüge. Heia, meinen Hammer bald halt' ich in Händen!"

Zorn, Schmerz und Scham überkommen mich, daß ich nächtlicherweile, verstohlen, wie wenn ich Übelthat triebe, dies aufzeichnen muß, klopfenden Herzens auffahren, schallt Geräusch von dem Wege, der über die Hügel führt zum Bischofshof.

Sitze ich doch hier, der freie Mann, der Godhe, auf Hofgardhar, dem alten Freihof, den meine Vorfahren gebaut als der frühesten einen auf der Insel, seit die Nordleute

hierher wanderten, die König Harald Harfagris Einherrschaft den freien Nacken nicht wollten beugen. Erhebe ich das Wort in dem Heradhs-Ding, ja auch im Allding —: alle hören gern auf meine Rede: man ehrt des alten Thorgeirs Urteil auf der Insel und man scheut die starken, dicht gereihten Speere meiner Sippe.

Und jetzt muß ich das hier nun heimlich schreiben, mit Furcht vor Strafe, wie wenn ich etwa Verratbriefe schriebe und König Harald Hardhradhi und seine Söldner riefe in dies freie Eiland.

Und schreibe doch nur von denselben Göttern, denen diese Halle zum Schutz empfohlen ward seit hier der erste Balken in die Erde getrieben, seit aus dem nahen Quell, der Odhin geweiht, der erste Wassertrunk geschöpft ward.

Aber wie hat sich nun alles gewendet! Wie hat, seit man um des lieben Landfriedens willen den neuen Glauben hat gewähren lassen, der neue Glaube den alten aufgezehrt wie ein fressendes Feuer altes Morschholz!

Nun sind es zwei Menschenalter, daß mein Großvater Thorgeir, der Gesetzsprecher auf dem Allding, von Christenleuten und Heidenleuten gemeinsam beauftragt ward, ihren Streit zu entscheiden in einem Spruch, dem sich beide sollten unterwerfen: denn es drohte zu furchtbarstem Kampf zu kommen auf der Dingstätte selbst — etwa, wie es zum Streite kam zwischen Asen und Riesen bei Harald Halfdansohns Hochzeit, wie ich bald sagen werde —: denn in eherner Schlachtordnung waren die Christen, geführt von den fremden Priestern, auf der Stätte des Friedens eingerückt, zwei Kreuze, sieben Geistliche voran: aber wild geschwungene Speere hinterdrein: Unterwerfung forderten sie, Annahme der neuen Lehre, weil der fremde König Olafr Tryggvason so geboten habe!

Grimm erfüllte die Heidenleute, denen man auf der

Stätte des Rechts Gewalt drohte: die alten Götter und die alte Freiheit wollten sie nicht aufgeben: aber da sie die Taufe weigerten, sagten ihnen die Christen Recht und Frieden auf und beide Scharen eilten hinweg von dem Gesetzesfelsen, zu rüsten zum Kampf auf Tod und Leben. Wer immer siegte, — die Hälfte alles Inselvolks ward da sicher erschlagen.

Da waren Männer unter den Christen, die waren klug und maßvoll genug, und Männer unter den Heiden, die liebten ihr Volk heiß genug, solchen Bruderkampf zu scheuen. Und traten zusammen und schickten Boten hin und her und endlich stellten Christen und Heiden, statt zu kämpfen, friedliche Entscheidung auf Thorgeirs, meines edlen Großvaters, Spruch. Dieser aber, obwohl selbst noch Heide, fällte um des Landfriedens willen einen Spruch, der den Christen den Sieg gab und den Heiden nur karge Rechte.

Aber immer war es doch besser, als daß das halbe Volk gefallen und die Übrigbleibenden — Christen oder Heiden — unterworfen worden wären von König Olafr: denn gar bald hätten ihn dann seine Drachen an die Insel getragen.

So ward denn Landrecht nach Volksschluß: daß alles Volk auf der Insel die Taufe nehmen mußte, alle Tempel und Götterbilder ungestraft von den Christenpriestern sollten zerstört, offene Opfer der Inselleute für die alten Götter sollten mit Landbann gebüßt werden, wenn durch Zeugen erwiesen: nur heimliches Opfer sollte verstattet und jede Nachspürung in Häusern und Höfen nach heimlichem Opfer und heimlichem Dienst der alten Götter verboten sein.

So that mein Ahn Großes für sein Volk: für den Volksfrieden gab er den offenen Dienst der Götter hin, an die er glaubte: nur heimlich im Herzen und am Herde des Hauses wollte er sie hegen.

Und ein Großes wahrlich und nicht ein Kleines hatten auf meines Ahnherrn Rat auch alle Heiden so dargebracht der Liebe zum Volk, zum Frieden, zur Heimat: nur heimlich noch wollten sie alle dienen dürfen den geliebten Göttern der Väter: dem Christengott räumten sie den Stolz der offenen Herrschaft auf der Insel ein.

Und nahmen die meisten gleich auf der Dingstätte, obzwar oft weinend, die Taufe dem Volksgesetz getreu. Nur den Ost- und den Nordleuten verstattete man, statt in kaltes Wasser, in die warme Quelle zu Reykir zu steigen: denn sie scheuten das kalte Bad, in dem die ersten, die hineingestiegen, schüttelnder Frostschauer ergriff: und glaubten, es sei die Strafe der alten Götter.

So war nun Friede auf der Insel: und hätte man glauben sollen, die Priester hätten genug erreicht.

Aber die sind wie — ein anderer, den man nicht nennen soll: giebt man ihnen den Finger, so ruhen sie nicht, bis sie Hand und Arm und den ganzen Menschen haben mit Blut und Gedanken.

Und sie müssen so thun: denn es ist ihre Pflicht, Seelen zu retten vor dem ewigen Feuer.

Und sie thun es aus heiligem Pflichteifer: und aus Herrschsucht zugleich. Und es gefällt ihnen, daß auch die Herrschsucht so aus Sünde zu Tugend wird.

So dieser Gizurr, des Bischofs Sohn, von dem König Harald Hardhradhi mit Recht in offener Halle vor vielen Gästen gesagt hat, daß er zu drei Dingen gleich trefflich geartet sei: zu einem guten Bischof, einem herrschgewaltigen König und einem unbändigen Viking.

Hat er doch schon erklärt, dieser Bischofssohn und Bischofs-Meisterer, er werde die Wahl als seines Vaters Nachfolger nur annehmen, wenn wir alle vorher geloben, jedes und alles kirchliche Gebot blind zu befolgen, das er

erlassen wird. Ich Thorgeir, Thorgeirs Enkel, wähle ihn nicht unter solchem Beding.

Muß doch jetzt schon, obwohl er noch nicht Bischof, jedermann, jung und alt, reich und arm, Mann wie Weib sitzen und stehen wie er gebietet: ist er doch jetzt schon zugleich Priester und fast König auf Island. —

Seit jenem Volksschluß nun vom Jahre tausend nach Christi Menschwerdung, haben die Priester sogleich — kaum war das Willwort im Winde verweht — begonnen, nicht nur das eingeräumte Recht zu üben bis zum allerletzten Rand: nein, darüber hinaus auch die scheue, verschüchterte Verehrung der alten Götter zu verfolgen bis in das Innerste der Höfe, bis an des Hauses geheiligten Herd. Rechtsstrafen setzen sie nicht leicht durch für stillen Dienst der Asen gegen das Landrecht: aber die Kirchenstrafen sind schwer genug und schädigen dem Getroffenen Ehre, Friede und Verkehr. Und da sie doch nicht durch die Holzwände der Höfe schauen können, gewinnen sie sich Augen im Hause: Magd gegen Frau, Frau gegen Mann, Kinder gegen Eltern verlocken sie, zu spüren, zu spähen, anzuzeigen.

Und hat der Hausherr am Julfest das Bragihorn geleert und sprang ein Paar über das Sonnwendfeuer und sang ein Skalde von Walhall und ließ der Ernter einen Ährenbüschel stehen für Fro und streute die Hausfrau Mehl auf den Herd für den Hausgeist: — flugs erfährt es nicht der Bischof — der gute alte Isleifr! der will den Frieden, — aber Gizurr, sein Sohn, und allerlei vielquäliges Fragen und Büßen folgt, und Verweigerung nicht nur der Kirche — kein frommer Nachbar hilft mehr in Handel und Wandel dem Heiden: seine Taglöhner verlassen ihn: — er dürfte verderben und verhungern: die Frommen ließen es gerne geschehen und Seraphicus spräche von der Hand des Herrn.

Mich ekelt. Und manchmal verdrängt mir der Heißzorn den kalten Ekel. Mich erbarmt der weise Christus, daß er so schlechte Diener hat. Wäre ich allmächtig wie er, ich schaffte sie ab. Und ich glaube, ich werd' es nicht lang mehr ertragen.

Ich klage bald am Allding auf Bruch des Landrechts. Aber wehe, wenn ich obsiege. Nicht wehe um mich: gern fall' ich im Kampf für das Recht des Landes, der Heiden und der alten Götter.

Aber ich fürchte einen, der noch nicht auf der Insel ist und lange schon hier sein möchte: ihn rufen die Christen, wenn sie erliegen. Er trägt jetzt Krone in Norwegen. Dann wird er Krone tragen hier unter den freien Bauern. Das soll er nicht durch mein Zuthun. Eher räum' ich das Land — meines hohen Vaters Beispiel folgend. Denn der, schon ein reifer Mann als mein Großvater jenen Spruch gethan mit blutendem Herzen, fügte sich zwar dem Landrecht und des eigenen Vaters Vorgang: er nahm, widerstrebend, die Taufe und opferte nie mehr offen den Göttern: aber im Hause hier ward treu der Opferbrand geschürt und seine Harfe tönte nicht zu der Heiligen, sondern zu Odhins Preis.

Und war er schon früher viel als Skalde umhergefahren und hatte die Hallen heidnischer Könige gesucht, so that er jetzt erst recht so: und selten nur weilte er noch auf der Insel, sondern fuhr umher, die alten Götter singend, da wo man noch gern von ihnen hörte. Ich aber durfte ihn begleiten als sein Harfenknabe, das Saitenspiel ihm zu tragen und zu stimmen. Das waren schöne Tage.

III.

Und ward da alsbald sowie die Riesen Freia und den Hammer aus der Berghöhle, wo sie beide verwahrt gehalten, hervorgeholt und den Göttern übergeben, ein großes Doppelfest gehalten zu Freias Befreiung und Miölnirs Heimholung in Thrudhwang, Thors Halle: denn dorthin hatte dieser alle Asen und Asinnen geladen, der Wirte freigebigster und freudigster.

Aber schon nach dem ersten Methorn stand Odhin auf von dem Ehrensitz und ging hinaus in die Nacht.

Baldur, der zu seiner Rechten saß und selten den Blick von dem Vater wandte, wann er nicht in Nannas leuchtend Antlitz schaute, hatte wohl bemerkt, daß mitten im Lärm des Gelages und in der lauten Lust der andern Allvaters Stirn jene leise Falte zusammenzog, die immer sie furchte, wann er Schweres dachte. Er dachte aber selten Leichtes seit die Mannesjahre über ihn gewachsen. Desto herzgewinnender aber war es, wann dann, selten einmal, der reife gesättigte Gedanke die lange, reiche Erfahrung und überlegene Einsicht ein Lächeln zauberte über den Mund, dessen Schönheit der dichte Bart nicht völlig barg: und wenn ein Strahl von Siegesfreude, wie ein Sonnenblick aus dunklem schwerverhangenem Gewölk, leuchtete aus den meergrauen Augen: denn damals hatte er noch nicht das rechte Auge eingebüßt: sagen werde ich am rechten Ort, für wen und um was er es später geopfert.

Nicht fern von der Halle Thors ragte ein Hügel, einsam, von Föhren bestanden, mit Steintrümmern überstreut.

Dort sah Baldur, aus der Hausthür ins Freie tretend, — der Mond brach gerade durch zerrissen flatternd Gewölk — den Vater auf hochragendem Felsen sitzen, den

Speer über die Schulter gelehnt: lang und gewaltig warf das bleiche Licht den großen Schatten auf den Hügel.

Leicht war und leise des jungen Gottes Schritt, der von rückwärts nahte: aber Odhin erriet ihn, ahnender Seele. „Du bist es, mein Liebling unter meinen Söhnen und allen Göttern. Lieber teilst du als der Genossen laute Lust des Vaters einsame Sorge. Setze dich zu mir. Habe Dank, mein Sohn." „Dank?" lächelte dieser und legte das schöne Haupt auf die Schulter des Vaters. „Meiner Liebe zu dir folge ich. Ich thue wie ich muß." — „So thun wir alle. Auch Blume muß blühen und Natter schleichen und beißen. Aber wir loben und lieben die Blume und wir hassen und zertreten den Giftwurm, weil ihn seine Art zu beißen zwingt. Wir lieben was lieblich — wir hassen was häßlich." Da sprach Baldur bedenklich: „Du hast heute gethan, wie Loki riet, mein Bruder." — „Nicht nenne ihn Bruder!" — „Du bist sein Vater wie meiner." — „Ich gäbe meinen Schildarm darum, wäre er nicht." — „Wenig von dir ging auf ihn über." — „Nur die Wildheit, die in der Jugend in mir tobte." — „Wildheit? Das herrliche Brausen, das noch jetzt dich dahinreißt, wann du zur Wintersonnenwende dahinfährst an deines Geleites Spitze und die Holzfrauen jagst im Walde und vor dem Hauch deines Mundes die dicksten Stämme splittern! Oder wann du die Walküren anführst in die Mordschlacht der Männer! Von wem kam Loki der Haß und der Trotz?" — „Von seiner Mutter! — Nicht immer, mein Liebling, war ich reif und weise wie heute. Reich flutende Wogen brausten in mir, oft widerstreitende. Ein mächtig Harfenspiel unzähliger Saiten war ausgespannt in meiner Brust — bald ließ ein Weib die silberne hell, bald ein andres die dunkle tief dröhnend erklingen — bald lockte Gunlödh, bald der Alfinnen eine mich an. Du freue dich, mein

sanfter Sohn! Vom Knaben an hat nur das Eine Bild dir die Seele gefüllt." — „Nicht könnt' ich es anders denken. Ein einziger Klang ist meine Seele: — Nanna der Gegenklang. Aber in Allvaters Brust — ich kann es verstehen — liegt die Fülle der Töne schlummernd beschlossen: — du bist der Sturm und bist das Säuseln, du bist der Kampf und bist der Friede." — „Ich war nur Kampf in der Jugend Glut. Die Söhne und Töchter, die ich damals gewann ... —"

„Sie spiegeln die wechselnden Kräfte in dir." — „Ja, viel widerstreitend. Und seine Mutter ... —" Tief auf atmete Odhin und schwieg. „Vergieb," bat Baldur, „daß ich leidige Gedanken herauf dir beschwor."

„Nicht du beschworst sie: aus der eigenen Brust tauchen sie immer wieder auf. Irrtum, Wahn und Schuld tilgst du nie völlig wieder aus deinem Leben. Du freilich, Schuldreiner, — weißt davon nicht. Ein dunkler Stein, in den klaren See gefallen, schwimmt wohl nicht oben auf der Glätte: aber unten bleibt er im Grunde, und tiefer Wellenschlag wälzt ihn dort, das Wasser trübend, hin und her. Und auch bei hellstem Sonnenschein wirft er von unten schwarze Schatten nach dem hellen Spiegel. Glaubst du, umsonst ist diese Stirn so furchengespalten? Einst war sie glatt wie die deine. Kampf, Zorn, Haß, Schuld, Reue, Gram um eigne Thorheit und fremde und ach — um das Weh der ganzen Welt, der Götter, Alfen und Menschen — ja auch der Riesen! — haben diese Falten getieft und Haar mir und Bart vor der Zeit bereift. Denn alles Weh der Welt — ich empfind' es mit."

Und leise fingerte der tiefe Gott an der kleinen dreieckigen Harfe, die neben ihm lehnte an dem Felsen.

„O mein großer Vater! — — Zwar Bragi, mein helltönender Bruder, hat die Skaldenkunst von dir geerbt

oder gelernt: und gerne lausch' ich seinen freudigen Klängen, wann er von Liebe, Lenz und Siegen singt. . . ."

„Wenig gefällt mir," unterbrach Odhin kopfschüttelnd, „Bragis Gesang. Er singt ganz hübsch — wie's den Weibern gefällt — von Scherz und Liebe: — aber er meidet ängstlich, in jenes Dunkel hinabzuleuchten, das in der Welt und in der Herzen Tiefen ahnungsvoll, erhaben, ja selbst schreckhaft schläft. Denn nur wer das Tiefste aufrührt in der Brust, daß das Herz verzweifle, stürme, jauchze, nur der ist ein echter Sänger: fortreißen muß er dich, schicksal-notwendig, wie die Helden der Siegesrausch, in lohende Begeisterung! Bragi ist kein großer Held — nur ein kleiner: ein großer Sänger aber ist nur ein großer Held: ein Held des Schwertes oder des Gedankens. — Ein Speerschwinger wird einst der größte aller Sänger auf Erden."

„Darum bist du und bleibst aller Dichtung oberster Meister! Du bist der ganze Regenbogen aller Liedfarben: — Bragi nur das helle Rot daraus: — du bist der Taghimmel voller Sonnenstrahlen: aber auch, schöner noch und ahnungsvoller, der dunkle Nachthimmel: bald mit mildem Mondglanz und bald mit schrecklich funkelndem Nordlicht: und alle ungezählten Gestirne gehen leuchtend in dir auf und nieder. — Neulich schon, als du einsam auf der Klippe saßest am Haugar-Fjord, vernahm ich Stücke eines neuen Gesanges, den du ersonnen: traurig klang es, unsagbar traurig: und doch so herzbezwingend schön. Wenig verstand ich — verlorene Worte — Wind und Wellen vertrugen den Schall —: Vater, sing mir das traurige Lied!"

„Noch ist's nicht vollendet. Ich singe es weiter, wie Thaten und Leiden und Weisheit mir wachsen. Doch vernimm das Gedicht, soweit es gedieh.

Es seufzt meine Seele in unsäglichem Jammer
Um des Schmerzengeschlechts, um der Menschen Geschick.
Denn was in der Welt von wechselndem Wehe
Brandend sich bricht in jeglicher Brust, —
Mitempfinden, mitdurchkämpfen,
Mitdurchklagen muß ich es alles. —
Alles, alles — denn geheißen
Bin ich Allvater:
Bald des besiegten bessern Mannes,
Den ein Böser bezwungen,
Bitter beißenden Seelenbrand,
Wie er grollend in Todesgram
Flucht dem grausamen Schicksal:
Bald des Liebenden tödlich Leid,
Der in leere Luft mit den Armen langt,
Dem langsam das Leben verlodert
An nie verlöschender Sehnsucht Licht: —
Und der Witwe Wehklage,
Der Waisen Weinen
Und der versinkenden Seele
Letzten schrillen Verzweiflungsschrei: —
All dies Elend, öd und endlos,
Es empfindet's mit Allvater.
Und wie wenig wollen dawider
Ach die winzigen
Wonnen wiegen,
Die wie verwehte Rosenblätter
Wogen auf weiten, weiten Wellen,
Auf des Wehs unendlichem Ocean. —

Heftig riß der Gott, abschließend, an der Harfe. — Schrill zersprang eine Saite. Schweigend, schmerzvoll blickte er vor sich hin.

Liebkosend schmeichelte Baldur mit leiser Hand zaghaft des Vaters Kinn. „Hohes, heiliges Herz, — wie tiefe Trauer trägst du!" Odhin aber sprach vor sich hin, mehr zu sich selber als zu dem ehrfurchtvoll lauschenden Sohn: „Unendliche Zeit schon sinn' ich und grüble und frage mich selbst

und alle Wesen, die ich weise wähne: wie ward die Welt? wie erwuchsen die Asen? Was ist vor dem Anfang, was ist nach dem Ende? Weshalb muß ich wollen, wie ich will? So oft ich Hugin ausgesandt um Antwort, — er flog bis an den Rand der Welt —: flugmatt kehrte er wieder und schweigend. Er schoß hoch empor in das unendliche Dunkel der Sternennacht — betäubt, wie gelähmt, fiel er jedesmal zurück in meinen Schoß. Lange muß er ruhen nach solchem Flug, eh' er die Schwingen wieder regen kann."

„O mein Vater — daß solches Grübeln nicht dein Haupt zersprengt!"

„O mein Sohn, vorher noch könnte solches Weh mein Herz zersprengen! Mein Herz ist fest — ein Götterherz. Aber wehe den Menschen, den staubgeborenen, wenn solches Grübeln, solch antwortloses Fragen sie ergriffe: und soviel Weh in den wenigen Antworten! Arme Menschheit! Im tiefsten Seelengrund erbarmen sie mich. Jüngst wollte mich Loki gegen sie erbittern: ‚Tilge sie aus,' riet er, ‚die Undankbaren! Schon wagen die winzigen Wichte zu zweifeln, ob du seiest, ob Götter leben und herrschen. Ich hörte sogar einen König sagen, er glaube nicht an dich und Thor, er glaube nur an sich selbst und sein Schwert.' Ich aber sprach zu Loki: ‚Ich kann ihn nicht darum schelten. Gerecht war seine Sache; reich hatte er mir um Sieg geopfert: — ich wollte ihm den Sieg geben. Ich schüttelte die Runenlose in meinen Helm, das Schicksal erforschend: — aber diese furchtbare Gewalt, die stumm bleibt auf alle meine Fragen, stumm gegen meinen Zorn, taub gegen meinen Vorwurf, hatte seinem Feind, dem Neiding, den Sieg zugeteilt: mein Liebling, der edle König, verlor Sieg und Reich und ging landflüchtig ins Elend.'

Ich mache ja nicht das Schicksal, — sowenig ich die Welt gemacht: ich kann nur das Schicksal erforschen —

und die Welt —: soweit sie erforschbar sein wollen. Mächtig bin ich, nicht allmächtig, weise, nicht allwissend, gut — ach, nicht allgütig! In den Schranken, die das Schicksal gesetzt, kann ich wohl allerlei schalten und walten, zaubern und wundern, aber nur gemäß dem Geschick, nicht trotz dem Geschick!

Flehentlich bat mich jüngst Frigg, deine herrliche Mutter, das Kind des besten Jarls in Gautaland, das giftige Beeren im Walde genossen, vom Tode zu retten: vor mir auf den Knieen lag des Himmels hohe Königin: an ihres Kindes Lager kniete die edle Frau des Jarls und flehte in ihres Herzens qualvoller Angst und schrie laut zu Frigg und zu mir und raufte ihr goldhelles Haar: — ich sprang vom Hochsitz ungestüm, riß die eherne Wage herab, die oberhalb unsers Herdes hängt, und wog des herrlichen Knaben Los —: Tod war sein Geschick. Und zornig schleuderte ich die grausamen Schalen von mir. Und da das arme Kind doch unrettbar Hel verfallen war, schloß ich, mit sanfter Hand über sein Haupt streichend, ihm rasch die Augen — und den Schmerz. Das durfte ich, ohnmächtiger Herrscher des Himmels!

Frigg weinte helle Thränen um den Knaben, um das herrliche Elternpaar. Wenig war es wahrlich für die obersten der Götter, daß wir auf die verzweifelnde Mutter tiefen Schlaf der Betäubung senken konnten, bis der kleine Hügel gewölbt war: nicht viel, daß wir nach zehn Monden der Trauernden ein andres Kind an die Brust legen dürfen. Und jene jammervolle Frau — hat sie Frigg geflucht? Hat sie an Odhins Dasein gezweifelt? Frommer ist der Frauen als der Männer hartes Herz! Den Hügel des Lieblings kränzte sie mit Blumen und dankte den Göttern, daß sie das Kind nicht länger leiden ließen. Und dankt Frigg für den Trost, den sie unter dem Herzen fühlt. Und

dankt Odhin, daß er ihr den Gatten siegreich aus der letzten Schlacht zurückgeführt hat. Ich verhüllte mein Haupt, als ich den Dank vernahm: — denn ich weiß es —: er muß fallen in dem nächsten Kampf. Nie wird das Kind, das wir ihr zum Trost geschenkt, des Vaters Antlitz schauen! Das ist unsre Macht, wir unseligen Götter! Was wir als Wohlthat erweisen wollen — wird zu neuem Weh! Und doch noch verehren uns dankbar die Herzen der armen Sterblichen. Wahrlich, hätte ich gewußt, als ich in warmer Wallung des Herzens aus Esche und Erle die Menschen schuf nach unserm, der Asen, Bild, auf daß Midhgardh nicht leer und öde stehe, sondern belebt sei von atmenden, jauchzenden Wesen, hätte ich gewußt, zu welch' unabwendbarem Weh ich sie geschaffen: — die Esche und Erle ragten noch heute, wo ich sie gefunden am Meerstrand. Glücklich die Bäume und glücklich die Tiere! Sie müssen, wie die Menschen —: aber sie wähnen doch nicht, frei zu sein. Sie entbehren die Wonne, von sich selber zu wissen, diese stolzeste Ebenburt mit uns Göttern, die ich — zu allerletzt erst — den Menschen verlieh. Aber der Wolf, der das Lamm zerreißt, kennt nicht die Reue! Der Mann aber, der im Jähzorn den Freund erschlug, verflucht sich selbst um die That, die er sowenig lassen konnte wie der Wolf des Lammes Zerfleischung. Der Mann zerfleischt sich selbst mit seinen ihn verklagenden Gedanken. Er haßt sich selbst! Wohl ihm, wenn Wahnsinn ihm der Schrecken schrecklichsten verschleiert —: den Selbsthaß. Er kann sich töten, ja! Aber, streckt er sich als Leiche neben den geliebten Toten, — weckt er ihn dadurch wieder auf? Selbsthaß! Du bist schrecklicher als aller Riesen Wut! Auch Odhin hat ihn gekannt. Und hat er ihn ausgetreten in seiner Brust? Die Reue ist die Wurzel, welche immer wieder wächst, so oft Sühne sie herausgerissen wähnte. Und

doch ist sie des Wahnsinns Zwillingsschwester Das ist des Schicksals grausamste Qual, die es in Götter- und Menschenbrust gelegt: die That ist notwendig und die Reue nicht minder. Oder bezeugt die Reue, daß die That nicht notwendig war? Es ist schon Wahnsinn, das zu denken. Kann geschehen, was auch nicht geschehen konnte? Konnte es werden, — mußte es nicht schon sein? Sieh dort unten, in dem Wipfel des Baumes, die Eule, welche den schlafenden Vogel ergreift: — ein einziger Jammerschrei —: sie zerdrückt ihm das Köpfchen —: eine Nachtigall ist's — war es! — Bragi, dem sie geweiht, hat sie nicht geschützt: — hörst du, wie sein Lachen heraustönt aus der Halle! — Nicht viel hat sie gelitten, die Nachtsängerin! Heute fand sie die Gattin. Morgen sollte der Nestbau beginnen. Sie träumte davon. Sie kannte den Tod nicht — wie die Menschen ihn kennen." Odhin schwieg: aber Baldur wagte nicht, zu sprechen. Ihm waren die Worte vergangen. Da hob Odhin wieder an. „Das war mein wohlthätigstes Werk, daß ich den armen Menschen in die Brust den sichern Trost gepflanzt habe: sie leben auch nach dem Tode." — „Ja, Vater! Und herrlich leben ja auch in Walhall deine Einheriar." — „Die den Bluttod gestorben. Aber die den Strohtod sterben? — auch ohne Schuld der Feigheit? Und alle Weiber? O Baldur — finster und freudlos ist Hel!" — „Wer war schon in Hel?" Schaudernd, in leisem Frost sich schüttelnd, sprach Odhin: „Niemand, der lebt! Ausgenommen die Nornen. Jüngst träumte mir, — ich müsse, die letzte Weisheit zu erfahren, hinab nach Hel, zu den Nornen. Ich schrie auf vor Grauen im Schlaf. Erschrocken weckte mich Frigg. Grauenhaft! Wenn dieser Traum . . . —!" Und abermals zog eisiges Frösteln durch des hohen Gottes innerstes Mark. „Herrlich in Walhall herrschest du, Vater!"

rief, ängstlich seine Hand fassend, Baldur. — „Wie lange, mein Liebling?“ — „Ewig, mein Vater!“ — „Ewig! Das Wort ist leer und dunkel wie die Nacht.“ — „Es ist unendlichen Lebens voll! Den Göttern nahet nie der Tod.“ Da legte Odhin plötzlich wie beschützend beide Hände auf des Sohnes goldgelocktes Haupt: „O du mir teurer als mein Augenlicht!“ — „Vater, was ist dir?“ — „Nichts! — Aber das wisse, daß ich meine Augen, beide, hingäbe nicht nur für dein Leben — nein: schon dafür, dir deine jauchzende Zuversicht zu erhalten.“

Und nun fuhr Odhin, den Speer fester ergreifend, fort: „Ewig! das ist der Runen geheimnisvollste! Unerforscht: — aber unerforschbar? Laß uns doch weiter grübeln! Und weiter leben und —: kämpfen. Vielleicht findet sich doch noch das Wort, das alle Rätsel löst, der Trost, der Odhin tröstet und alle Asen und Menschen für jeden Jammer, der jetzt untröstbar scheint, der goldene Klang, in welchen, friedlich versöhnt, all die widerstreitenden Mißtöne ausklingen des unendlichen Harfenspiels der Welt. Laß uns suchen, mein Sohn, tragen und kämpfen. Hold ist Hoffnung, aber höher als Hoffnung ist Heldentum.“ Odhin schwieg: — ehrfürchtig zu ihm aufblickend schwieg auch der Sohn. —

In der Halle Thors schien das Fest zu Ende zu neigen. Man hörte, wie viele Gäste die Bänke zurückschoben und sich erhoben, das Scheidehorn, dem Wirt laut Dank rufend, zu leeren. Die Pforte öffnete sich: Loki trat heraus: er hob seinen roten Mantel mit beiden Händen in Hauptes Höhe: da war seine Gestalt verschwunden: aber ein Feuerstern flog glührot durch den Nachthimmel auf die Erde:

dort auffallend verschwand er versinkend; niemand weiß, wo unter der Erde Lokis Wohnungen liegen.

Leise lächelte Odhin ihm nachblickend: „Übles riet er, übel gesinnt. Aber mich lüstet, den Listgen zu überlisten. Wie oft schon auch diesmal wend' ich zum Guten, was zum Bösen er braute. Wie die Flamme frißt, läßt man ledig sie laufen, aber, mächtig und mutig gemeistert, wohlthätig wärmen muß und lieblich leuchten, ihrem Wunsch und Willen zuwider, —: so brauch' ich des Bösen Willen zur Wohlthat. Er wähnt, sich selbst überlassen, müssen die Menschen bald sich selber verderben, auch ohne Angriff der Riesen: denn wenige sind ihrer geworden und Feindschaft und Fehde wütet unter den wenigen. Aber ich habe aus geheimen Runen gelesen einen Spruch von meinen Lieblingen unter den Menschen: ich weiß: es ist auch dein wie Friggs und Thors Lieblingspaar:

Hat Harald der Held
Sich Hilde die Holde
Gewonnen zum Weibe: —
Für fernste Frühlinge
Zeugen und ziehen
Sie treffliche Töchter
Und siegende Söhne."

„Lieblich tönt, wohllautend, das Wort, o Vater. Doch wehe dem ‚Wenn', das listig drin lauert! Taugt ein Trost, der in: ‚Wenn!' sich wiegt?" — „Klug sprichst du, Klarer. Wagen muß wahrlich, wer auf Zukunftworte wölbt sein Werk. Aber diesmal wagte ich wenig. Die Riesen und Loki wähnen die beiden für immer getrennt: von schwerster Gefahr umhüllt den Helden, Hilde die Holde seinem falschen Feinde verfallen. Aber nicht müßig war meine Macht gewesen. Geholfen heimlich hatt' ich — vor dem Vertrag — dem Helden: und Hugi den Hurtigen hatte ich entsendet, Botschaft zu bringen, wie bis hierher, bis

heute ihr Geschick sich gestaltet. Gerade recht rauschte der Rabe zurück und meldete mir die köstliche Kunde:

Harald der Held
Hat gefangen den Feind,
Hat ihm rettend entrissen
Hilde die Holde,
Zur Vermählung mag
Er bereiten das Brautbett!"

„Doch weh, wenn die Riesen es vorher zerreißen mit wilder Gewalt?" Da legte Odhin sieghaft lächelnd die Linke auf des Sohnes Schulter: „Darum hab' ich ja die Derben mit schweren Schwüren gehemmt und gehindert, Gewalt zu gebrauchen. Sie achten die Eide, die redlichen Riesen: überlistet ist Loki: nichts hemmt Harald von Hilde!"
Fröhlich bewegt sprang Baldur auf: „Heil, herrlicher Herrscher! Sieh, es neigt sich die Nacht: schon schimmert im Osten das freudige Frührot: es grüßen dich Großen, bevor sie erbleichen, mit Neigen dich nochmal alle Gestirne. ‚Siegvater!' so singt man dich rühmend mit Recht. Ewig wirst du der Weiseste sein." Auch Odhin erhob sich: und zog, den dunkeln Mantel zurückschlagend, tief in die breite gewaltige Brust, den kühlen Hauch des beginnenden Morgens: „Gesiegt ist für diesmal, mein seliger Sohn. Aber ich träume traurige Träume. Was künftig kommt, — ist keinem verkündet. Mich zehrt die seufzende Sorge. Sie will nicht weichen! Nicht versprach der Spruch ewiges Alter. Vergeblich forsch' ich, vergeblich frag' ich: ‚Ist Weh oder Wonne als Ende von allem den Göttern gegönnt? Was wird noch aus Walhall? Was wird aus der Welt?'"

Schwer fällt mir nun auf das Herz die Sorge, ob ich dies Schreibwerk fortführen soll. Denn nun, da ich so

weit geschrieben, erkenne ich erst: kunstloser Mann soll von Kunst lassen. Ungeschult und ungeschickt habe ich angefangen nicht am Anfang, sondern mit der Mitte. Jetzt muß ich erst erzählen alles, was geschehen war vor jener Zwiesprach zwischen Göttern und Riesen, mit der ich anhub. Und wohl ist das schlecht gefügt: und die Skalden würden mich schelten, wenn sie dieses verworrene Gewebe der Rede sähen. Aber ich bin ja kein Skalde: und ich schreibe, ohne Skalden Kunst, nur für dich, mein lieber Sohn. Du aber wirst nicht danach fragen, ob die Schale kunstvoll gegossen, sondern ob der Trank würzig sei, der die Schale füllt. Und ich hörte diese Sagen auch nicht der Reihe nach, sondern bald dies, bald jenes Stück, wie es in den Hallen der Könige und Jarle verlangt wurde von meinem Vater. Und wie sie mir nun nacheinander in die Gedanken treten, so schreib' ich sie nieder: — Kunst ist nicht dabei. Auch schreib' ich gern, wo sie mir noch einfallen, die Liedstäbe (obzwar sie dann wieder gar nicht taugen zu der schlichten Rede). Denn noch klingt mir im Ohr und in der Seele des lieben Vaters wohllautvolle Stimme, wie sie bei den Stäben erklang —: dann kann ich sie nicht auslöschen in schlichter Rede, nicht sie schweigen heißen. Als ich in Sachsland fuhr in jungen Jahren, kam ich in ein Kloster: da nahm uns der Abt in Sold für viele Monate, mich und meine Segelbrüder, obzwar wir Heiden waren, ihm zu helfen gegen seinen Nachbar, einen Markgrafen. Und blieben wir da Herbst und Winter; und las uns da der Abt an den langen Abenden vor der Wintersonnenwende aus einem lateinischen Buch, übertragend in Sachsensprache, die wir meist verstanden, schöne Heldenthaten vor: von einem frommen Helden, der, landflüchtig aus verbrannter Königsburg entwichen, in fremden Landen umherfuhr mit seinem jungen Knaben, eine neue Stadt zu

gründen. Das war alles so kunstvoll aneinandergereiht wie eine Perlenschnur: und wunderhafter Reiz schwebte um jene Runen und holde lächelnde Schönheit. Und war da auch viel Rede von Heidengöttern und Heidengöttinnen, die untereinander haderten und für und wider die Menschenhelden stritten. Aber dort ist alles ganz anders als bei den Walhallgöttern. Das ist dort nur wie ein heitres Spiel: und wenn sie noch so laut gegeneinander schelten, — man errät doch, daß sie sich alle wieder versöhnen und der Himmlischen Hader löst sich hell in seliges Lachen, das klar erklingt durch die goldenen Säle.

Wenn ich nun hier schreibe von Odhin, muß ich immer denken wie dies so ganz anders ist. Nicht hold, nicht lächelnd: stolz und traurig: traurig, um des Edeln Untergang unten auf Erden und oben in Asgardh: unendlich traurig! Kein heitres Spiel: bitterer Ernst, grausamer, ist es hier, mit Tod und Schicksal und Verderben. Und nicht Lächeln, — eisiges Grauen überkommt mich, wie ich es schreibe. Aber mir ist dies Grauen lieber als jenes Lächeln: es ist das selige Grauen, das den Helden berauscht in seiner letzten Schlacht, bevor er stirbt —: im Siege. Schaurig: und doch schön, weil auch der Untergang so stark und stolz getragen wird. Jenes Wort von Odhin tönt mir immer durch die Seele: „Hold ist die Hoffnung, höher das Heldentum."

Wenn das alles nicht so traurig wäre, — und nicht so gefährlich dazu! — ich würde mir die Mühe des Schreibens erleichtern und deine holde Tochter, mein lieber Sohn, meinen Herzensliebling Gydha, Gydha mit den leuchtenden, goldenen Augen, die Schreibkunst lehren — denn sie hat ja schon den zwölften Winter vollendet —: und dann könnte sie mit ihren kleinen, weißen, geschickten Fingern schreiben, was ich ihr vorspräche. Aber sie soll

nicht — oder doch noch nicht — wissen von den alten Göttern. Ihre Mutter, die nun sieben Jahre unter dem Hügel liegt, blüht wieder auf in dem Kinde mit dem goldenen Haar und den goldenen Augen. Schweigen würde sie freilich: sie schwatzt nicht. Still und sinnig ist ihre Art. Aber ich will nicht das junge Herz mit so schweren Gedanken belasten und nicht sie verlocken zu den alten Göttern. Denn wahr ist es wohl, was der Bischof besorgt: es ruht ein starker Zauber, der zu den alten Göttern zwingend zieht, in diesen Sagen. Ich selber, während ich dies schreibe, denke immer weniger an die Heiligen, immer heißer an Walhall.

Das soll nicht kommen über das Kind: Zwiespalt und Zweifel nicht zerre die Zarte zwischen den Engeln und Odhin. Schwebet, ihr beschwingten Scharen, die der Himmelsgott ausschickt, seiner Lieblinge Leben zu leiten, schwebt, ihr Engel, den Lichtalfen ähnlich, schützend und schirmend um das holde Haupt! Kein Sperling, rühmt das breite Buch, fällt vom Dache, kein Haar von unserm Haupte ohne des Himmelgottes Willen. So schütze, Himmelsherr, dies unschuldige, schöne Kind! Ich liebe es mehr als das Licht meiner Augen. Laß sie nicht entgelten, — denn ein zorniger, eifersüchtiger Gott sollst du sein, der die Sünde der Väter rächt bis ins vierte Glied — laß sie nicht leiden, wenn dein Zorn gegen mich entzündet ist, weil mein Herz hangt an den alten Göttern. —

Einen noch acht' ich treu und vertrausam, der mich abzulösen in dem schweren Schreibwerk dürfte dienen: Knut, meines Vaters Knecht. Lang trotzte er der Taufe: ich mußte ihn zwingen. Er haßt die Mönche und . . . Aber ehe ich dessen alte steife Knochen die Kunst lehrte, Runen zu ritzen, — ehe lehrte ich einen alten Eisbär Messe singen.

Ich allein will's vollenden. —

Und so will ich denn nun erzählen, was geschehen war vor der Zwiesprach der Götter und der Riesen.

IV.

Wirklich waren die Menschen auf Midhgardh furchtbar zusammengeschmolzen durch der Riesen Angriff in Winter und Weh, in Hunger und Hitze, in Seuchen und Siechtum, in Deichbruch und Dürrbrand, in Mangel und Mißwachs und durch eigne Befehdung.

Es lebten nur etwa mehr dreitausend in drei Gauen, und unter zweien von diesen, nämlich König Harald von Hördhaland und König Skadhi von Skadhaland, wütete altvererbter Haß in Blutrache, Krieg und Fehde: die Riesen und Loki hofften auch diese letzten bald ausgetilgt zu sehen durch eignen Eifer. Auch halfen die Riesen redlich dazu, indem bald die Midhgardhschlange über die Erdränder sich brausend wälzte, bald Thursen in Drachengestalt in die drei Gaue fuhren mit feuerschnaubenden Schlünden.

Da hatten Odhin und Frigg beschlossen, wie alle Götter sich der Menschen annahmen gegen die Riesen, unter den Erdgeborenen Lieblinge zu wählen, denen sie besonders beistehen wollten als Beschirmer. Und war Odhins Blick gefallen auf Harald, den jungen König von Hördhaland, und Friggs auf Hilde, Frodhis, des greisen Königs von Ljosland Tochter, die sich von Kindheit kannten und lodernd liebten. Aber König Skadhi hatte um Hildes Hand geworben: er war König Frodhis nächster Nachbar, der diesem viel Schaden thun, ihn zumal ganz von der See

absperren und daher in Hungerjahren fast aushungern konnte. Und obwohl König Frodhi Harald liebte und König Skadhi beinahe haßte, schwankte er doch, um seines Volkes willen, lange, ob er den gefährlichen Nachbar durch Abweisung seiner Werbung zum grimmigsten Feinde machen dürfe.

Bevor aber Odhin und Frigg jene beiden endgültig zu Wahlkindern koren, beschlossen sie, beide gründlich zu prüfen, ob sie vor andern ihren Schutz verdienten. —

Und einst, als König Harald einsam über die Heide schritt nach dem Walde zu, wo er bei einer mächtigen hohlen Eiche die Geliebte zu finden pflag zu geheim besprochenen Stunden, da stand vor dem Eilenden, den Liebessehnsucht vorwärts drängte, plötzlich in dem Waldesdunkel Odhin, nicht als vermummter Wanderer, sondern von Asgardhs Licht umleuchtet, in herrlicher Gestalt, von allem Glanz seiner Waffen umstrahlt, wie er einher reitet vor dem Keilhaufen der Einheriar: den adlerflügligen Schreckenshelm auf dem Haupte, die goldene Brünne über der mächtigen Brust, den Speer in der Rechten, den flammenden Runenschild am linken Arm. Sofort erkannte Harald den Götterkönig: geblendet, aber nicht erschrocken, hielt er die Hand vor die Augen, trat einen Schritt zurück und sprach ehrerbietig, aber furchtlos: „Herrscher der Helden, was ist dein Begehr?"

Odhin aber sprach: „Ich weiß, Harald liebt Hilde heißer als das eigne Herz, inniger als das eigne Auge. Ich weiß, wie das Herz dir hämmert in der Brust, wie es dich treibt, zu ihr zu eilen, ihre Hand zu halten, ihr ins Auge zu schauen. Aber ich sage dir, Harald: du sollst sie nur einmal noch sehn zu unseliger Begegnung." Der Held erbleichte: aber Odhin fuhr fort: „Das Schicksal, das über uns allen steht, Göttern und Menschen, hat

beschlossen: ‚Verloren ist König Haralds Heer und Volk, Unsieg sein Geselle in jeder Schlacht, elend erliegen sie vor dem Feind, gewinnt Harald Hilde.‘ Laß von ihr! Oder dein Volk vergeht!“

Da schlug Harald beide Fäuste vor beide Augen und schwieg sieben Herzschläge lang. Dann nahm er die Hände von den Augen und sprach — aber aus seiner Stimme war aller Klang gewichen: „Ich lasse von ihr. Aber, daß sie nicht irre werde an Haralds Herzen: — Allvater, sage ihr den Grund. Und sage ihr auch, daß ich sie lieben werde, solang ich atme.“ Odhin aber hob aufs neue an: „Einmal magst, einmal mußt du Hilde noch schauen. Ich sagte nicht das letzte schon. Blutopfer nur rettet dein Volk: Hildes Blut. Du mußt sie opfern, Volkskönig: sonst vergeht dein Volk. Dort im hohlen Baume — sieh hin — ruht sie: schlafend. Schreite hin, zücke dein Schwert, töte sie.“ „Laß mich sterben für mein Volk — mein ist dies Vorrecht — ich bin sein König!“ schrie Harald auf. — „Nicht ich bin das Schicksal. Das Schicksal fordert Hildes Blut, durch deine Hand vergossen.“ Da fiel Harald auf sein Antlitz nieder, ohne Wort, ohne Seufzer. Lange lag er so. Da sprach Odhin und wandte sich zu gehen: „Ich sehe, du willst nicht. Oder du kannst nicht. Geh hin, kose mit Hilde. Aber fliehe mit ihr landeinwärts, rate ich. Denn heute Nacht noch verschlingt, da das Opfer du weigerst, das Meer dein Land und Volk. Fahr hin, König ohne Volk, ohne Treue und ohne Ehre.“

Da sprang Harald auf seine Füße und sprach: „Ich muß. Aber nicht im Schlaf ermord' ich die Geliebte. Ich wecke sie mit heißem Kuß: die Wahrheit sag' ich ihr und die Notwendigkeit. Habe ich sie je gekannt, so will sie, was ich muß. Aber nicht als Fremde schlachte ich sie meinem Volk, wie eine Speergefangene: nein: den Gold-

ring stecke ich an ihren Finger, meines Volkes Königin soll sie werden und fallen als ihres Volkes Königin für dieses Volk von des Königs Hand. Ich aber — das kann kein Schicksal wehren — ich schreite von der schönen Toten hinweg dem Feuerdrachen entgegen, der, wie ich eben erst heute vernahm, mein Land verheert: ich springe dem Riesen in den flammenden Rachen und töte ihn sterbend. So rasch folge ich der Geliebten nach, daß ich sie noch einhole, bevor Hels Eisenthor auf ihre Ferse fiel." Odhin aber sprach: „Fielst du für dein Volk im Kampf mit dem Riesenwurm: — offen steht dir Walhalls goldner Saal. Nicht nach Hel sollst dann du dich wenden, wo freudlos der Weiber Schatten gleiten! Furchtbar, sagt man, und finster ist Hel. Zu mir komm nach Walhall, dich der Waffen zu freuen und weißarmiger Wunschmaid." Harald aber schüttelte das Haupt: „Mehr wirst du nicht fordern, furchtbarer Gott, wirst nicht schrecklicher sein als das seelenlose Schicksal. Nicht laß ich von der Geopferten Schatten. Laß andre jauchzen in Walhall —: ich wähle Hilde und Hel. Komm, laß sie mich wecken. Die That muß ich thun: — doch ich kann sie nicht vorher thun — in Gedanken."

Da strich ihm Odhin kosend mit der Hand über die Wange, welcher der Flaumbart sproßte, und sprach: „Heil dir, o Harald, leuchtender Liebling! Herrlich hast du die Versuchung besiegt, prächtig die Prüfung der Stärke bestanden. Grausam und grimm zwar schaltet das Schicksal: aber diese gräßliche Grauenthat fordert die furchtbare Not von dir nicht! Solange noch leben den mutigen Menschen hohe Helden, die denken wie du, das Geliebteste gebend, alles opfernd, für ihr Volk, pflegend der Pflicht für dies heilige Heiligtum, treu bis zum Tod — solang nicht laß ich Furcht mich fassen! — Solange leben sicher und siegreich vor dem Rasen der Riesen Midhgardhs Meister, die

markigen Männer. Ich hoffe, auch Hilde, die Holde, hat zur Stunde bestanden die prüfende Probe, der Frigg mit Fragen weihte das Weib!"

Nur ein Trugbild war es gewesen, das der Gott dem König in Hildes Gestalt am Baume schlummernd gezeigt hatte: Hilde schlief nicht einstweilen, sondern litt wachend schwere Schmerzen. Während nämlich Odhin über Harald solche Prüfung und Schmerzen gebracht, war Frigg Hilde genaht. Aber nicht in Gestalt der Himmelsherrin mit Schmuck und Geschmeide, sondern ärmlich, als alte Bettlerin, mit Lumpen belastet und böse eiternde Schwären im Antlitz, an Armen und Händen. In solcher Verwandlung, ein ekler Anblick, hatte sie sich reglos, wie tot, in dem Graben niedergestreckt an der Seite des Waldwegs, auf welchem die Königstochter wandeln mußte zur hohlen Eiche. Die Jungfrau erschrak, da sie, halb aus dem Graben ragend, die elende Gestalt liegen sah: sie hemmte den leichten Schritt: sie glaubte, das Weib sei tot. Aber alsbald bezwang sie das Grauen und trat näher: „‚Nicht lasse Leiche verwesen am Wege! Pflicht ist, zu pflegen der traurigen Toten!‘ so lehrte die liebe Mutter!" — so sprach sie zu ihrem Herzen leise — „komm, mein Herz, thu' wie du sollst: überwinde den Abscheu." Und sie beugte sich über das Weib und sah, daß es noch atmete. Eilig lief sie zum nahen Waldquell, schöpfte daraus mit beiden lichten gehöhlten Händen und vorsichtig und sorgsam goß sie das erweckende Naß über Augen und Schläfe der Siechen. Die Alte öffnete leise die Lider und flüsterte: „Habe Dank, wer du auch seist. O hilf mir nun weiter. Hebe mich aus dem Graben und setze mich aufrecht: nicht vermag ich's allein." Da beugte sich das Königskind und, obwohl ihm stark graute vor den offnen Wunden an den nackten Armen, hob sie die Greisin aus dem Graben auf den Rand

des Weges. „Frigg wird dir lohnen!“ sprach die Kranke. „Aber, ich bitte, streiche mir doch aus den Wangen den ätzenden Eiter — gelähmt sind meine Hände — und es frißt in das Fleisch der üble Saft der Wunden.“ Ekel und Abscheu schüttelte vom Wirbel bis zur Sohle das schöne Mädchen: es zitterte.

Aber nur einen Augenblick säumte sie. „‚Ehre die Alten, versorge die Siechen,‘ so mahnte die Mutter. ‚Maid soll sich mühen für graue Greisin, freundlich Frauen fördern die Frau!‘ Gehorche, mein Herz.“ Und zärtlich faßte sie mit der Linken, stützend, das Kinn der Kranken: mit den lichten Fingern der Rechten und mit dem Saum ihres weißen Mantels strich sie den häßlichen Eiter ihr aus dem Gesicht: garstige Flecken blieben in dem hellen Mantelsaum.

„Du erbarmst mir das Herz o Mütterlein! Ich will dich mit mir führen in unsere Halle und dort dich betten auf mein eigen Lager. Doch jetzt ruhe noch hier dein müdes Haupt!“ Und sie legte das häßliche Gesicht der Siechen an ihren weißen Hals. Da sprang Frigg hurtig auf: verschwunden waren die Bettlergewande, Alter und Siechtum: und herrlich stand sie da, schimmernd in Asgardhs Schöne, das blitzende Halsgeschmeide auf der Brust, die hohe Königsjungfrau noch gewaltig überragend: erschrocken sank Hilde auf die Kniee, beide Hände wie abwehrend gegen soviel Glanz vor sich ausstreckend: „Du bist es, hehre Himmelskönigin! Schone mein, mich blendet dein Blick.“ Und sie wollte die Augen mit dem Saume des Mantels verhüllen —: da griff sie in lauter Perlen und Edelsteine — das waren die Flecken von den Wunden. — Frigg richtete sie auf! „Scheue mich nicht, du Schöne! Ich will dir wohl, du Weiße! Die prüfende Probe hast stark du bestanden. Nun lausche, mein Liebling, was zum Lohn ich dich lehre, weise warnend. Heimlich im Herzen hegst du,

ich weiß es, Harald den Helden.“ Da schoß ein wunderschöner Schimmer über Stirn, Wangen und den weißen Busen des Mädchens, wie die Morgenröte färbt jungfräuliches Eis. „Doch rat ich dir redlich: laß von dem Lieben! Denn nornen-notwendig ist es genietet: wird Hilde das Weib Haralds des Helden — fällt dein Vater, dein ganzes Geschlecht, die gesamte Sippe, so Speere wie Spindeln.“ Da seufzte Hilde sehr stark aufstöhnend und fuhr mit beiden Händen in ihr herrliches Haar: „Frodhi, mein Vater!“ schluchzte sie schmerzlich, in den Schleier sich hüllend. Aber die Göttin gewahrte durch den lichten Schleier, wie zwei Zähren ihr träuften, traurige Thränen, über die weichen Wangen. Da forschte Frigg mütterlich ihr streichelnd das edel gewölbte Haupt: „Ich sehe, du Schöne: du weichst meinem Warnwort. Du läßt von dem Lieben, zu erhalten dein Haus, die freundlichen Vettern und Frodhi, den Vater?“

Aber Hilde schlug den Schleier hastig zurück: es zuckte wie Zorn durch ihre Züge: groß geöffnet die stolzen Augen sah sie der Schützerin jetzt fast drohend ins Antlitz: „Was wähnst du? Des Himmels Herrscherin heißest du, des Herdes Hüterin, der Frauen Befreunderin — und kennst nicht klarer das Leben der Liebe? Wisse, du Weise: nimmer und niemals läßt Herz von Herzen, läßt Hilde von Harald: — mag sinken die Sippe, so Speere wie Spindeln, selbst Frodhi, der Vater! Leicht ließ ich das Leben, sein Haupt zu erhalten, fromm und freudig für ihn will ich fallen mein Leben laß ich für ihn, nicht meine Liebe. Mag vergehn mein Geschlecht —: ich halte an Harald! Das ist lodernde Liebe, — zum Tode getreu!“ Da schloß die Himmelskönigin das schöne Mädchen in die Arme und küßte sie auf die weiße Stirn: „Heil dir, o Hilde, mutige Maid! Wenige wissen der wankenden Weiber, obwohl sie

es wähnen, vom Leben der Liebe! Weibesliebe will ewig währen! Voll-Liebe nicht läßt vom Geliebten. Die Höchste halt' ich aller Walküren in Walhall jene Herrliche, die geheißen wie du: Hilde, die Hehre: nichts hat sie von Helgi, dem Helden, gehemmt, der den Vater gefällt und die Brüder der Braut, bis dann selber er sank: doch in Walhall erwachte er an dem Herzen Hildes. Alles opfern muß der Mann dem Volk, auch die Freude des Lebens, die Liebe: alles opfern willig das Weib dem Gewählten: ihr Heiligstes ist des — Herzens Heldentum.

Schau, schimmernd dort schreitet uns Odhin entgegen: und Harald, den Helden, in Prüfung erprobt, hält an der Hand er: den Bräutigam bringt er dir, blühende Braut. Und horch! aus den hohen Himmeln hernieder hallet der Harfen Siegesgesang: es freu'n mit Frohlocken sich Asen und Alfen, daß Harald und Hilde der Gunst sich der Götter würdig bewährt."

V.

Und gönnten nun wirklich alle Götter und Göttinnen diesem Menschenpaar vor andern ihre Gunst. Asathor hatte solche Freude, daß er mit beiden Händen dreimal auf seine Brust schlagend rief: „Ich muß dem Jungen was schenken!" Ging hin, erschlug den Drachen, der Haralds Gau verheert hatte und überzog zur Nacht des Königs Schild, der in der Halle hing, mit den Schuppen des Wurmes: da ward der Schild speerfest.

Aber das war wohl Odhins Werk, daß König Frodhi, der, wie wir schon verzeichnet haben, lange geschwankt

hatte, von solcher Liebe zu Harald ergriffen ward, daß er König Skadhis Werbung abwies und Harald seine Tochter verlobte. Und ward schon der Brautlauf angesetzt auf vierzig Nächte. König Skadhi aber, da er all dies erfuhr, sagte sogleich Harald Krieg an. Wenig fürchtete sich Harald, das könnt ihr glauben. Und wußte das auch Loki, daß Skadhi dem König von Hördhaland nicht viel werde schaden können. Loki aber haßte vor allen Menschen Harald und Hilde. Zwar wußte er nicht um die Weissagung, die an diesen Ehebund reiche Menschensaat für ferne Zukunft knüpfte. Aber er haßte sie, weil Odhin und Frigg und alle Götter und Göttinnen sie liebten. Und weil sie Baldur glichen und Nanna. — Um nun des Paares Hochzeit zu stören, vielleicht Harald zu verderben, schuf er eine neue große Landplage. Bitter zürnte er Thor, daß dieser den Drachen erschlagen.

Aber Loki wußte in Mörk-Land unter hohem Stein einen andern Lindwurm liegen, einen Altdrachen aus der Feuerriesen Geschlecht, der nicht nur Flammen, der Gifthauch schnaubte: Eitr-Ormr hieß er. Dieses Drachen Höhle suchte Loki, in Gestalt eines Finnen, in schwarzem Fell, wie es die finnischen Zauberer tragen. Der Wurm, gelbbraun, lag unter gelbbraunen Blättern des Herbstes. Denn nach seinem letzten Fraß im Spätsommer hatte er sich wieder in sein Lager vor der Höhle gelegt und sich viele Wochen nicht geregt. Da war das Herbstlaub auf ihn gefallen. Und Loki that, als ob er, wie er des Weges ging, ihn nicht sehe: aber er sah ihn wohl und trat ihm heftig auf die Spitze des Schweifes. Auf schrie der Wurm vor Wut und vor Weh und ebenso rasch hatte er auch schon den Wanderer umringelt mit dem langen Schweif, den dräuenden Rachen vor seinem Gesicht aufklappend.

Da sprach der Finne: „Schone mein, du schimmernd

Schöner! Schluckest du mich, schuppiger Schlinger, werd' ich dir wenig Wonne gewähren im mächtigen Magen, ich magerer Mann. Laß mich lieber ledig — um Lösung." Der Drache dröhnte: „Schmählich schmerzt mich mein Schweif. Das büßest du bitter, ob ein Bettelbissen du bist. Lumpige Lösung, wähn' ich, würdst du gewähren." Da zog der Wanderer aus seinem Ranzen einen Zauberspiegel, wie aus glatten Steinen Finnen ihn schleifen, und bat: „An Schätzen scheinst du, Schlauer, froh dich zu freuen. Wo dein Leib lag, unter braunen Blättern versteckt und Steinen, seh' ich gesammelt Ringe und Reife von gelbem Gold. Aber ich werde dir willig weisen, läßt du mich ledig, siebenfach solches." Und blitzgeschwind hielt er dem Drachen vor des kleinen Auges blinzenden Blick blendend den Spiegel. Da grunzte vor Gelüste der gierige Giftwurm, der Geifer gerann ihm im Rachen: „Sage, Geselle, wo wohnt auf Erden oder im Himmel dieser herrliche Hort? Wer wacht sein als Wächter, wer hütet als Herr?" — „In Ljos-Land, in Frodhis Friede, getürmt ist der Tempel dem blühenden Baldur: dort auf dem Altar schlummert der Schatz. Sein wachet und waltet der graue Greis, Frodhi, der fromme, aber marklose Mann." — „Und ob Odhin der Arge und oben von Asgardh alle die Asen schirmten den Schatz, — ich mache ihn mein! — Du, winziger Wicht, renne und rette dein lumpiges Leben." Los ließ er den Umringelten. Und sah ihn gleich darauf nicht mehr. Nur ein brandrotes Eichhorn huschte, hochsträubend die buschige Rute, aufwärts die Eibe, pfuchend und pfauchend und seelenvergnügt.

VI.

Eitr-Ormr aber, der Drache, suchte und fand König Frodhis Land. Die Markwächter konnten nicht bestehen vor ihm: die einen fraß er, die andern flohen in des Königs Halle, den großen Landschaden kündend. Der König schickte eine Schar nach der andern dem Unhold entgegen — keiner kam wieder. Da sandte Frodhi Botschaft an Harald von Hördhaland und Skadhi von Skadhaland und entbot beide Könige zur Hilfe wider den Wurm, der alles Leben im ganzen Nordland mit Verderben bedrohe. Denn er fraß auf dem Felde die Hirten samt den Herden und verbrannte die Holzhäuser mit seinem Hauch. Und beide Könige eideten den Ringeid, so lang zu lassen von Feindschaft und Fehde, bis der Wurm überwunden. Hilde aber ward einstweilen in dem Baldurtempel geborgen: denn fest war der Tempel, aus Eichen gefügt, und am sichersten schien sie unter dem Schutz des Gottes und der starken Eichstämme. Die drei Könige sollten ausreiten jeder von seiner Halle und sich treffen mit ihren Kriegern in dem Markwalde, wo die drei Gaue grenzten. König Skadhi nun zog mit seinen Männern widerwillig des Weges. Denn er trug es mit Trauer, daß die holde Hilde ihm für immer sollte entrissen, Harald, dem gehaßten, gewonnen sein. Als er nun so dahinritt, finster auf die Mähne seines Rappen schauend oder durch die Ohren des Rosses hindurch, wie der Reiter soll — es dämmerte schon und Dunkel zog herauf —: da merkten die Wegspürer, die vorausritten, und meldeten ihm Feuerschein links ab vom Wege. Sogleich sprengte der König mit den Seinigen darauf zu: da fanden sie ein Gehöft in der Föhrenlichtung, das war ausgebrannt: der schwarze Rauch stieg schwelend

aus den verkohlten, nach innen eingesunkenen Balken: nur manchmal schlug noch eine schmale Flamme, züngelnd wie eine kleine rote Schlange, aus dem Brandschutt. Da von Kampf und Hofsturm keine Spur, kein Erschlagener zu sehen war, glaubten sie, Thors Hammerwurf habe das verlassene Gehöft entzündet und wollten die Rosse wenden. Da, als er schon wieder im Sattel saß und nur noch einen Blick rückwärts warf, sah der König eines Mannes Leiche, wie es schien, neben dem verrußten Herde liegen. Er sprang wieder ab, ging hinein und rüttelte ihn an der Schulter.

Da sprach der scheinbar Tote, ohne die Augen zu öffnen: „Wer du auch seist, laß mich hier liegen und sterben. Wende dich weit. Ich rief dich nicht." Der König aber befahl, den Wunden aufzuheben: und aus dem noch fast glühenden Schutt zu tragen, — und schien das da allen ein Wunder, daß der Mann nicht verbrannt war, der dicht neben heißester Glut lag. Draußen erholte er sich erstaunlich rasch, schlug nun die Augen, — seltsam blitzende Augen — auf und sprach: „Gedenke: ich rief dich nicht herbei, wollte hinweg dich weisen. Unheil bring' ich den Menschen, die mir sich gesellen. Ich warnte dich: gedenke des später." Da antwortete finster der König, die schwarzen Brauen zusammenziehend: „Mich lehrte das leidige Leben: mein Unheil — und so aller andern, acht' ich — bricht aus der eigenen Brust, nachdem es gedieh, vom Gelüste gebrütet. Nicht andrer Rat noch Rede zeihe ich um das Leid, das ich lebe. Die Götter schufen mein Schicksal. Sie gaben mir dies heiße, heftige, hastige Herz, mehr zu Haß als zu Liebe." Da sprach der Brandwunde, den sie auf ein Handroß gehoben und der nun zur Linken des Königs ritt — und noch heller blitzten seine Augen und unlustig Lachen loderte um seine Lippen: „Weise war das

Wort! Wahrlich, du wandelst den Weg zur Wohlfahrt: den Weg der Wahrheit. Dem Günstling der Götter gerät alles zum Glück: dem, den sie hassen, alles zum Harm. Ja, aus Walhall wird alles Weh den Wesen!" Und er schlug sein Roß mit der Gerte, daß es hoch bäumte: aber zitternd fuhr es zusammen, da er ihm ein Wort in das Ohr raunte. König Skadhi aber erschrak über des Fremden Rede: „Das wollte ich nicht wagen, zu sagen." Aber der lachte laut: „Du dachtest es doch! So wage auch das Wort! Er weiß es doch schon in Walhall, der Weise, wenn es auch nur durch dein Denken drang: er droht auch dem Denken, das ungerufen, von außen uns anfliegt. — So genieße den Genuß, dreist durchzudenken und stolz zu gestehen, was er doch rächend anrechnet." Skadhi schüttelte das Haupt: „Mich lehrte die liebe Mutter: ‚Ehre Odhin! Gerecht richtet der Runen-Gott.'" „Gerecht!" rief da der andre und warf das rote Gelock in den Nacken. „Was war meine Schuld, daß der Wurm sich hierher wälzte, der Feuerfaucher?" „Der Drache drang hierher?" fragte Skadhi und hemmte den Hengst, „der Wurm hat dich bewältigt? Sage, sahst du, wohin er sich wandte? Ich suche ihn sehnlich." — „Wir sind auf dem Wege! — Ja, mich Unschuldigen schlang beinahe das Scheusal. Ich lag in der Hütte am Herde und schlief: da hörte ich Hörner hallen und dazwischen Zischen und Schnauben. Ein schrecklicher Schatten schwebte an meiner offnen Thüre vorbei: der Wald stand in Flammen, in Flammen mein Haus: ich sprang auf, aber ich stürzte, wo ich stand, von giftigem Qualm betäubt. Was hatte ich verschuldet! Warum schützte mich nicht mit dem schirmenden Schilde Odhin der Edle?" „Mich mahnte die Mutter," sprach zweifelnd Skadhi: „‚Forsche nicht und frage nicht nach der Nornen Schicksalentscheidung. Mit wagendem Wort nicht richte die Richter,

die walten in Walhall.' — Du lehrst mich, — ein leidig, doch lockend Gelüst, — ins Gericht zu gehen mit den guten Göttern." „Du denkst deine Gedanken," lachte der andre, „nicht ich. Was hat wohl Frodhi verbrochen, den den Frommen sie rühmten in allen Reichen? Opfer geopfert hat er, unzählige, Odhin und allen Asen. Und doch ich denke: nicht frommte es dem Frommen, als er dem Wurm in den Weg sich wagte." Skadhi wollte erstaunt fragen, aber der Fremde fuhr fort: „Ja, König Frodhis Hornruf war es, den ich hörte — ich kenne den Klang: — und gleich darauf scholl wimmernd Wehgeschrei. Siehe hier — seitab vom Wege — im Schlamm — die breiten Tatzenspuren des Drachen — dorthin!" Und er sprengte dem Zuge voraus — Funken ohne Zahl stoben aus den Steinen unter den Hufen des Hengstes —: da fanden sie rechts auf der Heide vor dem Walde alle Halme versengt und angebrannt manche Bäume.

Und auf seinem Schilde lag tot König Frodhi.

Der Gifthauch hatte ihn getötet, der Feuerhauch seinen schönen langen weißen Bart versengt. Und um ihn her lagen alle seine Mannen tot, tot auch die Rosse, vergiftet, verglüht, die Schwerter und Schilde geschmolzen, die Brünnen verbrannt.

Skadhi erschrak: aber doch durchflog ihn freudig der Gedanke: „Dahin ist die Hälfte von Hildes Helfern: nur noch Harald mit den Seinen ist übrig allein." Er befahl nun einigen seiner Leute, hier Halt zu machen und die Leichen vollends zu verbrennen. Er selbst aber wollte mit der Mehrzahl den Spuren des Drachen folgen. Der Fremde machte Miene, sich zu verabschieden: aber Skadhi befahl ihm, zu bleiben: „Lieb ward mir und lockend, nach wenigen Worten, dein Rat, deine Rede. Mich lüstet verlangend von solchen Sinnes kühner Klugheit fürder zu

forschen. Matt und ohnmächtig mutet mich an die Meinung der Mutter. Es behagt mir hoch, daß Menschen mögen meistern und mäkeln an der Götter Gerechtigkeit. Heiß heischend wünsch' ich, weiter so weise Worte zu hören. Noch deinen Namen nanntest du nicht. Ich selber bin" ... — „König Skadhi von Skadhaland: ich weiß es, von dem Redliche reden, zu schmal sei beschieden dem hohen Helden von neidischen Nornen, von abgünstigen Göttern das Gebiet seines Gaus. Ich aber? Wild erwuchs ich, verwaist war ich, solange ich lebe. Meine Mutter ward mir als ‚Kiesel' gekündet, ‚Stahl', so erfragte ich, war mein Vater. — Wer weiß aber von allen Wesen den Vater gewiß? Allvater ist Odhin" so grinste er grimmig — „so ist er wohl auch Argas des Armen Vater: niemand lebt, der mich liebt!"

„Ich will dir wohl, Argr — du Armer," sprach da Skadhi. „Hier, halte meinen Heerschild: trag' mir ihn treulich, zum Waffenwart wähl' ich dich Weisen. Reite zur Rechten und raune mir Rat in das offene Ohr. Es behagt meinem Herzen, mit geheimem Grauen zu grübeln, ob die Götter gerecht?" Und Argr ergriff den Schild Skadhis und lachte: „Besser geborgen ist kein König, als wer, Argr ergeben, den Göttern grollt!" Und so ritten und raunten die zwei zusammen, zankend und zweifelnd über Odhin und die Asen von Asgardh.

VII.

Wir lassen sie nun reiten ihres Weges und wenden uns wieder zu Harald dem Helden. Denn kunstlos und kraus und wirr gewoben sind meine Worte: — ich weiß es und kann's doch nicht wenden.

Harald war ausgezogen mit den Seinen zu rechter Zeit und zu rechter Zeit eingetroffen an dem Grenzhag, die anderen beiden Könige zu erwarten. Aber sie kamen nicht. Da ließ er Wachen an dem Grenzhag zurück mit dem Gebot, die etwa später noch Eintreffenden ihm nachzuführen und machte sich auf, den Wurm allein zu suchen, fand ihn aber nicht.

Als er nun eines Nachts auf dem Heerweg schlief, kam ein Reiter angesprengt aus König Frodhis Gau, des Roß fiel tot, nachdem er abgesprungen. Der Reiter aber rief: „Heil uns, Herr, daß ich endlich dich finde. Ich komme von Baldurs Tempel. Tot liegt König Frodhi und seine Schar, bewältigt vom Wurme. Skadhi aber, der die Toten gefunden, zog nur wenige Rasten noch auf des Drachen Spur: auf eines Rothaars Rat, den er am Weg aufgelesen, machte er plötzlich Halt, ließ Drache Drache sein, wandte sein Roß und seine Reiter und jagte zurück vor Baldurs Tempel: mit Gewalt will er Hilde gewinnen: er bestürmt mit Wut das feste Gefüge, die heiligen Hallen. Held Harald zu Hilfe!" „Der Neiding!" rief Harald, sprang zu Pferd und wollte befehlen, rasch zu reiten nach Frodhis Land, gen Osten.

Da kam aber ein zweiter Reiter angesprengt von Süden, aus Haralds eigenem Gau, und meldete, der Drache sei in das Land gedrungen und alles Volk Haralds falle vor seinen Flammen und seinem Gifthauch. Da riß König

Harald sein weißes Roß herum und rief: „Erst rett' ich das Reich! Erst befrei' ich mein Volk. So gebot mir der Gott, den vor allen ich ehre: ‚Odhin der Edle.‘ Erst würg' ich den Wurm, dann helf' ich erst Hilde!“ Und sausend schoß er den Seinen voran. Die folgten feurig und dachten dankbar: „Harald, unser Herr, heißt ‚Volkskönig‘ mit Fug.“ Und so ritten sie rasch die ganze Nacht hindurch. Bei Tagesanbruch erreichten sie schon den Heimatgau. Nebel umhüllte, obwohl die Sonne schon emporgefahren war, den Ausblick nach beiden Seiten. Da erhub sich von der Rechten ein Windhauch und blies den Nebel zur Seite: und Harald gewahrte, dicht neben dem Heerweg, zur Rechten, eine alte Waldschmiede, die er wohl kannte, die aber seit Jahren unbewohnt war. Er staunte, die Esse lohen zu sehen: er sah auch einen Schmied am Amboß stehen: und mächtig dröhnten dessen Streiche. Da klirrte es plötzlich unter Haralds Roß wie Eisen auf Stein: das Pferd strauchelte und stand zitternd, von Schreck gelähmt. Harald sprang ab und sah, daß das Hufeisen des rechten Vorderfußes mittenentzwei geborsten war. Er war den Seinigen weit vorausgesprengt: so nahm er selbst das edle Tier am Zügel, führte es über den Weggraben an die Schmiede und winkte dem Schmied.

Dieser nickte, ohne ein Wort zu sagen, nahm ein Hufeisen, das er eben fertig geschmiedet, und drückte es, ohne Hammerschlag, mit der Hand auf den rechten Vorderhuf: — da saß es wie nornen-genietet. Harald staunte und fragte den geschickten Meister, von wannen er gekommen und wie er heiße.

Der sprach: „Weither von Wolkenheim kam ich gewandert. Namen nennen mich vielerlei, seit ich unter die Völker fuhr: Grimur hieß ich und Gangleri, Wandrer und Wundrer, Runenrater, aber Bölwerkr in Gunlödhs

Gehege. Den Huf hat des Hengstes dir Völundr gefestigt!" — „Den Meister, mein' ich, aller Schwertschmiede und Schwarzschmiede rühmt dich die Rede der Sänger und Skalden. Was verlangst du als Lohn?" Völundr lachte: „Als Lohn? Dein Leben! Doch heute noch nicht! Aber am Ende deiner Tage, du Tapfrer, schmückst du mir doch noch meine große Schmiede als Genoß und guter Gesell. Für heute höre, wie den Weg ich dir weise. An den Wurm willst du, weißt nicht, wo er sich wälze? Um die Braut bangst du, vor Raub sie zu retten? Es wälzt sich der Wurm neun Nachtritte nordwärts. Um zur Braut dich zu bringen erheischt dein Hengst nochmal neun Nächte."

Laut klagte da Harald: „Ach, ich Armer! So muß ich die Maid verlieren für immer! Bis ich den Riesen erreiche, reißt mir der Räuber die bebende Braut aus den brennenden Balken! Doch ich reite zum Riesen!" — Da schlug ihm der Schmied auf die Schulter: — ganz leicht nur, aber Harald zuckte unter der Hand des Hohen: „Heil dir, Harald, Halfdans Sohn. Du wahrst dein Wort: mehr als die Maid liebst du dein Land. — Wagtest du wohl, statt des weiten Weges auf staubiger Straße, den raschen Ritt hoch durch die Himmel, durch Wolken und Wind?" Harald schüttelte das Haupt: „Hoch durch die Himmel, durch Wolken und Wind weiß nur Einer reisig zu reiten: Odhin der Edle. Ja, wollte der Weise leicht durch die Lüfte mich führen, — furchtlos folgt' ich und freudig: nicht sollte mich Sorge noch Schwindel beschweren." Da faßte plötzlich der Schmied den Helden um die Hüfte, hob ihn auf den Hengst, schwang sich hinter ihm in den Sattel und sprach: „Gewährt ist dein Wunsch! Es beschlug dir als Schmied dein rasches Roß Siegvater selbst! Und leicht durch die Lüfte hebt dich der Herrscher der

Wolken und Winde. Siehst du, mein Sohn, dort oben den Adler? Wie sausend er segelt? Wahrlich, wir werden rascher doch reiten als eilende Adler!“

Und einen Schlag gab Odhin dem Schimmel auf den Schenkel: da stieg laut wiehernd das edle Tier vorn hoch empor, stampfte nochmal mit dem Hufeisen des Gottes auf den Grund und mit schnaubenden Nüstern, mit flatternder Mähne, flog es brausend durch die Luft, wie gefiederter Pfeil von der Sehne geschnellt. Weithin nach wehte Odhins dunkler Mantel, wie eine Wolke, das Roß und die Reiter verbergend: der Ritt freute den König der Lüfte: er lachte und rief: „Flink fliegt der Falk, rasch reist der Rabe, — rascher doch reitet durch Wolken und Wind Odhin von Asgardh.“

Harald verging Hören und Sehen: Blut brach ihm aus Ohren und Nase: aber er wankte nicht.

Bald sahen die Luftreiter Feuer aufflammen, das kam aus einer Scheune: deren Thor und Dach waren ausgebrannt, hoch von oben sah Harald hinein: in der Scheune drinnen lag der Drache: er hatte den Bauer samt beiden Stieren, welche die Ähren auf der Tenne austreten sollten, verbrannt: vergnügt fraß er an dem dreifachen Braten.

Urplötzlich stand das Roß auf dem Boden vor der brennenden Scheune. Beide sprangen ab: Harald warf einen zornigen Blick auf den Wurm und riß sein Schwert heraus: „Konnt' ich meinen Bauern nicht retten — ich räche ihn rasch: Volkskönig heiß' ich.“ Das gefiel dem Gott: er sprach: „Gut, bestreite den Riesen. Nicht helf' ich dir dabei. Doch zähme den Zorn: Wut wütet gegen den eignen Wirt. Nur Rat rat' ich: halte den Atem an dich. Und nur noch e i n Wort — das du selber schon weißt: l i n k s allem Lebenden hüpft das Herz. Nun hilf dir, Held, so wird Walhall dir helfen.“

Harald lief nun rasch den Lindwurm an, durch das offene, noch brennende Scheunenthor springend. Aus weitgeöffnetem Rachen blies der Riese ihm entgegen Geifer und Gift und fauchte Feuer. Harald hielt die linke Hand vor den Mund, sprang behend auf des Wurmes linke Seite und bevor das ungefüge Ungetüm sich wenden konnte, stieß er ihm, von unten ihn unterlaufend, das Schwert bis ans Heft in das Herz. Nur mit der äußersten Schwanzspitze traf noch der Drache, um sich schlagend, des Helden Helm: da zersprang das starke Erz in sieben Scherben. Der Wurm wälzte sich stark und stöhnte: „Einen Finnen nicht fing ich! Ich ahn' es, ich Armer! In dies Los hat mich listig Loki gelogen.“ Und er streckte sich und starb. Finster furchte Odhin die Stirn, da er dies Wort hörte.

Harald eilte zu ihm zurück und sprang auf das Pferd: „Nun Hilde zu Hilfe!“ Der Gott aber sprach: „Du hast nun den Luftritt gelernt. Nicht Not ist dir mein mehr. Reite allein. Bist du am Ort, so löse mein Hufeisen ab und wirf es in die Luft.“ Und wieder gab er dem Pferd einen Schlag auf den Schenkel mit hohler Hand: und davon schoß es durch die Wolken.

Odhin aber gedachte, daß es Zeit war, zu der Zwiesprach der Götter und Riesen zu eilen: er drückte den Windhut tief in die Stirn, spreitete den dunkeln Mantel mit beiden Armen wie ein Adler die Schwingen aus und augenblicks stand er auf jenem Hügel, wo wir ihn bei der Zwiesprach gesehen. — —

Harald aber kam zur Erde innerhalb des hölzernen Ringwalls, der den Baldurtempel umhegte. Feuerschein, Rauch und Waffenschrei schlug ringsher an sein Ohr. Getreu dem Gebote des Gottes griff er, sowie er abgesprungen war, nach dem frisch beschlagenen Fuß des Pferdes: das Eisen glitt ihm in die Hand: er warf es in die Höhe

und wunderte sich, daß er es nicht wieder herabfallen sah oder hörte. Er stand mitten im dichten Rauchqualm: niemand sah ihn. Er aber nahm wahr, daß er gerade noch recht gekommen war. Skadhi führte seine Krieger zum Sturm auf das feste Tempelhaus.

Unfroh folgten sie: denn sie scheuten den weißen Gott und der Treubruch ihres Königs war ihnen leid. Argr hatte ihm geraten, während Harald den Wurm allein aufsuchte und vielleicht erlag, das heißbegehrte Weib zu gewinnen. Aber jetzt, beim Sturm, fehlte der Rotkopf: er hatte gesagt, er müsse eilen zu einer Versammlung seiner Sippe an diesem Tage. —

Harald sah nun, wie Skadhi, den Seinigen weit voran, mit einer entzündeten dürren Tanne — Argr hatte ihm das noch scheidend geraten — gegen das Thor des Holzwalles rannte, der schon an vielen Stellen brannte —: und er sah auf der obersten Stufe des Tempels Hilde stehen, welche die weißen Arme flehend gen Himmel hob. Die Priester aber und die wenigen Tempelwächter wichen entsetzt von der breiten Brüstung des Holzwalls: sie scheuten die Flammen und König Skadhi. Krachend barst das Hofthor entzwei und herein drang Skadhi durch den brennenden Bruch, die flammende Tanne in der Rechten schwingend.

Da sprang aus der verhüllenden Rauchwolke Harald ihm entgegen: „So wahrst du dein Wort?“ rief er und schlug ihm das Schwert durch den Helm in den Schädel. Jauchzend folgten ihm nun die Tempelverteidiger, den Erretter erkennend, und leicht trieben sie die Leute Skadhis in die Flucht, die ihren König hatten stürzen sehen und den gefürchteten Helden, den sie fern oder gefallen geglaubt, im Zorn der Rache aus dem Bau brechen schauten.

Harald verfolgte nicht: er wandte sich eilig, den Brand

zu löschen, der schon den Tempel selbst bedrohte. Erst als das gelungen war, schloß er die bebende Braut in die Arme. Sie wollte ihm danken, daß er sie vor dem Räuber gerettet.

Aber Harald sprach: „Holde, dir hat nicht Harald geholfen. Das hat der Hohe von Walhall gewirkt. Dem danke in Demut.“ Aber als es Abend geworden und die Menschen aufblickten zu den Sternen, da war ein neues Sternbild, ein nie geschautes, aufgegangen: in Hufeisengestalt strahlte es gerade über dem Baldur-Tempel: und alle Sterblichen staunten und sprachen darüber. Nur nicht König Harald: der schaute dankbar empor und schwieg. —

Und als Harald Hilde nach gelöschtem Brande sicher in seine Arme geschlossen hatte in dem offenen Tempelhof: — da hörte er über seinem Haupt ein schwirrendes Rauschen.

Ein Rabe flog freudigen Flugschlags pfeilschnell nach Osten: er eilte zu Odhin.

Die Sage ist wie ein Wald. Wer die Wege weiß, durchwandert ihn rasch. Aber ich war wie einer, der den Weg verloren hat: weit zurück und wie im Kreise mußte ich schreiten: nun sind wir erst wieder da, wo wir im Anfang waren. Jedoch von hier ab sehe ich klar und gerade den Weg sich dehnen, der durch das Dickicht führt. So werden wir wohl unverwirrt an das Ziel kommen.

Den ganzen Winter habe ich bis hierher gebraucht: das heißt die Winternächte, wann ich keine Gäste im Gehöft hatte. Und nicht dringende Arbeit hatte, die morschen Boote flicken, die Gerste schroten, die Lachspfeile schärfen zu lassen. Denn auch im Winter hat der Baumann, der Weidmann, der Seemann Arbeit. Und jetzt

beginnt die beste Zeit, den Lachs durch Eislöcher zu fangen. Schon sind die Häuslinge wiederholt mit vielen Flossen Beute heimgekehrt. Aber neulich wäre Knut der Knecht bald nicht mehr heimgekehrt. Und loben muß ich, ob ich sie sonst nicht mag, die Mönche, Werinher, den Mönch aus Thüringland: das liegt noch hinter Sachsland mittagwärts. Niemand weiß, was den Deutschmann so weit zu uns verschlagen hat. Aber der ist ein Christ, — so lob' ich mir die Christen.

Knut, im Aelrausch, hatte ihn vor wenigen Tagen hart geschlagen, als der Mönch Rauchfisch — Dorsch — Strandhafer bei uns kaufen kam. Gestern nun fischte Knut nach Lachs im Fjalla-Endi Wasser, stürzte durch das Loch und verschwand unter dem zackigen Eis. Einer, der des Weges kam, lief hinzu, brach mit ein, ließ aber nicht los, zog den Erstarrten heraus und trug ihn, der Schmächtige den Schwerknochigen, die weite Strecke bis an unser Knechthaus.

Werinher war es, der Mönch.

Und nahm keinen Lohn von mir, nicht einmal, so totmatt er war, Speise: denn es war Fasttag. „Werinher," sprach ich, „hattest du gesehen, daß Knut es war?" „Ja," sprach der Mönch. — „Und noch muß dein Rücken braun sein von seinen Schlägen. Warum thatest du das?" Er aber sah mich mit großen Augen an und sprach: „Ich aber sage euch: liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen." Und wandte sich und ging.

Auch Heiden thäten wohl so — aber nicht gar viele.

Zu Ende geht nun bald das Wintereis. Von Mittag her, von Akreyristadir, kam gestern ein Walroßjäger, der sagte, das Eis bei ihnen sei schon so mürbe, daß sie es bald mit scharfgebognen Schiffen durchschneiden würden.

Die Schiffahrt wird in Bälde frei. Und das ist gut. Denn unser Strandhafer geht zu Ende: ich mußte den Gäulen das Essen schon kürzen. Nur deinem Lieblingrosse nicht: Hvitingr, dem treuen, klugen, kann ich nichts abbrechen. Und muß ich es doch, lege ich ihm zu von meinem eignen Mundbrot. Denn ich weiß: — du liebst das edle Tier.

Ob mir wohl die Frühlingswinde deine Segel in die Bucht treiben, lieber Sohn?

VIII.

Wir sind nun wieder angelangt an dem Tage, da Götter und Riesen Friede geschlossen und darauf Thor das Freudengelage gefeiert und darauf Odhin und Baldur bis zum Anbruch des neuen Morgens ernste Worte gewechselt hatten.

König Harald gönnte der Braut noch Frist, den Tod des Vaters zu betrauern. Aber nach wenigen Nächten sollte der Brautlauf gehalten werden. Der verwaiste Gau König Frodhis hatte Harald zum König gekoren. König Skadhi aber war nicht tot gefallen, nur wund, und ward gefangen gehalten. Harald berief die Männer der beiden nun von ihm beherrschten Gaue zum Gemeinding, über Skadhi zu richten. Und fanden sie da einstimmig Urteil, daß Skadhi unsühnbare Neidingsthat gethan und daß er sterben müsse.

Es sollte eine große Brautfeier gefeiert werden in dem Walde vor dem geretteten Baldurtempel· das Baldurfest stand nahe bevor: dieser Tag sollte der Hochzeittag sein:

und an diesem Tage auch sollte Skadhi hingerichtet werden, Baldur zu sühnen, dessen Friede seine That am schwersten gebrochen. Harald hielt ihn gefangen nahe dem Tempel in einem alten großen Grabhügel, welcher dereinst einem alten König war getürmt worden: und fehlte es da nicht an Luft, nur an Licht. Die Krieger Skadhis aber wagten nicht, den Kampf aufzunehmen gegen Harald: sie erkannten auch, daß das Urteil gerecht war. Nur baten sie, ihnen dereinst die Leiche zu übergeben, sie in der Heimat im Hügel zu bergen. Das versprach Harald. Und viele von Skadhis Dingmännern dachten daran, als dessen Nachfolger Harald zu wählen. —

Und alle Götter und Göttinnen freuten sich, daß das Paar nun sicher gesellt sei, dem sie alle sehr wohl wollten. Am meisten aber freute sich Odhin. —

Loki, der, seiner Gewohnheit nach, durch die Länder der Erde fuhr, ward selten gesehen bei dem Mahle der Götter. Verdrießlich aber war Asathor. Unmutig lag er an seinem Herd in Thrudhwang auf dem Fell des Eisbärriesen, den er kurz vor dem Friedensschluß erlegt hatte, schlief viel und, wann er erwachte, trank er aus dem Methorn, das ihm zu Häupten hing, und brummte. Loki huschte einmal an seiner allzeit offenen Hallenthür vorbei und hörte das. „Was grollst du, Großer?" rief er hinein, an der Schwelle haltend. — „Soll ich nicht schelten?! — Ich habe nichts mehr zu thun! — Thors Arbeit ist ausgethan! Der dumme Friede hat ja alle Fahrt gen Riesenheim gelegt! — Mein Hammer hat nur mehr Häuser zu weihen, nicht mehr Steinköpfe zu zerklopfen. Und auch Met zuletzt nicht mehr mundet müßigem Mann!"

Loki lehnte sich lächelnd an den Thürpfosten: „Viel hast du wohl davon getrunken und lang, bevor du diese Weisheit aus dem Horne gehoben! — Nun, wer weiß!

Ich bin noch nicht alt und habe schon drei ewige Frieden zwischen uns und den Riesen überlebt." — „Dieser hält, scheint es! Odhin sei's geklagt! — Gut ist nur, daß ich nicht bloß Holzhäuser weihe mit meinem Hammer —: auch Bräute. Gern faß' ich das Kinn der Verschämten, lege ich den Hammer auf ihr Haar. Nach wenigen Nächten kömmt schön Hilde daran. Ich freue mich drauf!" „Wer weiß?" meinte Loki, sich auf den andern Pfosten lehnend und spöttisch das Haupt seitwärts neigend. „Aber den Hammer nimm immerhin mit. Du weihst ja auch den Scheiterhaufen der Toten. Schon mancher Hochzeitschmaus ward zum Leichentrunk."

„Hoho," rief Thor und richtete sich halb auf, „winziger Wicht, was zischest du züngelnd? Hilde ist Haralds Braut: — bald teilt sie sein Bett." „Wohl möglich," rief Loki und wandte sich, zu gehn. „Zweischläfrig gegraben ward schon manches Grab."

Und abermals in Gestalt eines feurigen Sterns mit loderndem Haarschweif schoß er zur Erde. Deshalb sagen die Leute mit Recht, der Schweifstern bedeute nahendes Unheil. Denn im Schweifstern fährt Loki zu den Menschen.

IX.

Am gleichen Tag, als Odhin aus seiner Schlafkammer trat — Frigg war, wie immer, schon vorher in den Hof gegangen, wo sie unter der hohen Eiche das Frühmahl eigenhändig rüstete — stand Baldur auf der Schwelle, den Vater zu begrüßen. Oft that er so: denn er wußte: der Vater liebte es, fiel sein erster Blick im Freien auf seines Lieblings Antlitz.

Aber Baldur erbleichte, da er heute die gefurchte Stirn des grübelnden Gottes sah.

Die beiden Raben — jede Nacht sitzen sie auf dem vorspringenden Sims der Thürpfosten — flogen auf und umflatterten ihren Herrn: da sie aber des Gottes düsterer Blick traf, wagten sie nicht, wie sie sonst wohl thaten, auf seine Schultern zu fliegen und mutwillig in seinem wirren Bart zu zausen. Ehrfurchtvoll duckten sie auf die Erde nieder und blickten scheu mit ihren klugen Augen zu dem Gebieter auf.

Odhin aber, als er Baldur erblickte, ward, ganz gegen seine Gewohnheit, noch ernster als zuvor: Wehmut zuckte um seine bärtigen Lippen.

„Was hast du, mein Vater?" fragte mit verhaltener Stimme der junge Gott und legte dicht herantretend die Hand ihm auf die Schulter. — „Träume hatte ich, mein Sohn, im Schlaf: sie werden zu dunkeln Sorgen im Wachen." Und er schlang, die Stufen herabsteigend, den Arm um den Liebling.

„Kann ich sie dir nicht abnehmen?" — „Du?! — Nein, du Herz von lautrem Golde! Du — am wenigsten." Und er strich über Baldurs hell leuchtendes Gelock. — „Aber komm. — Laß uns eilen. Die Mutter hat wohl schon das Frühmahl bereit unter der Adlereiche im Gartengehege. Sie liebt nicht, zu warten." „Und Heidhruns Milch mundet dir, Vater, nur frisch gemolken," fiel eine liebliche Frauenstimme ein. „All Heil, Odhin, du Edelster aller, du Wächter der Welt! Dich grüßen die frühsten Kinder des Frühlings." Es war Nanna, welche mit einem großen Strauß weißer Blumen in der Hand aus dem Gartengehege beiden entgegentrat.

„Nanna!" sprach Odhin, freundlich aber ernst lächelnd. „Wer hat je Nanna ohne Blumen gesehen?" Und er

nahm dankend den Strauß. Beide Gatten faßten seine Hände und führten ihn in den Garten. „Nannas Fingerlein nennen die Menschen," lächelte Baldur, „diese Weißen, die zu allererst aus dem Schnee lugen und langen. Sie wissen nicht, wie viel weißer Nannas Hände sind." „Auf Midhgardh ist es fast noch ganz Winter!" sprach Nanna. „Sieh, wie einzelne Flocken abwärts wirbeln."

„Nur in Breidhablik, Baldurs Gehege, lebt ewiger Lenz," sagte Odhin. „Das hab ich dem Sohn als Zahngebinde geschenkt."

Die beiden Raben sahen das Düster in Odhins Antlitz heller geworden: freudig krächzend flogen sie nun den Dreien voraus über die Häupter hinweg zu der großen Eiche im Garten: dort fanden sie andre geflügelte Gesellschaft. Die Eiche netzte die Wurzel in silberglänzendem Weiher: da schwammen Friggs stolze Schwäne: aber von dem Giebelgebälk vor dem nahen Breidhablik, das nur durch einen schmalen Hof von Odhins Halle getrennt ist, erblickten Nannas schneeweiße Tauben die Herrin: und schwirrend kamen sie geflogen.

Unter der Eiche war der Rundtisch gefestigt: von weißem Lindenholz die mächtige Platte und halbrunde Bänke rings herum. Zwischen dem Stamme der Eiche und dem Tisch aber stand Frigg im blauen Gewande, das schöne Haar von tief dunkel goldner Farbe wie eine Krone in breiten Flechten um das Haupt geschlungen· ihre wunderschönen, vollen, weißen Arme waren unverhüllt: und schön war zu schauen, wie die herrliche Frauengestalt des Frühmahls waltete: Fulla, ihre freundliche, immer heitere Magd reichte der weißen Ziege Heidhrun, welche sie eben gemolken, noch knieend, Salz in der flachen Linken: mit der Rechten strich sie dem klugen Tier über die krause Stirn und die goldenen Hörner.

Frigg trat nun Odhin entgegen mit dem Silberhorn voll schäumender Milch: er aber drückte, bevor er trank, sein wunderschönes Weib an die Brust und küßte sie herzlich auf den üppigen roten Mund: „Freude dir, Frigg! Schimmernd Schöne! Heute noch herrlicher bist du zu schauen als alle Töchter, die du mir geboren!" Frigg aber sprach, — und ihre manchmal harten, stahlblauen Augen glänzten weich und feucht: — „Und herrlicher heute ist mir Odhin der Arge, da Reif ihm Haar und Bart weißgrau gesprenkelt, als da er vor dreißig Wintern die dunkelbraunen Locken geschüttelt."

Sie ließen sich nun auf die teppichbehangenen Bänke nieder.

Auf weißes, duftendes Brot, das sie selber gebacken, strich Frigg mit dem Messer aus Hirschhorn köstlichen Honig, der in reichen Waben aus der Rinde der Eiche troff. Die Schwäne waren nun, schwerfälligen, langsamen Trittes, aus dem Weiher heraufgeschwankt: ungestüm drängten sie gegen Friggs Kniee, Brosamen aus ihrem Schos zu nehmen, während Nannas weiße Tauben deren Haupt umflatterten und eine, auf dem Handgelenk sitzend, aus den Lippen der Herrin die Weizenkörner pickte, aus welchen Fulla das köstliche Weizenmus bereitet hatte. Verständig und ruhig saßen Hugin und Munin auf des Gebieters Schultern und nahmen, ohne Gier, ganz bedächtig, die Brocken von lockerem Käse, die der Herr ihnen langsam zureichte. Hoch oben aber im Wipfel der gewaltigen Eiche, unsichtbar im dicht von Ästen verhüllten Horst, saß Odhins Adler: er spürte scharf nach Süden: denn nicht von Norden oder gen Osten, wenig von Westen, von Süden einst segelt den Göttern Gefahr: — so hatte Odhin aus Runen geraten: seitdem sieht nach Süden sein Späher.

Von Osten her fielen nun warme Strahlen auf den

Tisch und die Bänke. Odhin blickte hinüber: es war Freir, der, in dem Sonnenwagen stehend, höher und höher hinauffuhr und eben mit seinem leuchtenden Schwert — denn noch hatte er es nicht zu seinem Verderben hingegeben! — blendend einen Gruß herabgewinkt hatte. Odhin nickte ihm zu. „Hätte nicht dich, Baldur, heute die Reihe getroffen, den Sonnenwagen zu führen?“ fragte er den Sohn.

„Ja, Vater. Aber ich bat Freir, mir es heute abzunehmen. Ich hätte ein Geschäft, einen Gang auf Erden, — wenn du es verstattest. Denn — nicht wahr, Vater? — nicht brech' ich den Bund mit den Riesen, lege ich es darauf an, — ich scheue auch den Schein der Untreue — heute morgen Harald im Walde zu begegnen? Du weißt: — er soll heute freien und . . . —“

„Und Skadhi soll sterben,“ fuhr Odhin fort.

„Ich werde ihm nichts zur Hochzeit schenken,“ fiel Baldur hastig ein, „wie ich beschlossen hatte vor dem Vertrag mit den Riesen: meinen Bernsteinbecher hatte ich ihm zugedacht, der zerspringt, wann er Gift zum Munde führen soll.“ „Behalte den Becher!“ gebot Odhin ernst. — „Ich werde ihm nicht Gerät reichen noch Rat reden: — aber das ist doch keine Hilfe, wider das Eidwort, — daß ich ihm begegne?“ „Begegne ihm,“ sprach Odhin und drückte ihm die Hand.

Frigg jedoch sprang auf und küßte den Sohn auf die Stirn: „Ich sehe, wie dein Vater, deine Gedanken schimmern durch deine weiße Stirn. — Ei, da errötest du, wie, wann du sie küssest, stets noch errötet deine Nanna — das Weib, das ewig Mädchen bleibt.“ Da errötete Nanna tief und über und über vom zarten Halse bis hoch in die Stirn: sie bog das Antlitz zur Seite und hielt vor die gesenkten Wimpern, wie einen Schirm, eine Welle ihres frei flatternden Goldhaars.

Baldur stand auf: „Ich wollte in diesem Jahr erst später den Lenz in Haralds Land tragen. Nun thu' ich es heute, an seinem Hochzeitstag: da hat er doch ein Hochzeitsgeschenk," — lächelte er — „das können die Riesen nicht weigern und wehren."

Er nickte noch Nanna heimlich zu, grüßte ehrfurchtvoll die Eltern und sprang leichten Fußes durch die Thür des Gartengeheges, ein Liedchen trillernd, das also begann: „Flink nun die Flügel, Lerche, mein Liebling, hebe und hebe den süßen Gesang. Auf die Erde nun eilig! Frühling und Freude bringen wir beide!"

Odhin sah ihm sinnend nach: „Nein," sprach er dann zu sich selber; „nein, Sonnenblick der Welt und meiner Seele — sie sollen dich nicht morden. Ich verhüte es, wenn Kraft und Weisheit es können wehren. — Wenn!" seufzte er und stand auf.

Frigg trat zu ihm und reichte ihm Mantel, Hut und Speer, die Fulla schon vorher aus der Halle geholt: „Wann?" fragte er die Gattin leise, mit dem Blicke Nanna streifend. „In wenigen Wochen," antwortete Frigga. „Sobald der Storch sein Nest gebaut, wird Baldurs Erbe geboren. — Du willst schon wieder hinweg von uns: — ewiger Wanderer? Wohin willst du diesmal?" — „Nach Svartalfaheim." — „Zu den Dunkelalfen? Den Bergzwergen? Weit ist der Weg! Düster denk' ich mir Dunkelheim." — „Den weisen Witz weiß ich dort wohnen!" — „Unter der Erde ist's! Unheimlich! Ich sorge um dich." — „Nun, es ist ja nicht, als ob ich nach Hel führe."

Da schauderte Frigg — Grauen durchschüttelte sie —: sie umschlang den Gatten mit beiden Armen und barg das stolze, schöne Haupt an seinem Halse: „Nach Hel! Furchtbares Wort! Mich friert. Nach Hel dringt ja kein Leben!"

Nachdenklich, grübelnd sprach Odhin vor sich hin: „Man muß doch atmen können in Hel. Die Nornen leben dort! — doch“ — und er richtete sich hoch auf und hob den Speer: „Was frommt ewiges Fragen! Recht redest du, Frau: grübeln macht grau. Nach Dunkelheim diesmal nur führt mich die Fahrt, zu erzwingen von Zwergen, was nützlich und nötig.“ Und beiden Frauen mit dem Speer Abschied winkend, schritt er bedachtsam, langsam aus dem Gehege.

Frigg ging ihm nach bis an die Thür: „Odhin,“ rief sie ihm nach, „noch einmal dein Antlitz, noch einmal dein Auge!“ Er blieb stehen, wandte sich, blickte sie an und nickte ihr zu. Dann schritt er langsam weiter. Frigg ging zu Nanna an den Tisch zurück und gab ihr das kurze Geleit nach Breidhablik hinüber. „Immer ernster,“ klagte sie dabei, „wird mir Odhins Antlitz. Selten mehr spielt um den bösen Mund jenes übermütige, sieghafte Lachen! Ach wie seh' ich es gern! Auch wenn es meinen Fehlern gilt, die er trägt und bezwingt mit lachendem Spott. Aber Geduld! — In wenigen Wochen wird meine Nanna ihm Freude bescheren, legt sie ihm den Enkel in die offenen Arme.“

X.

So rasch kommt kein Wanderer zielwärts als aller Wanderer Meister, obzwar er niemals hastet, nur steten Schrittes schreitet.

Alsbald stand Odhin an Svardalfaheims Eingang, wo man in dunkel gähnender Bergeshöhle niedersteigt zu den Zwergen. Hier entließ er nach Hause Hugin und Munin,

die ihm nachgeflogen und auf seinen Schultern gesessen waren. Allein stieg er abwärts. Zauberlichter, von den Zwergen hin und wieder entzündet, wiesen den Weg, zumal an den Pfadwendungen. Außerhalb des Bereiches dieser Lichter war es freilich finster. Da tastete der Gott sich vorsichtig weiter an den nackten Felswänden, behutsam mit dem Speerschaft in der Rechten vorspürend, mit der Linken langend an die Steinwand, von der feuchtes Geriesel niederglitt: zur Rechten rauschten aus tiefem Abgrund die Gewässer, die da nach Hel fließen.

Als er eine gute Strecke in dem Berg fortgeschritten war, fand er Runen geritzt in den Felsen, stets dicht neben den Lichtern, daß man sie sehen mußte: er las: „Wanderer, willst du weise werden, suche Zwotto den Zwerg.“ — „Zwotto!“ sprach da Odhin zu sich selber. „Dich eben such' ich! — Finnen, vermut' ich, fanden den niedlichen Namen!“ — Bald darauf, an einer Gabelung des Weges, las er schaudernd: „Hier geht's nordwärts nach Hel.“ Und daneben: „Südwärts suche Zwotto den Zwerg: er wechselt dir Weisheit um gelbes Gold, er verwettet um Weisheit Leib und Leben!“ Lächelnd strich Odhin den breiten Bart: „Warte, du witziger Wicht, du winziger! Weh soll dir werden, du Wuchrer mit Weisheit.“

Nach wenigen Schritten stand er vor der Höhle des Alfen: die letzte Strecke hatte ihm blendendes Licht erleuchtet: denn herrlich war sein Hort in Schichten Goldes in der Höhle gehäuft: und Fackeln funkelten, vom Zwerg entzündet, oben, unten, an allen Ecken, weithin des Goldes Widerschein werfend. Ein eintönig Gesummse, kaum ein Lied zu nennen, drang dem Lauscher entgegen und ein seltsam klirrend Geräusch: er machte Halt hinter einem Felsvorsprung und sah nun den Zwerg, der, in ekler Nacktheit, auf dem fußhoch mit Goldgerät bestreuten Boden der

Höhle bald bäuchlings, bald rücklings sich wälzte. Kaum schied sich sichtbar ein Schurzfell von den zottigen Haaren seines Leibes: mit allen zehn Fingern und allen zehn Zehen griff er wühlend in das Gold.

Dazu sang er summend: „Gold! Gold! gelbes Gold! gutes Gold! Lieber als Leib und Leben! Ich wälze in Wonne, ich wühle in Wollust, wälz' ich und wühl' ich und wieg' in dir! Mächt'ger als Mut, schöner als Schönheit, witz'ger als Weisheit! Unterthan ist dir alles auf Erden! Ja, ob nicht Asgardh gäbe um Gold der arge Odhin?"

Da stieß der Wanderer den Schaft seines Speeres an den Felsgrund, daß die Höhle erdröhnte und rief vortretend: „Fragen frägst du, weiser Wirt? Ich wähnte, du wissest. Nicht frommt's, dich fragen. Ich wende die Wandrung!"

Eilfertig wie die Spinne, welche die Fliege am Rande des Gewebes verspürt, war der Zwerg, sowie er des Wanderers gewahrte, an den Eingang der Höhle gehumpelt: er musterte ihn lauernd genau und winkte ihm, einzutreten: „Weisheit willst du werben? Da kamst du, Kluger, von Göttern gesendet, an den rechten Ort. Frage um Frage! Antwort um Antwort. Verstumm' ich, so sterb' ich. Dann frag' ich dich, Fremdling: so oft du mich fragtest: verstummst du, so stirbst du. Doch: zahle zuvor! Alles, eracht' ich, werd' ich dir weisen! Nur nicht" — hier verzog er verdrießlich die Miene — „nur nicht, was die Nornen, die nächtigen, nennen ihr ewiges Eigen. Aber, du Edler, wenig wähn' ich, ist darauf gerichtet dein suchender Sinn, vom ältesten Anfang und äußerstem Ende, vom Schicksal zu schwatzen. Eitel und unnütz! Nur Nützliches nenn' ich, — Vorteil verteil' ich, — Kluges verkauf' ich. Aber, du Edler —: zahle zuvor. —"

Geringschätzig den hohen Wanderer messend von Sohle

zu Wirbel fuhr er fort: „Nicht stattlich steht dir Gewand und Gewaffen! Dein Mantel, mein' ich, ist ziemlich zerschlissen: verwaschen, verwettert, häßlich dein Hut: Ranzen und Rucksack fehlen dir völlig! Von Gold seh' ich glänzen an dir ein armselig Etwas allein: recht geringen Ring! Wenig werd' ich, — so fürcht' ich, Freund, — dir dafür weisen! Welch' Wetter etwa morgen auf Midhgardh? — Den Bart, den breiten, den wirren, werd' ich schwerlich dir scheren für den Fingerring! Und doch brauchst du das, Bruder: wie struppig Gestrüpp umwogt er dich wallend. Mein Herz ist im Handel so gar gutmütig. Schon schärf' ich die Schere —: gieb das Gold."

Der Wanderer aber lächelte durch den Bart: „Gemach, gut Gemüt! Ich behalte den Bart! Schwere Verschwendung scheint es, Gold zu geben und — Haare vom Haupt noch dazu."

Diese Antwort gefiel dem Geizigen ganz aus der Maßen: Ehrfurcht erfaßte ihn gegen den Gast: er staunte, die Hände in die Hüften gestemmt, ihm ins Antlitz empor: „Beim Glanze des Goldes! Das war wirtsam, sparsam gesprochen! Ich wähnte, es werde keiner mir kommen, der sparsamer sparte als ich. Aber —: Ehrfurcht! Dir weich' ich an Wirtschaft. Tritt, du Trauter, herein an den Herd. Freund werde mir, Fremdling! Schon schöpf' ich dir des trefflichsten Trankes in billigstem Becher." Und er fing in seinen beiden schmutzigen Händen das Wasser, das in einer Rinne durch die Höhle floß, und bot es so in beiden Händen, dem Gaste dar. Dieser schüttelte das Haupt —: sofort trank der Zwerg selbst, obwohl ihn nicht durstete.

Der Gast setzte sich auf den feuerlosen Herd: der Wirt kauerte auf der Erde ihm zu Füßen und sprach: „Frage

nun, Fremdling! Ich frage dann wieder: so viele Fragen als du gefragt. Du aber: zahle zuvor."

Da strich der Gast dreimal über den unscheinbaren Goldring, den er an der linken Hand trug, mit der Rechten: und siehe, drei gleich schwere träuften daraus klirrend zu Boden. Als der Zwerg das sah, sprang er auf. „Mensch!" schrie er, „das Spiel gefällt mir!" Und eilig strich auch er nun mit der Rechten über den Ring: aber nichts rührte sich. „Beim Glanz des Goldes! Wie geht das zu? Du streichst —: er strotzt! Ich streiche: — er sträubt sich!" — „Dem Eigner allein träuft er treffliche Tropfen."

Dem Lüsternen lief das Wasser im Munde zusammen; er griff mit beiden Händen nach dem Ring. „Ich reiche den Ring dir als Eigen, scheid' ich am Schlusse befriedigt in Fragen und —: Fordern. Doch: rett' ich den Ring, frag' ich Frage, auf die dir Antwort ermangelt?"

„Versteht sich, du Stolzer," nickte, schlau und vergnüglich schmunzelnd, der Elbe. „Mit der Spitze des Speers darfst du mir dreist die Brust durchbohren, ermangl' ich der Antwort."

Der Gast hob an zu fragen: „Also zum ersten: wo wohnt der Weise, der den trefflichen Trank, die Salbe, gesotten, die unverwundbar für Eisen und alle Waffen und Wehren macht den Mann, der sich salbt mit dem Sude?" Wohlgefällig wackelte der Wirt mit dem Kopf: „Der aus Kräutern ihn kochte, aus Wurzeln gewann? Zwotto, der zierliche, heißt der Herr des trefflichen Trankes; — hier sitzt er —: ich selber!" — „Zum zweiten, o Zwerg: wo birgt der Biedre die sichernde Salbe?" — „Schwereres suche, o Freund, zu fragen: zu leicht sonst erlang' ich den Lohn! In der Lade dort liegt sie, der treuen Truhe, vor deinen Füßen, in bräunlicher Büchse." Da setzte Odhin den Fuß schwer auf den gewölbten Deckel der Truhe:

sie dröhnte: „Wenig weise, kleiner Klügling, hast du und hastig dies mir gedeutet! Wenig wirst du mir wehren, zertrümmre ich die Truhe und führe mit fort, ungezahlt, unvergolten, die wertvolle Ware. Aber ich ehre den Gründer des Gastrechts: Odhin von Asgardh." Da verzerrte der Zwerg heftig das Gesicht, als ob er auf bitterste Wurzel gebissen: „Ich beschwöre dich: schweige! Nenne nicht nochmal, den du genannt: leidig ist mir, nicht lieb, der da raunt mit den Raben." — „Sahst du ihn schon?" Der Elbe schüttelte lebhaft den dicken Kopf: „Nicht lüstet mich, Lieber! . . Weise wähnt er sich, weise wähnen ihn viele, — mehr als mich —: und es laufen, — leider! — die Leute, Runen zu ritzen, Würfel zu werfen, Lose zu losen zu ihm, dem Wettbewerber in Weisheit. Ha, er verhunzt mir Handwerk und Handel! Umsonst, der Unsinnige, ohne Entgelt, spendet er Sprüche, weiset er Weisheit: höchstens heischt er von Helden, in der Schlacht erschlagen zu wallen nach Walhall! Ha, hätt' ich ihn hier in der Höhle! bald hielte den Herrischen in Fesseln gefangen durch Zauber der Zwerg." Ruhig fragte der Fremde fort: „Das deute mir drittens! für wieviel ist dir feil die sichernde Salbe?" „Für gar nichts, du Guter!" lachte der Zwerg hämisch. „Selber die Salbe behalt' ich, o Held." — „Viertens forsch' ich: so konntest du sie kochen nur einmal, du Armer?" — „Ich kann sie mir kochen so oft es mir einfällt," war die stolze Antwort. „Bedauern nicht brauch' ich. Du verschwendest schwer dein fruchtlos Gefrage!" — „Fünftens dann frag' ich: weshalb weigerst du wohl den Verkauf, du Kluger? Reich macht der Ring. Und du selber doch sicher hast längst dich gesalbt, daß Waffen und Wehr nicht Schaden dir schaffen!" Da sprang der Elbe auf, öffnete die Truhe und stellte die schmale Bernsteinbüchse, mit Seehundfell sorg-

fältig zugebunden, auf den Herd. „Thöricht mein Trotz! Recht rietst du und redlich! Die Ware dir weis' ich: — ich gebe sie gern um den prächtigen Preis." Odhin zog den Ring ab und legte ihn neben die Büchse: „Sechstens such' ich: Waffen und Wehr verwunden dich nicht, nicht Spitze des Speeres —: deshalb darfst du so heiter dein Haupt wohl waglich verwetten?" Der Zwerg lachte schadenfroh und ward rot vor lauter Freude an sich selber: „Richtig erraten! Scharfsinniger scheinst du als alle andern, die Fragen mich fragten." — „Siebentens sage: Doch, wenn wer dich würgte, ohne Waffen und Wehr, mit den Händen am Halse: — sichert die Salbe vor Sterben durch Sticken?" Und Odhin streckte die Hand aus, als wollte er ihn greifen. Der Zwerg aber rutschte auf allen Vieren zitternd in die hinterste Ecke der Höhle: „Furchtbarer Frager!" jammerte er. „Du willst mich würgen! du thust mir den Tod!" Der Gast aber fuhr fort: „Antwort eracht' ich genug gegeben in solchem Entsetzen. Nicht würg' ich den Wirt, rechtlos und ruchlos. Hier liegt der Lohn für die Ware gewiesen." Und er wies auf den Ring, ergriff die Salbenbüchse und steckte sie in den Brustlatz seines Wamses. „Nun frage du, Freund, wie ich, sieben Sachen. Dann frage ich wieder: und ermangelt die Antwort, — dann, nicht mehr ruchlos und rechtlos, nein: nach deinem Recht, das in Runen du ritztest, listig ladend und lockend den Wandrer zur Wette — nach deinem Rechte dich richtend würg' ich dich wahrlich." „Fluch und Verderben," stöhnte der Kleine, „den ruhmredigen Runen, die den furchtbaren Fremdling hierher mir geholt und den Weg ihm gewiesen, mit meisternder Hand mich zu morden! — Doch —" und sich ermutigend, dem lang erprobten Witz vertrauend, warf er einen listigen Blick auf den Gast — „sieben Fragen habe ich nun frei —: verstummst

du, so stirbst du! Vom Halse dir hau' ich das hohe Haupt, hier mit der Hacke." Und er zog ein scharf geschliffen Beil hinter dem Herde hervor. „Eide mir aber, zu knieen, daß ich Kurzer mein Recht kann erreichen."

„— Ich eide!" sprach Odhin, die Schwurhand erhebend. „Verstumm' ich, so halt' ich das Haupt dir hin: — du hack' es herunter." Da nahm das Gezwerg den schweren Kopf in beide Hände, wackelte damit eine Weile nachdenklich hin und her und fragte endlich: „Müßige Weisheit mutet mich nicht an: nicht bin ich lüstern leerer Lehren. Ich frage, was frommt. Vor allem, was oben auf Erden ich gierig genoß, wenn ich mich wagte hinauf aus der Höhle — das Seligste fand ich —: Sonnenschein. Er glüht durch die Glieder, durchrieselt den Rücken wie flüssiges Feuer. Sage: — was ist süßer als Sonnenschein?" — „Harfenton." „Ich muß es dir glauben," klagte der Zwerg — „ich hörte ihn nie! Ist nun Harfenton das Herrlichste? Oder ist Holderes als Harfenton?" — „Weibeskuß." „Ich muß es dir glauben," klagte der Kleine, heiß erregt, — „ich fühlte ihn nie! Ein Vetter hatte einst ein Mägdlein geraubt —: der sagte — da hast du richtig geredet! Dessen Kuß sei tausendmal süßer als Sonnenschein. Also das Weib ist die wohligste Wonne? Oder was ist wonniger als Weibeskuß?" — „Schlachtensieg." — „Ich muß es dir glauben, der ich Schlachten nie schlug! — Aber da hauen sie heftige Hiebe! Weite Wunden, traurigen Tod da holt man sich, hört' ich. Ich aber, ich ächze, wenn ich nur wenig den Leib mir verletzte. Todesfurcht traun, um das liebe Leben die sehnliche Sorge, schien mir von jeher die mächtigste Macht. Was ist stärker als Todesfurcht?" — „Heldentum!" — „Ich muß es dir glauben: — ich weiß nichts davon. Aber was harret der herrlichen Helden, die dem Tode ge-

trotzt? Was ist Heldentods leuchtender Lohn?" — „Walhall. — Hüte dich: das war schon die fünfte Frage!"

„Ich muß es dir glauben: ich weiß nichts von Walhall! Aber ich hörte einen Gesippen — ein Hausalf war es — einst rühmen, der hatte auf Erden, versteckt unter dem Herde eines hohen Königs, Skalden singen von Walhall gehört. Goldene Hörner, gute Gelage, freudiges Festspiel, weißarmige Walküren hat man da oben. Aber" — und er grinste hämisch — „wohl, daß auf Walhall das Wort sich gewendet! Wenig, wähn' ich, weißt du von Walhall. So frag' ich dich, Fremdling, — und verfallen, fürcht' ich, liegt mir dein Leben — denn wer soll wissen, was ich wissen will?" — Frohlockend sprang der Unterirdische auf: „Was ist Walhalls wohligste Wonne?" Auch der Wanderer stand nun auf —: Gewaltig wuchs seine Gestalt, wie er sich streckte, bis an die Wölbung der Höhle: sein Antlitz leuchtete, als er antwortete: „Friggs Kuß."

Da stürzte der Nachtelb nieder vor ihm auf beide Kniee: wie geblendet hielt er beide Hände abwehrend empor: „Wehe mir, Wanderer! Alles ahn' ich! Einer nur atmet, der Frigg küßt. Aber ich muß es gewiß erwahren! Ich muß fragen, was ich zitternd ahne: wer bist du, der all dieses weiß?" — „Odhin von Asgardh." — Der Zwerg fiel aufstöhnend nieder auf das Antlitz. Aber Odhin fuhr fort: „Versendet sind sieben fruchtlose Fragen, wie verpfuschte Pfeile, verschossen vom schlechten Schützen. Jetzt frage ich: einmal — und Antwort ist nicht! Was denkt Odhin im Augenblick?" Der Zwerg richtete sich nur auf eine Hand empor, ohne den Blick zu erheben. „Unerforschlich ist," so stammelte er, „der grübelnde Ase. Wer wagt zu wissen, was Odhin denkt? Aber ich wage, meinem Leben zu Liebe, ich wage das Wort: du denkst: nun will ich würgen den Zwerg." — „Verwirkt wäre die

Wette, verloren dein Leben denn ich dachte: ich lasse das Leben dir, zappelnder Zwerg." Und der Wanderer nahm den Ring wieder an sich, wandte sich, schlug den Mantel um und, die gewonnene Salbe fest an die Brust drückend, schritt er langsam hinaus. Der Zwerg sprang auf: sein häßliches Gesicht überstrahlte Dank, Rührung, Freude: er war nicht so häßlich wie sonst, als er dem Hohen nachrief: „Odhin von Asgardh! größter der Großen! der Guten gütigster! — Allvater rühmen sie dich mit Recht!"

Schon sollte die Saatarbeit zu Ende gethan sein: denn heute geht der Saatmonat aus.

Aber der Winter ist lang und hart. Noch ist kaum auf der sonnigsten Halde die Erde besäbar geworden. — Mich aber mahnt mehr noch als andere Tage dieser Tag an meinen Vater. Denn heute, am letzten Tag des Saatmonats, war es, vor vielen, vielen Wintern — ich weiß es kaum, vor wie vielen — daß mein hoher Vater fiel.

Im Thorshöfn-Fjord war's, bei Straumsey, in den Gewässern der Faereyer. Und diente er da dem großen Jarl Halfred Sigurdarsohn, dem Haupt der Heiden in Norge, als Skalde: aber als Schildträger zugleich — denn mein Vater dachte wie Odhin und ich: keiner ist ein Sänger, der nicht ein Held.

Ich aber trug dem Vater Schild und Harfe. Oft und oft war Ellida, das gute Drachenschiff, entgangen grimmig gähnender Gefahr, hart von ihres Rachens Zähnen gestreift. War es doch, als hielte Odhin den Schild oder den Tarnhelm über seines treusten Vorkämpfers Brust oder Haupt; und aus nächster Meernot rettete uns oft Thor, der absonderlich hilft in Seebedrang: einmal — es war ein furchtbar Gewitter im Hochsommer — war schon der

Bugspriet senkrecht im Wasser: Ran, die Meerfrau, zog uns hinab in ihrem Netz. Da schlug ein kalter Blitz auf unser Steuer: und das gute Schiff, das bugüber schon gekentert, richtete sich wieder steuerwärts hoch. Da sah jeder, daß Thor seine Hand auf die Steuerkante gelegt und das Schiff gestellt hatte. Und hätten sie uns auch an jenem späteren Tage nicht gezwungen, schwamm das Schiff in blauem Wasser. Aber eingefroren lag es in der Bucht: den Winter über waren wir hier still und versteckt gelegen bei Freunden des alten Rechts und der alten Götter: jetzt, im Saatmonat, wollten wir in See gehen: denn schon war einmal der Fjord aufgegangen gewesen. Aber in neuer, grimmer Kälte hatte sich das Treibeis rings um die Insel wieder geschlossen. Vergebens hatten wir dem guten Schiff Kielraum gehauen mit Eisäxten: vor uns hieben wir auf, hinter uns fror das Aufgehauene wieder zu: da lag es hilflos, ächzend, zappelnd, wie der sterbende Hai, der ins Seicht oder aufs Trockene geraten. Da kamen sie über uns vom Lande her: und auch durch das kaum offene Wasser auf vielen kleinen Boten, König Olaf mit seinen Söldnern: und die Strandwächter und die Inselbauern.

Und wehrten wir uns lange: vom Aufgang bis zum Niedergang der Frühjahrssonne. Aber es waren zu viele: wohl vierhundert auf dreißig. Doch hätten wir noch länger ausgehalten: aber endlich weckten die Brandpfeile, welche wir stundenlang gelöscht, Feuer an Bord. Und brannte der Mittelmast lichterloh: da waren nur drei noch lebendig auf Deck. Halfred Jarl war eisenfest und steinfest, so sagte man, durch Bund mit Odhin: er hatte Odhin den Bluttod zu sterben versprochen, Odhin aber ihn waffenfest gemacht und ihm gelobt, ihn erst zu „seiner Zeit“ zu holen nach Walhall. Und wunderte mich schon den ganzen

Tag, daß ihn von all den hundert Pfeilen, Speeren, Wurfhämmern keiner niedergestreckt hatte. Aber jetzt stürzte der brennende Mast auf Deck: in den Flammen, im Rauch, unverwundet, starb Halfred Jarl. — So hielt Odhin in allem sein Wort: denn der Saatmonat heißt auch: „Odhins Zeit". Und sah ich über dem toten Jarl etwas Weißes schwebend sich erheben: die Christen sahen es auch, meinten, es sei der weiße Dampfqualm gewesen: ich aber glaube, es war die Walküre, die ihn emportrug.

Nun sprang König Olaf an Bord, das Enterbeil in der Hand: „Gieb dich, Skalde Thormodhr!" rief er meinem Vater zu. „Ich höre dich gern Harfe schlagen. Lebe und sei mein Skalde." „Nicht überleb' ich meinen Herrn!" rief mein Vater. „Und nicht stimme ich meine Harfe um: von Odhin auf die Heiligen!" Und warf die Harfe in das Meer und sprang gegen den König. Ich hielt den Schild über ihn.

Da fielen wir alle beide: mein lieber Vater tot, ich wund: er mit zwei Speeren in der Brust: mich aber hatte ein Pfeil ins Knie getroffen, daß ich gestürzt war und der Schild ihn nicht mehr deckte. Schon schwang König Olaf das Beil über meinem Haupt. Da fiel ihm ein Mönch in den Arm, der hinter ihm, Schwert in Faust, auf Deck gesprungen war: er sah an meinem offnen Halse blitzend ein klein Bernsteinstück hängen: „Thors Hammer": das hatte mir die liebe Mutter umgehängt beim letzten Abschied: es ist gut im Kampf gegen Hammerhiebe. „Schone des Knaben!" rief der Mönch. „Er ist gechristnet." Denn er hielt den Thorshammer für ein Kreuz. Und der König senkte das Beil. „Schlag zu," sprach ich, mich auf das heile Knie stützend, „König Olaf. Getauft bin ich! Aber das ist kein Kreuz: das ist Thors Hammer."

Der König aber sprach: „Das gefällt mir, Junge, daß

du nicht lügst, auch nicht ums Leben." Und der Mönch fügte bei: „Gerettet hat dich nicht der Hammer des Götzen, sondern das Kreuz des Herrn, dem er gleicht. Trage das Zeichen fortan im Sinne des Heilands." Und der Mönch, der bis dahin — wohl hatte ich es gesehen — grimmig gegen uns gefochten, schnitt mir den Pfeil aus dem Knie: — da vergingen mir die Sinne —: ich fühlte nur noch, daß mich der fromme und starke Mann auf seinen Armen aus dem Schiffe trug. Ich erwachte in König Olafs Zelt: und Hluthart, der Mönch aus Franken, pflegte mich viele Wochen lang: und lehrte mich lesen und schreiben: und als ich halb genesen war, zahlte er dem König, der mich gern gefangen behalten hätte an seinem Hof, das Lösegeld für mich: das mußte er zuvor erbetteln bei den Bauern: denn er hatte nichts als Kutte, Schwert und Kreuz: und zahlte das Fahrgeld für mich auf dem nächsten Kornschiff, das von Norge nach Island fuhr. Denn Mönch wollte ich nicht werden, wie er wünschte: und das Heimweh zehrte an mir nach der Mutter und nach dem alten Haus zu Hofgardhar: „Ganz wird er nur genesen unter seiner Mutter Hand," hatte er zum König gesprochen. Aber solche Mönche giebt es nicht viele wie Hluthart war, mein Lehrer.

Seither sind viele Winter verwichen. Aber kein Tag, an dem ich nicht meines Vaters gedacht hätte. Und seines Todes. So möchte ich auch sterben. Wo er wohl weilen mag? Nicht in der Hölle der Christen: da sind nur die Neidinge. Nicht in der Hel der Heiden: denn nicht den Strohtod starb er. Aber in den Christenhimmel haben ihn die Heiligen wohl auch nicht gelassen —: denn er hat nicht an sie geglaubt.

So ist er wohl in Walhall bei Odhin: dahin gehört er. Denn noch steht die Erde: also ist auch Odhin und

Walhall noch nicht vergangen. Der Christengott hat wohl viele Jarle unter sich in vielen Himmel- und Erdreichen: und sein Jarl für Nordland ist, mein' ich, Odhin: nicht ein übler Dämon, wie der Bischof will.

Ich konnte in den letzten Tagen nicht viel schreiben.

Es wird Zeit zu denken, daß die See bald wieder aufgeht. Der Isafjord zwar soll noch ganz voll Eis sein. Aber die Frühmöwe kam schon in zwei Paaren geflogen. Die Wurflanzen für den Walfang, den Walroß- und den Haifischfang mußte ich fast alle neu schaften. Die Netze für Dorsch und Hering sind arg zerrissen worden im letzten Herbststurm. Und wenn wir nicht Seebauern wären, so gut wie Landbauern, hätten wir nur karges Leben auf der Insel. Aber wehe freilich den Inselleuten, wenn sie je mehr Fische essen wollten als Korn: das beste Schiff der Insel heißt der Pflug: und der gedeihlichste Fisch hat zwei Hörner und giebt Kuhmilch. —

Und viel Mühe machte es, den Silberfuchs zu erlegen, der sich durch Schnee und Kiesgeröll unter den Gänsestall hineingegraben hatte. Nur bei Nacht war er abzufassen. Knut fehlte ihn: ich traf ihn, als er zurückfuhr, mit der stumpfen Wurfkeule: — unzerrissen blieb das Fell. Deinen zurückgelassenen Helm, lieber Sohn, laß ich damit umkleiden. Und Gullskeggi, der böse Nachbar droben auf unserer Hochweide, schickte Ansage, daß er unseren Ziegenhirten verklagen will auf dem nächsten Frühlingsding, weil er ihn Geita-skeggi — Geißbart — gescholten habe, als der Nachbar unsere Ziegen auf der Grenzheide einfing. Es ist ihm wohl mehr um das Bußgeld als um die Ehre: denn er heißt so schon Geißdieb im ganzen Inselviertel. — Und auch wegen des Wales wollte er uns verklagen vor dem Dreigodhordhsding, den, ehe die See fror, im letzten Erntemond meine Häuslinge angespült gefunden am Strande.

Er behauptete zuerst, er habe ihn gespeert gehabt. Aber kein Speer stak im Wal. Dann sagte er, er habe ihn vor uns gefunden. Ich wies ihm aber die Flosse, in welche Knut unsere Hausmarke, Thors Hammer, geritzt, und sprach: „Kennst du nicht die Marke von Hofgardhar? Strandrecht ist Landrecht.“

Und deine Gydha machte mir Schmerz, ich meine: Sorge: — zum erstenmal, seit sie lebt. Immer schöner blüht das Kind empor: wie Sonnenglanz gleitet sie durch das winterliche Haus — ihr Herz ist golden wie ihr Haar: immer sanft und gut und doch kernig. Beim Eisschießen im Hof sah sie den Häuslingen zu: da flog ihr ein kleiner Holzsplitter in das Auge: sie klagte nicht. Und litt doch viel Schmerz. Aber ich noch viel mehr: bis ich das liebe, goldleuchtende Auge wieder geheilt hatte. Wie hängt an diesem Kind mein altes Herz! —

Auch waren Gäste da, mit üblen Botschaften. Eine Eisbärin hat am Hunavatn zwei Seehundjäger zerrissen: und ein Bergrutsch hat den Hripihof verschüttet: und ein Steintrümmersturz hat dem Akrar-Godhi den einzigen Gerstenacker, der fast jährlich Ernte gab, ganz versteint.

Aber das eine ist ein wildes Tier, das andere sind wilde Berge. Schlimmer ist, was die Menschen anrichten. Denn auf der Insel geschieht jetzt vieles, was nicht gut ist, gar nicht gut. Es geschieht im Namen des Christengottes, zu seiner Ehre. Ich mag aber nicht glauben, daß es ihn freut.

Nach dem Volksbeschluß sollen alle Heidentempel verbrannt, alle Opfersteine fortgeschleppt werden von den alten Stätten und ins Meer geworfen: die wenigen Götterbilder aber von Holz und die vielen Opfergeräte von Gold, Silber, Erz, Kupfer dem Bischof eingeliefert werden, daß er sie zerschlage und einschmelze. Ein Götterbild hatten wir nie

im Hof: häßlich sind sie meist: viel herrlicher denk' ich mir die Götter, viel schöner die Göttinnen, als unserer Schnitzer ungefüge Hand sie darstellt. Als ganz junger Mann bin ich einmal mit dem Vater auf eines Wikings Drachen nach dem Südmeer gefahren: da freilich, auf jenen Eilanden, ragten oder lagen auch wohl, umgestürzt, unter geborstenen Rundpfeilern, — die aber von Stein waren, nicht von Holz, wie unsere Rundpfeiler — wunderbare Bilder von weißem Stein: Götter und Göttinnen, Helden und Heldinnen der Heidenleute jener Lande.

Oft lagen sie unter dunkelgrünem Gebüsch —: und obwohl es Winterzeit war und Schnee glänzte auf den Bergen, auch auf einem hohen Feuerberg — waren die Büsche frisch und grün, was uns allen sehr wunderbar erschien. Und wie sie so unter den Buschlauben lagen, schienen die Götter nur zu schlafen, nicht toter Stein zu sein. Ich sah lange — auf einem Eiland war das — auf ein wunderbar schönes Weib, deren Gewand nur den Unterleib, vom linken Fuß getragen, verdeckte: sie schien mir zu atmen. Süßes Grauen beschlich meine Seele! Ich eilte scheu hinweg. Und stand da einer aufrecht, den Donnerkeil in der Hand, den Adler zu Füßen: der schien Odhins Haupt auf Thors Schultern zu tragen. Solche Bilder der Asen würde auch ich gerne sehen. Aber die häßlichen Holzblöcke, die unten in einen Pfahl auslaufen, wie sie Nachbar Ansbrand hat, wollten mir nie gefallen.

Opfergerät aber hatten wir sehr vieles und manches Stück darunter war sehr schön. Denn seit grauer Vorzeit waren meine Ahnen sehr opferfromm gewesen: und auf diesem Hofgut Hofgardhar war ein Tempel gebaut worden sehr bald, nachdem der Ahn sich hier angesiedelt: und war es der größten einer auf der Insel: achtzig Fuß lang, vierzig Fuß breit: das kostete viel Mühe und Gut: denn

große Stämme gedeihen nicht oft auf der Insel wegen des Windes: und das Treibholz ist zum Hausbau nicht gut und sehr teuer ist das Balkenholz, das die Schiffe aus Norge bringen. Und daher waren von jeher, seit der Tempel, ein „Haupthof“, zu Hofgardhar stand, meine Vorväter und Väter Hofgodhen gewesen des Godhordhs, hoch geehrt von allen Dingmännern des ganzen Rikis. Und manche Schale, manchen Kessel hatten die Ahnen von der Raubfahrt mitgebracht aus den warmen Meeren: derselbe von Greifen getragene Erzkessel, aus welchem hier Odhin war geopfert worden, hat vielleicht dereinst dort in Grekaland jenem Gott aus Marmor — so heißt der weiße Stein — die Opferspende dargereicht.

Als der Bote des Bischofs kam, das Gerät ausgeliefert zu heischen, ward mir das Herz weh und zornig. Denn ich gedachte, wie oft ich meinem lieben Vater die Opferschalen nachgetragen hatte zur nahen Quelle, dem alten Opferort unsers Hofes. Und ich mochte nicht selbst die ehrwürdigen Geräte mit meiner Hand ausliefern, damit sie zerschlagen und zerschmolzen würden: — am Ende gar das alte Gold und Erz des Marmorgottes und Odhins zu einem Becher, darin der Priester das Blut des gekreuzigten Gottes trinkt. So gebot ich Knut dem Knecht, an meiner Statt die Gefäße zu sammeln und hinzugeben. Er fluchte, er weinte —: dreimal mußte ich's befehlen, bis er gehorchte. In andern Godhordhen folgte aber Herrschaft und Gesinde dem Gebot des Bischofs nicht: sie vertrieben den Boten mit Schlägen.

Und seit des Bischofs Sohn sieben Boten, mit Schwertern, auf einmal ausschickte, die sich nicht vertreiben ließen, sondern mit Gewalt die Tempel verbrennen, die Gefäße nehmen sollten, — da setzten sie zwar anfangs ihren Willen durch, wo der Hofmänner wenige waren und die Gehöfte

weit auseinanderlagen. Aber in der letzten Sommersonnenwende kamen die sieben Boten in das Gehöft Blot-Godhis, des Heiden: und waren da viele Männer und Weiber aus der Nachbarschaft versammelt —: ich meine wohl, das Fest in alter Weise mit Feuersprung zu feiern. Und als die Boten so thöricht waren, mit Gewalt den aelgefüllten Kessel zu ergreifen, ergrimmten Wirt und Gäste und erschlugen von sieben Boten sechs: nur einer entkam, mit Mühe und schwer wund, in den Bischofshof zurück. Und wunderte mich da sehr, daß nicht nur der alte Bischof, sondern der Bischofsohn und der schlimmherzige Seraphicus sich ganz ruhig hielten gegen solchen blutigen Trotz und ihre Häuslingen liegen ließen ungesühnt.

Aber diese Priester sind klug wie die Schlangen: — dies Wort des Himmelserben befolgen sie nach Kräften: sein anderes aber — von der Milde der Tauben — nur, wenn sie gerade müssen. Die Tauben sind aber gar nicht milde, sondern sehr zornmütig. Und da das der Himmelserbe, der sie so geschaffen hat, besser weiß und länger als ich, so wird er wohl einen andern Vogel gemeint haben.

Und so hielten sie sich still aus Klugheit, weil sie zu schwach waren, gegen den neu entflammten Zorn der Heiden ihren Willen durchzusetzen. Aber siehe, nach einigen Monden, kurz bevor die Schiffahrt einfror, lief ein mächtiges Kriegsschiff König Hardhradhis in den Fjord vor dem Bischofshof: und alsbald holte der Bischofsohn auf seinen Fischerboten ans Land hundert Söldner: Norweger und Dänen, aber auch Friesen und Sachsen, starrend in Waffen, in viel besseren Waffen als die Inselleute meist haben. Und schon tags darauf erschien er mit dieser Schar vor Blot-Godhis Hof: und nicht eine Seele ließen die Söldner am Leben, ja nicht einmal den Hofhund, der an seiner Kette wütend riß, den Mord seines Herrn zu rächen. Und

von da zogen sie weiter zu all den Nachbarhöfen, aus welchen damals Gäste zum Sonnwendfest gekommen waren. Und machten es ihnen ähnlich. Und sind für die sechs Häuslinge wohl siebzig freie Männer und Frauen und Kinder geschlachtet worden, dazu noch Knechte und Mägde.

Sehr schlimm ist auch, daß viele junge Söhne der mächtigsten Geschlechter an den Hof der fremden Könige gehn, dort zu dienen um Gold, Land und Ruhm. Diese Godhensöhne werden dort zu Adalingen, wenigstens dem Übermut nach. Und mehr achten sie auf des fremden Königs, ihres Brotherrn, Wink, als auf das Recht und das Heil unsers Eilands. Zu allem sind sie dem Fremdherrn zu willen. Leicht bauen sie ihm einmal die Brücke auf die Insel. Soll doch der Führer der Soldlanzen sein — ich habe ihn noch nicht gesehn — Vigulfr Vigbiörns Sohn, aus dem starken Inselgeschlecht der Sturlunge: der riet dem König Hardhradhi in offener Halle, er solle uns, den „Speckfressern" (— wie er die eigenen Landsleute schalt: das ist sehr böse und hat mich gekränkt: denn gern äßen wir weniger Speck, hätten wir soviel Frischfleisch wie die in Norge, — zumal an König Hardhradhis Hof), Körner, Schiffsbauholz, Eisen und Salz absperren mit seinen Drachen, bis wir in allem seinen Willen thäten. Danach werde ich ihn fragen im nächsten Eiland-Vierteldimg.

Und wagt nun niemand mehr, des Bischofs Boten zu trotzen. Sie setzen mit ihren Soldlanzen ihren Willen durch, nach dem Landrecht und gegen das Landrecht. Und scheint mir dies das allergrößte Übel, das über die Insel gekommen ist seit Menschengedenken; nicht nur den alten Göttern, der alten Freiheit drohn die Soldlanzen König Hardhradhis: wer weiß, ob sie jemals wieder das Eiland räumen, diese Knechte des fremden Herrn, die er dem Bischof geliehen. Wer weiß, ob nicht bald diesen zehnmal

zehnhundertmalzehn folgen und: — der König selbst. Sind deshalb unsere kühnen Väter, die stolzen Männer, aus Norge gewichen in diese letzte eisumgürtete Zuflucht der Freiheit?

Auf dem nächsten Allding, — wenn ich es noch auf der Insel erlebe — werde ich zwei Gesetze vorschlagen: daß kein Godhensohn fremden Königen dienen und niemand im Lande fremde Lanzen halten darf.

XI.

Am Morgen dieses Tages — seines Hochzeitstages — war König Harald ganz früh aus dem Gehöfte getreten nahe dem Baldurtempel, wo er geschlafen.

Er wollte in den Wald gehen nach dem Grabhügel, in welchem Skadhi gefangen saß, das Urteil durch die Wächter vollstrecken zu lassen: denn um Mittag sollten die Mannen aus Skadhis Land kommen, die Leiche in Empfang zu nehmen. Und war das in dem Monat, der „Eierzeit“ heißt, weil da die Vögel brüten: das ist Spätwinter oder Vorfrühling, da der Lenz zu kommen pflegt. Noch war er aber dies Jahr nicht gekommen: Schnee deckte noch Feld und Wald.

Nur hatte man in den letzten Tagen hellere, leichtere Wolken und weicheres Blau am Himmel gesehen. Und in der eben versunkenen Nacht hatten heftig streitende Winde miteinander gekämpft. Und endlich war der Wind ganz umgesprungen: — der Süd hatte gesiegt. Da hatte, noch in der Nacht, das Tauen begonnen: das trauliche Tropfen vom Dachfirst auf die anfangs noch feste, gefro-

rene Erde, die allmählich immer weicher, lockerer wird, so daß der Dachtropfen immer weicher auffällt: — ein Laut, der das Herz erfreut.

Und Harald, geweckt in der Nacht durch Stöße des Südwinds, hatte das wohl gemerkt: und gern vernahm er das träufende Tauen. „Nun kam," sprach er halb wachend, halb träumend, „der Lenz nah' ans Land. Baldur, Odhins Sohn, bring' ihn doch mit dem Morgen ganz in den Gau: — unseren Hochzeittag gilt es zu feiern! — — Und noch ein ander Werk — ein ganz anderes — habe ich morgen zu verrichten — welches doch?" —

Aber er hatte nicht mehr vermocht, es zu sagen. Er war wieder eingeschlafen, bevor er's gefunden.

Als aber Harald am Morgen aus dem Hofe trat — wohl wußte er nun das andere Werk, das zu vollenden war — da sah er, daß Eis und Schnee in dem Thalfeld völlig geschwunden: — die kleinen Eisflächen waren alle kleine Wasserspiegel geworden, die in der Morgensonne glänzten, vom Winde in winzige Wellen bewegt —: an dem feuchtblauen Himmel zogen hellrote Wölklein hin: und hoch aus den Lüften grüßte ihn der Ruf des Wanderschwanes, der singend von Süden strich. Freudig blickte Harald auf: „Noch heute, scheint es, kommt Baldur in den Gau!" Und weiter schritt er, dem Walde zu. Da stob das junge Reh — schon wich sein graues Winterkleid dem roten Sommerhaar — tiefer in das Gehölz: es hatte, leckeren Mundes, geäst an den bitteren Knospen, den schon stark schwellenden, der roten Weidenbüsche.

Und aus der hellgrünen Saat — trefflich hatte sie und treu die schirmende Schneedecke geschützt: fast zwei Hände hoch ragend wogte das Grün leise im Frühwind — stieg, hellaufjauchzend, Baldurs Freundin empor, die

trillernde Lerche: langsam stieg sie, in gewundenen Schwingungen, vom hellsten Sonnenschein beglänzt, in die blaue Luft. Weit dehnte Harald die breite Brust, tief aufatmend: „Laue Luft und lindes Licht und liebes Leben! Heil wer euch noch hat! — Ich aber, — ich gehe, sie Einem zu nehmen, der sie nicht minder liebt als ich.“

Kaum hatte er das letzte seufzend vor sich hin gesprochen — er hatte den Wald nun schon durchschritten und trat im inneren Gehölz in eine Lichtung, — da stand plötzlich, aus dem Weißdornbusch auftauchend, neben ihm ein schlanker Jüngling —: der war sehr schön und weiß: und höher als der hochgewachsene Harald. Zugleich aber brach die Sonne, die einige Schritte lang leichtduftig Gewölk und die Wipfel der Bäume verdeckt hatten, mit vollem Guß wärmer als je zuvor auf die Waldwiese, aus welcher dampfend warmer Brodem stieg: ein schöner Falter flog gaukelnd über die Gräser, hellgelb, wie die Schlüsselblumen, die der Jüngling auf dem grünen Hirtenhute trug: in der Hand hielt er eine frisch geschnittene Gerte, an welcher bereits ein paar kleine krause Blättchen schwankten. „Heil dir, Held Harald, Halfdans Sohn,“ rief der Hirt mit hellklingender Stimme — „und Heil all deinen guten Gedanken!“ — „Wer bist du? Woher kennst du mich?“ — „Frühwach heiß' ich und hüte die Herden des Baldurtempels. Wer aber kennt nicht Harald, den Drachenschläger! — Du gehst in den Wald —: wohl zu frohem Werk?“ Harald furchte schweigend die Stirne. „Zur Hochzeit gehst du mit Hilde?“ — „Vorher geh' ich, einen Mann zu töten.“ Da blieb der Jüngling, hart den Schritt hemmend, stehen, als wolle er den Weg nicht mehr teilen. Harald sah ihn fragend an.

„Ich übernehme heute neues Werk — eine neue Herde“ . . . — „Nun — und?“ — „Vergieb: da geh'

ich nicht gern mit einem Manne blutiger Gedanken. Wir alle bedürfen der Gnade der Götter: — wenn auch sie jede verwirkte Strafe vollzögen — wer lebte noch von uns Menschen? — — O der arme Zappler!" — In dem Graswege lag auf dem Rücken ein kleiner roter Käfer mit schwarzen Punkten — ein Steinchen war auf ihn gefallen und drückte ihn fast zu Tode. — Vergeblich trachtete das Tierlein mit allen sechs Füßen und mit den Flügeldecken, sich emporzuheben. — Ermattet, dem Tod sich ergebend, ruhte es nun. Der Jüngling hob die Gerte: „Sterben soll er!" „Was fällt dir ein," rief Harald, „heut', am ersten Tage des Lenzes!" Rasch bückte er sich, hob den Käfer unter dem Stein hervor, legte ihn auf die flache linke Hand und reckte diese in den wärmsten Sonnenschein. Alsbald regte sich das Tierlein, putzte sich mit dem vordersten Füßepaar das Köpfchen, spreitete die Flügel aus und flog summend in die Sonne. „Grüße mir Nanna," rief ihm der Hirt nach. „Ja," sagte Harald nachdenklich, „er heißt Nannas Bote." — „Du hast ihm das Leben gerettet, — wie etwa ein Gott verzweifelndem Manne." „Dann wahrlich — selig sind die Götter!" rief Harald. „Ich sage dir, Knabe, wohligwarm ward mir im Herzen, daß ich das arme Kriecherlein retten konnte —: wie warm muß es erst den Göttern zu Herzen schießen, können sie Menschen das Leben schenken. — Nein!" — und er stieß den Speerschaft auf die Erde — „beim blühenden Baldur, der uns heute den Lenz gebracht —: nicht sterben soll Skadhi! Leben soll er, an Luft und Licht sich laben! Leben soll er und das Leben danken Hildes Hochzeitstag und Baldurs Frühlingstag." — „Aber am höchsten — Haralds Herzen! Heil dir, o Harald. Schön hast du entschieden — und aus eigener Einsicht: nicht aus fremder Fügung."

So rufend bog der Hirt in den nächsten Weißdornbusch am Wege und war verschwunden. Erstaunt sah ihm Harald nach: aber er gewahrte nichts als einen breiten hellen Streifen von Sonnenlicht, der durch die blattlosen Zweige verschwand. „War es ein Gott oder nur ein Hirt? Nicht weiß ich's zu sagen! Aber beweglich traf sein Blick, sein schlichtes Wort sein Herz — —. Nein, Skadhi, du sollst nicht sterben.“ Mit diesen Worten eilte er an das Hügelgrab, vor welchem zwei seiner Krieger Wache hielten. Er schritt in die Öffnung. Lang weilte er in dem Hügel.

XII.

Als die Sonne im Mittag stand, kam von Süden, vom Baldurtempel her, der Brautzug, der Hilde geleitete und dem Bräutigam zuführte — ein junger Vetter der Braut führte den Zug —: der sollte auch die Brautwache halten vor dem Hochzeitzelt, das im Walde, nahe dem Hügelgrab, errichtet war.

Aber in die lauten frohen Gesänge des Brautzuges mischte sich ein anderer Ton: von Norden her aus König Skadhis Land kamen dessen Mannen gezogen mit dumpf klagendem Hörnerklang, ihres Fürsten Leiche zu holen. Vor dem Hügelgrab trafen der Hochzeitzug und der Leichenzug zusammen.

Da kam aus dem Gewölbe Harald geschritten, hellfreudiger Miene —: „Er sieht aus, als ob ihn Baldur auf die Stirne geküßt,“ sprach alles Volk. Er eilte auf Hilde zu, schlug ihren Schleier zurück und küßte sie auf den roten Mund. Dann wandte er sich zu Skadhis Mannen

und sprach: „Euren König kommt ihr, den toten, zu holen? Da habt ihr den Helden: nicht traurig tot, — nein: lebenden Leibes!“ Und er sprang an den Eingang des Grabhügels und führte Skadhi, an der Hand ihn haltend, den Seinigen zu. Da staunte alles Volk und lobte Harald. Hilde aber sank an seine Brust: feucht waren ihre Augen.

Und der älteste von König Skadhis Mannen trat vor, nachdem er mit den anderen geflüstert hatte, und sprach: „Wie dünket Euch, Herr König? Erblos seid Ihr, Vater fehlt Euch und Vetter, Bruder und Brudersſohn. — Solltet Ihr nicht noch Söhne gewinnen . . . —“ Finster fiel Skadhi ein: „Dort steht Hilde — des anderen Braut. Nie wähl' ich anderes Weib.“ — „So sollt Ihr wissen, daß wir dem Gauding vorschlagen werden — Ihr selbst sollt dazu raten — und die Männer werden thun wie Ihr und wir empfehlen: König Harald soll Euer Erbe sein, — denn Ihr zählt zehn Winter mehr. Nämlich ein Großes ist es und nicht ein Geringes, was König Harald heute hat an Euch gethan. Und wir wüßten uns nach Eurem Tode keinen lieberen König als König Harald.“

„Ei und ihr hattet ihn wohl schon gekoren, als ihr hierher kamt, die Leiche zu holen!“ So schlug, alle überraschend, ein grelles Lachen aus dem nächsten Dornbusch. Ein schlanker Krieger trat daraus hervor, die roten Locken in den Nacken schüttelnd.

„Du, Argr! Du kamst wohl auch, meine Leiche zu holen? Keiner hat ein näheres Recht. Dein Rat hat mich in diesen Hügel geführt.“ — „Mein Rat? Mußtest du ihm folgen? Habe ich ihn aufgedrängt? Wer hat von uns beiden sich aufgedrängt einer dem andern? — Übrigens wußte ich, daß du lebst. — Einen jungen Hirten — einen guten Bekannten aus anderem Reich — sah ich

durch das Jungholz streichen, wie ein Füchslein, das sich wohlgelungenen Streiches freut. Ich stellte ihn: und in der Freude seines Herzens erzählte mir der Schwätzer alles, was ich wissen wollte." — „Er freute sich, daß ich lebe?" — „Mancher freute sich schon über Saat, die ihm Unfreude tragen sollte." Skadhi seufzte: „Mir wäre wohler, ich läge tot durch des Siegers Schwert, als daß ich lebe durch des Siegers Gnade." „Noch wohler aber wäre dir," flüsterte Argr, „er läge tot durch dein Schwert und du lebendig bei schön Hilde. — Schau' nur, wie deiner Mannen Augen schon jetzt mehr an Harald hangen als an dir."

Da wandte sich Harald, der einstweilen dankend mit Skadhis Kriegern gesprochen, zu diesem: „Lieber! Langes Leben wünsche ich dir. Oft überlebt der Ältergeborene den Jüngeren. So vielleicht auch du mich." „Ahnungen," lächelte Argr, „soll man nicht Lügen strafen, sondern erfüllen helfen!" „Solang wir aber leben," fuhr Harald fort, „wollen wir feste Freundschaft halten. Komm mit — sei mein Gast an der Hochzeittafel —: Blutsbrüderschaft wollen wir trinken — du solltest mein Brautführer sein, hätte nicht Hildes junger Vetter, Hroar, das nähere Recht." Als Argr diese Worte vernahm, glitt er unvermerkt in das Gebüsch und verschwand. — Skadhi hätte nun diese Gastladung lieber ausgeschlagen: denn heißer noch als Haß gegen Harald verzehrte ihn Verlangen nach Hilde: sie hatte nie so reizvoll geblüht wie an diesem Tage.

Ein süßer Schimmer seliger Scham lag auf ihrem Antlitz: die vollen, schwellenden Lippen öffneten sich manchmal, wie in Erwartung geheimnisvollen Glückes. Ihre üppigen, glänzendweißen Arme wurden von den breiten, goldenen Armringen noch schöner in ihrer Weiße und Fülle

gezeigt. Unter dem feinen Schleier blieb der Hals sichtbar und die stolze, wogende Brust. Sie seufzte manchmal tief atmend; aber es war nicht ein Seufzer der Trauer, nein: bangen Sehnens —: sie wußte nicht, was sie ersehnte.

Wie alle Gäste folgte auch Skadhi dem Zuge nach der Brauthalle vor dem Walde, wo das Hochzeitmahl gehalten ward: er saß Hilde gegenüber: mit heißen Blicken sog er ihren Reiz.

XIII.

Und währte der Hochzeitschmaus bis gegen Abend hin.

Als aber der Tag sich zu Golde neigte, siehe, da begab sich das Unheil kündende Begebnis, daß auf den beiden Hügeln nordwärts und südwärts dicht neben der Brauthütte im Walde, in welcher Harald und Hilde schlafen sollten, alle Riesen von Riesenheim und alle Götter von Asgardh, in vollen Waffen geschart, sich feindlich drohend lagerten.

Das war aber also gekommen.

Bald nach Sonnenaufgang und nach der Stunde etwa, da Argr den jungen Hirten im Walde getroffen, aber noch bevor er sich unter Skadhis Mannen gezeigt hatte, war ein schwarzköpfiger, rotschweifiger Vogel —: „Brandvogel“ nennen ihn die Leute oder „Lokis Boten“ und glauben, wo er sich auf einen Hausfirst niederlasse, lodere das Dach alsbald in Flammen auf — in Suturs des Riesen Halle geflogen in dessen Schlafhaus.

Surtur lag noch schlafend: der Vogel aber sang vom Simse des offenen Fensters herein in seinen Schlaf:

„Säumiger Surtur, schlummerst du schläfrig? Was träumst du so träge? Surtur, du solltest das Reich der Riesen wacher bewahren! — Harald und Hilde halten heut' Hochzeit: ob nicht die Asen brechen den Bund, die Verträge trügen? Ob Er nicht da oben — der arge Odhin — und der biedere Baldur dem Liebling leihen günstige Gaben? Und Frigg und Freia der freudigen Frau? Wahrlich, sie werden aus Walhall — so wähn' ich — alle der Erde nahn und dem Neste, das gebreitet der Braut! — Dir Riesen rat' ich, sonder Saumsal zu suchen, zu sammeln die anderen alle, die breitbrüstigen Brüder, und am Hochzeithause spürend zu spähen, ob nicht die Asen treulos Verträge brechen und Bündnis." Fort flog schwirrend der Vogel. Surtur aber rieb sich mit beiden Fäusten den Schlaf aus den Augen und schickte Bläster, seinen Bruder, den Südsturm aus, alle Riesen zu sammeln. Denn Bläster ist der rascheste unter den Thursen.

Gleich darauf trat in Thrudhwangs Thüre, die immer offen steht, Loki. Thor stand im Hof und warf im Spiel der Übung mit einem Hammer nach großen Steinen, die er nebeneinander, wie eine feindliche Schlachtreihe, aufgestellt hatte. Es freute ihn wenig: er wußte vorher, daß er traf. Und es kam nichts dabei heraus als zerschlagene Steine, die seinen Hof häßlich machten. Unbemerkt wiegte sich Loki eine Weile zwischen den Thürpfosten, und ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund: endlich rief er Thor an: „Ei, ei! — Ein Glück, daß nur ich dich belausche, der treu schweigende Bruder. Säh' es ein spöttischer Ausschwätzer, bald lachten wohl alle Asen, der turmhohe Thor sei kindisch geworden —: er spielt wie ein Knäblein. Bald wirft er wohl mit seinem Hammer nach Sperlingen!" „Hum!" brummte Thor zornig, fing den zurückfliegenden Hammer und steckte ihn verdrießlich in den

Gürtel. „Was soll man denn anfangen den lieben langen Tag? Mehr als zwölf Stunden kann ich nicht schlafen und mehr als sieben nicht trinken: — beim würdigsten Willen.“ Loki aber erwiderte: „Wohl weiß ich, starker Bruder, wenig willst du mir wohl und wähnst, ich rate Besseres den Riesen als Asgardh. Aber heute sollst du Lokis Liebe erleben.“ Mißtrauisch sah der gewaltig hohe Donnerer auf den zierlich Schlanken herab. „Lang ist dir lästig,“ fuhr dieser fort, „die Muße, so mein' ich. Verlassen liegt dein herrlicher Hammer, die wonnige Waffe: oder sie zielt nach zwecklosen Zielen. Rasender Riesen Häupter zu hauen hast lang du gelassen.“ Drohend hob Thor den Finger: „Nicht reize, das rat' ich, mit Reden mich, Rotkopf. Dich haß ich, du Heuchler! Du rietst ja den Rat, den Frieden zu festigen mit Riesenreich! Was hilft's, daß den Hammer wieder ich halte? — Doch nicht denke, Duckmäuser, mich schlau zu beschwatzen, den Bund zu brechen, wie heiß ich sie hasse, die rüpligen Recken! Wer in der Welt noch traute Verträgen, trog die Treue Thor!“ — „Nicht rat' ich, ruchlos das Bündnis zu brechen! Doch, wie, wenn die wilden Riesen zerreißen, als die ersten, den Eid? Tritt an die Thür! Siehst du da südlich unten auf Erden die Riesen gereiht? In hellen Haufen ziehen sie zahllos zu Hildes Hochzeit, zu Haralds Halle: ungute Gäste, unlieb, ungeladen. Weh' wenn sie würgen Harald den Helden! Was würde da wohl aus der Treue Thors? Oft dir zum Opfer Elch und Ochsen dir brachte er, Bruder: lau lohnst du dem Liebling! Siehe, wie Surtur schon schwingt das Schwert.“

Da stieß Thor zornig den Bartruf aus: er blies brüllend in den gewaltigen Rotbart, daß dieser, wie in zwei Flammen gespalten, von ihm flatterte: — durch die Himmel scholl der Ruf, dumpf dröhnend, wie fernhin

grollendes Gewitter —: und den Hammer aus dem Gürtel reißend, flog der Donnergott sausend auf die Erde nieder: in nachtfinsterer Wetterwolke lagerte er sich auf dem Süd-hügel neben der Brauthütte, drohend den langen Zug der Riesen beobachtend, die nun auf dem Nordhügel eintrafen.

Einstweilen war Odhin von dem Besuch bei dem Nacht-elben längst zurückgekehrt: er war sofort zu Baldur geeilt und hatte geheim mit ihm und Nanna geflüstert: denn auch Baldur war bereits von seiner Erdenfahrt wieder-gekehrt. Nun saßen sie selb viert mit Frigg vor der Thür von Breidhablik unter der ragenden Linde, die dort Odhin bei des Sohnes Geburt gepflanzt hatte und blickten hin-unter nach Midhgardh.

Sorgenfreier als sonst war Odhins Stirn: er strich Baldurs goldenes Gelock, der zu seinen Füßen saß, das Haupt an des Vaters Kniee gelehnt: „Sieh, wie arglistig kann Baldur sein!" lächelte Odhin zu Frigg hinüber, die eifrig weißes Linnen über eine goldene Wiege spannte. „Ohne den Vertrag zu brechen, ohne zu Harald ein Mahn-wort zu sprechen, hat er den König doch bewogen, Gnade zu üben: — nur dadurch, daß er ihm begegnete." „Ja, wer kann ihm widerstehen!" flüsterte Nanna, die silberne Spindel senkend und des jungen Gemahls Hand ergreifend: „muß man ihm doch alles gewähren was man ihm ab-sieht an seinen leuchtenden Augen."

„Baldurs Augen," fiel Frigg ein, warme, weiche Wolle ihrer schneeweißen Schafe in die Wiege füllend, „soll der Knabe erben! Das wünscht ihm und wirkt ihm Frigg."

„So weißt du so sicher," fragte leise lächelnd Odhin, „daß ein Speer, keine Spindel uns wächst?"

Zuversichtlich hob Frigg das Haupt und lachte stolz: „Schlachtenrunen, Siegvater, verstehest du —: diese Weissagung ist Friggs Geschäft."

Und Baldur zog die junge Frau zärtlich an sich. —

Da fiel Odhins Blick auf das Waldthal in König Frodhis Gau: er sah auf dem Nordberg die Riesen drohend gelagert und, finster wie Thors Wettergewölk war — die Thursen vermochten nicht, hindurchzuschauen, — Odhins Auge durchdrang es: er erblickte Thor, der den Hammer wurfbereit hielt: der Anblick der altverhaßten Feinde reizte den Donnerer, daß er kaum sich bezwang.

Auf sprang Odhin, daß die drei andern unter der Linde erschraken: „Heimdall," rief er mit lauter Stimme zu der Regenbogenbrücke hinüber, „stoß ins Horn! Den Waffenschrei! Auf, alle Asen! Sausend hinunter! Thor und die Riesen! Wir müssen ihn hemmen, sonst bricht er den Bund! Und wir müssen Haralds und Hildes gedenken: denn nicht, Brautgaben zu bringen, hat sich dort all Riesenreich gereiht."

Und sofort erdröhnte Walhall von Heimdalls Horn.

Odhin und alle Götter fuhren in die Waffen: der König der Asen, den Schreckenshelm auf dem Haupt mit den gewaltigen vorgesträubten Adlerflügeln, Speer und Schild in der Linken, flog sausend wie ein Windstoß voran: es folgten Baldur, Tyr, Fro, Freir, Hermodhur, Forseti, Bragi und noch andere mehr, alle aus ihren Hallen und Wohnungen stürmend: aber auch manche der Göttinnen schlossen sich an, die den Flug der Speere nicht scheuen: so Frigg und Freia, an der Walküren Spitze Hilde, Helgis Braut, und manche der Lichtalfen, durch deren Reich der Weg vom Himmel auf die Erde führt. Wunderschön war der Anblick der durch die Wolken brausenden Götter: — einem starken Schwarm wilder Schwäne vergleichbar. Nur ganz leise blies Odhin: da zerstob Thors Wettergewölk: und überrascht sah der Donnergott den Vater urplötzlich an seiner Seite stehen. Die anderen hatten seinem sausenden

Flug nicht ganz folgen können: sie kamen erst mehrere Herzschläge später an auf dem Berge.

Und freundlich sprach Odhin, dem Sohn auf die Schulter schlagend: „Genaht sind die Götter, die Hand dir zu hemmen, vor Schuld dich zu schützen. — Doch kommt es zum Kampfe, — nicht sollst du sagen, mein schneller Sohn, allein ließ dich Odhin. Wir fechten und fallen zusammen, wir zwei."

Thor ließ den Hammer an dem Wurfriemen auf den Knöchel zurückgleiten und reichte dem Vater treuherzig die Hand, Dank leuchtete aus seinen großen hellgrauen Augen: „Ich weiß, du liebst auch mich, ob nicht so zärtlich, wie du Baldur liebst. Thor trägt nicht Neid. Und Baldur ist auch leichter lieben als Thor. Lieb' ich ihn doch selber mehr als ich Thor liebe. Aber dir schlägt das Herz auch für den rauheren Sohn."

Odhin antwortete weicheren Tones als er sonst zu Thor sprach: „Nicht dünke dir, Donnerer, weniger mir wert! Einst, ahn' ich, erkennst du, wie teuer mir Thor. Auf der Walstatt, wähn' ich, der allerletzten, die den Göttern gegönnt ist, zeigen wir zwei uns die letzte Liebe."

Da kamen die anderen Asen niedersausend auf dem Hügel an.

Während dessen war es Dämmerung geworden. Und schon kamen Harald, Hilde, Skadhi und wenige Mannen von der Hochzeittafel her nach der Brauthütte gezogen: den Bräutigam verlangte nach der Braut. —

Als die Riesen den Zug heranschreiten sahen, sprach Surtur zu dem Fenriswolf: „Wie gerne doch gierig sengt' ich sie sämtlich, den verhaßten Haufen, zu Zunder zusammen. Ein Atem — und alle fräße die Flamme. Aber als das Forniotr hörte, der älteste der Riesen, warnte er: „Surtur, nicht solltest Solches du sinnen! Siehe, es sitzen drohend

da drüben die Asen und —: Odhin! Und mehr, als ihre Macht scheu' ich den Schwur, ehr' ich den Eid! ‚Thursentreu, riesenredlich‘: so soll man sagen immer und ewig.“

Odhin aber schaute suchend rückwärts, musternd die Götter, die ihm gefolgt waren. Unbefriedigt suchte dann sein Auge unter den Riesen. Baldur entging selten ein Blick des Vaters. „Du suchst Loki,“ flüsterte er. „Ich sehe ihn nirgend. Ich traf ihn heute früh im Walde: er sagte, er wolle von Midhgardh nach Alfheim fahren.“ — „So ist er in Midhgardh geblieben. Wo steckt er wieder?“ —

Einstweilen war der Brautzug vor der Brauthütte angelangt. Da sprach Harald zu Skadhi: „Schicke deine Krieger, wie ich die meinen, zurück zum Gelage. Noch mehr Met mögen die Männer. Ich schreite mit Hilde in die Hütte. Nach Volksrecht muß ein Freund bezeugen, daß wir beide in die Hochzeithütte traten: und das ist des Brautführers Amt. Aber — du sahst es selbst — als Hildes junger Vetter als der zweite im Brautlauf — du warst der dritte — an dir vorüberlief, schnellte eine rote Natter aus dem Moos und biß Hroar in den Fuß, daß er mit Schmerzen auf das Lager getragen ward. So wardst du der zweite im Brautlauf und griffest nach Hildes linkem Arme. Aber ich hielt schon die Rechte und an die Brust riß ich die Braut. So bist du Brautführer an Hroars Stelle. Blutsbrüderschaft, unserer geritzten Arme metgemischtes Blut, haben wir getrunken: uns eint der Treue treustes Band, das Männer binden mag auf Erden. Hier, nimm mein Schwert und hüte unsern Schlaf.“ Er zog es aus der Scheide und reichte es ihm. Schweigend nahm Skadhi die Waffe. —

Mit Mühe hielt Odhin Thor zurück, der mit seinem Blitz die ganze Brauthütte in Brand aufflammen lassen

wollte, bevor Harald mit so blindem Vertrauen sie beschritte. Odhin sprach: „Hemme das Herz, die Hand und den Hammer! Wir dürfen nicht drohend noch warnend winken, nicht retten noch rächen, solang nur Mensch den Menschen listig umlauert, selbst meuchelnd ihn mordet! Erst wenn die Wilden es wagen, die Riesen, zu rühren an Harald und Hilde — dann helfen wir hurtig.“ —

Harald aber, ohne Skadhis Antwort abzuwarten, ergriff Hildes Hand und schritt mit ihr durch die Vorhänge in das Zelt. Und war da nicht Thüre oder Riegel. Die Mannen aber riefen: „Heil Harald und Hilde!“ und eilten lärmend zu Met und Ael zurück.

Da stand Skadhi allein vor der Brauthütte, das Schwert in der Hand. —

Und möchte da wohl mancher meinen: im Metrausch habe Harald allzuviel gewagt. Aber das wäre falsch gemeint. Harald hatte nur ein halbes Horn geleert und er konnte sehr viele Hörner leeren, unberauscht bleibend.

War es ein Rausch — so war es ein Rausch des Glücks. Denn wenn hochherzige Helden sehr glücklich sind, wollen sie nicht glauben, daß Niedriges atme auf Erden. Und eine Lust ist es ihnen dann, von allen Menschen zu glauben, daß sie auch gut sind. —

Es war jetzt ganz dunkel. Der Mond stand nicht am Himmel. Kein Stern leuchtete. Nur aus einer Ritze der Brauthütte drang mattes Licht. Skadhi warf einen Blick nach dem Lichtschein — dann stürzte er in dumpfem Weh zusammen, das Antlitz in dem Waldmoos vergrabend. —

Lange lag er so, regungslos. Da war ihm, als höre und fühle er neben sich atmen. Er sah, sich aufrichtend, zur Seite: neben ihm saß, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, — Argr. „Du!“ stöhnte Skadhi. „Was thust du hier?“ — „Ich warte.“ — „Du wartest? Auf

was?" — „Auf das, was du thun wirst. Hältst du doch ein nacktes Schwert in der Hand. Was wirst du thun mit diesem Schwert?" — „Am liebsten stieße ich es in den Mund, der mir so übles geraten. Oder — noch lieber — mir selbst in das Herz, daß es nicht mehr brenne und zucke." — „Thöricht beides! Wer selbst sich tötet, den bannen die lieben Götter in ihrer Gerechtigkeit in den Strom, der Schwerter, Schlangen und Leichen wälzt: — dieselben Götter, die ihm mehr Weh geschickt, als er tragen konnte! — Ja, sie sind eigen, die Götter! — Und mich töten? — Nicht mein Rat hat dir geschadet —: mein Rat war gut: nicht schlecht. Hätte nicht ein Zaubrer, den viele einen Gott nennen, durch die Lüfte jenen Flachskopf hergezaubert, — längst lägst du in den weißen, den runden Armen der schlanken Hilde, — Hildes — mit der hochwogenden Brust. Schwellend sah sie heute aus: — wie die warm aufatmende Erde unter dem Frühlingsregen. Ich hatte die Zarte immer für so frostig gehalten — aber heute — —." — „Schweige von ihr — von ihrem Bild! — Du trägst mir Schuld an dieser Stunde — an der heißen Qual in meinem Herzen." Argr lachte hell auf: „Ich trage Schuld? Bin ich es, der jetzt den Kuß drückt auf ihre roten Lippen? Bin ich es, der sich nun anschickt, der üppigen —" Auf sprang Skadhi mit einem kurzen Schrei der Wut, das Schwert zückend. Auch Argr erhob sich: „Harald heißt doch," fuhr er fort, „nicht Argr, der Mann, der da hineinging, durch diesen Vorhang da. Und gut versteht es der Held, — das muß ich rühmen, — sich die Lust der Liebe zu würzen mit der Wonne der Rache, mit der Qual des eifersüchtigen Nebenbuhlers! Ha, ha, ha! Da liegst du draußen auf kalter Waldheide und er — —! Und du mußt ihm Wache halten, daß ja keine Störung ihm komme im süßen Thun. Ei, das mag ihm

wohl taugen! Sieh, durch jenen Ritz im Getäfel drängt gedämpftes Licht —: ein matt brennender Span. — Da mag er nun sattsam das schöne Antlitz betrachten. Mit schwelgenden Händen fährt er die edel gebildeten Wangen herab und . . . —" — „Schweig' oder ich töte Hilde und mich!" — „Hei — da würde ich doch lieber den anderen töten! Das scheint mir klüger." — „Hört es nicht, ihr Götter! Und laßt es mich nicht hören!" — „Die Götter? Ei, die sind ja deine Feinde ohnehin: — siehst du das noch nicht? Sie lachen deiner Qual — und deiner Scheu! Sie haben ja Harald — sozusagen — mit eignen Händen das Brautbrett gebreitet. Ha, wäre ich der Nebenbuhler, von den Göttern und Harald wie ein Narr aus Hohn hier auf Posten gestellt, Harald die Brautnacht zu bewachen — ich wüßte, wie ich den Göttern dankte und — Harald." Skadhi zitterte vom Wirbel bis zur Sohle — es zitterte das Schwert in seiner Rechten. Aber die Linke drückte er grausam fest vor die Stirn. Argr hielt eine Weile inne, wie überlegend: zu sich selber flüsterte er: „Mag der eine sterben oder der andere: — wer weiß es? Aber vielleicht durchbohrt Ein Schwertstoß der Asen Langmut, der Riesen Geduld — und macht schuldig den ‚unschuldigen' Odhin. Laß sehen, ob dieser Liebende statt Blutes nur Schneewasser in den Adern hat." Und nun neigte er sich ganz an Skadhis Ohr und zischelte: „Wonnig denk' ich mir's wahrlich, schön Hilde erbleichen zu machen und erglühen und erzittern vor Scheu und vor Lust. — Wohl liegt schon der Schleier vom Haupt ihr gezerrt, zerrissen der Gürtel. — Noch einmal schlägt sie, wie bittend, die langen Wimpern empor: aber er küßt sie auf die brechenden Augen und schon, — schon faßt . . . —" „Schon faßt ihn der Tod!" schrie Skadhi und stürzte, das Schwert zückend, sinnlos vor aufgepeitschter Wut des

Hasses und des Verlangens, durch die Vorhänge in das Zelt; Argr folgte, ein spitzes Steinmesser in der Hand. — — —

Jetzt geschahen aber bei den Riesen, bei den Asen und in dem Brautzelt viele Dinge zugleich, so daß es viel leichter wäre, es, wie die Bilder auf den Griechenteppichen gewirkt sind, im Bilde zu zeigen als in Worten zu sagen.

Harald stand mit dem Rücken gegen den Eingang: mit leiser, zarter Hand löste er eben den weißen Schleier sorgfältig und sanft aus Hildes Haar. Nicht ein Riß entstellte den Schleier. Und war da nichts Wildes, kein Reißen und Ringen, wie Argr gemeint, wie heiß auch Haralds Herz wallte. Denn Harald war nicht von Argrs Art, sondern von Baldurs.

Einstweilen hatten aber Riesen und Asen von ihren Hügeln herunter auch mit hochklopfendem Herzen zugesehen, zum Teil zugehört: denn Skadhis Wehlaute verstand man wohl: und daß Argr hetzte, sah man an seinen Bewegungen. „Wehe den Bundbrüchigen," sagte Surtur zum Fenriswolf, „wenn sie Harald jetzt warnen." „Schwerlich erträgt es," erwiderte dieser, „Thor, den Mord mit anzusehen. Sieh, wie sein Hammerarm zittert vor Wut." Odhin aber drückte mit überlegener Kraft Faust und Hammer des Sohnes herunter: „Du mußt es tragen, treuer Thor. Aber, bricht ein Riese nur mit einem Atemzug den Frieden: — dann laß deinen Hammer fliegen. Ich wollte," — fügte er, sich vorbeugend, schärfer zu spähen, bei — „ich wollte, dieser Argr träte in einen Lichtstreif, daß ich seinen Schatten sehen könnte. Mir ist" . . . — —

In diesem Augenblick sprang hinter Skadhi Argr in das Zelt, das Messer gegen Haralds Rücken gezückt: er

trat in das Licht des Spans. „Er wirft keinen Schatten! Es ist kein Mensch! Ein Riese in Menschengestalt! Gebrochen haben sie den Bund. Wirf, Thor.“ Und ein furchtbarer Donnerschlag erscholl, wie er in vielen Jahrhunderten kaum einmal gehört wird. Denn lange, lange hatte Groll sich aufgespeichert in Asathor und furchtbar zornig brach er jetzt endlich los. —

Aber ich erzähle schlecht: denn schon vor dem Blitz und Donner war ein anderes geschehen. Hilde, mit dem Antlitz dem Eingang zugekehrt, hatte Skadhi mit erhobenem Schwert hereinstürmen sehen, bevor Harald sein gewahren konnte: sie schrie auf, Schreck in den Zügen: Harald wandte sich, sah den Mörder, fiel ihm in den Arm, entriß ihm das Schwert und stieß es ihm bis ans Heft in das Herz: tot fiel Skadhi.

Über Skadhis Leiche hinweg hatte Argr das Messer gegen Harald gezückt, als ihn der Hammer Thors, gerade auf den Helm, traf: und war da das allergrößte Wunder, daß zwar der Helm zerbarst, aber das Haupt unversehrt blieb als sei Miölnir eine Flaumfeder: eine Fülle roten Gelocks, bisher unter dem Helme versteckt, flutete über des Trotzigen Nacken. —

„Loki!“ rief Odhin. „Loki war Argr!“ riefen alle Götter. Und gedachten, wie er Freia und Miölnir den Riesen in die Hände gespielt. „Ja, Loki!“ lachte dieser aus den Flammen des lichterloh brennenden Zeltes, aus welchem Harald gleich nach dem Blitz Hilde ins Freie gerissen, zu den Asen hinauf: „Gebrochen habt ihr den Bund, zertrümmert die Treu! Doch, dummer Donnerer, nicht schlägt mich dein Schlag: mich erlegt nur ein anderer.“

Da stürzte das brennende Dach der leicht gezimmerten Hütte krachend nach innen: die hochauflodernde Flamme schlug prasselnd in die Höhe: ein feuriger Springquell von

Funken schoß in langer Säule, einer Mannsgestalt ähnlich, in die Luft: Loki war verschwunden. Die Flamme ergriff die nächsten Bäume: der Wald begann langsam zu brennen.

Nun aber schrieen die Riesen brüllend durch die Luft, durch Flammen und Rauch zu den Göttern hinüber: „Treulos und trugvoll, Brecher des Bundes, sind Odhin und die Asen. Harald zu helfen hoben die Hände der treulose Thor und Odhin der Arge!“ Und schon flogen, von den Riesen geschleudert, Felstrümmer gegen die Götter herüber.

Harald und Hilde flohen aus dem brennenden Wald gegen die Halle zu: da sauste beiden ein Felsen nach, groß genug, nicht nur, beide zu töten, auch ausreichend, beide als Grabhügel zu bedecken.

Aber Baldur hatte es scharf bemerkt: er blies —: und harmlos glitt der Stein neben Harald nieder. Frigg aber und Freia warfen, nachschwebend, ihre Schleier über das Paar —: ein silberweißer Nebel entzog die Fliehenden den Blicken der Riesen.

XIV

Schon stürmten jetzt von beiden Hügeln Riesen und Asen herab zum Nahekampf.

Aber Odhin trat in die Mitte zwischen beide Reihen, erhob in der Linken den Schild hemmend gegen die Riesen, in der Rechten den Speer befehlend gegen die Götter und rief: „Friede!“ mit so erhabenem Ernst der Stimme, daß die Asen ehrfurchtvoll die Waffen senkten und selbst die

wütigsten Riesen erschrocken inne hielten. Da sprach Odhin, als es ganz still geworden —: nur die Flammen prasselten der brennenden Bäume — „Unwahr beschuldigt ihr uns. Nur gegen Menschen die Menschen nicht zu schirmen haben wir geeidet. Nicht wir haben Skadhi, den Mörder, getötet: — das that König Harald selbst. Und nicht wir haben Harald gewarnt vor Argrs gezücktem Stahl —: das that Hilde. Der aber, dem Thor den Hammer auf das Haupt warf —: der war kein Menschenmann." „Das war Loki der Ase," erwiderte Surtur.

Finster furchte Odhin die Brauen: „Loki, — der ‚Ase!' Gut: haben wir geschworen, den Menschen nicht zu schaden? Niemals! Loki wollte Harald töten: er brach damit nicht den Eid." „Aber Thor hemmte ihn," warf Thrymr, der Reifriese, ein. — „Haben wir geeidet, den Menschen nicht beizustehen gegen die Asen? Niemals!" „Aber Loki half Skadhi, dem Menschen!" heulte der Fenriswolf. „Ich könnte antworten," sprach Odhin langsam, —: „Nicht geholfen hat Loki dem Mörder, ihn ins Verderben geredet. Ich könnte noch stärker antworten: Wer Skadhi half, der schadete den Menschen. —"

„Arglistiger! Wortweiser!" fiel Forniotr zürnend ein. „Nie gebricht's dir an Gründen! Nie mangelt's dem Meister der Runen an Reden! Aber du sollst, was selber wir sahen, nicht löschen mit Listen. Erst half Loki, der Ase, Skadhi dem Menschen: dann half Thor, der Ase, Harald dem Menschen."

Da sprach Odhin scharf: „Ihr alle habt's gehört, Riesen und Asen: Zuerst hat Loki — nach der Riesen eigener Rede — gebrochen den Bund: Thor hob erst den Hammer, als Loki seinen Liebling Skadhi beschützte, als Loki gegen Harald gehoben hatte die Hand." „So war es," sprach Bläster, der Südsturmriese. „Aber das schützt

euch nicht vor Schuld. Ihr Asen steht alle für einen — wie wir Riesen! Ob Thor zuerst, ob Loki den Bund brach, — immer brach ihn ein Ase."

Da sprach Odhin laut mit furchtbar ernster Stimme: „Loki ist kein Ase." Alle standen starr vor Staunen. „Er ist dein Sohn!" riefen endlich mehrere Riesen zugleich. „Von einer Riesin. Das Kind folgt der ärgeren Hand. Wie des Freien und der Unfreien Kind nicht frei, sondern unfrei, so ist Loki nicht Ase, sondern Riese."

Abermals zog ein Schweigen des Schauers durch alle, die es hörten. Endlich sprach Forniotr: „Uns vergleicht er den Unfreien, der Hochmütige! Uns, die alten Herren der Erde, die wir herrschten, bevor ein Ase atmete. Wohl ist es wahr: mehr von der Mutter hat Loki ererbt als von Odhin. Aber, ihr Listigen, ihr nennt, wie euch nützt, Loki bald Asen, bald Riesen. Steht nicht in Asgardh seine prangende Halle?"

Odhin gab Thor einen Wink: dieser schleuderte einen flammenden Blitz nach oben durch die Wolken, wie er oft thut im Gebirge: Krachen und Prasseln dröhnte sogleich von oben herab aus den Himmeln.

„Lokis Halle brennt: sie zerfällt in Asche. Loki, der Riese, zerbrach den Bund, nicht die edeln Asen. Und wie ich hier zerbreche den dürren Zweig, den in Händen ich halte, so brech' ich das Band, das Loki, den Riesen, und uns verbunden. Und für immer und ewig und alle Tage lös' ich von Loki der Asen Adel, der Götter Gunst, die Wohnung in Walhall: aus Recht und Rat stoß' ich ihn strafend."

Grauen ergriff alle, die es hörten.

Da legte Baldur bittend die Hand an Odhins Arm und fragte: „Darf auch der Vater den Sohn verstoßen?"

Aber Odhin richtete sich hoch auf und fragte Forseti,

den Gott des Rechts, der auf Heligoland waltet: „Forseti, weise mir das Recht!" Forseti aber hob feierlich den weißen Stab mit goldener Kugel und sprach: „Der Bastard nimmt kein Erbe. Der Bastard darbt des Vaters." „Wie euch lüstet mit Loki, so thut mit dem Treulosen," sprach Odhin zu den Riesen gewendet. „Tötet den Trüger, bindet den Bösen. Wir wehren's nicht weiter." Aber Surtur sprach: „Und richtet das Recht so hart, daß es dem Bastard verbietet den Vater, so richtet es auch rührend: ‚Kein Kind ist seiner Mutter Kebskind.' Ausstießen die Asen den lodernden Loki, der Vater verfemte ihn: wohlan, wir wollen ihm Vetterschaft freundlich erfüllen. Lieblich war Laufeja, meine Niftel, leidig ihr Los, das das herrliche Herz der Maid mörderisch brach durch Odhin des Argen verderbliche Werbung. Ich räche die Riesin, ich nehme der Niftel mich an in ihrem Sohne: nicht sippelos sei er."

„Wahrlich, wir wären," fiel da Forniotr ein, „noch dümmer als ihr immer in eurem Dünkel uns denkt, verfolgten als Feind wir den listigen Loki. Aus eurem Erbe stießt ihr den Stolzen: wohlan, wir wollen als Wahlsohn ihn wählen und ihn küren zum König. Klügeren König, findigern Führer, helleres Haupt nähmen wir nirgend. Asenheim ächtet, Thursenheim tröstet, Riesenreich rettet ihn." Da riefen laut alle Riesen zusammen: „Uns führe fortan der lodernde Loki. Nun weh' euch in Walhall!"

„Nun wohl uns in Walhall," rief Thor zurück. „Los sind wir und ledig des Lügenerlisters. Scharf ist geschieden, was zusammen nicht sein soll. Ich hasse das Halbe! Freut euch des Frevlers, der fortan euer Fürst! — Aber das Eine ist allen nun offen — so hoff' ich im Herzen: Freundschaft und Friede von Asen und euch ist ewig unmöglich! Thöricht dünkt manchen Thor: und er wähnt

sich selber nicht weise: doch klarer erkannte der thörichte Thor als die Weisesten Walhalls wahrlich die Wahrheit: Flammen und Fluten können nicht künstlich treu sich vertragen! Und wollen sie's wirklich, — bald bricht brausend den Bund, gehäuft in den Herzen, der heilige Haß! So lasset uns leben, wie das Herz es erheischt. He, holla, ihr Helden, wir künden euch Kampf!" „He holla, ihr Helden, wir künden euch Kampf!" scholl es wie Widerhall von den Riesen herüber.

Odhin aber hatte erwogen, daß mit Loki als König der Riesen doch kein Friede zu festigen sei. Und auch ihn überkam jetzt jene fortreißende Freude am Kampf, die er sonst anderen einzuhauchen pflegt.

Schon flogen auch, von den Riesen geschleudert, Stangen und Steine herüber. Bläster, der Sturmriese, hatte eine mächtige Tanne mit der Wurzel ausgerissen und warf sie sausend gegen Baldur, der zur Rechten des Vaters stand: mit Erdklumpen und Gestein zwischen den knorrigen Wurzeln kam sie geflogen und traf Baldurs schildlose rechte Schulter: — denn er hatte den Schild über den Vater gehalten: unschädlich fiel der Baum von dem getroffenen Arm zu Boden. „Gut gebraut ist die sichernde Salbe!" lächelte Odhin dem Liebling zu, holte mit dem Speer aus und rief laut: „Wahr ist das Wort: wuchtiger als Weisheit ist der heilige Haß. So wüte denn wieder, so wüte denn weiter das freudige Fechten. Kämpfen in Kühnheit ist göttlich, ihr Götter! Der Sieg ist versiegelt! verschlossen das Schicksalsende der Asen: unsicher der Ausgang: doch sicher und selig des Heldentums Hoheit! Auf denn, von Asgardh ihr schimmernden Scharen. Folgt eurem Fürsten! Es kämpft an des Keiles Spitze sein Speer. Folgt ihm, ihr Freudigen, fahrt in den Feind!"

Und vorspringend an die vorderste Stelle, rief er:

jauchzend den Speer unter die Riesen werfend: „Odhin hat euch alle!“ Und dem Eisenriesen Isarngrimr, dessen ganze Rüstung von armdicken Eisenringen war (und man sagte: auch seine Knochen) durchbohrte der Speer Schild, Arm, Brünne, Rippen und Herz. Brüllend stürzte der Starke.

Und nun hob an der furchtbare Nachtkampf, nur von dem grellen Licht des brennenden Waldes, von Thors Blitzen und Surturs Lohe in zuckendem Scheine erhellt. Lauter als das Geheul der Riesen scholl Thors Lachen, wie er Steinriesen auf Steinriesen die Häupter zerschlug: aber lauter noch als Thors Donner und Lachen der Schlachtruf Odhins, der den Sieg als sicher gewittert hatte und nun mit rasender Wut jeden Widerstand vor sich niederwarf, wie der Sturmwind vergeblich trotzende Eichen.

Um Mitternacht war die Walstatt im halbverbrannten Walde leer von Lebendigen: die Riesen flohen in Scharen in die Nordberge. Und hinter ihnen her jagte die Verfolgung der Asen: Odhin voran auf dem Wolkenroß, weit vorgestreckt den bluttriefenden Speer.

XV.

Loki aber war, seit er aus der eingestürzten Brauthütte in der Funkensäule aufgefahren, unsichtbar geworden.

Doch war er ganz nahe geblieben und hatte alles mit angehört und angesehen. In Flammengestalt war er, wie der Brand den Wald ergriff, dem Eichhorn vergleichbar, von Wipfel zu Wipfel gehüpft und hatte lauschend herniedergespäht aus gegabeltem Astwerk. Als er Odhins Worte

vernahm, wie dieser anhub, ihn zu schelten, hatte er anfangs nur bitter gelacht.

Auch der Brand seiner Halle machte ihm kaum Schmerz: wenig hatte er von je in Walhall geweilt: er liebte es vielmehr, tief unter Midhgardh in Erdhöhlen der Berge zu hausen, wo niemand seine Schlafstätte wußte, bis er, erwachend, in Flammen aufstieg. Als aber Odhin aussprach, daß er, der Vater, den Sohn verstoße auf ewig, daß Loki kein Recht mehr haben solle an ihm, da hatte Loki leise aufgestöhnt: „Halt ein, Vater! Ich liebe dich — viel mehr als ich dich hasse — ich kann nicht sein ohne dich — wirf mich nicht aus deinem Leben zu den Riesen.“ So wollte er rufen und sich dem Vater zu Füßen werfen: — so dachte er —: aber der Trotz, der Zorn zog ihm die Kehle zusammen: er konnte nicht rufen — er konnte nur stöhnen, unhörbar, in wildem Weh. Das Weh ward Jauchzen der Rachewut, als er hörte, wie die Riesen ihn feierlich aufnahmen in ihre Sippe: „Jetzt hab' ich keinen Vater mehr zu lieben, knirschte er, nur eine Mutter noch zu rächen.“

Und als er vernahm, wie die Riesen ihn zum König koren, wollte er herabfahren von dem brennenden Tannenwipfel, auf dem er sich im Winde wiegte, und vor der Riesen Schlachtreihe kämpfen gegen die Götter: — denn Mut fehlt ihm nicht, ist er doch Odhins Sohn —: aber er warf einen Blick auf die schweren ungefügen Waffen der Riesen und auf die herrlichen Siegeswaffen der Asen: „So geht es nicht,“ zürnte er. „Wartet nur, freundliche Vettern, bald bessere Waffen liefert euch Loki.“

Da sah er, wie Blästers, des Sturmriesen, furchtbare Tanne harmlos an Baldur niederglitt: und grimmigster Neidzorn füllte sogleich seine ganze Seele: „Oho,“ schäumte er, „wundenfest hast du ihn gezaubert, den leuchtenden

Liebling, den ehelichen Sohn, Friggs Erstling, des Himmelreiches Edelerben? Unverwundbar? Laß sehen, ob er nicht doch tödlich zu treffen ist —: und durch ihn —: du selbst.“ Noch einen Blick warf er vom brennenden Wipfel herab auf die tobende Schlacht — dann fuhr er in einer Rauchwolke — nach oben: nach Breidhablik flog das Gewölk. —

Hier saß in der leeren Halle, am Herdfeuer, des Gatten gedenkend und harrend, Nanna. Scheuen Sinnes hatte sie niemals, wie andere Göttinnen, die Kriegsfahrt der Asen auf der Wagenburg begleitet: und nun, da sie Baldurs jungen Erben unter dem Herzen trug, hielt sie sich scheuer als je im Hause. Sie saß am Herde und wirkte in den Rand eines weichen, weißen Gewandes, darein zuerst des Kindes Glieder sollten geschlagen werden, zierliche, rote, glückbringende Runen. Das schöne, sinnige Antlitz beugte sie emsig auf ihre Arbeit: an dem Eingang der Halle brannte in eiserner Öse ein mächtiger Kienspan, der warf ein rotes Licht auf die zarten, edlen Züge.

Plötzlich loderte der Span hell flackernd: Nanna blickte erschrocken empor: vor der Schwelle der offenen Thüre stand Loki. „Was suchst du hier, Loki?“ fragte sie, gleich wieder das Schiffchen durch die Fäden werfend. „Der Herr ist nicht hier.“ — „Ich suche die Frau. Gastrecht hab' ich in Baldurs Halle.“ Und er trat über die Schwelle und lehnte den Speer an einen Pfeiler. Errötend, beschämt sprang die Wirtin auf. Sie hatte nur an den Gatten gedacht und an das junge Leben seines Kindes. Und viel Freundschaft war nicht unter den Halbbrüdern: das wußte sie doch, sowenig sie auf alles achtete außer auf Baldur. Aber, ihrer Pflicht gemahnt, ging sie nun zu dem großen Milchfaß in der Ecke der Halle, schöpfte daraus in ein darüber hängendes Gasthorn und bot es Loki dar mit dem

uralten Spruch: „Trinke traulich, guter Gast! Feuer flammt am heiligen Herde: ruhe dort, redlich rastend. Wie dem Hause, das du heimsuchst, so Heil deinem Haupt.“ Und sie ging zurück an den Herd und zu ihrer Arbeit.

„Heil meinem Haupt!“ wiederholte der Gast. Sie sah es nicht, wie er das Horn, ehe er es wieder an den Pfeiler hing, statt zu trinken, leise in das Faß entleerte. Er warf von jener Ecke aus einen langen, betrachtsamen Blick auf die kindlichen Züge: langsam strich er seinen schönen, flaumigen Rotbart und sprach zu sich selber: „Sie muß jeden rühren und erbarmen, der nicht — erbarmungslos geächtet ist, ein ausgestoßener Bastard. Milch giebt sie Loki zu lecken! Statt Feuer oder Blut! Sie denkt nur an den jungen Wurm in ihrem Leibe!“ —

Und er ging jetzt an den Herd und setzte sich auf dessen vorspringenden Steinrand, manchmal spielend mit der Hand in die Flammen greifend, die dann hoch aufflackerten.

„Du mühst dich da mächtig,“ sagte er in seiner helltönenden Stimme, „mit dem Strang roter Wollfäden — komm, ich will sie dir halten, ein lebendiger Haspel: — du wickelst die Wolle dann leichter zum Knäul —: und gute Runen raun' ich darüber: denn ich weiß es ja doch, wen das weiche Gewand bald umwickeln soll.“

Nanna errötete bis unter die Haare der weißen Stirn und beugte das Antlitz tief auf das Linnen.

Loki aber, die Arme mit dem Strang der Fäden ausspannend, sprach leise, so oft sie einen Faden von seinen Händen lüpfte: nicht alles verstand sie: aber deutlich den Schluß: „Nimmer in Nacht noch bei schimmerndem Sonnenschein soll sehn dieser Sohn traurige Thränen der edeln Eltern: nie auch sollen die Eltern Thränen trocknen dem kommenden Kinde.“

„Das war ein guter Wunsch,“ sagte Nanna erfreut.

„Ich danke dir.“ — „Laß das! Wer weiß, wofür er dankt? — — — Aber sage, du Selige: ganz ruhig waltest du hier in der wonnigen Wohnung, des Friedens dich freuend? Wahrlich: du weißt nicht? Der Bund ist gebrochen: kriegerisch kämpfen unten auf Erden Asen und Riesen.“ „Ich dachte es wohl,“ meinte Nanna, ruhig weiter arbeitend. „Dröhnte doch Donner bis herauf in den Himmel. Fernes Feuer schien mir zu schimmern von Brandsgardh, deiner Burg. Doch zu weit liegt Lokis Halle von hier: nicht konnt' ich's erkunden.“ — „Ja, es brannte in Brandsgardh: Von Surtur gesendet flogen Funken so weit von der Walstatt. Ich verließ, zu löschen, mit Urlaub von Odhin, im Gefechte die Götter. Nun brennt es nicht mehr. Durst drängte mich her — ich danke —:“ er stand auf — „ich eile wieder zur Erde, zu helfen den Helden, — meiner Sippe Gesellen. Horch! Horch! Bis hier herauf hört man das schreckliche Schreien, das Rasen der Riesen. Sorgst du nicht um den Süßen? nicht bangt dir um Baldur? Wagend wirft sich, du weißt es, sein Mut in die Mordschlacht: Weh, wenn ein wilder Riese ihm zerrisse durch die Brünne die Brust.“

Da schlug Nanna die schönen, sanften Augen auf und ihr freudig dankbarer Blick traf voll den Feind. Hart wie er war — nicht trug er den Blick: — er senkte die Wimpern. „Loki, du Lieber! Oft that ich dir Unrecht, vergieb mir, du Guter. Nun seh' ich es sicher: auch du liebst den Liebling aller Edeln, trägst treu ihn im Herzen. Wer könnte auch Baldur nicht lieben? Höre denn: seufzerlos schau' ich ihn scheiden, furchtlos und froh, in die Schrecken der Schlacht. Denn der Vater hat heute voll gefeit und gefestigt mit sichernder Salbe dem Liebling den Leib.“ Loki nickte stumm — er hatte also recht geraten! Nanna fuhr freudig fort: „Eisen und Erz nun werden

nicht wunden, Horn und Holz nicht hauen den Helden, Steine nicht stoßen, nicht spitze Speere noch geschlungene Schleuder."

Da forschte Loki: „Fröhlich den Feinden nun beut er die Brust! Geschirmt auch schätz' ich dem Recken den Rücken?" — „Nichts, was nötig, versäumte Siegvater." Wild beinahe rief der Gast: „Erproben prächtig will ich das Werk, den zähen Zauber! Schaden und schänden kann dir ja künftig keinerlei Kunst den göttlichen Gatten. Zum Ruhme gereicht es dem herrlichen Helden, daß stolz er besteht vor Würfen der Waffen. Wohlan denn: ich will ihn verherrlichen helfen! Glied um Glied will ich sämtlich versuchen mit Waffen zu wunden. Des lachst du ja leicht," schloß er zögernd, „ist er all-unwundbar!" Er ergriff fast drohend den Speer und schien sich wenden zu wollen. Da erhob sich Nanna, schritt auf ihn zu und ergriff dankend seine Hand zum Abschied: er entzog sie leise: „Einen Ort nur scheue und schone: — ja schirme ihn schützend in Fehde mit Feinden: ungefährlich aber eracht ich's: denn er zeigt zagend, fliehend, dem Feind doch nimmer den Nacken!"

„Den Nacken?" fragte Loki, das Haupt auf sie herniederneigend: und er schloß die Augen, ihre gierige, heiße Freude zu verbergen. — „Wo der Wirbel wendet zwischen Hals und Haupt, blieb eine Locke wohl liegen: denn bleicher blieb hier und heller die Haut, die rings röter gerann von dem sämigen Saft. Sprich, wirst du genau die Stelle dir merken?" Loki aber schritt, den Speer hoch erhebend, über die Schwelle: „Scharf merk' ich sie mir. Des wirst du gewiß."

XVI.

Mittnacht war lange vorüber, als die siegreichen Götter heimkehrten von der Verfolgung nach Asgardh.

Wieder war es Thor, der Wirte wirtlichster, der die Genossen nach Thrudhwang lud, die letzten Stunden der Nacht bei dem Siegesbecher zu verbringen. Baldur warf einen Blick nach Breidhablik hinüber: das Licht im Frauengemach war erloschen, lange schon schlief Nanna. Er trat nun mit den andern in Thors Halle ein.

Rasch hatte Frau Sif, Thors immer freundliche Frau, die auch gegen ungeladene späte Nachtgäste den Mund nicht verzieht, die Bänke reihen lassen, die Tische gestellt, die Hörner gefüllt: und bald erhub sich lärmende Freude.

Auch Odhin schien sie heute eher als sonst zu teilen. Er griff in die Saiten der Harfe, die Bragi vorher zu einem lustigen Spottlied auf die Flucht der Riesen gestimmt: (da hatte es geheißen: „Wie hurtig hoben und flink die Füße, laufend zuletzt, die langen Lümmel, die trägen Thursen!") und er sang:

„Süß ist der Sieg den Asensöhnen
Wie der Menschen mühvollem Mut.
Alles Erfreulichen Erstes acht' ich,
Singen die Sänger in sausende Saiten:
‚Sei dir selig der Sieg, du Sonnensohn!' —
Aber ich . . . —

Hier brach er, verfinsterten Blickes, rasch ab und reichte das Saitenspiel Freir. Bald verließ er die Halle.

Baldur folgte ihm nach kurzer Weile. Und wieder saßen Vater und Sohn allein miteinander auf dem Föhrenhügel vor Thrudhwang.

Und wieder scholl zu ihnen herüber der Lärm des

Gelages, vor allen Thors dröhnende, breite, tief aus der Brust steigende Stimme. „Hörst du," fragte Baldur, „den Bruder! Wie er Horn auf Horn erhebt und Heil und Minne trinkt eines und einer nach dem andern? Und Gelübde gelobt künftiger Thaten!" — „Selten sah ich ihn so froh. Furchtbar hat heut' sein Hammer gehaust unter den Thursen: und heiß ward in dem brennenden Wald, in dem Dunste, sein Durst. Und nun freut er sich beider: des Sieges seiner Kraft und seines unendlichen Durstes! — Harte Arbeit haben heute die vier Wunschmädchen, die das Horn ihm füllen. — Mir ist: seine Art ist die glücklichste von allen: treu, arglos, harmlos — wie ein Kind: dabei der Held aller Helden, froh des Gefechts, glücklich im Genuß und — ganz wie ein Kind — aufgehend im Augenblick: so sorglos der Zukunft wie vergessen des Vergangenen. Wie die Welt endet? — — ob sie endet? wie sie begann? — ob sie begann? — warum das Geschehende geschieht? — wenig mühet es den Mutigen. Ich wollte: ich wäre wie er." — „Und wer wachte dann über die Welt: wer herrschte im Himmel und über das All?" — „Wer herrscht heute? Doch wahrlich nicht ich, doch wirklich nicht Odhin, den zuviel Vertrauen ‚Allvater' nennt. Mehr weiß ich als andere: — doch viel zu wenig! Mehr vermag ich als die meisten: doch nicht alles Böse kann ich verbieten, nicht alles Gute gewähren. Wohl den Menschen, die nicht denken! Wohl den Göttern, die genießen. Wehe dem Geist, der grübeln muß. — ‚Warum?' und ‚Wozu?' — so könnte ich meine beiden Raben nennen, die unablässig mit mir flüstern." — —

„Vater, wie ward die Welt?"

„Niemand weiß es. Ich glaube, auch nicht die Nornen. Denn sie wissen nur was ward, was ist, was wird. Aber mir ist — oft kam mir schon unter Zweifeln und Grübeln

ein hehres Ahnen — kaum vermag ich's in Worte zu fassen: — mich schauert vor Ehrfurcht bei dem Wagnis, laut es zu sprechen: die Welt ist gar nicht geworden. Das ist wohl der Sinn der Rune: Ewig." — „Ich kann es nicht denken." — „Denken ich auch nicht: aber ahnen. Kannst du einen Augenblick denken, da das Notwendige nicht notwendig wäre? Nein: nun sieh: das Ewige — vielleicht — ist das Notwendige, das niemals nicht sein kann." Und mehr zu sich selber als zu dem Sohne sprechend, fuhr er fort: „Aber ich zweifle immer aufs neue! Denn: was ist das Notwendige? Das Schicksal! flüstern wir scheu. Wer aber schickt es? Oder was schickt das Schicksal? Nur das Gute? Jede Stunde widerlegt das. Warum auch das Böse? Weil auch das Böse notwendig? Die Nornen selber, die da thronen in den noch nie betretenen tiefsten Höhlungen Hels, in furchtbaren Schauern ewig einsamer Nacht —: die Nornen selber wählen so wenig wie Odhin, was sie weben. Auch sie müssen! Sie drehen den Faden: nicht, wie sie mögen: nein: — wie sie müssen. Ja, was er webt, das weiß kein Weber! — Und was wird einst das Ende von allem? — Und wie ungleich und ungerecht verteilt ist einstweilen das Los der Wesen: — der Menschen zumal! Die Weiber wandern in die freudlose Hel —: weshalb wurden sie Weiber? Der mutige Mann, der den Strohtod stirbt, ohne es zu wollen, desgleichen: wie der Feigling. Und wer schuf den Feigen feig! Hat er sich selber das Herz gegeben, das da erbebt vor dem Halle des Heerhorns? — Wille? welch' unweiser Wahn! Baldur und Loki, gestellt vor die gleiche Wahl: müssen jener Tag wählen, dieser Nacht. Gewiß, ich kann thun, was ich will. Aber ich kann nur wollen, was ich wollen muß. — Endlich aber: — auch die Einheriar, auch alle wir Asen — droht nicht auch

uns der Tod?" — „Der Tod droht uns allen, wie thörichten Tieren? Den Einheriar, die schon einmal gestorben? Und uns, den unsterblichen Göttern?" — „Ich fühl's an deiner Hand, du bebst, mein Sohn." — „Wahrlich nicht um mich —: nicht einmal um Nanna. — Walhall mag bestehen ohne uns beide." — „Walhall ohne Baldur! Nie mag ich es schauen." „Aber das All ohne Odhin!" schrie Baldur auf. „Vater — Vater — ich flehe — sage, daß dir der Tod nicht droht." Odhin zuckte leise die Achseln. — „Er muß mir drohen. Das heißt: er muß mir möglich sein. Offene Antwort nie erforscht' ich mit Fragen. Doch ich las einst in Runen einen Schicksalsspruch, der sagte: ‚Loki lebte unsterblich, wäre nicht Odhins Speer. Und Odhins Leben — lebt in Loki.'" „Dunkeldeutiges wirres Wort!" seufzte Baldur. „Und du hast Loki zu den Thursen getrieben, den Riesen gereiht!"

„Nicht ich! Er sich selbst! — Ist Loki sterblich und lebt Odhins Leben in Loki . . ." — „Das kann heißen: der Vater lebt im Sohn." — „Aber es kann auch heißen: der Vater stirbt durch den Sohn." — „So sollst auch du sterben können!" klagte Baldur und umschlang mit beiden Armen des Vaters breite Schultern. „Und an mich hast du die Salbe vergeudet! O warum thatest du das!" „Weil ich dich liebe, mein Sohn! — Giebt es solche Sohnes Liebe!" fuhr Odhin gerührt fort. „Ich hätte es nicht gedacht. Der von der Quelle gelöste Tropfe dünkt sich ein Urquell so gern, des Vaters vergessend. Zärtlicher sehe ich an den Müttern als an den Vätern hangen die Knaben. Und es ist wohl gerecht. Mehr Schmerzen und Liebe als der Vater giebt meist die Mutter dem Sohn. Und es ist auch des Knaben erste Liebe zum — Weibe. Und so hängt auch der Bruder, der den Namen verdient, zärtlicher an der Schwester als sie an ihm. Und es ist

wohl gerecht: denn es ist des Knaben zweite Liebe zum Weibe. Die Schwester aber — es drückt sie die Größe des Bruders. Denn dem künftigen Gatten steht er im Lichte . . ." — „Vater, wie grübelst du!" — „Ich habe Gründe, zu grübeln." — „Es ergreift dich Gedanke nach Gedanke: — in unabsehbar gezogenem Gewebe." — „Wie die Welt — ein unabsehbar gezogen Gewebe!" — „Und Tod wäre der äußerste Saum?" — „Nun, fasse dich, Sohn. Auch Menschen sterben mutvoll." — „Ja: weil sie wähnen, einst weiter zu leben in Walhall: oder selbst in Hel doch die liebe Lust des Atmens zu üben. Aber, wenn einst die Menschen erkennen, daß ewige Nacht droht — denn wenn Odhin endet, endet das All . . .—" — „Wer weiß das, mein Sohn?" — „Dann wehe den Armen!"

„Ja, wenige werden, so sorg' ich sehr, Solches sinnend den Mut sich erhalten. Wenige der Männer — und nun die Weiber, die weichen! Aber mein Sohn: noch wissen wir wenig von all unsrem Ende! Loki mag erliegen — doch Baldur mag bleiben. Bist du nicht unverwundbar?" „Nicht ganz, mein Vater!" lächelte Baldur. „Und wohl mir! Unleidlich wäre das Leben, — wenn" — „Odhin erlag! Nun laß nur, mein Liebling! — Was verdüstere ich deine helle Jugend mit solchen Sorgen! Noch thront mir, gewaltig und voller Gedanken, das Haupt auf den Schultern: noch leben wir beide und wollen des Lebens weidlich uns wehren. Sah nicht heute die Sonne seligen Sieg?" Und summend sang er vor sich hin: „Süß ist der Sieg den Asensöhnen." — „Ich hörte dich heute mitten in der Mordschlacht singen zu deinen stolzen Streichen — du hast dies Lied unter der Speere Sausen ersonnen. Aber du brachst vorhin ab . . —"

Wieder ernster sprach Odhin: „Ich sang das ‚Selige'

darin, als ich sah, daß der Sieg unser sei — als die Wütigen wichen. Aber als wir von der Verfolgung zurück langsam durch den Nachthimmel nach Asgardh zogen —: da kam zu dem blühenden Beginn ein ernstes Ende. Nicht den anderen wollte ich die Weise des Schlusses erschließen, verfinsternd ihnen des Festes Freude. Wenige werden der Asen ertragen das ganze Geheimnis, das Siegvater sucht, findet er's völlig: dir aber, denk' ich, deuten zu dürfen, was ich an Weisheit allmählich gewinne: das Letzte noch lang' nicht glaub' ich ergründet! Ich suche und sinne noch weiter nach Wahrheit. Ein stolzes Stück nur höre mir heute: ergründ' ich noch mit Grübeln ganz das Geheimnis, das ich suche, — dem Sohn nicht sei es versagt: ob es schrill und mit Schrecken verzerrt uns zeige das Wesen der Welt, daß Entsetzen uns anfaßt, Verzweiflung uns zwingt, oder ob sich das Ende versöhnlich senkt in die Seelen. Höre nun — —: ‚Alles Erfreulichen Erstes eracht' ich,' singen die Sänger in sausende Saiten: ‚sei dir selig der Sieg, du Sonnensohn!' Aber ich ahn' es: am Endes Ende taugt nicht Thor der Trotz und die Treue, frommt nicht Freir das geschwungene Schwert, hütet nicht Heimdall den hohen Himmel: Bifrost birst und Baldur erbleicht und auch Odhin atmet dann aus. . . . — —"

„Fürchterlich! Vater! Nur das nicht — nur du nicht!"

„Aber ich acht' es all ertragbar: Sieg ist und Unsieg des Schicksals Sendung: aber uns eigen, ewig uns eigen — nicht von Schicksal noch Scheusal zu schmähen, zu schänden — kenn' ich die Kraft, die kernig kühne, den tröstenden Trotz, der das Traurigste trägt: der Sieg ist des Schicksals — Edelsinn unser: und es trotzt dem Tode der Hochsinn des Helden! Rühmen sich Riesen des rohen

Ruhmes: ‚Einst atmen sie aus, die Asen von Asgardh‘———: Wie herrlich wir Hohen haben geherrscht, wie rühmlich wir rangen mit Riesen, wir Recken —: dies war doch einmal unser Wesen und Walten: keine Gewalt wird das wieder verwinden: kein Schicksal schafft Geschehenes ungeschehen. So ist ewig das Edle, das einmal geworden: denn es war: nie verneinen das neidische Nornen. So schließt mein Gesang. Kein Jubeln, kein Jauchzen: doch auch nicht zages Verzweifeln: ernst ist das Ende, doch nicht düster. Wenige, ich weiß es, tröstet der Trost: doch tröstet er Tapfre: und für Feige fehlt stets, was sie stärke. — Und wer weiß? — Wir ersinnen vielleicht noch Worte der Wahrheit, die noch triftiger trösten. — Siehe, schon sinkt müde der Morgenstern: schirre das schimmernde Roß vor den Wagen, allem Lebendigen lieblich zu leuchten.“

Und den Sohn ermutigend auf die Schulter klopfend, schritt er hinweg gen Gladsheim.

„Ich fahre gleich, Vater!“ rief Baldur ihm nach; er bat Skirnir, Freirs Boten, der, beiden Göttern behilflich, des Sonnenwagens wartet, und ihm gerade denselben heranfuhr, noch auf kurze Zeit das schnaubende, mit dem Vorderhuf pochende Sonnenroß zu halten: denn er eilte sehnsuchtbeschwingten Fußes nach dem nahen Breidhablik —: ihn verlangte, Nanna zu sehen.

Leise, auf den Zehen, trat der zart schreitende Gott auf die Schwelle des Schlafgemachs. Schon fielen von dem glänzenden Sonnenwagen einzelne Strahlen durch das offene Fenster: aber Nanna schlummerte noch. Nach traumverstörter Nacht war sie erst kurz vor der Dämmerung in festen Schlaf gesunken. Baldur sah, auf der Schwelle stehend, bei den tiefen vollen Atemzügen ihre Brust unter der Linnendecke sich gleichmäßig erheben und senken. Sie sah so friedlich, so hold in ihrem Schlaf: er wollte sie

nicht wecken. Noch einen Blick und einen Gruß der Hand sandte er der schönen Schläferin: dann wandte er sich, eilte zu Skirnir zurück, sprang auf den hinten offenen Wagen, nahm jenem die Zügel dankend aus der Hand und, indem er das Roß antrieb und der leuchtende Wagen, überallhin Strahlen schießend, nun rasch emporstieg, sprach Baldur über die Welt segnend: „Leben und Liebe und labendes Licht wünsch' ich und wirk' ich allem, was atmet!“

Fast den ganzen Rest des Winters hab' ich verbracht, bis ich soweit gedieh mit dieser Geschichte.

Denn langsam geht mein Schreibwerk und schwer.

Ja, wenn man die Rohrfeder halten könnte wie Speerschaft oder Ruderstange! Aber die Schmale in den Fingern halten macht auch handmüde. Und schon manche zerdrückt' ich.

Nun ist das Eis offen, seit wenigen Nächten.

Und gestern kam das erste Schiff in den Fjord vor unserem Gehöft. Und siehe, Valgardhr von Halogaland ist es, der Viking: und brachte mir Gruß von dir, mein lieber Sohn: und daß es dir gut gehe in den Hallen unseres jungen Vetters, wo er den Winter als Gast verbrachte. Und daß du mit sieghaftem Schwert alle seine bösen Nachbarn gebändigt hast. Und daß sie dich gewinnen wollten, indem sie dir sechs Siebentel von seinem Gut anboten, wenn du ihnen nur ein Siebentel ließest. Und daß du da ergrimmtest über den Antrag solcher Schmach und nun erst recht grimmig über sie herbrachst. Und daß der Skalde Sighvat ein schönes Lied gedichtet habe auf dich: das Lied vom treuen Muntwalt: und dies überall singe, wohin er komme, in der Könige Hallen. Und daß dein junger Mündel schon sehr viel Waffenwerk

gelernt habe von dir und daß du ihn demnächst sich selber schützen lassen kannst: denn fast ganz waffenreif sei er. Und so würdest du denn schon bald zurückkehren zu deinem alten Vater, von dem du soviel redetest und rühmtest zu deinen Freunden. — Aber ich weiß nicht, ob du mich noch hier findest, wenn du nicht sehr, sehr bald kömmst.

Ich schlich mich allein und unvermerkt hinaus zu dem großen Stein, unter dem seit vielen Wintern meine Aslaug, deine Mutter, schläft: und ich habe ihr hinunter geflüstert: „Treue Aslaug, höre mich! Thorbiörn, unser wackrer Sohn, gedeiht! Skalden singen von ihm und Jarle und Könige ehren ihn hoch. Höre es, Mutter, und freue dich.“ Und da ich mich erhob von der Erde und nach dem Gehöfte heimging, da war mir, als hörte ich — in der Abenddämmerung konnte ich nicht klar sehen — als hörte ich hinter mir leise Tritte: war es deiner Mutter Seele, die dankend mir nachschwebte? —

Aber das hab' ich gut gesehen, daß der Odhinsquell, der neben deiner Mutter Hügelstein aus der Kieserde bricht und der den Winter über schläft, schon ganz lebendig geworden ist: nur wenig Eis mehr duldet er am Rand. Und das Heidekraut wird heller und die Rauschbeerenbüsche werden grüner: auch die fünf Zwergweiden, die da trotz den Stürmen gewachsen sind, — denn wenig wächst gegen den Oststurm empor auf der Insel — zeigen schwellende Knospen. Nun wird es bald Vollfrühling. Und das ist gut —: denn all unser Bergheu ist bald zu Ende und niedrig wird der Haufe von Seetang. —

Heute hat mir Valgardhr ein Anliegen vertraut.

Er und alle seine Segelbrüder sind Heiden. Denn sie sind aus Halogaland: da sind noch viele Heiden, weil die Waffen der beiden Könige, Olaf Tryggvason und Olaf

Haraldsson, nicht so leicht dort hinauf reichten. Und weil er Heide, treibt er auch noch Kriegsfahrt.

Denn das ist Christenleuten nicht erlaubt. Ausgenommen: gegen Heiden. Das gefällt mir aber wieder gar nicht an dem neuern Königs- und Bischofs-Christenrecht. Denn ist es Unrecht gegen Christen, wie ist es dann Recht gegen Heiden? Und thöricht ist es auch geordnet: denn, taucht ein Segel auf im Fjordnebel, so sieht man es ihm nicht an, ob es Heiden führt oder Christen. Soll nun der Viking, wenn er es mühsam erjagt, die Leute fahren lassen, wenn sie ein Kreuz schlagen? Da würden manche das Kreuz schlagen lernen, — nur gegen die Vikinge.

Valgardhr also ist Heide und die alten Götter stehen ihm mächtig bei. Und erzählt der Viking, der nie im Leben log, harte Dinge, wie die Christenkönige von Norwegen die Männer von Halogaland zwingen zum Kreuze.

Und fiel mir dabei alles wieder ein, wie es, nach des Großvaters Worten, auch auf unserer Insel hergegangen war, als die Fremden zuerst kamen, sie zu christnen. Der erste, der kam, Thorvaldr der Weitgefahrene, brachte einen Sachsenbischof Fridrekr mit: am offnen Allding forderten sie das Volk auf, die Götter unserer Väter zu verlassen: mit Hohn sprachen da die weisesten Godhen: „Wie sollten wir Odhin und Thor verlassen, die Gewaltigen, die uns so oft geholfen in Kampfnot und Seenot und Treue schwören diesem Fremdling vom Jordanfluß, der nie ein Schwert geführt, wie ihr selber sagt, der sich nicht einmal helfen konnte vor dem Schmachholz?“ Da schlug Thorvaldr statt aller Antwort den Godhen tot, der so geredet. Aber da mußten beide die Insel räumen.

Fünfzehn Winter später kam da Stefnir Thorgilsson, aus der Sippe der Kjalnesingar hier auf der Insel. Der hatte in Danemarken Taufe genommen und war Dienst

mann des ersten Olaf geworden. Der trug ihm auf, uns zu taufen, wie man etwa einem Dienstmann aufträgt, die Bären in einem Wald auszurotten. Kühn war der Heermann, verwildert in langer Raubfahrt: er sprach: „Blut kostet's viel: — aber mein König will's: — ich thu's." Und fuhr herüber auf unser Eiland und wenn die Bauern sagten, sie wollten nicht nach seinem Willen thun, verbrannte er ihre Häuser und Götterbilder und Tempel und riefen die Leute Gewalt, so sprach er: „Was Landrecht, was Herdfriede! mein König will's."

Da machte aber das Allding ein Gesetz: Wer die Götter lästert oder verletzt, räumt das Eiland. Und die Klage sollte der Sippe des Frevlers selbst zustehen (ausgenommen nur Vater, Sohn und Bruder), weil das als die ärgste Schmach gegen die eigene Sippe gelten sollte, die alten Götter zu lästern, wie wenn einer seines Vaters Gebeine verunehrt. Und mußte der Wilde die Insel räumen, verklagt von seiner eigenen Sippe. Da wollte kein Inselmann mehr des Königs Willen thun und uns taufen.

Nun war aber ein Priester Dankbrand, ein Sachsmann aus Bremen, unstet, fahrig, wegen Gewaltthat flüchtig: der war König Olafs Hofpfaff geworden. Aber die Kirche zu Mostr in Hördhaland, die der König ihm gab, trug nicht soviel, als der üppige Südmann zu brauchen sich gewöhnt hatte auf langen, abenteuernden Fahrten: Wein wollte er trinken alle Tage zweimal: und einmal über den Durst. Und weil dazu die Kirchenäcker nicht genug lieferten, fiel er plündernd, raubend, sengend in die Güter seiner Nachbarn. Da ergrimmte König Olaf doch, soweit er sonst den Pfaffen nachsah: und wollte den Sachsen des Landes verweisen. Aber Dankbrand erbot sich unter vielen Bitten, er wolle Island taufen. Das gefiel dem König sehr und er verzieh ihm die Raubbrände unter solcher Bedingnis.

Und kam nun Dankbrand zu uns mit einem Erzraufbold, Gudhleifr Arason, einem Inselmann aus reichem Hause. Erst beredeten sie Sidhu Hallr, einen mächtigen Godhen, die Taufe versuchen zu lassen an ein paar alten Weibern, an deren Leben und Gesundheit nicht viel gelegen war. Und da Sidhu gesehen, daß es den Alten nicht geschadet und Odhin sie nicht gestraft hatte, sprang er nach in den Taufbrunnen. Wer aber sich nicht willig zeigte, den forderte der junge, starke Gudhleifr zum Zweikampf und erschlug so viele Heiden. Aber noch viel ärger trieb es Dankbrand: der griff nicht zum offenen Kampfschwert, sondern, ohne weiteres, wo er Heidenleute ohne Waffen traf, die ihn früher einmal abgewiesen, hob er den Hammer und schlug sie tot. Da sprach das Allding die Acht über ihn: er floh zu König Olaf zurück und sprach: „Kaum jemals wird diese Insel Christenland."

Aber bald darauf ward sie dennoch Christenland: durch meines Großvaters Spruch, wie ich schon geschrieben habe, der aus Liebe zum Lande und zum Frieden gesprochen war. Und weil offenbar der Himmelsgott viel stärker ist als alle anderen Gewalten: — sonst wäre nicht ganz Nordland christlich geworden.

Ja, so stark ist der Herr Christus, daß ihm auch solche Diener das Werk nicht verderben können.

Aber ich wollte das jetzt gar nicht schreiben: es ist sechzig Winter her: ich wollte schreiben: was der Viking aus unseren Tagen erzählt und von Halogaland. Da war ein Jarl Harekr, der wollte nicht die Taufe nehmen. König Olaf griff ihn endlich durch Verrat. Er konnte ihn nun töten. Aber viel lieber war ihm, daß der Mann, auf dessen Wort viele hörten, Christ würde. Er bot ihm zwei Fylkir, volkreiche, guten Gerstenboden. Der Jarl schwieg. Er bot ihm drei, vier — endlich fünf. Da ward

Jarl Harekr Christ: und versprach obenein, seinen Nachbar und Schwager dem König in die Hände zu liefern. Das war Eyvindr Kinnrifa: wohl hab' ich ihn gekannt: ein tapfrer, treuer Mann: wortkarg, aber voller Runen —: einen Zauberer schalten ihn deshalb die Christen. Den lud Harekr zu sich: sie wollten beraten, wie die Götter zu schirmen seien gegen Olaf. Und der Heide kam zu seinem Schwager voll Vertrauen. Da gab ihn Harekr gebunden dem König. Der redete ihm zu: erst in Güte, dann in Zorn: Eyvindr sagte nur ein Wort: „Ich bleibe bei Odhin." Da ließ der König ihn ausziehen. Und ließ ihm ein Becken voll glühender Kohlen auf den Bauch stellen: und bot ihm seine Tochter, falls er die Taufe nähme: aber Eyvindr schrie nicht, obwohl ihm die Gedärme brannten: er sprach nur nochmal: „Ich bleibe bei Odhin." Und starb.

Darauf fing der König den Jarl Raudhr von Godhey, einen eifrigen Opferer: er fing ihn, weil Raudhr seinen speerwunden Freund nicht im Stiche lassen wollte: denn Raudhr hätte sich leicht retten können, so rasch war er zu Fuß. Und bot auch ihm der König Wahl zwischen Taufe und Königstochter oder dem Tod und der Christenhölle: da sprach Raudhr, obwohl er vorher alle seine gefangenen Mannen und seinen Freund Thorir den Hirsch unter grausamen Qualen hatte sterben sehen, weil sie die Taufe geweigert: „Ich will viel lieber mit meinen Freunden in die Hölle als mit dir in den Himmel." Da zwang der König eine Natter, dem Jarl durch den Mund in den Leib zu kriechen und sich durchzufressen bis zu dem harten Herzen des Heiden. Diesen König haben sie, kaum war er dreizehn Monate tot, heilig gesprochen. —

So wird Halogaland bekehrt: soweit die Leute nicht als Vikinge ausfahren und entweichen.

Die Christen reden viel von denen, die erschlagen werden, weil sie den Leuten, die es nicht wollen, durch fremde Waffen das Kreuz aufzwingen. Aber von denen reden sie selten, die unter scheußlichen Thaten der Christenkönige und Priester sterben, weil sie Treue halten den alten Göttern. —

Aber ich wollte ja schreiben, was Valgardhrs Anliegen ist. Schon vor vielen Jahren, als noch fast unsere ganze Insel im Herzen heidnisch war, hat er Odhin an dem Quell hier oft geopfert: und jeden Wunsch hat ihm Odhin erfüllt, den er unter dem Quellopfer gewünscht. Vor zwölf Nächten nun waren sie mit ihrem Drachen in schweren Sturm gekommen. Und war das zwar nur wenig schlimm gewesen.

Denn der Drache ist fest und Valgardhr ein guter Steurer. Und die Haffrau — ich weiß es — war ihm von jeher hold. Daß nämlich die Haffrau lebt, — das weiß ich gewiß.

Und das wird auch der Bischof nicht bestreiten.

Und daß sie nicht nur schadet, wie des Bischofs Sohn sagt, sondern auch schützt, hab' ich selber oft erfahren: so oft wir ein Böcklein opferten, ward die See stiller. —

Aber die Haffrau gebeut nur den Wellen, nicht den Eisbergen. Und als die Wellen sich gelegt —: nach starkem Opfer für die Haffrau — siehe — da kamen von Norden in unabsehbarem Eistreiben Eisschollen, Eisscheiben, Eisberge geschwommen: und drückten das gute Schiff zusammen, daß es laut stöhnte und ächzte wie ein Mensch in den Pranken des Eisbären. Und war kein Hoffen mehr: denn schon war eine Planke am Steuer eingedrückt: und Eis und Wasser drang in den Raum mit sehr starker Gewalt. Valgardhr drückte mit letzter Kraft seinen breiten Schild in den klaffenden, sprudelnden Spalt und flehte,

den Tod vor Augen, zu Odhin und gelobte, wenn er ihn rette aus der Eisumarmung, ein Hauptopfer am Odhinsquell meines Gehöftes, wo er ihm oft schon geopfert habe. Und siehe: — kaum war das Gelübde gelobt, — um sprang der Wind nach Ost, trieb die größte Eisbank zur Seite und, frei von Treibeis, in schönem blauen Fahrwasser schwamm alsbald das gute Schiff. Und eine weiße Möwe ließ sich nieder am Fockmast. Nun weiß jeder, daß Hvitmar, Odhins Windbotin, im Möwenhemde fährt. Nicht, wahrlich, will ich bezweifeln, daß gute Gewalten Wünsche gewähren: und oft haben sich Gelübde und Opfer, bei dem Quellbronn geleistet, bewährt.

Und das ist ganz unwahr, was neulich der Bischofssohn sagte, daß es gleich sei, an welchen Stätten man Gebet, Gelübde, Opfer darbringe: dem sprach ich entgegen: „Erachten nicht auch die Christenpriester, daß zu Rumaburg oder gar zu Jorsala Gebet, Gelübde, Opfer mehr wirke als anderswo?"

Da mußte er schweigen.

Wie immer das sei: — erfüllen soll Valgardhr sein Gelübde.

Das Gesetz verbietet nur den Christen der Insel das Opfer, nicht fremden Heidengästen. Zwar nicht Isleifr der Bischof, aber der Bischofssohn wird arg schelten: doch bis er es erfährt, ist das Opfer längst gebracht, Valgardhr wieder unter Segel und ich will doch sehen, ob sie mich strafen können für das, was andere gethan. Denn ich halte mein Wort und das Landrecht: Ich opfere nicht mit und gehe gar nicht zum Opfer.

XVII.

Sowie Baldur hoch genug am Himmel emporgefahren war, um Haralds und Frodhis Land überschauen zu können, blickte er treu besorgt dahin. Befriedigt sprach er dann: „Eben hat Scharfauge Großauge abgelöst. Scharfauge wacht, Großauge schläft jetzt: gute Wächter sind beide.“

Die Götter hatten nämlich nicht vergessen, daß nunmehr, da der Vertrag gelöst war, die Riesen nichts mehr abhielt, die Menschen zu befehden. Und war da sehr zu besorgen, daß sie vor allen gegen Harald und Hilde würden wüten. Den Göttern aber war das Recht wieder erwachsen, die Menschen zu schützen: und so hatte Odhin gleich nach der Schlacht mit den Riesen Adler und Eule Auftrag gegeben, jenem, bei Tag, dieser bei Nacht abwechselnd Wache zu halten über Haralds Halle in Frodhisland, horstend in einer hohen Eiche, die neben dem Hause stand. Nahende Gefahr sollten sie melden mit schrillem Schrei, der bis zu Heimdall dringe an die Regenbogenbrücke und rasch die Götter zum Schutze herbeirufe. Die Eiche tränkte ihre knorrigen Wurzeln in einem klaren Quell, um deswillen wohl weiland ein Ahn — wie der unsere auf Island — gerade hier die Eckpfeiler der Halle in die Erde gesenkt hatte. Unter der Eiche aber, so früh es am Tag war, stand schon Harald und zimmerte mit eigener Hand, obwohl er ein König war, aus abgehauenen Ästen der Eiche an einer Wiege.

Neben ihm saß Hilde auf der um den Stamm laufenden Bank, sah ihm zu und summte, abwechselnd mit ihm, leisen Gesang.

„Wölbe dich, Wiege,“ sprach Harald unter der Arbeit, „werde, du weiche, aus heiligem Holze der uralten Eiche:

Frodhi früher und Frodhis Vätern gab dein gablig Geäst willig die Wiege. Und es klettre der kluge Knabe künftig geschickt in den schwankenden Ästen der Eiche." Hilde fiel ein: „Weicher wohl wiegt als die wölbende Wiege den Knaben das Knie der Mutter, so mein' ich." — Harald fuhr fort: „Schaukelnde Schiffe, rennende Rosse werden einst wiegen rauher den Recken." — Da schlossen die beiden Gatten zusammen sprechend: „Sei dann so sicher von günstigen Göttern vor Harm behütet der Held, wie da den Säugling sicherten in geweihter Wiege ängstlich die Eltern."

Da trieb Baldur das Roß durch das Goldgewölk, das den Wagen umgab: der volle Strom des Sonnenlichts fiel grüßend auf das Paar: „Gewährt wird der Wunsch," rief Harald freudig. „Das Wort wird wahr, das die Sonne gesegnet!" Und wahr ward das Wort.

Viele starke Söhne, viele schöne Töchter sproßten von Harald und Hilde. Eine Sippe im Nordland, in Raumariki, führt noch heute den Ahnenbaum auf Harald Halfdanssohn zurück: die Reginhers: und deren Hauptstamm ist uns alt verschwägert, aber ausgewandert aus Nordland nach Mittag: zuerst zu den Sachsmännern und jetzt wohnen sie auf Borkum, der Frieseninsel. —

Baldur aber gedachte weiterfahrend der düstern Gedanken Odhins: wie das Schicksal über dem Willen der Götter stehe, die Götter selbst vielleicht vergehen. — Und diese Menschenseelen, die so freudig der Hilfe der Götter vertrauen! Zumal aber mußte er immer wieder denken an den unlösbaren Zusammenhang, die Verknüpfung von Odhins mit Lokis Leben. Dies dunkle Geheimnis lag ihm schwer auf der Seele. Und fand er bei allem Nachsinnen keinen andern Gedanken als den: häßlich der Haß, verderblich die Feindschaft, die entbrannt zwischen beiden — verderblich vielleicht auch für Odhin. Denn Riesenreich

war kaum zu vernichten, ohne der Riesen neugekornen König mitzutreffen — und hing nicht Odhins an Lokis Geschick, wie umgekehrt? „Aber“ — so schloß er sein Sinnen, — „seh' ich auch nicht durch das Dunkel dieses Schicksalspruches —: Eins seh' ich klar: grauenvoll ist Groll zwischen Vater und Sohn: häßlich in sich selbst, hehlte er auch nicht andern Harm. Ich will seh'n, ob ich nicht sie versöhne. Herrlich ist das Herz Allvaters: — das suche der Sohn mit aufrichtiger Reue — dann wird es erweichen. — Und es bringe der Bruder den Bruder dem Vater zurück! Wo mag Loki wohl lauern? Ob die Erde ihn aufsog in den innersten Abgrund? —

Man rühmt,“ lächelte er, „über alle Reiche blitze mein Blick: so laß mich lugen nach Loki! — Ihr aber, schnellschwingige Schwalben, schwirrende Schwätzer, Baldurs behende Boten, die ihr freudig flattert vor meinem Gefährt — helft mir ihn holen.“

Und nicht lange hatte Baldur zu suchen, Loki zu finden. Seit er Nanna gesprochen, dürstete dieser, Baldur zu treffen. In eines sausenden Schweifsterns Gestalt war er von Breidabliks Schwelle hinabgeschossen auf die Erde. Er kam an, als die verfolgten Riesen nordwärts über Meer geflohen auf dieses Eiland. Am Fuße des Feuerbergs lagerten sie nun. Das noch zum Teil gefrorene Meer hatten sie in Eisschollen zertreten und auf diesen ungefügen Fahrzeugen mit ihren langen Stangen stoßend den Meerarm durchsteuert: Bläster der Sturmriese, als der letzte fahrend, blies ihnen günstigen Südostwind in den Rücken.

Hier trat Loki plötzlich unter sie und sprach: „Verzaget nicht, ob ihr auch jetzt auf das äußerste Ende, diese arme Ecke der Welt gewichen vor Übergewalt. Ihr kort mich zum König: — mit Worten nicht will ich, — mit Waffen euch danken Nichts Besseres zu bieten hat der Führer

den Freunden als würdigere Waffen, stärkere denn die Stangen und Steine, die bisher ihr hobet, die Feinde zu fällen. Schaut, was ich schimmernd schuf, was ich schenke: seit wechselnden Wintern wirk' ich Waffen und Wehr. Faßt sie, ihr Freunde — denn euer ist alles: Rüste dich, Riesenreich." Und er bückte sich zur Erde und strich mit dem Finger über den Steinboden hin, der ganz bedeckt war von Trümmern, die der Feuerberg seit Jahrhunderten ausgeworfen.

Dumpfes Grollen und Krachen scholl von unten: die Erde spaltete sich plötzlich, wo der Feuergott den Strich mit dem Zeigefinger gezogen, und in der Höhle, die sich nun aufthat, sahen die Riesen mit freudigem Staunen Waffen, Waffen ohne Zahl, aus Erz und aus Eisen schimmernd geschmiedet: Helme und Harnische, Schuppen und Schilde, lange Lanzen, schwere Schwerter und hauende Hämmer. Sie vergaßen ihre Wunden, ihre Müde und stürzten mit wildem Jubel auf die Waffen, die von den leise aus der Erde züngelnden Flammen funkelnd beleuchtet wurden.

Stolz und befriedigt übersah Loki die nun neu Gewaffneten: „Geht jetzt, ihr Guten, eurer Wunden zu warten, durch Schlaf euch zu stärken hier auf dem Eiland oder in der Heimat. Ich habe für mich noch eine Waffe zu vollenden: einen spitzen Speer, daß er würdig des Werfers werde — und des zu Wundenden." Wohlmeinend warnte Surtur, der eine arge Wunde von Odhins Speer im Arme trug: „Kühn bist du, König, daß du allein hier ausharrst. Weh, wenn dich von Walhall die Sieger ersehen — alles ist offen vor Baldurs Blick! — und wenn alle die Asen auf dich einen, Einsamen fallen, die vielen Feinde."

Lachend die Locken schüttelte Loki: „Laß sie kommen, die Klaren. Als Wohnung mir weiß ich, als edelstes

Obdach, zündende Zuflucht: keiner noch kam in dieses Felsens Feuer gefahren: es atmet drinnen nur einer: laß sehn, ob die Sieger mich suchen in flammendem Feuer. Eilet, ihr alle, schnell zu verschwinden. Schon ahn' ich im Osten duftiges Dämmern, ein leises Leuchten. Bald bringt Baldur den Tag."

Rasch zerstreuten sich die Riesen in Klüfte und Höhlen; die Wasserriesen tauchten in die See, andere schifften wieder auf Eisschollen festlandwärts. Denn jetzt fuhr als der letzte, hinter ihnen, in ihre als Segel ausgespannten Mäntel blasend, Nordhanvedhr, der Nordsturmriese.

Loki aber eilte in wenigen Sprüngen über Sandgeschiebe und über den Grus des mürben Gletscherschnees von dem Fuße auf den Gipfel des Feuerbergs: hier, in dessen zweigipfliger Kuppe, wo unablässig Feuer aufstieg und wo die Einfahrt in die Tiefe mündete, hier hatte er seine Werkstätte eingerichtet: und brauchte er da das Feuer nie frisch zu schüren, nur vielmehr zu dämpfen, daß es nicht allzuwild emporprassele.

Geheimnisvoll hatte er hier viele Jahre geschafft: die Rauchwolke, die meist über dem Gipfel des Berges schwebt, hatte ihn verhüllt.

Oben angelangt fuhr er lachend ein: so tief in den Schos der Erde, als sich über dieser der Berg erhebt: es freute ihn, durch züngelnde Flammen zu fahren, durch quirlenden Qualm: kein anderer außer ihm hatte je geatmet in dem glühenden Berg: aber ihm ward hier wohl. So sagt ein Spruch: „Flut liebt der Fisch, Lohe Loki, Einsamkeit Odhin." —

Alsbald — eben war Baldurs Wagen voll sichtbar geworden, emportauchend über den Rändern von Midhgardh — fuhr Loki wieder zu Tage, in der Linken einen eschenen Speerschaft, an dem er eine scharfe dreieckige Spitze

von Feuerstein befestigt hatte: in der Rechten trug er Hammer, Meißel und Feile.

Er warf einen Blick auf den immer höher klimmenden Sonnenwagen. Baldur allein stand darin: die Asen hatten nichts gemerkt von der nächtigen Waffnung der Riesen. Rings war alles friedlich: nichts regte sich an Asgardhs Thoren. „Ja, ja,“ lächelte Loki in seinen roten Bart, „ihr taget, ihr taghellen Tapfern: wir nächtigen im Nebel, wir rohen Riesen. Laß sehn, wer sichrer, besser beraten. Schon oft hat der geheime Beschluß der raschen Nacht des allzuvertrauenden Tages behäbige Weisheit überrascht. Der Tag schafft: — die Nacht vernichtet: — was geht rascher von der Hand?

Erz oder Eisen begehrst du?“ sprach er zu dem schlanken Wurfspeerschaft in seiner Hand, ihn streichelnd. „Sei nicht so vornehm! Wer weiß, ob nicht Völundhr, der Schmied, alles Erz und Eisen vereidigt hat, nicht den Sohn zu versehren. Stärker ist Stein als Erz und als Eisen! Feuerstein fand ich furchtbar gefährlich: zackig zerreißt er wilder die Wunden als Eisen und Erz, er — mein alter Vetter und Freund.“ Und er setzte sich oben auf dem Berg auf den einen der beiden Felsgipfel und hämmerte, meißelte und feilte auf das emsigste, die schon sehr scharfe Spitze des Steines noch schärfer, spitzer, bohrender zu arbeiten, gleich scharf schneidend auf beiden Seiten. —

Während er so feilte, kam die erste Schwalbe, von Baldur entsendet, geflogen, setzte sich auf eine Felsecke, Loki gegenüber und wollte anheben, ihre Botschaft zu zwitschern: aber sie hatte den Gifthauch des Feuerschlundes eingesogen —: tot fiel sie nieder.

Loki hob sie am Fittich auf und schleuderte sie in den lohenden Schlund hinab: „Schwebe, Schwalbe, geschwind

in die Höhlungen Hels. Bestelle die Stätte! Flugs folgt dein Herr hinterher."

Da kam die zweite Schwalbe geflogen in hohem Bogen: zutraulich setzte sie sich auf Lokis Schulter — da war sie sicher — und sang: „Ich schwirrende Schwalbe, Baldurs Botin, bringe vom Bruder dir Grüße der Güte. Mit Loki verlangt ihn Worte zu wechseln." Loki, rasch die Schulter emporschnellend, verscheuchte das Vögelein: er sprach, während es erschrocken, verschüchtert, sein Haupt umflatterte: „Verlangt ihn nach Loki, sage dem Sanften, so soll er ihn suchen. Meine Wohnung heißt Weh: Einöde mein Obdach, Schmach meine Schwelle. So richten gerechte, gütige Götter. Geächtet von Odhin mag jeder mich morden —: aber ich auch, der Ächter, mag wölfisch mich wehren. Verlangt ihn nach Loki, so soll er ihn suchen: — es suchte sich mancher schon selber Versehrung." Und ohne aufzublicken hämmerte er weiter an der Spitze des Speers.

Ängstlich, hastig flog die Schwalbe zurück zu dem Sonnenwagen, meldete die Antwort und fügte bei: „Geh nicht zu dem Grausen! Übel ist sein Auge. Vöglein verstehen, auf Augen zu achten." „Willst du mich warnen, winziger Wächter?" lächelte Baldur und stieß in sein goldenes Hifthorn. Alsbald kam Skirnir im Falkenhemde durch die Lüfte geflogen und stieg in den Wagen, der gerade für zwei Lenker Raum hat. Baldur übergab ihm die Zügel und schoß rasch wie ein Sonnenstrahl nach West-Nord-West: — Skirnir blickte ihm nach und sah ihn landen auf Island.

Bald stand Baldur neben Loki. Dieser, das Haupt niedergebeugt auf seine Arbeit, schien des Ankömmlings gar nicht zu achten: nur leise zuckte er den Speer empor: — aber gleich wieder schliff er an dem Stein.

„Ich grüße dich, Bruder!“ hob Baldur an. „Aus Walhall kann man dich weisen, nicht aus Baldurs Brust.“ — (Das war ein Bruder! Obzwar nur ein Stiefbruder!) — „Denke nicht, daß ich dir danke.“ — „Am Ende der Erde, im Winkel der Welt weilest du, Wildling. Und doch wäre Walhall deine würdige Wohnung.“ — „Hier bin ich der Erste. Lieber Herrscher in Hel als hörig im Himmel.“ — „Hörig! Du bist Odhins Sohn wie ich.“ — „Das eben ist's! Du bist Baldur, ‚der Beste!‘ Der Erste nach Odhin, sein Edelerbe. Was war Loki in Walhall!“ — „Ein Gott unter Göttern.“ — „Ein Knecht unter Knechten!“ rief Loki und schlug heftig mit dem Hammer einen Steinsplitter ab. „Mit Baldur berät der breitstirnige Gott: zu Baldur beugt er das hohe Haupt: mit ihm raunt er Runen! Fast wie ein Feind erfuhr Loki, zuletzt, was jenem launisch beliebte.“ — „Vertrugst du sein Vertrauen? Verdientest du seinen Dank? Oft ihm entgegen arbeitetest du.“

Laut lachte da Loki: „Wie sollte ich wohl wissen, was sein weiser Wille? Nicht meiner Treue vertraute er ihn.“ — „Im Kreise krümmen sich Wort uns um Wort. Sprich, willst du wieder wohnen in Walhall? Aus Liebe zu Loki frag' ich das freundlich.“ Da hielt der Geächtete inne in seiner Arbeit und warf den ersten Blick auf seinen Gast —: einen blitzenden Blick: „Laut lachen muß Loki!“ — aber er lachte nicht — „Liebe zu Loki! Angst um Odhin, Sorge verzehrt dich. Dir bangt nicht um den Bruder: — für den Vater fürchtest du.“ — „Ich bange um beide.“ „Für den Vater fürchte!“ rief der Zornige drohend. „Denn wisse und wahre das Wort: Loki erlegt nur Odhins Arm. Und Odhin stirbt in der Stunde, da Loki erlag.“ Baldur erbleichte: „Odhin, erliegen!“ stammelte er. „Sterben: — der Stärkste!“ — „Gelt, Goldkopf,

dir graut? Ja, auch die Götter vergehen! Und neidlose Nornen legten Loki, sich erbarmend des Bastards, der alles entbehret, dies Wort in die Wiege." Baldur erbebte — Grauen ergriff ihn. Er wankte. Gern hätte er das Wort als eitle Drohung verachtet —: aber unnennbare Angst, ahnungsvolle, zog ihm die Kehle zusammen. Denn er gedachte des zweifelhaften Runenrätsels, das ihm der Vater vertraut: — dies schien der schreckliche Schlüssel. Er schwieg lange. Man hörte nur Lokis Feile raspeln an dem Feuerstein. Funken stoben viele, feurige, schlug er mit dem Hammer darauf.

Sonst war alles öde, einsam, totenstill auf der ragenden Bergkuppe. Nur manchmal flog heißer Gischt oder ein glühender Stein aus dem Schlund und fiel zischend, verlöschend, auf die Eis- und Schneefelder ringsum. Sonst alles still.

Endlich begann Baldur: „Greulich den Guten ist Groll zwischen Vater und Sohn. Die Sterne verhüllen ihr leuchtendes Antlitz vor solchem Frevel. — Wieder nach Walhall Loki zu laden ist Baldur bemüht. Wenig, du weißt es, weigert Odhin meiner brünstigen Bitte."

„Ich weiß es!" antwortete Loki bitter. —

„Du müßtest den Schwur schwören, Treue zu tragen den Asen und Odhin." Loki prüfte mit dem Auge, dann mit dem Finger der linken Hand die Spitze des Speers. Nicht gleich floß Blut aus dem Finger: — erst als er stärker die Spitze eindrückte. „Noch nicht!" sagte er, kopfschüttelnd, und griff wieder zur Feile. Baldur aber fuhr dringender fort: „Was forderst du dafür, Frieden, unverbrüchlichen, Odhin zu eiden?"

Da sprang Loki plötzlich auf: das Handwerkszeug fiel klirrend zur Erde, nur den Speer hielt er in der Hand: „Räume mir," rief er, „das Reich!" — „Was will dies

Wort?" — „Räume mir zuvörderst den Raum an der rechten Reihe, zu engst an Odhin, auf den blanken Bänken der gastenden Götter. Mir gebührt, nicht Baldur, auf der Bank die erste der Ehren —: ich bin der Ältere." Nachdenklich sprach Baldur vor sich hin, wie mit sich selber beratend: „Nicht leicht wird mich lassen Odhin vom altgewohnten Ort. Er neigt so gern nahe das hohe Haupt uns beiden Brüdern, bald zu Thor, dem Getreuen — doch noch öfter zu mir." — — Lokis Hand zuckte am Speere: „Ruhmrede ist dir nicht ratsam!" drohte er leise. Und er riß sich ein Haar aus dem Bart und zog es, nur wenig angestrafft, an der Schneide des Speersteins —: glatt durchschnitten hielt er's in Händen. — „Nun," sprach er, liebkosend mit der Hand über das tödliche Dreieck streichend, „nun nenn' ich dich niedlich und nütz, du Nadel der Nornen."

Baldur aber hatte weiter gesonnen: „Doch ich denke," fuhr er bedächtig fort, — „viel um den Frieden opfert Odhin. — Und auf Thor, den Getreuen, noch lehnt seine Linke — —. Besser, o Bruder, fänd' ich es freilich, du trachtetest thätig nicht nach dem ersten Orte der Ehre, dem prangenden Platz der gastenden Götter, sondern es suchte mit Sehnen der Sohn den ersten Ort in dem heiligen Herzen des Vaters zu finden." Warm, tief, treu war der Klang dieser Worte.

Da warf Loki überrascht einen Blick des Staunens, dann des Mißtrauens auf Baldur: als er aber dessen Auge warm und weich leuchten sah, da zuckte es seltsam durch Lokis Züge. Er zitterte leise: eine wunderbare Wandlung schien ihn anzukommen. „Wär' es noch möglich, alles zu wenden?" hauchte er leise vor sich hin. — Dann stellte er, mit rasch entschlossener Bewegung, den Speer weit von sich weg an die Felswand, trat einen

Schritt näher auf Baldur zu und flüsterte mit leiser, an innerem Weh erstickender Stimme: „Wenig Witz wohnt in dir, Weißer, weißt du noch nicht, daß mein Haß gegen den Hohen nur —: verlorene Liebe. — Ehrt mich Odhin, giebt er mir Gunst, hält er im Herzen mich hoch, — so wird Loki ihn lieben, lodernder als der blasse Baldur, treuer als Thor — und ihm der Mutter Zähren verzeihen. Aber der erste bin ich überall, wo immer ich bin —: nie, gezwungen, der zweite: — auch nicht im Herzen des Vaters."

Mißbilligend, staunend sprach Baldur: „Loki, Liebe ist frei. Was zwänge Odhin mit Zwang?" Da trat Loki ganz dicht an ihn heran und, nachdem er sich scheu, auch dieser Einsamkeit mißtrauend, umgesehen, lispelte er leise in sein Ohr: „Zauber!"

Empört trat Baldur einen Schritt zurück: aber Loki in dem heißen Drang seines Herzens verstand dies nicht — er folgte ihm eifrig nach und flüsterte weiter: — „Sieh her" — und hastig, mit zitternder Hand, holte er aus seinem Brustlatz ein kleines Büchschen von rotem, gehöhltem Stein —: „Gewürz und Wurzeln kochte ich künstlich: — nein — nein! Bange nicht um sein Leben! — seine Liebe begehr' ich heißer als die Flamme die Luft. Seinen Tod nur, weil er Liebe versagt. — Wohlan, erwahre das Wort, daß du Loki liebest. — Alle Abend beutst du den Becher gefüllt dem Vater —: wohlan — träufle ihm heut' Abend diese Tropfen in den Trank, lisple dazu ‚Loki' — und Loki ist sein Liebling!"

Aber unwillig riß Baldur ihm das Gefäß aus der Hand und schleuderte es auf den Felsboden, daß es zersprang: statt Tropfen sprühten Funken heraus.

„Niemals, du Neiding!" rief er entrüstet. „Durch Zauber

bezwingen das heiligste Herz? Liebe erlisten? Schändlich und scheußlich!“ —

Loki war vor Zorn blaß geworden — das ist das gefährlichste Zeichen des Zorns. „Hab' ich dich, Heuchler?“ schrie er. „Dir bangt nicht um den Bruder — auch für den Vater nicht fürchtest du: — nur herrschen willst du in Herzen und Hallen!“ — Und er trat weit zurück an den Fels. „Lästernder Lügner!“ erwiderte Baldur. „Niedrigen Neid nur ahnst du in andern, weil er selbst dich verzehrt. Thöricht traute ich deinen Drohungen, falsche Furcht um den Vater befiel mich. Wie kann, was so klein, an so Ragendes reichen! Und ist's doch undenkbar, daß Götter vergehen! Ewig ist Odhin! Unsterblich sind wir alle, wir Asen!“ — „Glück zu dem Glauben! — — — Wende dich westlich —: dort winkt dir ein Weib. Ist's nicht Nanna, die naht?“ Und Baldur wandte sich westwärts, Loki den Rücken kehrend. Wirklich sah er von dort auf einer Wolke Nanna in Eile heranfliegen, die Arme erhebend mit ängstlichster Geberde.

Es war sein letzter Blick — bis auf einen. —

Denn ehe er sich wandte, warf ihm Loki den Speer so stark in den Nacken, daß die Spitze vorn an der Kehle herausdrang.

Lautlos fiel er auf das Antlitz nieder. —

„Glaubst du's jetzt, daß auch Götter sterben? Da liegt der erste.“

Und blitzschnell fuhr Loki in den Feuerberg hinab.

Hoch auf schlug flammend daraus die Lohe.

Aber Baldur war noch nicht tot: nur auf den Tod getroffen.

Nanna hatte den Speer fliegen, den Gatten fallen sehn.

Mit einem grellen Schrei warf sie sich nach vorwärts

von der Wolke herab auf den Berg: — ihre Hände berührten noch Baldurs Haupt —: ihr flutendes Haar flog ihm über den Nacken.

Aber sie war tot. Und tot mit ihr war Baldurs Erbe.

XVIII.

Hart hinter ihr war Heimdall auf einer zweiten Wolke herangeschwebt. Auch er hatte noch in der Luft alles mit angesehen. Jetzt, da er neben den beiden Gatten zur Erde sprang, lähmte ihn Entsetzen einen Augenblick. Dann aber setzte er sein Horn an den Mund und blies dreimal den Mordruf, so furchtbar stark, so grauenhaft, daß die Erde in ihren Grundfesten schütterte und das Horn bei dem dritten Stoß gellend zersprang. Und alsbald kamen von allen Seiten die Götter und die Göttinnen geflogen, voller Furcht und Schrecken. Zuerst hatten alle nach der Regenbogenbrücke geblickt, wähnend, sie sei von den Riesen überrascht und Heimdall, der sterbende Wächter, ermordet: aber sie sahen die Brücke ungefährdet und Fro an Heimdalls Stelle Wache haltend. Nur Odhin hatte gleich erkannt, von woher der Schall gedrungen war: er blies, auf der Schwelle seiner Halle Gladsheim stehend, — Zukunftsrunen hatte er eben auf ihr losend geworfen! — das Gewölk, das, aus dem Feuerberg aufsteigend, unser Eiland verhüllt hatte, hinweg: und sofort sah er und bald sahen alle andern Baldur und Nanna wie tot auf dem Gipfel des Berges liegen. —

Schnell, wie nur Gedanken fliegen und Götter, waren sie alle zur Stelle. Nur Fro blieb auf seiner Wacht. Und

wird nun mancher fragen, wie das gekommen war, daß Nanna gerade jetzt hierher eilte. Das war aber so gekommen.

Bald nachdem Loki sie verlassen, — sie hatte seinen Scheideblick gesehen — war ihr rasch, wie Gewölk vor dem Winde zieht, Zweifel in die Seele gezogen, ob sie wohlgethan, des Gatten Geheimnis zu verraten. Freilich: sie waren Brüder. Und Nanna wußte von keiner Feindschaft zwischen beiden. Aber doch kam ihr nochmal vor dem Einschlafen Zweifel, beinahe Reue. Gerne hätte sie wenigstens Baldur alles gesagt.

Aber dieser war die Nacht nicht nach Hause gekommen aus der Verfolgung der Riesen. In der Nacht kamen ihr böse Träume: sie sah Baldur rücklings vom Speere durchbohrt: Loki stand dabei und lachte. Mit einem Weheschrei fuhr sie aus Traum und Schlaf empor: sie griff nach dem Lager an ihrer Seite: es war leer. Stundenlang lag sie nun wach. Erst gegen Morgen sank die Erschöpfte in tiefsten Schlaf. So hatte sie Baldur gefunden: er hatte sie nicht wecken wollen. Als sie nach seinem Scheiden erwachte, fiel ihr die Angst des Traumes wieder schwer aufs Herz. Hastig sprang sie von dem Lager: es war heller Tag: sie wußte, Baldur war schon mit dem Sonnenwagen aufgebrochen. Von Angst gescheucht wie ein Reh eilte sie aus Breidhablik nach der Regenbogenbrücke. Heimdall führte sie auf ihr Bitten auf der Brücke schwindelhohe Wölbung, von wo man weithin Himmel und Erde übersieht. Bald erschaute sie in dem Sonnenwagen an ihres Gatten Stelle Skirnir. Angstvoll spähte sie umher. Da sah sie Baldur auf dem Feuerberg Islands mit Loki Zwiesprach tauschen.

Mit steigender Furcht riß sie Heimdall, diesem unterwegs ihre Sorge vertrauend, mit sich fort gen Island.

Heiß erschrak der Götterwächter: wußte er doch, was Nanna nicht wußte, daß Loki über Nacht, geächtet, der Riesen Haupt, der Götter Feind geworden war. Kaum konnte der rasche, starke Gott, nachdem er Fro, den er am Eingang der Brücke traf, gebeten, ihn abzulösen, dem Fluge des Weibes folgen, welches die Sorge der Seele dahinriß. So kamen sie beide gerade recht, den Speerwurf Lokis zu sehen, nicht mehr recht, ihn zu hemmen. —

Als nun fast alle Götter und Göttinnen, von dem furchtbaren Rufen Heimdalls aufgeschreckt und herbeigeholt, um die tote Nanna und den tiefwunden Baldur versammelt standen, wollten sich alle zugleich herzudrängen, zu helfen. Odhin aber, alle zurückweisend, winkte Frigg: „Du hast ihn geboren — du hast das nächste Recht: hilf mir."

Langsam, leise mit schonender Hand, wie man ein krankes Kind auf den Armen wendet, hob der mächtige Gott Baldur vom Boden empor und legte ihn, das Antlitz von Nanna abgewendet, mit dem blassen Haupt auf den Schoß der Mutter, die weinend, aber wortlos, auf den harten Felsen sich niederließ.

Baldur vermochte nicht, die Augen zu öffnen: „Du bist es, Vater," hauchte er leise, „ich hörte deine Stimme. Und das an meiner Wange, das ist deine Hand, liebe Mutter — ich kenne sie —: Nanna aber ist wohl tot: — sonst hielte sie meine Hand. Der Schrei, den ich vernahm, — es war ihr Todesruf um Baldur."

Alle Götter und Göttinnen weinten. Odhin stützte sich mit aller Macht auf seinen Speer. Er bebte vor Schmerz, so daß auch der Speer bebte. „Er kann doch nicht sterben?" fragte leise Thor, ihn am Arme zupfend: „kein Gott stirbt." „Tot liegt Nanna die Göttin!" sprach Odhin. „Und um Baldurs Augen lagern dieselben Schatten, wie auf Augen

der Menschen, bevor sie sterben." Und er beugte sich wieder über den Wunden, legte ihm die Hand aufs Herz — da stockte der Schmerz augenblicklich — und sah scharf nach der Wunde. „Wenn er sterben kann, muß er sterben," sagte er leise zu Thor. „Aber er wird wohl noch leben, so lang der Speer in der Wunde steckt." „Vater," rief Thor, den Hammer erhebend, „wir müssen ihn rächen." — „Das wollen wir. Heimdall, kannst du beschwören, wer diesen Speer geworfen, der Lokis Hausmarke trägt?" „Bei deinem heiligen Haupte," sprach Heimdall: „Loki warf den Speer." „Wohin wich er?" frug Thor sich aufrichtend. — „Hier hinab! In den Feuerschlund ist er gefahren." „Dahin kann niemand ihm folgen," sprach Bragi.

„Kein Atmender trüge die Glut," sprach Tyr.

„Und — schlimmer — den giftigen Qualm," warnte Freir. Odhin warf einen Blick auf Thor: „Ich fahre hinab," sprach er, „Baldur zu rächen." „Und ich folge dem Vater," rief Thor. Entsetzen faßte alle Götter und Göttinnen: „Soll ich heute zwei Brüder und den Vater verlieren?" klagte Freia, die Zarte. Frigg aber sprach, das Blut, das langsam aus Baldurs Wunde sickerte, mit ihrem weichen goldnen Haar hemmend: „Laß sie, Tochter: besser verderben alle drei, als daß Baldur liege ungerächt." — „Komm denn, Thor, mein Sohn! hinunter! auf Leben und Tod!"

Ich dachte nicht, daß außer mir mein Gehöft noch Männer berge, die so treu der alten Götter gedenken!

Auf dem schmalen Vikingdrachen muß Raum gespart werden: wenig, fast gar kein Opfergerät hat Valgardhr an Bord. Wir sorgten, wie er das Opfer ausrichten solle,

ohne Blutkessel und Mischkrüge mit den Opferrunen. Da winkte mir Knut, mein Knecht, der uns beraten gehört, und flüsterte. „Lieber Herr, nicht sorge um das Opfergerät! Als des Bischofs Gebot erging, alles Opferzeug auszuliefern, um es zu zerschlagen und einzuschmelzen, — da habe ich deinen Befehl nicht ganz erfüllt. Dir widerstrebte es, die Schalen, daraus dein Vater oft gespendet, selbst auszuhändigen. Mir trugst du es auf! Aber ich, obzwar nur Thor der Knechte Gott, nicht Odhin, habe doch wie Thors so Odhins und Friggs Opfergerät, das heißt: das beste, das dein Vater beim Großopfer brauchte, geborgen am Gestad in der Klippenhöhle, die nur du kennst, dein Sohn und ich.

Ich hole sie: mit jauchzendem Herzen, daß sie noch einmal dienen dürfen den alten Göttern." — Ich hab' ihn gestraft, weil er ungehorsam gewesen war: ich verbot ihm Mittag den Speck. Aber ich hab' ihm gelohnt, daß er an den Göttern hing und an meinem Vater: ich gab ihm mein eignes Horn voll Ael zu trinken. —

— Das Schneehuhn streicht immer höher die Gletscher hinauf. So wird es nun bald stärker und stärker tauen in der Niederung.

XIX.

Stark schirmte und wehrte sich der Feuerkönig in seiner Feuerburg.

Sowie die beiden Rächer durch den trichtergleichen Eingang abwärts glitten, schlug ihnen entgegen gelber Dampf von eitel Schwefel, dessen Dunst sie fast betäubte. Sie hielten den Atem an — und drangen weiter. Nun um-

gab sie finsterste Nacht: jeder Schein von Licht aus der Oberwelt war hinter ihnen erloschen. Sie tasteten im Dunkeln, reglos, ratlos. Endlich griff Odhin in einen Spalt, eine schmale Felsritze, kaum breit genug, ihn seitlings durchzulassen.

Als auch Thor — mit Mühe — sich hindurchgezwängt, zischte ihnen siedheißes Wasser von unten her entgegen, wie es der Berg oft auch aus seiner Gipfelhöhle wirft: hat doch solch Siedwasser und Erdfeuer zugleich vor wenigen Menschenaltern den Hof zu Dynskogar zerstört. Entgegen dem heißen Strahl stiegen sie abwärts, oft ausgleitend auf den glatten, nassen Felsplatten: abwärts, immer tiefer, dahin, wo ein dünner, aber heller Lichtstreif jetzt sie lockte. Sie schritten dem Glanz entgegen, der in der Ferne aussah wie ein einziger Stern von finstrem Nachtgewölk umrahmt. Schon besorgte Odhin, es sei das Tageslicht, der Berg hier durchbohrt und Loki ins Freie entwischt. Aber als sie näher kamen — dumpfes Rauschen unterirdischer Wasser brauste tief unter ihren Füßen, — erkannten sie: es war nicht das Tageslicht, sondern viel röter.

Es war aber eitel Feuer: es füllte den Grundkessel des Berges: Lokis letzte Zuflucht. In breiten Strömen wogend, bald in Garben sich hoch aufbäumend, bald in immer höher steigenden Zackenwellen emporlodernd, bald wie eine Brandung emporspritzend flüssige Gluttropfen — denn viel Eisen schwamm da, weißglühend geschmolzen, — flutete das Feuer prasselnd, flackernd, sieben Mannslängen tief. Und wie der Lachs den Wasserfall hinab und hinauf schnalzend sich schnellt und sich im Sprung überschlägt in wohliger Lust am Wasser, wie die Lachmöwe im kreisenden Fluge jauchzt vor wohliger Lust an der atmenden Luft, — — so tummelte sich, springend und schwimmend, bald heraushüpfend, bald tauchend in den

tiefsten Grund, mit wohliger Lust am Feuer Loki. Sowie seiner Thor ansichtig ward, fuhr er auf ihn los, ihn zu greifen.

Aber Loki warf ihm mit der Hand eine Feuerwelle ins Gesicht, daß Thors wallender Bart, ja die Wimpern ihm versengt wurden: geblendet wich der Donnerer zurück, aufschreiend vor Wut und Weh.

„Haha," lachte Loki, sich überschlagend im Feuer, „wie mundet, Brüderlein, Lokis Willkommtrunk? Ja, Bruderliebe ist nicht so heiß wie Feuer! Was ist heißer wie Feuer?" „Vaterliebe und Vaterzorn!" rief Odhin mit furchtbarer Stimme, daß der hohle Berg erdröhnte. Er ließ den Speer fallen und sprang mitten in die Glut: mit beiden Händen griff er Loki. Dieser wand sich wie ein Aal in seinen Fäusten: aber der Rächer ließ nicht los: er drückte ihm die Kehle zusammen, daß Loki der Atem stockte — da stockte auch sofort des Feuers Atem: — es erlosch plötzlich.

Odhin aber schleppte, den Speer mit der Linken wieder aufraffend, den fast Erstickten an den nächsten Spalt, bis zu welchem Thor zurückgewichen war. Hier ergriff der Donnergott den Gefangenen: „Ich werde ihn halten," sprach er: „durchbohre ihn mit dem Speere." „Nein," erwiderte Odhin: „Gericht, nicht Mord! Er muß hinauf!" Und den kaum noch Widerstrebenden zogen nun und trugen an Händen und Füßen gefaßt die beiden Starken aufwärts, den Weg, den sie gekommen.

Nur einmal noch rüttelte Loki furchtbar an den vier Fäusten, die ihn hielten: als er, durch den Trichter des Eingangs auf die Oberwelt emporgehoben, Baldur liegen sah. Da hätte er fast sich losgerissen. Aber mit einem Schrei der Wut stürzten nun alle Götter, da sie den Mörder erblickten, auf ihn zu: mit der Doppeleisenkette,

die Heimdall im Gürtel trug, Asgardhs Thüre von innen zu sperren, ward er an Händen und Füßen gefesselt, so daß er kaum einen Schritt schreiten konnte. So zerrten die Asen ihn vor Baldurs bleiches Antlitz.

Odhin war schon vorher von dem Gebundenen hinweggeeilt zu dem Totwunden und hatte dessen Haupt sanft höher gelegt. Sowie Lokis Blick auf die Wunde fiel, schoß das Blut in Strömen heraus. „Das Blutgericht, das Bahrgericht!“ riefen alle Götter und Göttinnen. „Nicht ist mehr mein Zeugnis not,“ sprach Heimdall: „das Mordblut selbst hat gezeugt.“ „Es hat sich ganz umsonst bemüht,“ lachte Loki. „Keinerlei Zeugnis bedarfs bei geständigem Mund. Ich hab's gethan, ich thät's nochmal: und reden wird man von dieser That so lang . . . —“ „So lang Frevel verflucht wird,“ fiel Odhin ein. — „Gereiht zum Gericht, zu tagen im Ding sind die Götter gesamt. Ihr habt gesehen und gehört: er ist schuldig: welch Urteil findet ihr dem Mörder?“ „Den Tod!“ riefen alle Götter zugleich.

„Das Urteil ist gefunden — er selber wird's nicht schelten. Wagst du's zu schelten?“ Loki zuckte die Achseln. „Thut wie ihr müßt: wie ich gethan.“ — „Ich habe sie beide gezeugt, den Mörder und den Gemordeten. Wer hat näheres Recht — so frag' ich die Urteilfinder — den Spruch zu vollstrecken?“ „Du sollst ihn töten!“ riefen alle außer Thor.

Baldur mühte sich vergeblich, zu sprechen. Und Odhin hob den Speer. Furchtlos, ohne Zucken der Wimper, sah ihm Loki ins Auge. „Stoß zu,“ sprach er, „ungleich liebender Vater.“ „Nein,“ rief Thor und rührte an Odhins Arm. „Wild war ich vor Wut da unten im Berge —: hier verkühlte mein Zorn: — nicht der Vater soll den Sohn töten. — Auch ich mag es nicht thun, der Halb-

bruder. Laßt irgend einen ihm nicht verwandten meinen Hammer auf ihn werfen!"

„Haha," höhnte Loki, „hast du schon wieder vergessen, daß dein Hammer mir nichts anthun kann?"

„Laß sehn," sprach Odhin, neu ergrimmend, „ob nicht dich tötet auch der Speer, dem alles Leben erliegt —: solche Siegrunen haben die Nornen mir darauf geritzt." „Runenweiser ist keiner als Odhin," lächelte Loki. „Und die Runen, von Nornen geritzt, liest niemand als du. So lies denn, was hier über Lokis Herzen geritzt steht." Im Ringen mit den Göttern war sein rotbraunes Wams in der Mittelnaht zerrissen: — weit klaffte es auf der Brust auseinander. Sich vorbeugend sah Odhin über der Herzstätte in roten Strichen Runen geritzt. Er las: „Loki, Laufejas Sohn, in die Wiege dir werfen wir neidlose Nornen dem armen Enterbten: es taugt, dich zu töten, mit Speeres Spitze, Odhin allein." „Wohlan!" rief Odhin und hob wieder den Speer.

„Lies weiter," lächelte, bedeutsam mahnend, Loki.

„Odhin aber stirbt in der Stunde, da den Sohn er versehrt."

Da fiel Entsetzen auf alle, die das hörten.

Frigg vergaß des sterbenden Sohnes auf ihren Knieen: sie schrie laut vor Schreck: sie wollte aufspringen: aber gehemmt durch die teure Last sank sie wieder auf den Fels.

„Sei's drum," sprach Odhin, ernst und edeln Zornes voll: „Ich räche Baldur." Und er faßte fester den Schaft des Speers. Da klang, alle erstaunend und erschreckend, eine herzerschütternde Stimme: „Vater, halt ein!" Es war Baldurs Stimme. Mit großer Anstrengung hatte er von dem Schoß der Mutter das Haupt ein wenig erhoben: flehend streckte er beide Hände aus: „Ich flehe dich an! Was wird aus der Welt, wenn Odhin endet? Und

wir wissen's nun wohl: auch Götter vergehn." Und er sank zurück.

„Wer weiß! Loki lügt, so lang' er lebt," zweifelte Hönir, der Meergott, der jenen bitter haßte. „Aber die Nornen lügen nicht," antwortete Odhin. „Ich kenne die Runen, die keine Hand als ihre ritzt. Es ist ihr Schicksalspruch." „Und das erste Stück," fiel Thor ein, „erwies sich schon als wahr: mein Miölnir, der alles zertrümmert, fiel wie eine Feder auf sein Haupt, den Helm nur zerhauend. Das zweite Stück: — — wahrlich wir wollen nicht wagen, zu prüfen, ob es unwahr." Odhin sprach traurig sinnend: „Unlieb und lästig, leid ward mir das Leben, da Baldur erblaßt! Weh über die Welt! Ihr Licht ist erloschen, ihr Lenz ist verloren. Trauer und Trübsal dämmern nun dunkel, nahen nun nächtig all über das All. Am liebsten ließ ich das Leben, sühnend den Sohn." „Und wer wacht über Walhall, wenn Odhin erlag?" fragte Thor. „Wahrlich, ich wenig Weiser, nicht wüßte die Welt ich zu wahren noch die guten Götter, mir sämtlich gesellt. Was wiegen wir alle gegen Odhin den Einen? Krieger sind wir, kühne, doch kunstlose Kämpfer: — als Feldherr führt uns alle der Eine. Arme sind wir alle, hurtige Hände: — aber Odhin das hohe Haupt!" „Starb der Starke," rief Heimdall, „bald werden nach Walhall, brechend die Brücke, reiten die Riesen!" Aber Odhin schwieg noch immer, leise das Haupt schüttelnd.

Da flüsterte Baldur, der ihn erriet: „Nicht taugt es, den Tod sich selber zu suchen: Odhin — Allvater." „Starb der Starke, weh über die Welt!" riefen alle Götter und Göttinnen zumal. Schweigend auf den Speer gelehnt, mit geschlossenen Augen war Odhin für sich sinnend gestanden. Nun sprach er, aufblickend: „Ich will ihn nicht töten: — er ist mein Sohn! Und das Ende des Alls,

— wohl wär' es nicht weit, wenn der Vater des Sohnes Blut vergoß: — schrecklich genug, daß Bruder den Bruder erschlug. Sage, Loki, warum thatest du diese That?"

Da trat Loki, verstrickt in seinen Banden, mit Mühe einen Schritt gegen Odhin vor, hob die beiden, in ihren Ketten klirrenden Arme gegen ihn empor und sah ihm ins Auge: tiefes Weh durchzuckte sein schönes Antlitz, das Odhin so wundersam glich: „Warum ich das that? Ich will es dir sagen! Aus Liebe zu dir."

Ein Aufschrei entrang sich allen Göttern — Odhin trat einen Schritt zurück: — aber Loki folgte ihm in seinen Fesseln.

„Nicht Hohn ist das, wie ihr andern wähnt! — Seht, Odhin hat es verstanden — denn er erbleicht! — Ja, aus Liebe zu dir, aus lodernder Liebe! Oder, was dasselbe, im Wort nur gewechselt: aus Eifersucht auf den Blondkopf, der deinem Herzen am nächsten, wie am nächsten sein Goldgelock deiner Schulter beim Mahle war. — Ich bat ihn, mir dein Herz gewinnen zu helfen —: er aber verschüttete mir den köstlichen Trank, daran ich gebraut jahrelang: — er selbst, eifersüchtig, mißgönnte mir deine Liebe." Finster sprach Odhin, die Augen halb schließend, wie er pflag in tiefer Erregung: „Grauen und Abscheu weckteſt du stets mir! — Jetzt jäher als je! — Liebe erzwingen! Immer mahntest du mich und jetzt mehr denn je, mit diesem Wort, mit diesem Werk mahnst du mich an . . . —" „An meine Mutter und an deine Schuld!" schrie Loki in wildestem Weh, wie ein gequältes Tier, mit gellendem Schrei, daß die Felsen des Berges wiederhallten und alle Götter erschraken. Heißes Rot schoß da über Friggs Wangen. Baldur zuckte: „Loki — schone den Vater!" so bat er.

Aber Loki fuhr fort: mit laut gellender Stimme: „Hat er meine Mutter geschont? — Ha, sprach ich endlich das

Wort, das ich jahrelang im Herzen verschlossen, ringend zwischen lodernder Liebe und heißestem Haß? — Bebt und erblaßt ihr, unfreie Asen, weil endlich einer gewagt hat, eurem Götterkönig, eurem edeln Allvater, eurem weisen Walhallwalter mit dem heiligen Herzen, die Wahrheit zu werfen in sein allzugewaltiges Antlitz? Ha, starke Wollust dieser Stunde! Sie vergütet jahrelanges Leid! Freier bin ich in meinen Fesseln als alle ihr Asen, die ihr euch rühmt, mich zu richten: freier bin ich: denn euch bindet Bangen vor Odhin, euch alle: ich fürchte nicht die Furchen und Falten seiner stolzen Stirn, ich trotze ihm in meinen Ketten! Hört und schaudert und . . . —" „Schweig, Lästerer!" rief Thor und wollte ihm mit dem Mantel den Mund verhalten. „Laß ihn reden," sprach Odhin dumpf. „Er steht vor Gericht: so laß ihn sagen, was er für sich zu sagen hat." — Und er trat abseits von Loki: leiser Schauer rüttelte ihn wie ein böser Gedanke: er zog den Schlapphut tiefer in das Antlitz.

„Es gefiel euch nicht," hob Loki an, „was ich sagte: aus Liebe zu Odhin ermordete ich Baldur? So hört denn, ob euch mein andrer Grund besser gefällt: ich rächte meine Mutter, das einzige Herz, das den Loki geliebt. Den Anmaßer meines Erbes, den Räuber meines Rechts räumte ich aus meinem Reich: denn, waltete Recht im wonnigen Walhall — so war ich, nicht Baldur, der Edelerbe von Asgardh." „Thor, mein starker Sohn," rief Frigg, „stopf' ihm den Mund!" Aber Baldur streichelte mit matt erhobener Hand besänftigend ihr Kinn.

„Hört," fuhr Loki fort, „ihr redlichen Richter, hört eine alte Geschichte.

Dreißig Winter ist sie alt —: aber oft und oft hat die liebe Mutter, bis sie starb, dem Knaben davon erzählt — achte, Odhin, denn du weißt sie am besten! ob ich

mir sie gemerkt — laß mich nicht lügen, red' ich nicht richtig. —

Nicht von den andern Mädchen und Weibern will ich reden, die der Wanderer gewann zu seiner Lust in jungen Tagen. Schön war er immer, obzwar nie so schön wie jetzt: denn von Jahr zu Jahr mehr muß ich es lieben, in sein verhaßtes Antlitz zu schaun. Schön war er: und wonnestark und geheimnisvoll: und seine Stimme konnte so weich bittend flüstern und werben, wie des Abendwinds schmeichelndes Wehen. In ihm aber loderten wilde Gluten: und gar nicht gefiel ihm, sie zu zähmen. — So zog er durch Himmel und Erde, durch alle neun Welten, von Asgardh und Alfheim durch Midhgardh nach Niflheim hin, ein wegfährtiger Wanderer.

Nicht als der Götterkönig, dem Frigg verlobt war als Braut —: verkleidet zog er mit Schlapphut und Mantel: und wo er kam, da lächelten sie, wo er schied: — da fluchten die Frauen. Denn keine widerstand ihm, die er begehrte und versuchte mit der weichen, der herzbethörenden Rede. Man sagt, manche Männer tragen weibergewinnenden Zauberring: Odhin brauchte keinen: der Zauber lag in seinem Blick, in seinem Wort, in seiner allfortreißenden Glut. Ich schweige der andern, ich schweige auch Gunlödhs" — da zuckte Odhin leise, — „von der er doch selber gesungen in seinem stolzen Liede: ‚Gunlödh schenkte mir in goldner Schale einen Trunk der teueren Tropfen. Übel vergalt ich gleichwohl der Guten, ihres heiligen Herzens glühender Gunst. Schwerlich entrann ich des Riesen Rache, wenn die Holde nicht half. Den Riesen beraubte ich mit Ränken des Mets und ließ Gunlödh sich grämen.' Und von jeder trug er davon gesteigerten Stolz auf die eigene Siegesgewalt. Gut gedieh das ihm selbst und den seligen Göttern." „Ja," fiel Bragi ein: „nicht nur sich selber,

den Göttern und Menschen zur Wonne gewann er die Gabe Gunlödhs, der Dichtung Gedanken, den seligen Gesang."

„Aber eine war," fuhr Loki fort, „eine Riesenjungfrau, die hatte er nicht gewonnen, der glühende Werber. Schöner war sie als alle Weiber der Alfen und Menschen: — ja, ihrem Sohne schien spät noch die Sieche schöner als Freia und Frigg und alle die Asinnen Asgardhs!" — Eine Thräne trat in Lokis Auge: aber er knirschte mit den Zähnen und fuhr fort: „Oft hatte der Wanderer zugesprochen in der schlichten Felshöhle, wo Leiti, der Riese, hauste und seine hochbrüstige Tochter mit dem dunkelroten Haar, das wie ein Feuerstrom flutete über ihre milchweißen Schultern. Fuhr sie mit den lichten Händen in dies Haar, — so sprangen knisternde Funken heraus. Aber weislich kam er nur, wann er den Vater auswärts wußte auf der Jagd oder bei den goldengehörnten weißen Rindern.

Gleich den ersten Abend, da sie dem Wanderer, dem wegmüden, den Trank gereicht hatte frischer Milch der untadligen Kühe, hatte sie den durstig Trinkenden entzündet. Und nie vergeblich drang ja der Blick des suchenden grauen Auges in Frauenherz. Aber als sie am Abend dem heimgekehrten Vater ihren wunderbaren Gast beschrieben: seinen dunkelblauen Mantel, seinen grauschwarzen Schlapphut, seinen wirren Bart, das grübelnde, bohrende Auge, das gewaltig schöne, gedankendurchleuchtete Antlitz: und als das unschuldige Kind erzählte, wie er sie zum Abschied auf beide Augen geküßt und auf den üppig schwellenden Mund — aber viel anders denn der Vater: wild und wie zornig und als ob er ihr ein Leid anthun wolle, daß sie erbebte, daß ihr heißer Schreck durch Mark und Glieder schoß und die Sinne fast ihr vergingen —: da erkannte Leiti, der alte Riese, welch furchtbarer Gast in seiner Höhle gegastet! —

Und er warnte sie und sagte ihr, daß es Riesen-

geschlechts tödlicher Erbfeind war, der Riesenmänner Durchspeerer, der Riesenjungfrauen Zerstörer, Odhin, Asgardhs arglistiger falscher, treuloser König und der verhaßten Asen, dem sie den Gasttrunk gereicht hatte. Und er erzählte ihr Gunlödhs Geschichte und befahl drohend: nie wieder dürfe sie diesem Wanderer Zwiesprach gewähren. Und hing sein riesig großes Auerstierhorn auf in der Höhle und gebot, in dies Horn solle eilig sie stoßen, wann je der Gefährliche wiederkomme: auf des Hornes weithin dröhnenden Ruf werde, wo immer er weile, der Vater heranrauschen in Geiergestalt und sein Kind beschützen. Werde sie aber dem König der Wolken je wieder den Mund bieten, ja nur einen Finger der Hand, so werde er sie verfluchen mit furchtbarem Fluch und werde sie zertreten mit eigenem Fuß als Riesenreichs Verräterin, als von fremdem Gift erfüllten Wurm. —

Erst weinte Laufeja bei diesen heftigen Worten: nie hatte der zärtlich liebende Vater so zu ihr gesprochen. Dann aber ward sie sehr zornig und sprach: ‚Vergißt du, Vater, mein Heldentum? Wer wirft weiter den Speer, wer schleudert weiter den schweren Stein in all Riesenheim als deine Tochter? Habe ich nicht im Spiel des Ringkampfes alle Riesenjungfrauen hingerungen? Sechzehn Sommer zählte ich erst, als ich in der Schlacht zu Skaradal mich dreier Walküren erwehrte und den Asen Hermodhur ins Knie warf. Meinst du, ich fürchte Odhin?‘

Aber der Riese schüttelte schweigend das Haupt.

Und so oft er die Höhle verließ, zog er eine Kette vor den Eingang und sprach einen Bindezauber darüber: den konnte von außen niemand lösen: nur die Jungfrau selbst, von innen, konnte die Kette sinken lassen. — —

Und gut war das mit der Kette. Denn das mit dem Horn half nicht.

Wohl griff das Kind, als der Wanderer das erste Mal wieder um die Eckwand des schmalen Felsenganges bog, heiß erglühend vor Schreck, Zorn — und ach! vor geheimer Freude — hastig nach dem Horn, setzte es an den Mund und blies darein mit aller Kraft: — aber der Fremdling hatte nur den Zeigefinger verbietend erhoben: — und kein leisester Ton drang aus der Mündung: er lehnte sich auf den Speer und lächelte: ‚Die Lüfte dienen nicht gegen ihren Herrn!‘ Laufeja aber erbleichte, da sie den Mächtigen so vor sich stehen sah, mit dem Siegeslächeln auf dem bärtigen, übermütigen Mund. Sie vergaß ihren Haß. Aber nicht ihren Stolz. Unzerrissen blieb die Kette, so stark und zornig der Glühende draußen dran zerrte: — ungelöst, ungelockert von innen so schmeichelnd er warb und bat. Grimmig drohte er, mit dem Hauch seines Mundes die Felsen über ihr Haupt zusammenzublasen: sie aber sprach: ‚Begraben kannst du mich: — nicht mich bezwingen, arger Gott.‘ So wenig nun Laufeja dem Werber nachgab, so wenig sagte sie doch dem Vater, daß der Wanderer wieder und wieder kam. Sie fürchtete, sonst werde der Vater immer zu Hause Wache halten. Und sie fühlte sich ja sicher hinter ihrer undurchbrechbaren Kette: und sicherer noch hinter dem Trotz ihres Herzens. Und ach! sie konnte schon der Lust nicht mehr entraten, in dies unergründbare Auge zu schauen und zu lauschen dem Wohllaut dieser weichen, herzerweichenden Stimme. —

Und währte das Wochen und Monde so fort.

Da ward Ansage getroffen für eine große Schlacht der Riesen und Asen auf der Haugarheide, hart vor dem Engpaß der Felsberge, in welche Leitis Höhle gehauen war.

Alle Riesen und reisigen Riesinnen zogen entgegen den Göttern zur Feldschlacht. An ihres Vaters Seite ritt, auf weißem Roß, Laufeja die Jungfrau: aus der Sturmhaube

mit den weißen Möwenflügeln wallte, wie ein Königsmantel, ihr dunkelrotes Haar auf den schimmernd weißen Nacken. In eherne Brünne hatte sie gepreßt die stolzen Brüste, die mächtig wogenden. Ein schmaler Goldschild hing an der linken Schulter: die Rechte schwang den schlanken Speer: Handbeil, Kurzschwert und noch ein ganz kleines Feuersteinmesser staken in dem jungfräulichen Gürtel. Alle Vettern und Gesippen jauchzten, da sie die herrliche Jungfrau erschauten: der Riesenmädchen dreißig koren sie zur Führerin. —

Furchtbar tobte die Schlacht auf der felstrümmerüberstreuten Heide: und furchtbar ward der Riesen Verderben. Bei Tagesgrauen waren sie hervorgebrochen aus dem nur mannsbreiten Felsspalt, der mitternachtseits den Eingang Thursenheims bildet, mittagseits mündet auf die Haugar-Heide. Und ging da jene Schlacht, wie fast alle Schlachten zwischen Riesen und Asen: ungeheure Übermacht erlag trotz trotzigster Tapferkeit zuletzt rascherem Mut, besseren Waffen, geistüberlegner Feldherrnschaft. Lange raste der Kampf sonder Entscheidung. Die Thursen starben, wo sie standen: sie wichen keinen Fuß breit und konnten keinen Fuß breit Raum gewinnen auf der steinigen Heide. Da brach plötzlich, wie aus den Wolken herabgestiegen, von dem Mitteltreffen der Asen her in das rechte Horn der Riesen eine frische Schar Einheriar, in dicht gedrängtem Keil — der Ordnung, die Siegvater die Seinen gelehrt. — Bis dahin stand die Schlacht —: jetzt ward die Schlacht ein Morden. Grauenhaft wütete unter den zersprengten Jötunen der Führer jenes Stoßkeils, das Antlitz verhüllt vom geschlossenen Schreckenshelm, auf dem zwei gewaltige Adlerschwingen sich vorwärts sträubten: auf seinem achtfüßigen Grauroß holte er die raschesten Flüchtigen ein und Steinriesen, Sturmriesen, Wasserriesen, Eisriesen, Reifriesen, Bergriesen, Feuerriesen durchbohrte der schreckliche Speer. Die Felsen hallten

wieder von dem Gebrüll der Wut, der Scham, des Wehs der Fliehenden, Sterbenden.

Es ging zu Ende. — Vom Morgengrauen bis tief in die Nacht hatte der Kampf gewährt. — Schon lange sah der Mond aus zerfetzten, jagenden Wolken, die der starke Wind vor sich hertrieb. Nicht anders trieb die Thursen nun vor sich her, unersättlich in des Sieges Wollust, Siegkönig. —

An Laufeja vorbei wankte, nach dem Felsenpaß zurück, ihr Vater, von Blut überströmt das Antlitz und den Leib: „Ich trotzte Tyr: vor Freir und Fro nicht floh ich: aber ach! Odhins Speer hat mich durchspeert. Ich sterbe zur Stunde. Dort durch den Engpaß führ' ich noch das flüchtige Volk. Dich seh' ich noch heil: Du — decke die Deinen — die wenigen, Wunden, die mit mir entweichen — rette der Deinigen müde Reste. Fluch über Odhin!' Und er verschwand hinter ihr im Finstern: ein Häuflein seiner Gesippen schleppte sich hinter ihm nach. —

Laufeja blickte rund um sich her.

Es war Nacht und nächtiges Dunkel: nur das Licht des Mondes fiel manchmal grell auf die Walstatt: aber immer verschwand es gleich wieder hinter flutenden Wolken. Nach allen Seiten hörte sie das Siegjauchzen der Götter, der Walküren, der Lichtalfen, der Einheriar, das Wutgeheul der fliehenden Riesen. Nur nicht nach ihrer Seite und dem Engpaß hin trieb die Verfolgung: denn von der Mitte nach rechts hin hatte der Keilstoß Odhins die Riesen getroffen: die Jungfrau aber hatte auf dem äußersten linken Horn ihres Heeres gefochten: so war hier keine Verfolgung: nach rechts hin von ihr hinweg jagten Besiegte und Sieger.

Laufeja suchte die Freundinnen zu erspähen, die sie geführt: aber sie sah sich einsam: sie rief viele mit Namen: keine gab Antwort: erschlagen waren sie alle oder geflohen.

Sie schauderte: plötzliche Kälte zuckte durch ihr Mark: und oberhalb des Schildes, an der linken Schulter, spürte sie stechenden Schmerz: sie griff danach mit der rechten Hand — denn ihre Linke hielt den Zügel — und sie griff in Blut, ein Pfeil hatte sie gestreift schon vor geraumer Zeit: sie hatte es nicht gemerkt. Erschauernd wollte sie das Roß wenden: aber Fluga, die treue Stute, gehorchte nicht: weder dem Zügel noch dem Schenkeldruck (denn rittlings, nicht seitlings, wie Menschenweiber zumeist, ritt die Riesin) noch kosendem Zuruf: — unbeweglich stand das sonst so lenksame Tier: noch einmal zog sie den Zaum an: da brach das Pferd sterbend unter ihr zusammen: mit Mühe machte sich die Reiterin los: ein Walküren-Wurfpfeil stak in seinen Weichen. Noch einmal strich sie dem edeln Roß über Haupt und Mähne, — oft hat sie mir's erzählt — raffte einen zweiten Speer vom Boden auf und eilte, den Engpaß zu gewinnen. Über Felstrümmer, — über erschlagene Freunde, über Waffen und Rosse stolperte sie auf dem blutigen Weg, unter dem unsichern Mondlicht. Schmerz brannte sie, grimmiger Schmerz, um den verlorenen Sieg, um den Vater, um so viele Gesippen. ‚Ich rette den Rest — ich schütze die Schlucht!' sprach sie, Wehmut und Grauen überwindend. Als sie die Felswand erreicht hatte, trat sie in die schmale Öffnung des Spalts· sie war müde: sie wollte sich auf einem breiten moosigen Felsblock niederlassen: aber sie tastete auf einen Toten, der dort auf der Flucht das letzte harte Kopfkissen gefunden: sie konnte das Gesicht nicht sehen, denn schwarze Wolken standen wieder vor dem Mond: aber ehrfurchtsvoll ließ sie den Gefallenen ruhen: und lehnte sich nur an den Felsenpfeiler. —

Sie nahm den Helm ab und blickte in den tiefdunkeln Himmel empor: nur einzelne Sterne lugten aus dem Gewölk: sie heftete das Auge fest auf die ewig Schweigenden

und fragte: ‚Warum? — Warum erliegen die Riesen, die redlichen, die rechtumfriedeten, die alten Eigner der Erde? Älter ist unser Recht als der Götter, treuer sind wir, stärker, besser: — warum erliegen wir? Warum? — Ach, weil Odhin der Arge, sagte der Vater, allüberall siegt über Männer und Weiber! — — Fluch über Odhin!‘ — Und Thränen traten ins Auge der Jungfrau — Thränen des Wehs und des Zorns.

Da vernahm sie plötzlich, von rechts her, wohin Flucht und Verfolgung sich gewälzt, den Hufschlag von zwei Rossen, die windschnell nahten. Zwei Flüchtlinge? Oder zwei Feinde? —

Sie faßte den Speer fester und bog das Haupt spähend aus dem Felsenspalt nach vorwärts. Hell trat der Mond aus den Wolken: sie sah über die ganze Haugarheide hin: und ganz deutlich auch sah sie, daß nicht zwei Rosse nahten, nur ein Reiter: aber achtfach fiel seines Rosses Hufschlag. Auf sprang die Jungfrau, drückte den Helm in die Stirn, zückte den Speer: ‚Odhin!‘ flüsterte sie vor sich hin. ‚Es ist Sleipnir, sein achtfüßiger Hengst!‘ Sie zitterte: aber nicht vor Furcht: vor Zorn und Haß. —

Und näher und näher über die schweigende Heide, stob heran der furchtbare Reiter. Auf Felstrümmer trat, auf tote Feinde ohne Straucheln des Hengstes Huf. Im Wind flog sein dunkler Mantel weit hinter ihm her. Lautlos, gespenstisch wie ein Schatte, wie eine Nebelgestalt drang er heran: denn Sleipnirs Hufe hallen nur wenig. Da, wo der schmale Bergpfad sich steiler gegen die Felsen hob, sprang er ab: reglos stand sofort das Roß wie fußgefesselt. Er aber raunte mit sich selber: so nahe der Mündung der Schlucht, daß die Lauscherin, die sich hinter dem Eingangspfeiler barg, jedes Wort vernahm. — ‚Schlechter Feldherr,‘ schalt er sich selbst, der so schwer geschlagenem Feind nicht

jeden Rückzug sperrte! — Schäme dich, Friggs Bräutigam! — Nach jagtest du blind, in der Wollust der Siegverfolgung, den Flüchtigen über die Heide. Aber nicht alle doch flohen, wie ich sie jagte, von Aufgang und Mittag gen Niedergang. Hier, diesen Paß, der nach Mitternacht führt, mußte ich sperren! Schäme dich, Odhin, noch immer zu jung! — Viele wohl entkamen durch die Schlucht nach Leitis Gehegen. Nicht fand ich ihn unter den Toten. Und doch, mein' ich, traf ihn mein Wurf. Und was ward aus Laufeja, der Feuergelockten? Fern, zu meiner Rechten, sah ich sie vordringen gegen der Lichtalfen-Schar und die Walküren. — Was ward wohl aus der Üppigen? — — Ich muß durch den Paß, die hier Entflohenen verderben! — Wo ist wohl Laufeja?'

‚Hier ist Laufeja!' rief die Jungfrau in Heldenzorn. Und mit dem Ruf flog sausend ihr Speer. Und nicht fruchtlos flog er. Odhins Schwertarm traf er, streifend, sehr stark: der goldne Armring, bei welchem der Gott schon so manchen Eid geschworen, barst: nicht schützte den Argen das Gold, durch so viele zweifelhafte Eide geschwächt: Haut, Fleisch und die mächtigen Sehnen zerriß die scharfe Steinspitze: reichlich sprang ihm sein eigen Blut in den Bart, und, durch das Helmgitter, in das Gesicht. ‚Laufeja!' rief er, berauscht von Sieg und Zorn, von Wundenschmerz und heißem Begehr. ‚Das sollst du büßen! Blut für Blut!' Er stürmte vorwärts, ohne das Schwert zu ziehen: den Speerschaft hatte er neben Sleipnir in die Erde gestoßen: er würdigte das Mädchen nicht einmal so vieler Vorsicht, den Schild vom Rücken auf den Arm vorzuwerfen. Da flog ihr zweiter Speer: nur unsicher hatte das wechselnde Mondlicht das Ziel ihr gezeigt: aber sie traf doch den hohen Adlerhelm gerade auf des Vogels Halsbug: der Helm klirrte zur Erde: frei sichtbar

ward das gewaltige Antlitz —: und das ward ihr Verderben! — —

Sie sah ihn: schön wie nie: berauscht von Sieg und Zorn, strotzend von verhaltner Kraft, von verhaltner wilder Glut geschwellt: voll zeigte der Mond des nah Andringenden Züge. Die Jungfrau erschauerte vom Wirbel bis zur Sohle: leises, süßes Grauen wollte ihr die erzitternden Glieder lösen: sie überwand es. Sie griff nach dem schweren mannsdicken Felsstein, der neben ihr lag: nicht leicht war er aufzurichten aus der Erde, in die er tief seine Zacken gebohrt, Kröten und Würmer bedeckend seit Menschenaltern: als drittes Geschoß, furchtbarer als die Speere, wollte sie ihn schleudern. Der Tote, der darauf lag, bedeckte ihn mit dem Haupte: sie schob ihn hinweg: hell fiel der Mondguß auf dies Haupt: ‚Mein Vater!‘ schrie sie und im nächsten Wimperzucken flog der wuchtige Felsblock, von beiden Händen geschleudert, hoch im Bogen auf den bergan emporstürmenden Feind: rasch deckte nun dieser das Haupt mit dem Schild: aber der spitzzackige Stein, von der Wut der Rache geworfen, schlug zertrümmernd durch das siebenfach gelegte Auerstierleder, schlug durch das erzbeschlagene Eichenholz der Schildwölbung und traf, einbohrend und quetschend, den Schildarm. ‚Meistert Maid den Mann oder Mann die Maid?‘ rief heißgrimmig der Blutende, schleuderte den Schild vom Arm zur Erde und sprang, wie der Luchs auf das Reh, auf die einsame Jungfrau.

Hell blitzte ihr kurzes Handbeil, das sie aus dem Gürtel gerissen, das Vaters Geschenk, mit der haarscharf gemeißelten Steinschneide über Odhins Haupt: und beinahe — ein kleines nur fehlte — beinahe hätte man damals schon erfahren, daß auch Götter sterben. — — Gerade mit Mühe noch haschte er am Knöchel ihre Hand: aber ein wenig hatte die Spitze ihn doch gestreift: — du weißt fortab, treffliche

Frigg, wo deines Gemahls linkes Ohrläppchen verblieb. — Weit flog aus des Mädchens Faust vom zornigen Gott gerungen das Steinbeil: es fuhr gegen den Fels, wo es in hundert Splitter zersprang. Den Knöchel ihrer rechten Hand hielt er nun im unabschüttelbaren Griff: aber blitzschnell hatte ihre Linke das kurze Dolchschwert aus der zierlichen Scheide gerissen und sie zückte es hoch gegen sein Auge. Jedoch nun faßte das Gelenk ihrer Linken des Feindes furchtbar starke Rechte wie mit eherner Zange: und da prallte in engstem Ringkampf Leib gegen Leib.

Mit gellendem Schrei des Entsetzens — es war der erste heiße Schreck, der sie ergriff — erwehrte sich die Jungfrau des Ansturms des Mannes; alle Riesinnen hatte sie im Ringspiel niedergerungen, auch manchen der Lichtalfen und Einheriar: aber was ihr hier entgegendrang von Kraft und Ungestüm —, das überstieg all ihr Erwarten und Ahnen. Sie bebte vor leise rüttelndem Grauen. Einmal noch gelang ihr fast, ihre linke Hand frei zu machen.

Furchtbar bedrängte sie der mächtig vorgestemmte Schenkel des Ringers, der sie nach rückwärts umzuwerfen drohte —: kaum noch hielt sie sich aufrecht: da, mit einer raschen Zuckung der Finger, die das Dolchschwert noch immer festhielten, glückte es ihr, die nadelschmale Spitze des Steindolches durch die Schuppenringe des Wamsschoses ihm in das nackte Fleisch des Schenkels vor dem Knie zu stoßen: noch einmal spritzte des Gottes Blut empor: aber sofort schlug er ihr die geballte Hand so wild an die Felswand, vor der sie rangen, daß sie laut aufschluchzte vor Schmerz: ihre Faust öffnete sich kraftlos: das Dolchschwert entfiel ihr. Bittere Thränen des Schmerzes und der Ohnmacht traten ihr ins Auge: da fühlte sie seinen Atem ganz dicht vor ihrem Mund: ein neues, nie gekanntes Grauen verdrängte ihr Schmerz und Zorn: Rührung,

süßes Weh überkam sie: ‚Oh warum muß ich ihm erliegen?‘ seufzte sie. ‚Weil du mich liebst, Laufeja!‘ hauchte es ihr entgegen und ein markdurchdringender Kuß brannte auf ihrem zuckenden Munde. —

‚Halt ein,‘ flüsterte sie, ‚Gnade! Gnade!‘ Schlaff sanken ihre Arme herab, widerstandslos. Odhin ließ ihre beiden Knöchel los. Ihre goldene Brünne, geborsten unter dem Druck des Ringers, fiel in zwei Stücken von ihrer Brust. Sie griff noch nach einem kleinen, nur fingerlangen Messer, das sie im Gürtel trug — ungewiß, es gegen des Feindes oder gegen die eigene Brust zu richten. Aber Odhin, zuvorkommend, zog in wütendem Zorn an dem Gürtel, daß er zerriß und samt dem Messer an ihrem Gewand niederglitt. Mit den beiden gewaltigen Armen umschloß er nun, das Ringen erneuend, die mächtig wogende Brust des Weibes und bog die schwer Atmende rückwärts nieder. Die Füße versagten ihr: ihre Sinne taumelten, schwanden: sie schloß halb die Augen: wehrlos, widerstandslos sank sie zurück. Der Sieger aber rief, sie sanft niedergleiten lassend: ‚Mein bist du, holde Unholdin. Mein Weib sollst du werden zur Stunde!‘ ‚Odhin! Allüberwältiger! Dein Weib!‘ hauchte sie frohlockend. Und wußte nicht weiter von sich und der Welt.

Sie erwachte, weil der scharfe Morgenwind sie biß, der der aufgehenden Sonne die Wolken vom Wege weht.

Sie fror.

Der Tau lag reichlich auf ihrem verwirrten Haar, troff von dem losen Brusttuch den Hals hinab. Sie fuhr empor, sich aufrichtend, sich schüttelnd. Doch blieb sie noch sitzen, die Linke auf die Felsplatte spreitend, darauf sie

geruht hatte, mit der Rechten langsam das flutende Haar zurückstreichend.

Sie besann sich.

War das alles ein Traum, ein schwerer, süßer?

Der Blick auf das nahe Schlachtfeld, — denn es war hell genug — auf die umherliegenden Waffen, auf ihre zerbrochene Brünne, den zerrissenen Gürtel, ihr im wilden Ringen zerknittertes Gewand bezeugten: es war kein Traum. ‚Odhin!‘ rief sie in wildem Weh der Liebe: ‚Odhin — mein Geliebter — mein Gatte — wo bist du?‘

Sie sprang nun auf vom Boden und sah weit umher.

Sie war allein — ganz allein —: nichts regte sich auf der weiten Heide — nur die Geier stießen aus den Lüften auf die Toten herab: und in weiter Ferne flogen zwei Raben, verschwindend, von ihr hinweg nach Mittag. — ‚Odhins Gedanke! Odhins Erinnerung! sie fliehen von mir!‘ Mit beiden Händen fuhr sie in ihr rotes Haar und das Haupt rückwärts beugend schloß sie die Augen. Sie konnte nicht weinen.

Als sie den Blick wieder aufschlug, fiel er auf die Felsen zu ihren Füßen: mit weitgeöffneten Augen starrte sie furchtbar an, wie drohend, ihres Vaters Antlitz. Sie stürzte neben ihm in die Knie: ‚Zertritt mich,‘ schrie sie, ‚lieber, toter Vater.‘ —

Lang lag sie so.

Endlich erhob sie sich, trug mühsam Felssteine zusammen — und wölbte sie über die halb aufgerichtete Leiche. Lang währte das Werk: es ward ihr unsäglich schwer: denn all ihre Kraft war von ihr gewichen. — —

Die Sonne stand hoch, als sie fertig war: sie wollte die beiden Stücke ihrer Brünne aufheben· sie schienen ihr so schwer: — sie ließ sie wieder fallen. Nur den zer-

rissenen Gürtel las sie auf: und müde, todmüde schlich sie davon, mitternachtwärts: ihr mühreicher Weg ging über Felstrümmer, über tote Freunde, die auf der Flucht ihren Wunden erlegen: ein zerbrochener Speer war der Stab, auf den sich die Wankende stützte.

Oft noch damals und oft noch später rief sie, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht: ‚Odhin! Odhin! komm, mein Geliebter! komm, mein Gemahl!‘

Aber nur die harten Felsen ihrer Höhle — keine Kette war mehr davor gespannt! — gaben ihr Antwort. —

Denn hoch und herrlich in Walhall thront ‚Allvater!‘: es dringt wohl nicht eines jammernden Weibes Schrei so hoch. — Oder dringt er auch durch die Wolken: — Odhin hört nur, was hören er will. — Elfmal hatte der Mond gewechselt: da kam, von Mitternacht her, an den Fuß der Regenbogenbrücke, wo sie im Osten aufsteht, auf Erden, ein sehr bleiches Weib gewankt. Das trug auf dem Rücken ein kleines längliches Linnenbündel, sorgsam verwahrt, mit einem zerrissenen Gürtel zusammengeschnürt und über ihrer Brust vorn verknotet: auf einen gebrochenen Speer stützte sie den müden Schritt. ‚Führe mich vor Odhin,‘ sprach sie zu Heimdall, dem Wächter des Brückenwegs.

Aber dieser schüttelte das Haupt und sprach: ‚Odhin spricht heut' niemand von Midhgardh. Denn ein großes Fest wird heute in Asgardh gefeiert. Hörst du sie jauchzen?“ — ‚Ein Fest. Welches Fest?‘ — ‚Heute vor neun Monden hielt Odhin Hochzeit mit Frigg: und heute vor drei Stunden hat sie ihm den ersten Sohn geboren, Baldur: den Erben des Himmelreichs und seiner Krone.‘

Da fiel das Weib stöhnend auf ihr Gesicht, wie tot.

Heimdall aber richtete sie auf und labte sie aus seinem Methorn. So trank Laufeja von Friggs Hochzeitsmet.“ —

„Hätte ich gewußt,“ fiel hier Heimdall ein, „was Unheils in dem Bündel stak, — ich hätte Bündel und Unheil zertreten. Dann lebte jetzt Nanna und Baldur wäre heil.“ „Fast ebenso hätte beinahe Laufeja gethan, freundlicher Vetter,“ fuhr Loki fort. „Sie sagte mir, als sie sich aufgerafft hatte und zurückschlich nach ihrer Höhle, ergriff sie das Kind und wollte ihm an dem nächsten Felsen den Kopf zerschmettern. Aber das Kind — oft hat sie mir's erzählt! — schlug die Augen auf: es waren Odhins graue Augen: sie küßte mich und ließ mich leben.

Und zog mich groß und pflegte mich und liebte mich, wie nur vaterlos Kind von Mutter geliebt wird, mit tausend, tausend Thränen. — Und als mir der erste Zahn durchbrach, wiegte mich die Mutter wehmütig in meiner Wiege, des toten Riesen altem Lindenschild, und sang dazu halb weinend:

‚Keinem Kind auch ärmster Eltern
Fehlt es völlig an zärtlicher Zahngabe:
Es kommen dem Kleinen Vettern und Freunde
Und es müh'n sich die Muhmen, ihm Schönes zu schenken:
Spielzeug zum Spaße, kleidsame Kleider.
Aber du, Armer, erdarbest des allen.
Dein Vater heißt Falschmann,
Heißt Wehewind, heißt Nirgend und Niemand:
Nicht Maid, nicht Mannsgemahl heißt deine Mutter,
Mangel heißt sie und Harm,
Dein Bruder heißt Bastard,
Deine Schwester Schande,
Not deine Niftel, —
Und ach, nur Zähren dein Zahngebinde!‘

Und sie beugte das Haupt über die Schildwiege und weinte bitterlich.

— Sie erhob sich, weil ihr plötzlich die Sonne verstellt war: schwarze Schatten fielen in die Höhle: sie

blickte auf; drei hohe ernste Frauengestalten in langfaltigen Gewanden standen vor der Wiege. ‚Die furchtbaren Schwestern!‘ schrie die Erschrockene und verdeckte die Augen mit der Hand. ‚Was bringt ihr an diesen Ort des Wehs?‘ ‚Wiegengaben, Zahngebinde deinem Knaben!‘ sprach die älteste der Nornen, eine Greisin von silberweißem Haar in grauschwarzem Gewande. ‚Nie fast entsteigen wir der ewigen Tiefe, wo unser Brunnen rauscht. Nur wenn übermäßig Weh geschieht auf Erden, solche Ungleichheit des Loses, daß das Ebenmaß der ewigen Ordnungen wankt, dann tauchen wir auf aus der schweigenden Nacht. Wir können nicht wenden das Geschick, das wir nur schauen, nicht schaffen. — Wir können nicht wehren noch wenden, was da wird: aber wir können hinzulegen. Urdh ward ich in Urzeiten genannt: alles Vergangene weiß ich: ich weiß, wie dies Kind gezeugt ward: darum stieg ich auf und kam.‘

Da schwieg die Greisin: und die zweite Schwester hob an: eine stattliche Frau im Sommer der Jahre: braun fielen ihr die Zöpfe auf das blaue Schulterkleid: ‚Verdandi bin ich geheißen: alles was ist, alle Gegenwart schau' ich: heute schenken alle Götter und Göttinnen Baldur, dem der erste Zahn durchbricht, glänzende Gaben: acht Hallen in den acht Welten empfing er von den Asen: aber als neunte in Asgardh von Odhin Breidhablik, das herrliche Haus voll ewigen Frühlings: dieses Kind ist unbeschenkt: darum stehe ich hier.‘

Da schwieg die Frau: und die dritte Schwester hob an, ein sprossendes Mädchen von erst keimender Fülle: fröhlich flatterten ihre goldenen Locken um das saatgrüne helle Frühlingsgewand: ‚Skuld werd' ich heißen, solang Welten wachsen: alles Kommende kenn' ich.‘ Und sie warf auf die Wiege einen scharfen, hellen Blick, unter dem

das Kind — weinend — erwachte: vergeblich suchte es die Mutter zu beschwichten. Mit erhobener Stimme fuhr das Mädchen fort: „Ich sehe auch, wie zahlreiche Zähren dies Kind, das jetzt weinend in der Wiege sich wälzt, dereinst wird fließen machen: ich sehe die Thaten des Mannes werden: darum werde ich von hier nicht weichen, bis ich den Schwestern, die allzugütig walten werden, gewehrt; auch ich werde zu ihren Gaben zulegen: ein Damm ihres unmäßigen Erbarmens werde ich sein.'

Da sprach die erste und legte die Hand auf mein Haupt: ‚Ich lege ihm, daß er vor allen reiches Haar habe.' Und die zweite sprach: ‚Ich lege ihm, daß er herrlich gelocktes Haar habe.' Aber die dritte wies befehlend mit dem Finger auf den Kopf des Kindes und sagte: ‚Aber ich lege ihm, daß es brandrot wird.'

Und sprach die erste wieder und strich über des Kindes Antlitz: ‚Ich lege dem Knaben in die Wiege, daß er schön sein soll vor anderen.' Und die zweite fuhr fort: ‚Ich lege ihm, daß er allen Frauen gefällt.' Aber die dritte fiel rasch ein: ‚Aber ich lege ihm, daß er nie ehelich Weib gewinnen soll.'

(Und wohl weiß ich nun, daß nach anderer Skalden Singen Loki doch Eheweib gewann: und mein Vater selbst hat die schöne Sage von Sigün gesungen und ihrer Treue: aber, wie ich schon einmal hier schrieb, ungleich gehn unter den Heidenleuten diese Geschichten, bald so, bald so: ist doch auch Loki nach manchen Skalden nicht Odhins Sohn, sondern sein Bruder, nach andern gar nicht mit ihm versippt, sondern eines Riesen und einer Riesin Ehesohn: und war das bei den Heidenleuten nicht Sünde, so oder so zu sagen.)

‚Ich lege ihm, daß er von allen Riesen am längsten lebe.' — ‚Ich lege ihm, daß er von allen Asen am

längsten lebe.' ,Ausgenommen Odhin!' zürnte die dritte.

,Ich lege ihm, daß ihn keines Menschen Waffe versehre.' — ,Ich lege ihm, daß ihn selbst nicht Thors Hammer versehre noch irgend eine Waffe der Götter.' — ,Ausgenommen Odhins Speer. Und ich lege ihm, daß er stirbt von Odhins Speer.'

,Aber ich lege ihm, sprach die zweite, daß er vorher lang lebe unter den Asen als ihresgleichen.' ,Und ich lege ihm,' sprach Urdh, furchtbar ernst, ,daß Odhin stirbt mit ihm, in der gleichen Stunde.'

Und ritzten mir mit goldener Haarnadel den Spruch auf die Brust und versanken in die Tiefe der Erde. — —

Und wahrlich, ob Baldur acht Hallen empfing und als neunte in Asgardh Breidhablik, das herrliche Haus — reicheres Zahngebinde, so rühm' ich, wurde dem Bastard, Loki, Laufejas Sohn. Und so wißt ihr denn nun — denn ihr habt mich gefragt — warum Loki Baldur erschlagen."

Alle schwiegen: eine große Stille ward; Friggs Wangen waren gerötet; sie senkte die Augen auf Baldurs bleiches Haupt.

Da fragte Odhin laut: „In einer Stunde konnten wir sterben — zugleich: kein Nornenspruch scheint das zu wehren: warum hast du nicht mich zu ermorden getrachtet?" „Weil ich dich liebe, Vater!" schrie Loki in Qual und Weh. „Noch viel heißer als ich dich hasse. Ich aber, ob ich hier in Ketten vor dir stehe: — Ich bin doch dein Erstgeborner! Mein ist des Himmels Erbe: Rache nahm ich für meine Mutter, die im Siechtum starb nach zehn Wintern voll Wehs, Rache an dem Allvater, der nur für seinen Sohn Loki niemals Vater war: — nein, niemals! Denn auch als meine Mutter gestorben war — was geschah?

Als sie fühlte, daß sie zu sterben kam, da schleppte sie sich noch aus unserer einsamen Felshöhle heraus unter den offnen Himmel: und, sich aufrichtend gegen Mittag hin, wo Asgardh ragt auf goldenen Balken, rief sie mit letzter Kraft: ‚Odhin! Odhin! nimm deinen Sohn! höre mich, Odhin!‘ Und sank zusammen und war tot. Dieser Schrei drang doch durch den Himmel, drang durch Walhalls Wonnen bis an Odhins Ohr: und urplötzlich ergriff mich sein Adler und trug mich rauschend durch die Wolken nach Asgardh. Und lange habe ich Frigg Dank getragen, daß sie, obzwar sehr zornig zuerst, mir aus ihrer Götterbrust drei volle Züge gönnte ihrer götterstarken Milch — Bragi säugte sie eben, — als Willkomm in Walhall. —

Dem zum Dank habe ich über zwanzig Jahre mich zurückgehalten, Baldur ein Leides zu thun, wie ich doch heiß verlangte. — Und der Götterkönig gab mir Gewalt über das Feuer in allen Welten, ausgenommen in Riesenheim, gab mir eine Halle in Asgardh und reichte mir rote Ringe genug von gleißendem Golde. — Aber nicht gab er seine Liebe —: und nicht den ersten Platz neben ihm: vielmehr Baldur: mir, seinem Erstgebornen, nur den zweiten auf der Bank, in seinem Herzen aber und in seinem Rat: — gar keinen. Sein Herz — ich konnte es nicht erzwingen: — aber den Vordringling, der auf meinem Erbsitz saß, den legte ich nieder. Lieber hätte ich ihn gefällt in offenem Zweikampf, zum Holmgang ihn fordernd auf einsamer Insel. Aber Odhin zwang mich, ihn zu morden. Denn unverwundbar hat er ihn ja gesalbt. Ausgenommen an dem kleinen Fleck, der im Kampf unerreichbar.

Und wäre er im Kampf gefallen, — unter den Einheriar wäre er ja wieder aufgelebt, wieder der zweite in Walhall. Er sollte mir aber hinunter: — nach Hel! Darum mußte er kampflos sterben. In Hel mag er der

Erste sein: — ich weiß, ich komme nie nach Hel. Nun thut an mir nach Macht und Haß: nur nennt es nicht Recht und Gericht. Schuldig ist nicht der Pfeil, sondern die Sehne, die ihn schnellt: Schuld ist nicht an Baldurs Blut meine heutige That auf dem Feuerberg: Schuld ist die That Odhins, die er gethan vor dreißig Wintern auf der Haugar-Heide."

Und wieder ward große Stille: man hörte nur Baldurs tiefes Atmen.

Endlich trat vor aus dem Kreise der urteilenden Götter Tyr, der Kriegsgott: er stützte auf den Knauf seines nackten Schwertes, das er vor sich in die Erde stieß, seine beiden Hände: denn damals hatte er noch nicht die eine Hand verloren im Rachen des Fenriswolfs.

„Jene That auf der Haugar-Heide," sprach Tyr langsam, „war Kriegsthat. Kriegsthat wird gerichtet nach Kriegsrecht. Kriegsrecht weiset der Kriegsgott allein. Wie sagt das Kriegsrecht? ‚Wehe dem Weibe! Nach geschlagener Schlacht soll sie dem Sieger blühen als Beute! Wehe dem Weibe! Es ist Beute des Besten. — Doch dreimal droht Wehe dem Weibe, das in Waffen sich wagte. Magd ist sie des Mannes, des Mark sie bemeistert.' — Der Sieger, aus drei Wunden blutend, zwang in offnem Kampfe endlich die Riesin. Er durfte sie töten: er durfte sie meistern, als speergefangne Magd mit sich schleifen an den Haaren in seine Halle: alles Ärgste durfte er ihr anthun, mit Zwang sie zwingen zu endloser Arbeit, mit Zwang sie zwingen, ihm Kinder zu bringen. — Frei jedes Frevels find' ich den Vater!" —

„Aber," schrie Loki, „er rief der Sinkenden zu: mein Weib sollst du werden." Da sprach Forseti, der Gott, der auf der heiligen Insel, Heligoland, waltet des Rechts, vortretend neben Tyr, den weißen Stab mit goldner Kugel

erhebend: „Rausch des Sieges, Rausch des Wundenzorns, Rausch des Hasses und der Liebe riß den Herrscher dahin. Trunken war er und übertrunken: wie bei Gunlödh in Fialars Felsen. Wer will wägen das Wort, das der Berauschte wählt? Gewinnen wollte er die Riesin zum Weib — wie Mann Maid zum Weibe macht: zur Himmelskönigin nicht sie küren!"

„Sollte eine Riesin in Asgardh herrschen?" rief Heimdall. „Warum ließ er dann nicht die Riesin in Ruhe?" frug Loki. „In Waffen kämpfte das Weib gegen ihn: — sie griff an — nicht er!" erwiderte Freir. „Warum dann schlug er sie nicht tot? Daß er mein Vater ward, — das ist sein Frevel!"

„Du dankst ihm das Leben, diesem Frevel!" mahnte Bragi. — „Und daß ich lebe, — dafür haß' ich ihn." „Wer darf hier von Schuld des Hohen reden?" frug Thor. „Thor ist treu. Ich rühme mich dessen nicht: so wenig als meiner Kraft und meines Mutes. Ich bin so gezeugt und geboren: schlicht, einfältig. Anders der Hohe: ringende Gewalten wogen widereinander streitend in seiner Brust: er will das eine und das Gegenteil nicht minder: er ist der Hauch des Lebens und der Sturm des Verderbens. Als er die Riesin küßte und zwang, — da liebte er sie: und haßte sie zugleich. Nicht log er ihr, daß er sie liebe. Hat er ihr gesagt, daß die Riesin Krone tragen solle in Asgardh? Das hat Loki selbst nicht zu rühmen gewagt."

„Ei, wie spitzfindig spaltet der treue Thor, der schlichte, die Gedanken! War ihm die Riesin gut genug zum Kuß, — so mußte sie ihm gut genug sein zur Gemahlin."

Andere Götter wollten kopfschüttelnd heftig erwidern: aber alle verstummten, als endlich Odhin begann: leise zuerst, wie mit sich selber raunend, erst allmählich lauter

und zu den Hörern gewendet: „Jeder thut wie er muß. — Das Wort ist wahr. — Aber nicht die ganze Wahrheit. — Denn nicht jede That erfreut, nachdem sie gethan, den Thäter. — Den Wolf freilich rührt Reue nicht an. — Aber auf der Götter- und Menschenbrust lastet manche That mit schwerem Druck: obwohl der Weise auch das weiß, daß er sie thun mußte. — Verschieden ist der Thaten Nachgeschmack. — Mancher berühme ich mich stolz und still vor mir selbst. — Aber anderer rühm' ich nicht, wenn sie mir wie Schatten emportauchen in schlummerloser Nacht. — Meint ihr, umsonst ward diese Stirn so früh gefurcht? Wähnt ihr, nur Sorge um der Riesen Gewalt verdunkelt meine Träume? — Wahrlich: ich warne euch: nicht von außen kommt über die Götter die Dämmerung: sie dunkeln von innen! Trüb' wird ihr Glanz: — wenn immer noch trüber . . . —? dann Weh' über die Götter und über die Welt! —

Wohlan," fuhr er, nun mit erhobener Stimme, fort: „Vor allen hier sag' ich in offenem Ding: manche That, die aus meiner Brust gebrochen wie Feuer aus dem Berg, wie Quellsprung aus der Erde, blieb besser ungethan —: sie lastet auf meinen Gedanken. Wohlan: glaubt ihr, daß ein anderer, ein Schuldloser, glücklicher herrsche über Walhall: — hier werf' ich ihn zur Erde, den keine Gewalt mir entrisse, meinen Königsspeer: wählt einen anderen König der Götter."

Und feierlich warf er den Speer von sich: — er rollte vor Friggs Füße. Sie bückte sich rasch, hob ihn auf und hielt ihn fest in der Rechten: „Welch' furchtbar Wort!" rief sie. „Wer kann Odhin ersetzen? — Und schützt Unschuld vor dem Untergang? Wer war so rein wie Baldur? Hier liegt er, sterbend, auf meinem Schoß, gefällt von neidischer, tückischer Hand. — Wer ist wie Odhin in allen

Welten? Wer wagt — außer ihm selbst — ihn zu schelten? Jener Mörder da drüben? — In meinen Armen starb Gunlödh — sie starb um Odhins Liebe und: — sie segnete ihn! ‚Selig,‘ hauchte sie mit letztem Atem, ‚zu sterben um Odhin.‘ — Wohlan, Laufejas Sohn, rede —: als deine Mutter starb, — was sprach sie von Odhin?“

Finster, die Wimpern zuckend, sprach da Loki in Zorn und Verwirrung: „Ja, das ist sein ärgster Zauber! — Sie hat ihn geliebt bis zum Ende. ‚Selig,‘ sprach sie, ‚sterben um Odhin. Heil ihm, daß er mir genaht. Heil ihm, daß er mich vernichtet hat. Ich war doch sein!‘“

„Willst du,“ fragte Frigg weiter, „Laufejas Sohn, den Speer des Götterkönigs führen? Dein Recht, sagst du, ist gekränkt. Wohlan: nimm diesen Speer zur Sühne. Willst du herrschen, wo Odhin geherrscht? Willst du an seiner Statt die Welt erhalten? Willst du Odhin ersetzen?“ Und sie hielt ihm den Speer hin.

Aber knirschend und die Stirne furchend trat Loki einen Schritt zurück: „Odhin ersetzt niemand. Nicht ersetzen, — verderben kann ich ihn und die Welt! Und besser ist es, brechen als bauen: zuviel Weh durchwühlt die Welt!“ „Ihr habt's alle gehört,“ rief Frigg, hoch den Speer erhebend. „Vernichtung will Loki, — nicht Erhaltung. Odhin, mein hoher Gemahl: hier, nimm deinen Speer und erhalte dich selbst und die Welt. Ewig wirst du der Herrlichste sein!“ „Ewig wirst du der Herrlichste sein!“ wiederholten alle Götter und Göttinnen, bittend die Hände gegen Odhin ausstreckend. Und wunderschön tönte der Zusammenklang ihrer Stimmen auf der schweigenden Berghöhe — so wunderbar schön, daß es in Loki, ob er gleich gar nicht wollte, brustdurchdringend wiederklang. Tief widerstrebend sprach er es mit: „Ja, ewig wirst du der Herrlichste sein!“

Odhin aber hatte sich nun vertieft und versammelt in sich selbst. Er richtete sich stolz auf, nahm den Speer aus Friggs Hand, und schwang ihn hoheitvoll über seinem Haupt. „Heil allem Hohen!“ rief er. „Ja, ich halte die Welt, solang Heldenschaft und Weisheit sie halten mögen. Furchtbar höre ich schon mit leisen, aber unaufhaltsamen Schritten gegen uns heranschreiten das Verderben —: dunkler ward die Welt, viel trüber, seit Nanna starb und Baldur das Auge geschlossen: — Schatten seh' ich aufsteigen, wo bisher Licht gestrahlt: aber wohlan: wir wollen uns wehren wie Männer. Hab' ich doch selbst einem edlen Skalden den Spruch gelehrt: ‚Ist etwas gewaltiger als Schicksalsgewalt, ist der Mut es des Mannes, der trotzig es trägt.‘ Der Sieg ist des Schicksals, doch Heldenschaft unser!“

Jauchzend hob Thor den Hammer: „Ja, das sind die Worte, die der Hohe nur weiß, die die Herzen erheben aus tödlicher Trauer zu tödlicher Lust. Heil dem Helden, der da fällt mit Frohlocken! Führ' uns, Siegvater, zur Schlacht! Laß uns das Weh um Baldur und Nanna vertoben an Schädeln der Riesen!“ — „Nicht also jetzt! mein starker Sohn. — Weisheit gewinnt mehr als Wut. — Ergrübelt hab' ich an Weisheit, was dies Haupt zu ergründen vermochte: es ist nicht genug: lange nicht genug! Ich gehe einen schweren Gang, — Schicksalskunde zu erkunden.“ „Von wem willst du noch Weisheit gewinnen?“ meinte Heimdall zweifelnd. „O Vater,“ rief Thor, „wer ist weiser denn du?“

„Die Nornen,“ sprach Odhin.

Da rang sich ein Schrei von aller Götter und Göttinnen Mund —: Baldur zuckte —: selbst Loki fuhr aus finsterm Brüten empor.

„Die Nornen?“ wiederholte Frigg entsetzt. „Die

furchtbaren Schwestern!" „Im tiefsten Grunde Hels!" warnte Tyr, der Kriegsgott. „Ich bin vertraut mit allen Schrecken der Mordschlacht —: nach Nornenheim stieg' ich nicht nieder." „Ach, mein Vater," hauchte Baldur, „furchtbaren Preis, so sagt man, muß bezahlen, wer der Nornen Weisheit gewinnen will." — „Ich weiß es, mein Sohn. Wem die Nornen ihre Weisheit gewiesen, — auf immer und alle Tage verlernt er das Lächeln." „O mein Gemahl," flehte Frigg. „Bleib' hier oben im Licht! Geh' nicht zu den Nornen. Soll der König der Götter der Freude entsagen?" — „Weil ich euer König bin, muß ich für euch alle mich wagen. Auch ist das liebliche Lächeln nicht die höchste Freude. Wahre Freude, o Frigg, ist Begeisterung: des Heldentums, der Liebe, des Gesangs. Mein Volk sind die Götter, mein Vaterland Asgardh: — für sie darf ich sorgen, kämpfen und fallen, auch nachdem ich in Nornenheim war: so blieb mir auch nach verlorenem Lächeln noch Wonne. — Ob Baldur zu retten —: noch atmet er ja —: nur die Weberin der Zukunft weiß es. Und muß er sterben, — nur die schweigenden Schwestern wissen, was war, was ist, was werden wird. Laß sehen, ob ich es ihnen nicht abgewinne: eine Abwehr: oder doch — für Unabwehrbares — einen Trost. Ihr, Thor und Tyr, ihr haltet mir Loki gefangen, bis ich wiederkehre. Du aber, mein Liebling, nicht sollst du inzwischen mir leiden."

Und er strich leise mit der Hand über Baldurs Augen: da fiel dieser in tiefen, süßen Schlaf. Sanft nahm er den Schlummernden von Friggs Schoß und legte ihn so, daß sein Haupt auf Nannas Busen ruhte. „Bleibe mir blühend, teure Tochter, traurige Tote," raunte er, „bei dem bleichen Baldur, bis ich wieder ihn wecke, sei es zum Leben oder zum Sterben." Und Frigg die Hand zum

Abschied reichend, sprach er: „Hüte mir, Mutter, des Sohnes Schlaf. — Nicht doch, Thor! — du darfst mir nicht folgen. — Einsam muß sein, wer die Nornen befrägt!“

XX.

Drei Nächte und drei Tage harrten die Götter auf Odhins Wiederkehr. Denn tief liegt Hel: tiefer noch Nornenheim. Weit ist der Weg.

Als am vierten Tag Skirnir den Sonnenwagen heraufführte, da sah vor allen Göttern zuerst Frigg den Feuerberg von Mitternacht her emporsteigen, langsam schreitend, auf seinen Speer sich stützend, einen müden Wandrer. „Odhin!“ rief sie laut. „O daß du nur lebst! Welche Botschaft auch du bringst!“

Es war Odhin: ungebrochen, ungebeugt: aber er schien viel, viel älter. — Als er schweigend herantrat, schweigend sich über den schlummernden Sohn beugte, da erschrak Frigg: „Weh, mein Gemahl!“ klagte sie. „Wie bist du verwandelt! Wie ist dein Haar ergraut! Und wie fest die Lippen geschlossen! Und diese Furche, die tiefste, war nie in deiner Stirn“ — und sie hob ihm den ganz über das rechte Auge gezogenen Schlapphut ab: da schrie sie auf: „Weh, dein Auge! Wo hast du dein rechtes Auge gelassen!“

„Bei den Nornen — als Pfand!“

Er warf einen langen liebevollen Blick auf die schöne, stolz prangende Frauengestalt. — „Auch du! — Auch dieser Reiz! Auch diese Fülle des Schönen. — Und der todverfallene Sohn! — Ob ich ihn nochmal erwecke? Ob ich

nicht besser thue, dem Schlafenden leise, leise, daß er nicht darüber mehr aufwacht, den Speer aus der Wunde zu ziehen, auf daß er nichts mehr erfahre von meiner furchtbaren Weisheit? — — Nein! er ist mein Sohn: er ist ein Held: er soll es wissen: Schwächlinge zermalmt es: Helden erhebt es."

Und mit einem Kuß auf den goldenen Scheitel weckte er den Schläfer.

„Vater," sprach der, die Augen aufschlagend, gekräftigt durch den langen Schlummer: „Gewaltig ernst ist dein Antlitz: aber friedvoll: nicht verzweifelt. Heil mir, daß ich noch diesen ernsten Sieg auf deiner Stirne thronen sehen darf. Nun sterbe ich gern: — denn ich sehe dir's an: — du hast Trost für dich, für uns alle gefunden!"

„Trost für die Tapfern, Verzweiflung den Feigen!"

Da eilte Thor, den Vater begrüßend, herbei aus der nahen Felshöhle, wo sie Loki bewachten. „Winke die Asen alle herzu," gebot der König, „mit donnerlosem Blitz: führe auch Loki herbei. Ich hasse ihn nicht mehr. Wer das letzte erkannt hat, — für den endet der Haß: Haß ward zu klein, die Brust mir zu füllen."

Alsbald kamen alle Götter und Göttinnen herangeflogen aus ihren Hallen. Denn sie hatten Frigg allein lassen müssen — so wollte sie's — auf dem Berggipfel. Sie kamen aber, weil sie drei Blitze Thors ohne Donner rasch sich folgend erschauten: — dreimal hatte der Gott, ohne ihn aus der Hand durch die Wolken zu werfen, den Hammer im Gelenk über sein Haupt geschwungen — das ist der Götter Aufgebot, wenn Heimdalls Horn nicht zur Hand. (Heimdall aber hütete die Regenbogenbrücke.) Wetterleuchten nennen's die Christen: — Thors Hammerschwung die Heiden.

Thor und Tyr führten den gefesselten Loki aus der

Höhle herbei. „Lege mein Haupt so," bat Baldur die Mutter, „daß ich des Vaters Auge suchen kann."

Sie stützte ihn gegen ihre Kniee und Odhin hob an: „Neun Nächte nördlich durch dunkle Thäler reitet man nach Hel. Ich ritt nicht, ich schritt. Aber solche Sehnsucht trieb meinen Schritt, — nie war ich Vielwanderer auf solcher Wanderung gegangen — daß ich den Weg in einer Nacht vollbrachte. Ich kam bald vorbei an des Zwergen Zwotto Höhle. Er bot mir das Horn besten Aels, sonst ein sparsamer Hauswirt. Aber schon wußte er, wie alle Wesen, daß Baldur schwerwund liege: und er erriet, daß um Rettung ich wandere. Ich trank keinen Tropfen: doch mich rührte des Zwerges Gastlichkeit. Er rief mir nach: ‚All mein gelbes, mein gutes Gold biete für Baldur der hungrigen Hel. Odhin zu erfreuen geb' ich es ganz.'" Da sprach Loki zu sich selber: „So liebt ihn ein schnöder Zwerg, den er nichts angeht. Zürnst du, tote Mutter, daß sein Sohn ihn lieben muß?" — „Aber ich wußte, Hel hält, was sie hat: nichts giebt sie um Gold. Ich schritt weiter. Nicht will ich Tapfre ermüden noch Zarte schrecken durch den Bericht der Kämpfe, die ich hatte zu kämpfen. Nur soviel sage ich: neunzigneun Thore führen von Svartalfaheim, stets mitternachtwärts, stets abwärts, nach Hel: vor jedem wacht ein Wächter — ein Riese — in anderer Grauengestalt: ich zwang sie alle und brach durch die Thore. Viel Blut trank mein Speer. —

Vor dem hundertsten Thor ist eine Brücke gewölbt. Hier hebt erst des Helwegs wahrer Schrecken an.

Denn die Brücke ist nur ein schmaler Goldstab, nicht so breit, wie Daumfinger und Pfeilfinger zusammen: leicht schweben die Toten darüber hin, die keine Schwere haben. Aber der Brückenstab bog sich, wie des Wales Barten sich

zusammenbiegen lassen, als ich darauf trat: er wölbte sich nach unten, wie der Mond, wann er viertelvoll.

Und unter mir rauschten furchtbar, von Niflhel herauf, die neun Ströme Hels: Schwerter wälzen sie, Schlangen, Leichen und Meineidige: manches Antlitz erkannte ich darunter: so König Skadhis. Grauer Nebel dampfte empor: — mir schwindelte sehr.

Aber ich bezwang mich, schloß nun fest beide Augen, nicht niederwärts zu blicken, und schritt die Stabbrücke, nur mit meinem Speere tastend, zu Ende. Am Nordende der Brücke stand Modgudhr, die Helriesin, schwang die Steinaxt und rief mich an: ‚Wer bist du, der den Helweg wagt zu gehen und lebst doch? Fünf Haufen Toter gingen jüngst über die Brücke: nicht tönte sie, nicht bog sie sich: — und unter dir einem ist schier sie geborsten. Weh, ich erkenne dich: (— denn Gold leuchtete, wie flüssig Feuer, hier und da in den Felsen, in die das Thor gebrochen war —:) du bist Odhin von Asgardh! Unersättlicher —: hast du nicht genug Raum in Himmel und Erde? Willst du auch Hel erobern? Was suchst du in Hel?‘ — ‚Trost!‘ — ‚Hel hat nur Tod, nicht Trost. Hel schweigt ewig.‘ — ‚Aber die Nornen reden.‘ — ‚Nach Nornenheim willst du, Entsetzlicher? Welch Weh’ muß es sein, das dich dahin treibt!‘ — ‚Das Weh der ganzen Welt: und Baldurs Todwunde. Weiche, Weib, oder ich töte dich.‘ Noch einen Blick warf sie in mein Antlitz. Sie sah wohl, daß es mir sehr Ernst war. Und es lag wohl etwas darin, das mächtiger war als Riesenmut. Denn schweigend, scheu, wich sie, den Hammer senkend, zur Seite. Ungehindert erreichte ich das hohe, in die Felsen gefügte Eisengitterthor. Allerlei Zierat von Eisen schmückte es seitlings und häuptlings: auf seiner Wölbung oben war mit ausgespreiteten Schwingen ein eiserner Adler angebracht. Aber als ich

die Hand nach der Thürklinke ausstreckte, schoß, lebendig geworden, jener Adler herab in mein Antlitz, mir die Augen auszuhacken: gerade haarscharf zuvor griff ich ihn noch: ich schleuderte ihn auf den Felsboden: klirrend schlug er hier auf: zu Eisen war er wieder geworden. Nun ergriff ich die Thürklinke, gearbeitet in Gestalt einer eisernen Schlange. Da — ich leugne es nicht: Grauen und Ekel zugleich schüttelten mich — da ward die eiserne Natter weich anzufühlen: lebendig, züngelnd, zischend ringelte sie sich mir um Hand und Arm und drohte, mich in die Knöchelader zu beißen: schon wollte ich sie vor Abscheu loslassen — dann war ich verloren: — doch ich drückte sie, mich ermannend, furchtbar zusammen: da ward sie wieder zu Eisen: und auf sprang, krachend, das Thor.

Ich schritt über die Schwelle.

Da rief mir die Riesin durch das Gitter nach: ‚Trost suchst du? — Verzweiflung wirst du finden!‘ —

In der Ferne, in farblosem Nebel, der auf beiden Seiten des Felssteiges aus tiefen Thälern stieg, sah ich schweben die Seelen: die Schatten der Weiber und jener Männer, die den Strohtod gestorben. Ein zarter Schatte rief mich an: ich erkannte die weiche, die liebe Stimme: und mein Herz ward weh und wund: ‚Vater,‘ klagte sie, ‚lieber Vater! Einsam bin ich unter all den tausenden von wimmelnden Schatten! Ach, wie sehne ich mich nach Baldur! Aber rette ihn, rette sein Leben wenn du kannst! Traurig und trüb ist's in Hel.‘ ‚Nanna!‘ rief ich ihr zu, ‚geliebte Tochter! Schwebe herauf, daß ich dich an meine Brust drücke —: noch einmal.‘ Und empor schwebte langsam ein weißes Gewölk: Nannas Gestalt! Zärtlich wollte ich sie umfassen: aber ach! unter meinen Armen zerfloß das Gewölk: nur leere Luft umschloß ich: mit leise weh-

klagendem Laut versank der Schatte wieder in die Tiefe. Traurig sah ich nach, — schweigend schritt ich weiter. —

Immer noch abwärts führte der schmale Steig: doch nicht mehr lang. Bald bog der Weg um einen Felsvorsprung: da war zwischen zwei Steinpfeilern ein dunkler Vorhang gespannt: das Goldlicht in den Felswänden glänzte hier heller: in den Vorhang waren Runen eingewirkt in Silber: ich las: ‚Das Lächeln läßt, wer Nornenheim naht.‘ Drei Herzschläge lang stand ich still: mir graute: dann schlug ich den Vorhang zurück und trat ein. —

Im Halbrund einer Felshöhle saßen sie vor mir, die furchtbaren Schwestern: schweigend, webend lange Gewebe, die von der ersten über die Kniee der zweiten hin bis zu der dritten liefen. Grau war die erste, weiß die zweite, schwarz, doch mit leisem Goldglanz, die dritte gekleidet.

Von oben her, von Midhgardh, reichten die ungeheuern Wurzeln der Weltesche, durch die Felsen sich zwängend, bis in den schwarzerdigen Grund: armesdick waren die kleinsten, die ich sah. Kaum erblickten sie mich, da sprach die erste — aber alle drei woben fort, solang ich bei ihnen weilte: ‚Das war noch nie.‘ ‚Ein Lebender steht vor uns,‘ sprach die zweite. ‚Das wird nie wieder sein,‘ schloß die dritte. — ‚Ich weiß, was dich hertrieb.‘ — ‚Ich weiß, was du suchst.‘ — ‚Ich weiß, wie das Gesuchte du tragen wirst.‘ Ich schauerte. Aber ich wankte nicht: ‚Erkunden will ich,‘ sprach ich, ‚furchtbare Geschwister, von dem was war, was ist, was wird, soviel mir vergönnt ist.‘ — ‚Frage.‘ — ‚Höre.‘ — ‚Denke.‘

‚Doch was du erfahren,‘ — ‚Zu verschweigen vor andern‘ — ‚Mußt Pfand du verpfänden.‘ — Verschweigen? Ich suche Trost: nicht nur für mich, für den sterbenden Sohn, für alle Trostbedürftigen. Wehe über die Weisheit, die geizig vergraben wird! — ‚Du kannst alles den andern

enthüllen,' — ,Wenn das Pfand du im Stich läßt —,' — ,Das du geben mußt: dein rechtes Auge.' Erschrocken griff ich mit beiden Händen nach meinen Augen. Sie schwiegen unerbittlich. Muß das sein? — ,Die Nornen feilschten noch nie.' — ,Du bist schon entschlossen.' — ,Und wirst sprechen und dein Auge verwirken.' Und die dritte winkte mir heran.

Ich hatte zu dieser gleich die größte Sehnsucht —: denn wunderschön, wie ewig jung, war sie zu schauen: — und zugleich durchzog mich vor ihr das tiefste Grauen —: denn ein bleiches Steinbild, unaussprechlich streng, obzwar gar nicht böse, schien sie. —

Ich trat dicht an sie heran. Zu ihren Füßen hörte ich, in Stein gefaßt, einen Brunnen gießen. Um alles gern hätte ich hinein gespäht: aber eine mächtige Felsplatte deckte ihn zu. Sie fuhr über mein Antlitz mit der Rechten — die Linke wob weiter —: ich schauderte: kalt, wie Gletschereis, war ihre schneeweiße Hand: — aber bald nach der Berührung zitterte leise Wärme da, wo sie mich gestreift. Sie hielt mein Auge in der Hand —: schmerzlos war es ihr gefolgt —: und sie drückte es an den Rand der Felsplatte, wo diese an den Brunnenrand stieß, Platte und Brunnen verbindend. Da ward mein Auge ein Edelstein, so wunderbar leuchtend, wie ich solchen an Helm oder Spange nimmer gesehen.

,Das war Odhins Auge,' sprach Urdh. ,Nun ist es Skulds Brunnensiegel,' sagte Verdandi. ,Und nur Skulds Hand wird es lösen,' schloß diese. — Und hätte mich nun am meisten verlangt, gleich das Künftige zu erkunden: und fragend hob ich die Hand gegen die jüngste Norne. Aber streng, unerbittlich schüttelte diese das Haupt: ,Wer will Weisheit gewinnen, beginne mit dem Beginn. Thoren wollen das Jetzt erjagen, das Kommende kennen, ohne des

Ursprungs zu achten. Alles was wird, das wird aus Gewordnem. Wer Urdh nicht ehrt, wird wenig wissen.‘ —

Ich trat zu der grauen Greisin. Fortwebend mit der Rechten zog sie mit der Linken eine dunkelfarbige Hülle herab, die eine bis dahin kaum beachtete Rundung an ihrer linken Seite verbarg. Das Tuch fiel: ich sah in einen gewölbten Stahlschild.

Schwarz schien er zuerst, unterscheidungslos.

Doch, je mehr ich mein Auge gewöhnte, im Dunkel zu suchen, desto klarer sah ich Bilder, die in stetem Zeitmaß wechselten: Ringe waren es: größere, je näher sie der Gegenwart waren: so sah ich mich selbst lebensgroß, wie ich vor kurzem durch den Vorhang geschritten: aber wie ich gegenwärtig vor dem Schilde stand, — das sah ich nicht.

In immer kleineren Ringen schaute ich die immer ferneren Zeiten gespiegelt. Da verlangte mich, überspringend die Jahrhunderte und Jahrtausende der Völkergeschichte alles Seienden Anfang zu schauen. Angestrengt spähte mein Blick. Ich sah zuerst mich selber, wie ich vor ungezählten Jahren die Menschen schuf aus Bäumen. Und ich sah dann mich selber und die ältesten Götter hervorwachsen aus gärendem Urstoff. Aber, so weit ich auch rückwärts spähte, immer, immer sah ich noch etwas, das war.

Da fragte ich die Greisin: ‚Ich sehe ein Alter, da alles noch nicht war, was jetzt ist: nicht Sand noch See noch salzige Meerflut: nicht Erde ist unten, noch oben Himmel: Mond nicht mag ich, Sonne nicht sehn noch strahlende Sterne. Aber etwas seh ich noch immer: was ist es? Ein unendlicher Nebel scheint es: weiß wogend und wallend, woraus Dunst sich verdichtet: und gröbere Gebilde ballen sich unzählbar, rundlich, rötlich, Strahlen streuend und wabernde Wärme —: unermeßliche, unabsehbare Kreise in der gaffenden Gähnung unendlichen Raums.‘ — ‚Das

waren Welten: unendlich viele, lange gewesene, lange verweste.' — ‚Warum sind sie verwest?' — ‚Weil sie geworden.' — ‚Weh, auch die Götter sind geworden! Werden auch sie verwesen?'" — Da lauschten alle Götter und Göttinnen ängstlich auf. —

„‚Das frage nicht mich. Ich weiß nur, was war, nicht, was wird. Aber es ist noch alles verwest, was geworden.' —

‚Entsetzlich! Und alles was ist, ist erst geworden?'

‚Nein, du Thor! Was wahrhaft **ist**, ist nie geworden.' —

‚So weißt du Eines, das **nicht** geworden? Was ist dies eine?'

‚Das, was allein **ist**: alles andere ward, scheint und vergeht.' —

‚Und was allein **ist**?'

‚Was nie geworden und nie verwest.'

‚Was aber ist dies?'

‚Das Ewige.'

‚Was aber ist das Ewige?'

‚Was niemals ward! Nicht weiteres weist dir die Vergangenheit. Frage anderswo weiter. Und: — denke selbst. Kein anderer kann es für dich erdenken.' Und sie zog die Hülle wieder über den Schild. —

Schwersinnig schritt ich zu der zweiten Schwester.

So ganz erfüllt war ich von dem Gehörten und auf die Zukunft so scharf gerichtet mit meinen Gedanken, daß ich insgeheim bei mir, ganz leise, dachte: ‚Wenig verlangt mich, zu wissen, was **ist**!'

‚Wenig verlangt dich, zu wissen, was **ist**!' sprach ungefragt, mir voll ins Antlitz schauend, die Strenge zu mir. Ich erschrak: — ‚Wie? Du weißt?' — ‚Ich weiß, was ist: also weiß ich, was du denkst. Thöricht denkst du. Denn

jetzt denkst du wieder: „Ich will nur wissen, wie es ist mit Baldur und Frigg in diesem Augenblick.‘ Und flüchtig daneben denkst du: ‚Und wie es ist mit Harald und Hilde.‘ Und könntest doch von jeder Norne die ganze Wahrheit erfahren, wenn du dächtest. Sie lag schon in Urdhs Worten. Aber in deiner Gier nach Leben hast du nur immer weiter gefragt, statt auszudenken, was in ihren Worten lag. Nach deinen Wünschen sollst du denn schauen, was ist.‘

Sie schlug mit der einen Hand an den Fels — mit der andern wob sie weiter: — da that sich in der Felswand neben ihr eine kleine Öffnung auf: nur eben faustgroß: sie hielt die gehöhlte Hand davor und winkte mir, durchzuschauen. Mein Blick flog nach oben, nach Midhgardh. Dort war Nacht. Einen Augenblick nur sah ich und hörte wie Harald im Schlafgemach zu Hilde hinüberflüsterte: ‚Raginhar Haraldssohn soll unser Sohn heißen.‘ Aber da war schon alles verschwunden: und ich sah hier, auf des Feuerberges Kuppe, Frigg sitzen, und eine Thräne troff auf Baldurs Stirn. Und im Augenblick war auch dies verschwunden. —

Denn Verdandi ballte die Faust: die Öffnung im Fels war geschlossen. ‚Warum bist du so geizig?‘ grollte ich erstaunt. — ‚Warum bist du so thöricht? Du forschtest nur nach dem Schein, der wird und jeden Augenblick wechselt. Was du verlangt, hast du gesehen: den Augenblick. Und konntest doch alles sehen, was du suchtest. Denn: in ew'ger Gegenwart steht alles Sein. Mehr kann dich alle Gegenwart nicht lehren. Fragtest du mich was wirklich ist, so wußtest du: ‚Alles.‘ Frage anderswo weiter.‘

Bangen Herzens, zögernd, trat ich zu der dritten Norne hin. Zwei Pfeile aus meinem Köcher hatte ich ziellos

verschossen: da saßen sie vor mir, von denen jede die ganze Wahrheit barg: und zwei hatten mich schon thöricht gescholten, weil ich thöricht gefragt und thöricht gedacht.

All mein Hoffen — aber auch all mein Grauen! — war nun auf die letzte Norne gerichtet. Sie zog mich an, die Wunderbar-Schöne: sie erfüllte mich mit ahnungsvoller Ehrfurcht, die Furchtbar-Erhabene. Ohne Lächeln, ohne Mitleid, aber auch ohne Drohung schien mir dies rätselvolle Antlitz. Sie sprach kein Wort. Nur die Felsplatte, an welcher der Edelstein als Siegel haftete, schlug sie empor: ich sah gierig in den Brunnen." — — —

Alle Götter und Göttinnen hielten den Atem an.

„Auf der tiefschwarzen Oberfläche spiegelte sich, in steter Folge wechselnd, Bild auf Bild. Da sah ich zuerst — o Baldur, mein geliebter Sohn, — daß du — sterben wirst."

Laut scholl das Wehklagen aller Götter und Göttinnen an den Felsen wieder. Nur Loki nickte schweigend mit dem Haupt.

„Ich ahnte es!" rief Frigg und drückte den Sohn heftig an die Brust. „Ich wußte es. Klage nicht Mutter," hauchte Baldur. „Dir bleibt Odhin und Thor." „Aber doch nicht sterben! wie ein staubgeborener Mensch! wie ein Weib, das nach dem Strohtod in Hels Schatten versinkt?" rief Freia zitternd. „Es ist doch unmöglich, daß Götter vergehen?" Einen langen Blick warf Odhin auf die Jammernde: und alle Götter und Göttinnen teilten ihr zagendes Entsetzen. Nur Frigg nicht: und Baldur nicht: und Thor auch nicht mehr, nachdem er leise zu sich gesprochen: „Schäme dich, Odhins Sohn."

Lange schwieg Odhin, alle überschauend: „Ich dachte es wohl," raunte er mit sich selber. „Sie können es nicht ertragen! So kann ich ihnen nur die leichtere

Hälfte künden. Wer wird wohl stark genug sein für das . . . Ende? — Für Baldur," fuhr er nun laut fort, „scheint ihr — glaubt ihr wohl selbst — zu zittern. Unselige, — ihr zittert für euch selbst!" „Ich zittre nicht mehr, Vater," sprach Thor: und sah ihn mit ruhigen Augen an. Nie war Thor so edelschön gewesen: er glich jetzt sehr Odhin. Zufrieden nickte dieser dem tapferen Sohne zu, blickte erstaunt auf Baldurs gefaßtes Antlitz, auf Friggs in tiefster, stolzer Liebe auf den Gatten ruhende, feste Augen: und, mit einem leisen Zug verhaltener Überlegenheit die anderen Asen und Asinnen überschauend, begann er: „Zittert nur eine Weile! — Es schadet euch nicht. Oft habt ihr der Menschen gespottet, wann Todesfurcht sie schüttelte: selbst euch sicher fühlend in Asgardhs, wie ihr wähnt, ewigen Hallen."

Da aber bei diesen Worten Freia und Gerdha und Gefion und Idun und alle Göttinnen und auch manche Götter sichtbar erbleichten, fuhr er fort: „Nun, verzagt nur nicht! Ich habe, was euch tröstet, gewiß! — Ohne die Salbe, die ihr braucht, um das Weh der Wunde zu tragen, würde ich, nach dem, was ich an euch sah, die Wunde euch nicht schlagen. Also: zuerst sah ich Baldur sterben. Und von Stund' an wird finstrer und böser die Welt. Es lösen sich langsam die Haften und Banden, die den Bau der Welten zusammenhalten. Aber — banget nur nicht! — noch viele Jahrtausende währt es! Dann aber wächst immer wilder unter den Menschen, Riesen, Alfen, Göttern das Verderben. Brüder befehden, Vettern fällen sich: Wutalter, Wolfsalter, Beilalter, Blutalter. Freund schont da des Freundes nicht. Aus Habgier mordet den Vater der Sohn: alle Wesen: Riesen, Zwerge, Menschen, Alfen, Asen sind schuldbefleckt geworden! Da sah ich Schnee stöbern von allen Seiten: der Frost wird

groß, der Sonne versagt ihr Schein. Drei Winter ohne Sommer! Los reißen sich dann, — denn es brechen alle Bande — die wir vorher weise gefesselt: der Fenriswolf und — ein anderer, ein Brudermörder. Und jene Wölfe, die Sonne und Mond von jeher verfolgen, seit diese am Himmel ziehen, holen sie nun ein und zerfleischen sie. Die Sterne fallen vor Schreck vom Himmel, wie wandermüde Schwalben in das Meer. Die Erde bebt und alle Berge, daß der Bäume Wurzeln springen, daß die Felsen taumelnd übereinander fallen: daß alle Ketten und Fesseln reißen und brechen. Und die Midhgardhsschlange, die mein tapfrer Thor nach Baldurs Bestattung schwer verwunden wird, daß sie, verscheucht, in die unergründlichen Tiefen sich birgt, — sie fährt wieder in Riesenmut und steigt, Land suchend, von Westen her, aufwärts sich wälzend, die Brandung peitschend mit dem Schweif, über die Küsten und die Menschenhand-Deiche von Midhgardh. Sie speit Gift, daß Meer und Luft sich verpesten." „Sie komme!" rief Thor, fortgerissen, den Hammer erhebend.

„Aber von Osten segelt heran — ein Leichenriese steuert es — Naglfar, das Gespensterschiff, das ganz erbaut ist aus den Fingernägeln toter Menschen: denn so ruchlos sind in den Jahrhunderttausenden die Menschen geworden, daß sie die frömmste, die heiligste Pflicht: die Leichen zu schmücken und, wohl gewaschen und gereinigt, zu bestatten, nicht der Sohn mehr dem toten Vater, nicht die Tochter der Mutter mehr erfüllt." Da seufzte Baldur: „Oh das schmerzt bitterer als Lokis Speer."

„Der Fenriswolf fährt, die Eis- und Reifriesen führend, von Norden einher über die Erde; abgeschüttelt hat er, der Ächter, der Rechtsbrecher, das unsichtbare Netz, das Fäden hat feiner als Sommerfäden und das doch Jahrtausende ihn gehalten hat: das Netz, das Forseti über

ihn warf, der Gott des Rechts. Aus seinen Kiefern gespieen hat er das Schwert, das Tyr, der Kriegsgott, seinen Arm dabei opfernd, ihm bändigend als Keil in den Rachen gezwängt: Feuer glüht ihm aus Augen und Nüstern, mit klaffendem, bluttriefendem Rachen fährt er einher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde streift: und wäre mehr Raum — er sperrte noch weiter ihn auf.

Da kommen von Süden die Söhne des Feuers geritten: Loki und Surtur voran, vor ihnen und hinter ihnen eitel glühendes Feuer: und ihre Waffen schmelzen nicht: denn Loki hat sie ihnen geschmiedet.

Da gerät die alte Weltesche, die morsch gewordene, in helle lichterlohe Flamme: vom Mittelstamm niederwärts brennt sie bis zu den Wurzeln nach Hel: hell wird's da zum erstenmal, taghell, in Hel, daß die Dunkelalfen alle erblinden und, blind ins Feuer stürzend, verbrennen. Und verbrennen da Niflhel und Niflheim. Aber auch aus Riesenheim fährt alles, was atmet, nach oben, um nicht zu verbrennen und um Walhall zu stürmen. Und auch nach oben hin lodert, von allen Sturmriesen angefaucht und angeblasen, furchtbar die Flamme.

Da birst des Himmels eherne Wölbung entzwei: ich weiß nicht, ob geschmolzen von Glut oder schon von dem dröhnenden Lärm gesprengt. Und wie die Feuersöhne über sie herauf reiten, — in Brand gerät die Regenbogenbrücke und bricht in zwei Stücke entzwei.“ „Und ich?“ rief Heimdall — denn er war jetzt, abgelöst von Hermodhur, zur Stelle, — „warne ich, kämpfe ich denn nicht?“ — „Du, mein wachsamer Wächter, bis zum Tode getreu, du stößt schmetternd ins Horn zum allerletztenmal, alle Götter und Walküren, Lichtalfen und Einheriar zusammenzurufen. Auf Wigridh, der Ebene vor Walhall, scharen

wir uns; sie ist hundert Rasten breit nach allen Seiten. In allen unseren Waffen stürmen wir auf die Feinde.

Und sah ich nun einen Kampf entbrennen, wie ich ihn nie gesehen: nur oft — geträumt: den letzten Kampf, den furchtbarsten von allen. Nicht all die Hunderttausende zugleich konnte ich schauen, die da sich würgten. Nur wenige Kämpferpaare konnte ich verfolgen. Zuerst fällst du, Tyr, gegen den Höllenhund Managarm. Aber gleich darauf durchbohrt das Scheusal Hilde, der Walküren herrliche Anführerin. Sie fällt auf ihren Schild, von Lokis Schwert durchstoßen. Heimdall, du willst die schöne Freundin rächen: — aber auch du fällst vor Loki. Freir, du würdest Surtur bezwingen; aber du hast dein Schwert Freia gegeben. So verbrennt dein Schild und dein Holzspeer und verbrennst du selbst vor Surturs Atem: und Freia stürzt — nutzlos ist das Schwert in ihrer Hand! — schreiend über den Toten in die Flammen. Surtur fällt von meinem Speer. Da sinkt sterbend in meine Arme, vom Gifthauch der Midhgardhsschlange getötet, — Frigg, mein schönes Gemahl." — Er hielt inne: — vor Weh.

„Heil mir, daß ich sterben darf an deiner Brust."

„Und räche ich die Mutter nicht?" schrie Thor. — „Herrlich rächst du sie, treuer Sohn: du zerschlägst in sieben Trümmer dem Meerwurm den Schädel. — Und nun, Asathor — sind nur wir, die beiden letzten, noch übrig auf Seite der Asen. Und auch auf Seite der Riesen leben nur noch zwei: alle andern Wesen: Götter, Walküren, Einheriar, Alfen, Riesen, Menschen hat der ungeheure Weltenbrand verzehrt. Dann, Asathor, wird der letzte Händedruck ausgetauscht zwischen zwei Männern: zwischen uns beiden.

Denn gegen uns heran fahren der Fenriswolf und —

dieser Loki da. Du wirfst dich dem Wolf entgegen, den Vater zu schirmen —, aber nur neun Schritte weit kannst du noch gehen: da fällst du tot: allzuviel Gifthauch des Wurms hattest du in deine breite, treue Brust gesogen." „Schöner ist kein Tod als: der Mutter zur Rache, dem Vater zum Schirm!" rief Thor mit leuchtenden Augen. — „Über deine Leiche springt der Wolf gegen mich mit klaffendem Rachen: ich stoße ihm den Speer in den Schlund: er verröchelt. Da trifft mich, von hinten, in das Genick, ein Steinmesserstoß —: nicht wagte ins Antlitz zu schauen der Sohn dem Vater: ich wende mich rasch: und durch seinen flammensprühenden Schild hindurch in Lokis Herz stoß' ich — mein letztes Lebenswerk — den Speer." Da rief Loki laut und stolz: „Ich fälle den Höchsten: und falle durch ihn: den Zweithöchsten rühme ich mich."

„Dann sinke ich sterbend auf deine Brust, Frigg, mein Weib: und ich sehe nur noch, wie alles verbrennt in flammender Lohe." — Und Odhin holte tief Atem und schwieg.

„Und von Rechts wegen," sprach feierlich Forseti; „denn du sagtest vorher: daß alle schuldig geworden."

„O Vater, Vater, bei deinem eigenen Leben beschwöre ich dich," rief Freia, die Hände ringend. „Nur jetzt brich nicht ab: — — wir warten! —" „So?" lächelte traurig der Gott. „Wartet ihr? —: Könnt ihr's gar nicht erwarten? — — Als ich das alles geschaut in dem Nornenbrunnen: — da sank ich erschüttert auf ein Knie und schloß mein müdes Auge und lehnte das Haupt an den Rand des Brunnens. Denn ich hatte untergehen sehn alles: und Allvater bin ich geheißen." „Was liegt an den anderen?" scholl es da aus den Reihen der Götter. „An den Menschen, den Alfen! Aber wir: — wir können doch nicht sterben für immer."

Odhin sah sie prüfend noch einmal an: „Und warum

nicht?" „Was?" schrie Freia, mit schrillem Schreckruf in ihre lichtroten Haare fahrend mit beiden Händen, „sterben, — wie elende Menschen?" Aber Loki lachte grell auf.

„Wie," klagte Freir, der Geliebten zarte, alfenschlanke Gestalt umfassend, „soviel Liebreiz soll vergehen? Das will ich nicht tragen!" „Wie wirst du's wohl wenden?" fragte Loki aus seinen Ketten.

Und da Odhin noch immer schwieg, — klang es von allen Seiten klagend, jammernd, vorwurfsvoll durcheinander: „Und das wäre das Ende? Und so wäre es aus? Unmöglich!" Nur Baldur schwieg: und Frigg: und Thor.

Odhin aber sprach langsam: „Aber bedenkt doch! Noch ungezählte Jahrtausende lebt ihr ja fort. Bis Naglfar, das Schiff, aus Fingernägeln gebaut . . . —"

„Das ist gleich! Das ist ganz gleich!" „Dann mundet nicht Horn mehr!" klagte Heimdall. „Noch ergötzt mehr die Jagd!" rief Fro. — „Noch Gesang!" — „Wie, Bragi, auch du? Und du solltest doch wissen, daß das Lied, das den Sänger entzückt hat, ob es keiner gehört, in sich selber genug! Was liegt an dem Lobe der anderen? und wie lange man das Lied noch singt nach dem Tode des Sängers? Singst du um Lob? oder singst du, für dich, weil du mußt?"

„Nein," rief Freia verzweifelt, „recht hat Bragi! Und recht haben wir alle. Das ist nicht zu tragen! Soll ich einmal vergehen, — gleich such' ich den Tod! Was soll ich in endloser Furcht vor dem Tod noch Jahre schleppen? Dann ist nur der Augenblick schmerzlos zu ertragen, in welchem Lust uns betäubt, — den Todesgedanken übertönt. Weh! um mich Arme! Ich bin so jung! So schön! Und ich lebe so gern!"

Und sie raufte ihr Haar. „Und wehe," rief sie noch-

mal, heftiger auffahrend, „über deine fluchwürdige, unselige Weisheit! O hättest du uns den Wahn gelassen, der uns selig gemacht, daß ewig wir leben!“ Und verzweifelt, in Thränen ausbrechend, warf sie sich in Freirs Arme.

„Wehe! Wehe!“ scholl es aus dem Kreis der Götter.

Odhin verschränkte, in seinen dunkeln Mantel sich hüllend, die Arme über der mächtigen Brust: lang sah er stolz auf die Klagenden, Fassungslosen. Endlich sprach er: „Schlecht habt ihr die Prüfung bestanden. Schämt euch! — So höret denn weiter.“

„Ah,“ ging es, aufatmend, durch die Hörer.

Und Freia wandte das Köpfchen wieder von Freirs Brust gegen Odhin: noch liefen die hellen Zähren über ihre Wangen: aber ihr rosiger Mund lächelte schon wieder und voll Hoffnungsfreude leuchteten ihre hellbraunen Augen.

„Wie ein Kind, wie Frühlingsregen und Frühlingssonnenschein!“ sprach Odhin. „Wohlan denn: hört weiter: Die Norne, die indes kein Wort zu mir gesprochen, rührte nur leise mein Haupt. Ich schlug das Auge wieder auf: und sieh, die ungeheure Brandstätte der Weltschlacht war verschwunden. Da sah ich auftauchen zum anderen Male die Erde vom Abgrund und wieder grünen: schön war sie, Korn trug sie ungesät. Die Flammen, die flutenden, waren gefallen: ein neuer Himmel hob sich über der Erde und wonniger wölbte sich: — ein anderes Walhall.“ „Oh Dank! Dank! Licht! Leben!“ riefen die Göttinnen und Götter. Aber Loki zog höhnisch den Mund.

Und Baldur, Frigg und Thor schwiegen.

„Einen Saal sah ich, heller als Asgardh gewesen war. Die Sonne hatte vor ihrem Verscheiden eine Tochter geboren: glänzender als die Mutter fuhr nun die Maid auf den Wegen der Welten. Auch zwei Menschen: ‚Leben‘ und ‚Lebensmut,‘ hatten sich gerettet. Morgentau war all

ihr Mahl, schuldlose Speise: von ihnen stammt ein neu Geschlecht.“ „Ach schweige doch nur von den Menschen! Sahst du nicht mich, Väterchen, und Freir?“ drängte Freia. — „Ich sah dich, schönes Töchterchen! Und noch viel schöner warst du geworden: denke dir nur: verschwunden waren, die dich soviel verdrossen, kamen sie immer wieder zur Sommerzeit, auf deiner Stirn die bräunlichen Flecken. Und Freir hielt dich in den Armen. Und nie mehr brauchte er dich zu verlassen: denn von selber lenkte sich der Sonnenwagen in der erneuten Welt.“ —

Hell aufjauchzend, mit silbernem Lachen, warf sich die Getröstete an des Geliebten Brust.

„Sahest du nicht auch mich?“ bat Fulla. „Und mich?“ fragte Gerdha. „Und mich?“ flüsterte Gefion. „Mich doch gewiß? Nicht ohne meine Äpfel könnt ihr leben!“ sprach zuversichtlich Idun. „Und mich?“ meinte Bragi. „Ist doch unsterblich das Lied!“ — „Und mich?“ — „Und mich?“ — „Und mich?“ — „Jawohl, jawohl: ich sah euch alle, alle. Seid ihr nun zufrieden?“

„Und du, Vater?“ — forschte Freia schüchtern: sie schämte sich ein wenig, daß ihr diese Frage erst jetzt kam. „Ich danke dir, Kätzchen,“ lächelte er, ohne Bitterkeit, „daß du auch meiner gedenkst.“ „Mich aber,“ grollte Loki finster, „mich hast du hoffentlich nicht mehr gesehen?“ — „Nein. Denn das Böse ist verschwunden in jener Welt. Baldur kehrt wieder, unverändert, und Nanna. Wir anderen, die alle Schuld befleckt hatte, wir kehren wieder, die gleichen — und doch andere: denn die Flammen des Weltbrands haben die Flecken hinweggetilgt. Aber Loki und die Riesen sind spurlos verbrannt. ‚Ida-feld‘: das Feld der Erneuerung, ist an Asgardhs Stelle getreten. Da werden sich wieder die goldnen Kugeln finden im Grase, mit denen wir heiter spielten in Walhalls Hofe,

bevor Schuld uns befleckt. Da werden wir oft, während die Hörner kreisen, von der letzten Schlacht sprechen, der Götterdämmerung, und wie wir aus Dämmerung uns wieder verjüngt."

„Wußt' ich es doch," rief Freia und schlug klatschend die beiden lichten Hände zusammen. „Es mußte doch zuletzt alles noch gut werden." — „Ja, es wird alles noch gut —: zuletzt. — Jetzt aber geht, ihr anderen alle, für Baldur den Scheiterhaufen zu rüsten unten am Gestade der See. Und soll er eine Brandstätte haben, herrlich wie keiner, der vor ihm und nach ihm verbrannt wird. Zuvor aber, du, Tyr, und du, Freir, führt mir den gefesselten Loki fort."

Die beiden Beauftragten warfen einen zögernden Blick auf Thor. „Thor bleibt bei uns, bis Baldur gestorben," sprach Odhin. „Ihr werdet euch wohl nicht fürchten, zu zweien, vor einem, in Banden!" höhnte Loki. „Seid nicht bange! Ruhig laß ich mich binden: weiß ich es doch nun nornengewiß: einst werd' ich frei —: ich und euer aller Verderben. Leb wohl, Vater — einmal noch, in Lieb' und Haß, darf ich dich wiedersehn." — „Doch auf daß dies nicht zu frühe geschehe, — bindet ihn fest: mit diesem meinem Gürtel. In der Schreckenshöhle bindet ihn an. Fest, aber nicht grausam. Du, Forseti, sendest täglich deinen Fronboten, ihn zu speisen. Und ‚Grauen' und ‚Entsetzen', meine beiden wildesten Wölfe, legt vor die Höhle, die Riesen hinwegzuscheuchen. Ihr anderen rüstet am Strande Baldurs gutes Schiff, Hringhorn, den schönsten der Segler. Und füllt es vom Kiel bis zur Mastspitze mit Asgardhs köstlichstem Hortgut. Auch sein Hengst fehle nicht und sein weißer Falke.

Und mit duftenden Hölzern füllt jede Lücke und mit wohlriechendem Bernstein. Und harret dann, bis wir, die

Eltern und der Bruder, Baldur und Nanna euch bringen. Eilet!"

Als es nun still geworden war auf der Bergkuppe, da sprach Baldur: „Vater, sind sie fort?" — „Alle, bis auf mich, die Mutter und Thor." — „Gut! Vater, bevor du den Speer herausziehst — sage uns dreien noch . . . .: das Ende." — „Mein Sohn, — was meinst du?" — „Vater —, Thor und ich, wir sind dein Blut: die Mutter ist dein ebenbürtig Weib — uns darfst du alles sagen: wir können's tragen." — „Baldur, mein Held!" „Ja, Vater," sprach Frigg, „er hat recht. Und obwohl er sehr wund ist und zuerst stirbt von uns allen — er wird's tragen. Und ich — ich ward dein Weib: — das ist ewig! ist ewiges Heil! Auch ich kann alles hören." „Dein Sohn bin ich," sprach Thor, „dein letzter Kampfgenoß —: Fuß an Fuß neben dir darf ich fallen im schönsten Heldentod: was mag mir schaden?"

„O Vater," sprach Baldur. „Du schontest die anderen. Uns brauchst du nicht zu schonen. Wie sprach die erste Norne? ‚Was da wird, das verwest.' Geworden sind auch — Ida-feld und die erneuten Götter — sie können nicht ewig sein — auch sie müssen wieder vergehen."

Da ließ Odhin den Speer zu Boden fallen, kniete neben seinen Sohn und rief: „Ah mein herrlicher Liebling! Und du — dem Tode so nah — du willst noch weiter hören? Du hast den Mut, hindurchzuschauen durch jenes heitere Trostbild?" — „Vater, ich bin dein Sohn. Gieb mir die ganze Wahrheit, eh' ich sterbe. Ich kann sie tragen." — „Und ich." — „Und ich." Und Frigg und Thor faßten Odhins beide Hände.

„Heil euch und mir: ja — das ist Heldenart. Und wohl mir, — nicht mit Verzweiflung muß ich euch vergelten: ich habe Trost, der Helden tröstet. — Nicht trog

ich die anderen. Was ich sagte —, das sah ich." „Aber du sahst noch mehr," sprach Baldur. — „Jene wollten ja nicht mehr hören, als daß sie nur wieder lebten! Sie würden das Ende nicht tragen. Drum schwieg ich ihnen vom Ende. — —

Als ich lange in das neue Ida-feld geblickt, — ich mußte, wie du, Baldur, stets, der Worte der ersten Norne denken — sieh, da verschwand, nachdem es lange, lange gewährt, auch dieses Bild. Der neue Himmel, die neue Sonne, die neue Erde, alles verschwand, verfinstert, in Nebel gelöst. Und alles, was darin gelebt — sie alle — ihr, ich. — —

Nicht in Kampf und Brand diesmal. Aber in grauenvoller Nacht und: — Vereisung.

Eis — furchtbare Kälte — Nacht, schimmerlose Nacht: und von allem das Schrecklichste — Grauenvollste: Stille, Ruhe: keine, keine Regung mehr im weiten All. Mächtig hörte ich vor Schrecken mein Herz schlagen: aber es war das einzige, was ich noch hörte: Nacht, Eis, Schweigen, Todesruhe. — Entsetzen packte mich: ich strengte mein Auge an, bis es zu springen drohte: vergebens: ich sah — nichts! nichts als Nacht und Schweigen: den ewigen Tod! —

Ich raffte mich empor auf beide Knie: ich wandte das Auge ab von dem fürchterlichen Brunnen: zu der streng blickenden Norne hob ich flehend beide Arme: ‚O sprich,' flehte ich, ‚du furchtbar Schweigende! Sage — was ist das Ende? O nur das nicht! Nur nicht das! Wahnsinn faßt mich — was ist das Ende? Die Vernichtung? Das Nichts?'

Sie schwieg und wies befehlend mit der Hand in den Brunnen. Noch einmal raffte ich mich auf, bog mich über den Rand, schaute und schaute, daß mir das Auge schmerz-

haft brannte: unverändert alles! ‚Das Nichts!‘ schrie ich. ‚Das ist Verzweiflung! Nie mehr erhebe ich mich von dieser Stelle! Niemals kehre ich nach oben zurück, dies Scheußliche zu künden! Hier will ich liegen und vergehen!‘ Und wie ich über den Brunnen gebeugt lag, vergingen mir die Sinne.

‚Du Thor!‘ war das letzte, was ich vernahm
Es klang aus dem Mund der drei Nornen zumal.

Wie lang ich so lag — bewußtlos —: ich weiß es nicht. Aber lange war es. Denn mein Arm, der schlaff herabhing, war ganz erstarrt. Endlich, endlich war mir, als wenn durch die Wimper meines geschlossenen Auges ein Lichtstrahl drang: nur aus der Tiefe konnte er kommen: auf flog mein Auge — und: — oh glorreich, glorreich, unaussprechlich glorreich! —

Verschwunden war die Nacht, die Leere, die Ruhe: unabsehbares Licht, unermeßliche Fülle, unendliches Leben sah mein seliges, seligkeittrunknes Auge: ich sah in stets größeren, weiteren Ringen, unaussprechlich an Zahl, eine Unendlichkeit werdender Welten, ganz wie ich in Urdhs Schilde eine Unendlichkeit vergangener Welten erschaut.

Keine Götter, keine Menschen, keine Alfen oder Riesen, keine Tiere und Bäume, wie wir sind und wissen —: aber andere Wesen, zahllos mannigfaltig, anders als wir und alles, was wir kennen, und doch wieder ähnlich uns und dem, was wir kennen, belebten diese unendlichen Sonnen und Welten.

Und verlosch die eine, — flammten zehn andre herrlicher auf.

Entzückt, begeistert sprang ich auf: ‚Heil,‘ rief ich, ‚dem Schicksal, Heil dem Unaussprechlichen! Das Ende

ist die — Unendlichkeit. — Es ist kein Ende! Nur Eins ist ewig: das All.'

Da erhoben die drei Nornen feierlich einen Gesang —: das war das Hehrste, was ich je vernommen.

,Nie ist es geworden.'
,Es ist.'
,Nie wird es vergehn.'
,Du wußtest es nicht.'
,Du weißt es jetzt.'
,Nie wirst du's zu Ende denken.'
,Ich sagte es dir schon —: du verstandest es nicht.'
,Es ist in mir dir gegenwärtig.'
,Und unendlich wird dir's in mir.'

Da ward es friedlich, feierlich, selig klar in mir.

Verdandi hob die Hand: da ward das ganze Gewölbe, das auf Nornenheim lastet, durchsichtig wie ein Spiegel klaren Wassers: ich sah, daß es Nacht war oben auf Erden: aber schöner als je zuvor sah ich über der Erde am Himmel strahlen alle Gestirne.

Und da, — mein Baldur, den Sang, den ich einst so traurig begonnen, mit kurzsichtiger, kranker, schmerz- und sorgeverstörter Weisheit, — zu Ende da sang ich selig den Sang:

,Trauer und Trübsal hab ich getragen,
Bebend bittere Leiden gelitten,
Seit in das Los von uns Sterblichen allen
Liebend die Seele tief ich versenkt. —

Wir verlangen des Lichtes, ersehnen die Sonne
Mit dem Andrang des Adlers: doch ach! unser Auge
Blendet der Lichtblick, des wir begehren
Und weh! durch die Wolken dringen wir nie! —
Ach! die Erhebung darbt des Genusses
Und der Genuß entbehrt der Erhebung:
Ewiges Ringen: nimmer Erreichung:
Ewiges Fragen: nimmer Bescheid:
Alles endlich und alles — elend!

Solches erwägend wollte vor Weh
Die Seele mir sinken: und auf die Erde
Warf ich mein Antlitz: hoffte die helle
Heitre des Himmels nie mehr zu schauen.
Und durch die Seele gingen mir schmerzlich
Seufzende, sehnende Wogen des Weh's. — — —

Lange so lag ich.

Aber horch: endlich drängte sich dämmernd
Durch die wehvollen Wellen
Zager Verzweiflung, leise und lieblich, anderer Laut:
Was ich sah, was ich suchte
Bei euch schweigsamen Schwestern, —
Hat mich rieselnd durchrüttelt: doch es hat mich gerettet:
Klangvoll die Klagen durchtönte ein tapferer, tröstender Ton: —
Ich ahnte mit Andacht, ich hörte mit Ehrfurcht,
Ja ich schaute mit Schritten schreiten,
Mit ehernen, ewigen Schritten,
Das schrecklich-schöne, das Schicksalsgesetz. — —
Und horch: mit Frohlocken erkannt ich den Klang
Als altgewohnten: denn es geht im geheimen,
In gleichem Gang mit des rollenden Rades großem Gesetz,
Wann hoch es sich hebt: mein eigenes Herz! —

Auf sprang ich errettet: auf sah mein Auge:
Da streift es ein Strahl von wonnigen Wundern:
Die Straße, die das Schicksal schreitet,
Sah ich mit Staunen: denn die stillen Sterne,
Die wechselnden Welten,
Sie sind des Schicksals schimmernde Spuren.

Und ich hörte ein Hallen wie von heiligen Harfen
Wieder gehaucht von den hohen Himmeln:
‚Auf Glück ist und Unglück die Welt nicht gerichtet:
Das haben nur thörichte Herzen erdacht!
Es will sich ein ewiger Wille vollenden:
Dem dient der Gehorsam, dem dient auch der Trotz.
Glück ist nicht der Gelüste gleißender Glanz:
Nur Begeistrung ist Glück: und der seligste Sieg
Ist, stolz zu sterben, auf daß andere atmen.‘

Ich schwieg. Da sprach Urdh: ‚Das war der erste Gesang, der je in Nornenheim getönt.‘ Und Verdandi: ‚Und er ist wahr.‘ Und Skuld: ‚Und kein zweiter wird singen in Nornenheim. Und niemand wird diesen Gesang niedersingen in allen Welten.‘ Da rief ich frohlockend: ‚So gebt ihr mir Recht, ihr heiligen Schwestern? So habe ich richtig geraten den Sinn der Gesichte, die ich schauernd geschaut?‘ Und sprach zu ihnen halb und halb zu mir selbst:

‚Ewig ist einzig das All. Denn nur was eins ist, ist ewig. Und eins ist einzig das All, anfanglos, endlos. Alles Einzelne erlischt: auch einzelne Asen, Götter und Geister: denn ein Einzelnes ist auch der einzelne Gott. Erden vereisen, Sterne stürzen, Sonnen versinken. Spurlos versprüht, was darauf von Wesen erwuchs. — Aber unendlich, unablässig, unerschöpflich in wechselnden Wandlungen, wirkt und webt das All. Nicht das Nichts und die Nacht —: ewig ist einzig das Licht und das Leben und wonniges warmes Bewegen. Aus zerstörten Stücken zerworfener Welten, aufs neue aus dem Nebel versunkener Sonnen, bildet und baut andere Erden des ewigen Alls gewaltig Gesetz: ‚das wechselnde Werden‘. Das Schicksal, wie wir scheu es nennen! Aber es hat kein Schöpfer geschickt noch geschaffen. Älter ist es als alle Alter, gewaltiger als alle Geister und Götter! Nicht zum Wohl oder Weh der wimmelnden Wesen, nur sich selber aus sich zu erschließen schaltet und schafft dies große Gesetz. Es ist eins mit dem All: denn es ist nur im All: und das All ist in ihm. Das All zerfiele, hielte es nicht das Gesetz. Das Gesetz wäre tot, lebte es nicht im All. Und ich selber, ich sinke, der größte der Götter, wie sterblicher Staub anbetend in Andacht vor dieser einzig ewigen Gottesgewalt. Andere Götter als Odhin ehret vielleicht auf

anderen Erden, oder auf dieser Erden zu anderen Zeiten, anderer Andacht. Die Götter vergehen: sie dämmern! Aber unvergänglich ist der ewige Gott: das Allgesetz. Traurige Thoren, welche da wähnen, Gott zu entgehn! Nichts ist ohne Gott, niemand und nirgend! Alles atmet und ist in Gott. Und ich, aller Einzelgötter oberster Gott, ich ehre in Ehrfurcht diesen Gott. Und mein Gott ist mein Trost. Ach! Allvater nenn' ich mich nie mehr: nur bescheiden, schauernd: den Sohn des Alls. — Träume niemand von anderem Trost! Ist's denn so entsetzlich? Verzagen, verzweifeln in elender Angst vor Tod und Vernichtung ist furchtsam, verächtlich. Wer sein Leben nicht kann opfern dem ewigen All, von dem er's empfangen, — den dem Feigling vergleich' ich, welcher sich weigert, für sein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Asen der Ase, so sind alle Wesen geweiht, für werdende Welten zu verwesen: wir welken und weichen, auf daß andere erstehn: wie der Same versinket, daß die Blume erblühe: für andere sterben, — ist das so trostlos untragbar?

Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht und Liebe unerlöschlich lodern in Unendlichkeit, daß andere ernten, wo er gesät, daß andere erben, wann er selber versank, die Lust des Lebens: — den tröstet kein Trost als — trügender Traum.

Wehe dem Feigling, der Freude und Friede nicht findet im Siege der Seinen, im Fortleben der Freunde nicht volle Vergeltung für den eigenen Fall.

Feigen freilich frommt nicht das Frohlocken, das Helden erhebt, sehn sie den Sieg für ihr Volk erfochten durch den eigenen Fall.

Unser Erbe ist das All, unsre wahre Erde: unsre

Wohnung die Welt: unsre Heimat die Halle unermeßlich verstreuter Gestirne.

So laßt uns sterben, stark und stolz, auf daß andere erben, die nach uns wachsen aus nahenden Nebeln noch ungewordner Welten, die liebe Lust des Lebens: auf daß sie können kommen, müssen wir gehen: ist's so unmöglich, das Leben zu lassen, auf daß andere atmen?

Wer aber einwirft, solches Sinnen tauge nicht zur Tugend, der ist ein Thor: — oder ein Verleumder.

Mannhafter, mein' ich, ist es und schöner: für sein Volk zu leben, zu leiden, zu fallen, nur weil es Heldenpflicht verlangt, als fromme oder tapfere Thaten darum zu thun, um sich einzukaufen in ein ewig-seliges Ida-feld.

Und versuchte mich einer forschend mit Fragen: ‚Da so reichlich rinnt der starke Strom der Schmerzen, da Übles und Arges und Bitterböses und lästige Leiden, auch unverschuldet, mit Weh überwuchert die Welt, — wär' es nicht weiser, wohliger, wonniger, wenn gar nichts wäre? Wenn die Wahl dir wäre, zu wählen, durch deinen Wink, dein Wort, zu bewirken, daß die Welt nicht wäre und all ihre wimmelnden Wesen oder aber, daß sie weiter wachse mit ihren Wonnen und ihrem Weh: — wie würdest du wählen?‘ — —: sonder Besinnen sagt' ich: sie sei.

Und wer anders sagt, — der ist siech an der Seele!

Denn selbst wenn die Wonnen nicht überwiegen das Weh —: und wer will das wägen? —: nicht um des Einzelnen willen ist die Welt, nicht für seine Wonne, sondern daß sieghaft das große Gesetz des Schicksals geschehe.

Und Weh zu verwinden, — dazu ist Helden das Herz gegeben.

Auch den Tod zu tragen, ohne Himmelshoffnung, in mutiger Mannheit, als Zoll ihn zu zahlen für die geliehene Lust des Lebens.

Wenige, ich weiß es, wird er trösten, Odhins heldentapfrer Trost: Helden erhebt er, die des Trosts kaum bedürfen, Feige füllt er vollends mit Furcht. Aber die Feigen sind immer verloren und Odhin ist nur den Helden hold.

Und die Wahrheit mußte ich ergründen, auch wenn sie Verzweiflung enthalten hätte: den ‚grübelnden‘ Gott nennen mich Feind und Freund.

Aber die Wahrheit war —: der Sieg! Süß ist der Sieg den Asensöhnen: und der seligste Sieg ist dem Geiste gegeben, der dem Tode trotzt und fromm dem All sich ergiebt. Als Haus und Heim gehört dem Helden das All: das ist die wahre, die ewige Walhall.‘

Als ich schwieg, da sprachen die drei Schwestern: ‚So war es. — Viele Namen gewannst du, seit du unter die Völker fuhrst.‘ — ‚So ist es. — Neue Namen geben wir dir, stolzere, zu den alten.‘ — ‚So wird es ewig sein. — Du aber wirst fortan ‚Nornengast‘ heißen und ‚Nornenweise‘. Auch wir werden vergehen: klaglos, neidlos: nach uns kommen ewig andere Schicksalsschwestern.

Geh: die Nornen haben dir nichts mehr zu sagen.‘

Und rasch, beschwingten Schrittes, wie ein Sieger vom Schlachtfeld, wo er höchstes Heldentum sieghaft gewonnen, eilte ich nach oben zum Licht, — zu euch.“ — —

„Ja Vater: das *ist* Odhins Trost: und Baldurs Trost —: *Heldentrost*.

Küsse mich noch einmal: dann zieh mir den Speer aus der Wunde: mein Vater Nornengast. Das Einzelne stirbt: — das Ewige siegt und lebt. Glückauf zum Untergang!“

Und Odhin küßte den Liebling zum letztenmal auf die weiße Stirn. Und zog dann den Speer aus der Wunde. Und Baldur starb, ein sieghaft Lächeln auf den Lippen. „So stirbt ein Held," sprach Thor. „Vater, auch ich werde lächeln im Tod: — mich tröstet . . . " „Odhins Trost!" rief Frigg. „Auch ich weine nicht, mein Gemahl, und bin doch nur ein Weib und hab' ihn doch geboren."

„Weine nur," sprach Odhin, ihr Haupt an seine Brust drückend. „Wenn Helden also sterben, dürfen Helden weinen: — aus Freude, nicht aus Jammer."

Aber sie weinte kaum: nur wenig ward ihr Auge feucht und ein sieghaft Lächeln strahlte dabei auf ihrem Antlitz: „Ich ward dein Weib: das ist unzerstörbar: das ist ewig, ist Seligkeit. Ach, dies alles ist so groß — so überwältigend groß: das Lächeln faßt es nicht und nicht das Weinen: das ist eine Trauer, die das Herz zugleich mit Jauchzen erhebt."

„Ja," sprach Odhin, „das ist des Heldentums Begeisterung. Wen sie nicht trösten kann — der muß verzagen."

Und trugen nun die drei Starken Baldur und Nanna, die Toten, hinab an das Meergestade. Und halfen da alle Götter und Göttinnen das Paar noch schmücken. Und legten die beiden schönen Toten nebeneinander unter dem Mast aufs Deck.

Und weihte sie Thor mit seinem Hammer, beiden den Totenschlag leise, zärtlich, auf ihre Brust klopfend. Und Odhin blies in die Segel: da bläheten sie sich in stolzer Schwellung wie zwei weiße Schwingen eines Schwans. Und Thor zündete nun das Schiff mit hellem Blitzstrahl an. Und prachtvoll flog das brennende Fahrzeug mit allen Segeln vor dem Winde: lange, lange sahen sie vom

Ufer aus dem rasch enteilenden herrlichen Schauspiel nach, bis es in fernstem Duft auf offenem Meer verschwand.

„Kommt nun,“ sprach Odhin. „Ihr Recht ward den Toten. Nun gebt den Lebenden ihr Recht: Kampf gegen das Böse, bis sich alle Geschicke erfüllen: Heldenkampf und Heldentod —: das ist Odhins Trost.“

Hier endet die Sage von Odhins Trost.

Die Heiden sind hinaus zum Opfer. Streng hab' ich allen Hofgenossen verboten, mit hinauszuziehen zum Quell. Alle wollten hinaus —: viele den alten Göttern zuliebe: manche wohl nur dem alten Met zuliebe, den Valgardhr nach dem Opfer den Opfergenossen spenden wird —: er führte eine große Tonne mit. Knut mußte ich drohen, ihn an die Hallpfosten zu binden, so eifrig strebte er hinaus.

Und Gydha, mein goldlockig Enkelkind, — wie bat sie so flehentlich, ich solle sie mitgehen lassen. Denn es reizten das Kind die bunten Bänder und die vielen Goldfäden, die durch Mähne und Schweif des weißen Rosses geflochten wurden, und, auf den Wagen gehäuft, all das blinkende Gerät, das Knut sorgsam gescheuert hat, daß es hell schimmerte. Doch ich verbot es und Gydha ist gehorsam. Nur auf den Pfostenzaun unseres Gehöfts verstattete ich ihr zu steigen: von da kann sie das Opfer gut ansehen.

Ich will es nicht mit ansehen. Mich schmerzt es in der Brust dabei: denn ich muß denken, wie mein Vater einstmals beim Odhinopfer herrliche Stäbe zur Harfe gefunden. Nicht hatte er sie vorher zusammengesucht: er hob das Antlitz gen Himmel: frei floß sein weißes Haar über den Nacken: sein Auge leuchtete, die Lippe zuckte und tönend floß ihm der Strom des Gesangs.

Wie begann doch sein letztes Lied zu Ehren Odhins?

„Aller Asen acht' ich
Den edelsten Odhin!
Weisheit sein Wort, Wunder sein Werk,
Wonnig sein Weh'n:
Wann in weichem Weben
Frühe Frühlings-
Knospen er küßt, —
Können die Kleinen die Kelche
Nicht mehr schlummernd verschließen:
Sie öffnen die Augen
Und kosend küßt er
Ihren ersten Atem.

Aber Odhin auch
Stürzt im Sturm die Stämme
Uralter Eichen!"

Ich kann nicht ablassen von dem Lied: ich muß es weiter denken! Wie verlief es doch nun?

„Sein Hauch hetzt die Helden
In tapfre Thaten und tapfren Tod:
Jubelnd und jauchzend jagen sie jäh
In spitzige Speere, in geschwungene Schwerter:
Selig im Siege, getrost auch im Tode.
Denn sie wissen: es werden die weißen Walküren
Zu Walhalls Wonne tragen die Treuen,
Die lachend erlegen, fechtend und fallend
Für die heilige Heimat und des Hauses Herd. —

Auf Erden aber ehrt sie unendlich
Der Sänger Gesang: sie leben im Liede!
In den Hallen noch hört man harfen von Helden,
Die hoch der Hügel hat überhöht.

Wer aber wies die Sänger, zu singen?
Wer lehrte das Lied und die hallende Harfe?
Wer anders als abermals Odhin der Edle!
Der Schläger der Schlachten ist selber ihr Sänger:
Sangvater ist Siegvater,
Siegvater Sangvater zugleich!

Und wer wies der Weisheit gewundene Wege
Dem begierigen Geist, dem forschenden Frager
Nach Anfang und Ende des unendlichen Alls?

Was da gewonnen an Wissen und Wahrheit
Der mühseligen Menschen grübelnder Geist —:
Alles hat Odhin uns offenbart!
Er hat das hohe, das heil'ge Geheimnis geritzter Runen
Seine Lieblinge lösen gelehrt!

Stumm, doch verständlich, mit schweigenden Schritten,
Ein heiliger Herold, schreitet die Schrift:
Ein beredter Bote von Volk zu Volk
Trägt sie getreulich köstliche Kunde,
Wachsende Weisheit pflegend und pflanzend
Von Geschlecht zu Geschlecht:
Wie des Feuers Flamme
Selbst nicht versiegt, ob sie auch andern oftmals
Segen sprühend gespendet."

Jetzt sind sie am Werk. Tief schallen die Hörner und feierlich. — Sie beginnen leisen Gesang —: Ah, beim Haupte meines Vaters! —: es ist sein Lied, sein Lob Odhins —! Ich höre die Worte, die stolzen Stäbe! — Jetzt der Schluß: wie braust der Gesang! hell klingen und herrlich zwei Harfen dazu: ich muß mit einstimmen:

„Retter und Rater
Der mühvollen Menschheit
Ist der rabenumrauschte
Runenvater:
Alles ist Odhin, was hoch ist und herrlich,
Was wonnig und weise, was stolz und was stark!
Lobt ihn im Liede, ehrt ihn mit Andacht, solang ihr lebet:
Und fallet einst herrlich, in Helmen, als Helden,
Daß fröhlich ihr fahret nach Asgardh zu Odhin,
Ewig in Walhalls Wonnen zu wohnen."

Aber horch! Was ist das? Waffenklirren! Wüstes Geschrei! — Den Notruf schmettert Valgardhrs Horn: ha

die Mönche, die Söldner sind über ihm! Mein Hammer! mein Hammer! Zu Hilfe!

Wahrlich: nicht hatte ich gewähnt, daß diese Blätter, die von Odhin soviel erzählen und von Odhins Weh und Trost, auch soviel Weh aufnehmen würden, das mich, das uns Menschen betraf. Mein Weh ist wild: — von Trost verspüre ich noch nichts. —

Ich muß das aufzeichnen, mein lieber Sohn, und mit der Sage vergraben, auf daß du es findest, wann du hierher kommst auf das Eiland und auf daß du alles der Wahrheit gemäß, nicht wie es die Mönche erzählen werden, erfährst, was die Deinen: dein Kind, deinen Vater getroffen hat.

Denn nicht werd' ich auf dieser Insel in Frieden sterben. Schwer verlasse ich, muß es sein, das alte freie Gehöft, die guten Hofgardhar. Der Urahn Thorolfr, da er Norge des Drachen Rücken und den eignen kehrte, weil er König Harald Harfagris Königtum sich nicht beugen wollte und die Freiheit der Heimat vorzog, nahm die Stirnsäulen seines Gehöftes mit an Bord: und als sich sein Schiff der Eisinsel näherte, warf er sie, die runengeritzten, in die See. Und wo die Welle sie ausspülte — hier an göttergewiesener Stätte, landete er und baute das neue Gehöft, gestützt auf die alten, aus der Fremde mitgeführten Säulen, frei von jeder Königsgewalt.

Schwer werde ich sie verlassen. Aber was der Mann in seinen Gedanken baut, ist ihm doch noch teurer als was er stützt auf Holz. Vernimm nun, was geschehen, seit ich zuletzt geschrieben.

Wundersam hat sich diese Sage und unser Leben verstrickt und verflochten —: ich kann's nicht mehr scheiden!

— Ich werde es kurz machen: denn es drängt die Zeit, wohl bald die Not. Dies schreibe ich nicht in meiner großen Schlafstube, wo ich bisher geschrieben. Denn ach! in meiner Schlafstube, dem besten Gelaß, und in dem besten Bette des Hauses auf den Eiderdaunenkissen liegt Gydha, dein holdes Kind, schwer wund. Und ist alles dunkel in dem Gelaß: die Holzläden sind geschlossen, die man schließt, wann der Feind das Haus belagert. Und hinter den Holzläden, den Pfeilwehren, habe ich alle Teppiche und Decken des ganzen Hauses aufgehängt, sorgfältiger als Pfeile, die noch nicht fliegen, aber wohl bald fliegen werden, abzuwehren alle Strahlen der Sonne, die da dringen möchten durch die Ritzen.

Denn, — Jammer und Weh, daß ich, der Großvater, es schreiben muß von der Enkelin und dir, schreiben, dem Sohn und dem Vater! — dort in dem Bette liegt Gydha: sterbend, so fürcht' ich, oder, wenn sie am Leben bleibt, blind auf beiden Augen und das holdselige Antlitz entstellt.

Ich schreibe das in der anstoßenden Waffenkammer, von wo ich auch den Angriff der Feinde am ehesten gewahre. Ich schreibe nur, wann sie schläft: sowie die tiefen Atemzüge der Schlummernden stocken, bin ich an ihrem Lager und halte die kleine Hand. Und daß das Kind niemals klagt, unter großen Schmerzen, macht es noch rührender. O wenn doch das Wenige ungefüger Heilkunst, das seit Geschlechtern in unserer Sippe vererbt wird, diesmal nur fruchten wollte —: aber freilich, handbreite Beilhiebe und fingertiefe Pfeilwunden bin ich zu heilen mehr geübt, als eines zarten Kindes zarte Augen.

Rettet sie, ihr Lichtalfen, unseres Hauses altvertraute, leisbeschwingte Geister! Schwebt um ihr Bett! Lindert ihre Pein! Verschönt ihren Schlaf durch heiter gaukelnde Träume, lichten Faltern vergleichbare. Ja, euch, liebe

Lichtalfen, muß ich anrufen —: denn die Engel des Christengottes halten, scheint es, mit den Mönchen. Oder wo war des Kindes „Schutzengel" — wie die Christen die „Fylgja" nennen —, schützend den Schild zu halten vor diese goldenen Augen, als der Stein flog aus des tückischen Priesters Hand? Oder hat wirklich der Christengott, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt, dies Gräßliche gewollt? Er ist ja ein starker eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsucht bis in das siebente Glied. Hat er wirklich es mir zur Sünde gerechnet, daß ich den Viking gewähren ließ, und hat er sich gerächt an mir für diese Schuld an eines Kindes Augen? Höre, Christengott, wenn du das gethan, — dann sag' ich dir ab für immerdar!

Sie erwacht. Ich eile, den Verband mit der Salbe zu erneuern —: dann schreibe ich weiter. Sie lächelte, als sie meine Stimme hörte, meine Hand fühlte. Sie dankte für das kühlende Eis, das ich auf die heiße Stirn drückte. Sie fragte: „Großvater, werd' ich niemals wieder dein liebes, altes Gesicht sehen können? und des Vaters blitzende Augen, wann er zurückkehrt? Und die goldene Sonne?" „Gewiß! Bald! Bald!" rief ich ihr zu —: dann aber eilte ich hinaus, auf daß sie nicht höre, wie ich weine.

Ja, ich weine, ich alter, harter, sturmfester Mann. Und nicht schäme ich mich, zu weinen. Aber gar so weh thun Thränen alten Augen, die des Weinens nicht gewohnt. — —

Sie schläft wieder und ich schreibe weiter.

Knut, der Knecht, sagte mir später, schon am Vorabend des Opfertages, als er an der Quelle, für das Opfer vorarbeitend, die Grube gegraben, in die das Blut des Hengstes strömen sollte, und als er die Felstrümmer aus dem Wege geräumt hatte, die seit so vielen Wintern auf den nicht

mehr gebrauchten Opferplatz von dem Berge heruntergerutscht, habe er beim Fortgehen nach unserem Hofe bemerkt, wie Seraphicus, der Mönch, versteckt hinter den Felsen des Hügels, die unser Land vom Bischofsland scheiden, lauernd hinunterspähte auf sein Thun. Da aber der Schleicher oft — und seit des Vikings Ankunft emsiger als je — um unseren Landzaun spürte, achtete er nicht weiter darauf.

Der Viking aber erzählte, als sie gerade mitten in dem Opferwerke waren und rings um den Quell und um die Opfergrube die Geräte: der große Erzkessel aus Grekaland, die kleinen Silberschalen und das spitze Opfermesser, bereit standen und lagen und als nun das edle Weißroß vorgeführt wurde, Mähne und Schweif mit roten Wollbändern und mit goldenen Quasten durchflochten, und als Valgardhr, die Arme, dankbetend, zu Odhin emporhob, — da stürzten plötzlich auf die zehn Männer von dem Hügel herab, hinter dessen Felsen sie sich versteckt gehalten, die Bischofsleute und die geworbenen Söldner, wohl ein halb Hundert an der Zahl, mit wildem Geheul Schwerter und Lanzen schwingend, voran Seraphicus, ein mächtiges Kreuz in der Rechten.

„Nieder mit den Heiden!" schrie er. „Gott der Herr hat sie in unsere Hand gegeben wie die Heiden von Kanaan seinem auserwählten Volk! Nieder mit den Heiden!" Und schon hatte er den ihm nächsten der Segelbrüder, der, waffenlos, das Opferroß am Zügel hielt, erreicht und ihm mit dem schweren Kreuz den Schädel eingeschlagen; seine Gefolgen fielen mörderisch über die neun Männer her, die sich der Übermacht schwer erwehrten.

Da stieß Valgardhr ins Horn: und das rettete sie.

Denn hinter mir, den der erste Hornschall herbeirief — meinen Hammer riß ich von dem Balkenpflock, sowie

ich durch die Dachluke den Mordkampf gesehen: und ich weiß nicht, wie ich die Treppe hinunter und durch die Hinterpforte des Hofzauns hinausgekommen bin: — dicht hinter mir folgten Knut, der Knecht, und zehn meiner Häuslinge mit den nächsten Waffen, die sie erraffen mochten, und bald — aber auch gerade noch zur rechten Zeit —! waren wir zur Stelle. Uns entgegen jagte das weiße Roß, das sich losgemacht hatte in dem Getümmel. Als ich die Kämpfenden erreicht, rief ich Seraphicus zu: „Genug des Mordbluts. Haltet den Landfrieden! Ich stelle mich vor dem Allding und will des Bischofs Klage bestehn.“ — Da wollten die meisten Bischöflichen ablassen. Seraphicus aber schrie: „Drauf, ihr Werkzeuge des Herrn! Nieder mit den Heiden! Tilgt sie aus dem Lande! Ihr Blut ist Gott ein wohlgefällig Opfer. Fünfzig auf zwanzig! Fürchtet euch nicht!“ Und wieder schlug er mit dem Kreuz auf uns los.

„So hilf denn, Odhin, hilf deinen Söhnen!“ rief da der Viking. „Das Roß ist entronnen —: trinke denn, Siegvater, Menschenblut statt Pferdeblut!“

Und kam da Odhins Geist über den Viking, seine Segelbrüder, ja über uns alle. Wütend über den feigen, mörderischen Überfall, über den Mißbrauch der Übermacht griffen nun wir die Bischöflichen an. Und obwohl sie fast drei auf einen von uns waren, sprengten wir sie doch nach kurzem, wildem Kampf auseinander, daß sie nach allen Seiten flohen. — Seraphicus wollte über die Hügel nach dem Bischofshof entkommen —: aber Knut, der Knecht, der ihn stark haßt, fing ihm den Weg ab und traf ihn mit dem Wurfspeer in den rechten Arm, daß er schreiend das Kreuz fallen ließ und in der entgegengesetzten Richtung davonlief, den schmalen Wiesenweg entlang, der weit rechts an unserem Hof vorüberführt. Aber plötzlich — wir

wußten nicht, weshalb: bald sollten wir es mit Schrecken erkennen — machte er Halt und lief querfeldein und, über den Quell springend, gerade auf unsern Hof zu: ich und Knut folgten ihm von weitem. Er bückte sich, schrie: „Stirb, Heidenbrut!" — und gleich danach hörten wir einen laut wimmernden Schmerzensschrei und sahen Gydha, die wir nun erst bemerkten, von dem Zaun unseres Hofes, von dem aus sie das Opfer hatte sehen wollen und statt dessen, von Schrecken gelähmt, den Mordkampf angesehen hatte, rücklings herabstürzen in unsern Hof.

Seraphicus wollte nun wieder den früheren Weg gewinnen und lief rechts landeinwärts — aber Wut und Schmerz gaben mir Flügel, ich holte ihn ein — bei dem Vogelbeerbäumchen, dem Thor geweiht, du weißt: es ist das einzige auf dem ganzen Godhordh — und streckte ihn mit einem Faustschlag auf den Hinterkopf nieder. Er fiel in Friggs Wachholderbeerbusch. Nun waren auch Valgardhr und Knut zur Stelle.

Ich überließ ihnen den Betäubten, lief nach unserm Hof und suchte nach Gydha. Ich hatte nicht lange zu suchen: sie lag noch, wo sie gefallen war: das Antlitz mit Blut überströmt: ein wuchtiges, zackiges Felsstück neben ihr: — und ach, wie es scheint, beide Augen durchbohrt.

Sie atmete schwach. Ich fürchtete, während ich sie, so sanft ich konnte, auf beiden Armen in das Schlafgemach trug, die kleine Seele durch den halbgeöffneten Mund entschweben zu sehen. Blutige Tropfen, aus ihrem schönen, goldenen Haar träufend, bezeichneten unsern Weg bis an das Bett. — —

Ich wich nicht von ihrer Seite, bis ich sah, daß sie sich erkräftigte nach eingeträuften Tropfen von dem dunkelroten Griechenwein, den der Viking erbeutet und mir als Gastgeschenk gebracht hatte: ich verband die Wunde, die

sich über beide Augenlider und die Nasenwurzel zog: sie entschlief.

Ich hatte alles vergessen über diesem Anblick, über dieser Pflege: die Abwehr und die Rache. Aber der Viking und Knut hatten beide nicht vergessen. Sie hatten den Kindermörder in den Hof geschleppt und, an Händen und Füßen gebunden, in das Badhaus geworfen: wohl hatte Valgardhr, sowie er ihn erreicht, sein Messer über ihn geschwungen: aber der Knecht war ihm in den Arm gefallen: „Das ist des Großvaters Recht!“ Und während ich nur des wunden Kindes gedachte, hatten der Viking und Knut des Hofes Sicherung bedacht. Denn ohne Zweifel ist noch in der Nacht der Angriff der Bischofsleute zu erwarten. —

Sofort holten die beiden von der Opferstätte, die Kampfstätte geworden war, die dort zerstreut liegenden Waffen der Toten — es waren zwei Segelbrüder des Vikings und einer meiner Hausleute gefallen, von den Bischöflichen aber lagen siebzehn tot — und die weggeworfenen Waffen der Entflohenen —: alle Toten wurden auf dem Flecke verbrannt: „Ein gutes Opfer nahm sich Odhin,“ sprach dabei Valgardhr: „statt des einen Gaules, der ihm entging, zwanzig Männer!“ — Dann verrammelten sie die Thore des Haupthofs und der beiden Nebenhäuser: des Stallhauses und des Badhauses, schleppten Balken und Steine, auch Wurflanzen auf die drei Dächer und Wassereimer gegen Feuerpfeile. Auf dem Felsenhügel oberhalb des Quells stellten sie Wachen meiner Häuslinge aus — nur von daher konnten zu Lande die Feinde kommen —: und auf dem Drachen und auf meinem Schiffe im Fjord brannten die ganze Nacht Feuer: die Segelbrüder Valgardhrs hielten hier die Einfahrt in die Bucht bewacht.

Die alte Herborg, Knuts Weib, wollte mich die Nacht

über ablösen an Gydhas Bett: aber ich wich nicht: ich wachte und sann. Kein Angriff auf den Hof geschah: zwar waren die Bischöflichen um die Zeit der Mitternachtwende durch das Birkengestrüpp — „Wald“ nenne ich es nicht mehr, seit ich die Wälder auf dem Festlande gesehen — vorsichtig (den Pferden hatten sie die Hufe mit Stroh umwunden) auf dem Hügelweg herangeschlichen, zu versuchen, ob ein Überfall gelänge: als sie aber angerufen und mit Pfeilschüssen begrüßt wurden, waren sie eilig zurückgejagt. — So verlief die Nacht ruhig.

Eins aber ist wahr. Thaten thun die Christen, — die thäte kein Heide. Als die Bischöflichen ihren nächtlichen Überfall aufgegeben hatten und unsere Wachen das Gebüsch durchspähten, wo jene gestanden, da drängte sich aus dem Graben, wo er sich versteckt gehalten, Kiartan hervor, der irische Mönch. Er bat unsere Wachen, ihn zu fangen, zu binden, zu schlagen und vor mich zu führen. Sie thaten ihm kein Leid, aber sie führten ihn vor mich. Seine linke Wange blutete. Ich erinnerte mich, daß er gestern in den wildesten Kampf sich gestürzt hatte, ohne Waffen: jeden, der wund niedersank, Heiden wie Christen, fing er auf in seinen Armen und trug ihn aus dem Getümmel, ihn zu retten, wenn es noch möglich war. Und ich erinnerte mich auch, daß er dicht vor mir gestanden, als ich Vigulfr, Vigbjörns Sohn niederschlug, den Führer der Söldner, und daß er den Todwunden aufhob. „Was willst du, Ire?“ fragte ich nun heute den Mönch, wenig freundlich.

„Ich bitte dich um was, wie mir der Herr Christus befohlen hat.“ Und er hielt mir das Antlitz hin. „Du hast gestern, als du den Kriegsmann, den Sturlung, erschlugst, meine linke Wange mit deinem Streitbeil gestreift: mir ist befohlen von meinem göttlichen Meister, dir nun die rechte Wange zum Schlagen darzubieten.“

Valgardhr lachte. Aber ich lachte nicht, gab ihm einen leisen Schlag auf die heile Wange, verband seine Wunde und befahl, den Wackern gespeist und getränkt zurückzugeleiten bis über den Bischofshügel. Das hätte kein Heidenmann gethan, den ich kenne: das ist noch mehr als Werinher, der Thüring, jüngst an Knut gethan. Aber kann man mit so sanften Leuten Feinde abwehren und ein Reich behaupten? Im Paradiese vielleicht, wo keine Feinde waren, aber auf dieser harten Erde? —

Aber ich sann nicht darüber viel. Sondern über das, was nun zu thun war, sann ich und sann. Und noch bevor der graue Tagesschein empor stieg und der Hofhahn krähte, noch vorher war ich mit meinen Sinnen zu Ende und mit meinem Entschluß. Ich ging, als es Tag geworden, zu Valgardhr, den ich eifrig beschäftigt fand, das Waffenschleifen seiner Segelbrüder in der großen Halle zu überwachen. „Odhins Auge glänze auf dich," rief er mir entgegen. „Die Priesterknechte kommen nicht zu uns —: so gehen wir zu ihnen. Ich rüste nur noch etwa eine Stunde: dann segeln wir hinüber und brennen den Bischofshof und alles, was darinnen atmet." „Nach einer Stunde," sprach ich, „springt der Nordwestwind ein. Dann sticht dein Drache in hohe See." — „Oho! sollen meine Leute liegen ungerächt?" — „Siebzehn gegen zwei: — das ist Rache genug, denke ich." — „Und das Blut Gydhas, des Kindes meines Freundes? Rächst du die Enkelin nicht?" — „Ich werde sie rächen. Seraphicus ist ihr Mörder, nicht der Bischof und des Bischofs Leute. Du aber — räume das Eiland." — „Ist das die Gastfreundschaft von Hofgardhar?" — „Der Gast hat auch Pflichten, nicht nur Rechte. Höre mich an. Vielleicht war es Unrecht, daß ich dir das Opfer verstattete, unterstützte. Das hoff' ich aber am Allding zu vertreten: jedenfalls viel schreienderes Unrecht war jener mörderische

Überfall und die Abweisung meiner Erbietung zum Rechtsgang. Sie wollten uns morden in ihrer Übermacht: daß wir uns wehrten, war unser Recht: die siebzehn liegen, ungebüßt, wo sie liegen. Für Gydhas Leben, für Gydhas Augen büßt mir der gebundene Mann. Schon sandte ich einen Boten zum Bischof. Ich fordere nur, daß er den Spruch des Alldings nicht hemme, spricht dies Tod oder Friedlosigkeit über den Mönch. Dabei verbürgte ich mich, daß die Mittagsonne euch Heidenleute nicht mehr bescheinen solle auf dem Eiland. Das muß ich halten. Also mache den Drachen segelfertig.“ Der Viking schüttelte den Kopf: „Allzu friedfertig hat dich schon der Christengott gemacht. Und thöricht dazu. Uns, deine einzigen Helfer und Freunde, schickst du fort — vorher —: vor des Bischofs Entscheidung? Was thust du, wenn er deine zahme Forderung verwirft, den Mönch herausgegeben verlangt und mit Gewalt dich überzieht?“ — „Das wird er nicht. Er ist nicht ungerecht. Und — schließlich — der Mörder ist in meiner Gewalt. Er soll nicht entrinnen ohne Strafe.“ — „Freund, ich rate dir besseren Rat. Viele sind noch auf der Insel den alten Göttern heimlich im Herzen treu: diese Neidingsthat des Mönches muß sie alle empören: laß uns den Heerpfeil unter alles Volk senden und aufbieten alle Freunde der alten Götter: in deinem Inselviertel stehen von den drei Dingverbänden ohne Zweifel zwei zu dir: das sind allein schon sechs Godhordhe von den neunundddreißig: leicht gewinnst du noch über ein Dutzend dazu: laß sehn, ob wir nicht dem Bischof gewachsen sind und ihm und seinen Heiligen die ganze Insel wieder nehmen.“ — „Das ist der Gedanke, mit dem ich gerungen habe die ganze Nacht. Ich habe ihn niedergerungen.“ — „So zweifelst du am Siege? Hast du nicht gesehen, wie gestern Odhin uns Sieg gab, zwanzig über fünfzig?“ — „Ich zweifle kaum am Siege —: ich zweifle

am Recht. Durch Volksbeschluß ist damals der Friede mit größter Mühe geschaffen —: ich breche den Frieden nicht. Ich würde ihn nie anerkannt haben, — ich hätte lieber das Eiland geräumt — glaubte ich noch fest an die alten Götter."

Da rief Valgardhr zornig: „Undankbarer, hast du nicht gesehn, wie gestern Odhin uns und dich beschützt hat — sichtbar! — gegen der Söldner und Mönche Übergewalt?" — „Freund, das kann ich dir jetzt nicht alles deuten. Aber sieh, ich weiß von Odhin, daß er zuletzt selbst nicht mehr an sich glaubte —: wie sollte ich da an ihn glauben? Er mag wohl ein Gott sein, ein gewaltiger: aber er selber hat über seinem Haupt einen höheren Gott erkannt!" „Den Christengott?" zweifelte unwirsch der Viking. — „Vielleicht! Denn daß der Christengott stärker ist als Odhin, das sehen wir alle Tage." — „Nicht gestern!" — „Vielleicht aber, — doch das wirst du nicht glauben! — vielleicht sind Odhin und der Judengott und der Christengott und die alten Götter der Südheiden von Rumaburg und Grekaland zwar alle Götter, schwächer oder stärker, aber nur für Ein Land oder Ein Volk oder für gewisse Zeit, wechselnd entsendet von dem ungenannten Gott, der hinter und über ihnen allen steht, dem Allgott, den Odhin bei den Nornen erfragte." „Das verstehe ich nicht," sagte Valgardhr unwillig. — „Ist auch nicht nötig! Wenige werden's verstehen! Aber das verstehst du klar: ohne voll an Odhin zu glauben, für Odhin den Krieg im Volk entzünden, — das darf ich nicht. Längst lauert der König drüben in Norge, wie er dies freie Eiland unterwerfe. Bezwangen wir die Bischöflichen —: gar bald kämen seine Drachen gefahren und machten wieder ein Ende mit Odhin und Thor —: und mit der alten Freiheit. Und deshalb, siehst du, Freund Valgardhr, deshalb mußt du fort. Solang du hier weilst, hat der Bischof, ja der König, stets einen Schein des

Rechts. Süß ist die Rache: hoch halt' ich den Haß, den heißen Wunsch des Herzens — aber höher halt' ich mein Volk. Fahr' wohl." Der Viking zögerte: treuherzig legte er mir die gepanzerte Hand auf die Schulter: „Alter Freund," sprach er, „wenn nur auch der Bischof so denkt. Aber ich fürchte: der denkt anders. Hat er doch den Himmel sicher! — was liegt ihm an diesem Land! Ich sorge sehr, du bereust, daß du mich fortgeschickt. Aber ich gehe. Ist doch das Blut deiner Enkelin geflossen, weil ich dein Gast geworden. Ich brachte dir Unheil: ich gehe. Möge Odhin dich unter seinen Schild nehmen: ich fürchte nicht die Waffen der Christen, aber ihre Gedanken."

In einer Stunde ging der Drache mit vollen Segeln vor dem Westnordwest in See: — er fährt nach den Orkneys, dort einen alten Rechtsstreit durch Siebenkampf zu entscheiden. — Ich befahl, den Hof wieder zu entwehren. Er fährt an der Bischofsbucht dicht vorbei: so müssen sie sehen, daß ich mein Wort gelöst.

Gydha wird nicht sterben, hoff' ich. Auch das linke Auge wird besser. Ich denke es zu retten. Aber das rechte?

Sie spricht wieder; sie versucht zu lächeln. Es ist ein Anblick, der das Herz zerreißt. Sie will mich trösten, aufheitern, das wunde Kind den heilen Mann. Sie ist so gut, wie die Christen sagen, als nur ein Christ sein kann. Und sie hat doch nichts vom Christentum empfangen als die Wassertauche. Denn ich kann es nicht lehren.

Es ist Abend.

Gegessen hat sie gar nichts, als zwei Möweneier, die ihr Knut aus dem nächsten Vogelberg geholt.

Der Bote kommt vom Bischof zurück: er bringt geschriebene Antwort: ein langer Brief. Mit zitternden Händen reiß ich ihn auf: — es ist nicht des Alten, es ist des Jungen, Gizurrs, Handschrift. Das bedeutet Böses. „Im Namen des furchtbaren dreieinigen Gottes Isleifr der Bischof an Thorgeir, Thormodhrs Sohn, den Godhen zu Hofgardhar, den Friedebrecher, den Mörder, den Teufelsanbeter, den Opferer, den Abtrünnigen.

Für ewig verfluchen sollt' ich deine Seele in den untersten Pfuhl der Heißhölle. Lang schon standest du im Verdacht, daß du noch den Teufelsgöttern dienest: nun hast du es durch offene That scheulos gezeigt: du hast den Taufbund und das Landrecht gebrochen. Verboten ist durch Landgesetz, nach deines eignen Ahnherrn Vorschlag, offenes Opfer. Du hast auf deinem Boden, an alter, verfluchter Opferstätte, Heidengäste offen opfern lassen, ihnen deine eignen Opfergeräte geliehen, die du, statt sie herauszugeben, verheimlicht hattest. Du hast, als im heiligen Eifer des Herrn ein frommer Diener Gottes dem Greuel wehren wollte, mit würgenden Waffen unter den Unsrigen gewütet: Blut von siebzehnfachem Mord klebt an deiner Hand.

Und statt solche Frevelthat zu bereuen, forderst du mit frechem Mund, einen Diener des Herrn, den du gefangen hältst, vor weltlich Gericht zu stellen! Wohl wissen wir, daß das bisher in diesem noch halb heidnischen Lande Recht war: aber wir sind gewillt, den heiligen Canones gehorchend, denen die Könige der mächtigsten Reiche folgen, das auch auf diesem Eiland fortab nicht mehr zu dulden. Augenblicklich entlasse den Mönch, den du in frevelnden Fesseln gefangen hältst: unser geistlich Gericht wird dann prüfen, ob ihm wegen Verwundung deiner Enkelin etwa eine geistliche Buße aufzulegen sei: der Arme, gejagt von geschwungenen Schwertern wilder Heiden, wehrte sich wohl

nur in Todesangst seines Lebens. Wir vielmehr werden Klage führen vor dem Allding gegen dich wegen siebzehnfacher Blutthat.

Wie aber auch das Allding diese Mordschuld büße und Landrechtsbruch durch offenes Opfer — die geistliche Strafe schleudern wir schon jetzt auf dich: verdient hättest du den großen Bann: die Ausstoßung aus der Kirche. Aber das wäre dir wohl gerade recht: da wähntest du in deinem alten heidnischen Herzen: nun seiest du aller Christenbande ledig: und ganz würdest du wieder zufallen deinen Götzen. — Wir geben dich aber nicht los: denn uns erbarmt deiner unsterblichen Seele. Wir behalten dich, durch Buße dich zu bessern. Und dies ist deine Buße: um das furchtbare Ärgernis zu sühnen, das du gegeben, wirst du nach drei Nächten vor uns erscheinen und, vor versammelten Priestern und Laien des ganzen Inselviertels, laut, feierlich, öffentlich, die alten Götter verfluchen, vorab Odhin, den Argen, den infernalischen Geist, der dich in diese Greuel getrieben. Absagen sollst du Odhin und Thor und Baldur und allen den Unholden, die ihre Genossen sind. Anspeien sollst du das Götzenbild Odhins, das wir zu diesem Zweck allein nicht mit Feuer verbrannt haben, da wir den Tempel Blotgodhis zerstörten: ‚Ich hasse dich,‘ sollst du sagen, ‚ich verachte dich, ich verwerfe dich, du Scheusal, das unsere Väter verehrt haben, die nun dafür auf ewig brennen in dem Höllenpfuhl.‘ Läßt du die dritte Nacht verstreichen, ohne reuig zu dem Bischofshof zu kommen, so kommt der Bischof vor deinen Hof und holt dich mit gewaffneter Hand. Und wir warnen dich, Widerstand zu wagen. In feiger Flucht — wir sahen sie fahren! — sind deine Heidengäste schon gewichen —: die Hand des Herrn hat sie mit Furcht geschlagen. Solltest du aber wagen, die, wir wissen es wohl, zahlreichen heimlichen Heidenleute auf der Insel gegen

uns anzurufen: so wisse: nur eine Tagfahrt weit liegt König Harald Hardradhis, des eifrigen Helfers, Flotte vor Anker. Und schon fuhr unser schnellstes Botenschiff zu ihm ab: sieht er vom Dach unserer Kirche bei Tag eine Rauchsäule, bei Nacht aber eine Feuersäule steigen: so landet er mit seinen Soldlanzen. Dann macht er, wie er lange plant, ein Ende dem Bauerntrotz hier auf der Insel: dann zwingt er die Enkel der Männer ins Joch, die hierher geflüchtet vor König Harald Harfagris Gewalt. Auf dein Haupt dann alles Blut, das vergossen wird, wenn das Inselvolk zwiespaltig sich bekämpft. Dann hast du den Fremdkönig zur Herrschaft über die freien Männer gerufen."

Diesen Brief lege ich zu der Sage von Odhin. — — —

Kalte Wut überkam mich, als ich die Lügenworte gelesen. Fest standen meine Beschlüsse: nie fluche ich den alten Göttern. Und den Mordmönch in meiner Gewalt erwürg' ich. Aber soll ich den Viking zurückrufen mit raschem Segler und rings auf der Insel die treuen Herzen zu den Waffen fordern?

Nicht nur, die noch an den Göttern heimlich hangen —: auch viele Christen unter meinen Nachbarn reißen, das weiß ich, die Waffen von der Wand, wenn sie erfahren, der Bischof weigert das Volksrecht gegen den Kindermörder.

Heiß heischte mein Herz nach Rache. Ich stand in der Kammer, wo ich jetzt diese Blätter berge, vor dem Schlafgemach. Da fiel mein Auge, da ich das Bündel zusammenschlagen wollte in das Seehundsfell, darin ich sie verschnüre, auf die Stellen, wo Odhin und Harald Worte wechseln. Und ich las — „das Höchste ist das Volk!" Und wie that Harald? Liebe und Haß ließ er fahren, für sein Volk zu sorgen. Und was lobte Odhin? Und was sang mein Vater stets mit begeisterter Glut? „Volk und Vaterland acht' ich das Erste." Ohne Zweifel zwing' ich den Bischof,

ruf' ich zur Rache Vettern und Freunde, heimliche Heiden und Rächer des Unrechts. Aber ohne Zweifel auch zwingt uns König Hardradhi. —

Ich thue, was Odhin lobt und mein Vater: — ich erwürge die Wut, ich zähme den Zorn, um meines Volkes willen. So haben auch die edeln Männer gedacht und gehandelt, die weisen Heiden, vor allen unser Ahn, als sie auf dem Allding lieber die Christenlehre aufnahmen, als daß sie durch den Mordkampf, der zu entbrennen drohte zwischen Christen und Heiden auf der Insel, das Volk verderben sähen und das halb leere Land eine leichte Beute werden ließen des fremden Gewaltherrn. Ich will nicht schlechter sein als mein Ahn. Mag immerhin der Priester dann von mir sagen: solche Liebe zu Volk und Vaterland sei nur ein glänzendes Laster. Mag er auch rühmen, aus Furcht vor seinen Söldnern hätte ich die Rache aufgegeben —: das glaubt doch kein Mensch auf der Insel von Thorgeir, Thormodhrs Sohn.

Die Frist von drei Nächten aber läßt er mir nur, weil bis dahin erst des Königs Soldlanzen eingetroffen sein können, die er offenbar schon heimlich zu Hilfe gerufen. Nicht sollen sie den alten Godhen am langen weißen Bart aus dem Gehöft seiner Ahnen schleifen, des fremden Zwingherrn freche Knechte.

Und nicht fluche ich den hohen Göttern meiner Väter.

Schon ist das Langschiff segelfertig: nur sollen die Häuslinge noch in den tiefen Truhen tragen an Bord des Hauses wertvollste Habe: vor allem des Vaters Harfe und sein Opfergerät, dann Ringe und Reife: und — alle Waffen. Denn leicht mag es kommen, daß wir uns mit Gewalt den Weg müssen bahnen durch die Boote des Bischofs.

Und nach langem Sinnen habe ich auch gefunden das Land, wo ich die neue Heimat suchen will — und das

Grab. Ich dachte zuerst an Hvitramannaland, im fernsten, fernsten Westen: das soll, wie ein Walfischfänger sagte, der von dort her wieder kam, wie auf einer ganz andern Hälfte liegen der Erde. Und wären wir da wohl sicher, ich in Frieden sterben, Gydha und die andern in Frieden leben zu dürfen, unverfolgt von Mönchen: und auch König Hardradhis Hand, soweit sie greift, — bis dahin langt sie wohl nie. Aber ich mag nicht fliehen vor dem lauernden Feind meines Volkes. Er oder seiner Nachfahren einer wirft doch über unsere Freiheit das blutbefleckte Netz. Solang noch mein Wort im Rat, mein Hammer im Kampf meinem Volke nutzen mag, solang versteck' ich mich nicht in feige Ruhe.

Bleibe ich hier im Lande, locke ich den Verderber herbei. Ich gehe dahin, wo den drohenden Feind meines Volkes das nächste Schlachtfeld erwartet: nach England, das seine Gier bereits bedroht: in des Sachsenkönigs Harold Heer —: wenig soll der Tapfre fragen, was seine Helden glauben, nur, wie sie Speere werfen — in König Harolds Heer schreit' ich dem Feind meines Volkes entgegen. Treff' ich ihn, stirbt einer von uns beiden. —

Vorher aber stirbt der mörderische Mönch: ich gehe, ihn zu erwürgen.

Ich habe ihn nicht getötet.

Ich habe ihn freigegeben. In diesem Augenblick rennt er wohl über die Hügel, die Bischöflichen zum Gewaltbrand meines Hauses zu holen. Gydhas Stimme klang an mein Ohr, eben als ich zu der Strafthat in das Badhaus zu gehen mich erhoben hatte. „Großvater,“ rief sie, „Lieber, ich liege lange schon wach. So einsam, so öde! Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll, die Zeit zu vertreiben. Ich habe mir schon wiederholt alle Alfengeschichten

vorgeführt, die du mir je erzählt. Komm, bitte, an mein Lager: erzähle mir eine Geschichte, wie nur du sie zu erzählen weißt." Ich kam gar eilig an ihr Bett, setzte mich auf den Schemel, faßte die kleine, weiche Hand in meine beiden großen, vom Schwertgriff gehärteten. Und sann und sann: denn alle Geschichten, die ich wußte, hatte ich der Lauschenden schon erzählt. Ach! wie hingen sonst an mir, wann ich sie abends am Herde auf den Knieen wiegte und langsam, langsam zu ihr sprach, ihre goldenen, leuchtenden Augen! Wie strahlte Freude aus ihnen über das Wiedererwachen der Königstochter, welche die böse Stiefmutter durch giftigen Kamm getötet hatte! Wie feucht glänzten sie, wann sich die Kinder im Walde verirrt hatten zum menschenfressenden Troll. Wie funkelten sie, wann die Tauben geflogen kamen, dem armen Waisenkind die Körner lesen zu helfen, „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen!" Und jetzt —! Kein Licht dringt vielleicht mehr in ihr rechtes Auge: das linke hoff' ich gerettet!

Und ich wußte nichts mehr zu erzählen: alle Geschichten hatte ich erschöpft. Da sprach sie: „In den vielen, vielen Blättern, die du diesen Winter über vollgeschrieben, steht da gar nichts drin, was du deiner Gydha gönnen magst?" Da gedachte ich, daß ich, losgelöst von all den Blättern, die von Schicksal und Schwierigem reden, recht wohl dem Kinde erzählen könnte, wie König Harald Halfdanssohn den Mörder Skadhi freigab, weil ihm Baldur, der Frühlingsgott, begegnet war im Morgenschein am ersten Lenztag und sein Herz gerührt und weich gemacht hatte. Und sagte ich dem Mädchen nichts von der Brauthütte: nur, daß Skadhi den König schändlich morden wollte und dieser ihm doch verzieh. Und als ich nun alles erzählt hatte — siehe, da beugte sich das holde Köpfchen vor und

zwei heiße Thränen fielen auf meine alten Hände. „Großvater, war ich gut, seit der Stein mich getroffen?" — „Wie ein Engel im Himmel, wie Nanna in Walhall so sanft." — „Darf ich eine Bitte thun als Vergelt für meine Schmerzen? Sie waren oft groß, — ob ich auch nicht klagte." — „Ich weiß es! — Jede Bitte ist dir gewährt." — „So bitte ich — wohl hörte ich, was du vorhin zu Knut, dem Knecht, gesagt, was deine letzte That hier im Hause sein solle — so bitte ich — um des Mönches Leben." Ich sprang auf: „Hat dir das der Mönch abschmeicheln lassen durch der Mägde eine?" drohte ich sehr zornig. — „Nein, Großvater. Niemand hat mit mir davon geredet. Aber als du die Worte lasest: ‚Du hast dem Käfer das Leben gerettet — wie etwa ein Gott verzweifelndem Manne.' — ‚Dann wahrlich, — selig sind die Götter! Ich sage dir, wohlig warm ward mir im Herzen, daß ich das arme Kriecherlein retten konnte: — wie warm muß es erst den Göttern zu Herzen schießen, können sie Menschen das Leben retten?' — da dachte ich — heiß schoß es nun mir ins Herz und es klopfte gar arg: — sollen wir härter sein als jener edle Held? Wie schön, wie herrlich ist es, daß der gute König den Mörder frei giebt! Laß uns thun wie König Harald that."

Finster sprach ich: „Nicht verdient haben's die Christen um dich und mich, daß ich dem Christengott was zuliebe thue." Da drückte sie einen Kuß auf meine Hand und flüsterte: „Großvater, — ich weiß es längst, wie sehr du sie liebst, — so thu's zu Ehren der alten Götter. Thu' wie Harald that, um Baldurs willen, nach Odhins Sinn." Ich sprang auf, riß mein Messer heraus und warf es vor des Kindes Bett zu Boden, auf daß mich der Stahl nicht reize, stand ich zum erstenmal vor dem Giftwurm.

Ich eilte über den Hof nach dem Badhause, dem

Knecht Schlüssel und Kienfackel abfordernd. „Herr,“ flüsterte mir der Kaltwütige zu, „stich ihn nicht gleich tot! — Denke an der jungen Herrin Augen — stich ihm zuerst die Augen aus.“

Mir graute nun vor dem, was ich hatte thun wollen: — und ich hätte ihn doch nur rasch erstochen.

Als ich die Thüre aufriß und das rote Licht des Kiens auf sein Antlitz fiel, ward dies erdfahl. „Würge mich,“ schrie er, „alter heidnischer Bluthund. Ich wollte mir nur den Weg nach der schönen Italia zurückgewinnen: — nun gewinne ich den Weg ins schönere Himmelreich und die ewige Seligkeit des Martyrs dazu. Mit Psalmen und mit Palmen werden mich die Engel begrüßen.“ Ich knüpfte ihm die Stricke an Füßen und Händen los: „Geh,“ sprach ich, „du bist frei.“ Er sprang auf, schüttelte sich, reckte sich, — denn lange war er gebunden gelegen, — streckte Füße und Hände soweit er konnte und rief: „Gelobt seien die Heiligen, die mich gerettet aus der Hand der Wütigen. So hat Jehovah seinen Diener Daniel aus der Löwengrube gerettet.“ — „Nicht doch: dich hat die Fürbitte des Kindes gerettet, das du morden wolltest.“ — „So haben die Heiligen ihr Herz gerührt!“ „Nicht die Heiligen! Eine schöne Geschichte von den alten Göttern Den alten Göttern, heidnischem Hochsinn dankst du das Leben. Hebe dich hinweg!“ fügte ich bei, denn ich spürte, daß mir der Zorn die Faust ballte.

Er schritt langsam an mir vorbei über die Schwelle: da sah er, daß die Knechte die Truhen und das Schiffsgerät aus dem Hause nach der Meeresbucht hin trugen durch das Seethor des Hofes. Er ging nun rasch über den Hof, bis er das offene entgegengesetzte Thor, das Landthor, gewonnen hatte: hier blieb er stehen und fragte: „Die Knechte, die mir die Speisung brachten, sagten fluchend,

sie werde beide Augen verlieren — ist das wahr?" — „Ein Auge wird ihr bleiben." — „Daran erkenne," rief er laut, „du blinder Heide, den Finger des Herrn. Einäugig ist, dem das Opfer gebracht ward, der üble Odhin — da hast du die Strafe: so oft du sie anschaust, sage zu dir: das that mir der Herr, mich um Odhin zu strafen."

Und fort schoß er in das Dunkel; über das Kiesgeröll, das die Heide bedeckt, scholl laut sein eilig Laufen landeinwärts über die Steinwüste nach dem Bischofshofe zu. Hätt' ich meinen Wurfspeer in der Hand gehalten, — ich fürchte, ich hätte, trotz Gydhas Bitten, den Flüchtling durchbohrt, der jenes Wort geredet.

Aber es war besser so. —

Ich ging an Gydhas Bett: „Er ist fort," sagte ich ihr. Stumm drückte sie mir die Hand. „Großvater," sprach sie dann, „ich glaube, ich kann dir was sagen, das dir eine Freude ist, eine große. Auch mein linkes Auge hat ganz aufgehört, zu schmerzen — sieh doch hin: hebe die Binde: ich meine, es ist viel besser." Pochenden Herzens lüftete ich vorsichtig das Tuch, entfernte den Linnenfleck mit der Salbe, hob das Lid empor bei gedämpftem Licht der Kienfackel: und auf meine Kniee sinkend rief ich — Thränen stickten mir die Stimme: — „Gydha, laß uns dankend beten zu dem allgütigen Gott, wie immer er heiße: auch zu den Lichtalfen, den Schutzgeistern unsres Hauses: gerettet haben sie dir deine beiden Augen." Das ist das letzte Wort, das ich schreibe auf diesem Blatt —: wohl mir, daß ich so schließen kann: — Dank weitet mir die Brust, daß ich dir, mein teurer Sohn, diese Botschaft noch verkünden darf. Ich eile nun mit dem ganzen Bündel von Blättern — viele sind es geworden! — und berge sie unter dem nur dir bekannten Hohlstein, unter dem alten Wildschwan-Nest im Strandgeklipp. Es ist gekommen,

wie ich geahnt: wann du wieder ans Land steigst, — den Vater findest du nicht mehr auf der Insel. Das Haus ist geleert, das Schiff ist geladen: auch Gydha, sorglich verhüllt, trug ich in meinem Langschild an Bord: günstiger Nordwind bläst in die Segel: der Knecht lichtet den Anker, sowie ich zurück bin von diesem meinem letzten Gang auf Island.

Heilige Heimaterde — eine Scholle von dir nehme ich mit. Vielleicht suchst du mich, mein Thorbiörn, in England auf in König Harolds des Sachsen Heer. Suche mich bald: ich möchte dich noch sehn, bevor ich sterbe.

Ich, Thorbiörn Thorgeirs Sohn, lasse dies schreiben — denn mir selber gerät das Schreibwerk nur langsam — durch Gydha, meine liebe Tochter, des edeln Herzogs Reginhar von Spoleto schöne Herzogin.

Denn immerdar soll in ihrem Hause dauern und unter ihren Kindeskindern das ehrende Andenken an meinen hohen Vater, der diese Sage von Odhins Trost und sein eigenes Schicksal geschrieben.

Und sollen alle, die von seinem Leben gelesen, auch wissen um seinen herrlichen Tod.

Bald nachdem das Schiff die Bucht verlassen und glücklich, im Schutz der Nacht, durch die bischöflichen Boote sich windend, die offene See gewonnen hatte, sahen sie an Bord Feuerschein aufflammen vom Lande her — hoch in den Himmel stieg die Lohe —: es war unser guter, alter Hof. Rasch war Gizurr gewesen, der Bischofssohn: sowie Seraphicus ihm gemeldet hatte, die Heiden rüsten das Schiff zur Flucht, und Hilfe der Nachbarn sei nicht aufgeboten, stürmte der Heißherzige herüber mit den Söldnern, das

Entkommen des Vaters zu hindern — so erfuhr ich später auf der Insel. Und da sie das Haus leer fanden, ergrimmten sie und zündeten es an und die Lanzenträger plünderten das Wenige was noch in den Trümmern lag. Denn die Rosse und das Vieh hatten sie vorher aus dem Stalle getrieben. Seraphicus aber, da er auf dem Firstbalken die Hausmarke eingeritzt sah und andere Runen- und Götterzeichen, ergriff ein Beil, stieg auf der Hausleiter gegen den Balken empor und wollte die Balkenstirne mit den Götterrunen herunterhacken, sie als Siegeszeichen dem Bischof in Rom einzusenden, wie er mit allem Heidengeräte that, das er gewinnen konnte. Aber wie er an dem Gefüge zerrte, stürzte der schwere Balken nach vorn über und zerschmetterte den Mönch samt der Leiter.

Wenige Tage darauf segelte ich in die Bucht meiner Väter ein: ich hatte die Muntschaft niedergelegt, nachdem alle Feinde besiegt waren und Thorwaldr, der waffenreiche Jüngling, keinen Kriegshelfer mehr brauchte.

Ich hatte gute Fahrt gehabt: nur fünf Wochen war ich unterwegs: — es war hellster Mittagsonnenschein: — da sah ich von weitem die drei Häuser von Hofgardhar als schwarz verkohlte Trümmerhaufen liegen.

Schmerz und Grimm ergriffen mich und Angst um den alten Vater und die junge Tochter. Vorsichtig ließ ich das Schiff am Eingang der Bucht vor Anker gehen und ruderte allein im kleinen Wasserboot ans Land. Nur langsam gewann ich Raum: — der ganze Fjord war noch voll lockeren Treibeises. Als ich gelandet war, siehe da grüßte mich vor allem, überraschend, ein lautes Wiehern: Hvitingr war es, mein gutes Roß, das ich auf der Insel zurückgelassen: es kam, freudig Haupt und Mähne schüttelnd, auf mich zugesprengt aus der Wildheide: es war den Mönchen entsprungen, da sie die anderen Tiere mit sich fort

getrieben aus dem Stallhaus, und hatte sich diese Tage über in Freiheit gehalten: mir ward weich ums Herz — und bang.

Ich streichelte das kluge Tier und schwang mich auf seinen sattelfreien Rücken. So sprengte ich eilig das Gestade entlang an den Ort in dem Geklipp, den wir beredet hatten, hob den Stein und fand die Schrift und: — las und las! — Und mein Herz wogte hin und her in hohen Wellen. — Und ich ritt nun zu Vetter Thorketil, dem nächsten Nachbar, der doch drei Rasten weit von uns wohnt: ich wußte, er ist treu.

Und der nahm mich gut auf und erzählte mir alles, was seit des Vaters Abfahrt in unserem Hofe geschehen. Und lüstete mich sehr, mit meinen Segelbrüdern in die Bucht vor dem Bischofshofe einzulaufen und dort zu thun, wie sie an unserem alten Hof gethan. Aber ich las noch einmal, was mein Vater über solche Rachethat geschrieben: und ich bezwang den Zorn.

Vater und Tochter eilig zu suchen trieb mich das Herz. Und segelte — Hvitingr aber nahm ich mit — nach England, so rasch nur der Nordwind das Segel trieb. Und fand den Vater in König Harolds des Sachsen Heer und bei ihm Gydha, die Liebe. Ihre goldenen Augen leuchteten klar und nicht eine Schramme entstellte das schöne Antlitz — ganz ihrer Mutter Antlitz —: so sorglich hatte sie des alten Vaters treue Hand geheilt.

Wenige Tage darauf zogen wir mit König Harold dem König Hardradhi entgegen: denn der war in den Humber eingelaufen mit seinen dreihundert Drachen, war gelandet, ließ sein furchtbares Banner, den „Land-Öder“, fliegen und wahrlich: er ödete das Land weithin. Er ließ den Sachsenkönig fragen, wieviel englischen Boden er ihm gütlich überlassen wolle.

„Sechs Schuh," war König Harolds Antwort, „und weil du länger bist als andere Männer —: sieben."

Bei Stamfordbridge, an des Deventer schilfigem Ufer, kam es zur Schlacht. Lang wogte der Kampf hin und her, sonder Entscheidung. Ja, die englischen Rosse spießten sich an den furchtbaren Lanzen der Nordleute, welche sie knieend gegen die Erde gestemmt hatten: und schrecklich wütete König Hardradhi: denn — gieb auch dem Feinde, was ihm gebührt — ein gewaltiger Held war dieser Landräuber.

Der Riese von sieben Schuh tummelte den mächtigen friesischen Rapphengst, umflattert vom hellblauen Mantel: auf seinem Haupte funkelte der Drachenhelm mit der Krone: blitzende Edelsteine waren des Drachen Augen und der Helmvogel schien belebt die zackigen Flügel zu schlagen.

Mit seiner scharfgeschliffenen Doppelaxt mähte der Riese, Helme und Harnische, Schilde und Knochen zerschneidend, Roß und Reiter, was sich ihm nahte. Schon wichen die sächsischen Thane. Da sprang mein Vater aus Hvitingrs Sattel ab, warf den Schild auf den Rücken, faßte den Speer in beide Hände und rannte den König an. Ich konnte ihn nicht hemmen: denn ich stand in scharfem Gefecht mit Graf Tostig, König Harolds reichsverräterischem Bruder, der an des Norwegers Seite sich die Krone von England erfechten wollte. Nur Knut der Knecht sah, was mein Vater wollte, und warf sich noch vor dem Vater gegen Hardradhis Roß, den Steinhammer schwingend. Ein einziger Hieb des Riesen spaltete den Treuen vom Helme bis zum Hals und traf auch noch meines Vaters Helm, daß er berstend zur Erde fiel und des lieben Vaters ehrwürdiges Antlitz, von weißem Silberhaar umwallt, voll sichtbar ward. Der König stutzte und hemmte den Hengst: „Geh' mir aus dem Wege, Weißkopf, rief er ihm zu: ich mag dich nicht niederlegen, Thorgeir Thormodhrs Sohn.

Dein Vater sang so schön wie kein andrer in Norges Hallen. Geh: du sollst mir für das geschonte Leben danken als meiner Knechte Erster, land' ich übers Jahr auf Island." „Nie sollst du mir den Fuß auf Island setzen!" rief mein Vater und zielte scharf mit dem Speere. Zugleich flog der Speer und zugleich blitzte des Königs Beil. Gespaltenen Hauptes fiel mein Vater; — aber auch der Riese stürzte rücklings klirrend vom Roß: zur Kehle hinein, zum Genick hinaus war ihm der Speer geflogen.

Im selben Augenblick hatte ich dem Earl Tostig mein Schwert in das falsche Herz gestoßen: er fiel und starb: ich sprang nun zum Vater, kniete hin und hob sein Haupt auf meinen Schos: „Ich sterbe schön," sprach er, „mein lieber Sohn. Gefällt von meiner Hand ist der größte Feind meines Volkes: ich sterbe für Island: ich sterbe im Siege" — da mochten ihm die Sinne vergehen: denn mit leuchtenden Augen, mit lächelndem Munde hauchte er noch: „Offen sehe ich Walhalls goldnen Saal — ich fahre zu Odhin."

Im Siege wahrlich war er gestorben. Denn die Norweger, die ihren gewaltigen König hatten fallen sehen, entscharte die Flucht, wie die führerlosen Leute Tostigs. Die Schlacht war aus: — die Jagd begann. Das war der Sieg von Stamfordbridge. Aber König Harold hatte nicht viel Zeit, den Sieg zu feiern, noch ich, den Vater zu betrauern. Denn schon ereilte uns der Unheilsbote mit der Nachricht: zu Pevensey in Sussex ist Herzog Wilhelm der Normann gelandet mit zahllosen Rittern. Am achtzehnten Tage nach dem Sieg am Deventer tobte die Mordschlacht auf der Heide von Hastings.

Gegen die Hügel, die wir hielten, stürmten in dreifacher Reihe die Feinde heran: ihr Rolandsgesang scholl brausend durch die Luft. Den ganzen Tag hielt sich der

Keil, in welchen der Sachsenkönig uns geschart, Odhins alte Schlachtordnung. Wie sich die Wellen brechen an Englands weißen Felsen, brach sich, von klimmender Sonne bis der Abendstern durch die Wolken sah, die Brandung der Franzosen, Niederländer, Normannen an dem sächsischen Heldentrotz. Gefallen waren König Harolds herrliche Brüder alle: endlich auch Leofwin, der Junge, und Gurth, der Getreue, und Hako, der Kühne, vor dem Banner des Reichs und vor ihrem König. Da fuhr ein Pfeil in König Harolds Auge: er schrie vor Schmerz, sprang empor und fiel tot neben dem Banner. Als der Nächste fiel der Bannenträger unter einem Schwirrgewölk von Pfeilen. Denn scharf zielten die Schützen von Rouen: und Herzog Wilhelms neu erfundene Bogen trugen weit.

Ich erhob aus des Gesunkenen Hand die vieldurchschossene Fahne.

Da spornte ein mächtiger Reiter sein schnaubendes Roß über den Steinring, der die Krone des Hügels umhegte: „Mein ist dieser Hügel und mein ganz Engelland!“ rief er. „Noch nicht, Herzog Wilhelm!“ gab ich zur Antwort, sprang vor und stieß dem Brandfuchs die Fahnenspitze in die Brust, daß Roß und Reiter rückwärts den Hügel hinab sich überschlugen.

Das war das letzte, was ich sah auf lange Zeit.

Denn ein Schwerthieb spaltete mir den Helm und drang — ein gut Stück — in den Kopf. Als ich erwachte, — Hvitingrs Wiehern weckte mich — lag ich in einem Fischerboot, auf Netzen, unter Netzen versteckt. Gydha saß neben mir: sie pflegte meine Wunde: wir segelten nach Friesland. Das Kind war mit Edith Schwanenhals, König Harolds gutem Geist, von London, wo ich sie im Marienkloster gelassen hatte, auf Hvitingrs Rücken auf das Schlachtfeld geeilt.

Edith hatte den Geliebten tot, Gydha mich noch lebend gefunden. Edith, die alle Sachsen wie einen Engel liebten, gewann die Fischer von Hastingvik, mich zu flüchten: denn meine Krieger lagen alle erschlagen um mich her: bis auf einen Tiefwunden, der wußte, daß ich im Emsland Vettern und Gesippen wohnen hatte. Dorthin riet er noch Gydha, mit mir zu fliehen: und starb. Und nahm mich da mein Vetter Raginfrid Haraldssohn auf Borkum gut auf: und lag ich da in Gydhas treuer Pflege, bis meine Wunde geheilt war.

Und da erfuhr ich denn von Sachsen, die nach mir aus England geflüchtet, daß zwar fünfzehntausend Normannen gefallen waren auf der Heide und auf den Hügeln von Hastings und daß vor dem Brandfuchs Herzog Wilhelm schon einen Scheck und einen Braunen unter dem Leibe verloren hatte: aber er sprang von dem toten Brandfuchs auf das vierte Roß — und gewann den Tag und das Reich.

Und der Leutpriester zu Borkum predigte: der Herzog habe gesiegt, weil ihm Papst Alexander eine geweihte Standarte geschenkt und einen Ring mit einem Haar des Apostel Petrus: König Harold aber hatte er in Bann und Verdammnis verflucht. Ich aber glaube: der Herzog hat gesiegt, weil er sein Heer klüger führte: und weil die Klingen und Bogen der Normannen so viel besser waren denn das plumpe Gewaffen der Sachsen, als der Stahl von Brabant schärfer schneidet denn rostige Hünenschwerter.

Aber der Papst hat auch alle verflucht und gebannt, die dem Sachsenkönig Hilfe geleistet mit Wort oder Arm.

Und als der Priester von Borkum erfuhr, daß ich bei Hastings gegen den Normannen gefochten, verbot er mir die Kirche: und gebot Gydha, meiner Tochter, mich zu meiden: und drohte dem Vetter mit dem Bann und des

Erzbischofs von Hamburg Zorn, wenn er mich Verfluchten nicht austriebe. Raginfrid Haraldssohn antwortete, eher werde er den Priester aus der Kirche treiben als seinen Vetter und Gastfreund von seinem Herde. Aber ich wollte nicht auf meines Wirtes Dach und Haupt das Verderben herabziehen —: ich beschloß, zu weichen.

Und ich erwog zornig in meinem Herzen was ich alles den Priestern zu danken hatte: meines Erbhauses Brandschutt, meines Vaters Flucht und Tod in fremdem Land und mein Umherirren im Elend. Da trat Raginhar vor mich hin, Raginfrids Sohn, etwa zehn Jahre älter als Gydha, der sprach zu mir: „Ohm, du bist gebannt: wohlan: geh mit mir. Ich gehe zu einem anderen Gebannten, ihm zu helfen wider den neuen Papst, der noch viel heißeifriger ist als Alexander war. Der Gebannte heißt König Heinrich und trägt die deutsche Krone, der neue Papst aber heißt Gregor. Der König hat alles Wehrvolk aufgeboten, das zu ihm hält und nicht zu den Pfaffen: einen Scheinkönig gilt es zu schlagen, der mit meineidiger Hand nach der Krone gegriffen: und viele Fürsten sind ihm beigefallen, dem falschen Felon, und der Papst hat dem Treubrecher eine Krone geschickt und hat ihn gesegnet.

Haben wir aber den Pfaffenkönig niedergelegt, dann ziehen wir über die Alpen, Ohm, und fragen den Papst zu Rom, wie er dazu kommt, einen deutschen König abzusetzen." — Das gefiel mir: und ich sprang auf und rief: „Ich gehe mit. Ich hab' ein Herz voll Haß gegen die Priester: und jener Gregor, — genug hab' ich schon von ihm gehört, — ist leicht aller Priester Herrschgewaltigster."

„Ja," sagte Raginhar. „Aber noch eins. Gydha bleibt einstweilen hier. Ich aber sage dir: ich falle tot auf meinen Schild oder ich erkämpfe mir soviel Ruhm und

Ehre und Gold, daß ich es wagen darf, um das schönste Weib zu freien, das Frau Sonne je beschien. Und sagt Gydha dann: ja" . . . „So sage ich nicht: nein!" rief ich und schloß ihn in die Arme. —

Und so geschah's: in einer Schlacht an der Elster schlug Raginhar dem Pfaffenkönig Rudolf die Hand ab, mit der er seinem König falsche Treue geschworen. Und zugleich stieß ich ihm den Speer in die Weichen. In jener Schlacht machte Hvitingr seinen letzten Sprung.

Da erhob der König Heinrich uns beide zu Grafen und gab uns gute Lehen. Und Raginhar holte meine Gydha aus Borkum und ward sie sein Weib und seine Gräfin im schönen Lande Schwaben unter einem herrlichen Helden: der heißt Friedrich von Staufen. —

Und sind wir dann mit dem König über die Berge gezogen gegen Rom und belagerten den Papst in der Stadt: Gydha weicht nie von ihres Gatten Seite. Lange lagen wir vor den alten Mauern. Endlich erstieg sie als der erste ein sächsischer Ritter, mein Eidam als der zweite, ich als der dritte. Die Mauer war gebrochen: aber nicht Papst Gregor. Zwar vergeblich rief er Wilhelms von England Hilfe an. Aber in der Engelsburg sitzt er unbezwingbar.

Der König aber gab mir die Mark von Camerino und das erledigte Herzogtum von Spoleto meinem Eidam: — Ranieri nennen ihn seine welschen Vasallen und mich die meinigen Torbieno —: und ich spreche dies der schönsten Herzogin der Erde vor, in ihrem herrlichen säulengetragenen Palatium zu Spoleto: ihr Knabe Thorgeir lehnt an ihrem Knie: — „Torgerino" rufen ihn kosend die Leute — auf dem Marmortisch funkelt im Goldpokal der edle Wein von Amalfi: Raginhar streicht mit der Hand seines Weibes goldene Flechten und die Sonne des Südens schaute herrlich ins Gemach.

(Dies aber, was jetzt kommt, das schreibe ich, Gydha, aus eigenen Gedanken hinzu, nicht vorgesprochen vom Vater: mein Raginhar ist der schönste, — der allerschönste aller Männer. Und ist das kein Wunder: denn er soll stammen von Harald und Hilde, Baldurs Lieblingen, denen der Gott die Wiege gesegnet mit seinem hellsten Sonnenblick. Nun fahre fort, Vater.)

Ich habe nichts mehr beizufügen.

Diese Blätter aber, die mein hoher Vater begann auf der Insel, welche sie Thule nennen, die Blätter, die dort der hohle Stein im Felsgeklipp geborgen, unter dem Neste des Wildschwans, — zu Ende schreib ich sie im schönsten Lande der Erde. Weiße Götterbilder, wie sie der Vater gerühmt hat, stehen im Lorbeerhaine unseres Gartens.

Vollendet ist unser Glück und Glanz: nichts Schöneres auf Erden kann Mann oder Weib sich wünschen: o daß mein lieber Vater das noch hätte geschaut! —

Und im Urkundengelaß, wo wir die wichtigsten Lehenbriefe verwahren, da wollen wir auch wahren diese Blätter als unseres Geschlechts edelsten Adelsbrief.

Und so, wie diese Blätter lehren, will ich leben und sterben: und so sollen thun, die nach mir kommen, meine Kinder und Enkel: vollbringen, was Pflicht und Ehre gebeut, tapfer und treu bis in den Tod. Und dieser schönen Erde sich freuen und des süßen Lebens bei Schwertesschwang und Harfenklang und Weibesschöne und edelm Wein.

Und, in Verzicht auf eitle Wünsche, fromm sich ergeben der ewigen Macht, die unablässig neue Leben weckt.

Und sich nicht fürchten vor Pfaff, Tod oder Teufel.

Amen!

Die Kreuzfahrer

Erzählung
aus dem dreizehnten Jahrhundert

Erster Band

Begonnen 1871, vollendet 1884

Frau Katharina Boscarolli

auf Schloß Rametz bei Meran

zu eigen.

Erstes Buch.

Am Saum der Wüste.

Erstes Kapitel.

Das Kreuzheer, das Kaiser Friedrich II., der Enkel des Rotbarts, in das gelobte Land führte, war, von Cypern aus überfahrend, am 7. September des Jahres 1228 in Akkon gelandet und von hier die Küste hinabgezogen gen Süden bis nach Joppe.

In dieser Stadt machte man Halt, alsbald wurden Verhandlungen eröffnet: Sultan Alkamil von Ägypten hatte vor kurzem seinem Neffen, dem Emir Annasir Daud von Damaskus, die heilige Stadt Jerusalem und ein Stück von Syrien entrissen und schickte sich an, das ganze Emirat Damaskus zu erobern.

Diesen in Krieg auflodernden Erbstreit unter den beiden Häuptern der Ungläubigen hoffte Friedrich, der Staatskunst nicht minder als der Feldherrnschaft ein Meister, verwerten zu können: Verträge sollten dem Kreuzheer das Waffenhandwerk wesentlich erleichtern. Aber Vorsicht war geboten. Ob die Verhandlungen glücken, ob sie scheitern würden, — niemand vermochte das vorherzusagen. Und im Heere wußte man gar nicht, welcher der beiden Parteien der undurchschaubare Sohn Heinrichs VI., der den

Geist überlegener Staatskunst von seinem Vater geerbt hatte, sich schließlich zuneigen werde, mit wem er die geheimnisvollen Botschaften austausche, die seine bis in den Tod ihm ergebenen und tief verschwiegenen sicilianischen Araber aus dem Lager vor Joppe in die Wüste hineintrugen, in unbekannter Richtung verschwindend . . . . . .

Einstweilen aber — das war allbekannt — rückten die Heere der beiden Fürsten, das ägyptische von Süden, das damascenische von Nordosten drohend gegen Joppe heran. Kam es nicht zur Verständigung, so konnten der Oheim oder der Neffe — oder vielleicht, nach einem der in diesem Lande so häufigen Umschläge der Ziele oder der Stimmungen, beide — plötzlich über die kleine Streitmacht des Kaisers herfallen, ihren bisherigen Hader in den gemeinsamen Haß gegen die „Franken" versenkend. Deshalb hatte der kriegskundige Staufer nach den beiden bedrohten Seiten hin Vorposten ausgeschickt, die, ein paar Tagmärsche vor Joppe, in günstiger Stellung jede Annäherung der Feinde beobachten und rechtzeitig melden sollten nach rückwärts.

Gegen Nordosten, wider Annasir Daud, hatte man nur ein paar schwache Fähnlein ausgesendet: deutsche Kreuzfahrer waren es: Ritter aus dem Allgäu, aus Vorarlberg, aus den Thälern von Inn und Etsch: — meist königliche Dienstmannen, Ministerialen des Reichs, mit ihren berittenen Knechten.

Sie hatten Stellung genommen auf dem letzten sanften Höhenzug, der dicht vor dem Saum der großen Wüste hinlief.

Ein dünnes Rinnsal salzigen, kaum trinkbaren Wassers sickerte hier durch Sand und Steine zu Thal. Auf der Hügelkrone wiegten drei Palmen ihre stolzen, Federn gleichenden Äste leise, wie träumerisch, im Abendwinde. —

Im Westen, im Rücken des deutschen Lagers, sank rasch die Sonne: ein dunkelroter, mattglühender Ball, ohne Strahlen: Dunst und Qualm, aufsteigend aus dem Hitze brütenden Boden, umschlossen bleigrau die glanzlose Scheibe. Ein Aasgeier, den langen, nackten Hals weit vorgestreckt, flog mit trägem Flügelschlag, hin und wieder heiser kreischend, langsam der Wüste zu. Unter den Palmen hatte man auf dem heißen Sande, den kein „Franke“ hätte unbeschuht beschreiten können, mittels eines alten Segels und einiger gekreuzt eingerammter Speere ein höchst einfaches Zelt aufgeschlagen: es war ein dürftig Obdach: — fast nur ein Schattenwinkel.

Außer den an Stamm und Blättern vom Wüstenstaub gelbbraun überkrusteten Palmen: — ringsum, soweit das Auge sah, keine Pflanze. Nur an dem salzbrackigen schmalen Geriesel reckten hier und da spärliche Halme des Wüstenhafers ihre stachligen Rispen starr empor.

Von dort her schritt eine hohe, schlanke Gestalt langsam gegen das Zelt hin: es war der Ritter, der hier befehligte. Er führte am Zügel ein Roß, das, müde zum Sterben, den Kopf hängte. Den schweren Sattel trug er, an dem Speer befestigt, samt dem langen schmalen Schild auf dem Rücken; oft bückte er sich, brach wählerisch einzelne saftigere Halme, rieb sorgfältig die scharfen Randspitzen an der Scheide seines breiten Schwertes ab und reichte dann auf der flachen Hand das magere Kraut dem edeln Tier, das mit dankbarem Blick sein Auge suchte. Vor dem Zelt angelangt, übergab er Schild, Speer, Sattel und Zügel einem jungen Burschen in grünem, nur bis an die Knie reichenden Wollwams, der eilig aufgesprungen war von dem braunen Lodenmantel, darauf er geruht. Lichtblonde, fast weiße Haare umstanden ihm das runde Haupt, ganz kurz- und krausgelockt, fast einem Vließe ver-

gleichbar, kaum niedergehalten von dem niedrigen Barett, von dem der Busch des Silberreihers nickte: seine lachenden Blauaugen waren das einzige Heitere, was hier zu sehen war weit und breit. „Herr,“ rief er zu dem Hochragenden hinauf, „der Abendtrunk steht längst bereit. Der Wein wird schal —, das kostbare Wasser wird lauwarm! Wie würde Frau Wulfheid schelten, ließet Ihr Euch daheim solang erwarten! — Wo waret Ihr?“ — „Vorn.“ — „Was? Abermals bei der Außenwache? Das sind fast zwei Stunden Weges: Wüstenweges! Und — ich seh's an dem Sand auf den Fußschuppen bis an die Knie hinauf — um den Braunen zu schonen: — zu Fuß!“

„Hast du den Abendtrunk schon gemischt, Hezilo? Nein? So teile den Rest von Cyperwein: bringe die eine Hälfte, daß wir dem Gaul die Nüstern reiben. Morgen muß er ruhen, sattle morgen das Reisepferd.“

Der Knabe holte aus dem Zelt in silbernem Becher eine arme Neige starkduftenden Weines. „Hier. — Und die andere Hälfte?“ — „Die bring' ich dem kranken Herrn Heinrich von Eppan hinaus, wann ich ihn ablöse.“ Beide waren nun eifrig beschäftigt, dem matten Streitroß Nüstern und Bug fest mit dem edeln Naß zu reiben. „Wie? Ihr wollt heute nacht wieder die Lagerwache halten? Das ist die vierte Reihe, die Ihr für andere übernehmt.“ — „Sie waren krank, — alle drei.“ — „Ihr habt das Fieber selbst!“ — „Nicht stark.“ — „Laßt mich heute nacht für Euch . . . —“ Da schlang der Ritter den Arm um den Krauskopf und drückte ihn an den bekettete Panzer: „Nein, Hezilo! Du mußt mir lebfrisch bleiben! Soll ich auch deine Schelmenaugen vom Fieber verglast sehen? Das wäre mir zuviel! Und hab' ich's doch dem Trinelein in die Hand versprochen, für dich zu sorgen.“

„Ich werd' es ihr erzählen,“ sprach der Jüngling mit

dankleuchtenden Augen, „was Ihr für mich gethan. — Aber — was nehmt Ihr nun zum Nachtmahl, Herr Friedmuth? —“ — „Das beste, was es giebt an Speise: heimbacken Brot!“ Der Ritter griff in eine dem schweren Sattel eingefügte Tasche und holte ein Stück steinharter Brotrinde hervor. „Deine Katharina reichte mir beim Abschied einen runden Laib Roggenbrot. ‚Nehmt,‘ mahnte das Kind. ‚Nichts heilt auf der Heerfahrt Hunger und Heimweh wie heimbacken, herdbacken Brot. So lehrte mich der Großvater: ’s ist ein alter Spruch.‘ — Und ein wahrer,“ schloß er und biß hinein.

„Dann sind Hunger und Heimweh bei Euch schwächer als bei mir,“ lachte der Knabe. „Freilich, mein Heimweh gilt dem Trinele. — Man kann wohl nicht ebenso stark Heimweh haben nach — Frau Wulfheid.“ Herr Friedmuth furchte die Brauen. „Hüt’ die Zung’, sonst schüppl’ ich dir die krause Wolle. — Sie ist unter der Sonne die wackerste Frau.“ — „Und die herbste! — Wie schad’, daß sie kein Mann geworden!“ — „Sie hat im Wolfsbühler Walde den Eber gespeert, der dich schon angehauen hatte. Du dankst ihr ’s Leben.“ — „Ich dankte es lieber jedem anderen Menschenkind. Sagt selbst: weshalb keine Seele sie lieb hat auf der ganzen Welt? — Ausgenommen natürlich: — Ihr!“ fügte er langsam bei. Der Ritter sah nachdenksam vor sich hin; der Blick der großen, offenen Augen von schönem, dunklen Blau war in das Leere gerichtet. Dann sprach er bedächtig: „Weshalb? — Weil sonst keine Seele ihren Kern erkennt.“ Und er beugte das hohe Haupt, um durch den Vorhangspalt in das niedere Zelt zu gelangen. „Ja, die Schale braucht Beißen!“ lachte der Junge ihm nach, während er das Pferd völlig in den Schatten des Zeltes führte und die Zügel um die Schnüre und Pflöcke der Stangen knüpfte; den dreispitzigen

Schild und den langen Eschenspeer des Herrn lehnte er an die Seitenwand.

Als er eintrat, fand er den Ritter hingestreckt auf dem dunkelblauen Mantel, der den Sandboden statt eines Teppichs bedeckte. Er hatte den glockenförmigen Helm neben sich gesetzt; das blonde, goldfarbige Haar hing ihm schlicht, ungelockt herab: über der Stirne war es wagrecht geschnitten: die streng regelmäßigen, schönen, obzwar nicht gerade feinen Züge waren so von dem Haupthaar auf drei Seiten geradlinig umrahmt. Auch der etwas heller blonde Bart war eine Handbreit unter dem starken Kinne quer abgeschnitten: so sahen Haupt und Antlitz streng gebunden, fest bemessen aus; der gerade, offene, redliche Blick verstärkte den Eindruck schlichter Kraft und steter Treue. Er stützte das Haupt auf die Hand und reckte die starken Glieder.

„Der Panzer, die Kettenringe drücken," meinte Hezilo, der neben ihm kauerte. „Laßt mich nur die heißen, staubigen Fußringe lösen." „Auf der Vorhut?" schalt der Ritter und schlug die geschäftige Hand mit sanftem Streich zur Seite. „Auch den Bart solltet Ihr scheren — oder scheren lassen," begann der Jüngling. „Kein Ritter läuft doch heuzutage mit solch' breitem starkem Bart unter die Leute: ‚Lange Locken, glattes Kinn heischt jetzt zarter Frauen Sinn.'" „Jawohl," lachte Friedmuth. „Weil wir hier so viele zarte Frauen haben! Für die heidnischen berittenen Pfeilschützen bei Tag und für die Schakale bei Nacht bin ich zier genug zu schauen."

Eine kleine Weile vertrug Hezilo das Schweigen. Aber nicht lang. Dann hob er, das Federbarett zurechtrückend, an: „Herr! — Ich weiß was." „Nicht eben viel!" lachte der. „Falken kirren und Herrn Walthers Lieder singen: aber falsch!" — „Wohl, wohl! Und das Trinelein küssen,

bis es nimmer weiß, ist es ein Mädel oder ein glühend Eisen. Das alles zusammen ist auch schon was. Aber — ich weiß noch was." Herr Friedmuth schien nicht gespannt auf des Falkners weitere Wissenschaft. „Ich weiß," fuhr dieser lauter fort — denn es verdroß ihn, nicht gefragt zu werden — „weshalb der graue und braune Mönch schon zweimal nach Euch gefragt hat, nicht scheuend den weiten Weg, den teufelgesegneten, von Joppe bis zu uns. Beide Male traf er Euch nicht: — Ihr wart gegen die arabischen Reiter ausgezogen. Wißt Ihr, was der von Euch will?"

„Ich will's gar nicht wissen," lachte der Ritter. Hezilo schwieg, beleidigt. Er sog an einer Citrone, die er im Gürtel trug. Ein braunes, halbnacktes Heidenkind auf der letzten Karawanenstation hatte die Frucht dem schönen Frankenknaben, wie er vorübertrabte, an den Kopf geworfen: halb als Geschoß, halb als Geschenk der Gunst. „Herr," hub er nach einer Weile wieder an, „aber was anderes weiß ich nicht, was ich gern wissen möchte. Und das wißt Ihr, glaub' ich, auch nicht. Und nicht der weise Herr Hermann, des Kaisers und Euer Busenfreund, und — verzeih mir's der heilige Albuin von Brixen! — ich meine, der großmächtige Kaiser Friedrich weiß es auch nicht!" Herr Friedmuth mußte lachen, so drollig sah der Schalk darein. „Nun: was wissen wir denn alle nicht." — „Warum wir hier sind! In diesem vielgepriesenen heiligen Land, in dem wahrlich nichts zu holen als heiße Hiebe und kaltes Fieber. Zwar, warum ich gerade hier bin, — das weiß ich! Und in dem Stück ist Hezilo wieder einmal klüger als der römische Kaiser und all sein Heer. Ich hole mir von Goyen das Trinele — Frau Sälde küsse ihre lichte Stirn! — nicht zwischen der Etsch und Passer, — zwischen Jordan und dem Meer. Aber

der Herr Kaiser — und Ihr — und gar viele im Heere haben's nicht nötig, sich ein Weib zu holen: hat mancher an der Seinigen mehr als genug, und ist einsam unter die Heiden gefahren behufs einer Erleichterung! — Und ein Trinelein gewinnt doch keiner. Denn es giebt nur eines. Und das gehört mir!" — Er zog aus dem Brustlatz des grünen Wamses eine mehrere Finger breite Zopfflechte hellblonden Haares, hielt sie vor seine leuchtenden Augen, küßte sie herzhaft — zweimal — und barg sie wieder mit Sorgfalt. — „Aber Ihr, Herr," fuhr er fort, — „was thut Ihr hier zu Lande?" — „Ei, meine Pflicht." — „Wie überall und immer! — Kein Mensch hat je von Euch was anderes gesehn! — Nun ja — Ihr seid des Kaisers Dienstmann. Aber warum ruft er Euch gerade hierher, in diese Wüstenei?" — „Ist des Kaisers Sache, nicht die meine."

Bevor der Jüngling eine Erwiderung fand, schlug ein Reisiger die Zeltvorhänge auseinander und meldete: „Bruder Sebastian. Zum dritten Male kommt er von Joppe." Friedmuth machte eine unwillige, abweisende Handbewegung. Aber der Reisige fuhr fort: „Er sagt, er bringt ein Schreiben Herrn Hermanns." —

Da flog ein Strahl heller Freude über Friedmuths offene Züge: er winkte rasch Gewährung. Hezilo rückte einen niedern Fußschemel zurecht und verließ das Zelt.

Zweites Kapitel.

Es war eine verwundersame Gestalt, die sich nun langsam durch die Vorhänge des Eingangs hereinschob. Kaum mittelgroß, behäbig, nicht gerade fett, aber auch wahrlich nicht mager: ein recht wacker gepflegtes, doch nicht unmäßiges Bäuchlein wiegte sich auf etwas zu kurz geratnen und nicht sehr geraden Beinen. Das vollwangige, beinahe feiste Gesicht strahlte vom Glanz der Gesundheit: die kleinen runden Äugelein blitzten recht lustig, ja verschmitzt in das Leben hinaus; die Nase war von so alteingewurzeltem Rot, daß die kurze Kreuzfahrt auch unter der Sonne der Levante die Farbe unmöglich so tief gesättigt haben konnte. Seltsamen Gegensatz zu dem weltlustigen, pfiffigen Gesicht bildete die frisch geschorene Tonsur in dem dickzottigen und bereits mit Weiß gesprenkelten Braunhaare (— die Kapuze und, darüber gebunden, den flachen, breitkrämpigen Sonnenhut trug er auf dem Rücken: —) und das halb graue, halb braune Mönchsgewand, das viel zu eng schien für des Trägers gedeihlichen Leib, und der lange Pilgerstab mit den daran klappernden Jordanmuscheln in den fleischigen dicken Fingern des kreuzfahrenden Bruders.

Mit halb staunenden, halb unwilligen Augen maß ihn der Ritter, ohne die Ehrfurcht, die er sonst Trägern dieses Gewandes, dieser Gelübdezeichen nie verweigerte: „Ihr bringt einen Brief des Herrn Hermann," rief er ihm kurz entgegen — „Gebt!" Der Mönch schnaufte. „Verstattet, daß ich mich auf den Schemel niederlasse, den Ihr mir soeben anzubieten — vergaßet. Uff! Der Weg ist weit — und heiß — und es ist ein durstig Land, wo der Herr gewandelt." Er blinzte hinüber nach dem

Becher, der zu Friedmuths Häupten stand: da er sah, daß derselbe leer war, fuhr er fort: „Aber auch dies Dürsten wird uns als ein erheblich Marterleiden angerechnet werden am jüngsten Tage.“ — „Den Brief!“ „Ja,“ schmunzelte der Mönch, mit dem Ärmel über die heiße Stirne fahrend, „freilich der Brief! — Je nun, so recht im Sinne der Schreiber — einen schriftlichen Brief, was man so gewöhnlich einen Brief nennt, habe ich nicht. Aber . . .—“ „Was?“ rief der Ritter, zornig auffahrend. „Als Bringer eines Briefs ließt Ihr Euch doch melden? —“ — „Seid klug wie die lieben kleinen glatten Beißwürmer, heißt es in den zehn Geboten. Nicht da? Wirklich nicht? Nun — dann wo anders! Das ist gleich.“ — „Ihr seid mir eine sonderbare Art von Mönch!“ — „Und ohne solchen Glauben hättet Ihr mich wahrscheinlich abgewiesen.“ — „Sehr wahrscheinlich! Und ich sehe: — ich hätte recht daran gethan! Ihr lügt ja, frommer Bruder.“

„Selten. Und wirklich niemals ohne etlichen Grund. — So auch jetzt! Hört mich an. Ihr wißt — ich bin der Beichtvater der Fürstin von . . . —“ — „Weiß ich nicht! Was gehn mich die Sünden fremder Weiber an!“ — „Mehr als Ihr ahnt. — Aber ich bin auch bei des Kaisers gewaltiger Person sehr wohl gelitten. Wiederholt trafst Ihr mich in seinem Zelte.“ — „Hat mich jedesmal sehr gewundert.“ Der Mönch lachte. Dann sagte er: „Hört einmal, Schloßherr von der Fragsburg, grob seid Ihr aber schon wie . . .“ „Wie ein Etschthaler,“ brummte Friedmuth.

„Ja, zwischen Etschthalern und Isarthalern that dem Teufel einmal die Wahl weh, als sie um den Wettpreis der Unhöflichkeit vor ihm wettschimpften.“

„Welches Stammes seid denn Ihr?“ forschte der Ritter. „Ihr sprecht auch mit oberdeutscher Zunge! Ich mein’,

Ihr seid ein . . . —" „Gesalbter des Herrn," fiel der Mönch rasch ein. „Also ich komme im stillen Auftrag des Kaisers und einer gar vielschönen Frau." „Wird wohl wieder gelogen sein," meinte Friedmuth ganz gutmütig.

„Dieses Mal nicht, wie Ihr einräumen werdet, sobald Ihr Fürst von Paluzzo und Gemahl des prachtvollsten, süßesten, minniglichsten, allerwunderholdesten Weibes seid, das je Frau Sonne grüßte." So begeistert, so lebhaft sprudelte er die letzten Worte heraus, daß ihm der Schweiß wieder ausbrach. Er wischte sich die triefende Stirn. „Seid Ihr toll? Was bedeutet das?" — „Das bedeutet, daß Gioconda von Paluzzo zwanzig Jahr alt ist." Er schwieg. „Nun und?" — „Und seit zwei Jahren Witwe." — Er schwieg wieder. „Und?" — „Nun und? Das ist schon viel, recht viel für sich allein! — Da Ihr aber für ein ausgewachsenes Mannsbild erstaunlich fischblütig von Natur und infolgedessen recht langsam von Ahnung seid, füge ich bei: Witwe des alten Fürsten von Paluzzo, dem man das Kind ‚vermählt' hatte. Ihr Urgroßvater konnte er sein, der Treffliche. Frau Berahta verzeihe mir die Sünde, daß ich solchen Greuel Vermählung nenne." — „Frau Berahta? Ei, frommer Bruder — was geht Euch die an? Soll ja eine Königin oder Göttin der Heiden gewesen sein! Stünd' Euch besser an, der Jungfrau Maria zu gedenken." Und mit einem schönen Blick in die Höhe fügte der Ritter bei: „Gesegnet sei ihr Name für und für." —

Der Mönch war rot geworden; ungeduldig riß er an dem abgegriffenen Rosenkranz, der von seinem Gürtelstrick herabhing und rief: „Ach, was versteht die von der Minne! Rein gar nichts! Wie wollte sie auch? Ihr aber, Herr Ritter, seid lediglich Laie und habt einen geweihten Priester, einen Geschorenen des Herrn, nicht zu meistern,

sondern mit ehrdienigem Gehorsam zu ihm aufzuschauen. — Also die liebe junge Frau Fürstin! — Ach ist sie schön! Ist sie's etwa nicht?" schrie er zornig. „Habt Ihr je ein so schönes Geschöpf gesehn?" Nach einigem Nachdenken sagte der Ritter, der alles sehr streng und genau nahm: „Nein. Ich glaube nicht. Aber es ist mir gleichgültig." Der Mönch sah ihn mit leisem Kopfschütteln von der Seite an: „Erstaunlich!" — sagte er zu sich selbst. „Kurzum," fuhr er dann laut fort, „ich bleibe nicht mehr Beichtiger der süßen Frau. Ich kann es nicht mehr aushalten. Mein letztes gutes Werk in ihrem Dienst aber ist, daß ich Euch sage, was sie Euch nie sagen würde — eher spränge sie in einen brennenden Kohlenmeiler — und was zu merken Euch der Himmelsherr den Verstand, will sagen die Gnade verweigert hat: sie liebt Euch!" Und befehlend, drohend, fuhr er fort, „und Ihr werdet sie heiraten. Es ist beschlossen, sagen die Moslim, die gar nicht so übel sind."

„Hoho," lachte der Ritter laut auf, „dazu gehören zwei: — Dank Gott und den Heiligen!" — „Ja gewiß: Ihr und sie. Sie will. Und Ihr müßt. Bald werdet Ihr sehr wollen, ach wie sehr. — Sagt, Fragsburger, seid Ihr denn wirklich so —, nun ich will's nicht nennen! Habt Ihr denn nichts gespürt unter Euren Rippen, als neulich das Wonneweib, diese Frau Venus — aber dabei jungfräulich wie der Alpenschnee des hohen Ortlers! — sich nach der Reiherbeize von Euch vom Zelter heben ließ und gar den Weg nicht mehr fand aus Euren Armen herab auf die Erde? Und sie will ja nicht, wie so viele schöne, üppige und vornehme Frauen, die das Hoflager des Kaisers füllen . . . —" „Ja, leider!" zürnte Friedmuth und seine keuschen Augen leuchteten. — „Kurze Lust von Eurem Kuß genießen! — Sie stürbe vor Scham, wüßte

sie, was ich Euch verrate." — „Also das ist ihr stiller Auftrag durch Euch an mich, Lügenmönch?"

Allein dieser fuhr zornig fort: „Haltet das — Schweigen. Es gilt das Glück des schönsten Erdenweibes. Tausend Lügen lög' ich darum! Aber der Kaiser selbst — macht Eure tauben Ohren auf — hört Ihr?" und er schrie jetzt so, daß über das Gehörtwerden kein Zweifel möglich war — „des römischen Kaisers Majestät, der der schönen Jungfrau wohl näher als durch bloße Vormundschaft verbunden ist — ja, Jungfrau sag' ich! — Denkt nur nicht Übles von Eurem Kaiser, rat' ich! — — und Eures großmächtigen Freundes, Herrn Hermanns, Weisheit — wollen, daß Ihr sie heiratet." Der Mönch schnaufte nun gewaltig. Aber er sah nicht widrig, nicht häßlich aus, sondern von ehrlicher Überzeugung fortgerissen; ganz jugendlich machte den wohl bald Fünfzigjährigen der Eifer. „Wieder gelogen," sagte Friedmuth ruhig, „was Herrn Hermann betrifft. Und dem Kaiser sagt, was er nicht weiß, aber was ich Euch hier zeige" — und nicht gerade sehr sanft stieß er ihm den Rücken der rechten Hand gegen die Nase — „kennt Ihr das? Ein Ehering! Ich habe schon ein Weib. Das scheint mir entscheidend." Und unmutig warf er sich auf die andere Seite, Sebastian den Rücken kehrend.

„Meint Ihr?" fragte der Mönch unverzagt weiter. „Da sieht man Eure laienhafte Unwissenheit. Für uns: das heißt für mich, den Kaiser und die Kirche: ist das gar nichts. Ich will diese Ehe, weil — ich an der schönen Frau was gut zu machen . . . — weil ich es nicht aushalte, daß sie liebt, ohne geliebt zu werden. Der Kaiser, weil er — alle Ursache hat, seine herrliche . . . Mündel glücklich zu wünschen. Er wollte sie schon dem Herzog von Österreich vermählen, bis er durch mich der schönen Witwe Wunsch erfuhr."

„Das nennt Ihr Beichtgeheimnis?“ — „Sie hat mir's nie gebeichtet! Denn so, wie sie Euch liebt, darf sie Euch lieben sonder Sünde.“ „Ich habe schon eine Frau!“ rief Friedmuth sehr ungeduldig.

„Das ist gerade, was wir bestreiten! — Das heißt: — Ihr habt eine, solang Ihr wollt. Nur von Euch hängt es ab: — ein Wort, ein Wink, und Frau Wulfheid wird sehr klar gemacht, daß sie keinerlei Recht an Euch, über Euch, gegen Euch hat. — Bitte, laßt mich ausreden und werft mich erst dann aus diesem Zelt. — Es ist ja ganz richtig: Ihr seid vor fünf Jahren in der Kapelle des heiligen Albuin zu Brixen mit der Erbtochter der Fragsburg bei Markt Meran im Etschthal getraut worden. Und Ihr heißet seither Ritter von Fragsburg, statt wie ehedem von Schänna. Ich will nun hinunterschlucken, daß die herbe Frau ihre guten sieben Neujahrskerzen mehr geopfert hat — wenn sie nicht zu geizig war! — oder doch opfern konnte, als Ihr. Ich will auch die Kinder hinunterwürgen, die sie Euch nicht geboren hat . . . —“ — „Was geht das Euch an!“ — „Allerdings, mich weniger als Euch. — Aber man hat, Fleisch und Blut und Menschenart betrachtet, alle Ursach' anzunehmen — ‚der Most riecht stark nach seinen Trauben‘ — sagen wir Weinschenken.“ — „Was?“ „Ich war nämlich,“ fuhr Sebastian hastig fort, „im Zustand meiner sündhaften Weltlichkeit jenem feuchten und allerlei Lastern zugänglichen, aber nicht langweiligen Gewerk zugezünftet. — Also, man hat Ursach', anzunehmen, daß . . . —! Nun, Euere nächsten Freunde, Herr Hermann und Herr Walther, haben es dem Kaiser, der einem alles aus der Seele Grunde fragen kann, wenn er es mit seinem Adlerblick darauf anlegt, einbekannt, daß recht leichtlich eine andere Frau gefunden werden möchte, die besser zu Euch paßte als des gestrengen

Herrn Wulfgang gestrengere Frau Tochter. Ja, man flüstert: noch niemals haben Leute, die euch beide beisammen gesehn, gefunden, ihr seiet gut gepaart. — Nun wohlan: es kostet Euch nur ein Wort — nein, nicht ein Wort, wenn Ihr es nicht gern aussprecht — nur einen Wink — nur ein Blinzen mit dem einen Auge — mit dem rechten — so! — oder mit dem linken — sehet so! — und sie wird von der Kirche für nichtig erklärt, diese Scheinehe." — „Scheinehe?" — „Ja, Unehe. Denn ihr beiden seid vor eurer Verlobung Paten des Kindes des Grafen von Tirol gewesen. So ist Eure sogenannte Ehe, sobald Ihr wollt . . . —"

Er konnte nicht vollenden. Der lang angesammelte Zorn des Ritters brach jetzt los: er schien ihm in die Fäuste gefahren zu sein: wenigstens entlud er sich hier: mit einem kräftigen und wenig ehrerbietigen Stoß schleuderte er den erstaunten Redner an die Eingangslücke des Zeltes; hier blieb der niedere Schemel liegen: sein bisheriger Besitzer flog noch etwas weiter; er ward im Zelt nicht mehr gesehen. Ein ziemlich ungeistlicher Fluch ward draußen vernehmbar. Friedmuth warf sich mürrisch auf die andere Seite. „Alle sagen sie's: wir passen nicht zusammen. Aber wirklich, alle. — Ach was! Ich habe noch keine gesehen, die besser zu mir paßte."

Drittes Kapitel.

Da scholl von ferne her Trompetenschall: und Hezilo meldete, eine kleine Schar Reiter, Boten des Kaisers, reite soeben in das Lager ein. Friedmuth eilte ihnen entgegen. Es war nun ganz dunkel.

Aber der Führer der Reiter, von weißem Mantel umflattert, hatte ihn, da er in den Bereich eines Wachtfeuers trat, wohl erkannt: er hielt das edle Roß an und stieg ab. „Friedmuth!“ rief er mit tieftöniger Stimme, ihm die gepanzerte Rechte hinstreckend. „Herr Hermann!“ antwortete dieser mit lautem Freudenruf, umarmte den Ankömmling und küßte ihn auf die Wange. „Welche Freude! Viele Wochen — ja Monde! — haben wir uns nicht mehr gesehn!“

„Ja, mein Freund. Seit wir auf Cypern wieder unter Segel gingen, haben uns Kriegsdienst und Gesandtschaften weit auseinandergeführt.“ „Wohl, wohl,“ lachte Friedmuth. „Auf Gesandtschaft verschickt man keinen plumpen Etschthaler. Aber du freilich! Du mußt alle feinsten Knoten bald schürzen, bald lösen: wie im Abendland, in Rom oder in Mailand, so im Morgenland: zu Byzanz, zu Jerusalem, bei den abgefeimten Templern, bei den stolzen Hospitalherrn, bei Christen und bei Heiden. Du, des Kaisers vertrautester und weisester Rat.“ „Wenigstens sein redlichster,“ seufzte der andere.

Langsam gingen unter diesen Worten die Freunde zu Friedmuths Zelt. Die Reiter hatten aus den kaiserlichen Vorräten Wein und, in Schläuchen von Kamelhaut, Wasser, auch süßes Brot und geräucherte Fische mitgebracht. Dankbar nahmen die karg verpflegten Vorposten die seltnen Bissen entgegen.

Im Zelte hatte Hezilo einstweilen für Erleuchtung gesorgt: mit Öl gefüllt hingen zwei schlankhalsige Gefäße von schwarzem Thon — uralt ägyptischen Stils, die die Töpfer zu Akkon und zu Joppe immer noch genau in derselben Form bildeten, wie man sie in den Pyramiden findet — an Schnüren von der Spitze der niedern Stange herab, die das Zelt im Innern stützte: eine Art Ceder-

faser glimmte an der Mündung als Docht: süßer Duft stieg aus dem Öl und zog durch den engen Raum.

Der Gast legte den Glockenhelm, das aus Maschen genietete Panzerkleid, das er nun „abschüttete“, auch den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz und das Schwert ab: beflissen half ihm dabei Friedmuth, ihm den Wappenrock von schwarzem Sammet zurechtstreichend, während er das edle, ernste Antlitz des bedeutend älteren Freundes mit Liebe, mit ernster Ehrerbietung betrachtete. „Lieber, ich meine,“ sprach er dann mit innigem Empfinden, — „dein dunkles Haar ist gar grau geworden in diesen Monaten. Und so tief waren früher die Falten nicht auf deiner Stirn.“ „Kein Wunder, mein Friedilo!“ und die gewaltigen, meergrauen, durchdringenden Augen trübte tiefe Sorge. „Die beiden Häupter der Christenheit: der Papst und unser großer, herrlicher, vielgequälter Herr liegen im grimmigsten Streit. Und dieser Templer Wut gegen meinen Orden! — Aber du bist wenig neugierig. Du fragst gar nicht, weshalb ich komme. — So recht. Dein Mantel genügt für uns beide.“ Damit ließ er sich nieder. — „Haben wir doch schon auf manch blutigem Feld, beide von meinem weißen Ordensmantel zugedeckt, geruht.“

Da lachte Friedmuth, strich den lichtblauen Waffenrock, der unter der Brünne vortrat, beiseite und schmiegte die schlanke, geschmeidige Gestalt auf den äußersten Streifen seines Mantels, der den Sandboden deckte, den breiten, mächtigen Gliedern des Freundes vollsten Raum überlassend. „Ei, wenn ich dich seh' und hab', vergess' ich vor Freude alles Fragen.“ — „Rate, was ich dir bringe.“ — „Dich selbst: das ist das Beste.“ „Doch nicht! Ich bringe dir des Kaisers Gruß und wärmsten Dank.“ „Mir?“ fragte Friedmuth in hellem Staunen. „Ja, wofür?“ — „Für deine tapfre und überaus kluge Wacht im

Norden, auf unsrem linken Flügel: — für deine trefflichen, grundgescheiten Warnungen. Schlief deine Wachsamkeit, nein, leistetest du nicht viel mehr als von dir verlangt war, — eines Feldherrn statt eines Vortrabführers Pflicht! — so war vielleicht das ganze Heer verloren. Diese falschen Morgenländer sind manchmal selbst für Kaiser Friedrich zu fein. Er glaubte ihren Friedensgelöbnissen, während sie die ganze Masse ihrer ungezählten Reiterhorden immer näher heranzogen. Und seit der Neffe, Annasir Daud von Damaskus, merkte, daß wir zugleich mit ihm und seinem Oheim und Feind, Alkamil von Ägypten, verhandeln —" — „Ei, ei! Das versteh' ich nicht. Das ist ja" — „Staatskunst, Friedilo, von der du wirklich nichts verstehst. — Seitdem hat der Emir, offenbar für den Fall, daß wir mit seinem Oheim handelseinig würden, beschlossen, uns zu überfallen mitten im Waffenstillstand." „Waffenstillstand!" lachte der Fragsburger. „Ei, alle Tage giebt's Gefechte!" — „Nur deine Wachsamkeit hat uns gerettet." — „Nun, das freut mich tief ins Herz hinein, daß ich doch einmal zu etwas nütze war. Mein Kaiser und mir danken!" Und er errötete über und über. Es stand ihm schön. „Und das, meinst du nun, sei alles? Wie jung du noch bist mit deinen fünfundzwanzig Jahren! Ich bin ein Greis im Vergleich mit deiner kindlichen Seele. Der Kaiser wollte dir sofort als Lohn das nächste heimfallende Grafenlehn in deiner Heimat geben. Aber ich habe ihn gebeten, es zu unterlassen. Ich will dich nicht noch festere Wurzeln schlagen lassen in jenem friedlich behaglichen Etschthal, wo nichts zu schaffen ist mit Schwert und Rat. Ich habe ganz andre Dinge, — höhere — mit dir vor, mein allzubescheidener Friedilo. Und ganz wo anders als zwischen Etsch und Passer. Daher ersuchte ich den Kaiser, seine

Leben zu behalten und dir — oder lieber noch mir für dich: denn ich kenne dein wahres Heil viel besser als du selbst! — einen Wunsch, eine Bitte an ihn freizugeben, die er zu erfüllen habe, was sie auch fordre. Er lächelte: sein edles, gewaltiges und doch so fein gebildetes Antlitz leuchtete von Geist und Güte, da er, als Pfand solcher Gewährung, diesen Ring von seinem eignen Finger zog und, den schönen rotbraunen Bart streichend, wie er gerne thut, sprach: ‚So gut möchte ich es wohl auch einmal haben, daß Kaiser Friedrich mir gewähren müßte, was mein Herz begehrt! Mir schlägt der Gestrenge alles ab, was mein Herz am liebsten hätte.‘ Hier ist der Ring — ein schöner Amethyst! — bewahr' ihn wohl. Wer weiß, was er noch für dich bedeutet."

Friedmuth steckte den Ring ehrerbietig an: „Den Stein hat meines großen Kaisers Hand geehrt —: ich werd' ihn treulich und als ein hohes Kleinod wahren. Einen Wunsch aber? — Ich werde nie etwas zu wünschen haben." „Das sage nicht, mein Freund!" sprach der ältere und hoher Ernst blickte aus seinen Augen, die tief unter hochgeschwungenen Brauen lagen. „Das Leben, — das Schicksal, — wie du's nennen willst! — sind unergründlich reich an allerlei — wie soll ich sagen? — Heimsuchungen, ja an unlösbarem Widerstreit." Aber Friedmuth schüttelte das goldig blonde Haupt. „Für Kaiser und Könige: ja! Und für die Vertrauten ihrer Geheimnisse, die der Völker Geschicke lenken — wohl nicht immer, wie du, nur mit ehrlichen, schuldlosen Mitteln. Aber mir — dem schlichten, allzeit geraden Mann! Ich wüßte nicht, was es mir Schweres auflegen könnte, das ‚Schicksal‘, wie du's nennst. Ich aber sage lieber: der gute Himmelsherr da oben in seiner Weisheit und Gnade lastet einem schlichten Herzen nicht mehr auf, als es tragen kann —:

nur von Schuld halte die Seele frei und das Gewissen rein, so mahnte die liebe, frommselige Mutter. Und das, — ich rühme mich ja dessen nicht: denn mir ist nie eine Versuchung gekommen! — das hab' ich gethan von Kindheit an. So daß ich oft nicht wußte, was von Sünden ich dem guten weißbärtigen Thomas, dem Einsiedler zu Kains, vorjammern sollte, wann die vierwöchige Beichte wieder herankam. Ja, ich habe manchmal am Fasttag nur deshalb ein Stück Fleisch gegessen, damit ich doch was zu beichten hätte! Es freute ihn immer so, den Alten, wenn er mir was zu verzeihen hatte und ein paar Vaterunser als Buße auflegen konnte. Wenn ich aber sagen mußte: ‚Ja Vater, ich weiß nicht, was ich beichten soll. Ich habe nicht einen unrechten Gedanken gehabt, nicht einmal ein weniges geflucht': da konnte der Liebe so wild werden, so zornig, daß ich mich schier fürchtete vor seinem Schelten." Und er lachte hell auf in der Erinnerung.

Draußen war es nun tiefe Nacht und sehr still geworden. Zwar hatten die Krieger Feuer angezündet, die Raubtiere zu verscheuchen. Aber doch drang, vom Südost hergetragen, ganz deutlich in das Zelt das häßliche Geheul und Gewinsel der Schakale, das dem Schreien kleiner Kinder gleicht. Hermann horchte auf. „Üble Schlummerlieder singt ihren Gästen die Wüste." „Man gewöhnt es," meinte Friedmuth. „Anders freilich klingt es, wenn der Geißbub die Ziegen heimtreibt vom Hochsulfen, nachdem die Sonne zu Golde gegangen hinter dem Marlinger Berg." — „Hast du nie Heimweh?" — „Nach meinen Bergen? Ja, manchmal!" — „Nicht nach deinem Weib?" — „Frau Wulfheid braucht mich nicht! — Ihre Gedanken und Hände haben genug zu thun, den weiten Besitz zu verwalten: — ‚das Sach,' wie sie gern sagt, — ‚zu wahren und zu mehren.' Ihre bösen Vettern, Herr

Griffo von Greifenstein und Herr Rapoto von Naturns — Griff und Raff hab' ich sie umgetauft — werden ihr Arbeit genug machen." — „Greifenstein? Ah, bei Terlan, mittäglich von Euch. Aber Naturns?" — „Oder Maturnes, wie man früher sagte und noch schreibt: — aber es sprechen die Leute jetzt Naturns." — „Ja: Maturnes! So kenn' ich's aus der Urkunde des Königs Heinrich: im Vintschgau, oberhalb des Markts Meran und oberhalb der alten Töll?" — „Jawohl: von unten und von oben drängen sie auf die Fragsburg." — „Aber wie das? Mit welchem Recht?" — „Mit wenig Recht, aber vieler Gier. Du weißt ja: die Fragsburg ist ein Spindel-Lehen." — „Ich erinnere mich: die Fragsburg ist ein bedingtes Weiberlehen. Doch: wie bedingt?" — „Die Fragsburg ist ein altes Dienstmannenlehen des Reichs, zunächst im Mannesstamm erblich; erlosch der Mannesstamm, folgt die Erbtochter: doch nur unter der Bedingung, daß sie einen rittermäßigen Gemahl auf die Burg heiratet, der als Stellvertreter den Lehensdienst versieht. Des letzten Fragsburgers, Herrn Wulfgangs, einzig Kind ist Wulfheid. Zwischen den Fragsburgern, unsern Nachbarn, und unserem Geschlecht, den Burgherren auf Schänna, tobte alter Streit: zumal um das Jagdrecht und das Recht auf den Hau im Bannwald an der Naif und über viele Almen auf dem Iffinger. Um den langen Zwist durch Vergleich zu schlichten, vertrugen Herr Wulfgang von Taufers auf Fragsburg und mein Vater, Herr Friedbert zu Schänna, sich dahin, daß ihre einzigen Kinder sich heirateten. Ich aber und meine Söhne sollten fortab den Namen von der Fragsburg führen, da wir Schänna verkauften." — „An wen?" — „An den Grafen Albert von Tirol." — „An den! Ein gewaltiger Herr! Und mächtig greift der um sich, wird bald über alles Land dort in dem Thal gebieten!

Er ist gut staufisch. Der Kaiser will ihn zum Burggrafen machen und seine Rechte mehren."

„Leider blieben uns aber Kinder versagt, — ich habe sie so gern, die kleinen Krausköpflein! — Sterbe ich nun, so verliert Frau Wulfheid alle Rechte an dem Lehen: es sei denn, sie heiratet wieder einen Ritter auf die Burg." — „Und thut sie's nicht?" — „So folgen in das Lehen ihre beiden nächsten Vettern, der Naturner und der Greifensteiner. So lautet der Vergleich, der am Laurentiustage vom Grafen Albert auf seiner Burg Tirol zwischen uns vertragen ward. Aber ihre Vettern haben den Vertrag — ohne Rechtsgrund! — bestritten und gleich von Anfang die gierigen Hände nach Frau Wulfheids Gut gestreckt. Heiße Fehde hatte ich gegen beide zu führen, sobald ich das Lehen erheiratete. Wie werden sie jetzt die Alleinstehende bedrängen! Aber mir ist nicht bang um sie. Sie hat männlichen Mut. Wird sich weidlich wehren. Ich erhalte, denk' ich, bald Nachricht. Es war verabredet, daß sie unsern Burgwart, den alten Oswald, mir nachsenden solle in des Kaisers Lager. Und neulich hörte ich: eine Galeere mit deutschen Pilgern, überholt von einer raschsegelnden Salandria, sei von dieser in Joppe als demnächst zu erwarten angemeldet worden. Gewiß ist Oswald auf der Galeere! Dann werd' ich auch hören, ob wieder so viele Bären von Hoch-Rätien herübergekommen sind wie im vorigen Herbst. Es wär' mir so leid, daß ich fern bin! Denn ich jage von allem wehrhaften Wild am liebsten Meister Brun! Davon verlangt mich am meisten, etwas zu erfahren."

Hermann sah prüfend in das offene Antlitz des jungen Freundes. Dann sprach er kopfschüttelnd: „Lebte meine liebe, schöne, süße Hausfrau noch, — wie heiß, wie inbrünstig würde ich mich nach ihr sehnen, nach ihrem Kuß,

ja nach dem Blick ihres Auges! Sehne ich mich doch, seit sie gestorben, ihr ins Grab zu folgen. Statt in das Grab, trat ich in meinen Orden. Liebst du denn Frau Wulfheid nicht? —“

Friedmuth sah einen Augenblick schweigend vor sich hin. „Doch! Gewiß, ja, ja! Sie ist das tüchtigste Weib, das ich kenne. Ich glaube nicht, daß man noch solche Hausfrau und Burgherrin findet zwischen Etsch und Elbe.“ — „Und das ist alles? Und das nennst du lieben?“ — „Ich weiß von keiner andern Liebe! Wie sollte ich auch! Kaum zwanzig Winter zählte ich, da beschlossen mein Vater und Frau Wulfheids Vater, uns zu vermählen. Ich wurde nicht viel gefragt; ich fragte mich selber nicht: ich kannte sie vorher nicht. Es gefiel mir nicht, als ich sie nun sah, daß sie soviel älter war als ich und nicht ihrer Stimme herrischer Klang: aber ihre wackere Kraft sagte mir zu. Und, wie gesagt, mein Vater — Gott letze seine Seele in der Ewigkeit! er starb mir, wie die fromme Mutter, allzufrüh! — hat mich gar nicht lang gefragt. Wenige Tage nach der Verlobung war die Hochzeit: ich zog auf ihr Lehenschloß und hatte gleich soviel Kriegsarbeit mit ihren Vettern, daß ich gar nicht Zeit fand, über Liebe und Ehe nachzudenken, — und ob mir etwas fehle. — Zwar: wissen möcht' ich's schon: ist nun das, was Frau Wulfheid und ich aneinander haben, alles, was es zwischen Mann und Weibe giebt? Ist das die Minne, von der mein Walther singt — und noch viel heißer der Meister Gottfried? Dann muß ich wirklich sagen: es ist nicht der Mühe wert, so wild und süß immer wieder davon zu singen. Und gar so viel! — Auch muß ich dir gestehen, daß meinem schlichten, wohl allzuderben Sinne gar vieles arg mißhaget, was der Minnedienst erheischt. Herr Ulrich von Lichtenstein zum Beispiel scheint mir — verzeih's mir

der heilige Udalrich! — ein Narr. Und wenn ich, — wie Herr Gahmuret seiner Herzeloide, — meiner Frauen Hemd auf meinem Ringpanzer tragen und, nachdem es recht zerhauen, ihr wieder anziehen wollte: — wie würde Frau Wulfheid über Vergeudung schelten! — ich schämte mich ob solcher Thorheit zu Tode. Ich diene und fechte für den Herrn Christus und den Herrn Kaiser, für meiner Seele Heil und für des Reiches Recht und Ehre: — aber nicht für meiner Ehefrau — oder gar für andrer Männer Ehefrauen! — Minnedank." — „Hast recht, Friedilo. Es muß entweder für Gott oder für das Reich was heraus kommen bei jedem Dienst: — sonst ist es Thorendienst." „Oder weiß ich es nur nicht?" fuhr Friedmuth, laut denkend, fort, „daß mir etwas fehlt? Auch gut! Dann fehlt mir's ja nicht!" „Aber horch! Was ist das?" fragte der Deutschritter, „das klingt anders als der Wüstenwölfe Geheul." Von der Ferne her, immer näher dringend, ward, manchmal durch das Wiehern eines Rosses, durch den Erzklang aufeinander klirrender Waffen unterbrochen, durch die Stille der Wüstennacht von gar melodischer Stimme gesungen:

„Unter der Linden,
Auf der Heiden,
  Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beiden
  Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit hellem Schall,
Tandaradei,
  Sang ihr Lied die Nachtigall."

Viertes Kapitel.

„Beim reichen Gott im Himmel," rief Friedmuth, „das ist Herrn Walthers Stimme!" Er sprang hastig auf und eilte aus dem Zelte, dem Ankömmling entgegen; langsamer folgte Herr Hermann.

Bald schritten ihm jene beiden Hand in Hand entgegen. Der neue Gast zählte gut über fünfzig Jahre. Aus der offenen Kesselhaube, die über dem Stirndach zwei fliegende Lerchen im blauen Felde wies, quoll das lange Haar, das noch in Fülle das edle Haupt, das freundliche und heitere Antlitz umrahmte. Das Gelock war schön kastanienbraun, aber schon stark mit Grau gemischt: noch mehr der krause Bart, der auf dieser Fahrt gar lang und breit gewachsen war. Der kluge, herzgescheite und herzgewinnende Blick des goldbraunen Auges war aber noch so jugendlich und noch so warm! Um den feingeschnittenen Mund spielte Güte und heitere, schalkhafte Laune: reichtönig und weichtönig erklang die schöne, die vielgeübte Stimme.

„Gott willkommen, edler Herr Walther! Welch guter Wind hat Euch gerade hierher geblasen?" — „Das Herz, mein hoher Herr von Salza, hat mich hergezogen. Friedilo und ich, wir sind alte gute Gesellen und Herzensfreunde, ob ich gleich sein Vater sein könnte, und Nachbarn seit vielen Jahren." „Nun: nähere Freunde als Nachbarn," fiel dieser ein. „Aber zum Freund ist's niemals weit und gar oft hab' ich frohe Rast gehalten und reiche Weide gefunden, als wär' ich selbst ein Falke und vom Kaiser Herrn Walther zur Pflege überwiesen, im guten Haus zur Vogelweide." — „Leider ist's arm, das Häuselein, und gar karg sind seine Zinse. Hab' ich nur

einmal, um das ich schon gar manchen Fürsten und drei römische Kaiser angesungen, hab' ich nur erst ein Lehen, — dann sollt Ihr den Walther als milden Wirt erkennen. — Als ich nun in Eurer holden, buchengrünen Heimat, Herr Hermann, im Thüringlande, fahrend, vernahm, der Herr Kaiser habe die Reichsministerialen des Etschlandes zur Kreuzfahrt aufgemahnt, — befehlen kann er's ja nicht! — da wußte ich, daß der Fragsburger nicht säumen werde. Und so schloß ich mich, die lang von mir gelobte Fahrt nun endlich anzutreten, der kleinen Schar an, die der junge Landgraf, Herr Ludwig — frohe Tage hab' ich gelebt auf seiner waldumrauschten Wartburg! — durch Bayerland über die Alpen und durch mein Eisackthal führte. Mein Dienstherr, der von Gufidaun, sah mich zwar ungern ziehen: aber zuletzt gab er mir doch Urlaub und schenkte mir zur Fahrt diesen grünen Waffenrock von Flanderzeug: — und dies wackere Hemd von Eisenschuppen und Maschen, in dem ich stecke vom Scheitel bis zur großen Zehe. Auch die Etschthaler Dienstmannen zogen Herrn Ludwig zu und wie warm empfing mich zu Bozen dieser Friedilo! So ritten wir denn zusammen die Etsch entlang nach Welschland hinein, nur kurze Zeit getrennt bei Genua, wohin mich der Kaiser entbot und wo ich damals Euch, Herr Hermann, traf. — Bei Perugia traf ich mit Friedmuth wieder zusammen und wir blieben bei einander bis zur Lagerung vor Joppe. Von da aus ward der junge Held hierher geschickt, zur äußersten Vorhut an der Wüstenmark. Mich Alten behielt der Herr Kaiser bei sich zurück." „Er wußte wohl warum," lachte Friedmuth. „Er liebt die edle, die frohe Kunst: und wer in seinen weiten Reichen, wer singt, seit die Nachtigall von Hagenau, Herr Reinmar, der Alte, verstummt ist, so süß wie dieser Liedermund?" „Jawohl," bestätigte der von Salza, „hat

doch selbst Gottfried von Straßburg ... —" „Den hat Frau Minne selbst gelehrt!" unterbrach Walther.

„Nach Reinmars Tod gesungen:

Wer leitet nun der Sänger Schar
Im süßen Minnesang?
Ich finde die, ich bin nicht bang,
Die würdig unser Banner trag':
Die Meisterin, die wohl das mag,
Die von der Vogelweide."

Da fuhr Friedmuth fort:

„Wie schallt ihr Lied so wundervoll
Hin über Flur und Heide!
Wie reich sie wandelieret,
Wie fein sie modulieret."

„Und wie sie jetzt sich schämet, zu reich mit Lob verbrämet!" lachte Walther. „Als ich nun aber erfuhr, daß zu den Scharen links von dir Verstärkungen geschickt werden sollten, erbat und erhielt ich die Erlaubnis, mitzureiten. Ich bog nach rechts ab, als ich von ferne dein Lagerfeuer sah: ich wollte dir doch wieder einmal in die steten Augen blicken. Morgen früh reit' ich hinüber auf meinen Posten."

„Und ich mit Euch," fügte Herr Hermann bei; „ich hab' einen Auftrag an den Führer." „Was sind's für Ritter und wer ist der Führer?" fragte Friedmuth. — „Schwaben vom Lech und Allgäuer von der Iller; und es führt sie der Freyberger." — „Wie? Der Freyberger? Der vieledle Herr von Eisenberg?" — „Jawohl, Herr Julius." „Den segne der lichte Himmelsherr!" rief Friedmuth. „Er hat ihn schon gesegnet," sprach feierlich der Herr von Salza. „Denn er hat ihm das reinste Herz gegeben. —" „Mir aber hat heute der milde Gott hellste

Freude gegönnt," rief Friedmuth. „Er schickt mir die zwei liebsten Menschen, die mir auf Erden leben." „Gut, daß dich nicht Frau Wulfheid hört, die vielgestrenge," lachte Walther. „Sie trägt mir ohnehin wenig Gunst! Ein Sänger deucht ihr ein Tagedieb in Gottes Welt und die Harfe gar unnützer Hausrat." „Ach ja," meinte Friedmuth gutmütig. „Darüber gab es wohl oft Streit. Doch darüber auch allein. — Sie mag nichts von der Dichtung hören. Und mir — mir ist sie so teuer! Mir selber ist ja Lied und Sang gänzlich versagt, — aber ich hör' es gar so gern! Ein edles Lied, zumal dieses Vogelweiders da, könnte mich fortziehen, fortreißen, berauschen wie edler starker Wein: aber nur zu guten Werken." „Und das," lachte Walther, „war euer einziger Streit? Höre, Friedilo, du bist gar zu vergeßlich! Oder gar zu gut! Eifersucht ist ja Frau Wulfheid so unentbehrlich zum Leben — so notwendig ihrer Art, — wie — ja wie Atemholen! Da ihr nun der getreueste aller Ehemänner nie auch nur die Möglichkeit des Argwohnes wegen eines Schürzleins giebt, wirft sich ihr unbeschäftigter Zorn auf seine Freunde."

„Ja," meinte Herr Hermann lächelnd, „in Eifersucht um ein Weib möchte ich die tapfre Tochter Herrn Wulfgangs nicht gerne sehen. War sie doch einmal ziemlich unwirtlich gegen mich, nur weil ich ihr zuviel von ihres Mannes Gunst und Gedanken für mich zu nehmen schien." — „Jawohl! Ist sie doch sogar auf Tiere eifersüchtig! Schenke ich dem guten Friedmuth da, weil ich weiß: er hat die Vöglein gar lieb — wie jedes sinnige Menschenkind muß: wer Vöglein nicht mag, der ist dumm oder bös oder beides zumal! — schenk' ich ihm einen Steinrötel: ich sag' Euch, Herr Hermann, einen Vogel — ich hatt' ihn selbst gezogen! — viel gescheiter als die meisten Menschen, einen Vogel wie ein liebes Engelein! So zahm,

so zutraulich! Und gesungen hat er — schöner als die Chorknaben im Dom. Hat denn auch Friedmuth große Freude an dem klugen Tier gehabt und hat ihm das Futter selbst aus Hand und Mund gereicht und hat es gestreichelt — so! über die Flügeldecken hin! — und hat oft gar lange seinem herrlichen Gesang gelauscht. — Nun kurz: wie ich wieder auf die Fragsburg komme, ist der Vogel fort und Frau Wulfheid sagt mir: — im Glauben, ganz recht gethan zu haben: sie hat nämlich immer recht! — das dumme Vieh habe ich fliegen lassen, weil sich Friedmuth mehr mit ihm abgegeben hat, als mit mir!" „Das ist nun einmal ihre Art, zu lieben!" entschuldigte Friedmuth. „Die lohne ihr der üble Höllenwirt," lachte Walther.

Hermann sah, daß des Freundes offenes, heiteres Antlitz sich leise umwölkt hatte: er lenkte ab. „Wo habt Ihr Streitroß und Reiseroß gelassen?" fragte er Walther. „Bei den Knechten. Die letzte Strecke ging ich zu Fuße neben dem Reisegaul. Ich hatte unterwegs ein Lied eingefangen, — oder das Lied mich! — das in der Nachtluft flog. So die erste, die Grundgestalt eines Stückleins sinnieret sich ganz gut im Sattel: aber Reim und Gegenreim findet man besser zu Fuß. So ließ ich mir denn die kleine Harfe vom Kamel — denn auch ein solches gab uns der Kaiser mit — herunterreichen: — die hat's auch nicht geahnt, da sie der Meister zu Wien baute, daß sie einmal auf eines solch ungefügen Tieres Rücken liegen werde! — und hob an, zu greifen. Die Handschuhe an dem Schuppenhemd des Gufidauners habe ich mir längst abgehackt: nun trag' ich sie über den Sattel gehängt: denn sonst mußt' ich mich immer erst bis aufs Wams ausziehen, wann mir was einfiel und ich es auf den Saiten fingern wollte. So ging ich denn zu Fuß im tiefen Sand

und sang dazu, als ob ich mit der Herrin auf grüner kühler Heide zöge." — „Weißt du's noch, Walther, wie du, so zu Fuße wandernd und ‚steile Stiege stapfend', — da wir über den Jaufen stiegen, auf der Bärenjagd im Waltenthal, aus dem Stegreif ein Lied sangst? Wie war es doch:

Deutsche Männer sind wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Frau'n von Art."

„Ja! Das war dazumal!"

„Ja! Und Herr Leutold von Saeven war der dritte! Weißt du noch, wie der dich damals ansang?"

„Höre, Walther, wie's mir steh,
Mein Trautgeselle von der Vogelweide!"

„Wohl, wohl! Aber wer war doch der vierte?"

„Das war dein Schüler, der eifrigste von allen, die dir nachstreben: der junge Herr von Rubein." — „Freilich! Der ist so eifrig, daß er manchmal, ohne es zu merken, meine Reime in die seinen mengt! Nun! Schadet nichts! Ich mach' halt neue!" — „Der träumt von dir am hellen Tage. Weißt du noch — wir anderen schliefen nach dem Jagdschmaus — da hatte er ein langes Loblied auf dich ersonnen und trug's uns vor. Ich glaub', ich kann's noch, so oft mußt' er mir's später wiederholen." — „Wann ich nicht dabei war!" „Nun einmal," meinte der Herr von Salza, „könnt Ihr's mir zuliebe wohl aushalten. Sag' mir's, Friedilo, wenn du's noch weißt."

Und Friedmuth hob an:

„Kein liebes Vöglein kommt zuleide,
Das dir in Garn und Schlaghaus geht!
Im Winter, wann durch Wald und Heide
Der Eiswind und der Hunger weht,

Da trifft in deiner Halle Weide,
Was zierlich Schopf und Fittich dreht:
Frei, sonder Käfig, hüpfen sie
Auf Harfe dir, auf Buch und Knie.

Dann ruhst du, deckend Bein mit Beine,
Das Kinn geneigt zur Hand geschmiegt,
Bei mattem Wintersonnwendscheine
Durch Hänflingsang in Lenz gewiegt,
Indes nach Donau, Mur und Rheine
Gedenken frührer Zeit dir fliegt,
Gedenken, wie du rangst und strittst
Und wie du minntest, sangst und littst.

Doch, wann der Frühling kaum vom weiten
Den scheuen Gruß der Halde beut,
Wann in dem roten, eisbefreiten
Geknosp der Saft sich schwellend neut,
Wann schüchtern um die Dämmerzeiten
Zuerst die Amsel lockt — wie heut'! —:
Dann schließt du auf die Winterfeste
Und hui! entschwirren deine Gäste. —

Und Undank ist nicht Vöglein Weise!
Sie kennt dich gut, die luft'ge Schar:
Ziehst du im Mai auf grüne Reise,
Wirst du geleitet wunderbar.
Das singt und flattert laut und leise
Zu Häupten dicht dir um das Haar
Und grüßt: ‚Herr Wirt der Winterrast,
Im Wald bist du nun unser Gast.‘

Und nun hebt's an. In Ätherreine
Trilliert der Lerchen Morgenchor,
Schwarzköpflein singt im Busch, das Feine,
Herr Fink schlägt schmetternd dir ins Ohr,
Bachstelzlein wippt auf feuchtem Steine
Und aus dem Eichstumpf lugt hervor,
Mit silbertönigem Gepiep,
Zaunkönigslein, der kleine Dieb.

Ja, rings im Buchhag schwankt kein Reislein,
Von dem kein: Waldwillkomm! dir hallt:
Im Klopfen rasten Specht und Meislein,
Pirol, der flötet, daß es schallt,
Durchs nied're Weidicht schreit das Zeislein:
‚Herr Walther kam zum grünen Wald.‘
Und Nachtigall setzt sich zu ruh'n:
‚Du kamst und singst: — so schweig' ich nun.‘

Fünftes Kapitel.

„Ja," meinte Walther, „damals ist's gar schön gewesen. Und soviel Jahre weniger grau war ich auch! Und dort weht ein besser Lüftlein als in diesem Land: sie heißen's das gelobte! Das verfluchte sollten sie's nennen!" schalt der Sänger. „Was? Wie!" riefen da Herr Hermann und Friedmuth zugleich. „Ei, Herr Walther," neckte der erstere. „Widersprechen sich die Sänger so leicht' so bald?" — „Ja, ja, Freund! Wie hast du doch schon zu Schiff, und gleich nach der Landung dies Land gerühmt! Wie lautete das doch anders! Gieb acht, ob ich's noch weiß:

Von allen Landen, allen Reichen,
Die je ich schaute, schön und hehr —"

Da fiel Herr Hermann ein:

„Kann keines sich mit dir vergleichen,
Du Land vor allen reich an Ehr'."

Aber Walther selber fuhr fort:

„Wo eine Jungfrau einst gebar,
Hoch über aller Engel Schar."

Und Friedmuth schloß tief feierlich:

„Solch Wunder sah man nimmerdar!"

„Nun und? Ihr zeiht mich ohne Grund des Widerrufs," sprach Walther. „Was hab' ich denn an diesem Land gepriesen? Doch wahrlich nur, was jeder Christenmensch mit Schauern der Ehrfurcht preisen muß! ‚Solch' Wunder sah man nimmerdar.' Ist das etwa nicht wahr? Und hab' ich etwa gesagt, daß hier ein gesunder Ruch und Wind wehe? Daß hier gut wohnen sei und daß wir Deutschen hier bleiben sollten? Sankt Georg soll uns davor bewahren! Unser Herrgott hat es auch nur gewählt, darin gemartert zu werden — dafür ist es freilich gut! — und darin zu sterben, nicht um so recht vergnügt darin zu leben. Was wir hier sollen, weiß nur der Teufel: und unser Kaiser, der ja des Teufels Wahlsohn ist, wie von allen Kanzeln die Pfaffen predigen. Ich aber stehe doch zu ihm: ‚mir ist nicht bang um meine Seele, steh ich zum Kaiser und zum Reich.'" Aber nun nahm Herr Hermann das Wort: „Ihr wißt, der Papst hat ihn vor Jahr und Tag gebannt, weil er, erkrankt, nicht binnen vorgesteckter Frist den früher, in jungen Jahren, versprochenen Kreuzzug ausführte!" „Nicht ausführen konnte!" unterbrach Walther. „Ich war dabei! Ich könnte dem heiligen Vater als Augenzeuge eiden, wie der Herr Kaiser, der schon das Schiff bestiegen hatte, gleich dem lieben Herrn Landgrafen Ludwig von Thüringen von der bösen Lagerseuche befallen wurde: beide mußten wieder landen bei Otrantum. Der fromme Landgraf — der jugendschöne Herr, noch nicht achtundzwanzig Jahre war er alt! — starb gleich darauf. Gott lohnt ihm jetzt seine Milde im Himmel: aber auf der Wartburg geht gar traurig unter Witwenschleier die reine Frau Elisabeth! — Und der Kaiser

war recht nahe daran, ihm nachzufolgen. Wie wankte, vom Fieber gerüttelt, die herrliche, die hohe Staufer-Gestalt! Wenn das der ‚Grimmige Gregor' nicht glaubt, — ich kann's beteuren." „Euch würde er auch nicht gerade sehr viel glauben," lächelte der Hochmeister. „Eure Sprüche wider Rom sind so unsanft —" — „Wie seine Briefe! Ist der Mann doch über achtzig Jahre. Er sollte Friede halten." — „Er ist versippt dem großen Innocenz und will dessen Werk vollenden. Sich aus dem Bann zu lösen, hat nun — zumal auf meinen dringenden Rat! — unser Herr dies Jahr die Meerfahrt angetreten! Denn aus dem Bann muß er sich lösen: sonst sprechen ihm die unbotmäßigen Fürsten daheim die Krone ab: und obenan mit Schein des Rechtes! Nun hat der heilige Vater aber den Bann erneut, weil ein Gebannter das Kreuz nicht tragen dürfe."

„Ja, ja," zürnte Walther. „Er hat uns nachgerufen, der Kaiser sei ein Diener Mohammeds! Und nicht als Pilger, als Seeräuber — piratae nennt man das! — zögen wir über die See. Du weißt es, — reicher Gott! — was ich bisher dabei geraubt habe!" „Und nur allzuviele im Lager," fiel der Deutschmeister bei, „sind froh, ihren Ungehorsam wider den Kaiser durch des Papstes Gebot gerechtfertigt zu finden. Außer seinen Haustruppen, vor allen seinen Arabern, sind ihm fast nur noch die Pisaner und die Genuesen treu: — deren Gonfaloniere half mir wacker." „Und die Deutschen," meinte Walther. „Das versteht sich von selbst," sagte Friedmuth. „Leider nicht, mein Sohn," seufzte der Hochmeister. „Er hat der Feinde genug daheim im Reich. Aber die Deutschen im Lager halten noch aus: hatte doch der Papst mir zugemutet, an Stelle des gebannten und jedes Rechts entkleideten Kaisers die Deutschen und die Lombarden zu befeh-

ligen: meine scharfe Weigerung hat denn auch manche Lombarden dem Kaiser treu erhalten.“ „Und hohe Zeit war es dazu,“ rief Walther. „Denn der heilige Vater hat zwei Mönche von den Franziskanern — des Papstes Jagdhunde nennen sie sich mit Stolz! — uns nachgeschickt nach Syria. Die haben — ich sah sie selbst in Akkon: recht lieblich waren sie! Der eine glich einer alten Nebelkrähe, der andere einem jungen Wiedehopf! — die haben überall den Bann verkündet und dem Patriarchen, den Ordensrittern, den Deutschen, ja allen Christen verboten, des Kaisers Kriegsbefehl oder Gerichtsbann zu gehorsamen. Und haben ferner ausgerufen: allen Kreuzfahrern, die gegen die Heiden und für Christi Grab das Gelübde gethan, ist das Gelübde gelöst, wenn sie nach dem Abendland umkehren und des Kaisers Erblande in Italia verwüsten helfen im Heere der päpstlichen Krieger. In den Bannern führen die Sankt Petri Schlüssel. Sehr überflüssig! Denn alle Kistenschlösser öffnen sie, alle Truhen leeren sie, — ohne Schlüssel! Alle Frauen verunehren sie! Ich wollte sehr, — verzeih mir's der milde Gott! — der Herr Kaiser kehrte diesen päpstlichen Wurfspeer um und spräche: wenn die Päpstlichen ärger sind als die Heiden, führ' ich das Kreuzheer gegen die Schlüsselschelme. Trotz meines grauen Bartes, — auf diese Dietrichritter möchte ich noch einmal weidlich schlagen.“ „Der Herr Papst hat noch viel schwerere Schuld als die Schrecken dieses Krieges auf seine Seele geladen,“ sprach der Hochmeister sehr ernst: „Er hat unseres großen Kaisers Herz abgewendet vom Herrn Christus selber, in dessen Dienst und Namen der Papst solche Thaten thut. Kaiser Friedrich glaubt schon lange nicht mehr an Rom: er glaubt auch herzlich wenig mehr an den Heiland.“ Da schlug Friedmuth mit tiefer Bewegung ein Kreuz: „Gott, gnadenreicher Herr, erleuchte ihn und rette seine Seele!“ „So

glaubt er wirklich an den Propheten seiner arabischen Leibwachen?" fragte Walther, fast ängstlich.

„Nein, an den glaubt er auch nicht: er glaubt nur an sich selbst und seinen Stern, wie er es nennt," seufzte der Ritter. „Ist wenig!" meinte der Sänger. „Der Himmelsherr mag jeden Christen davor wahren!" „Nicht aus Mutwillen, Lieber, zweifelt jener edle Geist. Aus bittrer Not, aus Notwendigkeit — der Gedanken. Ich aber halte mir meinen Christenglauben immer wieder tüchtig sturmfrei, wie eine feste, kriegsbedrohte Burg. Allein der heilige Vater macht das oft zu saurer Arbeit. Und mein Kaiser, wie straft er meinen frommen Glauben oft mit Spott! Wenn der hohe Herr — er hat mehr Gedanken in seinem schönen, strahlenden Haupt als alle anderen Könige der Christenheit zusammen! — wenn er sich arabische Schriftgelehrte, jüdische Lehrer und unsere weisesten Äbte und Bischöfe nach Palermo kommen und sie in seiner Gegenwart Religionsgespräche halten läßt, indes unter seinen Augen im Zwinger Leopard, Panther und Gepard vor ihm sich balgen, während er den Falken streichelt oder Frau Giocondas wunderbar schönes Haupt, und dann und wann den Perserapfel taucht in den Wein von Chios und ihn mit feinem Schmunzeln in den hochmütig spöttischen Mund schiebt und wenn er dann, nachdem sie sich alle gegenseitig widerlegt haben und mit rotheißen Köpfen widereinander dräuen: — wenn er dann so vergnüglich seinen schönen rotbraunen Bart streicht und sie entläßt mit den Worten: ‚Ihr habt alle gleich recht, weise Herren' — und wenn die drei bösen Katzen unten sich niedergebalgt haben: — sie können einander nichts ernstliches anthun! — dann graut mir leise vor diesem Mann, desgleichen nie den deutschen Kaiserthron geschmückt." Da sprach Friedmuth traurig: „Ich kenne ihn soviel weniger als

Ihr: und doch: ich liebe ihn so heiß — und muß ihn tief beklagen! — O weh! O weh um ihn! Er glaubt nicht mehr an Christus den Herrn? Wie kann er leben dann? Wie glücklich sein? Vor wem mag er sich demütigen um Sündenschuld? Und, trifft ihn Unheil, unverschuldetes, wie mag er sich getrösten, daß es doch zum Guten führt? Wahrlich, ein niedriger und unkluger Mann bin ich gegen den Herrn Kaiser. Aber ich tausche nicht mit ihm! Denn mir meinen Christenglauben aus dem Herzen reißen, wo ihn gar tief die liebe Mutter eingewurzelt hat, — das kann kein Mensch und kein Geschick auf Erden. Eher möchte der Herr Kaiser mit seiner ausgestreckten Hand den schönen Abendstern vom Himmel pflücken." „Auch mir hat er," sprach der Deutschmeister, „nur ein paar Vorschanzen verbrannt: an die Hochburg meines Glaubens reichen seine Feuerpfeile nicht. Dürfte ich sonst noch dieses schwarze Kreuz hier tragen? Ja, sogar mit Rom muß ich ihn wieder aussöhnen trotz alledem, und trieben es der Bischof dort und andere übereifrige Pfaffen noch zehnmal ärger." „Kann mir das nicht recht vorstellen!" meinte Herr Walther. „Aber Euch, Herr Hochmeister, hat der Himmelsherr seine weiseste Gabe verliehen: das Maß; und mir ein heißes Herz, das noch im Alter hastet."

„Unablässig arbeite ich an der Versöhnung. Um des Reiches willen! Das ganz anderes dringend verlangt, als daß die beiden Häupter der Christenheit einander soviel Böses anthun, als sie nur können. Auch helfen mir dabei gar manche wackere Bischöfe in Welschland und im Reiche. So all die eurigen an Etsch und Eisack: sind alle gut kaiserlich." „Ja," bestätigte Friedmuth, „auch Frau Wulfheids Ohm: Herr Heinrich von Taufers, der seit kurzem den Bischofsstuhl von Brixen bestiegen, ist dem Kaiser treu ergeben."

„Und er ist ein gewaltiger Mann, der Herr Heinrich!“ sprach der Hochmeister. „Ich kenne ihn genau: er hat ja viele Jahre fern Eurer Heimat in Welschland gelebt als Abt, aber auch als Vermittler zwischen Rom und Friedrich. Ein strenger Mann! Unerbittlich gegen das Unrecht, scharf im kanonischen Eifer! Darum hat ihm der Papst anbefohlen, um die gesunkene Zucht der Mönche und Nonnen in euren Bergen zu heben, auch in jenen Klöstern Visitation zu halten, die nicht unter Brixen, sondern unter Trient stehen oder Chur.“ „Es gefällt mir nur nicht an ihm,“ meinte Walther, „daß er so gerne Hexen brennt. Es giebt ja Hexen, gewiß: die Bibel sagt es, die Canones and die Reichsgesetze. Aber nicht jedes alte arme Weib, das rote Augen hat und mit sich selber redet, auch wohl ihren Nachbarn mal was Böses anwünscht — das thun wir alle manchmal! — ist des Teufels Buhlin. Der Teufel hat auch gar keinen so schlechten Geschmack, daß er sich so oft die ältesten aussuchte! — Herr Heinrich aber stößt auf Hexen, wie die Krähe auf den Uhu. Der verbrennt seine eigene Nichte, Frau Wulfheid, gilt sie ihm als Hexe, so ruhig, wie jede Bettlerin.“ „Ja, gerade auch zur Ausbrennung der Hexen — ein traurig Geschäft! — hat ihm der Papst für Euer Land besondere Einschärfung und Vollmacht gegeben,“ fuhr der Herr von Salza fort. „Aber er ist von unbeugsamem Rechtssinn: fest und hart und klar, freilich auch unerweichbar, wie Diamant. Ich darf ihn fast meinen Freund rühmen.“ „Ich kenne ihn beinah' gar nicht,“ sagte Friedmuth. „Er kam erst ganz kurz vor dieser Kreuzfahrt aus Welschland in die Heimat zurück. Und vor meiner Verheiratung trennte ja bitt're Fehde uns Schännaer von den Herren von Fragsburg und von Taufers.“ „Aber zur Zeit,“ seufzte Herr Hermann, „kann ich nichts ausrichten in Versöhnung und Vermittlung. Der

Kaiser hat, einmal hier in Asia gelandet, seines großen Vaters Pläne wieder aufgegriffen. Gleich unterwegs, im Vorüberfahren, hat er das schöne Eiland Cypria als kaiserliches Lehen in gute Verwaltung genommen." „Heißt er doch jetzt schon König von Jerusalem," fiel Walther ein. — „An diese Krone — ja vielleicht auch an die von Byzanz! — denkt er vielmehr, der herrschgewaltige Mann, als an das Grab Christi." „Dies Grab ist — leer," sprach Friedmuth ernst. „Der Herr Christus aber thront über den Wolken zur Rechten Gottvaters, des starken Himmelskönigs. Der reiche Christ da oben kann, wenn er es will, sein ehemaliges Grab selbst schützen und die frommen Pilger." „Die frommen Pilger sind leider oft sehr unfromm," grollte Herr Hermann. „Da streiten sie mit Worten und Waffen um den rechten Glauben oder um ihre Privilegien, in der heiligen Grabeskirche selbst, so daß — zur Schande der Christenheit! — die Heiden den Frieden des Ortes schützen müssen gegen die Frevel der Templer, Turcopulen und Pullanen." „Ich bin ein schlichter Mann," sprach Friedmuth, „und verstehe nichts von den Plänen unseres Herrn. Aber nach meinem Unverstand ist Zeit und Kraft und Gut und alles verloren, was unser Kaiser auf dies Land wendet: — es ist, wie wenn er edelsten Saatweizen nähme und in die Wüste würfe: der Wind verweht's, der Sand verschüttet's: — ohne Spur und ohne Frucht vergeht's." „Dein Unverstand ist klarste Einsicht," sagte Hermann. „Täglich warne ich den Herrn in gleichem Sinne. — Buchstäblich hast du recht mit deinen Worten! Vor zehn Jahren haben wir deutschen Herren am Nordeingang der Wüste eine Siedelung gegründet: Kolonie nennen wir's gar vornehm. Mit unsäglicher Mühe ward eine Straße gebaut, eine Umschanzung aufgeworfen, ein Brunnen erbohrt. — Jetzt, bei dieser

Heerfahrt, führt mich eine Gesandtschaftsreise wieder über den Ort: — alles spurlos verschwunden! Die Menschen am Wüstenfieber, am Durst, an der Sonne verschmachtet oder geflüchtet: Straße, Schanzen, Brunnen so haushoch vom Sande verschüttet, daß wir mit größter Mühe an ein paar Ziegelsteinen die Stätte wieder erkannten. Ich habe den Kaiser und seine vertrautesten Räte dorthin geführt, aber auch noch andere:" — er hielt inne: und noch ernster ward sein Antlitz.

„Wen?" fragte Walther. „Wenn es kein Geheimnis ist," meinte Friedmuth bescheiden. — „Für euch schon jetzt nicht mehr: — bald, hoff' ich, für niemand mehr. Schweigt noch einstweilen: die anderen waren die Komture meiner deutschen Herren!"

Sechstes Kapitel.

„Alles Heil euch tapferen Männern mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel!" rief Friedmuth begeistert. „Groß ist euer Ruhm bei Christen und bei Heiden. Ich habe euch oft an der Arbeit gesehen: am Bette der Pestkranken in euerem Hause zu Akkon oder auf glühendem Wüstenweg als Begleiter der Pilger, im Kampf mit zehnfacher Überzahl!" — „Aber doch erst, seit Herr Hermann sie leitet, kommen die deutschen Herren zum längst verdienten Ansehen: hat sie doch der Papst erst seit kurzem gleichgestellt den Templern und den Hospitalitern." „Ja, seit wann? und warum?" rühmte der Fragsburger mit blitzenden Augen, auf des Hochmeisters Schild deutend, der an der Zeltstange lehnte. „Weil vor Damiette dieser

weise Mann des Rates, dieser vorbedächtige Herr Hermann, so gewaltige Schwertstreiche geschwungen hat, den neidischen Templern zur Seite, daß Papst und Kaiser ihm in das schwarze Kreuz seines Hochmeisterschildes — hier! — das Goldkreuz von Jerusalem gesetzt haben. Das darf kein anderer führen.“ „Und damals war es doch, — jetzt sind's neun Jahre,“ — fragte Herr Walther, „daß der hochmütige Franzose — wie hieß er? Héron?“ „Es war,“ antwortete Friedmuth rasch und stolz, „der Connétable Héron de Taillefer-Bréholle.“ — „Nicht wahr, der ritt an Euch heran, senkte seine Lanze und sprach: ‚Beim Glanze Gottes, nun will ich an der Loire melden, daß die Deutschen fast soviel besser das Schwert als wir die Lanze führen.‘“ „Ja,“ sagte der Herr von Salza ruhig. Ich lud ihn darauf gar sehr höflich zum Lanzenrennen in dem eroberten Damiette und stach ihn beim dritten Anrennen vom Gaul.“ „Und Gott hat euch wunderbar gesegnet von Anbeginn,“ sprach Friedmuth. „Was ist doch der Orden gewachsen, seit vor einem Menschenalter, ein paar wackere Bürger von Lübeck und Bremen im Lager vor Akkon aus einem alten zerschlissenen Segel ein Zelt errichteten — das war das erste ‚deutsche Haus‘: ohne Balken und Dach! — für kranke deutsche Pilger. Denn Templer und Hospitaliter wollten nur Franzosen und Welsche pflegen und schützen.“ — „Ja, die Templer! Meine Ritter haben ein Sprichwort: ‚Dem wahren Kreuz hat das rote mehr denn der Halbmond geschadet.‘ Wie mußte ich doch streiten wider die Herren vom Tempel, des Papstes Innocenz Schoßsöhne! Nicht einmal den weißen Mantel wollten sie uns tragen lassen! Der Papst entschied zuletzt: aus schlechterem Stoff als der Templer muß unser Mantel sein.“ „Das bringt euch keine Schande!“ sprach Friedmuth. „Freuden und Prunk ver-

sagt euch euer Gelübde: ihr dürft ja gar, ihr Brüder vom deutschen Hause Sankt Marien, an Sattel und Zaum, an Helm und Schild, nicht Gold, Silber oder weltliche Farbe führen." „Papst Innocenz war uns wenig hold," fuhr der Hochmeister fort. „Aber Honorius und jetzt Gregor hab' ich allerlei Privilegien abgerungen. Die Staufer jedoch haben uns von jeher hoch geehrt: Herr Heinrich, Herr Philipp, und nun gar der gewaltige Friedrich. Ich schlug sogar ein Vorrecht aus, das er uns bot," lächelte Hermann. — „Welches?" — „Daß jeder, der bei uns eintrat, seiner Geldschulden sollte ledig sein. Ich scheute den großen Zulauf." „Dagegen gebot er aber," — meinte Friedmuth, — „so sehr liebt er dich! — daß der Deutschmeister, so oft er zu Hofe kommt, er mit sechs Berittenen des Kaisers Ehrengast sein solle." „Gewaltiges habt ihr hier in Krieg und Frieden geleistet," bestätigte Walther. „Und doch ist all' das, fürcht' auch ich, wie Ihr gesagt, Weizen in der Wüste. Heimat schafft ihr den Deutschen nie in diesem Land. Und je mehr Zeit und Kraft und Blut wir hier vergeuden . . ." „Desto mehr," fiel Hermann von Salza ein, „entziehen wir unsern Nord- und Ostmarken daheim, wo der Wenden und anderer Slaven von mancherlei Namen wegen unsere Bauern, bis zur Elbe hin, nicht mehr anders pflügen können, als im Brustharnisch und den Speer angeriemt. Ich meine, wir hätten an der Elbe, ja über die Elbe hin, bis an den Wysselstrom, viel dringendere Arbeit als hier, zwischen Jordan und Meer." „Wie meinst du das?" fragte Friedmuth, ernst und eifrig. „Über die Elbe hin — an die Wyssula? Von diesem Lande möcht' ich wohl mehr erkunden! Ein Pilger von dort her, auf dem Weg nach Rom, kehrte einst bei uns ein. Er trug einen weißen Rock von Schaffellen, die Wolle nach innen, Schuhe von Holz und, bis über

die nackten Kniee empor, Riemenwerk; vier kurze Holzkeulen staken in seinem Gurt. Sein Bischof hatte ihm eine Romfahrt als Buße auferlegt, weil er viele Christen erschlagen hatte: ein heidnischer Pruzze, ein Häuptling, war er gewesen: jetzt war er getauft. Aber zufällig donnerte es gerade, als er bei uns war: da rief er immerfort: ‚Perkud, Perkun!‘ und schlug dann ein Kreuz und weinte sehr, daß er den alten Donnergott nicht vergessen könne. Eine Kröte, die des Weges sprang, fing er: fast weinend, küßte er sie dreimal und ließ sie dann frei. Auf meine Frage sprach er: ‚Um Verzeihung bat Warputus die Göttin, daß der Philipp ihr nicht mehr Schnecken opfern darf und sie anbeten: Vater Christian‘: — wer mag das sein?“ „Das ist Herr Christian, einst Mönch von Oliva, jetzt Bischof von Pruzzenland,“ nickte der Hochmeister. „‚Christian hat es Philipp verboten,‘ fuhr er fort, ‚aber Warputus hat die Krötengöttin heute noch viel lieber, als den Vater Christian.‘ Ich verstand das nicht: da sprach er: ‚Warputus hieß ich, da ich froh war und der Hölle Eigen: jetzt heiß' ich Philipp, bin des Himmels Eigen und sehr traurig.‘ Dann schenkte er uns gelbe, undurchsichtige Glaskugeln: die warf er auf den Herd, das gab einen Rauch, köstlicher als der Weihrauch in dem Dom zu Brixen. Denn gar gutmütig war er: nur ein wenig einfältig! So konnte er die Tage nur zählen, indem er jeden Abend einen Knoten in seinen Gürtelstrick knüpfte. Was war das wohl für Glas?“ „Bernstein,“ sprach Herr Walther. „Ein wundersam Gewächs: Goldstein der See. Wo das die Wogen ausspülen, da soll die Welt zu Ende gehen.“ „Noch nicht ganz,“ lächelte Herr Hermann. „Denkt euch nur,“ fuhr Friedmuth fort, „er wollte uns glauben machen, in seiner Heimat gebe es Berge, die, wandernd, in Jahrzehnten

Hütten und Wälder bedecken und nach langer, langer Zeit anderswohin wandern." „Das ist doch gewiß nicht wahr?" meinte Walther.

„Ja, es ist wahr," sprach der Hochmeister. „Aber sie sind von lauter Sand, diese Berge oder Hügel. Dünen heißen sie." — „Recht elend mag's dort wohl zu leben sein. Denn —" „Da können gar keine Menschen leben!" sprach Herr Walther sehr ernsthaft. „Höchstens Pruzzen und Samaiten: die sind's gewohnt." „Denn," fuhr Friedmuth fort, „der beste Wein mundete ihm wenig, den wir ihm boten. Aber als er an dem Roßstall vorbeikam, blieb er plötzlich stehen, schnupperte in die Luft, stieß einen wilden Schrei aus, rannte hinein, schob das Fohlen weg, das an der Stute trank, und sog, vor Wonne schnalzend, deren Milch. Er fragte — zu Frau Wulfheids großem Zorn — nach meinen anderen Weibern: ich sei ja ein reicher Fürst im Vergleich mit ihm: aber er habe doch daheim sieben Frauen gehabt und auch nach der Taufe nur vier verkauft: — die mehr ältlichen. Mit Frau Wulfheid verdarb er's gleich zu Anfang, weil sie ihm nicht die schmutzigen Füße waschen wollte: er meinte, das komme der Wirtin zu. Er wunderte sich sehr, als wir vom Tisch aufstanden: ‚Bei uns daheim,' sprach er, ‚trinken Gast und Wirt bei jedem Gelag den Honigmet, bis beide auf der Schilfstreu liegen.' Und da wir einmal an die Etsch hinunterstiegen, zu fischen, — er fragte immer nach Fischen, obwohl nicht Fastenzeit war, und aß sie fast lieber roh, noch zappelnd, als in Frau Wulfheids bester Brühe — da flog eine Krähe vor uns auf. Der Gast griff einen Stein, und traf die Krähe im Fluge: sie fiel, er sprang hinzu und — sie war noch nicht tot! — biß ihr den Kopf mit den Zähnen ein. Ich staunte. Er aber sprach: ‚O fremder Vater: in unserem Land sind viele Krähen und

wenige Messer. Man muß der Messer schonen. Unsere stolzen Nachbarn, die Polaben, nennen uns wohl die Krähenbeißer: — aber die haben viele Messer und essen Brot, nicht wie wir, Krähen und Fische.‘ Und er bat gar flehentlich, daß ihm Frau Wulfheid die Krähe zum Abendimbiß braten ließ, schob das Haselhuhn zurück, aß die Krähe und weinte darüber vor Heimweh. ‚Denn,‘ sagte er, ‚schön ist's nur bei uns. Diese Berge verdrücken mir den Atem.‘“ „Ja!“ meinte der Herr von Salza, sehr langsam sprechend, „dort ist's wohl noch gar wild und öd und arm. Aber gerade dies Bernsteinland, dies Dünenland, — das sollten wir haben.“ „Doch nicht wegen der Krähen?“ lachte Herr Walther. — „Nein! Aber seht, es ist keine Ruhe mit diesen Wenden und anderen Heiden, bis wir sie nicht nur von vorn abwehren, bis wir sie auch vom Rücken fassen können. Wie die Grenzen jetzt dort laufen, ist gar nicht auszusorgen! Seht,“ und er schob den Mantel zurück, auf dem sie lagen, und zeichnete mit der Spitze der Scheide seines mächtigen Schwertes, die er ergriff, in den Sand der Wüste vor sich hin: „So lang gestreckt nnd offen läuft unsere Ostmark von Mittag gen Mitternacht. Nun liegt aber jenes Heidenland der Preußen den Polaben im Nordosten. Seht ihr, so!“ „Das leuchtet mir ein!“ fiel Friedmuth sehr eifrig ein. — „Und all die Tausende und Zehntausende, die Jahr für Jahr ein wirrer Drang nach heiligen — oder unheiligen! — Abenteuern aus unseren Marken über See führt und die, — sie blühen nun oder sie verdorren, — fürs Reich verloren sind, die blieben uns erhalten. Und man könnte sie schön langsam zurückdrängen gen Aufgang, diese dumpfen Wenden. Sie starren von Schmutz. Ich kenne sie! In Kärnten hab' ich gegen sie gefochten.“ „Da würd' es wohl noch langer Arbeit brauchen mit Pflug und Schwert,“ meinte

Walther. „Aber es wäre doch Arbeit, die haftete, nicht, wie hier, verwehte," erwiderte Hermann. „Noch anderes kommt hinzu, — ein Großes! — was ich jetzt noch nicht enthüllen darf. Doch ist's im Werk. Und ihr beiden sollt davon vernehmen: — vor anderen." „Und ob unsereiner auch wohl nur schwer dort leben kann in so rauhem Norden, — ich meine, es atmet sich doch noch gesünder, als in diesem giftigen Wüstenschmack!" rief Friedmuth. — „Und wenn die Zeit dazu gereift, dann, Freund Walther, — ich werd' Euch mahnen zu rechter Stunde! — dann sollt Ihr mir durch Eure Weisen Eure Deutschen ebenso zur Kreuzfahrt nach Pruzzenland begeistern, wie Ihr sie nach Palästina gerufen habt."

Siebentes Kapitel.

„Wohl, wohl," meinte Herr Walther. „Wohin die Pflicht ruft und das Reich, dahin muß man gehen, sei's an den Jordan, sei's an die Wyssula. Ich geh' auch selbst hin, muß es sein. Aber lieber wär' mir's schon, ich dürfte meine Pflicht fürs Reich thun in einem Lande, wo ... —" „Recht guter Wein wächst," fiel da eine helle Stimme ein, „nicht wahr, Herr Walther?" Hezilo guckte, den leeren Becher wieder füllend, ihm über die Schulter. „Büble, Büble," drohte Friedmuth, „deiner Keckheit wird fast allzuviel. Herr Walther sollte dich walken." „Laß das Garzünlein," lachte dieser. „Kinder und Narren sprechen wahr. Und da dieser Fratz ein Kind und ein Narr zugleich, so spricht er doppelt wahr. Das Trinken ist nicht meine schlechteste Kunst. ‚Denn durstig sind die Sänger': es ist ein alt gut Wort."

„Ein Kind?“ zürnte Hezilo. „Bald neunzehn Winter zähl' ich! Und ein verlobter Bräutigam! Übers Jahr hoffe ich, die drei Herren zu meiner Hochzeit zu laden im äußern Hof zu Goyen. Ein Narr? — Das will ich nicht bestreiten! Besser ein fröhlicher Narr denn ein trübseliger Weiser! — Mit dem Walken aber hat es gute Weile. In der Wüste wachsen keine Haselstecken, wie sie der Herr Minnesänger gerne schneidet — gegen seine Garzünlein, die Singerknaben. — Allein, Herr Walther, ich hätte eine Bitte — Ihr ahnt sie wohl? — Es ist wieder dieselbe — wie daheim und auf dem Schiff — es ist wieder ... —“ „Die Pfeife! Die verfluchte Schwegelpfeife?“ rief Herr Walther. „Bub! Unglücksbub! Lieber lauf' ich in die Wüste und höre die Wüstenfüchse bellen als nochmal deine Singerkunst.“ „Lauter Brotneid!“ rief Hezilo, und zog aus dem Wams eine kurze Rohrpfeife: sieben Schilfrohre mit Wachs aneinandergeklebt, immer kürzer geschnitten von rechts nach links zu, wie sie die Hirtenbuben schneiden aus dem Schilf der Etsch. „Ich hab' eine neue Weise gefunden zu einem Eurer Taglieder: — die sollt Ihr hören, Herr Walther! — Nur ein einziges Mal — in Eurem ganzen Leben! — Ich bitt' Euch, sie ist wirklich wunderschön!“ Und sofort setzte er die Pfeife an und hub an, laut zu blasen. Bei den ersten Tönen begannen alle die zottigen Hunde, die das Lager bewachten, bitterlich zu heulen: Herr Walther aber sprang auf, den Spielmann zu greifen: dieser entwich aus dem Zelt in das Dunkel.

„Wenn nur der Teufel käme und dir die verfluchten Quiekröhren vom Schnabel risse! — Ich wollte ihm zum Dank den Schweif vergolden!“ rief der Sänger dem Fliehenden nach. „Ist ein grundgescheiter Bub und keine Verdrehnis sonst an ihm. Aber er glaubt, er blase wunderbarlich und doch sind alle seine Töne falsch. Nur sein

Schatz findet alles schön.“ „Ja, ja, es ist grausam, wie er bläst,“ lachte Friedmuth. „Seine Töne sind falsch. Aber das ist auch das einzige Falsch an ihm. Er ist getreu: treu mir und seinem Trinelein.“ — „Wäre schad' um das Büble, wenn ihn hier Fieber oder Pfeil wegraffte. Bildsauber ist er auch: fast wie Herr Tristan oder gar Herr Parzival: noch beinahe bartlos, mit rosenrotem Mündlein, lieblich und licht von Haut — so recht der Frauen Wunschesart. Aber was hat ihn hergeführt? Er ist nicht dein Dienstmann.“ — „Nein! Er sitzt als freier Mann auf dem äußeren Hof zu Goyen; aber der Hof, wie der innere, auf dem Katharinas Vater baut, gehört dem Bischof von Chur. Der hat die Vogtei über diese Höfe mir, das heißt: der Fragsburg verliehen. Schon als Kinder haben Hezilo und seines Nachbars Töchterlein sich, wie im Spiel, verlobt: das Spiel ward Ernst, als sie keine Kinder mehr waren. Doch können sie als Vögtlinge ohne Zustimmung des Bischofs von Chur nicht heiraten: und der Bischof, Herr Berchtold, der Helfensteiner, hat, schon seit Damiette in Heidenhand gefallen, zumal aber seit die Kreuzpfaffen, die Papst Gregor aussendet, wieder so eifrig predigen kaum was anderes mehr in Gedanken als das gelobte Land. Bevor ich dem Kaiser hierher folgte, wollte ich die Kinder verheiraten. Aber da ich nun mit ihnen des Bischofs Einwilligung erbat, schrieb der: ‚Ja, aber nur unter dem Beding, daß die Braut jährlich sechs Pfund Wachs von ihrem Muttergut zu Schänna der Kapelle zu Kains als Martinizins aufläßt.‘ Das sagten die Braut und ihr Vater gerne zu. ‚Und,‘ schrieb der Bischof weiter, ‚wenn der Bräutigam das Kreuz nimmt und Jahr und Tag im heiligen Lande dient.‘ Da, als ich ihm das vorlas, machte er ein lang Gesicht und das Kathrinelein weinte bittere Thränen. Es sah ihn schon gespießt an eines

grimmen Heiden Speere! Ich tröstete die Kleine und versprach ihr in die Hand, den Knaben selbst mit mir zu nehmen und besser als auf mich auf ihn zu achten." — „Und wie hast du dein Wort gehalten! Gleich bei der Landung im Hafen von Akkon! Der gute Hezilo zog — aus purer Neugier — den Vorhang von einer reichen Sänfte, die vorübergetragen ward, zurück: — er ahnte nicht, daß eine Saracenin, eines ägyptischen Gesandten Tochter, darin saß. Im Augenblick blinkten zwanzig Dolche wütiger Heiden gegen den Niedergeworfenen: — wie standest du da plötzlich in der Mitte, fingst den schlimmsten Stoß mit dem Arm und wehrtest der Überzahl, wie ein Bär die Meute abschüttelt, bis euch Hilfe beisprang."

„Das sieht ihm gleich," sprach der Herr von Salza. „Er lebt nicht sich — er lebt, mehr als gar mancher Ordensritter — für andere." — „Und stirbt für sie! Schon auf der Überfahrt — für ein fremdes Kind — sprang er — —" — „Schweig still, Walther. Trinke lieber noch eins." Und Friedmuth füllte ihm den Becher aufs neue. „Wenn ich soviel Wasser hätte schlucken müssen, wie du damals, zumal Salzwasser! — Aber da fällt mir ein: — beim Trinken — kennt ihr den Böppele von Boblingen?"

Achtes Kapitel.

Friedmuth verneinte. Aber Herr Hermann sprach nachsinnend: — „Böppele? Ich meine: ja: den ‚Böppele' nannten sie ihn. — Ja, den hab' ich wohl gekannt — bei Genua — nicht? Was ist mit dem drolligen Kauz?" „Und was ist Boblingen?" fragte Friedmuth. — „Hei,

Boblingen ist ein kleines Nest in Alamannien: ein Hause von Hütten, der aber eine Mauer um sich gezogen und vom Kaiser eine ‚Marktfreiheit' erbettelt hat. Durstig müssen sie sein, die Boblinger. Denn obzwar nur ein paar hundert Männlein und Weiblein dort leben, haben sie einen eigenen zünftigen Weinschank von Ratswegen eingesetzt und verpachtet und ein lustiger Kumpan, der früher als Schuster eingegildet war, — das ist ein durstig Handwerk! — der hat es gepachtet. Er war von den ehrsamen Schemelhockern ausgestoßen wegen Innungsschulden und loser, nicht schlechter Streiche, — mein Freund Böppele ist ein arger Schalk, aber kein allzu arger Schelm! — Und ist seit Jahren viel herumgezogen, billigen Wein einzukaufen, ihn, verdünnt und teuer, daheim seinen Boblingern zu verzapfen. So traf ich ihn früher auch manchmal im Eisackland. Aber gar viele Jahre war er ausgeblieben. Als ich nun auf der Fahrt hierher nach der reichen Hafenstadt Genua kam, war da in der Stadt auch ein Herr Egino vom Hohenbühl aus Schwabenland, ein Nachbar der Böblinger Burgensen. Der hatte nicht das Kreuz genommen, sondern nur einen Auftrag des Pfalzgrafen von Tübingen bei dem Kaiser und bei dem Rat von Genua auszurichten. Mit dem Hohenbühler ritt ich einmal an einem heißen, durstigen Sommertag zu den Thoren von Genua heraus und wir kamen an ein Fischerdorf, heißt Sestris. Da winkt an einer Schenke, nach deutscher Sitte, ein grüner Rebenzweig oben von der Thür, zum Zeichen, daß hier Wein geschenkt wird. Wir treten beide in den kühlen Steinflur, wo es ganz erstaunlich sauber aussieht — gar nicht welsch! — und rufen nach dem Schankwirt: ‚Gleich, gleich!' tönt es ganz gut schwäbisch, und aus dem Keller taucht empor — mein Böppele: — der Alte, nur viel runder an dem Bauch und röter an der Nase. Jedoch

kaum erschaut er den Hohenbühler, als er hurtig entweichen will. Der aber schreit. ‚Was, der Böppele? So büßt der meine Sünden ab?‘ hascht ihn am Wams und schlägt mit der Faust gar eilig und kräftig auf ihn los. ‚Du arger Unnütz, du Lügengauch! Da! das ist für das heilige Grab! und das für Bethlehem!‘ ‚O weh,‘ und immer mehr ‚o weh!‘ schreit der. ‚Lasset, schonet! Schenkt mir die andern heiligen Örter! Ich will ja alles bekennen und das Geld herausgeben, — sofern ich's noch haben sollte,‘ sagte er dann vorsichtig, als der Zornige losließ, und er sich, den Rücken reibend, erhob. Und nun — ich mach' es kurz — nun kam's heraus. Der vom Hohenbühl hatte mal im Heißzorn einen Pfaffen, der ihn öfter zu allerlei unbequemen Tugenden recht störend vermahnte, heftig verhauen: da das leider während eines Gottesfriedens geschehen, den der Bischof von Augsburg, die Reichsstadt Ulm und der Pfalzgraf von Tübingen miteinander beschworen hatten, konnte der Geschlagene — der Hohenbühler meint, es war gar nicht arg gewesen: kaum wie man einen zuchtlosen Braken haut — auch noch beim Bischof klagen vor geistlichem Gericht, nachdem der arme Herr Egino die weltliche Buße und Wette schon hatte bezahlen müssen. Der Augsburger Bischof, Herr Siboto, ist nun gerade so versessen auf die Kreuzfahrten, wie sein Amtsbruder zu Chur und legte dem wackeren Ritter eine Kreuzfahrt auf, von Jahr und Tag, zwischen Jerusalem und Damiette zu verleben. Das taugte nun dem jungen Herrn Egino wenig; er konnte wirklich nicht fort damals: denn er warb um Jungfrau Zisa, des zweiten Bürgermeisters von Augsburg junge Tochter. Und die war nicht nur sehr schön, — auch sehr reich, und das alte, morsche Mauerwerk des Hohenbühls schrie aus vielen Mauerlöchern nach baldiger, gründlicher Flickung, sollte es nicht für Krähen und

Eulen allein bewohnbar werden, die jetzt schon besser als Menschen darin Hausung fanden. Nun kurz: Herr Egino ritt, wohin? Ratet —: wohin?" „Wie soll ich das wissen!" lachte Friedmuth. „Hm," überlegte der Hochmeister, „da — am Neckar? — Wenn er gut beraten war, ritt er zu dem Burgpfaffen von Tübingen. Der ist im Lande der Schwaben in Kreuzfahrtgelübden einer der Allergelehrtesten."

„Richtig! Zu dem ritt er, zu dem ‚weisen Bruder' von Tübingen und versprach ihm gleich bei der Begrüßung — denn das ist das Hauptstück der Weisheit des Bruders, daß er nichts umsonst thut! — die Eichelmast für seine Schweine im Hag von Hohenbühl, wenn er ihm einen gottgefälligen kanonischen Ausweg finde. Der Weise von Tübingen besann sich nicht lang und sprach: ‚Erst setzt, ehe wir weiter reden, Euer Kreuz unter diese Eichelmast-Urkunde.' Und als das der Hohenbühler gethan, sagte der Mann Gottes bloß das eine Wort: ‚Kreuzfahrt durch Stellvertretung.' Dumm ist Herr Egino nun auch nicht: er verstand sofort, daß die Kirche Stellvertretung zuläßt. Der Burgpfaff machte auch den Böppele ausfindig: der war ganz willig für eine geringe — auffallend geringe! — Summe den Weinschank in der Winkelgaß zu Boblingen zu sperren und für des Hohenbühlers Seelenheil auf Jahr und Tag ins gelobte Land zu ziehen und am heiligen Grab zu beten, dabei auch mit einem leichten Fuchssperlein, einer Armbrust und zwölf Pfeilen wider die Heiden zu streiten, falls ihn solche angriffen. Heiden aufzusuchen, um sie anzurennen, sollte er nicht gebunden sein, wenn er es nicht freiwillig aus Kampfgier thun wolle, was wenig wahrscheinlich. — Auch mußte der Ritter ihm die Trutzwaffen liefern, eine mittelgute Mähre stellen und einen armslangen Reiterschild als Schutzgewaffen. All das empfing

er von Herrn Egino und auch die Pfennige im voraus. Freilich mußte der Ritter leider um die letzteren erst einen Augsburger Juden werfen, der zur Jakobimesse nach Ulm zog; da es nicht im Gottesfrieden geschah, — auf Rat des Tübinger Gottesgelehrten hatte der Hohenbühler diesmal weislich gewartet, bis des Friedens Frist abgelaufen war! — nur im Augsburger Weichbildfrieden, war es nicht besonders sündhaft. Und da der Jude ihn in der Finsternis nicht erkannte, hat es dem wackeren Herrn auch weltlich nicht geschadet. Nur der Jude verlor drei Vorderzähne darüber, da er zuletzt, während ihm der Ritter beide Hände hielt, seinen Geldgurt mit dem Munde festhalten wollte in seinem schmutzigen und echt jüdisch-verstockten Geiz und Eigensinn und ihm daher — durch seine Schuld! — der Mund mit dem Schwertgriff ein wenig locker gemacht werden mußte. Also war nun alles gut: der Jude verlor seine Zähne und Pfennige, der Böppele erhielt Pfennige, Gewaffen und Gaul. Der arme Herr Egino konnte im Lande bleiben und die schöne Zisa von Augsburg auf den Hohenbühl führen. Der Bischof selber traute sie im Dom: und die guten Burgensen von Augsburg verehrten ihr einen schönen Smaragd für ihren dritten Finger: nicht ahnend, daß der andere Smaragd, an ihrem vierten Finger, den ihr kürzlich Herr Egino geschenkt hatte, aus dem Schmuckladen des reichsten Juden von Augsburg, Jochai, gekauft, diesem Jochai mit seinem eigenen Golde war bezahlt worden und daß derselbe noch unwissentlich ein paar Zähne als Zuwage gegeben hatte. So wäre also alles ganz schön verteilt gewesen. Den Ritter hatte es nur gewundert, daß der Böppele, der gar nicht geldblöde ist, für so wenige Pfennige die weite, gefährliche Fahrt wagen wollte. Jedoch der hatte gesagt, er habe selbst ganz unaufhaltsame Sehnsucht nach dem gelobten Land: seine Nachbarn aber mein-

ten, Frau Zahme — ‚Zahmmuthe‘ war sie getauft, allein die Bürger von Boblingen und die Gauleute auf ein paar Meilen im Umkreis hatten sie lange ‚Frau Zankmuthe‘ oder auch ‚Frau Zanke‘ umgetauft —, seine Ehehälfte, sei so bösartig, daß er lieber in der Heiden Hände fallen wolle — das seien doch noch unbekannte Schrecknisse — als die altbekannten Schrecknisse unter den Händen Frau Zahmes länger tragen.

Auch kamen bald, gelegentlich von heimkehrenden Pilgern mitgebracht, Briefe: — denn der kluge Böppele war als Gärtnerbursche in dem Kloster zu Maulbronn erzogen worden und hatte lesen und ein wenig schreiben gelernt, — wie er die Alpen überschritten, dann in Venedig sich eingeschifft habe. Dann folgten, stets in den angemessenen Zwischenräumen von Monaten, Schilderungen eines grauslichen Meersturmes bei dem Eiland Cypern, viele Durstbeschwer in der Wüste, ein Gefecht mit Saracenen, wobei er einen Pfeilschuß in den linken Fuß erhalten, — wofür er nochmals achtzig Pfennige berechnete, weil er die Heiden, über seinen Vertrag hinaus, bei einer Cisterne aufgesucht und angegriffen habe. — Dann, wie er am heiligen Grabe gebetet habe, sei er eingeschlafen und im Traum sei ihm der heilige Sebastian erschienen und habe ausdrücklich erklärt, dem Ritter vom Hohenbühl seien alle Sünden verziehen und es sei dem Heiligen sogar viel lieber gewesen, daß ein so frommer Pilger statt des leider etwas weltlichen Ritters gekommen sei. Er habe so bei dem lieben Gott den Sündenerlaß mit zweihundert Vaterunsern durchgesetzt, während er sonst leicht nochmal soviel gebraucht hätte. Und der Jordan und Bethlehem, Gethsemane und der Ölberg und alles war ganz genau beschrieben. Und zuletzt kam gar die Nachricht, sie möchten Frau Zahme nur sagen, sie werde ihn nie mehr mit leiblichen Augen schauen, bis sie

ein liebes Engelein geworden: denn er habe der Welt mit allen Freuden der Ehe entsagt und werde seine Tage als Mönch in einem stillen Thale bei Jerusalem beschließen, wo er täglich gegen ihr Gallenleiden bete, das sich oft so heftig geäußert. Er fragte zuletzt, ob sie nicht schon große Linderung verspüre, seit er so für sie bete. Ihm gehe es viel heiterer als daheim: ein süßer Friede, so rechte Fröhlichkeit im Herrn, wohne in ihm, seit er zwischen Jerusalem lebe und dem Jordan."

Da hielt Herr Walther inne: Friedmuth schob ihm den Becher hin.

Neuntes Kapitel.

Der Sänger that einen tiefen Zug, wischte sich den schönen Bart, der gar zierlich kraus, obzwar schon merklich grau, den schön geschnittenen Mund umzog und fuhr fort: „Diese letzte Botschaft machte sogar — so schien es — auf Frau Zahmmuthes harten Sinn etlichen Eindruck. Denn sie strich sich mit der umgekehrten Hand über die Augen. Als ihr aber der Nachbar, in der Meinung, nun sei etwas mit ihr in Güte zu richten, vorhielt, sie sei es wohl gewesen, die durch ihre Unsänfte den braven Böppele bis an den Jordan zu den Heiden und in die Mönchskutte gescheucht habe, und deshalb weine sie jetzt wohl in Reue, — da warf sie dem Nachbar den ganzen Nudelteig, den sie gerade knetete, an den Bart und schrie, sie weine nur vor Zorn, daß sie den feigen Ausreißer, den Böppele, der sich seinen heiligsten Pflichten entzogen, nun nicht vor sich habe, ihm mit dem Besenstiel den Mönch wieder auszuklopfen. Und alle Boblinger und

ihre Nachbarvölker, Herr Egino und auch ich, der es von diesem erfuhr, waren ganz gerührt und erschüttert durch die Bekehrung des Böppele, der in seiner Weltlichkeit, wie vorhin schon beklagt, ein arger Schalk gewesen war. Desto heftiger war nun aber des Hohenbühlers Zorn, als er den Böppele, den er am Jordan büßend gewähnt und fast bedauert hatte, hier, in einer wunderlieblichen Küstenbucht am wunderschönen blauen Mittelmeer, im warmen Ligurien, ganz behäbig und viel feister, denn ihn je daheim Frau Zanke genährt hatte, als Weinschenken recht gedeihlich niedergelassen antraf. Und ich meine fast, er hätte den Rundlichen mit der Schwertscheide zu Tode geschlagen, wär' ich nicht dazwischengesprungen und hätte den armen Gauch freigemacht. Nun mußte er aber alles beichten, und nachdem ich ihm vor weiteren Schlägen Sicherheit erwirkt, erzählte er denn auch bereitwillig alles: und kam das so drollig unverschämt heraus, daß zuerst ich laut und fröhlich auflachte" — und er lachte jetzt noch in der Erinnerung.

„Der frohe Himmelswirt segne dein Lachen, mein Walther! Es thut der Seele gut, so recht warm gut, dich lachen zu hören."

„Und es steckt an," meinte der ernste Hochmeister lächelnd.

„Muß wohl was dran sein. Denn gar bald fiel der Ritter, so zornig er noch kurz vorher gewesen, ein: und sogar der Böppele, der sich freilich dazwischendurch immer wieder den Buckel rieb und ängstlich auf den Gestrengen blickte, mußte zuletzt über seine eigene Frechheit schmunzeln und endlich hell auflachen: so lachten wir denn schließlich alle drei. Der köstliche Ligurer-Wein trug wohl dazu bei. Auch die leckeren, frisch gefangenen Fische, die der Böppele trefflich zu braten gelernt hatte. Und so, von vielen

Querfragen unterbrochen, erzählte denn unser Wirt: ‚Ja, meine frommen Herren, das sind Schicksale, das sind Prüfungen der Heiligen! Ihr fragt, — nicht wahr? — um mit dem Anfang anzufangen, Herr Walther, woher ich das Geld bekommen, diese Wirtschaft mir zu kaufen? Denn sehr, sehr mit Recht denkt Ihr: von den paar Pfennigen, die mir Herr Egino gab, mich dafür an seiner Statt von den Heiden, so oft diese wollten und konnten, spießen zu lassen, hätt' ich es nicht bestreiten können, auch wenn ich den Gaul — er lahmte! — und die Waffen dazu verkaufte. — Wo sie sind? — Ja, was sollte ich hier mit dem Kriegszeug? Nur den Schild, den hab' ich behalten! — Seht hier!‘ und er sprang auf, hob den Tabernenschild von der Thür herab, kehrte ihn um und wies dem erstaunten Ritter dessen stolzes Wappen, den steigenden gekrönten roten Löwen im weißen Feld. — Diesmal mußte ich wieder mit Gewalt die Faust des Zornigen festhalten. Eilfertig hing der Wirt den Tabernenschild wieder auf: ‚Könnte mir sonst leicht einer vorbeiwandern statt einzukehren: der Schild lockt gar stark: hab' ich doch selbst die schöne Wurst darauf gemalt und den roten Wein in der durchsichtigen Krystallflasche. — Ja also! Um die paar Pfennige hätt' ich freilich mich von meinem ehelichen Herd und Bett nicht losreißen können. Und da lag ich denn, nachdem ich Euer Geld empfangen und sorglich vor Frau Zahme vergraben hatte, in diesem meinem Ehebette und sann nach, wie ich das mir zukommende Reugeld mehren könne. Aber da gab mir der heilige Sebastian, den ich von Kind auf besonders verehre, in der Nacht einen Traum, der half. Denn ‚den Schwaben giebt's der Herr im Schlaf,‘ schreibt der Apostel Paulus an die Deutschen. Nicht? Nun, das ist gleich. Dann schreibt er was anderes: wahr ist's einmal.‘“

„Jetzt mein' ich fast," sagte Friedmuth, ganz bedächtig, „ich kenne diesen Menschen."

„‚Also,' fuhr der Dicke fort, ‚der Heilige erschien mir, von vielen Pfeilen durchbohrt, und er zählte mir die Pfeile und die Wunden vor: es waren zehn: und sprach: ‚Böppele, dummer Schützling, zehnmal eins sind zehn!' Und so dreimal hintereinander in drei Nächten: und immer waren es der Pfeile mehr und jedesmal sagte der Heilige: ‚Böppele, dummer Kerl! zehnmal drei sind dreißig', und das dritte Mal: ‚Böppele, ganz dummer Kerl, dreimal dreißig sind neunzig.' Sprach's, gab mir einen Rippenstoß und verschwand. Ich aber erwachte und wußte, was er meinte. Ihr habt's noch nicht verstanden? Dann braucht euer Geist mehr als einen Rippenstoß des Heiligen. Nun: ich machte mich auf von Boblingen und fragte entlang dem Neckar, entlang dem Rhein bis Köln und dann, umbiegend, den Rhein wieder hinauf über den Main und die Donau ins Bayerland, ins Tirol und ins Welschland pilgernd, überall an, ob — nun ob nicht noch mehr tapfere Ritter oder auch Bürger und bäuerliche Freisassen wären, die ein Pfäfflein geschlagen hätten, oder sonst gemäß auferlegter Kirchenbuße oder nach einem Vergleich in Beilegung einer Fehde, verpflichtet worden seien zur Kreuzfahrt, aber viel lieber zu Hause blieben. Gar viele hatte es auch wieder gereut, die vorschnell, nachdem sie so einen heißen Kreuzprediger gehört und einen Becher Weines dabei getrunken, sich das Kreuz auf die Schulter geheftet hatten. Und so gab es denn wirklich solcher Kreuzfahrer recht viele, die lieber einen andern an ihrer Statt kreuzfahren lassen wollten. Und gar vielen, vielen that ich es zuliebe, daß ich für eine kleine Summe auch an ihrer Statt auszog und mein armes Leben einsetzte. So waren es im ganzen, mit Gottes und des heiligen Sebastians Hilfe, noch siebenundsechzig geworden.'

‚Ja aber,‘ fiel ich ein, ‚wenn du für jeden auch nur ein Jahr im heiligen Lande fechten mußt, — so kannst du's ja nicht mehr erleben? Denn vierzig bist du gut, Böppele: müßtest ja über einhundertundsieben Jahre . . . —‘ Jedoch da schaute mich unser Wirt gar mitleidig lächelnd an, schenkte mir den Becher voll und sprach: ‚Da sieht man's, Herr Walther, daß man die feinsten Weisen erfinden und doch in anderen, zumal in geistlichen Dingen nicht sehr klug sein kann. Was schadet das denn zum Beispiel dem edeln Ritter Egino hier, wenn ich das Jahr, das ich für ihn im heiligen Land verbringe, zugleich in meinen Gedanken auch für einen Ritter in Franken ausstehe? Es weiß ja keiner vom andern! Und wenn auch. Die heilige Kirche verstattet den Loskauf vom Gelübde: jeder, der zahlt, wird frei, ob nun die achtundsechzig an achtundsechzig Verschiedene zahlen oder an einen: — das kann der Kirche und dem Zahlenden doch wahrscheinlich gleich sein: und für den, der sein Herzblut und sein bischen Leben einsetzt, — was geht's die achtundsechzig an, daß es so für den leichter in einem hingeht? — Für den ist's auch eins, ob er für achtundsechzig stirbt oder für einen: er kann doch nur einmal büßen, leiden, kämpfen, fallen und sterben.‘ Und er schenkte mir wieder ein: ich kam mir ganz einfältig vor, daß ich es nicht gleich eingesehen hatte.

Aber der Ritter war noch zu gereizt. Er fuhr den Böppele mit einem wütigen Blick an und schlug auf den Tisch, daß der Wein aus den Bechern spritzte: ‚Aber, du Gauch du elendiger, du Lügenschelm, du frecher Schwab! Du bist ja wohl gar nicht — so ahnt mir! — ins gelobte Land gegangen? Sowie du in dies sonnige Land gekommen, bist du hier geblieben, für die achtundsechzigmal zweihundert Pfennige! — hast dich hier gemästet — gefaulenzt — denn den Wirt machen ist dir liebste Werkarbeit! —

bist deinen maulraschen Hausdrachen losgeworden und hast hier gezecht und geschmaust all diese Zeit. Gesteh's oder ... —' ‚Was hülfe das Leugnen,' schmunzelte der Wirt und wischte sich das Fett von den Lippen — denn er aß wacker mit von den gebackenen Fischen. ‚Euer Scharfsinn hat mich hier herausgefunden: — er würde auch wohl herausbringen: — das andere. Nun ja: — ich bin alleweile hier gewesen.' ‚Das sagst du selbst?' rief nun auch ich. Ich hatte nicht hindern können, daß ihm Egino den leeren Becher an den Kopf warf. Der Wirt bückte sich, hob ihn auf, schenkte ihn wieder voll und schob ihn vor den Zornigen, der nun mit noch mehr Staunen als Grimm sprach: ‚Und all deine Briefe — wie du von Jerusalem an den Jordan gepilgert — darin gebadet — wie du Bethlehem — Gethsemane — gesehen, wiederholt besucht und daselbst gebetet hast: alles erlogen?' — ‚Alles wahr! Seht: dort das Bächlein, das zwischen den Weinbergsmauern hindurch in das Meer hastet, hab' ich ‚Jordan' getauft und gar oft darin mir die Füße gewaschen. — Da droben rechts der Olivenberg: — das ist der Ölberg: — dort links der Stall mit der Krippe, — für Ochs und Eselein — jetzt stehen eure Rosse drin, — den hab' ich Bethlehem genannt: und an all diesen Orten hab' ich gebetet für euch alle achtundsechzig.' ‚Aber ein Gebet in Ligurien, — was kann das helfen?' schalt der Ritter. — ‚Und die Gefahr der Heidenkämpfe, die du übernehmen solltest?' mahnte ich. Jetzt aber wandte sich das Spiel.

Auf sprang der Böppele: ganz zornrot, das soll sagen: noch mehr rot, färbte sich seine Nase und er rief: ‚Nein, mit so schlechten Christen teile ich nicht Wein und Fisch! Ihr Kleingläubigen, ihr Unchristen! Wisset ihr nicht, daß Gott, der liebe Himmelsherr, allgegenwärtig? Ist er nicht in dieser Schenke wie am heiligen Grab? Haltet ihr

ihn für so — wie soll ich sagen? — für so unverständig, daß er ein Gebet nach dem Loch einschätzet, aus dem es zu ihm emporsteigt in die Wolken?'

Ich hatte ähnliche Ketzerei schon manchmal still bei mir gedacht und schwieg daher ganz verdutzt, und halb einverstanden. ‚Aber die Heidenkämpfe?' wiederholte ich schüchtern. Da fuhr mich der Böppele an: ‚Was? Ein deutscher Rittersmann wollt Ihr sein, Herr Walther, und ein frommer Sänger? Und wisset Ihr nicht das fünfte Gebot: du sollst Gott nicht versuchen? (Nicht? — Nun dann halt ein anderes.) Will mich der Himmelsherr am Leben erhalten, kann er es nicht, und ob dort tausend Saracenenpfeile auf mich flögen? Und will er meinen Tod, kann er mich nicht hier durch diese Fischgräte ersticken lassen? Wozu soll ich ihn in Versuchung führen?'

Da verstummte ich: selbst das Lachen verging mir vor lauter eitel Staunen. Der vom Hohenbühl aber war noch nicht ganz versöhnt: nicht das Geld und Gut schmerzte ihn, aber der Verdruß des Geprelltseins. ‚Warte nur,' drohte er, ‚ich werde dich schon zwingen, ins gelobte Land zu fahren. Und müßte ich dich aus unsrem Vertrage beim Kaiser verklagen.' Aber der Schwabe lachte. ‚Der Kaiser? Der wird mir nicht viel thun. Der ist seinem Böppele gar wohl gewogen!' ‚Was weiß der Kaiser von dir?' meinte ich. — ‚Kaiser Friedrich liebt einen guten Trunk, einen frischen Fisch, einen freien Sang und einen lust'gen Schwank. Die fand er alle bei mir. Und deshalb ward er mir wohl geneigt.'" „Ach ja," fiel Herr Hermann ein, „ich gedenke. Daher hatte ich den Namen Böppele gehört." „Unser Wirt aber fuhr fort: ‚Vor wenigen Wochen erfuhren wir hier in Sestris: der Kaiser werde von Genua aus, wo er die Befrachtung von ein paar Userien mit Kriegsmaschinen leitete, einen

Jagdausflug machen längs der Riviera und dabei durch unser Dorf kommen. Ich putzte den Tabernenschild blank ... —' ‚Meinen Schild!' grollte der Ritter. — ‚Nur die Rückseite und die Wurst, nicht den Leuen! Sorgte für frische Sardinen und Meeraale, setzte die dreisaitige Harfe in stand, die Herr Rudolf von dem Baumbach, ein fahrender Sänger, ein trefflicher, aber durstiger Thüring, bei mir zu Pfand gelassen — für vielen, ach sehr vielen Weintrunk! — Und wie der Kaiser angeritten kam, und als die Welschen ihr Viva, Viva! schrieen, grüßte ihn von meiner Schwelle aus, zur Harfe gesungen, mein neuestes Lied.' ‚Was, ein Sänger bist du auch?' fragte ich erstaunt. — ‚Ha, meint Ihr, Ihr könnt's allein? Höret, ob Euch meine Weise nicht gefällt.' Und er fing an zu singen:

‚Bischöf', ihr seid mißleitet! Du edle Priesterschaft,
Dich führt in Teufelsschlingen der Papst: drum aufgerafft!
Nie schlimmer war's bestellt noch ums Heil der Christenheit,
Der Papst, der uns sollt' lehren, der ist ... — —'

‚Mann!' rief ich und griff nach seinem Barte. ‚Das sind ja meine Weisen, falsch zusammengestellt.' ‚So?' fragte der andere kühl. ‚Nun, das ist gleich. Sie lagen mir so im Munde. Wißt Ihr's gewiß? Ich meinte wirklich, sie wären mein. — Aber gleichviel: — dem Kaiser gefiel das deutsche Lied unter all dem welschen Klingklang; er rief: ‚Hier rasten wir!' sprang vom Roß und trat über meine Schwelle. Er trank und speiste: und trefflich mundete ihm, was ich bot, und als er davonritt und sein Kämmerer — oder wer es war — den Geldsack zog, da sprach ich: ‚Nein, Herr Kämmerer! Heute war der deutsche Kaiser zu Gast beim Böppele: und das ist reich bezahlt.'" „Und wahr ist's auch, merkwürdigerweise!"

bestätigte Herr Hermann. „Denn der Reisemarschalk für diese Jagdfahrt war ich selbst. Und dem hohen Herrn hatte der Schwab' und sein Wesen und sein Wein so sehr gefallen, daß er, als wir nach einer Woche zurückkehrten, sich im voraus ansagen ließ bei dem Wurst-Böppele, wie er ihn nannte, und sich ein Gericht frischer Fische ausbedang: aber lebend wolle er sie noch sehen und einer, ein Meeraal, müsse groß, armslang, sein. Der Wirt versprach's und wir kamen. Jedoch inzwischen hatte heftiger Nordost geherrscht: kein Fischer an der Riviera hatte eine Flosse gefangen und unser Herr sprach: ‚Will sehen, wie sich der Schwab' herauslügt.' Der Kaiser sprang ab und rief dem Böppele zu: ‚Herr Wirt, wo sind die Fische? Und leben sie noch? Und ist der eine, der Aal, auch recht groß?'

Der machte einen Kratzfuß und sprach: ‚Alles wie befohlen!' ‚Ich will sie sehen,' meinte unser Herr. ‚Dort ist der Fischbehälter. Ich weiß es noch von neulich,' ging hin und hob den schweren Eichendeckel ab: da lagen im Wasser oben ein paar elende fingerlange Sardinen, ganz steif und tot: ‚Ei, Böppele,' fragte der Kaiser, ‚was ist das? Sie sind ja tot!' ‚Wirklich?' sagte der ganz erstaunt. ‚Ja, tot! Nun, das ist gleich! Sie sind's halt nicht gewöhnt, daß der Kaiser den Topfgucker macht: und da sind sie gestorben vor eitel Ehrfurcht.' ‚Gut!' lachte Friedrich. ‚Aber wo ist denn der Aal, der große, der armslange?' ‚Ja,' meinte der Böppele, ‚das ist gespaßig. Aber seht, o Herr: es war nur Ein großer König und Lehnsherr und sehr viele Kleine, Vasallen: da haben allmählich die vielen Kleinen den einen Großen ganz aufgefressen.' ‚Wie im deutschen Reich,' lachte der Kaiser. ‚Du bist ein kluger Schwab!' und beschenkte ihn reich und ritt davon." „Nun, es

freut mich, daß der Böppele also einmal nicht gelogen hat," meinte Herr Walther. „Ich konnte ihm nicht zürnen! Aber den vom Hohenbühl wurmte es doch, daß er so schmählich betrogen. Als wir nun aufbrachen, sprach er zu dem Wirt: ‚Was macht die Zeche?' ‚Ist schon bezahlt: — voraus bezahlt!' erwiderte der eifrig und rieb sich den Rücken. ‚Nicht doch,' fuhr der Ritter mit beängstender Freundlichkeit fort: — er lachte so süßsauer dabei! ‚Du mußt deinen Lohn haben. Nimmst du kein Geld — wohlan! Ich zahl' dir's dennoch heim. — Komm, laß uns zu Pferd, Walther,' und damit stand er auf und ging nach ‚Bethlehem': zu dem Stalle, wo unsere Gäule standen. ‚Herr, was meint Ihr mir Böses zu thun?' forschte der Wirt, ängstlich hinter ihm herlaufend; und auch ich war gespannt.

Aber der andere lachte noch giftiger und schwieg: gar bang hielt ihm der Böppele den Steigbügel und überließ mir's allein, in den Sattel zu kommen. ‚Was wollt Ihr mir anthun, Herr?' wiederholte der Ahnungsvolle. — ‚Anthun? Ha, einen Gefallen thu' ich dir! Eine Botensendung erspar' ich dir. Mein Geschäft mit den reichen Herren von Genua ist zu Ende. Morgen brech' ich auf und zieh' nach Hause gen Tübingen, dem Herrn Pfalzgrafen zu berichten. Der Umweg über Boblingen soll mich nicht verdrießen! Man thut gern was übriges für seine Freunde. Ich trage dir Botschaft dorthin. — Hui, Rößlein!' Und er gab dem Rappen den Sporn. ‚An wen?' schrie der Wirt und hielt den Gaul fest, der mächtig stieg. — ‚Ei, an Frau Zahme! Ich lade sie hierher: — ich mal' ihr aus, wie herrlich sich's hier lebt in ihres Ehegatten Weinschank zu Sestris. Dann kommt sie gar eilfertig.' Und noch ein Sporenstoß und hinweg sauste das Roß. ‚Nein! Nein! Lieber Herre! Nein! Thut's

nicht! Nur das thut nicht!' Aber der Ritter hörte ihn schon nicht mehr. Da sprach der Böppele ganz traurig zu mir: — aschfahl war sein Antlitz: — ‚Herr Walther, glaubt Ihr: — er thut's?' ‚Ich fürchte: ja!' rief ich und setzte das Pferd in Trab. ‚Morgen fahr' ich ins gelobte Land!' sprach der Arme ganz feierlich."

Zehntes Kapitel.

„Bald hatte ich des schalkhaften Schwaben vergessen: oder vielmehr in all diesen vielen Monden dacht' ich seiner nicht. Aber vor wenigen Stunden — da ich, in Gedanken versunken, an der neuen Weise dichtete, wohlfeile Reime abwehrte, die, wie zudringliche Mücken, stets zuerst sich aufdrängen — kurz bevor ich deine Zelte erreichte — es war schon ziemlich dunkel, — da kam an mir vorübergetrabt, auf einem Maultier, mir entgegen, von deinen Zelten her, ein kleines, dickes Männlein. Gerade noch ein wenig sah ich von seinem Gesicht. Aber ich meine: ich kannte die rote Nase. Rasch war er entschwunden. War er bei deinen Zelten?" „Nein," sagte Friedmuth. „Bei mir war niemand. Nur ein Mönch! Ei, vielleicht ist der Schalk doch noch fromm geworden! — Aber horch! Die Lagerwächter blasen zur Ablösung. Macht es euch so bequem, als es das enge Zelt verstattet." „Und du?" fragte Walther. „Ich muß hinaus, auf Wache." Damit setzte er den Helm mit den drei Goldsternen im blauen Stirnfeld auf das hohe Haupt, ergriff den Speer und schritt hinaus. Walther blickte ihm nach mit leuchtenden Augen. „Das ist ein Mann! Gott gebe dem Reiche viele solche!

Treu und schlicht: und in der Pflicht so tief gewurzelt wie ein Baum im harten Porphyr seiner Heimatberge."

„Ja," bekräftigte der Herr von Salza. „Und es ist alles kernheil an ihm. Kein Splitter, kein Bruch, kein wurmkranker Fleck. Und kein Widerspruch wider Gott und Gottes Welt." „He Bub'," rief der Sänger, „noch einen Krug Weines. Vor dem Einschlafen möcht' ich noch die Weise zu Ende sinnen. Dazu taugt Wein. Trinkt Ihr nicht mit?"

„Nein: zu dem, was ich noch sinne, taugt der Wein nicht. Ich will den Brief zu Ende denken, in welchem ich dem Kaiser allerlei Ratschlag geben will. Vor allem: wenn er fortfährt, in eigenem Namen zu befehlen, läuft ihm bald alles aus dem Lager: bis auf seine Saracenen und die Deutschen. Er muß fortan gebieten — in eines anderen Namen." — „Das muß aber ein hoher Name sein! Sonst weicht ihm der Staufer nicht." — „Gewiß. Aber dem Namen, den ich meine, wird er doch wohl weichen, hoffe ich. Und sobald nur ein leidlicher Friede erreicht und das heilige Grab den Christen gesichert ist, dann muß ich ihn so rasch als möglich von hier fortschaffen: — vielleicht hilft mir dazu der heilige Vater mit seinen Schlüsselsoldaten selbst am kräftigsten! — aus dem gelobten in das soviel gescholtene deutsche Land. Aber hab' ich ihn nur einmal abgelenkt von seinem Drei-Kronentraum, hoff' ich bestimmt, ihn dahin zu bringen, daß er meine Gedanken über die neue Preußenmark genau erwägt. Und erwägt er sie — so muß er sie billigen." — „Da bringt der Bub den Wein. Thut — einmal nur! — Bescheid: Heilo für Euren Brief und heilo meiner Weise! Mögen sie uns beiden nach Wunsch geraten." — „Habt Ihr nicht ein paar Zeilen weiter fertig?" — „Ja!" — „O, dann sagt sie mir vor — mir allein!" „Ja, ja," nickte Walther.

„Friedmuth versteht davon nichts. Aber Ihr wäret ja kein Thüring, wäret Ihr nicht liederfroh: — und nicht umsonst heißt Ihr der ‚minnesame‘ Hermann.“ — „Das ist lange her! Als ich noch in braunen Locken ging! Nun — fangt an, ich höre.“ Und der Sänger hob an:

„Als ich kam gegangen,
Hat mich auf der Au
Schon mein Freund empfangen.
Hehre Himmelsfrau,
Da er mich ans Herz geschlossen,
Ist mir ewiges Glück ersprossen!
Ob er mir geküßt den Mund?
Tandaradei!
Seht, er ist noch rot zur Stund'!“

„Eia, Herr Walther,“ sprach der von Salza. „Das ist der Ton von eitel Gold, der keinem fast wie Euch gerät. Wird nur mein Brief so gut wie Eure Weise!“ Und noch einmal klangen die kleinen Becher, die Freunde tranken aus und dann legte sich jeder in eine andere Ecke des schmalen Zelts. Eine Stunde und noch eine zweite hatten sie gewacht — nach dem Maß des Sternengangs, den die Lagerwachen abriefen. Dann entschlummerten beide.

Aber draußen, unter den äußersten Vorposten der Christen, schritt Friedmuth wachsam neben seinem Roß auf und nieder. Kaum scheuchte das Wachtfeuer die Raubtiere der Wüste, welche die Witterung der Pferde heranlockte auf ihrem nächtlichen Pürschgang. Er stemmte den Speerschaft auf den Boden der Wüste, lehnte sich an den Bug des klugen Tieres, diesem die Zügel überwerfend, und blickte getrosten Mutes in die einsame Nacht hinaus. Ganz nahe hörte der Einsame einmal ein furchtbares Brüllen.

Der Wüstenboden erdröhnte davon. Sein Roß fuhr zusammen, witterte scharf, sich gegen den Schall hin wendend, die Nüstern weit aufblasend, und zitterte an allen Gliedern. Aber Friedmuth beruhigte es: er klopfte ihm den Hals, legte den starken Arm darüber und sprach: „Schäme dich, Falka! Der Schreier darf dir nichts thun, solang ich dich hüte. Und mich hütet der liebe Himmelsherr: — siehst du nicht, wie hell und freundlich seine Sterne niedergrüßen? Sind's auch andere Sterne als die sich in Etsch und Passer spiegeln: — auch sie hat der treue Gott angezündet. Und wie sang die liebe Mutter nach dem Gebetläuten jeden Abend, wann die ersten Sterne entglommen und sie mich lehrte, die gefalteten Hände emporzuheben?

Wer Unrecht nimmer thut,
Der steht in Gottes Hut:
Den darf an Leib und Ehren
Nicht Leid noch Übel sehren."

Elftes Kapitel.

Bald nachdem am folgenden Tage die beiden Gäste sich von Friedmuth verabschiedet und nach dessen linker Flanke hin auf den Weg gemacht hatten, traf bei diesem ein Bote des Kaisers ein, mit der Weisung, der Ritter solle ihm — rechts hin — sogleich auf das wenige Stunden entfernte, in den Bergen gelegene Schloß Klein-Kerak folgen, das die Christen vor einigen Wochen bei ihrem Vorrücken verlassen gefunden und besetzt hatten; er habe dort kaiserliche Befehle entgegenzunehmen.

Friedmuth wußte, daß der Kaiser die Burg wiederholt besucht hatte, hier, unbelauscht von päpstlichen Spähern, zumal den Tempelherren, mit Gesandten der feindlichen Fürsten über Waffenstillstand oder Frieden zu verhandeln: er selbst hatte ihn zweimal dahin begleitet. Auch war jeder Argwohn ausgeschlossen. Der Bote hatte zwar nur mündlichen Auftrag: aber der Ritter kannte ihn genau: es war Hamid, einer aus der arabischen Leibwache des Kaisers, deren Treue und blinde Ergebenheit sprichwörtlich war im Heere. Nur Hezilo, mißtrauisch, wo es seinem Vogte galt, fragte vorsichtig: „Muß der Herr dir unbegleitet folgen? Wie viele von uns darf er mitnehmen?" — „So viele er will." Da beruhigte sich der Knabe, und ließ, mit Friedmuths Erlaubnis, zwölf Knechte aufsitzen, die er selbst führte. „Treff' ich den Kaiser in Klein-Kerak?" fragte Friedmuth, als sie aus dem Lager ritten. „Nein; aber in dem großen Waffensaal, unter dem Fuße des achteckigen Steintisches, findest du — versiegelt — seinen Befehl." Friedmuth nickte, er kannte den Saal und kannte auch den schönen Tisch, dessen Platte von mannigfaltig gefärbten Steinen ihm aufgefallen war. Schweigend ritt der Saracene neben ihm her. —

Als man das blendendweiße Gemäuer des Turmes aus den steil aufragenden gelben Felsen aufsteigen sah, hielt Hamid an: — der Pfad gabelte sich hier. „Dort hinan!" und er wies nach rechts mit der Schlachtgeißel, der Keule, an deren Spitze, an einer kurzen Kette, eine eiserne Kugel voll spitzer Stacheln hing. „Ich habe noch anderen Auftrag. — Christus und die Heiligen mögen deinen Weg segnen." Damit wandte er das Roß und sprengte davon: — pfeilschnell führte ihn der edle Berberhengst dahin: — sein weißer Burnus flatterte wehend im Winde. Erstaunt sah ihm Friedmuth nach. „Wie? Christus

und die Heiligen ruft er an?" sprach der Ritter zu Hezilo, der an seiner Seite ritt. „Ein Leibwächter — getauft? Ein seltener Fall!" — „Ich sah ihn noch vor wenigen Wochen mit den anderen die Gebetspulen drehen und hörte ihn zu seinem Götzen Mahom beten. — Horch, der Türmer meldet uns: — die Zugbrücke senkt sich: — das sind des Kaisers Apulier oben auf den Zinnen. Ich kenne die bunten Waffenröcke, die ‚Mi-Parti': halb Gold, halb blau." — „Ja, und die spitzen, vorn übergebogenen Helme mit der Nasenschildstange." Bald ritten die Ankömmlinge in den Hof des Schlosses ein. Friedmuth überließ sein Gefolge den Apuliern und Sicilianern, die ihn hier begrüßten, und stieg allein die steinerne Wendeltreppe hinauf, die in den Waffensaal führte.

Alles war still auf diesen inneren Gängen.

Er hielt, unwillkürlich lauschend, inne auf dem letzten Absatz der Stiege vor einem offenen Bogen in Hufeisenform, der in einen kleinen Hofraum blickte. Ein gleichmäßiges sanftes Geräusch zog seinen Blick nach jener Richtung: es war der Springbrunnen, der, nach der Sitte des Landes, nicht fehlen durfte, wenn nur irgend ein Strahl Wassers in der Nähe zu finden, oder auch aus der Ferne mit großer Kunst und Mühe heranzuziehen war. So stieg denn auch hier ein dünner Faden Wassers aus einem muschelgeschmückten Becken ein paar Schuh in die Höhe, um bald, wie ermüdet von der Anstrengung, zurückzufallen.

Ein Pfau sonnte, auf dem weißen Sande gelagert, oder vielmehr in denselben hineingegraben, seine steif zur Seite gestreckten schillernden Schwingen in der heißen Mittagsglut; ein großer, breitflügliger Tagfalter flog mit langsamem Schweben über eine brennendrote Kelchblüte hin, von der betäubender Duft aufstieg. Vogel, Falter und Blume hatte der Deutsche nie gesehen: er starrte darauf

wie in Traum versunken: er lauschte dem eintönigen Geriesel des Springbrunnens: — sonst war alles still. Eine seltsame Spannung regte ihn auf: — er blickte auf die halbangelehnte Pforte des Waffensaals.

„Welcher Befehl erwartet mich hinter jener dunkelfarbigen Thür? Warum so seltsam, so geheimnisvoll? Ach was, Friedel, schäme dich! — Geh hinein! — Lies den Brief und du weißt es: — wenn du hier draußen stehen bleibst und auf das dumme Wasser achtest, erfährst du's nie.“ Und mit rascher Bewegung — seine Waffen erklirrten dabei — riß er die Halbthüre auf und trat über die Schwelle auf den hoch mit Teppichen belegten Marmorestrich.

Das geräumige achteckige Gemach schien leer zu sein. Der bezeichnete Steintisch stand in der Mitte: alles still: aber dem Eingang gerade gegenüber, hinter dem Vorhang, der den Austritt auf einen Balkon verhüllte, rauschte es: — offenbar war darin jemand verborgen. — Rasch trat Friedmuth darauf zu, die gepanzerte Hand ausstreckend: aber rascher noch fuhr er zurück: er wäre am liebsten wieder über die Schwelle entwichen: denn heraus trat nun, sich entdeckt findend, — ein Weib.

„Gioconda! Frau Fürstin: Ihr hier!“

Aus den schweren Falten des Vorhangs schwebte hervor eine herrliche, eine königliche Frau. Sie war nur wenig kleiner als der hochgewachsene Ritter: auf breiten, stolz getragenen Schultern ruhte ein majestätischer Hals: dunkelbraunes Haar, auf der Mitte der Stirn mit schmalem, weißem Scheitel geteilt, durch die plötzliche Bewegung des Erschreckens losgegangen, flutete in großgeschwungenen Lockenwellen, aus einem goldgegitterten Netzgeflecht, das diese Fülle zusammenzuhalten kaum vermochte, auf den blendend weißen Nacken. Die voll-

schwellenden, fast üppigen Formen drangen, trotz keuschester Verhüllung, aus dem dunkelveilchenfarbigen samtähnlichen Stoff des reichen, ebenfalls mit Goldfäden durchwirkten Gewandes. Den Mantel wie den über dem Haarnetz getragenen Reisehut hatte sie wohl abgelegt, da sie aus dem Sattel gehoben ward. Das Hemd, von glänzend weißer arabischer Seide, bedeckte nur bis unterhalb der Schultern die schönen vollen Arme: das „heimelich", das heißt eng um Busen und Hüften angeschmiegte Oberkleid war ärmellos; ein handbreiter Gürtel von feinem weichen Leder, mit nur fünf, aber höchst kostbaren Edelsteinen geschmückt, umschloß die schlanken Hüften und fiel in einem langen Streifen vorn auf das Unterkleid von schwerer tiefdunkelgelber Seide, das in faltiger Weite bis auf die Knöchel wallte und kaum die zierliche Spitze des kleinen weißseidenen Schuhes zeigte. Marmorweiß, mit leise bräunlichem Anhauch, war die Farbe des vollendet edel geschnittenen länglichen Antlitzes wie des nackten, wohlgerundeten rechten Armes, der sich wie abwehrend gegen den Eindringling erhob: auf diesen vornehmen Zügen thronte vollberechtigter Stolz. „Königlich": dies Wort mußte sich Friedmuth immer wiederholen, und dabei nach einer Ähnlichkeit suchen, die er fühlte, aber nicht auszusprechen vermochte. Das schöne Weib ward in diesem Augenblick noch viel schöner durch einen Hauch von Verwirrung, von holder Scham auf den jungfräulichen Zügen, der ihren Reiz erhöhte: in reizender Bestürzung war sie vorgetreten, das Oberkleid mit der Linken ein wenig in die Höhe lüpfend. — Ihr Schweigen, ihre Verwirrung gaben ihm Zeit. „Ihr hier?" wiederholte er im höchsten Erstaunen. Aber nun wechselte der Ausdruck in Antlitz und Haltung des schönen Weibes: hoch richtete sich die prachtvolle Gestalt auf: sie warf mit heftiger Handbewegung die über

den herrlich gewölbten Busen flutende Haarwelle hinter die Schulter: — flammende Röte schoß ihr in die Wangen und aus den leuchtenden hellbraunen Augen flog ein Blick verhaltenen Vorwurfs: „Ihr fragt? — Ihr seid überrascht, fast bestürzt? — Ihr, der mich hierher gerufen — geheim vor allen? — Wahrlich," fügte sie sanfter bei und in raschem Wechsel der Stimmung verschleierten sich die feucht schimmernden Augen: „keines anderen Mannes Ruf wär' ich gefolgt." Aber der Ritter hörte nicht: er achtete nicht des so zärtlichen Klanges dieser melodischen Stimme, die das ihr fremde Deutsch mit italischem Wohllaut sprach: er sah nicht den ernsten Vorwurf in diesen nun sich senkenden Augen: — ungehalten über das „Weiberspiel", das ihn hierher gelockt, trat er, zorngemut, einen Schritt näher und rief — ziemlich laut: „Welch' kecke List! — Gleitet von welscher Frauen Mund so leicht — die Lüge?" „Ah," stöhnte das schöne Weib auf. „Welch' Wort! Ihr zeiht mich der — Lüge! Das ist nicht zu tragen! Nehmt sogleich, — um Euretwillen! — das Wort zurück, das Euch beschimpft, nicht mich!"

„Mich?" — „Ja! Denn ich bin schuldlos und ich bin unfähig jeder Lüge. Glaubt Ihr, — schaut mir ins Auge, — glaubt Ihr, ich kann lügen?" Hoheitvoll trat sie dicht vor ihn und schlug die wundervollen Augen groß auf, sie fest und tief in seine Seele senkend. „Nein, bei Sankt Georg," sprach er rasch, bestürzt. „Ich — ich that Euch unrecht! — Aber — ich begriff nicht —" „O, Herr Friedmuth," klagte sie nun in lautem Wehruf. „Wie bitter weh thut Ihr mir! Nicht durch jenes Schmähwort: — es haftete nicht an meiner krystallenen Seele: — Aber Ihr habt es erreicht, was keine Macht der Welt bei mir vermocht hätte: Euch selbst, das schöne Bild, das ich von Euch im Herzen trug, habt Ihr herabgezogen! —

Wie unritterlich, — wie grausam hart habt Ihr ein Weib gewürdigt, das — — gleichviel! Also weil Ihr durch irgend einen Zufall oder wohl durch eines dritten Anstiftung mich auf Euerem Wege findet, glaubt Ihr sofort, ich muß mich Euch in den Weg geworfen haben? — Und sei es, — wenn ich es gethan hätte: — glaubt Ihr, ich würd' es leugnen? Ich — Euch — belügen? O Herr Friedmuth von Fragsburg, ist das deutsche Art?" — Es klang mehr wie Schmerz denn wie Vorwurf. „Vielleicht, Frau Fürstin —" stammelte er tief beschämt, und nun stand ihm dies sehr anmutig, — „oder doch Etschthaler Art. Verzeiht: wir sind ein wenig ungefüg in Gedanken — oder doch in Worten: plump, schwerdenkig; und zumal — ich! Ich bin ganz ungeübt, mit Frauen nach höfischer Sitte zu verkehren, — denn Frau Wulfheid —! Ich bitt' Euch herzlich, edle Frau — verzeiht!" „Es steht Euch so herzgewinnend an, wenn Ihr bittet, daß man Euch öfter im Unrecht sehen möchte," lächelte sie. „Laßt es vergangen sein — oder — besser — nie geschehen! — Es soll Euch nicht schaden an meiner Gunst. Doch laßt uns nun beide unsern Scharfsinn anstrengen," — sie schmunzelte ein wenig, — „herauszuklügeln, von wem, — warum — uns beiden dieser Streich gespielt ward?" „Ja, von wem?" drohte der Ritter, zornig den Schwertknauf drückend. „Der freche Bube soll . . . —" „Ihr könnt es ihm, scheint es," lächelte die Anmutvolle, „immer noch nicht verzeihen, daß er Euch gezwungen hat, Gioconda wiederzusehen." „Wohl, wohl! Das ist just nicht so schlimm," meinte der Fragsburger ehrlich. „Wirklich? Die Höfischkeit hat Euch nicht verdorben," lachte sie nun heiter. Friedmuth ward verlegen, unwirsch: er fühlte, daß er hier keine günstige Rolle spielte vor dieser überlegenen Frau. Aber er wollte gar keine Rolle spielen!

Keine gute und keine schlechte: hinaus wollte er! So sprach er wieder in fast feindlichem Ton: „Nicht zu Narrenritten: zu Christi, zu Kaisers Dienst bin ich in dieses Land gezogen. Das ist kein Boden für Fastnachtspäße. Wer ist der Freche? Kennt Ihr ihn?" Sie schüttelte das schöne Haupt. „Des Kaisers Leibwächter brachte mir den Auftrag seines Herrn, Euer heute hier zu harren. Ihr hättet geheime Zwiesprach mit mir verlangt. Ich hatte guten Grund, — hieran zu zweifeln —", fügte sie mit leisem Vorwurf bei: — „denn Ihr habt mich immer mehr gemieden als gesucht. Doch der Kaiser befahl und — ich — — ich gehorchte: — gern" klang es schüchtern nach. „Und mir ließ der Kaiser sagen . . . — aber halt! Der Brief unter dem Marmeltisch! — Laßt sehen, ob das auch eitel Lüge!" Eilfertig schritt er auf den Marmortisch zu, bückte sich, hob das schwere Fußgestelle mit der Linken sacht vom Boden auf und zog mit der Rechten ein zusammengefaltetes Pergamentblatt darunter vor.

„Ich bitt' Euch, lest: — mir wird es immer schwer — auch in der Ruhe: — und jetzt vollends schwimmen mir die Schrifthaken vor den Augen." Sie nahm, warf einen Blick hinein und rief: — „Ich kenne diese Schriftzüge." — „Des Kaisers?" — „O nein, des Bruders Sebastian." — „Der Tropf! Er wagt es!" Aber Gioconda las: „Einen Tropf wahrscheinlich werdet Ihr mich schelten, gestrenger Ritter, oder sonst was Ungutes, kommt Ihr hinter den Schlich. Aber ich hielt es nicht mehr aus. Ich mußte mir helfen. Ich habe Hamid getauft, und ihm gesagt, sein neuer Schutzpatron, Sankt Sebastian, sei mir im Traum erschienen und lege ihm die Doppelbestellung an euch beide im Namen des Kaisers auf. Ihr müßt euch sehen — euch sprechen." Hier ließ sie mit einem Aufschrei das Blatt fallen: Friedmuth hob es auf und las

mit seiner zorngrimmigsten Stimme: „Der Kaiser will wirklich, daß ihr euch heiratet. Die Ehe des Herrn Friedmuth — das wisse Frau Gioconda — fällt wie ein welkes Blatt, sobald er will. Sie ist sogar sehr sündhaft. Ihr thut ein gutes Werk, wenn Ihr ihn heiratet. So bringt denn des Kaisers Willen und seinem Seelenheil dies schwere Opfer. Herr Friedmuth, Ihr denkt jetzt in Eurem Sinn: ‚Wenn ich den Pfaffen greife, walk' ich ihn weidlich.' Aber Ihr werdet ihn nicht greifen. Mir ist das Christenlager verleidet. Ich gehe anderswohin. Ihr, schöne Fürstin, sucht Euch einen andern Beichtvater: ich bin noch zu jung dazu. Und viel zu weltlich. — Scham und Zorn gegen mich glühen jetzt in euch beiden: — aber Frau Minne wird euch noch lehren, wie gut der es mit euch gemeint hat, der Bruder Sebastian hieß. Ich hab' Euch an der schönen Nase herumgeführt, Frau Herzogin, aber ich kann es nicht länger thun. Ich bin nicht ganz nichtsnutzig, nur soviel ich's nicht bessern kann. Ich wollte gut machen, was ich an Euch gefehlt." Da errötete die stolze Frau, zog ihm das Blatt aus der Hand, zerriß es und warf die Stücke zum Bogenfenster hinaus. „Ha, welche Schmach!" rief sie. Der Zorn wich tiefer Scham. Sie schluchzte laut auf, barg das Antlitz in die Hände und sank auf den niederen, mit Tiger- und Pardelfellen bedeckten Divan, der sich rings um die Wände des Gemaches zog.

Zwölftes Kapitel.

Der Ritter aber achtete nicht ihres Wehs. Unzufrieden schalt er: „Was thut Ihr! Zerreißt das Blatt, das allein die Rache auf seine Spur leiten konnte! Gewiß stand noch mehr darauf. — Aber ich sehe — meine Gegenwart — mein Anblick schmerzt Euch: — ich bin wahrlich nicht daran schuldig und befreie Euch davon sofort. Fahrt wohl." Er wandte sich kurz und ziemlich unfreundlicher Miene: ohne die edle, von tiefem Schmerz in sich selbst gebeugte Gestalt auch nur noch mit einem Blicke zu messen, schritt er waffenklirrend zur Thür. Da sprang sie auf und sich hoch emporrichtend gebot sie mit beherrschender Stimme: „Halt! Noch nicht! Nicht also werdet Ihr mich verlassen. Nicht mit einem schrillen Mißklang, wie von zerrissenen Saiten einer Laute, soll enden, was mir so teuer, was mir heilig war. Ihr müßt mich hören."

Wenig willig blieb er stehen, hart an der Thüre. Er wäre so gern gegangen. — Dieses ganze krause, unklare Verhältnis widerstrebte von Grund aus seiner einfachen hellen Seele. Aber in dem Tone jener ringenden Frau lag etwas Hohes, das er nicht ungewürdigt lassen konnte. So hob er unmutig das behelmte Haupt und sprach kurz: „So sprecht. Ich kann mir zwar nicht denken, was Ihr mir mögt zu sagen haben. Oder" — besserte er, ziemlich ungeschickt, nach, denn nun reute ihn doch diese Barschheit — „was dadurch anders werden soll."

Mit langem, vornehmem Blicke maß ihn die schöne Frau. „Ja, Ihr habt recht. Ihr seid nicht fein —! Oder besser: — so groß und stark Ihr seid und so mannesstark Ihr ohne Zweifel dreinschlagt, Ihr seid — verzeiht mir — mit Euren Mannesjahren noch ein Knabe, der Welt

und Leben und Menschenherzen und vielleicht sich selbst nicht kennt.“ „Das wäre,“ lachte der Wackere und stützte sich schwer auf sein langes Schwert. „An mir ist nicht viel. So ist auch nicht viel an mir zu kennen!“ „Vielleicht doch: nur schläft es etwa noch in Euch. Oh,“ — und nun leuchtete ihr edles Auge — „wer das schlummernde Leben in Euch wecken dürfte, das wäre ein selig, selig Weib,“ flüsterte sie, unhörbar für ihn. „Aber von mir, nicht von Euch muß ich nun reden. Meine Ehre, mein Stolz, mein Frauenrecht fordern das und — Ihr seid ein Ritter — Ihr müßt mich hören. Ihr habt mir die Schmach angethan, mich der Lüge fähig zu halten, der Aufdringlichkeit in rohem Trug.“ „Ich dachte, das wär' abgethan,“ meinte er, unbehaglich. „Es ist's: — es zeigt nur, wie klein Ihr von Gioconda denken könnt. Das aber trag' ich nicht. Hasset mich.“ „Hab's nicht Ursach',“ meinte er gutmütig. „Vergeßt mich! Aber klein sollt Ihr nicht von mir denken. Hört mich an! — Ich bin gerade zwanzig Jahre alt: und was hab' ich erlebt! Meine Mutter hab' ich nie gekannt: sie starb, nachdem sie mir das Leben gegeben. Mein Vater“ . . . — sie errötete: — „Kaiser Friedrich hatte von frühesten Tagen für mich Sorge getragen. Er hat das Kind auf den Knieen gewiegt und geküßt und mir ein Bild gezeigt, auf Goldgrund gemalt, und mir gesagt: ‚Das war deine Mutter und sie war das schönste Weib Italiens und der Erde und das edelste Herz.‘ — Und als ich heranwuchs und nach meinem Vater fragte, verschloß er mir den Mund mit einem Kuß und gebot: ‚Frage nie! Ich, Kaiser Friedrich, will, solange ich lebe, mit solcher Vaterliebe dich umhegen, daß du mich als deinen Vater ansehen sollst. Und er hat Wort gehalten bis heute.“

Hoch auf horchte Friedmuth. Sein schlichter Sinn

hatte sich nie Gedanken gemacht über allerlei Dinge, die anderen auffallen mochten. Aber jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen! Er fand jetzt plötzlich die gesuchte Ähnlichkeit der edelschönen Züge mit einem anderen Antlitz. „Ein Bastard! Mir — einen Bastard zum Weibe bestimmen wollen, zu christlicher Ehegemeinschaft!“ Mit Mühe unterdrückte er diesen Ausruf: zornig rückte er an der Schwertfessel.

Aber sie fuhr fort: „Mit acht Jahren schon ward ich verlobt — mit zwölf Jahren, ja mit zwölf! . . ward ich vermählt: — mein Gemahl, einer der edelsten, der reichsten Vasallen der drei Reiche des Kaisers, — war der Fürst von Paluzzo.“ „Ja,“ sagte Friedmuth ganz erstaunt, „wirklich, ja das ist wahr. Er war ein sehr edler Herr. Und sonst sehr stolz,“ dachte er bei sich. „Aber — bei Sankt Georg!“ rief er unwillkürlich — „er war ja tief in die achtzig, als er starb?“ — „Und neunundsiebzig, als wir die Ringe tauschten im Dome zu Palermo.“ Sie schwieg. Friedmuth ließ einen milderen, fast mitleidigen Blick auf sie gleiten.

„Ich pflegte ihn gut: — das darf ich von mir rühmen. Kein Ritter, kein Troubadour, der nicht der jungen Fürstin Minnedienst gesucht hätte — der Kaiser lächelte dazu: — aber ich hieß bald ‚die Fürstin von Eis‘. Wohl fühlte ich mein Herz öde, eine brennend heiße Sehnsucht zog durch meine Seele! — Aber, bei der heiligen Jungfrau, es war kein Verdienst, daß ich die Treue wahrte, auch im Wunsch, im Gedanken nie verletzte: denn von den Hunderten, ja Tausenden, die sich mir nahe drängten: — nicht Einer hat mir einen Pulsschlag lang den Sinn beschäftigt. Der Fürst starb vor zwei Jahren. — Auf der Überfahrt von Cypern nach Akkon rief mich der Kaiser in sein Schiffszelt und sprach: — ‚Mein Töchterlein,‘ — er nennt mich gerne

so, ‚diesem Ritter vertrau' ich deinen Schutz auf der Fahrt.‘ Ich sah Euch an — und ich vertraute Euch: ein Mann wie einer der deutschen Buchenstämme, die ich nordwärts der Alpen bewundern lernte: stark und doch mild. Auf der Überfahrt trugt Ihr wenig Sorge um mich...—“ — „Ihr, Frau Fürstin, bedurftet deren nicht.“ — „Aber die armen Pilger, die, auf dem überfüllten Schiff zusammengedrängt, erkrankten, die hatten keinen treueren Pfleger als Euch; obzwar Euch kein Gelübde zwang.“ — „Ich bin ein Mensch: — ein Christ dazu. Was redet Ihr von Dingen, die man nicht anders thun kann.“ — „Das gewann Euch meine Verehrung, mein warmes, stilles Lob. Und als bei dem heftigen Südsturm das kranke Knäblein des armen Schifferknechts vom Decke der hochbordigen Dromone herabgeschwemmt ward von der wilden Sturzwoge und alle die Schiffsleute, die meervertrauten, unthätig in den schlingenden Wasserschwall schauten, — Ihr aber, der Sohn der Berge, in voller Rüstung ohne Besinnen hinabstürztet in das fast sichere Verderben: — da schrie ich laut auf vor Schreck und ach! vor Wonne, vor Stolz — auf den Mann, den allein unter allen — ich gelernt hatte, — sehr hoch zu schätzen! Der jähe Schreck, dann die heiße, ins Herz mir einschießende Freude lehrte mich: — Viel! — Und als man Euch, den halb Bewußtlosen, Erstarrten, — aber das Kind hattet Ihr nicht aus dem linken Arm, nicht von Eurer Brust gelassen! — an dem Seil heraufhob, das Ihr mit der Rechten gerade noch vor dem Versinken erhascht hattet . . . —“

„Da vergingen mir die Sinne. Ich wußte nur, der Bub' war in Sicherheit. Im Fieber sah ich dann wohl oft einen wunderschönen Engel über mich gebeugt, der Tag und Nacht nicht von meinem Lager wich, — mich pflegte, — mir den Heiltrank bot. Ich ahne jetzt . . .“ — Gio-

Friedmuth trieb den keuchenden Hengst gradaus: da, sowie dessen Vorderhuf auf die Palmzweige schlug, stürzte das Tier kopfüber nach vorn in die tiefe Grube. (Seite 460)

so, ‚diesem Ritter vertrau' ich deinen Schutz auf der Fahrt.‘ Ich sah Euch an — und ich vertraute Euch: ein Mann wie einer der deutschen Buchenstämme, die ich nordwärts der Alpen bewundern lernte: stark und doch mild. Auf der Überfahrt trugt Ihr wenig Sorge um mich...—“ — „Ihr, Frau Fürstin, bedurftet deren nicht.“ — „Aber die armen Pilger, die, auf dem überfüllten Schiff zusammengedrängt, erkrankten, die hatten keinen treueren Pfleger als Euch; obzwar Euch kein Gelübde zwang.“ — „Ich bin ein Mensch: — ein Christ dazu. Was redet Ihr von Dingen, die man nicht anders thun kann.“ — „Das gewann Euch meine Verehrung, mein warmes, stilles Lob. Und als bei dem heftigen Südsturm das kranke Knäblein des armen Schifferknechts vom Decke der hochbordigen Dromone herabgeschwemmt ward von der wilden Sturzwoge und alle die Schiffsleute, die meervertrauten, unthätig in den schlingenden Wasserschwall schauten, — Ihr aber, der Sohn der Berge, in voller Rüstung ohne Besinnen hinabstürztet in das fast sichere Verderben: — da schrie ich laut auf vor Schreck und ach! vor Wonne, vor Stolz — auf den Mann, den allein unter allen — ich gelernt hatte, — sehr hoch zu schätzen! Der jähe Schreck, dann die heiße, ins Herz mir einschießende Freude lehrte mich: — Viel! — Und als man Euch, den halb Bewußtlosen, Erstarrten, — aber das Kind hattet Ihr nicht aus dem linken Arm, nicht von Eurer Brust gelassen! — an dem Seil heraufhob, das Ihr mit der Rechten gerade noch vor dem Versinken erhascht hattet . . . —“

„Da vergingen mir die Sinne. Ich wußte nur, der Bub' war in Sicherheit. Im Fieber sah ich dann wohl oft einen wunderschönen Engel über mich gebeugt, der Tag und Nacht nicht von meinem Lager wich, — mich pflegte, — mir den Heiltrank bot. Ich ahne jetzt . . .“ — Gio-

Friedmuth trieb den keuchenden Hengst gradaus: da, sowie dessen Vorderhuf auf die Palmzweige schlug, stürzte das Tier kopfüber nach vorn in die tiefe Grube. (Seite 460)

conda wandte errötend das herrliche Haupt; eifrig fiel sie ein: „Nach der Landung drängte es mich, meine wogende, ringende Seele zu entlasten: ich hatte den Ring an Eurer Hand bemerkt! Ich mußte beichten. Den Kaiser hatte wegen des Bannes sein Beichtiger, der auch der meinige gewesen, verlassen. Da sandte mir der Gebieter den Bruder Sebastian, — halb im Scherz ließ er mir sagen, ich möge mit diesem Zugelaufenen einstweilen vorlieb nehmen: er habe gerade keinen bessern Pfaffen. Klug war der, auch gutmütig und mir sehr zugethan: aber allzu weltlich, zu unwissend, oft roh. Ich konnte ihm unmöglich beichten, nicht ihm sagen, daß ich Euch schon auf der Überfahrt kennen gelernt: mein Herz sträubte sich dawider. Er glaubte, damals, auf der Reiherjagd, hätte ich Euch zuerst gesehen: er lachte oft gutmütig spöttisch. Was lag mir daran? Aber ihm konnte ich nicht beichten! Nur einer lebte, dem ich mein Herz ausschütten, es rechtfertigen konnte: der waret Ihr selbst! Und da ich nun wähnte, Ihr selbst hättet mich hierher beschieden, Ihr ließet mir sagen . . . — oh wie jubelte da meine Seele auf! Grausam war die Enttäuschung! Aber ich danke dem Mönche doch dafür. Ich konnte Euch nun sagen, wie alles kam. Verwerft mich, wenn Ihr das nicht begreifen könnt." —

Erwartungsvoll sah sie zu ihm auf. Ruhig, unbewegt stand er vor ihr, mit klarem Blick sie betrachtend. „Verwerfen? Nein! Aber begreifen? Auch nicht! Ich versteh' all das nicht! Es ist, wie wenn Ihr arabisch zu mir sprächt. Ich weiß nicht," fuhr er leise, nachdenksam den Kopf schüttelnd, fort. „Ja ja! So muß es sein: es muß wohl etwas geben, was die andern Minne nennen, hohe Minne, volle Minne: und das mir völlig fremd und unlernbar! Ihr seid schön, sehr schön! das seh' ich wohl: das schönste Weib, das ich bisher erschaut. Und Ihr habt

auch, das fühl' ich dunkel, eine Seele, groß und tief und weit. Und es scheint ja — Ihr seid mir nicht abgeneigt. Aber — straf' mich der heilige Georg! — wäre Frau Wulfheid tot und begraben und ich wirklich frei: nie, niemals würde mir beifallen — ich kann mir das sowenig vorstellen, wie, daß mir auf einmal Flügel wüchsen und ich durch die Wolken segelte! — nie würde mir einfallen, je ein ander Weib zu nehmen. Und gäbe mir der Kaiser Cypern und Sicilia zur Mitgift, — ich spräche: Nein, ich will nicht." — „So mächtig, so treu über das Grab hinaus liebt Ihr Euer Ehgemahl! O die Beneidenswerte!" — „Nein! Das ist es nicht. Ich halte sie recht wert: aber das ist es nicht! Ich habe nicht nach ihr verlangt und würde, wäre sie tot, wahrlich nach keiner andern verlangen. Ich habe wohl kein Herz, das heißt kein minnegehrend Herz."

Da trat die schöne Frau dicht vor ihn und sprach, alle Kraft zusammennehmend, um ruhig zu scheinen: „Lebt wohl. Segen über Euch! — Ihr seht mich niemals wieder." — „O doch! Im Laufe des Kreuzzugs . . . — —"

„Ich kehre morgen — heute noch — zurück ins Abendland." — „Wohin?" — „In — ein Kloster." „Ah! — Wie schade!" meinte er gutmütig. „Beileibe nicht! So jung, so klug, so edel, so schön! Ihr schlagt Euch bald aus dem holden Kopf, was jetzt darinnen: — ‚lange Haar und kurzen Sinn', sagt man, haben schöne Frauen." Aber da richtete sich die Hoheitvolle stolz auf: „Schweig, Friedmuth! Lästere nicht, was du nicht kennst. Du Armer! Wahres Glück bleibt dir versagt. Ich — ich habe nur das Weh, das Sehnen kennen gelernt echter Liebe: und doch! dieser Schmerz ist mir — höchste Seligkeit! — Denn ich darf ihn tragen: um dich! Und ich vertauscht' ihn nicht, diesen Schmerz, um aller anderer Frauen Liebes-

glück! Du aber wisse: wahre Liebe kennt keinen Wechsel! Lieben: — das ist Ewigkeit! — Friedmuth, mein Friedmuth, der nie der Meine war und doch ewig, unentreißbar mein ist: o du mein armer Friedmuth: — lebewohl! —"
So schön war dieses Antlitz nie gewesen: tiefstes Weh der Seele, innigste, entsagungsstarke Liebe verklärte die edlen Züge mit heiligem Schimmer. Betroffen trat der Ritter einen Schritt zur Seite: der Vorhang des Eingangs rauschte: sie war verschwunden. —

Friedmuth vermochte nicht, ihr zu folgen. Wie träumend strich er mit der gepanzerten Hand über die kühle Stirn. „Das also war die Minne? Ja, ja! Das war sie wohl! War etwas Hohes — Edles! — Aber fast Unheimliches! — Lieber Himmelsherr und du, Sankt Georg, haltet mir das fern! — Laßt mich meine Lehnspflicht thun für Kaiser und Reich und meine Christenpflicht gegen jedermann. Anderes brauch' ich nicht, — will ich nicht! — Horch! Die Apulier stoßen ins Horn! — Sie reiten ab! — So reite auch ich zurück auf meinen Posten. Ich wollte, es setzte heute noch ein frisch Gefecht. Denn mir ist schwül. —"

Dreizehntes Kapitel.

Als der Ritter sich mit seiner kleinen Schar dem Lager näherte, fiel ihm auf, daß auf der die Straße beherrschenden Sandhöhe mehr als die drei von ihm hier aufgestellten Reiter Wache hielten: er sah wohl ein halbes Dutzend Helme sich scharf von dem tiefblauen Horizont der Wüste abheben. Und während er noch über die Ursache nachsann, sprengte einer davon eilfertig ihm entgegen.

Staub- und Sandwolken des Wüstenbodens verhüllten ihn, sobald sein Pferd aussprengte: so konnte ihn Friedmuth nicht erkennen, bis der Reiter dicht vor ihm hielt. Der sprang ab und umklammerte des Ritters Knie: erst jetzt erkannte dieser den heftig Bewegten. „Oswald!“ rief er und richtete das graue Haupt empor, das sich, wie von Schmerz niedergebeugt, an den Bug des Hengstes gedrückt hatte. „Oswald! Was hast du?“ — „Ach teurer Herr!“ — „Ist Übles geschehen? Wie ließest du mein Haus, die gute Fragsburg?“ — „Sie steht unversehrt.“ — „So ist der Berg gerutscht? Ist die Etsch ausgetreten?“ — „Nein. Aber — Frau Wulfheid —“ — „Was ist mit meiner Hausfrau?“ — „Tot ist sie, Herr, gestorben und begraben!“

Mit einem Sprung war Friedmuth aus den Bügeln und stand neben dem Alten. „Tot? Frau Wulfheid? Unmöglich!“ — „Doch, lieber Herr.“ — „Die Lebensstarke! Sie wollte leben und starb doch? Was konnte sie bezwingen?“ — „Der stärkere Tod! Auf einer Eberjagd . . . —“ — „Wie? Ich hatte ihr scharf verboten, je wieder dies männische Werk zu üben, seit sie schon einmal der Eber gehauen.“ — „Ich wagte, sie Eures Verbotes zu mahnen. Und sie liebte ja gar nicht die Jagd. ‚Schweig, Knecht,‘ herrschte sie mich an. ‚Die Weizenfelder da unten an der Etsch sind mein: mein vorbehalten Frauengut. Und wenn Herr Friedmuth auch — leider! — allzu gering das Gut achtet, — das Sach,‘ sagte sie: es war ihr Lieblingswort . . . —“ — „Ja, das war es.“

„‚Ich sehe streng auch auf die Pfennige. Denn aus den Pfennigen wachsen Schillinge. Es ist nicht mehr zu tragen, daß die Wildsauen, aus den Etschsümpfen einbrechend, unseren besten Weizengrund zerwühlen! Die Knechte beschaffen nichts ohne das Auge der Herrin. Ich

muß zum Rechten sehen.' Und sie befahl: — Ihr wißt: es gab nicht Widerspruch gegen ihr Wort. — So zogen wir, ich und Oswin, mein Sohn, mit den vier Knechten, und mit den Suchhunden und den Stellrüden am andern Mittag hinaus, die Herrin uns allen voran, den Schweinsspeer in der Faust. ‚Wenn das Herr Friedmuth wüßte,' sagte ich vorwurfsvoll, ich ritt zunächst hinter ihr. ‚Er hat's so streng verboten!' Da wandte sie sich und rief mir zu: ‚Ich thu's ja doch — für ihn! Daß er stolz und reich erscheine unter den Landesrittern. Nicht für mich spar' ich, hauf' ich und wahr' ich, nur für ihn mehr' ich das Sach' —: das war ihr letztes Wort auf Erden." — „Mach's kurz! Der Eber traf sie zu Tode?" — „O nein, Herr! Kein Hauer kam ihr nah! Es war ganz wundersam. Nicht ein wildes Tier, auch kein Sturz vom Pferd, — ein Schlagfluß wohl hat sie getötet. Sie gab dem Roß . . ." — „Welches ritt sie?" — „Die Schwalbe. — Sie gab den Sporn und sauste den Knechten voran, nachdem der Suchhund Sauen aus dem Sumpfland der Etsch aufgestört, wo sie während der heißen Mittagszeit bis an den Rüssel tief in Wasserlöchern liegen. Ein mächtig Tier stand hoch und nahm nach kurzem Gang die Stellrüden. Die Frau sprengt hinzu: auf Speerwurfsweite von dem umstellten Wild holt sie aus, schwingt den kurzen Schaft und — sinkt mit einem gellenden Schrei rückwärts vom Gaul: sie war wieder — gegen Euer Verbot! — rittlings auf dem Sattel gesessen. Ich fing sie auf: leblos! — Die Augen waren halb geöffnet: — sie hat kein Wort mehr gesprochen, — bis sie ins Grab getragen ward." — „Also ein Blutschlag? Oder was war es?" Der Burgwart schüttelte den grauen Kopf: „Ich kann's nicht sagen. Wir haben gar nichts wahrgenommen an der Leiche." — „Die Leiche! Ich kann's nicht denken!" — „Mühsam trugen wir sie

auf unseren Speeren den Felsensteig hinan. Wir riefen alsbald den altweisen Priester Markulf aus dem Cistercienserhause zu Meran: der hat ja lang in Welschland gelebt und zu Salern die Heilkunde gelernt: denn wir wollten doch wissen, wodurch die Herrin so plötzlich gestorben. Aber der war eben hinaufgeholt nach der Burg Tirol, wo das Söhnlein Herrn Albrechts in schwerem Fieber lag: so kam an seiner Statt einstweilen nur sein Schüler, der junge Mönch Alderich. Wir waren aber froh auch um den, auf daß er, ein Mann Gottes, wache bei der Leiche: denn wir Knechte, wir fürchteten die Tote, wie wir die Lebende gescheut. Er meinte, wie er kam und alles vernahm und auch das hörte, daß Ihr der Frau die Eberjagd verboten und das männische Reiten, der Himmelsherr habe das gesendet, als strenge, aber gerechte Strafe, weil sie, wie so oft, ihres Eheherrn Willen nicht befolgte." — „Dummer Pfaff!" — „Ja, ja, er meinte, bei dem jähen Tod, ohne Vorbereitung, ohne Sakramente — sie hatte seit zwei Monden nicht mehr gebeichtet — werde sie wohl ein paar Jahrzehnte in die Fegeflammen . . . —" Da zuckte Friedmuth schmerzlich auf. „Zumal sie doch auch Euch, ihren gütigen, milden Eheherrn recht, recht viel durch Jähzorn gequält habe und heftig wildes Wesen und durch Trotz." — „Was geht das den frechen Priester an? Ich verzeihe ihr von ganzem Herzen! Und wenn das nicht hilft, — Seelenmessen will ich für sie lesen lassen — so viele, daß . . . — von Jahrzehnten sprach er?" „Jawohl," nickte der Alte. „Nun, lieber Herr, vielleicht ist's nicht ganz so schlimm. Ihr wißt ja, die Verstorbene war ein wenig scharf und hart mit allen Leuten: Neigung und gute Meinung der Menschen hat sie nicht viel gehabt. Auch den Alderich hat sie manchmal unsanft fortgewiesen, kam er bettelnd für sich oder für seine Kranken. Vielleicht kommt

Frau Wulfheid doch gelinder ab." Aber Friedmuth sann einstweilen schon über ganz anderes. „Soll ich den Kaiser angehen um das Geld? Den Ring verwerten? — Nein! Ich verpfände das Geleitrecht nach Bozen. Es trägt wohl siebzig Schillinge. Ich stifte ein ewig Licht ins Kloster zu Sonnenburg. Die frommen grauen Schwestern dort sollen sie mir aus dem Fegefeuer beten Tag und Nacht. — Und sie hat wirklich gar nicht mehr gesprochen?" — „Nicht mehr geschnauft hat sie! Ich habe immer wieder das Ohr an ihren Mund, an ihr Herz gelegt, — denn wir wollten's nicht glauben, die Stattliche sei tot. Und sie sah noch den zweiten Tag ganz unverändert aus, als wolle sie gleich aufspringen und wieder ihr laut Befehlwort rufen durch die Burg. Aber am Abend des zweiten Tages gebot der Mönch, sie hinabzubringen in die Gruft. Denn die übeln Wichte von — nun von dort her, wo — wo die Engel Hörner tragen — fahren leicht in eine Leiche, die noch in der zweiten Nacht uneingesegnet liegt. So trugen wir denn die strenge Frau hinab in die Burgkapelle. Da ward sie aufgebahrt auf schwarzbehangenem Gerüst. Stolz, drohend, zorngemut sah sie noch im Tod auf uns. Den traurigen Zug machte ich noch mit. Aber von der Bahre weg eilte ich — gerade sank die Sonne — in den Hof, sprang auf mein vorher gesattelt Roß, eilte gegen Bozen und dann nach Trient und Venedig, Euch sobald als möglich aufzufinden. Wußte ich doch, daß Ihr auf Nachricht von der Heimat harrtet. Und nun muß ich Euch solche Nachricht bringen!" — „Und wann war das? Wann starb sie?" — „Am zweiten Tage vor Sankt Johannes des Täufers Tag: wir hatten schon das Holz für das Sunnwendfeuer aufgeschichtet." — „Gott, so viele Monate schon, da ich noch an die Lebende dachte! Nun hat die Frau doch all dies so arg geliebte, so scharf gewahrte Gut

hergeben müssen. Nicht mir! Ihren Vettern! Die werden wohl nicht gesäumt haben, zuzugreifen! — O hätte sie doch, auch wenn ich fern war, dem fahrenden Spielmann manchmal einen Krug Wein gegönnt." „Zumal aber das Burggesinde minder knapp gehalten," brummte der Alte vor sich hin. „Arme Frau!" Und er schüttelte den Kopf. „Wie schade um so viel Trefflichkeit!"

Unter solchen Reden stiegen sie langsam die Anhöhe hinan: Friedmuth hatte dem klugen Hengst, der von selbst folgte, die Zügel über den Hals geworfen. Oswald führte den eigenen Klepper am Zaum, hin und wieder seinem Herrn Antwort gebend auf kurze Fragen über einzelne Umstände, die dieser, aus seinem Nachsinnen aufschauend, an ihn richtete.

Weiter rückwärts ritt Hezilo langsam nach. „Hm," meinte der, „er trägt es ruhiger, als ich gemeint. Wie wenn er im Gefecht einen recht tapferen Waffengenossen verloren hätte: — aber nicht Herrn Hermann oder Herrn Walther. — O Trinelein, wenn du mir gestorben wärst!"

Vierzehntes Kapitel.

Der Witwer behielt nicht Zeit, seinen Gedanken lange nachzuhängen: sein Wunsch nach einem frischen Gefecht sollte sich rascher erfüllen, als er hatte hoffen können. Kaum war er im Lager angelangt, da jagte von den Vorposten her ein Bote mit der Meldung, zahlreiche arabische Reiter umkreisten und bedrängten hart das kleine Häuflein der Vorhut. Es waren berittene Bogenschützen, deren Pfeile, gefiedert mit den Federn des Kranichs, aus großer Ferne

trafen und oft durch Schild und Brünne drangen. Die Abendländer scheuten gerade diese unfaßbaren Feinde: die Mitte hielten diese stets zurück, nur beide Flügel schwärmten vor, ihre Geschosse entsendend: sprengten nun die vollgerüsteten Franken auf ihren schweren Hengsten gegen die Plagegeister an, so waren diese weißen Flattermäntel im Nu zerstoben, gleich vom Sturmwind entführten Federn.

Friedmuth hatte den Ritt nach dem Schlosse, das ja hinter den deutschen Stellungen lag, in ganz leichter Rüstung unternommen. Nun gebot er Hezilo, ihm behilflich zu sein, sich rasch zu waffnen. Er fuhr zuerst in den ärmellosen Unterwaffenrock, ihn über Haupt, Brust und Arme streifend, denn im Morgenlande trugen die Ritter, der Hitze wegen, nicht Unterkleid, Rüstung und hierüber Waffenrock, sondern diesen am Leib und auf diesem den Panzer. Darüber zog er dann den Panzer, mit Schuppen für die Arme und mit Schuppenhandschuhen, auf der Brust geschützt durch Kettenringe, die bis zum Gürtel reichten. Daran schlossen sich Ringschuppen in Maschen von den Hüften bis an die Knöchel. Hieran wurden geschnürt die starken Lederschuhe mit den langen Stachelsporen; das mächtige Hiebschwert ward mit der Schwertfessel locker um die Lenden gegürtet. Über das Harsenier, die Schuppenhaube, die Kopf und Hals, Schultern und Nacken schleierartig umzog, stülpte er den schweren Glockenhelm: die Gupfe oder Hirnhaube, die man zunächst über dem Haupt trug, hatte Friedmuth im heißen Morgenland abgelegt.

Nun führte Oswald das Streitroß vor: — zum Ritte nach dem Schlosse hatte das Reiseroß gedient — „Falka“ war ganz verdeckt von der „Cuvertiure“, einem Pferdekleid, das, mit eisernen Ringen verstärkt, an dem ledernen, im Rücken hoch erhöhten Sattel festgeschnürt, hinten viel

länger als vorn, die Brust ganz frei lassend, das Tier zu beiden Seiten umwogte.

Friedmuth schwang sich in voller Rüstung in den Sattel und ließ sich nun den langen Schmalschild reichen, der, wie sein Helmdach, die drei goldnen Sterne im blauen Felde zeigte: er warf ihn vorläufig an der Schildfessel auf den Rücken. Dann ergriff er die mächtige Lanze, diese zehn Fuß lange Stoßwaffe mit der blattförmigen, zweischneidigen, halbfußlangen Spitze.

„Vorwärts!“ befahl er. — —

Die Sonne war nun gesunken: es ward sehr rasch dunkel. Während Friedmuth, gefolgt von Hezilo, an der Spitze seiner Inn- und Etschthaler aus dem Lager sprengte, tummelten, die Lanzen schief über den Rücken geschnürt, zwei Führer der Wüstenreiter die windschnellen Rosse wie im Spiele hinter der Reihe der Ihrigen hin und her. „Du hast,“ fragte der ältere, „doch selbst nachgesehen? Es ist doch tief genug gegraben?“

„Du weißt, Oheim Emid, wir fangen in unserer Heimat in solchen Gruben den Löwen. Nicht der König der Wüste vermöchte von der Sohle des Trichters im Sprung den Rand zu erreichen.“

„Und das Gestrüpp?“

„Nicht meinen leichtfüßigen Berber würde es tragen, geschweige das plumpe, gepanzerte Roß des gepanzerten Franken.“

„Gut! Bei Allah — wir müssen ihn haben: — er allein hat uns den ganzen Plan des Überfalls verdorben. Er ist wohl einer der allervornehmsten der Franken. Für ihn wird der Kaiser willig meinen Bruder, deinen Vater, freigeben. Habt acht! Da ist er schon.“

Friedmuth hatte nun seine weichenden Vorposten erreicht. Sowie diese den geliebten Führer gewahrten und

die Verstärkung, die er ihnen zuführte, hielten sie Stand und sprengten unter dem Kriegsruf: „Christus der Herr!“ mutig wieder gegen die Feinde vor. Sofort prallten diese, ihre leichten Rosse herumreißend, zurück, im Fliehen nochmals ihre Bogen abschießend. Neben Friedmuth stürzte, einen Pfeil in der Stirn, einer seiner Etschthaler Vögtlinge, der Zeidler von Hafling. —

„Wartet! Steht doch, ihr feigen Heiden!“ rief der Ritter in der Lingua franca. Es trieb ihn das Herz, den Schmerz um Frau Wulfheid und allerlei Gedanken in grimmen Stößen loszuwerden. Heftig spornte er das Roß: schon jagte er durch die Reihe der Vorposten hindurch, weit den Seinigen voran. „Halt, lieber Herr, halt! Nicht allein soweit vor,“ warnte eine Stimme. Es war Hezilo, der einzige, dessen Roß zu folgen vermochte. Aber Friedmuth war zornig: er hörte nicht den Ruf des Treuen: er sah zwei feindliche Führer — die reich in Gold strahlenden Waffen, die hohen weißen Straußenfedern über dem beturbanten Schuppenhelm machten sie kenntlich, — die, ungleich ihren fliehenden Scharen, ihn ruhig erwarteten. Sie hoben die Wurfspeere und ritten im tänzelnden Trabe langsam gegen ihn vor. Friedmuth deckte sich mit dem schmalen Schild, ihn zum Halse hinaufzuckend, legte den Speer ein, nicht in der Höhe der Hüften ihn fällend, sondern zu besonders gefährlichem Stoße, bis dicht unter die Achselhöhe ihn hebend, um den Feind recht hoch oben zu treffen und so desto leichter aus dem Sattel zu stürzen; er hob sich in den Bügeln und sprengte mit der vollen Wucht des starken Rosses gegen jene an, froh des Zusammenstoßes.

Aber pfeilschnell wandten beide die Pferde herum und flohen: nach rechts ausbiegend, nicht ihrem links enteilenden Häuflein folgend. Grimmig setzte der Ritter nach.

Er sah gerade vor sich, zwischen den Ohren des Pferdes durchblickend: auf der Erde lag ein Haufen dürrer Palmzweige oder anderen Gestrüppes, die Dunkelheit ließ den Erdboden kaum mehr erkennen: die beiden Flüchtlinge bogen links und rechts um die kreisähnliche Anschwellung, jenseits derselben wieder zusammentreffend. Friedmuth trieb den keuchenden Hengst gradaus: da, sowie dessen Vorderhuf auf die Palmzweige schlug, stürzte das Tier kopfüber nach vorn in eine tiefe Grube: — krachend flogen Splitter und wirbelnd dürre Halme empor. — Hezilo sah seinen Herrn plötzlich verschwinden. Mit bangem Angstschrei jagte er gegen die Grube heran.

Plötzlich war er von sechs Reitern umringt: die beiden Führer hatten mit laut gellendem Ruf die verstellte Flucht der Ihrigen gehemmt: eine Schnur flog um seinen Hals, eine Bleikugel schlug an seine Schläfe, unterhalb der Schuppenhaube: er fühlte noch, wie er vom Pferde gerissen und quer über einen Sattel geworfen ward. Dann schwanden ihm die Sinne. Sofort stoben die Saracenen wieder davon, in die Wüste hinein.

Als die Deutschen die Stelle erreichten, wo sie Friedmuth und Hezilo hatten verschwinden sehen, trafen sie nur Hezilos Pferd, dessen Sattelgurt zerschnitten war; die Sturmhaube und der Sattel lagen neben dem Tier auf dem Sand: es schnupperte mit weitgeöffneten Nüstern nach Südosten. Sie eilten weiter vor, nach rechts: der alte Oswald zuerst entdeckte eine tiefe trichterförmige Grube, über welche Palmzweige und Gesträuch gebreitet lagen. Ohne Besinnen stieg er ab und sprang hinein: da lag der treue Hengst mit gebrochenem Genick, den ganzen Boden der nach unten schmaler werdenden Grube füllend: darüber der zerbrochene Speer des Ritters und sein aus dem Mundloch der Scheide geglittenes langes Schwert: die Spitze fehlte: — der Rest

der Klinge war ganz blutig. Von dem Rande der Grube nach Südosten zog sich eine sehr starke Blutspur zwischen den Huftritten zweier arabischer Rosse hin: Oswald und die Reiter folgten der Spur, bis die volle Dunkelheit der Nacht sie nicht mehr erkennen ließ. Dann kehrten sie in das des Führers verwaiste Lager zurück, tieftraurig bis ins Herz hinein. Denn Friedmuth hatten alle lieb gehabt.

Zweites Buch.

Hezilos und Böppeles Abenteuer.

Erstes Kapitel.

Zwei Jahre waren ins Land gegangen, seit Herr Friedmuth und sein getreuer Hezilo verschwunden waren aus den Augen der Ihrigen. Längst waren der Kaiser und sein Heer aus dem Morgenlande zurückgekehrt.

Da ging an einem wunderschönen Sommerabend in dem wunderschönen Thal, „das Etsch und Passer, zwei Silbergürteln gleich, umhegen," im Thale von Meran, die Sonne so herrlich zu Golde, wie es vor anderen jener gesegneten Landschaft lieblich Eigen ist.

Zauberhafte Farbentöne hatten von der sinkenden Glanzscheibe aus oder um sie her den Himmel, die Berge, die üppigen Mittelhöhen der Hügelgelände, die beiden Flüsse und deren Thalgrund erfüllt: vom wärmsten Gold, durch glühendes Rot bis ins immer noch stark rot durchwärmte Violett.

Der Wiederschein im Osten, zumal im Südosten, wo die Mendola, wie von Sehnsucht gezogen, gen Italien hinabneigt, erfüllte den ganzen Himmel mit prachtvoll leuchtender, lodernder Glut.

Auf der Höhe im Osten von Meran, wo dermalen

Schloß und Gehöft Goyen zwischen Schänna im Norden und der Fragsburg im Süden ragen, standen damals ein paar niedrige, strohbedeckte Bauerhütten. Sie waren samt dem zugehörigen Wein-, Acker- und Wiesenland dem Bistum Chur zu eigen und an Hintersässige ausgeliehen, die zwar persönlich frei, — nicht leibeigne Knechte und Mägde — aber doch „Vögtlinge" des Bistums und von dem Bischof und dessen Vogt streng abhängige Leute waren. „Ze Goyen" hieß damals die Siedelung: — nicht viel anders schon in den Tagen, da Ostgoten auf dem nahen Iffingerberg lebten: denn bereits zur Römerzeit krönte jenen wunderbar schönen Hügel eine »villa Gajana«: und die Winzer, die dem Rebgarten Halt und Stütze aufbauten aus allerlei zerbröckeltem Gestein und Mauerwerk, das in großen Mengen den Boden auf der Krone der Höhe bedeckte, ahnten nicht, daß sie die Ziegel altrömischer Grundmauern und Hypokausten übereinanderschichteten.

Vor der kleineren dieser Bauerhütten stand oder lehnte an einer solchen niedrigen Weinbergmauer, welche ihr nur bis unter die Brust reichte, ein junges Mädchen von fast noch kindlicher Gestalt. Den Rücken dem Hause zugekehrt, schaute die Kleine, über die Mauer gebeugt, eifrig der sinkenden Sonne nach: sie hatte die beiden Ellbogen, die nackt aus den Kurzärmeln des dunkelbraunen Wollhemdes ragten, auf die obersten Steinplatten des Gemäuers gestützt und das Kinn auf die beiden umschließenden Hände gelehnt: zwei dicke, breitgeflochtene gelbe Zöpfe fielen über den zierlichen Nacken, das grüne, rotgeränderte Mieder und das Hemd, das unterhalb des Mieders wieder hervorkam und bis auf die Knöchel der bloßen Füße reichte. So tief versunken war die Jungfrau in ihr Sinnen und Ausschauen, daß sie es gar nicht merkte, wie die zutraulichen kleinen Eidechsen, die alles Gestein jener sonnigen Gehänge

beleben, auf der breiten, noch ganz sonnenwarmen Mauerbrüstung dicht an ihren Armen vorüberhuschten. Lange, lange blickte sie so regungslos, sprachlos vor sich hin — in die rotgoldene Pracht des Abendgewölks. Endlich seufzte sie tief auf: „O Frau Sonne, liebe Herrin! Bring' ihn mir wieder! Dir hab' ich ihn befohlen, dir, der heiligen Katharina und zumal der heiligen Gertraud. Denn an deren Tag und unter deren Geleit zog er einst davon — da hinab — — gerade dorthin! Noch seh' ich ihn, wie er da um die Ecke des Weinbergs bog! Noch einmal sah er um und winkte grüßend mit der Hand: — und verschwunden blieb er von Stund an für so viele, viele Tage! Und habe doch jeden Morgen und jeden Abend gebetet auf den Knieen zu Sankt Gertraud, die ganz besonders in Schlacht und Kampf den Männern beispringt; und habe das Steinbild der heiligen Jungfrau mit Kränzen geschmückt und mit Sträußen, so lange es Blumen gab. Und wann es keine mehr gab, mit den schönsten Schnüren von roten Vogelbeeren. Und alles umsonst! Und andere, sogar solche, die viel später fortgezogen sind als Herr Friedmuth und Hezilo, sind schon lange wieder zurück: der Ferge von Lana und der Hübner von der Töll! Ach und von Herrn Friedmuth und von Hezilo keine Spur, keine Kunde!" Die Kleine sah nun die hellsten Sonnengluten wie gedämpft: denn Thränen traten ihr in die blauen Augen und liefen langsam, langsam über die runden blühenden Wangen des Kindergesichts.

Zweites Kapitel.

„Trinele!“ rief da eine Männerstimme von der Thüre des Hüttleins her. — „Gleich, Vater!“ antwortete sie, wischte sich rasch die Augen und sprang zurück an das Haus.

Da stand auf der Schwelle ein alter Mann, hochgewachsen, mit den edeln Zügen, dem langgestreckten Antlitz, dem tiefernsten Ausdruck, der so vielen Bauern des Burggrafenamtes Tirol, in scharfem Gegensatz zu der bajuvarischen Bevölkerung der Nachbarthäler, eignet: vielleicht ein Erbteil der Ostgoten, die, nach dem Fall des Heldenkönigs Teja in der Mordschlacht am Vesuv, gemäß Vertrag mit Narses freien Abzug über die Alpen „zu andern Barbaren“ sich ausbedungen und ausgeführt haben. Wie er so da stand, von der Abendsonne beleuchtet, die hochragende Gestalt vom Alter nicht gebeugt, barköpfig, das edelgeformte Haupt umrahmt von glänzend weißem Haare, das er in schlichten Strähnen herabfallen ließ, als seiner Freiheit Zeichen, ungeschoren, nur über der halben Stirn wagrecht geschnitten, die Brust nicht ganz verdeckt von dem groben braunen Wollrock, der die Kniee nicht erreichte und durch einen schmalen Gurt von Bocksleder um die Hüften zusammengehalten ward, während enge Hosen von gleichem Stoff ihm bis an die Kniee reichten, schien er, die blitzende Sense, einem Speere vergleichbar, über die linke Schulter gelehnt, die Rechte nach seinem Kinde ausgestreckt, wie aus alter Reckenzeit übriggeblieben.

„Da! Setze dich zu mir,“ sprach er nun, die Sense ablegend; und mit der mächtigen, von schwerer Arbeit gehärteten Handfläche ihr Haupt und Haar streichelnd, zog

er sie zu sich nieder auf die Holzbank, welche, wie um die Süd- und Ostwand, auch um die Westseite des Häusleins gezimmert war. „Ich habe dir die Abendmilch und das Speltbrot mit herausgenommen — sieh hier, auf dem Steine —, da du wieder nicht. auf das Meierglöcklein achtetest, das die Knechte und Mägde von der Arbeit zu dem Rundtisch rief. Du hast wieder einmal deinem Buben nachgesehen — nachgesonnen — nachgeweint! Nein? Ja, die Augen sind jetzt wohl trocken! Aber da — das Hemd links und rechts vom Kinn, — das ist ja noch naß." „O Vater!" rief die Kleine, stellte hastig den Napf Milch nieder, den sie hatte zum Munde führen wollen, und warf sich, laut aufschluchzend, an des Alten Brust. — „Nun, nun, er wird wohl noch leben, dein weißköpfiger Bub." — „Ach, ich glaub's kaum mehr! Denk' doch nur, was da alles auf solcher Fahrt einen braven Christenmenschen treffen kann. Es ist ja grausam, was die Männer erzählen, die drüben gewesen über dem großen, großen Wasser." „Und — trotz allem — glücklich heimgekommen sind, dank den Heiligen. Wird wohl leicht auch ein weniges Gelogenes darunter sein," meinte der Alte, gutmütig tröstend. — „O Vater, nein! So schlecht ist doch kein Christenmensch, daß er das achte Gebot verletzt, gerade wann er vom heiligen Land erzählt." — „Weiß nicht! Ich kenne einen, der könnte wohl auch darüber aufschneiden, daß die Bänke krachen." — „Den von Boblingen, den Böppele, meinst du," und sie mußte ein wenig lächeln mitten unter ihren Thränen. „Ja der! Aber so einen Schwänkemacher läßt der liebe Gott nicht zweimal herumlaufen auf dem Erdboden. Und weißt du denn nicht mehr, wie der Ferg von Lana erzählt hat, daß schon in Welschland drüben, wo sie sich einschiffen, oft so giftige Fieberluft weht, daß gar viele erkranken und sterben, bevor sie nur das Schiff

besteigen? Dann die Stürme auf der Meerfahrt — Wellen, hoch wie Kirchenmauern! — und in den Wassern, den abgrundtiefen, Haifische, die den Schiffen, fraßgierig, folgen. Und verborgene Klippen! Und Seeräuber! Und sind die frommen Pilger dem allem entgangen, dann drüben die furchtbare, lange, lange Wüste, wo es nichts giebt als Sand und einen bösen Wind, der den Sand haushoch aufschüttet, Roß und Reiter und Lagerzelt begrabend. Und die grimmen Heiden auf ihren pfeilschnellen Rossen mit vergifteten Pfeilen! Und Schlangen giebt es auch! Und . . .—" — „Schöne Weiber, Trinelein, viel schönere als eine Bauerstochter an der Etsch." „Nun, die thun aber nichts!" sagte die Kleine ganz unbefangen. „Die fechten doch nicht mit? Wie die Bergriesinnen thun werden, nach der alten Weissagung, wann der Antichrist gegen Elias streiten wird im Rosengarten König Laurins zu Algund und wann die Welt in Feuer aufgeht an dem jüngsten Tage. Was schaden die Heidinnen dem Hezilo?" — „Dem Hezilo nicht: — aber vielleicht dir, Trinelein." Mit großen Augen sah ihn das Kind an: „Mir — hier? — In Goyen? Der Zauber müßte weit fliegen! Und wie wissen denn die Heidinnen, daß ich lebe? Und was hätt' ich ihnen zuleide gethan, daß sie mich verzaubern möchten?" Da sprach der Alte wehmütig: „Du könntest einem das Herz springen machen vor Harm! — Wenn es wahr wäre . . .! —" Und er senkte das Haupt auf die Brust. „Wenn was wahr wäre?" forschte die Kleine, hastig aufspringend. „Vater, was soll wahr sein? Du weißt etwas — o Jungfrau Maria! — du weißt was von ihm und willst mir's nicht sagen! Er ist tot? Er ist gefallen? — Oh, ich bitte dich, sag's mir! Sag's — mit aufgehobnen Händen bitt' ich dich!"

Und sie warf sich vor ihm nieder auf die Kniee und

hob die beiden Hände mit fest ineinandergeschlungenen Fingern zu ihm empor. „Nicht tot! Nicht gefallen," beschwichtigte der Alte und hob sie sanft vom Boden auf. „Bei Sankt Johannes dem Täufer, meinem Schutzpatron im Leben und bei dem Gerichte Gottes." — Da beruhigte sich, bei solcher Beteuerung, das Mädchen. — „O weil er nur lebt! Nun, was aber denn sonst? Verwundet? — Krank! — Im Haus der frommen Ritter?" Der Alte schüttelte den Kopf. „Ganz gesund und frisch ist er!" — „Warum kommt er dann nicht heim? Wie die andern alle: — der Kaiser soll doch schon lange wieder zurück sein." — „Aber Herr Friedmuth fehlt. Und niemand glaubt, daß er noch lebe, — sagt der Böppele." „Hast du den Böppele gesprochen? — Der war ja auch in des Kaisers Heer! Hat der meinen Buben gesehen?" — „So rasch kann ich nicht hören, — geschweige antworten — wie du fragen kannst! Also: alles der Reihe nach. Ja, der Böppele ist zurück. Ich hab' ihn nicht gesehen: — aber der Gevatter, der Thorwart von Meran." — „Der Zingilo? Wo? Wann, Vater?" — „Gestern Abend. Da ist der Böppele mit einem Geleitbrief des Rates von Bozen und vier Saumrossen mit Wein durch Meran gekommen —" — „Und der hat meinen Hezilo gesehen? Gesund und unverwundet?" — „Ganz frisch und gesund: aber —" — „Nun, aber?" „So halb und halb — gefangen!" „O barmherziger Heiland," schrie das Mädchen und fuhr mit beiden Händen in ihr Haar. „Gefangen von den Heiden! Ach und sie sollen die Gefangnen lebendig begraben, oder von ihren Rossen zerreißen lassen, oder — o ihr Heiligen! Mein armer Bub!" „Schrei nicht so wüst! Deinem Buben geht es ganz gut. Viel besser, viel lustiger als dir: — und mir," fügte er seufzend, leiser, bei, „der ich ihr das beibringen soll. — Er ist nicht so recht gefangen wie andre —

kriegsgefangen. Er, — er kann nur nicht fort." — „Warum? wer hält ihn, wenn nicht Zwang?" — „Die stärkste Zwingerin, wie Herr Walther sagt: die Minne." — „Die Minne? Die Liebe — unsern Hezilo — meinen Hezilo? Die Liebe hält ihn? Nein, herführen wird sie ihn, auf Flügeln, rasch wie die Schwalbe, zu mir." — „Ja, — wenn er aber — eine andre liebt?" Da richtete sich das junge Mädchen hoch empor, sah ihrem Vater, leuchtenden Blickes, in die Augen und rief: „Das ist nicht wahr!" — „Ich glaub's auch nicht von dem Buben." „Es ist nicht möglich, sag' ich dir!" wiederholte fast drohend die Tochter: — das Kindliche ihres Wesens war nun ganz gewichen. „Wer hat's gesagt?" — „Der Böppele!" — „Der Böppele lügt!" — „Ja, ja! Oft lügt er schon. Aber manchmal sagt er doch auch die Wahrheit. Und diesmal . . .—" — „Wem hat er es gesagt?" — „Dem Thorwart, dem Gevatter. Und den hab' ich jetzt gerade gesprochen. Er kam herauf, nach seinem Rebgarten zu sehen an der Naif. — Ich traf ihn dort: ich mähte unsern Grummet an dem Naifenbühl." — „O Vater — Vater — erzähl' es — o jedes Wort! — aber genau: so wie man das Vaterunser sagen muß." — „Der Böppele ist über Nacht geblieben in Meran, hat bei dem Thorwart selbst seine Weinrosse eingestellt. — Er ist nämlich wieder, wie vor Jahren, Weinschenkwirt zu Boblingen im Schwabenland geworden. — Und hat dem Gevatter viel erzählt von allem, was er gesehen, erlebt, und ausgestanden. Das meiste, meint der Zingilo, war gelogen und übertrieben. Aber als der Wackere ihn fragte, ob er nichts von Hezilo und vom Fragsburger erfahren habe, oder von Herrn Walther, da sagte er: Herrn Walther habe er vor kurzem in Brixen gesprochen." — „Dank den Heiligen! So lebt er, der brave, liebe, kluge, frohe Herr? Aber Hezilo . . .? —"

„Vom Fragsburger hab' er nichts sagen wollen, trotz allem Drängen des Gevatters." — „Ja, ja: wegen der Geißelung, die einem auf der Fragsburg droht, wenn einer von dem Vogt berichtet, was man dort nicht gerne hört: — das ist ja weit und breit bekannt geworden. — Aber mein Hezilo?" — „Hezilo hat er im Morgenland gesehen, gesprochen: aber zuletzt als Sklaven — nein, Freigelassenen einer — Heidenprinzessin." „Freigelassen? — Dann käme er zu mir." — „Ja: — sie haben ihn freigelassen — nur unter einer Bedingung." — „Welcher Bedingung?" — „Daß er sie heiratet." Da erbleichte das Mädchen: — tief holte sie Atem: „Woher weiß das der üble Landfahrer?" forschte sie dann nach langem Schweigen. — „Auch er ward von Heiden aufgegriffen und in die gleiche Felsenburg gebracht, wo Hezilo — allein, ohne Herrn Friedmuth — festgehalten war. Auf Hezilos Fürsprache ward der Böppele freigegeben."

„Soviel gilt der gefangene Knabe bei der Heidin?" fragte Katharina und tiefe Trauer zog über ihr Antlitz. „Soviel!" — „Ja, sehr viel. Der Böppele durfte nicht viel mit ihm reden, — aus Argwohn der Heiden, er möchte mit Hezilo die Flucht planen. Denn die junge Fürstin hat gedroht, alle Wächter zu kreuzigen, falls sie ihren Liebling entspringen ließen." — „Ihren — Liebling!" — „Ja Und Hezilo trug die allerschönsten, reichsten Kleider der Heiden: Kopftücher von Seide und weite Hosen, fast wie Weiberröcke, und spitze weiche goldgestickte Schuhe. Und er aß von goldnen Schalen. Und sechs Mohrenknaben dienten ihm. Und die Prinzessin hatte ihm erbeuteten Wein bringen lassen, — teuren Wein! — er gab Böppele davon — und die Heidin schenkte selbst den Becher ein und kredenzte ihn dem Buben."

„Ist sie schön, diese Prinzessin?" fragte Katharina.

Glut schoß ihr in die Wangen. „Ja, danach hab' ich wirklich nicht gefragt! Und so weit wäre ja alles ganz gut bestellt für den Buben: und wir, die wir ihn lieb haben, wir müssen uns freuen über all das!" — „Freuen? Müssen uns freuen?" — „Nun freilich. Er lebt, er ist gesund, er ist heil! — Was hättest du vor einer kleinen Weile darum gegeben, hättest du das von ihm gewußt?" — „O Vater, du hast recht! — Ich bin — ich war so undankbar! — Ich war — ich dachte nur an mich, nicht an ihn. O das war schlecht von mir!" — „Ja, das heißt: damals — vor vielen, vielen Monaten — lebte er gesund und frisch. Jedoch ... —" — „Nun — was später?" — „Als der Böppele entlassen ward, da sagte ihm einer der Wächter, ein zum Heidentum übergetretener Welscher .. —" — „Giebt's das auch?" — „O ja, das giebt's. Der sagte, unser Hezilo —" „Nun?" — „Der Vater der Prinzessin, der in allem seines Kindes Willen thue, habe gar nichts gegen die Heirat. Aber da sei von dem obersten Kaiser der Heiden ein harter Befehl ergangen, — gegen alle Gefangenen — weil die Tempelritter einen Waffenfrieden sehr schnöde gebrochen." — „Heilige Katharina! Welch' ein Befehl?" — „Der Fürst habe Botschaft an seine Tochter geschickt, — denn er war nicht mehr in der Burg — wenn Hezilo nicht in drei Tagen sein Eidam sei — bis dahin hatte sich der Wackere immer standhaft geweigert ... —" „Siehst du, Vater, — ich hab' es gewußt!" rief sie mit lachenden Augen. „Dann?" — „Dann müss' er ihn eben, wie alle Gefangenen, — köpfen lassen." Da stürzte das Mädchen laut aufschreiend auf den Vater und rief: „Ach um Gott! — Aber er hat sie doch ohne Zweifel geheiratet? O ja? Ja? Doch gewiß? Ich bitte dich: sag' doch ja. Er hat's doch gethan?"

„Kind," klagte der Alte, „wie soll ich's wissen? Der

Böppele ward aus der Burg geführt, ohne unsern Buben vorher noch einmal sprechen zu können. Das war das letzte, war alles, was er wußte.“ — „O Vater, Vater, sage, sage du mir! Du bist so alt, so erfahren, — du kennst den Hezilo, — meinst du nicht, er hat's doch gethan? O sage ja. Er mußte ja! Er mußte doch sein Leben retten! Gerade, wenn er mich lieb hat, hat er's doch gethan? Und ach Gott! Ich hab' ihn ja in alle diese Not, in die Gefangenschaft geführt! Nur weil er mich lieb hat, weil er mich thöricht Ding zum Weibe haben wollte, nur deshalb hat er ja das Kreuz genommen, das der Bischof zur Bedingung seiner Erlaubnis gemacht hat. Ich bin schuld, seine Liebe zu mir! O ich hoffe doch — ich bitte Gott — Gott! laß ihn nur sein Leben retten! Und müßt' er hundert andere freien. O nur er nicht sterben! —“

Da brach sie vor dem Alten zusammen, das Haupt in strömenden Thränen gegen seine Knie drückend; er richtete die halb Ohnmächtige auf und barg ihr Köpfchen an der Brust. „O mein Kind! Mein gutes Kind! Ja, du liebst ihn, den Buben. Aber auch er hat die wahre Liebe und Treue zu dir — und ich fürchte sehr . . . —“ — „Was fürchtet Ihr? Wann ich komm', weicht die Furcht,“ fragte da von der Hausthür her eine tiefe Stimme fröhlich. Der Alte wandte sich. — „O! Ihr, Böppele! Ihr waret ja, sagte der Gevatter, schon bei Sonnenaufgang fort aus Meran gegen das Innthal zu hinauf.“ — „Ja, bin aber nicht gar weit gekommen. Schon bei Glurns kehrte ich um.“ — „Weshalb?“ — „Ich — ich hatte was vergessen.“ — „Hei, was?“ — „Einen Botenlohn.“ — „Wo habt Ihr den zu zahlen: oder eher wohl — zu holen?“ — „Wo? Ei, hier auf Goyen: — bei Euch. —“ — „Wofür? Für jene böse, böse Nachricht? Ihr seht,

was sie angerichtet hat in meinem Kind." — „Ach so! — Nun, was fürchtet Ihr denn?" — „Ich fürchte, der wackre Bub', er hat — wie ich ihn kenne — die Heidin nicht genommen." — „Da kennt Ihr ihn recht. Er hat sie nicht genommen." „So ist er tot?" schrie Katharina, sich aufrichtend. — „Bewahre Gott und Sankt Sebastian! Er ist ganz hechtlebendig." — „Habt Ihr ihn gesehen?" — „Jawohl." — „Wann? Wann?" — „Heute." — „Wo? Wo ist er? Um Gott?" „Da ist er, Trinele! in deinen Armen!" So rief eine jubelnde Stimme, und aus der Thüre, an den beiden Männern vorbei, sprang ein schlanker Bursch auf die Kleine zu. „Hezilo!" rief diese und fiel an seine Brust.

Drittes Kapitel.

In der „Stuben", dem Raum, der, neben ein paar kleinen Verschlägen und dem Stall, das ganze Erdgeschoß des Bauernhauses in Anspruch nahm, war der Kienspan, in eiserner Öse über dem Herd aufgesteckt, schon mehr als einmal erneut worden und immer noch mußte Hezilo erzählen.

Der breite Herd war eingerahmt von schönem weißem Marmor: vor vielen Menschenaltern hatte man ihn ausgehoben aus dem Schutt und Steingerölle der alten Villa Gajana und mit seinen Bruchstücken umrandete man die Herdplatte von rotem Porphyr, der hier überall zu Tage steht. Auf der einen Seite des Herdes, auf der Herdbank, saß, den Rücken an die Wand gelehnt, Isso, der Innerhofer von Goyen: auf der anderen Seite, Hand in

Hand geschmiegt, das junge Paar auf einer breiten Eichentruhe, und dem Herd gegenüber auf einem niedern Schemel mit Rückenlehne der, den sie den Böppele nannten. Katharina ließ kein Auge von dem Geliebten und strich ihm manchmal mit der Hand über Haar und Wange, wie um zu prüfen, ob er auch wirklich leibhaft sei und nicht ein Traumgebild.

„Und so habt ihr denn alles gehört," schloß Hezilo und holte Atem, „bis zu dem Tage, da ich meinen armen Herrn mitsamt dem Roß plötzlich verschwinden sah vor meinen Augen, als habe sich die Erde aufgethan und ihn verschlungen. Aber jetzt," und er hob die irdene Schale, die vor ihm stand auf dem Marmor, — „jetzt noch einen Weidling Milch! Das viele Reden macht trocken: — mir wird's in der Kehle wie in der Wüste." Voll innigsten Mitleids sprang die Kleine auf — sie meinte, er könnte ihr plötzlich sterben! — und wollte nach der Milchkammer eilen. Aber der Böppele haschte sie flugs am Zopfe, da sie an ihm vorbei wollte, und zog sie sanft zurück: „Halt, junge Braut! Des weißen Geschlapps ist's nun genug. Seit ich ein Säugling war, hab' ich nicht soviel Milch getrunken, wie heute abend! — Was der Bub' bisher erzählt hat, das hab' ich alles schon gewußt. Oder mir denken können. Denn es ist doch fast immer dasselbe. Der eine kriegt das Fieber schon bei Rom, der andere in Neapel, der eine kriegt die Seekrankheit gleich, der andere kriegt sie bei Cypern, der eine frißt in der Wüste vor Hunger Heuschrecken: — giebt gar nicht viele, schmecken so übel nicht: nur hüpfen und fliegen sie viel gewaltiger als die um Boblingen und sind schwerer zu fangen, zumal in langen Mönchskutten . . . —" „Habt Ihr die je getragen?" fragte das Mädchen ehrerbietig. Der andere nickte sehr ernsthaft. „Dann müßtet Ihr sie immer

tragen," mahnte der Alte. „Das Gelübde bindet bis in den Tod."

Hezilo schwieg. Er lachte nur in seinen schönen blonden Flaumbart, der ihm in diesen Jahren stattlich gewachsen war. Viel größer sah er aus, als da wir ihn kennen lernten. Das dunkle Braun des Antlitzes stand ihm gut. „Schon recht, schon recht!" beschwichtigte der Böppele. „Wenn Ihr es so meint beim Anlegen: — wenn Ihr es nicht für ewig meint: — dann eben nicht. Aber was Mönchsgelübde! — Das ist abgethan! Dank dem heiligen Urban, dem besten aller Heiligen." „Ausgenommen Sankt Johann der Täufer," sprach der Bauer ernsthaft. — „Der taufte mit Wasser, — Sankt Urban tauft mit Wein. Hujado, meint Ihr, man ist umsonst Weinwirt in Boblingen? Als ich den da plötzlich auf der Straße traf oberhalb Glurns, diesen Buben, der uns wiedergekehrt ist, wie Daniel aus der Bärengrube," — Katharina zog Hezilo an sich, — „oder wie die sieben Männer aus dem feurigen Backofen . . . —"

„Es waren nur drei," meinte Hezilo. Aber Katharina war noch mehr gerührt und lehnte das Köpfchen an seine Schulter. „Oder vielmehr wie der, der mit Zurücklassung seines Mantels der Frau Potiphar entsprang: der heilige Joseph, Christi Nährvater." „Hör' auf!" lachte der Bauer, „das war ja ein ganz anderer Joseph." „So?" fragte der aus Boblingen gedehnt. „Nun das ist gleich. Dann war es ein anderer!" „Und das muß ich dir wehren, bei Drohung harter Schläge, daß du die Jungfrau, die viel reine, edle, hochgemute, die mich gerettet hat, mit jenem Buhlweib vergleichst!" und heftig schlug der Jüngling die Faust auf den Marmorsims. Da schaute ihm das Trinele tief, scharf, sorglich fragend ins Gesicht. Aber er merkte es nicht. — „Nun, bei Sankt Sebastian! Ich will

sie nicht schmähen, die Heidenfürstin. Sie ist . . . — —" „Sagt, ist sie schön?" forschte da rasch eine Frage. So scharf war der Ton, daß Hezilo rasch umsah. Gespannt waren des Mädchens Augen auf Böppele gerichtet. — „O — ja, — recht — angenehm so zum Anschauen. Ein wenig — bräunlich, wie dunkles Bocksleder . . . —" „Aber Augen — wie — wie ein Reh!" rief Hezilo. — „Und wie alt war sie? Sag's, braver Böppele!" — „Nun, recht schön jung, — so wie Ihr! Aber jetzt hab' ich genug, des Geredes und des Gefragtwerdens. Durst hab' ich! Nein, nicht Milch! Als ich den Heimgekehrten auf einmal traf bei Glurns — um die Felsecke bog er: — auf einmal hielt er da vor mir auf seinem Rößlein." „Und wie geschah das? Wo kamst du her des Weges?" fragte der Bauer. „Boblingen ist doch weit von der Etsch?"

„Jawohl, aber ich fahre immer gern zu Weinkäufen in die Rebgärten zu Trient und Bozen, um die Zeit, wann sie dort billig verkaufen. Und warum? Nur aus Liebe zu meinen Boblingern. Denn je billiger ich einkaufe, — desto weniger brauche ich draufzuschlagen. Und es reist sich auch sicherer in Gesellschaft, zumal der Kirchenleute, die ihre Schutzheiligen und die Furcht vor dem geistlichen Recht beschirmen, wie Vogelscheuchen. So weiß ich es immer so zu richten, daß ich von Trient und Bozen eine Strecke weit reise mit den zehn Fudern Wein von Bozen, drei Säumen Öl und hundert Ochsen und Schweinen zusammen, die das Bistum Trient als Vogtherrschaft jährlich der Muttergottes zu Kloster Sonnenburg auf den Schos — wollte sagen auf den Altar — legt, schon seit mehr als zweihundert Jahren. Bischof Hartwich hat's gestiftet. So that ich auch diesmal und zog mit ihnen von Trient bis Bozen: erst nordwärts von Bozen wandten sich jene gen Aufgang, ich gen Niedergang, und traf so

auf diesen Buben, der vom Wormser Joch daher kam. Bub', sagte ich, ich kehr' mit dir um, — doch that ich's nicht um Botenlohn, wie ich dem Gotzenbauer vormachte; nein, um mich mit euch, mit ihm und ihr zu freuen. Dank' ich ihm doch das Leben. Und hab' ich auch die Weinrosse eingestellt in Glurns: — ein wacker Lägel vom allerbesten Bozner hab' ich mit zurückgebracht. — Das ist mein Hochzeitsdank! Aber antrinken können wir's schon heut'!" Damit ergriff er den großen, thönernen Wasserkrug, der auf der Erde stand, goß sorgfältig, sehr sorgfältig die Neige, die darin stand, aus, eilte in den Stall und kam bald wieder, den Krug, roten Weines voll, Hezilo darreichend. „Nun trinke und gieb den anderen und erzähle weiter."

Als die Männer herzhaft getrunken hatten und die Kleine genippt, hob Hezilo, sich den Bart wischend, an: „Uf! Um diesen Trunk, Böppele, verzeiht dir unser Herrgott siebzig Lügen. — Also! — Da ich, nachdem ich vom Gaul gerissen worden, meiner Sinne wieder mächtig ward, merkte ich, daß ich vor einem Heiden quer über dem Sattel lag, der mich mit einer Schlinge an seines Rosses Hals gebunden hatte. Wir meinen, wir ‚reiten' im Abendland. Meinetwegen: — aber was ich jetzt mitmachte, das war nicht Reiten — das war Fliegen! Mir schwanden aufs neue die Sinne — ich glaube: vor Schwindel. Auf einmal erwachte ich: — von dem jähen Aufhören der sausenden Bewegung. Ich sah um mich: Fackeln glänzten durch die Nacht, andere Heiden — zu Fuß — nahmen uns in Empfang: — wir hielten am Fuß eines steilen Felsens. Die Reiter sprangen ab, man band mich von dem Gaul los und schob mich, — nicht ohne einiges puffen und knuffen . . . —" „Diese Unmenschen!" seufzte Katharina. „Einen schmalen, in den Fels gehauenen Steig

hinauf — hoch — sehr hoch. Plötzlich klaffte auf, was ich für eine Spalte im schmalen Fels gehalten hatte: es war ein Burgthor: — noch ein Puff von hinten und ich war drinnen. Der Führer der Reiter — ich erfuhr später: es war der Burgherr und Esmas Vater — winkte einen der Burgwächter heran — es war ein ‚Renegat‘, wie sie's nennen, ein Welscher aus Amalfi, der bei einem früheren Kreuzzug den Hunger bei den Christen nicht mehr ausgehalten hatte und zu den Heiden übergelaufen war. Constantino hieß er. Der sprach arabisch und sprach Frankistan, welsch und auch ein wenig deutsch und der diente uns als Dolmetsch. Er erklärte mir die Befehle des Burgherrn: man werde mich hier gefangen halten, um mich gegen gefangene Heiden auszutauschen; ich sei auf seinen, des Burgherrn, Beuteteil gefallen. Auf mein ängstliches Fragen nach meinem Herrn erfuhr ich, gegen ihn sei, weil er der Heiden besten Plan vereitelt, der Anschlag gezielt gewesen. Aber was aus ihm geworden, wußten meine Gefangennehmer nicht, — sie seien auf der Flucht, verfolgt von den Unseren, sogleich von den anderen getrennt worden. Vielleicht auch wußten sie's, wollten's aber nicht sagen: doch meinten sie, selten komme einer bei dem Sturz in solche Trichtergrube oder Löwenfalle gut davon. Da grämte ich mich denn um den lieben, treuen, mildgütigen Vogt und um mein eigen Los. Und am bittersten um dich, Kleine! Und wie dir's das Herz abdrücken werde, wenn ich gar, gar nie mehr wiederkäme."

Katharina griff rasch nach seiner Hand und strich ein paarmal darüber.

„Und obwohl sie mir nichts zuleide thaten, die Heiden, auch zu essen gaben sie mir — meine Lust am Essen war nicht groß, — war mir doch recht öd' und weh zu Mute. Sprechen konnte ich nur mit dem Constantino, der nicht

oft in der Burg war. Und so saß ich denn den ganzen langen, langen Tag auf dem Sande des viereckigen schmalen innern Hofes des kleinen Felskastells und schäftete Pfeile, — das war die Arbeit, welche sie mir zugeteilt hatten: gewaltige, fast armslange Geschosse: denn, ließ mir der Burgwart höhnisch verdeutschen, der kurzen Frankenpfeile schlucke er drei mit einem Becher Wasser. Weil ich aber den Sonnenbrand des Mittags nicht vertrug wie die Heiden — die ihre glattgeschornen Scheitel ohne jeden Schutz den sengenden Strahlen aussetzen — und den Wechsel der dann manchmal empfindlichen Kühle der Nacht, zimmerten sie mir in einer Ecke des Hofes einen Verschlag aus ein paar Brettern mit einem Schutzdach." — „Das haben dir die Heiden gethan? — Wohl nur die eine, — die: — deine Prinzessin?" — „Nein. Die wußte damals noch gar nichts von mir: sowenig wie ich von ihr — oder daß überhaupt ein Weib in der Felsenburg atmete. Die Heidenmänner haben's gethan — einfach aus Güte des Herzens, — weil sie sahen, wie ich litt, — einmal einen Sonnenstich hatte . . . —" „So gut können Heiden sein?" forschte der Bauer ganz erstaunt. — „Ja, so gut! Und daß ich das gelernt habe, daß es auch recht wackere Leute giebt unter den Ungläubigen, das ist nicht das Schlechteste, was ich herübergetragen habe über das große Wasser. Da saß ich denn gar trübselig und von Heimweh verzehrt in meinem Verschlag. Das Essen, ich ließ es stehen, — der Kummer würgte mir den Hals. Ich ward krank." — „O du armer Bub', und alles um mich."

Viertes Kapitel.

„Und ich wäre wohl bald gestorben vor Fieber und vor Verelendung. Da hat mich eins gerettet — eins allein! Das Leben zuerst und die Befreiung zuletzt: — Einem Ding — unter Gottes Hilfe — verdank' ich alles — ratet: was ist es?"

Alle schwiegen. Böppele meinte zuletzt schüchtern: „Hast sie recht angelogen, die guten Heiden?"

Aber Hezilo schüttelte den Kopf: „Kann gar nicht lügen! — Nun? Ihr ratet's nicht! Auch du nicht, Kleine? Sollte mich fast kränken. Nun — wem sonst als meiner Singkunst: — meinem Pfeifenspiel!" Da sprang der Weinschenk von Boblingen auf und rief: „Hujo ho!" und abermals „Hujo ho! Du kannst es noch besser als — andere: das Schwänke ersinnen und das — nun halt, das freie Lügen."

Und auch der alte Iffo schaute mit seinen ernsthaften Augen fast ungläubig auf den Erzähler: nur Katharina, das anmutvolle Köpflein mit dem schwellenden Kinn auf beide geöffnete Hände ruhend und die beiden Ellbogen auf den Steintisch gestützt, sah ihm voll freudigen Vertrauens gläubig in die Augen. Der zuckte die Achseln und zog den Böppele wieder auf den Sitz zurück. „Lügen? Hab's immer noch nicht gelernt, sag' ich, obwohl ich von Glurns bis Meran mit dir gewandert bin. — Ich seh' schon, es wird eben kein Sänger in der eignen Heimat geehrt; zu den Heiden muß er gehen, in die Wüste, gerecht Gericht zu finden! Und es ist doch wahr!" rief er, gereizt auf den Tisch schlagend. „Verzürn' dich nicht, mein Hezilo — mein Herz," sprach das Mädchen, ihm die geballte Faust leise lösend, „ich hab' es immer gesagt: du

singst und pfeifst so arg schön.“ Etwas besänftigt fuhr der Sänger fort: „Wenn nur einer dabei gewesen wäre! Und hätt’ es mit erlebt, nur der eine!“ „Wer, Hezilo? Da trink,“ bat das Trinele, „und sei gut! Wer?“ „Er, Herr Walther,“ rief der noch immer erbost. „Der mich gar nichts gelten lassen will.“ Er trank zornig einen großen Schluck und setzte den Becher heftig auf den Tisch, daß ein paar Tropfen übersprangen, — sorglich wischte sie das Trinele weg.

„’s ist wohl der Neid!“ beschwichtigte die Liebende.

„Nun also — wie war’s aber?“ ermahnte der Alte. — „Da saß ich denn eines heißen Mittags in meinem Verschlag und dachte an euch beide, zum Sterben traurig. Das Herz that mir weh im Leibe. Und ich drückte die Hand darauf. Da griff ich auf etwas Hartes: meine Schwegelpfeife war’s, die ich immer innerhalb des Wamses trug. Ich hatte ihrer ganz vergessen. Es war mir nicht ums Pfeifen und Singen gewesen. Aber jetzt — die Sehnsucht nach der Braut, nach der Heimat kam mir übermächtig, — jetzt zog ich das alte Ding hervor — und küßte es und die Augen wurden mir feucht . . . —“

Katharinas Augen wurden da mehr als feucht.

„Und setzte sie an den Mund und blies meine eigene — selbstgefundene — Weise darauf. Und die alten Töne schallten, die ich so oft hier, an dieser Stelle sitzend, geblasen.“ — „Ja, leider!“ dachte der Alte; aber er sagte es nicht. „Da mußte ich laut aufschluchzen. Und das that mir wohl! Und darauf sang ich:

‚O weh, wie ist so ferne
Mein Lieb mir und mein Land!
O weh, wie stürb’ ich gerne:
Dann wär’ mein Leid gewandt.‘

Und darauf blies ich wieder, so stark ich konnte. Es ging nicht ganz so schön, wie sonst. Denn ein Rohr war zerknickt, das andere war ganz weggebrochen. Aber doch: diese meine Kunst hat mich gerettet!"

„Wie das?" fragte Böppele, immer noch staunend.

„Aufgerissen ward plötzlich die angelehnte Thür meines Verschlags und vor mir stand: — sie!" „Die Heidin?" fragte Katharina, ward sehr blaß und hob sich von der vorgebeugten Stellung ganz zurück auf ihren Sitz. — „Ja, Esma war es. Und neben ihr stand Constantino, der Rundliche, und winkte mir." „Wie sah sie aus?" fragte das Trinelein gespannten Blickes. — „Das hab' ich damals noch nicht wahrnehmen können. Denn dicht verschleiert stand sie vor mir, — ein paar Sklavinnen dabei, — das Haupt und das ganze Gesicht verhüllt in ein gar feines weißes Tuch: — nur ein Auge war sichtbar . . . —" — „Und das war? Wie war es?" — „Recht schön, Liebste! Groß und dunkel, aber doch unheimlich, so wie ein Gespuk, blickte es damals aus der weißen Wolke. Nun, Constantino winkte mir also, der Herrin und den Sklavinnen zu folgen in das Innere der Burg; und erzählte mit unterwegs, die Jungfrau habe zu ihrem Gemach mein Spiel und meinen Gesang hinaufklingen hören und — nun kurz und ohne mich in Worten zu loben: — die Werke haben's ja bewiesen — sie war entzückt! Sie erklärte, nie, bei allen Festen der Heiden — und sie hatte doch schon manches mitgemacht, seit sie erwachsen . . . —" „Wie alt war sie?" forschte Katharina. — „Sechzehn, sagte der Welsche, — habe sie je so was Wunderliebliches gehört wie meine Pfeife und meinen Gesang. Das sei schöner als Cymbalon, Flöte und Laute. Und von diesem Tag ab mußte ich jeden Mittag zu ihr in ihr Gemach kommen. Da waren immer viele Sklavinnen; und ein

Springbrunnen war mitten im Marmorboden; und glänzende fremde Vögel flogen kreischend auf Wipfeln von Palmen, die in hohen Erdkübeln standen, — ja und in dem Wasserbecken des Springbrunnens schwammen goldne und silberne Fischlein: — ich dachte anfangs, sie seien wirklich von Metall gemacht. Aber da lachten mich Esma und die Mädchen aus und patschten vor lauter Freude über meine Thorheit in die kleinen braunen Hände." „Also braun! — Auch die Gesichter?" Und Katharina schlug ein Kreuz. „Die heilige Jungfrau bewahre jedes fromme Mädchen vor solcher Mißfarbe!" „Nun, nun. Es ist nicht so übel, — man gewöhnt es. Daß mir das Weiße lieber ist," beschwichtigte er rasch, „das . . ." „Geht daraus hervor," fiel der Böppele ein, „daß er jetzt da sitzt und nicht ein Heidenprinz geworden ist." — „Nun kurz: die Herrin faßte recht warme Freundschaft zu mir." „Bloß auf's Pfeifen hin?" meinte die Kleine. „Reden konntet ihr ja nicht miteinander!" — „O doch! Man spricht da drüben das Frankenlatein: das ist halb welsch, halb französisch: — jeder faßt es leicht, — schon auf der langen Seefahrt lernt' ich es — und Esma hatte es gelernt von einer Tochter des Fürsten Boëmund von Antiochien, welche die Heiden auf der Pilgerfahrt nach Jerusalem gefangen und über ein Jahr auf dem Bergschloß festgehalten hatten, bis ihr Vater sie löste, mit schwerem Gelde. Also — wir verstanden uns schon! Und von meinem Siechtum war ich geheilt: war ich doch nun nicht mehr, gott- und weltverlassen, einsam unter den Heiden! Gar freundlich und gütig sorgte die Jungfrau für mich, gab mir schöne Kleider, redete mir zu und tröstete mich anfangs auch der Hoffnung auf Heimkehr. Und eine Zeitlang mußte ich ihr nur immer vorpfeifen und vorsingen." „Wie einen Papegan hat dich das Kind gehalten!" lachte

der Böppele. — „Allein obwohl ich in den ersten Wochen stolze Freude an meiner Kunst hatte, die nun einmal zu vollen Ehren kam, — allmählich ward es mir doch langweilig, so immerfort das Gleiche. Aber Esma konnte nicht genug davon kriegen. Sie sah mich dabei so selig an, mit ihren schwimmenden großen Augen! Freilich, manchmal merkte sie es gar nicht, wenn ich nicht mehr blies — weil mir der Schnaufer ausgegangen war — und ich mir das Schwegelrohr nur hin und her schob an den Lippen: — sie sah mich immer gleich ergriffen an. So ging es viele, viele Tage. Damals nun war es, daß dieser wackere Weinschenk und Herbergsvater gefangen eingebracht ward von ein paar Reitern." „Aber Böppele!" fragte der Bauer. „Zwar, — ein Floh und ein Schwab kommt überall hinein, sagt ein Sprichwort." „Ein Wahrwort!" bekräftigte der von Boblingen mit Stolz. — „Aber wie, in Sankt Johannis Namen, bist du denn in jenes Felsennest im tiefsten Morgenland geraten?" „Ach Vater," bat Katharina, „das soll er uns nachher erzählen. Jetzt müssen wir doch wissen, wie's mit der Heidin weiter ging." „Gleich, Kleine," lachte Hezilo. „Nur das will ich vom Böppele hier schon rühmen, daß er sich ganz unverschreckt gehalten hat, als ihm der Tod ziemlich nahe war. Er sagte nichts und machte ein ganz stolz Gesicht." „Das ist mir schwer genug geworden!" meinte der Gepriesene. „Ich lebe recht gern — ich thu' eigentlich gar nichts lieber als eben — leben! Aber diese lederfarbigen Heidenteufel sollten nicht singen und sagen, daß sich ein Boblinger Bürger, ein freier Schwab, vor ihnen gefürchtet habe." „Aber warum wollten sie gerade dem ans Leben und dir nicht?" warf der Alte dazwischen. — „Weil sie ihn, nachdem sie ihn griffen, sogleich als Ordenspriester erkannten. Die Mönche hassen sie aber mehr als

die Wehrmänner der Franken, weil jene viel als Späher dienen und oft recht falsch und tückisch sind. Da mir aber der Gefangene beteuerte, er sei gar kein Mönch, — als welchen er sich früher freilich ausgegeben! — vielmehr ein Weinmischer, und weil ich mich bei der Herrin hierfür verbürgte, gelang es mir, ihr sein Leben und bald auch seine Freigebung abzubetteln. Sie schlug mir nicht leicht was ab, die Kleine! Nur als ich einmal meine eigene Freilassung verlangte, — von der sie doch früher selbst zuerst gesprochen hatte, — da sprang sie auf von ihrem Pardelfellenlager und stopfte mir den Mund."

„Mit was?" fragte die Hörerin blitzschnell.

„Mit einem süßen Gebäck, das sehr stark nach Rosen roch; so echt heidnisch! Aber schmecken that es gut. Und die Obersklavin ließ mir durch den Constantino sagen, die Herrin verbiete mir, je wieder von meiner Freiheit mit ihr zu sprechen. ‚Was geht ihm hier denn ab?' habe die Herrin gefragt. Und dazu geseufzt: ‚Ach, er ist freier denn ich.' Dabei machte ihr ein Ding viel Vergnügen, mir aber — anfangs — manche Schwierigkeit des Verstehens. Sie bestand darauf, mich bald ‚Arslan', bald ‚mein Assad' zu rufen. Ich wußte lange nicht, wen sie damit meinte."

„Arslan? Und gar mein Assad!" fragte das Trinelein etwas mißtrauisch. „Warum? Was heißt das?"

„Beides heißt: — Löwe," erwiderte der Heimgekehrte, ganz verschämt. „Nun," lachte der Schwabe, „wie ein Löwentier siehst du nicht her! Habe zwar nur einmal eines gesehen: und das lag glücklicherweise hinter starken Eisenstäben auf dem Deck des Schiffes, — der Emir von Damaskus schickte es dem Kaiser zum Geschenk für dessen großen Tiergarten zu Palermo. Wär' ich der Kaiser gewesen, — ich hätte mir was Liebres gewußt als so ein Untier, das täglich ein paar Pfund Fleisch kostet. Und

mußt noch froh sein auch, wenn's recht viel frißt! — denn dann ist's gesund! — Nein, einem Leuen siehst du nicht ähnlich, Bub." — „Mag wohl sein. Aber das ist dort zu Land ein Schmeichelwort, wie wenn ich hier zu Land das Trinelein mein Täubchen nenne. Und dann machte sie einen Spruch auf mich, auf arabisch — oft, gar oft hat sie ihn mir vorgesagt: — leider verstand ich ihn nicht! — bis der Welsche mir ihn deutete: da hieß es: mein Liebling hat das Herz des Leuen und hat des Leuen Mähnenhaar: aber hell, wie ein weißes Roß." „Was? Wie ein Schimmel?" zürnte die Kleine. — „Nun, das sollte ein feines Lob sein. — Und endlich, endlich kam's zu Tage: — nach Monaten. — Der Renegat teilte mir's mit im Namen des Burgherrn, was ihr ja wohl schon merkt! Nämlich eines Tages ward ich nicht mehr herauf befohlen in den Gang mit den hufeisenförmigen Bogen: man ließ mich wieder ruhig Pfeile schäften in meinem Verschlag. Esma sei erkrankt, schwer erkrankt, sagte mir der dicke Constantino. Und ihr Vater sei benachrichtigt worden und der habe nach einem großen, fast wie ein Prophet verehrten Arzt in der nächsten Heidenstadt gesendet. Und alsbald brachte der es heraus: die Kleine sei krank aus lauter Liebe zu mir. Und der Arzt that den Ausspruch: man müsse ihr entweder die Phantasia durch Lachen austreiben, oder, falls dies mißlinge, sie mit mir vermählen: sonst werde sie nicht wieder gesunden. Und sie machten ihr nun allerlei Kurzweil vor, ließen einen drolligen Zwerg kommen und Gaukler, auch Affentiere, alles an meiner Statt! Aber die Jungfrau, statt zu lachen, weinte und wandte das Antlitz von den Affen ab und gegen die Wand. Da sprach der Arzt: ‚Nun hilft nur noch die andere Arzenei.' Und der Burgherr, der sein Töchterlein über alles liebte, sagte ja und ließ mir durch den Wel-

schen künden, ich möge mich nur bereit halten, nächstens sei die Hochzeit: das Christentum brauche ich nicht abzuschwören. Danach fragt man dort zu Lande wenig. Es heiraten ja auch viele Franken Heidinnen, ohne diese zu taufen. Da waren sie nun sehr erstaunt, der Dicke und die Sklavinnen und die anderen, als ich rundweg nein sagte. Die Prinzessin bestand darauf, das von mir selbst zu hören. Gar schämig errötete sie, als ich an ihr Lager geführt ward, und sie zog den Schleier wieder vor, den sie lange nicht mehr getragen in meiner Gegenwart. Ich aber sprach: ‚O Esma! Ihr seid gar gütig und mild gegen mich armen Gefangenen gewesen: und Ihr seid auch sehr schön und hold — denn das war die reine Wahrheit, Kleine, und nicht geschmeichelt! — aber ich kann Euch nicht heiraten: denn ich liebe schon eine andere und bin ihr anverlobt für Leben und Tod.‘ Da hob sie den Schleier ein ganz klein wenig und sprach mit trauriger Stimme: ‚Edler Franke, mein Löwe, das sagst du nur aus Schonung für mich: die Verschmähung minder hart zu machen.‘

Ich aber rief: ‚Nein, o nein, Esma! Und hier das Wahrzeichen, daß ich nicht lüge! Hier, seht: — diese blonde Flechte,‘ — und ich holte sie mit dem viel geküßten und von vielen Thränen beträuften blauen Bande hervor aus meinem Brustlatz, — ‚das ist das Haar meiner lieben Braut.‘ Da nahm sie mir das Haar aus der Hand, hielt es in den Sonnenschein, daß es golden leuchtete, blickte es lange schweigend an, und seufzte: ‚Selig das Haar und selig das Haupt, zu dem es gehört. Es ist wunderschön: es gleicht dem deinen. Sprich: ist auch ihr Antlitz schön wie deines?‘ ‚O nein,‘ rief ich. ‚Viel tausendmal schöner, denn ich bin ja gar nicht hübsch. Sie aber ist . . . —‘ Da gab sie mir die Flechte, winkte mir mit der Hand, zu gehen, und sank auf die Polster zurück,

mußt noch froh sein auch, wenn's recht viel frißt! — denn dann ist's gesund! — Nein, einem Leuen siehst du nicht ähnlich, Bub." — „Mag wohl sein. Aber das ist dort zu Land ein Schmeichelwort, wie wenn ich hier zu Land das Trinelein mein Täubchen nenne. Und dann machte sie einen Spruch auf mich, auf arabisch — oft, gar oft hat sie ihn mir vorgesagt: — leider verstand ich ihn nicht! — bis der Welsche mir ihn deutete: da hieß es: mein Liebling hat das Herz des Leuen und hat des Leuen Mähnenhaar: aber hell, wie ein weißes Roß." „Was? Wie ein Schimmel?" zürnte die Kleine. — „Nun, das sollte ein feines Lob sein. — Und endlich, endlich kam's zu Tage: — nach Monaten. — Der Renegat teilte mir's mit im Namen des Burgherrn, was ihr ja wohl schon merkt! Nämlich eines Tages ward ich nicht mehr herauf befohlen in den Gang mit den hufeisenförmigen Bogen: man ließ mich wieder ruhig Pfeile schäften in meinem Verschlag. Esma sei erkrankt, schwer erkrankt, sagte mir der dicke Constantino. Und ihr Vater sei benachrichtigt worden und der habe nach einem großen, fast wie ein Prophet verehrten Arzt in der nächsten Heidenstadt gesendet. Und alsbald brachte der es heraus: die Kleine sei krank aus lauter Liebe zu mir. Und der Arzt that den Ausspruch: man müsse ihr entweder die Phantasia durch Lachen austreiben, oder, falls dies mißlinge, sie mit mir vermählen: sonst werde sie nicht wieder gesunden. Und sie machten ihr nun allerlei Kurzweil vor, ließen einen drolligen Zwerg kommen und Gaukler, auch Affentiere, alles an meiner Statt! Aber die Jungfrau, statt zu lachen, weinte und wandte das Antlitz von den Affen ab und gegen die Wand. Da sprach der Arzt: ‚Nun hilft nur noch die andere Arzenei.' Und der Burgherr, der sein Töchterlein über alles liebte, sagte ja und ließ mir durch den Wel-

schen künden, ich möge mich nur bereit halten, nächstens sei die Hochzeit: das Christentum brauche ich nicht abzuschwören. Danach fragt man dort zu Lande wenig. Es heiraten ja auch viele Franken Heidinnen, ohne diese zu taufen. Da waren sie nun sehr erstaunt, der Dicke und die Sklavinnen und die anderen, als ich rundweg nein sagte. Die Prinzessin bestand darauf, das von mir selbst zu hören. Gar schämig errötete sie, als ich an ihr Lager geführt ward, und sie zog den Schleier wieder vor, den sie lange nicht mehr getragen in meiner Gegenwart. Ich aber sprach: ‚O Esma! Ihr seid gar gütig und mild gegen mich armen Gefangenen gewesen: und Ihr seid auch sehr schön und hold — denn das war die reine Wahrheit, Kleine, und nicht geschmeichelt! — aber ich kann Euch nicht heiraten: denn ich liebe schon eine andere und bin ihr anverlobt für Leben und Tod.‘ Da hob sie den Schleier ein ganz klein wenig und sprach mit trauriger Stimme: ‚Edler Franke, mein Löwe, das sagst du nur aus Schonung für mich: die Verschmähung minder hart zu machen.‘

Ich aber rief: ‚Nein, o nein, Esma! Und hier das Wahrzeichen, daß ich nicht lüge! Hier, seht: — diese blonde Flechte,‘ — und ich holte sie mit dem viel geküßten und von vielen Thränen beträuften blauen Bande hervor aus meinem Brustlatz, — ‚das ist das Haar meiner lieben Braut.‘ Da nahm sie mir das Haar aus der Hand, hielt es in den Sonnenschein, daß es golden leuchtete, blickte es lange schweigend an, und seufzte: ‚Selig das Haar und selig das Haupt, zu dem es gehört. Es ist wunderschön: es gleicht dem deinen. Sprich: ist auch ihr Antlitz schön wie deines?‘ ‚O nein,‘ rief ich. ‚Viel tausendmal schöner, denn ich bin ja gar nicht hübsch. Sie aber ist . . . —‘ Da gab sie mir die Flechte, winkte mir mit der Hand, zu gehen, und sank auf die Polster zurück,

das Antlitz ganz in den Schleier hüllend. Ich glaube, sie weinte. Aber Trinele, was hast du? Du weinst ja?"

Zwei große Thränen glitten langsam über die Wangen des Mädchens, das sich nun wieder vorgebeugt und mit atemloser Spannung gelauscht hatte. „Arme Prinzessin! Arme, gute Heidin!" sagte sie schluchzend, während ihr Hezilo die Zähren wegküßte. „Aber du sahst sie wieder?" — „Nur einmal noch: — als sie mir zur Rettung verhalf.

Der Kampf war wieder heiß entbrannt. Ich merkte das schon daran, daß starke Scharen zu Fuß und zu Pferd nun fast täglich in der Burg eintrafen, auch Kamele und allerlei Kriegsgerät: nach kurzer Rast, ausgerüstet, gewaffnet, auch mit den Pfeilen, die ich geschäftet hatte, zogen sie weiter. Und die alte Besatzung der Burg, die Krieger, die mich nie unfreundlich behandelt, warfen mir jetzt wilde Blicke zu. Auch ein Wurfmesser fuhr einmal dicht an meinem Kopfe vorbei in die Thür meines Verschlages...—" „O Jesus!" schrie das Mädchen auf. — „Und bald, nachdem ich die Herrin verlassen, teilte mir der Welsche mit, was ihr schon wißt, daß wegen eines frevlen Treuebruchs der Templer vom Heidenkaiser Befehl ergangen sei, alle gefangenen Christen hinzurichten. Der Burgherr wollte nun das seinem Töchterlein gern ersparen: aber er sagte, er müsse seinen Treue-Eid halten: seinen Eidam freilich brauche er nicht zu töten. Da sah ich wohl, daß mein letztes Stündlein bald herankam."

„Aber, Bub, hast du denn wirklich sterben wollen? Mir das anthun? Um meinetwillen sterben! O Hezilo — wie böse von dir! — — Hast mich denn gar so lieb?" rief sie, laut weinend, aber dazwischen doch selig lachend, sprang auf, warf beide Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die Augen. „Ha," lachte der und machte sich

leise los. „Daß du jetzt so fragen kannst! Und wär's dir denn lieber gewesen, — wenn ich die Heidin . . . ? —"
„Ja," fiel der Alte nachdrucksam ein. „Ja! So hat sie gewählt, bevor sie wußte, daß du gleichwohl gerettet warst."
„Ja, das ist wahr! Jetzt wär' es freilich keine Kunst, so reden," meinte der Böppele, fein lächelnd. „Aber ich hab' es selbst heimlich mit angehört: — bevor sie wußte, wie es dir ergangen, hat sie gesagt: ‚Lieber tausend Heidinnen soll er heiraten und mich vergessen, als daß er stirbt, der gute Bub.' 's ist wacker von der Dirn. Obzwar Frau Zahme eine wundergute Wandlung des Gemütes in sich erfahren hat — Dank dem heiligen Sebastian! — das thäte sie doch auch jetzt vielleicht dem Trinelein nicht nach."

„Das thäte jede, die liebt," meinte die Kleine. Und setzte sich, mit glühenden Wangen, wieder von dem Geliebten weit hinweg. Jetzt kam an den die Reihe, die Wimpern zu wischen. Aber er that's mit rascher Bewegung und fuhr gleich wieder fort zu erzählen.

Fünftes Kapitel.

„So saß ich denn nachts in meinem Verschlag auf den dürren Palmenblättern, die man mir als Lager aufgeschüttet hatte. Schlaf kam nicht über meine Augen. Ich stützte den Kopf auf beide Hände, und dachte, daß ich nun wohl nur noch zwei Nächte zu leben hätte. Und holte meine treue Schwegelpfeife hervor und blies, mir selber zu Trost und Herzensausschüttung, gar kläglich meine Weise — ohne zu singen — ich konnte nicht singen,

vor lauter Weh." — „Mein armer, treuer Bub!" — „Da auf einmal hörte ich ein mißtönig gellend Geschrei: ein Gebrüll, wie ich's auf Erden nie vernommen. — Ich erschrak bis ins tiefste Herz hinein: — ich leugne es nicht! Ich glaubte, der Höllenkönig gelle so: — denn es war nichts Geheures!" —

Vater und Tochter öffneten weit die Augen voll Grauen. Aber der Böppele lachte vor sich hin. „O Bub, — wie war's denn?" forschte die Kleine. Es graute ihr gar arg: aber sie wollte doch noch mehr von diesem Gruseln kosten. — „Ja, ich kann dir's auch nicht weiter schildern. Stelle dir vor, du hörest ein Schwein grunzen: — aber nicht ein gewöhnliches, sondern ein Schwein, — zehn-, zwanzigmal so groß und stark wie ein Etscheber ist — und demgemäß das Geschrei. Mir verging das Blasen: — da hörte das Gebrüll gleich auf. Nun dachte ich mir: oft hab' ich sagen gehört, daß die bösen Geister die edle Tonkunst nicht vertragen können: wie vor Davids Harfenspiel der Unhold wich aus König Saul. Und da kam mir der Mut wieder: — ein gut Gewissen hatte ich: weder Christum noch das Trinele abzuschwören oder zu verleugnen hatte ich je auch nur den scheuesten Gedanken gehabt: — Neugier oder eine Art Trotz kam dazu — kurz, ich blies nochmal. Aber da fuhr ich auf mit Entsetzen. Denn nicht nur ergellte das zornige Wehegeschrei des Ungetüms aufs neue, schrecklicher als zuvor, — auch schwere, schwere Tritte dröhnten auf dem Steinpflaster des Hofes! Näher, immer näher kam es meinem Verschlag: — Trott, Trott . . . —" — „Hezilo, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, mach's kurz: — ich halt's nicht mehr aus!" — „Aber, Kleine, da sitzt er ja — du siehst es: der Teufel hat ihn damals noch nicht geholt!" — „Plötzlich packte von oben her eine furchtbare Gewalt, wie mit einer Riesen-

zange, das Brett, das meinem Verschlag als Dach diente, riß es mit einem Ruck aus Nägeln und Fugen, daß es nur so krachte, schleuderte es zur Erde — und im hellen Mondlicht erschien über mir das Haupt einer turmhohen Gestalt: zwei kleine Äuglein blinzelten auf mich nieder; — zwei armlange weiße Hauer, wie von Ebern, aber viel, viel länger, blitzten im Mondenscheine: — zwischen diesen schwankte und baumelte etwas wie ein gewaltiger Arm und das schien nach mir zu greifen."

„Gott beschütze uns in Gnaden," sprach der Alte: die Kleine konnte nicht mehr sprechen, sie stöhnte leise. — „Ja, Vater, auch mir vergingen die Sinne. Ich wollte um Hilfe schreien: — die Stimme versagte mir. Da, um die Wächter herbeizurufen, setzte ich in Verzweiflung die Pfeife an den Mund und pfiff und blies aus Leibeskräften, wie ich noch nie geblasen im Leben. Jetzt schrie das Ungeheuer laut auf — seltsam, wie in bitterer Qual —: auf that sich unter dem, was ich für einen Arm gehalten, ein furchtbar großer, weitklaffender Schlund." „Hat es dich gebissen?" schrie das Mädchen. „Wo?" — „Nein! Der Arm faßte die Pfeife wie mit einem Finger, riß sie mir mit Riesenkraft vom Munde und — — schleuderte sie in den klaffenden Rachen. Sofort, wie beschwichtigt, wandte sich nun das Scheusal, drehte mir seinen berghohen Rücken zu, von dem ein ziemlich kurzes Schweiflein herabschwänzelte, und trabte, wie vergnügt, wie nunmehr so recht befriedigt, brummend davon im Mondlicht." — „Und hat dir nichts zuleid gethan?" — „Gar nichts. Nur die Pfeife . . . —" „Wahrlich," sprach der fromme Bauer, „du darfst dem starken Himmelsherrn danken, der dir den Fürst der Hölle selbst hat abgewehrt." Aber Hezilo lachte. Und der Böppele lachte noch mehr. „Ach was Höllenfürst! Ein Tier war es: heißt Holifant oder auch Elephas, hat einen

langen Rüssel und ist so hoch wie ein junger Weinberg." Jedoch das Mädchen sah ungläubig den Erretteten an und sprach: „Ist nicht wahr! gelt Hezilo? Der Ungläubige spottet unser. Es war wohl — der Garböse. Wie käme so ein Tier in jene Burg?" „Es wird von den Heiden im Kriege verwendet," antwortete Hezilo. „Und war am Abend mit den Kamelen ohne mein Wissen hereingekommen. Ich hatte nie im Leben eines gesehen. Und so komme ich doch nicht gar zu feig und dumm dabei heraus. Übrigens gilt der Elephas als das weiseste der Tiere."

„Ja," bekräftigte der Boblinger. „Insonderheit liebt und versteht es die edle Musica: es tanzt danach: man lockt es und zähmt es mit Cymbelklang. Es lernt selber gar meisterlich die Flöte blasen, — bläst niemals falsch! — und leidet bitter, viel bitterer als ein Menschengemüt, gleich manchem Jagdhund, unter falschen Tönen. Und das hat sich in diesem Fall erwahrt: — denn, deine edle Heidenprinzessin in allen Ehren! Aber das Holifantentier hat einen feineren Sinn für Musica gezeigt als sie." Hezilo hob lachend die Faust: „So sprach — aus gutgemeinter List —! auch ein gar weiser Heide, wie ihr vernehmen werdet. Aber höre, Böppele: ich habe nie was dafür verlangt, daß ich dir die Freiheit verschafft habe. Doch jetzt bitt' ich mir eine Gegengabe von dir dafür aus." — „Alles, mein Bub, was du willst. Denn Frau Zahme wirst du mir doch kaum abfordern!"

„Nein! Aber ein Gelöbnis: schwöre mir hier vor diesen beiden Zeugen, die Geschichte von dem Elephas Einem Menschen nie zu erzählen." — „Ich schwöre. Wem?" — „Allen meinetwegen: nur nicht Herrn Walther von der Vogelweide. — Aber höret weiter. Wie mich meine Sing- und Pfeifenkunst das erstemal aus meiner hinsiechenden Trübsal erlöst und in die Gunst der feinen Jung-

frau erhoben hat, so gedieh mir mein Blasespiel — sogar noch im Bauche des Tieres Elephas! — zur Befreiung. Esma hatte von der Gefahr, die mich bedrohte, wohl vernommen, aber umsonst sich bemüht, mich zu retten. Die Wächter am Thor hatten strengen Befehl, mich nicht entrinnen zu lassen. Auch ihr Versuch, sie durch Gold zu gewinnen, schlug Esma fehl. Da erfuhr der Arzt, der zu ihrer Pflege in der Burg geblieben, den seltsamen Vorfall mit der Pfeife. Und der hatte längst gesagt, wenn er die Herrin nur einmal zum Lachen bringen könne, dann hoffe er sie aus ihrer Liebeskrankheit — denn so was war es wohl — ins gesunde Leben wieder hinüberzuretten. Und da der Weise die Geschichte erfuhr von dem Welschen, dem ich sie erzählt, da lächelte er: ‚Vielleicht hilft das.‘ Und ging zu der Kranken und sprach: ‚Der Segen des Propheten sei mit dir! Siehe, was dich zuerst berückte, das hat nun der Elephas gefressen. Vielleicht ist damit der Zauber gelöst. Und zürne nicht, o Herrin. Aber‘ — und so redete er nicht etwa aus Überzeugung, sondern, wie ein kluger Heilrat manchmal thut, in Verstellung seiner wahren Meinung — ‚das kluge Tier hat mehr Urteil über die klingende Kunst, denn du, o Gebietigerin des Scharfsinns. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage dir: greulich war, was dein Liebling da vor sich hin blies.‘ Und er schilderte ihr, wahrscheinlich mit wenig Schonung meiner, meinen Schrecken und wie ich das dicke Tier für ein Luftgespenst gehalten. Da lachte die Kleine hell auf.“

Und da alle seine Hörer jetzt auch lachten, lachte der Erzähler gutmütig mit. „Sie patschte in die zierlichen Hände und rief — natürlich auf arabisch —. ‚Aus ist's! Aus ist's mit der Thorheit: 's war, will mir dünken, doch nur ein Wahn, so eine Phantasia. Und wenn der hübsche Rohrpfeifer einmal nicht mein werden will, —

ei, so mag er's lassen! Aber sterben soll er nicht, wenn Esma das wenden mag! Heim soll er kehren, zu seinem sonnenhaarigen Lieb in Frankistan, und mir soll er die Rettung danken.“ — Und nun steckte sie, auf einen Schlag genesen, mit dem weisen Arzt das kluge Köpflein zusammen zu langer Beratung. Und das Ende davon war, daß der Befehlshaber der Thorwachen — er war just nicht mein Freund und das Messer, das neben meinem Ohr vorbeigeflogen, paßte verdächtig gut in seine seitdem leere Dolchscheide — vor mich hintrat, den Arzt an der Seite, und sprach: ‚Die Herrin hat unstillbares Sehnen nach deinem Gepfeife. Der weise Malik sagt, die Herrin müsse sterben, hört sie es nicht mehr. Also pfeife.‘ ‚Ich kann nicht,‘ sprach ich. ‚Denn meine Pfeife fraß das dumme Tier.‘ ‚Das Tier,‘ erwiderte der zornig, ‚ist viel klüger als du bist, du Sohn eines Hundes und Enkel eines Schweines. Du aber mache dir ein anderes Pfeifgerät. Hier liegen ja allerlei Halme im Hof.‘

Ich zuckte die Achseln und sprach: ‚Auf eurem einfältigen Palmenstroh kann man nicht blasen. Schilf muß es sein.‘ Da sprach Malik, der weise Arzt: ‚In dem Teiche nahe vor der Burg wächst hohes Schilf. Laß ihn, in sicherstem Geleit, hinreiten und sich schneiden, was ihm taugsam ist zu seinem scheußlichen Blasen. Nur er kann das auswählen. Wir Frommen wissen nichts von solchem Mundwerkzeug. Die Herrin reitet mit. Sie hat's befohlen.‘ Und so geschah's.

Und wunderte mich, daß die Herrin nicht, wie sie sonst gethan, wann sie zuweilen ausritt, ihren kleinen Zelter zu satteln befahl, sondern das feurigste, rascheste Tier der ganzen Burg: einen unvergleichlichen, arabischen Rapphengst, den sonst nur ihr Vater bestieg.

Mich aber machten sie recht schwach beritten. Der

Führer der Thorwächter wollte mich zuerst gar nicht aus der Burg lassen, — er selbst durfte sie nicht verlassen, — und schob mir endlich mit Hohn einen alten Maulesel vor, der auf einem Vorder- und einem Hinterfuß lahmte und nur gebraucht wurde, Wasser aus der Cisterne in die Hochburg zu tragen; und er sprach: ‚Flieht der Frankenpfeifer auf diesem Tier, will ich's mit Bart und Kopf bezahlen.‘ Und mit der Herrin, zehn Reitern und vielen Sklavinnen ritten wir aus der schmalen Pforte der Felsenburg.

Mir war, ich kehrte aus der Gruft ins Leben zurück, da ich nicht mehr die verhaßten Mauern des engen Burghofs um mich sah: an Rettung aber dachte ich nicht. Da hielt die Herrin, die weit den andern vorausgesprengt war, bis ich ihre Sattelseite erreichen konnte, und sprach zu mir: ‚Siehst du, Franke, da oben die Wolke, die im Dreieck zieht? Schwarzreiher sind's. Gen Westen ziehn sie. Im Westen steht die nächste Schar der Franken.‘ Dann schnalzte sie nur ein klein wenig mit dem Zünglein und vorwärts flog wieder das edle Roß, unerreichbar für mich und für alle andern. Bald kamen wir in die Nähe des Teiches. Schilf, brauchbar für die Pfeife, wuchs da in Menge. Der Teich war tief, nur schmal, aber sehr, sehr lang. Die Herrin befahl, etwa drei Bogenschüsse weit von dem Teich, allen andern, zu halten, und mir allein, ihr an des Teiches Rand zu folgen. ‚Ich will sehen,‘ sagte sie dann dem Führer der Bedeckung, ‚welche Art von Röhren er braucht: — damit ich sie selbst mir schneiden und mir selber was vorblasen kann — nach seinem Tode.‘ ‚Es hat nicht Gefahr!‘ meinte dieser. ‚Auf seinem Eselkrüppel holt ihn die Schildkröte ein.‘

Wir ritten nun selbzweit an den Rand des schilfigen Teiches: auf einem Sandhügel blieben die berittenen Pfeilschützen und die Sklavinnen zurück und stiegen ab. An-

gelangt sprang ich, dann glitt Esma herab: sie ließ sich nicht von mir berühren, oder irgend helfen. Mein Jammeresel legte sich müd' in den Sand. Mich wunderte, daß sie den Hengst am Zügel mit sich führte. ‚Schneide!‘ gebot sie mit gebieterischer Bewegung und reichte mir, es plötzlich aus ihren Satteltüchern herausziehend, ein trefflich Schwert. Aber mir war's nicht ums Pfeifenschneiden. — Ich hatte keine Aussicht, lange mehr zu pfeifen; und ihre Andeutung, daß sie nach meiner Hinrichtung selber munter weiter blasen wolle, — ich gesteh' es — verdroß mich ein wenig. ‚Ich mag nicht,‘ sagte ich. Da hob sie — die Bogenschützen von dem Sandhügel blickten scharf auf uns — die mit Gold und Edelsteinen bedeckte Reitgerte von Krokodilhaut und schlug mich über den Rücken.“

„Die Abscheuliche,“ zürnte Katharina.

„Lautes Lachen schallte vom fernen Hügel her. ‚Schneide, sag' ich,‘ wiederholte sie, ‚wate in den Teich! — So wahr du deine — die — mit den blonden Flechten — wiedersehen willst.‘ Nun ahnte ich was; zwar noch nicht alles. Aber während ich langsam hineinwatete und mit dem scharfen, krummen Säbel Schilfhalme schnitt, erzählte sie mir, wie Malek sie geheilt. ‚Mein Pfeiferlein,‘ schloß sie, ‚denket beide Esmas in Frankistan. Siehst du die Reiher? Ihnen folge quer durch den Teich — und sei frei.‘ — ‚Ach, Herrin, nicht schwimmen noch laufen kann dies elende Maultier.‘ — ‚Nein, aber dieser Edelhengst! Schwinge dich drauf — schwimme, flieh! — und sei glücklich. Du warst Esmas Thorheit: — mit dir flieht auch ihr Wahn. Drum, Wahn — lieber Wahn! — fliehe rasch.‘ ‚Aber, du, o Herrin?‘ fragte ich, ‚was wird dein Los? Was wirst du thun? —‘ — ‚Heiraten werd' ich, bevor der Mond sich neut. Der weise Malik hat es in den Sternen gelesen, daß des Sultans Neffe, mein Vetter, mein Schicksal ist.

Und mein Schicksal hat auch schon um mich geworben. Er ist viel bräunlicher und gewaltiger als du. Und hat einen wunderschönen, schwarzwallenden Bart — bis hierher — bis an den Gurt. Mach, daß du in den Sattel kommst! Warst du auch nur eine Laune, eine Krankheit Esmas, — du warst mir lieb und sollst nicht sterben, kann ich's hindern. Du raubst mir das Roß mit Gewalt: — hörst du? rasch! — Wirf mich in den Sand.' Das vermocht' ich nicht. Ich sprang nur auf das ungeduldig scharrende Tier. Aber sie selbst, da sie mich sicher im Sattel sah, warf sich nun, laut um Hilfe schreiend, nieder. Schon schlug das schmutzige salzige Wasser mir hoch über das Haupt: — erst da sah ich um, rief: ‚Grazia!' — das heißt ‚Dank' — sie winkte mit dem weißen Schleier: — und weiter trieb ich den schnaubenden Hengst zur Eile.

Wohl hatten die Bogenschützen, als sie die Herrin fallen sahen und schreien hörten, sich rasch auf ihre Gäule geworfen, und schon jagten sie vom Sandhügel herab mir nach mit wildem, gellendem Schrei — vergebens! Keiner holte das Prachtroß ein! Die Schwimmenden blieben weit zurück, die den langgestreckten Teich umreiten wollten, kamen viel zu spät. — Von den auf den Pferden Schwimmenden zielte einer scharf, mitten im Wasser: — sein langer Pfeil — ich hatte ihn wohl selbst geschäftet — flog mir durch den weiten Ärmel meines erhobenen, das Roß treibenden Armes: — aber so wie das Tier den schmalen Teich durchschwommen hatte, war ich gerettet. Windschnell, sausend, trug es mich davon. Ein Blick auf die Reiherwolke gab mir die Richtung — ich trieb und hetzte den herrlichen Renner den Reihern nach — und bevor die Nacht herniedersank, erreichte ich die Vorhut der Franken: — deutsche Herren waren's, — nördlich von Joppe, bei Darum. Danach schlief ich lang und schwer, anderthalb

Tag lang. Den kostbaren Hengst, der mich gerettet, Esmas letztes Gunstgeschenk, verkaufte ich zu Gaza an die Templer. Der Erlös war so hoch, daß er nicht nur die Küstenfahrt von Joppe nach Akkon und von dort nach Amalfi bestritt, sondern noch soviel Überschuß gewährte, daß ich ohne Not über Perugia und Mailand und das Wormser Joch bis hierher gelangen konnte. Und hier ist das Messer, das der Thorwart nach mir geworfen hat," — er zog es aus dem Wams und legte es auf den Herdsims: schaudernd befühlte die Kleine die haarscharfe Spitze — „und in meinem Rucksack steckt, sorgfältig verhüllt, der krumme Säbel, dessen Griff und vergoldete Scheide reich besetzt sind mit gar manchem bunten Stein." „Die schenken wir der heiligen Jungfrau, der heiligen Katharina und der heiligen Gertrud," sprach das Mädchen mit gefalteten Händen. „Ja: jeder einen!" nickte der Schwabe. „Aber die andern schenken wir der anderen Katharina; die ist zwar nicht so heilig, wie die im Himmel, aber sie kann's besser brauchen: — als Schmuck zuerst, als Notpfennig auch vielleicht einmal." „So warst du nicht in Jerusalem und nicht in Rom?" fragte Iffo. Hezilo schüttelte den Kopf: „Nach Jerusalem war noch der Weg nicht frei. Der große Kaiser stand gerade in Verhandlungen mit dem Sultan, friedlichen Besuch der heiligen Stätten den Pilgern zu erwirken. Nach Rom aber? Jawohl! Weit ausweichen mußte ich, um des Papstes Gebiet zu meiden. Der heilige Vater führt ja scharfen Krieg mit dem Kaiser, sengt und brennt in dessen welschen Landen, und seine Legaten haben gedroht, jeden Deutschen, den sie greifen, wenn er nicht dem gebannten Kaiser absagt und dem Papste Gehorsam schwört, als Feind gefangen zu setzen. Und es zog mich zu euch, nach Hause, nach meinem ‚Außenhof' und mehr noch nach dem ‚Innern'. Und ich habe dem Herrn Bischof nicht gelobt, Christi Grab

zu Jerusalem zu besuchen, oder den Papst in Rom, sondern nur, ein Jahr im heiligen Land zu leben. — Das hab' ich erfüllt, — sogar zweimal gerechnet." „Könntest zwei Trinelein heiraten," meinte der Schwabe. „Es giebt aber nur die eine," jubelte der Frohe, „und die wird nun bald Bäuerin im Außenhof." Da stand Katharina auf, faßte des Geliebten Hand und sprach: „Gern, so gern! Aber nun ein Wort, das mir recht aus tiefster Seele kommt. Nicht kann ich zwar verstehen, wie ein Mädchen sein Herz umstülpen mag gleich einem Ärmel und heute den Blondkopf lieben bis zum Krankwerden, morgen aber den Schwarzbart heiraten. Allein das mag wohl im Heidenblut anders sein als an der Etsch und bei Christen. Geht mich auch weiter nichts an . . . —"

„Sei doch froh, Mädel," fiel der Böppele ein. „Sonst hätte sie ihn am Ende dir doch nicht gegönnt und lieber ihn sterben lassen!" — „Nein! So schlimm ist kein Weib, auch eine Heidin nicht. Und die schon gar nicht! Und ich wollte vielmehr sagen: keinen Abend will ich einschlafen, ohne die gute Heidin in mein Nachtgebet einzuschließen. Möge es ihr gut ergehen mit ihrem Sultanssohn und möge sie nicht allzulang im Fegefeuer büßen. Amen!" „Leider bete ich nicht alle Abende," meinte Hezilo. „Aber auch ich denke ihrer oft dabei! So dankbar, wie ich Herrn Friedmuths denke: sei's daß er noch lebe, sei's daß er schon seiner gestrengen Frau Wulfheid nachgefolgt ist in das Jenseits . . . —"

„Wie, was?" riefen da die anderen wie aus einem Munde. „Frau Wulfheid? Die lebt frisch und gesund drüben auf der Fragsburg."

Sechstes Kapitel.

„Aber nein doch! Der alte Oswald sah sie ja gestorben und aufgebahrt. Der log noch nie." „Auch diesmal nicht," sprach der Bauer. „Sie war aufgebahrt — sie lag so gar manche Stunde — und ist doch wieder lebendig geworden." Hezilo schlug ein Kreuz. „Ein Wunder Gottes?" — „Ja und nein, wie du's nehmen willst!" — „Und davon sagt ihr mir erst jetzt? Wußtest du's denn nicht, Böppele?" „Ha, dummer Bub," meinte der, „hättest du mich gefragt. Du hast mich aber soviel nach den Leuten vom Innerhof gefragt, daß ich das ganze Maul nur dazu brauchen konnte, immer zu wiederholen, daß beide leben und wohlauf sind und daß das Trinele einstweilen noch schöner worden ist." — „Wie sollt' ich denken, daß die Toten auferstehen! So redet doch!" „Ja, das war so," begann Iffo. „Aufgebahrt lag die strenge Frau auf schwarzem Gerüst: gar feierlich war's in der düster verhangenen Gruftkapelle, wo ihr Vater, Herr Wulfgang, und alle die alten Fragsburger nebeneinander unter dem Marmorestrich ruhen, Schild und Helm eines jeden an der Wand aufgekreuzt. Und der süße, starke Weihrauchduft, der wie eine Wolke durchs Gewölbe zog — und die tiefe, tiefe Stille, obwohl so viele Menschen um die Bahre standen, — nur der junge Mönch murmelte halblaut die Fürbitte für die Fegeseelen, — und die vielen Wachslichter! Wir Vögtlinge alle, die wir davon erfahren hatten, waren hinüber geeilt."

„Jawohl," nickte Hezilo. „Auch der Außenhof schuldet dann sechs Pfund Wachs zu Kerzen in die Burgkapelle und zwei Krüge roten Weines zu dem Leichenschmaus. Ist doch geleistet worden?" fragte er eifrig. „Ich hab's selbst

hinübergetragen," beteuerte das Mädchen. „Nun, das laßt ihr euch aber herauszahlen," meinte der Böppele. „Es war ja kein wahrer Sterbefall! — Oder einfacher: — ihr zieht's ihr ab, wann sie das nächste Mal wirklich stirbt. Ist auch klüger so: und leichter. Denn die giebt, solang sie lebt, nichts wieder her, was sie einmal erhielt, ‚die üble Vögtin': so heißt sie doch, nicht?" „Schweig, frecher Schwab!" lachte der Bauer. „Sie ist schon recht, die schlimme Vögtin, wie sie freilich heißt im ganzen Gau: — gerade gegen so lockre Landfahrer wie du," drohte er mit dem Finger, — „ist sie recht." „Und," fiel das Mädchen ein, „wenn sie im Leben zwar gewiß nicht garstig ist: — behüte! — eher hübsch: nur nicht gerade so, daß man sonderlich darauf achtet — damals, im Todesschlaf, sah sie fast schön aus: so stolz, so geruhig, zwar immer noch arg streng, — zum Fürchten fast! — aber doch so vornehm, wie im Leben nie. Und so kniete auch ich an der Bahre und weinte recht bitterlich. Nicht grad' um sie: denn sie hat mir nie ein gutes Wort, nicht einmal einen guten Blick gegönnt. Und als ich ihr einmal den ersten Speik in einem schönen großen Strauß brachte, — ich hatte lang daran gebrockt, in der heißen Sonne oben auf den Steinen herumkletternd — ich traf sie im Kuhstall, nach dem Melken der Kühe sehend, da hat sie gar unwirsch gezankt: ‚Vergeudete Zeit! Schaff' was! Ist gescheiter für so ein bettelarm Ding!' Und hat meinen schönen Blütenstrauß der dicksten Melkkuh in die Raufe geworfen. Ja, und den Vater hat sie gar einmal — wie der Vogt fort war — in den Block sperren lassen wollen, weil unter den fünf Schock, die der Innerhof zum Eierweihtag schuldet — zwei Stück nicht ganz frische waren. Aber doch hat's mich so erbarmt, ihr Los. So jung noch, — kaum ein paar dreißig Jahre — so reich — so machtgewaltig —

so gescheit — und schon sterben! Und ich dachte, wie arg es Herrn Friedmuth treffen würde im fernen Land, oder wenn er heimkomme, und sie nicht mehr finde. Und wie ich dachte, daß auch Hezilo kommen könne und mich etwa nicht mehr finden . . . —" „Da kamen dir erst die Thränen, gelt, Kleine?" meinte der Jüngling und küßte sie. „Nun," fragte der Bauer, „du weißt doch wie vorher alles gegangen war?" „Jawohl," sagte Hezilo. „Alles! Bis der junge Mönch Alderich bei ihrer Bahre betete und Oswald das Pferd bestieg und davonritt." „Die Männer," — fuhr nun der Innerhofer fort, „welche die Fallende vom Rosse gehoben und auf die Burg getragen, hatten gar nichts an der Leiche bemerkt. Nachdem aber nun die Vögtin viele Stunden aufgebahrt gelegen und wir schon daran dachten, den Deckel des Sarges zu schließen und sie in das Grabgewölbe hinabzusenken, an die Seite ihres Vaters, Herrn Wulfgangs, da kam, von Burg Tirol, wo er des Grafen Sohn geheilt, entlassen, der alte Markulf, seinen jungen Genossen abzurufen. Er ließ sich an die Bahre führen und alles genau erzählen von Oswin, Oswalds Sohn, der, nach seinem Vater, der nächste gewesen war hinter dem Rosse der Herrin, wie sie den Wurfspeer schwang und plötzlich starb. Markulf schüttelte das graue Haupt, betrachtete genau die Ruhende, befragte auch Jutta, ihre alte Amme, welche die Herrin ganz entkleidet, gewaschen und für die Bahre geschmückt hatte. Die sagte ihm nun, sie habe gar nichts, gar keine Wunde an ihr gefunden: nur unter dem Nagel des dritten Fingers der rechten Hand einen eingetriebenen Splitter: sie habe ihn herausziehen wollen, da sei er abgebrochen: und das darin verbliebene Stück habe sie nicht zu fassen vermocht. Sie habe es nicht weiter beachtet, es habe ja gar nicht geblutet. Eilig besah der kundige Mann den Finger, ließ sich den

Jagdspeer bringen und zeigte uns, wie an dem Schaft — es war Hartriegelholz — ein Splitter abgesplissen war. Als die Vögtin nun ausholte und mit aller Kraft den Speer abschleuderte, stieß sie sich den Splitter tief unter den Nagel. ‚Und das,‘ sprach er, ‚ward wohl ihr Tod. Denn ein solcher Splitter kann den Menschen töten, falls er den Lebensnerven trifft, der von dem Hirn durchs Herz zieht, dann in den Armen gabelt, und in den Fingerspitzen ausläuft. Deshalb habe der gütige Herr des Lebens über die zehn Finger die zehn Nägel als Schilde gelegt. Aber, sagte er, manchmal ist der zähe Nerv nicht zum Tode getroffen: dann liegt der Mensch nur starr, ganz wie tot. Und nun, mahnte er, werft euch alle auf die Kniee und betet zu den Heiligen, und gebt mir eine kleine Schere, wie sie die Frauen führen zu feinster Arbeit: ich will versuchen, den Splitter zu fassen und herauszuziehen, wenn Gott mir beisteht: vielleicht, daß sie wieder auflebt.‘ Und so geschah's. Heraus zog er den langen, langen Splitter, und sog an dem kleinen Löchlein. Da floß Blut — nur ein karges Tröpflein — und die Vögtin schlug die Wimpern halb in die Höhe und seufzte tief.

Und bald darauf richtete sie sich auf, sah sich rings im Gewölb um und begriff alles: nur einmal erschauerte sie vor Grauen — denn sie sah, fast wäre sie lebendig eingesargt worden: — dann versuchte sie zu sprechen. ‚Geht an die Arbeit,‘ brachte sie mit Mühe hervor; es war ihr erstes Wort! ‚Ich brauche keine Hilfe: — Herr Friedmuth noch nicht heimgekehrt?‘ fragte sie noch. — Da fiel sie aber wieder zurück, und erst nachdem ihr Markulf die Schläfe mit Würzwein gerieben, erholte sie sich soweit, daß sie hinaufgetragen werden konnte auf ihr Lager.“ „Das ist wie Lazarus, den der Herr erweckt hat von den Toten,“ sprach Hezilo mit frommer Scheu. „Aber wie

ging es nun weiter auf der Vogtburg?" — „Kaum war die Frau erwacht und von großer Schwächung und Ohnmacht des Leibes ein wenig erholt, als sie sehr bald scharfe Kriegsarbeit zu thun bekam. Ihre beiden Vettern, Herr Griffo von Greifenstein und Herr Rapoto von Naturns" ... — „Ah ja, sind liebe Gesippen! Dreimal schon hat Herr Friedmuth sie gezwungen, Friede zu machen!" — „Der Greifensteiner, der ja nur ein paar Stunden Etsch abwärts haust, war flugs, sowie er von dem Tode seiner Niftel erfuhr, herbeigeeilt, Besitz von der guten alten Burg zu nehmen. Wenig erfreut war er von der Herrin Auferstehung, hätte wohl dem weisen Mönch am liebsten das Genick gebrochen. Zum Glück hatte er nur drei Knappen mitgebracht: und in der Burg waren noch mehr als ein Dutzend Vögtlinge und Hintersassen versammelt, Herrn Friedmuth treu ergebene Männer, die zu der Totenfeier gekommen, und noch nicht alle wieder fortgezogen waren. So mußte er wohl nachgeben, und die Burg wieder räumen, so trotzig und zögernd er's that. Hatte er doch, gleich nachdem er eingeritten war, sein Greifenbanner schon auf dem Hauptturm aufgesteckt, und die Fahne der Fragsburger in der Gruft aufhängen lassen, zu Helm und Schild Herrn Wulfgangs. Er wollte's gar nicht glauben, daß nun doch Frau Wulfheid wieder für ihren fernen Gemahl Herrin sei in dem alten Hause: er weigerte sich, sein Banner wieder abzunehmen: er drang in die Vögtin, da Herr Friedmuth zweifellos gestorben oder doch verschollen sei, endlich seinem Werben nachzugeben und ihm zum Traualtar zu folgen." „Der Kecke," zürnte Hezilo. — „Er wirbt schon lang um sie! Bevor sie den Vogt heiratete, wollte Griffo — er mag sie wohl wirklich lieben! — das kluge Mädchen und ihr Erbgut dazu — gewinnen. — Aber nun nahm, statt aller Antwort, die tapfre Frau

die Wolfsfahne ihres Vaters wieder von der Wand, stieg auf den Rundturm, riß das Greifenbanner aus der Öse, warf es in den Burggarten und mit Herrn Friedmuths Schwert in der Hand wies sie dem Freier die Burgthür. Knirschend ging er. Aber bald kam er wieder, mit dem andern, ‚dem Stier von Naturns'; und sie bedrängten die Fragsburg mit harter Fehde wochenlang, bis Frau Wulfheid nachts einen Ausfall that und ihre Lagerhütten verbrannte: — sie selbst warf den ersten Kienbrand in das vorderste Zelt: hei, loderte das trockne Schilf der Etsch empor! Zwei Knechte wurden ihnen erschlagen, fünf gefangen und mehrere verwundet. Da zogen sie ab für jenes Mal. Jedoch nach einem halben Jahre forderten sie wieder Übergabe der Burg, — mit oder ohne Heirat, wie sie wähle — und schickten ihr einen ‚Todeszeugen', wie sie's nannten. Das war ein Krämer aus Trient. Der war im heiligen Land gewesen und war bereit zu beschwören, er sei dabei gestanden, als Herr Walther von der Vogelweide, sehr traurig und herzbetrübt, im Lager zu Joppe vor vielen Fürsten und Rittern dem Kaiser Bericht erstattet habe, daß Herrn Friedmuths Leute den ‚Falken' mit gebrochenem Genick, dabei das Schwert und den Speer Herrn Friedmuths und daneben eine arg große Blutlache gefunden hätten. Und niemand im Kreuzheer zweifle, der Fragsburger sei gefallen; und habe das der Kaiser selbst gesagt.

Frau Wulfheid ließ ihn ruhig ausreden. Nur ein wenig erbleichte sie, — ich sah's mit an: denn es traf mich gerade die Reihe des Wachtfrons in dem Vogthaus —, und biß die Lippe, wie sie pflegt, wenn sie verbergen will, was in ihr tobt. Nachdem er zu Ende war, fragte sie, wieviel ihm die Vettern für die Lüge bezahlt, gab ihm zwei harte Streiche auf die Ohren, ließ ihn gar

unsänftlich aus der Burg werfen und durch Oswin im ganzen Gau verkünden, wer sich unterfange, von Herrn Friedmuth auszusagen, er sei tot oder verschollen, der werde von der Vögtin zu Fragsburg, wo immer sie ihn greifen könne, gegriffen, gegeißelt in das Burgverließ im Mauerturm geworfen, und dort so lange gefangen gehalten, bis Herr Friedmuth selbst ihn wieder herausführe." „Ja, ja," nickte der Böppele. „Das hört' ich den Oswin laut ausschreien — er hatte einen Heroldsrock mit dem Brustwappen angethan: auf der Heerstraße, die Terlan durchzieht, — kaufte da gerade ein Fäßlein Weißen: dort wächst nämlich was Feines!" Er schnalzte mit der Zunge. — „Und seither hütete ich mich wohl, auf Fragen nach Herrn Friedmuth Bescheid zu geben, oder gar, ungefragt von ihm zu reden, zwischen Passer, Etsch und Inn. Oh, der wackre Herr! Der säße jetzt herrlich und in Freuden, hätte er nach meinem wiederholten Rate gehandelt."

„So, so?" meinte der alte Bauer. „Ja, wenn Ihr ihm so gut geraten habt: — geht hin zur Vögtin und teilt ihr das mit. — Sie wird's Euch lohnen." „Huio, will lieber nit," schmunzelte der Schwabe.

„Und nachdem der Bischof von Brixen, Herr Heinrich," fuhr nun Iffo fort, „— ist der Ohm der Vögtin, — der Rat von Meran und der Graf von Tirol — oder ‚Burggraf' muß man nun, seit ein paar Wochen, sagen! — selbdritt sich ins Mittel gelegt, — denn das ganze Etschthal leidet unter der Fehde, so wüst führen sie die Vettern! — haben diese damals noch eine Frist von sechs Monaten gewährt. Wann diese abgelaufen, ohne daß der Vogt zurückgekehrt, oder glaubhafte Nachricht von seinem Leben eingegangen, dann wollten sie die Vögtin aufs neue befehden und davon nicht ablassen — sie sollen's einander geeidet haben auf den Heiligen in der Kirche zu Bozen,

— bis die Frau ihnen das Haus räume; wolle sie Herrn Griffo — Herr Rapoto, der Stier, ist der ältere, der wildere! — zum Manne nehmen, so solle sie die Hälfte von allem Gut als Wittum zugesichert erhalten. Am nächsten Freitag, dem Tag von Sankt Peter und Paul, läuft diese Frist zu Ende. Frau Wulfheid hat alle ihre Knechte und die Hintersassen aus dem Passeier, aus dem Ultenthal und wo sonst die Zubehörden und Pflegen der Fragsburg verstreut liegen, schon auf vier Tage vorher zusammenladen lassen. Dann sollen diese, bevor sie die Burg verteidigen, in dem Markt beim Abt der Cistercienser beichten und sich zum heiligen Martinus mit Mantel und Speer von Untermais verloben, — der besonders gut anzurufen ist für kampfgewärtige Männer. Denn diesmal wird es scharf, so meint Frau Wulfheid selbst. Und wohl wisset ihr: — die kennt keine Furcht." „Nein, wahrlich nicht," rief Hezilo. „Dann wollen wir mit den drei Knechten von meinem Hof, und mit den beiden vom Innerhof zu rechter Zeit uns in der guten alten Feste einfinden: die Kleine aber bergen wir am sichersten in dem Markt hinter dem Wall bei dem Gevatter, dem Thorwart."

Siebentes Kapitel.

„Da mach' ich mich davon, gute Zeit bevor der Tanz losgeht," meinte der Weinschenk. „Am Hauen und Stechen — zumal am Gestochenwerden! — hab' ich nie viel Freud' gehabt." „Und doch," meinte der Bauer, „hast du dich soweit von Boblingen hinweg ins wilde Heidenland gewagt?" „Ja, Heiden und sonderlich Mohren stech'

und hau' ich halt doch für mein Leben gern!" verbesserte der Kreuzfahrer. „Und recht tief hinein," ergänzte Hezilo, „immer weiter und weiter bist du in die Heiden gedrungen." — „Ja," — er rieb sich das Kinn, — „das war nicht ganz freiwillig . . . —" — „Wie das?" — „Nun, das waren wundersam ineinandergreifende Fügungen Gottes. Die darf ich gar nicht alle enthüllen." „Aber so sage wenigstens, wie du, ein recht weltlicher Weinschwelg, in den heiligen Orden der Franziskaner gekommen bist?" forschte der Bauer. „Nein, der Cistercienser, hat er mir gesagt!" rief Hezilo. „In welchem warst du?" fragte das Mädchen ehrfurchtsvoll. „In — in allen — beiden, Kleine." „Das giebt es nicht," lachte Hezilo. — „Doch, du Gelbschnabel! So, wie ich ihnen angehörte, giebt es das wohl: — hätte noch mehreren zugethan sein können. — Nämlich bloß mit meinem äußeren Menschen: — den Kleidern nach. Ich ward gar nicht Mönch!" „Da sieht man's, daß die Kappe nicht den Mönch macht," meinte Hezilo.

„Hätte ja gar nicht gekonnt. War ja — und bin! — glücklich verheiratet: ohne Zustimmung der Ehefrau darf niemand Gelübde thun: und Frau Zahme und auf ihre ehelichen Rechte verzichten! Die nicht! — Nun also paßt auf: was für euch zu wissen frommt, das mögt ihr hören: und daraus lernen, daß der milde Himmelsherr gar nicht so gestreng dareinfährt, wie die Pfaffen uns fürchten machen wollen, wenn einer nur im Grund ein guter Kerl ist. — Also! — Aus einem Dörflein bei Genua, wo ich auf der Fahrt nach dem gelobten Lande, die ich für einen anderen — für dessen Seelenheil auf mich genommen hatte . . . —" „Wie gut von Euch!" — sagte Katharina gerührt. „Nun, nun, Kind, du mußt auch nichts übertreiben! — Ich — ich hatt' auch eigene

Gründe, die Heimat zu meiden: und ganz ohne Vergelt konnt' ich's doch auch nicht thun: — schon wegen der Kinder . . . —" „Wie viele habt Ihr?" fragte der Bauer.

„Bisher nicht viele. Eigentlich noch gar keines. Aber: konnten doch noch nachkommen! — Also: Zuerst kam ich nur bis Genua — und — weilte dort längere Zeit." „Ja, ja," meinte Hezilo, nachdenksam. „Davon, glaub' ich, hört' ich einmal Herrn Walther erzählen, als ich Wein zutrug in des Vogtes Zelt in der Wüste. Ich meine immer . . . —" — „Gieb dir keine Mühe, dir das zurückzurufen." „Nun, sehr weit seid Ihr da auf den ersten Anlauf gerade nicht gekommen auf Eurer Kreuzfahrt," sprach Iffo. „Was?" zürnte der Entrüstete. „Doch immer noch zehnmal soweit als sogar ein frommer Bischof, Herr Megingauz von Eichstädt. Wenn ich nur damals schon, als mir Herr Walther und noch ein anderer — eben der, für den ich unter die Heiden fuhr — so hart redeten über jenes kurze Verweilen, diese Geschichte gewußt hätte! Aber ich habe sie erst später erfahren, von Herrn Sigismund dem Riezeläre, dem Buchwart zu Eschingen an der Donau. Jener Bischof hatte auch das Kreuz genommen, — aber nur für sich, das kann ein jeder! — Jedoch der kam nie über den Brennerberg — vor lauter Fluchen." „Wie das?" staunte das Mädchen. „Ei nun, der wackre Mann hatte nur das eine Seelengebrechen, daß er in einem fort gotteslästerlich fluchte: fluchte, daß die lieben Engelein die Füße hinaufzogen, wann er anhob. Nun war ihm von seinem Beichtvater, der ihm oft deshalb die Absolution hätte weigern müssen — und ein nicht Absolvierter soll nicht die Kreuzreise wagen, sonst reiset er sich selber zum Gericht, sagt die Bibel im sechsten Buche Mosis. Nicht? Nun, das ist

gleich: dann sagt sie es wo anders. — Also sein Beichtiger, in Erwägung seiner fluchenden Natur, gab ihm im voraus Absolution für eine Zahl von Flüchen, die der Bischof bis nach Rom verbrauchen würde: dort solle er sich die Freisprechung für weitere Flüche wieder frisch vorschuhen lassen. Und es war nicht schlecht gemessen. Allein, o weh! Nach wenigen Tagen kam Herr Megingauz ganz betrübt nach Eichstädt zurück. Er wollte über Schwäbisch Wörth an der Donau, und über Füßen allmählich den Brennerberg gewinnen. Allein, bis er an der Fähre am Donau-Wörth angelangt war, hatte er den ganzen Reisevorrat, der bis zu dem heiligen Vater hätte reichen sollen, schon aufgezehrt, aufgebraucht, aufgeflucht. Und mußte umkehren! Und war durch kein Zureden zu der Hoffnung zu verlocken, daß es ein andermal besser gehen werde: denn, meinte er, er habe schon diesmal gar so hart gespart. Da hatte denn der heilige Vater ein Einsehen und nahm die Kreuzfahrt für gefahren, weil keine Katze das Mausen läßt, sagte der Apostel Paulus auf der Hochzeit zu Kanaan. Nicht? Nun das ist gleich. Er hätt's sagen können, weil's wahr ist. Und vielleicht hat er's auch gesagt. Denn sie haben wohl damals nicht alles aufgeschrieben.

Also nach längerer Rast bei Genua brach ich auf: hatte mir dort ein kleines Sümmchen verdient — erspart wollt' ich sagen: — so konnt' ich einem Rheder jenes Hafens das Schiffsgeld zahlen bis Neapolis. Von da wollte ich zu Lande nach Brindisium, wo, wie ich erfuhr, mehrere Schiffe, vom Kaiser ausgerüstet, bereitlagen, arme Pilger um Gottes Lohn nach der Insel Cypern und von da nach Akkon zu führen. Aber ach, mein sauer erspartes Geld verlor ich bald nach der Ankunft in Neapolis. Denn in dieser sehr schön gelegenen Stadt leben sehr böse Men-

schen. In der Herberge ‚Zum heiligen Crispinus‘, wo ich nächtigte, stahlen mir drei Gauner mein Geld — ich sah's mit Augen — und konnte es nicht wehren.“ „Wie das?“ zweifelte der Bauer. „Ja, es waren drei Schächer mit zusammen vierundzwanzig Augen: sie haben keine Füße und tanzen, keine Hände und plündern alle Taschen aus: — Würfel nennt man sie. Zwei andere fromme Pilger, — beide trugen gleich mir das rote Kreuz, — die den gespickten Geldgurt unter meinem Wams entdeckt hatten, — sie umarmten mich so zärtlich, wie ich eintrat in das Weihtum zum heiligen Crispinus, und tasteten dabei an meinem Leibe so beängstigend herum! — beredeten mich am Abend, den Wein auszuwürfeln. Ich gewann zuerst: und wir Boblinger lassen uns nicht lumpen — nun kurz: — alsbald verlor ich, verlor sehr viel, fast alles, und da ich nicht mehr spielen wollte, — es war Mitternacht geworden, — da machten sie's einfach, schlugen mich nieder, nahmen mir den Rest der Schillinge — sechs andere fromme Pilger standen lachend dabei — und warfen mich auf die Gasse. — Der Bettelvogt ließ mich aufgreifen, und auf meine Klage erwiderte er, ein Kreuzfahrer dürfe nicht Würfel spielen, das sei die Strafe Sankt Crispins. Und für seine Mühwaltung pfändete er mir den Mantel vom Leib und aus dem Ränzlein das bessere Wams: ich glaube, er war auch ein Gauner, dieser edle Neapolitaner! — Am andern Tage ging ich sehr betrübt zur Porta Nuceriana hinaus, die Halbinsel zu Fuße zu durchwandern, und zu durchbetteln. Doch muß ich sie loben, die Welschen. Sie sind mitleidig. Das heißt, gegen die Menschen — die Tiere schinden sie elend! — und gabenmild und spenden gern dem frommen armen Pilger. Auch wachsen in dem wunderreichen Land, — es ist wie ein Garten! — an Bäumen und Sträuchern gar mancherlei Früchte, an denen

ich mich labte: denn es war Spätsommer. Hinter einer Stadt, heißt Potenza, stieß ich auf zwei Mönche, einen Franziskaner und einen Cistercienser: der letztere war ein Franzose aus der Picardie, der andere ein Halbwelscher aus Bergamo. Wir wanderten nun selbdritt fürbaß. Die beiden armen Geschornen litten, da ich sie traf, schon schwer am Sumpffieber. Der Bergamaske sagte gleich, — sein Welsch verstand ich ganz gut, — er heiße Sebastian. Ich erwiderte ganz vergnügt, dann hätten wir denselben Schutzpatron: denn da es einen heiligen Boppo nicht giebt . . . —“ „Bis jetzt wenigstens noch nicht,“ unterbrach Hezilo. „Vielleicht giebt es aber einen: hundert Jahr nach deinem Tode —“ — „So hab' ich mir von Jugend an den heiligen Sebastian zum Schutzherrn gekoren, der in der Pfarrkirche zu Boblingen, gar schön aus Holz geschnitten, steht, mit Pfeilen so reich gespickt, wie ein Hase in des Abtes Küche zu Maulbronn mit Speck. Und ich fragte ihn, wie denn der nackte Knabe zu so vielen Pfeilen gekommen sei? Denn der Pfaff von Boblingen wußt' es selber nicht. Da erzählte er mir denn die Lebensgeschichte des Heiligen. Eigentlich war's eine Predigt über sein grausam Martyrium. Und wo wir auf Leute stießen, in Dörfern oder im Staub der Heerstraßen, auf Krieger oder auf Kreuzfahrer, Pilger oder Kaufleute, da predigten die Mönche, der Bergamaske auf welsch: auch oft der Picarde auf französisch: denn sehr viele Normannen, aber auch andere Franzosen, nehmen das Kreuz. Und während der eine predigte, gingen der andere und ich herum und bettelten die Predigtheller ein. Es warf nicht viel ab, das fromme Gewerk. Denn mancher hörte erst voller Andacht die Predigt, gab uns aber dann statt des Hellers einen Puff und sagte, es sei nur schwach gepredigt gewesen.

Da trafen wir einmal auf Deutsche. Das Geld war

uns gerade wieder ganz vergangen. Diese Deutschen verlangten durchaus eine Predigt: waren gar fromme Leut': von Westfalenland, und hatten lange keinen Gottesdienst mehr gehört. Aber sie verstanden den Franzosen nicht und auch nicht den Bergamasken. Und wurden gar grob in ihrer starken Frömmigkeit, und schrieen: ‚Eine Predigt, oder es geht euch schlecht,' und drehten ihre Speere um und hoben sie. Da rief ich, — auf deutsch —: ‚Halt! Haut uns nicht, ihr Gotteseifrigen aus Münsterland! Ich werd' euch was predigen, zum Beispiel: vom heiligen Sebastian? Wollt ihr von dem was hören?' Ich hatte nämlich den Bergamasken schon siebzehnmal von diesem armen Jüngling predigen hören: — ich glaube, recht viel anderes wußte er selbst nicht. Zum größten Glück sagten sie: ja, auf diesen hielten sie ein gut Stück; und ich predigte ihnen vom heiligen Sebastian. Ich muß wohl sehr schön gepredigt haben: denn sie gaben mir jeder einen Hälbling; waren aber ihrer gegen dreißig.

Achtes Kapitel.

Jedoch am Tage darauf legte sich der Franzose, der Franziskaner, — nein! Das war ja der Cistercienser! Sie kommen mir immer durcheinander, weil ich später beider — nun, ihr werdet's schon noch hören. Also der legte sich auf die heiße, staubweiße, welsche Heerstraße nieder und sagte, er könne nicht mehr weiter: denn er müsse jetzt sterben. Und richtig, er hielt sein Wort: gleich darauf war er tot. Wir beide konnten ihn — mit den

bloßen Händen — nicht begraben. So bestreuten wir ihn mit Staub, Sand und Erde, beteten ein Vaterunser neben ihm und, da mein Gewand ganz zerschlissen, nahm ich des Toten grauen Kappenmantel. Der war mir aber viel zu kurz: denn der Picarde war gar zierlich klein gewesen. Und zwei Tage darauf, — wir stiegen eben im wüsten Gebirg — da fiel der Cistercienser — nein, der Franziskaner! — um und rührte sich nicht mehr. Ich blieb lange bei ihm und rieb ihm die Hände: — aber er lag steif und unbeweglich. Da zog ich ihm das braune Untergewand ab, — ich brauchte es dringend, des Anstands wegen, wann ich durch Dörfer kam, um der Weiber willen, — und er, — er brauchte es ja nicht mehr. Auch noch seinen Pilgerstab nahm ich, den der Bischof von Mailand selbst geweiht hatte, sein Skapulier und seinen Dachsfellranzen. Und griff hinein und fand ein paar Briefe, die den Bruder Sebastian aus Bergamo an ein paar andere Franziskanerklöster in Welschland empfahlen. Und wie ich nun so einsam weiterzog, fiel mir ein, daß alle Leute, die wir getroffen, Eingeborne und Pilger und Reisende, die beiden Mönche viel ehrerbietiger angesehen und besser behandelt hatten als mich, den Laien. Und da sagte ich zu dem Böppele: ich könnte recht wohl auch ein Mönch sein! Gepredigt hatte ich ja schon! Die drei Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam hatt' ich alle diese Tage zu erfüllen nur allzuviel Gelegenheit gehabt. Also! Warum soll der Böppele nicht ein Mönch sein? In dem Ranzen stak auch eine Haarscheere, mit der der arme Sebastian seine Tonsur in stand zu halten gepflegt hatte. An einem klaren Bache, der mir als Spiegel diente, schnitt ich mir eine recht zierliche Tonsur, und wirklich — viel leichter als bisher, zumal mit besserer Beköstigung durch die Weiblein, fuhr ich nun durch den Rest von Welschland

und kam glücklich nach Brindisium: von dort aus, meinte ich, sei nun alles gewonnen.

Denn nicht nur die Kreuzpfaffen, die ungetüm tobenden Bettelmönche, die zu der heiligen Reise im Namen des heiligen Vaters treiben — sie selber aber bleiben klüglich im Abendlande, diese Elenden! und fressen des Bauers Käse: ‚Käseritter‘ nennt man sie deshalb oder ‚Käsefahrer‘! — auch der Kardinal Konrad, von den Uracher Grafen entstammt, ja, ich meine alleweil: in des Kaisers Namen, auch der Herr Hochmeister Hermann, — kurz, die alle hatten uns frommen Wallern kaiserliche Überfahrt und kaiserliche Verpflegung von Brindisium aus verheißen. O du blutiger Sebastian! Die Überfahrt war freilich ‚kaiserlich‘. ‚Abundantia‘, zu deutsch: Überfluß, hieß das schwere mächtige Meerschiff. Aber nur der Name daran war ‚abundant‘: freilich: reiner Überfluß, denn die Leibeszehrung war gar nicht ‚kaiserlich‘! — Möchte dem schönen, hohen Herrn Kaiser — ich lasse mich totschlagen für ihn, wenn's gerade ganz notwendig so sein muß! — möcht' ihm nicht wünschen, daß er nur einen halben Tag so ‚kaiserlich‘ leben müßte, wie wir Befreier Christi viele Wochen lang: wir, die der Herr Kaiser selbst zu seiner Tafel geladen. Die Welschen — Savoyarden waren es, arge Hungerleider! — zehrten den ganzen Tag von zwei steinhart getrockneten Fischlein und einer fingernageldicken Rinde Ziegenkäse — und meinten, das müsse für einen ‚Suabo‘ auch reichen: diese Thoren! Wir waren zusammengepfercht auf dieser ‚Usseria‘, — so heißt eine solche Arche Noah! — wohl fünfhundert Stück, lauter künftige Heilige, so eng, wie die Räucherfische im Fäßlein von Buchhorn am Bodensee. — Und Getränk! Die Deutschen und die Engelländer wurden so durstig, daß meine Frommheit darunter litt. Denn, wenn sie mitten im Psallieren — es ward

recht viel psallieret auf der Usseria! — fluchend oder betend sagten: ‚Jetzt gäb' ich alle meine Reisepfennige um einen Trunk schlechtesten Weins', — dann mußte ich immer, zwischen dem Singen und Beten durch, rechnen, wie viele Irnen ‚schlechtesten Weins' in meinem Vorderkeller zu Boblingen lagen, in dem schimmligen Faß, vorn links: und wieviel mir das hier auf Deck eintragen würde.

Endlich fand auch diese fromme Kasteiung ihren Schluß. Wir landeten bei Akkon und zogen in das Lager des Kaisers vor Joppe. Da hätten mir nun aber die Mönchsgewande bald — zum erstenmal! — geschadet. Wie ich an die Vorstadt des Lagers komme, wo die Handwerker und Händler in Buden und Baracken lagerten, und ihre Wagen zusammengeschoben hatten, und an die Wachen der äußersten Contubernien — es waren des Kaisers Saracenen: aber auch Deutsche darunter, — schreit sofort einer: ‚Was? Ein Mönch? Ein Pfaff! Verprügelt ihn!' Und wie geschrieen, so gethan. Ich hatte ein paar Püffe und Hiebe, ehe ich nur fragen konnte: warum. ‚Warum?' fragte ich nun aber doch, nachträglich. ‚Wie? Du fragst noch?' hieß es da. ‚Bist nicht ein Mönch? Trägst gewiß auch des Papstes Bannfluch gegen unsern Herrn in dem Ranzen und willst in seinem eigenen Lager gegen den Herrn Kaiser predigen?' Über das Predigen konnte ich sie nun beruhigen. Und da ich ihnen sagte, daß der Kaiser gebannt sei, das sei mir sowohl unbekannt als gleichgültig, und den heiligen Vater möge meinetwegen der üble Höllenwirt holen, und mein Herr Kaiser kenne mich und ich meinen lieben Herrn Kaiser, und da ich schrie: ‚Heilo unserm verfluchten Kaiser!' da wurden sie gar freundlich. Die Deutschen gaben mir gleich was zu trinken. Und später auch zu essen und drängten sich, mir zu beichten, einer nach dem andern. Was ich da alles für Geschichten zu

hören bekam, — das ist gar nicht zu glauben! — Damals hab' ich von Sünden und Lastern erfahren, von denen man im Reich und sogar in Welschland nichts weiß. Ich war aber nicht hartherzig: denn wie heißt es in den Sprüchen Salomonis? ‚Du sollst leben und leben lassen!'" „Den Text hab' ich aber nie in der Kirche gehört," sprach das Trinelein ernsthaft. „Nicht? Nun dann heißt es daselbst: Allzuscharf macht schartig. Auch nicht? Nun, dann ist es auch gleich. Kurz, ich absolvierte sie alle miteinander." „Ihr seid ja aber gar nicht zum Priester geweiht gewesen!" wandte der Bauer ein. „Ei, ich hatte aber die beiden geweihten Priester beerbt. Und mit ihren Röcken auch wohl ihre Weihe überkommen. Und die Deutschen führten mich vor den Kaiser in dessen großen runden Pavilun — von weitem kannte ich es, an dem Adler, der vorn auf die Zelthaube gemalt war — und sagten, es sei doch recht gut, wieder einmal einen Priester im Lager zu haben: — denn meine Amtsbrüder, die echten Pfaffen, hatten alle die Zelte verlassen, seit der Bann des Papstes ruchbar geworden: — der da vor der Schlacht predigen, die Toten bestatten und auch Trauungen schließen könne. Denn gar viele Weiber waren im frommen Heer, die manchmal plötzlich darauf bestanden, daß einer sie heirate. Der Herr Kaiser nun, — Frau Sonne segne sein schönes Haupt! — der lachte ein wenig, da er mich sah, drohte mit dem Finger und sprach: ‚Ei, ei, Böppele!' — denkt euch, meinen Namen hatte er behalten seit Genua! — wo er einmal bei mir — mit mir — in einer Kapelle — zusammentraf, — ‚bist du geistlich worden?' ‚Sehet selbst,' gab ich unverzagt zur Antwort, ‚und saget, ob das nicht eine Tonsur ist, weiser Herr Kaiser,' und — wies ihm mein Haupt. ‚Nun,' fuhr er fort, ‚von dem besten Jahrgang Geistlicher bist du wohl nicht. . .

Aber —‘ ‚Aber,‘ fiel ich ein, ‚wann der Teufel hungert, frißt er Sandflöh’: und ein gebannter Kaiser muß seine Lagerpfaffen nehmen, wie er sie findet.‘ Da lachte der liebe Herr und sprach: ‚Der heilige Vater muß auch das verantworten. Mir aber macht es Scherz: geh’ hin und weide deine Lämmer.‘ ‚Jawohl, Lämmer! Sind rechte Böcke,‘ erwiderte ich, ‚Eure frommen Streiter. Die geistliche Zucht meiner Vorgänger hat ihnen nicht viel gefrommt. Ist eine rechte Heidenwirtschaft in Eurem Heer!‘ und hüpfte rasch zur Zeltthür hinaus.

Neuntes Kapitel.

Und einige Zeit lang ging alles sehr glatt und lieblich. Ich absolvierte, begrub, traute, daß es nur so eine Lust war. Auch schickte mich der Kaiser manchmal als Boten aus — zu Herrn Friedmuth auch! — Und eine gar vielschöne Frau hätt’ ich geistlich beraten sollen. Aber zuweilen lachte die mich aus: und meist schüttelte sie das herrliche Haupt und hieß mich schweigen und gehen. Und ich meinte es doch wirklich so gut mit ihr! Aber das war die schwerste Arbeit. Lieber eine Herde Heuschrecken über die Finstermünz treiben als einer so edeln, so reinen und dabei so schönen Frau Seelsorger sein. — Nun so weit, so gut. — Aber eines Tages,“ — er räusperte sich, schenkte sich den Holzbecher voll und fuhr fort, — „eines Tages mußte ich wieder predigen. — Zufällig war der Gegenstand der heilige Sebastian. — Nicht lachen! — Er reichte aus! Er hielt vor! Denn die Krieger und Pilger im Lager wechselten gar oft: und mehr als einmal alle

paar Wochen hatte keiner das Bedürfnis, mich predigen zu hören. Manche haben freilich dieselbe Predigt zweimal gehört. Aber das waren sie meist schon von ihren Pfarrern im Abendlande gewöhnt. — Und ich machte es doch immer wieder ein wenig anders, erfand ein paar neue Wunderthaten des Heiligen, wär' mir selbst sonst zu öd geworden!

Denn freilich," schmunzelte er, wohlgefällig seinen rundlichen Bauch streichend, „ein Geistlicher muß gar viele Eigenschaften haben, deren ihr Laien nicht benötigt seid. Zumal mit so argem, verwildertem Volk, wie meine Gemeinde war — Männlein und Weiblein. Nämlich es sind nicht gerade immer die Frömmsten, die das rote Kreuz tragen! Der liebe Herrgott läßt sein Grab zum Teil von rechtem Gesindel erobern! — Und sie wollten mir nicht immer glauben, was ich ihnen aus der Bibel an Sprüchen anführte. Sie schüttelten mißtrauisch die Köpfe, — oft gerade bei den kräftigsten Sprüchen! — und die Unverschämtesten, das heißt die, welche ein wenig lesen konnten, verlangten ein paarmal, ich solle ihnen diese Worte geschrieben weisen: — glücklicherweise war in dem ganzen gebannten Lager keine Bibel aufzutreiben.

Da war einer, ein dicker Bayer aus der Holledau, — die aus der Landschaft sind sogar den andern Bayern zu grob! — ein guter Kerl, der hatte sich aber so oft betrunken und raufte dann so wild und stach mit einem spitzen Messer um sich, daß ich ihm die Absolution nur erteilte gegen das Versprechen, zu keinem Zechgelag im Lager mehr zu gehn! Tags darauf war wieder einmal eine Hochzeit in den Zelten — das heißt: eine üppige und dabei zornmütige Provençalin aus Grasse verlangte von einem ihrer vielen Freunde, — er war aus dem Lande der Guasconen — daß er sie ganz geschwind heirate: sonst, drohte sie, werde sie dem Lagervogt alles sagen,

was sie von ihm wisse. Das muß nun wohl allerlei Unliebes gewesen sein. Denn der Guascone, — es hatte ihm früher mit dem Ehesegen gar nicht geeilt! — trieb mich nun mit fliegender Geißel zur Trauung."

„Aber Ihr waret ja doch gar kein Priester?" fragte Katharina ganz entsetzt. — „Richtig, mein Kind! Das hat dein weiser Vater schon vor dir ausgefunden! Aber für die Art Menschen, und für die Art Ehe, die sie vorhatten, — dauerte selten länger als fünf Monate! — war ich immer noch gut genug. Übrigens, hätte ich es so recht heiß gewollt, — ich wäre längst geweiht. Kaum war ich ein paar Tage im Lager und kaum hatte man gesehen, daß der Kaiser mich gar oft um sich hatte als geistlichen Rat oder auch . . . —" „Als lustigen Rat: — ob auch ohne Schellengugel," meinte Hezilo. — „Oder auch, wann er mit seinen vertrauten Räten tafelte oder zur Jagd ritt, — als ein Tempelritter mir ein Goldstück schenkte — ich bettelte aber gar nicht! — und meinte: ich sei wohl nur sehr unvollkommen geweiht? Er aber wolle mir ein ‚Dimissoriale' erwirken, — wonach man, unerachtet alle kanonischen Erfordernisse fehlen, geweiht werden mag: die Päpste haben den Tempelrittern, ihren tugendsamen Lieblingen, auch dies Vorrecht geschenkt. — Er verlange von mir dafür nur, ich solle horchen, was der Kaiser und Herr Hermann von Salza reden und ihm das berichten. Ich ließ ihn stehen und blieb Laie und redlich: — wenigstens ziemlich! Und gegen meinen freundlichen Herrn Kaiser: ganz redlich. — Also blieb ich so eine Art Wildpfaff oder Winkelmönch und traute den Gascogner Pierre und die hitzige Provençalin Flammelette. Ein mächtiges Schmausen und Trinken folgte. Denn der Gascogner hatte immer bar Geld: nur wollten es vorsichtige Handelsleute nicht gern nehmen. — Und siehe da, mein Holledauer

ist mitten darunter. ‚Hab' ich dir's nicht verboten?' schrie ich ihn geistlich an. ‚Aber eine Hochzeit!' sagte der ganz unverzagt. ‚Ich ahme nur das Beispiel unseres Herrn nach: — das habt Ihr uns oft genug vorgehalten. Der Herr war auch auf einer Hochzeit, also darf ich es auch.'

‚Ja, ja,' schrieen alle durcheinander. ‚Recht hat der Bayer. Schäm dich, Pfaff, du bist geschlagen und mußt schweigen.' Das durfte nun aber nicht sein! Ein Pfaff, der schweigt auf eines Laien Einwand, — das wäre ein sehr unwahrscheinlicher Pfaff. Es galt mein Ansehn: — ja vielleicht noch mehr! Nun? Was hättet ihr da gethan oder gesagt? Ihr schweigt? Nichts hättet ihr gethan und gesagt! Denn es wär' euch dort und damals, in der Angst, noch weniger was eingefallen als hier und jetzt, in aller Ruhe, bei meinem Wein. Zumal, wenn euch die glückliche Braut vor Übermut und Spott ihren zerfetzten Gürtel in das Gesicht geworfen hätte. Ich aber steckte den Gürtel ein, — denn es waren bunte Steine daran. — Natürlich waren sie falsch: denn der Bräutigam hatte ihr das Geschmeide geschenkt. Aber ich wußte das ja noch nicht! — Ich erhob warnend meinen Zeigefinger und laut rufend meine Hirtenstimme und sprach: ‚Haltet das — Schweigen! Wenn ihr den Herrn nachahmen wollt, — in Gottes Namen! Werdet's nicht lang aushalten! Aber dann fangt mit seinen schweren Tugenden an — und nicht mit seinen leichten. Erst laßt euch einmal kreuzigen und dann geht auf Hochzeiten.'

Diese Gegenwart des Geistes erschreckte sie alle merklich. Sie schwiegen und ich hatte das Ansehen der Kirche und geistlicher Überlegenheit gar gewaltig aufgerichtet. Sie hatten von da ab eine Meinung von mir gewonnen, die — die ich selber kaum teilte.

Aber leider sollte es mit meinem geistlichen Amt nicht

mehr lange währen. Leider, sag' ich! Denn ich wurde dabei selber ein besserer Kerl. Man kann nicht alle Tage andere zur Tugend mahnen und selbst alle Schelmenstreiche treiben. Das heißt: — andere können's vielleicht. Aber der Böppele kann es nicht: und so war, in Vermahnung der andern, ich selbst auf dem Wege, ganz brav und ernstsinnig zu werden. Jedoch der heilige Sebastian hat es nicht weiter gedeihen lassen: — vielleicht aus Eifersucht auf meine beginnende Heiligkeit.

Zehntes Kapitel.

Nämlich eines Morgens war wieder ein ganzer Schwarm von Kriegern und anderen Pilgern ausgeschifft worden in Joppe; und nachdem sie sich von der Seefahrt erholt, verlangten sie eine Predigt. Waren viele Deutsche darunter. Da mußte eben der Böppele wieder dran! Und zwischen der Stadt und dem Lager stand ein Palmbaum: unter den hatten sie mir ein hoch Faß Wein geschoben — leider war es so leer und dürr und durstig wie die Wüste! — und ein altes Steuerruder quer drüber gelegt. Und war das schon oft meine Kanzel gewesen. Diesmal hatte ich eine besonders fromme Hörerschaft: denn Würzburger waren's und Rothenburger von der Tauber. Und auch viele Weiber waren darunter, aber meistens recht reife. Denn die jungen sind minder fromm: an Main und Tauber wie anderwärts. Und sehr bald, nachdem ich angefangen, zu lehren und zu mahnen und nur ein weniges über die Schlechtigkeit der Welt gescholten hatte — gar nicht arg: nur wie's sich halt gut macht, von der Kanzel her — da

fing ein altes Weiblein aus dem Dorfe Hedingsfeld bei Würzburg, das dicht vor mir saß, zu weinen an. Das hatte ich bisher nie erzielt! Gar nie noch! Es gefiel mir. Nein: es rührte mich selber. Und nun fing ich an, die Farben greller zu mischen und dicker aufzutragen als sonst — so wie etwa auf den Kreuzwegen an den Bildstöcken die Höllenflammen aufgemalt sind: — bald weinte die zweite, dritte! Es freute mich, es machte mich stolz! Ich ward immer eifriger. — Da sah ich auch einen alten Mann, einen Pilger, mit weißen Haaren, der sich die Augen wischte. Und scharf schaute ich nun dessen Nachbar an. Das war ein junger Bursch, ein Pfeilschütz, mit langem Bogen und Köcher; der wollte noch durchaus nicht weinen, sah vielmehr ganz munter drein. Da ärgerte ich mich. Und nun schilderte ich das unschuldige Leiden und Sterben des edeln Jünglings Sebastianus so ergreifend — und wie er auch so schlank und soviel schön gewesen: da weinten auch die jüngeren Frauen! — und wie ihn die grausamen Heiden mit ihren Pfeilen langsam zu Tode schossen, bald auf die Schulter, bald auf die Rippen, bald auf die Beine zielend — noch nie hatt' ich's so arg schön gemacht! Da auf einmal weinte und schluchzte und heulte die ganze Versammlung: — auch der hartnäckige Pfeilschütz, auf den ich es besonders abgesehen, wischte sich die Augen und faßte seinen Bogen fester — und eine Frau warf sich an der andern Brust, und den Männern liefen die Zähren langsam, langsam über die bärtigen Wangen. So was hatte ich nie, nie erlebt!

Nun bin ich aber eine gute Seele. Und kann die Menschen nicht weinen sehen noch hören, absonderlich nicht die Weiber. Und sie jammerten mich, die weichen Herzen, die wackern Kerle und braven Frauen: und ich erschrak über all den Erfolg, den ich da angerichtet. Und heiß

fiel mir ein, daß ich, da ich doch nicht geweiht war, gar nicht das Recht hatte, sie überhaupt weinen zu machen! Und endlich: ich wußte ja die ganze Geschichte nur vom Hörensagen! Der Bergamaske hatte mir das halt so erzählt! Und wie's der alten würdigen Frau vor mir fast das Herz abstoßen will vor Schluchzen, da halt' ich's nicht mehr aus und rufe recht laut: „Amen! — Aber weint doch nicht so, Leuteln. Wer weiß, ob 's wahr ist." —

Da entstand zunächst ein großes Schweigen! —

Das Weinen hörte auf, wie mit Einem Schlage. — Die Leute dachten offenbar über diese Warnung nach. — Aber nicht lang! — Denn auf einmal ging es durch die Reihen wie ein brausendes Gemurre. Und die Alte aus Hedingsfeld, die am wüstesten geweint hatte, sprang auf, ballte eine Hand voll Sand, schrie: ‚Was? Du willst uns hier weinen machen und ist vielleicht gar nicht wahr?' Und warf den Sand wider meinen Mund. Und viele lärmten wider mich. Aber doch hätte ich's wohl noch wieder gewendet: denn des Kaisers Saracenen, die kein Wort Deutsch verstanden, aber aus Faulheit dalagen und sich sonnten, und wußten, daß mich der Kaiser gern leiden mochte, die hätten mich geschützt. Aber, aber! Da trat aus der schreienden Menge einer vor — ich hatte ihn früher nicht bemerkt: — und wie ich den sah, da erbleichte ich.

Denn es war der Bergamaske, der Sebastian.

Aber nicht tot, sondern ganz lebendig war er, und der schwang sich neben mich auf das breite Ruderbrett und sprach zuerst zu mir: ‚Daß du mich für tot verlassen, — ich bin aber gar nicht gestorben, — verzeihe ich dir. Daß du dich für einen Priester des Herrn ausgiebst, — das geht den Herrn an — nicht mich; daß du meine Predigt hältst, meine beste, fast meine einzige, — verzeih' ich dir auch: — denn der Mensch ist schwach.

Daß du aber von **meiner** Predigt sagst, sie sei vielleicht nicht wahr, — siehst du, Schwab, das verzeih' ich dir nicht! Denn das ist zu stark! Leute,' schrie er nun, ,der ist gar kein Pfaff. Alle, die er begraben, getraut und absolviert, sind nicht begraben und nicht absolviert und nicht getraut!' — Arg ertobten da viele Weiber. — ,Denn er ist gar kein Mönch und kein Priester: er ist ja der Weinschenk von Boblingen!' —

Da war es aus! Ganz aus! Ich hüpfe über einiges hinüber, was mir nun widerfuhr.

Ich schrieb noch ein paar Briefe — einen ließ ich durch einen Saracenen des Kaisers bestellen, den meine Beredsamkeit dem Heidentum entrissen und dem rechten Glauben zugeführt hatte, — und schied rasch, — recht rasch!"

„Aber, wo wolltet Ihr Euch hinwenden?" forschte der Bauer. „Nun," fuhr der Schwabe, nach einigem Zögern, fort, — „bei den Christen war meines Bleibens nicht mehr! — Ich wollt' es nun einmal mit den Heiden versuchen." „Aber Böppele!" rief Katharina und rückte weiter von ihm ab. — „Versteht mich recht! Nachdem ich einen bekehrt, — konnt' ich ja vielleicht noch mehr Heiden bekehren.

Und dann hatte ich erfahren, daß es bei den Heiden allerlei gute, gemächliche Posten gebe, die ihren Mann nähren, ohne ihn allzu vielen Gefahren auszusetzen. So ritt ich auf meinem Boten-Eselein — es gehörte freilich dem Kaiser, aber der hatte mehr als das eine! — in die Wüste, den Heiden entgegen, gar nicht böse, falls sie mich griffen. Und sehr bald griffen sie mich! Wohl trug ich weltliche Kleider — der gute Bayer aus der Hollebau hatte mir sein altes Wams geschenkt für die letzte Absolution. Er hatte, übrigens aus reinem Versehen, in ganz kleinem Geräufte, einen Tuchhändler aus Arras erschlagen

und, nachdem der Arme doch einmal tot war, dessen fein brabantisch Wams aus- und sich angezogen, bevor der unnütz damit begraben würde.

Im Rucksack hatte ich freilich — für alle Fälle, wenn ich nämlich wieder zu den Christen umkehren müßte, — des Franziskaners und des Cisterciensers Gewand. Aber die hätten mich nicht verraten: ich schwor bei Mohammed und bei Christus, daß beide mir gar nicht gehörten, — die reine Wahrheit! ich sie nur einmal auf der Straße aufgelesen hätte! Aber die Tonsur! Die verfluchte heilige Scherung — die gab Zeugnis gegen mich ab, — falsches Zeugnis obenein! O wie verfluchte ich des Bergamasken Schere und jenen Spiegel-Bach!

Denn eilfertig rissen sie mir, sobald sie mich gefaßt hatten, den Pilgerhut vom Kopf — sahen die Tonsur — schlugen mich derb darauf, — erklärten, ich sei ein Priester und schleppten mich in die Felsenburg, wo mir aber der heilige Sebastian diesen tugendsamen Jüngling zum Retter vorbestimmt hatte.

Als ich nun — nach recht mühsam verborgener Angst! — auf seine Fürbitte des Lebens gesichert war, sagte ich dem dicken Wälschen Constantino, ich sei ganz gern bereit, zu bleiben. Denn abgesehen von dem Pfählen und dem lebendig den Geiern geben, von dem sie immer zu mir gesprochen, hatte mir, nachdem ich begnadigt war, alles — zumal auch die Verköstigung, — sehr wohl gefallen. Ich sagte ihm also, ich sei eigentlich mit Vorbedacht unter die Heiden gefallen, indem daß ich Aufseher und Wächter des Frauengemaches der Burg werden wolle. Denn dies war mir stets als ein nahrhafter und wenig kämpfereicher Posten geschildert worden. Auch waren zwei Haremswächter, die ich gesehen bei Gesandtschaften, ganz auffallend feist gewesen.

Aber da erfuhr ich, daß der Eintritt in dies Vertrauens-

amt gar nicht ohne weiteres jedermann freistehe, sondern... — kurz: sofort brach ich alle Verhandlung ab und ritt sehr rasch aus der Burg. Denn der Renegat meinte lachend, am Ende könnten mich die Heiden beim Wort nehmen und mich zum Wächter machen, ohne mich viel zu fragen, ob mir die Ceremonien dabei gefielen oder nicht. Ich eilte. —

Sie führten mich, auf der Herrin Befehl, zu der Vorhut der Christen. Es waren Ritter vom deutschen Hause; und bei ihnen traf ich auch den milden, den sangesfrohen Mann: Herrn Walther von der Vogelweide."

„Den segne Gott, — wie ihn die Vöglein segnen," rief das Trinelein.

Elftes Kapitel.

„Und mußte ihm all' meine Abenteuer erzählen. Und lachte der so hell... —" „Ja, es ist eine Freude, den lieben Herrn lachen zu hören: das Herz im Leibe muß einem dabei hüpfen," bekräftigte der Bauer. „Manche Jagd hab' ich mit dem Vogt und ihm begangen." „Und schenkte mir vor lauter Lust an meinen Geschichten, — zwar unter scharfer Anspornung zur Besserung des Wandels! — Fahrtgeld und Zehrgeld bis nach Schwabenland. Aber ich kehrte nicht heim, ohne eine Waffenthat wider die Heiden mitgestritten zu haben." „Hoho! Davon erzähle!" mahnte Hezilo. „Als Helden möcht' ich den Böppele sehen." — „Vielleicht nachher. Nun höret erst das andere! Zu Sestris bei Genua — ich wollte doch nachsehen! — saß richtig Frau Zahme, meine liebe Frau, und wartete auf mich, die Wirtschaft dort in einer Schenke führend, in der ich mich auch einmal — kürzere Zeit — zufällig aufgehalten hatte. Ein gemeinschaftlicher

Freund von uns, der Herr vom Hohenbühl, hatte ihr mit eigenem Mund — wie er es mir versprochen: fast noch, bevor ich ihn darum gebeten, der treue Mann! — ausgerichtet, dort werde sie mich am sichersten erreichen. Und sie erreichte mich." — „Nun, Böppele," forschte Iffo, „ihr seid aber beide nicht in Welschland geblieben? Ihr wirtschaftet schon lange wieder daheim. Und wie hauset ihr denn nun zusammen? Eure Weinknechte, die früher hier Most aufkauften, erzählten ehedem oft, sie sei ein wenig scharf, — die Frau Zanke." Da aber schlug der Schwabe mit der Faust dröhnend auf den Tisch, daß die Becher hüpften und sprach: „Frau Zanke ist tot und begraben! Und wer meine sanfte Hausehre anders nennt, als Frau Zahme, — wie sie ahnungsvoll getauft ward, — der hat's mit mir zu thun. Denn denkt euch, — das ist des heiligen Sebastians Fügung, des Lob ich so häufig gepredigt, keines andern öfter! — sie ist wirklich eine gute gehorsame Frau geworden, weil sie gesehen hat, daß ich wahrhaftig ins gelobte Land gegangen war. Das hatte sie nämlich eine Zeitlang — mit Unrecht! — bezweifelt. — Und Sehnsucht und Angst hatte sie ausgestanden um mich. Und das Gewissen sagte ihr doch, daß ich auch ein wenig deshalb, um leichter mit ihr in Frieden leben zu können, von Boblingen bis Genua und dann bis in die Wüste gewandert sei. Und kurz: jetzt ist sie so sanft und lieblich wie ein Regenwurm. Und auf Mariä Lichtmeß lad' ich euch all' zur Taufe: — wir hoffen jetzt auf einen Erben. Herr Walther von der Vogelweide, den ich in Brixen traf, hat schon zugesagt, mir einen Gevatterschilling zu schicken." — „Herr Walther!" meinte Hezilo. „Wenn der doch her zu rufen wäre, zu der neu entbrennenden Fehde. Er und die Vögtin tauschten zwar nie viel Liebe. Aber ich zweifle nicht: seinem toten Freund zu Ehren würde er die Fragsburg schirmen helfen. Und

er ist zwar am besten hinter der Harfe, aber auch hinter dem Schild ein gar tüchtiger Mann.“ „Gewiß,“ beteuerte der Schwabe. „Ich hab's gesehn mit Augen. Aber ich meine, er wird schon aufgebrochen sein, nach seiner neuen Heimat.“ „Wie? Verläßt der liebe Herr nun für immer die Vogelweide dort an der Waidbruck?“ fragte Katharina. „Jawohl! Er zieht in sein Lehen, das ihm der Kaiser gab. Es ist ihm so recht von Herzen zu gönnen. Denn das kleine Gütlein dort im Tannenwald reichte zwar, die Vögelein zu weiden, aber nicht einen ausgewachsenen Mann. Ihr wißt, es war früher Allod. Doch von den paar Hufen hätte niemand leben können. So hatten es schon seine Ahnen dem Herrn von Gufidaun aufgelassen gegen eine schmale Jahresrente und es als Precarie zurückempfangen mit der Belastung, sechs Falken jährlich abrichten zu lassen durch einen Falkenier für den Gufidauner.“ „Jawohl, drei Wanderfalken und drei isländische. Ich half manchmal dabei,“ bestätigte Hezilo, „seit ich Herrn Friedmuths Falkner geworden.“ „Aber auch die Vögelein im Walde hatte er davon zu ‚weiden‘: das will sagen: Futterplätze im Winter für sie zu bestellen. Auch mußte er einen großen, korbgeflochtenen Käfig stets gefüllt halten mit Galander, Lerche, Blutfink, Distelfink, Hänfling und Zeisig: all das zur Verfügung von des Gufidauners Lehnsherrn, des Bischofs von Brixen. Der verschenkt sie viel an Priester und an Nonnen, die ja nicht freien dürfen, die armen Narren, und dann sich in der Einsamkeit und Ödheit der liebeleeren Zelle gern so ein hüpfend, klingend Leben halten.“ „Und nun hat er gar vom Kaiser ein Reichslehn empfangen?“ fragte Hezilo.

„Ja! Und was mich aber fast am meisten freut, an dieser ganzen Aventiure, das ist, daß Herr Walther das Lehen, um das er schon solange singt, nun endlich verdankt

— wem? Seinem Lied? Nein! — Seinem Schwert? Auch nicht! Sondern seiner Liebe zu den Vögelein, mit der ihn die Fürsten und die Ritter oft neckten und hänselten: und zumal neidische Sänger! Denn ach! Wenig Neidlose giebt es unter diesen! sagt Herr Walther." „Freilich! Das sind nur die wenigen, die selber was können: die haben Neides nicht Ursach'," meinte Hezilo. „Ich trug Herrn Walther niemals Neid." „Der Kaiser freilich nahm sich immer seiner an," fuhr der Böppele fort. „Weil er selber die Vöglein liebt," sprach Hezilo. — „Aber die Spötter nannten Herrn Walther wohl das arme Galanderlein, den mauserigen Zeisig, die Moosschnepf von der Waidbrücken, oder gar den einsamen Spatz vom Eisack. Nun, Herr Walther blieb ihnen die Widerrede nicht schuldig. Aber leise wurmte es ihn doch. Weil er nämlich das eine an dem Spott leider als wahr verspürte, daß er so arm war wie ein Zaunkönig im Winter. Da ward, bald nachdem ich bei der Vorhut der Christen wieder eingetroffen war, die nun der Freyberger befehligte, und wo ich die Ritter vom deutschen Hause und Herrn Walther gefunden, der Kaiser bei uns angesagt zu einer großen Jagd." „Was für Jagd?" fragte Hezilo. „Falkenjagd! Denn der gewaltige Herr liebt das edle Federspiel und versteht es viel besser als sein eigener Großfalkenier. Und hat ein Buch darüber geschrieben, aus dem graubärtige Jäger lernen. Am Eingang der Wüste, hart unter dem heidnischen Felsennest ‚Jung-Areymeh', wie's die Franken nannten, weil's einem alten, vielgehaßten Areymeh ähnlich sah, liegt ein mooriger See, der zahllos Sumpfgevögel birgt, auch Purpurreiher. Und es war abermals Waffenstillstand geschlossen. Und die Fürsten tauschten wieder fürstliche Geschenke. Der Herr Kaiser sandte dem Emir von Damaskus Rosse, gegossenes Erzgerät, und Kleiderstoffe aus Lüttich, Friesland

und der Lombardie, ferner Falken seiner eigenen Zucht aus der prachtvollen Vogelweide zu Palermo, aber auch isländische und Sperber aus dem Samland." „Von jener Eisinsel weiß ich; aber Samland? Wo liegt das?" forschte Hezilo. „Ja, ich weiß auch nicht recht. Da, ganz weit hinten, gen Mitternacht und gen Aufgang! Im Land der wilden Pruzzen, wo die Welt aufhört, wo das Lebermeer stockt, das halb Eis, halb Sumpf, halb Wasser sein soll." „Im Pruzzenland?" sprach der Bauer, langsam, nachsinnend. „Da sind Heiden. Und Wölfe. Und sonst gar nichts. Als Wind und Sumpf und Schnee. Ein getaufter Häuptling, der von seinem Bischof nach Rom gesendet ward, hat's mir drüben auf der Fragsburg einmal erzählt. Dort ist alles aus."

„Ja: aber kostbare Falken und Sperber giebt's in jenen ureinsamen Waldsümpfen: die erhandeln Polaven und Wenden und verkaufen sie an die deutschen Handelsschiffe. Dafür erhielt der Herr Kaiser Spezereien aus India, Räucherwerk aus Arabia, Waffen aus Persia: weiter siebzehn Affen, einen Elefanten — ich sah ihn selbst! vielleicht war es der deine, Hezilo? Dann hatte ihm deine Pfeife im Magen weniger Harm gethan als in den Ohren: er war ganz frisch, als ob du ihm niemals was vorgeblasen hättest. Nun, der Herr der Burg, ein mächtiger Scheich, hatte den Kaiser mit den ersten fränkischen Fürsten eingeladen, die heidnischen Habichte zu erproben: die seien viel klüger und schärfer als Kaiser Friedrichs selbsterzogene samländische Sperber. Diese Berühmung konnte unser Herr nicht vertragen — das wußte jeder, der ihn kannte! — und eifrig sagte er zu. Am Tage vor seinem Eintreffen wandelten wir, Herr Walther und ich, aus unseren Zelten, den Wandervögeln nachzuspüren, ganz fremdartigen, die in dichten Scharen, mannigfaltig gemischt, rasteten, wohl von

der Meerfahrt müde, zwischen der Küste und unserm Lager. Das war so geschehen. Er sah mich müßig im Schatten meiner ehemaligen Kanzel liegen, rief mich an und sagte: ‚Böppele, geh mit! Du hast auch Freud' an den Vögelein, die des reichen Herrgotts Lieblingstierlein sind: denen nur hat er verstattet, näher als anderes Getier an seinen Himmelsthron empor zu schweben.' Sein Wohlgefallen fürs Leben hab' ich einmal dadurch, glaub' ich, gewonnen, daß ich ihm erzählte, wie ich, solang ich in Welschland bei Genua weilte, den verfluchten Vogelstellern überall die armen gefangenen Vögelein —, die Meisen, Drosseln, Grasmücken und die Rotkehlchen — diese hält Herr Walther wert vor allen! — aus Schling' und Netz nahm zu vielen Hunderten, und fliegen ließ in Freiheit und Fröhlichkeit. Denn, wenn man die Welschen loben mag in vielen Stücken: — das schreit zum Himmel gegen sie, daß sie die lieben Singvögel, wann sie hungrig über die hohen Jöcher geflogen sind und nun, wandermüde, niederfallen in das reiche Land, zu vielen Tausenden und Zehntausenden jährlich fangen und nicht pflegen, — sondern fressen, obwohl sie nur ein Schluck und ein Druck im Munde sind. Wir essen doch nur die größeren: aber die! Nicht Zaunkönig noch Goldhähnchen verschonen sie. Mich wundert lang, daß sie nicht auch die Bienen braten! Nie hab ich Herrn Walther so wild gesehen, als wie, da wir von dieser bestialitas redeten." „Was heißt das?" fragte Katharina. „Nun — ist schwer verdeutschen —: etwa Viechheit. — Also, er will mir wohl, der frohe Herr, und so sagte er zu mir: ‚Geh mit, Böppele, trag mir Bogen und Köcher: und erzähle mir von deinen Schwänken.' Denn er hört sie gern; und weil er eben ein Mann ist, dem auch allerlei einfällt, frägt er nicht alle sieben Worte lang, ob es auch alles wahr ist, oder so in der Schrift steht? Wir gingen also

selbander, gegen die große Sammelherberge der Wandervögel zu. Auf einmal hören wir einen Geier kreischen, hoch über uns: — sind gar große häßliche Tiere, dort zu Lande, mit nacktem Hals. Wir schauen auf und sehen, wie der sausend einem mittelgroßen Vogel nachjagt, der freilich blitzschnell flüchtet, aber doch nicht entkommen kann. „Eine Taube ist's!“ rief Herr Walther. „Wart, ich helf' dir, Kuckurulein!“ riß mir den Bogen aus der Hand und legte den Pfeil auf. Es war die höchste Zeit: eben hatte der Stößer im Flug die Arme erhascht und wollte mit ihr auf und davon. Da schwirrte die Sehne und der Geier stürzte. Aber die Beute hatte er nicht losgelassen aus den Fängen. Wir sprangen zu und lösten die blutende Taube aus des Verendenden Gewaffen. ‚Ei sieh,‘ sprach da Herr Walther, der sie sorgfältig besah, um sie, wo's thunlich war, zu heilen.“ „Und ist doch auch wirklich geheilt worden?“ fragte das Trinelein ängstlich. „Sag's ganz geschwind, ehe du weiter erzählst.“ — „Ja, du gutes Mädele! Dem Täubelein ist's dann noch gar gut ergangen! Der Kaiser hat befohlen, das geheilte in seinen großen Vogelgarten nach Palermo zu senden: dort soll's das kaiserliche Gnadenbrot essen. Denn das war keine Taube wie andere Tauben sind. — Herr Walther rief, wie er sie befreit hatte: ‚Schau, die Arme trug, unter dem Flügel festgebunden, einen ganz klein zusammengefalteten Pergamentstreifen! Sieh, er ist beschrieben.‘ ‚Ja, ja,‘ sagte ich, ‚die Heiden pflegen solcher Taubenpost. Was wohl darauf geschrieben steht? Ist wohl arabisch?‘ — Aber Herr Walther fuhr zusammen und erbleichte: ‚Lateinisch ist's! Und höllischer Verrat! O heilige Jungfrau! Unser Herr! Rasch zurück ins Lager!‘ Er eilte, ich folgte. Er verdeutschte mir: ‚Der Kaiser-Löwe geht richtig in die Falle. Ich sende sein Haupt, sowie der Vertraute das bedungene Gold bringt nach Jung-

Areymeh.‘ Herr Walther sprengte dem Kaiser entgegen und gab ihm das Blatt. Der verfärbte sich: nicht aus Furcht, aus Schmerz: ‚So verderben mir diese Pfaffen sogar die Heiden,‘ rief er, kehrte spornstreichs um in sein Lager und ließ — mit sicherem, wahrhaft löwenhaftem Griff — sofort verhaften Herrn Josselin Bras de Fer Roland de la Rolande. Das war nämlich der Vertreter der Templerherren bei unserem Heer. Sein Zelt durchsuchte man und fand Briefe, freilich in Geheimschrift: aber der Kaiser selbst und Herr Hermann von Salza fanden den Schlüssel zu den Zeichen. Und da ergab sich's denn: der Patriarch Gerold von Jerusalem, der Erzbischof von Cäsarea, ferner die beiden Stellvertreter, die der heilige Vater an des abgesetzten Kaisers Statt zu Anführern der syrischen und der kyprischen Ritter ernannt hatte, Herr Richard Filangieri und Herr Otto von Montbeillard, vor allem aber die Templer, hatten den Burgherrn von Areymeh gewonnen, den großen Ketzer und Gebannten: das heißt, den gerechten Richter, der die Frevel der über alle Christengedanken hinaus verwilderten Herren vom Tempel aufdeckte und bestrafte, in seine Burg zu locken und dort zu ermorden. Wir zogen nun mit starker Heeresmacht vor Areymeh. Die Krieger, denen der Kaiser selbst in zornigen Worten den Mordplan verkündet hatte, stürmten wie die Wütigen: das Nest ward erstiegen: Der Kaiser war der erste auf dem Wall: — zwei Wurflanzen zugleich flogen ihm entgegen. Die eine schlug er selbst zur Seite, die andere fing, just vor seinem Antlitz, mit treuem Schild Herr Julius von Freyberg, der ihm auf dem Fuß gefolgt war. — Unser Herr war sehr wild: zumal deshalb, weil er immer die Treue der Heiden der Tücke der Christen entgegenzuhalten liebte: ‚und jetzt, so schalt er, könnte einem die Wahl wehe thun zwischen Heiden, Pfaffen und Templern.‘ Herr Hermann

von Salza war der dritte, Herr Walther der vierte auf der Mauer. — — Ich kam etwas später.“ Hezilo lachte. „Da ist gar nichts zu lachen. Denn damals geschah es,“ fuhr der Schwabe fort, etwas langsamer, — „daß auch ich meinen Heiden fing. Noch dazu einen Mohren... —“ „Wo hast du ihn?“ fragte Hezilo ungläubig. „Zeig ihn her!“ — „Ich wollte ihn Frau Zahme mitbringen, der ich ein Andenken an das gelobte Land versprochen hatte. Aber — er starb mir leider, bevor er ganz bis nach Boblingen kam.“ „Wo? Wie starb er?“ forschte der Zweifelmütige. „Wie weit brachtest du ihn denn mit dir?“

„Nun, nicht recht weit. Die Wahrheit ist: er hatte meine Hände so fest gepackt, daß ich ihn nicht gleich binden konnte. Auch kam er mir — durch Hinterlist! — zuvor. Denn als ich eben auf den Mauerkranz gelange — ich sag' euch: auf so einer Sturmleiter ist's ein unbehaglicheres Steigen als im Brachmond in den Schwarzkirschen! — springt auf einmal hinter einer Turmecke etwas Schwarzes hervor, und packt mich: so bestimmt und so ganz ohne Bedenken, als ob es all' diese Jahre nur auf den Boppo von Boblingen gewartet hätte! Ich leugne nicht: ich erschrak anfangs, denn das Anspringende war ganz schwarz im Gesicht und fletschte die weißesten Zähne, die ich je gesehen, als ob es mich anbeißen wollte. Wir rangen nun und fielen beide und, Brust an Brust, — ich meistens oder doch recht oft oben: — rollten wir auf der breiten Mauerzinne hin und her; das sah ein Ritter aus Frankenland, ‚der rasche Roßbach‘ hieß er im Lager, und der erstach mir, zuspringend, mit dem Speere leider meinen Mohren, bevor ich ihn hatte so recht eigentlich anbinden können.

Nun: der Scheich ward gefangen: — die Briefe der Anstifter wurden gefunden: und Burg und Scheich und

Briefe und der mitgeführte Templer, Herr Roland de la Rolande, gingen in Einem Brand in Flammen auf. — Der Kaiser aber sprach vor versammelten Fürsten und Rittern: ‚Herrn Walther dank' ich 's Leben! Er hat, milden Sinnes, ein Täublein retten wollen und hat seinen Kaiser gerettet. Niemand spotte mehr des Vogelfreundes! Es ist ein Lehen frei geworden: wie gewöhnlich, durch Felonie: — der Felon ist, wie gewöhnlich, ein Pfaff: der Abt des Schottenklosters zu Würzburg am Main. Er hatte ein Reichslehen im Mittag vor der Stadt: da wächst gar edler Wein; der Hügel ist sanft geschwungen — einer Harfe gleich: der soll — ich kenn' ihn gut — fortan ‚die Harfe‘ heißen: und Herrn Walthers Harfe soll dort gar lieblich tönen, wann zur Sonnwendzeit der Duft der Rebenblust im schönen Thal von Würzburg wonnig durch die Nachtluft zieht: die Harfe zu Würzburg, sie sei Herrn Walthers Lehen.‘

Da riefen alle Fürsten und Ritter lauten Beifall. Herr Walther aber neigte sich vor dem Herrn und sang in hellem Ton:

‚Ich hab' mein Lehn erhalten! All' die Welt! Ich hab' mein Lehen!
Nun brauch' ich nicht mehr fürchten den Eisfrost an den Zehen,
Und nicht um kleine Gabe bei geiz'gen Fürsten flehen.
Der edle König milde, er lieh mir reiche Gabe:
Nun will ich froher singen als ich je gesungen habe!‘

So ungefähr — auf einen halben Bauernschuh kommt's mir in der Dichtung nicht an! — nur noch viel schöner war es! Und Herr Walther erzählte dem Kaiser alle meine Leiden, Abenteuer und Gefahren, die ich bestanden, als ich damals sein Lager verlassen, so rasch, daß ich gar nicht mehr hatte Urlaub als Lagerpfaff erbitten können. Und der Kaiser lachte und verzieh mir, was er mir etwa zu verzeihen

haben mochte: — war nicht viel: ich hatte ihn nicht belogen, nur ihm meinen Kopf gewiesen: und der war wirklich geschoren! — Und er schenkte mir dazu soviel Geld, — weil ich doch auch dabei gewesen, als wir das Täubele mit dem Briefe fingen, und weil ich auf dem Walle den wilden Mohren bezwungen — daß ich im Lager so eine kleine hübsche Weinwirtschaft aufrichten konnte. Und gar viele, die ich früher in der Seelsorge gehabt, wurden jetzt meine besten Kunden: zumal der dicke Bayer aus der Hollebau: da ich ihm jetzt das Trinken nicht mehr wehrte — hatte ja kein Recht mehr dazu! — vielmehr ihm dazu noch weidlich zusprach, liebte er mich weit mehr denn ehedem. Und der Bergamaske hat mir auch vergeben; und der hat mit einem Slavenen (der war sehr dumm!) getraut, — nun ratet einmal, wen? — keine andere als die Provençalin. Diese war fröhliche Witwe. Denn den Gascogner hatte der Herr Kaiser inzwischen leider hängen lassen müssen, weil er gar zu viel Geld ausgab, das er sich alles mit unablassendem Fleiße ganz selber und allein gefertigt hatte. So! Nun weiß ich aber wirklich nichts mehr zu erzählen."

Zwölftes Kapitel.

„Ja, von dir und deinen Fahrten! Aber," forschte der Bauer, „was ist denn nun bei all der Müh' des Kaisers und seines Heeres herausgekommen für die Christenheit? — Kam neulich ein Bettelmönch durch den Markt Meran, bettelte und predigte dabei und verfluchte den Kaiser: denn der habe Freundschaft mit dem Heidensultan geschlossen." — „Das ist wahr." — „Er sei sogar — ganz

im geheimen — selbst zu dem Abgott Mohammed übergetreten." „Das ist gelogen," riefen Hezilo und Böppele zusammen. „Wenn's im geheimen war, woher weiß es denn der Pfaff?" fragte der Schwabe pfiffig. „Und," fuhr der Bauer fort, „die Franziskaner haben nicht nur auf den Kanzeln, sie haben auf der Landstraße, in den Herbergen, wo irgend nur ihnen die Gaffer zuhören mochten, den Herrn Kaiser so arg verlästert, als sei er schlimmer als mein böser Fuchshengst. Ich hab' es nicht viel geachtet. Aber ist es denn wirklich wahr, daß der Kaiser alles Recht der Christen im heiligen Lande schimpflich aufgegeben hat?"

„Das ist aber einmal so arg gelogen," rief Böppele giftig, „daß ich mich schäme, je Pfaffenkleid getragen zu haben." „Hat dir nicht viel geschadet, noch genützt," meinte Hezilo. — „Vielmehr ist unsere Kreuzfahrt mit Ruhm also zu Ende gegangen. Bald nachdem ich dem Kaiser die Heidenburg hatte stürmen helfen, kam der lang verhandelte Friede mit dem Sultan Kamil von Ägypten zu stande. Und dieser Friede ist eine wahre Victoria für die ganze Christenheit! So sagten mir Herr Hermann von Salza und Herr Walther und der Herr von Freyberg. Oder vielmehr: sie redeten darüber miteinander, während ich ihnen Wein zutrug; denn sie waren oft bei mir zu Gast im Lager. Nie vorher hat eine Kreuzfahrt mit den mächtigsten Heeren soviel erreicht wie unser kluger Kaiser durch seines Geistes Kraft allein: denn wir zählten nicht elftausend Helme in allem! Und diese zehntausendachthundert hatten ihm bis auf wenige den Gehorsam versagt, nachdem des Papstes Verbot verkündet war. Eine Zeit lang sah's aus, als verließen ihn alle, außer den Deutschen. Da aber hielt er eines Abends eine lange Zwiesprach mit Herrn Hermann, der ihm einen großen Brief geschrieben

hatte. Und am Morgen darauf verkündeten die Lager-herolde, der Herr Kaiser habe, dem Gebot des heiligen Vaters folgend, den Heerbefehl gehorsam abgegeben, aber nicht an die vom Papst ernannten zwei Stellvertreter, sondern an unsern Herrgott droben im Himmel: der sei doch noch mehr als der Papst und alle Stellvertreter des Papstes. Und richtig: von da ab erließ er alle Befehle nicht mehr im eigenen Namen, sondern im Namen Gottes, und der Christenheit: — und nun gehorchten wieder alle: die Templer scheinbar auch. Der Sultan aber erschrak, als der Kaiser nun gegen ihn aufzubrechen drohte, schloß Frieden und überließ dem Kaiser Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und alles Land zwischen Jerusalem, Sidon, Tyrus und Akkon, das ganze alte Reich Jerusalem, wie es einst bestanden hatte, aber längst an die Heiden verloren war. Und nun zog der Kaiser alsbald feierlich ein in Jerusalem.

Da er immer noch gebannt war, wohnte er dem Gottesdienst nicht bei. Herr Hermann von Salza war's, der ihn mit weiser Rede hiervon abbrachte. Aber tags darauf nahm der Herr Kaiser die Krone des Königreichs Jerusalem, das er erst wieder geschaffen hatte, mit eigener Hand vom Altar und setzte sie sich feierlich aufs Haupt. Und der Hochmeister verlas vor allem Volk eine gar herrliche Verteidigung des Herrn Kaisers wider alle Angriffe des Papstes. Aber siehe da! Am folgenden Morgen erschien der Herr Erzbischof von Cäsarea und belegte gar lieblich im Namen des Patriarchen Gerold von Jerusalem ..."

„Ja, hat man denn diese beiden Mordverräter nicht gestraft?" fragte Hezilo ganz zornig. „O nein! Denn sie gestanden, was sie nicht leugnen konnten: sie hätten den Kaiser auf jener Burg gefangen nehmen, nicht jedoch ihn morden lassen wollen. Ihn gefangen zu nehmen, — wenn sie nämlich konnten! — seien sie aber sogar verpflichtet,

da er mit dem heiligen Vater in offenem Kriegszustand lebe. Nun also, der von Cäsarea belegte das heilige Grab und alle heiligen Örter und die ganze Stadt mit dem Interdikt, verwarf den Frieden mit dem Sultan im Namen des Papstes, und erklärte, besser verbleibe das gelobte Land den Heiden als diesem Hohenstaufen. Sofort weigerten abermals die Templer den Gehorsam: ja sie schrieben dem Sultan von Ägypten, der Kaiser werde demnächst zur Taufstätte Christi an den Jordan wallfahren mit ganz geringer Schar: dort könne man ihn greifen oder töten. Der Sultan — er und der Kaiser halten fest am Vertrag — schickte das Schreiben dem Kaiser, auf daß er sich vor falschen Freunden hüte. Da gebot unser Herr, daß fortab kein Templer ohne kaiserliche Erlaubnis die heilige Stadt betreten oder verlassen dürfe, baute die Mauern von Jerusalem wieder auf, bestellte der Feste einen tapfern Marschalk und schiffte sich schleunig ein. Denn die Schlüsselhelden des Papstes richteten ihm einstweilen sein ganz apulisch Reich zu Schanden. Und ich war einer der allerersten an Bord: denn ich hatte genug an dem heiligen Land und übergenug. Und trug große Sehnsucht nach Frau Zahme und nach dem Lindenbaum im Hausgarten bei meinem Weinschank zu Boblingen."

„Heilige Jungfrau," seufzte das Mädchen, „wie schwer ist es doch für alle Christen, wenn Papst und Kaiser widereinander toben! Weißt du, wie ich mir helfe, Hezilo? Ich bete für alle beide." „Daran thust du recht," sagte dieser. „Aber bete ein Vaterunser mehr für den Papst." — „Warum? Hältst du's nicht eher mit dem Kaiser?" — „Ebendeswegen! Bete, daß der Herr den Papst erleuchte und zum Frieden neige sein hartes Herz."

„Ja, und was ein schlicht Gewissen ganz beruhigt," sprach der Bauer, „alle Bischöfe und Äbte hier im ganzen Bergland

geben dem Herrn Kaiser recht und dem Herrn Papst unrecht. Zumal auch unser Oberhirt, Herr Heinrich von Taufers. Seit der zu Brixen waltet, — 's ist noch nicht lang, — wehrt er den Bettelmönchen streng, die wider den Herrn Kaiser predigen wollen: er sperrt sie ein oder überweist sie dem Grafen Albert von Tirol, oder den Andechsern zu Eppan: die sind scharf kaiserlich." „Ja, die Bettelmönche!" zürnte der Schwabe. „Wie viele, viele Tausende haben die doch in den heiligen Krieg gehetzt, die meist besser zu Hause geblieben wären. Aber jetzt will's ihnen nicht mehr stark gelingen. Der rechte Hitzeifer für die Fahrt ins Morgenland, auch für die Gaben fürs heilige Grab ist den Leuten vergangen: zumal sie oft merken, in welch' unheilige Hände ihre Spenden gelangen. Einer — ein deutscher Ritter aus Frankenland, ein Herr von Aufseß — ist umgekehrt, just in Rom. Seine fromme Frau Mutter hatte das kostbarste Erbstück des Geschlechtes, einen goldenen Becher, dem Dominikaner gegeben, der gar so kläglich bettelte, zum Einschmelzen. Ungern sah's der heranreifende Sohn. Als er wehrfähig geworden, ruhte die Mutter nicht, bis er das Kreuz nahm. Der junge Ritter kommt nach Rom. Da hört er in einem Reb-Garten vor dem Thore, der dem Kardinal Castus von Albano gehört, Becherklang, Lautenspiel und kicherndes Lachen übermütiger Weiber. Neugierig guckt der junge Herr über die Steinwand. Da sieht er den Kardinal in einer Rosenlaube sitzen, inmitten von drei Hübschinnen: eine hockt auf des Hochwürd'gen Schos und trinkt ihm zu aus goldenem Becher. Mit einem Satz war der Deutsche über der Mauer, riß der Kreischenden den Erbbecher seiner Ahnen aus der Hand, stieß ihn dem Pfaffen in das rothe Gesicht und sprach: „Ich bin der Kurt von Aufseß! Und ich zieh' hinweg mit diesem Becher. Aber nicht nach Jerusalem, sondern heim, nach Frankenland.

Dort mag der heilige Vater mich und den Becher holen, wenn er will."

„Ich halte mich an meinen Bischof," sprach der Bauer ernsthaft. — „Und ich mich an Herrn Walther," rief der Böppele, „der hat ein Lied gemacht, das ... —"

„Jawohl," fiel Hezilo ein, „ich hab's auf den heißen Straßen im Morgenland und in Welschland gar oft von den deutschen Rittern und Reisigen singen hören. Von Joppe, wo ich die ersten, bis Mailand, wo ich die letzten Verse hörte." „Wie lautet's wohl?" fragte das Trinele. „Ich höre gar gern alles, was Herr Walther singt: — wenn ich's auch manchmal nicht verstehe, es klingt immer so fein." „Wurde bald viel gesungen, und abgeschrieben von den guten Pfaffen, von denen, die zum Kaiser stehen, und heißt also." Und der Böppele hob an:

„Herr Herzog, nein! Nie werd' ich eigen!
Was Fürstendienst und Hofesruhm!
Frei muß ich singen oder schweigen
Das Lied kennt nicht Vasallentum.

In meinem Herzen mahnt ein Klingen:
Freund Walther, bleib' dir selber gleich:
Laß andre Preis den Fürsten singen,
Du sing den Kaiser und das Reich!"

Und Hezilo fiel ein:

„Spart, Kardinal, die fromme Rede:
Die Treu' ist mir die frömm're Pflicht!
Des Staufers Fehd' ist meine Fehde,
Ich fürchte Papst und Hölle nicht.

Wer zagt, daß er des Himmels fehle,
Der beuge sich des Bannes Streich,
Mir ist nicht bang um meine Seele,
Steh' ich zum Kaiser und zum Reich."

„Das gefällt mir," sagte der Alte bedächtig.

„Das will ich hoffen," rief der Schwabe. „Jedoch — die ganze Zeit überleg' ich's — ich meine alleweil' —, ich sollte, — ich denke, — ich könnte doch auch das Meinige thun, Herrn Friedmuths Burg zu schützen. Er war zwar ziemlich unsanft gegen mich: er gab mir, da ich ihn zuletzt aufsuchte, gar raschen Abschied. — Aber um Herrn Walthers, seines Freundes willen . . . —" „Willst du vielleicht an unserer Seite fechten und wieder einen Heiden fangen?" lachte Hezilo. „Die bösen Vettern haben keine Mohren." „Nein — aber ich will doch sehen, ob ich nicht . . ., — doch still, ich muß mir's überlegen! Jetzt aber bin ich müde, sehr müde: — der Wein ist auch ausgetrunken: — so weise mir irgendwo eine Lagerstatt auf gutem Stroh, Hezilo! Ich geh' mit dir in deinen Außenhof hinüber. Heb' dich! Nimm Abschied von der Kleinen!" — Und er rückte das knie-kurze Wams zurecht, schnallte den Gürtel, den er gelockert hatte, fester, und griff nach dem spitzen Filzhut mit der breiten Krempe, den er auf den Boden geworfen hatte.

„So gehen wir," rief Hezilo aufspringend. „Zum erstenmal seit Jahren schlaf' ich wieder unter dem eignen Dach! — Gute Nacht, du viel Liebe! Gute Nacht, Vater." — Und er umarmte die Braut, drückte dem Bauer die Hand und führte den Gast in seinen Hof.

Die Kreuzfahrer

Erzählung
aus dem dreizehnten Jahrhundert

Zweiter Band

Drittes Buch.

Friedmuth.

Erstes Kapitel.

Noch war der Tag nach Peter und Paul, für den der Wiederanfang der Fehde angesagt war, nicht gekommen: und doch erfüllte schon wilder Kampflärm das linke Etschufer und tobte auf dem steilen und hohen Berghang, den die Fragsburg krönt.

Das war so ergangen.

Vier Tage vor Peter und Paul bereits hatte vorsorglich der Bauer vom Innerhofe zu Goyen sein Kind bei dem Thorwart hinter den sichern Mauern von Meran geborgen und war mit seinen beiden Knechten und den Kühen und Ziegen, wie Hezilo mit drei Grundzinsleuten und seinen etwas zahlreicheren Herdentieren in die Burg des Vogtes eingezogen, sie verteidigen zu helfen, und das Vieh, wie die wertvollste Habe, bestehend in ein paar Schmuck- und Gewand- und sehr wenigen Geldstücken, dort zu bergen. Am Tage darauf waren die sämtlichen von der Vögtin aufgebotenen wehrfähigen Hintersassen und Dienstpflichtigen aus allen Zubehördehufen der Fragsburg eingetroffen: — anhängliche Dankbarkeit gegen Friedmuth und Furcht vor Frau Wulfheids strenger Handhabung des

Hofrechts hatte sie alle herangezogen. Und am Abend des folgenden Tages, also zwei Tage vor Peter und Paul, hatte dieselben Oswin, der Sohn des alten Oswald, der nun an Stelle seines Vaters des Burgwarts Amt versah, in den Markt Meran geführt, wo sie in der Sankt Martins-Kapelle gebetet, die Messe gehört und — die es vermochten, — Gelübde an Wachs oder Linnen für die Kirche geleistet hatten. Es waren etwa zwanzig Männer; die Leute aus den beiden Höfen von Goyen waren nicht darunter: die hatten schon vorher, als sie Katharina in die Stadt gebracht, dort ihre Andacht verrichtet, und waren nun auf der Fragsburg geblieben. Nur unbewaffnet hatten die Männer den Markt und die Kirche — zu geistlichem Zweck — betreten dürfen.

Spät am Abend kehrten sie aus Meran nach der Burg zurück. Es dunkelte bereits, und fern im Westen zog ein Wetter auf, schon grollte leise der Donner. Der Weg zog sich auch damals nahe der Etsch entlang. — In kleinen Gruppen von drei, vier Mann, schlenderten sie einher. Da brachen plötzlich, ohne jeden kämpflichen Anruf, von rechts aus dem Schilfgebüsch der Flußsümpfe, von links aus dem dichten Buschwald, der den ganzen Berg bedeckte, Gewaffnete auf sie ein, wohl über dreißig. An Widerstand der Wehrlosen war nicht zu denken. Nur ein paar Leute entkamen aus dem Getümmel nach rückwärts und in die Thore des Marktes: — alle übrigen wurden gefangen, mit Stricken gebunden und in eine große Scheune gesperrt, die am Fuße des Berges erbaut war, das Schilf und das Heu der Fragsburgerin darin zu bergen. Während vier Gewaffnete vor der von außen fest versperrten Scheune die Gefangenen bewachten, eilten die übrigen so leise wie möglich den Berghang hinauf, auf welchem die Burg ragte. Wohlweislich war der Ort des Überfalles

so gewählt worden, daß von der Burg aus auch bei hellem Tage nichts davon wäre zu sehen gewesen: eine Einbuchtung des Weges zwischen zwei bewaldeten Vorsprüngen entzog die Stelle völlig dem Blicke des Türmers. Einiger Lärm war freilich nicht zu vermeiden gewesen: — die Überfallenen hatten zuerst laut vor Schrecken, dann um Hilfe, bald aber um Gnade geschrieen: — aber es war doch sehr hoch hinauf bis zur Fragsburg da droben.

Einstweilen war auf den Flügeln des Westwinds, vom Vintschgau her, das rasche, auch nur rasch-lebige Gewitter herangeflogen: die Wetterwolken verfinsterten plötzlich den Nachglanz der gesunkenen Sonne: der Wind sauste heulend durch die Buchen und Edelkastanien des Fragsburger Bühls und schlug klatschend deren Äste zusammen; heftige Donnerschläge in schneller Folge übertönten gewaltig die Menschenstimmen. So günstig das Wettergetöse für den Überfall war, sofern es der Burg wohl fast unmöglich machte, wahrzunehmen, was nahe dem Flusse geschah, — den Knechten der Angreifer gefiel es doch übel, daß ganz gleichzeitig mit ihrem Vorbrechen auch der Zorn des Himmels losbrach. Zwar sie selbst hatten nichts gelobt oder geschworen: aber sie wußten wohl — wenigstens manche von ihnen, — daß ihre beiden Führer diesen Handstreich thaten gegen eidlich gefestigten Vertrag. Wäre der Überfall mißglückt, sie hätten zuversichtlich das gleichzeitige Grollen des Donners als die Sprache des zürnenden Himmels verstanden. Da jedoch alles über Erwarten günstig ablief, beschwichtigten sich die aufgestörten Gewissen zunächst wieder. Und daß nicht etwa einer der Entsprungenen den Berg hinan sich retten und die Burg warnen könne, dafür war trefflich gesorgt: alle irgend gangbaren Stege waren von Wachen besetzt: und diese griffen alsbald Oswin, der es versuchte, auf halsbrechendem Felsen-

gezack emporzuklettern. So stiegen denn — auf zwei Wegen — die Angreifer schweigend, jedes Waffenklirren und andere Geräusch meidend, den damals noch ganz von Wald bedeckten Berg hinan. Ungefähr dreihundert Schritte vor der Burg begann die Waldblöße, die zum Zwecke der Verteidigung angelegt worden war, dem Feinde gedeckte Annäherung innerhalb des Schutzes der Bäume unmöglich zu machen. Hier trafen die beiden Haufen, jeder von etwa fünfzehn Mann, zusammen.

Es war jetzt ganz dunkel, obwohl das geschwinde Gewitter schon rasch das Etschthal abwärts gezogen war: nur zerrissen Gewölk sprühte hier und da noch Regen nieder, während im Westen der Himmel, schon wieder wolkenlos, einzelne Sterne zeigte. Der Aufstieg hatte geraume Zeit gedauert: denn die Reisigen schleppten schwer an Sturmleitern, Rammpfählen und allerlei Schanzzeug: die beiden Wege waren schmal und steil und während des regenschüttenden Gewitters in Gießbäche verwandelt. „Nun, Griffo, wie steht es?“ flüsterte der Führer der einen Schar. „Gleich drauf und dran!“ — „Noch ein wenig verschnaufen.“ — „Gut, zwei Vaterunser lang: fang an: — bet': — und dann los. Die Burgleute haben nichts gemerkt. Wir überrumpeln sie!“

Aber kaum hatte er ausgeredet, als auf der ihnen zugekehrten Seite der äußeren Umwallung eine Fackel sichtbar ward und gleich darauf ein lauter Hornstoß erscholl. „Waffenâ! Waffenâ! Burgleute! Hierher alle zuhauf!“ rief eine starke, tiefe und doch offenbar weibliche Stimme. „Der üble Waland soll sie verschlagen, Griffo! Es ist die Base selbst! Deine spröde Braut! Überall hat sie die spitze Nase.“ So raunte der ältere der beiden Führer, eine kraftgedrungene, stämmige Gestalt: er mochte etwa fünfzig Jahre zählen, die er aber so leicht trug wie die

schwere Ringrüstung. Man nannte ihn den Stier von Naturns, wohl nicht bloß um des stoßenden Stieres willen, den er im Wappen trug.

„Vielleicht gelingt es doch — mit List," erwiderte der andere, der schlanke, geschmeidige. Ganz in einen Mantel gehüllt, dessen Kapuze die Sturmhaube und zum Teil sein gelbbräunlich Antlitz, der welschen Mutter Erbteil, bedeckte, trat er etwas aus dem Walde hervor und sprach mit verstellter Stimme: „Aber, Frau Vögtin, ich bin's ja, der Hukbert vom Lenkhof! Kennt Ihr mich nicht? Laßt doch öffnen. Gleich hinter mir kommen die anderen aus dem Markt zurück." — „Du bist der Greifensteiner und ein ehrbrüchiger Schelm! Allzulange blieben mir meine Kirchgänger aus. Ich horchte vom Turm herab: mir war, ich hörte durch Donner und Sturm fernes Hilfeschreien. Wo sind meine Knechte?" „Gut aufgehoben, Frau Base, wie die Mäuslein in der Falle," erwiderte nun Herr Rapoto, trotzig vortretend.

„Da Ihr uns nun doch erkannt habt," sprach Herr Griffo, den Mantel zurückschlagend, den Schild zum Zeichen friedlicher Zwiesprache gesenkt an den Fuß setzend, und sich darauf lehnend, „laßt uns als nächste Vettern gütlich ein." — „Ich schäme mich der Vetterschaft! So haltet ihr vertragenes Wort? Ihr habt geschworen!" „Was haben wir geschworen?" fragte der Naturner. „Die Herrin der Fragsburg nicht zu befehden vor Peter und Paul. Wohlan, seid Ihr die Herrin der Fragsburg? Beim Strahle, nein! Die Fragsburg hat keine Herrin: Herr Friedmuth ist tot. Euer Recht ist mit ihm gestorben: die Lehensfolger sind wir beide und wir sind unbeweibt: eine Herrin hat die Fragsburg erst wieder, wann Ihr mit Herrn Griffo Hochzeit macht." „So haben wir nicht die Fragsburgerin befehdet, wenn wir Euch befehden," fiel Herr Griffo ein,

„und unser Eidwort nicht gebrochen.“ „Macht's kurz, Frau Base. Eure Leute, welche die Burg verteidigen sollten, sind gefangen. Wir stehen hier mit mehr als dreißig Lanzen: Ihr habt keine zwanzig hinter Euch und könnt die Burg nicht halten.“ Unter diesen Reden waren die beiden Ritter allmählich immer näher gegen die Mauer vorgegangen, auf der jetzt bei dem Scheine von Fackeln einige Männer neben einer Frauengestalt sichtbar wurden.

„Zurück!“ rief diese drohend und hob den Arm.

„Vor einem Weiberrock?“ lachte Rapoto, „beim Hammer, nein!“ und sprang, den Ovalschild zu Halse nehmend, vor: aber klirrend stürzte er rücklings um: mit solcher Wucht hatte ihn von der Mauer herab, durch Schildgestell und Waffenrock hindurch, an die Brust ein Wurfspeer getroffen, erst an der starken Ringkettenbrünne abprallend. Besorgt rannten ein paar Knechte hinzu und hoben ihn auf.

„Heia!“ rief die Frauenstimme von der Mauer herab. „Das traf! So stärkte Gott den Arm des Weibes. Jetzt sollt ihr's erleben, wie Wulfheid von Fragsburg streitet für ihr Recht und für ihren Eheherrn!“ Mit einem wilden Fluch hatte sich Herr Rapoto wieder fest auf die Füße gestellt: „Der Höllfürst fresse meine Seele,“ rief er, „zahl ich's dem Weib nicht heim. Diesmal nehm' ich das Nest, oder falle vor dem Thor. Drauf, Vetter Griffo! Beim Hammer und beim Strahl! Du über die Mauer, ich durch das Thor.“ Und jetzt hob er denn grimmig an, der Rennsturm auf die Burg.

Zweites Kapitel.

Wohl seit alter Zeit war die Krone dieses Berghanges befestigt gewesen. Bot die Lage auch nicht gerade das Günstigste für Burgenbau — einen nur von Einer Seite ersteigbaren Kegel, — so war doch der Aufstieg von der Etsch her, von Westen — denn die Etsch fließt hier beinahe gerade von Nord nach Süd — unmöglich: senkrecht fiel dort der Fels zu Thal und in den Felskern selbst war der Unterbau der Burg gehauen. Auch von Süden war die Schlucht nicht zu ersteigen, die der damals noch ganz ungebändigte Absturz des Sinachbachs in den Stein gegraben hatte. Freilich, im Nordosten vor der Burg lag ein geräumiger Platz: aber der steile Zugang zu diesem, der nur von Norden, von Meran, herführte, war leicht zu verteidigen. Steinkugeln schleudernde Geschütze, Sturmdächer und Sturmböcke konnte man den schmalen Burgsteig nicht heraufschaffen, wenn die Abwehrer oben ihre Schuldigkeit thaten. Denn dieser Weg, „die Burgstraße", war so schmal, daß nur je ein Reiter Raum fand; an der Stelle, wo er, vom Thal aufsteigend, die Krone des Berges erreichte, sperrte ihn ein hölzern Querverhack — ein „hâmît" — und auf der rechten, der schildlosen Seite, war er durch eine „Letze", das heißt: durch spitze, hohe Palissaden seitwärts beherrscht. Der Burgbrunnen innerhalb des Hofes gewährte gutes Wasser, das die Belagerer nicht abzugraben vermochten in dem Felsengrund des Baues. Aber die Lage des Ortes war unbedeutend: — zu hoch oberhalb der Etsch und des Landweges längs des linken Ufers derselben, um die Wasser- oder die Wagenstraße sperren zu können. So erreichte die Befestigung niemals

die Ausdehnung auch nur einer „Mittelburg“: sie war immer nur ein Kleinbau gewesen, obzwar nicht von den geringfügigsten dieser Gattung. Es fehlten daher alle Verteidigungsmittel, welche die damalige Baukunst, nun schon bald anderthalb Jahrhunderte — seit dem ersten Kreuzzug — auch durch die weit überlegene des Orients geschult, für wichtige Burgen, für Festungsstädte anzuwenden gelernt hatte.

Eines „Bergfrieds“ oder „Donjons“ Stelle ersetzte hier nur sehr ungenügend der viereckige Turm, der sich in der Mitte des Hauptgebäudes gerade über dem „Burgthor“ zwei Stockwerke hoch erhob und dessen im Inneren des Hauses aufsteigende Holztreppe, war die Besatzung darüber hinaufgeflüchtet, von oben leicht aus zwei eisernen Haften gelöst und herabgeworfen werden konnte. Ein Graben vor der Mauer fehlte: er würde, in Ermangelung von Wasser, ihn zu füllen, nicht viel genützt haben.

Die Mauerkrone oben, die „Plateforme“, sprang, erheblich breiter als die Mauer, vor: mehrere schmale Freitreppen von Holz führten von der Innenseite des Hofes hinauf.

Die Front- oder Quermauer im Osten, von Nord nach Süd, parallel dem Hauptgebäude der Burg im Westen, enthielt in ihrer Mitte den einzigen Zugang zu dem gesamten Bau, — das starke „Mauerthor“. Gerade über diesem waren die zackigen breiten Zinnen nach außen weit überragend, auf vorstehenden Kragsteinen oder Konsolen — Mouch-Arabi, — gebaut, so daß die Verteidiger, hinter diesen Vorzinnen gedeckt, auch denjenigen Angreifer, der schon bis an das Thor gelangt war, mit senkrechtem Wurf treffen, oder aus Gießlöchern, „Pechnasen“, mit siedendem Wasser und Pech beschütten konnten.

Die beiden Längsmauern, die, von West nach Ost lau-

fend, im rechten Winkel auf das Hauptgebäude im Westen und auf die Quermauer im Osten stießen, waren an den beiden Ecken, wo sie die letztgenannte, die Quermauer mit dem Mauerthor, erreichten, je durch einen kleinen zweistöckigen Mauerturm abgeschlossen. Diese Türme, je einen halben Pfeilschuß von dem Mauerthor, verstärkten die Verteidigung der Quermauer und je einer Langmauer. In beide Türme führte, wie von dem Burghof, so auch von der Plateforme der Mauer aus je eine Pforte. Von diesen Türmen aus konnte man die gegen die Querfront Stürmenden von beiden Seiten bestreichen. Und war auch die Quermauer oder eine der Langmauern erstiegen, ja sogar der Hof von den Belagerern gewonnen, so konnten die Belagerten, in die beiden Türme geflüchtet, immer noch die Eingedrungenen auf der Mauer, ja im Hofe vom Rücken beschießen, wenn diese das dem Mauerthor gerade gegenüberliegende „Burgthor", das heißt den Eingang des Hauptgebäudes, und dessen Verteidiger angriffen.

Allerdings war die kleine Fragsburg mit all diesen Einrichtungen doch recht weit hinter den Fortschritten der Wehrkunst zurückgeblieben.

In die beiden Mauertürme, die nur ein, nicht zwei Stockwerke, das heißt Reihen von Schießscharten, zählten, hätten Fallbrücken führen müssen: und die in den Hof steigenden Treppen hätten nicht frei von der Mauer hinabgehen sollen, sondern innerhalb je eines Turmes, „des Wic-huses", Kampfhauses, angebracht sein müssen, so daß der Feind, ohne waglichen Sprung von der Mauer, erst dann in den Hof gelangen konnte, nachdem er mindestens einen der Türme erobert.

Doch waren die Steildächer beider Türme mit Bleiplatten gegen die sehr gefürchteten Brandpfeile gedeckt. Und das Erdgeschoß der Türme, das vor die Mauer ragte,

war halbrund, vorspringend, angelegt und aus den mächtigsten Porphyrquadern geschichtet.

Das Hauptgebäude, mit der Rückseite der Etsch zugewendet, mit der Stirnseite gegen Osten blickend, bestand in Wahrheit aus mehreren, im Laufe der Geschlechter allmählich aneinander geklebten, und, — da der schmale Raum wenig Ausbreitung verstattete, — übereinander getürmten Gebäuden.

Drittes Kapitel.

Herr Rapoto hatte recht: die Burg war immerhin so ausgedehnt, daß sie mit den wenigen Verteidigern gegen mehr als dreifache Überzahl nicht zu halten war. Denn außer den sieben Männern aus den Goyenerhöfen waren, neben einigen Mägden, nur noch drei Reisige in dem Schloß geblieben: die anderen waren mit den Kirchgängern gefangen. Die Nacht, die Dunkelheit begünstigte daher die Verteidigung, indem sie den Stürmenden die winzige Zahl der Helme auf den Zinnen verbarg.

„Ha sieh," hatte gleich bei Beginn des Angriffs der Greifensteiner seinen Genossen gefragt, „was geschieht da oberhalb des Thores, zwischen den Vorzinnen?" — „Einen Schild hängt man heraus." — „Und noch einen — schau, der Fackelschein fällt rot darauf: Herrn Friedmuths drei Sterne sind's — von Schänna her — und der rennende Wolf der Taufers von Fragsburg." — „Eia, das Weib entbietet uns zum Schildkampf! Wann Turm und Thor genommen, — noch hinter dem letzten Schild will sie sich wehren! — Nun — wir wollen ihr die Schilde schon abreißen, haben wir nur erst das Thor. Entwischen kann

sie nicht: — das Haus hat keine andre als diese Thür."
— „Doch! Es soll ein Hehlthürlein in einen geheimen Erdgang führen. Aber es liegt nicht in Frau Wulfheids Art, den Kampf zu fliehen."

Und wahrlich, so schien es.

Die Burgfrau hatte sich selbst den Wehrbefehl vorbehalten. Nach ihren Weisungen gebot Hezilo den Männern und den Mägden, die ebenfalls mithelfen mußten, Kessel voll siedenden Wassers und Körbe mit Steinen auf die Mauerkrone tragen, auch wohl das dampfende Wasser aus den Kücheneimern auf die Angreifer herabschütten sollten. Die beiden Ritter hatten die Zahl der Verteidiger von Anfang überschätzt: und der heftige, erfolgreiche Widerstand, den sie fanden, bekräftigte sie in dem Irrtum, daß wohl über zwanzig Männer da oben kämpften. Diese Annahme hielt denn auch die Reisigen ab, so dreist ans Werk zu gehen, wie sie's bei richtiger Schätzung der Burgbesatzung gethan haben würden. In manchem regte sich nun auch wieder, bei stockendem Erfolge, das Gewissen: der Angriff, gegen die bei den Heiligen geschwornen Eide gewagt, schien von den Heiligen nicht begünstigt. So zog sich der Kampf von der späten Abendstunde, in der er begonnen, bis über die Mitternacht hinaus: — der Mond drang nicht völlig durch das ziehende Gewölk: — ja, bis fern im Ost das fahlgraue Dämmerlicht der Frühe, der ersten Morgenstunde heraufstieg.

Vergeblich hatten sich die beiden Führer stundenlang bemüht. Alle Sturmleitern, die Griffo im Osten und im Norden hatte anlegen lassen, waren immer wieder umgestürzt worden von der Mauer her. Oder die Hinaufkletternden waren durch heißes Wasser, durch schwere Steine, durch Speerwürfe und durch Schwert- und Beilhiebe abgewehrt worden: zwei Leute waren an Gesicht und

Hals verbrüht. Einer lag mit verstauchtem Fuß unter zertrümmerter Leiter. Herr Griffo, der einmal schon den Fuß auf die Mauerkrone gesetzt, war von Hezilo durch einen wuchtigen Schlag mit dem Morgenstern auf den zerspringenden Topfhelm von Mauer und Leiter hinabgeschlagen worden. Nur die geschuppte Sturmhaube, unter dem Helm, hatte den Schädel gerettet. Ebensowenig hatte der grimme Rapoto dem festgefügten, durch Eisenstangen vor und hinter dem dicken Eichenholz geschützten Burgthor anzuhaben vermocht. Einem seiner Reisigen ward mit der alten fürchterlichen Bauernwaffe, dem „Flegelkolben", dem mit Eisenstacheln gespickten Dreschflegel, von der Thorzinne herunter Holzschild und Schulter zerschlagen, schwer wund ward er zurückgetragen. Herrn Rapoto selbst hatten vor einem gleichen Schlage der sausenden Stachelwalze des Innerhofers nur die starken Schulterflügel, dicke Eisenplatten, die auf dem Schuppenpanzer lagen, geschützt.

Es ward nun hell: über sechs Stunden hatten sich die Angreifer ohne Erfolg gemüht. Die Verteidiger schienen allgegenwärtig: wo immer das Erklettern der Mauer versucht ward, da rief die mächtige Stimme der Burgfrau die Männer herbei. Von selbst, ohne Gebot oder Verstattung der beiden Führer, erlahmte nun der Ansturm; müde des fruchtlosen Ringens wichen ihre Leute außer Speerwurfsweite zurück: widerwillig thaten die beiden Ritter das Gleiche. „Dies Weib hat sieben Unholde im Leibe," grollte der Naturner, sich auf den Schaft des langen Schlachtbeils stützend. „Ich sah sie, — beim übeln Feind! — zugleich rechts und links vom Thor meine Leitern umwerfen," meinte der Greifensteiner, warf die Schuppenhaube in den Nacken und strich sich das schwarze, seidenweiche Haar hinter das Ohr. „Viermal hab' ich

Feuer an das Thor gelegt, und viermal hat sie selber mit heißen, dampfenden Wassergüssen gelöscht, — mit eigner Hand die Eimer herabschüttend: — ich erkannte sie im Glutschein der Flamme." — „Wissen möcht' ich nur, woher sie diese Menge von Knechten aufgetrieben hat? Zwanzig haben wir ihr abgefangen: — und ich schätzte, viel mehr habe sie nicht auf allen ihren Hufen. — Nun sind wohl nochmal zwanzig auf den Wällen! Sollte die Sparsame Söldner geworben haben?" — „Gleichviel! Wir müssen hinein. Gieb acht! Nun wird es hell! Man kann die Leute schärfer sehen. — Jetzt soll uns Bogen und Pfeil die Zinnen säubern. Zwölf Mann, die besten Bogenschützen, stellen sich nah, — nur außer Speerwurfsweite — von der Mauer: sie haben keine Bogenschützen, scheint es: ich merkte nichts von Pfeilen! —" — „Ich auch nicht." — „Seltsam genug, wenn wirklich so viele Helme da drinnen sind. Diese zwölf schießen unablässig auf die Verteidiger, indes wir stürmen. Siehst du! die Sonne steigt! Schon leuchtet's hell her übers Vöraner Joch. Nun werden wir sie bald zwingen."

Und wirklich ward's nun bittrer Ernst.

Mit lautem Staunensruf zählten Führer und Reisige, während die Sonne ihre ersten, rotgoldigen Strahlen auf die Burg warf, die geringe Zahl der Leute auf der Mauerkrone, die so lange dem Angriff getrotzt hatten. „Sie brauchen jeden Arm! Stehen doch vier Mägde neben der Vögtin! Jetzt zielt scharf, ihr Schützen!" „Aber nicht auf die Frau," mahnte Griffo. „Bah," gebot der Naturner, „man sieht's jetzt deutlich: sie trägt, wie ein Mann, Brünne, Helm und Schild, sie wirft Speere wie ein Mann: — sie mag sich nicht beklagen, nimmt Eibenbogen und Lindenpfeil sie für das, als was sie sich giebt. Nun — drauf!" Und abermals eilten die

beiden Ritter gegen die Mauer mit dem Rest der Leute, während die Schützen die Langbogen spannten: es waren nur zwei Armbrustbogen darunter: die waren aus dem gelobten Lande von Kreuzfahrern mitgebracht. Der Greifensteiner kletterte wieder als der Erste eine Sturmleiter links vom Thor hinan. Hezilo erwartete ihn mit hocherhobenem Arm, den Morgenstern zum Streich gezückt: nun schien die geschuppte Sturmhaube des Empordringenden erreichbar. Hezilo holte aus, aber mit lautem Schrei ließ er die Waffe fallen: ein Pfeil hatte seinen Schwertarm hart neben dem Schulterloch des ringgegitterten Brust- und Armgeflechts getroffen. Im Nu war der Ritter oben und rannte den Jüngling mit dem Schildstachel über den Haufen: der Innerhofer zog ihn nach rechts, — von der Burg aus — gegen den südlichen Mauerturm hin, aus dem Gefecht.

Im gleichen Augenblick fiel unten der eine Thorflügel krachend nach innen, nachgebend den erneuten Stößen des spitzen, eisenbeschlagenen „Sturmpfahls", den der Naturner und zwei Reisige wider die Mitte des Mauerthors rannten. Die Verteidiger hatten schon vorher das Holz, bedenklich splitternd, dröhnen gehört: mit wildem Siegesgeschrei sprangen Herr Rapoto und seine Leute jetzt in die klaffende Lücke des Thores.

Einmal noch wurden sie gehemmt.

„Hab' acht!" schrie der Naturner dem ersten Reisigen zu, der den Sturmbalken vorn gefaßt hatte. Denn aufblickend hatte der Ritter gesehen, wie Frau Wulfheid, einen mächtigen Porphyrblock hoch mit beiden Händen über ihr Haupt hebend, zielte. Die Warnung kam zu spät: der Mann stürzte: — keinen Laut gab er mehr, — mit zerschmettertem Helmdach und Schädel.

Zornig sprang der Ritter vor und warf den schweren

Balken gegen eines Knechtes Schild im Hof: der fiel nach hinten: drei, vier, — schon waren es fünf — Reisige drangen hinter dem Naturner durch das Thor. Der Greifensteiner mit zwei Knechten eilte bereits die schmale Walltreppe von der Mauer in den Hof herab. „Siego!“ rief Herr Rapoto. „Heilo!“ antwortete Herr Griffo. „Unser ist die Fragsburg!“ frohlockten beide.

Viertes Kapitel.

„Noch nicht!“ schallte es von der linken Seite der Umwallung herab: und emporblickend sahen die beiden gerade noch Frau Wulfheid in der Pforte des Mauerturmes verschwinden, der sich auf der Nordseite der Umwallung, von der Burg aus links vom Thor, erhob. Hezilo war mit seinen drei Knechten und mit dem Innerhofer in den Eckturm zur Rechten der Burg gewichen. Die Burgherrin hatte mit ihren drei Reisigen und zwei Mägden noch in den linken Turm flüchten können. Nur die beiden Knechte des Innerhofers und zwei Mägde waren auf der Mauer oder im Hof eingeholt und von der großen Übermacht gefangen worden, bevor sie sich hatten retten können. Sie wurden gebunden und, in einer Ecke des Hofes zusammengedrängt, von zwei Speerträgern bewacht, während die Ritter, verstärkt durch die zwölf Bogenschützen, die nun zu den Schwertern griffen, sogleich den Kampf fortsetzten. Rapoto begann, vom Hof aus mit Balkenstößen das Thor des Hauptgebäudes in gleicher Weise zu berennen, wie er das Mauerthor eingerannt hatte. Da der Mittelturm, zur Verteidigung des Thores bestimmt, nicht besetzt war,

konnte er das fast ganz ungefährdet betreiben: nur von rückwärts, aus den Scharten von Hezilos Mauerturm, flogen Wurfspeere und Steine. Dieser Turm, dessen schmale, auf die Mauerkrone mündende Pforte von starkem Eisen war, blieb unbestürmt: bloß zwei Reisige wurden vor demselben aufgestellt, einen etwaigen Ausfall sofort mit dem Waffenruf oder mit dem Hifthorn zu melden. Dagegen donnerte des Greifensteiners Axt gewaltig gegen die Holzthüre, die, ebenfalls von der Mauerkrone aus, zu Frau Wulfheids Eckturm zur Linken des Thores führte. Bald flogen Splitter und Späne: und schon griffen zwei, drei der geschweiften Beile durch die eingehauene Spalte, das Holzwerk von innen zu packen und nach außen zu reißen: schon scholl wildes Lachen und Siegesgeschrei von den Knechten.

Da flog mit jähem Stoß die zertrümmerte Schmalthüre nach außen auf, Herrn Griffo, der daran arbeitete, unsanft zurückschleudernd: und in der Öffnung erschien eine hochragende, hagere Gestalt, so grimmig drohend, daß die Angreifer, wie gebannt durch den Anblick, innehielten und verstummten.

Frau Wulfheid war's. Das lange, gelbe, von einem leisen Rot durchfunkelte Haar war losgegangen und flutete aus der Sturmhaube, die Herrn Friedmuths Helmzeichen, drei goldene Sterne auf blauem Grunde, trug, auf ihre breiten, in eine Schuppenbrünne gehüllten Schultern. Der weiße Wollrock war vom Feuer Herrn Rapotos an mehr als einer Stelle des Saumes angesengt. Von ihrer einen Wange sickerte das Blut aus der Wunde, die ihr ein Streifpfeil gerissen. Die Linke stützte sich auf Herrn Wulfgangs, ihres Vaters, längstes Schwert, das bis zum Griff in einen ihr bis an die Brust reichenden Haufen von Werg, Flachs und Stroh gestoßen war. Aber drohend hielt die

Rechte eine brennende Pechfackel empor. Die Züge, allzu scharf, zu starkknochig und zu derb, um, an einem Weibe, schön zu sein, waren in diesem Augenblick der Prosa ihres gewöhnlichen Ausdrucks durch eine nicht unedle Leidenschaft entrückt und das hellgraue Auge, das, tief unter buschigen, selbst für einen Mann allzustarken Brauen, geborgen, sonst in seiner rechthaberischen Härte des Reizes darbte, warf jetzt, von wildem Mut und von gerechtem Zorne verschönt, leuchtende Blitze auf die staunenden Männer.

„Zurück," rief sie, „meineidige Räuber! Oder — bei Herrn Friedmuths Treu' und Ehre! — ich stoße meine Fackel in dies Werg und Stroh: und einen Brandschutthaufen, nicht eine Burg, sollt ihr erobert haben." „Um Gott, Frau Base, haltet ein," rief Griffo erschrocken. „Ihr zuerst würdet verbrennen." — „Das will ich, so wahr der gerechte Herrgott im Himmel mein Recht beschützt! Nicht einen Stein von meines Eheherrn Gut sollt ihr haben, solang ich atme." „Was giebt's da droben?" rief Herr Rapoto, einhaltend mit seiner Stoßarbeit am Thor, sich wendend und hinaufblickend. „Ah, die Base selbst! — Greif sie doch, Griffo! Nicht lange verhandelt! Spring hinein! Du zögerst? Warte, so will ich dir's zeigen, wie man trotzige Weiber zwingt." Und er ließ den Rennbalken fallen, blies in seinen brandroten Bart, riß das Schlachtbeil aus dem Wehrgurt und eilte von dem Burgthor hinweg, auf die Mauer zu, um die schmale, leiterähnliche Treppe zu ersteigen, die zu deren Plateforme führte.

Aber er kam nicht weit.

Die zwei Reisigen, die, vor dem Turme Hezilos aufgestellt, nichts zu thun hatten, als weitaus umherzuschauen, sprangen plötzlich mit lautem Schreckensschrei jene Treppe herab in den Hof. „Flieht!" rief der eine. „Flieht! Herr Friedmuth kommt!" „Die Toten stehen auf," schrie

der zweite, „den Eidbruch zu rächen! Seht: — Herrn Friedmuths Geist! Er kommt — mit ihm ein Heer! Und unsere Gefangenen! Erbarmen! Gnade!" Er warf die Lanze weg, fiel in die Kniee und streckte beide Hände flehend gegen das eingeschlagene Mauerthor aus. — Einen Augenblick nur hemmte Herr Rapoto seinen eiligen Schritt: er blieb stehn und blickte durch das weitklaffende Thor hinaus. „Beim Hammer und Strahl! Herrn Friedmuths Gespenst! So scheint's! Ist er aber kein Geist, — so soll er's hurtig werden!" Bei diesen Worten stürmte er mit erhobener Streitaxt aus dem Thor.

Aus dem Walde, ihm entgegen, drangen wohl vierzig Helme: darunter die gefangen gewesenen Leute. Aber allen voran schritt, — in voller Waffenrüstung, den Helm mit den drei Sternen auf dem Haupte, das Visier aufgeschlagen, — der Schloßherr der Fragsburg. — „Treubrüchiger!" rief er: und Rapoto erbleichte bei dem Klange der wohlbekannten Stimme. „Wehrloser Weiber Bedränger! Warte! —" Grimm sprangen beide gegeneinander: aber gleich darauf, noch bevor sein Schlachtbeil niedergesaust war, stürzte der Naturner. Herr Friedmuth hatte seinen ganzen Zorn in einem Schwertstreich entladen, der dem Feinde den hohen Kegelhelm, die Schuppenhaube darunter, dann die lederne Hirnhaube und endlich das Haupt bis in die Zähne spaltete.

Fünftes Kapitel.

„Vorwärts, Frau Wulfheid zum Entsatz!" rief der Sieger und eilte in den Burghof. Seine Begleiter, — darunter ein Ritter mit geschlossenem Helm, Helmzier und

Schildzeichen mit der ledernen Mouve verhüllt, — folgten ihm nach.

Aber der Kampf war zu Ende.

Denn aus ihrem Turme waren Hezilo und der Innerhofer, den Herrn und seine starke Schar gewahrend, ausgebrochen und hatten die Bedränger des Nordturmes im Rücken gefaßt. Die meisten, — alle, die den nahenden Entsatz erschaut hatten, — warfen die Waffen weg und gaben sich gefangen. Dem Greifensteiner, der sich tapfer mit der Streitaxt wehrte, fiel Hezilo mit seiner heilen Linken in den Arm: der Ritter ward von der Überzahl bewältigt und gebunden.

All das war gleichzeitig mit Herrn Rapotos Fall geschehen.

Herr Friedmuth, jetzt im Burghof stehend, sah wie auf der Mauer so auch im Hofe den Kampf beendet, steckte das Schwert ein und gab kurz ein paar Befehle über Verwahrung der Gefangenen. Er gebot, die Schwerverwundeten zu pflegen — es war sein erstes Wort nach dem Sieg, — und Herrn Griffo in das Verließ des südlichen Mauerturms zu führen. Die unverwundeten Gefangenen wurden, getrennt von dem Ritter, in dem Kellergewölbe unter der Burg eingesperrt, die Leichtverwundeten, die gehen konnten, mit dem Befehl entlassen, Herrn Rapotos Leiche und den von Frau Wulfheid zerschmetterten Reisigen nach Naturn zu geleiten, zur Bestattung; — das waren die beiden einzigen Toten: die Belagerten hatten nur Verwundete.

Einstweilen war Frau Wulfheid auf die Mauerkrone hervorgetreten; sie hatte die Fackel weggeworfen und das Schwert eingesteckt. „Seht ihr's? Ich hatte recht, wie immer! Er lebt! Ich hab' es stets gesagt!" rief sie, erhob beide Arme triumphierend gen Himmel und — blickte starr auf Herrn Friedmuth, der nun erst vom Hof aus die

Walltreppe hinaufstieg: gar langsam und sehr zögernd, so deuchte ihr. Ein Strahl warmer Freude, ja beinahe der Liebe war in den kalten herben Augen aufgelodert. Aber nun sofort wandelte sich deren Ausdruck: ihre Züge versteinten. Sie konnte nun deutlich sein Antlitz sehen: das war nicht froh der Heimkehr und des Sieges. Eine schwere, schwere Wolke tiefen Wehs, qualvollen Kummers lag auf seiner offenen Stirn. Ihn mit scharfem Blicke messend, zog sie die Hand, die sie ihm schon halb entgegengestreckt hatte, plötzlich argwöhnisch zurück: „Friedmuth!“ hatte sie rufen wollen: aber sein Auge suchte sie nicht, — es mied sie eher.

„Fragsburger,“ sprach sie nun, heiseren Tones, und trat dräuend einen Schritt vor, „was ist mit dir? Was . . . —?“ Er aber schüttelte ernst das Haupt — er schloß halb die Augen: — „Nicht hier. Nicht vor allen Ohren! Geh voraus, in die Burghalle! Dort erwarte mich! Ich komme gleich nach. Dort sollst du alles hören.“ Dem Ritter im geschlossenen Helm aber, der, vor der Mauertreppe stehend, zu ihm emporblickte, rief er zu: „In der Burghalle! Ihr kommt, wann ich rufe.“ Der Ritter ging aus dem Hof und schritt zurück nach dem Wald, unter dessen vordersten Bäumen nun auch mehrere Pferde: Streitrosse und Reiserosse, sichtbar wurden. Friedmuth wandte sich, die Mauertreppe hinuntereilend, Hezilo, dem Innerhofer und den andern, zur Fragsburg gehörigen Leuten zu, die ihn jubelnd umringten und begrüßten. An diesem dichten Ringe vorbei schritt Frau Wulfheid, mit finster drohendem Blick ihres Gatten alle überragende Gestalt messend.

Vor dem Thore des Hauptgebäudes angelangt, griff sie, vom Halse her, in ihr Schuppenhemd und zog daraus den mächtigen Thorschlüssel hervor. Sie drückte an der

Eisenplatte, die das Schlüsselloch bedeckte, steckte den Schlüssel hinein, schloß auf, stieß die Thür nach innen und schritt zögernd über die Schwelle, noch einmal das hoch erhobene Haupt wendend und mit herbem Mißtrauen auf Herrn Friedmuth zurückblickend.

Bald darauf schritt der Burgherr, nachdem er die dringendsten Anordnungen getroffen und im Erdgeschosse die Schutzwaffen abgelegt hatte, die Haustreppe hinauf und aus dem lichten Pfeilergang in die große Halle, die den größten Teil des ersten Stockwerks ausmachte. Überall, an den Wänden, auf dem Estrich, auf den an den Wänden sich hinziehenden Bänken, auf großen Truhen und langen Tischen waren Schutz- und Trutzwaffen jeder Art verstreut: — die Vögtin hatte hier die Mannschaften waffnen wollen für die erst in zwei Tagen erwartete Fehde. Als sie nun hier den Gemahl eintreten sah, mit dem gleichen Ausdruck tiefster Schwermut, die Augen auf den Boden gerichtet, furchte sie finster die dunkelbraunen, starken Brauen und trat, soweit es der Raum verstattete, von ihm zurück an einen der Waffentische, die geballte Linke darauf stützend, die Rechte in die Hüfte gestemmt. Sie hatte sich nicht Zeit genommen oder nicht Ruhe gefunden, die kriegerische Gewandung abzuthun: nur die Sturmhaube hatte sie klirrend zu den anderen Waffen auf den Eichentisch geworfen: — wirr und wild wogte jetzt das gelbe, ins rötliche schimmernde Haar in Strähnen, die vom Schweiße des Kampfes, auch vom Blut der Wangenwunde, zusammengeleimt waren, über Gesicht und Schultern. Sie war, bis der ungeduldig und unmutig Erwartete eintrat, unablässig im raschesten Schritt auf- und niedergegangen in der großen leeren Halle, manchmal stehenbleibend, den Kopf schüttelnd: — einmal laut auflachend: „Ha, gewiß' gewiß!“ —

Aber nun stand sie mit eisiger Ruhe, ganz in sich zusammengefaßt, an dem Waffentisch und heftete die großen, runden, graublauen Augen starr auf das tief bewölkte Antlitz ihres Gatten, der nahe der Schwelle, fern von ihrer Seite des Gemaches, stehen blieb. —

Früher als er fand die Frau das Wort. „Vorerst," fragte sie mit kühlem Ton, — ziemlich leise, aber unheimlich verhalten sprechend, während ihre Stimme sonst herrisch laut erklang, — „vorerst das nächste. Wie kam es, daß du, daß Ihr ... —" Friedmuth sah rasch auf, senkte aber die Wimpern sofort wieder. „So gerade noch zu rechter Zeit kamt? Wie durch Gottes Engel herbeigetragen! Oder etwa" — zweifelte sie mißtrauisch — „durch den übeln Waland der Lüfte, wie Herr Heinrich der Löwe durch die Lüfte aus dem Morgenland nach Braunschweig geführt ward? — Und woher die vielen Reisigen? Und wie, einem Wunder ähnlich, befreitet Ihr meine gefangenen Leute?" Der Ritter war offenbar froh, von anderem schweigen zu dürfen und zunächst reden zu können von Dingen, die nur die Fragerin und die rechtzeitige Errettung betrafen. „In Regium gelandet, eilten wir — eilte ich — der Länge nach durch ganz Welschland nach Hause. Der große Kaiser — er ist mir sehr huldvoll gesinnt — hat mir, als er zu Anagni, wo ich auf ihn traf, meine Geschicke — das heißt: die im Morgenland! — erfahren, reiche, sehr reiche Gaben gespendet. Wir — ich wollte an deiner Gruft beten: denn Oswald hatte mir berichtet: aber davon gleich! In Trient stieß ich — zufällig auf Herrn Walther von der Vogelweide."

„Ah," grollte sie, „vor mir hast du den Landfahrer, den Fiedler aufgesucht!" — „Zufällig, sag' ich ja, war's. — Von ihm erfuhren wir," — er erbleichte, — „daß du lebest, — daß du vom Tod auferstanden!" —

Er schwieg. Ein langer, bohrender Blick ruhte auf ihm.

„Bald darauf,“ fuhr er, nun rascher sprechend, fort, „kam ein Mann aus Schwaben, der auch im heiligen Land gewesen war, des Wegs — bei Bozen war's. — Er wollte Herrn Walther aufsuchen, ihn zu deiner Hilfe herbeizurufen: denn am Tage nach Peter und Paul, meldete er, drohe dir härteste Fehde durch die Vettern. Rasch entschlossen besendete Herr Walther seine nächsten Freunde: den von Säven, den von Gufidaun und den von Rubein, bat sie um ihre Reisigen und Knechte, um Waffen und Rosse. Ich warb mit des Kaisers mir geschenktem, reichem Gold und — mit arabischem Perlenschmuck“ — er errötete und fuhr schnell fort, — „noch dazu ein Dutzend dienstloser Leute und kaufte Waffen, auch ein paar Rosse mehr. Und wir zogen nun die Etsch herauf, sicher, mehrere Tage vor Wiederbeginn der Fehde hier einzutreffen. Als wir aber heut', nachdem wir in aller Morgenfrühe von Vilpian aufgebrochen, an dem großen Etschweg gegen deine Thalscheune heranritten, fiel mir auf, daß ein paar gewaffnete Knechte, die in der Nähe hielten, entsprangen, da sie mein gewahrten. Und als ich nun langsam an der Scheune vorbeiritt, sah ich zwei andere Reisige hinter derselben wegschlüpfen. Zugleich schrie eine Stimme, hoch aus dem Giebelloch des Scheunendaches, flehend, dringend meinen Namen. Ich sah auf und erkannte Oswin, der uns zurief, sie seien, treulos überfallen und gefangen, hier eingesperrt: wir sollten eilen, sie zu befreien und die Burg wiederzunehmen, die gewiß einstweilen überrumpelt worden sei. Wir brachen ein paar Seitenbretter der Scheune los, befreiten die Gefangenen, teilten die Waffen mit ihnen, eilten den Berg herauf und — kamen gerade noch zu rechter Zeit.“

Er schwieg: die lebhafte, fast freudige Bewegung, mit

welcher er diese Begebnisse erzählt hatte, wich wieder ganz von ihm: schwermutvoll sah er vor sich nieder.

Frau Wulfheid hatte ihm ein Wort des Dankes sagen wollen für die Rettung aus höchster Not. Aber nun konnte sie es nicht. Finstern, argwöhnischen Blickes maß sie das edelschöne, so tieftraurige Antlitz. „Ihr habt nur Eure Pflicht gethan," brachte sie rauhen Tones hervor, „und für Euch selbst, für Euren Vorteil gesorgt, da Ihr mein Haus zu retten eiltet. Eiltet! sag' ich," — sie lachte. „Spät, recht spät seid Ihr gekommen! Noch ein paar Augenblicke, und Ihr hättet Euer Ehegemahl tot — verbrannt — gefunden. Diesmal wär' ich nicht wieder ‚auferstanden', wie Ihr, wenig erfreut, vorhin das nanntet. Vielleicht, hättet Ihr es geahnt, — Ihr hättet unten am Berg noch kurze Frist verweilt." Herrn Friedmuth schoß das Blut in die Wangen in hellem Zorn: doch er bezwang sich und schwieg. Sie aber trat hastig einen halben Schritt näher und, das Haupt leise senkend und vorstreckend, forschte sie: „Längst ist der Kaiser, längst auch sind alle Ritter der Nachbarthäler zurück, die am Leben geblieben. — Der Bub' von Goyen drüben, der unnütze Liebling Eurer Gunst, kam noch früher wieder als Ihr: — Ihr seid der allerletzte! — Hezilo erzählte mir, er sah Euch fallen: — Ihr seiet wohl lange tot: — Ihr gältet im Heer als verschollen. — Ich weiß nicht, ob ihm zu glauben ist? Er hielt von jeher gegen mich zu Euch — wie von jeher: alle! — Warum kamt Ihr so spät zurück zu Eurem Weibe?" — „Weil ich gefangen war." „Wie der Goyener? Wart ihr beide," fragte sie lauernd, „beisammen in der Gefangenschaft?" — „Er wird wohl gesagt haben, daß wir nicht beisammen waren!" „Ha," lachte sie bitter, „gesagt hat er's wohl: — aber das konnte . . . — das kann ja so beredet sein." „Frau Wulfheid!" fuhr der Ritter auf.

Aber er beherrschte sich sofort wieder und fuhr in traurigem Tone fort: „Sobald ich frei ward, eilte ich hierher, — so rasch es anging.“ „Aus Sehnsucht nach — nach mir?“ fragte sie jetzt ängstlich, hastig, mit weicherem Klang, und ihr Auge ward feucht. — „Euch glaubt' ich ja tot.“ „Also!“ lachte sie bitter auf. „Also dem Besitz, dem Sach galt die Eile. Ja ja: man sieht es!“ fuhr sie herbe fort. „Fünf Jahre fast ist er fern, der Ehegemahl: endlich kommt er zurück — trifft sein Weib im heißesten Kampfe für sein Recht — und —“ sie schüttelte sich, lachend vor Zorn, — „noch nicht einen Händedruck — noch nicht . . . —“ Sie brach schroff ab. „Fragsburger, was soll das bedeuten?“

Sechstes Kapitel.

Da schlug er die schönen, offenen, blauen Augen mit dem warmen Blick, die er bisher gesenkt gehalten, auf, sah ihr fest ins Antlitz und sprach: „Das bedeutet: daß etwas zwischen uns steht.“ „Was? Wer!“ fragte sie und wankte gegen den Waffentisch zurück, sich daran haltend. „O, ich wußte es!“ knirschte sie, bevor er antworten konnte. — „Was? Meine unverschuldete Schuld. Ein Geschöpf, das mich vor grausamstem Qualentod gerettet hat.“ „Ein Mann?“ Sie bebte vor Grimm, als sie das höhnisch fragte. „Nein — ein Weib! — Meine mir anvermählte Ehefrau. Sobeide!“ rief er laut. Da trat aus dem Gang über die Schwelle durch den Vorhang, der den Eingang füllte, jener Ritter mit geschlossenem Helm, an der Hand ein tief verschleiert Weib in halb europäischer, halb morgenländischer Tracht.

„Ein Weib! — Dir vermählt? — Solang ich noch lebe?“ schrie Frau Wulfheid. „Haha!“ lachte sie gellend auf: und bevor die beiden Männer, die mehrere Schritte weit von ihr entfernt standen, sie hemmen mochten, hatte sie blitzschnell ein langes, scharf geschliffenes Jagdmesser, das ohne Scheide vor ihr auf dem Tische lag, beim Griffe gefaßt und sausend gegen das verhüllte Frauenhaupt geschleudert. Gerade bevor es das Antlitz erreichte, fing es der fremde Ritter in der mit ehernem Handschuh bewehrten Faust. Er schlug nun das Visier empor: „War scharf gezielt, Frau Wulfheid.“ „Herr Walther!“ rief die Wütende. „Ihr! — Ja, ich hätt' es erraten müssen. Aber nicht atmen soll die Heidendirne länger.“ Und sie wollte nach einer anderen Waffe greifen.

Jedoch Herr Friedmuth trat nun rasch zwischen den Waffentisch und die Rasende, die hochaufgerichtet, unverwandt, nur auf die Verschleierte blickte, — ihre Nüstern zuckten, ihre Unterlippe bebte. Sie strich langsam, langsam die langen, gelben, blutbefleckten Haarflechten von der linken Wange hinter das Ohr zurück: da überwältigte die Leidenschaft die Körperkraft der Frau. „Ich hab's voraus geahnt — all' diese Jahre! — Ja, schon am Tag der Hochzeit. Jetzt ist's gekommen — wie ich's stets gewußt.“

Mit diesen Worten, die sie halblaut, mehr zu sich als zu Friedmuth, sprach, ließ sie sich auf eine Truhe gleiten, die hinter ihr an der Wand der Halle vor einem Vorhang stand: sie hatte nun die Augen von der Verhaßten gelöst und kopfnickend vor sich hin gesehen. —

„Hört mich in Güte, Wulfheid,“ sprach jener, tief erschüttert, „meine volle Unschuld . . . —“ Da schnellte sie wieder empor, sie wollte aufspringen: aber die Füße versagten ihr. So blieb sie an die mit wallenden Decken

behangene Wand gelehnt; wild das Haupt in den Nacken werfend, schrie sie: „Hör' es, heiliger Herrgott da droben! Seine Unschuld! Und da drüben steht, — vor meinen Augen, — seine Buhle." Unwillig trat Herr Walther vor und rief: „Freund, laß mich dies Kind fortführen." „Sie bleibt," sprach Friedmuth. „Denn nichts, was unschön ist, mag an ihr haften. — Und nun muß alles, — unter uns dreien alles, — gesagt sein. — Unschuldig bin ich," fuhr er fort, „unschuldig ist Sobeide: ich schwör's bei allem, Frau Wulfheid, was Christenmenschen heilig. — Hört mich an." —

Herr Walther drückte die Tiefverschleierte sanft auf eine der Bänke nieder, welche die Halle umgaben. Hier saß die schlanke, schmale, noch kindliche Gestalt unbeweglich, nur manchmal leis erzitternd, wann Herr Friedmuth von den Gefahren sprach, die ihn bedroht hatten. Neben ihr blieb der Sänger stehen, auf den Griff des langen Schwertes, das er, gelöst aus dem Wehrgehäng, in der Scheide trug, gestützt: gar wachsam: denn nur um eines Fingers Breite hatte er soeben den sichern Tod abgewehrt von diesem jungen Haupte.

„Daß der alte Oswald Euch aufgebahrt liegen gesehen und Euch für tot verlassen, wißt Ihr selbst. Er brachte mir die Nachricht Eures Todes in die Wüste." „Wo ist Oswald," fragte sie mißtrauisch. — „Tot."

„Das ist bequem," lachte sie.

„Frau Wulfheid," fiel Herr Walther ein: „ich hab' ihn selbst begraben helfen. Er kam zum Herrn von Salza und zu mir, Friedmuths Verschwinden, seinen Tod wohl, zu melden. Er erkrankte am Fieber und starb in unsern Zelten: ich habe den Sand der Wüste mit dieser Hand auf seine Grube gestreut." „Und keiner der vielen Boten," grübelte die Argwöhnische weiter, „die ich

ihm nachgesandt mit der Nachricht meiner Genesung, hatte ihn eingeholt?"

„Ja, sind sie denn nicht mit der Meldung wieder zurückgekehrt, daß sie ihn nicht gefunden?" — „Bis auf einen. Der kam nicht wieder. Der könnte doch, mit oder ohne Oswald, bis zu dir — bis zu Euch gedrungen sein, mit der Nachricht, daß ich lebe." — „Hezilo wird bezeugen, was Oswald mir gemeldet." „Es ist wahr," raunte die Ungläubige mit sich selber. „Er hat es so berichtet, bevor er wissen konnte, daß sein Herr wiederkehre. Aber doch . . . —" „Glaubt Ihr Herrn Hermann von Salza?" fragte Walther, „glaubt Ihr mir?" — „Dem Salza? Er ist mein Feind — wie alle seine Freunde! Doch — ja: ich glaub' ihm. — Auch Euch glaub' ich: — viele Fehler habt Ihr, Eurem müßiggängerischen Berufe nach, — aber Ihr lügt nur, wann Ihr dichtet." — „Wohlan: ich eide, daß der alte Oswald Herrn Hermann und mir Euren Tod berichtet hat, und wie Friedmuth ganz erschüttert davon gewesen sei."

„Ist's wahr?" fragte sie, und ihre Stimme bebte leise. Aber Walther fuhr fort: „Herr Hermann wollte in den nächsten Tagen auf dem Wege nach dem Norden hier einsprechen: er hat ein Geschäft mit dem Burggrafen von Tirol. Ich traf ihn, ehe ich Friedel fand, in Roveredo, in dem dortigen Hause der deutschen Herren. Er erfuhr von mir, daß Ihr lebtet. Da sagte er: ‚Ich will Freund Friedmuths Witwe aufsuchen: sie soll erfahren, wie sehr ihr vermeinter Tod ihm nahe ging. Das wird ihr wohlthun und sie sänftigen.'"

Aber die Grimmige wollte von ihrem Grimm nicht lassen. Sie liebte diesen Zorn: er that ihr tödlich weh: aber es war ihr doch eine Art Wollust, ihren Argwohn, ihre jahrelang gegen eine unbestimmte Nebenbuhlerin ge-

pflegte Eifersucht nun so voll gerechtfertigt zu sehen. Trotzig wandte sie sich gegen Friedmuth: „Wohl, ich will es glauben. Ihr wähntet mich tot. Schon das zeigt, — wie anders Ihr, wie anders ich unsern Ehebund erfaßt: Ihr glaubt sofort, was Euch ein alter Schwachkopf vorredet.“ — „Aber Wulfheid! Er sah Euch auf der Bahre.“ — „Ich aber: — obwohl alle, alle, nah und fern, Feind und Freund, mich verhöhnen, mich auslachen wegen meiner Herzenstreue, — obwohl mich die Vettern mit Fehde drängen unablässig, Jahr um Jahr, — obwohl ich jahrelang nichts mehr von Euch höre, — obwohl der Goyener schwört, er sah Euch stürzen und Heiden und Christen hätten um die Wette Euren Tod versichert: — ich bring' es nicht über dies thörichte, dumme, dies, wie der Sänger dort es schilt, so harte Herz, an Euren Tod zu glauben! — Ich beharre dabei: mein Friedmuth lebt — mein Friedmuth kehrt mir wieder! — Er aber! — Heute hört er meinen Tod, und morgen freit er, wohl Gott und alle Heiligen und seinen Christenglauben verleugnend, ein Heidenweib: — vermutlich ist sie jünger als die Tochter Herrn Wulfgangs und hat sanfte, verliebte Augen!“

Und mit grimmiger Neugier, voll tödlichen Neides, maß sie die feine, die rührende Gestalt in jenem weißen Schleier. „Aus eitel Sinnenrausch und Üppigkeit — am andern Tage schon,“ fuhr sie laut, fast schreiend, fort, „greift er nach der Sünde.“ „Mitnichten!“ sprach Herr Friedmuth, ruhig das Haupt schüttelnd. „Nun höret endlich. Beim Sturz in eine Fallgrube, — Hezilo hat Euch das erzählt? — blieb Falka tot: — ich fiel in mein eigen Schwert, das, aus der Scheide gefahren, die Spitze gegen mich reckte: tief war die Wunde! Hart unterhalb der Brünne, unter der letzten Rippe links, viele Zoll lang. Die Spitze, die abgebrochene, stak darin: ich litt recht lang

und — schwer.“ Leise bebte da der weiße Schleier des Turbans: das verhüllte Köpflein sank gegen den Busen herab. „Als ich wieder zu Gedanken kam, lag ich gefangen in Djibrin, dem Bergschloß des Emirs Emid, der mich gefangen genommen. Er hatte seinem eignen heilkundigen Arzt geboten, alle Kunst aufzuwenden, mein Leben zu erhalten.“ „Warum? Für wen?“ fragte Frau Wulfheid funkelnden Auges. „Er glaubte,“ — Friedmuth stockte, — „er überschätzte sehr seinen Gefangnen.“ „Weil Friedmuths Wachsamkeit unser ganzes Lager vor den Heiden gerettet hatte,“ ergänzte Herr Walther mit einem Blick liebevollen Stolzes auf seinen Freund. — „So hielt er mich denn für weit wertvoller, als ich war: für einen Fürsten unter den ‚Franken‘, und hoffte, seinen von den Unsern gefangenen Bruder gegen mich ausgewechselt zu erhalten. Aber als der weise Ägypter meine Wunde sah, da — so ward mir später berichtet, — sprach er: ‚Es braucht ein kleines Wunder für den Arzt, ein größres für die Pflege. Wer soll ihn pflegen?‘ Da trat des Burgherrn Tochter vor: sie hatte mich, den Sterbenden, in den Burghof tragen, mich unter der Palme Schatten liegen sehen. Erbarmen mit dem Fremden, dem Gefangenen, rührte ihr junges Herz . . . —“ Frau Wulfheid nickte grimmig und sprach leise vor sich hin: „Und schön war er auch, der Gefangene! Sehr schön!“ „Sie pflegte mich viele Wochen, Monate —! Ich wußte lange, lange nichts, — als daß eine milde, weiche Hand mich labte, — als daß ein Auge, —“ Er brach ab. „Endlich war ich genesen: ich erfuhr vom Arzte: nicht er, — sie habe mich gerettet. Ich dankte ihr: — wir schlossen Freundschaft.“ Da schlug Frau Wulfheid eine grelle Lache auf: „In welcher Sprache? Auf heidnisch oder auf deutsch? Ihr verstandet euch ja gar nicht. Ha, die Seelen hatten

wohl wenig zu thun mit dieser Freundschaft? —“ Aber ruhig fuhr der Erzähler fort: „Sobeidens Mutter war eine Abendländerin, eine Christin, eine Deutsche: Elisabeth, Tochter des Grafen von Wied, die der Emir auf ihres Vaters Pilgerfahrt gefangen und sich vermählt hatte. — Sobeide ward im Glauben des Vaters, aber von der Mutter in deren Sprache, deren Sitte auferzogen, bis sie durch den Tod dem Kind entrissen ward. — Ich mach' es kurz. Der Emir verließ die Burg mit einem Auftrag des obersten Sultans der Heiden an den Kaiser. An seiner Stelle übernahm den Befehl Scheich Dschabir: ein wilder Heide, voll von Haß gegen Christen und Abendländer. Ich fühlte, er hätte mich am liebsten beim ersten Anblick ermordet. Nur der strenge Befehl, mich gut zu halten, schützte mich. Aber in einer Nacht . . . —“

Sobeide bebte leise.

„In einer Nacht kam der Befehl des obersten Sultans, alle gefangenen Christen zu töten.“ Er hielt inne. Mit Spannung blickte Frau Wulfheid auf ihn. Herr Walther fiel ein: „Die Templer nämlich, diese ruchlosen, obzwar tapfern Frevler, hatten, vielleicht aus bloßer tempelritterlicher Gier, vielleicht aber auch, um den vom Kaiser gerade dem Abschluß nahe gebrachten Friedensvertrag zu zerreißen, — eine große Karawane der Heiden, welche mit Gold, mit edeln Rossen und zumal mit schönen Frauen von Bostra nach Jerusalem zog, mitten im Schutz der Waffenruhe mit niederträcht'gem Treubruch überfallen. Die Schätze, siebzig Kamele, wurden geraubt, zweihundert Männer, darunter des Sultans Lieblingssohn, Achmed, wurden erschlagen, die edeln Frauen und die Mädchen geraubt. — ‚Gieb‘, sagt ein Sprichwort im Morgenland, ‚ein schönes Weib lieber in des Teufels als in des Templers Gewalt!‘“ „Da befahl,“ fuhr Friedmuth

fort, „der Sultan blutige Vergeltung. Die Art der Tötung war nicht vorgeschrieben. Aber Dschabir — er hatte eine Tochter bei jener Karawane gehabt — gebot . . . —“ „O schweige!“ flüsterte Sobeide leise. Jedoch Friedmuth hatte sie nicht gehört und fuhr fort: „Er hatte befohlen, mich den Geiern zu geben.“

Siebentes Kapitel.

„Was ist das?“ fragte Frau Wulfheid gleichgültig, kurz. „Das will ich Euch gründlich sagen,“ ergänzte wieder Herr Walther. „Sie binden einen Menschen, nackt, im glühenden Wüstensand, mit Händen und Füßen an einen Balken, einen nassen Schwamm im Mund, damit er nicht allzu rasch verschmachtet, und lassen ihn liegen in tiefster Einsamkeit. Die Geier kommen angeflogen aus weitester Ferne. Sie wittern scharf: — sie rücken immer näher: — nur den Blick des Auges scheuen sie eine Zeitlang. Senken sich die müden Lider — hui! hauen die ersten beiden Schnabelhiebe die gefürchteten Augen aus, daß sie sich nie mehr aufthun und dann . . . —“ „Haltet ein!“ bat Sobeide.

„Und dann?“ fragte Frau Wulfheid. „Dann ist er eben tot.“ — „O nein, wißbegierige Frau. Es währt oft viele Tage. Denn die Geier kämpfen untereinander um den leckern Fraß. Und dann kommen erst die langsameren Schakale.“ Frau Wulfheid biß die Unterlippe und runzelte die Stirn. Dann lachte sie laut: „Nun! Ihm ist nichts von alledem geschehen.“ — „Und daß ihm nichts geschah, das dankt er — das dankt hoffentlich auch Ihr

— nur diesem Kind: dieser Heldin von achtzehn Jahren."
„Ja," fuhr Friedmuth fort, „der Befehl war gegeben, und mir verkündet. Umsonst hatte Sobeide auf den Knieen um Gnade für mich gefleht. Aus dem luftigen Gemach, in dem ich bisher geweilt, führte mich Dschabir selbst in einen Turmkeller tief unter dem Burgfelsen. Mancher der Burgleute hatte mich in diesen vielen Monaten liebgewonnen: Dschabir sah Mitleid, Unmut in ihren Zügen. Da sprach er: ‚Beim Barte des Propheten: wer es wagt, ihm zur Flucht zu verhelfen, oder seine Qualen in der Wüste abzukürzen, sei es, wer es sei, — und wär's mein eignes Kind, — wird lebendig verbrannt.' Er schloß die Eisenthüre hinter mir." — „Und das soll alles wahr sein? Und Ihr lebt doch?" — „Ich lebe doch! Weil dieses Mädchen . . . —" „Und merkt es wohl, Frau Wulfheid," fiel Walther ein, „ohne mit entfliehen zu wollen." „Sobeide schlich sich in der Nacht in das Schlafgemach des Scheich: sie nahm, zwischen seinem Dolch und seinem Krummschwert heraus, den Schlüssel meines Turmes. Sie glitt hinein zu mir, — sie führte mich an eine niedere Stelle der Mauer. Ihr Vater hatte ihr einst, da die Burg von den Templern belagert ward, eine seidene Strickleiter gegeben, sich, falls die Feinde eindrängen, hinabzulassen, in einer Schlucht des Schloßberges zu verbergen, und dann auf geheimen Felsenpfaden zu entrinnen. Sie schlang die Leiter um eine Zinnenzacke und ließ mich hinab. Aber nie hätte ich, in der Nacht, den bei Tag kaum sichtbaren senkrechten Schwindelsteig, die Felsen herab, gefunden. — Sie führte mich. — Wir liefen die ganze Nacht. Beim Morgengrauen kamen wir an einen Nebenfluß des Jordan. Eine morsche Fähre mit einem halbzerbrochenen Ruder lag im Schilf. ‚Steig ein,' rief sie, ‚und drüben: stets nach West, der eben aufgehenden

Sonne stets den Rücken wendend. Dort stehen die Christen. Fliehe rasch.' ‚Und du?' sprach ich, das Ruder fassend. ‚Du kannst doch nicht zurück ins Schloß!' ‚Nein,' sprach sie ruhig. ‚Was willst du thun?' fragte ich. ‚Hier warten, solang ich dich noch sehen kann.' — ‚Und dann?' — ‚Dann sterben. In diesem Ring ist Gift.' Da sprang ich aus dem Kahn zurück, faßte die sanft Widerstrebende, trug sie hinein und stieß ab. Sie sank betäubt auf den Boden des Nachens. Bald war ich drüben. Ich hob sie empor. Sie schlug die Augen auf: ‚Du liebst mich!' rief ich vor ihr knieend. Sie senkte das Köpflein: ‚Ich glaube: ja!' sprach sie."

„Elender," rief da die Fragsburgerin und sprang auf, „erspare mir die Schilderung eures Glückes — eurer Sünde! Und sie stahl den Schlüssel dem Schlummernden! Und sie verriet ihr Volk! Und sie ließ den Feind ihres Glaubens entwischen! Nein, sie lief ihm voran! Und ward seine Buhle, wissend, daß er einer andern gehört!" — „Nein. Ich hatte ihr längst deinen Tod geklagt. Und meine Buhle ward sie nicht in jener Wüsteneinsamkeit. Sondern meine Braut. Wir knieten nieder und wir schlossen ein Verlöbnis vor dem allgegenwärtigen Gott, daß nur der Tod uns solle scheiden."

„Oder ich!" drohte Frau Wulfheid finster und hob die geballte Rechte. — „Und nach vielen, recht vielen Leiden und Gefahren erreichten wir eine christliche Schar: wackre Hospitaliter waren es: o wie das weiße Kreuz auf ihren schwarzen Mänteln mir gleich dem Sterne der Errettung blinkte! Die nahmen uns, die Halbverschmachteten, auf und labten uns und liehen mir Geld zur Überfahrt. Und auf dem Schiffe ward Sobeide von dem Bischof Eberhard von Salzburg in unserem Glauben unterwiesen, getauft auf den Namen ‚Demuth' und gefirmt. Und in Anagni

traf ich auf den Kaiser, der — der mir sehr huldvoll ist — und erzählte ihm meine Geschicke und zeigte ihm — diese da." — Sein Auge strahlte vor Liebe: aber er faßte sich rasch. — „Sie gefiel ihm — gar sehr." „Glaub's von dem heimlichen Heiden! Dem Verfluchten! Dem Verbuhlten! Dem Freund der lüsternen Minnesänger!" nickte die Burgfrau grimmig. „Er richtete selber unsere Hochzeit aus; der Patriarch von Aquileja traute uns. Der Kaiser vergab die Braut und beschenkte uns reich. Und nun zog ich mit meinem jungen Weibe, — mit Demuth," verbesserte er rasch, „über Florentia nach Verona, von da über Trient hierher. Bei Trient stießen wir auf Walther und erfuhren, daß — daß du lebest."

Da ging ein tiefer, tiefer Seufzer aus von der verschleierten Gestalt, und sie wankte. Herr Walther sprang hinzu, und barg mitleidig ihr Haupt an seiner breiten Brust.

„Und — gesetzt, ich glaube das alles, — da hast du sie nicht von dir gestoßen, wie einen giftigen, ekeln Wurm, der dich angekrochen hat im Schlafe? — Du wagst es, — du hast die schamlos freche Stirn der Sünde, — dies Geschöpf hierher, in meine Burg, an meinen Herd zu führen? Willst du vielleicht zwei Weiber haben? Hast du das ihren heidnischen Gesippen abgelernt? Oder soll ich etwa als Magd dem Püppchen die Schuhe anziehen und euch das Lager rüsten?" Traurig schüttelte der Gescholtene das Haupt: „Nichts dergleichen! Wir wollen nur, nachdem dies schwere Geschick über unsere drei unschuldigen Häupter hereingebrochen ist, . . . —" — „Du wagst es, mich mit euch, mit eurer Befleckung in Eine Reihe zu stellen?" — „Wir wollen nun, alle drei, mit Wohlwollen und mit Güte des Herzens, so lange suchen, bis wir finden, was in diesem argen Widerstreit der Dinge zu thun ist." — „Was zu thun ist? Und du kannst zweifeln? Kannst schwanken

zwischen deinem rechtmäßigen Eheweib und dieser hergelaufenen, — nein: schlimmer! — mitgelaufenen Buhle? Hinaus mit ihr, aus meiner Burg! Laß sie zurückgehen, dahin, woher sie — von niemandem, auch von dir, wie du sagst, nicht gerufen, — kam." — „Zu den Heiden die Christin? Zu meinen Todfeinden meine Retterin? — Ihr droht der Feuertod!"

Aber Frau Wulfheid hörte den Einwurf gar nicht: sie hatte einen andern Gedanken aufgegriffen. „Allein auch, nachdem sie entschwunden, dahin, wohin sie gehört, — in Schmach und Dunkel und Todesstrafe, — mein Herz bleibt doch für immerdar vergiftet. Er hat, verwitwet, ein ander Weib gewählt! Ich, — bei Gottes Rache! — ich hätte nie! nie mehr nach seinem Tode mich vermählt." „Das glaub' ich Euch aufs Wort," sprach Herr Walther ernst. „Aber das kommt daher: Ihr, Ihr habt Friedmuth wirklich geliebt. — Das heißt, was Euere Gemütsart Liebe nennt und, — soviel oder wenig, so weich oder hart es nun 'mal ist, — an Liebe vermag: das habt Ihr ihm gegeben! Und — in dieser Euren Art — liebt Ihr ihn noch." — „Ich! Ihn noch lieben!? Ich hasse ihn! Nein, ich verachte den Verruchten." — „Er aber, — Friedmuth, — hat Euch nie geliebt." — „So hat er mir denn stets gelogen!" — „Ihr wißt recht gut: er kann gar nicht lügen." — „Ja, er konnte es nicht! — Er war so wacker, so aufrecht —! Er war mein Glanz und meine Liebe," — und jetzt klang die unschöne Stimme beinah schön, — „wenn ich auch nicht wie eine girrende Waldtaube davon plappern konnte: ja, er war meines Herzens Stolz und Freude. Jetzt aber, — wer solche Sünde that, — der lernt auch lügen. — Jedoch, eh' er schied, wann er mir da von Liebe sprach, da log er nicht." — „Gewiß nicht. Er wußte es nicht besser." — „Nun

aber hat er es wohl erst gelernt, was Liebe sei? O hätte doch dieser Schlange bei ihrer Geburt ein Fußtritt den Kopf zertreten." „Unholde Frau!" rief da der Sänger heftig. „Ohne ihre todesmutige Liebesthat wäre Euer Mann in den furchtbarsten Qualen viele Tage lang aufs elendeste verendet, — wär' Euch das lieber?" — „Ja, bei Gottes Zorn! viel, viel lieber!"

Beide Männer erbleichten, — das junge Weib schauerte zusammen.

„Laß dir nicht grauen, Demuth: 's ist nicht ihr Ernst," sprach Friedmuth entschuldigend. „Ah," fuhr sie auf, „ihr meint, ich sprach's im Unbedacht? So hört's nochmal in aller kalten Ruhe. Ich schwör's bei diesem Ringe, — meinem Ehering: lieber hätte ich ihn von Geiern und Wölfen der Wüste, Zoll für Zoll, langsam zerreißen gesehen, als einen Gedankeu, einen Herzschlag von ihm, als mein Recht an ihm, einem andern Weibe gegönnt." „Schweiget, Frau Wulfheid!" mahnte Herr Walther. „Das ist nicht anzuhören!" Friedmuth trat schaudernd einen Schritt von ihr hinweg: „Sie raset," sprach er. „Nein, ich rase nicht. Ihr aber, ihr beiden Männer, ihr scheint ja ganz verzückt von dieser Heuchlerin! — Und," fuhr sie fort, „wozu die Mummerei? Weshalb, zuerst, blieb der Sänger im geschlossenen Helm — auch nach dem Kampfe?" „Ich weiß, wie wenig Gunst Ihr mir tragt," erwiderte dieser gutmütig. „Ich sagte Friedmuth: wir wollen die Frau nicht gleich schon durch meinen Anblick reizen, bevor ... —" Die Burgfrau machte eine verächtliche Bewegung, trat in die Mitte der Halle und fuhr fort: „Und weshalb jener Schleier? Ah, sie scheut in ihrer Schmach den Blick der Rächerin!" „Nicht doch," sprach Friedmuth. „Aber wir — Walther riet es, — wir hofften — als ein letztes Mittel gegen Euren Grimm, — so furchtbar hab' ich ihn

freilich selber nicht geahnt und nun wird's wenig fruchten! — Wir meinten, wenn Ihr sie, der Ihr mein Leben dankt . . . —" — „Ich dank' ihr's nicht, nachdem 's besudelt ist." „Wenn Ihr dies Antlitz sähet, — glaubten wir, — es ist gar wundersam — es könnte Euch milder stimmen." Und er schritt rasch hinzu und schlug Sobeides Schleier zurück.

Da stieß Frau Wulfheid einen gellenden, gellenden, markdurchdringenden Schrei aus, fuhr mit beiden Händen in ihr Haar hinter den Schläfen, und taumelte ein paar Schritte zurück: „Zauber! Zauberei! Hilf, strenger Gott!"

Ängstlich wollte sich die tief Errötende wieder verhüllen. Aber Herr Walther wehrte ihr: „Seht, Frau Wulfheid," sprach er weich, „sogar Euch ergreift dies rührende . . . —" „Nein," fiel jene, sich wieder aufrichtend, ein, „sie rührt mich nicht! Aber nun sehe ich's: das ist Zauberei! Kein Weib auf Erden ist, — ohne schön zu sein, — so hold, so zum Mitleid verlockend, ohne Grund, — wider Recht. So herzgewinnend! Sogar mich wollte der Spuk beschleichen! Das ist der Hölle Werk! Sieht aus, wie ein Kind — ja Kinderaugen hat sie! — Und dieser sanfte Schmerz! Von Lust und Sinnenglut nichts: — ja, das ist Hexerei! Und Hexen —" schloß sie grimmig, frohlockend, — „Hexen muß man verbrennen!"

Da glitt das junge Geschöpf, das kaum vom Kinde zum Mädchen erblüht schien, — nicht einer Ehefrau wahrlich sah sie gleich — leis auf die Kniee nieder, kreuzte beide Arme auf der Brust und hauchte kaum vernehmbar: „O Herrin! Zürnet nicht so schwer! Ich habe nur Eine Schuld: daß ich ihn liebe. Ihn retten wollt' ich. Ich will sonst nichts. Ich habe nie auf ihn gehofft. Ich will gehen, wohin Ihr wollt. Am liebsten aber sterben." „Und sterben sollst du," erwiderte jene tonlos, langsam, drohend den Zeige-

finger der rechten Hand erhebend. „Die Hexe brennt. — Das ist das Recht im Lande. Und dein Buhle soll dich nicht davor beschützen!“ Da hob Friedmuth die Knieende sanft vom Boden auf: „Steh auf!“ sprach er, „kniee nicht vor ihr, Geliebte.“ „Ah, Rache Gottes, vor meinen Augen kost er sie!“ rief bei diesem Wort Herrn Wulfgangs Tochter, und abermals faßte sie ein nacktes Schwert und stürmte damit gegen die Feindin vor.

Aber Friedmuth hielt sie gleich auf: — fest griff er ihren Arm. Mit Unmut ließ sie die Waffe fallen.

„Genug,“ rief er, „und lang schon allzuviel! Erschöpft ist unerschöpflichste Geduld. — Ich bin dein Herr, Weib, und Herr dieser Burg, und ich befehle dir: — du gehst sofort in deine Kemenate oben im Söller. Gehorche! oder ich führe dich selbst! — Und du, Sobeide, trittst hier zur Linken in dies Gemach. So harret ihr beide — beide Frauen — bis mein Entschluß gefaßt. — Ich sehe vorher — ich schwör's bei meiner Ehre! — keine von euch wieder.“

Zögernd, trotzig, mit zurückgeworfenem Haupte schritt Frau Wulfheid zorngrimm aus dem Saal. — Sie gehorchte ungern. Aber in Herrn Friedmuths Blick lag etwas, das sie nie gesehen: — die fest entschlossene, ihr weit überlegene Hoheit des Schmerzes: — das brach ihren Widerstand. Sie ging. Drohend hob sie, die Schwelle überschreitend, die geballte Faust gegen die Araberin.

Diese sah es nicht. Nach einem langen, langen, tief wehevollen Blick auf Friedmuth glitt Sobeide, gesenkten Hauptes, in das nur durch einen Vorhang von der Halle getrennte Gemach. Herr Walther folgte ihr dahin, sie stützend: denn sie wankte.

Achtes Kapitel.

Es war ein kleines, gar feierlich ernstes Gelaß, das die beiden betraten: es hatte früher als Kapelle gedient, bis bei einem Umbau der Burg eine geräumigere Schloß- und Gruftkapelle im Erdgeschoß eingerichtet worden war. Von jener ursprünglichen Bestimmung war aber noch manches übriggeblieben in dem engen Raum: Kreuze und allerlei einfache Symbole, in Stein gehauen an den Wänden, auch fromme Sprüche aus der Bibel oder aus weltlicher Dichtung, aufgemalt mit weißer und roter Schrift auf blau getünchten Kalkbewurf. — Ein Rundbogen mit ein paar rohgemeißelten Heiligen an dem Mittelsäulchen diente als Fenster, — Marienglas fehlte, ein dunkelroter Vorhang konnte vor die Öffnung gezogen werden.

In einer flachen Nische, die einst der Altar ausgefüllt hatte, stand ein niedrig Gestell mit einigen Kissen und Polstern, darüber lagen ein paar Decken gespreitet. An dem Fenster war ein Klappstuhl, in die Wand eingelassen, angebracht: der Blick über den Burgberg hinab, die Etsch aufwärts und abwärts war wunderschön.

Anmutvoll dankend löste sich die Fremde von Herrn Walthers Arm, der ihr den weiten lichtblauen Reisemantel von der Schulter nahm. Sie hob den Turban ab und den langen dichten Schleier, der darum gewunden war, und ließ sich unhörbar, — alle ihre Bewegungen waren so leicht, so klein, so leise, — auf das Lager niedergleiten, das schöne Haupt, nun ganz unverhüllt, zurücklehnend an die harte Steinwand, die großen Augen weit aufschlagend, und nach oben blickend, den Himmel suchend durch das schmale Fenster, aus welchem das Licht, ohne zu blenden, voll auf ihr Antlitz strömte.

Herr Walther setzte sich an dies Fenster auf den „Mauerstuhl“, ihr gegenüber und sah sie lange schweigend an.

„Sie ist wunderbar. Nein: sie ist selbst ein Wunder,“ sprach er leise zu sich selber. „Nicht gar so arg schön: Frau Gioconda, — wo mag sie jetzt wohl sein? — war ein viel schöner Weib. — Aber sie ist so rührend! — An Antlitz und Gestalt. Da möchte wohl Herr Wolfram singen: ‚Ihr wisset, wie Ameisen pflegen um die Mitte schmal zu sein? Noch schlanker ist dies Frauelein!‘ So jung und so unheilbar elend! So hold und so sterbenstraurig! So gut und so unrettbar! So kindlich: — und so todesmutig kühn in ihrer Liebe! Mädchenehre, Glaube, Vater, Vaterland, Volk, Leben: alles opfernd! Und nicht um des Geliebten Besitz: — das thäten viele! — nur um seine Rettung. — Wie eines Kindes, nochmal muß ich's denken, ist all' ihre Art! Diese kleinen Händchen, diese Gelenke, diese Füßlein in den Seidenschuhen, — daß diese sie nur tragen? — Und wie das dunkelbraune Haar, des Vaters Erbe, durchsonnet ist von einem wie verirrten hellen Strahl: 's ist wohl der Mutter lichteres Gelock. Und wie die weiße Haut der Abendländerin von einem Pfirsichduft leicht überflogen ist! Und wie das langgezogene, schmale Antlitz so ergreifend edel ist! Und solch ein feingeschnitten Näslein, — gebogen, doch wie zart! Und solche sanfte rote Lippen hab' ich nie gesehn! Und ihre Augen! — Ich sah einmal im Morgenland ein köstlich Tierlein — unserem Reh vergleichbar: — aber doch wieder nicht: nur wie einer, der's gar nicht versteht, die Nachtigall, so edelfein, dem guten, aber plumpen Hänfling vergleichen könnte. — Ein solches Tierlein — Gazella, mein' ich, nannten sie's — starb, vom Pfeile wund, in meinem Schos: — die Augen waren so groß, so rund, so durchsichtig braun, in einem leisen Blau, statt in Weiß, sanft

schwimmend: eine ganze Welt von stummer, vorwurfsvoller Trauer. Solche Augen hat das ‚kindjunge‘ Weib! — Geh, schäm' dich, Walther! Schaust sie an, wie ein Träumer, der sie auf Goldgrund malen wollte, — und siehst nicht, welch' hoffnungsloses Weh, welch abgrundtiefer Schmerz in diesen thränenleeren Augen liegt und redest ihr nicht tröstend zu! — Ei, Walther!“ schalt er sich.

„Mein armes Kind,“ begann er nun mit seinem weichsten Ton, — und herzgewinnend konnte diese Stimme tönen. „Frau Demuth,“ besserte er — „nein: laßt mich lieber Euch ‚Kind‘ nennen, — könnte ich doch Euer Vater, ja Euer Großvater fast sein! — Und Ihr seid ein Kind: aus goldener Sternenwelt herabgefallen, hilflos und vertrauensselig, in eine Welt, die hartes Erz und — Schlimmeres ist! — Mein liebes Kind!“ — Und er legte ein Bein über das andere und griff zutraulich, beschwichtend, nach ihrer schmalen, langfingerigen Hand. „Banget nicht, es droht Euch nicht Gefahr.“

„Ich bange nicht und traure nicht um mich! — Seht,“ sprach sie schlicht und sanft, „Herr Walther, ich habe nur drei Menschen wahrhaft gekannt. Und diese drei — hab' ich lieb gehabt, so ganz von Herzen lieb: meine Mutter, — ihn — und Euch. Mein Vater war fast nie auf der Burg. Die Araber und das Gesinde, die mich umgaben, blieben mir immer innen im Herzen fremd, fern. Meine Mutter, — o, sie sprach soviel vom Land der Franken, — von ihrer deutschen Heimat! — Sie wußte gar viele Lieder der Minnesänger: auch eigene erfand sie und lehrte sie mich. Und ich behielt die Lieder rascher, fester, als alles, was ich sonst lernen sollte. Und oft dachte ich dazwischen eigene Gedanken und war ganz erstaunt, — ich schämte mich und errötete, — daß sie sich manchmal reimten. Und dann kam — er. Und das war alles: das war

mein ganzes Leben. — Aber als ich nun Euch fand, und sah, wie gut Ihr seid: auch gegen Fremde, Arme, zumal Kinder, und gegen alle Tiere, — und wie wir nun alle diese langen Tage zusammen waren, immer nur wir drei — und wie ich Euch erkannte in Worten und Werken: da ging mir etwas auf, was ich nicht gekannt: — Freundschaft und recht herzinnige Verehrung. Und ich konnte nach der Mutter und nach ihm auch Euch tief, tief in meine Seele nehmen; und so sage ich Euch wahrhaftig: ich traure nicht um mich!" „Ich weiß!" sprach er. „Denn an Euch selbst habt Ihr von je zuletzt gedacht, Kind Demuth! — Aber um eins möcht' ich bitten: glaubt mir: nicht alle deutschen Frauen sind — gleich der. Sonst müßt' ich eines meiner liebsten Lieder umdichten!"

„Ihr thut ihr schweres Unrecht! Sie ist im vollen Recht. Laßt sie es brauchen." „O wüßtet Ihr doch nur," — er sprang heftig auf, — „daß sie, — sobald nur Friedel will, — in vollstem Unrecht ist: wenn sich's um Recht und Unrecht wirklich handeln soll, wie's der Richter, der Schöffe und die Fürsprecher verstehen. Aber was hilft's, Euch das sagen! — Ihr müßte man's sagen. Und das hat er verboten!" schloß er grollend. „Es zieht sich, wie ein glühend Eisen, unablässig dieser Ring von Gedanken um mein Hirn: Friedmuth, — Wulfheid, — Demuth: von diesen drei Menschen kann einer nicht mehr leben! Das will sagen," — fuhr sie fort, sich langsam über die Stirne streichend: „diese drei können nicht zusammen das Licht der Sonne schauen. Da Er nun leben muß, — um jeden Preis! — solang' der Gott der Himmel es vergönnt — und da die strenge Frau in vollem Recht, . . . —"

„So wollt Ihr vielleicht sterben?" lächelte Walther. „Das wäre das Wahre! Nein, — nein! Ihr sollt mir

sein leben und Gott den Herrn erfreun, wann er auf Erden schaut. — Ist ihm zu gönnen, dem Milden: muß so viel Unholdes sehn! — Muß man denn gleich sterben?" „Ich gehe nicht ins Kloster," sprach sie ruhig. „Das ist lebendig begraben sein." — „Ihr — in ein Kloster? Die duftende Rose unter eine Grabplatte!" — „Es bleibt kein Ausweg. — Friedmuth, — Wulfheid, — Demuth: o der eherne Ring, der glühende Ring! — Weh, ich allein hab' alles Unglück über ihn gebracht." — „Ihr allein habt ihn gerettet."

„Ja. Aber als wir an jenem Flusse standen, — als er mich fragte: ‚Was willst du nun beginnen?' — da hätt' ich nicht sagen sollen: ‚Sterben!' — nein: es thun! — Lautlos, nachdem sein Kahn drüben angelandet, — unter das grüne hohe Schilf gleiten, — das war das Rechte! Und, o Gott der Christen und der Heiden! das ist meine Schuld. Denn wißt, edler Harfenschläger: — wie einem Priester, lieber als einem Priester, beicht' ich Euch: — ich hab's geahnt, — alles!" — „Wie? Ihr konntet doch nicht ahnen, sein Weib lebe?" — „Gewiß nicht! Aber als er mich so fragend ansah, mit seinen hellen Augen, — da zuckte es durch mein Haupt: ‚Folg' ihm nicht! Folg' ihm nicht in seine Heimat. Du bringst ihm Unheil dort — du taugst nicht dorthin — laß ihn allein entrinnen: — schweige und stirb!' — Ach! Das war das Wahre, Rechte, das von Gott Gewollte! — Ich schloß damals die Augen· aber ach! (Er hat's verschwiegen — verschweigen müssen, wie er vor ihr sprach): da sprang er auf mich zu: ‚Sobeide!' rief er. — Und da wußt' ich's — aus diesem Ruf erst lernte ich's: — er liebte mich! So sehr — so sehr! — Und da — leider! — that ich die Augen wieder auf und sah sein Auge — und statt zu fliehen — o Gott im Sternenhimmel! — ich konnt'

es nicht. Mir verging die Kraft — ich wankte — ich sank zu Boden. Und als ich erwachte, waren wir drüben: und er lag vor mir auf den Knieen und stammelte Worte süßen Entzückens, holder Verzückung: ‚O Minne,‘ rief er, ‚jetzt erkenn’ ich dich!‘ und küßte mir Füße und Gürtel und Hände. Ach und ich war selig! Und ich folgte ihm. Und doch zuckte mir’s auch später noch manchmal durch die Stirne: du bist sein Unheil! — Aber,“ und nun ward ihr Lächeln zauberschön, — „er schien — er war so glücklich! Ach so sehr! Er, der ernste Mann, der Held, er lachte, scherzte, spielte wie ein Kind, — er war so wunderhold in seinem Glück. Ich sah’s: ich war dies Glück! — Und allmählich vergaß ich jenen jähen Schatten, der mich am Fluß umwölkt hatte, jenen ahnungstiefen Schrecken. Und da der große, der strahlende, der herrliche Kaiser... —“

— „Ja, Kaiser Friedrich! Ihm gleicht nichts auf Erden!“

— „Da der mir die Hand auf das Haupt legte und sprach: ‚Töchterlein, ich hatt’ es anders mit ihm vor. Aber du, Heldenkönigin der Liebe, du hast ein heilig Recht auf ihn: nun soll der arme Mann, der all sein jung Leben nur Fron der Pflicht und Arbeitszwang gekostet hat, nun soll er die Minne lernen und das Glück:‘ da — ich gesteh’s — da wich von mir der letzte Schatte: und ach, wie Kinder selig, lachend selig wurden wir. Aber eines Abends“ — sie erbleichte — „kam Friedmuth in Trient zurück von der Herberge, wo er Euch, edler Herr, getroffen. Ich erschrak, so war sein Antlitz verwandelt: denn er sah aus, wie wenn sein Herz zu Eis geworden. ‚Sie lebt‘, — sprach er, — ‚Wulfheid lebt! — Wir beide, Demuth, sind jetzt viel unerreichbarer geschieden, als wärst du auf dem Mond, ich auf der Erde: — es ist unmöglich! Es giebt keine Hilfe für uns in Reich und Kirche, nicht bei Kaiser, nicht bei Papst! Wir sind alle drei so elend, wie

nie Menschen waren!‘ Da weinte ich nicht. Denn er litt und ich mußte ihn trösten. Aber da kam der Schatte von des Flusses Rand wieder über mich, und ich sprach zu mir: du bist sein Fluch! Und alle Lebenshoffnung losch mir aus! — Deine Milde, deine kluge Güte hat in jenen Tagen an mir gethan, Freund Waltharius, was sonst kein Mensch an mir vermocht: sie richtete mich wieder auf! — Ich war auf jedes Maß von Elend gefaßt: nun aber doch, als ich sie sah, dies mitleidlose, graue Auge sah, und diese Stimme hörte, die, ach sanfter Gott! aus einem Grab zu kommen schien, — da krallte mir das alte Weh das Herz zusammen und ich sprach abermals zu mir: du bist sein Fluch, Soveide.“

„Armes Kind! Es ist kein Wunder, daß Euch Wahngedanken verwirren. Ihr sein Fluch? Sein Segen seid Ihr und sein einziges, sein erstes Glück. Wahr sprach der Kaiser! Und was Menschenwitz und guter Wille vermag, ihm sein Glück zu erhalten, — das soll geschehen. Wir müssen suchen!“ — „Hier ist nichts zu finden! O wie hab’ ich, seit ich das Schreckliche erfuhr, mein armes Gehirn zermartert! Es giebt keinen Ausweg! Helfen könnt Ihr nicht, Freund Waltharius! Aber Eines könnt Ihr wunderbar: schon in diesen Tagen — wann nichts mich tröstete und ihn, — dann grifft Ihr wohl zur Harfe und sangt oder auch, vom Roß herunter, spracht Ihr uns ein Lied. Meine Seele ist so durstig des Schönen. O sprecht mir eines Eurer Lieder vor: — so ein trauriges: — das thut dem wunden Herzen wohl.“

Neuntes Kapitel.

„Gern, Liebtraute. — Wohl, wohl: ein trauriges! Aber doch nicht so traurig, daß man verzweifeln müßte. Nicht ein schriller Ton, der am Schlusse die Saiten wie das Ohr und das Herz zerreißt. Trauer und Wehmut und doch — entsagungsvoller Friede! Ich habe so ein Lied — vor Jahren schon — gemacht! Ach nein, ich hab's gelebt. Denn das Ergreifendste — das kann man nicht erfinden — nur erleben. — Auch mein Leben hat ein großer Schmerz durchzogen und geweiht: — auch ich hab's gelernt, ‚daß Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß.' Auch mir ward des Herzens Wunsch nicht gewährt. Nein, Holde, laß nur das abwinkende Händchen ruhen. Es thut mir nicht mehr weh: — oder thut doch zugleich wohl im Wehethun! — Auch werd' ich's Euch nicht erzählen: — ein Lied — und Ihr erratet's selbst. — Es ist nur ein Ritt durch den Wald, den ich vor Jahren einmal von meinem Vogelhof aus nach einem Nachbarschlosse machte — zu einem erkrankten Kind. — Nach Mitternacht ritt ich zurück und sann und sang:

Gemach, mein Roß, und tritt bedächtig!
Der Glühwurm nur erhellt den Steg:
Schwer reitet sich's im Buschwald nächtig,
Knorrwurzeln laufen übern Weg.
Tag's trägst du mich: — nun führ' ich dich,
Dir Schritt und Bahn zu zeigen
Mit Schweigen.

Du bebst? Du schnaubst? Ja! Waldnacht-Grausen
Streift eisig auch des Weidmanns Brust:
Die Mächte, die im Nacht-Tann hausen,
Sie schrecken gern mit Schade-Lust.

Schon mancher zog zu Wald zur Nacht, —
Kam nicht mit heilen Sinnen
Von hinnen.

Glutaugig faucht und klappt die Eule,
Im Eichstamm ächzt der Waldschrat heiser,
Das Morschholz leuchtet rot in Fäule,
Und raschelnd schlüpft durch dürre Reiser,
Indes der Schuhu gellend lacht,
Das Wichtelvolk der braunen
Alraunen.

Doch horch! Was johlt dort hoch in Lüften?
Was hallt und tutet wie ein Horn?
Entstiegen aus des Abgrunds Klüften
Hetzt seinen Hengst mit blut'gem Sporn
Der Heidengötter König da
Hoch über Baum und Boden —:
Herr Woden.

Den Schuld'gen wird das Nachtheer hetzen,
Bis er den letzten Hauch gethan.
Uns, Rößlein, darf es nicht verletzen:
Wir ziehn auf guten Werkes Bahn,
Und über uns wacht Gott der Herr,
Der aller übeln Geister
Bleibt Meister. —

Wer Vöglein pflegt, muß Kräutlein pflegen:
Heilkräft'ger Wurzeln weiß ich viel.
Dem todeskranken Kind zum Segen
Ausritt ich, als der Frühtau fiel:
Gerettet konnt' ich noch vor Nacht
Der Mutter und dem Leben
Es geben.

O Mutterauge, wie du strahltest
In Freudenthränen wundersam!
Mit deinem Scheideblick du zahltest,
Was einst von dir an Weh mir kam,
Als ich vor zwanzig Jahren sah
Zum Brautaltar dich schreiten — —
Vom weiten! —

Er hatte bald das Auge von der Hörerin abgewendet und, wie in Traum versunken, als ob er alles jetzt erlebe, zu dem Fenster hinausgeblickt, in das Etschthal, das nun prachtvoll im Abendgolde glühte: wie dunkler Wein, so purpurfarbig schimmerte der Porphyr der Bergfelsen. Erst gegen das Ende hatte er vorsichtig den Blick auf das junge Weib zurückgelenkt: das saß vorgebeugt und hielt den weißen Schleier vor das Antlitz: aber über die schmalen Finger glitten Thränen: sie weinte: ganz leise, — aber recht von Herzen. —

Er stand unhörbar auf, trat dicht an sie heran und strich ihr mit der Hand über das edel gewölbte Haupt. —

„So, mein Töchterlein! Weine — weine du nur! Das thut dir besser in der Seele als das Grübeln. Ich wußte wohl, — daß du dies Lied verstehst, daß du empfindest, was es lehrt. Nicht der Besitz ist der Minne höchstes Glück: die Liebe selber ist's. Und, mag der Tod, mag, oft viel grausamer noch, des Lebens Fügung uns den Geliebten nehmen: — er bleibt doch unser unentreißbar — — Siehe da, den schönen Abendstern." Er hielt, nachsinnend, einen Augenblick inne; dann wies er mit der Hand nach dem Westgewölk und sprach:

„Siehst du den Abendstern am Himmel?
Nimm ihn herunter, wenn du kannst!
So wenig nimmt man dir die Seele,
Die du in Liebe dir gewannst!"

„Ich kenne dich genug," fuhr er fort, „du tiefes, edles, reines Herz: — du fühlst das so mächtig, ja fühlst es reiner als ich selbst. Drum zage nicht — du kannst ihn nie verlieren: denn ihr liebt euch: das ist ewig."

„O edler Sänger Waltharius," sprach das holde Kind, „wie dank' ich Euch! Gewiß, Entsagung ist Trost und

Friede. — Aber ach! Ich habe ja niemals um mein Los geklagt! Ich sah ihn, fand ihn, durfte ihn lieben und — o Wonne sonder Ende — er liebt mich! Gern wollt' ich ja spurlos verschwinden — wo es sei, auf oder unter der Erde, klaglos, voll befriedet. Aber er . . . —"

Sie schwieg, — sie scheute sich, weiter zu sprechen.

„Ja freilich," seufzte Walther. „Hier ist's was anderes als in meinem Lied. Meine Geliebte hat mich nie geliebt: — sie liebt ihren Gemahl, sie liebt das Kind, das ich ihr rettete. Friedmuth aber —! Und wenn Euch in dieser Stunde der liebe Herrgott emporriefe in seiner holdesten Engelein Reigen, — solang sie atmet, verzeiht ihm Frau Wulfheid nicht, daß er Euch liebte. Drum ist's auch nichts mit einem Kloster für Euch. Ihr wäret umsonst geopfert! Nicht eine gute Stunde hat der Arme mehr, solang sie lebt. Nur ihr Tod würde alles lösen."

Erschrocken rief Sobeide: „Weh, Herr Walther! Was Ihr denkt, ist schwere Sünde! Leben, langes Leben wünsch' ich ihr. Sie ist im Recht — ich bin die Räuberin! — Mir, nicht ihr, muß man den Tod ersehnen."

Lebhaft, fast unwillig rief aber jetzt der Sänger: „Ach ja freilich! Und ein gar lieblich Leben wird dann Herr Friedmuth auf der Fragsburg führen mit —! Doch horch: — er ruft mich! — Lieb' Kind, strecket Euch aufs Lager. — Die Sonne ist schon hinabgesunken. — Ich schick' Euch Wein und Obst. Ich habe ja gesehen in diesen Tagen: wie ein kleines Vöglein lebet Ihr: — nur an einer Frucht pickt Ihr zuweilen mit den weißen Zähnchen. Er klopft an den Pfeiler? — Ach ja! — Er schwur, Euch sowenig wie die Burgfrau wiederzusehen bis . . . —."

Er trat aus der Thüröffnung durch den Vorhang in die Halle, kam aber gleich zurück, einen frischen Strauß der schönsten Rosen in der Hand: „Von ihm," sagte er,

und bot ihr, nochmal auf sie blickend, die Blumen. Dann schritt er wieder hinaus, traurig das Haupt schüttelnd, eine Thräne in den Augen zerdrückend: „Sie küßt jedes Blatt, das er berührt hat! Arme Demuth!“

Zehntes Kapitel.

Friedmuth hatte inzwischen nicht gleich die Ruhe gefunden, die er suchte.

An den Burgherrn, der nach so langer Zeit, unter solchen Umständen, plötzlich zurückgekehrt war, drängten sich allerlei Aufgaben. Sowie die Burgfrau die Halle verlassen, hatte dieselbe Oswin betreten. Er meldete sich mit vielen unabweislichen Geschäften, mit Fragen, die nur Friedmuth entscheiden konnte. Vor allem erzählte der gutherzige Herr dem Sohn alles, was er von Oswalds Ende wußte und verwies ihn an Herrn Walther, — der sich aber nicht sehen ließ, — als Augenzeugen des Todes und der Bestattung. Darauf eilte Hezilo herzu und hing an des geliebten, totgeglaubten Herrn Halse; der Innerhofer schüttelte ihm die Hand. Rasch erzählten sich die beiden gefangen gewesenen Männer die Geschichte ihrer Befreiung. Dann mußte Friedmuth eine Urkunde unterschreiben, die sich Hezilo vom Marktschreiber zu Meran hatte ausstellen lassen, in der bestätigt ward, daß Hezilo über Jahr und Tag im heil'gen Land gelebt habe. „Grüße mir die Kleine, die glückliche Braut!“ sprach der Ritter, nicht ohne Wehmut, als er den Siegelknauf des Dolches auf das Wachs drückte. „Seid glücklich!“ —

Hiernach entließ er, reich beschenkt, die Reisigen und

Söldner, die er mit Walther zum Entsatz Frau Wulfheids herangeführt hatte. Die beiden Vögtlinge von Goyen erbaten und erhielten Erlaubnis, die Burg mit ihren Knechten zu verlassen, und Katharina aus Meran abzuholen, mit der Kunde, die Fehde um die Fragsburg sei zu Ende für immerdar. Denn Herr Rapoto, der Grimme, lag mit gespaltener Stirn auf seinem Schild im Burghof. Friedmuth verstattete, ja gebot widerholt acht der Gefangenen, die Leiche und die des im Mauerthor von Frau Wulfheid getöteten Reisigen fortzutragen zur Bestattung in der Burg zu ‚Naturnes‘.

Die andern gefangenen Reisigen und Knechte, etwa zwanzig an der Zahl, waren nach Friedmuths früherem Befehl in dem festen Keller unterhalb des Hauptgebäudes der Burg eingesperrt worden, während der Greifensteiner allein in dem schmalen ‚Verließe‘, d. h. in dem Erdgeschosse des südlichen Mauerturmes, saß. Der Fragsburger wollte nicht selbst an ihm Rache nehmen, sondern vor dem Kaiser, dem gemeinsamen Lehnsherrn, wegen des argen Friedebruches klagen, bis dahin aber den bösen Nachbar und wenigstens die Mehrzahl der bei dem Überfall gefangenen Knechte als Pfänder zugleich und als lebende Beweismittel in der Hand behalten. Friedmuth versicherte sich, daß man den Gefangenen Nahrung, den Verwundeten Pflege gereicht hatte, — er selber hatte noch die Lippe nicht genetzt, — wie er gleich nach dem Sieg geboten hatte. Auch überzeugte er sich, daß die festen Eisenthüren beider Gelasse: des Burgkellers und des südlichen Mauerturmes, wohlverschlossen waren. Dann ging er mit Oswin in dem ganzen Bau umher, fand, wie ausgezeichnet die Burgfrau all’ diese Jahre geschaltet hatte, untersuchte die Schäden, welche die Berennung in der letzten Nacht herbeigeführt, und besprach kurz die Maßregeln, die zu-

nächst zur Wiederherstellung des zertrümmerten Thores zu treffen waren. Endlich hatte er den Burgwart entlassen und war durch den Burggarten geschritten, unter schmerzlich ringenden Gedanken die Rosen für Sobeide brechend. —

Vor deren Gemach saßen nun die beiden Freunde in der Burghalle vor ihrem Abendwein lange schweigsam. „Was hast du denn all' die Zeit zu schaffen gehabt?" fragte Walther. — Friedmuth gab genauen Bericht. Anfangs achtete der Frager wenig darauf, — er hatte nur den Freund ablenken wollen von den schwermütigen Gedanken. Aber im Verlauf von Friedmuths Angaben ward er aufmerksamer. Er legte, wie er gerne that, ein Bein über das andere, und schmiegte die wohlgebildete Wange in eine Hand. „Also die mitgebrachten Reisigen und die Leute von Goyen sind fort. — Und die aus den anderen Höfen, die von der Vögtin aufgebotenen?" — „Die hab' ich noch vor den Goyenern entlassen: sie wohnen ja zum Teil sehr weit von hier." — „Wohl, wohl! — Ich weiß. Und wieviel Gesinde hauset immer — ständig — in der Burg?" — „Außer den Mägden nur Oswin und drei Knechte. Warum?" „Warum? — Nun," fuhr Walther zögernd fort, „dann muß man erst recht sagen: Frau Wulfheid hat sich gegen die Übermacht tapfer gewehrt." Jetzt stockte das Gespräch. Beider Gedanken kehrten zu dem schweren Geschicke Friedmuths zurück: nur wenige traurige Worte wechselten die Freunde. „Wir kommen auf nichts Neues," seufzte Friedmuth, müde an Gedanken und an Gliedern, den Becher zurückschiebend. „Es giebt kein Mittel." — „Ja, ja. Eher läßt der üble Höllenwirt eine arme Seele aus dem Abgrund, als dich Frau Wulfheid freigiebt." — „Sie kann's ja gar nicht, selbst wenn sie wollte! 's ist fruchtlos, daran zu denken. Nein, 's ist keine Rettung." Dabei seufzte er und stützte das Haupt

auf beide Hände. „Armer Friedilo!“ rief Walther und strich ihm tröstend über die Rechte. Da streifte er den Ring an des Freundes Hand: „Des Kaisers Ring! Er schuldet dir noch Erfüllung einer Bitte! Rufe den Kaiser an!“

„Was soll mir da der Kaiser helfen?“ — „Er steht, — so hört man, — wieder besser mit dem heiligen Vater: — und der . . . —“ — „Der Papst kann mir sowenig helfen wie der Kaiser. Kann er ein Sakrament aufheben?“ — „Nein! Aber — es fällt mir da eine Geschichte ein, von der man singt und sagt, — ich weiß nicht, ob sie wirklich sich begeben, im Thüringerland . . . —“ — „Ah, den Grafen von Gleichen meinst du? Der zwei Weiber haben durfte nach des Papstes Machtspruch? Weiß nicht, ob's mehr als eine Fabelmär'. Aber das weiß ich, — wenn's auch dem Papst und jenem Grafen möglich war, — mir ist's nicht möglich!“ — „Recht hast du, 's ist unmöglich für einen Christenmenschen.“ — „Für jeden Mann.“ „Nun, die Heiden befinden sich recht wohl dabei,“ meinte der Sänger. „Dafür sind's Heiden. Pfui über solchen Greuel! Ich bin ein christlicher Rittersmann und hoffe auf Vergebung meiner Sünden: auch dieser meiner ungewollten Schuld. Ich will sie nicht noch mehren! Und der Heiden Weiber sind doch mehr wie schöne Tiere, denn gleichstehende Geschöpfe: Genossinnen des Lagers, nicht der Gedanken.“ — „Ja, wenn Sobeide nicht das Frankenblut in den Adern, von ihrer Mutter her die deutsche Art und Sitte in der Seele trüge, du hättest die Minne, die du im Abendlande nie gekannt, auch nicht bei ihr gelernt.“ „Unmöglich ist vor allem,“ fuhr Friedmuth fort, „daß wir drei Menschen unter Einem Dache leben.“ — „Gewiß! — Aber wohin soll Sobeide?“ — „Weißt du, ich kenne Eine, — die würde ihrer schwester-

lich pflegen!“ — „Gioconda.“ Friedmuth nickte. „Ei, mich freut es, daß du von dieser edeln, großen Frau nun auch denkst wie ich von je gethan.“ — „Ich hab's gelernt: seit ich die Minne kenne. Ja, diese Herrliche: sie würde —! Aber niemand weiß, wohin sie entschwunden ist.“ — „Gleichviel! Sobald als möglich — morgen schon muß . . . —“ „Ja, sicher!“ fiel Friedmuth ein. „Ich habe ja mein Weib — ich habe ja Demuth nur hierher gebracht, weil unter uns drei Menschen einmal im Leben alles wahr und klar gesprochen werden mußte. Dann, weil ich wirklich, wie du, gehofft hatte“ — er seufzte und hielt inne. — „Durch ihren Anblick, der jedes Auge rührt, auch Herrn Wulfgangs Tochter zu erweichen? Ich darf dich nicht drum schelten: — ich riet es zuerst. Aber es war doch sehr thöricht! Was wir als Arznei geben wollten, ward das tödlichste Gift.“ — „Und doch! — Selbst Wulfheid ward ergriffen.“ — „Ja: und gerade das hat sie erst recht erbost. Meinst du, es ist ihr Ernst mit ihrer Hexenklage?“ — „Gewiß!“ — „Du: dann gieb acht! Dann hören wir bald mehr hiervon. Ihr Oheim, der Bischof, ist gar ein scharfer Hexenwitterer: und unser Landrecht, unsere Weistümer —! Sei nicht zu sorglos! Ein rachewütig Weib und ein Pfaff, der gerne Feuer sieht! — Kind Demuth auf dem Scheiterhaufen!“ „Sie sollen kommen und sie holen!“ sprach Friedmuth ruhig aber sehr grimmig. — „Freund, schließlich ist das heil'ge römisch-deutsche Reich doch stärker als dein tapfres Schwert. Aber sage doch der zorntobenden Frau, — was du mir mitgeteilt. Denn ich weiß zwar: du wirst niemals dich darauf berufen . . . —“. „Schweig, Walther! Ehrlos wär's und niederträchtig,“ brauste der Ritter auf. „Willst du mich nicht zu Ende hören?“ grollte der. „Du sollst es ja nicht thun, aber . . . —“ — „Genug davon! — Ach

laß uns enden! — Meine Gedanken drehen sich im Ring. Ich muß in einem fort wiederholen: Demuth — Wulfheid — Friedmuth. Der Ring ist unzerbrechbar.“ „Just wie die Kleine,“ sagte Walther und erhob sich von der Bank. „Sie reden wirr — beide, die Armen! — Nun laß uns die Lager suchen: — vielleicht den Schlaf.“ „Ich werde schlafen,“ sprach Friedmuth. „Ich schlief nun so viele Nächte nicht. Und dieser Tag hat mir auch den Leib gemüdet.“ „Wo wirst du schlafen?“ fragte Walther. — „Hier, in der Halle.“ „So? Hier,“ sprach Walther langsam. „Aber wo denn?“ — „Dort drüben, vor dem großen Wandvorhang. Ich habe mir dort auf jener Wandbank Decken spreiten lassen.“ — „Gut! Und wo schlafe ich?“ — „Auf diesem Gange, links, schräg gegenüber, habe ich dir die Kammer bereiten lassen. — Ich führe dich . . . —“ — „Nein, bleibe hier, bleibe. Ich seh's ja!“ Und beide schritten nun auf die Schwelle und schlugen den Vorhang zurück, der allein den Zutritt von dem Gang in die Halle schloß. Da drüben: — nicht? Wo der Schlüssel in der Eichenthüre steckt?“ — „Ja: dort, — ich will . . . —“ — „Nicht doch! Du bleibst! Und — diese Thüre — da, rechts, am andern Ende des langen Ganges, — wohin führt die? Nicht auf die Kellertreppe?“ „Jawohl! — Hast du noch Durst?“ fragte Friedmuth. „Nein! Ich mein', ich höre Hezilo,“ lächelte der Sänger. „Ich wollte nur sehn, ob mein Ortsgedächtnis mir noch treu geblieben. Gute Nacht! Schlafe ruhig!“

Friedmuth verschwand hinter dem Vorhang. Walther trat nun auf den Gang hinaus. Nach allen Seiten sah er sich um: links, neben dem ihm angewiesenen Gemach, führte eine schmale Holztreppe in den obern Stock. Er blieb stehen und lauschte: alles war still. In der ganzen Burg rührte und regte sich kein Laut, obzwar es noch

nicht spät war. „Die Fragsburg schläft schon,“ sagte Walther laut. „Ei ja, sie hat die vorige Nacht gefochten, statt zu schlafen.“

Er ging an die ihm bezeichnete Thür, öffnete sie, ließ sie laut klirrend in das Schloß fallen und trat ein. Das vergitterte, schmale, glaslose Fenster blickte in jähen Abgrund.

Vor seinem Lager brannte an eisernem, rechtwinkligem Hakenarm eine niedrige Öl-Ampel vor einem kleinen, auf Gold gemalten Heiligenbild, das in die Wand eingefügt war: andächtig sprach er, mit lauter Stimme, sein Nachtgebet. — Es scholl durch das enge Gemach und hallte draußen in dem Gange weithin wieder. Dann schlug er ein Kreuz, blies die Ampel aus und warf sich auf das Lager.

Elftes Kapitel.

Wunderbaren Zaubers voll ist eine Sommernacht in jenem gesegneten Thal der Schönheit. —

Der Mond stieg langsam empor über den Ostbergen und goß sein sanftes, silbernes, alles verklärendes Licht, beschwichtend, jeden schroffen Umriß mildernd, über Höhen und Niederung. Nur sehr wenig war die warme Luft gekühlt: die Porphyrsteine und der körnige Sand strahlten noch die Glut aus, welche sie den langen Junitag über eingesogen. Ein süßer, fast allzustarker Duft durchhauchte die Luft: — die Rebenblüte war's, die dort um die Sonnwendzeit bereits stark zu Ende geht. In den Rosen des Burggärtleins unter Sobeidens Fenster schlug schmetternd die ganze Nacht in heißen Tönen die Nachtigall.

Großflügelige Schmetterlinge schwebten geräuschlos über Blumen, die ihre Kelche nicht mit dem Sinken des Sonnenlichtes schließen, vielmehr nachts wohl stärker als am Tage duften. Eintönig aber melodisch goß der Brunnen im Burghof, mit stets gleich sprudelndem Geräusch: — so friedlich, so verträumt.

Sonst alles still — ringsum.

Die beiden Mauertürme warfen, vom Mond im Osten bestrahlt, weithin ihre langen schwarzen Schatten; der des südlichen Turmes fiel in ganzer Länge auf den hellglänzenden Grund des Burghofs. —

Da ward das Burgthor geräuschlos von innen geöffnet. Eine hohe schwarze Gestalt erschien auf der Schwelle, zögerte hier eine Weile, lauschend, und glitt dann durch das schweigende Dunkel der Nacht, die Stille nicht störend, leise, leise, über die drei Stufen der Freitreppe hinab, und weiter über die Steinquadern, mit denen der Hof gepflastert war. Sie suchte den Schatten des südlichen Mauerturmes, eilte in dessen dunkelm Streifen an das Thor des Verließes, zog einen Schlüssel hervor und rasch und sehr leise erschloß sie das starke Eisenthor. Gleich darauf ward die zweite, die Eichenthüre, die das Turmgelaß im Erdgeschoß von dem gewölbten äußern Turmgang schied, klirrend aufgesperrt. Herr Griffo lag auf einer Schilfmatte, die ihm in einer Ecke des Steinbodens gebreitet worden war. Er hatte nicht geschlafen. Er grollte grimmig über den mißlungenen Streich, er betrauerte tief den erschlagenen Freund, er bangte schwer vor dem drohenden Urteil des Reichsgerichtes. — Denn er wußte wohl: auf Bruch eines gelobten Handfriedens stand Verlust der Ehre und der Lehen, vielleicht sogar der Schwurhand. So sprang er denn auf schon bei dem ersten Geräusch an der Eichenthür und horchte gespannt. Es

war ganz finster in dem Gelaß wie auf dem Gange vor demselben. Er fühlte daher nur an dem eindringenden Luftzug, daß die zweite Pforte geöffnet war: „Wer kommt da noch so spät?“ rief er laut mit pochendem Herzen. „Still!“ antwortete es von der Thüre her. „In tiefer Nacht? — Herr Friedmuth läßt nicht morden!“ sprach er, sich selbst beruhigend. „Wer bist du?“ — „Wulfheid.“ — „Was bringst du mir?“ — „Die Freiheit! Die Rache.“ — „Was hör' ich? Was soll ich thun?“ — „Mir zu meinem Rechte verhelfen — und dich rächen. Schweig! — Hör' mich an. Mein Gatte ist von Zauber berückt. Er hat eine Heidenhexe in die Burg gebracht, — nennt sie sein Weib. Damit hat er alles Recht aus unserer Ehe verwirkt! Mein — mein allein ist nun dies Haus. Sie aber — sie muß sterben! — Nur ihr Tod kann ihn heilen. Hier ist ein Schwert.“

„Wo ist sie?“ — „In der oberen Kapelle.“ — „Soll ich sie erschlagen?“ — „Nein! Binden! Mein Oheim soll sie richten. Sie muß brennen. — Aber Friedmuth schläft in der Burghalle: vor ihrer Thür. Er muß vorher gebunden sein — im Schlaf —, eh' er erwacht. Hier sind zwei feste, starke Stricke! Nimm! Komm.“ — „Aber die Burgleute?“ — „Nur vier Männer sind in der Burg. Sie schlafen ganz weit ab, im Gesindebau. Und von Euren Reisigen liegen gegen zwanzig im Burgkeller.“ Rasch erfaßte Griffo das nackte Schwert. „Sie befreien wir zuerst.“ — „Nein! Es geht nicht. — Erst muß Friedmuth bewältigt sein.“ — „Warum? Hast du keinen Schlüssel zu . . . ?“ Wulfheid lachte schrill: „Ha, eine kluge Hausfrau hat gute Schlüssel zu allen Schlössern ihres Hauses. Die Schlüsselgewalt, — jahrelang hab' ich sie, — treu wie ein dummer Hund, — zu seinem Nutzen geübt! Jetzt üb' ich sie für mich! Wohl hat er

den einen Schlüssel zu diesen beiden Turmthüren und den andern zu dem Keller abgezogen und zu sich gesteckt. Er weiß nicht," höhnte sie, „daß ich, vom Anfang unsrer Ehe an, heimlich, zu allen Thüren einen zweiten Schlüssel hatte." — „So auch zu dem Burgkeller?" — „Gewiß." — „Nun also . . —" — „Zu dem Keller führt aber vom Burghallengang eine Thüre die Treppe hinab, — nur diese einzige! — Diese Thür' ist immer unverschlossen. Weil sie, so lang ich denken konnte, nie versperrt war, hab' ich zu ihr keinen Doppelschlüssel: — ihr Schlüssel stak immer im Schlosse. So stand sie offen auch noch vor wenigen Stunden. Aber jetzt eben, — als ich nachsah, — war diese Thür' geschlossen, der Schlüssel abgezogen. Friedmuth muß das gethan haben, nachdem ich ihn längst eingeschlafen glaubte, — nachdem der Gast ihn verlassen. —" — „Welcher Gast?" — „Der Minnesänger: der von der Vogelweide." — „So war er's, der im geschlossenen Helm? Mir schien's so, vom Wall herab! Also zwei gegen einen? — Gleichviel," sprach der Greifensteiner, das schwarze Gelock in den Nacken werfend, — „komm!" und er hob das Schwert. „Nicht zwei. Den Harfenklimprer," — sie lachte höhnisch, — „hab' ich eingesperrt. Ich drehte von außen den Schlüssel um im Schlosse seiner Thür. Er hat es nicht gemerkt. Alles blieb still. Hier ist der Schlüssel!" — Sie schlug auf ihre Gürteltasche. — „Aber Friedmuth hat offenbar den Schlüssel zu sich gesteckt. Darum muß er bewältigt sein, eh' wir deine Knechte befreien können. Und das muß leise geschehen, — sonst entreißen ihn und die Hexe Oswin mit den drei Knechten unsern Händen. Du zögerst? Fürchtest du dich auch vor dem schlafenden Friedmuth? Fürchte dich nicht: ich bin sehr stark: — ich helfe dir." —

Aber nicht Furcht hatte den Greifensteiner gehemmt:

— „Ist's eine Falle?“ dachte er. „Dieses Weib, — plötzlich, — so entschlossen gegen den Gatten, an dem sie so zähe hing? — Doch was kann sie, — was könnte er, im Einverständnis mit ihr — noch dabei gewinnen, mich so zu locken? Bin ich doch schon ganz in ihrer Gewalt.“ —

Da fiel durch die Mauerpfeilscharte hoch oben ein heller Streif des Mondlichts in das Gelaß: er sah nun Wulfheids Antlitz. Er erschrak: so verändert, so furchtbar grimm erschienen diese Züge: erst verzerrt und dann, in der Verzerrung versteinert. Sie hatte die Brünne abgelegt: ein dunkler Mantel verhüllte mit seiner Kapuze das Haupt und mit seinen langen Falten die ganze Gestalt von den Schultern bis an die Knöchel; die Schuhe hatte sie ausgezogen.

Er trat dicht an sie heran: „Base,“ sprach er, „und wenn er nun festhält an seiner Hexe? — Wollt Ihr dann diese Hand, die so oft nach Euch sich ausgestreckt hat, die Euch gerächt hat, nehmen?“ Sie lachte. „Meinst du, ich bin ein Mann, der viele Herzen hat — oder doch zwei, wie Herr Friedmuth von Schänna? Nein! Ich bin ein Weib: — ich hab' nur Ein Herz, nur Einen Leib, nur Eine Liebe. — Nie werd' ich eines andern! —“

— „Ihr liebt ihn noch? Und dennoch wollt Ihr ... —?“

„Mein Recht will ich, 's ist meine Pflicht. — Ich muß ihn retten — gegen seinen Willen. Nur an meiner Seite ist sein Gedeihen, seine Ehre! Das Heidenweib ist sein Verderben. Darum merke: — falls er zu früh erwacht, falls es zweifelhaft wird, ob wir ihn zwingen, dann halt ihn auf: nur so lang, — bis ich sie erreicht habe in der Kapelle. Dann komm' ich meinem Oheim rasch zuvor! Ein drittes Mal soll nichts sie vor mir retten.“

„Komm nur,“ drängte er jetzt, und schwang die Klinge.

Da sah sie im Mondlicht den Ausdruck wild froh-

lockenden Hasses auf seinen Zügen: „Halt!“ rief sie. „Noch eins! Du bindest ihn, — du wundest ihm den Schwertarm, muß es sein, um ihn zu binden. Aber tötest du ihn —: sieh her, — dieses lange, welsche Jagdmesser ist scharf vergiftet: — ein Ritz in der Haut von dieser Spitze tötet, — und bei meinem Ehering schwör' ich's, — ich ersteche dich auf dem Fleck.“

„Komm nur!“ mahnte der Gefangene, und sprang mit einem Satz über die Schwelle seines Kerkers in den Gang, mit einem zweiten durch die Außenthüre auf den mondhellen Hof.

Zwölftes Kapitel.

Er eilte so sehr, daß die Frau Mühe hatte, ihm zu folgen. „Leise, leise!“ mahnte sie rasch, — unhörbar. Er warf einen Blick auf die Fenster im obern Stock: — die drei Bogenfenster der Burghalle lagen im Dunkel. — Und nun glitten beide über die Steine des Hofes, — vorbei an des Hofbrunnens mit dem Porphyrgrand friedlichem Gießen, — über die Stufen der Freitreppe, — in das große Burgthor, — durch die Halle des Erdgeschosses, — die innere Burgtreppe hinauf: — erst hier holte Wulfheid den Eilenden ein. Auf der obersten Stufe machten beide atemholend Halt; sie lauschten: — alles still. „Jetzt! — Hier hinein!“ hauchte Wulfheid, und schob den Vorhang beiseite.

Das Mondlicht fiel in vollem Strom herein und zeigte deutlich Friedmuth, der auf der südlichen, der Kapelle entgegengesetzten Seite der Halle, vor dem Wandvorhang, auf der Holzbank lag, er schlief: — seine tiefen Atemzüge

waren hörbar in dem toten Schweigen. Auf dem Eichentisch mitten im Zimmer lagen bei seinem Schwert und seinem Dolch zwei Schlüssel. — „Nur zwei?" dachte Frau Wulfheid. „Der Turmschlüssel und der Kellerschlüssel! Wo ist der dritte, der zur Kellertreppenthür? Den trägt er also im Wams!" Die Frau wies auf seine beiden über der Bankdecke übereinandergelegten Hände. Sie hielt rasch ihrem Genossen im hellen Mondlicht einen Strick vor die Augen, den sie zu einer Schlinge geschürzt hatte: — „Ich schiebe das sachte unter seine Hände," flüsterte sie, — „du ziehst's zusammen: — da: — oberhalb der beiden Knöchel."

Aber Griffo hatte einstweilen andres erwogen und den Abstand wohl gemessen: — einen Schritt schlich er noch vor: — dann, Frau Wulfheid stehen lassend, wo sie stand, holte er plötzlich gewaltig mit dem Schwert aus zu einem mörderischen Streich auf des Schlafenden Haupt. —

Da rauschte der dunkle Vorhang, der hinter Friedmuths Bank die über mannshohen Waffentrophäen bedeckte. „Mörder!" schrie eine dröhnende Stimme, und ein Mann, aus dem Vorhang springend, schmetterte einen sausenden Hieb dem Nahenden über das Haupt, daß er stürzte: das Schwert entfiel ihm. Friedmuth war bei dem Schrei aufgesprungen. Er starrte, aus tiefstem Schlaf verstört, einen Augenblick vor sich hin. Da erkannte er am Boden den Greifensteiner. Aber er sah auch Walther dicht vor dem Kapellenvorhang stehen mit vorgestrecktem Schwert den Eingang wehrend einer zweiten Gestalt. Friedmuth griff nach der nächsten erreichbaren Waffe: es war sein Dolch, der auf dem Tische lag. Er faßte ihn, er sprang hinzu: o Gott, es war sein Weib, die klirrend eine Klinge mit der Herrn Walthers kreuzte! — Aber schon fiel ihre Waffe auf den Estrich: und ihre beiden Arme und Hände schienen

plötzlich wie gelähmt. Friedmuth stand nun vor ihr: er sah sie sich verzweifelt gegen eine Schlinge sträuben, die Herr Walther eisern festhielt. Keiner der drei beachtete es, daß jetzt der Vorhang der Kapelle gelüftet ward und eine weiße, schlanke Gestalt, ein entsetztes Antlitz aus den Falten spähte. „Mein Weib!“ rief Friedmuth, den Dolch in den Gürtel steckend. „Gebunden! Womit?“

„Mit der Schlinge, welche sie für deine Hände geschürzt hatte.“ — „Gieb sie los! Sogleich!“

„Ja! — Sogleich!“ sprach Walther, das der Rasenden aus der Hand geschlagene lange Messer aufhebend und sorgfältig in seinem Gürtel bergend. Dann streifte er die fest zugezogene Schlinge, sie lockernd, über die beiden Knöchel der gefangenen Frau herab. Sie stand in der Mitte des Saales: — hochaufgerichtet, ungebeugt, aber sie atmete stark. Walther stellte sich, ohne umzusehn, gerade vor dem Eingang zur Kapelle auf. „Was ist geschehen?“ fragte Friedmuth.

„Frau Wulfheid hat den Greifensteiner hereingeführt, dich zu ermorden.“ „Das ist nicht wahr,“ sprach Friedmuth. „Nein! Es ist nicht wahr!“ wiederholte der Schwergetroffene, sich, auf den rechten Arm gestützt, aufrichtend. „Nicht morden — nur binden, zwingen sollte ich Euch, und Eure Hexe ihr einhändigen. — Sie hat nicht Euren Tod gewollt: — ich wollte's gegen ihren Willen.“ — Er sank zurück und starb.

Da sprach Frau Wulfheid ganz ruhig: „Ich wollte es nicht! — Mich reut's, daß ich's nicht wollte! — Denn tausendmal hattest du's um mich verdient. Ich wollt' es nicht, weil ich dich stets noch liebe. So sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle, dafür, daß ich dich je geliebt und lieben muß. Hab acht: — bald sollst du von mir hören.“ — „Was willst du thun?“ — „Bei Papst und Reich

klagen! Die Hexe verbrannt, — der Mann zweier Weiber verbannt, — als Bettler aus dieser meiner Burg gejagt: — rechtlos, friedlos, ehrlos, in ein Kloster gesperrt, bis der Zauber ihm durch Bußen ausgetrieben." Da stöhnte ein tiefer, tiefer Seufzer aus dem Vorhang der Kapelle. — Niemand hatte ihn gehört: — die weiße Gestalt verschwand. „Aus Eurer Burg?" fragte Walther zornig. — „Ja: aus meinem Eigen. Mein ist dies Haus. — Dieser da ist irrsinnig, ist von bösen Geistern besessen: — es ist das Gelindeste, das man von ihm sagen mag! Wahnsinnige, Verhexte haben keinen Willen. Ich übte nur mein Recht, als ich ihn zwingen wollte." „Dich reut nicht dieser That?" fragte Friedmuth jetzt erbleichend.

„Beim Himmel, nein! Mich schmerzt nur, daß sie mißlang." — „Dafür, Frau Wulfheid, war gesorgt. Ich traut' Euch nicht und Eurem wölfischen Blick auf das Kind. Und Friedmuth entblößt die ganze Burg, zwei Thürschlössern trauend und Eurer — Ehrlichkeit! Ihn warnen — half nichts! So schlüpfte ich denn wieder aus meinem Kämmerlein, versperrte die Thür, die jene Zwanzig sicher einschloß, — da, nimm den Schlüssel, Friedmuth! — und trat hier ein. Wohl hört' ich Euch dann bald darauf meine Kammer verschließen: aber der Vogel, den Ihr fangen wolltet, war draußen, nicht mehr darin! Nun wußt' ich wohl: — Ihr würdet hierher kommen: — diesen einen Eingang nur hat ja die Kapelle." „Wulfheid," sprach Friedmuth, „wie konntest du das wollen? Ich bitte dich, um deiner Seelen Heil: bereue." — „Niemals." Da barg Friedmuth das Antlitz in den Händen.

„Ja, weine nur! Ich halte dich gebunden an einer Kette, die nur der Tod zerbrechen soll."

„Ihr irrt," rief Walther in aufloderndem Zorn. „Er ist frei, sobald er will. Nur seine Gnade, seine unsinnig zarte

Ehre hindert ihn. Nein, Friedmuth, wissen soll sie's, die Unerträgliche: — du brauchst ja nichts zu thun, was dir mißfällt. — Aber wissen soll sie's —! Ein Wort von Friedmuth und Eure Ehe — Ihr seid gar nicht sein Eheweib! — ist nichtig. Ihr beiden seid Paten desselben Kindes: — ihr konntet gar keine Ehe schließen. Nur von seinem Willen hängt es ab — und er ist frei. Nur Frau Demuth ist, nach Recht, sein Ehgemahl."

Bei diesen Worten war eine furchtbare Veränderung in Frau Wulfheids starren Zügen vorgegangen. — Sie erbleichte: — dann schoß glühend Rot in ihre Wangen: — sie zitterte heftig an allen Gliedern. „Was?" — stammelte sie. — „Mein Recht?"

„Ihr habt gar kein Recht: Ihr heißt sein Weib aus seiner Gnade. Vor Jahren schon — im Morgenland, sollte er — der Kaiser wollte es — sein Recht gebrauchen, Euch abstreifen, herzböse Frau, und ein Weib gewinnen, das viel schöner ist als alle und auch als das Kind da drinnen." — „Herr Friedmuth, — ist das wahr? — Das von der Ehe?" Sie brachte die Frage kaum hervor und hielt sich mühsam an dem Tischrand aufrecht. „Bei Gottes Treue, ja!" sprach dieser ernst. — „Und Ihr habt's nicht gethan? Warum nicht?" — „Ich liebte jene schöne Fürstin nicht. Was wußte ich von Liebe!"

Sie erbleichte und stöhnte.

„Und hätt' ich sie geliebt, so heiß, so ewig, so unaussprechlich, wie ich Sobeide liebe, — ich hätt' es nicht gethan. Ich thu's auch jetzt nicht! — Niemals! — Es wäre feig und ehrlos. Ihr braucht das nie zu fürchten." „Aus Gnade?" — stammelte sie langsam. „Aus seiner Gnade? Nicht kraft meines Rechts? — Nein! Nein — !"

Sie wandte sich blitzschnell und eilte zum Vorhang hinaus: man hörte ihren unsteten Gang die Treppe

hinauf eilen. Friedmuth wollte ihr folgen: — in einem ungewissen Bangen vor ihren raschen, wilden Entschlüssen. Aber da scholl schmetternd — es war nun Tagesanbruch — das Türmerhorn vom Hauptturm den Gruß: „Gäste nahen!“ Gleich darauf erschien Oswin, rief von außen, vom Gange, herein und meldete: eine Schar von Reitern sei den Berg hinauf im Anritt. Friedmuth befahl ihm, einzutreten: der Mann erschrak, wie er den Toten liegen sah. Der Burgherr erklärte kurz, der Greifensteiner sei aus dem Turm entwischt. — Oswin schüttelte den Kopf — „Der Turm, beide Thüren, sind fest. Dann haben böse Geister ihn befreit.“ „Mag wohl sein!“ fiel Walther ein. „Ruft die anderen Reisigen: tragt den Toten hinaus, zurück in jenen Turm.“ Da kam schon der zweite Knecht und meldete: „Auf, Herr Friedmuth! Eurem Gast entgegen! Es muß der Kaiser selber sein, der kommt.“ — „Unmöglich! Er weilt tief in Welschland. Weshalb meinst du?“ — „Der kaiserliche schwarze, einköpfige Adler fliegt in der Fahne.“ „Nein!“ meldete noch ein dritter Knecht, eintretend. „Zwar der Führer zeigt auch auf seinem Schild den kaiserlichen Adler: aber es ist nicht der Kaiser: Herr Hermann ist's von Salza.“ „Eile, Friedel!“ mahnte Walter. — „Gehst du nicht mit?“ — „Nein! Ich bleibe hier: — vor der Kapellenthür.“

Während Friedmuth auf den Gang hinausschritt, flüsterte Walther, den grauen Kopf dicht an den Vorhang schmiegend — ohne hineinzublicken —: „Beruhige dich, lieb Töchterlein! — Das Schlimmste, mein' ich, ist jetzt überstanden: finsterer konnte es nicht mehr werden. Nun wird es lichter, Kind.“

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer blieb die einzige Antwort, die ihm ward.

Dreizehntes Kapitel.

Friedmuth erkannte, als er aus dem zertrümmerten Mauerthor in das Freie trat, alsbald seinen edlen Freund. Der sprengte hoch zu Roß heran, umwogt von seinem langen weißen Mantel, mit dem schwarzen Kreuz der deutschen Herren. „O Hermann,“ rief jener ihm entgegen. „Dich sendet Gott! Du trittst in das Haus des Unheils!“

„Mein armer Friedilo! Deshalb kam ich. Vieles weiß ich, — andres ahn' ich. Du mußt mir nun berichten.“ Damit sprang der Hochmeister vom Reiseroß ab und befahl seinen Leuten — Reisigen und Halbbrüdern des Ordens, die nur das halbe Kreuz führen durften, — abzusteigen.

Der Burgherr forderte sie auf, die Pferde in die Ställe zu führen, und gebot Oswin, der ihm gefolgt war, für die Bewirtung zu sorgen. Auf dem Weg in die Burghalle fragte Friedmuth: „Du kommst vom Grafen von Tirol, nicht wahr? Walther — siehst du ihn? Da grüßt er aus dem Fenster! — sagte mir, du wollest, nach einem Geschäft mit dem Grafen dort, Frau Wulfheid aufsuchen.“ — „So war mein Wille. Aber nun bin ich, alles andere aufschiebend, hierher geeilt — dich aufzusuchen.“ — „So erfuhrst du, daß ich zurückgekehrt, und daß — —? Von wem?“ — „Höre nur. Einige Tage, nachdem ich von Walther vernommen, Frau Wulfheid lebe, und nachdem dieser seines Weges gezogen war, ließ sich in dem Ordenshause zu Rovaredo bei mir ein Mann melden, der sich Bruder Sebastian nannte. ‚Sagt nur, der Herr Hochmeister kenne mich von Genua her‘, — so sprach er zu dem Pförtner, der den Bruder in weltlichem Gewand ungläubig betrachtete. Alsbald stand der drollige Weinschenk aus Schwabenland vor mir und sprach: ‚O Herr von Salza: nicht wahr, Ihr

seid doch des Fragsburgers bester Freund auf Erden?‘ ‚Friedmuth,‘ antwortete ich, ‚ist im Himmelreich.‘ — ‚Nein, im Gegenteil! Auf der Fragsburg ist er! Seine Frau lebt! Das wißt Ihr? Gut! Aber Er lebt auch: — ich hab’ ihn jüngst auf der Heerstraße mit Herrn Walther getroffen und ihn zur Eile gemahnt, denn die Fragsburg wird demnächst berannt. — Aber er hatte bei sich eine wunderholde Heidin. Und die ist ihm anvermählt. Größres Unheil kann keinen Christenmenschen treffen, und wäre sein erst Gemahl so sanft, — wie meine liebe Frau geworden ist. Und nun die Tochter Herrn Wulfgangs! Er jammert mich, der brave, wackre Herr. Und als ich erfuhr, durch Trient ziehend mit meinen Weinkarren, daß Ihr hier in Roveredo weilt, sagte ich zu mir: ‚Wenn einer dem armen Herrn Friedmuth raten und helfen kann, so ist’s der Herr von Salza.‘ Und der thut’s, wenn er es kann. Ich aber habe mir vorgenommen, weil ich früher manchmal lose Schwänke getrieben, nun mir der liebe Himmelsherr durch ein Wunder die Heimkehr aus Heidenketten nach Boblingen geschenkt und durch noch viel stärkre Wunderkraft meine Ehefrau gesänftigt hat, — so will ich in meinen noch übrigen Jahren so viele gute Werke thun, als ich vermag. Deshalb wollte ich schon, zu Gotzen umkehrend auf meinem Wege, Herrn Walther Frau Wulfheid zu Hilfe rufen. Und deshalb komme ich nun zu Euch: denn Euch jetzt zu Herrn Friedmuth senden, — das mein’ ich, ist ein gutes Werk.‘“ „Das ist es wahrlich!“ sprach dieser gerührt, „Dank dem Schwaben.“

Und nun, nachdem sie in der Burghalle angelangt waren, wollte Friedmuth dem Ankömmling berichten, was geschehen.

Allein da eilte eine Magd mit verstörten Zügen in die Halle, warf einen scheuen Blick auf die beiden Gäste und bat dann ihren Herrn, ihr rasch zu folgen. „Erzähle du

ihm, Walther, was er wissen muß," bat Friedmuth, „aber," flüsterte er ihm beim Herausgehen zu, „schone Frau Wulfheid." Kaum hatte der Erzähler, ohne diesen Auftrag allzu genau zu befolgen, seinen Bericht beendet, als Friedmuth in die Halle stürmte, einen Streifen Pergament in der Hand; er war sehr bleich. „Lest!" rief er. „Lest! Frau Wulfheid ist verschwunden, ist entflohen. Die Mägde suchten nach ihr, wie täglich am frühesten Morgen die Tagesarbeit zugeteilt zu empfangen. — Ihre Kemenate war leer. — Sie war nirgends in der Burg zu finden; — ihre Schatztruhe aber war geöffnet. — Der Deckel lehnte aufgeschlagen an der Wand: — ihr Erbschmuck, auch die wichtigsten Pergamente über die Rechte der Burg und der Vogtei sind herausgenommen, — in der Truhe fand ich diesen Zettel: ‚Ich wollte nur mein Recht. Ich will nichts von Eurer Gnade. Versuchet nicht, meine Spur zu finden. Zehnmal zurückgebracht, würde ich zehnmal entfliehen.'" „Sie kann noch nicht weit sein," meinte Walther, „zum Burgthor hinaus — dann durch das Mauerthor!" — „Nein! Sie floh durch den geheimen Gang, der nur ihr und mir bekannt. Ich eilte sofort hin: die Eisenpforte war gesperrt, der Schüssel steckte von außen im Schloß. Der Gang mündet unten an der Straße neben der Etsch. Ich werde mit den Knechten zu Roß auf diese Straße eilen und sie flußaufwärts und flußabwärts suchen und suchen lassen." Er wandte sich gegen die Thür. Aber da legte sich eine feste Hand auf seine Schulter: — er blieb stehen und wandte sich: es war Herr Hermann, der ihn hielt „Das wirst du nicht thun, Friedmuth! Ihr wildes Herz hat dieses Mal das Richtige gefühlt. — Laß sie! Wie immer sonst das Los von euch drei Schwerverstrickten sich wende: — ihr beide könnt — nach dieser Nacht — nicht mehr beisammen bleiben: — jetzt nicht zum mindesten!

Und ruhiger mögen wir, von jener Zorngemuten nicht verstört, erwägen, was — das kleinste Übel! Denn sonder Übel geht es hier nicht ab," seufzte er. „Nun aber will ich die arme, edle Fremde sehn. — Führt mich zu ihr. Ich will ihr danken, daß sie mir den Freund, daß sie dem Kaiser und dem Reich der Allerbesten einen gerettet hat." „Sobeide!" rief Friedmuth mit sanfter, mit kosender Stimme. „Meine holde Demuth: — mein Freund, ein Freund des Kaisers kommt, dich zu begrüßen." „Laßt sie ruhn! Sie schläft wohl!" meinte der Hochmeister. „Schwerlich," erwiderte Walther kopfschüttelnd und schob den Vorhang etwas zur Seite: da stieß Friedmuth einen gellenden Schrei aus und sprang, beide Hände vorstreckend, durch den Vorhang in die Kapelle: die Gäste folgten hastig.

„Tot ist sie," klagte ihnen Friedmuth laut rufend entgegen. „Tot! — Für mich — um mich — durch meine Schuld gestorben!" Und in heißem Schmerz warf er sich über die schweigend ruhende Gestalt.

Vierzehntes Kapitel.

Sie lag ausgestreckt auf dem Pfühl, von dem reichen Haare, das Schultern und Busen bedeckte, umflutet, die Arme über der Brust gekreuzt. Die Rosen — Friedmuths letzte Gabe — waren hier und da vom Haupt bis zu den Füßen über sie hin zerstreut: die schönste, eine weiße, hielt die geschlossene rechte Hand. Mit dem hellblauen faltigen Mantel hatte sie wie mit einer Decke die Füße verhüllt. Das weiße, goldgestickte Oberkleid hatte sie abgelegt: so war nur das Seidenhemd sichtbar, das die schlanke Gestalt

wie die eines schlummernden Kindes erscheinen ließ. Auf dem linnenbedeckten Schemel neben ihrem Haupte lag ein Ring mit einer kleinen Kapsel: — der Kapseldeckel war geöffnet: ein zäher brauner Tropfen war herausgesickert — auf das weiße Tuch. Neben dem Ring lag ein schmales Schiefertäfelchen, in Silber gefaßt, der Griffel war im Schreiben gebrochen: aber deutlich lesbar waren in ruhigen, festen Zügen die Worte: „Nicht leben, aber sterben durfte ich für dich. Fluch und Schmach sind nun von dir gewandt. Ich segne dein geliebtes Haupt."

Walther las es laut mit zitternder Stimme. Er sank aufs Knie, dem Pfühl zu Häupten: langsam, langsam rannen ihm zwei große Thränen in den grauen Bart. Herr Hermann beugte sacht das hohe Haupt über die Tote, deren holdes Antlitz noch edler, weihevoller schön war als im Leben. Kein Schmerz, keine Spur des Ringens mit dem Tode verzerrte diese Züge; die Augen waren halb geschlossen: um den lieblichen, leise geöffneten Mund schwebte ein Lächeln der Erlösung, des Friedens. „Gnädiger Gott im hohen Himmel," betete der Hochmeister, „ich bitte dich für dieses Kind. Ich bin ein sündiger Mensch: ich wage nicht, sie schuldig zu nennen. Ist sie aber dennoch durch diese That schuldig geworden vor dir, du Ewigheiliger, — so bitt' ich dich: vergieb ihr ihre Schuld: — denn sie that's aus Liebe." „Sie — schuldig?" rief Friedmuth, und richtete sich auf. — Er hatte mit beiden Armen die rührende Gestalt umfaßt gehalten und sein Haupt auf ihre Brust gedrückt: — nun schaute er auf das wunderholde Antlitz nieder. — „O Hermann! Schau hierher auf diese Züge, diese Engelsreine, Engelsgüte, und schilt sie schuldig, wenn du kannst! O Sobeide, — Demuth, — mein Kind! — Mein Weib Sobeide! —" rief er laut, in wilder Leidenschaft des Wehs, — „o höre mich! — O nur noch

einmal schlage sie auf, — diese sanften Augen! — O du mein Glück, — mein alles, — du meiner Seele Seele, — o wach auf! Wir wollen fliehen, — weit, — weit hinweg, — wo uns niemand kennt, ins Elend, — in der höchsten Berge Einsamkeit, — o lebe nur, — lebe! O, es stößt mir das Herz ab! O Sobeide!" Und abermals warf er sich, laut aufschreiend vor heißem Schmerz, auf beide Kniee und umschlang den zarten Leib und küßte ihre Hände und weinte, weinte, der feste ruhige Mann, laut schluchzend, und schüttelte das Haupt in wildem Jammer hin und her.

Walther erhob sich nun: er warf einen besorgten Blick, fragend, auf den Hochmeister. „Laß ihn," flüsterte dieser, — „laß ihn gewähren! Das thut ihm gut. Das rettet ihn." „O meine Freunde," rief der Klagende und sprang wieder auf. „Ihr — die Fremden! — ihr selber weint um sie! Auch du, Hermann, — der du sie nie gesehen, — hast eine Zähre in dem Auge. O, was wißt ihr, — was weißt auch du, Freund Walther, — von ihrer Seele! Sie war ja so scheu, so herzverschämt! Kaum mir konnte die Zarte voll sich offenbaren. Sie erzitterte oft plötzlich: — mitten in dem Hauchen süßer Worte brach sie ab und erschrak im tiefsten Grund der Seele und barg das Köpflein scheu vor mir und vor sich selbst an meinem Halse.

O sie war ein Kind, — ein hilflos, ratlos, ahnungsloses Kind, und zugleich ein mutig Heldenweib der Liebe. Als ich in der Burg ihres Vaters allmählich die holde Wärme in der Brust empfand, diesen heiß aufsteigenden, süßen, aber fast schmerzenden Schreck im Herzen, wann sie eintrat, als ich empfand, was ich nie, ach nie gefühlt, — da hab' ich viele Monde lang nicht ahnen können, so undurchdringbar schloß sich diese Knospe in sich zusammen, — daß mehr als Mitleid für mich in ihr lebe. Und doch,

— nach der Flucht gestand sie mir: gleich zuerst schon, da sie mich als einen Sterbenden unter jener Palme liegen sah, hat sie mich geliebt. Erst, als sie mich zu retten alles geopfert, erst da erriet ich ihr Herz. O du mein Glück! — O du mein Augenlicht! Wie soll ich leben ohne dich? — Und um mich bist du gestorben!" —

Verstummend vor Weh sank er auf das Lager nieder, nur noch das eine hauchte er: „O hättest du mich nie gesehen." Die Thränen versiegten ihm nun. „Nein, Friedmuth," sprach Herr Walther fest. „Das ist nicht gewünscht im Sinne dieser Toten. Ich weiß es, — und du weißt es auch: ihr gab echte Liebe so hohes Glück, — sie tauschte nicht ihr Los mit hellerem! Ja, Kind Demuth, hättest du aufs neue zu wählen: du wähltest abermals, statt jedes anderen Schicksals: Friedmuth und den Tod."

„O Dank, mein Walther, für dies Wort!" rief er, und wieder quollen wohlthätig ihm die Thränen. „Ja, — du sprachst wahr: — so war ihr Sinn, dieser holden Heiligen der Minne. O, sie war so gut! so herzrührend gut!" und laut aufschluchzte er wieder, tief erleichtert durch die Thränen. „Nun, kommt. Jetzt lassen wir ihn allein mit ihr," flüsterte Walther dem Hochmeister zu. Herr Hermann wandte sich zum Gehen: — da bemerkte er in Friedmuths Gürtel dessen Dolch: er hielt inne: schweigend wies er Walther mit dem Finger darauf hin und sah ihn fragend an. Einen Augenblick stutzte auch dieser zweifelnd, sah dann auf den Trauernden, der nun, still weinend, das Haupt auf die Schulter der Toten gelegt hatte: da schüttelte Walther das Haupt. Der Hochmeister nickte beipflichtend, und beide glitten geräuschlos aus der Kapelle.

Fünfzehntes Kapitel.

Lange, lange, mehrere Stunden weilte Friedmuth ungestört in dem Gemache bei der Toten.

Die beiden Freunde ließen durch die voll gewaffneten Reisigen des Hochmeisters, geleitet durch die Knechte der Fragsburg, die waffenlosen Gefangenen einzeln aus dem Burgkeller heraufholen und geboten ihnen, abzuziehen und die Leiche des Greifensteiners mit fortzutragen, nachdem Walther vor allen Männern in der Burg den Vorgang erzählt, der zu dessen Tötung geführt hatte. Alsdann machten sie, nachdem sie die Ausführung ihrer Befehle überwacht, gar manchen Rundgang durch Hof und Garten und berieten in vertrautem Gespräch, wie sie am zartesten dem schwer leidenden Freund über die nächsten Stunden und Tage hinweghelfen möchten. Walther wies dabei in dem wunderbar schön gelegenen Schloßgarten eine stille, ganz von Rosen überhüllte Ecke seinem Begleiter, dieser nickte. Aber auch an die Zukunft, an die Gestaltung des ganzen Lebens des Vereinsamten dachten beide — ohne davon zu sprechen.

Als, nach längerem Schweigen, Walther endlich anhob: „Hier, auf Frau Wulfheids Erbe, kann er nicht bleiben,“ erwiderte rasch einfallend der Herr von Salza: „Und soll es nicht! Kommt mit in die Burghalle, Walther! Dort sollt Ihr erfahren, was ich jetzt als das einzig Richtige für ihn, als das des tapfern, reinen Mannes Würdigste gefunden habe. Es ist sehr ernst: — das Ernsteste und Schwerste. — Und gerade deshalb ist's das Rechte für ihn. Denn unser Freund Friedmuth, der da oben um ein junges Weib so schluchzend weinte, wie sonst nur ein Knabe weinen kann, dieser unser Friedmuth ist . . . —“

„Ein Held! Ein Held von Gottesgnaden.“ „Und ein Christ,“ sprach Hermann. „Er siegt: er überwindet. Drum hab' ich auch von seinem Dolche nichts besorgt.“ — „Gewiß! Man müßte ihm nur etwas zeigen können, ein Ziel, einen Siegespreis, groß, edel, hoch genug, dafür zu leben, zu kämpfen und zu sterben.“

„Ja: eine große Pflicht! Kommt mit hinauf. Ich spreche dort zu Euch: — und spreche so, daß er es hören kann: und hören soll.“ Da leuchteten Walthers Augen auf: „Ich ahne. — Ach, es ist aber sehr hart! — Fast allzuhart! — Doch nein! — Ihr habt recht: — es ist die schönste Lösung.“ — „Nach solchem Geschicke giebt's nur einen Trost: das Heldentum der Entsagung!“ —

Aber plötzlich blieb Walther stehen. „Jedoch: wir haben noch von Frau Wulfheid das letzte, fürcht' ich, nicht gehört.“ — „Gewiß nicht. Sie klagt bei ihrem Ohm, dem Bischof. Ich weiß, wo dieser jetzt weilt. Doch laßt nur erst hier — in Friedmuths Seele — die Entscheidung abgeschlossen sein: — diese wird uns — sorget nicht! — auch gegen jene grimme Frau ein fester Schild. — Aber sagt: Eines wäre gut: — Ihr wißt, wie mächtig auf unsern Freund das Lied — Euer Lied vor allem! — wirkt. Habt Ihr wohl das Gedicht fertig, um das ich Euch — einen alten Wunsch erneuend: gedenkt Ihr noch unserer Unterredung in dem Zelte Friedilos, dort in der Wüste? — neulich in Venedig bat?“ — „Ich habe mich gleich daran gemacht: es ließ mich nicht mehr los. Es ist lange fertig.“ — „Kennt er es?“ — „O nein! Wir hatten beide in diesen Tagen nur den einen Gedanken, den uns jeder Blick auf jenes holde Geschöpf immer wieder aufzwang. Er weiß nichts davon.“ — „Das ist gut! Er soll erst — ganz nüchtern — ohne Zauber und Berückung des Gesanges — hören, was gewaltig Großes sich ihm

darbietet: hat er dann, mit ruhiger Erwägung, die Entscheidung allmählich gefunden, — dann soll das Lied die reife Frucht geschwind vom Aste rütteln!"

Sechzehntes Kapitel.

Unter solchen Gesprächen schritten die Freunde aus dem Schloßgarten hinauf in die Burghalle. Es war nun Mittag geworden. Heiß brannte die Sommersonne aus dunkelblauem Himmel auf die schmalen Wege des Gartens, die mit dunkelbraunem, fast violettem, grobkörnigem Sande bestreut waren, — dem zermürbten Porphyr- und Jaspisgestein dieser Berge.

Um die Rosen und die Lilien, zumal aber um die nun stark duftenden Geißblattblüten flogen nicht nur die heiteren, hellfarbigen Tagfalter, — der schöne atlasweiße Bergschmetterling mit den roten Augen, der Apollo heißt, der Segelvogel und der Schillerfalter, — auch die dunkelfarbigen Schwärmer und der Taubenhals und der Wespenvogel schwebten über den Kelchen der Lilien und den Glocken des Agelei, und saugten den Honig mit ihrem langen gewundenen Rüssel. Die Eidechsen sonnten sich auf dem breiten Mauergesimse: — es war hier alles voll hellen, heißen, üppig strotzenden, heiter strahlenden Lebens.

Den beiden Männern war es, sie beträten eine Gruft, als sie in das in ernster Trauer schweigende, leere und kühle Haus zurückkehrten. Alles war still. Die Mägde huschten, verstört, ohne zu reden, ohne zu fragen, was nun werden solle, durch Gänge und Kammern. Und aller Gedanken waren oben in der Kapelle, bei dem Manne, der,

ein verödetes Leben vor sich, neben dem stummen, jungen Weibe saß. —

Doch mußte er einmal das Gemach verlassen haben: Oswin öffnete den Gästen den Vorhang der Burghalle und wies auf einen Tisch, von welchem die Waffen hinweggeräumt waren, und der auf weißem Linnen mit buntgestickten Rändern einen hohen Krystallkrug voll roten Weines, zwei Becher und einen einfachen Imbiß von kalten Speisen trug. „Befehl des Herrn," flüsterte der Burgwart, und schloß, sie allein lassend, den Vorhang. „Keine Pflicht, — auch die geringste nicht! — vergißt er," sprach der Hochmeister. „Mitten in solchem Weh," fügte Walther bei. Er ging mit leisen Schritten bis an den Vorhang der Kapelle und sprach: „Friedmuth, — Lieber: — stört es dich, wenn wir hier weilen und sprechen? Herr Hermann will mir etwas Wichtiges berichten. Sollen wir in ein ander Gemach gehen?" „Nein! Sprecht nur!" erscholl die ruhige Antwort. „Der Klang eurer Stimmen thut mir wohl."

Da schoben sie den Tisch und die beiden daran gestellten Stühle näher an den Vorhang der Kapelle und ließen sich nieder; doch blieben Speis' und Trank unberührt. „Wie lang' ist's her," fragte nun mit lauter Stimme Walther, „daß es im Gang ist, dieses große Werk?"

„Die Vorerwägung, die Vorbereitungen gehen viele Jahre zurück. Schon im gelobten Lande, — vielleicht gedenkt Ihr noch, wie wir in unseres armen Freundes Zelt davon sprachen?" — „Jawohl gedenk' ich's! Und wie eifrig er Eure Gedanken aufnahm. Was Ihr mit dem Orteisen der Schwertscheide in den Sand der Wüste zeichnetet, — er ließ sich's deutlich weisen." — „Schon damals hatte ich den Plan gefaßt, durfte ihn aber nieman-

dem mitteilen, — auch Euch nicht, — bis Kaiser und Papst ihn gut geheißen: und beide mußten erst versöhnt sein.“ — „Ihr habt sie versöhnt?“ — „Ja, mit schwerer Mühe! Schon zwischen Hammer und Amboß ist schwer Friede machen, — zwischen zwei hauenden Hämmern noch schwerer.“ Walther blickte mit Staunen auf den Hochmeister. „Herr Hermann,“ sprach er, „viel, wahrlich, trau' ich Euch zu, Eures Willens Kraft und Eures Geistes Tiefe. Wie Ihr aber das zuwege schafft, daß Ihr diesen Staufer, diesen gewaltigen, feuerherzigen, immer wieder zum Frieden leitet mit der Kirche, mit dem Herrn Papst, der ihm doch so oft und so bitter Weh und Unrecht angethan, — das kann ich nicht begreifen.“

„Will's Euch sagen, Freund Walther, wie ich's mache: ich sag' ihm die Wahrheit. Ja, ja, staunt nur. Seht, wir alle, die wir den Herrlichen kennen und lieben, — wir begehen den großen Fehler, immer nur seiner glänzenden, ja blendenden Gaben und all' gewinnenden, begeisternden Vorzüge zu gedenken; auch ich im stillen Herzensgrunde, aber die anderen gar laut — und nicht am wenigsten laut Ihr, wackerer Walther! — Wenn wir von ihm reden, lobpreisen wir ihn: wenn wir dann zu ihm reden, machen wir's auch nicht viel anders. Er hat aber doch wahrlich nicht bloß Vorzüge: — er hat auch, untrennbar von ihnen, recht viele und recht arge Fehler.“ „Ist wahr,“ sagte Walther kleinlaut und betrübt, und schmiegte die Wange in die Hand, wie er pflegte, wann er über etwas bedächtig ‚sinnierte‘. „Aber verzeih' mir's der milde Gott: — mir sind meines Kaisers Fehler viel lieber als des Herrn Papstes beste Tugenden.“ Der ernste Hochmeister lächelte ein wenig: „Das ist des warmen Herzens holde Thorheit; und keinen geht es an, ob ich's im stillen nicht ebenso halte. Pflicht aber ist, in Worten

und Urteil gerecht, ja streng zu sein gegen den so heiß geliebten Herrn. Und so groß geartet ist dieser wahrhaft kaiserliche Geist, daß er das gern erträgt, ja selbst verlangt. Manchmal wird ihm des Lobes allzuviel, das nicht aus Schmeichelei, — denn die durchschaut er und verachtet er sofort, — aus wahrer Abgötterei alle Männer und, noch heißer fast, alle Frauen um ihn her spenden. — Er ist ja auch . . . —" und des weisen Mannes Auge leuchtete. „Er ist ein Wunder, ist des Wunsches Sohn!" rief der Sänger mit nicht mehr zu verhaltender Begeisterung.

„Wird's ihm manchmal zu schwül, vor lauter Ruhm und Lob, dann — ruft er mich zur Zwiesprach. ‚Komm, mein Gewissen,' schrieb er mir einmal, ‚schilt mich, spiegle mich, mein Spiegel.' Und wenn ich ihm dann sage, wie an seinem Hof oft eine wahre Heidenwirtschaft übermütiger Frauen und Troubadoure wuchert, — ohne ein Wort der Abwehr, schweigend, mit mächtigen Schritten, wie ein Löwe, schreitet er dann durchs Gemach auf und nieder. — Zuerst zuckte er lächelnd die Achseln und meinte, die alten Heiden waren gar nicht dumm! — Allein es ergriff ihn zuletzt doch die Scham! — Wenn ich ihm dann vorhalte, wie seine ungestüme Hitze, seine Leidenschaft in Stolz und Zorn und loderndem Haß ihm oft seine weisesten Pläne verdirbt, wie er, in Worten und Werken, das Maß unzähligemal verletzt, wie er durch hastige That, auch wohl durch arge List, die seinem Heißblut nicht immer glückt, sich mindestens ebenso oft ins volle Unrecht setzt, gegen die Fürsten, die Lombarden, die Pfaffen, den Papst selbst, — ja, ja, Herr Walther: schüttelt nicht das Haupt! — als diese fehlen wider ihn, — dann bleibt er plötzlich vor mir stehen, schaut mir adlerscharf ins Auge und sagt wohl: ‚Ja, bei meinem Stern, 's ist alles so, 's ist wahr. Sage nun, Hermann, wie mach' ich's gut, wie sühn' ich's? —

Leg' mir was Schweres, was recht Schweres auf — weißt du? — was mich am meisten Selbstbezwingung kostet,' — dann — dann, Freund Walther, — ist der Augenblick, da dies unbiegsame, unbrechbare, dies herrliche staufische Metall in der Glut edelster Begeisterung so weich geschmolzen ist, daß er mir freiwillig gelobt, was ihm sonst die Hölle, was ihm — leider! — auch der Himmel nicht abringen könnte. Dann leit' ich ihn, soweit ich es verstehe, zum Guten, zur Versöhnung."

Walther strich sich rasch mit der Hand über die Augen: „Gott erhalte Euch, Herr Hermann, dem Kaiser und dem Reich, — Ihr seid des großen Staufers guter Geist"

Siebzehntes Kapitel.

„Euch beiden," fuhr der Hochmeister fort, „bestätigte ich damals nur, was ihr euch beide schon selbst gesagt: daß in dem Morgenland, in der Wüste alles vergeudet und verloren ist, fürs Reich und Volk, — was von deutschem Blut, von deutscher Arbeit dort aufgewendet wird." Walther nickte und summte vor sich hin: „Nicht fürder mehr im Wüstensande. . . ." — „Franzosen, Italiener sind — aus gar manchen Gründen — dort in der Vorhand. Ihre Mutterländer liegen viel näher, wir Deutschen werden niemals das Mittelmeer mit unseren Schiffen beherrschen. Schon Luft und Leben in der Levante ertragen wir Nordländer viel schlechter.

Unser deutscher Orden kann da drüben auf die Dauer nicht das Feld behaupten wider die Templer. Nicht, weil sie uns an Reichtum, an Gold, Land und Menschen und

durch zahllose Privilegien der Päpste überlegen, — sind sie doch stärker, als gar manches Königreich! — sondern weil wir es an Ruchlosigkeit mit ihnen nicht aufnehmen können: — und sollen. Aber diese Frevel stecken an. Mir bangt oft um meine Ritter: sie verwildern und verderben dort leicht: die deutschen Tugenden verlieren sie, die Laster der Pullanen, — der entarteten Mischlinge, — nehmen sie an. Deshalb suchte ich schon lange unsere Burgen und Casalien im Morgenlande zu verkaufen und für den Erlös im deutschen Reich Gebiete zu erwerben."

„Also deshalb! Mit Staunen fand ich auf meinen Fahrten im Reich, wie Ihr nicht nur an Donau und Etsch und Rhein und Main und Lahn, auch an Pegnitz, Saale und Elbe wachsend Land und Leute gewonnen habt in diesen Jahren."

„Und damals schon hatt' ich erkannt, daß ganz wo anders als am Jordan für uns ein weites Land liegt, in welchem wir Dauerndes schaffen können. Damals aber dachte ich nur daran, durch eine deutsche Mark in jenen Landen die Wenden in später Zukunft einmal zu verdrängen. Jetzt aber ruft uns ein dringender Hilfeschrei zur Abwehr — sofort, soll dort nicht alles verloren sein. —" „Wie das?" fragte Walther erstaunt. — „Jene Pruzzen und Samaiten, ehedem gar friedlich und ungefährlich, haben jetzt, gereizt durch blutige Thaten der Christen, das heißt der Polaven und der Pommern, Thaten, die ich — bei Gott! — nicht loben will, furchtbare Vergeltung geübt, und drohen nun, angreifend, in wilder Wut alles zu zerstören, was von Christentum, von mildrer Sitte, von deutschem Fleiß in ihren Nachbarlanden mühsam emporgebaut wurde seit Jahrhunderten. Erhoben haben sich die Heidenstämme in allen Landschaften des Preußenlandes. — Nicht alle Namen hab' ich im Gedächtnis: — Nadrauen und

Schalauen, Galinden und Barten, Samland, Warmien, Pogesanien. — Vernichtet haben sie alles Christentum im Kulmer- und Dobrinerland, in Lubovien und Lansanien, Masovien und Kujavien sind verheert. Der wildeste Haufe, geführt von einem Rückfälligen, Warputus, . . . —" „Den Namen," meinte Walther nachsinnend, „hab' ich schon einmal im Leben gehört, — aber wann und wo?" — „Ist über die Wyssel gedrungen, weit über das geplünderte Danzig hinaus, und hat den Bischof des christlich gewordenen Preußenlandes, Herrn Christian, und viele Mönche gefangen fortgeschleppt. Der Cistercienser waldumrauschten Sitz, Kloster Oliva, haben sie verbrannt, ja das deutsche Reichsland Pommern furchtbar heimgesucht. Deutsche Mädchen haben sie, zum Hohne mit Blüten bekränzt, in den Schauern ihrer Eichenwälder zu Romowe im fernsten Nadrauen, unter den Schlägen des weißen Zauberstabes ihres Oberpriesters, des Kriwe, in den Opferbränden ihrer Holzgötzen, zu Tode gequält. Verzweiflungsvoll strecken Herzog Konrad von Masovien, Bischof Günther von Ploczk, die schwerbedrängten Ritterbrüder von Dobrin, —" „Ah, die mit dem roten Schwert und Stern auf weißem Mantel?" rief Walther. — „Sie sind nur noch Ein einziges Konvikt." — „Was? Nur zwölf Ritter noch und ein Komtur!" — „Von der Heidenflut ringsher umbrandet, darin gar bald ihr Stern versinken kann: — sie alle strecken am Rande des Unterganges die Arme flehend nach uns aus. Da hab' ich ihn denn endlich durchgesetzt bei Kaiser und Papst, meinen Plan, den ich lange vergebens bei beiden betrieben: — erst die Not hat sie zu meinem Willen gezwungen. Denn des Papstes, wie des Kaisers Aufruf an alle Christenheit, den Bedrängten zu helfen, — sie verhallten fast ungehört.

Geduld genug hat es gekostet: Klugheit, ja, wenn ich mich selbst so rühmen darf, Weisheit! bis ich alle die vielen

Häupter, die da das Recht hatten, nein zu sagen, oder doch die Macht, mich schwer zu stören, bis ich sie alle, die untereinander Hadernden, unter den einen Zwang meines starken Willens gebracht hatte. Jetzt aber stelle ich nicht nur meine Kraft — das wäre wenig! — stelle ich die ganze Heldenschaft der Meinen in den Dienst dieses großen Werkes. Schon hab' ich Herrn Hermann Balka, den tapfern Niedersachsen, vorausgesandt: der Orden der deutschen Herren, — er siedelt über nach Preußenland. Der Kaiser hat uns alles Land, das wir dort erobern, als ein Fürstentum, als Reichslehen verliehen. Gerade von hier, von der Fragsburg aus, zieh' ich gen Preußen."

Da rauschte es ganz leise in dem Vorhang der Kapelle.

Die beiden bemerkten es wohl, und Hermann fuhr fort: „Aber nicht wie die Hetzpfaffen meine ich diesen Krieg! Nicht, um alle Heiden mit Gewalt zu taufen. Wir haben's erfahren im Morgenland: es giebt gar wackre Herzen unter den Heiden. Wahrlich — was brauchen wir weiter Zeugnis? da drinnen — jenseit des Vorhanges — liegt eine stumme Zeugin: — eine unvergleichliche! Sobeide schon, nicht erst Frau Demuth, hat viel mehr als ihr Leben daran gesetzt, den Unschuldigen vom Qualentod zu retten."

Da zuckte tiefste Rührung über des Lauschenden Antlitz; die Falten des Vorhangs fielen zu.

„Wohl predigen wir auch das Kreuz und die Erlösung: aber nicht um deswillen vertausche ich den Jordan mit der Wyssel. Wir schützen mit den Waffen deutschen Besitz und Christenglauben: und wir erobern so viel jenes Landes, als nötig ist, für immerdar jenen Besitz zu wahren. Nicht Mörder und glaubenstolle Pfaffen, — Ritter und Helden führ' ich in jenes Land zu einem Kampf, der wahrlich ein heiliger ist. Denn es gilt, wie Christus dem Herrn, so

der deutschen Macht, es gilt dem Reich, und seiner Hut und Ehre."

Er hielt inne. Schweigen entstand: — ein tiefer, starker Atemzug aus voller Brust drang aus der Kapelle.

„Aber," wandte Walther nach einer Weile ein, „Ihr werdet auch mit der bisherigen Macht Eures Ordens nicht viel ausrichten." „Leider," seufzte der Hochmeister. „Auch die Schwertbrüder an der Düna, in Livland, Esthland und Kurland, fühlen es, daß sie viel zu schwach. Auch sie rufen um Hilfe. Als Wahrzeichen bitterster, blutigster Drangsal sandten Herr Albert von Buxhövden, der Hochmeister, und Herr Volkwin, der Landmeister jenes Ordens, mir ihre beiden weißen, zerhackten und zerschossenen Mäntel: o heilige Jungfrau! Sie waren so getränkt von Blute, daß das rote Schwert und das rote Kreuz auf beiden nicht mehr kenntlich waren! Beredter als laute Zeugen sprachen diese stummen Boten! Deshalb drängt mich harte Not, neue, frische Kräfte zu werben! Wird es aber erst ruchbar, welche Gefahren, welche Entbehrungen, — welche Schrecknisse jenes Land birgt, — so kommt uns vollends niemand mehr. Ins märchenhafte, reiche Morgenland, übers blaue Mittelmeer, zieht es die Abenteurer immer noch: aber nach Preußenland!"

„Ja, ja," meinte Walther, seufzend und unwillkürlich einen schmerzlichen Blick nach der Kapelle werfend. „Ein Jugendgenoß von mir — dorthin verschlagen — Herr Ralf vom Rhein — der hat es schon gesagt: ‚Wer still, wer einsam sterben will, der zieht gen Preußenland.‘"

Achtzehntes Kapitel.

„Ja, wahrlich," fuhr der von Salza fort, „wen nicht ein tief heiliger Drang, ein zwingender Ernst der Seele dahin lädt — der folge mir nicht. — Das Land ist heute noch das ärmste, elendeste, ödeste, das man im Abendlande kennt. Undurchdringbare Wälder, mit Bär und Wolf und reißendem Getier und dem gewaltigen Elch, dem Roßhirsch mit den Schaufelhörnern, und alle Schrecknisse des Urwaldes drohen. — Noch trostloser ist der unermeßliche Sumpf, das tückische Moor, das meilenweit sich dehnt, oft unter dünner Schicht von Heidesand versteckt, und unerbittlich Roß und Mann verschlingt. Ja, dort giebt es Strecken, die, wechselnd, bald Meer, bald Moor, bald Sand, bald Sumpfland und bald Heide sind. Durch Mark und Bein bohrt der grimmige Ostnordost, der aus den eisbedeckten Wüsteneien eines unerforschten Steppenlandes der Sarmaten braust. Furchtbar kracht es durch die stille Nacht des öden Landes, meilenweit vernehmbar, wann das manchen Fuß dicke Eis der Wyssel oder der Nogat sich im mächtigen Eisgang übereinander türmt und splitternd bricht. Acht Monde Eis und Schnee, oder — schlimmer als beide — schneekaltes Wasser, das alles überzieht: eine flüssige Decke von Eismus, zu dünn, den Schlitten oder auch nur den Menschentritt zu tragen, zu dick, vom Schiff durchfurcht zu werden!

Und verteidigt wird diese Wüste des Sumpfes und des Waldgestrüpps von einem tapfern, aber unaussprechlich rohen Volk, das in dem Deutschen seinen Todfeind sieht und so stumpf ist, — ärger als das Vieh. Sie bringen alle Töchter in jedem Hause um bis auf eine. Der Christen Zahl aber ist so kläglich schwach, daß je ein Ritter mit

ein paar Knechten, in einem schmalen, nur von Holz gebauten Turm hausend, oft viele hundert Stunden keinen befreundeten Speer nahe hat und gegen Hunderte, ja Tausende von Feinden ausdauern muß, viele Tage lang, wochenlang — wie der einsame Wanderer im winterlichen Föhrenforst, umheult von Rudeln hungertoller Wölfe, — bis — vielleicht! — Entsatz ihn rettet: oder bis er, preisgegeben, vergessen von allen Glücklichen, den wütenden Wölfen verfällt.

Die ‚Reisen' aber, wie sie's nennen, die Kriegszüge in das Innere, sind nur möglich in der allerstrengsten Winterszeit. Denn nur dann gefrieren die unzähligen Seen und Sümpfe, in denen die Eingebornen sich verstecken, zu jeder andern Jahreszeit so unerreichbar für den fremden Feind, als das Sumpfhuhn, das nur außer Pfeilschußweite im Schilf des Moores nistet. Man sagt, dort zu Lande kann man den Krieg suchen, ohne ihn zu finden, weil er in den Sumpf entschlüpft. Nur wenige schmale Furten, die bloß der Sohn des Landes kennt, sind zwischen Seen, Teichen und Sümpfen zu beschreiten. Ein Schritt daneben ist der sichere Tod. Und wer bei solcher Fahrt auf dem Heimweg ermattet zurückbleibt, von allbezwingender Müdigkeit herabgezogen in den weichen Schnee: — ein Glück für ihn, wenn ihn die Wölfe vor den Preußen finden." — „Und Ihr glaubt, — all diese Opfer sind nicht umsonst gebracht?" — „Wahrlich nein! Sonst wär' es Frevel, sie zu fordern. Nicht auf meine Weisheit hin würd' ich's wagen: aber der gewaltige Kaiser Friedrich ist ein Mann, der denkt auf viele Geschlechter der Menschen hinaus über das Wohl und Wehe der Staaten. Und mein großer Kaiser war es, der, nachdem er sich lange gesträubt, endlich mir auf die Schulter schlug und rief: ‚Ich hatte unrecht! Eigensucht, Eitelkeit hatte meine Blicke geblendet: — ich wollte Euch im Morgenlande festhalten für mein zweites

Kaiserreich, — du, Hermann, hast ein großes Werk erdacht! Wer mit dir geht, der baut da, wo's am schwersten — und zugleich am nötigsten, — am Reich.'"

Da trat Friedmuth ganz in den Eingang des Gemaches, kaum hielt er sich noch zurück: — sein Antlitz war ruhig, fest, von edelstem Entschlusse verklärt.

„In Anagni nahm ich Urlaub vom Kaiser, nachdem ich ihn mit dem Papst ausgesöhnt: — ich allein ward von beiden zu ihrer Unterredung und dann zur Tafel gezogen. Schon hatte ich Verona erreicht, da traf mich ein Bote, der mir dies Schwert als Geschenk des Kaisers zum Angedenken an sein Abschiedswort überreichte." Der Hochmeister erhob sich und holte aus dem Waffengestell an der Wand die edle Waffe, samt der Scheide und der darüber gewundenen Schwertfessel sie auf den Tisch legend.

„Eia, welch' reiche Scheide! Und erst die breite, schöne Klinge: bester Stahl von Biscaya und Arbeit von Toledo. Und wie lautet hier das Schwertmal?"

'Mit diesem Grabscheit scharf und stark
Stich ab dem Reich die neue Mark.
Mit diesem Hammer sollst du hau'n,
Da, wo's am schwersten ist, zu bau'n.'

„Darum," fuhr der Hochmeister fort, „soll mir nur folgen, wer jeder Lust des Lebens, jedem Genuß der heitern Stunde entsagt, wer auf Weib und Kind und Heimat und Besitz und alles sonst verzichtet, was beglückt. Wer mein Genosse werden will, der darf nur der Pflicht, der allerschwersten Pflicht des Ritters, des Deutschen, des Christen leben. Nur wer ganz entsagt, für andere lebend, nicht für sich, getreu bis in den Tod, nur solche Männer kann ich brauchen."

Friedmuth trat unhörbar über die Schwelle.

„O Hochmeister," rief Walther, „wie ist das schön! Gerne zög' ich selber mit." — „Bleibt Ihr in Euren grauen Haaren in wohlverdienter Ruhe. Ihr habt dem Reich genug gedient." — „Wie ist das heldenhaft! Viel schöner als mein armes Lied." — „Sagt mir dies Lied, ich bitte, Herr Walther." Und der Sänger sprach mit starker, lauter Stimme:

„Nicht fürder fern im Palmenlande
Verschwendet edle, deutsche Kraft,
Wo in der Wüste Wirbelsande
Nicht Schwert, nicht Pflug sich Heimat schafft.

Lang hielten Wacht wir träumend weiland
Am heil'gen Grab mit treuem Speer: —
Wir fanden's endlich aus: der Heiland
Braucht keinen Schutz: sein Grab ist leer! —

Nein, wer begehrt nach Heidenstreichen,
Wer nach des Pfluges edlerm Streit:
Ein Schlacht- und Brachfeld ohnegleichen
Liegt nah' der Heimat ihm bereit.

Wo jetzt die Nogat und der Pregel
Durch herrenlose Sümpfe schleicht,
Wo kaum im Haff, vor selt'nem Segel,
Der Möven zahllos Volk entweicht,

Wo des Perkunos Steine ragen,
Von Urwaldfichten schwarz umsäumt,
Wo wilde Steppenhengste jagen
Und im Gestrüpp der Rohrwolf heult, —

Dort, statt am Jordan zu vergeuden
Des Ritters Mut, des Bauers Kraft,
Dort sollt ihr fechten, bau'n und reuden
Mit Axt und Grabscheit, Schwert und Schaft

Auf! rasche Franken, zähe Sachsen,
Ihr Schwaben klug, ihr Bayern stark:
Gen Preußenland! — Aus Sumpf erwachsen
Soll Deutschland eine neue Mark.

Gen Preußenland! — Brecht, stet im Siegen,
Mit Schwert und Pflug die Wege klar
Und hoch ob euren Häuptern fliegen,
Weissagend, soll des Reiches Aar."

Da, mit dem letzten Worte des Sängers, trat Friedmuth dicht an Herrn Hermann heran, bog das Knie, drückte die Linke, die eine weiße Rose gefaßt hielt, auf die Brust, streckte die Rechte gegen den Freund empor und sprach feierlich, mit weicher Stimme: „Hochmeister Hermann, — nimm mich auf in deine heilige Schar: — gieb mir das schwarze Kreuz. — Ich ziehe mit dir gen Preußenland. Darf ich?"

Die beiden Männer sprangen auf: Herr Hermann öffnete die Arme und zog den Knieenden an seine Brust: „Mein Friedmuth — ja! — Gewiß, ich hab's ja gewollt! — Du darfst: — du sollst."

Neunzehntes Kapitel.

Als sich der Tiefbewegte aus des Freundes Armen gelöst hatte, wankte er auf den Füßen und griff nach dem Tische, sich zu stützen. Flugs schob ihm Walther seinen Stuhl zurecht, und drückte ihn mit sanfter Gewalt darauf nieder. Besorgt füllte der Hochmeister einen der beiden Becher mit Wein, hielt ihn Friedmuth hin und sprach: „Trink! Trink und lebe! Du darfst mir nicht erliegen — vor der Zeit! Jetzt bist du mein!" Friedmuth trank durstig den Becher leer. „Thut feierlich Bescheid, Herr Hochmeister!" rief Walther, beide Becher wieder füllend, „der jüngste Deutschritter!" Walther holte einen dritten

Stuhl herbei und Friedmuth begann: „Habt Dank, ihr Vielgetreuen. Ich habe es bald erkannt: mir galt euer Gespräch. Habt Dank auch dafür, daß ihr das so gerichtet und gefügt. Ich hätte Trost, — wie man's wohl nennt — auch Ratschlag nicht ertragen. Ich mußte es selber finden, wenn auch ihr mir's in den Weg gelegt. Es ist das Rechte: ich fühl' es an dem Frieden, der mir die Brust erfüllt, seit ich's erwählt. Diese Lösung, ihr botet sie mir dar. Aber daß ich mich aus tiefstem Jammer wieder heben mochte, daß ich sie fassen konnte, die rettende Hand, das danke ich — nach des lieben Himmelsgottes Fügung! — meiner seligen Mutter und einem frommen Spruch, den sie mich als Kind gelehrt, den ich treulich im Herzen behalten und mir vorgesprochen habe in mancher Fährlichkeit im Abend- und im Morgenland. Heute hatte ich ihn vergessen! Ach, lange fand ich die Kraft nicht wieder. Immer wieder sagte ich mir: öde ist dein Leben, da liegt dein Glück, tot und verstummt! — Und immer fester klammerte ich die Hand um diesen Dolch. Und siedheiß, bitter schmerzend, schoß mir durch mein arm Gehirn, daß solcher Fragen ungewohnt: Warum? Warum das alles? Warum muß Frau Wulfheid, völlig schuldlos, dies erleben? Und warum müssen wir beiden uns ahnungslos so unrettbar verstricken, daß es diese holde Heilige in den Tod treibt, und jene Heißherzige in die Flucht und mich ins Elend des Herzens? Warum hat dies der Himmelsherr verhängt? Oder ist vielleicht gar keiner, wie in Akkon einmal ein gar witziger Templer uns beweisen wollte? Und alles ist blinder Zufall?"

Da schlugen die beiden Hörer voll Entsetzen ein Kreuz: Friedmuth that desgleichen und fuhr rasch fort: „Erschrecket nicht vor mir. Verabscheuet mich nicht! — Denn kaum hatte ich das gedacht, da erschrak mein Herz und ich brach

in die Kniee und gedachte, wie die liebe Mutter so oft gerade zu dieser Stunde, wann die Abendglocken von Meran heraufklangen nach Schänna, mit mir geknieet und gebetet, und wie sie mir einmal den ersten aufsteigenden Stern im Westen wies und sprach: ‚Das ist das Auge Gottes.‘ Und ich erbebte über den Frevel, den ich gedacht, und schaute unwillkürlich empor in den Himmel, den ich gelästert hatte. Da fiel mein Auge auf den Spruch, den ich vergessen: aber die Mutter hatte ihn, als ich diese Burg bezog, mit roter Farbe anmalen lassen, dort, über dem Fensterbogen der Kapelle, und ich las:

‚Wer Unrecht nimmer thut,
Der steht in Gottes Hut:
Den darf an Leib und Ehren
Nicht Leid noch Übel sehren.

Doch trag du in Geduld,
Auch Leiden ohne Schuld:
Auch sie schickt Gottes Huld,
Im Himmel sie zu lohnen
Mit sel'gen Martyrkronen.‘

Das rührte mich tief in der Seele: mir war, ich hörte der Mutter liebe Stimme diese Worte leise zu mir sprechen. Und ich betete ein Vaterunser. Und wie ich an die Bitte kam: ‚Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern‘ — da fügt' ich bei: ‚Strenger Himmelskönig — ich weiß zwar nicht, was Demuth und was ich verschuldet haben. Wir wollten nichts Böses. Strafst du aber auch schuldlose Schuld, — o vergieb sie uns jetzt, und vergieb ihr auch, daß sie aus allzugroßer Liebe für mich starb. Und höre es: aus tiefstem Herzensgrund verzeihe ich, was Frau Wulfheid etwa gegen sie und mich in dieser Nacht gefehlt.‘ Und da ich dieses Wort gesprochen hatte, da kam ein großer stiller Friede über

mich; und ohne Groll konnte ich der harten Frau gedenken, deren wilde Drohung Kind Demuth in den Tod getrieben hat. Und nun sprach ich zu meinem Herzen: ‚Dies holde Geschöpf ist in den Tod gegangen, auf daß ich ohne Schmach und Vorwurf leben kann: — wohlan, ich will leben. Aber wofür? Das Glück ist tot — da liegt's! Was soll ich thun? Wo soll ich leben? Hier, in Wulfheids Haus, in Müßiggang? Niemals! Ein Klostermönch? Ich bin so jung, ach gar so jung. Mein Arm ist stark, — ich bin zum Kampf geboren: — nicht für mich mehr will ich kämpfen, aber wofür soll ich leben?‘ Ratlos saß ich an der Leiche. Da kamet ihr und euer Gespräch hob an und der Meister sprach: ‚Wer mir nachfolgt und unter mir kämpft, der lebt und kämpft nicht mehr für sich — nur für andere: für Christus und das Reich.‘ — Da sprang ich auf, als sei ein Erzengel vom Himmel mir herabgeflogen und habe mit dem Flammenschwert gewinkt: ‚Friedmuth, gen Preußenland!‘ So hat mich Gott der Herr gerettet: durch der Mutter Spruch und durch dich, mein Hochmeister.“

Zwanzigstes Kapitel.

Den Rest des Tages verbrachten die drei Freunde in der Beratung wichtiger Beschlüsse.

Besorgt hatte Walther eingewandt: „Nur einer könnte diesen Entschluß hemmen: — der Reichsministerial darf das schwarze Kreuz nicht nehmen ohne des deutschen Königs, des Kaisers Verstattung.“ Da streifte Friedmuth einen Ring vom Finger, mit einem schönen Amethyst, und sprach: „O Hochmeister, ich bitte, schreibe dem Kaiser und

schicke ihm seinen Ring zurück. Er ward mir dereinst gegeben, allerlei Güter und Ehren von ihm damit zu erbitten: — jetzt erbitte ich kraft des Ringes nur die eine Gunst, — allen irdischen Gütern und Ehren entsagen zu dürfen." „Er wird sich nicht weigern," sprach Herr Hermann, und nahm den Ring an sich. „Ich stehe dafür ein." Der Hochmeister schrieb nun Briefe — zwei — in der Bücherei des Schlosses. Am Abend noch sandte er gut berittene Boten mit dem einen Schreiben aus. Am andern Morgen schickte er das zweite, einen Bericht der Vorgänge, in welchen die beiden Ritter den Tod gefunden, und des ganzen Schicksals Friedmuths an den Kaiser.

Während er so emsig arbeitete, schritten Walther und Friedmuth, Arm in Arm verschränkt, durch den Schloßgarten. „Freund Walther," sprach der Fragsburger, „schilt nicht den Deutsch-Herrn-Ritter, daß mich noch eine Sorge, eine bange Frage hier festhält." — „Du bist's noch nicht: erst morgen sollst du das Gelübde leisten und den Mantel anthun." — „Ja morgen! Dann — ich habe mir's schon so ausgedacht! — Aber die holde Demuth da oben kann ich nicht in der Burggruft bergen." — „Nein, nicht neben Frau Wulfheids Gesippen wahrlich." — „Dank dir, daß du das einsiehst, gleich mir. — Glaubst du, Walther, — du bist so viel älter, weiser, als ich, — es schadet ihrem Seelenheil, — wenn sie nicht in geweihter Erde ruht?" Da blieb der Sänger stehn, legte dem Freunde beide Hände auf die Schultern und sprach: „Die Erde, darin sie ruht, ist geweiht! Sie starb als eine Siegesheldin der Liebe. Wie viele liegen auf dem Schlachtfeld eingescharrt, auf dem sie fielen, und nur die Treue hat ihnen das blutige Feld geweiht! — Ich hab' es schon bedacht," fuhr er fort, den Freund leise weiter ziehend, — „als ich mit dem Hochmeister im Garten wandelte. — Sieh dort in jener Ecke

— unter den Rosen: — sie waren deine letzten Grüße. Dort ist's so schön, wie nirgends sonst im Garten! Ein Vögelein sang heute früh noch in dem blühenden Busch: — wohl ist die Sommersonnwende schon vorbei: aber sie nehmen's nicht so streng mit dem Ablauf der Zeit, in der der liebe Gott sie zu singen verpflichtet hat: — sie singen ihm gern darüber hinaus was vor. — Ein Rotkehlchen war's: — die sind die sinnigsten von allen, sind eigentlich gar keine Vögel: gute Holdchen sind's. — Und da stehen dicht daneben, weiße Lilien: — hier, Friedmuth, wollen wir das Kind begraben."

Und so geschah's.

Noch am Abend dieses Tages waren Hezilo, der Innerhofer und seine Tochter auf die Burg gerufen worden, das Geschehene und den Beschluß des Vogtes zu vernehmen. Wohl zuckte der treue Hezilo zusammen: „Nach Preußenland!" stammelte er. „Das ist der Tod! Das ist das Grab. Sie sagen, keiner kehrt von daher zurück." „Ich gewiß nicht, mein lieber Bub'," sprach Friedmuth. „Nein — Katharina, erschrick nicht! Er darf nicht mit: — ich nähme ihn nicht, — auch wenn er wollte. Auch Oswin nehme ich nicht mit, der darum bat. Ich gehe allein. — Für euch ist gut gesorgt." „Wer wird nun Vogt?" fragte der Innerhofer bekümmert. — „Sei ohne Bangen: der Größte, Herrlichste im Reich. Du Katharina, komm: dir hab' ich ein hoch Geschäft bestimmt! Du sollst mit deiner kundigen Hand mir das Leichentuch fertigen, in dem wir Frau Demuth zum Grabe tragen." „O, wie gerne," rief das Mädchen mit feuchten Augen. „Hezilo hat mir von ihr erzählt: — wie schön sie war, — wie sie Euch gerettet hat, — wie gut sie war." „Ja, sie war gut," sprach Friedmuth. „Du aber sollst ihr die letzten Ehren von Frauenhand erweisen; du bist es wert; dein Hezilo hat

mir berichtet, wie du gern entsagt hättest, gern ihn einer andern gegönnt, um ihn zu retten. Wie du aber das Leichentuch fertigen sollst, — das sag' ich dir. Ich gebe dir auch den Stoff dazu: — in solchem ward noch nie ein Weib zu Grab getragen."

Die Nacht über brannte eine Ampel, mildes Licht verbreitend, in der kleinen Kapelle.

An der Leiche wachte und betete still Friedmuth. Manchmal richtete er das Auge von dem edeln bleichen Antlitz hinweg durch das Fenster in den nächtigen Himmel, der voll von Sternen stand: er suchte mit seinen Gedanken, mit seinem Sehnen auf einem dieser Sterne ihre Seele. Einmal kam, von dem Lichte gelockt, wohl auch vom Duft der vielen Blumen, mit denen Katharina das ganze Totenlager überschüttet hatte, durch das offene Bogenfenster ein großer, dunkelfarbiger Nachtschmetterling geflogen. Er schwebte über der weißen Stirn, die von Rosen dicht umrankt war, ließ sich, nur einen Augenblick, darauf nieder, und flog leise, leise wieder hinaus: träumerisch schaute der Trauernde seinem Fluge nach, bis der im Dunkel verschwand. Am frühen Morgen aber — hell glitzerte der Tau auf dem Gras und den Büschen des Gartens — trugen sie die holde Tote hinab aus dem Schlosse, das sie nur betreten hatte, darin zu sterben. Der Reiz des Lieblichen auf diesen sanften Zügen war nicht gewichen: aber der feierliche Ernst und die Marmorbläße des Totes hatten sie wunderbar geweiht, veredelt und verklärt: sie glich einer toten Königin, einer Martyrin, die im Siege starb.

Weiß war das seltsam lange, breite und schwere Grabtuch, in welchem, statt auf einer Tragbahre, die leichte Last geführt wurde. Friedmuth hatte das Haupt und die Schultern gefaßt, seine beiden Freunde die Füße. So schritten sie langsam die Treppe der Burg hinab in den

Hof. Hier schlossen sich die Leute von Goyen, die Knechte und die Mägde des Hauses, die Reisigen des Hochmeisters an: aber bloß bis zu der schmalen Thüre des Schloßgartens. Durch diese traten nur die drei Träger, gefolgt von Hezilo, Katharina und deren Vater. Bald standen sie an dem Grabe, das Friedmuth ganz allein am Abend des vorigen Tages aus dem Moosrasen ausgehoben und geschaufelt hatte. Keine Glocke klang: aber die Lerchen stiegen, ihre hellen Lieder schmetternd, vom Thalgrund bis zu der Höhe der Burg hinauf und sangen ganz nah' über dem Grabe.

Neben dem offenen Grabe stand der schlichte Sarg, den die Burgleute auf Walters Anordnung schon am Nachmittag vorher gezimmert hatten.

Vorsichtig ward die schmale Gestalt in den Sarg gelegt, indem Friedmuth das lange weiße Wolltuch, auf welchem die Tote getragen worden war, nun unter ihr hervorzog: er breitete es über den nächsten Strauch. Von diesem überhangenden Rosenstrauch streifte der Frühwind einzelne Blätter ab und streute sie über die Leiche, die Katharina ganz in weiße Leinentücher geschlagen hatte: noch einmal küßte er die edle Stirn. Nun führte ihn der Hochmeister sacht einen Schritt zur Seite. Er sollte nicht sehen, wie Walther und die Männer von Goyen den gewölbten Deckel mit den vier hölzernen Zapfen über der Gestalt schlossen.

Als dies geschehen war, senkten sie leise, schauernd, das leichte Gezimmer in die schwarze Tiefe. Nur noch einmal, als der Sarg dumpf aufstieß auf den Boden der schwarzen Höhlung, und ein paar gelöste Erdschollen dumpfen Tones darauf nieder rollten, schrie Friedmuth laut auf in wildem, heißem Weh und warf sich leidenschaftlich auf die Kniee, mit beiden Händen in die Tiefe langend.

Aber sofort faßte er sich wieder. Er sprang auf und schritt zu dem Strauch, über welchen er das weiße Leichen-

tuch gespreitet hatte: mit rascher Bewegung warf er es um die Schultern: — da zeigte sich ein schwarzes Kreuz auf der linken Seite: das Leichentuch war ein Mantel. Er wickelte den ganzen Leib fest in die starken Falten, bog das Knie vor Herrn Hermann und sprach: „An diesem Grab sag' ich der Welt für immer ab. In diesem Mantel will ich einst begraben sein: mein Meister, nimm mich hin.“ Und Herr Hermann legte ihm beide Hände auf die Schultern, beugte sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Friedmuth von Fragsburg, ich nehme dich als Bruder auf. — Nun schwöre mir zu: willst du dem Orden treu sein?“

„Ich schwör's. Bis in den Tod!“ sprach Friedmuth.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedlich sank die Abendsonne in dem Vigilthal, das den Eingang in das Enneberger Thal bildet, südwestlich von Brunneck, und grüßte mit warmem Lichte die ernsten Mauern des Klosters Sonnenburg.

Heute liegen sie zerfallen; nur ein halb zerbrochener, muschelförmiger Weihkessel von schöner Steinarbeit im Vorhof und ein zierliches romanisches Fenstersäulchen im ersten Stock erinnern jetzt noch an die alte Bestimmung und die alte Pracht dieser Stätte. Damals aber ragten die stolzen Mauern stattlich, beherrschend empor.

Vom fernen Hintergrunde des Thales her schauten die hohen Häupter der dunkel bewaldeten Berge feierlich herüber: die Rienz und der von Süden her eilende Gaderbach schienen Blut und Feuer dahin zu wälzen; bald flammend, bald

tief dunkelrot färbte beide Gewässer die Spiegelung des erglühenden Himmels. Das Gastgemach für Fürstinnen, andere hohe weibliche Gäste, und für den Bischof, den einzigen Mann, der, außer dem Beichtvater, das Innere des Klosters betreten durfte, war ein mit düsterer, feierlicher Pracht ausgestattetes, hochgewölbtes Gelaß.

Den Mittelgrund des Gemaches krönte ein thronähnlicher Stuhl, auf zwei Stufen, ähnlich dem „Dais“, von welchem herab die Lehen vergeben wurden, in starkgezogenen, geradlinigen Formen. Eine in Welschland erworbene eherne Taube mit versilberten Flügeln, einem Schnabel von Gold, und mit Augen von Rubinen, schwebte an dünner, goldgeflochtener Kette hoch vom Gebälk über dem Stuhl, und drehte sich manchmal leise, bei dem Schalle lauter Stimmen, — wie beschwichtend, mahnend. Die steil aufragende gepolsterte Rückwand das Thrones war von schmalen Säulen aus geschwärztem Eschenholz eingerahmt, welche die Gestalten der Apostel Petrus und Paulus trugen: zwei wagrechte, ebenfalls schwarze Rundhölzer bildeten die Armlehnen.

In dem Stuhle saß in dunkelveilchenfarbenem Gewand ein hoher Greis; ein gleichfarbig Seidenkäpplein bedeckte das Haupt, von schneeweißem, dünnem Haar wie von einem Kranz umsäumt: weiß waren sogar die Brauen, unter welchen mächtige Augen hervorschauten, Augen, gewohnt seit mehr als vier Jahrzehnten Seelen zu durchdringen und zu beherrschen.

Auf dem großen viereckigen Eichentisch in der Mitte des Saales lag verstreut allerlei kostbarer Frauenschmuck und daneben eine starke Rolle von Goldblech, von der Art derer, in welchen man Urkunden aufzubewahren pflegte. Neben dem Tisch aber, die Rechte darauf gestemmt, und zu dem gewaltigen Greis emporblickend, stand Frau Wulfheid, mächtig erregt. Denn sie hatte soeben ihren Bericht, ihre Erzählung

geschlossen. Ihre Wangen brannten, ihr graues Auge loderte und lebhaft wogte ihre Brust: ungeduldig erwartete sie des Bischofs Antwort.

Dieser aber, mit halbgeschlossenen Augen das Haupt zurücklegend an die Lehne des Stuhles fragte: „Ist das alles?“ — „Ja, und ich denke es ist genug.“ — „Hast du nichts verschwiegen, nichts übertrieben?“ — „Ihr solltet wissen, daß ich niemals lüge gegen meine Feinde. Ich bin viel zu stolz dazu.“ — „Ich meine: nichts, was zu deinen Gunsten spricht, Tochter?“ Hoch erstaunt sah Frau Wulfheid auf: „Noch mehr zu meinen Gunsten?“ Sie schwieg. Nach einer Weile sprach der Greis, mit leisem Kopfschütteln: „Ich muß Herrn Friedmuth schelten.“ Befriedigter nickte sie mit dem Haupt: er aber fuhr fort: „Denn er hat dich schlecht gezogen. Gehorsam, Ehrfurcht hast du nicht gelernt vor deinen Obern; nach weltlichem Recht: vor deinem Eheherrn, und nach geistlichem: vor deinem Bischof.“ — „Ich werde Zeit genug haben, die zweite Tugend zu lernen — im Nonnenschleier. Aber vorher will ich Antwort. Ist es wirklich so, wie er und der Vogelweider sprachen? Können wirklich Mitpaten nicht heiraten nach Gottes Willen?“ — „So ist es. Die großen Päpste Alexander und Innocenz haben diese Satzung festgestellt.“ — „Warum hast du — mein Ohm — mich nicht dessen gemahnt?“ — „Wie thöricht! Ich war Jahrzehnte fern in Welschland. Wie sollte ich wissen, daß ihr einmal vor Jahren miteinander Paten gewesen, bei irgend einer Taufe?“ — „Wohlan, so bleibt es dabei. Von seiner Gnade leb' ich nicht. Wie qualvoll hat mich's umgetrieben all' diese Tage — auf dem Wege von meinem Hause nach Brixen, und dann hierher, bis ich Euch endlich fand, — ob es eitel Lüge und Erfindung sei. Nun kehre ich nie zu ihm zurück.“ — „Gewiß nicht. Als dein Bischof würde ich es, nachdem ich um jenes Hindernis

weiß, nicht dulden dürfen, wenn du es noch so heiß verlangtest: und ob du zehnmal darum sterben müßtest." — „Aber Ihr werdet auch nicht dulden, daß er — auf meiner Burg! — mit jener Hexe lebt: Ihr werdet solches Ärgernis nicht verstatten! Denn ich klage sie an auf Zauberei! — Hört Ihr?" — „Verlaß dich darauf: die Kirche duldet kein Ärgernis und straft die Zauberei. Und ganz besonders mich hat der heilige Vater auserkoren, die in diesen Bergen leider nicht seltnen Werke der Magier und mit den Dämonen buhlenden Weiber auszutilgen: — muß es sein: auszubrennen." Sie atmete hoch auf: „Ich will mein Recht! Hört Ihr's?" — „Zweifle nicht, dein Recht, — dein volles, — soll dir werden." — „So will ich denn in dieses Kloster treten, wie Ihr mir wiederholt in diesem Jahr angeboten." — „Als du Witwe schienst und schwer bedrängt warst." — „Und zwar — wie Ihr das angedeutet — als Äbtissin. Der Platz ist ja frei, Ihr schriebt es. Denn zu dienen hab' ich nicht gelernt. Wo ich lebe, da will ich, nein: da muß ich gebieten. Ihr zögert! Wie? Nicht nur meinen Erbschmuck dort, — nicht nur mein vorbehalten Frauengut, — die ganze Fragsburg selbst mit allen Zubehörden von Wunn und Weide, von Vogteiherrn-Rechten und von andern — so lang ich lebe wenigstens — bring' ich dem Kloster zu. Ich denke, ich kaufe mich mit all dem Sach nicht billig ein in jene Würde. — Ihr überlegt? — Es wird darüber vielleicht zum Rechtsstreit kommen, aber wir werden, wir müssen obsiegen! Denn meine beiden Vettern liegen tot und der Herr von Schänna hat Anrecht auf die Fragsburg nur solang' ich seine Gattin."

„Es kommt nicht zum Streit darüber." — „Nun! Was bedenkt Ihr dann noch?" — „Ich überlegte, ob ich dir ohne Zustimmung Herrn Friedmuths den Schleier geben darf. Ich darf es: er ist nicht dein Eheherr, wie nun zu voller

Kenntnis der Kirche gelangt ist. Und da er nicht dein ehelicher Muntwalt ist, bin ich, dein nächster Schwertmag, deines Vaters Bruder, selbst dein Muntwalt. — Ich glaube selbst, — ja, ich bin ernst davon durchdrungen, — 's ist für dein Seelenheil das Beste." „Jedoch" — und sie furchte finster die buschigen Brauen, — „noch eins! Ich kann nicht Nonne werden, wenn Vorbedingung ist, daß ich Herrn Friedmuth und — ihr — seiner Zauberin vergebe: ich kann nicht verzeihen, — ich werde nicht vergeben." — „Das? — Das ist kein Hindernis. — Jedoch, bedenk' es wohl: unwiderruflich ist das Gelübde. Von den Fristen, von der Überlegungszeit kann der Bischof entbinden: — soll ich's thun?" — „Ich bitt' Euch drum, ich will, ich fordere es. Meine Entschlüsse sind von Eisen: ich nehme sie nie zurück." — „Wohlan! So lege hier in meine Hand das Gelübde ab, — der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams für immerdar." Frau Wulfheid warf noch einen kurzen Blick auf die Urkundenrolle. — „Ja, ich will's," sprach sie dann herb. „So kniee nieder! — Nein, auf beide Kniee. Ich nehme vorläufig nur dein Handgelübde, aber es gilt an Eidesstatt: — die feierliche Form folgt bei der Einkleidung." Sie gehorchte und sprach ihm die Formel nach. Dann erhob sie sich rasch. „Hier," sprach sie, auf den Schmuck weisend, „schon jenes Halsband würde genügen, den Mantel der Äbtissin reich zu bezahlen." „Äbtissin," sprach der Alte ruhig, „wirst du nicht."

———

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Wie?“ rief sie heftig, zornerglühend, „Ihr habt mir's selber angetragen!“ — „Ich hatte dich lange Jahre nicht mehr gesehen. Und vor allem — du hattest noch nicht gethan, was du mir jetzt berichtet hast.“ — „Was soll das? Was hab' ich gethan?“ — „Schweres, sehr schweres Unrecht.“ — „Ich? Ha, jene beiden ... —“

„Thaten dir kein Unrecht. Du selbst bezweifelst nicht: sie handelten in gutem Glauben. Ob Gott dadurch gekränkt ist und sein heilig Sakrament, das muß der Ewige selbst entscheiden, — der dies so gefügt oder doch so zugelassen hat. Du aber konntest, was du jetzt bist, Nonne werden, ohne zu vergeben. Denn du, Schwester, du hast nichts zu vergeben. Du hast vielmehr an jenem Tag, in jener Nacht ... —“ — „Mein Recht hab' ich gefordert! — Und da es mir nicht in Güte ward, hab' ich's erzwingen wollen; ist das Unrecht?“ — „Du hast nicht nur dein Recht, — Rache, wilde heiße Rache hast du gesucht mit Mordgedanken. Nein! Nicht bloß mit Mordgedanken: — mit versuchter That des Mordes! Du hast — mehr als einmal — die Waffe gezückt gegen die Fremde.“ — „Gottes Fluch schlage den Klimprer, der diese Waffe zweimal von ihr gewehrt!“ — „Mit solchen Flüchen wird man nicht Äbtissin. Bereue deine Sünden, Schwester!“ „Ich thät's nochmal!“ sprach sie heiser. — „So bleibst du so lang' in harter Klosterzucht, als dienende Schwester, bis du bereuest. Und zwar teil' ich dich zu besonderem Dienst einer Schwester zu, von der du jede Tugend lernen magst: zumal die, welche dir zumeist gebricht: die Demut.“

Wulfheid zuckte bei diesem Wort: „Und wer ist diese tugendreiche Schwester?“ — „Eine Frau, die, seit zwei

Jahren hier im Kloster lebend, alle, alle in jedem Vorzug der Nonne nicht nur, nein des Weibes, überstrahlt. Und bloß deshalb hab' ich so rasch dich, obzwar du noch so völlig unvorbereitet, aufgenommen als dieses Hauses unwürdige Genossin. Denn die einzige, der ich es zutraue, daß sie vielleicht — im Lauf der zermürbenden Jahre — dein hartes Herz erweichen und Christi würdig machen kann, lebt unter diesem Dach. Ein Weib, das vor vielen Tausenden gesegnet war durch alles, was in der Welt draußen ein Frauenleben schmücken, beseligen und krönen mag. — Ich kenne jede Falte ihres Herzens — und jeden Schmerz ihres schmerzenreichen Lebens! Sie hat sich bisher beharrlich geweigert, die Würde der Äbtissin anzunehmen. Jetzt werd' ich ihr befehlen, zu gehorchen. Ihr wirst du dienen: — ihr eifre nach." — „Wer ist die Hochgepriesene?"

„Schwester Irene hab' ich sie hier genannt: in der Welt hieß sie Gioconda von Paluzzo." — Er griff nach einer roten Schnur, die von der Decke herabhing, und zog leise. Hell klang draußen vor der Thür eine Glocke. Herein trat eine hohe Frauengestalt, in der Tracht der grauen Schwestern von Sonnenburg, tief das schöne Haupt vor dem Bischof beugend. „Schwester Irene," sprach dieser, „Ihr seid Äbtissin. — Still: — ich gebiet' es. Und ich übergeb' Euch diese neue Schwester. ‚Submissa' soll ihr Klostername sein. Sie bittet Euch demütig, ihre Dienste anzunehmen. Sie ist es, von der ich gestern mit Euch sprach." Da richtete Schwester Irene die ernsten, traurigen, wunderschönen Augen auf Frau Wulfheid: sie schwieg: niemand hörte den leisen Seufzer ihrer kaum geöffneten Lippen. „Wie? Gestern schon, bevor ich kam?" fragte Wulfheid, erstaunt sich zu dem Bischof wendend.

„Ja, denn schon vorgestern erhielt ich Botschaft von

dem Geschehenen." — „Durch — ihn?" — „Nein! Durch den ruhmeswürdigen Hochmeister der deutschen Herren, Hermann von Salza." „Seinen Freund!" rief Wulfheid stirnrunzelnd. „Er ist mein Feind." — „Nein, wahrlich nicht! Er kam gleich nach deiner Flucht auf die Fragsburg. Er schrieb mir alles, was gescheh'n. In Einem Stück muß ich dich loben, Schwester Submissa: du hast nichts verschwiegen, du hast dich nicht beschönigt. Viel günstiger für dich, als du selbst, hat er, der maßvollste der Männer, über dich berichtet." Heftig auffahrend wollte Wulfheid erwidern: aber da legte Schwester Irene mahnend einen Finger an den Mund und sah sie mit großen Augen tief ernst, doch gütig an: da schwieg Frau Wulfheid. Ehrfurcht faßte sie vor dieser Frau. „Die Frau Äbtissin weiß von allem. Du aber höre nun: du kaufst dich nicht durch Simonie ins Kloster ein. Die Fragsburg fällt als erledigt Lehen an das Reich. Kaiser Friedrich selber wird dort Vogt. Denn der Herr von Fragsburg ward Bruder der deutschen Herren und zieht gen Preußenland." Wulfheid wankte. „Und?" — Sie konnte nicht sprechen. — „Und seine Ehefrau ‚Demuth' ist plötzlich gestorben." „Ha! Sie hat sich selbst gemordet!" brach es nun heiß aus ihr hervor. „Sie ist in Ewigkeit verdammt," jubelte sie. — „Nein! Denn sie that's in äußerster Verwirrung des Herzens. Ich bin gewiß, daß ihr der Herr verzeiht. — Weh aber jenem sündhaften Sinn, der sie mit wilder Wut in die Verzweiflung trieb! — — Ihr seid entlassen, beide: doch noch eins. Der heilige Vater hat geboten, daß in allen Klöstern das letzte laute Gebet nach der Abend-Cena gesprochen werde für den deutschen Orden, der bald schwer bedrängt im Preußenlande ringen wird: ein Jahr lang vorläufig. Sorgt, Frau Äbtissin, daß dies streng befolgt wird. Und außerdem betet — so gebiet' ich — dies Kloster — einen

Monat lang — für jene arme Seele, die in Verzweiflung starb. Morgen, Frau Äbtissin, haltet Euch bereit, den Mantel fürstlicher Würde zu empfangen, und feierlich Schwester Submissa einzukleiden. Dies ist mein letzt' Geschäft im Kloster. Von hier geh' ich auf die Fragsburg und weihe ein einsam Grab."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im alten Preußenlande, hinter dem Kurischen Haff, im Osten, und dem Frischen Haff und der Danziger Bucht, im Westen, „wandert" die Düne: heute noch wie vor sechs Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden.

Der uralte Sand der See bildet die Grundlage des Festlandes viele, viele Meilen weit nach innen. Wohl ist diese turmhohe Sandschicht vielfach überkrustet von einer dünnen Heide-Narbe. Aber auch diese reißt gar oft die rasende, bohrende Gewalt des Sturmes auf und sie wühlt dann tiefe Furchen in den Sand, so daß man hier von Sandschluchten, wie in den Alpen von Felsenschluchten, sprechen mag.

Andere Striche sind Sumpf, sumpfige Wiesen, mit einzelnen Eichenbeständen, während aus dem Heidesand die magere Föhre, die verkrüppelte Kiefer zäh emporringt: freudlos, traurig, in schwerem, hoffnungsarmem Kampfe mit den erbarmungslosen Stürmen. Bei Elbing stehen die letzten Buchen; nur Menschenhand kann sie bewegen, weiter östlich sich zu wagen.

Mag es Sandheide sein oder Moorerde, — „Unland" bleibt es immer: so nennt treffend es der Ackersmann,

welcher der einförmigen, unfruchtbaren Öde nichts abzuringen vermag. Das Gras ist so sauer, daß selbst die Ziegen es verschmähen. Das dürre Heidekraut dient nur zum Verbrennen. In dem Wacholdergestrüpp, dem „Kaddig“, singt die Drossel nicht. Alles ist hier totenstill, unbelebt. Nur nach dem Wasser hin streicht mit trägem Flügelschlag eine Schar der immer hungrigen Kormorane — oder die heiser krächzende Nebelkrähe mit grauem Leib, schwarzen Flügeln und schwarzem Kopf. Die schmalen Rinnsale gelbbrauner Quellen gelangen selten in die See: sie versickern in den versumpfenden Teichen, voll gelben, giftiggrauen Schlammes und schwarzgrüner Binsen; oder sie verschwinden, aufgesogen in dem vertorften Moor.

Nun fehlt es ja heutzutage — nachdem deutscher Arbeitsfleiß seit sechs Jahrhunderten daran geschafft — nicht an fruchtbarstem, herrlichstem Lande, das reichlich Getreide trägt. Aber sehr vieler Boden ist doch auch heute noch: „Unland“. So niedrig liegt meist das Land, daß das Haff oder die See, stiegen sie nur um wenige Fuß, die ganze Ebene überfluten würden. Und über all' dies eintönige, zum Sterben traurige Ödland hin „wandert“ weit, weit in das Innere hinein die Düne. Alles überflutet, alles begräbt sie, vom Winde fortgetragen, in ihrem grobkörnigen Sande. Das raschelnde, trockene Dünengras vermag sie nicht zu binden. Sie steigt über Mauern, über Kirchen und Kirchtürme: leise, langsam, kaum merklich, aber unablässig, unaufhaltbar, alles unter sich bergend, ganze Dörfer, ja sogar Wälder. Auf der Frischen Nehrung standen die Dörfer Narmel und Narmedien: wo sind sie hingeschwunden?

Auf der Kurischen Nehrung verschüttet bei Sturm in einer Stunde der Triebsand, der Flugsand Reiter, Roß und Wagen. Turmhoch steigen die Dünen auf, achtzig Fuß hoch, weiß oder gelbweiß im blendenden Sonnenschein,

dunkelveilchenblau, drohend, im Schatten der Wolken: — streift dann ein Möwenschwarm darüber hin und gerät er in den Bereich des Lichtes, so glitzert die Luft wie blitzender Schnee.

Die meisten Dünen haben keinen Namen, — denn sie wechseln und wandern.

Am zähesten leisten noch die Wälder Widerstand: aber der glasharte Quarzsand zerfrißt die Rinde, den Splint: — alles vertrocknet, auch die Zweige, auch die Wipfel, die noch nicht verschüttet sind. Nach Jahrhunderten weicht die Düne weiter: dann ragen die toten Bäume aus dem Boden: fußtief im Innern voll von Moder. Dann stehen auch, nach Jahrhunderten, die begraben gelegenen Dörfer und Einzelhöfe wieder auf, — der Dünenwall ist weiter und weiter gezogen. Der Wind spielt nun mit den Trümmern, mit dem wenigen, was die Menschen bei ihrem flüchtenden Davonziehen vor dem alles bewältigenden Sande zurückgelassen hatten in den niederen, stets nur einstöckigen Hütten. Aber der Wind, der nun freien Zugang hat, deckt jetzt auch auf dem Kirchhof die Gräber auf. Er wühlt die deckende Sandschicht hinweg und rollt die Schädel, die verstreuten Knochen der Toten vor sich her, bis sie der Regen, der Schnee, das Eis, der Wind selber zerfressen, verschneit, verblasen hat. Nur schwere Grabsteine schützen die ihnen anvertrauten Toten vor solchem Geschick.

Inschriften auf solchem Gestein werden vortrefflich erhalten unter dem Schutze des trockenen Sandes, der Wasser und Luft und jeden Ansatz verwitternden Anwuchses viele, viele Fuß hoch fern von ihnen hält.

Was im großen von den ungeheuren Dünenwällen gilt, die Kirchtürme und hohe Föhren übersanden, das zeigt sich auch sonst in diesem Küstenlande manchmal im kleinen, wenn mäßige Sandhügel, flacheren Dünen ver-

gleichbar, niedrige Bauten der Vorzeit lange vergraben halten und allmählich wieder freigeben.

So ist vor kurzem westlich von Elbing eine wenig beträchtliche Sanddecke verschwunden.

In jener Gegend lag, nach allen Berichten der Vorzeit, nie eine Siedelung der Menschen. Vielmehr wird dorthin durch die Sage verlegt die Stätte einer alten, viel umstrittenen, kaum mannsbreiten Furt, die in der Zeit der deutschen Herren allein hier durch all' umgebende, Roß und Mann verschlingende Sümpfe führte.

Da fand man, nachdem Menschenhand den Rest der Sandwelle völlig hinweggeschaufelt, ein seltsam Bauwerk.

Eine kleine, niedrige Betkapelle schien es, deren altargleichen Mittelpunkt eine mächtige Steinplatte über einer Gruft bildete. Im Osten der Elbe kommen solche Bauten sonst fast nirgends vor. Im Süden Deutschlands, soweit der Strom italienischer Kultur drang, begegnen sie häufiger: denn die Heimat dieser Totenkapellen, Toten-Oratorien ist Italien.

Das Dach fehlte: der Sturm mochte es fortgerissen, die mannshohen Schneelasten des endlosen preußischen Winters mochten es eingedrückt oder benachbarte Bauern die Steine und Balken davongetragen haben, schon lange bevor der Sand es begrub. Ebenso war das Gemäuer der Vorderseite, welche die einzige schmale Eingangspforte enthalten hatte, verschwunden. Aufrecht stand die Hinterwand: nur war sie an beiden Ecken, wo die Seitenwände in rechtem Winkel anstießen, zertrümmert.

Gut erhalten aber war der mächtige, Manneswuchs weit überragende Grabstein, welcher fast die ganze Länge der nur vier Schritte in der Tiefe, zwei Schritte in der Breite messenden Grabkapelle bedeckte. — Wer hatte diesen Stein hierher bringen lassen? — So weit her!

Denn roter Porphyr war es: wie er in den Alpen,

am schönsten in dem Etschthal, vorkommt. Nur wenig war der harte und edle Stein an den Kanten verwittert, abgebröckelt. So an dem oberen Ende das Wappenschild: es waren wohl drei Sterne gewesen.

Die lange lateinische Inschrift aber, die ihm eingegraben, war zum größten Teil noch lesbar: die Reste besagten — in deutscher Übertragung — etwa Folgendes:

„... nach des Herrn Geburt im Jahre eintausendzweihundertsiebenunddreißig, nachdem die junge Burg Elbing von den Heiden überfallen und verbrannt ... den Rückzug des hart bedrängten Ordensheeres, zumal das heilige Sakrament, zu retten vor der grimmen Heiden Überzahl, erbot sich freiwillig, allein hier auszuhalten, die schmale Furt des Moors verteidigend, der ehrenreiche und edle Komtur der Werderburg von Sankt Marien, Ritter Friedimuth .... ihm danken das Leben der Landmeister selbst, mehr als zwanzig Ritter und zweihundert Knappen ... sogar die Heiden ehrten den Toten durch Bestattung seiner Leiche, in seinem Panzer und seinem Mantel, den fünf Pfeile durchbohrt, an diesem Orte seines Heldentodes .... Jahre später haben zu seinem Andenken hier dies Bethaus erbaut drei Männer und zwei fromme Frauen: der Hochmeister Herr Hermann von ...., der dankbare Landmeister Herr Hermann Balka, Herr Waltharius ...., die Äbtissin Irene und deren Freundin, die Priorin Submissa, beide des Klosters .... Diese beiden Frauen haben den Stein, aus des Ritters Heimat an der Athesis, gestiftet. Die Äbtissin hat ihn selbst hierher gebracht. Erkrankt von der Mühsal der weiten Reise, starb Frau Irene, einsam im Gebet an diesem Steine knieend. —

Herr Friedimuth war allen im Orden sehr teuer gewesen: nun lohnt der reiche Gott im Himmel ihm ewig seine Treue.“